Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 182. 1 Julius 1833.

Drei Jahre in Nordamerika.

Three Yars in North-Amerika; by James Stuart Esq., London 1833. 2 Vols.

Stuart's Buch ist eine verständige und vorurtheilsfreie Beobachterstat ung über Leben und Sitte in den Vereinigten Staaten, die weder überall in die Lobposaune stößt, noch von dem Geiste der Verkleinerungssucht oder der Schmählust getäuschter Erwartungen sich leiten läßt, sondern das Gesehene und Erlebte offen, wahr und glaubwürdig abspiegelt und wieder gibt. Es mag deßhalb in jeder Beziehung als **Vermittlungswerk** zwischen den disparatesten Erzählungen und Schilderungen der Heere von Reisenden, namentlich der englischen (von Fearon bis zur Mißtreß Trollope herab), welche die Vereinigten Staaten besucht und beschrieben h ben, betrachtet werden. Der Verfasser ist durchaus nicht in einer so unbilligen Vorliebe für die seidenen Fäden des hochverfeinerten Lebens befangen, daß er darum die weniger geschliffenen, oft wohl noch rohen Erscheinungen des amerikanischen Gesellschaftsverkehrs mit übertriebenen Farben darstellen sollte; er hat zu gesunde Ansichten und zu viel praktische Lebensphilosophie, als daß er da, wo er zu Vergleichungen zwischen seinem Lande und der Union in Bezug auf Einrichtungen, die entweder zur höheren Verfeinerung des Lebensgenusses oder zur besseren Beschaffung des Nothwendigen wie des Nützlichen dienen, durch äußere Anlässe geführt wird, sich im Sinne des verwöhnten, des eigenliebigen oder parteiischen Britten zu äußern, wohl gar schielenden Witz spielen zu lassen vermöchte. Seinem Motto aus Dr. Johnson: „der wahre Zustand eines jeden Volks ist der Zustand des gewöhnlichen Lebens (the true state of every nation is the state of common life),“ ist er mit Treue und Glück in der Ausführung nachgekommen. — Sein Werk besteht aus zwei starken Bänden, von denen der erste sich hauptsächlich mit ins Einzelne gehenden Angaben über die Stadt und den Staat New-York. von da aus nach Boston und Philadelphia gemachten Reisen und mancherlei Ausflügen zu Wagen und zu Schiffe beschäftigt, der zweite aber den südlichen und westlichen Staaten gewidmet ist.

* * *

1. Die Stadt New-York.

Ich hatte schon Vieles von der wunderschönen Lage New-Yorks, wenn man sich dieser Stadt von der Seeseite nähere, gehört, allein die Wirklichkeit übertraf noch alle meine Erwartungen; es ist unstreitig eines der herrlichsten Landschaftsgemälde der Welt. Eine solche glückliche Vertheilung von Land und Wasser, eine solche Mannichfaltigkeit von scharf ausgeprägten und gefälligen Zügen wüßte ich kaum irgendwo an den Seeküsten oder den Flußufern der britischen Inseln zu nennen. Die Bai von Dublin, die Insel Wight, das Haff des Forth oder Clyde — keines zeigt die Schöpfungen der Natur in einem größern Maßstabe oder in mannichfaltigeren und anziehenderen Bildern. Nichts fehlt, als jene Kühnheit des Landschaftscharakters, den stolze Höhen und Berge einer Gegend verleihen. Die Berge oder Hügel, die die Aussicht nach drei oder vier Seiten hin begränzen, sind nirgends über vier- bis fünfhundert Fuß hoch.

Ein großer Theil der Stadt selbst ist vom Wasser aus nicht sichtbar -- da die Insel, auf der sie erbaut ist, aus wellenförmig sich hebendem und senkendem, übrigens nirgends hoch ansteigendem Boden besteht. Einen herrlichen Anblick gewähren indeß die Kirchthürme, wenn sie zwischen den die Straßen beschattenden Bäumen und den die Stadt von allen Seiten (die nördliche ausgenommen) umgebenden Mastenwäldern im Abendsonnengolde aufglühen. Die Lage der Stadt, wie sie auf dem südlichen Theile der Insel in die Bai vorspringt, ist äußerst merkwürdig. Die Insel hat bei einer Länge von 12 — 13 und einer Breite von 1½ engl. Meilen ganz das Ansehen einer schmalen Landzunge, die überall vom Meere umspült ist, ausgenommen auf der Nordseite, wo sie von dem festen Lande durch den Harlemsfluß getrennt wird, über den lange hölzerne Brücken führen.

Kaum hatten wir das Werft auf der Ostseite der Stadt erreicht, so kamen sogleich einige Zollbeamte an Bord, um die Kajütenthüren zu versiegeln, bis das Gepäck untersucht war, und darauf zu sehen, daß die sogleich ans Land mitzunehmenden nöthigen Sachen nichts Zollbares enthielten. Miethkutschen *) warteten schon, und führten uns nach dem in dem Broadway (Breite-Straße), der Hauptstraße von New-York, gelegenen Stadt-Gasthofe (City Hotel). Dieser große Gasthof hat zwei verschiedene Eingänge — einen für die amerikanische, den andern für

*) Hier hacks statt des gewöhnlichen engl. Worts „hakneys“ genannt. D. Verf.

die europäische Seite des Hauses. Wir wurden in letzterer untergebracht, die von einem englischen Kellner, der früher in Brooke's Club *) in London gedient hatte, trefflich besorgt war.

Der Temperaturwechsel, als wir vom Schiffe ans Land kamen, war höchst auffallend. Auf dem Schiffe stand das Thermometer selten über 70 Grad Fahrenheit, hier dagegen war es einige Tage bis auf 90 gestiegen; ein Grad von Hitze, der zu jeder Zeit, noch mehr aber so spät im Jahre, in diesem Theile der Vereinigten Staaten ungewöhnlich ist. Es trieb uns, den schönen Abend zu benützen, und uns wenigstens etwas in New-York umzusehen; so machten wir uns denn auf den Weg. Unsere Freude war jedoch von kurzer Dauer; denn die Hitze war so drückend, daß sie uns bald zur Heimkehr nöthigte. Man kann nichts Freundlicheres sehen, als die hellen, breiten Straßen, namentlich den Broadway — der Lieblingsspazierweg, der ganz das ist, was ehedem die Königinstraße (Queen's-Street) in Edinburg an schönen Sommerabenden gewesen, und in London Bondstreet oder Regents-Street jetzt ist: auch die meistentheils sehr hübschen und mit Gas erleuchteten Kaufläden, — Stores, wie sie der Amerikaner nennt, — in denen sich nun die den Tag über durch die unmäßige Hitze zu Hause gehaltene Volksmenge umtrieb, gaben uns mancherlei zu schauen.

Die Lage dieser Hauptstadt der neuen Welt hätte nicht glücklicher gewählt werden können, so recht fast im Mittelpunkte der Küstenlinie dieses großen Festlandes, mit einem sichern, tiefen und unbeschränkt geräumigen Hafen, der die Mündung des Hudson selbst in sich begreift; einzig in ihrer Art hinsichtlich der Erleichterungen, die sie dem Verkehre mit den innern Theilen des Landes, und zwar nicht bloß durch ihre Sunde und Flüsse, sondern auch durch ihre, jüngster Zeit erbauten Kanäle darbietet, die durch die eifrigen und unermüdlichen Bemühungen des letzten Gouverneurs des Staats New-York, de Witt-Clinton, vor ungefähr drei Jahren vollendet und in vollen Gang gebracht wurden. Der Erie-Kanal, der Clinton's Namen unvergänglich erhalten wird, beginnt an der Stelle im Hudsonflusse, ungefähr 160 engl. Meilen nördlich von New-York, wo der Fluß für größere Schiffe nicht mehr fahrbar ist. Der Kanal hat eine Länge von 360 englischen Meilen und gibt den Verbindungsweg zu dem 568 Fuß über dem Hudson bei niederem Wasserstande gelegenen Erie-See und dadurch natürlich auch zu dem Huron-, Michigan- und Superior-See, die mit einander das ausgedehnteste Süßwasser-Becken des Erdballs bilden. Die glückliche Ausführung dieses großen Werks hat zu kostbaren Fortsetzungen des Systemes der Wasserverbindungsstraßen, namentlich zu dem bereits weit vorgerückten Kanal vom Erie-See in den Ohio Anlaß gegeben, der die Binnenschifffahrt von New-York in den Ohio, Missuri, Mississippi und damit bis nach Pittsburgh, Cincinnati, St. Louis, Neu-Orleans und zu dem Golf von Mexiko fortführt — eine binnenländische Wasserstraßenlinie, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Mit Kanada steht New-York vermittelst des Champlain-Kanals durch den Champlain-See in Verbindung.

*) Einer der vornehmsten und fashionablesten Klubs in London, wo in der, durch Ballotirung statt findenden, Aufnahme eines Mitglieds äußerst wählig verfahren wird, und zu dessen Mitgliedern z. B. in den 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts der nachmalige König Georg IV, der berühmte Fox, Sheridan u. A. m. gehörten. D. Ueb.

Unabhängig von seinen Kanälen genießt New-York durch seine Binnen-Seen und Flüsse die erstaunlichsten Vortheile. Der Long-Island Sund bietet eine zweite Wasserfahrbahn nach dem atlantischen Meere und eine sichere Wasserstraße für die Dampfboote und sonstigen Schiffsgelegenheiten nach dem ganzen Long-Island, und den Staaten Conecticut, Rhode-Island, nach New-Haven, Hartford und Providence. Der New-York-Sund und die nächsten Flüsse eröffnen den Weg nach den Küsten von Neu-Jersey und Staaten-Island, und bringen den Reisenden, vermittelst der Dampfschifffahrt, in wenigen Tagen von New-York nach Philadelphia. Bei einer so ausnehmend günstigen Lage darf man sich denn nicht wundern, daß die Einwohnerzahl und der Handel New-York's, seitdem alle Hemmnisse bei dem Frieden von 1783 weggeräumt wurden, in einem beispiellosen Grade zugenommen haben. Damals belief sich die Einwohnerzahl auf 22,000 — eine Zahl, die sich — wohlgemerkt! in den 12 vorhergegangenen Jahren ziemlich gleich und fast dieselbe geblieben war. Im Jahr 1790, also 7 Jahre nach dem Frieden, war sie bereits auf 33,000; im Jahr 1800 auf 60,000; im Jahr 1820 auf 123,900; im Jahr 1825 auf 166,000 gestiegen, und beträgt jetzt gegen 200,000, außer den 10 bis 12,000 Einwohnern des, eine (engl.) Viertelsmeile entfernten Dorfes Brooklyn auf Long-Island. Keine andere Stadt der Vereinigten Staaten hat in gleichem Verhältnisse zugenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Rom im Jahre 1833.

9. Die Kafferhäuser.

Die jetzigen Römer haben sich dergestalt in die Kaffeehäuser eingelebt, daß man kaum begreifen kann, was sie getrieben haben mögen, ehe diese nicht über 120 Jahre alten Unterhaltungs- und Aufenthaltsorte sich ihnen öffneten. Hierüber wird uns von erfahrnen Leuten Folgendes berichtet. Erstens besuchte man die Weinkneipen häufiger, und für die höheren Stände dienten die Apotheken, wo Sommers Cedro-Syrup mit Eiswasser, bei feuchter und kalter Witterung aber ein Cordiale eingenommen, und ein Stündchen oder mehr verplaudert wurde. Auch zu Rom waren die Griechen die ersten Kaffeewirthe, und noch nennt sich das Kaffeehaus an dem Trevibrunnen, und das in ganz Deutschland so wohl bekannte in der Straße Condotti von daher Caffè del Greco. Seit der Franzosenzeit hat sich die Zahl bedeutend vermehrt. Einige können mit denen anderer großen Städte an Glanz wetteifern; das im Erdgeschosse des Palastes Ruspoli möchte durch Raum, Garten und Lage wenige seines Gleichen haben; die älteren begnügen sich mit mäßiger Eleganz, die in den entfernteren Stadttheilen gehen je näher dem Thore, desto mehr in Branntweinbuden aus, ungeachtet man in ihnen gewöhnlich christlicheren Kaffee findet, als in den glänzenderen zweiten

Rangs. In diesen Häusern werden außer allen herkömmlichen warmen Getränken Zuckerwerk, Likörе, Limonaden, Mandelmilch — hier aus Melonenkernen bereitet — und im Sommer auch Eis verkauft. Winters verkaufen letzteres nur das Café del Veneziano Platz Siarra, Café nuovo Palast Ruspoli, Nazarri auf dem spanischen Platze, und das Café delle Convertite auf dem Corso. Der Preis einer Porti n ist 8, 7, 6 Bajocchi. Es werden auch halbe und sogar gemischte halbe Portionen gegeben; Vormittags immer nur Granita, halbgefrorne Limonade und diese vom 1 Junius bis 1 November. Einige wenige alte Kaffeehäuser geben kein Eis ab, z. B. Café Greco in der Via Condotti. Wer nicht beständig verfertigt, kündigt es durch Limonenschalen an, welche in Bänder abgeschält mit Rebenblättern über dem Eingange aufgehangen sind.

In der Regel besteht ein solches Café aus einem Zimmer im Erdgeschoß, im Hintergrund befindet sich ein laufender Brunnen, eine Madonna darüber, rechts und links sind Zuckerwerk, Chokoladetafeln, Likörflaschen u. s. w. mit vielem Geschmack geordnet; auf dem Tische liegt die frische Kuchenbäckerei, Sommers unter Flor, dahinter ist ein kleiner Ofen für Kaffee und Wasser, gefüllte Gläser mit reinem Wasser stehen bereit. Ein Gast tritt ein, der Aufwärter merkt sogleich, ob es einer der Stuhlheizer (Scaldasedie) ist, oder ein Verzehrender, jenen ignorirt er, oder spricht ihn um eine Prise Tabak an; diesen fragt er, was er befehle; letzteres wird mit lauter Stimme und dem herkömmlichen Jargon gegen den Tisch gerufen, so wie die bezahlte Summe und was man herausverlangt oder zur Trinkgeldszeit in die Kasse liefert. Einige Zeitungen fehlen in keinem Kaffeehause, in manchen ist auch ein Nebenstübchen, Camerino, je geheimer, desto besser.

In vielen dieser Häuser erscheint seit Jahren dieselbe Gesellschaft zu derselben Stunde. Ueberall fehlen Geistliche, Mönche, Frauen nicht. Auch das gemeinste Volk erscheint ohne Schüchternheit, hier sein Bedürfniß zu befriedigen, Kinder mit Eltern oder Wärterinnen holen sich Zuckerwerk oder Eis, und der Bettler geht so lange zwischen den Tischen umher, als ihn der Aufwärter nicht hinausweist. Ein Bettler ganz eigener Art ist aber der weltberühmte Bajocco im Café Nuovo, ein Gnom von 20 par. Zoll Höhe, dessen Gewerbe im Bringen der Zeitungen und Stühle, und dessen Kunst im Auffangen eines ihm auf die Stirne gelegten Bajoccos durch den Mund besteht. Dieses arme Geschöpf machte sonst gute Geschäfte und war der Hofzwerg des römischen Publikums. Jetzt wird er alt und klagt über schlechte Zeiten; doch läßt er sich nächtlich nach Hause tragen. Morgens sehr früh füllen sich diese Räume mit Handwerkern und Leuten jedes Standes, welche ihr Frühstück einnehmen, dann erscheint die vornehme Welt. Gegen 11 kommen die Törtchen aus dem Ofen, gegen Mittag, als der menschenleersten Zeit, wird gescheuert, und werden die Lampen geputzt. Gleich darauf erscheinen die, welche ihren Kaffee nach Tisch nehmen, am gefülltesten sind die Räume von Ave Maria bis zwei Stunden darnach. Um 3 oder 4 (Italienisch) schließen die Meisten, nur am Platz Colonna bleibt wechselnd ein Kaffeehaus für Postkouriere, Reisende und überhaupt für Leute offen, welche nicht nach Hause zurückkehren können. Auch bei jedem Theater bleibt Eines geöffnet, so lange dieses spielt. Der Vertrieb ist bedeutend, denn beinahe alle Römer lassen ihren Kaffee aus den Häusern holen, aber der Aufwand ist groß, und die Aufwärter veruntreuen Vieles. Geraucht wird nur in wenigen, am meisten im Café Greco, gespielt nirgends, sogar nicht Domino. Doch besteht ein eigenes Kaffeehaus für Schachspieler. Jeder geht beinahe täglich zur bestimmten Stunde in sein gewohntes Kaffeehaus, dort trifft man ihn, hinterläßt ihm Billette u. s. w., Spione fehlen natürlich keinem. Oft stellen sie sich schlafend, um ihr Verweilen zu motiviren und die Aengstlichkeit zu verbannen. Zeitungen werden ganz eigentlich durchbuchstabirt und der deutlichste Beweis, wie nothwendig dem Römer diese Häuser sind, ist der Umstand, daß wenn sie wegen des Gottesdienstes geschlossen sind, immer Wartende auf der stehengebliebenen Bank die Eröffnung erwarten, per far ora.

Meinung der Chinesen von dem russischen Reiche.

Der von uns bereits erwähnte Leontjewski richtete an die nordische Biene über diesen Gegenstand nachstehendes Schreiben: „Viele meiner Freunde und Bekannten wünschen die Meinung der Chinesen von unserm Vaterlande zu kennen. Ich suche ihre Neugierde nach Möglichkeit zu befriedigen, indem ich eine Uebersetzung aus einem Buche mittheilen will, welches Si-jui-wen-zsian-lu (Nachrichten von den Reichen, welche nordwestlich von Tschun-go liegen) heißt, und von Zi-schi-i-sem verfaßt ist. Dieses Buch kann wegen seiner Wohlfeilheit jeder haben und lesen, und die darin im Anhange des 4ten Theiles enthaltene Meinung von unserm Vaterlande kann man als die allgemeine ansehen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die ohnehin sehr verstümmelten Nachrichten größtentheils von den Mongolen entlehnt sind, welche an den russischen Gränzen nomadisch umherziehen. Zi-schi-i, mit dem Beinamen Tschun-juan, beschreibt Rußland in der tschun-golschen Sprache folgendermaßen: Die O-lo-ssy (Russen) bilden das größte im Norden befindliche Reich. Ostwärts gränzt es ans Meer, südlich an Tschun-go, *) nordwestlich an Kun-ga-erl (die Türkei), von Osten nach Westen liegt es in einer Ausdehnung von nicht ganz 20,000 Li **) und von Norden nach Süden in einer Ausdehnung von 1000 bis 3000 Li, denn es ist nicht an allen Orten gleich breit. Ihr Herrscher heißt Chan ***) und die O-lo-ssy selbst nennen ihn Tscha-Chan-Chan. ****) Beim Ableben des Königs verehren die Unterthanen, wenn kein Nachfolger da ist, seine Gattin als Chan. Der Titel Tscha-Chan-Chan pflanzte sich von dem Stifter der regierenden Familie von Geschlecht zu Geschlecht fort, weßwegen die Unterthanen ihn mit diesem Namen benennen. Die O-lo-ssy haben eingefallene schwarzgraue Augen, eine bucklige Nase, rothen Bart und gleiche Haare; Männer und Weiber lassen solche wachsen. Um die Haare kraus zu machen, waschen die Männer solche mit Wasser, worin Leim aufgelöst wurde, und kämmen sie dann, das weibliche Geschlecht aber thürmt sie nach dem Kämmen hoch auf. Die Männer tragen ein Ueberwurfkleid, das auf allen Seiten zugeknöpft ist; die Weiber tragen einen langen Rock, den Schanj, Pao und Gua, †) und ihr ganzes Kostüm gleicht dem chanischen (chinesischen), nur daß sie die Füße nicht verkleinern. ††)

*) Tschun bedeutet Mitte und Go das Reich, Tschun-go also das die Mitte der Erde einnehmende Reich.

**) Ein Li hat 720 Schritte.

***) Ein mandschurisches Wort, das einen Herrn bedeutet.

****) Mongolisches Wort, das weißen König bedeutet.

†) Der Schanj ist eine Art Mieder, das von dem Hals bis unter die Brust zugeknöpft wird und weite Aermel hat; der Pao ist ein Ueberrock, der gleichfalls vom Halse schief herunter unter der rechten Brust zugeknöpft ist; Gua ist ein Halbrock mit weiten Aermeln, der mit kugelförmigen Knöpfen zugeknöpft und in China allgemein getragen wird.

††) D. h. sie verunstalten den Fuß nicht, indem sie die vier kleinen Zehen unter den großen umbiegen.

Die Frauen tragen auch keine Hosen und haben deßhalb lange Röcke. Die O-lo-ssy prägen silberne Münzen mit dem Bildniß ihres Chans, höchstens 7 Tsian *) an Gewicht, und nennen sie A-la-ssy-lan. Sie folgen den Jan (Europäern) hinsichtlich der Zeitrechnung, der Sonn- und Mondesfinsterniß, und irren sich darin niemals. Hinsichtlich der Wohnungen lieben sie hohe Häuser von 4 bis 5 Stockwerken, die gänzlich von Holz sind, und die sie größtentheils mit Oelfarben bemalen; Backsteine und Ziegeln gebrauchen sie nicht, mit großer Kunst aber wissen sie die Häuser mit Vergoldung, Bleiweiß und Bildhauerarbeit zu verzieren; wenn man die Fenster öffnet, so sieht man alle vier (innern) Seiten. Man verziert sie mit Gläsern von verschiedenen Farben und mit Silberstoffen; Aermere gebrauchen das in ihrem Lande gewonnene Frauenglas. Alle aber wenden es so an, daß es Vergnügen erregt. Bei der Erbauung ihrer Häuser verwenden sie viel Holz, und leicht entsteht ein Brand; darum ist streng vorgeschrieben, sich mit dem Feuer in Acht zu nehmen. Bei der geringsten Unvorsichtigkeit verwandelt das Feuer eine Menge Häuser in Asche. In ihren Häusern finden sich Diwans, Tische, Stühle, Lehnsessel, Fußschemel, kurz Alles wie in den südlichen Provinzen (China's). Weder Männer noch Weiber können mit untergeschlagenen Beinen sitzen; sie waschen sich zweimal des Tages. Wenn sie Verwandten, Freunden, Bekannten oder Fremden begegnen, so bezeugen sie ihre Ehrfurcht nicht durch Kniebeugen oder Darreichen der Hand, sondern sie küssen sich. In den Thee thun sie Zucker und trinken ihn so. **) Sie nähren sich von Weizenmehl. Bei der Mahlzeit bilden Fische die erste Tracht, dann kommt Schweinefleisch. Den Stern-Anis brauchen sie als Naschwerk und jeder ißt davon. ***) Getreide jeder Art findet sich bei ihnen im Ueberfluß. Auch füttern sie die Hausthiere damit. Ihre Hauptstadt ist groß, sie hat 50 bis 40 Li im Umfange. Civil- und Militärbeamten tragen bei ihnen Degen, deren Scheiden von Gold, Silber, Messing, Zinn und Eisen sind, wodurch sich die Klassen der Beamten unterscheiden; man darf nur nach den Degenscheiden sehen, so kann man wissen, zu welcher Klasse ein Beamter gehört. Die gemeinen Leute bauen alle das Feld und zahlen Abgaben. Von dreien wird einer und von fünfen zwei zum Kriegsdienste berufen. Die Soldaten haben Kasernen, in denen sie fünfzehn Jahre bleiben, jeder erhält ein Pferd und Waffen, sie dürfen aber nicht nach Hause zurückkehren und sich verheirathen. Jeden Tag werden sie in den Kasernen unterrichtet, und gewöhnen sich an den Gebrauch der Waffen. Jeder Soldat erhält monatlich einen Aslassylan und einen Dan Proviant. Nach 15 Jahren erhalten sie ihren Abschied. Die Strafen sind äußerst streng. Ein Mann wird wegen Diebstahles und ein Weib wegen Ausschweifung zum Tode verurtheilt, ohne daß man fragt, ob sie es mit Vorbedacht oder ohne Vorbedacht gethan haben; wer über die Gränze in ein fremdes Reich flieht, wird mit Abschlagen des Kopfes bestraft. In ihrem Reiche sind viele bedeutende Berge und Flüsse; auch ist der Boden nicht immer gleich, an dem einen Orte trägt er Früchte, an dem andern ist er schlecht. Bei ihnen findet sich Sandzucker und Zuckerkand, Schreibpapier, Ga-la-min-zsin (Tücher), Glas, schwarze Füchse und Zobel, Eisfüchse, Luchse, Eichhörnchen, Biber und Fischotter, aber wenig Gold und Silber; Früchte, Küchengewächse u. dgl. sind in allgemeinem Gebrauch. Ihre Sitten hinsichtlich der Treue der Beamten gegen den Kaiser sind sehr erhabener Art. Eine regierende Familie dauert schon durch Erbrecht einige tausend Jahre fort."

In den **Memoiren über den Nordwesten** heißt es: O-lo-ssy, manchmal auch Lotscha *) genannt, hieß früher das Reich Din-lin. Dort sind die Nächte kurz und die Tage lang; sie haben viele große Flüsse und Seen, wo die Einwohner auf Schiffen zusammenkommen. Bei ihnen finden sich alle Arten von Getreide, von Hausthieren, Früchten und Küchengewächsen, Glas, farbiges Tuch, Goldpapier, weißes Eisen (Blech), rothe und schwarze Juchten und anderes Leder. Die Menschen haben ein weißes Gesicht, eine Buckelnase, eingefallene grüne Augen, einige auch schwarze, und Dieß sind die Nachkommen Li-lins von der Dynastie Chan; ihre Haare sind kraus, der Bart roth, mit Kleidern sind sie ganz überdeckt, und sie tragen Schuhe ohne Spitzen vorn; zur Nahrung nehmen sie etwas Saures, das einen sehr scharfen Geschmack hat, nach Branntwein sind sie sehr begierig, zum Essen gebrauchen sie auch trockne und frische Fische, Grütze und Getreide. Ihre Häuser sind unordentlich aus Brettern aufgebaut, und schräg aufgestellte Stangen (Pallisaden) bilden die Mauern ihrer Städte. Aus Silber schlagen sie Geld. Kleine Sandsteine gebrauchen sie als Zsian (so nannte man ehemals kleine Tafeln zum Schreiben). Das Haupt ihres Glaubens ist Je-su. **) Während der Herrschaft von Kan-ssi (der zweite Kaiser aus der jetzt in China regierenden Familie) begannen die O-lo-ssi in Verbindung mit Tschun-go zu treten, und sandten kluge Männer in dieß Reich, damit sie sich unterrichten und aus unsern Büchern übersetzen sollten. Sie studirten die Bücher Sso-zso (der vier Weisen) und entfernten sich dann. Aber seit dem Jahre 1820 (1755 n. Ch.), unter der Herrschaft Tsian-luns, wurden durch A-mu-ersa-sa-na aus Zorn über die Tu-erl-schu-te ***) alle Handelsverhältnisse abgebrochen.

Selbst Tschun-juan-schi schreibt: Oloßi (auf mandschurisch Oroß) ist zwar ein großes Reich, umfaßt aber nur einen schmalen und langen Strich Landes. Seine innern Verbindungen sind unbequem, und da es zwischen Tschun-go und Kun-ga-erl in der Mitte liegt, so ist es sehr um seine Erhaltung besorgt, und man kann deßhalb kaum sagen, daß es in einer selbstständigen Lage sey. Seit dem Jahre 1820 (1755 n. Ch.) unter der Herrschaft Tsian-luns führt es fortwährend Krieg mit Kun-ga-erl. Die Liebe der Einwohner zum Vaterland, ihre Treue gegen den Herrscher, ihre Achtung gegen Vornehme und Greise geben ihnen ein großes Recht auf das Lob verständiger Männer.

*) Ein Tsian ist der zehnte Theil eines Lian und der 116te eines russischen Pfundes.

**) Die Chinesen trinken den Thee ohne Zucker, und wundern sich, daß man in Europa den Geschmack des Thees mit Zucker verderbe.

***) Viele meiner Bekangten in der chinesischen Hauptstadt wunderten sich, daß die russischen Missionäre gar keinen Stern-Anis gebrauchen, und schlossen daraus, daß die ganze Beschreibung falsch sey.

*) Vermuthlich von dem altrussischen Worte Lowtscha, Jäger.

**) Diesen Namen kennen sie von den katholischen Missionarien.

***) Die in der astrakhanischen Steppe nomadisirenden Kalmüken gingen auf chinesisches Gebiet hinüber.

Antikenfund in Clermont.

Zu Clermont, in der Straße Assas, wurde zehn Fuß tief unter dem jetzigen Boden unlängst eine sehr gut erhaltene Mosaik gefunden, die sowohl hinsichtlich der Arbeit, als des guten Zustandes, in dem sie sich noch befindet, nichts zu wünschen übrig läßt. Bereits ist eine Art Rose von sieben Fuß fünf Zoll Durchmesser zu Tage gefördert. Die Mitte derselben bildet ein regelmäßiges Sechseck von ein Fuß Länge auf jeder Seite, das, wie die berühmte Mosaik von Dirleoli in Rom, ein Medusenhaupt einschließt. Die Schlangen, die das Haar bilden, sind sehr gut in verschiedenfarbigen kleinen Marmorwürfeln ausgeführt. Den sechs Seiten des innern Sechseckes schließen sich sechs andere Hexagone von derselben Größe an, in denen sich verschiedene farbige Arabesken befinden. Das Ganze umschlingt eine Randleiste von Schlangenlinien, in denen Schwarz, Dunkelroth, Weiß und Gelb regelmäßig abwechseln. Diese Mosaikarbeit gehört zu dem von den Römern sogenannten Opus tessellatum, das bei ihnen so beliebt war, daß in Pompeji und Herkulanum kaum ein Haus zu finden ist, dessen Atrium nicht mit Mosaik gepflastert wäre. Man weiß noch nicht, ob der gefundene Fußboden einem Tempel oder einem öffentlichen Gebäude angehörte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 183. 2 Juli 1833.

Rom im Jahre 1833.

10. Kneipen.

Trinkeswaine ist das einzige Deutsch, welches jeder Römer versteht, und auf dem römischen Gänsespiel prangt ein Tedesco, chi beve. Dieses, besonders in Rom, lächerliche Vorurtheil hat seinen Ursprung erstens darin, daß hier die Mehrzahl der Deutschen entweder Schweizer der päpstlichen Leibwache, oder Handwerker sind, welche eines großen Aufwands an Körperkraft bedürfen. Diese müssen zuweilen den Durst löschen, verdienen hier viel, und sind gewöhnt, den Wein als köstliche Feiertagsfreude zu schätzen. Da wollen sie sich natürlich für das früher Entbehrte, und vielleicht später noch zu Entbehrende bei wohlfeilem Trunke schadlos halten. Zweitens aber können sie die tückischen römischen Weine nicht führen, wie der gemeine Römer, betrinken sich daher sogleich, fangen an zu singen, ihre Sprache fällt auf, und nun heißt es sogleich: sono tutti ubbriaconi! Jeder Wirth hält es für ein besonderes Glück, wenn deutsche Künstler oder gar Schweizergardisten ihn gewöhnlich besuchen, und behandelt sie mit großer Auszeichnung. Die Römer gehen ihnen nach, weil sie glauben, daß jene feinere Weinzungen haben. Unter keiner Volksmasse ist der Hang zum Trinken so allgemein, als unter der römischen, und Männer und Weiber können eine sehr große Quantität Weins vertragen, daher man auch sehr wenig Betrunkene, sehr oft aber etwas Angeschossene sieht. Die meisten Mordthaten und Händel entstehen in den Kneipen, durch Wettsaufen, wechselseitiges Freihalten und Eifersucht. Leo XII verbot daher die Buden, in welchen bloß getrunken wurde. Der Wein wurde wie zu Florenz durch ein Gitter dem Käufer gereicht. Da wurde nun auf der Straße und vor Hausthüren gesoffen, wie zuvor, oder man ließ sich den Tisch decken, und aß zu acht Ein hartes Ei zum Weine. Pius VIII schaffte die verhaßten Cancelletti sogleich ab, und das Volk jubelte ihm entgegen.

Die Oertlichkeit der Kneipen ist hier einzig. Gewöhnlich sind es lange gewölbte Zimmer, oft eine Art Scheune oder Küche. Da stehen lange Tische und Bänke mit Bockfüßen, aufs Gröbste gearbeitet. Der Herr sitzt auf einer Art Katheder, die Kellner sind im allertiefsten Negligée, die Wände sind roh bemalt, oft mit Witzen (quanto questo gallo cantera allora credenza si fara u. dergl.), und es ist hier wie in einer gewissen Stadt Süddeutschlands, wo das Volk glaubte, man fände nirgends guten Wein, wo man aufrecht zur Thüre hereinkommen könne. Hier sind zwar die Thüren groß genug, aber Aermlichkeit und Schmutz gehören gewissermaßen zum Wohlstande einer ächten Kneipe; manche Wirthe hegen den Aberglauben, es verscheuche die Besucher, wenn sie gesäubert und geweißt werden. Es mag etwas Wahres daran seyn. In die Bettole bringt der gemeine Mann sein Essen aus der Pizzicaria oder vom Friggitore mit, in der Osteria con cucina läßt er es sich vom Wirthe bereiten. In letzteren, besonders in den besseren, Falcone bei S. Eustachio, Fontanella bei der Bank, ißt man römische Nationalschüsseln in Vollkommenheit, aber auch nur diese; der Wein ist besser, als in den eigentlichen Gasthöfen, aber Reinlichkeit und Eleganz darf man auch da nicht verlangen, eher noch in den Fiaschetterien, wo Wein von Orvieto oder Grotte di S. Lorenzo ausgeschenkt wird, ohne Speisen dazu zu geben.

Der unglaublich große Bedarf an Wein wird theils wöchentlich aus der Umgegend herbeigeführt, theils in den Kellern des Scherbenbergs gelagert, und von da nach Bedarf abgeholt, denn die Keller der Stadt taugen nichts. Geringerer Wein wird aus der Sabina auf dem Tiber, wohl auch in Fehljahren aus den Marken zur See beigeführt. Vor den Einfuhrverboten dienten sardinische gekochte und Ischia-Weine zum Verbessern des inländischen schlechten Gewächses. Die Weinverfälschung wird unglaublich weit getrieben, da der Römer starke schillernde Weine mit süßem Vorgeschmack liebt. Die Schenkwirthe und ihre Knechte sind größtentheils Lombarden, welche nach einigen Jahren eine hübsche Ersparniß nach Hause zurückbringen, zuweilen aber auch hier sich niederlassen und reiche Bürger werden, wie Borgnana u. a. Der Preis wechselt nach dem Jahrgange sehr, da der Wein sich selten über ein Jahr hält. Im Jahre 1817 kostete die Fogliette, etwas mehr als eine halbe Champagnerflasche, sechs Bajocchi, gegenwärtig $1\frac{1}{2}$. Die Fogliette sind so unbeschreiblich dünn, daß es ein Wunder ist, wenn sie nicht zerbrechen. Ihre Verfertigung ist Staatsmonopol. Ein Rebenblatt sichert ihre Mündung vor einfallenden Fliegen, der Plage der heißen Monate.

Vor den Thoren sind außer den zahlreichen Oktoberkneipen

nur wenige das ganze Jahr geöffnete; auf der Via Cassia hat die Zahl der Reisenden einige Vervollkommnung herbeigeführt, aber nichts Erbärmlicheres und Abschreckenderes als das Posthaus von Monterone oder Torre di mezza via. Wer nur um zum leben, sich der schlechten Luft bleibend auszusetzen wagt, muß gewiß die Galeere durchgemacht, oder zehnfach verdient haben. Der Wirth des Tavolato hat, wie jeder Römer weiß, nie andern Wein, als welchen die Kärrner ihren Herrn im Hereinbringen von Veletri stehlen, und für welche er ihnen zu essen gibt; eben so sind die Fische in einem Wirthshause vor der Porta S. Pancrazio meist von den Saumern entwendet, welche sie vom Meere in die Stadt liefern.

Drei Jahre in Nordamerika.

1. New-York.

(Fortsetzung.)

Da der Boden der Insel, auf welcher New-York liegt, wie schon bemerkt, durchaus eben ist, oder in dem Maße als die Gebäude sich darauf ausbreiten, geebnet wird, so hat die Stadt keine scharf ausgeprägten Züge und keinen romantischen Schwung, und nimmt sich nur von der Bai oder dem höher gelegenen Grunde Neu Jersey's oder vom Staten Island aus gesehen, vortheilhaft aus. Der gegenwärtige Umfang der Stadt beträgt etwas mehr als acht englische Meilen. Die Hauptstraße, der Broadway, ist zwischen drei oder vier (engl.) Meilen lang, und wird acht Meilen Länge erhalten, wenn der Plan des Stadtbaues vollendet seyn wird. In der Breite mißt sie achtzig Fuß, enthält die besten Magazine und Buden, einige der schönsten Kirchen und Wohngebäude, und auf der einen Seite einen schönen offenen Raum, der Park genannt, wo die City-Hall — das Stadthaus — steht, das sehr vortheilhaft recht im Herzen der Stadt liegt, von einem großen freien Platz und einem massiv eisernen Gitter umgeben ist, zu welchem Kieswege, mit Bäumen zu beiden Seiten besetzt, führen. Das Gebäude hat 216 Fuß Länge und 105 Fuß Breite, seine Frontseite ist von weißem Marmor und würde, obgleich nicht ohne architektonische Fehler, überall als sehr schön gelten. Die Kirchen, wenigstens Viele von ihnen, bieten weder in ihren architektonischen Verhältnissen noch im Bau ihrer Thürme irgend eine Merkwürdigkeit. Ueberhaupt findet sich hier kein Gebäude, das mit gewissen öffentlichen Bauwerken europäischer Hauptstädte in Vergleich gestellt werden könnte, wie z. B. mit einer St. Martinskirche in London oder dem Gebäude der Deputirtenkammer in Paris; allein in diesen Städten gibt es auch Kirchen und öffentliche Gebäude, vorzüglich aus neuerer Zeit, welchen es eben so sehr an gutem Geschmack fehlt, als denen, die ich in New-York sah; kurz wenn es hier kein überaus schönes Gebäude zu bewundern gibt, so findet man doch auch nicht viel, was einem heiklichen Auge Anstoß geben könnte, und die Stadt ist regelmäßig gebaut, und besteht im Ganzen aus recht hübschen Häusern und Straßen. Nur gibt es auch noch sehr viele Wohnungen von Holz, und Feuersbrünste sind daher nicht selten. Gleich in der ersten Nacht unseres Aufenthaltes in New-York wurden wir durch Feuerlärm aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt; allein wir fanden später, daß dieß so häufig vorkommt, daß sich Niemand, außer dem zum Löschen bestimmten Personale, das sehr geschickt ist, darüber beunruhigt.

Das Pflaster ist durchgängig gut, und die Polizei hält mehr, als wir uns zu ihr versehen hatten, auf Reinlichkeit, obgleich New-York darin noch hinter englischen Städten zweiten Ranges zurückstehen muß. Die Häuser sind aus Ziegelsteinen gebaut, von Außen röthlich angestrichen und die Fugen der Steine durch weiße Striche bezeichnet, was den Gebäuden und der Stadt überhaupt ein niedliches, frisches und gut ins Auge fallendes Aussehen gibt. Man zählt in New-York bei einer Bevölkerung von 200,000 Seelen, 100 Kirchen, London hat bei einer Einwohnerzahl von anderhalb Millionen deren 500. New-York hat auch zwei große und zwei kleinere Theater; eines der erstern, das durch Feuer in Asche gelegt und ganz neu erbaut worden war, besuchte ich, war aber froh so schnell als möglich wieder hinaus zu kommen; denn obgleich es ein ziemlich hübsches Haus ist, war es bei dem heißesten Abende, den man sich denken kann, bis zum Ersticken voll.

Die Kleidung der Einwohner ist wenig von der unsrigen verschieden. Die Damen legen bei ihren Morgenbesuchen in den Läden oder bei ihren Freundinnen mehr Putz an, als in den englischen Städten, und ihre Hüte und Hauben sind mehr nach pariser als londoner Mode. Die Zahl der Fremden aus allen Gegenden der Welt ist sehr groß. Man hört fast in jeder Straße Französisch oder Spanisch sprechen. Während der heißen Jahreszeit scheint es allgemein gebräuchlich, in freier Luft Cigarren zu rauchen, die Einwohner sitzen dabei auf der Straße, neben ihren Hausthüren oder unter Vorhallen und Verandas. Der Lärm, den eine Heuschrecke, Catydid genannt, Abends auf den Bäumen macht, ist betäubend. Es ist eine schöne Kerfe von hellgrüner Farbe, die in Einem fort Catydid Catydid zirpt.

Im Gasthofe fanden wir alle gewünschte Bequemlichkeit. Es ist in den amerikanischen Hotels gebräuchlich, daß alle Gäste zu bestimmten Stunden mit einander speisen; in diesen war acht Uhr zum Frühstück, drei Uhr zum Mittagessen, sechs Uhr zum Thee und Kaffee, neun Uhr zum Abendessen bestimmt; der für Tisch und Quartier festgestellte Preis für alle Gäste ohne Unterschied war täglich anderthalb Dollar. Dauert der Aufenthalt länger, als nur wenige Tage, so wird der Preis herabgesetzt, aber man muß ihn Tag für Tag bezahlen, man mag zu Hause speisen oder nicht; Getränke sind dabei nicht mitbegriffen. Man kann übrigens in den großen Städten der Vereinigten Staaten, ohne höhere Auslagen, auch auf eigenem Zimmer speisen, wenn die Reisegesellschaft aus fünf oder mehreren Personen besteht. So hatte unsere Gesellschaft während ihres Aufenthaltes in New-York einen abgeschlossenen sehr geräumigen Speisesaal für sich, und der Tisch war so gut bestellt als in einem der besten Gasthöfe von London oder Edinburg. Jeden Morgen wurde uns der Küchenzettel zugestellt; aber der Wirth begnügte sich nicht damit, uns bloß mit den Speisen unserer Auswahl zu ver-

sehen, sondern fügte auch noch Schüsseln bei, die seiner Meinung nach unsrem Gaumen am besten zusagen mochten. Schildkrötensuppe, zweimal des Tages; Rindfleisch vortrefflich, Geflügel ausgezeichnet, Fische uns ganz ungewöhnter Art, Melonen köstlich, Pflaumen im Ueberfluß, aber nicht so schmackhaft als die unsrigen, Thee und Kaffee sehr gut. Die Frühstücke waren überaus reichlich bestellt und bestanden aus Fischen, Beefsteaks, gebratenen Hühnern und Eiern, so daß wir nach Allem, was wir sahen und hörten, großen Zweifel in Dr. Johnsons Meinung zu setzen anfingen, der behauptete, ein Epikuräer müsse stets in Schottland zu frühstücken wünschen. Auf dem Frühstückstische wurden, statt der Eierbecher, Weingläser aufgestellt; wir fanden, daß die Amerikaner weiche Eier nicht aus der Schale essen, sondern dieselben immer in ein Glas leeren, und dann salzen, ehe sie davon kosten.

(Schluß folgt.)

Die Daïris oder Kaiser von Japan.

(Mitgetheilt von Herrn Klaproth im Journal asiatique.)

Es ist ein allgemein verbreiteter Irrthum, daß es in Japan zwei Kaiser gebe, einen geistlichen und einen weltlichen. Wir wollen darum hier zuerst eine genaue Schilderung über den Daïri *) oder eigentlichen Kaiser und dann über den Seogun **) (chinesisch Tsiang Kiun) geben, welcher nur der erste militärische Würdeträger des Reiches, der höchste Befehlshaber des Heeres ist. Es ist zwar wahr, daß die Seoguns die höchste Gewalt an sich gezogen haben, und daß aus diesem Grunde der Daïri ihrem Einfluß unterworfen ist; aber dieser Zustand der Sache, obschon durch eine lange Gewohnheit geheiligt, ist illegal, und der Seogun keineswegs etwas Anderes, als der erste Beamte des Daïri, und kann nicht als zweiter Kaiser betrachtet werden. Die Würde des Letztern ist auch keine geistliche, wie man im Allgemeinen glaubt; er ist ein Monarch wie ein anderer, dessen Ahnen die Schwachheit hatten, sich ihre Macht durch die militärischen Befehlshaber des Reiches entziehen zu lassen. Die Familienglieder der Daïris werden für Abkömmlinge der Gottheiten gehalten, welche ehemals in Japan regierten. Ten sio dai sin, oder der große Geist des himmlischen Lichtes, eine Göttin, welche eine Personifikation der Sonne zu seyn scheint, wird als die Gründerin dieser Familie betrachtet; — einer ihrer Abkömmlinge, Zin mou ten o, eroberte den größten Theil von Japan, und nahm im Jahre 660 vor Christi Geburt den Titel Kaiser an.

Die Daïris führen wie die Kaiser von China den Titel Ten si oder Sohn des Himmels. Ihr Stamm wird für unvergänglich gehalten, und das Volk glaubt, daß wenn ein Daïri keinen Sohn hat, ihm der Himmel einen schenken werde. Heut zu Tage noch findet ein Kaiser von Japan, wenn er keine leiblichen Erben hat, gewöhnlich einen Knaben unter einem der Bäume, die seinen Palast umgeben. Es ist gewöhnlich ein Kind aus einer der ersten Familien seines Hofes, das er sich heimlich auswählt, und welches man dann an den bestimmten Ort legt. Nach dem Tode der Daïris gibt man ihnen einen Ehrennamen, unter welchem sie in der Geschichte aufgeführt werden. Ehemals hatten diese Namen auf ihre guten oder schlechten Handlungen Bezug; aber seit dem 56sten Daïri dienten die Paläste oder die Orte ihrer Residenz zur Bestimmung dieser Titel. Bei dem Tode eines Kaisers wurde das Hauptgebäude, das er bewohnte, zerstört, und man erbaute ein anderes im Innern des kaiserlichen Hofes für seinen Nachfolger. Der Verblichene erhielt dann den Namen des Ortes, wo sich sein Palast befand. Alle Daïris bis zum 61sten trugen den Titel Ten ó (chinesisch Thian Huang), so viel als: der Erhabene des Himmels. Der 61ste war der erste, welcher den Titel In erhielt (chinesisch Yuan), Palast bedeutend; man nannte ihn Zu Ziak-no In: der Palast des rothen Vogels. Der 62ste Daïri erhielt wieder den Titel Ten ó, weil er die Religion des Sin to befolgte; der 81ste erhielt diese Benennung auch, da er als Kind starb, ehe er in der Glaubenslehre des Sia ka oder Buddha unterrichtet worden war.

Obschon die Daïris während ihrer Lebenszeit verpflichtet sind, sich zu der japanischen Hauptreligion oder zu der des Sin to zu bekennen, so beobachtet man doch bei ihrer Beerdigung buddhistische Gebräuche, welche bei dem Tempel Zin yu si, der vor dem kaiserlichen Hof und neben dem Tempel Daï Buts oder des großen Buddha gelegen ist, stattfinden. Diesem Tempel gegenüber fließt ein kleiner Bach, über welchen eine Brücke, Yumi-no uki basi genannt, führt. Bis zu dieser Brücke wird der Leichnam mit all der Pracht gebracht, die ein Daïri während seinem Leben ausübt; ist er daselbst angelangt, so wird er von den Priestern des Sia ka in Empfang genommen und nach ihrem Ritus begraben. Die Macht, deren sich die Daïris ehemals erfreuten, ist stufenweise eingestürzt. Einen tödtlichen Streich erhielt sie im Jahre 1180, als Païra-no Kiyo mori sich der Person des Daïri Go Ziro Karwa-no Fowo bemächtigte und ihn nach Fuku-wara verwies, wo der Palast Ro-no go sio ihm als Gefängniß diente. Dieser unglückliche Fürst ließ hierauf insgeheim durch den Priester Mongek dem Yori tomo, der seit 1160 in die Provinz Ise verbannt worden war, einen eigenhändig geschriebenen Befehl zusenden, ihm ohne Verzug zu Hülfe zu eilen. Yori tomo sammelte alsobald ein Heer, mit welchem er in jedem Treffen die Truppen der Familie der Feike, von welcher Kiyo-Mori abstammte, schlug. Letzterer starb im Jahre 1181; sein Sohn Mune mori, ein talentloser Mensch, war sein Nachfolger. Er wurde mit seinen Anhängern durch Yori tomo gänzlich vernichtet, und dieser führte dann wieder den Daïri auf den Thron. Im Jahre 1185 wurden Mune mori und sein Sohn Kiyo mune in der Provinz Owari durch Yosi tsune, Bruder des Yori tomo, ermordet. Diesem Ereignisse folgte der gänzliche Untergang der Familie der Feike. Um Yori tomo für die wesentlichen Dienste, die er ihm geleistet, zu belohnen, ernannte ihn der Daïri zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte des Reiches. Im Jahre 1192 erhob der Daïri Go Toba-no In den Yori tomo zum Zei i dai Seogun oder Großgeneral. Dieser Titel bedeutet zugleich einen Besieger der Barbaren. Seit dieser Zeit wurde die Macht des Daïri von Tag zu Tag schwächer, und jetzt ist diesem Monarchen nur noch der Schatten seines ehemaligen Glanzes übrig. Er und sein ganzer Hof werden durch den Seogun erhalten, aber die Besoldungen der untern Klassen seiner Diener sind so spärlich, daß mehrere unter ihnen genöthigt sind zu sticken, kleine Körbchen zu flechten, oder sich mit irgend einem andern Handwerke zu beschäftigen, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Die drei ersten Hofbeamten des Daïri sind mit dem Namen San kó (Sankung) oder die drei Grafen bezeichnet. Ihre besondern Titel sind Taïzió dai sin (Ta tsching ta tschin), Sa dai sin (Tso ta tschin) oder Großoffiziere der Linken und U dai sin, (Yeu ta tschin) Großoffiziere der Rechten. Diese sind die ersten Minister des Reiches, und der Seogun, obschon in der That Regent, kann keinen öffentlichen Akt ohne ihre Einwilligung vollziehen. Der Na dai sin (Nei ta tschin), Großoffizier des Innern, ist Minister vom Hause des Daïri, und wenn einer der drei ebenerwähnten Würdeträger außer Stand ist, seinem Geschäfte vorzustehen, muß dieser ihn ersetzen.

Die Würde des Sezio Kwanbak, oder Regenten im Namen des Daïri, existirt nur dann, wenn der Thronerbe noch ein Kind ist, oder wenn eine Frau den Thron besitzt. In diesem Falle kann der Seogun nichts Wichtiges unternehmen, ohne seinen Rath und sein Gutachten zuvor eingeholt zu haben. Der Daïri hat das Recht 81 Frauen zu haben, neun mal neun, die Zahl, welche die Japaner als die vollkommenste betrachten, jedoch nimmt der Kaiser nie so viele, und hat eigentlich nur neun, wovon jede 8 Dienerinnen hält, was im Ganzen die Zahl 81 ausmacht. Die

---

*) Daïri (chinesisch Ta li) bedeutet das große Innere, der kaiserliche Palast. Dieß ist der gewöhnliche Ausdruck, dessen man sich bedient, um den Kaiser zu bezeichnen, weil es verboten ist, seinen Namen auszusprechen, der überdieß von der größern Zahl des Volkes während seinem Leben gar nicht gekannt ist. Man nennt ihn jedoch auch Mikado (chinesisch Ti) oder Kaiser.

**) Dieses Wort, gewöhnlich Seogun ausgesprochen, wird japanisch Siogoun geschrieben, chinesisch aber Tsiang Kiun ausgesprochen, was Oberbefehlshaber bedeutet. — Es ist ein Fehler, wenn man Djogun schreibt, denn der arabische Konsonant dj existirt nicht im Japanischen.

Kwò ko koù (Huang heou kounq) ist die erste dieser Frauen, und wird als Kaiserin angesehen. Drei andere folgen ihr im Range, und werden nicht unter die obigen neun gezählt: die erste von diesen dreien heißt Ko voù, und wird auch als rechtmäßige Gemahlin des Daïri betrachtet; die zweite heißt Mio go und die dritte Ko i. Diese drei Frauen und die neun obenerwähnten machen zusammen 12; das Volk betrachtet sie als die 12 Zeichen des Thierkreises. Die Mio go und die Ko i kleiden den Daïri an. Der Kaiser wechselt jeden Tag seinen Anzug, der aus sehr starken und kostbaren Zeugen besteht. Zwei Kleider aus diesen Zeugen sind purpurroth mit weißen Blumen gestickt, das dritte ist ganz weiß und ebenfalls mit Blumen durchwirkt. Die gestreiften Zeuge werden Fate sima, und die rebenartig mit Blumen durchwirkten Fate waku genannt; die zwei erstern mit purpurrothem Grunde nennt man Tetwosasi-no ki und ihre Zeichnung Kumo tate waku, wolkenartig. Niemand als der Daïri darf diese Zeuge tragen, es müßte denn dieser Fürst ein Geschenk damit machen oder den Gebrauch davon bewilligt haben. Sie sind selbst dem Kwan bak zur Kleidung untersagt, noch mehr aber dem Seogun. Sen to go sio, die Mutter des 120sten Daïri, war die erste, die sich deren bediente, als sie sich am 2ten Monate des 5ten Jahres des Nengo. Yen ko (1748), in den Tempel des Zen yô si begab, der gerade in der Mitte des kaiserlichen Hofes gelegen ist. Der weiße Zeug, der eben erwähnt wurde, war derjenige, mit welchem sie sich das erstemal im zehnten Monate des nämlichen Jahres bekleidete. Sie trug Hosen von diesem Zeug unter ihren Kleidern, ein Kleidungsstück, von dem alle Frauen des Daïri Gebrauch machen. Diese Hosen sind sehr weit. Wenn die Frauen des Daïris bei ihm eintreten, dürfen sie weder Strümpfe anhaben noch koiffirt seyn; sie kommen barfuß und mit fliegenden Haaren; in ihren Gemächern binden sie die Haare zusammen oder tragen die Zöpfe in einem Sacke von feinem Zeuge. Sehr lange Haare werden in Japan für eine überaus große Schönheit gehalten. Der Daïri nimmt stets Frauen von seinem Hofe; So kwô miô in war der einzige, der Tôfuk men in, die Tochter des dritten Seoguns, Yei ye mitsu, heirathete.

Den ersten Tag des Jahres bietet der Mondo-no Kami, oder Direktor der Gewässer des Reiches, dem Daïri, zu der Stunde Nanats (7 Uhr des Morgens), Wasser aus dem Flusse Kama gawa an, um sich damit zu waschen. Dieses Wasser ist als das reinste anerkannt, und wird Waka midsu oder neues Wasser genannt. Eben so reicht man dem Daïri am ersten des sechsten Monats Eis von dem Berge Fusi, welches ihm der Seogun von Yedo sendet. Der Fürst von Tamba schickt ihm ebenfalls Eis von dem Berge Fimura yama. Unter einer großen Anzahl von Hofbeamten niedern Ranges befinden sich auch Offiziere, die theils in Diensten des Taïsi, des bestimmten Nachfolgers oder im Militär-Stande stehen. Der Daïri sowohl als seine Frauen legen täglich neue Kleider an. Alles was der Kaiser zu seiner Mahlzeit bedarf, was er persönlich für sich gebraucht, wird täglich neu herbeigeschafft. Ehemals aß er aus irdenen Schüsseln, als Symbol der Einfachheit der ersten Bewohner von Japan, jetzt sind die Schüsseln von Porzellan. Seine Unterkleider, wie die seiner Diener bis zur dritten Klasse, sind schwarz. Er trägt aber auch andere von grünem Zeuge, welchen man Yama bato iro oder Bergtaubenfarbe nennt, und welcher keiner andern Person zu tragen erlaubt ist.

Die Diener sind in acht I (Wei) Grade getheilt, wovon jeder wieder in zwei besondere Theile zerfällt, der erstere Tsio (Tsching), der zweite Tsiù (Tsung) genannt. Die Glieder der vierten, fünften und sechsten Klasse sind roth gekleidet, die der siebenten und achten tragen grünliche und hellblaue Kleider.

Der Daïri wird für zu heilig gehalten, als daß er die Erde berühren dürfte; in seinem Palaste geht er zwar spazieren, wird aber getragen sobald er aus demselben tritt. Doch geschah es im Jahre 1752, daß bei Veranlassung einer Mißernte, die im östlichen und mittägigen Theile des Reiches stattfand, von wo man den meisten Reiß bezieht, Naka mikado-no In barfuß die Erde betrat, um von dem Himmel Fruchtbarkeit zu erflehen.

Während der Daïri schläft, werden ihm die Nägel geschnitten, was man s t e h l e n nennt. Da es nicht erlaubt ist, ihm die Hauptbaare oder den Bart wegzuscheeren, so schneidet man sie ihm ab, wenn er sich anstellt, als sey er recht fest eingeschlafen. Der Japaner nennt diesen Schlaf sonderbarer Weise Hasenschlaf! Wenn der Kaiser sitzt, so hält er gewöhnlich einen kleinen Stock in der Form eines geschlossenen Fächers in der Hand, der aus Isi no ki Holz geschnitzt ist, welches nach der Behauptung der Japaner nur auf dem Kuraghe wächst. Ehemals war dieser fächerartige Stock von Elfenbein und diente als Schreibtafel; jetzt ersetzt er das Scepter. Die Kleider, die der Daïri trug, werden jeden Tag sorgfältig eingeschlossen und aufbewahrt, um sie zu einer gewissen Zeit zu verbrennen. Knaben von 9 bis 10 Jahren haben das Amt, ihn nach verrichteter Nothdurft zu reinigen, und man vergräbt seine Extremente.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die „Gazette des Tribunaux" theilt aus einem auf officielle Nachweisungen gestützten Werke eine moralische Statistik Frankreichs von den Jahren 1825 bis 1830 mit. In dieser sechsjährigen Periode blieb sich die Zahl der Verbrechen und Vergehen fast Jahr für Jahr gleich, und ergab nur ein einzigesmal einen Unterschied von 25. Die gegen Personen begangenen Verbrechen beliefen sich auf 1900, die gegen das Eigenthum auf ungefähr 5500. Von 100 Verbrechen gegen Personen wurden 86 von Individuen männlichen Geschlechtes begangen, 14 von Weibern, von strafbaren Eingriffen in fremdes Eigenthum waren unter 100, 79 von Männern und 21 von Weibern begangen worden. Man darf jedoch hieraus nicht schließen, daß der Hang zu Verbrechen bei dem weiblichen Geschlechte nicht so mächtig sey, wie bei dem männlichen; die Verschiedenheit der Erziehung und Körperstärke scheinen hauptsächlich die Verschiedenheit in der Zahl der Verbrechen zu begründen; denn von 14 Vergiftungen wurden 12 von Weibern begangen. Der Verfasser hat auch die Vertheilung der Verbrechen nach den verschiedenen Lebensaltern herzustellen gesucht, und gefunden, daß die meisten Verbrechen in der Periode vom 25sten bis 30sten Jahre begangen werden. Gewisse Verbrechen kommen am häufigsten in gewissen Jahreszeiten vor; Dieß läßt sich vorzüglich an den Verbrechen gegen die Schamhaftigkeit wahrnehmen; von 100 solchen werden 36 im Sommer, 26 im Frühlinge, 21 im Herbst und 18 im Winter verübt. Hinsichtlich des Verhältnisses der Verbrechen zur Zahl der Bevölkerung ergibt sich für die südliche Region Frankreichs, daß 1 Angeklagter auf 11.003 kömmt; in der östlichen 1 auf 17.340; in der nördlichen 1 auf 19.964; in der westlichen 1 auf 20.984; endlich für die Centralprovinzen 1 auf 22.168. Das Departement der Creuse ist dasjenige, wo am wenigsten Verbrechen gegen Personen und Eigenthum begangen werden. Gewöhnlich glaubt man, daß in dem Mangel an Schulunterricht der hauptsächlichste Grund der Verbrechen zu suchen sey; allein der Verfasser hat dargethan, daß von 100 jungen Leuten, die in den Jahren 1827, 1828 und 1829 zur Konskription gezogen wurden, aus den östlichen Theilen von Frankreich 55 lesen und schreiben konnten, aus den nördlichen 52, aus den südlichen 35, aus den westlichen 26 und aus dem Centrallande 24. In jeder dieser fünf Regionen zählt man unter 100 Menschen, die angeklagt sind, und unter 100, die es nicht sind, ungefähr gleich viele, die einen Elementarunterricht empfangen haben. Im Departement der Meuse ist derselbe am weitesten gediehen, man zählt unter 100 Personen 74, welche lesen und schreiben können; dagegen steht er im Departement der Corrèze am niedrigsten, es finden sich hier unter 100 nur 12, welche lesen und schreiben können. — Von dem Jahre 1827 bis 1830 wurden in Frankreich 6900 Selbstmorde begangen; im Durchschnitt jährlich 1800, während die Angriffe auf das Leben fremder Personen jährlich nur 600 betragen. Von 100 Selbstmorden werden jährlich 51 im Norden, 11 im Süden, 16 im Osten, 13 im Westen und 9 in den Centralprovinzen begangen. Zu bemerken ist hiebei, daß im Departement der Seine allein jedes Jahr ein Sechstheil von der Gesammtzahl aller Selbstmorde, die in den 86 Departements vorkommen, verübt werden.

*

Der Baumeister des Themsetunnels, Herr Brunel, hat den Aktionären dieser Unternehmung zwei Kostenanschläge gemacht, um dieses bewunderungswürdige Werk zu vollenden, den einen mit 144,000 Pf. St., wenn er für Fußgänger, und den andern mit 249,000 Pf. St., wenn er zugleich für Wägen unter der ganzen Themse hin gangbar gemacht werden soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 184. 3 Julius 1833.

Rom im Jahre 1833.

II. Gasthöfe. Locanden.

In frühern Zeiten waren der Gasthöfe wenige, und der vornehmste der verflossenen Jahrhunderte, der Bär, dient jetzt nur Fuhrleuten und Lohnkutschern zum Absteigquartier. Später siedelten sich unter dem Fittige der spanischen Botschaft, welche bekanntlich die Jurisdiktion über die Umgegend ihres Palastes ausübte, Gastwirthe am spanischen Platze an, meist Ausländer, Kouriere, welche in früheren Zeiten besonders durch Schmuggeln sich vielfach bereicherten. So bildete sich das Pera Roms, in welchem sieben größere Gasthöfe den Reisenden wenigstens die erste Unterkunft bieten. Sie sind nicht ganz auf der Höhe der florentinischen und neapolitanischen, mehr glänzend als wohnlich, nicht sehr theuer für Wohnung und Tafel, desto theurer für alle Nebenartikel, Feuerung, Beleuchtung, feine Weine ꝛc. Wirthstafel gibt nur der deutsche Gasthof, aber weder elegant, noch besonders zubereitet. Die reisenden Kaufleute theilen sich in ihn und das Hotel Domon, dann kommen die Isole Britaniche, Hotel de Paris und Granbretagna in Via del Babbuino, die ersten Gasthöfe sind Serey's Hotel de London und Ramelli's del' Europe. Die Preise sind nach Jahreszeiten und den Ansprüchen der Reisenden verschieden. Wer in eigenem Wagen ankommt, einen Diener mitbringt und auf seinem Zimmer gut speis't, wird nahe an einen Dukaten täglich zu bezahlen haben. Neuerlich lassen sich die Wirthe auch Akkorde gefallen, und ihre Kunst Reisende anzuziehen, Postillone zu bestechen ꝛc. geht weit. Eine Menge Gesindes, welches einzeln vom Reisenden Trinkgeld verlangt, findet sich hier wie in allen Gasthöfen Italiens. Wenn man übrigens nicht gerade in der Zeit ankommt, in welcher Rom von Fremden überfüllt ist, so kann man sich um billige Preise auf Monate in den Gasthöfen einbedingen; wegen der schlechten Luft ist übrigens der Aufenthalt in denen bei Porta del Popolo nicht räthlich. Die Locanden haben seit der Restauration unglaublich zugenommen, und im Fremdenquartier wurde jede freigewordene Wohnung, besonders seit 1819 zur Locanda eingerichtet, oft die Möbeln vom Trödler, die Teppiche und Betten vom Juden um schwere Zinsen in Pacht genommen, und doch in vier Monaten die, wenn auch spärliche Existenz einer Familie durch das Vermiethen noch gewonnen. Nur wenige Locanden sind für diesen Zweck erbaut worden, und haben daher eine ihrer Bestimmung ganz zusagende Einrichtung; da die Fremden in kalten und feuchten Tagen einzuheizen lieben, aber keine Kamine vorhanden waren, so wurden Blechröhren zum Abführen des Rauchs der Sturzöfen bis durch das Dach außen hinaufgeführt. Für Reinlichkeit ist in den Locanden etwas mehr gesorgt als in den italienischen Privathäusern, die Leute sind gegen kleine Geschenke meist sehr gefällig und gegen Erkrankende oft mit der größten Aufopferung sehr menschenfreundlich. Die Möbeln sind sehr obenhin gearbeitet, selten wahrhaft bequem. Die unglücklichen letzten Jahre haben eine Menge derlei Locanden eingehen machen; die übrigen halten fest an den vorigen Preisen. Für Wohnzimmer, Schlafgemach und Dienerzimmer wird in guter sonniger Lage Winters 30, Sommers 15, ja nur 10 Piaster, für das ganze Jahr 15 bis 18 für den Monat gezahlt. Kost kann man selten im Hause bekommen, Wäsche sehr leicht. Künstler zahlen für Ein großes Zimmer, zugleich Arbeits- und Schlafgemach, gewöhnlich vier Scudi.

Während von diesen Locanden manches Unerbauliche beigebracht werden könnte, thut es wohl, der Pflegemutter so vieler Deutschen, der Wittwe Buti, hier ehrend erwähnen zu können. Bei ihr wohnten seit Jahren sehr viele Deutsche, besonders Preußen; sie rettete den Professor Rauch durch Geistesgegenwart vor Verhaftung durch die französische Polizei, und ohne je ein Wort Deutsch gelernt zu haben, hat sie die Eigenheiten der Deutschen mit bewunderungswürdiger Feinheit studirt. Auch Thorwaldsen wohnt schon seit vielen Jahren bei ihr. Groß und Klein gibt sich in Rom mit Zimmervermiethen ab. Die Platzbedienten, Kouriere, ja angesehene Handelshäuser fordern ihr Sensarie für das Zuweisen von Fremden, und man muß den Muth der Römer bewundern, welche ihr Kapital so gern einem Geschäfte anvertrauen, das durch den ersten in Europa im Kriege abgefeuerten Kanonenschuß seine Endschaft erreichen muß.

Drei Jahre in Nordamerika.

1. Die Stadt New-York.

(Schluß.)

Nicht so gut wie mit dem Speisesaal ist es mit den Schlafgemächern bestellt, deren ganze Ausstattung sehr dürftig ist: Betten

ohne Vorhänge, auf den Fußböden nicht der kleinste Teppich, selbst nicht so viel Wasser als in einem warmen Klima erforderlich, in keinem der beiden ersten Gasthöfe kalte oder warme Bäder, und Mangel an diesen und jenen Bequemlichkeiten noch, die indeß nur deßhalb fehlen mögen, weil sich die Einwohner an das Bedürfniß derselben noch nicht gewöhnt haben. Da die Stadt an Reichthum und Bevölkerung mit so reißender Schnelligkeit zunimmt, so werden indeß dergleichen Gegenstände in wenigen Jahren nachfolgen. Das Wasser ist weder in gehöriger Menge noch in genügender Güte vorhanden. Vieles wird auf Karren aus bedeutender Entfernung hergeführt und theuer verkauft. Mit Eis gekühltes Sodawasser aus den Brunnen ist allgemein beliebt, wird trefflich zubereitet und ist das köstlichste Getränke, womit man sich bei heißer Witterung erlaben kann. Gewöhnlich wird ein wenig Zitronensyrup darunter gemischt und der Becher voll um drei Pence, fast in jeder Straße, verkauft. Die Nachfrage darnach ist an den Brunnen so stark, daß die Unternehmer, die sich mit Bereitung dieses Wassers abgeben, großen Gewinn gemacht haben.

Was die Sprache betrifft, so konnten wir zwischen der in New-York und in verschiedenen Theilen Englands gebräuchlichen keinen sonderlichen Unterschied finden; wenigstens keinen so großen, als er zwischen dem Westende von London und einigen Theilen der City besteht. Das Volk hat weder so rothgefärbte Gesichter, noch einen so untersetzten Körperbau, wie in England; allein wir fanden es, vorzüglich das weibliche Geschlecht, sehr schön. Die außerordentliche Menge von farbigen Menschen, von denen Viele so gut gekleidet gingen, wie die Weißen, war für uns eine der größten Neuheiten. Doch überraschte uns nichts so sehr als die Ueberschriften, mit denen gesetzliche Verfügungen oder Bekanntmachungen beginnen, wie wir sie in der nächsten besten Zeitung auf der hintern Seite fanden. Statt der englischen Formel: „Georg IV von Gottes Gnaden, König des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Ireland" — lasen wir hier: „Das Volk des Staates von New-York, von Gottes Gnaden frei und unabhängig." Zeitungen sind überall in zahlloser Menge. Geht man Morgens früh aus, so sieht man sie auf der Thürschwelle fast eines jeden Hauses von den Austrägern hingelegt, bevor noch die Einwohner vom Bette aufgestanden sind. Sie enthalten größtentheils statistische Mittheilungen, Bemerkungen und Hinweisungen auf die Wahlen des Staates und die im Bau begriffenen öffentlichen Werke; aber wenig Aufmerksamkeit scheint man städtischen Neuigkeiten und häuslichen Vorfällen, Gerichtsverhandlungen u. s. w. zu widmen. Einrückungen von Anzeigen sind so wohlfeil, daß die Zeitungen dazu sehr häufig benützt werden. Bei solchen Ankündigungen fehlt es gewöhnlich nicht an dem lächerlichsten Schwulst und den seltsamsten Wendungen: John Dillon, ein Leichenbestatter, schließt eine Ankündigung mit folgenden Worten: „John Dillon hat sich mit zwei Leichenwägen von verschiedenem Styl versehen, um dem verschiedenen Geschmack zu entsprechen; der eine ist auf amerikanische, der andere auf europäische Art eingerichtet. An letzterem befinden sich zwei volle Besteckungen reicher massiver Trauerfedern in londoner Geschmack, deren man sich nach Belieben bedienen kann oder nicht. Die eine Besteckung ist für ledige, die andere für verheirathete Personen bestimmt. Erstere sind ganz weiß, um die Reinheit und Unschuld der Jugend auszudrücken; letztere pechschwarz, um die Trauer des Herzens darzustellen, von dem die eheliche Hälfte durch die Hand des Todes losgerissen worden ist." — Ein Kleidermacher, der sich fast jeden Monat in einer neuen Art dem Publikum empfiehlt, ließ folgende Ankündigung einrücken: „Quid pro quo. — Es ist noch kein Jahr her, wo Jedermann, der am untern Ende der Williamsstraße vorübergekommen ist, einen großen hübschen Mann gesehen haben muß, der mit einem melancholischen Ausdruck des Gesichtes, in einer Art hoffnungsloser Erwartung an seinem Werktische lehnte. Armuth ist außerordentlich geeignet, den Menschen zu einem langen Gesicht zu bringen. Um Uebel ärger zu machen, mußte ihn noch zufällig ausgebrochenes Feuer obdachlos machen. Dessen ungeachtet hat jetzt Karl Cox, Nummer 44, in der Williamsstraße, ein sehr fröhlich in die Welt blickendes Gesicht, das sich gar wunderbarlich verkürzt hat. Die Scharfsicht, oder vielmehr vielleicht die Güte des Publikums hat ihn in den Stand gesetzt, sich seit dem Wiederbeginne seines frühern Geschäftes einer beispiellosen Gunst rühmen zu können, was er mit dankbarstem Gefühle thut. Nichts bedauert er so sehr, als daß er wegen Ueberhäufung der Geschäfte manche seiner verehrlichen Kunden nicht so schnell zufrieden stellen konnte, als er es gewünscht hätte; allein durch neue Veranstaltungen hat er dafür gesorgt, dergleichen künftig ganz zu vermeiden. Aber der glückliche Wechsel in seinen Verhältnissen hat nicht ein Jota in seinen Bestrebungen verändert. Die Kleider werden von ihm noch mit derselben Eleganz, Trefflichkeit und Wohlfeilheit (jedoch für baares Geld) neu verfertigt wie früher, und er ist noch derselbe gut geartete Mann, wie es alle Menschen seyn sollten, die sich der Gunst des Publikums und des quid pro quo zu erfreuen haben."

Lotterien sind sehr häufig, sollen aber nach Verordnung der gesetzgebenden Versammlung zu einer bestimmten Zeit aufhören. Ueberraschend fiel uns in der Hauptstraße eine Aufschrift ins Auge, in der es hieß: „Anfragbureau. Männliche und weibliche Helfer (Helps) können hier auf Anfrage zugewiesen werden." Die Dienstboten hören sich nicht gern so nennen und werden gewöhnlich Helps genannt, was die obige Ausschrift erklärt.*) Die Schilde an den Wirthshäusern sind größtentheils weit hübscher gemalt, als bei uns. In den Buden sieht man an der Thüre große Waarenvorräthe zur Schau ausgelegt. Die Trottoirs sind meist von Vordächern aus Leinwand überspannt, so daß die Vorübergehenden gegen die Sonnenhitze ge-

*) Von dem Stolz und Selbstgefühl, das auch in den untersten Ständen der Bevölkerung lebt, führt Stuart an einer andern Stelle folgendes Beispiel an: „Meine Frau verlangte nach einer Wäscherin und unsre Wirthin sagte ihr, daß im Hause gewaschen werden würde, und sie wolle sich dazu eine Lady einthun. Als die Lady erschien, fand sich, daß es eine Farbige war. Ueberhaupt würde man hier nicht gut ankommen, wenn man in Bezug auf Leute aus der untern Volksklasse sagen wollte: „Lassen Sie mir diesen Burschen oder dieses Weib kommen." Niemand würde eine solche Sprache dulden. Das Gefühl der Selbstachtung ist fast allgemein." Anm. d. Red.

deckt bleiben. Ein Ruf in den Gassen zu dieser Jahrszeit: „Korn schreiend heißes“ (Corn piping-hot) fiel uns besonders auf. Es ist Dieß gekochter Mais, der sehr gut schmeckt und auch oft auf den Tisch kommt. Ein Geschrei, das uns bei der Hitze weit lieblicher ins Ohr fiel, war: „Eis,“ das auf kleinen Karren durch die ganze Stadt geführt und feilgeboten wird.

An republikanische Sitteneinfachheit gemahnen die Aufschriften an den Thüren, wo das Mr. oder Herr vor den Namen immer weggelassen wird. Der Gouverneur des Staates — der Kaufherr, der Millionen reich ist — und der Handwerksmann, alle haben auf den Schilden ihrer Thüre dieselbe schlichte Anzeige ihres Namens. *)

Bettler haben uns in New-York keine angesprochen.

*) Keinen sonderlich vortheilhaften Begriff von republikanischer Gleichheit gewinnt man aus einer andern Stelle des vorliegenden Werkes, wo der Verfasser seine Dampfschifffahrt auf dem Hudson erzählt. „Wir hatten eine sehr hübsche farbige Frau auf dem Verdecke bemerkt, die so gut gekleidet war und eine so gute Erziehung zu haben schien, als irgend eine Dame am Bord. Meine Frau, die sich mit ihr in ein Gespräch einließ, fragte sie, warum sie nicht mit uns in der Kajüte an der Table d'Hote gespeist habe? Sie antwortete hierauf sehr bescheidentlich, daß die Einwohner dieses Landes mit keinem farbigen Menschen an einem und demselben Tische speisen würden. Das Benehmen dieser Lady aber war sehr interessant, und würde ihr überall Auszeichnung verschafft haben.“
Anm. d. Red.

Die Daïris oder Kaiser von Japan.

(Schluß.)

Die Hofleute des Daïri sind alle mit ihm verwandt, denn er heirathet nie eine Frau, die nicht von seinem Hofe ist; diese verlegen sich auf die Wissenschaften, Dichtkunst und Musik. Der Großrichter von Miyako ist beauftragt, sie in diesen Fächern unterweisen zu lassen; auch hat er die Leitung über Alles, was den Hof des Kaisers betrifft, was dem Seogun jährlich ungeheure Summen kostet. Die Stelle des Großrichters ist äußerst wichtig und schwierig, weil derselbe ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen dem Interesse des Daïri und dem des Seogun erhalten soll, und sich wohl hüten muß, den Einen oder den Andern zu beleidigen, wenn er nicht Gefahr laufen will, genöthigt zu werden, sich den Bauch aufzuschlitzen. Auch wählt man immer einen der würdigsten Männer dazu. Sein Amt, das er gewöhnlich drei Jahre lang ausübt, verschafft ihm eine große Gewalt in Miyako, und einen sehr hohen Rang; er steht über den Staatsräthen, obwohl er weniger Einkünfte als diese hat; dieser Rang hört auf, sobald er nach Yedo kommt. Obschon der Daïri jetzt durch den Seogun seines ganzen Einflusses auf die Regierung beraubt ist, zieht man ihn doch in höhern Geschäftssachen zu Rathe. Ohne diese Formalität würde Niemand die Befehle des Seogun achten, denn die Japaner erkennen nur den Daïri als das wahre Oberhaupt des Reiches an. Sie sagen, daß, weil die Welt nur durch eine Sonne beleuchtet werde, auch das Reich nur Einen Herrscher haben könne.

Alle Hofbeamten des Daïri oder die Mitglieder seiner Verwandtschaft haben einen höhern Rang, als die ersten Prinzen oder Großen von Yedo. Wenn diese einem Offizier des Daïri begegnen, so neigen sie sogleich ihr Haupt, strecken ihre Hände gegen die Erde und legen ihre Spieße, deren sie nur Einen in seiner Gegenwart tragen dürfen, nieder. „Der Fürst von Satsouma, einer der geachtetsten und mächtigsten Fürsten des Reichs, dessen Tochter die Verlobte des Taïsi oder Daynagon sama (des jetzigen Seoguns) ist, erzählt Herr Titsingh, wird nur als einer der Diener der Hofbeamten des Daïri betrachtet. Aus dieser Ursache vermeiden die Prinzen, wenn sie sich an den Hof des Seogun in Yedo begeben, oder wenn sie von da kommen, es sorgfältig, durch Miyako, die Residenz des Daïri, zu reisen, und ziehen den Weg, welcher von Oohzi nach Fousimi und um die Stadt herumführt, vor. Vor einigen Jahren wagte der Prinz von Aki, ein Verwandter des Seoguns, eine kleine Unhöflichkeit gegen einen Offizier des Daïri; dieser ließ ihn bis nach Fousimi verfolgen und zwang ihn zurückzukehren. Der Fürst kehrte ohne das geringste Aufsehen zu machen, mit einem einzigen Spieße zurück, mußte aber zwölf Stunden im Vorzimmer des Hofbeamten warten, ehe dieser ihm erlaubte, vor ihn zu treten; er entschuldigte sich hierauf und wurde mit einem derben Verweise entlassen.“ In Gegenwart eines Offiziers des Daïri sind die Prinzen genöthigt, ihre beiden Säbel auf die Seite zu legen, was ein großes Herzleid für ihre Eigenliebe ist.

Es ist Sitte, daß wenn ein Fürst auf Reisen irgendwo anhält, er seinen Namen, elegant auf ein kleines Brett geschrieben, auf ein Bambusrohr an den Eingang des Hauses aufstecken läßt. Diese Sitte findet auch bei den Chefs der holländischen Kompagnie statt. Kommt durch Zufall ein Offizier des Daïri an den Ort, wo sich der Fürst aufhält, so wird dieses Rohr sogleich auf die Erde gelegt. Wenn ein Fürst vor der Wohnung eines solchen Offiziers vorübergehen muß, so geschieht Dieß zu Fuße, und er darf sich nur einen einzigen Spieß nachtragen lassen; trifft er den Offizier persönlich, so senkt er das Haupt und die Hände zur Erde. Sein Tragsessel (Norimon) und sein ganzes Gefolge entfernt sich dann mit der größten Eile und flüchtet sich in eine Hütte, oder wenn keine vorhanden ist, nehmen sie ihren Weg in das Feld. Kurz Alles ist dem Daïri so sehr unterwürfig, daß, als einige Personen von Auszeichnung in Yedo Herrn Titsingh über den Sinn des Wortes Kaiser gefragt hatten, unter welchem die Holländer ganz irrig den Seogun verstehen, und vernahmen, daß dieser Ausdruck das höchste Oberhaupt bedeute, sie ihm antworteten: man müsse nur ein einziges anerkennen, das sey der Daïri, welcher unumschränkte Macht im Reiche habe, und der Seogun, welchen die Europäer Kaiser nennen, sey nur ein Offizier des Daïri, dem dieser die Verwaltung des Reiches übertragen habe.

Ehemals ging der Seogun, wenn er zur Regierung gelangte, selbst nach Miyako, um dem Daïri seine Huldigungen darzubringen; aber diese Sitte hörte auf, seit einer der Daïri's in einem Momente der Unzufriedenheit nach einem Bogen griff, um einen Pfeil nach dem Seogun abzuschießen. Glücklicher Weise wurde er aber daran gehindert. Jetzt sendet der Seogun jeden neuen Jahrestag Abgeordnete, um dem Daïri Glück zu wünschen; dann läßt dieser zu gleichem Zwecke Gesandte nach Yedo abgehen. Wenn diese Gesandten in dem Pallaste des Seogun anlangen, so werden sie empfangen, als wäre der Daïri selbst unter ihnen. Der Seogun geht ihnen entgegen und führt sie in den Audienzsaal, wo er, während sie sich ihres Auftrages entledigen, gebeugt vor ihnen stehen bleibt, und endlich mit seinem Kopfe die Strohmatte berührt, die den Boden bedeckt. Wenn die feierliche Audienz vorüber ist, nimmt der Seogun wieder seinen vorigen Rang ein, und dann beugen sich die Gesandten in derselben Art vor ihm, und bleiben, so lange er mit ihnen spricht, in derselben Stellung. *) Sie bewohnen in Yedo einen großen Palast, Ten-sio-yasli genannt, und genießen die nämlichen Auszeichnungen, wie die Familienglieder des Daïri. Vor diesem Palaste ist ein viereckiger zwei Fuß langer Schalter angebracht, er hat eine kleine Oeffnung und wird Meyas fako oder Zozlo fako genannt: d. h. „Kiste um Klagen aufzunehmen.“ Wer sich in seinen Rechten benachtheiligt glaubt, kann eine Klagschrift hineinwerfen. Diese Kiste ist jedes Jahr während der Anwesenheit der Gesandten des Daïri in Yedo geöffnet; sie nehmen alsdann die Papiere, welche sich darin vorfinden, mit sich, um sie zu untersuchen. Aehnliche Kisten finden sich in allen Hauptstädten des Reiches

*) Den Kopf bis auf die Strohmatte, die den Boden bedeckt, niederzubeugen, ist das eingeführte Kompliment in ganz Japan. Da die Einwohner dieses Landes keine Stühle haben, setzen sie sich immer auf Matten mit übereinandergeschlagenen Beinen. Die Begrüßungs-Ceremonie ist sonach nur für den Europäer unbequem. Man bückt sich mehr oder weniger tief, je nach dem Range desjenigen, an den man sich wendet. Die Prinzen, welche zugleich Statthalter der Provinzen sind, neigen sich bis auf die Erde vor dem Seogun, welcher es auf dieselbe Art erwidert, wie vor den Gesandten des Daïri.

ver. In Nagasaki ist eine solche Kiste ganz nahe an dem Hôtel des Gouverneurs angebracht. Zwei Subaltern-Offiziere stehen stets als Wache dabei; sie wird sechsmal des Jahres durch den Statthalter geöffnet, und dient dazu, die Willkürlichkeiten der Behörden zu erfahren. Die durch den Kläger gesiegelte und mit seinem Namen und Hausnummer versehene Schrift wird geradezu nach Yedo geschickt; die unversiegelten, weder Namen noch Adressen enthaltenden, werden verbrannt; wenn man aber eine solche Schrift zum drittenmale findet, wird sie ebenfalls nach Yedo gesendet. Es ist jedoch ein seltener Fall, daß in einem Jahre mehr als zwei bis drei Klagen in den Schalter geworfen werden. Die Schriften, welche auf diese Art nach Yedo kommen, werden an bestimmten Tagen durch den Seogun allein geöffnet, denn der Zweck dieser Institution ist, die Uebergriffe und Willkürlichkeiten der Staatsräthe, Fürsten und untergeordneten Verwaltungsbeamten kennen zu lernen; die Untersuchungen, ob die in die Meyas faco gelegten Klagen gegründet sind oder nicht, werden unverzüglich angestellt. Wenn sie falsch befunden werden, wird der Kläger zu Pferde durch die ganze Stadt geführt, und muß eine papierene Fahne, welche zuweilen neun Fuß in der Breite hat, tragen, auf welcher sein Name, sein Alter, seine Aufführung und sein Vergehen angezeigt sind. Der Inhalt dieser Aufschrift wird zugleich auf allen Kreuzwegen und an den Orten, wo die kaiserlichen Befehle gewöhnlich bekannt gemacht werden, laut vorgelesen; endlich wird dem Delinquenten auf dem Richtplatze der Kopf abgeschlagen. Während des Aufenthaltes des Herrn Titsingh in Japan fand eine ähnliche Hinrichtung in Yedo an der Person eines gewissen Mats-moto ghen-no sin statt, einem der Offiziere des Kuti, Fürsten von Tango, der damals Gouverneur von Nagasaki war. Dieser Fürst war ein ausgezeichnet verdienstvoller Mann, und wurde wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften von Einwohnern und Fremden geliebt. Mats-moto erbat sich öfters die Erlaubniß, ihn nach Nagasaki begleiten zu dürfen; da aber der Offizier mit seinen Kameraden oft in Streit gerieth, ließ ihn der Statthalter, um jede Zänkerei zu vermeiden, in Yedo zurück, obschon er ein sehr unterrichteter Mann war. Mats-moto, durch diese Erniedrigung gekränkt, schrieb, um sich zu rächen, eine Klage, in welcher er den Gouverneur auf alle erdenkliche Art verläumdete; auch nannte er seine Verwaltung erbärmlich. Er siegelte, unterschrieb, setzte seine Adresse bei und warf die Schrift in die Schalter vor dem Palaste des Gesandten des Daïri. Die Beschuldigungen wurden sogleich untersucht, falsch befunden, und Mats-moto zu der vorerwähnten Strafe verurtheilt.

Gewöhnlich sind zwei Fürsten von geringen Einkünften von dem Seogun beauftragt, die Gesandten des Daïri während ihres Aufenthaltes in Yedo mit allen ihnen nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Dieser Auftrag wird als eine große Begünstigung betrachtet, und von vielen Seiten darum nachgesucht, denn er trägt den Lieferanten einen reinen Gewinn von ungefähr 40,000 Kobang, oder mehr als viermalhundert achtzig tausend Franks ein. Den ersten Tag werden die Gesandten von dem Seogun mit einer Kranich-Suppe bewirthet; den zweiten und die folgenden Tage unterhält man sie mit Tänzen und Spielen; sie bleiben gewöhnlich sieben Tage in Yedo. Der Seogun schickt ihnen dreimal des Tages Geschenke, und die zwei Fürsten, welche beauftragt sind, sie bei sich zu bewirthen, senden ihnen ähnliche Geschenke den ganzen Tag über. Alles, was sie benöthigt sind, sowohl für sich als ihr Gefolge, wird täglich neu herbeigeschafft.

Unter diesen Gesandten sind nur zwei, welche den Daïri vorstellen, sie wechseln jedes Jahr, und kommen erst nach sieben Jahren wieder an die Reihe. In den verschiedenen Provinzen, welche auf ihrem Wege liegen, werden sie von den Fürsten oder dem Seogun bewirthet und auf das Kostbarste freigehalten. Wenn sie nach Yedo reisen, haben sie nur wenig Gepäck bei sich; bei ihrer Rückkehr aber ist es durch die Menge der Geschenke, welche sie zurückbringen, unendlich angewachsen. Alle diese Geschenke werden durch zwölf Personen aus der Familie der ehemaligen Seoguns Nobu naga und Taiko geliefert; die Lieferanten haben keine besondere Anstellung, aber sie werden durch den Vortheil, den sie aus den für die Gesandten des Daïri bestimmten Geschenken ziehen, sehr reich. —

„Als ich vom Hofe von Yedo 1782 zurückkam, erzählt Herr Titsingh, erhielt ich den 1 Mai zu Narumi die Nachricht, daß die Gesandten auf dem Wege seyen, und daß sie den folgenden Tag in Kwana, Yokaïts und Seki, wo mir meine Wohnungen vorbehalten waren, übernachten würden. Ich ging also den 2 Mai um 5 Uhr des Morgens ab und kam um 7 Uhr in Miya an, wo ich mich nach meinem Frühstück in ein sehr schönes schwarz gefirnißtes Schiff setzte und um 11 Uhr in Kwana ankam. Um 1 Uhr des Nachmittags setzte ich meinen Weg fort und begegnete einigen Gliedern der Gesandtschaft. Die Hauptpersonen waren zwei junge Leute von angenehmem Aeußern, welche zu Fuß gingen und sich wechselseitig unterhielten. Man setzte mich, bis sie vorüber waren, mit meinem Tragsessel und ganzen Gefolge an den Rand der Straße. Einen dritten Gesandten fand ich in einem Dorfe; er ließ mich ersuchen, zu Fuß vor ihm vorüber zu gehen; allein ich entschuldigte mich auf Anrathen meiner Dolmetscher, durch Unpäßlichkeit, und ließ mich vorbeitragen, machte jedoch eine Thüre auf, um ihn zu grüßen, welches er auf das Anmuthigste erwiderte. Als Fremder genoß ich dieses Vorrechts, was selbst den Fürsten des Landes nicht gestattet ist. Ich ließ jedoch meinem Arzte und Sekretäre sagen, sie möchten vor dem Prinzen zu Fuß vorbeigehen, um seiner Neugierde zu genügen, einen Holländer zu sehen. Um halb acht Uhr kam ich in Yokaïts an, wo ich mich in ein kleines Haus zurückzog, mein Gepäcke wurde in einen Tempel getragen. Alle Wohnungen waren durch die Gesandten oder durch ihr Gefolge in Beschlag genommen, und ich war genöthigt in diesem kleinen Zufluchtsorte zu bleiben, weil es mir sowohl an Pferden, als auch an Trägern fehlte, da man den folgenden Tag noch einige Personen der Gesandtschaft erwartete. Man versicherte mich, daß sie dreitausend Träger bedürften, wovon 100 allein zum Laternentragen verwendet wurden, und daß dieß kleine Einkünfte für ihre Leute seyen, welche auf betrügerische Art den Trägern ihre Besoldung abnehmen. Selbst die Gesandtschaftsoffiziere von untergeordnetem Range brachten zwei Aufseher der Träger unter dem Vorwande mit, daß sie deren nicht finden könnten; es geschah aber nur, die Leute zu zwingen, diesen Dienst von ihnen zu erkaufen."

Vermischte Nachrichten.

Von Richard Lander ist aus dem Flusse Nun ein Schreiben vom 26 Oktober v. J. an die geographische Gesellschaft in London eingetroffen, folgenden Inhaltes: „Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß die unter meinen Befehl gestellte Expedition am 20 d. M. glücklich hier angekommen ist. Bei meiner Ankunft fand ich, daß der Kapitän der Liverpooler Brigg „Susanna" den König Boy *) bezahlt hat, und Sie werden die Güte haben, meine Anweisung dafür zu honoriren. Ich machte dem Könige Boy ein sehr schönes Geschenk aus den zu meiner Verfügung gestellten Waarenvorräthen, und er begleitet mich nach Eboe, um ein Palaver mit König Obie zu halten. König Boy und König Forday waren sehr erfreut mich wieder zu sehen, und sagten, ich sey kein Mensch, sondern ein Teufel. Ich gehe heute Abend wieder unter Segel und hoffe in vier Tagen Eboe zu erreichen, voll ruhiger Zuversicht auf den glücklichen Erfolg der Unternehmung u. s. w." Nach Aussage eines Matrosen, der einen Brief Richard Landers an seinen Bruder in Liverpool zu überbringen hatte, erfuhr man außerdem, daß alle Schiffe der Expedition, noch ehe der Ueberbringer des Schreibens den Fluß Nun verlassen hatte, in Eboe eingetroffen waren. Der Matrose fügte auch hinzu, daß die Dampfboote der Strömung tapfer entgegen arbeiteten, und wie es schien ganz leicht den Fluß hinauffuhren.

*

Ein Schmied in Mailand, Namens Ponti, hat ein sehr einfaches Mittel gefunden, um den in großen Städten so lästigen Schall der Amboßschläge zu dämpfen, indem er an einer Spitze seines Amboses ein freischwebendes Stück Kette in einen Ring befestigt, wodurch zum Theil die Ohren zerschmetternden Vibrationen des Gehämmers zerstört werden.

*) Den Lesern des Auslandes wird erinnerlich seyn, daß König Boy die Lander von dem König Obie auslöste, aber von den Brüdern nicht die versprochene Entschädigung erhalten konnte, da der englische Kapitän Lake den Lander durchaus jede Unterstützung verweigerte. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 185. 4 Julius 1833.

Rom im Jahre 1833.

12. Wasserleitungen.

In den alten Römern wohnte ein Sinn, welcher sie antrieb, ihren Werken die Festigkeit und Freigebigkeit der Natur zu geben. Nichts Großartigeres kann gedacht werden, als ihre 11 Wasserleitungen, von welchen eine über acht deutsche Meilen weit Wasser auf den palatinischen Berg führte. Drei wurden wieder hergestellt und versehen nicht nur die ganze jetzige Stadt reichlich, sondern strömen noch den unverkauften Ueberfluß in der Stärke bedeutender Bäche in die öffentlichen Brunnen. Das erste Bedürfniß im Süden — nicht nur wegen Durst und Reinlichkeit, sondern auch wegen des beständigen Waschens bei dem geringen Vorrathe — ist auf eine Weise befriedigt, welche nichts zu wünschen übrig läßt, und welche allein schon Rom den Vorzug vor allen andern großen Städten geben würde. Wie ärmlich erscheinen London, Paris, ja Florenz, Neapel und Bologna daneben. Die Römer hätten an der Stelle der Bolognesen gewiß ihre Madonna di S. Luca an eine reichliche, reine Quelle gesetzt, und diese über den Köpfen der frommen Pilger in die Stadt geleitet. Das Trinkwasser Roms gehört zu den reinsten und lieblichsten. Nach den sorgfältigen Untersuchungen des Professors Carpi ist das Wasser von Trevi nur sehr wenig von zwei kleinen in der Stadt entspringenden Quellen verschieden, deren Reinheit berühmt ist. Nach diesen kömmt das Wasser von Termini. Am wenigsten rein ist die Aqua Paola, aber immer noch reiner als l'eau d' Arceuil zu Paris.

Die Vertheilung geschieht durch große gemauerte Stuben und blecherne Röhren. Das Wasser wird unzenweise verkauft. Der Gang der unzähligen Leitungen, welche sich in allen Richtungen durchkreuzen — mehrere haben im Hofe Wasser von der Fontana Paola und im Keller Trevіwasser — ist den Stagnari anheimgegeben, und eine Art geheimer Kunst, welche freilich oft zum Schaden der Berechtigten geübt wird. Man kann sich keinen Begriff von den Mitteln machen, welche sich die Stagnari wider zwei wackere berliner Bronzearbeiter bedienten, um diese zu hindern, die gezogenen Bleiröhren hier anzubringen.

Die Aufsicht über die Brunnen ist einer eigenen Behörde übergeben. Wenn eine Arbeit unvermeidlich ist, und das Wasser auf einige Tage genommen wird, so wird es in dem betreffenden Quartier angezeigt. Es ist eine wahre Kalamität, wenn sich nicht allenfalls ein Ziehbrunnen noch außer den Röhrbrunnen in der Nähe befindet. Es gibt deren mehrere, welche treffliches, vielleicht von alten verfallenen Leitungen durchgesintertes Wasser geben, welches aber bei dem großen Reichthum an fließendem Wasser nicht beachtet wird. Es wäre sehr zu wünschen, daß die zahlreichen Architekten, welche von den Regierungen nach Rom zum Studiren ihrer Kunst gesendet werden, dahin angewiesen würden, die Wasserleitungen, und was in Fassung, Vertheilung und Benützung musterhaft ist, aufmerksamer zu studiren, als zu geschehen pflegt. Eben so verdiente ein anderer hydrotechnischer Gegenstand, die Erhöhung der Flußufer durch die Flüsse selbst (Colmatura) welche gegenwärtig im Großen in der Maremma von Siena ausgeführt wird, sorgfältigere Beachtung.

Wie schön und mannichfaltig alle Plätze Roms mit Brunnen geziert sind, hat jeder Reisebeschreiber bemerkt, und die vielen morgenländischen Mönche, welche 1830 nach Rom flüchteten, konnten sich bei ihrem unverdorbenen Gefühle nicht satt daran sehen. Sie saßen oft stundenlang auf dem Geländer um die Fontana di Trevi.

Die Wasserleitung vom See von Bracciano her, die Aqua Paola tritt oben auf dem Janiculus durch einen Triumphbogen in die Stadt, treibt zuerst eine große Anzahl Mühlen, geht über Ponte Sisto auf das linke Ufer über, und bildet durch einen Nebenarm die herrlichen Springbrunnen von St. Peter. Eine Nebenleitung der Aqua felice geht in Villa Borghese, über die beinahe ganz unterirdische Leitung des Treviwassers weg und ergießt sich in die neuen Brunnen auf dem Platz bei Porta del Popolo, reinigt das Schlachthaus und geht dann in den Tiber. Der Quirinal wird durch ein Drukwerk mit Treviwasser versehen. Vor ihm strömt Wasser von Termini in die Schale des Campo vaccino, welche seit 1819 vor dem Palaste aufgestellt ist. Hier mag auch der Sauerwasser erwähnt werden, welche sich in Roms Nähe befinden. Zwei von Morichini untersuchte Quellen, die Aqua santa und Aqua acetosa, werden häufig benützt, jene dient zum Baden und quillt südlich vor der Stadt; diese wird theils an der Quelle getrunken, theils in der Stadt, wohin sie eigens aufgestellte Verkäufer bringen; sie liegt nordöstlich am Tiber, welcher sie demnächst zu verschlingen droht. Die Bäume

und Sitze, welche Se. Maj. der König von Bayern umher anbringen ließ, sind durch muthwillige Zerstörung verschwunden. Vielleicht könnte man diese Quelle durch einen artesischen Brunnen für die Villa Borghese erbohren. Beide Mineralwasser sind salzhaltig, wirken abführend und harntreibend, und sind angenehm zu trinken. Mehrere Schwefelwasser in der Nähe Roms werden nicht benützt.

Drei Jahre in Nordamerika.

2. Reisen in der Landkutsche.

Am 30 August Morgens erwartete uns vor der Thüre unsres Gasthofes eine mächtige, länglich runde, in starken ledernen Riemen tief hangende und mit vier Pferden bespannte Kutsche. Diese Kutsche ist etwas geräumiger als ein sechssitziger englischer Postwagen und viel länger, so daß hinlänglich Raum für einen Sitz in der Mitte und Platz für neun inwendig sitzende Passagiere ist. Der Schlag ist wie an den englischen Kutschen angebracht. Der Bock ist so niedrig, daß der Kopf des Kutschers so ziemlich mit dem Kutschendache in gleicher Linie steht. Für außen mitfahrende Passagiere gibt es nur einen Platz auf dem Kutschenbock neben dem Kutscher. Das Gepäck wird eben nicht allzu sicher, unter ledernen Decken, die mit Riemen oder Ketten festgeschnallt oder gebunden werden, hinten auf dem Wagen untergebracht. Das Kutschendach ist auf seinem Gestelle befestigt, aber die ledernen Vorhänge rings um die Kutsche können bei schönem Wetter aufgerollt werden, um frische Luft einzulassen und eine Aussicht auf die Gegend zu gewähren. Die vormals gebräuchlichen Kutschen, von denen noch einige die Landstraße befahren, enthielten vier Sitze: der Kutscher hatte seinen Sitz auf der Vorderbank, und die Passagiere mußten sehr unbequem von vorn herein in den Wagen steigen und saßen dann mit dem Gesichte nach der offen gelassenen Vorderseite zu gewendet.

Die Kutsche war zuerst an dem Morgen, wo wir Albany verließen vor unsern Gasthof geschickt worden; hierauf fuhren wir in der Stadt herum, um die übrigen Passagiere abzuholen; denn es ist in den Vereinigten Staaten allgemein üblich, daß der Postwagen bei den Wohnungen der Reisenden vorfährt, um sie und ihr Gepäcke mitzunehmen. Der Staatskanzler — Oberrichter des Staates New-York — war der erste, vor dessen Wohnung wir hielten. Er setzte sich auf den hintersten Platz, trat ihn aber nachher zwei Damen und ihren Kindern ab, die wir in Herrn Crutenden's Gasthof, dem vornehmsten in Albany, in der obern Stadt abholten. Die Damen waren von Providence auf Rhode Island und auf einer Vergnügungsreise nach dem Niagarafall begriffen. Reisen mit Extrapost ist in den Vereinigten Staaten durchaus unbekannt. Man reist entweder in den Postkutschen oder auf Dampfbooten; doch kann man auf den am meisten besuchten Straßen auch besondere Kutschen erhalten, für die man nach Verhältniß der Zeit, während welcher man sich ihrer bediente, zahlt. Gewöhnlich aber legt man seine Reisen zu Land in den regelmäßig gehenden Postkutschen zurück, und es ist hier herkömmliche Sitte, daß Leute von jedem Stand und Range sich desselben Fuhrwerkes bedienen und unterwegs auch zusammen speisen. Selbst der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Adams, *) der sich gewöhnlich auf seinem Gute in der Nähe von Boston aufhält, reist nach Washington, dem Sitze der Regierung, auf dem Dampfboote oder in der Landkutsche.

Leute, die kleinere Ausflüge zu machen haben, bedienen sich eigener Fuhrwerke. Die geschlossenen englischen Wägen sind selten, häufig aber Barutschen und Gigs; ebenso kleine, leichte, vierrädrige Wägen in hölzernen Federn mit einem beweglichen Sitz, der meist mit einem Dache versehen ist.

Die Straße, die wir von Albany nach Shenectadi hinfuhren, war an vielen Stellen rauh und nicht sehr kunstgerecht angelegt, aber breit und an den meisten Stellen zu beiden Seiten mit großen lombardischen Pappelbäumen eingefaßt. Der Boden war sandig und nicht sehr fruchtbar. Von Gehölz sah man hauptsächlich Eichen, Cedern und Fichten. Der Kutscher hielt zweimal unterwegs, um seine Pferde zu tränken, was wohl der Hitze des Wetters wegen geschehen mußte. Auch die Damen aus Providence ließen für sich und ihre Kinder Wasser bringen, fragten aber stets, bevor sie tranken, ob es gut sey. Die Aufwärter, die an der Thüre der Gasthöfe standen — denn die unscheinbarste Kneipe wird hier mit dem Namen Gasthof beehrt — brachten den Reisenden mit der größten Bereitwilligkeit Becher mit Wasser, ohne die geringste Bezahlung. Die Unterhaltung der Reisegesellschaft war weit ungezwungener, als sie wahrscheinlich in einer englischen Postkutsche geführt worden wäre — zumal wenn sich der Lord Oberrichter dabei befunden hätte; dieser nahm sich übrigens auf seine hohe Stelle nicht das Mindeste heraus.

* * *

3. Das Strafgefängniß zu Auburn.

Obgleich erst seit einigen Jahren bestehend, hat das Gefängniß von Auburn durch die Zweckmäßigkeit seiner Gebäude und Einrichtungen, durch die man dahin gelangte, einsame Absperrung der Gefangenen und Arbeit zu vereinigen und die üblen Folgen unbeschäftigter Gefängnißeinsamkeit zu vermeiden, einen großen Ruf erlangt. Dadurch wurde in dieser Strafanstalt erzielt, daß die Sträflinge nicht allein sich selbst ernähren, sondern auch alle Ausgaben für Aufseher, Gefängnißwärter, Wachen, Arzt und Geistlichen aus dem Ertrag ihrer Arbeit unterhalten, während man sie stets beschäftigt, und einer strengen Aufsicht unterworfen hält, und durch moralische Einflüsse auf ihre Besserung zu wirken sucht.

Der Besuch des Gefängnisses wurde uns ohne Schwierigkeit erlaubt. Jeder, der es besehen will, zahlt 25 Cents, die bestimmt sind, einen Theil des Gefängnißfonds zu bilden. Einer von den Gehülfen der Gefängnißwärter erhielt den Auftrag, uns in dem Gebäude herumzuführen, und uns die nöthigen Aufschlüsse zu geben.

Ein Raum von 500 Fuß im Quadrat ist von zwei sehr hohen Mauern umschlossen, von denen die innere 35 Fuß Höhe hat. Ungefähr 100 Fuß von ihr entfernt liegt das Gefängniß-

*) Im Jahre 1828 nämlich, wo der Verfasser in Nordamerika reiste.

gebäude, das aus drei Flügeln besteht. Das Frontgebäude hat 276 Fuß Länge und 45 Fuß Tiefe, die beiden Seitengebäude 241 Fuß Länge, und 42 Fuß Tiefe. Es enthält die Wohnung des Gefängnißaufsehers und die nothwendigen Bureaux, den Speisesaal, das Hospital, die Kapelle, Küchen, Waschhäuser und die Zellen, die 7 Fuß lang, $3^1/_2$ Fuß breit und 7 Fuß hoch sind. Die Fenster in denselben sind 4 Fuß hoch und 6 Fuß breit, mit Gläsern versehen, und mit einem starken eisernen Gitter verwahrt. Außer dem Ventilator hat jede Zelle keine andere Oeffnung, als die Thüre, an deren oberem Ende sich ein 18 Zoll hohes und 20 Zoll breites Gitter befindet, dessen runde Stäbe drei Viertelzoll im Durchmesser haben, und zwei Zoll von einander stehen, wodurch Oeffnungen gebildet werden, durch die keine Manneshand geschoben werden kann. Durch dieses Gitter erhält die Zelle Licht, Luft und Erwärmung. Der Ventilator, der ungefähr drei Zoll Durchmesser hat, reicht von der Rückwand der Zelle bis zum Dach des Gebäudes hinauf. Die Thüre der Zelle schließt auf dem innern Rand der Wand in einer Vertiefung von zwei Fuß. Diese Vertiefung nach Außen erschwert jedes Gespräch und jede Mittheilung zwischen den Gefangenen, hindert sie auf die Galerien hinauszusehen, und gibt den Gefängnißwärtern hinlänglich Raum, mit dem Sträfling zu sprechen, ohne von den Gefangenen in den anstoßenden Zellen gehört oder gesehen zu werden. Der Baugrund um die Zellen her ist zehn Fuß breit und vom Boden bis zum Dache, vor den fünf Stockwerken von Zellen, offen. Drei Fuß breit dieses Baugrundes, zunächst den Zellen, ist von Galerien eingenommen. Die vorzüglichsten Eigenschaften dieses Gebäudes sind seine Sicherheit und die dabei erzielte Ersparniß. Was die Sicherheit anbelangt, so ist sie vollkommen erreicht. Der Gefangene muß erst seiner Zelle entkommen seyn, dann der Schildwache auf dem offenen Vorplatze aus den Augen zu kommen suchen, und befindet sich dann erst im Hofe, wo er eine Mauer von mehr als dreißig Fuß Höhe übersteigen muß. Seit dem Bestehen des Gefängnisses ist noch kein Sträfling entwischt. Die Ersparung ist groß, sowohl hinsichtlich des benützten Raumes, als in Bezug auf Heizung, Beleuchtung und Bewachung. Zwölf kleine Oefen und zwölf kleine Lampen, die sich in der offenen Vorhalle vor den Zellen befinden, geben 555 Gefängnißzellen Wärme und Licht, und eine einzige Schildwache ist hinreichend, alle Sträflinge zu bewachen. Der Raum zunächst vor den Zellen besteht aus einer vollkommen akustisch gebauten Galerie, so daß die Schildwache unten in der offenen Vorhalle jedes Wort hören kann, das in einer entfernten Zelle des obersten Stockwerkes geflüstert wird.

(Fortsetzung folgt.)

Edmund Kean.*)

Edmund Kean wurde am 4 November 1787 zu London in der Castle-Street geboren. Einer allgemein angenommenen Meinung zufolge war sein Vater Aron Kean der Bruder des berühmten Bauchredners Moses Kean, und seine Mutter die Tochter des Georg Saville Carey, der sich zu seiner Zeit als dramatischer und lyrischer Dichter, und nicht minder auch als Schauspieler einen großen Ruf erworben hatte. Kean, der sich durch den ihm beigelegten Stammbaum nicht sehr geschmeichelt fühlte, stellte denselben durchaus in Abrede, und behauptete, aus einer Ehe zur linken Hand von dem verstorbenen Herzog von Norfolk entsprossen zu seyn. Wie Dem auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß Kean in seiner Kindheit so vernachlässigt wurde, daß seine Glieder verwuchsen, krumm und zuletzt ganz mißgestaltet wurden, wobei er es freilich selbst an nichts fehlen ließ, um sich noch häßlicher zu machen, indem er durch tausenderlei Fratzen und Verzerrungen seine Spielgenossen nachzuahmen suchte, die, meistentheils Söhne von Schauspielern, sich nicht selten die Zeit damit vertrieben, ihre Eltern nachzuäffen. Endlich aber nahm seine Mißgestalt so zu, daß man es für nothwendig hielt, ihm Schienen und einen eisernen Schnürleib anzulegen; allein diese Hülfe kam zu spät, und leistete der fehlerhaften Entwicklung, die seine Natur genommen hatte, nur unvollkommenen Widerstand.

In welchem Verwandtschaftsverhältnisse nun auch der junge Kean und die Frau stand, die man für seine Mutter hielt, so fand er sich wenigstens alle Abende auf der Bühne ein, wo sie täglich spielte. Der Lampenrauch stieg ihm zu Kopf, und begeisterte ihn von seinem vierten Jahre an mit dem heißesten Wunsch, auf den Brettern Beifall und Ruhm zu suchen. Als Michael Kelly die Oper „Cymon“ aufführen ließ, wurde Kean — was freilich nicht wenig Wunder nehmen sollte — gewählt, den Cupido vorzustellen, der auf dem bezauberten Wagen zu Sylvia's Füßen sitzt. Kelly erwähnt dieses Umstandes in seinen „Erinnerungen“ mit folgenden Worten: „Einige Tage vor der ersten Vorstellung führte man mir mehrere Kinder zu, unter denen ich meinen Cupido aussuchen sollte. Eines derselben fiel mir durch die Lebhaftigkeit seines Blickes und den bittenden Ausdruck in allen seinen Zügen auf; in dem Funkeln seiner großen schwarzen Augen las man den glühenden Wunsch, daß ich ihn wählen möchte, um den kleinen Gott der Liebe darzustellen. Es war mir unmöglich, der Beredsamkeit dieser stummen Sprache zu widerstehen, ich nahm das Kind, ohne zu ahnen, was für ein großer und bewunderungswürdiger Schauspieler mit der Zeit daraus werden würde.“

Auch bei einer andern Gelegenheit noch wird des kleinen Kean erwähnt. Philipp Kemble kam, man weiß nicht aus welchem Grund, auf den Gedanken, im vierten Aufzuge des Macbeth Genien um den Hexenkessel tanzen zu lassen. Kean war einer von diesen Genien, und würde wahrscheinlich immer in dieser Rolle haben mitspielen dürfen, wenn er sich nicht hätte beigeben lassen, einem seiner Kameraden während des Tanzes das Bein unterzuschlagen. So jung er war, so hatte er doch schon einen so richtigen Instinkt für dramatische Schönheit, daß er sehr gut die Lächerlichkeit dieser unbedeutenden Zuthat zu einem shakspeare'schen Werke fühlte. Allein sein Extempore hatte Kemble so in Harnisch gegen ihn gebracht, daß er ihn nur durch die Bitte wieder versöhnen konnte, „er möchte doch bedenken, daß er im Trauerspiele noch nie aufgetreten sey.“

Je größer er wurde, desto erstaunlicher entwickelte sich sein Genie; in seinem zehnten Jahre besaß er schon einen vollkommen ausgebildeten Geschmack für poetische Schönheiten, und die Kraft seiner Sprache, die Geschmeidigkeit seiner Stimme im dramatischen Vortrage waren in diesem zarten Alter schon so vollkommen als bei einigen Schauspielern, die damals in der vollen Gunst des Publikums standen. Unglücklicher Weise hinderte seine heftige, stürmische und ungestüme Gemüthsart die Ausbildung so bewunderungswürdiger Anlagen. Bei seinem unüberwindlichen Widerwillen gegen alle Studien, die nicht auf das Theater Bezug hatten, war seine Erziehung sehr vernachlässigt worden; doch hatte man ihn in die Schule zu schicken versucht, was jedoch ganz erfolglos blieb. Das Wenige, was ihm unter der Herrschaft der Zuchtruthe eingetrieben wurde, war bald wieder vergessen, während die längsten und erhabensten Stellen Shakspeare's, die er sich auf der Bühne gemerkt hatte, seinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt blieben. Es ist begreiflich, daß Kean, bei einer so entschiedenen Abneigung vor allen Schulübungen und über die gewöhnlich daraus erfolgenden Züchtigungen in Verzweiflung gebracht, keinen andern Ausweg hatte, als den Launcelot Gobbo, im Kaufmann von Venedig, nachzuahmen, sich auf die Beine zu machen und davon zu laufen. Eben so schnell, einen Entschluß zu fassen als ihn auszuführen, trat er als Schiffsjunge bei einem Kauffahrer in Dienst, und reiste als solcher nach der Insel Madras, wo er aber so gefährlich erkrankte, daß ihn der Arzt in das Spital von Funchal bringen ließ.

*) Die vorliegende Skizze von dem merkwürdigen Leben des unlängst verstorbenen Edmund Kean, einer der ausgezeichnetsten dramatischen Künstler Englands, ist „Frasers Magazine“ entnommen. Eine ausführliche Lebensbeschreibung des englischen Talma wird von seiner Wittwe herausgegeben werden. A. d. R.

Einige Monate nachher kam er nach England zurück, zwar vollkommen wieder hergestellt, aber ohne Geld, ohne zu wissen, wohin er sein Haupt legen sollte, und was noch härter war, ohne Freunde und Verwandte; denn seine angebliche Mutter, Miß Carey, hatte sich einer herumziehenden Schauspielertruppe angeschlossen, deren Aufenthalt Niemand mit Gewißheit anzugeben wußte. Indeß blieb er doch nicht ganz verlassen: Miß Tidswell, eine Schauspielerin des Drury-Lane, die er von Jugend auf als seine Tante zu betrachten gewohnt war, nahm ihn bei sich auf, und sorgte für ihn mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit. In der lebhaftesten Theilnahme an seinem Schicksal und mit Recht für seine Zukunft in Sorge, wenn er in seiner bisherigen Unwissenheit aufwachsen würde, bewog sie ihn theils durch Bitten, theils durch den Einfluß, den sie über ihn hatte, einigen Unterricht zu nehmen. Allein es dauerte nicht lange, als er der Schulzucht wieder überdrüssig, und von seinem unbesiegbaren Hange zum Theater getrieben, unter welcher Gestalt es sich auch darstellte, die Flucht ergriff und sich einer Truppe von Seiltänzern und Kunstreitern anschloß, und in ihren Künsten es bald zu einiger Vollkommenheit brachte. Indeß zeichnete Kean sich als Kunstreiter doch mehr durch seine Kühnheit als durch Anmuth und Gewandtheit aus; er war so gleichgültig gegen die Gefahr, so voll Vertrauen auf seine Kraft und Behendigkeit, und vorzüglich so voll Begier, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, daß er sich in den verwegensten Sprüngen versuchte, wo er denn bei einem solchen Kunststück im Cirkus von Bristol das Gleichgewicht verlor, vom Pferd auf die Schranken stürzte und beide Beine brach, wovon er sein ganzes Leben ein Denkzeichen behielt.

Miß Tidswell, deren zärtliche Sorgfalt für den jungen Menschen, der sie Tante nannte, sich immer gleich geblieben war, glaubte endlich, daß es Zeit sey, ihren Schützling von der gefährlichen Bahn zu entfernen, die er mit so wenig Ruhm und Nutzen wandelte. Sie stellte ihm vor, zu was für einem elenden Handwerk er sich verdammt habe, und forderte ihn auf, sich ganz und gar der dramatischen Kunst zu weihen, zu der er sich, wie er sagte, so unwiderstehlich hingezogen fühle. Nachdem es ihr gelungen war, ihn durch das Gewicht ihrer Gründe zu überzeugen, brachte sie ihm endlich eine Anstellung bei einem kleinen Theater in Yorkshire zuwege, wo er seine von der Natur ihm verliehenen Anlagen auszubilden anfangen konnte. Er war noch Jüngling, und dennoch spielte er schon mit dem besten Erfolge mehrere ausgezeichnete Rollen in der Tragödie. Bald darauf erhielt er einen Ruf in Windsor zu spielen, wo er die Aufmerksamkeit des Doktors Drury auf sich zog, der von seinen Leistungen und seinem seltenen Geist entzückt lebhafte Theilnahme für ihn empfand, und ihm eine Stelle im Kollegium von Eton verschaffte. Allein die Studien des Kollegiums sagten dem Geschmacke des jungen Kean eben so wenig zu, als die Schulbank, auf der er schon zwei so vergebliche Versuche gemacht hatte. Die strenge Zucht, der er sich unterwerfen mußte, erweckte endlich in ihm jene Liebe zur Freiheit wieder, die ruhig in seiner Brust schlief, so lange er sie genießen konnte, die aber mit tyrannischer Stärke erwachte, sobald er aufhörte unabhängig zu seyn. Da es ihm nicht möglich wurde, sich an ein geordnetes Leben zu gewöhnen, so verließ er zwei Jahre nach seiner Aufnahme Eton, vertauschte das Kollegium mit der Bühne und den Rock des Gelehrten mit dem römischen Mantel.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die besten Kulturen im Staate Ohio, sagt ein amerikanisches Blatt, gehören deutschen Ansiedlern. Die Kolonien derselben bestehen aus kräftigen, arbeitsamen und äußerst mäßig lebenden Menschen, die sich bloß mit ihrem Geschäfte abgeben und wenig um Angelegenheiten außer ihrem Kreise bekümmern. Ihre Wohnungen, Weinberge, Gärten, Heerden und Pferde geben davon augenfälliges Zeugniß. Die Ordnung, die in ihrer Oekonomie bemerkbar ist, beweist, daß sie in der Agrikultur gründliche Kenntnisse besitzen, obgleich sie sich damit niemals brüsten. Sie befassen sich wenig mit Politik, obgleich keiner von den mancherlei in Amerika angesiedelten Volksstämmen beharrlicher in seinen Meinungen und Ansichten gefunden werden dürfte. Sie bewerben sich wenig um öffentliche Stellen, bemerken aber bald, wenn sich ein Fehler in der Regierung eingeschlichen hat. Wahre und einfache Republikaner, verachten sie Ueberspannung und Verkehrtheit überall, wo sie ihr begegnen; bloß mit dem Anbau ihres Bodens beschäftigt, denken sie auf Nichts, als dessen Ertrag möglichst zu erhöhen; deßhalb auch Scheune und Küche und Keller bei ihnen immer voll von Allem, was zum Leben gehört, zu finden sind. Kurz es sind Leute, die dem Staate, den sie bewohnen, nur Ehre machen können. Mit Vergnügen vernehmen wir, setzt das amerikanische Blatt hinzu, daß die Auswanderung der Deutschen nach diesem Lande immer mehr zunimmt. Man darf jetzt im Staate Ohio 30,000 Wähler und überhaupt 150 000 Einwohner von dieser fleißigen und betriebsamen Nation zählen.

*

In einer Sitzung der franz. Gesellschaft zur Ermunterung der Künste und des Gewerbfleißes vom 12 Junius wurde ein Bericht des Grafen Porcia über eine bei Gelegenheit eines artesischen Bohrversuches beobachtete Erscheinung vorgelesen. Es war zu Sajarine, im Bezirke Conegliano, in der Nähe von Triest, wo ein artesischer Brunnen gebohrt werden sollte, wobei man in einer Tiefe von ungefähr 20 Metres auf eine Thonschichte stieß, dann etwas tiefer auf Kiesel- und Mergel-Lager. Man bohrte bis zu einer Tiefe von 58 Metres fort, und als die Sonde herausgezogen wurde, folgte ein Strahl von Gas und flüssigem Schlamme, was sich nachher so oft wiederholte, als man bis zu einer Tiefe von 22 bis 25 Metres kam. Das kohlensaure, leicht mit Schwefel versetzte Gas wurde mehrmals angezündet, und bildete dann eine Flamme von 5 Metres (ungefähr 16 Pariser Fuß) Höhe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 186. 5 Julius 1833.

Rom im Jahre 1833.

13. Kirchen.

Die Zahl der Kirchen und Brüderschaftskapellen ist sehr groß und hat durch die Verkäufe und Demolitionen während der französischen Besitznahme nur eine unbedeutende Verminderung erlitten. Auch die im verlassenen Theile der Stadt werden wenigstens in baulichem Stande erhalten, an Sonn- und Feiertagen geöffnet und an ihren besondern Festtagen herkömmlich geschmückt.

Hier kann nicht von den Merkwürdigkeiten die Rede seyn, welche sie enthalten. Von den Eigenthümlichkeiten ihrer Bauart verdient besonders die bemerkt zu werden, daß sie, meist auf Trümmern oder in Basiliken eingebaut, beinahe nie den Altar gegen Osten haben, wie die Kirchen jenseits der Alpen und überhaupt nördlich von Rom alle. Daher die sonderbare Weise, in welcher an den Hauptaltären von St. Peter und St. Giovanni in Laterano die Messe gelesen wird. Man findet Kirchen aus allen Zeiten, von allen Stylen, Säle der Bäder, Tempel ꝛc. zu Kirchen eingerichtet, aber nach St. Peter nur kleine Kopien eines nur in dieser Ausdehnung und unter den gegebenen Bedingungen zu entschuldigenden, keineswegs vorwurfsfreien Bauwerks. Daß übrigens die Kuppeln den Thürmen, wie in Neapel, vorgezogen wurden, hat seinen Grund in den Erdbeben.

Die Kirchen haben ihre Tagszeiten wie die Straßen. Die ersten Besucher sind die Arbeiter, gegen Mittag kommt elegantere Welt, Abends zum Rosenkranz vorzüglich das weibliche Geschlecht, zu den übrigen Stunden trifft man außer dem Kirchendiener, welcher gewöhnlich mißgestaltet ist, wenige Menschen, außer wenn Jemand in den heißen Stunden ausruhen, oder ein Paar verstohlene Worte wechseln will. Im Ganzen herrscht ziemliche Decenz in den Kirchen, auch ohne die Schweizer, welche Leo XII einführte, die aber das Uebel ärger machten, und bald wieder abgeschafft wurden, weil die römischen Sitten und Ansichten ihnen entgegen waren.

An Festen pflegt es dagegen etwas bunt herzugehen: vor den Thoren Bettler, an der Thüre und im Schiffe der Kirchen Soldaten mit geschultertem Gewehre, Messen ohne Zahl an allen Altären, Gedränge an jeder Thüre, Musik, so gut man sie zahlen kann, vor der Kirche, auf dem Platze, Markt (daher unser Wort Messe) besonders von Kinderspielwerk. Der Römer ist gar nicht darauf erpicht, daß bei der Wandlung auch der Nichtkatholik knie. Man sieht oft Gruppen von Fremden mitten im Volke stehen, welches sich auf die Knie niedergeworfen hat. Einen Coretto in der nebenliegenden Kirche zu haben, ist ein Gegenstand der Eitelkeit und wirklich eine große Bequemlichkeit, wenn man keine Hauskapelle hat; vorzüglich den Damen, welche spät aufstehen, ist es sehr angenehm, die Messe hören zu können, ohne Toilette gemacht zu haben. Für die Trauergottesdienste, besonders die der Kardinäle, wird vorzugsweise die Kirche der Oratorier St. Maria in Vallicella, gewöhnlich Chiesa nuova genannt, ausgewählt, und die Trauerparatur steht ihr wirklich sehr gut. Diese besteht gewöhnlich in schwarzer Bekleidung der Pfeiler, an welchen Goldborten die architektonischen Eintheilungen nachahmen. In derlei Anordnungen zeigen die Kirchenausschmücker, Festaroli genannt, besonders guten Geschmack, und die Thätigkeit, welche sie bei solchen Veranlassungen entwickeln, wäre ihnen und allen Römern für das ganze Jahr zu wünschen. Weniger erfreulich sind die Todtenköpfe und Wappen des Verstorbenen mit Hodie michi (mihi) cras tibi, welche auf Papier gedruckt außen angeklebt werden, und deren Fetzen so lange im Winde flattern, bis ein neuer Todter gebracht wird. Bei den Leichenbegängnissen gehört das Wachs, welches von den Kerzen abläuft, dem Küster. Dieser ermangelt daher nicht, einen Nagel in den Docht zu praktiziren, oder während des Schneuzens Feilspäne unter die Flamme zu werfen, wodurch die Kerzen zu reichlichen Thränen gerührt werden. Da die Todten noch in die Kirchen begraben werden, so verbreitet sich häufig in denselben ein ganz eigenthümlicher Modergeruch. Die Ueberreste der Särge werden von Zeit zu Zeit vor den Kirchen Nachts verbrannt.

Die Glocken werden meist nicht geläutet, sondern nur angeschlagen, wie anderwärts bei Feuerzeichen. Für die Todten, für die Feste, für die Ave Maria wird nach verschiedenem Takte angeschlagen. An vielen Kirchen sind nur Mauern angebracht, in deren Oeffnungen die Glocken hängen. Einen der stattlichsten, an die oberitalienische Bauart mahnenden Glockenthürme hat die deutsche Kirche.

Drei Jahre in Nordamerika.

3. Das Strafgefängniß zu Auburn.

(Fortsetzung.)

Die Werkstätten oder Arbeitszimmer sind fast alle an der äußern Gefängnißmauer angebaut, die deren Außenwand bildet. Sie nehmen einen Raum von ungefähr 1600 Fuß Länge und 26 Fuß Breite ein, sind nach dem Gefängnißhofe zu 7 Fuß und nach der äußern Mauer zu 16 Fuß hoch. In dem Dache dieser Werkstätten befindet sich eine ununterbrochene Fensterreihe von 7 Fuß Höhe und 9 Fuß Breite. Hinter den Arbeitszimmern läuft eine Galerie hin, die durch Löcher in der Scheidewand Licht erhält, und von der aus die Aufseher die Sträflinge ungesehen beobachten und Fremde dieselben sehen können, ohne in die Werkstätten zu treten.

Aller Unrath wird durch einen vergitterten Kanal unter der äußern Einfassungsmauer in den Oswesco-Fluß abgeführt, der daran vorbeiläuft. Im Gefängnißhofe befinden sich zwei Wasserbehälter zum Baden, der eine fünfzehn Fuß lang, und dreiundvierzig Fuß breit; der andere von achtzehn Fuß im Durchmesser. — Die Verwaltung und Leitung des Gefängnisses führt ein Bureau von Inspektoren, die von dem Gouverneur und Senat des Staates New-York alle zwei Jahre angestellt werden, die zweckmäßig erachteten Verfügungen treffen und den Schließer, seine Gehülfen, den Arzt, den Kapellan, und die untergeordnete Dienerschaft anstellen.

Zur Zeit, wo das Gefängniß zu Auburn errichtet wurde, war die gesetzgebende Versammlung des Staates und das Publikum so unzufrieden über das damals bestehende Strafsystem, bei dem die vereinzelte Absperrung noch nicht eingeführt war, und das eher dazu beitrug die Verbrecher noch mehr verstockt zu machen, als sie zu bessern, daß man allgemein dafür hielt, man müsse das alte blutige Gesetzbuch wieder in Aufnahme bringen, wenn man kein strengeres Strafsystem einführen könne. In dem Staate New-York, so wie in den übrigen volkreicheren Staaten wird nämlich kein Verbrechen mit dem Tode bestraft, ausgenommen Mord und Brandstiftung; Transportation aber ist eine in allen Staaten der Union unbekannte Strafart. Die gesetzgebende Versammlung von New-York befahl daher im Jahre 1821 unter den ältesten und bösartigsten Verbrechern eine Auswahl zu treffen und dieselben für beständig in einsamen Zellen abzusperren. Demzufolge wurden am 21 Dezember 1821 achtzig Verurtheilte in vereinzelten Gewahrsam gebracht. Fünf derselben starben im Verlauf des folgenden Jahres noch vor dem Januar 1823, während von 140 Sträflingen, die zu gleicher Zeit im Gefängnisse waren, und zu gemeinschaftlicher Arbeit angehalten wurden, nur fünf starben. Die Gesundheit der übrigen vereinzelt abgesperrten Sträflinge wurde bedenklich angegriffen, einige von ihnen verfielen in Wahnsinn und die fortwährende Einsperrung wirkte eben so wenig vortheilhaft auf ihre Besserung als auf ihre geistigen und körperlichen Eigenschaften.

Noch vor dem Ende des Jahres 1823 wurde die einsame Einsperrung völlig abgeschafft und das gegenwärtige System des abgeschlossenen Gewahrsams und strenge Beobachtung des Stillschweigens mit Arbeit vereinigt angenommen. Die Mehrzahl der mit Untersuchung der Gefängnisse beauftragten Kommissäre gaben ihr Gutachten dahin, daß sie ganz gegen einsames Gefängniß ohne Arbeit seyen, da es der Gesundheit nachtheilig, kostspielig, zur Besserung nichts beitrage und unnöthig streng sey. Als Lafayette bei seinem letzten Besuche in den Vereinigten Staaten von der abgeschlossenen Einsperrung hörte, sagte er, es sey die bloße Erneuerung Dessen, was früher in der Bastille statt gefunden und auf die Gefangenen so furchtbare Wirkungen gemacht habe. „Ich begab mich,“ fügte er hinzu, „den zweiten Tag nach der Zerstörung nach der Bastille und fand, daß alle Gefangenen durch die einsame Einsperrung mehr oder minder an ihren Geisteskräften gelitten hatten. Einer, der fünfundzwanzig Jahre gefangen gesessen war, blickte voll Staunen um sich her, denn er hatte die ganze Zeit keinen Menschen gesehen, und ehe es Nacht wurde, war er so angegriffen, daß er in vollkommenen Wahnsinn verfiel, von dem er nie wieder genas.“

Um das System des Strafgefängnisses von Auburn besser zu verstehen, muß man die innere Einrichtung desselben genau kennen. Sobald ein Sträfling anlangt, werden ihm die Fesseln abgenommen, und er von Kopf bis zu Füßen gereinigt und mit der Gefängnißkleidung angethan. Dann wird ihm die Hausordnung des Gefängnisses bekannt gemacht, wobei ihm der Schließer einschärft, den Befehlen gehorsam zu seyn, und unter ununterbrochenem Stillschweigen zu arbeiten, gegen die Vorsteher der Anstalt, wenn er mit ihnen sprechen müsse, stets sich einer ehrfurchtsvollen Sprache zu befleißen, nie ohne Noth zu sprechen, selbst nicht mit den Aufsehern, noch auch zu singen, zu tanzen oder irgend etwas zu thun, was die Stille des Gefängnisses unterbrechen könnte. Ferner wird ihm gesagt, daß ihm bis zum Verlauf seiner Strafzeit nicht erlaubt werden wird, Briefe zu erhalten, oder mit der Welt und seinen Freunden in irgend eine Berührung zu treten. Jede nothwendig gewordene Korrespondenz dieser Art wird durch die Aufseher geführt. Auf Befehl des Staats findet sich in jeder Zelle eine Bibel. Die Leichen aller im Gefängniß verstorbenen Sträflinge übergibt man, wenn sie nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden von ihren Angehörigen abgeholt werden, der Anatomie.

Jede Uebertretung der Vorschriften, Pflichtvernachlässigungen u. s. w. werden durch Hiebe mit einer starken ledernen Peitsche bestraft und bei Uebertretungen unter erschwerenden Umständen mit einer sechssträngigen Geißel aus dünnen Stricken auf den bloßen Rücken. Ueberführung und Strafe folgt der Vergehung so sicher und schnell, daß man von letzterer nur selten Beispiele hat; manchmal in drei Monaten kein einziges. Fünfzehn Minuten nach dem Läuten einer Glocke am Morgen öffnen die Gehülfen der Aufseher die Zellen, und die Sträflinge begeben sich in militärischer Ordnung in einer einzigen Reihe, Mann hinter Mann aufgestellt, in die Werkstätten, nachdem sie zuvor Gesicht und Hände in dazu bereit stehenden Wassergefäßen gewaschen haben. Neu angekommene Sträflinge werden zu solchen Arbeiten verwendet, die sie schon gelernt haben, und wenn sie keines der Gefängnißordnung entsprechenden Handwerkes kundig sind, so bestimmt sie der Aufseher zu einem, das er nach vorausgegangener Unter-

suchung für sie am angemessensten hält. Die Arbeitsstunden richten sich nach der Jahreszeit: in den langen Tagen von fünf Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends; in den kurzen Tagen dauern sie, so lang es hell ist.

Auf das Zeichen, daß das Frühstück eingenommen werden soll, begeben sich die Sträflinge, abermals in eine Reihe aufgestellt und von den Aufsehern geführt, nach dem Speisesaal, in dem sie zu zwei verschiedenen Thüren eintreten, worauf sie neben einander vor ihren Schüsseln stehen bleiben, bis eine Glocke geläutet wird. Dann setzt sich Alles nieder. Da aber Einige mehr, Andere weniger essen, so gehen Aufwärter mit großen Schüsseln fortwährend zwischen den Tafeln auf und ab, und nehmen von den Sträflingen, welche zum Zeichen, daß sie genug haben, die rechte Hand aufheben, die überflüssige Speise in Empfang, oder legen denen vor, welche die linke Hand aufheben, zum Zeichen, daß sie noch nicht satt sind. Die Tische sind schmal, und die Sträflinge sitzen nur an Einer Seite derselben, und mit dem Rücken einander zugekehrt, nie mit dem Gesichte sich gegenüber, damit sie sich nicht durch Winke und Blicke verständigen können.

Bemerkt der Speisemeister, daß die Sträflinge gesättigt sind oder die gehörige Zeit dazu vorüber ist, was gewöhnlich von zwanzig Minuten bis zu einer halben Stunde dauert, so zieht er eine Glocke, worauf dann Alles sich erhebt und nach den Werkstätten zurückkehrt, so zwar, daß jetzt Die zuerst hinaus gehen, die zuletzt hereingekommen sind. Um zwölf Uhr wird zu Mittag gegessen, wobei es gerade so wie bei dem Frühstück gehalten wird. Nach Beendigung der Arbeit waschen die Sträflinge Gesicht und Hände, stellen sich in eine Reihe auf, nach der Zahl ihrer Zellen und werden nach dem Waschhause geführt, wo sie ohne aus dem Schritt zu kommen, sich bücken, ihre Schüsseln und Wasserkrüge zu sich nehmen und dann sich nach den Galerien begeben, in ihre Zellen gehen und die Thüren schließen. In jeder Galerie wohnt eine Kompagnie, die von einem Aufseher hin und her geführt und eingeschlossen wird. Gehülfen der Aufseher gehen fortwährend in den Galerien mit Socken an den Füßen umher, um im Gehen kein Geräusch zu machen, so daß der Sträfling nie sicher ist, ob nicht der Aufseher vor der Thüre seiner Zelle ist, und die geringste Verletzung der Stille oder Ordnung wahrnehmen und am nächsten Morgen Anzeige davon machen kann. Das Gefängnißhaus, wo sich fünf bis sechshundert Sträflinge befinden, wird so in der tiefsten Stille erhalten. Die Sträflinge erhalten durch die Glocke das Zeichen, sich zu Bette zu legen, das aus einer, flach auf ein Gestell ausgespannten Hängmatte von Segelleinwand und einer wollenen Bettdecke besteht. Keiner darf ohne das gegebene Zeichen sich niederlegen oder aufstehen.

(Schluß folgt.)

Edmund Kean.

(Fortsetzung.)

Kean schloß sich einer kleinen Schauspielertruppe an, die ihre Bühne auf einem Dorfe, in der Nähe von London, aufgeschlagen hatte. Da die kümmerliche Einnahme dem Director nicht erlaubte, seine Leute mit einem bestimmten Gehalt anzustellen, so hatte er mit ihnen die Uebereinkunft getroffen, daß die kleine Gesellschaft eine Art Republik bilden sollte, in der jedes Mitglied an Verlust und Gewinnst gleichen Antheil erhielt. Die Abrechnung fand wöchentlich statt, und nach Vertheilung der Einnahme sah gewöhnlich jeder Künstler sich im Besitze der ungeheuren Summe von 5 Schilling 6 Pence. *) Ungeachtet dieser armseligen Mittel erklärte Kean doch öfters, daß er in dieser Zeit seines Lebens, wo er mit Ungeduld und oft vergebens am Ende der Woche den sauer verdienten Früchten seiner Kunstleistungen entgegenharrte, sich weit glücklicher fühlte, als später, wo er für eine einzige Vorstellung tausende von Guineen zog. Ich sagte, er harrte oft vergebens seinem Wochengehalt entgegen; denn die Bauern hatten nicht immer Lust die Tugend des Cato, den Heldenmuth des Brutus und das blutige Ende Cäsars anzugähnen, wovon die natürliche Folge war, daß die Gesellschaft oft ohne Heller und Pfennig war, und, buchstäblich genommen, nichts zu nagen und zu beißen hatte. Kean verweilte später mit Vergnügen bei den Erinnerungen an jene Tage der sieben magern Kühe. Folgendes Abenteuer, das ihm zu jener Zeit, die er sein goldenes Zeitalter zu nennen pflegte, begegnet war, pflegte er gern zu erzählen. Die Republik hatte sich damals in der kleinen Stadt Croydon niedergelassen; allein man war im dritten Tage der heiligen Woche, und die Gesellschaft hielt nothgedrungen die strengste Fasten, die sich denken läßt. In dieser traurigen Zeit der allgemeinen Frömmigkeit wankten die unglücklichen Schauspieler blaß und abgezehrt wie Gespenster auf der Straße herum, ohne daß die Einwohner, die ganz in ihre frommen Obliegenheiten vertieft waren, ihres Elendes auch nur mit einem Blicke geachtet hätten. Kean, dem der Hunger noch nicht alle Geisteskraft gelähmt hatte, unternahm es, sich mit einer Bäckerstochter auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, was ihm bei den verliebten Anlagen der gefallsüchtigen Schöne nicht sehr schwer wurde. Er wußte seine Batterien so geschickt zu richten, daß es ihm, ungeachtet der Wachsamkeit des Vaters, der mißtrauisch alle seine Schritte bewachte, doch gelang, als erstes Pfand der Zärtlichkeit, als erste Gunst der noch schamröthlichen Verwirrung des jungfräulichen Liebesgeständnisses ein Pfund herrlicher Beefsteaks zu erhalten, die er in der Rocktasche barg. Während er aber, die Nase hoch aufgeworfen in den Wind, die Hände auf den Rücken gelegt, um ja nicht entfernt ahnen zu lassen, was so eben unter vier Augen vorgegangen war, die Straße hinschlenderte, stürzte sich der Bullenbeißer des Bäckers, der der Witterung gefolgt war, auf ihn, riß ihm die Beefsteaks aus der Tasche und eilte mit ihnen blitzschnell seinem Herrn zu. Zum Glück für Keans Magen hatte an diesem Tage die gute Tante ihm einiges Geld geschickt, mit dem er die ungestümen Mahnungen des Hungers bei sich und seinen Kameraden befriedigen konnte, die ohne diese unverhoffte Hülfe der Vorsehung mit ihm in Hunger und Elend umgekommen seyn würden.

Kean versäumte keine Gelegenheit, sein Talent als dramatischer Künstler auszubilden, wie er denn auch alle Zweige seines Kunstfaches sich anzueignen bemüht war, wobei ihm seine Freunde mit Rath und That an die Hand gingen. Er sang mit sehr viel Ausdruck, war ein sehr guter Musikant und hatte eine vorzügliche Stimme; er tanzte wie nicht leicht Einer und hatte es in der Fechtkunst sehr weit gebracht. Von Croydon begab sich Kean nach Birmingham, wo einer seiner höchsten Wünsche in Erfüllung ging, als er in der Rolle Hamlets auftreten konnte, auf deren Studium er mehrere Jahre verwendet hatte. Von Birmingham ging er nach Schottland, wo er dem Director Moß gute Dienste leistete. Nach seiner Rückkehr aus Schottland verweilte er zu Belfast, wo er sich der Gesellschaft des Herrn Aitkins anschloß. Nicht so bald hatte er sich unauflöslich an sie gebunden, als er den unerwarteten Auftrag erhielt, in der kurzen Frist von zwei Tagen die Rolle des Osmin in der Mourning Bride einzulernen, einem Trauerspiel, in welchem die berühmte Siddons drei Abende hinter einander auftreten sollte. Vergebens bat und flehte er um eine Verlängerung der Frist, indem er die physische Unmöglichkeit vorstellte, in der er sich befand, in so kurzer Zeit eine Rolle auch nur auswendig zu lernen, in deren Geist einzudringen ihm nie eingefallen war: Bitten, Beschwörungen und Betheuerungen — Alles war vergebens. Der Director beharrte auf seiner Erklärung, indem er seinem neuen Mitglied andeutete, daß Miß Siddons am bestimmten Tag

---

*) Ungefähr 2 fl.

und zur bestimmten Stunde nach einer andern Stadt abreisen müsse, wo sie mit der größten Ungeduld erwartet würde, und daß sonach seine Einwendungen nicht berücksichtigt werden könnten. Kean, durch dieses Ultimatum, auf das sich nichts erwidern ließ, zum Schweigen gebracht, begab sich in seiner Verzweiflung an Bord einer Kriegsschaluppe, die in der Bucht von Karrickfergus vor Anker lag, um einem seiner Freunde, der dort als Offizier befehligte, einen Besuch zu machen. Dort blieb er und studirte auf dem Schiffe seine Rolle ein, bis der verhängnißvolle Tag erschien, wo er an einem Montage Nachmittags ans Land stieg, ziemlich über sich beruhigt, da er sich wenigstens in den Worten sicher fühlte, und wußte, daß man oft auf das übrige Spiel wenig Werth legt, wenn nur der Vortrag gut von statten geht. Als er aber auf die Bühne trat, als er sich der „Königin des Trauerspieles“ gegenüber sah, als bei dem Erscheinen der unvergleichlichen Siddons die Zuschauer in einen Sturm von Jubel und Beifall ausbrachen, und als endlich der schreckliche Augenblick kam, wo er sprechen sollte, verließ ihn auf einmal sein Gedächtniß, dessen er sich nach so vielen angestrengten Bemühungen sicher glaubte, die Zunge schien ihm vertrocknet und klebte ihm am Gaumen, seine Kniee schlotterten, Flammenkreise wirbelten ihm vor den Augen, er fühlte sich an allen Sinnen gelähmt und einer Ohnmacht nahe. Vergebens suchte er sich zu sammeln, vergebens trat er vor und erklärte dem Publikum, wie er überrascht worden sey, wie er, um die Vorstellung nicht unmöglich zu machen, eine Aufgabe, die über seinen Kräften, zu lösen übernommen — Nichts half, das Stück fiel durch, und Kean wurde schrecklich ausgepfiffen.

Am folgenden Tage sollte „Venedigs Rettung“ aufgeführt werden. Mrs. Siddons fragte einige Stunden vor der Aufführung den Direktor, wer die Rolle des Jaffier zu spielen habe, er antwortete ihr: Hr. Kean — „Doch nicht der elende kleine Mensch, entgegnete sie, der gestern Abend schuld war, daß das Stück durchfiel?“ — Der Direktor betheuerte ihr, daß sie mit ihrem Mitspieler zufrieden seyn würde. In der That war Kean, der vor Begierde brannte, die erlittene Niederlage wieder gut zu machen, so unvergleichlich, daß die große Schauspielerin, sobald der Vorhang fiel, nicht umhin konnte, „dem elenden kleinen Menschen“ ihre Bewunderung zu erkennen zu geben und ihm die glänzendste Zukunft vorauszusagen, wenn er immer dasselbe Feuer und dieselbe Fülle der Kraft entwickeln würde, von der sie diesen Abend Zeuge gewesen. Dieß war das letztemal, wo Mrs. Siddons und Kean sich auf der Bühne begegneten. Sie reiste nach der Hauptstadt ab, wo sie erwartet wurde, und er nach Schottland, wo er in der Rolle des Octavian in den „Bergbewohnern“ sich einigen Ruf zu erwerben anfing, als ein Schreiben seiner Tante ihn nach der Hauptstadt berief, wo sie ihm eine Stelle bei dem Haymarkettheater ausgemittelt hatte. Auf dieser Bühne hatte Kean die schmerzlichsten Proben verwundeter Eigenliebe zu bestehen, da man ihm nur ganz untergeordnete Rollen überließ, während er überall die erste Rolle gespielt hatte. Indeß gelang es ihm doch, sich bemerklich zu machen, und von dem Publikum einige Gunstbezeigungen zu erhaschen.

Da er der Meinung war, man dränge ihn nur deßhalb in eine so untergeordnete Stellung zurück, weil es ihm an einem einflußreichen Gönner fehle, so erhielt er von einem seiner Freunde ein Empfehlungsschreiben an den berühmten John Philipp Kemble, der damals Direktor des königlichen Theaters in Covent-Garden war; allein er wurde mit so viel Stolz und Anmaßung aufgenommen, daß ihm nach diesem Besuche die Lust verging, sich mit ihm in einen Vertrag einzulassen. Er verließ Haymarket, wo er sich so zurückgesetzt fühlte, und schloß sich der Schauspielergesellschaft des Herrn Watson an, der in den Grafschaften Glouester, Worcester, Hereford u. s. w. auf längere oder kürzere Zeit verweilte. Während seines Aufenthaltes in Cheltenham stieg ihm der Gedanke auf, er könne durch eine Vernunftheirath seinen Angelegenheiten einen höhern Aufschwung geben, und vielleicht dadurch seinem Ehrgeize den so schwer zu erklimmenden Pfad des dramatischen Ruhmes ebnen. Er warf seine Augen auf Miß Chambers, bei der er alle Eigenschaften zu finden glaubte, die er von einer Frau verlangte. Er war damals erst zwanzig Jahre alt und noch sehr unerfahren in der Welt, weßhalb man sich nicht wundern darf, daß er nach einigen Monaten seiner Verheirathung alle seine Luftschlösser einstürzen sah, als ihm deutlich wurde, daß die, welche er mit so viel Hingebung, Vertrauen, und so zu sagen Naivetät geheirathet hatte, keineswegs geschaffen war, ihn glücklich zu machen. Allein wenn er sich in seinen Erwartungen und Aussichten getäuscht sah, so hatte die arme Miß Chambers nicht weniger ihren Mißgriff zu bereuen. Kean brachte ganze Tage außer dem Hause zu, erweiterte immer mehr den Kreis seiner Bekanntschaften, besuchte häufiger als je Gasthöfe und Wirthshäuser, und überließ sich endlich Ausschweifungen aller Art, um den häuslichen Kummer, der ihm das Leben verbitterte, in Vergessenheit zu begraben. Bald nachher verließ er Gloucestershire, um sich mit einer neuen Schauspielergesellschaft zu vereinigen. Um diese Zeit war er Vater geworden, und indem er sich mit Eifer auf das Studium seiner Kunst warf, fühlte er sich durch seine neuen Pflichten zu neuen Anstrengungen mächtig aufgemuntert.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hafen von Cobija.

Eine der neueren Schöpfungen der bolivischen Regierung ist der Hafen von Cobija oder La-Mar. Durch Beschluß vom 1 Julius 1829 wurde der Flecken Cobija und die Provinz Atacama, in der er liegt, von dem Departement Potosi abgeschieden und zu einem unabhängigen Literalgouvernement erhoben. Einen Tag später wurde der Hafen von Cobija zum Freihafen erklärt. Es folgt hier, aus bolivischen Zeitungen entnommen, was die Regierung veranlaßte diesen neuen Hafen zu bilden, und in wie fern er bis jetzt durch sein Gedeihen und seine Verbindungsmittel mit dem Innern der Republik den dabei gehegten Absichten entsprochen hat. Die Hauptstädte von Bolivia, nämlich La-Paz, Oruro, Chuquisaca und Potosi bezogen alle ihre Bedürfnisse von europäischen Producten aus Peru, über Arica und Tacua, wodurch sie gezwungen waren, sowohl die von der peruanischen Regierung bereits zum Voraus darauf geschlagenen hohen Einfuhrabgaben zu entrichten, als auch die Transportkosten zu bezahlen, wovon der ganze Gewinn größtentheils den Kaufleuten von Arica und Tacua in die Tasche fiel. Die Gründung des Hafens von Cobija hatte nun zum Zwecke, so viel als möglich den Handelsverkehr, der bisher der Landesgränze der Republik gefolgt war, nach der Meeresgränze hinzuziehen, und hiedurch den Staat von dem Tribute zu befreien, den ihm der Waarendurchzug durch ein fremdes Land auferlegte; zugleich wollte man den Flecken und Dörfern, durch die der neue Handelsweg von Cobija nach La-Paz in das Innere der Republik gehen sollte, neue Quellen des Verdienstes eröffnen. Man konnte übrigens auch in Berechnung bringen, daß dieser Handel auch durch den Transit nach mehreren Provinzen der argentinischen Republik, die an Bolivien angränzen, an Lebhaftigkeit gewinnen würde. Die Entfernung von Cobija nach Potosi, Oruro und La-Paz ist freilich viel größer als von Arica nach diesen Städten; allein Dieß gleicht sich dadurch aus, daß die Thäler der Andes in der Nähe von Cobija und das innere Plateau von Bolivien dem Transport einen weit weniger beschwerlichen Weg bieten, als die engen „Breschen“ (Quebradas) und die jähen Bergzüge der peruanischen Kordilleren in der Nähe von Arica, weßhalb die ausländischen Kaufleute künftig diesen Weg vorziehen dürften. Die Entfernung von Cobija nach Salta ist um die Hälfte kürzer, als die von Salta nach Buenos-Ayres, von wo jene Stadt ihre europäischen Waaren bezieht. Der Weg durch Bolivia würde also von einem großen Ersparnisse an Zeit und Transportkosten begleitet und übrigens auch sicherer seyn, als der durch das Innere der argentinischen Republik, die noch immer von Bürgerkriegen beunruhigt wird. Die bolivischen Zeitungen schildern Cobija als den zweiten Hafen des stillen Oceans. Vor dem Jahre 1829 warfen häufig Schiffe, die längs der Küste hinfuhren, in demselben Anker, allein der Mangel an Wasser und Wohnungen schreckte sie ab, ans Land zu gehen. Im Jahre 1827, wo die Regierung den Gedanken faßte, hier einen Hafen zu eröffnen, bestand Cobija bloß aus einigen Fischerhütten. Im Jahre 1829 bot der neue Hafenort den Reisenden schon einen bequemen Aufenthalt; es waren mehrere Bäckereien, viele Privatwohnungen, ein Hospital, ein Douanenhaus, Tränken für die Thiere und Brunnen für die Einwohner angelegt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 187. 6 Julius 1833.

Rom im Jahre 1833.

14. Spaziergänge.

In Italien liebt man das Spazierengehen nicht, wie im Norden. Man braucht keine Bewegung zu machen, um den Blutumlauf zu befördern und auszudünsten. Einige Reihen Bäume im Campo vaccino vor Porta angelica und bei Monte Testaccio ausgenommen, stammen die öffentlichen Spaziergänge alle aus der Zeit der französischen Verwaltung, und einige wurden von Msgr. Nicolai angelegt, als dieser Präsidente delle Strade war. Früher genügten die Villa Borghese und die Villa Pamfili, und auch jetzt sind die Spaziergänge an gewöhnlichen Tagen weit weniger besucht, als die anderer Städte von derselben Einwohnerzahl, und zwar vorzüglich deßwegen, weil im Herbste aufs Land geht, wer es nur immer vermag.

Der Spaziergang auf dem Pincio war ein Rebgut der Augustiner. Die Franzosen sollen den Plan gehabt haben, die Anhöhe, welche den wohlhabendsten Theil der Stadt und das Hauptthor beherrscht, zugleich zu einem Fort und zu einem Spaziergange anzulegen; Kardinal Consalvi ergriff die leztere Idee; noch wird an einzelnen Theilen gearbeitet, aber er ist schon seit zehn Jahren für Wagen, Reiter und Fußgänger zugänglich, mit einem kleinen Obelisk, mehreren Statuen und einem höchst barocken Gartenhause verziert, hat eine schöne Aussicht, aber sonst eine höchst fehlerhafte Anlage.

Am Colosseum wurde gleichfalls ein Klostergarten zum öffentlichen Spaziergange durch den Schutt des Colosseums aufgehöht, und mit Bäumen besetzt, welche ebenfalls wie die des Pincio im Herbste blätterlos werden. Der Rasen dient der Jugend zum Spielen, er liegt zwischen den bedeutendsten Ruinen des alten Roms sehr lieblich, doch fehlt es auch ihm am Wasser. Die Villa Borghese war von jeher dem Publikum von dem Eigenthümer freundlich geöffnet, und wurde von dem letzten Fürsten D. Camillo, Napoleons Schwager, durch die Villa Giustiniani vergrößert also bis an die Porta del Popolo vorgerückt. Ein tiefer Feldweg trennt beide Villen, dieser wurde mit zwei Brücken überbaut, deren Verzierung durch den Baumeister Canina zum Mißlungensten gehört, was die neuere Baukunst in Rom hervorgebracht hat. Der Eingang ist mehr der einer Stadt, als einer Villa; wo die Wege sich trennen, ist eine Fontaine mit gemauerten Felschen und hinter diesen eine Kapelle angebracht, damit man den Triumphbogen, welcher sich von unten beinahe in Profil darstellt, nicht sehe. Die untere Brücke ist mit zwei ägyptischen Bauwerken beladen, mit Obelisken aus Mauerwerk, welche sich nach den Monolithen auf der Piazza del Popolo, und selbst nach den viel kleinern des neuen Spaziergangs gar ärmlich ausnehmen. Ist denn alle Lehre des Alterthums für dieses Geschlecht verloren? Am Einfachsten wäre wohl gewesen, in der Brücke selbst einen drei Fuß tiefen Kanal an jeder Seite anzubringen, diesen mit Erde auszufüllen, und mit Pomeranzenbäumen eine Laube zu bilden, welche die Brücke am sichersten verborgen hätte. Der See am Eingange der neuen Villa ist dagegen mit lobenswerther Benutzung des früher Vorhandenen angelegt.

Das ewige Auf- und Abfahren im Corso und gegen Ponte Molle wird durch diese Spaziergänge etwas mannichfaltiger gemacht, aber an Sommerabenden und auch Winters, wenn die Sonne scheint — welche die Römer mit Recht im Winter und Frühlinge mehr meiden als im Sommer, sind die meisten Spaziergänger Ausländer, besonders Engländer. Für Kinderspielplätze, für einen Spaziergang, wo Kranke und Greise vor rauhen Winden geschützt unter immer grünen Sträuchen wandeln können, ist auf Monte Pincio nicht gesorgt. Doch wird der Staub der Fuhrwege durch eigens angestellte Wasserfuhren gelöscht, zuweilen Militärmusik gemacht, und das Spielen der Knaben innerhalb der eingebuchsten Vierecke nicht verkümmert. Villa Pamfili wird auf Klingeln jedem geöffnet, gefahren darf darin nicht werden, sie dient mehr zu eigentlichen Landpartien, wegen ihrer Entfernung, und ein Freund der Einsamkeit kann dort seinen Grillen ungestört nachhängen. Im Oktober nimmt auch sie den Charakter eines öffentlichen Spaziergangs an. Die Alleen von der Carthause dienen vorzüglich den Bocciaspielern, die zwischen St. Maria Maggiore und St. Giovani in Laterano den Kardinälen zum Spaziergang. Auch die untere Villa Medicis ist dem Publikum geöffnet, die immer grünen Wände derselben verdienen Winters vor den laublosen Bäumen der nahen Passeggiata nuova den Vorzug. Villa Ludovisi ist das ganze Jahr hindurch sogar dem Kunstfreunde hermetisch verschlossen. Sonst kann man gegen ein kleines Trinkgeld in alle Villen kommen, das mitgebrachte Frühstück oder Essen einnehmen, und sich ergehen, wenn der Besitzer sie nicht gerade bewohnt. Der älteste

Spaziergang des neuen Roms, die Ebene vor Monte testaccio wird wenig mehr besucht. Sonst wurde der alte Wein, welcher dem neuen Platz machen sollte, dort wohlfeil verzapft, jetzt sind nur wenige Kneipen daselbst geöffnet.

Drei Jahre in Nordamerika.

3. Das Strafgefängniß zu Auburn.

(Schluß.)

An den Sonntagen wird dieselbe Ordnung beobachtet, nur mit dem Unterschiede, daß die Sträflinge statt in die Werkstätten in die Kapelle geführt werden, wo der Kapellan des Gefängnisses Gottesdienst hält. Sträflinge, die keinen Schulunterricht genossen haben, erhalten solchen in der Feiertagsschule des Gefängnisses von Studenten des theologischen Seminars zu Auburn. Die täglichen Rationen bestehen aus 10 Unzen Schweine- oder 16 Unzen Rindfleisch; 10 Unzen Weizenmehl, 12 Unzen Indianisch Kornmehl, und einem halben Loth Molasse auf den Mann. Auf hundert Mann sind zwei Quarters Roggen, vier Quarters Salz, vier Quart Weinessig, 1½ Unzen Pfeffer und 2½ Bushels Kartoffeln bestimmt. Von diesem Mundvorrath erhalten die Sträflinge Morgens Brod, eine Schnitte Hominy, ein Gebäcke aus indianischem Korn, warme Kartoffel und eine Pinte Roggenkaffee, mit Molasse versüßt. Zum Mittagessen haben sie Fleischsuppe mit Brod und indianischem Kornmehl verdickt, Brod, warme Kartoffel und Wasser zum Trinken; zum Abendessen eine Portion Mush — eine Suppe aus indianischem Kornmehl und Wasser. Diese Quantität von Speise wird bei strenger und unausgesetzter Arbeit für unerläßlich nothwendig und gerade ausreichend gefunden, die Sträflinge rüstig und gesund zu erhalten. Die Gefangenen müssen des Tages elf Stunden arbeiten, wenn es so lange hell bleibt. Der Agent des Gefängnisses schließt für die Arbeit der Sträflinge mit auswärtigen Personen Verträge über Lieferungen des nöthigen Materiales, wodurch viel Privatkapital in Umlauf gesetzt wird. Es wird streng darauf gehalten, daß Niemand, der Bestellungen macht, mit einem Sträfling spreche. Man muß seine Wünsche den Aufsehern mittheilen.

In jeder Werkstätte ist wenigstens ein Aufseher, der zugleich Meister in der dort betriebenen Arbeit ist, die neu angekommenen Sträflinge unterrichtet und darauf sieht, daß die Arbeit möglichst vollkommen wird. Der Unterricht wird mehr durch Zeichen als Worte ertheilt. Die Sträflinge sind in den Werkstätten so aufgestellt, daß sie einander nicht im Gesichte haben und Jeder für sich arbeitet. Die Einrichtung einer Werkstätte, wo hundert Sträflinge arbeiten, ist so getroffen, daß häufig Stunden vergehen, ohne daß ein Wort gesprochen wird. Wenn Fremde die Anstalt besuchen, so läßt man sie von den Gängen, die um die Werkstätten herumgehen, in die Säle blicken, wo sie Alles übersehen können, ohne von den Gefangenen gesehen zu werden. Es ist nicht erlaubt, so laut zu sprechen, daß man von den Sträflingen gehört werden kann. Zimmerleute, Küper, Handwerkzeugverfertiger, Schuhmacher, Schneider, Weber, Schmiede, Maschinenverfertiger, Büchsenmacher, Sesselmacher, Kunstschreiner, Korbflechter u. s. w. haben alle abgesonderte Werkhäuser. Wir sahen hier Schreinerarbeit von ausnehmender Schönheit, wie denn die Arbeit überhaupt sehr gut geleitet und systematisch betrieben wird. Wagenbau, Marmorpolirung und Kammmachen wurde seit dem Jahre 1828 eingeführt.

Der tägliche Erwerb eines Sträflings wurde im verflossenen Jahre im Durchschnitt auf 29 Cents oder 1 Sch. 2½ Pence (39½ Kr.) angeschlagen; einige Sträflinge verdienten täglich 50 Cents, andere nur 15. Der Ertrag der Arbeit reichte hin, die ganze Anstalt zu erhalten, mit Einschluß der Gehalte der Aufseher, Verwalter, Wächter und anderer Beamten. Die Inspektoren haben keinen Zweifel, daß die Einkünfte der Strafanstalt sich in späteren Jahren vermehren werden, zumal da viele Sträflinge, die zu vieljährigem Gefängniß verurtheilt sind, durch die anhaltende Uebung sich in ihrem Handwerke vervollkommnen. Die Sträflinge dürfen unter keinem Vorwande für sich arbeiten, *) oder andere Nahrung, als die für alle Gefangenen vorgeschriebene zu sich nehmen. Weder geistige Getränke noch Tabak dürfen über die Schwelle des Gefängnisses kommen, in welchem überhaupt nichts gekauft oder verkauft wird, als die Arbeit der Sträflinge.

Die Vorschriften über die Dienstpflichten der Beamten, über die Erhaltung der Reinlichkeit im Gefängnisse überhaupt und in den Zellen, über Kleidung, Reinigung und Gesundheit der Gefangenen sind äußerst genau und wohl berechnet, und scheinen mit der größten Strenge gehandhabt zu werden. Der Gesundheitszustand, der seit Einführung des gegenwärtigen Systemes herrscht, übertrifft Alles, was man bisher unter einer gleichen Zahl von Gefangenen beobachtet hat. Bei 5 bis 600 Sträflingen kommt ein Kranker und 1½ Todesfall auf hundert. Kein Sträfling wurde seit dem Beginn des gegenwärtigen Systemes aus der Anstalt entlassen, ohne daß von ihm eine Geschichte seines früheren Lebens, seiner Erziehung, seines Aufenthaltes, seiner Gewohnheiten, seiner Vergehungen u. s. w. aufgenommen wurde. Auf diese Art wird eine sehr merkwürdige Sammlung von Thatsachen angelegt, die für den Psychologen wie für den Moralisten von größtem Interesse seyn muß. Auch nach Ablauf der Strafzeit sucht man über das neue Leben der entlassenen Sträflinge genaue Erkundigungen einzuziehen. Es hat sich daraus ergeben, daß von 160 Sträflingen, die aus Auburn entlassen wurden und über die man zuverlässige Berichte erhalten konnte, 112 entschieden gebessert, sich auf ein nützliches Gewerbe verlegten und bloß 26 wieder einen ganz schlechten Lebenswandel anfingen. Die Sträflinge legten größtentheils das Bekenntniß ab, daß die Entziehung aller Nachrichten von Seite ihrer Freunde,

---

*) Diese Einrichtung scheint bei Weitem nicht so vorzüglich, als die in der münchener Strafanstalt, wo der Sträfling sich durch eine größere Leistung von Arbeit als vorgeschrieben ist, Etwas erwerben und für seine Zukunft den Grund zu einem redlichen und ordentlichen Leben legen kann. Wer die Einrichtungen des münchener Strafgefängnisses kennt, wird die von Auburn in vielen Stücken fast für eine Nachahmung desselben halten.

Anm. d. Red.

ihre gänzliche Abschließung von der Welt, die Entbehrung gegenseitiger Mittheilung jeder Art, für sie härter und demüthigender sind, als jede andere Züchtigung, und daß sie in der Einsamkeit ihrer Zellen und bei dem unveränderlich gleichmäßigen Gang ihrer Beschäftigung nothwendig zum Nachdenken über sich selbst gedrungen werden; daß aber der Wunsch, zu sprechen, und die Versuchung mit einander zu reden, so groß ist, daß sie es auf jede Gefahr hin versuchen, wenn sie nur die geringste Wahrscheinlichkeit für sich haben, nicht belauscht zu werden, was ihnen jedoch bei der Wachsamkeit der Aufseher nur selten gelingt. Es kommt nicht selten vor, daß ein Sträfling, wenn er aus dem Gefängniß entlassen wird, nicht einmal den Namen eines Mitgefangenen kennt, der Monate lang neben ihm arbeitete und sein Wandnachbar war.

Edmund Kean.

(Fortsetzung.)

Unter der Gesellschaft, der Kean nun beigetreten war, befand sich zufällig auch James Sheridan Knowles, der sein erstes Stück von seinen Bühnengefährten zu Waterford aufführen ließ. Es war mit Musikstücken untermischt und führte den Titel: „Leo oder der Zigeuner.“ Kean spielte die Hauptrolle in diesem Stück, und einige Tage danach trat er in einem Melodrame auf, von dem er selbst Anlage und Musik entworfen hatte, wie er es denn auch selbst in die Scene setzte. Sheridan Knowles übernahm nun seinerseits darin eine Rolle. Es ist ein wunderlicher Zufall, daß zwei Menschen, die damals noch ganz unbekannt, aber zu hoher Berühmtheit bestimmt waren, auf derselben Bühne mit einander spielten, gegenseitig in selbstverfertigten Stücken auftraten und sich wechselseitig durch ihr Talent unterstützten.

Kurz nach seinem neuen Triumphe packte Kean das Manuskript seines Stückes ein, und schickte es, als einen Beweis seiner Dankbarkeit, an seine Tante. Miß Tidswell erhielt das gewichtige Packet durch die Post; allein da das Porto sich fast auf drei Pfund Sterling belief, so nahm sie es nicht an, da sie nicht im Sinne habe, wie sie sagte, ein Geschenk so theuer zu bezahlen, dessen Werth sie nicht kenne. Das unglückliche Packet fiel also der Post zu, und wurde wahrscheinlich den Flammen geopfert.

Nie mehr zeigte sich die Vielseitigkeit des Genies des englischen Talma in einem so glänzenden Licht, als in dem Jahre, von dem wir hier sprechen. Nach der Reihe erschien er auf der Bühne im Lustspiel, in der Tragödie, als erster Sänger, als Dichter, als Balletmeister, als komischer Sänger und endlich als Arlequin. In einer Vorstellung, die zum Besten seiner Frau gegeben wurde, und in der sie in der Rolle der Elwina im Trauerspiele „Percy“ auftrat, spielte Kean die Hauptrolle, den Douglas; dann sang er zwischen dem fünften Akte des großen Stückes und dem kleinen, das nachher gegeben wurde, eine Arie aus einer Opera buffa, und trat zuletzt als Champanzee auf — ein Affe, der in dem Schauspiele „La Perouse“ die Hauptrolle spielt.

Von Waterford begab sich Kean nach Clonmel in Ireland, wo ihm jedoch Jones, der Direktor des Theaters in Dublin, die Aufnahme unter seine Gesellschaft verweigerte, worauf er nach England zurückkehrte, und abwechselnd Weymouth und die Grafschaft Exeter besuchte. Ganz Devonshire war von ihm entzückt. Zu Exeter spielte er in einer Vorstellung zu seinem Besten den Kato von Utika. Das Haus war zum Erdrücken voll und der glänzendste Beifall wurde ihm zum Lohn. Unter den entzückten Bewunderern seines Spieles befand sich auch sein alter Freund, Doktor Drury, der, ungeachtet Kean ihm aus dem Kollegium zu Eton entflohen war, doch nicht aufgehört hatte, die lebendigste Theilnahme an seinem Fortkommen zu bewahren. Auf Verwendung dieses trefflichen Mannes spielte Kean die Rolle des Kato nochmals vor dem Komité des Drurylanetheaters, das aber damals so mit Schauspielern übersetzt war, daß man für einen Künstler, wie er, keine leere Stelle fand. So schien sich Alles verschworen zu haben, den großen Mimen in ewiges Dunkel zu begraben, und die Theaterverwaltungen wetteiferten mit einander in Stolz, Kälte, Zurücksetzungen und Schonungslosigkeit gegen das originellste Talent seiner Zeit.

Nachdem auch diese Hoffnung gescheitert war, schiffte er sich nach der Insel Guernesey ein, deren Bewohner ihn für die erlittenen Verdrießlichkeiten durch den wärmsten Beifall entschädigten. Er sammelte reiche Lorbeeren in den Rollen des Oktavian und Othello. Sein ältester Sohn Howard, ein Kind von vier bis fünf Jahren, spielte gleichfalls in einem Stück, und bezauberte Alles durch seine Anmuth und Geschicklichkeit. Für die Gläubiger des Künstlers wäre es zu wünschen gewesen, daß er eben so viel Geld als Ruhm geerntet hätte; denn seine finanziellen Verhältnisse wurden mit jedem Tage drückender. Die Gesellschaft, deren Mitglied er war, kehrte nach England zurück, ohne daß er ihr folgen konnte, da es ihm hiezu an Geld gebrach. Hiedurch verlor er seine Anstellung, und lebte eine Zeit lang in St. Pierre, der Hauptstadt von Guernesey, in einer verzweiflungsvollen Lage. Die äußerste Noth gab ihm die Kraft wieder, welche die ersten Augenblicke der Niedergeschlagenheit ihm gelähmt hatten. Er kündigte eine dramatische Abendunterhaltung an, und mit dem Ertrage derselben sah er sich in Stand gesetzt, die Insel zu verlassen und nach Somersetshire zu gehen, wo er gleichfalls allgemeinen Beifall erntete. Allein ein finsteres Verhängniß schien es bestimmt zu haben, daß der Ruhm des Künstlers nicht über die Mauern der Stadt hinaus sich verbreiten sollte, wo er eben spielte, wodurch der unglückliche Schauspieler gezwungen wurde, in jeder nur etwas bedeutenden Stadt sich in neue Unkosten zu versetzen, um Anfangs nur etwas die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Vermögensumstände verschlimmerten sich indeß immer mehr, und Kean fing nun an ernste Betrachtungen über das mißliche Gewerbe eines herumziehenden Schauspielers anzustellen, das er seit einiger Zeit ergriffen hatte. Es wurde ihm nicht schwer einzusehen, daß je länger er so unstät in den Grafschaften umherwandere, seine und seiner Familie Lage immer bedenklicher werde. Auch erwog er, daß die Stelle eines ersten Schauspielers auf einem Provinzialtheater nicht so viel werth sey, als ein noch so untergeordnetes Verhältniß bei einer Bühne in London, wo man seinen regelmäßigen Gehalt beziehe, und wo er doch wenigstens gegen die furchtbaren Bedrängnisse einer ungewissen Einnahme sicher gestellt sey. Er schrieb an Herrn Elliston, den Direkter des olympischen Pavillon, und dieser stellte ihn mit zwei Guineen wöchentlich als Pantomimen, Balletmeister und Arlequin an. Als dieser Vertrag abgeschlossen war, machte er sich mit der Schauspielergesellschaft eines gewissen Lee von Taunton nach der Stadt Dorchester auf den Weg. Es war mitten im Winter, eine eiserne Kälte herrschte, und seit mehrern Tagen schon bedeckten hart gefrorne Schneelagerungen Wege und Stege. Um das Unglück voll zu machen, das sich an Keans Fersen geheftet hatte, wurde sein Lieblingssohn Howard so gefährlich krank, daß Mrs. Kean noch einige Tage in Taunton zurückbleiben mußte, um zu warten, bis das Kind im Stande war, die Beschwerlichkeiten einer Reise im strengsten Winter zu ertragen. Kean, von seinem jüngern Sohne Karl und zwei Kunst- und Unglücksgenossen begleitet, bestieg einen elenden Wagen, der sie den halben Weg führen sollte; allein kaum hatten sie einige Stunden zurückgelegt, als die Achse brach, und die armen Schauspieler sich gezwungen sahen, ihre Reise zu Fuß fortzusetzen. Kean trug sein halb vor Hunger und Kälte todtes Kind auf den Schultern, und so kamen sie nach unsäglichen Leiden zu Dorchester an, aber ohne einen Heller Geld, um sich auch nur die nöthigste Erfrischung anzuschaffen. Glücklicherweise war der Direktor früher als sie angekommen. Es war ein Mann von dem trefflichsten Herzen, und er beeilte sich, sobald er von seiner Noth Kenntniß erhielt, seinen ersten dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, und für die Aufnahme seiner Frau und seines kranken Kindes Sorge zu tragen. Bald nachher begannen die Vorstellungen und Kean erregte allgemeinen Enthusiasmus.

Eines Abends, als er eben die Rolle Alexander des Großen spielte, meldete man ihm den Besuch des Herrn Arnold, Direktors von Drurylane, von dem er mit dem größten Erstaunen vernahm, das Komité, überzeugt, daß Doktor Drury sein dem Künstler ertheiltes Lob nicht übertrieben habe, sende ihn mit dem Auftrage, Keans Vertrag mit dem

olympischen Pavillon rückgängig zu machen und mit ihm einen neuen abzuschließen, in welchem er den Preis für seine Debuts selbst bestimmen möchte. Kean war an dergleichen Anerbietungen noch nicht gewöhnt; bisher hatte man ihm die Mühe erspart, Bedingungen zu machen, und ihm den Preis seiner Leistungen selbst bestimmt. Die einzigen Bedingungen, die Herr Arnold machte, bestanden darin, daß der Künstler, wenn er nach seinen ersten Vorstellungen bei dem Publikum eine günstige Aufnahme finde, sich über einen bestimmten Gehalt mit dem Komité verständigen solle; im Fall der Erfolg nicht günstig ausfallen würde, sollte er dessen ungeachtet für die Woche eilf Pfund Sterling erhalten. Dieß war mehr, als er noch je in den glücklichsten Tagen seines Lebens in seiner Hand gesehen hatte. Mitten in der Freude, die ihm dieses unverhoffte Lächeln eines günstigern Geschickes gewähren mußte, sah er sich sein geliebtes Kind Howard durch den Tod entrissen. Es war eine schmerzliche Prüfung für ihn, und er würde ihr unterlegen seyn, wenn nicht der Gedanke an das schreckliche Elend, in welchem er seinen zweiten Sohn Karl und seine Frau zurücklassen würde, mit der er wieder ausgesöhnt war, seinen Muth aufgerichtet hätte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der „Liverpool Courier“ gibt über Landers Nigerexpedition noch folgende nähere Nachrichten: „Der „Quorra“ und „Alburka“ kamen nach einer glücklichen Reise gegen Mitte Oktobers in dem Flusse Nun an, hatten jedoch vor ihrer Ankunft noch den Verlust des Kapitäns Harris, der den „Quorra“ kommandirte, zu beklagen. Kapitän Harris war ein Seeoffizier von großer Erfahrung und Geschicklichkeit, hatte mehrere Jahre im Dienst an der Küste von Afrika zugebracht, und würde daher der Expedition von großem Nutzen gewesen seyn. König Boy, den die Reisenden in Braßtown besuchten, schien seinen frühern Groll gegen Lander vergessen zu haben, und kam zum Besuch auf das Schiff. Die schwarze Majestät wurde von den Schiffsoffizieren mit großer Achtung behandelt, und mit einem hochländischen Anzuge, sammt Kappe und Federn, beschenkt, was ihm eine noch größere Bewunderung seiner hohen Person einflößte: er sprang, tanzte und lachte vor Freuden, wie ein Knabe, der seine ersten Beinkleider erhält. König Boy begleitete die Expedition freiwillig, und konnte sich nicht satt sehen an den Dampfbooten, die „gleich lebendigen Wesen das Wasser hinaufgingen,“ wie er sagte, und allem seinen Witz und Verstand ein Ende machten. Die Schiffe erreichten auch glücklich Eboe, wo König Obie dem „Quorra“ einen Besuch machte, und Boy ein Kanoe nach Braßtown entsendete, um dort die glückliche Ankunft in Eboe zu melden. Diese Nachrichten langten durch zwei Matrosen in England an, die sich damals im Flusse Braß befanden, und ihre Aussagen widerlegen vollkommen die verschiedenen ungünstigen Gerüchte, die sich bisher über die Aufnahme der Expedition bei den Negerfürsten verbreitet hatten. So wollte man wissen, daß Feindseligkeiten gegen die Schiffe vorgefallen seyen, welche von den Negern „als teuflische Ungeheuer bezeichnet worden wären, die den Fluß hinaufschwimmen wollten, um die Städte in Brand zu stecken.“ Im Gegentheil ist zu hoffen, daß die Unternehmung ein freundschaftliches Verständniß mit den verschiedenen Negerhäuptlingen zur Folge haben wird, die leider nur allzu oft von den handeltreibenden Schiffen mißhandelt und dadurch sehr mißtrauisch gegen alle Reisenden geworden sind.“

*

Die bei den französischen Civilgerichten erster Instanz während des Jahres 1830/31 anhängig gewordenen Prozesse beliefen sich auf 122,833. Hiezu kamen die vom Jahre 1830 unerledigt gebliebenen Streitsachen, 43,153 an der Zahl, so daß sich die Summe aller Prozesse, die im Laufe des Jahres 1830/31 zu entscheiden waren, 165,986 betrug. Das Verhältniß zur Volkszahl, die sich den letzten officiellen Zählungen zufolge auf 32,560,934 Seelen belief, ist sonach wie 1 zu 196.

*

In den französischen Provinzen beginnt ein großer Wetteifer in der Literatur wie in den schönen Künsten mit der Hauptstadt sich bemerkbar zu machen. Die Städte Nancy, Bordeaux und Verdun halten jetzt Kunstausstellungen von Gemälden der in ihren Provinzen gebornen Künstler. Eine ähnliche Ausstellung wird in der Stadt Douai vorbereitet. Zu Valenciennes sieht man die Gemälde der Künstler ausgestellt, die sich um die Stelle eines Professors der Malerei in dieser Stadt bewerben. Zu Rouen werden mit vielem Geschmacke die Galerien des alten Klosters Sainte-Marie restaurirt, die zu einem Departemental-Museum bestimmt sind. Auch zu Metz beabsichtigt man eine Kunstausstellung. (L'Europe litteraire.)

*

Ein durch seine Reisen in der Türkei bekannt gewordener englischer Schriftsteller, Herr Madden, hat eine „Physiologie der Gelehrten“ herausgegeben, in der er unter andern sehr interessanten Beobachtungen auch in einem Kapitel den Einfluß der Studien auf die Lebensdauer abhandelt. Herr Madden gibt sechs Verzeichnisse von je zwanzig in besondern Fächern der Künste und Wissenschaften berühmt gewordenen Männern von verschiedenen Nationen, und zieht schlüßlich daraus folgendes Resultat:

Zwanzig Gelehrte, die sich mit Naturwissenschaft beschäftigten, zählten zusammen . . . . . 1494 Jahre. Durchschnittzahl 75.

	Jahre	Durchschnittzahl
Philosophie	1417	70
Bildhauer und Maler . . .	1413	70
Rechtsgelehrte	1394	69
Aerzte	1368	68
Theologen	1350	67
Philologen	1337	66
Musiker	1284	64
Romanschreiber und Kritiker .	1259	62½
Dramatische Schriftsteller . .	1249	62
Schriftsteller, die über Vernunftreligion schrieben . . .	1255	62
Dichter	1154	57

*

Se. Heiligkeit der Papst hat dem Sir Eduard Thomason als Anerkennung seiner Verdienste, die er sich durch sein gelehrtes Werk: „Erläuterung der heiligen Schriften,“ erworben, ein kostbares Geschenk zustellen lassen. Es besteht dasselbe aus einer antiken Mosaik von Pietra dura, und hat mehr als zwei Fuß im Gevierte. Es ist die berühmte Mosaik der im Wasser spielenden Fische, die vor kurzer Zeit in den Ruinen des Palastes Chignola, Leo's XII, gefunden wurde. Licht und Schatten sind durch die Wahl der Steine so glücklich vertheilt und in einander gearbeitet, daß es ein Gemälde von bewunderungswürdiger Wirkung bildet. Es ist dasselbe übrigens auch noch vollkommen gut erhalten.

*

Die königliche Akademie der Wissenschaften von Turin hat eine goldene Medaille von 600 Livres in Werth als Preis für die beste Schrift ausgesetzt, die bis zu Ende Junius 1833 über die Veränderungen des Besitzthumes vom Sturze des römischen Reiches bis zur Einführung der Lehensverfassung in Italien eingereicht werden wird. Es müssen in dieser Abhandlung der Zustand der Eigenthümer und der arbeitenden Volksklasse bei dem Sturze des römischen Reiches; die Wechsel des Eigenthums, die hierauf in ganz Italien folgten; die Ländervertheilungen durch die Barbaren unter Odoaker und Theodorich; der Zustand der Besitzverhältnisse unter den Lombarden und in den römisch-griechisch gebliebenen Provinzen; die abermaligen Veränderungen, die sich durch Karl des Großen Eroberungen und durch Einführung und Entwicklung der geistlichen Güter und Immunitäten ergaben, dargethan, und schlüßlich genau bestimmt werden, zu welcher Zeit die Lehensverfassung in Italien am Allgemeinsten sich verbreitete.

*

Der König von Sardinien hat durch Verfügung vom 20 April eine Kommission für das Studium der vaterländischen Geschichte (gloria patria) ins Leben gerufen, die unter Leitung des Staatssekretärs des Innern sich mit einer Herausgabe noch nicht im Druck erschienener und seltener Werke, die Bezug auf die Geschichte des Königreiches haben, beschäftigen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 188. 7 Julius 1833.

Rom im Jahre 1833.

15. Begegnungen.

Als Kaiser Joseph aus Neapel nach Rom zurückkehrte, äußerte er, es komme ihm vor, als ob das Volk auf den heiligen Berg gezogen, und nur der Adel zurückgeblieben wäre. Dieß mag bei einem mehr oder minder festlichen Einzuge allerdings scheinen, im gewöhnlichen Leben sieht man den Nackten und Zerlumpten weniger als anderwärts. Wir wollen versuchen, ein Bild der Begegnungen zu geben. Zuerst fällt auf, daß die Mehrzahl Männer sind. Von diesen sind die Meisten so gekleidet, daß man nicht weiß, ob es heruntergekommene Edelleute sind, oder Schuhflicker, oder Diener in eigener Kleidung. Es werden ungleich mehr Schuhe getragen, als im Norden, größtentheils Fräcke, nicht zugeknöpft, spießbürgerliche Karikaturen, Perücken nach alter Art sieht man wenige. Auf sehr zierliche Kleidung sieht man minder, als auf reine Wäsche und einen feinen Hut. Wie in Petersburg der Bart, und in Rio Janeiro die schwarze Farbe, so ist hier die Jacke Kennzeichen des gemeinen Volks — der Birbaccioni. Im Sommer hängen diese die Jacke nur um, wie der Unger, und aus demselben Grunde. Die Frauen des gemeinen Volks erscheinen im Putze in Filzhüten mit Federn und Blumen, bunter Tracht und vielem unglaublich großem Geschmeide. Weniger der Schnitt als die Aneinandersetzung der Farben ist national. Zuweilen begegnet man auch Frauen in schwarzer Tracht mit roth und blauem Bande. Man nennt sie Invotite, weil sie sich der Madonna verlobt haben, eine gewisse Zeit hindurch, oder jeden Monat Mai, zuweilen auch lebenslänglich, in schwarzer Wolle sich zu kleiden. Zuweilen sieht man auch Züge von Mädchen aus Konservatorien: sie sehen meist bleich aus, haben feine Haut, reine Wäsche, weltliche Augen. Am sonderbarsten sehen die getauften Judenmädchen aus. Eine altmodische Haube auf dem afrikanischen Gesichte und eine ganz eigenthümliche Linkischkeit machen einen höchst ungewöhnlichen Eindruck. Pilger, mit welchen alle Landschaftsmaler so gern zu staffiren pflegen, sieht man außer der Osterwoche wenige. Morgenländische Mönche gehören dagegen zu der malerischen Beigabe Roms und stellen die abendländische Geistlichkeit in jeder äußeren Beziehung in Schatten. Die Propagandisten in schwarzen, roth vorgestoßenen Gewändern, Mohren, Mulatten — braune und weiße — sehen mehr eigenthümlich als schön aus. Die gekochten Krebse, so nennt man die Seminaristen des deutsch-ungarischen Kollegiums wegen ihrer rothen Talare, fallen durch hohen Wuchs und ungewöhnlich andächtige Haltung auf; die englischen, schottischen und irischen Kollegiaten durch ihre von der italienischen so sehr verschiedenen Physiognomien. Eben so die englischen Dominikaner, Augustiner und Franziskaner, welche trotz der langen Gewande sich schnell zu bewegen gelernt haben. Kardinälen begegnet man nie zu Fuße, außer auf Spaziergängen, wo ihnen der Wagen nachfolgt; Prälaten immer mit einem Diener hinter sich, wenn sie die violetten Strümpfe tragen. Doch gehen sie auch häufig allein als Abbaten gekleidet, in halbem Incognito aus. Auf dem Lande tragen sie auch runde Hüte. Die zahlreichen Brüderschaften sieht man in der Charwoche in Prozession, sonst bei Leichenbegängnissen, oder wenn sie Almosen sammeln, oder das Sakrament zu Kranken begleiten.

Die Pifferari im Advent, die Heuer und Mäher, die Winzer, die Hirten und Schäfer, welche auf ihren Zügen zwischen Gebirge und Ebene durch die Stadt kommen, die endlosen Reihen Heuwagen, die Esel, welche das Getreide in Mühle und Acciseamt tragen (immer sind ihrer fünfe, nicht mehr und nicht weniger), die Weinwagen, die an der Deichsel fortgeschobenen Karren der Facchini, die Galiotten, welche in grau und braungestreifter Kleidung die Straße fegen, oder von öffentlichen Arbeiten in traulichem Gespräch mit der Wache in die Engelsburg zurückkehren — sie Alle bringen zu gewissen Jahrs- oder Tagszeiten bunte Bewegung in das tägliche Leben. Dieses nimmt durch vermengten Gebrauch des Hauses und der Straße, mehr als durch heftiges Gerede und Spektakel, den südlichen Charakter an. Man beachtet Alles genau, geht am Gleichgültigen gleichgültig vorüber, läuft hinzu wo es etwas zu sehen oder zu hören gibt, bewegt sich aber glatt und geschmeidig auch im stärksten Gedränge. Man bemerkt überall eine anerzogene Zahmheit übernatürlicher Wildheit, eine Anstelligkeit und Gefügigkeit, welche mit Wenigem auskommt, und vor Allem das Umständliche und Weitaussehende, die tägliche Seccatura und die Ermüdung haßt, die Thiere als etwas ganz Untergeordnetes, der Sorge und der Anhänglichkeit Unwerthes behandelt, das Oeffentliche als Eigenthum anspricht, und den Fremdling mit überraschender Freundlichkeit zurecht weist, und ihm in vorkommenden Fällen

hilft. — Man begegnet aber auch Zügen bestialischer Leidenschaft und Heimtücken, hört wie das Volk immer gegen die Regierung, gegen die Vornehmen Recht gibt, wie es die Polizei auspfeift, auch wenn diese nichts thut, als ihre Pflicht, wie sie den Mördern durchhilft, und sich auf jede Weise der Gefahr entzieht, als Zeuge vernommen zu werden.

* * *

16. Das römische Jahr.

Wenn katholische Länder sich überhaupt durch Positivität des Lebens auszeichnen, so zeichnet sich Rom wieder vor ihnen aus. Die vielen Kirchenfeste und die Anwesenheit so vieler Mönche, der positivsten unter den Menschen, tragen das Ihrige dazu bei. Das Jahr beginnt mit den Eingebinden, welche hier am Dreikönigstage gemacht werden; die Befana spielt die Rolle des Nikolaus, Martins und Ruprechts der Deutschen; in den Kirchen und vielen Privathäusern bewundert man die Präsepien, besonders die große Vorstellung der Franziskaner in Ara coeli. Gleich darauf beginnt das Theater, welches in Rom seine Hauptstation im Fasching hat. Das Theatro regio gibt Oper und Ballet. Valle komische Oper und Prosa. So geht es fort bis zum Fasching, welchen nach Goethe wohl Niemand zu beschreiben versucht seyn wird, und welcher mit wenigen Abänderungen noch ganz so gefeiert wird, wie er ihn beschreibt. In den Fasten dienen die Predigten zur Unterhaltung, am Josephstag die Frittelle — Teig verschiedener Art in siedendem Fette gebacken, und in wunderbarer Menge auf der Straße verzehrt. Der heiligen Woche gehen allerlei geistliche Uebungen voran. Ostern wird seit Pius VII durch Girandola und Kuppelbeleuchtung verherrlicht. Frohnleichnam wird feierlich begangen, jedes Kirchspiel hat seine eigene Prozession während der Oktave. St. Peter bringt das glänzendste Fest des Jahrs. Von da bis gegen den Oktober ist die stille Zeit. Die Hitze treibt aber die ächten Römer nicht aufs Land. Statt der Theater gewähren Ballonspiel und Thierhetzen, wenn diese gestattet werden, Unterhaltung. Im August wird zweimal in jeder Woche der südliche Theil des Platzes Navona in eine Schwemme verwandelt; man fährt im schmutzigen Wasser umher, hört der Musik zu, welche vor St. Agnes aufspielt, oder sieht zu Fuß zu und ißt Wassermelonen. Auf den Oktober, die wahre Ferien- und Freudenzeit Roms, folgt die Woche von Aller Seelen, wo man die Gräber besieht, die abenteuerlich aus Menschenknochen gebildeten Kronleuchter ꝛc. und die Vorstellungen von Wachsfiguren bewundert werden. Im Advent blasen die Pifferari (Pfeifer) vor den Madonnen. Die Neujahrs-Glückwünsche werden zu Christtag abgestattet und so das Jahr beschlossen.

Dieselbe Gleichförmigkeit ist in der Wiederkehr gewisser Speisen zu beobachten. Der Frittelle zu St. Joseph ist bereits gedacht. Zu Ostern werden phantastisch mit Teig umgebene Eier und gebackene Schöpfenhoden, Granelli, in der Christnacht Aale gegessen, von den Festen, welche Vigilie haben, Mezzanotte gemacht, d. h. sogleich nach Eintritt des Festes zu Abend gespeist. Zu der Allerseelenwoche und zu den Fasten werden Mandelteige in Form von großen Bohnen und Todtenknochen, ebenfalls in den Fasten Maritozzi, eine Art Stollen in Oel gebacken, in ungeheurer Menge verzehrt. Dieselbe Gleichförmigkeit beobachtet die vornehme im Wagen fahrende Welt mit dem Corso. Dieser wird, wenn Feste in S. Giovanni in Laterano sind, dahin verlegt, im Oktober vor die Porta pia.

Die Fischerbarken fahren den 8 September wieder von Fiumicino aus; die Kohlenbecken werden an bestimmten Tagen in die Vorzimmer gestellt, und wieder weggenommen, die Trinkgelder in gewissen Terminen abgefordert; die Mönche verändern ihre Horen wegen des Mittagsschlafs von bestimmten Tagen an; das Sauerwasser wird vom 1 Mai bis letzten August an ausgerufen, der neue Kalender vom 1 Advent an; der Limonadenhändler schlägt seine Buden vom 1 Mai an auf und verwandelt sich mit dem 1 Oktober in einen Branntweinhändler; die Heerden kommen an festgesetzten Tagen ohne Rücksicht auf die Witterung in die Ebene und verlassen sie eben so. Kurz, das ganze tägliche Leben ist hier mehr gegeben, als irgend anderswo, und gerade hierin scheint ein besonderer eigenthümlicher Reiz zu liegen, welcher den Römer immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt in die Mauern seiner Vaterstadt zurücktreibt. Er braucht wegen dieser Positivität an eine Menge Dinge nicht zu denken: es lebt sich gewissermaßen von selbst in Rom, wenn das materielle Bedürfniß gedeckt ist. Deßhalb findet auch alles schickliche Neue sehr leicht seinen Platz im römischen Leben, aber jede wesentliche Störung desselben wird auch doppelt schmerzhaft empfunden. Jeder hat hier das Gefühl, daß zwischen diesen Trümmern ewig beschauliche Ruhe herrsche und das schnell vorübereilende Leben auf eine andere Weise als überall sonst geführt und durch einmal erprobte Formen dem Wechsel der Mode enthoben bleiben sollte.

Drei Jahre in Nordamerika.

4. Ein Gasthof zu Geneva.

Die Lage von Geneva auf einer Terrasse am Seneka̲see ist köstlich schön und gebieterisch. Es enthält mehrere hübsche Gebäude und eine Bevölkerung von 2- bis 3000 Seelen und scheint ein sehr anmuthiger Aufenthaltsort; wenigstens sieht er freundlicher und die Landschaft reizender aus, als irgend einer unsrer Ruhepunkte, seit wir das Thal des Mohawk verlassen hatten. Der Gasthof ist geräumig und gut gehalten, und die Leute zeigten sich sehr zuvorkommend und gefällig; allein hier wie überall fanden wir es sehr schwer, einen Aufwärter oder die Stubenmagd dahin zu vermögen, die Schuhe zum Putzen vor der Thüre des Schlafzimmers Abends abzuholen und Morgens wieder dahin zu stellen oder warmes Wasser zum Rasiren zu bringen. Es ist nämlich Sitte, Abends die Schuhe in einer Ecke der Schenkstube auszuziehen, und dafür in ein Paar eben nicht sehr einladende Pantoffel zu schliefen, die man denn am nächsten Morgen wieder in der Schenkstube gegen seine gewöhnliche Fußbedeckung umtauschen kann. Was das Rasiren betrifft, so pflegen die Reisenden Dieß in der Schenkstube zu verrichten, wo sich auch immer ein Spiegel befindet. Die Männer waschen sich gewöhnlich am Pumpbrunnen, wo man Waschbecken auf hölzernen Bänken zu

diesem Zwecke aufgestellt findet, — ein Brauch, der auch in Frankreich nicht ungewöhnlich ist. Die Leute in diesem Gasthofe schienen sehr aufmerksam und bereitwillig, jedem Wunsche der Gäste entgegen zu kommen; aber nichts hilft, wenn die Aufwärter Etwas zu besorgen vergessen, oder einen ihnen ungewöhnlich vorkommenden Dienst zu verrichten sich weigern; sie werden selten von dem fremden Gaste Geld nehmen und manchmal ein solches Anerbieten als eine Beleidigung ansehen, weßhalb man lieber damit gar nicht herausrückt. Wenn aber die Aufwärter farbige Menschen sind, oder Irländer, oder überhaupt Europäer, so lassen sie sich wohl ein Trinkgeld in die Hand drücken, aber der Reisende muß sehr darauf sehen, daß er es ihnen unter vier Augen zusteckt, und ihnen bei Zeiten seine Absicht merken läßt, denn wenn ein solcher Aufwärter nichts zu erwarten hofft, so wird er nur noch nachlässiger der Wünsche des Fremden achten, als der geborne Amerikaner, der sich fast immer bereitwillig finden lassen wird, wenn man ihn mit Höflichkeit behandelt. Höflichkeit, sagt Lady Montague sehr richtig, kostet nichts, und doch ist Alles für sie zu haben.

Professor Silliman gibt in seinem Reisetagebuch von Connecticut nach Quebec den Fremden so gute Lehren über diesen Gegenstand, daß ich hier nicht umhin kann, eine Stelle von ihm zu entlehnen: „Es bediente uns," sagt er von einem Gasthofe in Connecticut, „eines von jenen stattlichen Mädchen — die Tochter unsers Wirthes — wie man sie so häufig in unsern Wirthshäusern aufwarten sieht, ohne daß sie sich in ihrem höchst artigen, wohlgehaltenen und freundlichen Betragen auch nur das Mindeste vergeben hätte. Diese Eigenthümlichkeit in den Sitten unsers Landes wird von den Fremden, vorzüglich aber von den Engländern am Wenigsten begriffen. Reisende, die sich mit dem Genius des Landes noch nicht näher befreundet haben, pflegen alle Menschen, die sie in den Gasthäusern Dienste verrichten sehen, für Dienstboten zu halten. Nehmen sie nun gegen solche ein hochfahrendes und barsches Wesen an, so beleidigen sie dadurch; es entsteht Kälte, und oft unangenehme Erwiderung, so daß man am Ende beiderseits mit Unzufriedenheit und Groll sich trennt. Ist der Reisende ein Schriftsteller, so wird er nicht ermangeln, über die Grobheit der Amerikaner zu klagen, und es ist wohl möglich, daß selbst eigentliche Dienstboten ihm zu solchen Bemerkungen Anlaß geben, wenn er sie wie Leute von demselben Stande in Europa behandeln wollte. Man kann daher einem Fremden, der in dieser Beziehung unangenehme Berührungen vermeiden will, nicht genug anrathen, lieber als eine Gefälligkeit zu verlangen, was er als eine Pflicht zu befeh'en das Recht hat; die Eigenthümer der Gasthöfe achtungsvoll zu behandeln und sich gegen ihre Söhne und Töchter, welche die Aufwartung besorgen, und selbst gegen die Dienstboten, höflich und gütig zu benehmen, vorzüglich aber Ausdrücke und Beiworte zu vermeiden, die eine untergeordnete Stellung und den Dienstzwang fühlen lassen; endlich auch keine unbilligen Forderungen an Küche und Keller zu machen. Bei einem solchen Benehmen wird man überall mit Hochachtung und Güte behandelt und willig bedient werden; das Beste, was das Haus bietet, wird dem Gaste zu Diensten stehen, und sollte ihn sein Weg späterhin abermals in denselben Gasthof führen, so wird er finden, daß man sich seiner noch erinnert und ihn mit Herzlichkeit empfängt.

Da ich denn doch einmal vom Wirthshausbrauche spreche, so möge hier auch die Bemerkung stehen, daß wir seit unserer Abreise von Albany, nirgends mehr Glocken in den Gasthöfen angetroffen haben. Die amerikanischen Aufwärter lassen sich, wie man uns sagte, nicht gern durch den Schall einer Glocke rufen, und wir würden, versicherte man uns, außer in großen Städten kaum irgendwo eine Glocke zu diesem Zwecke finden.

Edmund Kean.

(Schluß.)

Nach seiner Ankunft in London erwarteten ihn neue Kränkungen. Seine neuen Kunstgenossen, die nicht ein Tausendtheil von seinem Talente besaßen, behandelten ihn mit der tiefsten Verachtung. Im Komité hielt man ihm seine kleine Gestalt und seine verkrüppelten Beine vor, und von allen Seiten mußte er höchst schmerzlich verletzende Bemerkungen darüber hören. Man ging sogar so weit, daß man sagte, es würde ein unvermeidliches Skandal geben, wenn man ihn Rollen spielen ließe, in denen Kemble geglänzt, und um Dieß zu vermeiden, könne man ihn nur in untergeordneten Rollen auftreten lassen. Während das Komité auf diese Art fortfuhr sich zu berathen, und noch unschlüssig war, was man thun solle, erhob sich plötzlich Kean von seinem Platze, sah dem Präsidenten trotzig unter die Augen und rief: „Aut Caesar aut nullus!" Diese Worte, und der Ausdruck, mit dem er sie sprach, gaben der Sache auf einmal eine andere Wendung; man sah, daß man nicht einen linkischen, schüchternen und unbehülflichen Landschauspieler vor sich hatte, wie man Anfangs sich einbildete, und fast einmüthig wurde beschlossen, daß er mit der Rolle des Shylock seine Vorstellungen beginnen sollte.

Kean trat in Drurylane zum erstenmal am 27 Januar 1814 auf. Obgleich in den Logen keine Schrecken erregenden Lücken zu bemerken waren, so war doch das Haus nur sehr mittelmäßig voll; man drängte sich nicht sehr herbei, die ersten Versuche eines armen Schauspielers aus der Provinz anzusehen, den man Shakspeare so unbarmherzig in Fetzen reißen lasse. Als er auf die Bühne trat, fühlte er sich so bewegt, daß er fürchtete, das traurige Abenteuer von Belfast nochmals zu erleben, es schwindelte ihn bei dem Anblicke dieser Menge, die er, von dem Glanze der Lampen geblendet, unermeßlich glaubte, und unter der er vielleicht nicht Einen Freund. Niemand hatte, der ihm aus aufrichtigem Herzen einen glücklichen Erfolg wünschte. Indeß gewannen seine Worte, die Anfangs schwach und befangen lauteten, allmählich Leben und Feuer, und wurden endlich ungestümen Ausdruckes voll. Man hörte ihn still und mit einem unheilverkündenden Schweigen an, das ihm das Blut vor Schrecken gerinnen machte. Allein durch einige Zeichen von Beifall wieder aufgemuntert, sagte er zu sich selbst: „Jetzt ist der Augenblick oder nie!" und indem er die Kraft und das Feuer seines Genie's verdoppelte, und sich ohne alle weitere Bedenklichkeit ganz dem Strome seiner Empfindungen hingab, erhob er sich zu einer solchen Höhe, daß bei den Worten: „I will be assured," die Zuschauer wie von einem Blitzstrahle berührt auffuhren und in einen wüthenden Beifall ausbrachen, der gleich einem ununterbrochenen Donner, bis der Vorhang fiel, fortdauerte. Sechs Tage hinter einander trat er in derselben Rolle auf, und erntete jedesmal gleichen Beifall. Richard III, den er bald nachher gab, drückte seinem Ruhme das Siegel auf.

Kean wurde mit der besondern Achtung Lord Byrons beehrt, der ihn in seinen Schutz nahm, und ein Vergnügen daran fand, ihn im Kreise seiner vornehmen Freunde aufzuführen. Auch der Graf von Essex wurde einer seiner wärmsten Bewunderer; allein er zog dem Umgange dieser hochgestellten Männer bei weitem die freundschaftlichen Verbindungen vor, in denen er mit mehrern seiner alten Kunst- und Unglücksgenossen stand, und nie wurde ihr kümmerliches Geschick für ihn ein Grund, sie zu vergessen oder zu verachten.

Kean starb am 15 Mai d. J., im sechs und vierzigsten Jahre, in einem Hause, das er zu Richmond besaß. Die letzten Jahre seines Lebens

wurden nur durch unruhige Besorgnisse gestört, die ihm das Schicksal seines Sohnes Karl verursachte. Dieser junge Mensch, der ganz den Charakter seines Vaters hatte, hielt es gleichfalls nur drei oder vier Jahre im Kollegium zu Eton aus, und weigerte sich nach Ostindien zu gehen, wo der Herzog von Essex eine vortheilhafte Anstellung bei der Kompagnie für ihn ermittelt hatte. Auch er wollte um jeden Preis die Bühne betreten. Vergebens rollte der Vater vor seinen Augen das lange Gemälde von Leiden, Kümmernissen und Glückswechseln auf, die mit der Kunst verbunden sind, der er sich weihen wollte. Nichts konnte seinen Entschluß erschüttern; er engagirte sich, und trat auf derselben Bühne und in denselben Stücken neben seinem Vater auf; Herr Laporte, der Direktor des Covent-Garden, hatte Dieß zur Hauptbedingung seines Vertrages mit beiden Künstlern gemacht, und dieser Bedingung verdankt vielleicht Karl Kean die günstige Aufnahme, die er fand.

Kean trat zum leztenmale in der Rolle des Othello auf; er war blaß und leidend, und hatte den dringenden Bitten seiner Freunde widerstanden, die ihm anlagen, seine Gesundheit zu schonen und so angreifende Rollen nicht mehr zu spielen. Allein seine Kraft hielt nicht mehr gleichen Schritt mit seinem Muthe; er wurde im Verlaufe der Vorstellung so angegriffen, daß er seinem Sohne bewußtlos in die Arme sank, und nur die rührenden Abschiedsworte flüstern konnte:

„Farewell! Othello's occupation's gone."

Vermischte Nachrichten.

Im „Monthly Magazine" geschieht der Erfindung eines Franzosen Bottineau Erwähnung, die er Nauskopie nannte, und vermittelst welcher er lange bevor vom Land aus ein Schiff mit Fernröhren oder bloßen Augen entdeckt werden kann, die Annäherung desselben wahrzunehmen und vorauszusagen im Stande seyn wollte. Wirklich brachte er auch von Isle de France, wo er den ersten Gedanken zu seiner Erfindung faßte, die er durch unendliche Mühe ausbildete, von dem Gouverneur sowohl als einer Menge Offiziere Empfehlungsschreiben mit nach Frankreich, in denen ihm bezeugt wurde, daß er auf unbegreifliche Weise die Ankunft einzelner und mehrerer Schiffe zugleich, sogar mit Angabe ihrer Zahl, jeder Zeit vorausgesagt habe, und daß seine Voraussagungen stets eingetroffen seyen. Bottineau begab sich im Jahre 1785 nach Paris, um seine Erfindung dem Ministerium anzubieten, fand aber bei dem Marschall de Castries eine sehr kalte Aufnahme, und so blieb sie ungeachtet ihrer hohen Wichtigkeit der Welt bis auf diese Stunde unbekannt, und ging mit ihrem Erfinder, der im Jahre 1810 noch lebte, zu Grabe. Bottineau selbst gab über seine Erfindung folgende Andeutungen: „Die Entdeckung eines Nebeltrabanten, der jedes Schiff begleitet und mehrere Tage ihm vorangeht, war gewiß von höchster Wichtigkeit, auch wenn sie nicht weiter ausgebildet worden wäre; allein ich sah ein, daß sie noch von viel größerm Nutzen seyn würde, wenn es mir gelänge, die Entfernung und die Zahl der Schiffe genau anzugeben; und daß Dieß eine neue Wissenschaft von unermeßlichem Nutzen für jede Nation werden würde, die im Besitze derselben wäre. Ich fing daher an Berechnungen zu machen, und durch lange Beobachtungen gelang es mir endlich, die Entfernungen genauer zu bestimmen, und eine Skala zu entwerfen, nach der ich zum nicht geringen Staunen des Gouverneurs von Isle de France und seiner Offiziere die Ankunft der Schiffe mit der größten Zuverlässigkeit voraus anzeigte. So lernte ich endlich auch untrüglich unterscheiden, ob sich bloß ein Schiff oder mehrere näherten, was ich aus der größern Masse des sie begleitenden Meteores schloß . . . Dieselbe Erscheinung, die vom Land aus die Annäherung eines Schiffes voraussagen läßt, bewirkt auch, daß Schiffe, die zur See sind, einander wahrnehmen können, lange ehe man sich mit Fernröhren erblickt . . . Wie man aber vom Land aus ein Schiff durch die es umgebenden Dünste erkennen kann, so kann man auch vom Schiff aus an einem ähnlichen Phänomen die Nähe des Landes errathen. Daß diese gegenseitige Wirkung bestehen müsse, ahnete ich bereits, ehe ich meine lezte Reise (von Isle de France nach Frankreich nämlich) machte, so daß mich die Bestätigung meiner Annahme nicht so sehr überraschte. Allein ich konnte meinen Reisegefährten nicht das Gefühl der Bewunderung bergen, das ich empfand, indem ich über diese herrliche Einrichtung der Natur und über die ungeheure Revolution nachdachte, die durch ihre Entdeckung in der Kunst der Schifffahrt hervorgebracht werden müsse. Denn es ist wohl bekannt, daß selbst die erfahrensten Seemänner nur höchst unvollkommene Anzeigen über die bestimmte Entfernung vom Ufer haben, weßhalb oft ein Kapitän sich in der größten Verlegenheit befindet, wohin er seinen Lauf richten soll. Wenn man aber auf das Phänomen, das zu entdecken mir gelang, achtet, wenn Personen im Seedienste die Kunst der Nauskopie eigens erlernten, so würde jede Gefahr, die aus der frühern Unkenntniß drohte, vermieden werden können." . . . Zu bemerken ist noch, daß Bottineau das Phänomen, an dem er die Schiffe auf der hohen See entdecken wollte, besser mit freiem als mit bewaffnetem Auge unterscheiden konnte. Vom Jahre 1778 bis 1782, wo er bei dem Ingenieur-Departement angestellt auf Isle de France sich aufhielt, kündigte er 575 Schiffe an, einige sogar oft vier Tage zuvor, ehe sie vom Ufer aus sichtbar wurden.

*

Das Dorf Silchester in Hampshire, das gegenwärtig 400 Einwohner zählt, liegt nach Camden in der Mitte des Raumes, den einst das Caer-Segont der Bretonen oder die Hauptstadt der Segontiaci einnahm — eines Volkes, das derselbe Gelehrte zu Gränznachbarn der Atrebatii oder Bewohner von Berkshire macht. Diese Meinung wurde durch eine gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gefundene Inschrift bestätigt; dagegen war man noch immer über den Namen, den die römischen Kolonisten dieser Stadt beilegten, in Ungewißheit: nach Camden hieß sie Vindonum oder Vindornis, nach Andern Calleva. Wie dem auch sey, die Stadt wurde im Jahre 490 von dem Sachsenhäuptling Ella von Grund aus zerstört, und auf den Trümmern erhob sich nun Silchester. Noch sieht man an mehrern Stellen die Mauerspuren der alten römischen Befestigungen, und Nachgrabungen von verschiedenen Zeiten hatten eine ziemlich reiche Ausbeute von Alterthümern geliefert, als im vergangenen Monat Februar Herr J. Eeles die noch so ziemlich gut erhaltenen römischen Bäder entdeckte, in denen man noch jedes einzelne Gemach erkennen, und den Gebrauch, zu dem es bestimmt war, errathen kann. Die Mauern haben über drei Fuß Dicke, und man fand im Innern eine beträchtliche Menge zerbrochener Fensterscheiben, deren Glas voll Blasen und auf der Oberfläche rauh wie Holz anzufühlen war. Noch merkwürdiger war die Entdeckung eines menschlichen Gerippes in der Natatio oder dem kalten Bad, und 200 römischer Münzen, die in den Bleiröhren versteckt waren, durch die das Wasser hereingeleitet wurde. Wahrscheinlich hatte Einer der Einwohner bei der Plünderung der Stadt sich hieher geflüchtet und in der Eile seinen Schatz in die Wasserleitung verborgen. Aber von dem Schwerte der Barbaren erreicht, war er unter den Trümmern des Gebäudes begraben worden. Ein treuer Hund mußte sein Schicksal getheilt haben, denn man fand neben ihm den Kopf eines solchen Thieres.

*

In den Münzen des Königreiches England wurden in den lezten zehn Jahren (1819 bis 1829) für 25,995,783 Pf. St. Gold und 9,148,195 Pf. St. Silber mehr geprägt, als die zehn vorausgegangenen Jahre (1790 bis 1800). Merkwürdig ist es in Bezug auf das leztere Metall, daß während in der zehnjährigen Periode von 1819 bis 1829 über 9 Millionen Pf. St. davon geschlagen wurden, nur 1216 Pf. St. in Werth in derselben Zeit früher ausgeprägt worden sind. Der höchste Betrag in Gold wurde im Jahre 1821 ausgemünzt, wo er sich auf 9,520,758 Pf. St. belief; demzunächst kommt das Jahr 1826, wo das Vermögen in England durch den panischen Schrecken der Handelswelt und der Banken so empfindliche Stöße erlitt. Es wurden in diesem Jahre 5,896,461 Pf. St. in Gold geprägt. Die größte Masse von Silber wurde im Jahre 1817 geschlagen, wo es sich auf 2,436,297 Pf. St. belief. Während der 26 Jahre vor 1817 belief sich der Gesammtbetrag des gemünzten Silbers nicht über 1641 Pf.

*

Während des Jahres 1832 wurden in England wegen Hauseinbruch und verübten Diebstahl 595 Individuen zum Tode verurtheilt, und 6 davon, 1 zu London und 5 zu Reading, hingerichtet.

*

Im Jahre 1832 wurde die ungeheure Masse von 2,139,078 Tonnen Kohlen im Hafen von London eingeführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 189. 8 Julius 1833.

Drei Jahre in Nordamerika.

5. Ein Kirchenbesuch in Avon.

Da wir den Wunsch geäußert hatten, am Sonntag Morgens dem Gottesdienste in der kongregationistischen Kirche beizuwohnen, die in einiger Entfernung von unsrem Gasthofe lag, so meldete man uns zur bestimmten Stunde, daß uns ein Wagen erwarte. Es war uns lieb, eines solchen uns bedienen zu können, da der Tag sehr heiß war, und wir waren kaum zweihundert Schritte weit gefahren, als der Kutscher anhielt und ein Mädchen von ungefähr eilf Jahren einsteigen ließ, das aus einem Hause kam, an dem wir vorüber fuhren. Wir sahen, glaube ich, etwas befremdet aus, als schwebte uns die Frage auf den Lippen: „Wer sind Sie?" — oder: „Wir haben nicht die Ehre Sie zu kennen." Dagegen schien das Mädchen keineswegs verlegen, und schnitt alle unsre Fragen ab, indem es sagte: „Ich bin die Tochter von des Kapitäns Kutscher," wodurch sie uns mit kurzen Worten zu verstehen gab, daß sie glaube ein Recht zu haben, eben so gut als wir in der Kutsche zu sitzen, wenn es darin noch Platz gebe. Der Kapitän und unser Gastwirth waren eine und dieselbe Person, er war nämlich Kapitän bei der Miliz. Militärische Rangunterscheidungen sind die einzigen, auf welche die Leute hier noch einigen Werth zu legen scheinen. Aufwärter und Kutscher reden einen Fremden, wenn sie ihn besonders achtungsvoll behandeln wollen, mit „Major" oder „Kapitän" an. Ich wurde auf dieser Reise ein und das andere mal als Kapitän angesprochen.

Die große Menge von Wägen, Gigs und Dearborns, die wir das erstemal vor der Thüre einer Landkirche in den Vereinigten Staaten erblickten, war für uns ein ganz neuer Anblick. Niemand, der nicht im Dorfe selbst wohnt, geht zu Fuß in die Kirche. Alle haben Wägen von dieser oder jener Art und fahren in denselben zum Gottesdienst. Ein menschliches Geschöpf, das zu Fuße geht, ist auf der Landstraße außerhalb eines Dorfes eine seltene Erscheinung. Der Arbeitslohn der Feldarbeiter ist ansehnlich genug, um sie in den Stand zu setzen, mit der Landkutsche zu reisen, wie denn hier zu Lande Jedermann in irgend einer Art von Wagen zu fahren pflegt.

Die Pferde und Fuhrwerke wurden während des Gottesdienstes unter große Schuppen in der Nähe der Kirche gebracht. Die erste Hälfte des Gottesdienstes bot nichts Besonderes dar. Der Tag war heiß, und der Kantor, der sich wie gewöhnlich auf der dem Prediger gegenüber stehenden Emporkirche befand, vollzog seine Verrichtungen nicht nur ohne ein Kirchengewand, sondern auch ohne Rock überhaupt. Hierauf folgte eine Art Instrumentalmusik von Hoboe und Fagott, wie mir schien, gegen die man in diesem Lande kein so strenges Vorurtheil hat, wie gegen andere Musik. Der Geistliche, ein Mann, dem Herzenseinfachheit und redliche Ueberzeugung aus den Augen sah, hielt eine schlichte, eindringliche Predigt, in der der Namen Dr. Erskine und Dr. Chalmers *) Erwähnung geschah, was uns auf der westlichen Seite des atlantischen Ozeans und nicht fern von dem Wassersturze des Niagara seltsam genug ins Ohr klang. Am Schlusse der Predigt sprach er zu seinen Zuhörern ungefähr in folgenden Worten: „Meine Freunde, heute Nachmittags wird hier das heil. Abendmahl gereicht werden. Es ist dieß eine freie Kirche, die für Alle — Presbyterianer, Methodisten, Baptisten und wie sonst die übrigen Bekenner Christi sich nennen mögen — offen steht. So wollen es unsere Glaubenssatzungen. Alle sind eingeladen, die Gefahr ist ihre." Eine solche Duldsamkeit ist in den Vereinigten Staaten, wie wir später erfuhren, unter den Gemeinden der verschiedenen Sekten, mit Ausnahme der Unitarier, keine Seltenheit.

Während meines dreijährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hatte ich öfters Gelegenheit, von dem guten Einverständnisse, das im Allgemeinen, wenn auch wie wahrscheinlich nicht immer, unter den Geistlichen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse herrscht, Zeuge zu seyn. Hievon fand ich auch häufige Spuren in den Zeitungen; so las ich z. B. in einer: „Der Grundstein zu einer neuen baptistischen Kirche wurde zu Savannah in Georgien gelegt, und die dabei vorgenommenen Feierlichkeiten von Geistlichen der methodistischen, deutschen, lutherischen, presbyterianischen, Episkopal- und Baptistenkirche verrichtet. Das heil. Abendmahl wurde in der Kirche des hochwürdigen Herrn Post (presbyterianische Kirche in Washington) vertheilt, und wie gewöhnlich wurden alle Mitglieder der übrigen Kirchen eingeladen, daran Theil zu nehmen. Die eingeladenen Gäste versammelten sich rund um die Tafel,

*) Zwei berühmte schottische Prediger. Der Leser wird sich erinnern, daß Herr Stuart ein Schotte ist.

und es traf sich, daß Herr Grundy, ein Senator von Tenessee und zwei Tscherokisen neben einander zu sitzen kamen."

* * *

6. Saratoga.

Saratoga ist der große Badort der Vereinigten Staaten. Es liegt auf einem hohen trockenen Boden, siebzehn englische Meilen von Glen's Fällen. Wir langten hier am 20 September an. Das Wetter war vorher schon etwas kühl geworden, die größere Zahl der Badegäste hatte sich daher bereits zerstreut, und die großen Gasthöfe waren im Begriff zu schließen. Da wir hier längere Zeit verweilen wollten, so stiegen wir in einem der Gasthöfe zweiten Ranges ab, die das ganze Jahr offen bleiben, und speis'ten an der Tafel eines Privathauses. Saratoga besteht aus einer schönen breiten Straße, die mit Bäumen eingefaßt ist und so viele große und prachtvolle Gebäude enthält, daß für eine größere Zahl von Gästen Raum zu seyn schien, als selbst in Harrowgat (Badeort in Yorkshire in England). Man zählte wöchentlich an 1500 Personen, die aus allen Theilen der Union, selbst von Neu-Orleans, auf eine Entfernung von 2 bis 3000 engl. Meilen, dahin kamen, um der Hitze und der ungesunden Witterung zu entfliehen, die gegen Ende des Sommers in dem südlichen Theile der Staaten herrscht, und das gesunde und angenehme Wasser der Saratogaquellen zu genießen.

Die Indianer waren, lange bevor die Europäer in's Land kamen, schon mit der Heilkraft dieses Wassers bekannt und durch die Menge von Wild, das sich bei diesen Quellen einzufinden pflegte, darauf aufmerksam geworden. Die erste Erwähnung davon machten sie gegen Sir William Johnson *) am Mohawkflusse, als er im Jahre 1767 erkrankt war. Sie trugen ihn zu den Quellen, nachdem sie für ihn einen Weg durch die Urwälder ausgehauen hatten. Johnson genas und machte die Heilkraft des Wassers bekannt. Die Revolution und der darauf folgende Kampf brachte die Quellen auf viele Jahre in Vergessenheit, und im Jahre 1787 wurden ähnliche Quellen zu Ballston, sieben engl. Meilen von Saratoga, entdeckt. Es wurden dort Gasthäuser errichtet, da der Grund und Boden, auf dem sich die Quellen befanden, Eigenthum unternehmender Männer geworden war, und erst nachdem das sogenannte „Kongreßwasser" zu Saratoga aufgefunden worden war, was ungefähr vor fünf und zwanzig Jahren geschah, wurde Vieles gethan, um für die Bequemlichkeit der Gäste zu sorgen. Die Heilkräfte der Quellen, deren zu Saratoga vierzehn und zu Ballston vier sind, bestehen in ihrem Gehalte von salzsaurem Natron, kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Magnesia, kohlensaurem Eisen und kohlensaurem Gas. Ein Gallon oder 231 Kubikzoll des Kongreßwassers, das jetzt am häufigsten von allen Quellen zu Saratoga gebraucht wird, besteht aus 471.5 salzsaurem Natron, 16.5 kohlensaurem Natron, 178.476 kohlensaurem Kalk, 3.356 kohlensaurer Magnesia, 6.168 kohlensaurem Eisen und 313 Kubikzoll kohlensaurem Gas. Die Menge fixer Luft in dem Kongreßwasser übertrifft die in allen andern Quellen von Saratoga, und Ballston und ist bei weitem größer, als bei irgend einem bekannten Mineralwasser der Welt. Die Aerzte behaupten, daß die große Menge Gas, mit Meersalz und andern kohlensauren Bestandtheilen verbunden, das Kongreßwasser in seiner purgirenden Eigenschaft über alle bis jetzt entdeckten mineralischen Quellen erhebt. Die Temperatur auf dem Boden der Quelle ist 50° Fahrenheit und erleidet Winters und Sommers keine Veränderung; auch hat die Jahreszeit keinen Einfluß auf die Quantität des Wassers. Der Geschmack des Wassers ist sehr angenehm, und an der Quelle getrunken äußert es eine köstlich belebende Wirkung. Gewöhnlich werden vor dem Frühstück drei oder vier Becher voll getrunken. Wie die meisten Leute bedienten wir uns seiner auch bei Tische, wiewohl es nicht so gut ist, wie an der Quelle, bevor sich etwas von dem Gas verflüchtigt hat. Die Einwohner von Saratoga und der Gegend von sechs oder acht englischen Meilen im Umkreise tragen sich das Wasser nach Hause und bedienen sich seiner lieber als des gewöhnlichen Brunnenwassers. Die Menge des Gases ist so groß, daß man eine sehr niedliche Art Frühstücksbrod statt der Hefe mit Kongreßwasser bäckt. Es wird eine so ungeheure Menge davon in Krüge gefüllt und durch alle Vereinigten Staa en versendet, daß die Eigenthümer, HH. Lynch und Clarke, ein sehr großes Einkommen daraus beziehen müssen. Selbst die amerikanischen Paketboote sind im Ueberfluß damit versehen; allein durch die Einfüllung in Krüge geht eine beträchtliche Menge Gas verloren, wodurch der Geschmack des Wassers fad wird, während der geringste Verlust von Gas einen Eisenniederschlag erzeugt, der dem Wasser ein schlammiges Aussehen gibt. Selzer Wasser auf Krüge abgezogen ist so gut als Kongreßwasser, wenn man es nicht an der Quelle trinkt.

Der Gebrauch des Wassers wird vorzüglich gegen Krankheiten der Galle, Verdauungsschwäche und Steinbeschwerden empfohlen, deßgleichen für Hautkrankheiten und chronische Rheumatismen; doch der größte Schwarm der Menschen, der diesen berühmten Quellen zueilt, und Manche regelmäßig einmal im Jahre, kommt des Vergnügens wegen und mehr um die Gesundheit zu erhalten, als sie wieder herzustellen; wie denn auch schon die Heftigkeit der Hitze einen Aufenthalt in einer hochgelegenen und vergleichungsweise kältern Gegend sehr wünschenswerth macht. Indeß hatte sich das lustige Volk schon größtentheils verloren. Die Kranken, die hier ihre Genesung suchen, leben sehr diät und eingezogen und lassen kaum eine andere Flüssigkeit über ihre Lippen kommen als das Wasser und Thee, den wir hier und anderwärts Damen oft zum Mittagessen trinken sehen. Manche von den Kranken wären stark genug einen Spaziergang zu Fuß in freier Luft zu machen und würden einen solchen ihrer Gesundheit vielleicht nicht weniger zuträglich finden, als den Gebrauch des Wassers; allein sie beschränken sich auf den Weg von fünf oder zehn Minuten, den sie des Morgens nach der Quelle zu machen haben, und fahren dann ein oder anderthalb Stunden in einer offenen Chaise herum. Wenn sie uns auf unsern Spaziergängen antrafen, die wir oft Stunden weit, um der Bewegung und des Vergnügens willen frische Luft zu genießen, machten, so hielten sie, boten uns mit großer Höflichkeit an, mit ihnen zu fahren, und schienen kaum glauben zu können, daß es ernstlich von uns gemeint sey, wenn wir ihnen für ihre Güte

*) Ueber diesen merkwürdigen Mann berichtete das Ausland laufenden Jahres S. 677. A. d. R.

dankten und sagten, daß wir es vorzögen zu Fuß zu gehen. Ueberhaupt scheint man hier, wie überall in den Vereinigten Staaten, ein gewisses Mitleid mit Jemand zu haben, den man zu Fuß gehen sieht; und obgleich es in Saratoga keine schönen Equipagen gibt, so fährt doch Alles in Kaleschen, Dearborns und offenen Wägen von jeder Art. Dieß mag allerdings ein Beweis für die Wohlhäbigkeit der Volksmasse seyn, und seinen Grund vorzüglich darin haben, daß der Handwerksmann oder Feldarbeiter, der sich in einem Tag einen bis zwei Dollars verdienen kann, den Werth seiner Zeit kennt, sie zu sparen sucht und deßhalb es besser findet, einen Wagen zu miethen, als zu Fuß zu gehen. Allein ich bin dennoch überzeugt, daß unsere Lebensgewohnheit hierin bei weitem vorzüglicher und der Gesundheit zuträglicher ist; auch zweifle ich nicht, daß die Verdauungsschwäche, die im Staate New-York eine sehr häufig vorkommende Krankheit ist, größtentheils diesem Mangel an Bewegung zugeschrieben werden kann, zumal bei einem Volke, das dreimal des Tages sehr kräftige animalische Nahrung zu sich nimmt und kaum je eine halbe Stunde zu Fuß geht oder reitet.

Es befinden sich in Saratoga vier große Gasthöfe. „Kongreß-Hall,“ der größte ist 200 Fuß lang und hat außerdem noch zwei ungeheure Seitenflügel. „Das United-States-Hotel“ ist fast eben so geräumig. In diesem pflegte der vormalige König von Spanien, Joseph Bonaparte, abzusteigen, wenn er seinen jährlichen Badbesuch machte. Er speiste in der Folge wie jeder andere amerikanische Freibürger an der Tafel des Gasthauses, was er Anfangs nach seiner Ankunft in Amerika noch nicht zu thun pflegte. Natürlich findet man hier auch Lesezimmer, eine Bibliothek, Ballsäle und eine Zeitungsdruckerei. Triktrak- und Schachspielbretter sind in jedem Wirthshause im ganzen Lande zu finden; nicht selten sieht man die Wirthe mit Gästen, die so vornehm als irgend Jemand im Hause aussehen, Schach spielen. Karten erblickt man selten.

Saratoga selbst gewährt im Ganzen einen sehr schönen Anblick; die Bevölkerung beträgt 2 oder 3000 Seelen. Es gibt dort vier bis fünf Kirchen, deren zinnbedeckte Thurmspitzen durch das Grün der Bäume schimmern: eine presbyterianische, baptistische, methodistische und universalistische, wovon jedoch die beiden ersten mehr schönen großen Häusern gleichen.

Rom im Jahre 1833.

17. Aria cattiva.

Unglaublich viel ist über die schlechte Luft, über ihre Ursachen, ja über ihr Daseyn oder Nichtdaseyn geschrieben worden. Eine mehrjährige Beobachtung führt auf folgende Ergebnisse. Was anderwärts einen Schnupfen, eine rheumatische Beschwerde verursacht, bringt hier in den heißen Monaten ein Wechselfieber hervor, welch's in den verschiedensten Gewanden erscheint, leicht bösartig wird und eine sehr starke Gabe China oder Chinin erfordert, um unterdrückt zu werden. Die Landluft ist in Rom die ungesunde; wo viele Menschen wohnen, viele Feuer brennen, entwickelt die Krankheit sich seltener. Das elende Leben der Landleute, ihr Schlafen in ärmlichen Hütten oder auf dem bloßen Boden, bringt die meisten, die bösartigsten Fieber hervor. Regen in der Ernte oder Austretzeit ist daher ein wahres Unglück. Wer sich schont, und in Kleidung, Nahrung und Wohnung die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nimmt, bleibt höchst wahrscheinlich verschont. Diese sind Wolle, wenigstens an den Füßen, Vermeidung unverdaulicher Speisen, sonnige Wohnung, Oeffnung der Fenster des Tags, sorgfältiges Verschließen des Nachts. Eine dicke Luft, welche Sommers gleich einem Nebel vom Albaner Berge gesehen sich darstellt, unglaublich schneller Wechsel der Temperatur, großer Unterschied derselben in Sonne und Schatten — oft wehet es Einen, wenn man um eine Straßenecke wendet, wie aus einem Backofen an — Vorherrschen des Westwindes, starke Thaue Nachts, dieses sind ungefähr die Merkmale des römischen Klima's, welchem selbst der Römer, wenn er von den Gebirgen zurückkehrt, durch einiges nervöses Kopfweh seinen Tribut zahlen muß. Winters sind die Fieber, Rückfälle ausgenommen, seltener; wer aber stark einheizt, sollte immer am Ofen sitzen bleiben. Was die Fremden am häufigsten mit Uebeln heimsucht, ist das Aufsuchen der Sonne, das Fahren in offenen Wagen, besonders wenn dieß mit Bewegung zu Fuß wechselt, und die Vorliebe für die Küche und den Keller ihrer Heimath. Selbst der stärkste, gesündeste Mensch fühlt seine Nerven gereizter in Rom als anderwärts. Auch die Fußsohlen sind nicht an den kalten Ziegelboden gewöhnt. Wenn sich im Norden erkältet, wer aus dem Hause in die Straße tritt, so erkältet sich in Rom, wer von der Straße in ein Haus kommt.

Wenn es ungereimt scheint, am Daseyn eines Fieber-Miasma's zu zweifeln, so ist es dagegen ein wahrer Unsinn, sich vor der schlechten Luft in dem Grade zu fürchten, welchen man bei manchen Reisenden bemerkt. Man hat durch vielfältige Untersuchungen keine Abweichung der atmosphärischen Luft in den gefährlichsten Gegenden von der gesunden entdecken können. Die Ursache scheint also eher in den noch so wenig erkannten Aeußerungen des Weltlebens, welche wir Elektricität, Magnetismus oder Galvanismus zu nennen pflegen, zu liegen. Vielleicht ist der Grund darin zu suchen, daß die Campagna neptunische Formation aus vulkanischem Stoffe ist. Der wässerige Niederschlag der Atmosphäre stößt unter der Oberfläche bald auf Schichten, welche ihn nicht durchlassen und kehrt daher in Dünsten zurück. Schon die Alten litten an Wechselfiebern so viel als die heutigen Römer, nur wohnten sie und kleideten sich vernünftiger als diese, entbehrten dagegen die China-Rinde. Ihr Feld ließen sie durch Sklaven bauen, überhaupt achteten sie Anderer und ihr eigenes Leben weniger als wir und hatten gegen uns wenige Alte. Die bleichen Gesichter, die gläsernen Augen, die geschwollenen Bäuche der unglücklichen malariirten Gegenden erregen bei jedem Reisenden Mitleid. Abhülfe ist schwer, wo nicht unmöglich. Die Stadt Rom würde bestimmt gewinnen, wenn der Tiber dazu benützt würde, die Pfützen von Ostia aufzuhöhen, wenn man Wälder anlegen, und besonders, wenn man die Ufer der Flüsse mittelst Weidenpflanzungen gegen Einfressen des Wassers schützen wollte. Gewiß ist, daß Rom einer der gesündesten Orte für Greise ist. Man lese nur in den Staatskalendern die Ver-

zeichnisse der verstorbenen Cardinäle nach. Schließlich ist für Reisende noch anzumerken, daß die Häuser, welche an oder hart unter Berge gebaut sind, der Feuchtigkeit wegen weniger für den Aufenthalt sich eignen, als die in der Ebene, daß die oberen Stockwerke den unteren vorzuziehen sind und daß Gemüsegärten in der Nähe die Gefahr mehr als alles Andere vermehren.

Denkwürdigkeiten einer Hundertjährigen.

(Fortsetzung.)

Eine Wallfahrt im achtzehnten Jahrhundert.

Es schien mir vom Schicksale bestimmt, ein für allemal in den Augen des französischen Volkes von unsinnigen Verläumdungen angeschwärzt zu werden. Lange bevor in der Nationalversammlung von meinem Prozesse wegen der Insinuation die Rede war, kam ich wegen einer andern Greuelthat in Verdacht: man wollte mich eines Kirchenraubes schuldig wissen, was mir auf folgende Weise zu Gehör kam. Wenn ich dabei ein wenig zu weit aushole, so muß ich um Geduld bitten.

Frau von Marsan, *) mit der ich stets meine kleinen Andachtsübungen en parties fines machte, holte mich eines Tages ab, um Wasser aus dem Brunnen der heiligen Genovefa zu Nanterre, während der neuntägigen Andacht dieser Schutzheiligen, zu trinken. So machten wir uns also in ihrem vergoldeten Vis-à-Vis (eine damals gebräuchliche Kutsche für zwei Personen) auf den Weg, indem wir abwechselnd unsere Pater noster hersagten und uns über unsere Wallfahrt lustig machten; man dürfe, sagte sie unter Anderm, den Schöpfbecher nicht ausschwenken, womit man das Wasser der heiligen Genovefa trank. Es war derselbe mit einer Kette am Brunnen angeschlossen, und vor Allem mußte man ihn bis auf den letzten Tropfen leeren, und doch hielt er wenigstens eine halbe Maß. Ich lehnte mich ein wenig gegen diese beiden frommen Gebote auf; allein die gute Fürstin entgegnete mir, man dürfe den Schwachen kein Aergerniß geben, und so versprach ich denn, mich ganz ihrer Erfahrung und Leitung zu überlassen. Sie galt, was die Wallfahrten und die dévotionettes betraf, wie der Kardinal Fleury sie zu nennen pflegte, für eine Meisterin im Fache. Ich muß noch hinzufügen, daß das erwähnte Wasser als ein Universalmittel für die Augen angepriesen wurde, an denen uns beiden nicht das Mindeste fehlte. Als wir den Brunnen zu Gesicht bekamen, sahen wir ihn von einer solchen Menge Bäuerinnen und Landleuten umlagert, daß es nicht möglich war, hinzukommen, weßhalb wir aus dem Wagen stiegen und uns in einer bescheidenen Entfernung hielten. Da sahen wir denn — man rathe Wen? — herankommen, um seine Andacht zu verrichten! Frau von Deffand, die sich durch den Chevalier von Pont-de-Vesle und einige Lakaien Bahn machen ließ. Sie war schon fast blind, und ihr Kavalier mit seinen Augen nicht besser bestellt als sie; das heilige Getränke des Oculipharmaque oder Augenbalsams, wie es der alte Senat nannte, war also für sie nicht so wie für uns eine bloße vorbauende Arznei. Wir hatten die Freude zu sehen, wie sie beide, jedes einen guten Schöpfbecher voll, von diesem gesegneten Wasser verschlangen, obgleich wir uns wohl denken konnten, daß sie sich dessen in ihrer philosophischen Gesellschaft nicht rühmen würden. Indeß beschlossen wir, nichts davon auszuplaudern, um eine Handlung der Andacht nicht dem Gespötte bloß zu stellen, und vorzüglich um nicht über diese beiden sonderbaren Pilgrime gewisse Bemerkungen hervorzurufen, über die sich die christliche Liebe der Frau von Marsan über die Gebühr entsetzte. Vergebens machte ich ihr bemerklich, daß die Frau von Deffand, was ihren öffentlichen Ruf und ihre persönliche Achtung anbelange, ohnehin nicht viel einzubüßen habe, da das innige Verhältniß, in welchem sie mit dem Chevalier Pont-de-Vesle lebe, schon geraume Zeit zu dem ärgerlichsten Gerede habe dienen müssen. — „Dadurch würde man nichts weiter bewirken, entgegnete sie mir, als daß beide nie mehr eine gleiche Wallfahrt anstellen oder überhaupt noch einen Fuß in eine Kirche setzen würden.“ So behielten wir also unser Geheimniß streng bei uns, und theilten es nur dem Herzoge von Penthièvre mit, dem wir die ganze Sache erzählten, weil er die Zuverlässigkeit selbst war. Er lachte unendlich über die Pilgerfahrt, die diese beiden liebenden philosophischen Encyklopädisten angestellt hatten, um durch Fürbitte und Vermittlung der heiligen Genovefa von Nanterre die schönen Augen der Frau von Deffand zu retten. Wenn ihr Freund D'Alembert es erfahren hätte, wie übel würde es ihr bekommen seyn! (Fortsetzung folgt.)

*) Marie Louise Genovefa von Rohan Soubise, Wittwe Gastons de Lorraine, de Guise und Armagnac, Fürsten von Pons und Graf von Marsan. Sie war Gouvernante der Kinder von Frankreich gewesen, und das nördliche Ende der Tuilerien, das sie bewohnte, erhielt von ihr den so berühmt und berüchtigt gewordenen Namen: Pavillon de Marsan. Ihre Zeitgenossen fanden, daß ein Couplet, das ihre aristokratische Gesinnung und ihren Abscheu vor Mésalliancen geißelte, sie sehr charakteristisch aufgefaßt hatte. Das Couplet war von dem Grafen von Maurepas verfertigt und lautete wie folgt:

„Je suis, sans être vaine,
La prude de Marsan,
Et (qui plus est) Rohan!
J'amène en ce moment
A Joseph et Marie,
Une fille de ma Maison,
De peur que le divin poupon
Un jour se mésallie.“

Vermischte Nachrichten.

Die irländischen Bauern in der Umgegend von Roscommon haben ein eigenes Mittel ersonnen, sich den gerichtlichen Vorladungen zu entziehen, die in Folge der Zehentverweigerung gegen sie erlassen werden. In dem Pfarrsprengel Cloonypriest verließen sie nämlich ihre Wohnungen, verschlossen die Thüren und kalfaterten jede Ritze so sorgfältig, daß der Gerichtsbote, als er kam, um die Vorladungen zu übergeben, Niemand fand, den er sprechen konnte, oder auch nur die kleinste Oeffnung, um seine schriftliche Mahnung ins Haus zu bringen. Allein listiger noch als die Bauern, holte er eine Leiter, kletterte auf das Dach und warf die Vorladung durch die Schornsteine hinab in die Hütten. Da er aber einige Steine ausbrechen mußte, um Dieß zu bewerkstelligen, so haben jetzt die Bauern gegen ihn eine Klage wegen gewaltsamen Einbruchs angestellt.

*

Zu Anstrathen in England starb unlängst ein Mann, der seit länger als dreißig Jahren das Sattlerhandwerk getrieben und dabei eine einzige Kammer zur Wohnung gehabt hatte. Mager und elend, wie er aussah, mußte man ihn als einen Menschen bedauern, der sein trauriges Leben unter den härtesten Entbehrungen hinfristete. Auch hörte man ihn fortwährend über Armuth und schlechte Zeiten klagen. Da er kinderlos starb, so wurde von Gerichts wegen ein Inventarium seiner Nachlassenschaft aufgenommen, und siehe da, es fand sich in einer Truhe, zu der der Schlüssel in einem alten Schuh verborgen war, eine Summe von 2000 Pf. St. in Gold und 147 Pf. St. Banknoten in den Taschen des Verstorbenen. Auch ein Brief von einer Schwägerin fand sich vor, die ihn dringend um einige Unterstützung bat. Eine alte Frau, die ihm als Aufwärterin gedient hatte, sagte aus, daß er über den Empfang dieses Briefes sehr ungehalten gewesen sey, indem er betheuerte, er habe nicht einen rothen Heller im Vermögen, und er würde betteln müssen, wenn er ihr die geringste Unterstützung senden wollte.

*

Ein amerikanisches Blatt schließt die Todesanzeige eines Mannes mit den Worten: „Die menschliche Gesellschaft hat eine ihrer schönsten Zierden, die Kirche einen treuen Anhänger, die Gattin einen zärtlichen Gemahl und wir einen in seiner Bezahlung sehr gewissenhaften Abonnenten verloren.“

*

Zeitungen aus Jaffa vom 25 December 1852 bis 9 Januar 1853 melden, daß am 25 December um Mitternacht ein furchtbarer Ausbruch des Vulkans Melopil erfolgte, durch den das am Abhange des Berges gelegene Dorf Gomen-Subrang gänzlich zerstört wurde. Zwanzig Personen und viele Thiere kamen dabei um das Leben. Der Ausbruch war von einem Aschenregen begleitet, der das Land auf einen weiten Umkreis mit einem weißlichen Schlamme bedeckte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 190. 9 Julius 1833.

Englisches Leben in Indien.

Die Mofussilstationen.

1. Allahabad.

Allahabad oder „Gottes Wohnung" erhielt seinen Namen von den muselmännischen Eroberern Indiens, die hier als Denkmal ihrer Größe ein an Schönheit unvergleichliches Schloß, mehrere durch ihre zierliche Bauart bewunderungswürdige Gräber und einen Garten sammt dem Serai der Kaiser hinterlassen haben. In der Stadt selbst findet man keine Spuren solcher Pracht, wie man sie an einem Orte erwarten sollte, der von den Beherrschern des Landes zum Aufenthalte gewählt worden und eben so vortheilhaft für die Befestigung ihrer Herrschaft in den neueroberten Provinzen von Hindustan, als für den Handel gelegen war. Gegenwärtig finden sich, wie gesagt, außer dem Namen der Stadt und den obenerwähnten Gebäuden nur noch wenige Spuren von der mogholischen Eroberung, und die moslemitische Bevölkerung ist gering an Zahl und weder durch Reichthum, noch durch Rang oder Geistesfähigkeiten ausgezeichnet. Die Stadt ist fast gänzlich wieder dem Heidenthum anheimgefallen, wie sie denn von jeher ein weitberühmter Wallfahrtsort der frommen Hindus war, die hieher wegen der Vereinigung zweier heiligen Ströme zu pilgern pflegen. Allahabad liegt auf der äußersten Spitze des Doaab, wie man die fruchtbare Erdzunge nennt, die den Ganges vom Dschemna trennt; die Stadt wird daher von allen Kasten für heilig gehalten, und alljährlich stellen sich zahllose Pilgerschaaren ein, um in den vereinten Strömen zu baden.

Während Kindermord, bloß um die Kosten der Erziehung weiblicher Geschöpfe zu vermeiden, ein ohne Scheu öffentlich vollbrachter Gräuel war und noch gegenwärtig von vielen Klassen der Hindus heimlich verübt wird, betrachten Arm und Reich den Fluch der Unfruchtbarkeit als das größte Unglück, das ein Ehepaar treffen kann. Bleiben Gebete und Gaben an die Brahminen ohne den gewünschten Erfolg, so wenden sich die Gatten in ihrer Verzweiflung an die blutdürstige Göttin Durga, der sie ihr erstgebornes Kind als Opfer verloben. Geht ihr Wunsch in Erfüllung, was natürlich der Einwirkung der nach Menschenopfern so gierigen Göttin zugeschrieben wird, so halten sie sich für verpflichtet, ihr Gelübde zu erfüllen, und die heilig geachtete Stelle, wo der Ganges und Dschemna sich vereinigen, wird meistentheils zur Erfüllung des schrecklichen Gelöbnisses gewählt. Obgleich der Kindermord, unter welchem Vorwande auch immer er vollbracht werden mag, von der englischen Regierung streng untersagt ist, so bleiben den Eingebornen doch noch Mittel und Wege genug, ein Verbrechen, das sie nicht mehr vor den Augen der Welt begehen dürfen, heimlich zu verüben. Eine kleine Gabe Opium, das dem neugebornen Kinde beigebracht wird, reicht hin es zur ewigen Ruhe zu fördern, und da über die Ursache des Todes in dergleichen Fällen schwer eine Untersuchung anzustellen ist, wenn keine äußere Verletzung stattgefunden hat, so trifft die verbrecherischen Eltern selten die verdiente Strafe. Auch hält es nicht schwer, das beabsichtigte Opfer in den Strom zu werfen, wenn dessen breiter Wasserspiegel mit Tausenden von Booten bedeckt ist; die religiösen Vorurtheile der Volksmenge, vor deren Augen den Göttern ein solches Opfer gebracht wird, erlauben nicht, den Behörden davon Anzeige zu machen; und geschähe Dieß auch, so könnte man sich leicht mit der Ausrede entschuldigen, es sey ein bloßer unglücklicher Zufall gewesen. Ueberhaupt ist der Schicksalsglauben der Hindus, der sie gleichgültig gegen sich wie gegen Andere macht, allzugroß, als daß sie den Versuch machen würden, einen im Ertrinken begriffenen Menschen aus dem Wasser zu ziehen und zu retten. Man sagt, die Brahminen hielten, in der Voraussetzung, die Göttin Durga könne sich versöhnen und geneigt machen lassen, auf das dargebrachte Opfer zu verzichten, etwas weiter unterhalb des Stromes in Booten bereit, Kinder, die ins Wasser geworfen wurden und nicht gleich ertranken, herauszuziehen; doch werden diese nicht ihren Eltern wieder zurückgegeben, sondern von ihren Rettern behalten und zum Tempeldienste auferzogen. Oft schon hat es sich ereignet, daß wenn elterliches Gefühl für das erstgeborne Unterpfand der Liebe in den Gatten die Bedenklichkeit, ihr übereiltes Gelübde zu halten, überwältigte, das so gerettete Kind, wenn es zu reiferen Jahren kam, von Gewissensbissen über den gebrochenen Schwur gequält, und jedes Unglück in der Familie dem Zorn der beleidigten Göttin zuschreibend, sich selbst in den Strom oder von einem Felsen herab in einen Abgrund stürzte.

In den Staaten der Radschputen war, oder vielmehr ist der Kindermord aus politischen Gründen noch in den vornehmsten

Familien üblich. Die beredten Vorstellungen, welche die britischen Residenten an die besseren Gefühle der gutherzigen, aber irregeleiteten Menschen richteten, und zwar namentlich in Gusserat, trugen viel dazu bei, einen so gräuelvollen Gebrauch in Abnahme zu bringen; allein es besteht dort kein eigentliches Gesetz dagegen, und noch lebt in frischem Andenken die Ermordung der Fürstin Kischen Kur, *) die kaltblütigste Gräuelthat, die je von Menschenhand verübt worden ist. Der Bruder des bedauernswürdigen Opfers, das in der Fülle der Jugend und Schönheit aus Politik hingeschlachtet wurde, sitzt jetzt auf dem Throne von Udipur; er war unschuldig an der blutigen That, und es ist zu hoffen, daß eine so verabscheuungswürdige That nie mehr ungestraft öffentlich begangen werden wird. Auch Geldrücksichten geben nicht selten Anlaß zu solchen Freveln. Die Verwandten einer Braut, die verbunden sind, die Aussteuer derselben und die Kosten des Hochzeitschmauses zu bestreiten, ohne den in Indien keine Vermählung vor sich gehen kann, überheben sich der Mühe, Kauris und Peis so lange zusammen zu sparen, bis es Rupien werden, dadurch, daß sie dem lästigen Geschöpfe, das sich in weiblicher Gestalt in ihre Familie eingedrungen hat, den Gnadenstoß geben. Bediente, die man um hohen Lohn hält, und die dessen ungeachtet elend und zerlumpt einhergehen, erwidern auf die Frage nach der Ursache ihres armseligen Aufzuges: „Töchter zu verheirathen.“ Jahre von Entbehrungen müssen erduldet werden, um ihre Verwandten bei der Hochzeit festlich bewirthen zu können. Dieß ist das Einzige, was erforderlich ist; Schönheit, Herzensgüte und andere liebenswürdige Eigenschaften kann man entbehren, nur das Burra khana — das große Mahl — darf nicht fehlen; und wo man es nicht thunlich findet, den Aufwand für einen Hochzeitschmaus aufzubringen, erwürgen die Eltern mit erstaunlicher Sorgfalt für die Zukunft die Mädchen gleich nach der Geburt, da sie sonst groß werden könnten und verheirathet werden müßten.

In früheren und noch barbarischeren Zeiten bildete die Vereinigung des Ganges und Dschemna auch den Schauplatz jener furchtbaren Menschenopfer, die eben so grausam als unsinnig in einer Religion sind, die gegen die unvernünftigen Thiere so große Menschlichkeit vorschreibt. Ein Jüngling und ein Mädchen, welche die zwei vornehmsten Gottheiten des Hindu-Himmels vorstellen sollten, wurden von der Volksmenge zuerst auf einem Wagen umhergefahren und wie Gottheiten verehrt, dann aber in das Wasser gestürzt, in dem Glauben, daß das glückliche Paar auf dem heiligen Strome geraden Weges in das Paradies der Seligen hinüber getragen werde. Gegenwärtig nimmt man zu dieser götzendienstlichen Feier statt der Menschen Figuren von Thon, wodurch jedoch das große Fest ziemlich in Verachtung gekommen ist, da es jetzt nur noch in einer Mummerei besteht, die in einer gewissen Zeit des Jahres zur Belustigung des Pöbels dient. Ein anderes furchtbares Schauspiel dieser Art pflegte zum Andenken des Sieges, den Rama und sein Waffengenosse Hunaman, mit Hülfe eines Heeres von Affen, über den Riesen Ravana davon trug, aufgeführt zu werden. Die unglücklichen Geschöpfe, die gewählt wurden die Hauptrolle zu spielen, verschwanden bei dem Ende des Festes und kamen nie wieder zum Vorschein. Das uneingeweihte Volk hegte den Glauben, sie seyen von dem göttlichen Seyn absorbirt und von den Gottheiten abberufen worden, die sie vorgestellt hatten: das Geheimniß, wie Dieß vor sich ging, war nur den Priestern bekannt, wahrscheinlich wurde den Unglücklichen Gift in dem Zuckerwerk beigebracht, das für sie am Ende des Festes aufgetragen wurde. Den Moghols gebührt das Verdienst, zuerst gegen diese scheußlichen Gebräuche eingeschritten zu seyn, und die christlichen Beherrscher des Landes drangen endlich auf völlige Abschaffung derselben. Das Beispiel, mit dem im Gebiete der ostindischen Kompagnie vorangegangen wurde, wird nun auch in den unabhängig bestehenden indischen Staaten befolgt, und Menschenopfer sind jetzt, mit Ausnahme der freiwilligen, in Indien selten. Die Menschenschlächtereien im Tempel von Dscheipur haben aufgehört, und die überspanntesten Fanatiker unter den Priestern lassen sich jetzt an dem Blute von Ziegen genügen, wo einst Ströme vom Blute ihrer Mitgeschöpfe den Boden des Tempels färbten.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Jahre in Nordamerika.

7. Ein wandernder Professor.

Die Begierde sich nützliche Kenntnisse zu erwerben, die man unter allen Klassen der Amerikaner wahrnimmt, ist einer der vielversprechendsten Züge des transatlantischen Charakt[e]s. Während unseres Aufenthaltes in Neu-Rochelle wohnte mit uns in demselben Gasthause ein Herr Dennys, ein reisender Professor der Astronomie und der populären Zweig[e] der Na[t]urlehre. Er gab einen Prospektus über eine Reihe von Vorlesungen aus; und da das Honorar nicht groß war — ein Schilling Sterling *) für die Vorlesung — so nahmen wir Billete. Am ersten Abend wo der Kursus anfangen sollte, sagte ich unserer Aufwärterin Hannah, sie solle uns den Thee nicht früher machen, als bis wir aus der Vorlesung zurückkämen. Das Zimmer war, wie wir fanden, leiblich voll, und Hr. Dennys handelte seinen Gegenstand mit ziemlicher Deutlichkeit ab. Recht angemessen vermied er es, die Theile seines Lehrstoffes erläuternd erörtern zu wollen, die die Mehrzahl seiner Zuhörer, die aus Knaben aus den Schulen und aus Frauenzimmern bestand, nicht hätte verstehen können. Als wir aus der ersten Vorlesung zurückkamen, fanden wir, daß der Thee, den wir erst nach unsrer Rückkehr gemacht haben wollten, nicht fertig war, allein in ganz kurzer Zeit erschien Hannah in ihrem Sonntagsstaate und äußerte ihr Bedauern, daß wir eine kleine Weile auf sie hätten warten müssen, allein sie habe den Vorlesungen beigewohnt, da sie von Hrn. Dennys Billete für seine Vorlesungen bekommen und von ihrer Frau die Erlaubniß erhalten habe, sie zu besuchen. — Viele von den Leuten kamen zwei, drei engl. Meilen weit zu Wagen her, um diese Vorlesungen zu hören, und ich glaube in der That nach dem, was man mir sagte, daß es nur wenige Leute in dem

*) Siehe Ausland: Radschastan und seine Bewohner.

*) 12 Pence oder 36 kr. rhein.

Dorfe gab, die nicht zu einer oder der andern Zeit schon einen Kursus dieser Vorlesungen gehört und sich mit der Geschichte des Solarsystems ziemlich gut bekannt gemacht hatten. Herr Dennys reis'te mit seiner Frau in seinem eigenen Wagen und führte sein selbstverfertigtes Orrery, *) seine Zauberlaterne u. s. w. bei sich.

Einmal verließ uns Hannah auf ein paar Tage, um ihre Anverwandten in dem benachbarten Staate zu besuchen. Als sie ganz reisegerüstet war, machte sie, ehe sie in die Landkutsche stieg, noch unsere Thüre auf und sagte: „Leben Sie wohl, — Ich werde an Sie Beide recht oft denken, bis ich wieder komme.“ Als sie zurückkam, nahm sie meine Frau in die Arme und küßte sie mit den Worten: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß Sie küssen, so herzensfroh bin ich, Sie wieder zu sehen.“ Eine Thatsache, wie diese, beweist, bis zu einer gewissen Ausdehnung, auf wie gleichem Fuße man hier mit einander steht; wiewohl ich keinesweges daraus den Schluß gezogen haben will, daß sich, im Allgemeinen, ein Dienstbote als auf einem so vertrauten Fuße stehend dünken würde.

Ein, wenigstes für uns, neuer und seltsamer Zwischenfall ereignete sich zu Anfang einer der Vorlesungen des Herrn Dennys. Ein sehr gut gekleideter Farbiger trat in das Zimmer in der Absicht, die Vorlesung, welche bereits angefangen hatte, zu hören. Herr Dennys wendete sich sogleich an ihn und hieß ihn mit den Worten hinausgehen: „Wir brauchen keine farbigen Leute hier; sie sind schon recht in ihrer Art, aber zu Astronomen machen wollen wir sie denn doch nicht.“ Der arme Mensch mußte sich fügen. Nach der Vorlesung wollte ich Herrn Dennys Vorstellungen über die unhöfliche und verletzende Art seines Benehmens machen, mußte mich aber mit seiner Antwort, wenigstens insoweit sie ihn selbst betraf, vollkommen zufrieden geben, — da er in der That seiner Versicherung nach keine andere Wahl gehabt hatte. Die jungen Leute aus den Schulen und seine Zuhörer überhaupt würden das Zimmer verlassen haben, wenn er einem „Farbigen“ dazubleiben erlaubt hätte. Nichts schändet den Charakter des Volks der Vereinigten Staaten so sehr und läßt sich mit seinen lautbekannten Grundsätzen von allgemeiner Gleichheit weniger reimen, als seine Behandlung der freien farbigen Leute. Diese haben Unbilden aller Art unaufhörlich von den Weißen zu leiden, die nimmermehr mit Einem von ihnen auch nur essen oder trinken würden. Hat man weiße und schwarze Dienstboten in dem nämlichen Hause, so werden sich die ersteren gewiß nie dazu verstehen, an einem Tische oder sonst mit den letzteren zu essen; so daß man dieses Umstands wegen sehr oft genöthigt ist, sich lauter farbige Dienstboten zu halten.

**) Eine, die Bewegung der Himmelskörper vorstellende, nach ihrem Erfinder, dem Grafen Orrery so genannte Maschine.

Denkwürdigkeiten einer Hundertjährigen.

Eine Wallfahrt im achtzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Ich klagte stets, daß man mir nicht erlauben wollte, diese allerliebste Geschichte in Umlauf zu bringen, und Frau von Marsan wurde endlich so unruhig, daß sie Herrn Paris *) darüber sprach, der mir bei Strafe eines Casus reservatus Stillschweigen auferlegte. Nie machte mir dieser Prälat einen empfindlichern Strich durch meine Rechnung, obgleich er mir oft und unangenehm über den Weg lief, wie man in meiner Geschichte mit den Hospitaliterinnen des Faubourg Saint-Marcel ersehen wird. Noch muß ich hinzufügen, daß die Bedienten der Frau von Marsan, welche die Farbe von Lothringen und Jerusalem trugen, außer sich waren über unsere Demuth, und es höchst übel nahmen, Frau von Deffand sich so vordrängen, oder vielmehr, wie sie glaubten, uns von ihr zurückgedrängt zu sehen. Der erste Lakai der Fürstin erbot sich, uns durch unsere Konkurrenten hindurch gleichfalls Bahn zu brechen, um uns desto schneller zu dem Schöpfbecher zu fördern; allein wir erwiderten ihm, daß wir in unserer Haushaltung oder unsern Weinbergen nicht so nothwendig zu schaffen hätten, als diese guten Leute, und beschlossen, sie ungestört zu lassen. Aber Dieß verwundete den Stolz unserer Bedienten tief, und es fehlte wenig, so hätten sie sich gegen uns aufgelehnt. Da ich aber Gefahr laufen würde, es zu vergessen, und durchaus nicht gesonnen bin, die Bequemlichkeit der Parenthesen mir nehmen zu lassen, so will ich hier gleich hinzufügen, daß der Kutscher der Frau von Marsan, der uns nach Nanterre geführt hatte, von mir bei einer frühern Gelegenheit so empfindlich verletzt worden war, daß er sich weigerte, in meine Dienste zu treten. Die Sache verhielt sich so. — Bei Wem waren Sie im Dienste? fragte ich natürlich, als er sich meldete, um bei mir Dienst zu nehmen — Madame, ich war bei Monseigneur dem Abbé, Herzog von Biron; allein er ist zu seinem guten Gott heimgegangen. — Wenn er zu dem guten Gott heimgegangen ist, so wird er nicht lange dort geblieben seyn, dachte ich bei mir, während mich der Kutscher mit einem durchbohrenden Blick ansah. Dann sagte er mir, er sey Gentilhomme, wie fast alle Bedienten des Hotels Biron, und ich erwiderte ihm, die Livrée der Crequy würde ihm eben so wenig etwas benehmen als die der Gontaut, zugleich fügte ich hinzu, er möchte sich zu meinem Intendanten begeben, um sich rücksichtlich des Lohnes mit ihm zu verständigen. — Doch möchte ich, bevor ich einstehe, wissen, begann er noch einmal, Wem Madame den Vortritt läßt. — Jedermann, ich lasse Jedermann den Vortritt, ausgenommen in den Straßen und Höfen von Versailles. — Wie, Madame könnten also ihrem Leibkutscher zumuthen in den Straßen von Paris den Präsidenten auszuweichen? — Ei, warum denn nicht, und zwar mit um so mehr Grund, als ich mich alle Donnerstage in ihr Quartier du Marais begebe. — Aber Madame werden doch nicht den Finanzbeamten ausweichen wollen; und Madame werden wohl einsehen, daß wenn die Bedienten eines Finanzbeamten Ihrem Leibkutscher den Rang streitig machen wollten, er ihnen das Gesicht mit der Peitsche entzweihauen müßte? — O was die Finanzbeamten anbelangt, so müssen sich die auf die Livreen verstehen, und dann mein Herr Kutscher sehe ich nicht ein, warum ich, um Leuten ohne Bedeutung auf den Straßen von Paris den Vorrang streitig zu machen, meinen Wagen umstürzen, meine Leute mißhandeln oder zum wenigsten meine Pferde verstümmeln lassen soll. — Ja freilich, Madame haben nur zwölf Pferde, und übrigens bin ich gewohnt, nur Prinzen von Geblüt auszuweichen, und so würde ich mich nie für Madame eignen. — Und so ging er wüthend ab. Frau von Marsan hatte ihn zu voller Zufriedenheit beider kontrahirenden Theile in ihren Dienst genommen; und er war es nun auch, der unsere Lakaien noch mehr gegen uns aufwiegelte, indem er sagte, wir stellten ihre Ehre bloß, und hätten uns sicherlich verschworen, alle Livreen, deren Herren die Honneurs des Louvre genössen, zu erniedrigen. Nie hat man eine ähnliche Komödie gesehen, und wenn nicht die Furcht gewesen wäre, wir möchten sie ins Fort l'Evêque schicken, so würden sie uns sicherlich auf offener Landstraße im Stiche gelassen haben und auf und davon gegangen seyn.

Vorzüglich ereiferten sie sich darüber, daß ihnen die Demüthigung widerfuhr, den Bedienten des Herrn de Pont-de-Veyle, der doch nur ein Bürgerlicher sey, wie sie mit verächtlichem Blicke sagten, den Vortritt lassen zu müssen. Der stolze Kutscher, welcher Girard hieß, hatte die Sache zum Gegenstand eines Briefes gemacht, den er in Gestalt einer gerichtlichen Eingabe an meinen Sohn richtete, und worin er mich anklagte, die Ehre der Familie kompromittirt zu haben. Auf vier Seiten voll Anschuldigungen und dummen Gewäsches sagte er unter Andern auch namentlich, daß die Wappen der Créquy des Vorrechtes genössen, eine ausgezackte Krone zu führen, was mich natürlich zu größern Ansprüchen

*) Christoph de Beaumont, Erzbischof von Paris, der im Jahre 1781 starb.

verpflichtet und mir einen höhern Adel der Gesinnung eingeflößt haben sollte. Kurz es war eine heraldische Abhandlung, vor der Wulson de la Colombière und Pater Ménétrier den Hut abziehen mußten. Und nun denke man sich, mein Herr Sohn läßt sich wirklich beifallen, die Sache ernsthaft zu nehmen; allein da er sich auf dem Kollegium befand, jedoch auf diese schöne Denunciation mißtrauisch gegen seine Mutter geworden war, so schickte er diesen Brief an den alten Canaples, seinen Vormund,*) der die Geschichte im Lichte seiner gewöhnlichen Weisheit besah, und an mich ein Schreiben voll der strengsten Verweise und des größten Hochmuthes richtete. Ich antwortete ihm: „Mein Vetter, da Sie auf einmal so empfindlich besorgt geworden sind für den Ruhm und die Ehre Ihres Hauses, dessen Wappenkrone, wie Sie gar nicht wissen, durch drei Schwanenhälse geschlossen ist, so wäre es auch nicht mehr als billig, daß Sie sich anders benehmen, als Sie bisher zu thun gewohnt waren; daß Sie sich nicht als Herr Rousseau von Genf oder als Großtürke mit einem mohammedanischen Bart, mitten im August in Pelzwerk, in Pantoffeln, mit einem Dolch im Gürtel und was dergleichen mehr ist, kleideten. Auch hätten Sie dann Ihre Stiftsherren von St. Emilian nicht auf ihr Schloß einladen sollen, unter dem Vorwande, am heiligen Charfreitage bei sich den Gottesdienst halten zu lassen, eigentlich aber um sie zu zwingen, Fleisch von einer tollwüthigen Kuh, von Wölfen und Fledermäusen und andere Speisen von Ihrer Erfindung zu essen. Auch weiß man, daß Sie sie mit dem Pistol auf der Brust zwangen, Sauerampferbrühe mit mineralischem Wasser vermischt zu trinken, weßhalb Sie auf immer aus Versailles verbannt, und von ihrem Neffen, dem Bischof von Tournay, der eben so klug ist, wie Sie, in den Kirchenbann gethan wurden. Haben Sie die Güte sich nicht mehr in Sachen, die meinen Haushalt angehen, zu mischen, und seyen Sie überzeugt, daß ich Ihnen bei der Bevormundung meines Sohnes eben so wenig eine Hand im Spiele lassen würde, als in Dingen, die meine Ställe betreffen.“ Das Merkwürdigste bei der ganzen Sache jedoch ist, daß der nämliche Kutscher, der angebliche Gentilhomme und Professor der Heraldik, der so leidenschaftlich für die Aufrechthaltung der Honneurs des Louvre, und so kritlich für Vorrechte der ausgezahnten Kronen war, damit endigte, daß er einer der wüthendsten Revolutionnäre und frechesten Redner in der Sektion der Menschenrechte wurde. Der Citoyen Girard hatte bei der republikanischen Regierung als Administrator der Lebensmittel begonnen, dann war er Präsident des Comité des recherches geworden, und zuletzt öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionstribunal im Jahre 93. Aus den Zeitungen ersah ich später, daß er als Orleanist oder Föderalist, ich weiß nicht mehr genau als was von beiden, guillotinirt wurde.

Während er das Vorspiel seiner künftigen Bestimmung auf dem Pflaster von Nanterre aufführte, indem er die Zügel eines Vis-à-Vis mit sieben Glasfenstern handhabte und unsere Lakaien zur Empörung aufwiegelte, waren wir an den Rand des Brunnens gekommen, wo ich mit der größten Gelehrigkeit meine Ration von dem heiligen Wasser verschluckte. Nachher wollten wir in der Pfarrkirche von Nanterre noch bei den Reliquien der heiligen Genovefa unsere Andacht verrichten, und hier war es, wo die Sache ernsthaft zu werden anfing; denn man wird sich wohl denken, daß Dieß der eigentliche und vernünftige Zweck unserer Wallfahrt war. Wir richteten daher unsere Schritte der Kirche zu, mit jener tiefen Erbauung, und jenem Gefühle des Vertrauens und der Liebe, das ich stets für die heilige und verehrungswürdige Schutzheilige von Paris empfand.

Es liegt meines Bedünkens in der Verehrung, welche die Einwohner von Paris der heiligen Genovefa geweiht haben, etwas ganz eigenthümlich Rührendes, das auf Ort und Geschichte beruht. Es ist wie ein Mädchen aus der Pfarrei, von dem man sagen möchte, es sey erst gestern gestorben. Und dann war es ein demuthvolles armes Kind, ein einfaches Mädchen aus dem Dorfe; man wird ihr im Leben nicht geschmeichelt haben, und es läßt sich nicht denken, warum man sie im Tod ungerechterweise erhoben haben sollte. Es liegt so viel Einfachheit und Wahrheit, so viel Ehrlichkeit und Schmucklosigkeit in dieser Legende! Und dann dieses Grab, vor dem die Kriegsfürsten der Sikambern und die langhaarigen Könige geknlet, und diese verehrten Gebeine, auf die vierzehn Jahrhunderte hindurch die französischen Obrigkeiten, Völker und Fürsten ihre Augen andachtsvoll gerichtet! . . . Kurz alle diese Ueberlieferungen unseres alten Paris, alle jene Handlungen einer merkwürdigen Frömmigkeit, jene Wunder, welche die Geschichte aufbewahrt, haben wenigstens diese Eigenthümlichkeit, daß sie niemals widersprochen oder angefochten wurden; die Milde und Demuth der heiligen Genovefa, sollte man meinen, habe die Glaubensfeinde entwaffnet. „Haben Sie doch die Gerechtigkeit und Güte, mich nicht mehr über die von dieser guten Gallierin verrichteten Wunder anzufechten — schrieb mir eines Tages Voltaire, und ich bewahre seinen Brief auf. — „Die Legende der vom heiligen Feuer Angesteckten z. B. ist für mich eben so geschichtlich bewiesen als der Tod des Tiberius oder die Rohheit Calvins. Ich empfinde die Rührung eines Kindes, so oft von der Genovefa die Rede ist. Es ist meine Schäferin, meine gute Jungfrau, die ich mir eigens vorbehalten habe! Sprechen wir nicht mehr davon, Madame, wenn Sie anders nicht geschworen haben mich zu verfolgen.“

(Schluß folgt.)

*) Adrian von Créquy, Sire von Canaples und Vicedom von Tournay. Der Minister des königlichen Hauses hatte ihm wegen seiner Narrheiten den Besuch des Schlosses, des Parkes und sogar der Stadt Versailles verboten. A. d. V.

Vermischte Nachrichten.

Schon im Jahre 1412 wurde Paris von einer der Grippe ähnlichen Krankheit heimgesucht. Eine pariser Chronik sagt darüber: „März 1412. Um diese Zeit sangen die kleinen Kinder Abends, wenn sie zum Wein oder Most gingen, gewöhnlich: „Gevatt'rin, eure . . . hat den Husten, hat den Husten!“ Da geschah es durch die Zulassung Gottes, daß eine verdorbene schlechte Luft über die Welt kam, davon mehr als hunderttausend Menschen in Paris in einen Zustand geriethen, daß ihnen Essen und Trinken und Schlafen verging; auch hatten sie sehr starkes Fieber zwei- oder dreimal des Tages, und besonders so oft sie aßen, und kam ihnen alles gallenbitter und übelriechend vor; sie zitterten, wo sie auch waren, und was noch schlimmer war, man verlor alle Kraft des Körpers, daß man kein Glied rühren konnte, so angegriffen waren die, welche von dieser Krankheit befallen wurden. Sie dauerte aber ohne Aufhören drei Wochen und darüber, und fing an genau mit dem Anfange des März. Man nannte sie den Tac (Schafräude) oder Horion (die Kopfnuß), und die, welche genesen waren, oder sie noch nicht gehabt hatten, sagten im Scherze: „Hast Du sie auch? Gewiß hat Du gesungen: „Gevatt'rin, eure . . . hat den Husten.“ Dann außer dem oben beschriebenen Siechthume gewann man einen so starken Husten und solchen Schnupfen und Heiserkeit, daß man in Paris nichts sang, als das Hochamt. Aber von allen diesen Leiden war der Husten das Grausamste Tag und Nacht, und einige Menschen zersprengten sich durch überstarkes Husten Gefäße und starben, und Weiber, die schwanger waren, hatten vor der Zeit ihre Kinder, ohne daß Jemand ihnen Hülfe leistete, so gewaltig war der Husten, und Weib und Kind starben unter großer Pein. Und wenn es zur Genesung kam, warfen sie eine große Menge Blut aus Mund, Nase und nach unten aus, darob männiglich sehr erstaunte; doch starb Niemand davon. Doch genas man nur sehr langsam, und von der Zeit an, wo die Lust zum Essen sich wieder einstellte, dauerte es noch über sechs Wochen, bis man des Uebels völlig ledig wurde. Kein Arzt wußte zu sagen, was es für ein Uebel war.“

*

Der Riesenmörser, den man bei der Belagerung von Antwerpen eine Rolle spielen sah, ist am 18 Junius auf dem Felde von Breschaet, wo man Uebungsversuche mit ihm anstellte, zersprungen. Dreimal war er mit 21, 17 und 15 Kilogrammen Pulver geladen, abgeschossen worden, und jedesmal war die Bombe so weit getragen worden, als bei der vollen Ladung von 21 Kilogrammen. Bei dem vierten Schusse aber, wo nur 9 Kilogramme geladen waren, sprengte die Bombe, die wahrscheinlich zu fest aufgesetzt war, das Rohr in zwei Stücke, wobei ein Stück von ungefähr 6000 Pfd. (3000 Kilogramme) zwanzig Schritte weit weggeschleudert wurde. Glücklicherweise wurde Niemand beschädigt. Der Offizier, der die Uebungen befehligte, hatte das Geschütz selbst geladen und abgefeuert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 191. 10 Julius 1833.

Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Mißvergnügens in England.

(Von einem Parlamentsmitgliede im „Metropolitan“ mitgetheilt.)

Es erfordert einen starken Glauben an die regenerirende Kraft der britischen Konstitution, kein geringes Vertrauen auf die Energie des britischen Volks, und einen hohen Begriff von seinen Hülfsquellen, um die uns vorgelegte verwickelte Frage, in ihrem ganzen Umfang und die Ursachen des gegenwärtig allgemein herrschenden Mißvergnügens gehörig ins Auge zu fassen, und nicht jede Hoffnung aufzugeben. Nach siebenzehnjährigem Frieden übersteigt die jährliche Ausgabe des Landes die jedes früheren Kriegsjahrs, wenn wir hievon den letzten Krieg von 1792 bis 1815 ausnehmen, — ganz Europa ist voll von Elementen der Zwietracht und bittern Kampfs, der die friedlichen Verhältnisse Englands mit fremden Mächten bedroht, — die Bevölkerung des Schwesterkönigreichs ist von verzweifelten Demagogen zur Wuth aufgestachelt; sie verlangt in selbstmörderischem Wahnsinn die Aufhebung des politischen Verbandes mit Großbritannien, und droht mit Aufstand, wenn Dieß verweigert wird. *) — Die Kolonien stehen auf dem Punkte, dem Mutterlande den Eid der Treue aufzusagen, weil die Regierung ihnen unkluge Befehle zuschickte, und diese jetzt selbst zurücknehmen muß. Der Ackerbau ist gedrückt, — der Handel nimmt ab, — die Schiffahrt verfällt, — Armuth und Verbrechen sind im Steigen, — aristokratische Bethörung streitet auf der einen Seite unsinnig gegen die gerechten Forderungen eines aufgeklärten Volks, das die Aufhebung unzweifelbarer Mißbräuche verlangt, während auf der andern Seite revolutionäre Bosheit die physische Gewalt gegen gesetzliche Autorität in die Schranken zu bringen sucht, um das Eigenthum zu zerstören und Alles was an den Institutionen des Landes noch von Werth ist zu vernichten. Dieß ist ein trauriges, aber, wie ich befürchte, kein übertriebenes Gemälde. Warum entstanden diese Unordnungen, und wo ist das Hülfsmittel zu suchen?

*) Hier ist zu bemerken, daß der Aufsatz schon im Januar dieses Jahrs vor der Eröffnung der diesjährigen Parlamentssession geschrieben wurde; und wie wenig hat sich seitdem die Lage Englands zum Bessern gewendet! Der Metropolitan theilt den vorliegenden Aufsatz bruchstückweise in seinen Februar-, März- und Mai-Heften mit.

Schon Burke erklärte, daß die Wiederherstellung des Rechts der freien Wahl eine unerläßliche Vorbedingung aller Reform sey. Diese Vorbedingung ist endlich erfochten; aber um ihre Früchte zu ernten, und England aus den zahllosen Schwierigkeiten, von denen es umgeben ist, herauszuwinden, ist es unumgänglich nothwendig, die Uebel, durch welche Mißvergnügen erzeugt und in hohem Grade gerechtfertigt wird, bis auf ihre Quelle zu verfolgen, und sie genau anzugeben.

Von diesen Uebeln ist ohne Widerspruch die ungeheure Abgabenlast das größte, sowohl wegen der unmittelbaren Beeinträchtigung der Interessen der Nation, als auch weil sie die fruchtbarste Quelle des allgemeinen Mißbehagens ist. Durch eine Abgabenlast, die nach allen Bemühungen mehrerer auf einander folgenden Ministerien, im Staatshaushalte die möglichsten Ersparnisse einzuführen, noch über 50 Millionen Pf. beträgt, werden Ackerbau, Handel und Gewerbe gedrückt, der Unternehmungsgeist gelähmt, der Luxus des Reichen vermindert, der Arme in seinen nöthigsten Bedürfnissen verkürzt, und die Kosten des Lebensunterhalts im Vergleich mit andern Ländern so sehr gesteigert, daß sich der Reiche aus dem Lande, das ihm seinen Reichthum liefert, entfernt, und durch den Verbrauch seines Geldes in fremden Ländern den Druck der Zurückbleibenden vermehrt; während der Arme, unfähig seinen Unterhalt zu sichern in einem Lande, das alle Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens im Ueberfluß liefern könnte, hinaus getrieben wird, um unter einem fremden Himmelsstriche Spielraum für seine Industrie und die Belohnung für seine Arbeit zu suchen, welche die Vorsehung ihm bestimmte, aber die Thorheit der Menschen in seinem eigenen Lande zu erreichen ihn hinderte. Und doch macht nicht der kostbare Staatshaushalt den größten Theil der ungeheuren Abgaben aus. Die Last, welche mit erdrückender Schwere auf der Nation lastet, ist die Schuld, die durch schrankenlose Verschwendung in früheren Kriegen aufgehäuft wurde, und der Unmuth entspringt aus der wachsenden Ueberzeugung, daß alle in jenen Kriegen errungenen Vortheile von Wenigen geerntet wurden, welche ungeheure Reichthümer aufhäuften, während der Mehrzahl der späteren Generationen die Aufgabe hinterlassen wurde, Schwierigkeiten zu überwinden, die sie nicht geschaffen, und Schulden zu bezahlen, die sie nicht gemacht hatte. Von 50 Millionen Einkünften, die im vorigen Jahre erhoben wurden, er-

forderten die Kosten der Erhebung eine und eine halbe, alle übrigen Ausgaben der Verwaltung, Armee, Marine, Civilliste u. dgl., nicht völlig 18 Millionen, aber 28⅓ Million nahm der Staatsgläubiger hinweg, dem die Ehre der Nation unverletzbar verpfändet ist. Die Summe der Nationalausgaben, wo Einschränkungen möglich, ist daher sehr beschränkt, während der ungeheure Belauf der Summe, wo Verminderung unmöglich, von den Steuerpflichtigen mit eifersüchtigem Auge betrachtet wird, die mit Begierde jeden nur etwas scheinbaren Plan einer Last los zu werden, die sie mit jedem Tage mehr als eine ungerechte Erpressung betrachten, mit Begierde ergreifen würden.

Diese Uebersicht der Nationalverbindlichkeiten ist schon an sich niederschlagend genug; aber der wahre Genius der Empirie scheint über dem Handel und dem finanziellen Geschick des Landes geschwebt zu haben, um den Druck ohne Noth und Nutzen zu verstärken. Durch die Anwendung unverdauter Begriffe vorgeblicher Staatskünstler auf Englands Geldsystem ward die Last der Abgaben sehr bedeutend vermehrt; durch die übereilten und unbesonnenen Versuche, welche theoretische Staatsökonomen mit seinen verwickelten Handelsverhältnissen vornahmen, wurde das Vermögen der Nation, diese Lasten zu tragen, bedeutend vermindert. Der Werth der Umlaufsmittel ward gewaltsam herabgedrückt, und ihre Masse künstlich vermehrt, während die Schuld kontrahirt wurde; der Werth der Umlaufsmittel wurde hinaufgeschraubt, und die Cirkulation derselben gewaltsam vermindert, als die Schuld bezahlt werden sollte. Die Produktionskosten werden dem einheimischen Producenten durch aufgelegte Taxen und Beschränkungen gewaltsam erhöht, der Schutz vermindert, oder ihm ganz entzogen, und er ist verurtheilt, auf seinem eigenen Markt mit dem unbelasteten Fremden in die Schranken zu treten. Da die drückende Lage des Handels und der Gewerbe die Hauptursache des herrschenden Mißvergnügens ist, so wird man einige Bemerkungen hierüber nicht für überflüssig halten. (Forts. folgt.)

Englisches Leben in Indien.

4. Allahabad.

(Fortsetzung.)

Die englische Regierung hat den Pilgrimen, die nach Allahabad wallfahrten, einen Zoll auferlegt, wodurch bewirkt wurde, daß die Zahl der zum Bade herbeiströmenden Hindus und auch die oben erwähnten Menschenopfer sich bedeutend verminderten; der Weg auf dem man so dem scheußlichen Hinduaberglauben entgegenarbeitete, steht ganz in Einklang mit der milden Politik einer Regierung, die unfehlbar ihren eigenen Sturz herbeiführen würde, wenn sie geradezu den Götzendienst auszurotten versuchte. Der Pilgerzoll gehörte in jener glänzenden Zeit, wo noch die Rupien auf den Bäumen wuchsen und der Boden von Indien mit Pagoden und Goldmohurs gepflastert war, zu den Einkünften des Gouverneurs der Citadelle, die in jenen stürmischen Tagen, wo das Land noch nicht ganz unterworfen war, einen militärischen Punkt von höchster Wichtigkeit bildete. In den gegenwärtigen friedfertigen Zeiten ist das Schloß von Allahabad der Wohnsitz dieses oder jenes Veterans geworden, der hier den Rest seiner Tage in ehrenvoller Ruhe verleben will; da viele Generale, die in einem vieljährigen und mühevollen Dienste gealtert sind, es vorziehen, ihr Leben in einem Lande zu beschließen, das ihnen durch die Länge der Zeit zum zweiten Vaterlande geworden ist, während sie, in ihre eigentliche Heimath zurückgekehrt, sich fremd und einsam finden würden, und das Leben gleichsam wieder von vorn beginnen müßten. Die Gouverneursstelle von Allahabad wird daher von ausgedienten Offizieren höhern Ranges sehr gesucht; es sind mit ihr mehrere ansehnliche Vortheile verbunden, obgleich die Geldeinkünfte in neuerer Zeit ziemlich verkürzt worden sind.

Immerhin bleibt das Schloß von Allahabad der merkwürdigste Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Reisenden zumeist auf sich zieht. Es ist auf der Landspitze erbaut, die sich in die Gewässer des Dschemna und Ganges erstreckt, deren breite Strömungen seine Wälle bespülen. Obgleich es durch viele Veränderungen und Anbauten, die nöthig waren, um aus einem alten mogholischen Schlosse eine nach neuerer Befestigungskunst angelegte Citadelle zu machen, in seinem Aeußern gelitten hat, so hat es doch noch viel von seinem orientalischen und feudalistischen Charakter behalten. In majestätischer Größe erhebt es sich aus dem Gewässer, in beträchtlicher Ferne schon sichtbar. Während der Regenzeit wird der Lauf der Ströme so reißend, daß es bei ungünstigem Winde fast unmöglich ist, ein Boot den Ganges aufwärts zu ziehen. Es kostet einen mühseligen und vielstündigen Kampf mit dem pfeilschnellen Gewässer, bis man unter die Mauern des Schlosses gelangt; aber für diese Langsamkeit würde man sich durch die nur allmähliche Annäherung zu einer Citadelle, die sowohl durch ihren malerischen Anblick, als durch die Kunst, mit der sie befestigt ist, in Erstaunen versetzt, hinlänglich entschädigt finden, wollte man nicht die Anstrengung beachten, die es den Menschen kostet, welche zum Schiffziehen verwendet werden. Niedere Pförtchen führen auf das Glacis nach dem Flusse zu; das Hauptthor aber ist auf der Landseite und wird von keinem Gebäude, das eine gleiche Bestimmung hat, an Pracht übertroffen. Eine großartig gewölbte Halle in gothischem Style, von einer Kuppel überwölbt und mit Arabesken von Gold und Blumen verziert, erhebt sich über dem weiten Portale, das einen des schönsten Schlosses in der Welt würdigen Eingang bildet. Das Fort William in Calcutta hat nichts, was sich damit vergleichen ließe, und auch das Hauptthor von Agra kann sich nicht mit ihm messen. Das Innere der Citadelle enthält eine Reihe von Gebäuden, die nicht ganz ihrer ursprünglichen architektonischen Schönheit beraubt sind, und wenigstens zwei Jahreszeiten hindurch einen köstlichen Aufenthalt gewähren, wie er kaum anderswo in Indien gefunden werden dürfte. Eine Reihe von Gemächern, die dem Gouverneur zur Wohnung bestimmt sind, aber manchmal von einem Offizier zweiten Ranges bewohnt werden, bieten einen prachtvollen Anblick auf den Dschemna, seine rauhen Feldböden und wilden sandigen Ufer. Von einem Balkon aus, der hoch aus einem Thurme vorspringt, genießt man eine Aussicht von seltener Schönheit. Der Blick fällt

auf eine Anlage von Mangelblumen hinab, die eine schöne Esplanade umgürten und mit zahllosen Papageien bevölkert sind, die mit ihrem von der Sonne beschienenen Gefieder zwischen den Zweigen wie smaragdene Lichter funkeln. Weiter herauswärts auf Gesimsen und Zinnen von Gebäuden, erblickt man andere Bewohner der Luft, die im Sonnenschein ihre glänzenden Federkämme aufsträuben, oder ihre brennendfarbigen Schwingen schütteln, oder in die goldenglühenden Himmelstinten hineinschweben. Längs den dichtbewaldeten Ufern auf der Seite von Allahabad erblickt man zwischen dem schwellenden Laubwerk zerstreut eine Menge Gebäude von mannichfacher Schönheit, während auf den kleinen Inseln, die ihre sandige Fläche aus dem Strome erheben, riesenhafte Alligators sich sonnen, und drüben auf dem jenseitigen Ufer von Bendelkand thurmähnliche Felsen, mit Pagoden oder verfallenen Schlössern gekrönt, scharf auf dem klarblauen Himmelsgrunde sich abzeichnen, und einen wundervollen Hintergrund zu diesem Gemälde bilden. Das Innere des Schlosses ist wie das vom Fort William in Calcutta mit schönen Baumpflanzungen angelegt, und die zahllosen Schwärme von Vögeln, die sich hier vertrauensvoll niedergelassen haben, werden freundlich gehegt und dürfen auf keine Weise beunruhigt werden. Nur schädliches Gewürm darf in diesem Heiligthum harmloser Geschöpfe getödtet werden; alle anderen Thiere leben hier in Frieden und bringen ihr kurzes Daseyn in ungestörter Ruhe hin.

Eine Abtheilung von Gebäuden in der Citadelle von Allahabad bewohnt ein hoher Staatsgefangener, ein Radschah, der sich früher die Herrschaft von Bhurtpur angemaßt, und aller Wahrscheinlichkeit nach sein Leben in den Wällen des Schlosses beschließen wird. Der Radschah ist fremdem Besuch nicht unzugänglich, allein nur Wenige dürften geneigt seyn, der bloßen Neugierde wegen sich in die Nähe eines Mannes zu drängen, der in allzu sicherem Vertrauen auf die vermeintliche Unüberwindlichkeit des stärksten Schlosses in Indien, der britischen Regierung den Fehdehandschuh vor die Füße warf, als ihre ganze Kraftanstrengung in dem Kriege mit den Birmanen beschäftigt war. Der Fall von Bhurtpur vernichtete alle Hoffnung jenes kriegerischen Volksstammes, der zwar in vielen Schlachten geschlagen und in seinem Siegeslaufe durch die Macht der Moslimen aufgehalten, doch noch immer nicht die Hoffnung aufgab, die Herrschaft über jene Gebiete an sich zu bringen, die ihren Vorfahren so oft durch Perser und Tataren entrissen worden waren. Man sagt, daß nach dem Falle jenes Schlosses die stolzen und hochsinnigen Eingebornen, mit Haß und Verachtung auf ihre christlichen Ueberwinder herabblickend, ihr Haupt vor den Eroberern der Dschauts beugten, und sich den ritterlichsten Kriegern des neueren Indiens unterwarfen, dem einzigen Volke von Mittelindien, das nach dem Mahrattenkriege noch den britischen Waffen zu trotzen wagte.

Die Bezirke von Allahabad sind von hoher malerischer Schönheit, bieten eine größere Abwechslung von Hügeln und Thälern, als gewöhnlich in den Ebenen Indiens zu finden ist, und sind in allen Richtungen mit schönen Gehölzen bewachsen. Die wellenförmige Oberfläche der Gegend zunächst um Allahabad bietet eine Menge angenehmer Lagen für Bungalos, von denen viele, auf sehr schönen Punkten angelegt, sich der großartigsten Aussichten zu erfreuen haben. Die Garnison selbst ist nur schwach und besteht aus zwei Regimentern Eingebornen, von denen eines größtentheils aus Invaliden gebildet ist, sammt der für den Festungsdienst erforderlichen Anzahl von Artillerie und Ingenieurs. Indeß ist die Citadelle von Allahabad doch geeignet, den kriegerischen Geist in den oberen Provinzen im Zaume zu halten. In der Nähe der Stadt befindet sich der englische Begräbnißplatz, wo eine Menge Gräber schottischer Veteranen und Jünglinge, die hier ruhen, bewährt, daß man nicht mit Unrecht Indien den „Kirchhof Schottlands" genannt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer Hundertjährigen.
Eine Wallfahrt im achtzehnten Jahrhundert.
(Schluß.)

Die Kirche von Nanterre war so angefüllt, daß wir den Sakristan rufen ließen, um ihn zu fragen, ob er uns nicht innerhalb des Gitters, das den Reliquienschrein umschloß, einen Platz verschaffen könnte. — „Ach, meine Damen, erwiderte er, ich darf Niemand mehr ins Sanctuarium lassen! Der Herr Dechant hat uns verboten, Damen vom Hofe den Reliquien nahe kommen zu lassen; und es ist Ihnen gewiß auch schon bekannt, daß uns im verflossenen Jahre die Frau von Créquy ein Stück von dem heiligen Kreuze gestohlen hat." — „Frau von Créquy? sagen Sie." — „Ach, mein Gott, ja, meine Damen, ein Stück von dem ächten Kreuze Christi hat sie vom Altare weggestohlen." — Ich war in ein helles Gelächter ausgebrochen und weggegangen, während Frau von Marsan ihn fragte, woraus man denn schließe, daß die Frau von Créquy die Diebin des heiligen Kreuzes sey? — „O das ist ganz gewiß, erwiderte er. Sie war in einem sechsspännigen Wagen angekommen, der ein rothes Kutschendach hatte; ihre Domestiken trugen Gelb mit rothen Borten, und es waren noch zwei andere Lakaien aus Paris hier, die uns sagten, es sey die Frau von Créquy gewesen. Sie war wenigstens noch einmal so groß, als Sie beide zusammen." — „Sie werden sehen, sagte mir die Gräfin leise und mit Bestürzung im Gesicht, es war die Marschallin von N(oailles), die Unglückliche hat es nie anders gemacht!" —

In der That erinnerte ich mich, daß man die Marschallin N....... mehrerer dergleichen Uebergriffe bezüchtigte, und namentlich gab man ihr Schuld, ein Stück von dem Arme des seligen Johannes von Chantal weggemauset zu haben, wie das Volk sich ausdrücken würde. Sie hatte diese Reliquie den Schwestern der Heimsuchung Mariä entfremdet, die nicht mehr zur Wiedererstattung gelangen konnten; man erfuhr in der Folge, die **Unglückliche** habe das heilige Gebein dazu verwendet, ihrem Sohne dem Herzoge von A.... der an den Rötheln danieder lag, zur Genesung zu verhelfen; zu diesem Zwecke war die Reliquie in einen Arzneitrank gerührt worden, nachdem die Marschallin sie zuvor unter ihren Augen in einem Mörser hatte zerstoßen lassen. Man wollte sogar wissen, die Reliquie sey nicht einmal mit so viel Ehrerbietung behandelt, und noch zu was Anderm als einem Trank verwendet worden. Wie dem auch sey, unsere Farben und unsere Auszeichnungen *) waren dieselben, und ein weniger gelehrter Kutscher als Herr Girard konnte uns wohl mit einander verwechseln. Einige Zeit nachher erfuhr man wirklich, daß der Kirchendiebstahl zu Nanterre von der Marschallin von N....... begangen worden war, die um jeden Preis eine **gestohlene** Reliquie im Besitze haben wollte, um, ich weiß nicht was für einer abergläubischen Grille zu genügen, oder sie nach einem närrischen Einfalle des Augenblickes zu irgend einem mystischen Gebrauche zu verwenden. Der Erzbischof schickte seinen Syndikus in das Hotel der Marschallin; allein sie antwortete, sie habe ihre Gründe, weßhalb sie eine **gestohlene** Reliquie haben müsse, und sie habe die Verantwortlichkeit eines solchen Vergehens lieber selbst auf sich nehmen, als Jemand in Gefahr bringen wollen, der Strafe des Kirchenraubes zu verfallen. Auf diese Erklärung hin untersagten ihr der Erzbischof von Paris und der Bischof von Chartres

*) Die Auszeichnungen oder Honneurs du Louvre bestanden aus einem Kutschenhimmel von karmoisinrothem Sammt, aus einem Baldachin (Dais), den man sich in einem Zimmer seiner Appartements errichten durfte, im hermelingefütterten Mantel über das Wappen ausgebreitet u. s. w.

den Genuß des heiligen Abendmahles, was allgemeinen Unwillen erregte, weil sie die wahre Ursache ihres Verfahrens nicht kund machen wollten. Ohne daran zu denken, sah ich mich in diesem Prozeß als Zeuge beigezogen, und ich erschien auf eine bischöfliche Verladung unter Auferlegung des Beichtgeheimnisses mit Frau von Marsan vor dem Officialat des erzbischöflichen Sprengels. Nie sah ich ein Schauspiel von so großartiger Feierlichkeit als diese geheimnißvolle Verhandlung vor einem geistlichen Tribunale. Die Eltern der Marschallin waren unzufrieden über die ergangene Entscheidung, und vorzüglich über das Verbot des Abendmahlgenusses; allein hätten sie die wahre Ursache davon gekannt, so würden sie unfehlbar diesen beiden Prälaten für ihre eines Seelenhirten würdige Schonung und liebevolle Sorgfalt dankbar gewesen seyn. Beide stellten der Mißbilligung des Hofes und dem Geschrei des Philosophismus nichts als Schweigen und eine engelsgleiche Geduld entgegen.

Wer nicht auf vertrautem Fuße mit der Marschallin von N........ lebte, konnte sich nie beifallen lassen, daß sie eine so ausgemachte Närrin, als je eine war, und mit der heiligen Jungfrau und den Patriarchen einen Briefwechsel unterhielt. Sie legte ihre Briefe gewöhnlich in einem Taubenschlage des Hotels N........ ab, und da sie immer dort richtig eine Antwort fand, so glaubte man, es sey ihr Almosenier gewesen, der sie schrieb. Es war Dieß der berüchtigte Abbé Grisel. Manchmal war die Frau Marschallin etwas ungehalten über den Ton der Vertraulichkeit, die sich die Jungfrau Maria gegen sie herausnahm. „Ma chère Marechale" — sagte sie mit einem sauersüßen Gesichte. „Man muß gestehen, es ist etwas familiär von Seite einer kleinen Bürgersfrau von Nazareth; allein man darf es mit der Mutter unseres Erlösers nicht zu genau nehmen," setzte sie hinzu, indem sie das Haupt verneigte, wie man in der Predigt zu thun pflegt, wenn der Prediger den Namen Jesus ausspricht. „Uebrigens, fuhr sie fort, war der Gemahl der heiligen Jungfrau von dem königlichen Stamme Davids. Ich habe immer gedacht, sagte sie zur Herzogin von Lesparre, daß der heilige Joseph ein Abkömmling der jüngern Linie war, die durch Unglück oder Unrecht zu einem so niedrigen Stande herabgekommen seyn mochte." In ihren mystisch verrückten Faseleien war oft die Rede von dem Herrn Abbé Jesus Christus, der sich höchst andächtig mit Mademoiselle von Kapernaum unterredete, oder der Frau Marquisin von Samaria erbauliche Vorlesungen hielt.

Die Marschallin von N........ war stets nach abergläubischen und unsinnigen Ideen auf der Jagd, die bei ihr in Saft und Blut übergingen und dann praktische Anwendung fanden. So hatte sie entdeckt, oder glaubte entdeckt zu haben, daß sich unter ihren Ahnen Einer aus jenem großen Hause der Loups de Gascogne befand, von dem schon so viele Strohjunker ihre Abkunft hergeleitet wissen wollten, mit dem M...... von Fezenzac angefangen. Von der Richtigkeit ihrer genealogischen Entdeckung vollkommen überzeugt, bildete sich die Marschallin eben so zuversichtlich ein, daß die Fee Melusine jedesmal am Fuß ihres Bettes erscheine, so oft ein Nachkomme der erwähnten Melusine und ihres Gemahles des Grafen Gottfried mit dem großen Zahne sterben müsse. Merkwürdig bei dieser Narrheit aber ist, daß die Marschallin N....... den Tod von vierzig oder fünfzig Personen genau voraussagte, was ihr, wie sie sagte, mittelst jener Erscheinung möglich wurde. Man mag sich Dieß erklären, wie man will, die Thatsache bleibt jederzeit richtig.

In Folge ihrer Verwandtschaft mit den Herren de Levis, die jedoch mit der Jungfrau Maria nur durch die Heirath, die sie mit dem heiligen Joseph einzugehen die Ehre hatte, verwandt waren, wie die Frau Marschallin zu bemerken nicht unterließ, begab sie sich eines Abends in die Menagerie von Versailles und ließ sich hier den Käfig der Löwen öffnen. Die Bestien wurden ganz verblüfft, als sie ein gewaltig großes Weib, mit einem gewaltig großen Schleppkleid über einen gewaltig großen Reifrock vor sich sahen. Vielleicht sagte ihnen ihr Instinkt, daß sie wenig davon haben würden, wenn sie eine alte dürre Frau in Stücke zerrissen, die mit fünf und zwanzig oder dreißig Ellen starken, über Reife und saft- und kraftlose Wattirung ausgespannten Seidenstoffes gepanzert war; kurz so viel ist gewiß, daß die Löwen, als sie sie erblickten, zu gähnen anfingen, und sie aus dem Käfig hinausgehen ließen, wie sie hereingekommen war. Der Bischof des Sprengels der Menagerie und der Marschallin, Herr von Chartres, wollte ihr daraus eine Gewissenssache machen, indem er ihr vorstellte, sie habe Gott versucht! Allein da kam er gut an; denn sie erwiderte ihm, er müsse seine Bibel wenig gelesen oder einen sehr schwachen Glauben haben, wenn er nicht wisse, daß geschrieben stehe: „Die Löwen vermöchten nichts gegen den Stamm der Levis." Schwerlich würde man die Herzogin von Ventadour oder die Marschallin von Mirepoix *) haben bewegen können, auf dieses biblische Vorrecht hin die Zähne der Löwen auf die Probe zu stellen!

Die Aebtissin der Abbay-aux-Bois, eine Frau von Geist, hatte gleichfalls eine sehr ergötzliche Geschichte mit der Marschallin N........; sie hatte gehört, daß diese häufig in die Kirche ihres Klosters komme, hier an ein Bild der heiligen Jungfrau Reden ohne Ende halte und zuweilen mit ihr sogar zu zanken scheine. Eines Tages kam sie an den Altar der heiligen Maria, und machte ihr Verbeugungen aller Art, ganz wie sie in der besten Gesellschaft üblich sind. Das Gebet dieses Tages hatte zum Gegenstand, für den Herrn Marschall von N........, den Gemahl der Bittstellerin, eine Summe von 1,800,000 Fr. zu erhalten, die er eben nöthig hatte; ferner wurde unsere liebe Frau um den Hosenbandorden angegangen, wonach dem Herrn Marschall ungemein verlangte, weil Dieß die einzige Auszeichnung, die seinem Hause noch nicht zu Theil geworden war, endlich um das Diplom eines Fürsten des heiligen römischen Reiches, weil der fürstliche Rang allein in der Familie noch nicht erblich war. Da ließ sich plötzlich eine feine, flötenweiche Stimme hören, welche sagte: „Madame Marschallin, Sie werden die 1,800,000 Fr., die Sie für Ihren Gemahl verlangen, nicht erhalten; er hat schon 100,000 Thaler Einkünfte, und das ist hinlänglich genug! Er ist schon Herzog und Pair und Grande von Spanien und Marschall von Frankreich; er hat schon den Orden des heiligen Geistes und des goldenen Vließes; Ihre Familie ist mit Gunstbezeigungen des Hofes überhäuft; wenn Sie damit nicht zufrieden sind, so ist es nicht mehr möglich, Sie zufrieden zu stellen! Ich rathe Ihnen, verzichten Sie darauf eine Fürstin des heiligen römischen Reiches zu werden, und seyen Sie überzeugt, daß Ihr Gemahl den Hosenbandorden nicht erhalten wird!"

Die verrückte Marschallin fand diese Antwort keineswegs überraschend, und kam darüber nicht im Mindesten aus der Fassung. Sie bildete sich sogleich ein, das Jesukind habe ihr geantwortet, dem sie denn auch entgegenrief: „Schweig, kleiner Dummkopf, und lasse Deine Mutter reden." Nun hörte man ein schallendes Gelächter — es war der kleine Chabrillan, eine Art Eulenspiegel, der sich hinter dem Altare versteckt hatte. **)

Noch einer der wunderlichsten Einfälle der Marschallin bestand darin, alle ihre Kinder auf einem und demselben Bilde von Boucher als Amoretten (ganz nackt, wie sich von selbst versteht) malen zu lassen, und zwar mit Augenbinden, Fackeln, Köchern, Flügeln, kurz mit der ganzen mythologischen Ausrüstung und ihren erotischen Beigaben. Allein da es nicht wohl schicklich gewesen wäre, die Kinder des Hauses N........ als gemeine Gottheiten oder bürgerliche Kupidos darzustellen, hatte man ihnen zwischen Haut und Fleisch das Malteserkreuz auf die Brust gemalt, um anzudeuten, daß sie geborne Großkreuze dieses Ordens seyen. Auf der Randleiste einer Architektur im Hintergrunde war mit großen Buchstaben zu lesen: Die Mutter aller dieser Amors sey eine Venus und die letzte aus dem Hause D'Arpajon. Unter diesen Malteser-großkreuzamoretten war auch einer, der an der Spitze seines Pfeiles einen Bandstreifen trug, worauf die Anfangsbuchstaben der Ordensdevise F. E. R. T. — Fortitudo Ejus Rhodum Tenuit — (Seine Tapferkeit rettete Rhodus) standen. Ich glaube nicht, daß je eine widersinnigere Zusammenstellung erfunden wurde, und alle Noailles hielten sich vor Lachen darüber die Seite; denn wohl zu merken, die Noailles waren lauter Menschen von Geist und Geschmack, mit Ausnahme des P... von P...., der nie, weder Eines noch das Andere besaß.

---

*) Charlotte de La Motte-Houdancourt, Wittwe des Louis von Lévis, Herzogs von Ventadour und Gouvernante Ludwigs XV — eine Frau, die vor allen Thieren einen idiosynkratischen Schrecken hatte. — Gaston de Lévis, Erbmarschall de la Foi, Marquis von Mirepoix, starb 1757. Frau von Créquy sagt von ihm, er habe keinen andern Werth gehabt, als den seiner schönen Kleider, und keine andere Bravour als die einer furchtbaren Freßbegierde.

**) Heinrich de Moreton, Vicomte de Chabrillan, erster Page der Königin; er war Neffe der Priorin des Klosters, woraus sich seine Bekanntschaft in demselben erklärt.

A. d. B.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 192. 11 Julius 1833.

Englisches Leben in Indien.

4. Allahabad.

(Fortsetzung.)

Das felsige Bette des Dschemna öffnet dem Geologen ein Feld für Untersuchungen, wie er es in dem angeschwemmten Schlammboden des Ganges nicht finden würde. Unter werthlosen Kieseln findet man dort gelegentlich merkwürdige Stücke von Karneol und selbst noch kostbarere Steine. Das gegenüberliegende Gebiet von Bendelkand ist wegen seiner Diamanten berühmt, die an Werth und Feuer denen aus den Minen von Golkonda nicht nachstehen. Alle Diamanten, die unter einem bestimmten Gewichte sind, gehören dem Finder; die größeren aber müssen dem Radschah von Punna eingeliefert werden, der jedoch gehalten ist, eine gewisse Belohnung dafür zu geben, im Fall er sein Recht des Vorkaufes geltend machen will. Die Art, wie die Eingebornen bei der Sammlung von Diamanten zu Werke gehen, ist sehr unkostspielig und einfach. Einige Arbeiter säubern einen angemessenen Raum eines felsigen Bodens, wo man Diamanten vermuthet, von Gras und Gesträuch, füllen dann Körbe mit Erde und sichten diese mit den Händen, wodurch sie die Diamanten, die auch in ungeschliffenem Zustande sehr glänzend sind, ganz leicht herausfinden. Ein englischer Offizier, der die Diamantengräberei in einem großen Maßstabe betreiben wollte, ließ hierzu eine Dampfmaschine und andere künstliche Vorrichtungen anlegen, die ihn auf mehr als 50,000 Rupien zu stehen kamen. Allein der Wechsel des Aufenthaltes, der mit seinem Stande verbunden ist, nöthigte ihn die Gegend zu verlassen, bevor sein Versuch noch völlig zur Ausführung gekommen war. Einige behaupteten, er habe einen großen Geldverlust erlitten, Andere jedoch wollten wissen, daß seine Auslagen bereits wieder gedeckt waren, als er gezwungen war, die Arbeit einzustellen. Von den Diamanten von Bendelkand gehen viele nach Calcutta in die Hände der europäischen und indischen Juweliere, erstere dingen Diamantensucher um hohen Lohn; es sind lauter Eingeborne, die mit dem Anzeichen der verborgenen Schätze besser bekannt sind als Fremde, und sich stets bemühen, die Aufmerksamkeit von den reichsten Diamantlagern abzulenken.

Ein anderer englischer Offizier war indeß doch in seinen Nachsuchungen glücklich und es war ihm in kurzer Zeit gelungen, vierzig Diamanten von verschiedener Größe zu finden. Als er mit seinem Schatze durch einen Wald ritt, erblickte er einen Mann, der im sogenannten Dhurna, unter einem Baume saß, fast ganz nackt, mit Asche bedeckt und in der Stellung eines Leidtragenden, wie es jene Hindus zu machen pflegen, die sich in ihren Rechten unbillig gekränkt glauben, und auf das Gewissen ihrer Beeinträchtiger dadurch zu wirken suchen, daß sie so lange keine Nahrung zu sich nehmen und allen Unbilden des Wetters trotzen, bis der Tod ihrem unglücklichen Daseyn ein Ende macht, oder sie zufriedengestellt werden. Der Volksglaube behauptet, daß das Blut eines Menschen, der unter einer solchen selbst auferlegten Peinigung stirbt, auf das Haupt dessen zurückfällt, der ihn zu einem so verzweifelten Schritte gebracht hat. Der Geist des Verstorbenen, sagt man, dürfe zur Erde zurückkehren und seinen hartherzigen Feind bis in den Tod verfolgen. Viele Hindus haben die feste Ueberzeugung, daß sie eine ungeheure Frevelthat begehen, wenn Jemand auf ihre Veranlassung zu jenem schrecklichen Mittel greife, und würden, wenn ein solcher fastend vor ihrer Thüre im Dhurna säße, nicht wagen einen Bissen Speise anzurühren. Solche Gewissensbedenklichkeiten kommen natürlich dem Kläger gut zu statten, der an der Hungerspein seines Gegners eine treffliche Fürsprecherin gewinnt. Als der oben erwähnte Offizier dem leidtragenden Hindu ins Gesicht sah, erkannte er, in so fern es bei dem Schmutz von Staub und Asche möglich war, einen Mann, der früher in seinen Diensten gestanden. Auf die Frage, was ihn in eine so kummervolle Lage gebracht habe, erfuhr er, daß dem armen Hindu von dem Radschah des Bezirkes eine große Ungerechtigkeit zugefügt worden, indem derselbe ihm einen Diamanten, den er so glücklich war zu finden, genommen hatte, ohne ihm den gesetzlich dafür ausgesprochenen Preis zu geben. Der Offizier fühlte Mitleid mit dem armen Menschen, und da er sehr daran zweifelte, daß der Diamantfinder auf dem eingeschlagenen Wege sein Ziel erreichen würde, so versprach er ihm, sich für seine Sache zu verwenden, und gab ihm die Weisung, ihn Abends in seinem Zelte zu besuchen. Diese tröstlichen Zusicherungen richteten den gebeugten Mann wieder auf, und wirklich gelang es auch dem Offizier durch kräftige Verwendung den Radschah zur gesetzmäßigen Entschädigung von fünftausend Rupien zu zwingen. Der arme Hindu war außer sich vor Freude über seinen Reichthum,

und erschien an der Zeltthüre des Engländers statt in seinen alten Lumpen, in einem ganz neuen Festanzuge und mit freudestrahlendem Gesichte. Nachdem er tausend Salams gesagt und eine Rede gehalten hatte, in der er, nach der bilderreichen Sprache des Morgenlandes, den Offizier seinen Vater und seine Mutter, den Gesandten des Allmächtigen, der auf die Erde herabgekommen sey, um Wohlthaten über die Welt zu verbreiten u. s. w., nannte, entfernte er sich, um in seinem Dorfe des schwer errungenen Glückes zu genießen.

Ueberhaupt nehmen die Eingebornen von Hindustan, die ein sehr warmes Gefühl und einen unbezwinglichen Geist der Unabhängigkeit besitzen, nicht leicht gutwillig eine erlittene Kränkung hin. Sie machen oft die erstaunlichsten Anstrengungen, um zu ihrem Rechte zu gelangen und lassen nicht eher nach, als bis sie das letzte Mittel erschöpft haben. Man muß über ihre Beharrlichkeit und Ausdauer erstaunen, wenn sie einmal überzeugt sind, daß ihnen Unrecht geschehen ist, und weder Rang noch Macht ihres Gegners schreckt sie ab, Gerechtigkeit gegen ihn zu suchen, wo sie nur immer können. Diener z. B., die sich mißhandelt glauben und kein rechtes Vertrauen haben, daß ihnen von dem Beamten der kleinen Station, weil er auf gutem Fuß mit ihrem Herrn lebt, das gehörige Recht werden möchte, verlassen ihren Dienst und wandern hundert Meilen weit, um bei der obersten Behörde des Bezirkes ihre Klage anzubringen. Ein Subahdar, der zu einem Regiment eingeborner Reiterei gehörte und ungerechter Weise aus dem Dienst entfernt worden war, klagte Anfangs bei dem Gouvernement von Indien, das gegen ihn entschied, was ihn aber nicht entmuthigte, sondern vielmehr bestimmte, auf einem englischen Schiffe nach England zu gehen und bei dem Gerichtshofe der Direktoren seine Klage anzubringen. Hier fand er Gehör, seine Beschwerde schien gegründet, und er kehrte mit einem Befehle an die Regierung in Indien zurück, seine Sache von Neuem zu untersuchen. Das Konseil von Calcutta weigerte sich, es zu thun und der Subahdar kehrte noch einmal nach England zurück, und brachte seine Beschwerde vor die Direktoren, die einen gemessenen Befehl nach Indien ergehen ließen, dem Kläger Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auf diese nachdrückliche Weisung erkannte die Regierung in Indien ihm einen monatlichen Ruhegehalt von zehn Rupien zu; allein der tapfere Subahdar wies mit Unwillen eine so armselige Genugthuung für die erlittene Kränkung zurück und aufgebracht, daß sein Wunsch wieder im Regimente einzutreten, so wenig beachtet worden war, nahm er Dienst bei dem König von Aud. Es war ein verständiger und beobachtender Mann und die Erzählung Dessen, was er bei seinem zweimaligen Besuche in England gesehen und gehört hatte, war ungemein unterhaltend. Er hatte sich einige europäische Kleidungsstücke beigelegt, und trug Schuhe und Strümpfe von englischer Arbeit und eine Halsbinde. Während er seine Angelegenheit in England betrieb, machte er in der Zwischenzeit zwei lange Reisen, die eine nach Cornwallis, um die Kinder eines englischen Offiziers von seinem Regimente zu besuchen, die dort in einer Erziehungsanstalt waren, die andere nach Durham, um einen im Ruhestand lebenden Kapitän seines Regimentes zu besuchen. Beide Reisen unternahm er bloß in einem Gefühl von Anhänglichkeit an Personen, die sich ihm früher gütig erwiesen hatten. Dieß ein Beispiel aus vielen, um den Vorwurf von Herzlosigkeit zu widerlegen, der den Eingebornen Indiens von Menschen gemacht zu werden pflegt, die sich nie um ihren guten Willen beworben haben.

(Schluß folgt.)

Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Mißvergnügens in England.

(Fortsetzung.)

Es ist außer allem Zweifel, daß die Parlamentsakte vom Jahre 1796, welche die Baarzahlungen der Bank suspendirte, die Umlaufsmittel des Landes der Masse nach bedeutend vermehrte, dem Werthe nach aber herabdrückte. Es ist unwesentlich, diese Entwerthung genau zu ermitteln, man kann aber mit gutem Grunde annehmen, daß sie nicht weniger als 50 Prct. betrug. In diesem entwertheten Umlaufsmittel wurden Anlehen abgeschlossen, um die Lasten eines Kriegs zu tragen, dessen Aufwand und Dauer gleich beispiellos waren; während seiner 22jährigen Dauer wurde die Nationalschuld um mehr als 500 Millionen Pf. vermehrt, und stieg vor Ende desselben im Jahre 1815 auf die ungeheure Summe von nahe an 800 Millionen. Während dieser langen Periode kam die Metallwährung gänzlich außer Gebrauch, die Verpflichtungen der Privaten hielten mit der Größe der Staatsverbindlichkeiten gleichen Schritt, Pachtzinse wurden übernommen, Schulden kontrahirt, Annuitäten bewilligt, kurz alle die zahlreichen Uebereinkünfte zu bestimmten Geldzahlungen abgeschlossen, die eine Folge eines äußerst künstlichen Gesellschaftszustandes sind, und alle Geldverhältnisse wurden auf diese verschlechterte Währung basirt. Durch die Annahme der Akte, welche diese Entwerthung hervorbrachte, wurde allerdings an jedem Gläubiger in der Nation ein Betrug begangen, so grob, als ob die Münze des Königreichs verschlechtert worden wäre, und von dem Nationalstandpunkte aus betrachtet, hätte eine völlige Einstellung aller Zahlungen der Bank im Jahre 1796 minder schlimme Folgen gehabt, als die bloße Einstellung der Baarzahlungen, die man verfügte, um eine solche Katastrophe zu vermeiden. Dieß ist aber hier nicht die Frage; klug oder unklug, das Parlament hatte sich einmal für das letztere System entschieden, und alle die tausendfachen Verpflichtungen, welche Tag für Tag von Menschen eingegangen worden, hatten sich danach gerichtet. Es war unvermeidlich, die Preise mußten steigen, und mit den Nominalpreisen stieg auch das Nominaleinkommen bei allen Theilen der Staatsgesellschaft. Die Taxen, obgleich dem Betrage nach ungeheuer, lasteten vergleichungsweise nicht schwer, denn ihre Last muß stets nicht an und für sich, sondern im Verhältniß zu der Kraft sie zu tragen, betrachtet werden. Die Leute wurden reich und wußten nicht wie. Zudem gab die Suspension des Handels anderer Nationen unserem eigenen einen neuen Schwung. Der Krieg selbst, dessen Schrecken man nur aus der Ferne sah, wurde kaum mehr als eine Geisel betrachtet, er erschien sogar nicht als eine Verminderung der Nationalhülfsmittel,

was unvermeidlich gewesen wäre, wenn man die jährlichen Ausgaben durch Taxen hätte decken wollen, sondern er wurde durch den sinnreichen Plan, die Industrie der kommenden Generationen für die Rückzahlung der Anlehen zu verpfänden, zu einem bloßen Mittel Einzelne und ganze Klassen zu bereichern, in deren Händen die Schuldscheine sich häuften, deren Tilgung man spätern Generationen überließ. Vor Allem aber verleitete diese gezwungene Einführung eines an sich werthlosen Umlaufsmittels nicht nur zu einer unsinnigen Verschwendung durch die Leichtigkeit, sich die Mittel dazu zu verschaffen, sondern sie stieß auch den relativen Werth des Geldes und der Waaren um, indem sie die letztern auf eine Höhe hinauftrieb, die nur so lange zu erhalten war, als die gezwungene unmäßige Cirkulation dauerte. Jahr um Jahr dauerte sie indeß fort, und da die Nation Millionen entlehnte, und Annuitäten dagegen ausgab, die nur einlösbar waren, gegen eine Summe, die häufig das Doppelte des empfangenen Anlehens betrug, so folgten die Einzelnen diesem Beispiel, und alle gegenseitigen Verbindlichkeiten der Staatsbürger richteten sich nach dem bestehenden Geldsysteme. Daß bei einem erneuerten Verkehr mit der übrigen Welt ein solches System mit Vortheil oder auch nur ohne Gefahr hätte fortgesetzt werden können, bin ich weit entfernt zu behaupten oder zu glauben; doch so fehlerhaft dasselbe in seinem Ursprung und in seiner Tendenz war, das übereilte Aufgeben desselben brachte unermeßlich mehr Uebels hervor, als die erste Annahme. Diese letztere erzeugte einen illusorischen Reichthum, das erstere führte zu wirklicher Armuth. Auf die Rückkehr des Friedens folgte die Konkurrenz anderer Nationen im Welthandel und die Zerstörung des Monopols mit mannichfachen Manufakturwaaren und Kolonialprodukten, das England lange genossen hatte. Durch alle Mittel und auf jede Gefahr seinen auswärtigen Handel zu behalten: das war der leitende Zweck der Politik britischer Staatsmänner; in böser Stunde faßte man die falsche Idee auf, das Phantom könne durch niedere Preise erreicht werden, und in völliger Unkenntniß oder Nichtachtung des Unheils, das auf die übereilte Annahme einer solchen Maßregel folgen mußte, wurde eine Rückkehr zu den Baarzahlungen nach der alten Währung beschlossen, und ein beträchtlicher Theil des umlaufenden Papiers mit einemmale vernichtet.

Zugleich mit dieser gezwungenen Verminderung der Umlaufsmittel in Folge der Wiederaufnahme der Baarzahlungen und des Verbots der Einpfundnoten, wirkte eine andere Ursache im Stillen fort, um den Druck dieser Verminderung zu erschweren. Dieß war die schon seit einer Reihe von Jahren fortdauernde Abnahme der kostbaren Metalle, die nach den Untersuchungen des Herrn Jacob in den 20 Jahren von 1809 bis 1829 in Europa und Amerika nicht weniger als ein Sechstheil betrug; da nun in derselben Zeit die Bevölkerung Großbritanniens beinahe um ein Drittheil stieg, die Einfuhr aller bedeutenden Konsumtionsartikel auf eine fast unglaubliche Weise zunahm, und also eine verhältnißmäßige Vermehrung aller Umlaufsmittel forderte, so läßt sich leicht denken, wie stark die Wirkung dieser vereinten Ursachen seyn mußte. Sie war in der That schrecklich, die Preise der Waaren, der Zinsfuß, der Handelsgewinn, der Arbeitslohn, Alles fiel. Nur die Taxen zur Abtragung der Interessen der Nationalschuld, Pachtzinse, Pfandschulden, Annuitäten, kurz alle Verbindlichkeiten zu bestimmten Geldleistungen blieben unverändert. Mißvergnügen ist fast stets der Begleiter allgemeiner Noth, selbst wenn diese Noth das Resultat unvermeidlicher Ursachen ist; wenn sie aber größtentheils der Unfähigkeit oder Ungerechtigkeit zugeschrieben werden kann, dann ist es nicht zu verwundern, wenn das Volk, auf dessen Schultern die Wirkungen solcher falschen Maßregeln fallen, murrt, und eifrig nach den Mitteln strebt, eine gesetzgebende Versammlung zusammenzubringen, die mit ihren Interessen und Gefühlen mehr übereinstimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Zug über den Eschak-Meidan (das Eselsfeld).

Die nordische Biene theilt nachstehendes Bruchstück aus einer noch ungedruckten Reisebeschreibung mit, deren Verfasser sich sowohl vor, als nach dem im Jahre 1828 abgeschlossenen Frieden zu Turkmantschai an der persischen Gränze in Dienstgeschäften befand. Von Uiswassu bis Kerwan-Serai geht der Weg größtentheils über Thalschluchten, und wird an einigen Stellen an dem Fuße Ajoftapha durchschnitten. Vor uns sahen wir auf dem ganzen Wege die Schneeberge, welche Grusien von der Provinz Eriwan trennen, und unaufhörlich erinnerten sie uns an den mühseligen Weg, der uns am folgenden Tage bevorstand. Vor Kerwan-Serai sah ich zum erstenmale seit meiner Ankunft in Grusien eine Fichte, und dachte an Rußland. An dem Dorfe lägerte eine Karawane von Kamelen, die in wunderbarer Ordnung um ein auf dem Boden angezündetes Feuer lagen. Nicht weit davon sind die Trümmer der eigentlichen Karawanserais, wovon wahrscheinlich auch das Dorf seinen Namen erhielt. Der Ort, der an den Seiten mit Mauern umgeben war, und über den beiden Thoren Thürme hatte, war im Kriege zusammengeschossen worden. Wir übernachteten in Kerwan-Serai, und kamen am andern Tage nach dem 50 Werste entfernten Delischan. Der sehr mühsame Weg führt an Bergen längs dem linken Ufer des Agostapha-Flusses hin. Delischan hatte angefangen sich zu bevölkern, beim Ausbruche des persischen Krieges aber entfernten sich die Einwohner nach ihren alten Wohnplätzen. Jetzt stehen Wachen dort, um Niemand aus der Provinz Eriwan herüber zu lassen, wo gegenwärtig an vielen Orten sich die Pest gezeigt hat. Am folgenden Tage machten wir uns mit Tagesanbruch auf nach dem furchtbaren Wege durch die Felsenschluchten Delischan. Zehn Werste von diesem Orte hörte der Wald auf, und sogleich zeigten sich die schneebedeckten Gipfel einiger Berge, über welche wir hinziehen mußten. Wir hatten auf dem ganzen Wege eine Marter nach der andern; Anfangs war der Weg so schmal, daß wir uns nur einer hinter dem andern darauf fortwinden konnten, zudem hatte der Wind dürres Holz abgerissen und den Weg damit bedeckt; der so grundlos war, daß unsere Pferde oft bis an die Brust einsanken; endlich ging der Wald aus, und nun verlor sich der Weg ganz, weil ihn der Wind mit Schnee zugedeckt hatte. Hier fühlten wir, wie mühselig eine Bergreise in dem transkaukasischen Gränzlande sey: wir ritten vor dem Gepäcke her und mußten selbst den Weg aufsuchen, täuschten uns aber mit jedem Schritte. Als wir einige höhere Punkte erblickten, hofften wir daselbst minder tiefen Schnee zu finden, und lenkten unsere Pferde dahin, wir fanden uns aber in unserer Hoffnung jeden Augenblick getäuscht; denn statt festen Boden zu treffen, fielen wir in schneebedeckte Schluchten, unsere Pferde sanken ein und stürzten vor Ermattung zusammen, so daß wir endlich absteigen und im tiefen Schnee frierend dastehen und abwarten mußten, bis sie sich erholt hatten. Auf diese Weise zogen wir, oder vielmehr schleppten wir uns ungefähr fünf Werste weit fort. Zu unserem Troste erblickten wir endlich auf einem entfernten Schneeberge drei schwarze Punkte, die sich bewegten; wir lebten wieder auf, und nach kurzer Zeit konnten wir drei Schildwachen unterscheiden, die nach Delischan gingen. Unser Weg wurde zwar von Stunde zu Stunde mühseliger, denn Jeder mußte den Berg hinaufsteigen und mit dem schneidenden Winde kämpfen, dafür aber erfuhren wir wenigstens von den Schildwachen, die uns begegnet waren, wohin wir

zu geben hatten, und die Fußtritte ihrer drei Pferde zeigten uns einigermaßen den Weg. Auf diesem hielten wir uns bis an den hohen Berg Bulukischal. Der heftige Wind entriß uns beinahe Mützen und Mantel, dennoch blieb ich, so sehr mich auch der Weg ermüdet hatte, auf der Höhe des Berges eine Zeit lang stehen und betrachtete die Umgegend, sah aber nur zwei Farben, den blauen Himmel über uns und den schneebedeckten Boden zu unsern Füßen, auf dem auch nicht ein lebendes Wesen sich zeigte. Von dem Bulukischal gingen wir eine kleine Schlucht hinab, nach dem sogenannten Eselsfelde. Im Sommer, wenn der Schnee schmilzt, findet man nämlich dort nicht selten die Leichname von Eseln, welche durch die Schneegestöber im Winter verschüttet wurden. Dieß ist eine kleine Hochebene, die von allen Seiten mit schroffen Bergspitzen umgeben ist. Den Sommer über halten sich daselbst einige Einwohner von Kasan und der dortigen Kommission auf, im Winter aber ist es ein abscheulicher Ort. Morgens kann man oft noch vor Koth auf dem Wege nicht fortkommen, und Abends ist Alles mit Schnee so bedeckt, daß man keinen Weg mehr findet. Mein Pferd fiel bei jedem Schritte, schon glaubte ich, ich müsse hier übernachten, denn zu Fuße fortzukommen, war keine Möglichkeit; der Schnee war so tief, daß ich nach wenigen Schritten schon vor Erschöpfung neben meinem Pferde niederfiel.

Von Eschak-Meidan an ist der Weg etwas erträglicher, nur an einem Orte ist er mühsam, denn er führt an einem Absturze hin, wo ich, wenn mein Pferd nur einen geringen Fehltritt that, mit ihm in den schneebedeckten Abgrund hinabflog. Endlich gegen Abend erreichten wir mit großer Mühe das erste eriwanische Dorf Randamal. Die Einwohner sind Armenier, die im vergangenen Jahre (1831) aus der Provinz Choi herunterzogen; hier sieht man mancherlei Trachten, persische, türkische und armenische. Der Melik (so viel als Ortsvorsteher) nahm uns bei sich auf; er war ein ehrwürdiger verständiger Mann von angenehmem Aeußern. Obgleich unser Zimmer auf der rechten Seite an den Pferdestall stieß, so kam es mir doch nach dem Wege, den ich zurückgelegt hatte, wie ein Paradies vor. Abends füllte sich unsere Wohnung mit Menschen; Anfangs glaubte ich, sie kämen alle aus Neugier, um uns Neuangekommene anzugaffen, ich merkte aber bald, daß Dieß hier Sitte sey; jeden Abend versammelte man sich bei dem Melik und hörte dessen Unterredungen mit den angesehenern Leuten des Dorfes zu. Unter diesen Letztern sah ich zum erstenmale einen Mugdussi, d. h. einen Armenier, der die Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hatte.*) Auf seinen Händen waren verschiedene Figuren mit einem scharfen Farbestoffe eingeätzt, z. B. in der rechten auf dem untern Theile der flachen Hand das heilige Grab, über demselben Blumen in Form von Franzen, zur Seite Lichter auf hohen Gestellen, und unten eine Reihe Kronleuchter.

Aus Mattigkeit fiel ich wie todt nieder und schlief bis 12 Uhr Nachts. Wir waren nur zu drei angekommen; bei dem Gepäcke, das zurückgeblieben war, befand sich der Dolmetscher meines Reisegefährten, und unsere zwei Bitscho (Bedienten aus Grusien). Um 1 Uhr kamen die Führer zu uns und sagten, man habe meinen Reisekoffer auf dem halben Wege liegen lassen und unsere Leute mit dem übrigen Gepäcke seyen die Nacht über auf dem Eschak-Meidan geblieben, denn die Pferde hätten die Füße nicht mehr rühren können. Ich miethete in dem Dorfe frische Pferde und sandte sogleich meinen Dolmetscher ihnen zur Hülfe. Mit Tagesanbruch kam er bei ihnen an, und fand sie in der kläglichsten Lage; um sich nur etwas zu erwärmen, hatte sich einer fest an den andern hingelegt, und sie hatten aus Furcht zu erfrieren, die ganze Nacht ohne Schlaf zugebracht. Sie sagten, als sie die Stimme meines Dolmetschers gehört, hätten sie ihn für einen Engel vom Himmel gehalten. Als die frischen Pferde gepackt waren, machten sie sich auf den Weg und trafen schon um 8 Uhr Morgens in Randamal ein. Der Dolmetscher mußte, um meine Koffer zu holen, noch fünf Werste über den Eschak-Meidan hinausgehen. Dieß ereignet sich indeß im Winter nicht selten: die Kaufleute werfen ihre Waaren auf die Straße hin, arbeiten sich durch bis zum nächsten Dorfe, kehren mit frischen Pferden zurück, und finden stets noch ihre Waaren unversehrt an Ort und Stelle, so wenig Reisende ziehen diesen Weg. Jetzt besonders, seit Ausbruch der Pest, wird er nur von einer oder zwei Karawanen in der Woche betreten.

*) So ist das Wort im Russischen geschrieben, es kommt offenbar von dem Worte Makdis her, welches im Arabischen immer heiliger Ort, namentlich aber die Stadt Jerusalem bedeutet, die wie Mekka und Medina auch zu den heiligen Städten gerechnet wird. A. d. R.

Merkwürdiger Fall von Aushungerung.

Ein englisches Journal der Arzneikunde theilt folgenden merkwürdigen Fall von Aushungerung mit: „Ein junger Mensch von melancholischer Gemüthsart und mit einer angebornen Neigung zur Wissenschaft wurde von Symptomen von Verdauungsschwäche gequält, die sich durch heftige Schmerzen im Magen und fortwährendes innerliches Brennen äußerten. Um sich einige Erleichterung zu verschaffen, glaubte er eine strenge Diät befolgen zu müssen, in der Hoffnung, wie er später sagte, durch dieses Mittel sich von seinen Leiden zu befreien. Es scheint aber, daß auch religiöse Ideen auf den Entschluß einwirkten, den er nun faßte, indem er sich auf einmal von seinen Freunden zurückzog, seine Wohnung verließ und eine andere in einer abgelegenen Straße miethete, wo er nun seine Heilung begann, die darin bestand, daß er sich aller substantiellen Nahrung enthielt und nur von Zeit zu Zeit seinen Mund mit etwas Wasser, dem ein wenig Citronensaft beigemischt war, anfeuchtete. Nach drei Tagen hörte die heftige Begierde nach Speise, die ihn Anfangs gequält hatte, völlig auf, und er begann nun seine Studien und Arbeiten ohne alle weitere Belästigungen, wobei er sich keine Bewegung machte, wenig schlief und einen großen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte. Er brauchte des Tags eine halbe bis zu einer Maß Wasser, in das er Citronensaft mischte, um ihm einen angenehmern Geschmack zu geben. Diese Lebensart setzte er 51 Tage fort; in den zehn nächsten schwanden seine Kräfte mit reißender Schnelligkeit, und er konnte bald nicht mehr das Bett verlassen. Bis dahin hatte er sich immerfort eingebildet, daß ihm eine gewisse übernatürliche Kraft beiwohne, die ihn aufrecht erhalte, und wie er nachher sagte, hatte er erwartet, daß auf diese lange Enthaltsamkeit irgend ein großes Ereigniß folgen würde; allein seine Hoffnungen verschwanden jetzt, und er fühlte, daß er dem Tode nahe sey. Um diese Zeit war es, wo es seinen Freunden gelang, seinen Aufenthalt auszumitteln, worauf sie ihn bewogen, sich einer ärztlichen Behandlung zu unterwerfen, durch die allein sein Leben noch gerettet werden könne. Am einundsechzigsten Tage dieser außerordentlichen Fasten besuchte Doktor Willan den jungen Menschen, der sich in einer unglaublichen Magerkeit befand; seine Gesichtsmuskeln waren so zusammengeschrumpft und die Backenknochen so hervorstehend, daß er einem vom Grabe Auferstandenen glich; der Bauch war durch Zusammenschrumpfen der Eingeweide tief eingefallen, und seine Glieder waren so eingedorrt, daß man die Verbindung der Gebeine durch die Haut hindurch sehen konnte; kurz er war ein völlig mit seinen Muskeln ausgetrocknetes Gerippe. Sein Geist war in einen fast gänzlichen Blödsinn verfallen. Während der langen Einsamkeit, in die sich der junge Mensch zurückgezogen hatte, war er beschäftigt gewesen, die Bibel tachygraphisch abzuschreiben, und hatte diese Arbeit sehr sauber ausgeführt, bis zum zweiten Buche der Könige zu Stande gebracht; er zeigte seinem Arzte verschiedene Verbesserungen, die er in dieser Art mit Verkürzungen zu schreiben gefunden hatte. Außerdem hatte er mit großem Fleiß verschiedene Bibelstellen mit einander verglichen, ihre unterschiedliche Anwendung angezeigt und einige Bemerkungen beigefügt. Anfangs hatte er diese Arbeit mit viel Beurtheilungskraft und Geist betrieben, allein je weiter er kam, desto dunkler wurden seine Bemerkungen, bis zuletzt Alles in völliger Verworrenheit erschien. Unglücklicherweise wurde er schlecht behandelt, man gab ihm gleich Anfangs zu viele Nahrung, und so gut es in den ersten Tagen ging, wo sein Körper die Kraft und sein Geist das Bewußtseyn wieder erhielt, so konnte er doch in der fünften Nacht nicht schlafen, am sechsten Morgens verließ ihn die Besinnung, und vor Mitternacht verfiel er in eine Art Tobsucht, so daß man Mühe hatte, ihn zu halten. Zugleich wurde sein Puls sehr schnell, seine Haut brannte und der Körper wurde von Fieberschauern geschüttelt. In diesem Zustande schlief er fast fortwährend und nahm wenig Nahrung: sein Puls wurde mit jedem Augenblicke schwächer, und schlug wenigstens 120mal in der Minute, bis zum eilften Tage, wo er starb. Es waren 72 Tage seit er angefangen hatte keine Nahrung zu nehmen."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 193. 12 Julius 1833.

Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Mißvergnügens in England.

(Fortsetzung.)

Vorstehende Argumentation wird dadurch nicht umgestoßen, daß man sagen kann, der Verlust, den der eine Theil der Staatsgesellschaft litt, werde aufgewogen durch einen entsprechenden Vortheil, den der andere ärntete. Allerdings gewannen Pfandgläubiger, Annuitätenbesitzer und namentlich die Nationalgläubiger, durch das Steigen des Geldwerths, das auf die Wiederaufnahme der Baarzahlung folgte, ungeheuer. Aber die Anzahl dieser Gewinnenden ist unbeträchtlich; die Anhäufung des Vermögens in große Massen war längst schon eine Klage gegen das angenommene System, und diese letzte Veränderung trieb diese Anhäufung aufs Höchste. Der Kapitalist zog den Vortheil, und wird die Maßregel vertheidigen, aber was wiegt seine vom Interesse geleitete Meinung gegen den allgemeinen Unwillen von Millionen, die dadurch in Armuth geriethen? Wenn es hiedurch erwiesen ist, daß, während das Einkommen selbst des Taglöhners sank, die direkten und indirekten Taxen aus eben demselben Grunde schwerer auf der Gesammtmasse des Volkes lasteten, so ist die Behauptung gerechtfertigt, daß die Aenderungen in dem Umlaufsmedium eine nur allzureichliche Quelle von Mißvergnügen waren.

Ich kann nicht umhin, hier meine Ueberzeugung auszudrücken, daß es ganz irrig ist, nach niedern Preisen als dem einzigen Mittel zur Aufmunterung des Handels nach Außen zu trachten. Wenn Großbritannien seine Eisenwaaren gegen die Baumwolle Amerika's austauscht, so ist die einzige für beide Länder wichtige Frage die, welche Masse von Arbeitserzeugniß jedes Land als Austausch für die seinige erhält. Die Währung, nach welcher der Nominalpreis festgesetzt wird, ist unwesentlich, weil er gleichmäßig auf Kauf und Verkauf seine Anwendung findet. Wenn die Eisenwaaren Englands durch Ausdehnung der Umlaufsmittel für den amerikanischen Käufer auf das Doppelte steigen sollten, so wird er darum keinen andern Markt suchen, *) weil dieselben auch den Preis seiner Baumwolle steigern. Nur bei den Ausgaben im Innern des Landes würde zum offenbaren Vortheil aller Steuerpflichtigen eine Aenderung erfolgen.

Indeß bin ich weit entfernt, Abhülfe in einer Rückkehr zu dem System zu suchen, das meiner Meinung nach allzu übereilt aufgegeben wurde. Es war freilich ein unglückliches Verfahren, den Raub, den man im Jahre 1796 an jedem Gläubiger in der Nation begangen, durch die Plünderung jedes Schuldners in der Nation und der Nation selbst im Jahre 1819 auszugleichen. Aber Jahre sind seitdem vergangen, neue Verpflichtungen, gegründet auf den geänderten Stand der Umlaufsmittel, wurden eingegangen, und eine neue Umänderung würde nicht nur die Geldverhältnisse unter den Einzelnen abermals verwirren, sondern auch alles Vertrauen in den Bestand parlamentarischer Gesetzgebung über das Geldsystem völlig vernichten. Ein Mittelweg muß deßhalb eingeschlagen werden. Der bisher auf eine verderbliche Weise verminderten Cirkulation muß ein neuer Umschwung gegeben werden. Eine Papiercirkulation kann ohne Mühe, frei von den Uebeln einer unmäßigen Vermehrung, wie einer nicht minder schädlichen plötzlichen Veränderung, in den Provinzen hergestellt werden, wozu der erlöschende Freibrief der Bank von England eine günstige Gelegenheit darbietet. *)

Die Aenderungen in Englands Handelssystem, gleichfalls nach den unverdauten Theorien politischer Staatsökonomen vorgenommen, haben weit mehr noch das Mißvergnügen der Nation erregt, vielleicht sogar auch wirklich mehr geschadet, als die Schwankungen in den Umlaufsmitteln. Die Folgen dieser Schwankungen, so unfehlbar und einleuchtend für den Unterrichteten sie sind, bleiben dem Ununterrichteten unverständlich. Eine Ausdehnung der Umlaufsmittel kann einen Mann bereichern, eine Verminderung derselben ihn arm machen, und er bleibt in völliger Unwissenheit über die Ursachen, die auf eine so entschiedene Art auf sein Vermögen einwirkten. Wenn aber fremde Waaren zu freier Konkurrenz mit einheimischen zugelassen, und diese dadurch vom Markte verdrängt werden, oder dem Producenten keinen Vortheil mehr gewähren; so liegt die Ursache des Schadens jedem klar vor Augen. Darum sind solche Veränderungen, so sehr sie auch dem allgemeinen Besten angemessen, und so un-

*) Hiegegen ließen sich Zweifel aufwerfen. A. d. R.

*) Dieß ist auch durch den Antrag Lord Althorps im Parlamente bereits benützt worden. A. d. R.

vermeidlich sie seyn mögen, stets unpopulär, weil der Mensch nur schwer vernünftigen Gründen Gehör gibt, die gegen sein Interesse streiten. Wenn aber diese Veränderungen nur aus Vorliebe für eitle und unerprobte Theorien vorgenommen werden, wenn ihre praktische Anwendung übereilt und einseitig ist, wenn man den Kapitalien und der Industrie nicht Zeit läßt, neue Wege zu suchen, wenn es den Anschein gewinnt, als ob eine kalte Philosophie in ihrem Streben nach einem eingebildeten, sehr zweifelhaften Vortheil die Leiden der Einzelnen nicht achtet, ist es dann zu verwundern, daß der Unmuth sich zur Erbitterung steigert? Wahr ist es, die Lehre vom freien Handel hat in den gebildeten Klassen der Nation bei Weitem die Mehrheit für sich. Die Idee, durch einen freien Handel den Verkehr unter den verschiedenen Nationen zu erweitern, hat etwas so verführerisches, und Diejenigen, welche von der Nothwendigkeit sprechen, allgemeine Grundsätze nur mit schonender Berücksichtigung für einzelne Interessen in Anwendung zu bringen, trifft, wenn gleich unverdienter Weise, ein solcher Haß, daß kein geringer Grad von moralischem Muth dazu gehört, auch nur bedingter Weise ein System zu vertheidigen, das für barbarisch, veraltet und intolerant ausgeschrieen wird. So fand, wie zu erwarten, die Lehre vom freien Handel im brittischen Parlament warme Anhänger und unentschlossene Gegner; sie ward mit Eifer vertheidigt von klassisch gebildeten Theoretikern, oberflächlich untersucht von indolenten Landedelleuten, die nicht einsahen, wie selbstmörderisch sie an ihrer eigenen Vernichtung arbeiteten, und aus Schwäche zugegeben von praktischen und besser unterrichteten Staatsmännern, die es aber nicht wagten, dem Hohne und dem Spotte sich bloßzustellen. Aus diesen und andern Ursachen wurden Vorschläge zur Abschaffung von Handelsrestriktionen lange im Parlamente günstig aufgenommen, aber die Nation im Großen betrachtete die Sache aus einem andern Lichte. Hätte man die neuen Lehren allgemein und unparteiisch anwenden wollen, was die einzige redliche Verfahrungsart gewesen wäre, so würde das allgemeine Geschrei der ackerbautreibenden Klasse, der Manufakturisten, Schifferheder, Kaufleute, Kapitalisten, Handwerker und Arbeiter mit einemmale die Sophistereien politischer Oekonomisten zum Schweigen gebracht haben, und der neue Weg mindestens mit großer Vorsicht betreten worden seyn. Aber die theoretischen Staatsmänner schlugen einen bedächtigern, indeß minder offenen Gang ein, indem sie einen Punkt nach dem andern angriffen, und so kam es, daß jeder, in der Hoffnung einen Vortheil aus der Abschaffung der einen Beschränkung zu ärnten, zum Verderben seines Nachbars beitrug, ohne zu bedenken, daß er eben dadurch die Waffen schärfte, die ihm später selbst verderblich werden mußten. Wo inzwischen fremde Konkurrenz eintrat, war britisches Kapital und britische Industrie überwältigt. Wenn durch diese Konkurrenz angetrieben die Produktion sich vermehrte, und der Staatsmann auf die offiziellen Berichte triumphirend hinwies, als auf den Beweis der Richtigkeit seiner Politik, so wurde er, aber zu spät, enttäuscht durch die Klage der Kapitalisten, denen sein Unternehmen nichts eintrug, und des Arbeiters, der ein System verfluchte, das seine Arbeit verdoppelte, und seinen Lohn verminderte. Man mag es verschleiern wie man will, auf demselben Markte können nicht zwei Preise für dieselbe Waare bestehen; macht den Markt offen und allgemein, so ist die unvermeidliche Folge, daß die Preise aller ähnlichen Waaren auf den niedrigsten reducirt werden, und den niedrigsten Preis für ihre Produkte kann nur diejenige Nation bieten, deren Kapitalisten sich mit dem geringsten Profit begnügen, und deren Arbeitslöhne dem elenden Minimum zunächst kommen, das gerade hinreicht, um das Leben zu fristen. Diejenige Nation, welche in Civilisation am mindesten fortgeschritten ist, und am wenigsten Lebensbedürfnisse hat, ist also mit ihrem Verkaufe im Vortheil, und die Tendenz dieses Systemes ist eine fortdauernde und fortschreitende Herabdrückung der Preise. Selbst die dringendsten Forderungen der leidenden Menschheit müssen unbeachtet bleiben, wenn diese unseligen Grundsätze konsequent bis aufs Aeußerste verfolgt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Englisches Leben in Indien.

4. Allahabad.

(Schluß.)

Die Schifffahrt auf dem Dschemna war früher sehr durch Hindernisse unterbrochen und wegen der Menge von Felsen, die aus der Oberfläche sich erhoben oder tückisch unter dem Wasser lauerten, sehr gefahrvoll. Die Beseitigung dieser Hindernisse wurde einigen jungen Ingenieuroffizieren übertragen, die sich von Allahabad aus nach verschiedenen Punkten des Flusses begaben, die Felsen in allen Richtungen sprengten und die gefährlichen Untiefen des Flusses ausgraben ließen, so daß jetzt die größten Boote, deren man sich zur Binnenschifffahrt bedient, die reißende Strömung sicher auf- und abfahren können. Der Handel auf dem Dschemna ist sehr bedeutend; große Ladungen von Baumwolle, das Erzeugniß der anstoßenden Gegenden, werden auf diesem Strome nach Humirpur, Kupar, Agra und noch höher gelegenen Stationen verschifft; auch andere Bodenerzeugnisse, wie Indigo und Zucker, werden auf zahlreichen Schiffen ausgeführt, und Güter aller Art, die auf Kamelen von Bombay anlangen, über Mhou nach Bengalen eingeschifft. Man muß mit Recht erstaunen, daß Allahabad bei seiner äußerst günstigen Lage an zwei Flüssen und den hierdurch nach den entferntesten Gegenden Indiens geöffneten Verbindungswegen, keine reiche Handelsstadt geworden, sondern ein verödeter Trümmerhaufen geblieben ist, der von einem armen Volke bewohnt wird, dessen Menge und Dürftigkeit der Stadt den verächtlichen Namen Fakirabad oder Bettlerstadt zugezogen hat. Da es übrigens eine von den Städten ist, die wahrscheinlicherweise in der Folge der Sitz der Regierung werden wird, so dürfte sie in nicht sehr entfernter Zeit ein günstigeres Aussehen gewinnen und eines der großen Emporien für den Handel in den oberen Provinzen Hindustans werden.

Die Lage von Allahabad wird für gesund ehalten; allein entweder wegen seiner Lage an zwei Strömen, oder wegen der Menge von Gehölzen, die der Umgegend ein so üppiges, parkähnliches Aussehen geben, ist sie feuchter, als irgend ein anderer Ort des Doaab, und hat auf diese Weise so zu sagen ein eigenes Klima; die heißen Winde sind hier bedeutend gemildert,

und es fällt in Jahreszeiten Regen, wo in andern Gegenden Indiens völlige Dürre herrscht. Die Gärten sind daher sehr fruchtbar, namentlich wachsen in denen der englischen Residenten Artischoken von einer Größe, wie sie der minder begünstigte Boden der Nachbarschaft nicht aufzuweisen hat. Der reiche Schmuck der Dschongeln, jener glänzenden Schlingpflanzen, die mit ihren phantastischen Gewinden jeden ihnen nahe stehenden Baum und Busch umranken, dienen den Lustgärten von Allahabad zu großer Zierde. Die indischen Gärtner lassen sie an Bambusstäben hinanlaufen, von denen sie ihre prächtigen Guirlanden auf den Boden herabhängen lassen und so ungeheure pyramidenförmige Säulen von wundervoller Schönheit bilden. Auch den Bogengängen in den Gärten dienen sie zu einem herrlichen Schmucke; leider kann man sie aber nicht an den Säulen der Verandas emporranken lassen, ohne die Menge der Insekten, welche die Wohnungen beunruhigen, zu vermehren, oder giftigem Gewürm einen Unterschleif zu geben. Ueberhaupt wird zunächst um das Haus nichts geduldet, was so unwillkommene Gäste beherbergen könnte. In der pflanzenwuchernden Regenzeit wird jeder Grashalm in der unmittelbaren Nähe der Wohnungen sorgfältig ausgerissen, um unter dem grünen Teppich keine Schlangen herbeikriechen zu lassen, die ungesehen in die Gemächer schliefen, wo sie sich verborgen halten, bis sie aus ihrem Verstecke aufgescheucht werden.

Die Glaubensvorschriften der Moslimen und Hindus machen es den Reichen zur Pflicht, Baumpflanzungen anzulegen, Brunnen graben zu lassen und öffentliche Gebäude zu errichten — Handlungen der Menschenliebe, die für das Volk eines Landes berechnet sind, wo Wasser, Schatten und Schirm eines Obdaches, Güter von unschätzbarem Werthe sind. Der Buchstabe dieser religiösen Vorschriften wird von vielen reichen Leuten genau erfüllt, allein der Geist des Gesetzes zu wenig beachtet. Ungeheure Summen werden an neue Gebäude verschwendet, durch welche die Stifter ihre Namen auf die Nachwelt zu bringen hoffen, die aber, wenn sie nicht bei Lebzeiten des frommen Gründers vollendet werden, nach seinem Tode frühzeitig in Trümmer fallen, da der Erbe lieber selbst einen neuen Bau unternimmt, statt den seines Vorgängers zu vollenden, oder ältere Gebäude ausbessern zu lassen, so schön und nützlich sie auch für das Publikum seyn mögen. Die Ufer des Dschemna bieten mehrere prachtvolle Ghats, die man nicht mehr als Landungsplätze benutzen kann, weil die zunächst am Wasser befindlichen Stufen nach und nach verfallen und weggerissen worden sind, bis endlich das Ganze in Trümmer fallen wird; was anfänglich durch eine geringe Ausbesserung würde verhindert worden seyn. Allahabad gibt einen traurigen Beweis von dem Mangel an öffentlichem Geist unter der moslemitischen Bevölkerung in der Umgegend. Eine herrliche Karawanserei, die von dem Sultan Khosru erbaut wurde, ein prachtvolles Viereck mit vier gothischen Thorwegen und auf den vier Seiten von Säulengängen umgeben, ließ man unverantwortlicherweise in Trümmer fallen. Eben so vernachlässigt wurden die mit Mangelbäumen bepflanzten, anstoßenden Gärten, die nun verwildert sind. Nur drei Grabmäler, die sich in diesen Gärten befinden und in dem guten Geschmacke angelegt sind, von dem die Mohammedaner in der Wahl des Ortes für ihre Mausoleen überall Beweise geben, entgingen durch die erstaunliche Festigkeit ihres Baues der zerstörenden Hand der Zeit. Die Vernachlässigung dieser großartigen Bauwerke bezeichnet die Sorglosigkeit Derer mit unauslöschlicher Schande, welche Denkmäler der Baukunst in Vergessenheit untergehen lassen können, die in andern Ländern Schaaren von Fremden herbeilocken würden, um die Zierlichkeit und Pracht dieser Kunstwerke anzustaunen. Einfach und großartig, wie sie sind, entsprechen sie ganz den Zwecken, denen sie geweiht waren, und stellen alle die zwerghaften Denkmäler in Schatten, die in den Kathedralen der abendländischen Welt Könige und Fürsten sich errichten ließen. Prachtvolle Terrassen mit Plattformen bilden, wie an den Mausoleen von Agra, die untern Stockwerke und enthalten verschiedene Gemächer. Im Mittelpunkte des ganzen Baues steht der steinerne Sarkophag, der die Gebeine des hier zur Ruhe bestatteten Todten enthält. Oben in der Mitte einer jeden Plattform entzückt eine kreisrunde, mit einer Kuppel überwölbte Halle, von sehr schönen Verhältnissen und verschwenderisch mit Bildhauerarbeit geschmückt, das Auge des Beschauers, zu dem in diesen palastähnlichen Gräbern, dem Einzigen, was die Herrlichkeit der Moghols überlebte, der eigenthümlichste Zug des mohammedanischen Charakters — die Ehrfurcht vor den Todten und die Bemühung das Andenken geliebter Menschen durch alle Zeiten zu bewahren — in seiner ganzen Größe spricht. Die Grabmäler in Hindustan erweisen sich als die dauerhaftesten Denkmäler von dem Reichthum, dem Geschmack und der Frömmigkeit der mohammedanischen Eroberer. Während Schlösser und Paläste in Schutt versanken, oder durch neue Anbauten und Veränderungen ihre ursprüngliche Schönheit entstellt sehen mußten, blieben jene unverändert, und je mehr die Fremden mit den architektonischen Wundern dieser vernachlässigten Gegenden werden bekannt werden, desto gegründetere Ansprüche auf die Bewunderung eines Jeden, der Geschmack und Gefühl besitzt, werden sie erlangen.

Eine schöne Moschee am Ufer des Dschemna ist durch Vermittelung eines Civilbeamten von hohem Rang ausgebessert und ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben worden. Als die Provinz durch die britischen Waffen unterjocht worden war, hatte man sie dem Gouverneur von Allahabad zur Wohnung angewiesen; später war sie zu einem Vergnügensaal eingerichtet worden. Sehr zu bezweifeln ist, ob sie in den Augen der Gläubigen als gereinigt und zum Gottesdienst brauchbar erscheinen wird, nachdem sie durch die Burra khanas der Kaffern, der Verächter des Propheten und Schweinefleischesser entweiht worden ist. Das Dschemna-Ufer hat sich des Alleinbesitzes aller merkwürdigen Gegenstände zu erfreuen, das des Ganges bietet keine andere Schönheit, als die es mit jedem Stromufer gemein hat. Die Wogen des Dschemna fließen auf eine bedeutende Strecke weit nach der Vereinigung mit dem lehmigen Wasser des Ganges gesondert fort und behalten ihr glänzendes krystallhelles Blau, bis sie endlich gezwungen sind, sich mit dem trübgelben Gewässer des letzteren zu vermischen.

Die Charruas-Indianer in Paris.*)

Die Churruas oder Charruas gehören, wie die übrigen Ureingebornen von Südamerika, kleinen Stämmen an, von denen die einen

*) Von J. J. Virey, Mitglied der medizinischen Akademie, in „Europe litteraire“ mitgetheilt. Vergleiche hiezu, was bereits im Auslande vor. Jahrg. S. 656 und 646, wie in dem des laufenden Jahres S. 712 über die Charruas enthalten war.

sich in ständigen Ansiedlungen niedergelassen haben, die andern ein herumziehendes Nomadenleben führen, und wie die Tataren zu Pferde in jenen unermeßlichen Ebenen umherschweifen, die man Pampas oder Llanos nennt, und wo sie den Anbau und die Früchte der Erde verachtend, bloß von Jagd und Raub leben. Unter diesen Völkerstämmen, die an den Ufern des Uruguay, Rio-Negro, Ibicuy, des reißendschnellen und schmuzigen Parana bis zur Mündung des La Platastromes hin (unterm 35° S. B.) zerstreut leben, hatten die Charruas die schrecklichste Berühmtheit erlangt. „Wenn man vernimmt, sagt Azara, daß die Charruas den Spaniern mehr Blut kosteten, als das Heer der Inca's und Montezuma's, so möchte man glauben, daß sie eine zahlreiche Nation bilden. Doch man höre und staune: der Volksstamm, der einen so blutigen Krieg führte, besteht aus nicht mehr als vierhundert Kriegern; man hat gegen sie mehrere Tausende altversuchter Soldaten ins Feld gesendet, man hat ihnen furchtbare Schläge beigebracht, und doch bestehen sie noch fort und haben uns viele Leute getödtet."

Erst im Jahre 1832 wurden diese unbändigen und unversöhnlichen Wilden durch Don Fructuoso Ribera, Präsident der östlichen Republik des La Plata (Monte-Video) fast gänzlich aufgerieben, und man verdankt es einem vormaligen französischen Offizier, Hrn. von Curel, daß noch einige von diesem merkwürdigen Volksstamme gerettet und nach Paris gesendet wurden. Es sind drei Männer und eine Frau, die ganz die schon von verschiedenen Reisenden beschriebenen Züge dieses Indianerstammes tragen. Sie sind von mittlerer Größe, untersetztem, gedrungenem, ziemlich kräftigem Körperbau, nicht sehr muskelkräftigen Gliedern, dünnen Armen, breiten und platten Füßen. Die Farbe ihrer Haut ist mehr lohfarben oder kastanienbraun, als kupferroth; sie haben nur dünne Haare am Bart, an den Schamtheilen und unter den Achseln; die Haupthaare sind schwarz und straff, glatt und dünn. Das Gesicht ist breit, die Backenknochen ragen stark hervor, und die Jochbeinwölbung, die breiter ist als bei den Europäern, läßt den Vorderkopf kegelförmig erscheinen. Die Augen stehen schief, und die größeren Augenwinkel nach der Nase zu gesenkt; die halbgeöffneten Augenlieder scheinen zusammengedrückt. Das Nasenbein ist breit und an seinen Wurzeln unter der Stirn eingedrückt, die Nasenhöhlen sind wenig ausgebildet, die kurze Nase ist an ihrem Ende dick und weit geöffnet. Das Stirnbein ist niedrig, ein wenig abgeplattet, der runde Schädel scheint dick und fest, ist aber nicht so breit, als bei den meisten Nationen von weißer Race. Der Umfang des Kopfes, von der Stirne bis zum Hinterkopfe, über die Haare gemessen, ist bei dem Häuptling Vaimaca-Peru 20 Zoll, bei Senaque, genannt der Arzt, 19 Zoll, bei Tacuabe, einem jungen Krieger, 19 Zoll, bei Guyunusa, einer Frau, 18½ Zoll.

Der gleichförmigen, wiewohl nach den verschiedenen Himmelsstrichen mehr oder minder dunklen Hautfarbe, den schwarzen Brustwarzen der Weiber und allen andern körperlichen Eigenschaften nach, gehören die Eingebornen Amerika's offenbar zu der großen Familie der mongolischen Völker, welche in Nord- und Ost-Asien leben, oder zu den eigentlichen Tataren. Es scheint daher, daß weder in Süd- noch in Nord-Amerika eine besondere, sogenannte amerikanische Race bestehe, die diesem Kontinente allein eigenthümlich ist. Diese Annahme erhält auch noch durch die sittliche Beschaffenheit und Gemüthsart, wie durch die Lebensweise und selbst die Art der Civilisation unter den Einwohnern Amerika's nähere Begründung; alle bieten zahlreiche Vergleichungspunkte mit den übrigen mongolischen Völkern in ihren verschiedenen gesellschaftlichen und barbarischen Zuständen. Dieser große Völkerzweig, der sich in viele Seitenäste theilt, die nach Klima und Nahrungsweise mancherlei Verwandlungen erfahren haben, ist so der weitverbreitetste auf der ganzen Erdkugel.

Die Gewohnheit, nackt und allen Wechseln der Witterung ausgesezt zu leben, bräunt und härtet die Haut ab, und macht die Charruas, wie die andern Wilden, gegen Kälte und andere atmosphärische Einflüsse so unempfindlich, daß selbst die Weiber sich Einschnitte in die Haut der Arme machen und Stücke davon wegschneiden, entweder als Zeichen der Trauer, oder um sich zu tatuiren und zu verschönern; die Weiber tragen auch längs der Nase und der Stirn drei blaue Streifen, die ihnen zur Zeit, wo sie mannbar werden, in die Haut eingestochen werden. Um sich gegen die Feuchtigkeit zu schützen, salben diese Wilden ihre Haut zuweilen mit dem Fette von Kaimans (crocodilus sclerops) oder Tupinambisechsen. Sie machen sich Quillapis oder Mäntel von den Fellen der Coula, einer Art großer Ratte (mus coipus, des Molina), die sie mittelst der getrockneten Gedärme des Nandu, einer Straußart (struthio rhea, L.), zusammennähen; die Charruas lieben das Fleisch und die Eier dieses Vogels ungemein, und haben einen solchen mit sich gebracht. Die Charruas sind sehr gefräßig; sie verzehren zu vier Personen täglich zehn Pfund halbgebratenes Fleisch und noch mehr, ohne Salz, ohne Brod, ohne Gemüse, die sie nicht gern essen. Bei dieser außerordentlichen Gefräßigkeit aber können sie im Nothfalle vier Tage fasten, wenn es ihnen in ihren Wildnissen an Jagdbeute fehlt. Ihre Zähne sind sehr weiß und verderben nie, ihre Haare bleichen selbst im hohen Alter nicht, ihr Auge ist scharf, ihr Gehör sehr fein, nur der Geruchs- und Geschmacks-Sinn sind nicht sehr zart ausgebildet. Bei der geringen Thätigkeit ihres in sorgloser Trägheit zugebrachten Lebens, wobei sie gewöhnlich auf dem Boden liegen oder zusammengekauert sitzen, hat die Muskelkraft ihrer Arme und Beine nur eine sehr schwache Entwicklung gewonnen; und obgleich sie sich reichlich vom Fleisch nähren, haben diese Wilden, aus Mangel an Arbeit, doch nicht die Körperkraft der Europäer. Man möchte auch behaupten, daß der Mangel an Denkübung und allem Unterrichte auch dem Gehirnorgane eine geringere Ausdehnung gibt, als bei civilisirten Menschen. Was die Charruas am meisten in Erstaunen sezt, ist die viele Mühe und Arbeit, der sie die weißen Menschen sich unterziehen sehen. Uebrigens besitzen die Charruas große Fertigkeit in der Jagd, und verstehen es vortrefflich, wilde Pferde zu bändigen, und die tobsüchtigsten Stiere mittelst langer Lederriemen einzufangen, an deren Enden steinerne Kugeln befestigt sind, und die gleich den Schlangen des Laokoon, die Glieder der stärksten Thiere umschnüren. Es ist Dieß der Laso, dessen Führung die Gauchos von den Wilden erlernt haben. Mit kleinern Laso's fangen sie auch den Strauß in seinem schnellsten Laufe ein. Mit dieser einzigen Waffe gelang es den Charruas, mitten aus einem spanischen Reitergeschwader den General Paz herauszuholen, und in einem Treffen Diego de Mendoza, den Bruder des Gründers von Buenos-Ayres; mittelst dieser Laso's schleuderten sie brennende Fackeln bis mitten in diese Stadt, und selbst auf entfernte Schiffe.

(Schluß folgt.)

Zunahme der Bevölkerung in Nordamerika.

Ueber die beispiellose Schnelligkeit, mit der in den nordamerikanischen Staaten die Bevölkerung sich vermehrt und ausgebreitet hat, theilt der „Ohio-Atlas" folgende Thatsachen mit: „Im April 1788 legten siebenundvierzig Abenteurer aus Neu-England die Stadt Marietta an. Im November desselben Jahres wurde eine Niederlassung sechs Meilen von Cincinnati, unter Leitung des John Claves Symmes aus Neu-Jersey, gegründet. Cincinnati wurde im folgenden December angelegt, und der Lauf der Straßen an den abgehauenen Bäumen bezeichnet, die damals sich erhoben, wo jezt „die Königin des Westlandes" steht. Der ganze Raum, worauf jezt Cincinnati erbaut ist, war um 69 Dollars losgeschlagen worden. Im Jahre 1795 belief sich die Einwohnerzahl auf 500, im Jahre 1815 auf 4000, und im Jahre 1832 auf 31,000. Es gibt kein Beispiel in der Geschichte, wo eine Stadt bloß durch Privatunternehmung in so kurzer Zeit zu einer solchen reißendschnellen Ausdehnung gelangte. Einige Jahre später wurden Ansiedlungen am Ohio begonnen, bevor noch eine einzige Wohnung im nördlichen Theile des Staates erbaut war. Allein kaum war die Niederlassung geschehen, so bevölkerte sich auch schon das ganze Land; bald waren die Urwälder nach allen Richtungen hin gelichtet. Die tiefe Wildniß und die einsamen Steppen bedeckten sich mit Tausenden von Blockhäusern, dazwischen noch an vielen Stellen die Rindenwigwams der Indianer standen. Mitten unter ihnen erhob sich nach und nach das stattliche Gebäude aus Ziegelsteinen, der Stolz des Dorfes, das rings vom Walde umgeben — ein Kind von gestern — mit seinen rauchenden Hütten mitten unter tausenden von absterbenden Bäumen sich bildete. Im Jahre 1790 betrug die Bevölkerung des jezigen Staates Ohio 5000 Seelen; allein die Einwanderung ging so unaufhörlich vor sich, daß sie sich in den ersten zehn Jahren verzehnfachte, in den zweiten zehn Jahren versiebenfachte, in dem dritten Jahrzehend zwei und ein halbmal, im vierten nahe dreimal vervielfältigte, und im Jahre 1830 eine Bevölkerung von 937,000 Seelen betrug."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 194. 13 Julius 1833.

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

Der als gründlicher Geschichtschreiber der „Kreuzzüge“ geachtete Akademiker M. Michaud hat in Gesellschaft mit seinem gelehrten Freunde Poujoulat in den Jahren 1830 – 31 eine Reise nach Griechenland und dem Orient unternommen und in einer Reihe geistvoller und lebendiger Gemälde *) jene, wenn gleich oft besuchten, doch noch nicht hinlänglich erforschten Gegenden, nach dem unmittelbaren Eindrucke, den der bunte Wechsel von Gegenständen und die, europäischem Leben so entgegengesetzte Eigenthümlichkeit orientalischer Sitten auf ihn hervorbrachten, zu schildern versucht. Nicht leicht ist ein Gelehrter so wie er berufen, uns den Orient in einem wahren, der Natur getreuen Lichte zu zeigen, da er den größten Theil seines literarisch-thätigen Lebens auf gründliche geschichtliche Durchforschungen des klassischen Bodens verwendete, welchen in der Nähe zu sehen, ihm endlich das Glück zu Theil wurde.

1. Navarin und Modon.

Ich brannte vor Begierde, den griechischen Boden zu betreten. Als das Boot unserer Kriegsbrigg, Loiret, mich ans Land gesetzt hatte, stand die Sonne in der Mittagshöhe; ein röthlicher Staub glühte unter meinen Füßen, der Horizont schien ein Flammenmeer und ich unterschied kaum die Gegenstände, so war ich von dem Glanze des Lichtes geblendet; hierzu kam noch das Erstaunen, das der Anblick eines noch nie gesehenen Landes, dem die Träume meines ganzen Lebens gewidmet waren, mir einflößte. Als ich meiner Sinne wieder mächtig wurde und umherblickte, befand ich mich in einer Art von Bazar, der nahe am Ufer aus häßlichen Buden und armseligen hölzernen Hütten errichtet war. Zwei oder drei Wirthshäuser, nebst vier bis fünf Billards gehörten zu den ansehnlichsten und besuchtesten unter diesen unregelmäßig neben einander liegenden Wohnungen. Die griechische Bevölkerung wohnte noch vor wenigen Monaten in unterirdischen Höhlen der Nachbarschaft. Man findet hier eine ziemlich beträchtliche Anzahl Franken aus allen Winkeln Europa's, die aus ihrer Heimath mehr Bedürfnisse als Reichthum, mehr Laster aus Tugenden hierher verpflanzten, und diese sollen die Gründer einer neuen Stadt werden! Dieser Haufen von schmutzigen Hütten hat bis jetzt keinen Namen, selbst unter den Landeseinwohnern; doch wird man ihn wahrscheinlich mit dem des „neuen oder dritten Navarin“ beehren. — Ich bestieg das Schloß, das im vorigen Jahre vom Blitze zerschmettert wurde und nunmehr einem Trümmerhaufen gleicht. Zwei oder drei französische Artilleristen standen hier als Wachen der Ruinen. Am Fuße derselben, gegen die Meeresseite, sieht man noch die kleine Stadt Navarin, welche die Einwohner verlassen haben. Zum erstenmal erblickte ich eine türkische Moschee, die zu einem Getreidemagazin verwendet ist; von den türkischen Wohnungen stehen nur noch die vier Mauern, deren Steine man bald zur Wiederaufbauung des Forts brauchen wird. In wenigen Monaten wird von diesem armseligen Flecken, von dem die Küste ihren Namen trägt, nichts mehr übrig seyn und die Fremden werden die Stelle suchen müssen, wo er gestanden. Von dem alten Pylos oder Navarin sieht man jetzt nur eine ungeheure Mauereinfassung, mit Thürmen an den Seiten versehen, welche, noch ziemlich wohlerhalten, an die Befestigungen im Mittelalter erinnern. Auf dem gegen Norden sich erhebenden Berge befindet sich die „Grotte des Nestor,“ die jedoch nicht so merkwürdig ist; der Eingang ist ziemlich breit; sie besteht aus zwei großen Sälen von etwa 30 Fuß Höhe und 100 Fuß im Umfange. In ihren düstern Wölbungen nistet eine große Anzahl von Fledermäusen und wie zu den Zeiten Homers dient sie noch jetzt den Schafen und Ziegen zum Zufluchtsorte. — Modon liegt nur zwei Meilen von Navarin; der Weg dahin, der sich zwischen zwei ziemlich hohen Bergen hinzieht, ist mit einem gelben Sande überschüttet, und obgleich von den Franzosen ausgebessert, doch so holpricht und uneben, daß unsre französischen Pferde kaum im Schritte fortkommen konnten. Man findet auf demselben weder Bäume, noch Wohnungen, noch Dörfer; bei jedem Schritte rief unser Führer mit einer kläglichen Stimme, indem er auf die frischen Ruinen hindeutete: Ibrahim, Ibrahim! Nachdem wir eine Stunde durch öde Gebirge gewandert waren, erweiterte sich das Thal und gestattete uns die Aussicht auf die Wälle und Thürme von Modon. Je mehr man sich der Ebene nähert, desto mehr angebauter Boden findet sich, ein wohlthuender Anblick, nachdem man so eben erst die Verwüstung und Einöde verlassen hat. Aus Mangel an Zugvieh, das die Einwohner im Kriege eingebüßt haben, bedienten sie sich der Proviantochsen, die für die französischen Truppen bestimmt waren, und wenn diese armen Thiere die ganze Woche über gearbeitet hatten, führte man sie dann zur Schlachtbank, um sie zu tödten.

*) Correspondance d'Orient 1830 — 1831 par M. Michaud et M. Poujoulat. Paris, Ducollet. 1833. 1 Tom.

Den französischen Soldaten hat man in der Umgegend von Modon Land zum Anbau eingeräumt und Mangel an Beschäftigung verbunden mit Langweile verwandelte die friedlichen Befreier Griechenlands in eben so viele Cincinnatus. Ich sah sie, wie sie, den Säbel zur Seite und den Spaten in der Hand, Linsen, Kohl und Melonen pflanzten. — Die Befestigungen von Modon befinden sich in einem sehr guten Zustande; die Ruinen, welche die Zugänge zur Stadt versperrten, wurden aufgeräumt und das alte Mauerwerk mußte neu erbauten Häusern Platz machen. Doch sind deren nur wenige und die Einwohnerzahl übersteigt nicht 200; Modon gleicht auf diese Weise weniger einer neuen Stadt als einem verlassenen festen Orte. Ein armseliger Bazar, wo man kaum einige grobe Lebensmittel bekommen kann und nur schmutzigen und zerlumpten Griechen begegnet, zwei elende Wirthshäuser, wovon das eine einer Marketenderin, das andere einem Italiener angehört — Dieß ist alles, was sich in jenem berühmten alten Methone vorfindet, welches der König der Könige dem Sohne des Peleus versprach, um seinen Zorn zu besänftigen. Was man sonst einen Waffenplatz nennt, besteht hier in einer geräumigen, gutgepflasterten Halle, wo die französischen Garnisonstruppen ihre müßige Zeit oder eigentlicher die Langeweile ihres Exils zu vertreiben pflegen. Es leben noch in Modon drei bis vier Türken, als ein Gegenstand der Neugierde. Ueberall in den Städten, wo nicht mehr der Halbmond steht, sind die Türken ausgewandert und nach der Erbitterung, womit der Krieg geführt wurde, konnte man vorhersagen, daß Sieger und Besiegte niemals mehr würden nebeneinander leben können. Die Osmanlis, welche in einem viel höheren Grade den Hochmuth des Korans besitzen, als die Christen die Demuth des Evangeliums, bleiben nur in den Ländern, wo sie befehlen. Hierin sind die Griechen ihnen ganz unähnlich; denn nach der Eroberung der Türken haben sie eher Alles erduldet als ihren Herd verlassen; sie haben an ihrem, durch jede Art von Leiden niedergedrückten Vaterlande gehangen, wie der arme Mensch an jenem Jammerthale festhängt, welches man das Leben nennt. Ihre Entsagung und ihr Muth verdienen alles Lob. — Wenn man die fast durchaus neue Bevölkerung aller griechischen Küsten durchmustert, so bemerkt man mit Bedauern, daß sich unter ihren Bewohnern keine Kolonisten, keine des Ackerbaus kundige Leute finden, und gerade dieser bedarf das Land. Alle neuen Ankömmlinge bringen nur eine unfruchtbare Industrie mit, die auf Kosten des Andern ihren Unterhalt zu gewinnen sucht.

Als wir bei unserer Heimkehr über den Bazar, von dem ich eben sprach, wanderten, war die ganze Bevölkerung aus ihren Schupfen und Buden dort versammelt; Kinder, Männer und Greise tanzten unter freiem Himmel die Romaika, und sangen dazu patriotische Lieder. Wie ich zum erstenmal diese armen Griechen erblickte, so erweckte der Anblick ihres Elendes traurige Gedanken in mir; aber wie ich sie tanzen und singen sah, konnte ich mich zuletzt leichter über das Unglück Griechenlands beruhigen. Auf der Kriegsbrigg Loiret angekommen, beschäftigten mich immer noch die Kontraste, die sich in diesem Lande finden, und die Leichtigkeit, womit ein unglückliches Volk seine Leiden vergessen kann, gewährte mir einigen Trost.

Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Mißvergnügens in England.

(Fortsetzung.)

Ein schlagendes Beispiel hievon bildet die in der vorjährigen Parlamentssession erfolgte Entscheidung über die Bill, wodurch die Arbeit der Kinder in den Faktoreien regulirt werden sollte. Aus den erhobenen Zeugnissen geht unwidersprechlich hervor, daß in den Manufakturdistrikten Kinder von 7 bis 10 Jahren gezwungen werden, in engen und ungesunden Wohnungen 14 und manchmal 17 Stunden des Tags zu arbeiten. Oefters wird ihre Arbeit mit geringer Unterbrechung die Nacht hindurch fortgesetzt, und wenn die Natur auch erschöpft ist, so wird sie zu neuen Kraftanstrengungen durch Strafen gesteigert, die an Kindern und zu einem solchen Zwecke ausgeübt, hinreichend scheinen, die Nation, die solches auch nur einen Augenblick duldet, mit unauslöschlicher Schmach zu brandmarken. Wollte ich Beifall für meine Argumentation durch einen Aufruf an menschliches Erbarmen erregen, so böten mir die bekannt gemachten Zeugnisse Beispiele von Kindermißhandlung dar, wobei jeder Britte vor Scham und Unwillen erröthen müßte. Wie empörend die physische Vernichtung der Gesundheit, der Schönheit, Kraft und des Lebens, selbst die moralische Verderbniß, endlich die Unwissenheit und Dummheit, die durch dieß schreckliche System erzeugt und erhalten werden, könnte durch die einfache Aufzählung einer Menge trauriger Thatsachen nur allzusehr ins Licht gestellt werden. Aber ich rede zu der Urtheilskraft, nicht zu den Gefühlen, und spreche es kühn aus, daß diese Schrecklichkeiten nicht zufällige Uebel sind, wie sie bei jedem System sich zeigen, sondern daß sie einen Theil des Systems des freien Handels ausmachen, unvermeidliche Folgen der unbesonnenen Anwendung seiner Grundsätze, und nicht zu heilen sind, als durch eine Kommission, welche den ganzen Bau der Handelspolitik, an der unsere Theoretiker mit so großer Zärtlichkeit hängen, vor ihren Augen in Trümmer schlagen würde. Diese Ueberzeugung war es, und diese allein, welche ein brittisches Unterhaus vermochte, eine Bill, die diesen Abscheulichkeiten ein Ende machen sollte, zu verwerfen. Die politischen Oekonomisten konnten sich unmöglich gegen die Thatsachen verblenden, daß wenn die gesetzgebende Macht verbietet, die größtmögliche Menge von Arbeit, welche die menschliche Natur nur immer leisten kann, mit Gewalt zu erpressen, sie auch den Manufakturisten schützen muß gegen die Konkurrenz fremder Länder auf dem heimischen Markte, und daß dann ihre ganze geliebte Theorie zusammenfällt, weil das Monopol auf dem allgemeinen Weltmarkt, das nur durch Wohlfeilheit zu erlangen ist, nicht erhalten werden kann. Wenn Kinder zu Manchester nur 12 Stunden des Tags arbeiten dürfen, während das Kind zu Rouen 18 Stunden arbeitet, so ist klar, daß englische Baumwollenwaaren, so weit die Arbeit von Kindern dabei betheiligt ist, um die Hälfte theurer seyn müssen, als ähnliche französische Baumwollenwaaren; und wenn der englische Manufakturist durch beschränkende Einmischung seines fremden Markts beraubt wird, und behauptet, daß seine Unfähigkeit Konkurrenz zu halten eine Folge der ihm vom Staat auferlegten Beschränkung, und dieser

demnach verbunden sey; ihn gegen fremde Konkurrenz zu schützen, wenigstens in so weit, als der Staat ihn außer Stand setzte, solche auszuhalten, dann muß ein solcher Schutz entweder ungerechter Weise vorenthalten und der Verkauf wichtiger Manufakturwaaren im In- und Ausland gehemmt werden, oder man muß ihn gewähren, und mit dieser Gewährung wird der Grundsatz zugestanden, daß der Staat einen Schutz gewähren muß, der mit den höhern Produktionskosten, die durch die vom Staat aufgelegten Lasten und Beschränkungen veranlaßt sind, im Verhältniß steht. Nun sind aber alle Zweige des englischen Handels durch eine unerträgliche Abgabenlast und durch ein Heer von Beschränkungen und Hemmnissen niedergedrückt. Diese wenigstens sollten zuerst entfernt werden; aber diese bestehen, und den Fremden ohne allen angemessenen Schutz für die britischen Interessen auf den englischen Märkten zuzulassen, ist eben so ungerecht als unpolitisch, eben so hart und grausam als verderblich.

An der Schiffsrhederei ward die Probe zuerst gemacht, deren Ansprüche auf Schutz eben so sehr in der Gerechtigkeit als in der Politik gegründet sind, die aber im Parlament nur wenig Fürsprecher hatten und somit gewissermaßen zum Angriff einluden. Daß einige im Schiffahrtssystem enthaltene Beschränkungen einen gehässigen Charakter trugen, andere ihres Zwecks völlig verfehlten, ist nicht zu läugnen; eine Revision und Verbesserung dieser Anomalien hätte deßhalb statt finden sollen. Mit der Rückkehr des Friedens, mit dem wiederbeginnenden Seehandel der Kontinentalnationen mußte die britische Schifffahrt in eine schwierige Lage kommen, Dieß war zu erwarten; aber britische Ausdauer und Unternehmungsgeist hätten über diese schwierige Lage gesiegt, wenn nicht derselbe Augenblick, wo die pflegende Hand des Schutzes am nothwendigsten war, gewählt worden wäre, um mit eben so viel Ungerechtigkeit als Unverstand die Lage der Schiffseigenthümer noch ohne alle Noth und Nutzen zu erschweren. Nach abstrakten Theorien wurde derjenige Theil der Schifffahrtsakte, welcher der englischen Rhederei Schutz gewährte, abgeändert, ihre lästigen und beschränkenden Bestimmungen aber, welche mit jenen Theorien nicht minder im Widerspruch standen, beibehalten. Es wäre hier nicht der Ort, die Sache im Einzelnen zu untersuchen, da aber so viele falsche Begriffe darüber vorherrschen, so ist es nöthig die allgemeinen Beziehungen auseinander zu setzen.

Von der frühesten Zeit der britischen Geschichte an hat die Erfahrung gezeigt, wie nothwendig bei der insularischen Lage Englands eine Seemacht sey; und da Nationalsicherheit noch wichtiger ist, als Nationalreichthum, so war möglichste Aufmunterung der Handelsmarine Jahrhunderte lang ein Hauptzweck britischer Politik. Bei Verfolgung dieser Politik aber wurde fortwährend darauf gesehen, der Handelsmarine ihren nationalen Charakter zu bewahren; und der Schutz anderer einheimischer Interessen ward zugleich sorgsam in Bedacht genommen. Während der Schiffseigenthümer das Monopol des Küsten- und Kolonialhandels hatte, und theils durch Bestimmungen der Schifffahrtsgesetze, theils durch unterscheidende Zölle auch in andern Zweigen des Handels Vortheile genoß, war er in dem Bau und der Ausrüstung seiner Schiffe streng an die theuern einheimischen Artikel gebunden, und er durfte seine Schiffe nur mit einheimischen Matrosen bemannen, die gleichfalls mehr als andere kosteten; die erste Bestimmung war zum Vortheil der englischen Zimmerholzbesitzer, Schiffsbaumeister, Manufakturisten und einer großen Anzahl von ihnen abhängigen Handwerker und Arbeiter; der Zweck der letztern war, eine Pflanzschule thätiger und erfahrener Seeleute zu erhalten, aus der die Nationalmarine sich jeder Zeit ersetzen konnte. Daß dieß eine vernünftige nationale Politik war, wird wohl Niemand läugnen, und jedenfalls muß man zugeben, daß dabei der Schiffseigenthümer kein besonderes, von dem übrigen Theil der Staatsgesellschaft verschiedenes und höheres Interesse hatte. Der Schutz, dessen er genoß, war nicht mehr als billig, und im Fall man ihn nicht absichtlich zu Grunde richten wollte — ein unerlöschliches Aequivalent für die Beschränkungen, die sein Gewerbe ausschließend belästigten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Charruas-Indianer in Paris.

(Schluß.)

Der Stamm der Charruas hatte sich schon früher furchtbar gemacht, und die Yaros und Bohanes aufgefressen oder ausgerottet; später vereinigten sie sich mit den Minuanes, einem andern Volksstamme, der in Wildheit und unversöhnlichem Haß gegen die Spanier mit ihnen wetteiferte. Diese Helden der Wildniß konnten nie bezwungen werden; starrsinnig verwarfen sie seit zwei Jahrhunderten schon, in einem fortwährenden Kampfe mit Feuer und Schwert, jeden Friedensantrag. Gegenwärtig, wo die wilden Pferde in Amerika sehr zahlreich geworden sind, haben sie, wie die Tataren, die Gewohnheit angenommen, zu Pferde zu leben. Sie führen den Krieg durch Ueberfälle und Hinterhalte; oder stürzen sich, mit der Lanze in der Faust, mit wildem Muthe auf die dichten Schlachthaufen ihrer Feinde, gleich den Jaguars ihrer Wälder. So wurden sie nach und nach eine Reiternation.

Der Charrua, der roheste von allen amerikanischen Wilden, wäscht sich niemals. Stets schmutzig und Uebelgeruch verbreitend, kennt er weder Tanz, noch Spiel, noch Gesang, noch Musik, noch Gesellschaft, wie Azara und der Pater Dobrizhofer sagen. Mit einem Ausdrucke unveränderlichen Ernstes im Gesichte und schweigsam, stößt er weder einen Schrei noch eine Klage aus, selbst nicht wenn man ihn tödtet. Er ist der am tiefsten stehende oder trotzigste unter den Sterblichen. Er kennt weder, noch betet er ein göttliches Wesen an, lebt ohne Gesetze, verbindliche Gebräuche, Belohnungen und Strafen. Die Kaziken oder Häuptlinge haben außer dem Kriege keine weitere Gewalt über sie; keiner kann von dem Andern einen Dienst oder auch nur eine Gefälligkeit oder Berücksichtigung verlangen. Sie leben umherschweifend, nehmen das nächste beste Weib, das ihnen gefällt, und die Weiber verweigern selbst den Häßlichen und Alten ihre Gunst nicht, wenn sie darum angegangen werden; doch leben sie gern mit einem Manne, dem sie den Vorzug schenken, können ihn aber für einen jüngern, der ihnen besser gefällt, wieder verlassen. Dieß ist dem gegenwärtig in Frankreich angekommenen Kaziken widerfahren. Sein junger Nebenbuhler besitzt jetzt vor den Augen des Valmaca-Peru seine Eroberung ohne Einspruch; die persönliche Freiheit ist bei ihnen so schrankenlos, daß selbst Ehebruch nur mit einigen Faustschlägen bestraft wird.

Die Charruas bleiben nie unverheirathet, und nehmen sich, sobald sie mannbar geworden sind, ein Weib. Polygamie ist ihnen erlaubt; doch werden keine Verbindungen zwischen Brüdern und Schwestern geschlossen, obgleich Dieß durch kein Gesetz verboten ist. Keine Frau kann mehr als einen Mann nehmen, weil sie nicht gehindert ist, ihn wieder zu verlassen, doch trennt man sich nicht mehr, wenn man Kinder hat.

Die Frauen, die ein noch sitzenderes Leben führen, als die Männer, werden gewöhnlich sehr wohlbeleibt und haben gewaltige Kräfte. Weniger den starken Getränken ergeben, als die Männer, und mit keinem andern Reize begabt, als der natürlichen Koketterie der Schamhaftigkeit, sind sie übrigens eben so unreinlich als jene; sie sollen sogar ihr Ungeziefer nach Art der Affen tödten. Die ehelichen Verbindungen werden ohne alle weitere Förmlichkeit vollzogen. Die syphilitische Krankheit, der man die neue Welt als Heimath anweist, ist ihnen nicht bekannt, wie denn diese Völker überhaupt keinen besondern Krankheiten unterworfen sind, und sie gegen solche weniger Heilmittel als abergläubische Worte und Grimassen anwenden. Die Charruas bereiteten schon, bevor sie noch die gebrannten Wasser der Europäer leidenschaftlich lieben lernten, ein geistiges Getränk aus wildem gegohrnem Honig, das berauschte und Chicha genannt wurde. Sie trinken auch mit Vergnügen einen Aufguß von Paraguaythee oder Mate (Ilex Paraguayensis oder Congonha); einen köstlichen Genuß gewährt es ihnen auch Tabak zu schmauchen, wie überhaupt Alles, was ihre Sinne kitzelt.

Es ist begreiflich, daß diese großen Kinder, denen die Erde als Lager dient, die nichts thun, als in müßigem Zigeunerleben umherzuwandern und zu schlafen, bei dieser fortschrittlosen, rohen und unabhängigen Lebensweise, stolz, starrsinnig und ganz von ihren thierischen Leidenschaften beherrscht sind. Die geringste Beleidigung entflammt in ihnen einen unversöhnlichen Haß, wie man denn überhaupt die Bemerkung gemacht hat, daß sie wie die ganze gelbe Mongolenrace mehr galliger als lymphatischer Natur sind. Steht es nicht in ihrer Macht, auf der Stelle ihrer Rache freien Lauf zu lassen, so wissen sie sich tief zu verstellen, um ihren Grimm zu gelegener Zeit desto blutiger ausbrechen zu lassen; sie verstehen sich vortrefflich darauf, lange in einem Hinterhalte zu lauern, und auf einem ungesattelten Pferde geduckt liegen zu bleiben, um ihre Blutgier im geeigneten Augenblicke mit eben so viel Kühnheit als Ausdauer zu sättigen.

Die Sprache der Charruas besteht größtentheils aus Kehllauten, und ist schwer mit unsern Buchstaben wiederzugeben; sie scheint aus der Guarani-Sprache abgeleitet zu seyn, die aber weit sanfter ist und von vielen Nationen Südamerika's gesprochen wird. Sie haben das Menschenfressen, das noch bei den Tupis, Botocuden und andern Völkerschaften des Innern von Amerika gebräuchlich ist, aufgegeben.

Bemerkenswerth ist hier der Einfluß der Lebensweise auf den sittlichen Charakter, wie er sich zwischen den Guarani's und Charruas herausstellt. Der landbauende Guarani, der von Früchten, Honig und Obst lebt, ist sanft, schüchtern, furchtsam, unterwürfig, und durch die Missionäre und Jesuiten zum christlichen Glauben bekehrt, während der fleischessende und jagdtreibende Charrua, Chiriguane, Coagui u. s. w. roh und gefühllos ist. Die Guarani's haben auch keine so lohfarbige Haut, zartere Knochen und Muskeln, humanere Neigungen und ein kaltes, gegen Liebe gleichgültiges Temperament. Der fleischessende Amerikaner scheint nur von thierischen Nahrungsstoffen zu leben; er kleidet sich in das Fell der erlegten Schaguars, färbt die Häute mit Blut und Galle, und deckt seine Hütten oder Toldos mit Leder. Dieser Tatar der neuen Welt lebt wie jener der alten mit seinem Pferde, trinkt im Nothfall dessen Blut mit Vergnügen, dörrt wie er das Fleisch der wilden Büffel, und saugt das warme ungekochte Mark aus ihren Knochen. Der Wilde gefällt sich in Blutvergießen, liebt das Morden und Zerstören, auch nur als Zeitvertreib, setzt seinen Ruhm und seinen Stolz in die Jagd, in den Krieg, und verachtet Gesittung, Reinlichkeit und jede Art künstlerischer Bestrebungen. Auch der Tatar verachtet Unterricht und Civilisation als Etwas, das den Muth erschlafft; er bietet sogar den Göttern Trotz und berauscht sich, um furchtlos sich in Gefahr und Schlacht zu stürzen. Wie verschieden davon sind die friedlichen, von Feldfrüchten lebenden Bewohner Indiens, die frommen Verehrer ihrer Gottheiten, fleißig, waffenscheu, sich in den Strömen reinigend, hängen sie mit treuer Liebe an der Scholle ihrer Fluren, die sie unter der Herrschaft ihrer Fürsten und Gesetze anbauen. Gesellig, einer bleibenden Lebensart zugethan, pflegen sie die Künste und entwickeln ihre geistigen Anlagen, und während der Kriegsmensch, der Eroberer und Wilde sich im Kriege aufreibt, vermehrt sich der Kunstmensch, in seiner friedlichen Thätigkeit durch Fleiß und Industrie; jener hat nur eine blutvergießende Unabhängigkeit, dieser sucht die Gränzen seiner Rechte festzustellen, um sich die Freiheit zu sichern.

Vermischte Nachrichten.

Vor den Lord-Major von London wurde jüngst ein gewisser John Brown gebracht, der schon lange in dem Rufe eines ausgelernten Diebes steht, und in einer verdächtigen Haltung auf den Straßen von London umherschleichend betroffen wurde. Brown verwahrte sich feierlichst gegen jeden Verdacht, und erklärte, daß er schon seit sechs Monaten das Diebsgewerbe aufgegeben habe und zum Schneiderhandwerke zurückgekehrt sey. Der Lord-Major bemerkte dagegen, wenn Dieß der Fall sey, so könne er sich keinen andern Grund denken, als weil vielleicht das Diebshandwerk minder einträglich geworden sey, als die Schneiderkunst. „Und es nimmt mich auch gar nicht Wunder, fügte der Lord hinzu; denn schon lange her rathe ich den Leuten Sicherheitsketten an den Uhren zu tragen, und was die Taschentücher betrifft, so halten es die Diebe nicht mehr der Mühe werth, sie zu stehlen. — Brown: O Mylord, ich werde niemals wieder stehlen, ich gebe ihnen mein Wort darauf. — Lord-Major: Sie geben also zu, daß es ein schlechtes Gewerbe ist und nichts mehr einträgt? — Brown: Ein schlechtes Gewerbe, Mylord? Es ist dem Teufel zu schlecht, und wirft nicht so viel ab, um sich nur dürftig fortzubringen. Ein Dieb gewinnt jetzt nicht mehr so viel, als ein Bettler. — Lord-Major: Sagen Sie mir die Wahrheit, haben Sie das Schneiderhandwerk wieder ergriffen, weil sie arbeiten für besser halten als stehlen, oder dieß, weil der Diebstahl weniger einträglich geworden ist? — Brown: Ich will Sie nicht hintergehen, Mylord; ich weiß, es hilft mir nichts, und so sage ich denn gerade heraus, daß ich jetzt Schneider bin, weil das Stehlen sich nicht mehr der Mühe verlohnt. — Lord-Major: Gut, Brown, ich werde Sie für dießmal in Freiheit setzen lassen; allein nehmen Sie sich in Acht, Sie sind ein Familienvater *) und Sie werden streng beobachtet werden, denn ich glaube, daß Sie das Diebshandwerk jeder andern nützlichen Beschäftigung vorzögen, wenn es mehr eintrüge. — Brown wurde nun in Freiheit gesetzt, um das Diebs- oder Schneider-Handwerk fortzusetzen, je nachdem er eines oder das andere für einträglicher hält.

*

In dem Städtchen Town-Malling, in der Grafschaft Kent, ereignete sich unlängst ein neues Beispiel von mordlustiger Monomanie, wie sie so häufig in Frankreich und England unter dem weiblichen Geschlechte vorkommt. Maria Colegate, die Frau eines armen Tagelöhners, Mutter von vier Kindern, hatte nach ihrer letzten Niederkunft einige Monate in einer Irrenanstalt zugebracht; war aber als geheilt aus derselben entlassen worden. Eines Abends, als ihr Mann zu Bette gegangen und in tiefen Schlaf versunken war, legte sie in dasselbe Bette ihre dreijährige Tochter, bewaffnete sich dann mit einem langen Messer und schnitt dem Kinde den Hals ab, so daß sie den Kopf fast ganz vom Rumpfe trennte. Die schreckliche That ging so schnell vor sich, daß das Kind nur einen Schrei ausstieß, wovon jedoch der Vater aufgeweckt wurde, der entsetzt über den furchtbaren Anblick entsprang und um Hülfe rief. Als man sich der Wahnsinnigen bemächtigt hatte, bat sie bloß, man möchte ihr die mit dem Blute ihres Kindes befleckten Kleider abnehmen, da sie es vor Entsetzen nicht mehr aushalten könne. Warum hast Du aber das Kind getödtet? fragte man sie. Die Mörderin antwortete, ihr Schutzengel sey ihr erschienen und habe ihr gesagt, das Kind werde, wenn es erwachsen sey, seinen Vater, seine Mutter und alle seine Brüder und Schwestern ums Leben bringen; indem sie es getödtet, habe sie daher ihrer Familie und dem Kinde selbst einen Dienst erwiesen und den Willen des Himmels erfüllt.

*

Zu Metz ist ein unverheiratheter Taglöhner, Namens Franz Roussel (zu Nouvres im Departement der Meuse geboren), in seinem 118 Jahre verstorben.

*

Das Theater von Drury-Lane hat 500 Pf. St. zu einem Denkmale für den verstorbenen Edmund Kean bestimmt, und den Bildhauer Chantry die Ausführung desselben übertragen.

---

*) A Familyman, ein Familienvater, in dem Rothwelsch der Londoner Diebe: ein Dieb ersten Ranges.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 195. 14 Julius 1833.

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

2. Die Mainoten.

Wenn man längs der Küste von Maina hinsegelt, so erblickt man nur grausige Abgründe, weit hervorragende Felsenriffe und nackte Bergwipfel. Der wilde Anblick dieses unwirthlichen Gebirges scheint den Reisenden zu warnen, daß er, wenn anders hier Menschen hausen, ihre Nähe fürchte; denn das Elend verfolgt sie und nöthigt sie zu einem verzweifelten Kampfe mit allen Uebrigen.

Nähert man sich dem Vorgebirg Tenaros, so wird die Gegend immer furchterregender; allenthalben Schluchten von häufigen Regengüssen ausgehöhlt, ungeheure Felsenmassen, tiefe Höhlen, nirgendwo ein Plätzchen, wo ein Baum wachsen oder Getraide gedeihen könnte. So ist der Charakter des Landes beschaffen, das der Mainote oder der Kakovouniote (κακος βουνί, der schlimme Gebirgsbewohner), der wildeste und unbändigste von allen Moreoten bewohnt; wehe dem Schiffe, das an dieser Küste strandet oder wegen Windstille zurückgehalten wird. Die Seeräuber von Kakovounia haben eine von der Sonne gebräunte Gesichtsfarbe; auf dem Kopfe tragen sie eine kleine platte Mütze; die Farbe ihres Anzugs ist erdfahl, um von denen, welche sie angreifen wollen, nicht entdeckt zu werden. Weiber und Kinder nehmen an ihren Raubzügen Antheil; ihre Papas selbst besteigen zuweilen die ausgerüsteten Schaluppen und wollen, wie sie sagen, den Zehnten der Beute einärnten. Der ganze Volksstamm ist mit dem Waffenhandwerk vertraut; man zählt die Männer nur nach der Anzahl der Schußwaffen. Alle ihre Häuser sind mit Schießscharten versehen und die Höhlen, wohin sie flüchten, befestigt; fehlt es ihnen gerade an einem Raubzuge zur See, so bekriegen sie sich einander selbst. Von Haus zu Haus, von Höhle zu Höhle entspinnt sich der Kampf; nur die Religion vermochte diese blutigen Auftritte auf eine bestimmte Zeit zu unterbrechen und der „Gottesfrieden,“ ohne Zweifel eine Einrichtung, die von den Franken des Mittelalters herrührt, verbietet jede Feindseligkeit von dem Sonnabend nach dem Angelus bis Montag frühe nach der Messe. Der bedeutendste Handelszweig der Mainoten bestand früher in dem Sklavenhandel; sie machten unter allen Nationen Gefangene. Gefangene Christen verkauften sie an die Türken und so umgekehrt Türken an Christen. Aus Mangel an Käufern ist dieser Handelszweig ganz eingegangen; ob aber zum Vortheil der Menschlichkeit, ist sehr zweifelhaft; denn wenn man nichts mehr für seine Freiheit zu fürchten hat, so muß man für sein Leben zittern. Zur Zeit, wo die Kakovouniotén Sklaven verkauften, begegnete es ihnen zuweilen, daß sie ihre eignen Nachbarn und Verwandten zum Kaufe ausboten. Folgende Anekdote eines älteren Reisenden mag zum Belege dienen: Zwei Korsaren-Kapitäne, Anapliotis und Theodoro, hatten sich über die Theilung der Beute, wie dieß häufig geschieht, entzweit. Nach vielen gegenseitigen Drohungen suchte jeder sich auf eine ausgezeichnete Weise zu rächen und beide geriethen auf denselben Gedanken. Auf der Rhede lag ein maltesischer Korsar; Theodoro bemächtigte sich des Weibes von seinem Gegner und bot sie dem Kapitän aus Malta zum Kaufe an. Da sie sich nicht über den Preis verständigen konnten und Theodoro auf der geforderten Summe bestand, so erklärte ihm der Kapitän, er habe diesen Morgen schon eine viel schönere und jüngere Frau, zu einem bedeutend geringeren Preise gekauft. Da Theodoro sie zu sehen wünschte, so ließ man sie herbeikommen. Aber wie groß war seine Ueberraschung, als er in ihr seine eigene Frau erkannte! Er sah nun, daß ihm Anapliotis zuvorgekommen war, und um seinem Gegner keinen Vortheil über sich einzuräumen, so eilte er dessen Weib für die ihm vom Korsaren gebotene Summe los zu schlagen. Allein hiermit war die Geschichte keineswegs noch zu Ende. Der Charakter unserer Piraten war von solcher Beschaffenheit, daß, was sie zu tödtlichem Hasse hätte entflammen sollen, sie gerade zur Aussöhnung führte. Aehnlich jenen Fechtmeistern, die nachdem sie ihre Kunst versucht, voll gegenseitiger Achtung vom Kampfe sich zurückziehen, wurden sie mit Bewunderung für einander erfüllt und vereinigten sich gegen den maltesischen Kapitän, den sie zur Herausgabe ihrer beiden Weiber nöthigten. — Diese Anekdote veranlaßt mich zu einer Bemerkung über den seltsamen Widerspruch in den Sitten und Gesetzen dieses Landes. Zwei Weiber werden ihrer Familie entrissen und an einen Korsaren verkauft, ohne daß das Gesetz dafür irgend eine Strafe bestimmt; aber schon der Versuch sie zu verführen, wäre mit dem Tode gestraft worden. Die Mainoten verstoßen aus dem Schooße ihrer Gesellschaft denjenigen, der eine Frau oder ein Mädchen verführt hat, sogar wenn er die Absicht zu heurathen hatte; der Schuldbeladene findet

nirgend einen Zufluchtsort und jeder hat das Recht ihn zu tödten, bis er gewissen Bedingungen, die er jedoch nicht immer erfüllen kann, Genüge geleistet hat. Die Ehebrecherin wird zum Tode verurtheilt und muß von der Hand eines nahen Verwandten sterben; diese Gesetze bestehen noch in ihrer ganzen Strenge. So, um das Laster zu unterdrücken, erhöhet man die Menschlichkeit und die Gesetze dieses Volkes haben sogar seiner Tugend das Gepräge barbarischer Härte aufgedrückt. Obgleich sich die Mainoten ihrer Theilnahme an dem Kampfe für Griechenlands Freiheit rühmen, so besorge ich doch, daß sie den Fortschritten der Bildung unter den Griechen ganz fremd bleiben und daß sich der Charakter dieses Volkes eben so wenig als der wilde Anblick seiner Gebirge ändern werde.

Der Graf Capo d'Istrias hatte die Absicht, ihm einen Gouverneur zu schicken; aber dem zu diesem Posten Bezeichneten rieth man, wenn ihm das Leben lieb sey, denselben nicht anzutreten. Die Bewohner des Cap Tenaros werden aus Mangel an andern Subsistenzmitteln der Seeräuberei schwerlich jemals entsagen. Ungeachtet der Missionen, die man zu ihnen abschickte, um Frieden und Ordnung herzustellen, treiben sie ihre Seeräuberei vor wie nach; selbst die Hinwegnahme ihrer Barken hielt sie nicht davon ab. Das einzige Mittel, sie in nützliche Bürger umzuschaffen, besteht darin, sie von der Meeresküste in das Binnenland zu verpflanzen und ihnen dort Ländereien zum Ackerbau einzuräumen. —

Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Mißvergnügens in England.

(Fortsetzung.)

Da nach den neuen Ansichten über Nationalpolitik dem Schiffsrheder seine Privilegien entzogen werden sollten, so hatte er ein Recht zu erwarten und zu fordern, daß die ihm auferlegten Beschränkungen zugleich abgeschafft würden. Aber seine Erwartungen wurden getäuscht, seine Bitten abgeschlagen, seine Klagen verhöhnt. Mit beispielloser Ungerechtigkeit entzog man der britischen Rhederei in mehreren Zweigen der Frachtschiffahrt jeden Schutz, und der Schiffsrheder ist verurtheilt, ohne alle andere Erleichterung als einige unbedeutende Abgaben, mit der wohlfeilsten Schiffahrt von der Welt in Konkurrenz zu treten, während er noch immer um oben erwähnter Nationalzwecke willen, sein Schiff bauen, ausrüsten und bemannen muß, mit einem Aufwand, der manchmal den seines Konkurrenten um die Hälfte übersteigt. So kam es, daß der Tonnengehalt der britischen Frachtschiffe, dem unter andern Verhältnissen die Bedürfnisse der rasch anwachsenden Bevölkerung, reichliche Beschäftigung gesichert hätten, bedeutend sank, während das unvermeidliche Herabdrücken der Frachtpreise, in Folge der Konkurrenz der wohlfeilern fremden Schifffahrt, dem auf die Schiffsrhederei verwendeten Kapital keinen Vortheil mehr abwarf. Fremde Konkurrenz ward zwar nicht in allen Zweigen der Frachtschifffahrt zugelassen, der Erfolg war aber derselbe. Baltische Frachten werfen keinen Vortheil mehr ab, und die beste Klasse von Schiffen ging in den westindischen Handel über, der schon hinreichend versehen war; dadurch sanken die Frachten nach Westindien gleichfalls, und die überflüssigen Schiffe wurden zum Handel nach Ostindien genöthigt, und nun sanken auch die Frachten dahin. Neue Schiffe mußten zu einigen Zwecken immer gebaut werden, so überstieg der Vorrath an Schiffen den Bedarf, der Ueberschuß bestand nun aus allen, nur noch zum Handel mit Zimmerholz tauglichen Schiffen, und in diesem Handel war Konkurrenz gestattet. Daß die Schiffsrheder unzufrieden sind, darf kein Erstaunen erwecken; es ist aber nicht zu läugnen, daß noch bitterere Gefühle erzeugt wurden durch die Umstände, wovon diese Aenderungen begleitet waren, denen aufgeklärte Männer mit solchem Eifer und doch vergeblich sich widersetzten. Im Laufe der parlamentarischen Diskussion über diesen Gegenstand erregten die anmaßenden Behauptungen der Männer der Schule eben so viel Unwillen, als das Fehlschlagen ihrer übertriebenen Prophezeihungen Verachtung erweckte, und ihre Verdrehung offizieller Dokumente noch viel heftigere Gesinnungen anfachte. Warum, fragte man, werden die theuersten Interessen der Einzelnen und ganzer Klassen theoretischen Philosophen hingegeben? Welches philosophische Dogma hat nicht einmal auf Unfehlbarkeit Anspruch gemacht, so sehr auch spätere Erfahrungen es widerlegten? Diese Fragen drängten sich den Opfern der Veränderungen in dem englischen Handelssystem auf, und der Erfolg bewies nur allzusehr, wie gegründet ihr Mißtrauen gewesen war. Es ist unnütz zu untersuchen, ob mehr oder minder ungünstig die unkluge Anwendung der Grundsätze von freiem Handel auf die britischen Handelsverhältnisse einwirkte, läugnen läßt sich nicht, daß der Versuch im hohen Grade unpopulär war. Es scheint unbegreiflich, wie die aufeinanderfolgenden Ministerien, denen während der letzten siebzehn Jahre das Geschick des Landes anvertraut war, so vollständig übersahen, wie wichtig ein versöhnendes, Zufriedenheit erweckendes Verfahren sey, daß alle den Verlust des Vertrauens und der Zuneigung des Volks im Vergleich zur Aufrechthaltung eines Lieblingsdogmas für eine so unbedeutende Sache ansahen, und namentlich, daß Diejenigen, welche in politischen Fragen immer verlangen, daß man sich nach der Stimme des Volks richte, in diesem Falle die laut ausgesprochene öffentliche Meinung so sehr mißachteten.

Stehen wir von finanziellen und Handelsverhältnissen ab, um unsere Aufmerksamkeit auf den politischen und gesellschaftlichen Zustand zu richten, so häufen sich die Elemente des Mißvergnügens auch hier auf allen Seiten. Schlechte Regierung, Korruption und Mißbräuche haben reichlichen Grund zu gerechten Klagen geliefert, während zufällige Umstände einen rastlosen Geist der Aufregung und ein allgemeines Verlangen nach Aenderung erzeugten. Obwohl in den gerühmten Fortschritten der Aufklärung, wenn man Dieß von einer angeblichen Ueberlegenheit unseres Zeitalters an Kenntnissen und Einsichten über alle früheren Jahrhunderte versteht, vieles nach oberflächlicher Anmaßung schmeckt, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Kenntnisse viel allgemeiner verbreitet sind, und ein Geist der Untersuchung in weit höherem Grade vorherrscht, als in irgend einer frühern Periode der Geschichte. So kam es, daß Mißbräuche, welche lange den Augen der Menschen verborgen geblieben waren, durch

die scharfe Untersuchung aufgeweckter Geister entdeckt, und schonungslos dem öffentlichen Tadel bloßgestellt wurden. Das Volk begnügte sich nicht länger, die durch die Zeit geheiligten Reliquien alter Mißbräuche in ehrfurchtsvoller Ferne zu betrachten, sondern faßte mit Begierde den Eindruck auf, und sprach nun auch seinerseits mit Enthusiasmus seinen Abscheu gegen diese Mißbräuche aus.

Es wäre ein Glück gewesen, wenn Diejenigen, welche das Monopol der Gewalt und des Einflusses nur allzulange besaßen, sich zeitig in die veränderte Lage der Gesellschaft geschickt, und dem Strome eine Richtung angewiesen hätten, da sie zum Widerstande bei weitem zu schwach waren. Statt aber bereitwillig und freigebig in die Forderungen einzugehen, für welche Gerechtigkeit und Vernunft gleichmäßig sprachen, betrachteten die Besitzer der Gewalt unglücklicherweise solche Forderungen als Angriffe auf ihre gesetzmäßigen Rechte, und stellten sich dadurch der öffentlichen Meinung feindselig gegenüber; vergeblich suchten sie die wankenden Mauern ihrer modernden Gebäude zu stützen, vergebens vertheidigten sie ihre veralteten Systeme aufs äußerste, und erklärten die Vorsprecher der Reform als Neuerer und Revolutionäre. Durch diesen sinnlosen Widerstand steigerten sie das Mißvergnügen zur Erbitterung, und während planvolle und gefährliche Menschen, unterstützt von allem Einflusse, den die Verweigerung gerechter Forderungen ihnen geben mußte, die Leidenschaften der unwissenden und leichtgläubigen Menge bearbeiteten, erkannte der gemäßigte und denkende Theil der Staatsgesellschaft, daß sie die von ihnen geachteten Institutionen unmöglich unterstützen könnten, ohne zugleich die Fortdauer der gehaßten Mißbräuche zu vertheidigen, und sah sich dadurch gezwungen entweder unthätiger Zuschauer bei dem Kampf zu bleiben, oder sein Gewicht in die Wagschale demokratischer Neuerung zu werfen, so sehr Dieß auch immer die Festigkeit der Institutionen des Landes gefährden mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Bunge's Reise nach Peking.

(Mitgetheilt in der „Europe littéraire" von Herrn Klaproth.)

Rußland ist unter allen europäischen Mächten die einzige, die das Vorrecht genießt, in Peking, der Hauptstadt von China, eine bleibende Niederlassung zu halten, und diese besteht in einem griechischen Kloster und einem Gesandtschaftshotel, die von einigen Mönchen und jungen Leuten bewohnt sind, deren Bestimmung ist, nach ihrer Rückkehr in ihr Vaterland, als Dolmetscher zu dienen. Alle zehn oder zwölf Jahre wird diese kleine russische Kolonie abgelöst, und bei dieser Gelegenheit ist es einigen beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg Angestellten gestattet, die Reise nach Peking unter dem Vorwande mitzumachen, die dahin Abgehenden zu begleiten und auf dem Wege zu beaufsichtigen, und Die, an deren Stelle sie treten, nach Hause zurückzuführen. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg hatte den glücklichen Gedanken, diese Gelegenheit zu benutzen, um die Naturgeschichte der Mongolei und des nördlichen Theiles von China näher untersuchen zu lassen, und gab zu dem Ende der nach Peking abgehenden geistlichen Expedition den durch seine interessante Reise in die höchsten Regionen der Gebirgskette des Altai der gelehrten Welt bereits vortheilhaft bekannten Dr. Bunge bei, der nach seiner Rückkehr aus China in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 5 April d. J. einen umfassenden Bericht vorlas, den wir hier im Auszuge folgen lassen.

Die Reise bis an die Gränze von China wurde mit so großer Schnelligkeit zurückgelegt, daß Herrn Bunge nur selten Zeit zu Untersuchungen blieb, die erst mit dem Eintritt in die Mongolei ihren Anfang nehmen konnten. In den nördlichen Bezirken dieses Landes fängt der obere Theil von Mittelasien an sich plötzlich gegen Norden abwärts zu senken, und die Verlängerung dieser Absenkung ist Sibirien. Die politische Gränze, zum mindesten da, wo der Reisende sie überschreitet, ist nirgends von der Natur bezeichnet, denn die gesammte Vegetation und die ganze Physiognomie des Landes sind auf beiden Seiten der Gränzen zwischen Rußland und China dieselben. Nur selten trifft man in der nördlichen Mongolei Pflanzen, die nicht auch im südlichen Sibirien einheimisch sind, und doch erkennt man nachher, daß sie zwar aus einer benachbarten Gegend kommen, deren Beschaffenheit aber gänzlich verschieden ist, und von der sie das Gepräge tragen. Herr Bunge führt als Beispiel eine Pflanze an, die eine neue Gattung bildet, der er den Namen Caryopteris beigelegt hat; sie gehört der südlichen Mongolei an, findet sich in der nördlichen nur hie und da und verschwindet in Sibirien gänzlich. Die allgemeine Gleichförmigkeit des Charakters der nördlichen Mongolei und des südlichen Sibiriens verliert sich nur dann erst, wenn man, immerfort sanft aufwärts steigend, nach Urga oder den Kurán, d. h. die Residenz oder das Hauptlager der Khalkhas-Mongolen, gekommen ist, wo sich der Ghegheen Khutukhtu, oder fleischgewordene Gott, aufhält, den sie anbeten. Bis dorthin sieht man noch abgerundete, bewaldete Gebirge, mit schwarzer, fruchtbarer Erde bedeckt, und die tiefen Thäler werden von Flüssen und Bächen bewässert, deren Ufer oft mit hohem Gebüsch und Pappeln umkränzt sind. Die Vegetation ist hier kraftvoll, der Boden fast allenthalben mit dichtem Rasen bedeckt und für den Anbau geeignet; die Landschaft bietet Abwechslung und einen angenehmen Anblick. Allein kaum hat man den Kurán verlassen, und den Tola, einen bedeutenden Fluß, der, von Südost kommend, in den Orkhon, einen Beifluß der Selenga, fällt, im Rücken, so trifft man lange Zeit keine laufenden Gewässer mehr, selbst nicht die unbedeutendsten, und hat man die nördlichen, bewaldeten Theile des Khan Obla aus dem Gesichte verloren, so sucht das Auge auf der weiten Ebene, die man betritt, vergebens nach einem Baume.

Hier fängt die Wüste von Gobi an, eine Benennung, die mit dem arabischen Worte Sahra gleichbedeutend ist, denn sie bezeichnet bei den Mongolen eine gänzlich von Waldungen und Wasser entblößte Gegend. Von entgegengesetzter Bedeutung ist das Wort Khanggai, das ein gebirgiges, holzreiches, von Flüssen bewässertes und von fruchtbaren Wiesen durchschnittenes Land bedeutet. Der Anblick dieser Wüste ist indeß noch nicht so ganz einförmig; zur Rechten erheben sich die abgerundeten Massen des Khan Obla; zur Linken, aber entfernter, die spitzen Gipfel des steilen rauhen Gebirges, wo die Quellen des Tola sind. Die Vorsprünge dieser hohen Gebirgskette bestehen aus einem röthlichen, sehr reinen Jaspis, und kommen weiterhin, in der Ebene, unter der Gestalt kleiner zugespitzter Hügel von rother Erde wieder vor. So bietet diese zwar von Bäumen und Flüssen entblößte Gegend noch nicht den trostlosen Anblick einer Wüste; nur erst zu Dzirgalangtu, wohin man unvermerkt aufwärts steigend gelangt, ändert er sich kaum, und dennoch befindet man sich hier 170 Toisen über dem Meeresspiegel. Hier beginnt dann eine Absenkung, die zu Olon Baisching noch deutlicher bemerkbar wird. Der Name dieser Station bedeutet so viel als eine Menge Gebäude, und ward ihr wegen der Ruinen mehrerer Häuser aus Backsteinen beigelegt, die vor mehreren Jahrhunderten wahrscheinlich die Residenz irgend eines mongolischen Fürsten bildeten. Bis hieher sieht man noch, in größerer oder geringerer Ferne, hohe steile Gebirge, deren porphyrartiges Gestein fast immer kahl und nur auf einigen Stellen des nördlichen Abhanges mit fruchtbarer Erde bedeckt ist, die jedoch kaum hinreicht, einige zwei bis drei Fuß hohe Sträuche zu nähren. Unter diesen Gebirgen ist der Darkhan Obla bemerkenswerth, der aus Porphyrschichten von verschiedenen Farben und zierlichen Breccien besteht; den jetzigen Mongolen gilt er als die Wiege des berüchtigten Tschingis Khan. Bis dorthin ist die Vegetation noch mannichfaltig; sie gleicht der Sibiriens, und zeichnet sich besonders durch den üppigen Graswuchs aus, der jedoch nicht viele verschiedene Arten zählt. Der Reisende wird durch Wolken kleiner Fliegen und eine kleine Gattung Mäuse belästigt, die den ausgedorrten Boden

allenthalben durchwühlen, und sich, bei jedem Schritte den man thut, unter gellendem Pfeifen flüchten.

Zu Olon Baisching bemerkt man in der Ferne eine schwärzliche Linie; näher gekommen erkennt man, daß es eine Felsenwand ist, die sich jäh vom Boden erhebt; sie ist nicht hoch und besteht aus horizontalen Schichten von Sienit. Die Mongolen haben ihr den passenden Namen Bussu-Tschilohu, d. h. Steingürtel, gegeben. Diese Felsenwand dehnt sich, ohne bedeutende Unterbrechung, auf eine sehr große Strecke in gerader Richtung von Osten nach Westen aus, und bildet eine gut gezogene Scheidewand zwischen der nördlichen und mittlern Mongolei, die, der Bedeutung des Wortes zufolge, die eigentliche Gobi ist. Das Land ändert sich hier plötzlich, es wird vollkommen eben, hohe Felsen werden in größerer Anzahl sichtbar, und der Boden ist mit kleinen Stücken Porphyr und Jaspis bedeckt. Auf mehrern ebenfalls großen Strecken scheint er mit Chalcedonen, Karneolen und Achaten bestreut zu seyn, zwischen denen, ohne jedoch eine Grasdecke zu bilden, ein verkümmerter, rauher und holziger Pflanzenwuchs hervortreibt. An andern Stellen wird der Boden bloß aus festem Lehm mit salzigem Ausschlage gebildet, welcher, der beständigen Trockenheit wegen, von unzähligen Rissen durchfurcht ist, die oft so regelmäßige Zeichnungen bilden, daß man glauben möchte, sie seyen von Menschenhänden entworfen. Dieser Lehm treibt niedrige Salzpflanzen von dunkelgrüner Farbe; die von diesen am häufigsten vorkommende ist eine Art Peganum, die man in der Gobi allenthalben sieht; die Grasarten nehmen hier in dem Maße ab, als die Salzpflanzen zunehmen. Auch hier wird der Reisende von Fliegen und einer sehr kleinen Gattung Feldmäusen geplagt, die ihre Vorrathskammern mit den Körnern einer Schoberia füllen, und hier die Stelle der schnellfüßigen Mäuse in der nördlichen Gegend vertreten. Hier, auf einer Höhe von ungefähr 680 Toisen über dem Meere, beginnt, wenigstens in phytogeographischer Beziehung, die eigentliche Gobi, denn man gewahrt hier, nicht nur rücksichtlich der Vegetation, sondern auch hinsichtlich des Anblickes des Landes, dieß- und jenseits des Felsengürtels, eine sehr augenfällige Abgränzungslinie.

Dieß ist indeß noch nicht der am tiefsten gelegene Theil der Gobi; dieser Landstrich scheint vielmehr der äußerste Rand eines Bassins zu seyn, das, wie wir gleich sehen werden, in frühern Zeiten von einem großen Binnenmeer eingenommen war. Die barometrischen Messungen, die Herr Bunge während seiner Reise allenthalben aufgenommen hat, ließen ihn bemerken, daß die Bezirke Erghi, Udeh, Durmah, Charas-Budun-Ghuna u. s. w., in der Mitte der Gobi, die niedersten Punkte sind. Sie liegen kaum 400 Toisen über dem Meeresspiegel, und sind von denen der Ufer des alten Meeres durchaus verschieden; der Boden ist hier viel salzhaltiger, und die Vegetation besteht daher auch nur aus Salzpflanzen. Man stößt noch auf eine Menge kleiner Salzseen, die wahrscheinlich Ueberreste eines zurückgetretenen oder vertrockneten Meeres sind. Diese Seen vertrocknen zum Theil und bedecken sich mit Salzkrusten, von denen eine große Menge nach China geführt wird; ihr sehr salzhaltiges Wasser erhält durch den Regen Zufluß. Die Ufer dieser Seen bestehen aus einem weißlichen, mit salzhaltigem Letten gemischten Sand. Es finden sich hier eine große Menge Bruchstücke von zweischaligen Muscheln; Herr Bunge fand indeß nicht ein einziges Exemplar, das vollständig genug gewesen wäre, um die Gattung bestimmen zu können. Auch findet man in diesem sandigen Letten große Stücke krystallisirten Selenit. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Eine der nützlichsten Pflanzen, deren Entdeckung man dem Sir Joseph Banks zu danken hat, ist der neuseeländische Flachs. In Cooks erster Reise sagt er in Bezug auf die Bodenerzeugnisse von Neuseeland: „Es gibt zwei Arten davon, deren Blätter dem Schwertel gleichen, doch sind die Blüthen kleiner und die Büschel derselben nicht so zahlreich; bei der einen sind die Blumen gelb, bei der andern dunkelroth.“ Nach angestellten Versuchen reißt die Fiber der amerikanischen Agave unter einem Gewichte von 7, die des Flachses von 11¾, die des Hanfes von 16¾, die von dem Phormium tenax, oder neuseeländischen Hanf, von 23½, und die Seide von 34, was beweisen würde, daß von allen vegetabilischen Fibern die des Phormiums am stärksten ist. Der Engländer Allan-Cunningham, ein reisender Botaniker, gibt über diese nützliche Pflanze, die man auch in England und vorzüglich im südlichen Irland einheimisch machen zu können hofft, folgende neuere Mittheilungen aus Neuseeland: „In früheren Jahren bestand zwar zwischen einigen Einwohnern von Port-Jackson und den neuseeländischen Eingebornen einiger Verkehr, aber das Phormium ist erst in neuester Zeit als ein einträglicher Handelszweig aufgenommen worden. Die Kaufleute von Hobart-Town und Launcaster auf Vandiemensland schenken diesem Artikel gegenwärtig große Aufmerksamkeit, und die Zunahme des Handels mit Phormium läßt sich aus folgenden Angaben ersehen. Nach statistischen Ermittlungen über Neusüdwales wurden im Jahre 1828 von Sidney 60 Tonnen, im Werthe von 2600 Guineen, nach England ausgeführt; während im Jahre 1830 die zu Sidney auf englische Rechnung angelangten Einfuhren sich auf 141 und im Jahre 1831 auf 1062 Tonnen beliefen. Der Preis dieser Waare war im Jahre 1831 für die Tonne 16 bis 25 Pf. St., je nach seiner Beschaffenheit und Reinheit.“

*

Das Briefpostamt in London empfängt täglich bloß für das Inland gegen 56.000 Briefe und versendet 40.000 (im Jahre 23.475.000); das Briefpostamt für das Ausland und die Schiffsbriefpost, so wie die Zweipenny-Post ist dabei nicht eingerechnet. Die täglich versendeten Zeitungen wechseln zwischen 25 bis 60.000 (am Samstage 40.000 und am Montage 30.000), wovon ungefähr 20.000 Stück zehn Minuten vor sechs Uhr auf der Post abgegeben werden. Nach dieser Stunde muß jede Zeitung einen Halfpenny erlegen, was jährlich ein Einkommen von 500 Pf. St. bildet, indem das Jahr hindurch gegen 240.000 Zeitungen zwischen sechs und ein viertel auf sieben abgegeben werden. Die Bezahlung für frühzeitige Bestellung von Briefen wirft jährlich 4000 Pf. St. ab, und die Briefträger, die mit einer Glocke in der Hand herumgehen und die Briefe einsammeln, wofür man von jedem Briefe einen Penny bezahlt, erhalten im Jahr 5000 Pf.; da 720.000 Briefe oder täglich 2000 auf diese Art zur Post gefördert werden. Das Einkommen von London ist wöchentlich 5000 Pf. St., oder das Jahr 300.000 Pf.; und doch wurde von dieser gewaltigen Summe in 25 Jahren nicht mehr als 200 Pf. St. durch Veruntreuung eingebüßt. Die frankirten Briefe geben an einem Morgen 5 bis 5000 Pf. St. und darüber; Zeitungen können nach dem Auslande bloß bis zum ersten Hafen, wo die Post ankommt, frankirt werden; von dort an wird das Postgeld nach ihrer Schwere entrichtet; eine täglich erscheinende englische Zeitung kommt daher in St. Petersburg jährlich auf 40 Pf. St.

*

Am Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance wurde zu Chatam „der Waterloo,“ ein Kriegsschiff von 120 Kanonen, vom Stapel gelassen, das in der Länge auf dem Unterdecke 205 Fuß, in seiner größten Breite 54 und in der Hackbordshöhe 64 Fuß mißt. Es führt 2695 Tonnen Last und im Unterdecke 30 Zweiunddreißigpfünder und 2 achtundsechzigpfündige Carronaden, im Mitteldecke 34 Zweiunddreißigpfünder und eben so viele im Oberdecke; ferner in der Schanze 2 Achtzehnpfünder und 14 zweiunddreißigpfündige Carronaden; und endlich im Vorderkastell 2 Achtzehnpfünder und 2 zweiunddreißigpfündige Carronaden. „Der Waterloo“ ist nach den neuesten verbesserten Erfindungen in der Schiffbaukunst und nach dem Plane des Sir R. Seppings mit rundem Spiegel gebaut. Man hält ihn für das vollkommenste Schiff dieser Größe, das die englische Marine gegenwärtig besitzt.

*

Sir John Malcolm, der als englischer Generalmajor lange Zeit in Indien verlebte und als Verfasser einer Geschichte von Mittelindien, der politischen Geschichte des Orientes, der Skizzen aus Persien, der Lebensbeschreibung des Lords Clive u. s. w., einen glänzenden Namen erworben hat, ist am 31 März d. J. nach einem kurzen aber schmerzlichen Krankenlager, in einem Alter von 65 Jahren, zu London gestorben. Sir John Malcolm hatte sich besonders in Bombay die allgemeine Liebe erworben, und sein Name war von dem Innern Persiens bis an die Gränzen des birmanischen Reiches gekannt und verehrt. Er sprach die morgenländischen Sprachen mit Geläufigkeit und besaß eine tiefe Kenntniß der Sitten und Idiome der verschiedenen Völkerschaften des großen asiatischen Kontinentes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

᾿Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 196. 15 Julius 1833.

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

3. Napoli di Romania.

Nauplia, eine der Hauptstädte Morea's und der Siz der Regierung, hatte in dem letzten Kriege allein das Glük, nicht in die Hände Ibrahims zu fallen; sie liegt auf einer Erdzunge oder vielmehr auf einem abschüssigen, in das Meer sich erstrekenden Hügel. Von der Seeseite aus wird sie durch mehrere Thürme und gut erhaltene Befestigungen vertheidigt. Die Nordseite dekt das Fort Palamides. Dasselbe liegt auf einem von seinem Fuße bis zu seinem Gipfel stark befestigten, sehr steilen Felsen; und der Kanonendonner auf so beträchtlicher Höhe macht den Eindruk von dem Tosen eines Gewitters.

Der Landungsplaz besteht aus einem gepflasterten, wohl unterhaltenen Damme. Die Stadt selbst ist in die untere und obere getheilt, die durch einen Wall getrennt sind; der Weg von der untern Stadt bis zur Citadelle beträgt etwa zwanzig Minuten. An den Stadtmauern bemerkt man noch Spuren von der Herrschaft der Venetianer. Von den Türken, in deren Besiz sich die Stadt bis auf unsere Tage befand, rühren nur noch einige Fontänen mit Inschriften aus dem Koran her. Einige Straßen sind nur zur Hälfte gepflastert, andere gar nicht. Der erste Stok ist 2 oder 3 Fuß in die Straße hineingebaut, was der Aussicht sowohl wie der Reinlichkeit in gleichem Maaße schadet. Vor Kurzem hat man einige Häuser in italienischem und französischem Geschmake erbaut; doch vermehren dieselben eher das Buntschekige, als daß sie zum Schmuke und zur Verschönerung des Ganzen beitrügen. Zur Entfernung des Schmuzes besteht nicht die geringste Anstalt; aus allen Quartieren der Stadt, besonders aber aus den Abzügen steigen ungesunde Ausdünstungen hervor. Der ärmste Theil der Einwohner ist in Hütten (καλύβα), welche mehrere Stadtviertel entstellen, zusammengedrängt und alle Plane für Gesundheit und Reinlichkeit der Wohnungen scheiterten an dem erbitterten Faktionsgeiste, der mit andern Sachen als der Fürsorge gegen Pest und Epidemie beschäftigt ist. Bequeme Wohnungen in Nauplia sind theurer als in den besuchtesten Straßen von Paris. Denn da es die einzige Stadt war, die während des Kriegs verschont blieb, so flüchtete man sich von allen Seiten dorthin, und als die Regierung ihren Siz dorthin verlegte, nahm die Bevölkerung stets zu. Die vielen Kaffeehäuser, welche es hier gibt, sind immer zahlreich besucht; in einigen darunter herrscht rauschende Lustigkeit und für Fremde wenig Sicherheit. Dem Reisenden fällt zuerst in die Augen, daß man, den Bazar wo einige Thätigkeit herrscht ausgenommen, in allen Straßen und Wohnungen nur müßigen Leuten begegnet; Elend und Müßiggang sind die beiden hervorstechenden Charakterzüge dieser Bevölkerung, die man für den Repräsentanten des übrigen Griechenlands ansehen kann. Eine ganze Stadt von Müßiggängern und Bettlern ist nicht leicht zu regieren und ich finde es sehr befremdlich, daß man dem Präsidenten Capo d'Istrias aus der Einführung einer Polizei ein Verbrechen machte. Jede Art von Ansprüchen und jede Gattung von Mißgeschik sind hier vereinigt: Nauplia wurde der Zufluchtsort Aller, die durch den Krieg arm geworden, so wie aller Derjenigen, die sich rühmen, das Vaterland gerettet zu haben; schon diese allein reichten zur Bevölkerung der Stadt hin. Diejenigen, welche während des Krieges geflüchtet sind, suchen hier Entschädigung, diejenigen, die mitgekämpft haben, Auszeichnungen, Geld und Anstellung. Hinter jenen, die um Pensionen und Stellen betteln, kommen die, welche das Mitleid der Reisenden anflehen. Diesem Elende, das uns bis zur Rhede entgegengekommen war, begegneten wir bei jedem Schritte in der Stadt; Einige die ihre Hand verloren, erheben die verstümmelten Arme zum Himmel; die Andern deuten durch ihre Gebärden und unartikulirten Töne an, daß man ihnen die Zunge abgeschnitten. Erblikt man diese armen Griechen, so fallen jedem unwillkürlich alle jene in Europa eröffneten Subskriptionen, alle Bälle und Konzerte ein, die zum Besten dieser Unglüklichen gegeben wurden. Wohin ist das viele Geld gekommen? Es ist eine traurige Wahrheit, es einzugestehen; aber alle jene Beiträge der Philhellenen, alle Wohlthaten von Völkern und Königen wurden auf die Zufriedenstellung niedriger Leidenschaften, auf die Bezähmung gereizten Hochmuthes, unzufriednen Ehrgeizes und jener Eifersucht verschwendet, die stets mit dem Dolche der Empörung sich zu waffnen bereit war. Der größere Theil der Revolutionschefs wohnt in Nauplia; tödtlicher Haß herrscht zwischen ihnen; jeder, dem die Macht zu Gebote stünde, wäre bereit, alle seine Nebenbuhler in die Verbannung zu schiken und führe mit Freuden das alte Gesez des Ostracismus wieder ein, um diejenigen, deren Ruhm oder Vermögen ihm lästig fällt, aus dem Wege zu schaffen. Die neue

Hauptstadt beherbergt in ihren Mauern auch viele Primaten, Demogeronten und Logotheten, einen von den Pascha's geschaffenen Adel, mehrere fürstliche unter dem Schirme des Halbmondes aufgeblühte Familien, welche ein sprechendes Bild von der Eitelkeit des Landes darstellen und zu diesem Zwecke alles Mögliche aufbieten. Eine andere Gattung von Menschen, durch alle Provinzen verbreitet, aber am zahlreichsten in Nauplia, sind die Palikaren (παλικάρι, d. i. Jünglinge), eine Art von Miliz, welche zur Zeit des Türkenkrieges entstand und für die Sache der griechischen Freiheit einen hohen Muth zeigte. Diese verlangen nun mit dem Gefühle eines Stolzes, den man für Auflehnung nehmen könnte, die Belohnung ihrer Dienste. Sie weigern sich, der neuen Kriegsordnung sich zu fügen und obgleich sie Sold erhalten, versammeln sie sich doch nicht um ihre Fahnen. Es sind die Janitscharen der griechischen Revolution und entweder muß man sich ihre Gewaltstreiche gefallen lassen oder sie durch jedes Mittel der Strenge vernichten. — Im Gefolge einer Revolution, deren Bundesgenosse der Krieg ist, dürfen die militärischen Einrichtungen nicht fehlen; deßhalb wurde in Nauplia eine Bildungsschule für Offiziere errichtet, deren Leitung dem General Trezel, einem achtungswerthen Manne, anvertraut wurde. Jeden Tag finden bei jenen Soldaten, welche Taktikoi heißen, Uebungen nach französischer Methode statt und diejenigen, welche wir sahen, zeigten viel Eifer und Gelehrigkeit; aber der Truppenaushebung stellen sich viele Schwierigkeiten in den Weg und die griechische Jugend zeigt für den Waffenruhm wenig Begeisterung. Sämmtliche reguläre Truppen würden nicht zwei Regimenter bilden und liegen in der neugebauten Kaserne in Nauplia, dem einzigen nicht unansehnlichen Gebäude der neuern Zeit.

Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Mißvergnügens in England.

(Fortsetzung.)

Von der Richtigkeit dieser Ansicht liefert die große Frage der Parlamentsreform einen schlagenden Beweis. Der mangelhafte Zustand der Repräsentation wurde schon oben als die ursprünglichste und reichste Quelle aller Mißbräuche bezeichnet; während man aber über die Folgen sich laut beklagte, erregte die Ursache selbst nur geringe Aufmerksamkeit, so daß man wohl bezweifeln kann, ob eine große und allgemeine Veränderung gefordert worden wäre, wenn man bei Zeiten einige Nachgiebigkeit gezeigt hätte. Aber die Verwerfung der milden und streng konstitutionellen Vorschläge Lord John Russells, welche bewies, daß man innerhalb des Parlaments aller Untersuchung abgeneigt sey, weckte außerhalb einen forschenden Geist der Untersuchung und die schmachvolle Entscheidung des Unterhauses hinsichtlich der Uebertragung des Wahlrechts von East Retford *), nachdem die gröbste Bestechung in diesem Wahlflecken erwiesen war, und die Entziehung des Wahlrechts dadurch nothwendig geworden, zeigte von Seiten der Repräsentanten des Volks den Entschluß, sich jedem Schritte zu wirklicher Abschaffung erwiesener Mißbräuche zu widersetzen, entrüstete alle besonnenen Männer, und flößte dem Volke eine finstere Entschlossenheit ein, um eine völlige Abstellung so schreiender Verletzungen aller konstitutionellen Rechte bei der ersten Gelegenheit zu erzwingen.

Bei dieser Stimmung reizte die unkluge und unbillige Erklärung gegen alle Reform, die der erste Minister der Krone bei feierlicher Gelegenheit mit Nachdruck aussprach, den bereits aufgeregten Sinn zur Wuth; die heftige Aeußerung des öffentlichen Tadels, welche dieser Erklärung folgte, zwang das Ministerium, die Zügel der Regierung niederzulegen, und setzte ihre Nachfolger, welche die öffentliche Stimmung benützten, in den Stand umfassendere Veränderungen in der Repräsentation vorzuschlagen, als die zuversichtlichsten Reformer je zu hoffen gewagt hatten. Mit gleicher Blindheit verfuhren die Bischöfe, deren weltliches Leben und politische Wohldienerei ihnen längst den allgemeinen Unwillen zugezogen hatten, in dem Verlaufe der Verhandlungen über die Reformbill; statt mit Klugheit und Würde sich von dem stürmischen Schauplatz des politischen Kampfes zu entfernen, stellten sie sich auf eine eben so unnütze als unkluge Weise der öffentlichen Meinung gegenüber, und vermehrten nicht bloß dadurch ihre eigene Impopularität, sondern zogen auch der Kirche selbst einen Grad von Haß zu, der ihre Existenz unmittelbar gefährdet, oder es zum mindesten ihren Freunden äußerst schwer macht, bedeutende Eingriffe von ihr abzuwenden. In gleichem Geiste und mit gleicher Unklugheit stellten viele Freunde des aristokratischen Einflusses durch einen unsinnigen und faktiösen Widerstand, wo aller Widerstand vergebens war, durch unwürdige Intriguen und selbst durch Verbindungen mit Radikalen die reichen und vornehmen Klassen in ein gehässiges Licht und erzeugten dadurch einen wilden Geist demokratischer Anmaßung, der nicht nur die aristokratische Macht, sondern auch das Eigenthum und den Bestand der englischen Institutionen gefährdet.

Während so alle Umstände im Innern dazu beitrugen, die herrschende Aufregung zu nähren, wirkten auswärtige Ereignisse

---

*) Es handelte sich darum, ob East Retford sein Wahlrecht ganz verlieren und dasselbe auf Birmingham übergetragen werden, oder ob East Retford mit Zuziehung der Umgegend, wo der Herzog von Newcastle durch seinen großen Güterbesitz einen unbeschränkten Einfluß besaß, das Wahlrecht behalten solle. Die Entscheidung fiel bekanntlich für das letztere aus. Die Folgen hievon sind auch in anderer Beziehung äußerst wichtig. Der liberale Theil des damaligen Ministeriums trat aus, und mit ihm Huskisson, Präsident des Handelsbureaus. Ihm folgte in seinem Amte Herr Vesey Fitzgerald, damaliger Repräsentant der Grafschaft Clare; seiner Wiedererwählung widersetzte sich O'Connell, unterstützt von der ganzen Macht der katholischen Association, und dieser Kampf gab Veranlassung, daß die Gesinnung des Volks sich auf eine so außerordentliche Weise zeigte, daß selbst der Herzog von Wellington und Sir R. Peel erkannten, es sey nicht länger der Klugheit gemäß, die katholische Emancipation zu verweigern. Der späte Vollzug einer Handlung der Gerechtigkeit, welche, zu rechter Zeit vorgenommen, Irland hätte beruhigen können, vermochte nicht mehr ein lange erniedrigtes und gedrücktes Volk zu versöhnen, von dessen Macht sie Zeugniß ablegte, während die Art, wie sie bewilligt wurde, nur allzureichen Grund zu der Vermuthung gab, daß man sie immer noch verweigert hätte, wenn die Verweigerung gefahrlos gewesen wäre.

nicht minder mächtig darauf ein. Paris und Brüssel lieferten Beispiele von glücklichem Widerstand der Volksgewalt gegen die gesetzlich bestehende Macht und gaben dem Volke die Ueberzeugung, daß seine Kräfte dem Werke der Zerstörung vollkommen gewachsen seyen. So war es bereit, ein Gebäude umzustürzen, dessen Mängel sein Auge beleidigten, während es übersah, daß das Haus, obwohl alt, dennoch ihm Schutz gewähre; auch will das Volk nicht einsehen, daß es zwar die eine Tyrannei zerstören kann, zugleich aber am Bau einer andern arbeitet, die noch hassenswürdiger und unerträglicher ist. So bietet die Staatsgesellschaft in diesem Augenblicke das interessante aber furchtbare Schauspiel eines Kampfes zwischen den blinden und unduldsamen Gegnern der Reform und den kühnen, thätigen und rücksichtslosen Verfechtern der Revolution — ein Kampf, worin wenn irgend eine Partei unglücklicher Weise ein unbestrittenes Uebergewicht erlangen sollte, die Nation schwer die Folgen zu beklagen haben würde, denn alle die glänzenden Aussichten wären vernichtet, welche eine erhöhte und weit verbreitete Intelligenz eröffnete; Corruption würde verewigt oder Anarchie bräche herein; die willkürliche Gewalt würde ihren finstern Thron aufschlagen, oder die vernichtende Hand demokratischer Zügellosigkeit ihre schwere Herrschaft fühlen lassen. Daß diese beiden Tendenzen vorherrschen, davon hat die Geschichte der zwei letzten Jahre zahlreiche und unzweifelhafte Beweise geliefert. Während die revolutionäre Partei laut ihren Unmuth zu erkennen gab, daß so schwache Fortschritte gemacht wurden in denjenigen Veränderungen, welchen sie allein den Namen einer Reform zuerkennen will, hat die Partei der Erhaltung mit nicht minderer Heftigkeit sich gegen die bereits statt gehabten Veränderungen, als zerstörend für die Konstitution ausgesprochen, und der gemäßigte Theil der Gesellschaft, der mit gleichem Widerwillen die Anmaßungen der beiden streitenden Faktionen betrachtet, ist selbst unzufrieden mit den Konzessionen, die man bald der einen, bald der andern machte. So glimmt politische Unzufriedenheit in den Gemüthern aller Parteien.

(Schluß folgt.)

Bunge's Reise nach Peking.

(Schluß.)

Zwischen Chara-Budur-Obuna und Durma, und beinahe unter derselben Breite, dehnt sich die eigentliche Wüste Gobi oder die Schamo der Chinesen aus, deren Breite, verhältnißmäßig gegen die der übrigen Gobi, nur unbedeutend ist. Den Sand dieser Wüste würde man mit Unrecht Flugsand nennen, denn er ist allenthalben stark mit Salz geschwängert, zieht die Feuchtigkeit, die er lange behält, leicht an und bildet so feste und ziemlich dauerhafte Hügel. Diese Sandregion zeichnet sich überdieß noch durch einen eigenthümlichen Charakter der Vegetation aus, die an jene der sandigen Meeresufer erinnert. Mehrere Pflanzengattungen der Küste des Oceans, obschon nicht immer von derselben Art, findet man hier mitten auf dem Kontinente. Herr Bunge führt ein neues Geschlecht von Arundo an, das an Arundo arenaria und Arundo baltica erinnert, so wie auch Corispermum pungens. Alle Salzpflanzen dieser Gegend sind den am Ufer des kaspischen Meeres wachsenden gleich, was in phytogeographischer Hinsicht von hohem Interesse ist, weil hier Alles auf das frühere Vorhandenseyn eines großen Binnenmeeres hindeutet, und die Bemerkungen des gelehrten Alexander von Humboldt über die Vertiefung von Mittelasien bestätigt.

Eine unter den Mongolen verbreitete Sage trägt nicht wenig bei, diese Vermuthung, daß die Gobi ein vertrockneter Meeresgrund sey, zu verstärken; sie behaupten nämlich, daß hier vormals ein Meer gewesen sey, und glauben, dieses Meer werde sein altes Bett bald wieder füllen. Eben so behaupten die Chinesen, fügt Herr Bunge bei, daß die Bewohner von Korea, wenn sie wollten, nicht nur die Mongolei, sondern auch ganz Rußland unter Wasser setzen könnten, wenn sie die Gewässer des Oceans mittelst eines Kanals in die Mongolei leiten würden. Herr Bunge hätte auch noch anführen können, daß Gobi auf Chinesisch Han-hai, das ist vertrocknetes Meer, heißt.

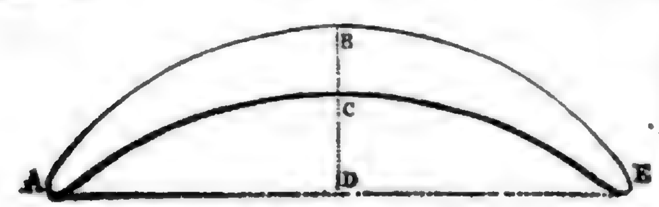
Südlich von Tsatildak fängt die Gobi aufs neue an sich in demselben Verhältnisse, wie im Norden, gegen Ergbi und Udeh zu erheben, und der nördliche und südliche Abhang bieten, bei gleicher Höhe, auch rücksichtlich ihrer Formen, der Beschaffenheit des Bodens und der Vegetation die unverkennbarste Aehnlichkeit. Zu Dzamein ussu ist der Rand des Meeres dem im Norden, bei Olen-Balsching und Djulgheteh, vollkommen ähnlich; eine Felsenkette, obschon nicht so hoch als die nördliche, durchschneidet hier die Mongolei, und Pflanzen, die man auf einer Strecke von 100 bis 115 Stunden bereits aus dem Gesichte verloren hatte, kommen hier aufs neue zum Vorschein. Das südlicher gelegene Tsagranbalgasun liegt eben so hoch als Ghilleguetei; weiterhin sieht man wieder fruchtbare schwarze, mit kräftigem Pflanzenwuchse bedeckte Erde, und ist man endlich auf den Gipfelpunkt des Weges, zwischen der Gobi und der Hauptstadt des himmlischen Reiches, gekommen, wo man die Ruinen des ältesten Theiles der großen chinesischen Mauer sieht, ein Punkt, dessen Höhe der von Gantui im Norden der Gobi, bei Urga, entspricht, so findet man abermals auf einer Höhe von ungefähr 850 Toisen einige subalpinische Pflanzen, wie den Papaver nudicaule u. s. w.

Aus dem Vorstehenden läßt sich leicht entnehmen, daß die Gobi im Ganzen einen sehr traurigen Anblick bieten müsse; der Pflanzenwuchs ist kärglich und erhebt sich selten über einen Fuß vom Boden; an Bäumen fehlt es gänzlich, und man sieht nicht einmal Sträuche von mehr als zwei Fuß Höhe. Die wellenförmigen Hügel, die diese unabsehbare Einöde hie und da durchziehen, scheinen oft, aus der Ferne gesehen, durch die Wirkung der Strahlenbrechung über der Ebene am Horizonte gleichsam zu schwimmen. Der gänzliche Mangel an Flüssen, die nur durch einzelne Seen von trübem Regenwasser ersetzt sind, die schwache, vertheilte Bevölkerung, deren Daseyn aus der Ferne nur durch ein Filzzelt kennbar wird, oder bei Nacht durch den Gestank, den der Rauch des Argal (getrockneter Mist) verbreitet, den man hier statt des Holzes brennt, und endlich die traurige Einförmigkeit des ganzen Weges ermüden den Reisenden um so mehr, als er nur sehr langsam vorwärts kommen kann. Wie reichlich findet er sich aber mit dem ersten Schritt auf dem Boden von China für alle ausgestandenen Beschwerden entschädigt! Auf dem ganzen Erdballe vielleicht findet sich kein Beispiel eines so plötzlichen Ueberganges, als wenn man einen niedern Wall von Steinen, ein Ueberbleibsel der großen Mauer, welche die Gränze zwischen der Mongolei und China bildete, überschritten hat. Diese Gränze könnte man wirklich eine natürliche nennen, und die richtige Beurtheilung, mit der die Chinesen die Gränze ihres Reiches gerade an der Stelle gezogen haben, wo die Natur selbst auf die unverkennbarste Weise die Scheidelinie vorzeichnete, verdient alle Bewunderung. Allerwärts bemerkt man sonst einen unmerklichen Uebergang der Formen, besonders in der Pflanzenwelt, hier aber findet ganz das Gegentheil statt. So lange man sich in der Mongolei befindet, erblickt das Auge nichts als eine Wüste mit kärglichem Pflanzenwuchs, ein düsteres Schweigen herrscht, Alles ist todt — noch einen Schritt und der Reisende steht auf dem steilen Abhange von Hochasien gegen Süden, und hier erfreut das Leben in seiner ganzen Mannichfaltigkeit und Frische seinen Blick. Es ist hier nicht der Ort den schroffen Absltich zwischen der Mongolei und China näher aufzuführen; allein fast alle Pflanzenformen, die den Reisenden bis dahin umgeben hatten, machen andern Platz. Es finden inzwischen doch einige Ausnahmen statt; einige China angehörige Pflanzengattungen sind in der Mongolei heimisch geworden; allein dieß sind einzelne Fälle, und die Organisation des Saamens dieser Pflanzen gestattete, daß auch der leiseste Wind ihn fortführen konnte. Man darf sie folglich nicht als in der Mongolei einheimische, sondern nur als Fremdlinge betrachten, die sich dorthin verirrt haben.

Der Aufenthalt des Herrn Bunge in China dauerte nur acht Monate, von denen fünf des Winters keine botanischen Untersuchungen gestatteten. Es war daher diesem gelehrten Naturforscher nicht Zeit genug vergönnt, eine allgemeine Uebersicht der Flora dieses Landes zu entwerfen, und er mußte sich darauf beschränken, Materialien zu Bildung eines großen Herbariums zu sammeln, das die Mittel an die Hand geben kann, um die zu Feststellung der Pflanzengeographie jener Gegend, die das nördliche Asien mit dem südlichen verbindet, nöthigen Untersuchungen vornehmen zu können. Die Mitglieder der Mission der russischen Kirche, die sich gegenwärtig in Peking aufhalten, sind unterrichtete Männer, und es läßt sich hoffen, daß man durch ihren Eifer und nach wiederholten Reisen im Stande seyn wird, zu vollenden, was Herr Bunge so glücklich begonnen hat.

Der Bommerang.

Ein englischer Offizier theilt über den Bommerang, eine Wurfwaffe der Neuholländer, in dem „United service Journal" folgende Beschreibung und Abbildung mit: „Die Ureinwohner von Neusüdwales gebrauchen eine, Bommerang genannte Angriffswaffe, die ihnen eigenthümlich scheint, und einige sonderbare Eigenschaften besizt, die eine Untersuchung wohl verdienen. Es ist ein bloßes Stück Holz, das die Eingebornen mit Leichtigkeit 150 bis 200 Schritte weit werfen können, so daß es noch hinreichende Kraft hat, einem Thier ein Bein zu zerbrechen oder es sonst zu beschädigen. Die besondere Eigenschaft dieses Werkzeuges besteht indeß darin, daß man es auf eine beträchtliche Entfernung vorwärts werfen kann, auf eine Art, daß es zu dem Werfenden wieder zurückkehrt, und selbst erst 30 bis 40 Schritte rückwärts von ihm niederfällt, ohne in seinem Fluge irgend etwas berührt zu haben. Beim ersten Anblicke hat diese Behauptung etwas so Unglaubliches, und allen gewöhnlichen Meinungen so Widersprechendes, daß nur wenige geneigt seyn dürften, es zu glauben, ehe sie die Sache selbst gesehen haben: ich muß gestehen, ich zweifelte selbst, bis mehrere Leute von unbezweifelter Wahrheitsliebe mir die Wahrheit der Sache bekräftigten, und es mir gleich am ersten Tage, wo ich den Versuch machte, wiederholt gelang, dasselbe zu bewirken. Da ich über den Gegenstand nachgedacht habe, so wurde ich veranlaßt, hier eine Erklärung darüber einrücken zu lassen, da ich glaube, daß eine solche bis jezt nicht versucht wurde; zuerst aber will ich eine Beschreibung desselben mittheilen. Der Bommerang kann aus jedem zähen schweren Holze gemacht werden, ist ungefähr drei achtel Zoll in der Mitte dick, und wölbt sich auf beiden Seiten ab, bis er zu einer scharfen Kante ausläuft.



ABE sey der Bogen eines Kreises, die Sehne ADE ist 18 Zoll lang, das Loth BD 7 Zoll, die Breite BC 3 Zoll. So konstruirt muß der Schwerpunkt genau auf die Kante seiner konkaven Oberfläche, auf C, fallen. Gebraucht man den Bommerang als Angriffswaffe, so wirft man ihn gewöhnlich mit der konvexen Seite nach Außen, soll er aber zurückkehren, so hält man ihn umgekehrt, obgleich wahrscheinlich, wenn er recht gehandhabt wird, bei beiden Wurfarten dieselbe Wirkung erreicht werden kann. Will man, daß er zurückkehre, so muß man ihn in der Richtung von etwa 45° aufwärts werfen mit einem raschen Stoße, so daß er neben der Wurfkraft auch eine rasche Rotation um seinen Schwerpunkt erhält. Die Rotation wirkt fortwährend im Gegensaze mit seiner Wurflinie, so daß er rückwärts sich bewegen würde, wenn man ihm eine gleiche Rotation ohne die Wurfkraft ertheilen könnte; nun da die Kraft, mit der er geworfen wird, fortwährend abnimmt, während die Rotation fortdauert, so muß er endlich an einen Punkt gelangen, wo diese entgegengesezten Kräfte einmal das Gleichgewicht halten. In diesem Augenblicke würde die Masse ohne ihre platte Oberfläche und ihre Rotation zu Boden fallen; da aber der Schwerpunkt so angebracht ist, daß sie stets die breite Seite dem Drucke der Luft darbietet, so kann sie nicht senkrecht fallen, sondern gleitet in derselben schiefen Fläche herab, in der sie geworfen wurde, weil die Rotationsbewegung fortdauert, nachdem die Wurfkraft schon aufgehört hat. Wird die Waffe nun geschickt geworfen, so geht sie über den Kopf des Werfenden zurück, und oft eine beträchtliche Strecke hinter ihn. Nach demselben Grundsaze wird ein Reif, der mit einer drehenden Bewegung einwärts geworfen wird, etwas zurückgehen, ehe er den Boden erreicht, und eben so sonderbar, wenn gleich nicht so häufig ist der Fall, daß eine Kugel, die aus einem etwas links gebohrten Laufe geschossen wurde, in einer gewissen Entfernung bedeutend rechts geht, weil die Rotation der Kugel um ihre Axe, welche durch die Reibung gegen die rechte Seite des Laufes hervorgebracht wurde, die Wurfkraft endlich überwältigt, und so die Kugel von ihrem Ziel ablenkt.

Unruhen in China wegen Einführung englischen Garns.

China führte ehemals große Quantitäten von Baumwollenwaaren, Nankins u. s. w. aus, und noch vor wenigen Jahren kaufte die ostindische Kompagnie allein jährlich einige 100,000 Stücke davon in Canton. Die Fortschritte der englischen Maschinen haben nicht nur dieser Ausfuhr größtentheils ein Ende gemacht, sondern die Engländer in Stand gesezt, baumwollene Waaren nach China zu bringen. Im Jahre 1828 fing die ostindische Kompagnie an, Baumwollengarn nach Canton zu schicken, und verkaufte 90.000 Pfund an die Hongkaufleute, welche jedoch die Spekulation für so schlecht hielten, daß sie die ganze Quantität nach Indien und von da nach England zurückverkauften. Im nächsten Jahre führte die Kompagnie 300.000 Pfund ein, im Jahre 1830 480.000 Pfund, als plözlich in den Distrikten in der Nähe von Canton, welche von Webern bewohnt sind, gefährliche Unruhen ausbrachen. Die Weiber und Kinder, welche früher vom Spinnen gelebt hatten, wurden durch das englische Garn um ihre Arbeit gebracht, und die Weber beschlossen, es nicht nur nicht anzuwenden, sondern es überall zu verbrennen, wo sie welches finden würden. Die Kompagnie fürchtete, daß sie dadurch ihre Verhältnisse zu den Behörden in Canton, welche schon schwierig genug waren, noch erschweren würde, und schränkte ihre Einfuhr sogleich um die Hälfte ein. Aber der Schritt ist schon geschehen, und die neue Ausfuhr muß nothwendig mehr und mehr zunehmen, so groß auch das Elend seyn mag, das sie, wie in Indien, unter einem Theile der Bevölkerung hervorbringen wird. Die Chinesen werden ohne Zweifel durch Verbot oder hohe Zölle dem Uebel abhelfen wollen, aber dadurch wird nur der Schleichhandel gewinnen, dem überhaupt bei der bevorstehenden Oeffnung des chinesischen Handels für englische Kaufleute, durch Aufhebung des Monopols der ostindischen Kompagnie, eine große Ausdehnung bevorsteht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Engländer baumwollene Stoffe wohlfeiler als die Chinesen weben können, weil dabei die Wohlfeilheit der Handarbeit eine weit größere Rolle spielt, als bei dem Spinnen, das fast allein durch Maschinen geschehen kann; aber es läßt sich nicht berechnen, bis auf welchen Grad der Absaz des Garns sich in dem ungeheuren Reiche ausdehnen kann.

Vermischte Nachrichten.

Sir Robert Peel läßt sich gegenwärtig einen Palast in Tamworth bauen, wozu die Baukosten auf 50.000 Pf. St. veranschlagt sind, und der vollendet mit der innern Einrichtung auf nicht weniger als 100.000 Pf. St. zu stehen kommen wird. Die Bildergalerie, die dieses Prachtgebäude zieren wird, besteht nicht bloß aus einer sehr reichen Sammlung von Werken alter Meister, sondern auch aus sehr schäzbaren neuern Gemälden, da Sir Robert Peel sehr viel für Aufmunterung englischer Künstler thut.

•

Herr Clowes, ein Buchdrucker zu London, hat 19 große Pressen in Thätigkeit, auf denen er in jeder Stunde 53.250 Bogen druckt. Diese Pressen werden von zwei Dampfmaschinen, die eine von fünf, die andere von drei Pferden Kraft in Bewegung gesezt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 197. 16 Julius 1833.

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard. *)

1. Das Bären-Beefstake.

Ich langte gegen vier Uhr vor dem Posthause von Martigny **) an. „Wahrhaftig,“ sagte ich zu dem Hauswirthe, indem ich meinen eisenbeschlagenen Stock in einen Winkel des Kamins stellte und meinen Hut darauf stülpte. — „Wahrhaftig, ein tüchtiger Marsch von Ber hierher.“ — „Sechs kleine Wegstunden, mein Herr“ — „Ja, sechs, die anderswo ungefähr zwölf machen. Und von hier nach Chamouni?“ — „Neun Stunden.“ — „Schönen Dank; auf morgen früh um sechs Uhr einen Führer!“ — „Der Herr gehen zu Fuß?“ — „Immer.“ — An dem Blick meines Gastwirthes sah ich, daß was meine Füße in seinen Augen gewannen, meine Person dabei an Rang einbüßte. — „Der Herr sind ein Künstler?“ — „So etwas dergleichen.“ — „Sie speisen zu Mittag?“ — „Allemal und das gewissenhaft.“

Da die Tables d'hote in der Schweiz ziemlich theuer sind und jedes Mittagessen mit voraus festgesetztem Preise vier Franken kostet, ohne daß man davon etwas herunterhandeln kann, so hatte ich lange Zeit in meinem Taschenhandbuch der Oekonomie darüber nachgeblättert, wie ich die Sache angreifen sollte. Endlich nach langer und reiflicher Erwägung war es mir gelungen, einen Mittelweg zwischen der unerbittlichen Kreide der Wirthe und dem Schrei meines Gewissens aufzufinden: er bestand darin, daß ich nicht eher vom Tische aufstand, bis ich für sechs Franken gegessen hatte, so kostete mich mein Mittagessen nur vierzig Sous. Nur zuweilen, wenn der Wirth mich so unbarmherzig einhauen sah und etwa mich sagen hörte: „Garçon, le second service.“ — murmelte er zwischen den Zähnen: „Das ist nun ein Engländer, der ziemlich gut französisch spricht.“

Der Besitzer des Gasthauses zu Martigny mußte nothwendig nicht mit dem physiognomischen Ahnungsvermögen seines Landsmannes Lavater begabt seyn, sonst hätte er mir nicht die wenigstens impertinente Frage stellen können: „Sie essen zu Mittag?“ —

Als er meine bejahende Antwort vernahm, sagte er: „Der Herr sind heute gerade recht gekommen; wir haben noch vom Bären.“ — „Ach, ach! rief ich unwillkürlich aus — nur halb erfreut über den unverhofften Braten. — „Und ist Ihr Bär so gut?“ fügte ich hinzu.

Der Gastwirth lächelte in sich hinein und nickte mit dem Kopf, was sich etwa in die Worte übersetzen ließ: „Wenn Du einmal davon gekostet hast, so wirst Du Dir nichts Besseres mehr wünschen.“

„Sehr gut,“ erwiderte ich. „Und zu welcher Stunde speist man an der Table d'hote?“ — „Um halb sechs Uhr.“ — Ich zog meine Uhr heraus — es war erst zehn Minuten über vier Uhr. „Gut,“ sagte ich vor mich hin, so habe ich noch Zeit, das alte Schloß zu sehen.“ —

„Wünschen Sie vielleicht Jemand, der Sie hinaufführt und Sie mit der Geschichte desselben etwas bekannt macht?“ sagte mein Wirth, indem er mir eine Frage erwiderte, die ich nicht an ihn gerichtet hatte.

„Ich danke, ich werde den Weg schon selbst finden, und was die Zeit betrifft, der Ihr Schloß angehört, so wurde es von Peter von Savoyen, der Große benannt, wenn ich nicht irre, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erbaut.“

„Der Herr kennt unsere Geschichte so gut wie wir selbst.“ Ich dankte ihm für seinen guten Willen, denn offenbar hatte er geglaubt, mir etwas Schmeichelhaftes zu sagen.

„O, nahm er wieder das Wort, unsre Gegend war weiland einmal berühmt; sie hatte einen lateinischen Namen, führte große Kriege und es residirte hier ein gewisser römischer Kaiser.“

„Ja,“ erwiderte ich, indem ich das Manna meiner geschichtlichen Weisheit nachlässig von den Lippen träufen ließ — „Ja, Martigny ist das Octodurum der Celten und seine jetzigen Bewohner sind Nachkömmlinge der Veragrier, deren Cäsar, Plinius, Strabo und Titus Livius erwähnen, die sie auch halbe Deutsche nennen. Fünfzig Jahre vor Christi Geburt wurde hier Sergius Galba, der Legat Cäsars, von den Sedunern belagert. Der Kaiser Maximian wollte hier seine Armee den falschen Göttern opfern lassen, was das Märtyrthum des h. Mauritius und der thebanischen Legion veranlaßte; endlich als der Präfektus Prätorii, Petronius, beauftragt wurde, Gallien in sieben Provinzen zu theilen, trennte er Wallis von Italien und machte aus Octodurum die Hauptstadt der penninischen Alpen,

*) Von Alexander Dumas in der „Revue des deux mondes“ mitgetheilt.

**) Stadt in Nieder-Wallis an der Rhone.

was mit der Provinz Tarentaise *) die siebente Provinz Vienna bilden sollte. Nicht wahr, Herr Wirth?" —

Mein Wirth war außer sich vor Erstaunen. Ich sah, welchen Eindruck ich gemacht hatte, und schritt auf die Thüre los, während er sich mit dem Hute in der Hand an die Wand drückte und ich stolz an ihm vorüber segelte, murmelnd so falsch als mir möglich:

„Komm weiße Dame."

Ich war noch keine zehn Treppen hinabgestiegen, als ich hinter mir einen Menschen aus vollem Halse dem Kellner zurufen hörte: „Für den Herrn Numero 5." — Es war das Zimmer, wo Maria Louise übernachtet hatte, als sie im Jahre 1824 durch Martigny kam. Meine Pedanterie hatte die Früchte getragen, die ich mir davon versprochen hatte. Sie trug mir das beste Bette im Gasthofe ein und die Betten waren es, die mich, seit ich Genf verlassen hatte, in Verzweiflung bringen wollten. In der Hoffnung auf ein menschliches Nachtlager streifte ich daher wohlgemuth eine oder anderthalb Stunden in der Stadt und der Umgegend umher; Zeit genug Alles zu sehen, was die alte Hauptstadt der penninischen Alpen von Merkwürdigkeiten besitzt. Als ich zurückkam, saßen die Gäste bei Tische; ich warf einen flüchtigen und angstvollen Blick auf die Tafel; da war Stuhl an Stuhl und jeder besetzt: ich hatte keinen Platz! — Ein Schauer überlief mich, ich suchte mit den Augen den Wirth und fand auf seinem Gesicht einen Ausdruck von mephistophelischer Freude. Er lächelte. „Und ich!" — rief ich und blieb mit offenem Munde stehen. „Hier," sagte er, und wies mit dem Finger auf einen kleinen bei Seite gestellten Tisch. „Hier ist Ihr Platz, ein Mann wie Sie kann nicht mit allen diesen Leuten da speisen." — O der würdige Octodurer! Wie schnöde war mein Verdacht gewesen! —

Mein kleiner Tisch wurde trefflich bedient. Vier Schüsseln bildeten die erste Tracht und mitten unter ihnen befand sich ein Beefstake, das ein englisches Beefstake beschämt haben würde. Der Wirth sah, daß es meine Augen zauberhaft gefesselt hielt. Er neigte sein Haupt geheimnißvoll zu meinem Ohr, und flüsterte: „Sie haben so Etwas in Ihrem Leben noch nicht gegessen!" — „Dieß also ist Bärenbeefstake?" — Aus der Keule des Bären ist's," erwiderte der Oktodurer und nickte. Es wäre mir lieber gewesen, er hätte es mich für ein Ochsenbeefstake essen lassen. Maschinenmäßig haftete mein Auge an diesem Gerichte, das mich auf einmal an jene unglücklichen Bestien erinnerte, die ich mit einem Ringe in der Nase und an einer Kette schwerfällig umhertappen, oder auf einem Stocke reiten gesehen; ich hörte das heisere Getöse der Trommel, die der Bärenführer schlug, und den gellenden Schall der Pfeife, die er dazu blies, und alles Dieß reizte meinen Appetit nach dem vorgelegten Leckerbissen weniger, als er es verdiente. Ich hatte das Beefstake auf den Teller genommen und es mit der Gabel angespießt, aber noch wendete ich es um und um, und besah und beroch seine beiden wohlgebräunten Seiten. Der Wirth sah mich an, wie ein Mensch, der sich keinen Begriff von meiner Zögerung machen konnte und entschied endlich meine Unschlüssigkeit mit den Worten: „Kosten Sie nur davon und Sie werden sehen." — So schnitt ich denn ein Stück davon ab, so groß wie eine Olive, ließ es so viel Butter einsaugen, als es konnte, und schob es, ohne es die Lippen berühren zu lassen, zwischen die Zähne, mehr aus einer Anwandlung von falscher Schaam, als in der Hoffnung meines Widerwillens Herr zu werden. Mein Wirth stand hinter mir und folgte jeder meiner Bewegungen mit der Ungeduld eines Menschen, der sich zum Voraus glücklich fühlt über die Ueberraschung, die man im nächsten Augenblicke empfinden wird. Die meinige war groß, ich muß es gestehen; doch wagte ich noch nicht, meine Meinung entschieden auszusprechen, aus Furcht, mich getäuscht zu haben. Schweigend schnitt ich noch ein Stück ab, doppelt so groß, als das erste, und ließ es denselben Weg des Fleisches wandern. Als es auf dem Grund angelangt war, holte ich Athem und sagte: „Also vom Bären?" — „Vom Bären." — „Wirklich?" — „Auf Ehre." — „Nun, es ist vortrefflich." In demselben Augenblick rief man am großen Tische nach dem Wirthe, der überzeugt von der Gewißheit, daß ich seinem Lieblingsgerichte die verdiente Ehre würde widerfahren lassen, mich mit meinem Beefstake allein ließ. Drei Viertheile davon waren bereits verschwunden, als er wieder kam und das Gespräch wieder anknüpfte, wo es unterbrochen worden war.

„Es war eine gewaltige Bestie, das Thier da," nahm er das Wort, ich nickte beifällig mit dem Kopfe. „Dreihundert Pfund wog es." —

„Ein schönes Gewicht!" — ich ließ meine Kinnladen keinen Augenblick feiern. — „Es kostete nicht wenig Mühe, ihm an's Leben zu kommen, ich versichere Sie." — „Glaub' es." — Ich schob meinen letzten Bissen in den Mund. „Die Bestie hat die Hälfte von dem Jäger gefressen, der sie erschoß." — Der letzte Bissen flog mir aus dem Munde, wie von einer Feder abgeschnellt. „Hole Sie der Teufel," sagte ich, mich nach ihm umwendend, daß Sie mit einem Menschen, der zu Mittag ißt, solchen Scherz treiben!" — „Ich scherze nicht, mein Herr," war die Antwort. „Es ist ganz so wie ich Ihnen sage." — Ich fühlte, daß sich mir der Magen im Leibe umkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Tarantasia, gegenwärtig Provinz des sardinischen Herzogthums Savoyen. A. d. R.

Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Mißvergnügens in England.

(Schluß.)

Wie entmuthigend auch dieß Gemälde auf den ersten Blick scheinen mag, so zeigt sich doch bei näherer Betrachtung ein Hoffnungsschimmer, der vielleicht einen hellern Tag verkündet. Während die beiden äußersten Enden der Gesellschaft, die hohe Aristokratie auf der einen, und die niedrig demokratische Partei auf der andern Seite, gewissermaßen stationär blieben, haben die Mittelklassen beispiellose Fortschritte an Verstand und Einsicht gemacht. Sie sind durch die Größe ihres Besitzthums hinreichend bei der Erhaltung derjenigen Institutionen betheiligt, von denen

Sicherheit des Eigenthums und der Freiheit abhängt, aber kein persönliches Interesse verführt sie, die Fortdauer der Mißbräuche zu wünschen, wodurch jene Institutionen nur allzu lange befleckt wurden. Alles fordert sie auf, die Abschaffung unbilliger Vorrechte zu unterstützen, aber sie sehen sich nicht versucht, allen Unterschied des Ranges zu zerstören, da sie selbst hoffen, an den Vortheilen Theil zu nehmen, welche Allen gleich erreichbar seyn sollen. So bilden sie das moralische Bollwerk, an das der Patriotismus sich lehnen, und hinter dem er sicher verschanzt die Angriffe der Willkürgewalt wie der demokratischen Tyrannei zurückweisen kann. Allerdings sind aus dieser Klasse manche der unbesonnenen und gewissenlosen Menschen entsprossen, welche die Leidenschaften der gedankenlosen und unwissenden Menge bearbeiteten und die Wohlfahrt des Landes aufs Spiel setzten, nur um Absichten persönlichen Ehrgeizes zu erreichen. Diese aber sind nur der Schaum, der auf die Oberfläche steigt; die Masse des Mittelstandes ist wesentlich ruhig, ihr Charakter, ihre Stellung ihre Gewohnheiten und Ansichten, kurz Alles trägt dazu bei die vis inertiae bei ihr vorherrschend zu machen. Wenn sie aber einmal in Bewegung kommt, und klar sich überzeugt hat, daß eine politische Krisis bevorsteht; dann tritt sie auf mit einer Gewalt, welche die Vorfechter der Mißbräuche und die Dämonen der Zwietracht mit einemmale in die Flucht schlägt.

Ich habe nun das Wesen und die Ursachen des herrschenden Mißvergnügens flüchtig gezeichnet; Fehler in der finanziellen und Handlungspolitik, welche den Wohlstand beeinträchtigten, und zum Theil, durch Einschreiten der gesetzgebenden Gewalt wieder gut gemacht werden können, stehen in erster Reihe, und nehmen vor allem Andern die Aufmerksamkeit in Anspruch. Auch kann eine vollständigere Reform in allen Zweigen der englischen Institutionen nicht mehr ohne Gefahr verschoben werden. Die Nothwendigkeit derselben liegt allzu klar vor Augen und die Forderung hat sich auf eine Weise kund gethan, daß kein Widerstand mehr möglich ist. Der ungeheure Betrag der Abgaben lastet mit tödtendem Gewicht auf der allgemeinen Wohlfahrt, und doch ist es mehr die ungleiche Vertheilung dieser Last, als ihr Betrag, der sie verhaßt und unerträglich macht. Es kann auch nicht mit einem Scheine von Wahrheit behauptet werden, daß die Nation nicht im Stande sey, ihre Verpflichtungen, so ungeheuer sie auch sind, zu erfüllen. Niemals, in keiner Periode seiner Geschichte, war das Land mit Allem, was Nationalreichthum ausmacht, so überflüssig versehen, niemals der Ackerbau so blühend. Armuth kann man also nicht anführen als eine Entschuldigung für die Nichterfüllung der Nationalverbindlichkeiten. Die Wahrheit muß man aber rund heraus sagen. Thorheiten und Ungerechtigkeit haben allzulange von dem Armen die Bezahlung der Interessen einer Schuld erpreßt, welche in Vertheidigung eines Eigenthums aufgehäuft wurde, woran der Arme keinen Theil hatte. Der Witz mag es vermänteln, und Sophisterei mag es zu verschleiern suchen, es kann nie bestritten werden, daß das jetzige Abgabensystem mit äußerst ungleicher Schwere selbst auf den dringendsten Bedürfnissen der niedern Klassen lastet. Die Abgaben müssen deßhalb so weit herabgesetzt werden, als sich mit der Sicherheit und Ehre der Nation nur immer verträgt, und die Last muß auf Diejenigen fallen, welche am fähigsten sind sie zu tragen.

Dieß ist das erste und nothwendigste Mittel zur Beschwichtigung des Mißvergnügens; die Hoffnung, daß es ergriffen werden wird, beruht auf der Sinnesart des Mittelstandes, obgleich schon hie und da Anzeigen sich kund gaben, daß er in vorkommenden Fällen niedrigem und unwissendem Geschrei keinen Widerstand entgegen zu setzen vermöge und tyrannischen Maßregeln der Regierung sich feig zu unterwerfen fähig sey. Möge der Mittelstand die Verantwortlichkeit ernstlich erwägen, welche in diesem Augenblicke auf ihm lastet, und das hohe Geschick, das er in dieser Krisis zu erfüllen berufen ist. Die politische Gewalt ist jetzt in seiner Hand, er hat die Macht, den Sturm zu beschwören. Sollte er aber unglücklicher Weise den Verführungen oder Einschüchterungen gewissenloser Menschen nachgeben, dann wird der Sturmwind der Revolution ohne Widerstand über das Land dahin fahren, und der Freund seines Vaterlandes und der Menschheit wird die Vernichtung der schönsten Hoffnungen bedauern, welche jemals für die Erhebung des Menschen und die Beförderung seiner Wohlfahrt sich darboten.

Der fränkische Arzt in Griechenland.

(Aus dem Monthly Magazine. *)

Im Frühlinge des Jahres 1826 schiffte ich mich auf dem Schiffe „der Tiber" nach Napoli di Romania ein, und am 4 April lichteten wir bei günstigem Wind im Hafen von La Valette die Anker. Da der Wind kräftig in unsere Segel blies, so hatten wir bald Malta mit seinen Orangenwäldern aus den Augen verloren — ich nenne seine Orangenwälder, weil diese das Einzige sind, was es mit Ausnahme des Maraschino, der noch dazu, so viel ich weiß, aus Neapel kömmt, seiner todten Ritter, seiner lebenden Mönche und seiner Blendlingsbevölkerung an Merkwürdigkeiten besitzt. Früh am Tage passirten wir am 8 das Kap Matapan, und stießen im Golfe von Kolokythia mit einem Geschwader der griechischen Flotte zusammen, das zum Entsatze von Missolunghi unter Segel war. Es bestand aus lauter kleinen Schiffen, die von sechs bis zu sechzehn Kanonen führten, die meisten schoonerartig ausgerüstet, die übrigen Polakenbriggs. Es waren die schönst gebauten Schiffe, die mir noch je vorgekommen waren, und mit ihren blauen und weißen Flaggenstreifen auf den Masten boten sie einen recht muntern und stattlichen Anblick. Auch unsere Farben entfalteten sich im Winde, und der Kommodore des Geschwaders luvte auf, um an unserm Spiegel hinzugeben und uns anzurufen. Es war ein alter schöner Mann mit einem dicken Schnurrbarte so weiß wie frisch gefallener Schnee, und als er in kühner Haltung auf dem Bollwerke seines kleinen Schiffes, mit dem Sprachrohr in der Hand, dastand, ließ sich leicht gewahren, daß er für dieses Element und auf demselben geboren sey. Mit heller starker Stimme sendete er seinen Ruf über die Wogen her, und nachdem er sich erkundigt hatte, wer wir seyen, rief er uns zu, daß er unter Segel sey, um seinen tapfern Brüdern in Missolunghi Hülfe zu bringen. Wir erwiederten ihm mit einem britischen „Huzza!" auf das seine Matrosen mit lauten „Vivas" so lange antworteten, bis wir sie nicht mehr hören konnten.

---

*) Bei dem allgemeinen Interesse, das Griechenland und namentlich Nauplia für uns hat, wird eine so gut gehaltene Schilderung griechischen Lebens, wie die vorliegende, wenn auch schon aus einer frühern Zeit, nicht ungern gelesen werden, zumal als sich in ihr schon überall Züge von den großen Anlagen eines Volkes kund geben, das nur einer so festen, freisinnigen und uneigennützigen Regierung, wie die gegenwärtige, bedürfte, um der schönsten Entwicklung entgegenzugehen. A. d. R.

Gegen Abend trat Windstille ein, und wir lagen die ganze Nacht und den folgenden Tag zwischen Cerigo, der südlichsten der sieben Inseln und dem hohen Meer, ohne uns von der Stelle zu bewegen. Dabei befanden wir uns in der Nähe des Vorgebirges Malea, einer schwarzen, unfruchtbaren und ungastlich herüber drohenden Felsenmasse, deren Fuß in eine Menge kleiner Buchten und Einfahrten ausgezackt ist, die eben groß genug sind, den Mistiks und kleinen Seeräuberschiffen, die damals das jonische Meer beunruhigten, als Versteck zu dienen. Wir waren die ganze Nacht wohl auf unserer Hut, dachten aber nicht an die mindeste Gefahr, obgleich wir bei diesem unbegränzten Vertrauen auf weiter Nichts zählen konnten, als auf eine dreipfündige Drehbasse, einen Kugelschuß, zwei Traubenschüsse und ein halb Dutzend französischer Jagdgewehre, bei noch einmal so viel Mannschaft. Indeß kamen wir doch wie durch ein Wunder davon; denn obgleich wir am folgenden Tage die Mistiks am Fuße des Malea in ihren Schluchten aus- und einschliefen sahen, wie Schlangen, so wagten sie doch nicht, uns anzugreifen; vielleicht ahnete ihnen auch, daß wir nichts an Bord hatten, was eines Angriffes werth gewesen wäre.

In der Nacht umschifften wir das Kap Malea und legten eine kleine Strecke in dem Golfe zurück; aber gegen Mittag trat abermals völlige Windstille ein, wo dann der Kapitän, noch zwei andere Reisende und ich, da wir eben nichts Besseres zu thun wußten, die Jolle bemannten und ans Gestade fuhren. Dürre, zackige, jähe Felsen bilden den größten Theil von dem Ufer des alten Sparta oder jetzigen Maina, und wir mußten eine oder zwei Meilen längs demselben hinfahren, ehe wir, gleich Noahs Taube, eine Stelle fanden, wo wir unsern Fuß rasten lassen konnten. Endlich erspähten wir zwischen den Felsen eine Oeffnung, die eben groß genug war, unser Boot einzulassen, ohne daß die Ruder sich an den Wänden zerstießen. Weiter nach Innen erweiterte sie sich zu einem geräumigen Bassin, dessen Wasser, obgleich sehr tief, doch so klar und durchsichtig war, daß man die kleinste Muschel auf dem Meeresgrund erkennen konnte. Ringsum erhob sich das Land amphitheatralisch, und war von Rhododendron, Oleander, Erdbeerbäumen und Myrthen bedeckt. — Vergebens war unsere Bemühung in dieses Dickicht einzudringen, was schwerlich je einem größern oder mit einer minder unverwundbaren Haut ausgestatteten Thiere, als ein Eber, gelungen seyn mochte. Allein vielleicht war es unser Glück; denn als wir die kleine Bucht verließen, wurde uns ein lautes Geschrei und ein Steinhagel nachgesendet. Das Geschrei erreichte uns, die Steine jedoch nicht. Beide kamen von einem Haufen Mainoten her, die wir halbwegs eine Klippe herabkommen sahen, wahrscheinlich in der Absicht, uns die Ausfahrt zu verwehren. Als sie sahen, daß wir ihnen entwischt waren, schienen sie vor Wuth außer sich zu seyn, warfen ihre nackten Arme in die Luft, stampften mit den Füßen auf den Felsen und heulten gleich rasenden Wilden. Der Kapitän, der nicht viel Sinn für das Malerische besaß, und ein wenig ärgerlich darüber geworden war, daß der Wind sich wieder gehoben hatte und uns die Rückkehr nach dem Schiffe sehr anstrengend machte, nahm sein Gewehr hervor und sagte, er habe gute Lust, ihnen die Beine mit einer Ladung Numer Eins zu pfeffern. Allein wir ließen es nicht geschehen, sondern machten uns den Spaß, blindgeladen auf sie zu feuern, worauf sie in wenigen Augenblicken insgesammt verschwunden waren. Die übrigen moreotischen Griechen nennen die Mainoten „Gevattern,“ aus welcher Ursache, konnte ich nicht genau erfahren. Die Taufhebung geht ungefähr in folgender Art vor sich: Wenn ein Mainote einem besser gekleideten und schlechter bewaffneten Fremden begegnet, als er selbst ist, so empfindet er augenblicklich eine so unwiderstehliche Neigung zu ihm, daß er ihn nicht wieder verlassen kann, ohne ein Andenken von ihm mit sich zu nehmen. Wodurch könnte man sich aber besser im Angedenken behalten, als durch einen Kleiderwechsel. Ein solcher ist in einem Augenblicke vorgenommen. Will der Pathe sich widersetzen, so wird er thätig durchgewalkt und an einen Baum gebunden, und Dieß nennt man — die mainotische Taufe.

Die ganze Bevölkerung von Maina betrachtet den Raub zu Wasser wie zu Land als ein rechtmäßiges Gewerbe. Längs der Küste sind an hohen Punkten kleine Thürme erbaut, die je nach Umständen als Kapellen oder Warten dienen. Sie sind von Kalogeroi oder Priestern bewohnt, die von diesen Felshorsten herab das Meer überspähen, und wenn sie ein Schiff erblicken, dem beizukommen wäre, die Signale geben, wo dann Cavo Malea seine Piraten nach den hunderten hinaussendet. Die fremmen Männer schlagen dann mit einem großen Stein auf eine eiserne Platte, wodurch sie, da ihnen unter der Herrschaft der Türken der Gebrauch von Glocken verboten war, Weiber und Kinder zum Gebet ermahnen für den glücklichen Ausgang der Unternehmung. Indeß muß man den mainotischen Piraten doch zum Ruhme nachsagen, daß sie bei ihren Plünderungen selten Blut vergießen, was die Seeräuber von den Inseln stets thun. Auch sollen sie bei allen Uebelthaten doch stets ihre gute Laune behalten. Ein Freund von mir hatte das Unglück von einem der Mistiks von Monemvasia gefangen zu werden. Eine Klarinette, auf der er ziemlich gut spielte, lag ihm vorzüglich am Herzen, und er dachte an Nichts als sie zu retten; auch ließ man sie ihm, jedoch nur unter der Bedingung, daß er die ganze Nacht ihnen aufspielte. Wohl oder übel mußte er sich den Vorschlag gefallen lassen, und die Räuber waren außer sich vor Entzücken, tanzten, jauchzten und tranken, und nahmen ihren Spielmann zuletzt, als sie das Schiff verließen, mit ans Land, behielten ihn mehrere Tage bei sich, behandelten ihn mit ungemeiner Freundlichkeit, nur daß er von Morgens bis Abends und von Abends bis Morgens in Einem fort aufspielen mußte, gaben ihm Alles zurück, was sie ihm genommen hatten, und ließen ihn endlich auf einem ihrer eigenen Boote nach Nauplia bringen.

Nach einer mühseligen Ruderarbeit von zwei Stunden erreichten wir unser Schiff wieder, und warfen noch in derselben Nacht vor Napoli Anker. Am folgenden Morgen nahm ich Abschied von dem „Tiber“ und ging ans Land, um der griechischen Regierung meine Dienste anzubieten. Die Sitzungen dieser erlauchten Versammlung wurden damals in einer Ruine gehalten, die einer Schmuggler- oder Zigeunerbande gar wohl als Zusammenkunftsort gedient haben würde. Das einzige Zeichen der Autorität war eine Schildwache, die mir den Eintritt verwehren wollte, indem sie ihr Gewehr quer vor die Thüre hielt. Ich sagte ihr, daß ich eine Botschaft an ihre Gebieter auszurichten habe, worauf sie mich einließ. Bei meinem Eintritte fand ich das Erdgeschoß von einigen Pferden und arabischen Stallknechten eingenommen, deren Geschicklichkeit und Kenntniß in der Bändigung und Pflege der Pferde, sie dem Jatagan der mitleidlosen Griechen entrissen hatte. Eine halbverfallene Treppe, nicht von parischem oder pentilicischem Marmor, sondern von zerbröckelten rothen Ziegelsteinen, führte durch ein Loch im Gewölbe in das obere Stockwerk. Hier wurde ich abermals von einer Schildwache angehalten, aber als ich mich über mein Gewerbe zur Genüge ausgewiesen hatte, ohne alle weitere Meldung oder Umständlichkeit bei dem hohen Rathe der Hellenen vorgelassen. Johann Koletti war damals Präsident; er war der Leibarzt des Ali Pascha von Janina gewesen, als derselbe auf dem Gipfel seiner Macht stand. Die andern Mitglieder der Regierung, die zugegen waren, bestanden aus Manuli Tombazi, Adam Dukas und dem Grafen Metaxa, einem Jonier. Das Geräthe des Zimmers bestand aus einem kleinen Tisch, einem Stuhl und einer Kiste, die den Schatz enthalten sollte, aber, wie ich nachher erfuhr, nichts als vierzehn Piaster enthielt. Die Fenster waren ohne Läden und die Sitze der Regierungsmitglieder nicht mit dem geringfügigsten Teppiche bedeckt, so daß mir bedünken wollte, man hätte von dieser höchst spartanischen Einfachheit, auch unbeschadet der strengsten patriotischen Grundsätze, ein wenig abweichen dürfen.

Ich näherte mich dem Präsidenten, und da ich wußte, daß die Griechen ein wenig Freunde der Redekunst sind, so hielt ich eine lange Rede, worin ich die Länge der von mir unternommenen Reise schilderte, dann meinen glühenden Eifer für die Sache der griechischen Unabhängigkeit, ferner meinen Abscheu gegen alle Tyrannen überhaupt und gegen die türkischen insbesondere, und erbot mich schlüßlich, einen oder den andern ihrer Heerhaufen als Wundarzt zu begleiten. Koletti erwiderte hierauf, alle Engländer, die er noch gesehen, machten ihrer Nation Ehre, und er und seine Mitbrüder seyen stets glücklich, Männer von Talent auf ihrem klassischen Boden zu sehen, vorzüglich aber Männer meines Berufes. Hierauf bat er mich, Platz zu nehmen, und sendete nach Pfeife und Kaffee, die ich rauchte und trank und dann Abschied nahm.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 198. 17 Julius 1833.

Höhere Erziehungsanstalten in Bengalen.

Die ostindische Kompagnie hatte in früheren Jahren nichts für die Gründung von höheren Erziehungsanstalten in Indien gethan; die Mohammedaner und Hindus studirten in den wenigen Schulen, die noch von früheren Zeiten her bestanden, und die von Individuen und meistens für einzelne Lehrer von Zeit zu Zeit gestiftet wurden. Braminen, welche sich der Erziehung widmen wollten, sammelten von frommen Hindus Geld, um ihre Schüler erhalten zu können, und man sah einige von ihnen Indien Jahre lang durchziehen, um die nöthigen Fonds dazu zu erbetteln. Die Regierung trug etwas zur Errichtung eines Kollegiums für Mohammedaner in Calcutta, und eines für Hindus in Benares bei, aber erst seit dem Jahre 1823 glaubte der Generalgouverneur regelmäßige Institute gründen zu können, da früher die Finanzen es nicht erlaubt hatten. Es wurden eine Akademie für Hindus in Calcutta, eine für Hindus und Mohammedaner in Dehli, und eine dergleichen in Agra gestiftet. Das Kollegium in Benares und die mohammedanische Schule in Calcutta wurden erweitert, und die Hindus in der Errichtung einer hohen Schule in Calcutta, genannt Sidyalaya, unterstützt. Eine Gesellschaft für Herausgabe von Schulbüchern wurde gebildet, und von der Regierung Geld dazu beigetragen; sie hat einige Dutzend kleine Bücher herausgegeben, die aber im Ganzen schlecht genug sind, und hat seitdem wieder aufgehört; dagegen errichtete die Regierung eine Kommission der öffentlichen Erziehung, welche jährlich 100,000 Rupien (60,000 Thaler) zu ihrer Disposition erhielt, um die Schulen der Eingebornen mit Büchern zu versehen. Seit zehn Jahren hat diese Kommission 39 Bände in Sanskrit, 41 Bände bengalischer, 38 Bände arabischer, 32 Bände persischer, 29 Bände Hindustani-Werke herausgegeben, welche theils klassische Werke dieser Literaturen, theils Handbücher über Jurisprudenz, Medizin und Philosophie, theils Uebersetzungen europäischer wissenschaftlicher Werke enthalten. Ebenso haben sie Karten in allen diesen Sprachen stechen und eine Reihe von Handbüchern zum Erlernen des Englischen drucken lassen. Die reichen Klassen der Hindus in ganz Bengalen zeigten eine große Neigung zum Studium, die jüngeren Mitglieder der wohlhabenderen Familien von Sudras und Braminen haben in Calcutta mehrere Gesellschaften gestiftet, in denen wissenschaftliche Gegenstände debattirt werden, und es ist eine Modesucht geworden sich durch Reinheit des englischen Styls auszuzeichnen. Sie lesen Milton und Shakespeare, schreiben in Prosa und Versen, und einige haben Lateinisch und Griechisch gelernt. Der junge Radschah von Bhurtpur, dessen Vater der erbittertste Feind war, den die Engländer in Indien hatten, erlernte die englische Sprache, deren Studium in den Provinzen am Ganges hin bis nach Dehli eine große Ausdehnung gewonnen hat, so daß die Regierung hofft, nach und nach alle gerichtlichen Verhandlungen englisch, statt wie bisher persisch führen lassen zu können. Es ist der Plan, es innerhalb fünf Jahren in den Gerichten in Calcutta einzuführen, und sie von fünf zu fünf Jahren auf neue Distrikte auszudehnen, zuerst in den ältesten Provinzen, und nach und nach in den später erworbenen. Die politischen Folgen dieser neuen Richtung der jüngern Generation von Hindus sind sehr bedeutend und während früher die Eingebornen von allen Stellen ausgeschlossen waren, so fangen sie seit einigen Jahren an in allen Theilen der Verwaltung einen großen Einfluß zu erhalten. Der Grad, den sie in der Armee erreichen können, und der früher auf Korporalsrang beschränkt war, ist jetzt bis zum Hauptmann erhöht worden, in den Gerichten und in den Finanzen, wo sie früher keine Stelle, die mehr als 400 Rupien eintrug, bekleiden konnten, haben sie jetzt Stellen inne, die mit 7 — 8000 Rupien bezahlt sind, und eine verhältnißmäßige Wichtigkeit haben. Es ist darüber in der ostindischen Kompagnie nur Eine Stimme, daß in demselben Verhältniß, als sie sich zur Verwaltung höherer Aemter ausbilden, diese ihnen anvertraut werden müssen, theils weil es unpolitisch wäre, Männer von Bildung und Einfluß unter ihrem Volk auszuschließen und dadurch ihre ganze Energie gegen die europäische Herrschaft zu richten, theils aber weil die Finanzen der Kompagnie das bisher befolgte System, die ganze Verwaltung von Europäern versehen zu lassen, nicht mehr aufrecht halten können. Die Bedürfnisse der Europäer in Indien und der Luxus, an den sie in ihren früheren, besseren Zeiten gewöhnt worden sind, wurden so groß, daß ein europäischer Richter oder Steuereinnehmer eines Distriktes nicht unter 30—40,000 Rupien (20—25,000 Thaler) jährlich leben kann, während ein Eingeborner von demselben Rang und derselben Verantwortlichkeit sich glücklich schätzen würde, 6000 Rupien zu erhalten. Es war derselbe Fall unter

den Mogols. Anfangs wurden die Hindus von aller Theilnahme an der Verwaltung ausgeschlossen, ihre größere Lokalkenntniß und besonders ihre Fähigkeit zur Finanzverwaltung brachte sie nach und nach in Besitz hoher Stellen, die Administration wurde dadurch bedeutend verbessert, aber die Macht der Mogols wurde untergraben.

Erinnerungen aus einer Reise auf dem St. Bernhard.

1. Das Bärenbeefstacke.

(Fortsetzung.)

„Ein armer Bauer des Dorfes Fouly, Namens Guillaume Mona, fuhr unser Wirth fort, hatte einen Obstgarten, welchem allnächtlich der Bär, von dem Sie das letzte Stück auf dem Teller liegen haben, einen Besuch machte, um Birnen zu stehlen, denn für diese Bestien ist Alles gut. Vorzugsweise hielt er sich jedoch an einen Birnbaum, der voll Crassanen hing. Wer sollte denken, daß ein solches wildes Vieh ganz den Geschmack wie ein Mensch haben, und in einem Obstgarten sich gerade die saftigsten Birnen aussuchen sollte? Nun waren dem Bauer von Fouly unglücklicherweise die Crassanen lieber als alles andere Obst, und da er Anfangs glaubte, es seyen Kinder aus dem Dorfe, die seinen Baumgarten plünderten, so lud er sein Gewehr mit grobem Küchensalz, und legte sich auf die Lauer. Gegen eilf Uhr ließ sich ein Brummen hören. „Halt," sagte er, da ist in der Nähe herum ein Bär." Zehn Minuten später ließ sich ein wiederholtes Brummen hören, aber so stark und so nahe, daß Guillaume nicht mehr im Stande zu seyn glaubte, seine Wohnung zu erreichen und sich platt auf den Boden niederwarf, wobei er nur noch Eine Hoffnung hatte, daß nämlich der Bär mehr wegen seiner Birnen als seinetwegen komme. Wirklich erschien gleich darauf auch das Thier im Garten, und ging geraden Weges auf den fraglichen Birnbaum los, indem es nahe an Guillaume vorübertrollte, dann langsam den Baum hinanstieg, wobei die Zweige unter dem Gewicht des genäschigen Bären brachen und krachten, der eine solche Mahlzeit zu sich nahm, daß nach zwei solchen Besuchen ein dritter sicherlich nicht mehr nöthig war. Nachdem der Bär sich über die Genüsse gütlich gethan hatte, rutschte er langsam den Baum herab, als trenne er sich nur mit Schmerzen davon und trabte dann abermals ganz nahe an dem Bauer vorüber, dem in diesem Falle sein mit Salz geladenes Gewehr eben nicht sehr großen Dienst leisten konnte, und kehrte ruhig nach den Bergen zurück. Alles Dieß hatte ungefähr eine Stunde gedauert, während der die Zeit dem Bauern länger wurde als dem Bären.

„Allein Guillaume ließ nicht mit sich spaßen, und als er den Bären dahin tollen sah, sagte er zu sich: Schon gut für Dießmal, aber das soll nicht so fortgehen, wir sehen uns schon wieder. Am andern Morgen fand ihn einer seiner Nachbarn, der ihn besuchte, beschäftigt die Zinken einer Heugabel in Stücke zu sägen. „Was machst Du da," fragte ihn der Nachbar. — „Ich vertreibe mir die Zeit," antwortete Guillaume. Der Nachbar nahm die Eisenstücke in die Hand, wendete sie hin und her, und sagte dann, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen hatte, wie ein Mann, der sich auf so etwas versteht: „Wenn Du die Wahrheit sagen willst, Guillaume, so wirst Du gestehen müssen, daß dieser Hagel für eine härtere Haut bestimmt ist, als eine Gemse hat." — „Vielleicht," antwortete Guillaume. — „Du weißt, ich bin ein guter Kerl, sagte François, so hieß der Nachbar — „wenn Du willst, laß uns dem Bären mit einander zu Leibe gehen: Zwei sehen besser als Einer." — „Je nachdem," war Guillaume's Antwort. — „Gut, nahm François wieder das Wort, ich will Dir die Haut ganz allein lassen, aber wir wollen das Schußgeld *) und das Fleisch theilen." — „Ich habe lieber Alles allein," erwiderte Guillaume. — „Aber Du kannst mich doch nicht hindern die Fährte des Bären aufzusuchen, und wenn ich sie finde, ihn abzupassen." — „Es steht Dir frei." — Und Guillaume, der die drei Zinken seiner Gabel in kleine Stücke geschnitten hatte, machte sich pfeifend daran, ein doppelt starkes Pulvermaß zu nehmen, als zu einer gewöhnlichen Ladung. Als der Nachbar ging, sah er wie Guillaume die doppelte Ladung in den Lauf seiner Flinte schüttete, dann drei Stücke Eisen aufsetzte, und das Gewehr in eine Ecke seiner Stube lehnte. Abends, als François an der Hütte Guillaume's vorüberging, sah er diesen ruhig seine Pfeife rauchend auf der Bank vor der Hausthüre sitzen. Er sprach ihn nochmals an und sagte: „Ich habe keinen Groll auf Dich, Guillaume; indeß habe ich die Fährte des Bären gefunden, und brauche Dich nicht mehr; doch schlage ich Dir nochmals vor, gemeinschaftlich auf die Jagd zu gehen." — „Jeder für sich," erwiderte Guillaume trocken.

„Der Nachbar selbst," fuhr unser Wirth fort, „erzählte mir vorgestern die Geschichte. Können Sie sich, sagte er zu mir, können Sie sich einen solchen Starrkopf denken, Kapitän — denn ich bin Kapitän von der Miliz — wie diesen armen Guillaume? Ich sehe ihn noch auf seiner Bank vor dem Hause, die Arme über einander geschlagen, und rauchend, wie ich Sie sehe. Und wenn ich denke, wie er dann . . ."

„Und weiter?" unterbrach ich den Wirth, dessen Erzählung die ganze Neugierde meiner Jagdliebhaberei aufgeregt hatte.

„Weiter, fuhr der Wirth fort, wußte der Nachbar nichts, was Guillaume diesen Abend machte.

„Gegen halb eilf Uhr sah seine Frau ihn das Gewehr und einen Sack von grauer Leinwand unter den Arm nehmen, und die Hütte verlassen. Sie wagte nicht, ihn zu fragen, wohin er gehe, denn Guillaume war nicht der Mann dazu, sich viel in Antworten einzulassen. François seinerseits hatte die Fährte wirklich gefunden, und sie verfolgt, bis dahin, wo sie sich in den Obstgarten Guillaume's verlor; allein da er kein Recht hatte, auf dem Eigenthum seines Nachbars den Bären abzupassen, so stellte er sich in dem Fichtenwalde an, der zwischen dem Berge und Guillaume's Garten lag. Die Nacht war ziemlich hell und François sah seinen Nachbar aus der Hinterthüre seines Hauses hervortreten, und neben einem großen grauen Felsstück, das vom Berge bis in den Hof Guillaume's herabgerollt, und vom Birnbaum höchstens zwanzig Schritte entfernt war, Halt ma-

---

*) Die Regierung zahlt für jeden Bären 80 Fr. A. d. B.

chen; dann schaute er umher, ob Niemand ihn bemerke, wickelte seinen Sack auf und kroch in denselben hinein, so daß nichts von ihm sichtbar blieb als der Kopf und die Arme, die er durch oben angebrachte Oeffnungen hindurch schob. Als er sich hierauf an den Felsen lehnte, konnte man ihn theils wegen der grauen Farbe des Sackes, theils wegen seiner Unbeweglichkeit kaum mehr von dem Felsen selbst unterscheiden. Eine Viertelstunde verging so in Erwartung des Bären. Endlich ließ sich ein lautes Brummen hören, und fünf Minuten darauf sah ihn François daherkommen. Allein aus List oder weil er vielleicht den zweiten Jäger gewittert hatte, nahm er nicht den gewöhnlichen Weg, sondern machte vielmehr einen weiten Bogen, und kam statt zur linken Hand Guillaume's, wie in der vergangenen Nacht, dießmal an seiner rechten vorbei, außer Schußweite François, aber höchstens zehn Schritte von der Mündung von Guillaume's Flintenlauf. Guillaume athmete kaum. Man hätte glauben können, er sehe das Thier nicht einmal, das an ihm so nahe vorbei kam, als wollte es ihm Trotz bieten. Der Bär, der ungünstigen Wind hatte, schien die Nähe seines Feindes nicht zu ahnen und trollte langsam dem Birnbaum zu. Allein in dem Augenblick, wo er sich auf die Hinterfüße stellte, und mit den Vordertatzen den Baumstamm umfaßte, und so die von den dicken Schulterblättern nicht mehr geschützte Brust bloß gab, erleuchtete plötzlich ein Blitz den Felsen und das ganze Thal hallte wider von der Doppelladung eines Schusses und von dem Gebrülle, welches das tödtlich verwundete Thier ausstieß. Es ist vielleicht im ganzen Dorfe nicht eine einzige Person, die den Schuß Guillaume's und das Gebrüll des Bären nicht gehört hat. Der Bär entfloh und kam abermals, ohne etwas zu merken, kaum zehn Schritte an Guillaume vorbei, der sich mit Kopf und Armen in den Sack verkrochen hatte, und abermals nicht von dem Felsen zu unterscheiden war.

(Schluß folgt.)

Der fränkische Arzt in Griechenland.

(Fortsetzung.)

Die Straßen von Nauplia waren, wie in allen morgenländischen Städten, eng, schlecht gebaut und über alle Beschreibung schmuzig. So oft ein starker Südwind über den Golf herstürmt, steigt das Wasser und verbreitet sich eine weite Strecke über das Flachland von Argos hin, und da keine Vorsorge getroffen ist, seinen Ablauf wieder zu fördern, so bleibt es stehen, wird faulig und erzeugt eine Malaria, die vorzüglich Fremden gefährlich wird — wenn sie sich der Behandlung einheimischer Aerzte anvertrauen, die noch schlimmer sind als das Fieber selbst. Die Mitte von Nauplia bildet ein großes Viereck, dessen eine Seite der Palast des venetianischen Gouverneurs einnimmt; der geflügelte Löwe von St. Markus ist noch über der Thüre zu sehen. Es ist gegenwärtig nicht viel mehr als eine Ruine, und diente den Taktikoi als Kaserne. Die andere Seite bildet das Serail des ehemaligen Pascha; die zerbrochenen Gitter und Fenster verkündigten, daß der eifersüchtige Moslim hier nicht mehr haust. Die Kathedrale, ein niederes armseliges Gebäude, und einige in Trümmer liegende Häuser nehmen die dritte und vierte Seite ein, und ein hoher Platanenbaum steht auf der Mitte des Platzes, wo alle Abende die regulären Truppen aufgestellt werden, und Jedermann, der etwas zu erfahren, zu erzählen oder zu schaffen hat, nach Sonnenuntergang sich einfindet. Hier reichte ein einziger Abend hin, so viele Moslimen zu tödten, als je an dem heiligen Schrein zu Mekka gebetet. Die bunten Gruppen, die sich hier Abends zusammenfinden, werden aus Menschen von allen Gegenden und Zungen gebildet. Hier stolzirt der kühne Albanese einher in seinem Kuleschurz, hier der rauhe Gebirgsbewohner von Suli und die „Söhne von Chimala, die nie verzeihen," hier auch der niedlich gekleidete Insulaner und der stattliche Peloponnesier, und Franken aus allen Gegenden, wo sie wachsen. Wenn der eigentlichste Gegenstand menschlicher Forschung der Mensch ist, so kann man dazu keine bessere Schule finden, als den Platz von Napoli di Romania; nirgendswo trifft man so mit einem Male die verschiedensten Charaktere und Zwecke dem Auge vorgeführt; die Menge von Faktionen, der wahre Fluch des Landes, drängt sich hier zusammen, und läßt ihre verschiedenen Ansichten und Absichten laut werden.

Da es gerade Ostern war, so hatte ich Gelegenheit, auch die festlichen Gebräuche der Griechen zu sehen. Die Auferstehung wurde durch einen Umzug von Priestern und Heiligenbildern begangen. Man sang und sprang und schoß, als ob die Paleervorräthe unerschöpflich wären, oder als ob es im ganzen Lande keinen Türken gegeben hätte, den man als Zielscheibe brauchen konnte. Nach beendigter Prozession grüßten sich die Griechen mit den Worten: „Christos anesti" (Christ ist erstanden), und dann küßten sich Alle dreimal, auf den Mund und beide Wangen, was an diesem und den zwei folgenden Tagen nicht versäumt werden darf. Ihr Ostermahl, auf das sich Alt und Jung freut — und Dieß mit Recht, denn die vierzigtägige Fasten wird von ihnen mit einer grausamen Strenge gehalten — war armselig genug: hartgesottene, rothgefärbte Eier, eine weiße Suppe mit gebratener Lammsleber entsprachen meinem Ideal der Kochkunst nicht, auch sagte meinem Gaumen Brod in Fischbrühe getunkt nicht sehr zu; und doch waren Dieß die Hauptgerichte, mit denen der österliche Tisch der Griechen besetzt war.

Mitten in der Freude langte die schreckliche Nachricht von dem Falle Missolunghi's an. Das Geschwader, das den Belagerten zu Hülfe kommen sollte, hatte seinen Zweck nicht erreichen können, und die tapfern Missolungbioten, nachdem sie Alles, bis auf die letzte Maus, aufgezehrt hatten, suchten sich einen Weg durch die Verschanzungen, Batterien und Bajonnette ihrer Belagerer zu bahnen. Der Ausgang dieses verzweifelten Unternehmens ist bekannt. Von dem panischen Schrecken, den diese Trauerbotschaft in Nauplia verbreitete, kann man sich kaum einen Begriff machen; und Gerüchte, Ibrahim und seine Araber seyen bereits auf dem Wege nach Napoli, steigerten die Verwirrung. Viele Familien rüsteten sich zur Flucht, Andere kauften Lebensmittel ein und legten Vorräthe davon an, alle Buden und Kaffeehäuser waren geschlossen, und überall ertönten Wehklagen und Geschrei. Allein die Griechen sind ein Volk von höchst elastischem Geiste, leicht niedergebeugt, aber eben so schnell wieder aufgerichtet; man drücke sie noch so gewaltsam zu Boden und sie werden nur um so kräftiger wieder emporschnellen. Allmählich liefen Gerüchte ein, daß viele von der türkischen Reiterei geblieben seyen; man versicherte sogar, Ibrahim selbst sey schwer verwundet oder getödtet, und um Alles wieder mit Muth und Zuversicht zu erfüllen, brachte man die Köpfe von drei ausgemergelten Arabern, die sich außer den Mauern von Tripolitza hatten betreffen lassen, wo sie halbverhungert wilde Kräuter suchten, in die Stadt, und nagelte sie mitten auf dem Marktplatz an den Platanenbaum, wo das halbbarbarische Volk nicht erröthete, jede Unwürdigkeit an ihnen zu begehen. Kurz es war über diese elende Trophäe so viel Jubel und Freude, als ob der größte Sieg gewonnen worden wäre, während sie drei armseligen Fellahs, die, ihrem heimathlichen Boden entrissen und unter die Waffen gesteckt, im Dienst eines Fürsten, den sie haßten, auf fremden Boden Hungers starben, nur einen Dienst erwiesen hatten, indem sie sie von ihrem elenden Daseyn erlösten.

Mittlerweile hatte die Nationalversammlung, die damals ihre Sitzungen in Epidaurus hielt, zwei Regierungskommissionen ernannt, die eine für die vollziehende Gewalt, an ihrer Spitze den Andreas Zaimis, die andere für die Finanzen und die auswärtigen Unterhandlungen unter Vorsitz des korinthischen Häuptlings Notaras. Die zu Napoli bestehende Regierung schien entschlossen, den neuen Gewalten sich zu widersetzen und ihnen den Einzug in die Stadt zu verwehren. Koletti befahl am Morgen des dazu bestimmten Tages, die Stadtthore zu schließen, und umgab sich mit einer Leibwache von seinen Anhängern; da sich aber die neuen Regierungsbevollmächtigten näherten, die von Kolokotroni und seinen Morreoten begleitet waren, und er bei dem Volke keine Unterstützung fand, so öffnete er die Thore und ließ sie einziehen. Nachdem sie das heilige Abendmahl

empfangen und den Erzbischof geküßt hatten, wurden sie als völlig installirt betrachtet, und Kolokotroni, der nach Gelegenheit den Warwick spielte — die Regierung war nämlich ganz das Werk seiner eigenen Wahl — hielt Abends über die Taktikoi, unter General Rhodios, Heerschau. Es waren ungefähr vierhundert und sechzig Knaben, die noch die Kinderschuhe nicht vertreten hatten und kaum ihre Musketen schleppen konnten.

Die erste Handlung der Regierung war eine höchst verdienstliche, indem sie zwei Schurken, deren Ruchlosigkeit weltbekannt war, die aber ohne Scheu ungestraft öffentlich umhergingen, beim Kopfe nahm und hinrichten ließ. Der erste war der Inhaber der Hamams oder warmen Bäder in Nauplia, der nicht weniger als siebzehn Personen umgebracht haben sollte, um sie zu berauben, und dann ihre Leichen in den Oefen der Bäder zu verbrennen. Der Prozeß wurde allerdings etwas sonderbar geführt; man machte wenig Umstände, Zeugen wurden weder von der einen noch von der andern Seite vernommen, man erkannte den Angeklagten einstimmig für schuldig und verurtheilte ihn zum Strick. Nun wurde ihm ein Strang um den Hals geschlungen, das andere Ende davon über einen starken Baumast geworfen und der arme Sünder dann in die Höhe gezogen, wo man ihn baumeln ließ, bis er todt war. Da man dem andern Verbrecher, einem Spione, der hingerichtet wurde, die Hände nicht gebunden hatte, so griff er nach dem Strick, an dem man ihn emporzog, und wollte sich durchaus nicht hängen lassen. Man ließ ihn daher wieder herab, und hackte ihm mit wiederholten Streichen eines Jatagans den Kopf ab.

Einige Tage nachher hielt Spiridion Trikupi, der Demosthenes des neuen Griechenlands, auf der Piazza von Nauplia eine Rede, worin er die tiefe Ebbe schilderte, die in dem griechischen Schatze herrschte, und da er, so viel ich weiß, als ein rechtschaffener Mann anerkannt war, und auch ziemlich viel Beredsamkeit besaß, so erregte er eine solche Begeisterung, daß von allen Seiten Beiträge herbeiflogen. Die Frauen und Mädchen lieferten ihre Ohrringe und Juwelen, sammt vielen patriotischen Reden ein, und wer Geld hatte, steuerte Geld. Am meisten freute ich mich über die armen rauhen Veteranen von Rumili, die ihre kostbaren Messer und reicheingelegten Schußwaffen, die sie in so manchem heißen Tag erbeutet und geführt hatten, aus dem Gürtel zogen und auf Haufen warfen, während Thränen über ihre benarbten Wangen rollten. „Wir haben nichts mehr als unser Leben, sagten sie, und das gehört dem Dienste des Vaterlandes.“ Ein Gefühl, rein wie das des Curtius, als er sich in den verhängnißvollen Schlund stürzte, schwellte die Herzen dieser alten Krieger, die ihre angeborne Habgier und abgöttische Verehrung kostbar verzierter Waffen überwältigten, um dieses Opfer zu bringen. Zum erstenmal in meinem Leben beneidete ich einen Gebirgsklephten um seine Selbstachtung.

Allmählich trafen Missolunghioten in kleinen Haufen von zwanzig bis dreißig Mann ein, und ich kann wahrlich sagen, daß ich nie in meinem Leben menschliche Geschöpfe in einem elendern und bedaurungswürdigern Zustande sah. Ihre eingefallenen Gesichter trugen jene eigenthümliche schmuziggelbe Farbe, die aus Mangel an Lebensmitteln oder ungesunder Nahrung entspringt, und ihr Anzug war so zerlumpt, daß sich kaum eine Beschreibung davon geben läßt. Es ist bei den griechischen Soldaten herkömmlich, eine Belagerung oder einen Feldzug hindurch keine Wäsche zu wechseln, und Einer, der sich durch ein reinliches Hemde auszuzeichnen suchen wollte, würde unfehlbar für einen Hasenfuß gehalten werden. Ich selbst trug dasselbe Hemd vier bis fünf Monate auf dem Leibe; aber die Fustanellas der Missolunghioten waren länger als zehn Monate nicht gewechselt worden. Wenn sie nun ihre Hemden nicht waschen, so haben sie ein ganz eigenes Verfahren, um sie von den Myriaden Ungeziefer zu reinigen, von dem alle Griechen ihr gehöriges Theil haben. Am Sonnabend in der Nacht wird unter freiem Himmel ein Feuer aus kleinen Fichten- und Wachholderzweigen oder sonst einem brennbaren Stoff angemacht, der eine helle Flamme gibt. Man zieht dann die Hemden aus und hält sie über das Feuer, bis die kleinen Ansiedler durch die Hitze hervorgetrieben der Flamme zur Beute werden.

Da ich wenig zu thun hatte, so setzte ich mich, wie die Griechen sich auszudrücken pflegen, in Nauplia nieder, um mein ärztliches Handwerk zu treiben, und da es nicht möglich war, für die Heilung noch weniger zu nehmen, als die eingebornen Aerzte, so entschloß ich mich, meine Kunst „gratis“ auszuüben. Hiezu fühlte ich mich um so mehr veranlaßt, als mir eines Tages der Vater eines Knaben, an dem ich eine Kapitaloperation gemacht hatte, ein Geschenk von — rathe einmal lieber Leser! — ein Geschenk von einem schlechten türkischen Geldstück von anderthalb Piaster, oder achtzehn Kreuzer im Werth, anbot. Dieß hieß doch der Würde eines Mannes, der seine Guineen für die Vorrechte und Titel eines Doktors der Medicin, Chirurgie artisque obstetriciae nicht umsonst ausgegeben haben wollte, ein wenig zu viel zumuthen!

Mein großmüthiger Entschluß und einige halsbrecherische Kuren brachten mich bald in Ruf, und Alle, die ein Gebrechen hatten oder zu haben sich einbildeten, trugen ihr Anliegen dem „Eklambrotatos Kyrios o Yanis o Iatros“ — dem erlauchtesten Herrn Yanis dem Doktor — vor, denn so nannte man mich. Eine Zeit lang ging Alles gut, bis endlich ihre Erlauchten, die griechischen Doktoren, durch die Einbuße ihres Erwerbes in Verzweiflung gebracht, ihre feindselige Gesinnung gegen mich offen an den Tag legten; und da mir meine Freunde Winke gaben, es würde ein längerer Aufenthalt in Nauplia für meine Gesundheit nicht sehr zuträglich seyn, so machte ich mich unversehens aus dem Staube, und schloß mich einer Bande irregulärer Truppen unter dem berühmten Karaiskaki an. Mit diesen führte ich eine Zeit lang ein Leben der vollständigsten Unabhängigkeit, stahl mir den Hammel selbst, dessen Keulen ich mir braten wollte, und schnitt mir die Sohlen für meine Scharukias aus der Haut der nächsten besten alten Kuh, die uns in die Hände fiel, ohne gerade ihren Herrn um die Erlaubniß darum zu bitten. An einem schönen Morgen, als wir in der Nähe von Arachova, am Berge Parnaß, hinschlenderten, stießen wir plötzlich auf einen türkischen Transport. Die Bedeckung, meist asiatische Konskribirte, schliefen alle im Schnee. Von Anstrengung erschöpft und von Kälte halbtodt, leisteten sie den Jatagans der Pallikaren kaum einigen Widerstand, und in zehn Minuten waren von fünf bis sechshundert Mann nur zehn oder eilf noch am Leben, die ein Franke, unter eigener Gefahr seines Lebens, nur mit der größten Mühe rettete. Die Köpfe der Erschlagenen wurden zu einer Pyramide aufgeschichtet. Die Beute, die dadurch in unsere Hände fiel, bestand aus siebenhundert Pferden und Maulthieren, die mit verschiedenen Bedürfnissen für Reschid Pascha beladen waren, der damals Athen belagerte. Obgleich eben nicht sehr weichherzig, ekelte mich diese kaltblütige Schlächterei doch dergestalt an, daß ich mit einem Male Karaiskaki und seinen Pallikaren Lebewohl sagte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der geologische Garten von Surrey erhielt jüngst erst ein sehr schönes Exemplar einer sogenannten zweiköpfigen Schlange (Amphisboena). Der Schweif dieses Thieres ist sehr abgestumpft, und hat solche täuschende Aehnlichkeit mit einem Kopfe, daß man sehr genau Acht geben muß, wenn man beide Enden unterscheiden will. Da außerdem diese Schlange auch eben so gut vorwärts als rückwärts kriechen kann, so entstand leicht die irrige Meinung, daß es eine zweiköpfige Schlange sey, wie denn ältere Naturforscher fest auf dem Glauben an ein solches Wunderthier beharren. Die erwähnte Amphisboena wurde aus Indien nach England gebracht, mißt 4 Fuß in der Länge und hat 5 Zoll im Umfange. Sie hat keine Schuppen und einen glatten, fast durchaus gleich dicken Körper von kastanienbrauner Farbe. Man hält sie für unschädlich, da man in ihrer obern Kinnlade keine Giftzähne bemerken kann.

*

Wenn man Wasser bis zu 240 Grad erhitzt, so übt der Dampf auf jeden Quadratzoll des Druckes einer Atmosphäre nebstdem noch eine Kraft von 15 Pfund aus. Die Kraft des Dampfes in einem hohen Grade der Erhitzung wird fast unwiderstehlich. Man hat die Gewißheit erlangt, daß der Dampf bei einer Hitze von 159° eine Kraft von 575 Pfund auf jeden Quadratzoll ausübt, und je mehr diese Hitze gesteigert wird, desto mehr nimmt die Kraft des Dampfes zu. Perkins will Wasser bis zum Rothglühen erhitzt, und hiedurch einen Dampf erzeugt haben, der auf den Quadratzoll mit 1500 Pfund Kraft wirkte. Wenn ein Gefäße, von der Größe eines gewöhnlichen Theekessels, Dampf von solcher Kraft enthielte, so würde der Druck, mit dem er auf die ganze Oberfläche wirkte, über 400,000 Pfund gleich seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 199. 18 Julius 1833.

Drei Jahre in Nordamerika.

8. Seidenbau.

Nachdem wir in einer Pferdefähre über den Hudson gesetzt hatten, kamen wir kurz nachher durch Greenbush, wo ehedem für das Militär Feldhütten errichtet worden waren, und wozu eine beträchtliche Strecke Landes zwischen 200 bis 300 Morgen gehört, das besonders gut zur Anpflanzung des Maulbeerbaumes geeignet ist und auch nächstens sehr zweckmäßig von dem allgemeinen Kongresse hierzu bestimmt und angewiesen werden soll. Man hat die sichere Ueberzeugung gewonnen, daß der Boden und das Klima der Vereinigten Staaten zur Seidenkultur ganz geeignet sind, und zwar besonders durch ziemlich ausgedehnte Versuche, die man mit Glück in Virginien und Georgien und bis nach Connecticut nördlich hinauf gemacht hat. Der Maulbeerbaum gedeiht, wie es sich auswies, selbst zu Burlington, im Staate Vermont, und unter dem 45sten Grad nördlicher Breite, recht gut. Was die Seidenkultur, wo sie sich immer ausführen läßt, besonders empfehlen sollte, ist der Umstand, daß sie mit und neben der sonstigen Produktion, ohne irgend einer derselben wesentlichen Eintrag zu thun, betrieben werden kann und allen Männern, Weibern und Kindern, die zur harten Feldarbeit nicht tauglich sind, Beschäftigung und Verdienst gibt. Der Maulbeerbaum, ein schöner schattenreicher Baum, trägt zur Erhöhung der Schönheit und Annehmlichkeit einer Gegend wesentlich bei. Ein Morgen (acre) ausgewachsener Maulbeerbäume dürfte, nach den gegenwärtigen Preisen berechnet, an Seide einen Werthertrag von 200 Dollars abwerfen, wogegen 10 Morgen des besten Landes erforderlich wären, um in dem obgenannten Theile der Vereinigten Staaten an Weizen einen gleichen Erlös zu gewinnen. Auch hinsichtlich der Quantität und Qualität der erforderlichen Arbeit kann hier keine Vergleichung stattfinden. Zur Erzeugung des Weizens bedarf man der kräftigsten Leute, während Weiber und Kinder zur Gewinnung der Seide hinlänglich brauchbar sind. Die Unionsregierung handelt deßhalb sehr klug, daß sie zu ihrer Erzeugung aufmuntert, um so mehr, als der jährliche Werth der Seideneinfuhren in den Vereinigten Staaten sich über sechs Millionen Dollars beläuft. Es läßt sich mit dem unternehmenden Charakter dieses Volks nur schlecht reimen, wie es bisher dem Seidenhandel so wenig Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Der Maulbeerbaum kommt in diesen Staaten nicht minder gut fort als in Frankreich und Italien, in denen die Seidenkultur, seit der Einführung der Seidenraupen aus Indien (1455), von jeher ein wichtiger Industriezweig gewesen ist. Derselbe wurde in diesen Ländern nicht nur durch die für seine Betreibung ausgesetzten Prämien, sondern auch durch verschiedenerlei von diesem Gesichtspunkt aus erlassene Gesetze immer mehr gefördert, bis die Europäer in der Gewinnung und Verarbeitung der Seide mit den Chinesen und den Bewohnern Ostindiens mit Glück wetteiferten. Nach einem auf sorgfältige Forschungen und verbürgte Thatsachen gegründeten Berichte im Kongresse hat sich mit vollkommener Gewißheit herausgestellt, daß die amerikanische Seide noch besser als die in einem jeden andern Lande erzeugte ist. In Frankreich und Italien braucht man, um ein Pfund rohe Seide zu gewinnen, 12 Pfund Kokons; in Amerika dagegen liefern schon 8 Pfund Kokons ein Pfund Rohseide. Noch immer hat die Seide schnellen Absatz gefunden. Zahlt doch selbst das so viele Seide erzeugende Frankreich alljährlich an die 20 Millionen Dollars für eingeführte Seide! England zahlt eine höchst bedeutende Summe, und die Vereinigten Staaten zahlen, wie gesagt, über 6, ja selbst über 7 Millionen Dollars.

* * *

9. Boston.

Boston ist schon durch seine Lage — es liegt auf einer kleinen Halbinsel im innersten Theile der Massachusettsbai, gegen 8 — 10 (engl.) Meilen vom Ocean — merkwürdig. In der genannten Bai befinden sich gegen hundert Eilande, viele von ihnen von recht malerischem Ansehen, einige derselben stark befestigt. Die Halbinsel, auf welche die Stadt gebaut ist, ist zwischen zwei und drei (engl.) Meilen lang und 1 (engl.) Meile breit, und hängt mit dem festen Lande durch eine schmale Erdzunge, die ehedem von der Fluth überspült wurde, zusammen. Den Namen „Boston" erhielt die Stadt von ihrem ersten Geistlichen, der ihn ihr zur Erinnerung an die Stadt Boston in England, woher er kam, beilegte. Zwei von den Vorstädten, Südboston und Charlestown, liegen ebenfalls auf Halbinseln; und nicht weniger als sechs große hölzerne Brücken von beträchtlicher Größe (eine von ihnen ist nahezu zwei engl. Meilen lang) dienen dazu, die

Stadt mit den Vorstädten und dem anstoßenden festen Lande zu verbinden.

Die Straßen von Boston sind im Allgemeinen eng, übrigens sind viele Privathäuser in den besseren Straßen und mehrere Kirchen massiv von hellgrauem Granit gebaut, und im Ganzen findet man bei näherer Besichtigung der Stadt seine Erwartungen keineswegs getäuscht. Das jüngst erbaute Kaufhaus an dem neuen Marktplatze ist ein recht zweckmäßig eingerichtetes und schönes Gebäude, bei Weitem das beste der Art in den Vereinigten Staaten, und darf sich selbst mit dem vielberühmten Kaufhause in Liverpool messen. Vor allen andern amerikanischen Städten zeichnet sich Boston durch seinen großen 75 Morgen haltenden Lustplatz (pleasure-ground), den man hier den Common *) nennt und der mitten in der Stadt gelegen ist, besonders aus. Er ist hübsch angelegt, mit vielen schönen Bäumen besetzt und trägt, da er nur für öffentliche Zwecke bestimmt ist, nicht wenig zum Vergnügen und zur Gesundheit der Einwohner bei. Das Staats-Haus (State-House) und die hübschen Häuser der eigentlichen Stadt umgeben ihn von beiden Seiten.

Im Verhältniß zur Bevölkerung herrscht wohl in Boston von allen amerikanischen Städten der meiste Wohlstand. Gegen hundert bestimmte Postlinien treffen hier zusammen; eine größere Anzahl als in irgend einem andern Theile der Vereinigten Staaten, wenn man erwägt, daß hier die Natur bei Weitem weniger Erleichterungen für das Reisen mit Dampfwagen gethan hat, als anderswo. Das jedesmal einen ganzen Band bildende Posten-Verzeichniß (stage-register) erscheint alle zwei Monate.

Die Stadt ist reinlich und wohl gepflastert und scheint nicht bloß frei von Bettlern, sondern überhaupt von jeder Art nicht in Wohlhabenheit lebender Bevölkerung. Ich sah in den Straßen der eigentlichen Stadt (City) nicht einen einzigen Menschen, der nicht anständig gekleidet gewesen wäre, überhaupt Nichts von dem, was man niedere Volksklasse nennt. Selbst zu New-York bemerkte ich während der wenigen Tage meines Aufenthaltes einige Stellen in der City, wo Reinlichkeit nicht in dem Grade vorherrschend war, als an andern Orten, und wo sich, vorzüglich unter der farbigen Bevölkerung, Kennzeichen von ausschweifenden Sitten und ungeordneter Lebensart blicken ließen; zu Boston dagegen war unter dem Volke nirgends eine Spur von Faulheit oder Schmutz zu bemerken. Alle schienen im vollen Genusse der nöthigen Lebensbedürfnisse, in rühriger Thätigkeit und Beschäftigung. Welcher Unterschied zwischen dieser Stadt und Dublin, die ich, selbst im Herzen der Stadt, im Jahre 1837 voll von halbnackten Bettlern sah, die bei Ankunft des Postwagens, sich in einer Verzweiflung, als wären sie dem Hungertode nahe, um die wenigen Pfennige rauften, die ihnen die Reisenden zuwarfen.

Die Bevölkerung von Boston wird gegenwärtig auf 70 000 Seelen angeschlagen. Zur Zeit der Revolution zählte sie so viele Einwohner, als irgend eine andere von den amerikanischen Städten, aber jetzt sind New-York und Philadelphia nicht bloß dreimal so groß als Boston, sondern selbst Baltimore, das erst seit der Revolution erbaut wurde, übertrifft Boston an Volkszahl. Die vorzüglichste Ursache davon mag wohl darin zu suchen seyn, daß jene Städte hinsichtlich der Verbindungswege mit dem Innern den Vorzug über Boston haben. Indeß ist die Bevölkerung von Boston, wenn man die Vorstädte und nahgelegenen Dörfer dazu rechnet, immer noch sehr bedeutend. Die Volkszahl des Staates Massachusetts ist noch immer in reißend schneller Zunahme begriffen, und die Menge von Schiffen ist in Boston größer, als in irgend einem amerikanischen Seehafen, mit Ausnahme dessen von New-York.

In der jüngsten Zeit wurde in dem Staats-Hause eine Bildsäule Washington's, ein Werk Chantry's, aufgestellt. Auch dem Dr. Franklin, der aus Boston gebürtig war, ist ein Denkmal errichtet worden, obgleich er sich größtentheils in Philadelphia aufhielt. Es steht auf dem Grabe, das die Gebeine seiner Eltern deckt.

*) Gemeindeplan, Gemeindewiese u. s. w.

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard.

1. Das Bären-Beefsteake.

(Schluß.)

„Der Nachbar sah alles Dieß, auf die Knie und seine linke Hand gestützt, mit an, in der rechten Hand fest die Flinte, bleich und mit verhaltenem Athem. Es war ein handfester Jäger, und doch gestand er mir, in diesem Augenblicke wäre er lieber in seinem Bette, als auf dem Anstand gewesen. Wirklich eilte aber auch der verwundete Bär, auf dem Wege vom vorhergegangenen Abende dem Berge zu, und rannte so geraden Weges auf François los, der das Zeichen des heiligen Kreuzes machte, — denn unsre Jäger sind fromm — seine Seele unserm lieben Gott empfahl und dann nach dem Zündkraut seiner Flinte sah. Der Bär war kaum noch fünfzig Schritte von ihm entfernt, brüllend vor Schmerz und dann wieder anhaltend, um sich auf dem Boden zu wälzen, und mit den Zähnen in der verwundeten Stelle zu wühlen; dann sprang er wieder auf und rannte weiter fort. Er kam immer näher, kaum war er noch dreißig Schritte entfernt; in zwei Sekunden mußte er mit dem Kopf gegen François Flintenlauf rennen, als er plötzlich stehen blieb, mit schnaubenden Nüstern den Wind einsog, der von der Seite des Dorfes her zu wehen anfing, dann ein furchtbares Gebrüll erhob und nach dem Obstgarten zurückrannte.

„Achtung, Guillaume, Achtung!“ schrie François, der aufsprang, um den Bären zu verfolgen, indem er um seines Freundes willen ganz der eignen Gefahr vergaß; denn er sah ein, daß Guillaume verloren sey, wenn er nicht wieder geladen habe: der Bär hatte Witterung von ihm. Kaum war François zehn Schritte weit gekommen, als er einen Schrei hörte, es war dießmal der Schrei eines Menschen, ein Schrei des Schreckens und der Todespein zugleich, der Schrei: „zu Hülfe!“ Dann war sogleich wieder Alles still, nicht einmal ein leises Wimmern ließ sich mehr hören.

„François lief nicht mehr, er flog den steilen Abhang hinunter. Je näher er kam, desto deutlicher sah er das Ungethüm

sich im Schatten bewegen, indem es den Leib des armen Guillaume mit seinen Tatzen umherstieß. François war vier Schritte von dem Bären, der in solcher Wuth über seiner Beute her war, daß er ihn nicht zu bemerken schien. Er wagte nicht zu feuern, aus Furcht den armen Guillaume zu treffen, wenn er noch nicht todt seyn sollte, denn er zitterte so sehr, daß er seines Schusses nicht gewiß war. Er hob einen Stein auf, und warf ihn auf den Bären, der sich sogleich wüthend gegen seinen neuen Feind kehrte. Schon waren sie so nahe an einander, daß der Bär sich auf seine Hinterbeine aufrichtete, um François zu umarmen, als dieser die Mündung seines Laufes auf der Brust des Ungethümes aufstoßen spürte. Maschinenmäßig berührte der Finger den Drücker, und der Schuß ging los. Der Bär stürzte rücklings zu Boden, die Kugel war durch die Brust gefahren, und hatte ihm die Wirbelsäule zerschmettert. François ließ ihn heulend auf dem Boden sich wälzen und eilte auf Guillaume zu. Es war kein Mensch mehr, ein bloßer verstümmelter Klumpen von Knochen und zerfetztem Fleische, der Kopf war fast ganz aufgefressen. *)

„Endlich als er an den Lichtern, die sich an den Fenstern einiger Hütten bewegten, wahrnahm, daß mehrere Bewohner des Dorfes wach geworden waren, rief er wiederholt um Hülfe und deutete den Ort an, wo er sich befand. Einige Bauern liefen mit Waffen herbei, denn sie hatten das Geschrei und die Schüsse gehört, und bald war das ganze Dorf in Guillaume's Garten versammelt. Auch seine Frau kam herbei. Es gab einen schrecklichen Auftritt. Alle die zugegen waren weinten wie Kinder. Man stellte im ganzen Rhonethal für sie eine Sammlung an, die 700 Franken eintrug. François überließ ihr auch das Schußgeld, und ließ Haut und Fleisch des Bären zu ihrem Vortheil verkaufen. Alle Gastwirthe haben eine Subskriptionsliste eröffnet ... und wenn der Herr seinen Namen ....“

— „Ganz gut, geben Sie nur her!“ Ich unterzeichnete meinen Namen und gab meinen Beitrag, als ein starker blonder Bursche von mittlerer Größe eintrat. Es war der Führer, der mich am andern Morgen nach Chamouny führen sollte, und mich um die Stunde der Abreise und die Art zu reisen fragen wollte. Meine Antwort war eben so kurz als bestimmt:

„Um fünf Uhr Morgens und zu Fuß.“

*) Ich muß hier bemerken, daß der ganze Hergang der Sache buchstäblich wahr ist; es lebt Niemand in ganz Wallis, der nicht diesen Vorfall kennt, und als wir das Rhonethal aufwärts gingen, um die Simplonstraße einzuschlagen, hörten wir die schreckliche und erst kurz zuvor vorgefallene Geschichte überall, mit geringen Abweichungen auf dieselbe Art erzählen. Anm. d. Verf.

Die neuesten Aufschlüsse über den Tod des Herzogs von Enghien. *)

Am Morgen des 21 März 1804 verbreitete sich in Paris das Gerücht, in Vincennes sey in der vergangenen Nacht eine Person von Bedeutung verurtheilt und erschossen worden. Die Sage ging von den Märkten und von den Kasernen aus, hier durch Soldaten verbreitet, welche von Vincennes zurückkamen, und dort durch Landleute aus der Umgegend, welche Lebensmittel zu Markte brachten. Auch die Polizei erhielt die erste Kunde auf diesem Wege, zu ihrem großen Erstaunen, indem der Chef derselben, Graf Réal, den Auftrag hatte, die Person, deren Tod berichtet wurde, zu vernehmen, und eben im Begriffe war, dieses Auftrages sich zu entledigen. Es war der Herzog von Enghien, der Tags zuvor, Nachmittags um 4 Uhr, an der Barrière von Charenton angekommen, und von dort aus unmittelbar nach Vincennes gebracht worden war.

Um die Wichtigkeit und Nothwendigkeit dieses Verhöres gehörig würdigen zu können, muß ich eines Umstandes erwähnen, durch den es zunächst veranlaßt wurde.

Mehrere Generale von dem ehemaligen Condé'schen Armeekorps wurden gleichzeitig mit dem Herzoge zu Ettenheim, im Großherzogthume Baden, verhaftet. Es waren die Generale von Vauborel, von Mauroy und von Thumery; sie wurden ebenfalls nach Paris gebracht. Unter Vauborels Papieren fand sich ein an ihn gerichtetes, eigenhändiges Billet des Herzogs von Enghien, das also lautete: „Ich danke Ihnen, mein lieber Vauborel, daß Sie auf den Verdacht, den mein hiesiger Aufenthalt bei Bonaparte erregen, und auf die Gefahren, denen ich, bei dem tyrannischen Einflusse, den er auch auf dieses Land ausübt, ausgesetzt seyn könnte, mich haben aufmerksam machen wollen. Wo Gefahr ist, da ist auch der Ehrenposten eines Bourbon, und ich kann in diesem Augenblicke, wo durch einen geheimen Rathsbefehl Sr. britischen Majestät alle Emigranten, welche sich zurückgezogen, aufgefordert werden, an die Ufer des Rheins sich zu begeben, von diesen würdigen und edlen Kämpfern für die Monarchie mich nicht entfernen, was auch daraus entstehe. Unterzeichnet: Herzog von Enghien.“

Eine Abschrift des eben erwähnten Befehls, der alle Condéer bei Verlust ihrer von England bezogenen Pension an den Rhein berief, fand sich ebenfalls unter Vauborels Papieren. Der Befehl war, so viel ich mich erinnere, vom 15 oder 16 Januar 1804 datirt. Ich berufe mich darüber auf die englische Kanzlei, und wegen des Billets auf Herrn von Vauborel oder dessen Familie, die er ohne Zweifel davon unterrichtet hat, da sein Inhalt sowohl ihm als dem Herzoge zur Ehre gereicht; auch glaube ich durch die Umgebungen des Letztern, die um seine Angelegenheiten wissen konnten, eben so wenig Lügen gestraft zu werden. Beide Dokumente wurden, in Betracht ihrer Wichtigkeit, sogleich dem Konsul vorgelegt, und von ihm zur Hand behalten.

Unter den Papieren des Herzogs wurde ein Schreiben gefunden, welches der Graf von Lanan, Obrist eines nach ihm genannten Regimentes von dem Condé'schen Armeekorps, von München aus an ihn erlassen hatte, und das Graf Réal im Originale besitzt. Ich führe aus demselben folgende Stelle wörtlich an:

„München, den 11 Februar 1804.

— — „Wenn, wie ich glaube, die Ansichten der Regierungen, die uns so sehr begünstigen, von den größern Mächten, als das einzige Mittel, Europa durch einen gerechten Frieden wieder zu beruhigen, anerkannt worden, so wird die Basis desselben nothwendig die Wiederherstellung der Monarchie seyn. Aber eben Dieses ist es, was mir den Wunsch lebhaft aufdringt, daß es Eurer Hoheit gefallen möge, mehr von den Ufern des Rheins sich zu entfernen. Monseigneur werden meine Ansicht darin vollkommen theilen, daß der Feind, bei der ersten Besorgniß einer Gefahr, die ihm vom Kontinente droht, seine Operationen damit beginnen wird, uns zuvor zu kommen, das rechte Rheinufer zu besetzen, und mit seinem rechten Flügel den wesentlichen Theil der Schweiz, deren Allianz er für nicht sehr haltbar ansehen dürfte, zu decken — ein coup de main, zu dessen Ausführung weiter nichts gehört, als den Befehl zum Aufbruche zu ertheilen. Und dieser Gedanke ist mir peinlich, die

*) Aus der eben so wichtigen als interessanten Schrift: Témoignages historiques, ou quinze ans de haute police sous Napoléon, par M. Desmarest, Chef de cette partie pendant tout le Consulat et l'Empire. Paris chez A. Levavasseur. 1833.

Person Eurer Hoheit mir zu theuer, als daß ich wegen der Gefahr, deren sie ausgesetzt seyn könnte, nicht sollte besorgt seyn.

„Ich benachrichtige den Herrn von Thumery, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, vor den Schritten, zu denen uns der Botschafter in Beziehung auf die Herren von Lanjamets und von Rissons autorisirt hat . . . .“

In einem frühern Schreiben vom 28 Februar meldet derselbe Lanan den Empfang eines Schreibens des Prinzen vom 24sten, und zugleich die Nachricht (wahrscheinlich von Straßburg) von der Entdeckung einer Verschwörung und von Moreau's Verhaftung.

Dieß Alles geschah zu derselben Zeit, wo die Untersuchung gegen George Cadoudal und dessen Mitverschworne im vollsten Gange war. Moreau, Pichegru und George Cadoudal selbst waren schon verhaftet, auch die Herren von Polignac, der Marquis von Rivière und viele Andere. Alle Aussagen stimmten darin überein, daß es bei dieser Verschwörung auf den Tod des ersten Konsuls abgesehen war, und daß ein Prinz von Bourbon, der in Person in Paris seyn würde, an der Spitze derselben stehen solle; ja Mehrere waren sogar der Meinung, er sey schon dort angekommen. Bei der Einleitung des Prozesses war diese Idee vorherrschend, zumal seitdem allgemein das Gerücht ging, der Herzog sey im Hotel des österreichischen Gesandten, Grafen von Cobenzl, verborgen, weßhalb eine Menge neugieriger Gaffer das Hotel umschlichen, in der Hoffnung, die mysteriöse Person zu sehen, oder wenigstens doch dem Spektakel beizuwohnen, wenn die Polizei in das Haus eindringe.

Mittlerweile war das Gouvernement damit beschäftigt, Erkundigungen über alle Prinzen des königlichen Hauses einzuziehen. Der König und der Herzog von Angoulême waren in Warschau, der Graf von Artois, die Herzoge von Berry und von Orleans, die Prinzen von Condé und von Bourbon in London, der Herzog von Enghien in Ettenheim, in der Nähe des Rheins. Man wollte darüber versichert seyn, ob einer und wer von ihnen seinen Wohnsitz verlassen habe, oder ihn zu verlassen sich anschicke. Die erste Nachricht ging von Ettenheim ein. Ein Offizier der Gendarmerie, der von Straßburg abgeschickt wurde, fand dort den Herzog. Man nannte ihm die vornehmsten Offiziere seines Generalstabes, unter andern den General Thumery. Der Offizier, irre geleitet durch die schlechte französische Aussprache des Namens, verstand Dumourlez, und setzte diesen Namen in seinen Bericht. Welche unglückselige Folge dieses leichte Mißverständniß hatte, wird sich sogleich zeigen.

Es muß hiebei bemerkt werden, daß die Gendarmerie-Offiziere über jeden Auftrag, der denselben ertheilt wurde, kam er auch von wem er wolle, eine Abschrift ihres Berichtes an ihren Generalinspektor einschicken mußten. Deßhalb wurden auch dieselben von dem Polizeiminister niemals zu Aufträgen verwendet, welche ein Geheimniß bleiben sollten. Hier handelte es sich bloß von der einfachen Thatsache, ob der Herzog anwesend sey oder nicht. Auf diese Weise geschah es, daß der Marschall Moncey, in seiner Eigenschaft als Generalinspektor der Gendarmerie, den Rapport seines Offiziers zu gleicher Zeit mit der Polizei erhielt; er kannte jedoch weder das Motiv, noch die wahre Bedeutung der Sache, und so überreichte er diesen Rapport ohne weiteres dem Konsul. Dieß geschah Vormittags um 11 Uhr, zur Stunde wo der Marschall zur Parole kam. Graf Réal arbeitete später mit dem Konsul. Noch ein unbedeutender Umstand, der die bedeutendsten Folgen hatte.

(Schluß folgt.)

Der fränkische Arzt in Griechenland.

(Schluß.)

Nachdem ich nicht ohne viele Schwierigkeiten meinen Weg nach Oropo im Golfe von Neapepente gefunden hatte, war ich hier glücklich genug, eine Kaike zu treffen, die mich nach Aegina brachte, und von Aegina kehrte ich, nach einer Entfernung von mehrern Monaten, nach Napoli zurück. Da es bei meiner Ankunft gerade Abend war, so fand ich die Piazza übervoll von Leuten. Ich ging in ein Kaffeehaus, das auf den Platz herausging, ließ mir Kaffee und Scherbet geben, zog meinen Tabakssack von Kaschmir hervor, stopfte meine Pfeife und erquickte mich nach den ausgestandenen Anstrengungen einer mühseligen Tagreise mit dem besten syrischen Rauchkraut. An meiner Seite saß ein alter Mann, der mit abgelegten Kleidern handelte und unter dem Namen Barba Nako — Oheim Nako — bekannt war. Er war beschäftigt eine Nargulla, eine Art Huka, zu rauchen, und dabei die Paternoster eines Rosenkranzes von schwarzem Bernstein abzubeten. Neben ihm saß ein albanesischer Soldat; ich kannte sie beide; da ich mich aber während meiner Abwesenheit in einen vollkommenen Palikaren verwandelt hatte, so wurde ich von ihnen nicht erkannt. „Wo ist denn nur der kleine Hahnrei, der englische Doktor, hingerathen, sagte Barba Nako. Möge sein Glaube besudelt werden! Mögen die Vögel des Himmels seinen Kopf nicht schonen! Verflucht seyen diese harten Bretter!“ — „Was fehlt Dir? sagte der Kapitan Kitso, warum verlangt Dich nach einem Doktor?“ — „Ach, antwortete Barba Nako, ich bin krank, ich bin ein verdammter Mann, ich habe eine Schwäre am Beine.“ — „Welchen Doktor suchst Du? Jenen Yanis o Trelos, — jenen närrischen Yanis — der weder Geld noch Gut für seine Arzneien nahm?“ — „Denselben, sagte Nako, ein großer Kalbusl, aber ein wunderbarer Doktor! Adelphe, o mein Bruder o meine Augen, meine Seele! Sage mir, wo ich ihn finden kann, und ich will Deinen Vater, Deine Mutter und Deine Schwestern bis ans Ende meiner Tage segnen!“ — „Bei der heiligen Messe, sagte der Soldat, ich will es Dir sagen! Die Seeräuber fingen ihn auf. Hydra und Himmel! Er hatte kein Geld, und so schnitten sie ihm den Kopf ab und begruben ihn in der tiefen See, — doch es war nur ein fränkischer Hund!“ — „O Jungfrau, Jungfrau, o heilige Jungfrau, ächzte Barba Nako, wie konntest Du diese Seehahnreie einen fränkischen Doktor umbringen lassen? Möge ihr Schiff versinken, mögen ihre Schwestern in die Sklaverei geführt werden! Wo werde ich einen Mann finden, der mir meine Schwäre heilt?“

„Phile mou, mein Freund, sagte ich, indem ich ihm meinen Tabaksbeutel reichte, willst Du eine Pfeife Tabak mit mir trinken und ich will Dir ein Wort sagen.“ — „Ich bin Dein Diener, erwiderte Barba Nako, was für ein Wort willst Du mir sagen?“ — „Ich will Dir sagen, erwiderte ich mit einem geheimnißvollen Gesichte, daß ich diesen fränkischen Doktor wieder von den Todten auferwecken kann. Ja, ja, sage nur, daß Du ihn sehen willst, und er soll so nahe an Deinem Ellenbogen sitzen, als ich.“ — „Heiliger Dionysius, rief Barba Nako, sobald er vor Schrecken wieder zu Athem kommen konnte, — Nichts, nichts — keine todten Doktoren. Ich war ohnehin etsi ketsi — so so — in Furcht vor ihm als er noch lebte — aber todt — Ma to Stavro — Ma tin Pistin — bei dem Kreuz, bei Deinem Glauben! — Nein! — Aber heilige und gesegnete Jungfrau! Ihr kleinen Hahnreie, ihr Franken, sagt solche Lügen!“ — „Stille,“ sagte ich, indem ich meinen Schnurrbart in die Höhe drehte. — „Verzeihung, sagte Barba Nako, ich hatte vergessen, daß Ihr Franken zornig darüber werdet, wenn man sagt, daß ihr lügt. Aber bei der Reinheit der heiligen Jungfrau, ihr raucht den herrlichsten Syrier, wie ich glaube, köstlich schmeckt er wenigstens. Habt ihr viel davon? Was kostet er? Woher habt ihr ihn?“ — „Alles Dieß, erwiderte ich, und noch mehr, sollst Du zu einer andern Zeit erfahren. Aber was Deine Schwäre betrifft, so komm morgen nach Sonnenuntergang zu dem Platanus auf der Piazza, wenn Du geheilt werden willst, denn dort wirst Du seine Excellenz den fränkischen Doktor Yanis finden; denn Niemand als er wird Dich heilen.“ Bei diesen Worten berührte ich die Spitze meines Kinns, meine Stirn, und legte dann die Hand auf das Herz, indem ich sagte: „Ich wünsche euch einen guten Abend.“ — „Fürchte mich nicht, war die Erwiderung. Ich bin Dein Sklave. Ich segne Dich. Mögen Deiner Jahre viele seyn! Gehe in Frieden und einen fröhlichen Sonnenaufgang Dir!“

Es bleibt nur noch hinzuzufügen übrig, daß Barba Nako sich zur bestimmten Stunde einfand, und daß man ihn vielleicht noch bis auf diesen Tag, in der Stadt, wo König Otto gegenwärtig Hof hält, im Kaffeehause sitzend erzählen hören kann, wie er durch einen todten fränkischen Doktor von seiner Schwäre geheilt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 200. 19 Julius 1833.

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

4. Argos und Mycenä.

Die Entfernung von Nauplia nach Argos beträgt ungefähr 3 Stunden; vor der Revolution bedeckte ein herrlicher Olivenwald die Ebene, welche nun wie die Gefilde von Kalamata und Modon das Bild der Verwüstung darstellt. Die Stadt liegt am Fuße eines Hügels, am äußersten Ende des Golfes; die Citadelle, welche sich auf dem Gipfel des Berges erhebt, erglänzte in den letzten Strahlen der Abendsonne. In der Entfernung einer Stunde schon suchten meine neugierigen Augen die Ueberreste von einem Palaste, oder von Gräbern und Denkmälern, welche von dem „Könige der Könige," „dem Hirten der Völker" sprechen könnten; aber ich entdeckte nur auf dem Berge die Citadelle und in dem Thale, hinter dunkelm Gebüsch versteckt, einige verworrene Haufen von Hütten und einige weiße Häuser. Als wir in die Stadt eintraten, war es Nacht und wir sahen uns plötzlich mitten in ein Schauspiel versetzt, das wir nicht erwartet hatten. Hölzerne Hütten, straßenartig neben einander gereiht; daneben angezündete Feuer, welche die Stelle der Laternen vertraten; Kaffeehäuser mit Billards, wo sich Leute aus allen Nationen drängen, die einen auf einer Leyer spielend, die andern Liebeslieder und Freiheitsgesänge anstimmend; enge und stinkende Hütten; große Milchtöpfe, in den Winkeln der Straßen auf Kohlenpfannen gestellt; Weiber und Kinder in Lumpen gehüllt, die hin und wieder gingen; Kranke und Bettler neben ihrem Quersacke und ihrem schwarzen Brode auf dem Boden kauernd, Albanesen, in ihrem heroischen Aufzuge, um eine Fackel gelagert, nach türkischer Weise ihre Pfeife rauchend — Dieß das Bild von Argos, der Atridenstadt. Wer zum erstenmal in Griechenland reist, träumt von stolzen Städten, schöngeformten Tempeln, von Götter- und Heldenstatuen auf Marmorgestellen, von dem Zauber der Mythologie und der Größe geschichtlicher Thaten: aber wie wenig Augenblicke reichen hin, um ihn von der Höhe seiner poetischen Träume in eine traurige, armselige Wirklichkeit hinabzustoßen! An der Stelle eines Dianentempel erblickt man ein elendes Wirthshaus; wo ehemals Kastor und Pollux, wo die keusche Artemis auf goldenem Throne angebetet wurden, gewahrt man schmutzige Schutthaufen. Die Tempel der Götter, die Paläste der Könige, die Trophäen von hundert Siegen verschwanden vor dem Hauche der Zeit, ohne daß Jemand ihre Spur entdecken könnte. In diese trüben Bilder versunken, traten wir in ein geräumiges hölzernes Haus, das man uns zum Nachtlager eingerichtet hatte und warfen uns, ohne Unterschied, in einem Zimmer auf Diwane oder Teppiche. Mit dem Gedanken an den Ruhm Agamemnons und voll Erinnerungen aus Homer und Pausanias schliefen wir ein, erwachten aber bald mitten unter Insekten der Armuth und des Elends. Mit dem ersten Sonnenstrahl verließen wir unsre schlechten Lager, um die Stadt näher zu besehen. Vor Allem muß ich eine Bemerkung über die natürliche Lage derselben machen: im Oriente und insbesondere in Griechenland übernimmt die Natur die Hälfte der Mühe und Arbeit bei Erbauung einer Stadt, die Form des Bodens, die Lage der Thäler und Berge scheinen die Menschen einzuladen und zeigen ihnen zuweilen sogar das Bild und Modell einer Stadt. Argos besteht nicht mehr und doch könnte man sagen, daß die alte Stadt sich noch dem Reisenden auf diesem Boden zeigt, der sich bis ans Meer erstreckt, am Abhange jener Hügelreihe, die schmerzlich ihre Denkmäler vermißt und welche durch ein seltsames Gemisch von Formen und Farben dem Auge einen Haufen von Gebäuden darstellt, deren Architektur für uns keinen Namen hat. Dieser Berg Larissa, dessen höchster Punkt für ein Fort wie von der Natur geschaffen scheint, bietet noch denselben drohenden Anblick, wie zur Zeit der Herakliden, Römer und Franken. Argos erzeugt in einiger Entfernung eine wunderbare Täuschung, und nichts vermag dem Reisenden diese seltsame Wirkung der Natur aus der Erinnerung zu tilgen. Eine Beschreibung der Citadelle von Argos zu geben, finde ich überflüssig; ihre ehemaligen Formen und Verhältnisse erkennt man in dem ungeheuern Trümmerhaufen, den sie jetzt darstellt, kaum mehr. Mitten durch diese Trümmer erblickt man dennoch Etwas von den Nationen, die abwechselnd in Argos die Herrschaft hatten: es ist ein Gemisch von kyklopischen, griechischen, römischen und gothischen Konstruktionen, und beim Anblick dieser Ruinen aus allen Zeitaltern glaubt man alle jene verschiedenen Völker um sich aufleben zu sehen, welche ihre Tritte in Steine eingruben, die nun zerstreut umherliegen. Als wir von der Citadelle auf einem abschüssigen Pfade herabstiegen, fiel unser Blick von der Westseite auf das Theater von Argos, eine großartige Ruine, welche so lange als der Berg Larissa bestehen wird; wie

zählten nicht weniger als 68 breite Stufen, alle in Felsen eingehauen. Am Fuße dieses Theaters versammelten sich im Jahre 1829 die Deputirten Griechenlands, um das Wohl des neuen Königthums zu berathen. Unter den Merkwürdigkeiten dieses Berges zog vorzüglich ein Tempel des Orakels unsre Aufmerksamkeit auf sich, der in Felsen gehauen, durch seine Krümmungen und unterirdischen Gänge die Erklärung jener listigen Kunstgriffe gewährt, deren sich die Priester des Heidenthums bedienten, um das Schicksal seine Sprüche verkünden zu lassen. Argos zählt gegenwärtig (1830) höchstens 2000 Einwohner, welche aus den verschiedenen Theilen Griechenlands hier zusammengeströmt sind. Obwohl es in der letzten Zeit von allen am meisten gelitten hat, so fängt es doch an, sich etwas zu heben; einige schöne Häuser wurden gebaut, und täglich werden neue angefangen.

Auf dem Wege von Argos nach Mycenä trifft man nicht einen einzigen Baum; rechts und links zeigen sich einige Hütten, an eine Reihe von Hügeln angelehnt. Nach einem Marsche von 3 Stunden gelangten wir zu dem kleinen Dorfe Karvathi, in dessen Nähe die Ruinen von Mycenä liegen. Wir hatten drei Argiver zu Führern, die diesen Namen gar nicht einmal kannten, und wir Fremden des Occidents mußten diesen Kindern von Argos die Ruinen von Mycenä zeigen. Es sind die ältesten und großartigsten Denkmale der griechischen Vorzeit; ein erstaunenswerther Anblick! Diese gigantischen Ueberbleibsel der Perseus-Stadt sind heute noch, was sie zur Zeit des Pausanias waren; so viele Jahrhunderte vermochten nichts an der Lage von Mycenä zu ändern, und man glaubt, erst gestern habe Pausanias diese Trümmer besucht. Das Grabmal des Agamemnon, das aus den treuen Abzeichnungen mehrerer Reisenden hinlänglich bekannt ist, dient gegenwärtig zum Zufluchtsorte umherschweifender Bettler und wandernder Heerden. Aber Aeschylus in seinen Choëphoren erwähnt dieser Todtengruft, und die Poesie umschwebt sie noch heute mit ihren Seufzern. Das Löwenthor am Eingange von Mycenä, dieser dreieckige Felsenblock, welcher zwei Löwen oder Tiger darstellt, wie sie, gegen einander gekehrt, ihre Füße auf eine Art Votiv-Altar stützen, zeigt uns das Erhabenste und Ehrwürdigste, was sich aus dem Alterthum gerettet hat. Sollten diese beiden Löwen nicht das mythologische Symbol des alten Mycenä seyn? Ehe wir von diesen herrlichen Ueberresten scheiden, will ich noch einen Zug des heutigen Nationalcharakters der Griechen mittheilen. Einer von den Argivern, welche uns begleiteten, fragte unsern Dolmetscher, ob wir nach Gold suchten. Die meisten Griechen glauben, nur deßhalb durchreise man die alten Ruinen, weil sie verborgene Schätze enthielten, die wir allein zu finden verständen. Einzig die Liebe zu Reichthümern treibt, ihrer Meinung nach, die Europäer zu den Alterthümern Griechenlands und Asiens; daß es Leute geben könne, welche unter tausend Gefahren die Spuren untergegangener Völker aufsuchen, davon haben sie keine Ahnung. Den Türken konnte man solche grobe Begriffe verzeihen; daß aber die Söhne Griechenlands zu diesem Grade von Unwissenheit herabgesunken sind, — Dieß vor Allem zerstört die Begeisterung des Reisenden.

* * *

5. Athen.

Der Piräus ist die erste Ruine, auf welche man beim Eintritte in Attika stößt. Dieser Hafen, der einst gleichen Ruhm mit dem von Tyrus und Sidon hatte und 400 Galeeren faßte, ist nur noch für Fischerbarken zugänglich. In seinem Innern, zur linken Seite, erblickt man einiges alte Mauerwerk, welches einer armen türkischen Familie zum Obdache dient. Die Stadt selbst liegt zwei Meilen vom Piräus entfernt.

Der Boden, den wir betraten, ist felsig und mit dürrem Strauchwerk bedeckt. In einiger Entfernung vom Piräus entdeckten wir hier und da Spuren von den „langen Mauern,“ womit die drei Häfen von Athen umgeben waren. Je weiter man sich vom Meere entfernt, desto weniger ausgedörrt erscheint der Boden; angebaute Felder, die sich längs der Straße hinziehn, eine von dem Morgenthau und der Frühsonne belebte Vegetation ließen uns die Zerstörungen der letzten Kriege vergessen. Bald traten wir in den großen Olivenwald, der eine Ebene von mehreren Meilen im Umfange bedeckt. Diese Bäume der Athene, welche Zeit und Verwüstung verschont haben, sind noch heute der Reichthum und die Zierde von Attika. Als wir den Wald verließen, gelangte unsre Karawane in eine offene Ebene, wo Türken und Griechen sich mit der Ernte beschäftigten. Zu unserm großen Befremden hörten wir nicht jene heitern Gesänge, welche ehemals die Schnitter Attika's anstimmten. Arme griechische Landleute grüßten uns beim Vorübergehen mit den Worten: „καλὴ ἡμέρα“ (guten Tag) und ohne noch etwas hinzuzufügen, gingen sie ihres Wegs; zu unsrer Linken gewahrten wir einen türkischen Kiosk, da wo ehemals der Garten der Akademie stand, rechts lagen einige Trümmer von Grabmälern, worunter man das von Euripides zu sehen glaubte. Nachdem wir hinter dem Hügel des Museums hervorgetreten waren, zeigte uns plötzlich der Theseus-Tempel seine einsamen Säulen und dieses Denkmal des Alterthums erschien uns wie eine große Ruine in der Wüste. Hierauf traten wir durch das Thor ein, das von albanesischen Soldaten bewacht wurde und konnten nun mit einem Blicke Alles übersehen, was noch von einer Stadt übrig ist, die mehrmals belagert und im Sturm genommen, von Griechen und Türken geplündert, verwüstet und den Flammen preisgegeben wurde. Nie bot sich meinen Augen noch ein so betrübender Anblick und keine Worte vermögen mein Gefühl auszusprechen. Auf unserm ganzen Weg sahen wir nur zwei oder drei Palmbäume, einige Cypressen und eine Moschee mit einem halben Schieferdache. Als ich diese schreckliche Einöde erblickte, so fragte ich mich, wozu Soldaten am Thore nöthig seyen; denn die Minervenstadt hat nichts mehr zu vertheidigen oder zu bewachen. Diesen Anblick gewährt Athen, das dem römischen Redner so viele Achtung einflößte und von dem er sagte: „Von hier aus kamen menschliche Gelehrsamkeit, Philosophie, Gesetze, Wissenschaften und Künste.“ Nicht eine Straße, nicht einen gangbaren Weg gibt es; wir wanderten über zerstreut liegende Trümmer, auf wie mitten in den Schutthaufen gebahntem Pfade; bei jedem Schritte mußten wir über Haufen von Ruinen, über Mauerbruchstücke und im Staube liegende Säulentrümmer setzen. Auf diesem Weg gelangten wir zum Pascha von Negroponte. In

einer Vorstadt oder einem entlegenen Theile der Stadt hat die Verwüstung acht oder zehn hölzerne Hütten verschont. In einer derselben hat Seine Herrlichkeit der Wessir von Euböa Zuflucht gesucht, der ehemals oberster Gouverneur von Athen und von den neueren Athenern eben so gefürchtet war, als der Jupiter Donnerer von den alten. Mauern, mit rothen und grünen Malereien übertüncht, Fenster mit farbigen Glasscheiben, eine Fontäne im Hofe — Dieß ist Alles was beim Eintritte in den Palast des Pascha von Negroponte in die Augen fällt. Man hieß uns auf eine Galerie von Holz steigen, wo wir warten sollten, bis man uns einführte.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Jahre in Nordamerika.

10. Paine's Grab. *)

Nicht weit von Neu-Rochelle liegt das Gut, womit Thomas Paine nach seiner nach der französischen Revolution erfolgten Rückkehr in die Vereinigten Staaten von der Unions-Regierung beschenkt worden war. Der Verfasser der „gesunden Vernunft," — einer trefflich berechneten und ausgeführten Flugschrift, die so wesentlich dazu beitrug, dem Volke der Vereinigten Staaten zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung Einmüthigkeit der Gesinnung einzuflößen, hatte gegründeten Anspruch auf dieses Zeichen der Erkenntlichkeit von Seite des Kongresses. Wir kamen mehrere Male an seinem an der Straße gelegenen Grabe, das mit einer kleinen kreisrunden Steinmauer umfriedet ist, vorbei. Die Oberfläche des Innern sieht fast so aus, als ob Cobbett Paine's Gebeine in der That fortgeholt hätte; denn sie ist voll Unebenheiten und in einem verwilderten Zustande, wiewohl eben jetzt sehr schöne Blumen auf ihr sprießen. Ein seltsamer Zufall hat es gefügt, daß an der dem Begräbnißplatze gerade gegenüberliegenden Stelle der Straße ein Versammlungshaus von Methodisten sich befindet. Das erste Mal als wir (am 27 Oktober) an dem Begräbnißplatze vorüberkamen, gingen wir in die Umfriedung hinein, um ihn näher zu beschauen. Als wir wieder herauskamen, redete uns ein Herr Bonnel, der in der Nachbarschaft ein Gut besitzt, und auf der Jagd gewesen war, an. Unsere genaue Besichtigung des Begräbnißplatzes hatte ihn auf die Vermuthung geführt, wir seyen Verehrer von Paine's Ansichten in Glaubenssachen, denn er brachte sogleich das Gespräch auf diese, und sagte uns, daß er selbst ziemlich geneigt sey, ihnen beizupflichten. Er lud uns darauf ein, bei ihm zu Mittag zu essen, was ich jedoch ablehnen mußte.

Paine machte sich zuerst durch das von ihm nach Wolfe's Tod vor Quebec verfaßte gefeierte Lied: „In modernder Gruft, die den Elenden gähnt (In a mouldering cave, where the wretched retreat etc.)" bekannt; berühmt wurde er indessen erst später, gegen das Jahr 1775 oder 1776 hin. Es scheint nicht, daß er außer 500 Pfund, der Gabe des Staats Pennsylvanien, und 5000 Dollars, dem Geschenk des Kongresses, je weitere Geldsummen von den Vereinigten Staaten erhalten hat. Vom Kongreß bekam er auch das bei Neu-Rochelle gelegene Landgut, das früher einem königlich Gesinnten, einem gewissen Friedrich Davoe gehört hatte, und vom Staate eingezogen worden war, zum Geschenk; es bestand aus 300 Morgen gut angebautem Boden und einem guten steinernen Hause. Er starb, am 8 Junius 1809, in seinem 72sten Jahre. — Eine seltsame Thatsache, die zu mancherlei Betrachtungen Anlaß geben dürfte, will ich hier noch erzählen: Ein Namensvetter Paine's, ebenfalls ein Thomas Paine, dem zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Preis für einen von ihm bei der Eröffnung des Bostoner Theaters verfaßten Prolog zuerkannt worden war, erwirkte sich späterhin einen Rechtsbeschluß der Legislatur von Massachusetts, wonach er ermächtigt wurde, seinen Namen in Robert Treat Paine umzuändern, da er nicht länger einerlei Namen mit einem gewissen berüchtigten Glaubensläugner und Religionsspötter führen wollte."

*) Geboren 1737 zu Thatford in der Grafschaft Norfolk in England; bekannt auch als der Verfasser der „Menschenrechte, Rights of Man."

Die neuesten Aufschlüsse über den Tod des Herzogs von Enghien.

(Schluß.)

Es ist mir unbekannt geblieben, was Napoleon bei dieser Mittheilung gegen den Marschall geäußert hat; allein nach dem Erfolge zu urtheilen, muß es den heftigsten Eindruck auf ihn gemacht haben. Ein Bourbon, vor den Thoren Straßburgs, mit den Waffen in der Hand, erwartend die blutigen Scenen in den Tuilerien — ein Generalstab von emigrirten Offizieren ihm zur Seite — selbst ein englischer Kommissär (denn im Rapporte war eines englischen Obristen Smith erwähnt) — General Dumouriez von London abgesendet, um, bei seiner großen Erfahrung, den Operationsplan zu leiten — zwei englische Gesandte, Francis Drake in München und Spencer Smith in Stuttgart, welche die Hand dabei im Spiele haben, alle Bewegungen kombiniren, an der Gränze Frankreichs das noch nicht ganz gelöste Komplott Pichegrü's wieder anknüpfen, fester schürzen — im Westen, bei dem ersten von Paris gegebenen Signale von Napoleons Tode, ein Bürgerkrieg — die östliche Gränze von neuem der Schauplatz des Krieges und der Verräthereien — dieses Bild schwebte vor seiner Seele, diese Thatsachen, Muthmaßungen, Kombinationen ergriffen ihn zumal; in seiner raschen, leicht entzündbaren Seele stieg ein Gewitter auf mit unzähligen Unheil drohenden Blitzen, und nichts schien im Stande, den Ausbruch zu verhindern.

Und so war es auch. Denn als Graf Réal gegen Abend, wie gewöhnlich, zur Arbeit kam, fand er den Konsul über einen Tisch gelehnt, auf welchem Landkarten ausgebreitet lagen. Er verfolgte genau die Linie vom Rhein bis nach Ettenheim, maß die Entfernung, berechnete die Stunden, binnen welcher der Weg zurückzulegen, dann hielt er plötzlich inne. „Nun, Herr Réal, Sie sagen mir ja nichts davon, daß der Herzog von Enghien nur vier Stunden von unserer Gränze sich befindet und militärische Komplotte anzettelt." Der Graf, erstaunt den Konsul so falsch davon prävenirt zu sehen, erwiderte, gerade diese Angelegenheit führe ihn her, nicht sowohl um ihm zu berichten, daß der Herzog in Ettenheim wohne, was ihm ja hinlänglich bekannt sey, wohl aber darüber, daß derselbe noch dort sey, und keinen Augenblick den Ort verlassen habe, was zu ermitteln bekanntlich nur der Zweck der Mission gewesen sey. Allein diese Worte gingen völlig spurlos an Napoleon vorüber, er wandte sich wieder zu seinen Karten, augenfällig auf seiner Ansicht beharrend, und die lange Pause nur durch Zeichen des Unwillens und drohende Bewegungen unterbrechend. „Bin ich, fing er endlich an, denn ein Hund, den man auf der Straße todt schlagen kann, während dem meine

Mörder für geheiligte Wesen gelten? .. Man greift mich am Leibe an! Wohlan, Krieg um Krieg!" Und zu Talleyrand, der eben eintrat, sagte er: „Und was thut denn Massias *) in Carlsruhe, während dem meine Feinde mit den Waffen in der Hand in Ettenheim sich versammeln?" Auf die Antwort des Ministers, daß derselbe ihm nichts darüber gemeldet habe, erwiderte er: „Ich werde ihre Komplotte zu bestrafen wissen, der Kopf des Schuldigen soll mir dafür Genugthuung geben." Napoleon ging, während dem er diese Worte sprach, im Saal auf und nieder, und Cambacérès, der zweite Konsul, der gleichfalls zugegen war, und den diese Worte überraschten, bemerkte darauf: „Ich möchte glauben, daß, wäre eine solche Person in Ihrer Gewalt, die Strenge nicht so weit ginge." — „Was sagen Sie da, mein Herr?" entgegnete Napoleon, und maß dabei seinen Kollegen vom Kopf bis zu den Füßen, „damit Sie es wissen, ich will, ich werde Keinen menagiren, der mir Meuchelmörder zuschickt." Des General Dumouriez erwähnte er nicht an jenem Tag. Erst am darauf folgenden Sonntag äußerte er bei der Audienz: „In dieser Stunde ist der Herzog von Enghien und Dumouriez in meiner Gewalt."

Setzen wir nun den Fall, Réal und Moncey wären zu gleicher Zeit beim Konsul erschienen, und jener hätte zu ihm gesagt: „Ist ein Bourbon wirklich in Paris, so kann es nicht der Herzog von Enghien seyn, indem ich die Beweise in Händen habe, daß er noch immer in Ettenheim ist, wo er seit mehreren Jahren wohnt; daß dort Condé'sche Offiziere um ihn versammelt sind, verdient allerdings Aufmerksamkeit; allein der angebliche englische Obrist Smith ist, laut des Rapportes, nichts weiter als ein Stallmeister; was Dumouriez betrifft, so ist's ein offenbares Mißverständniß, ein Orleans — ja, aber daß ein Condé, denen er verhaßter noch als Robespierre ist, es mit ihm halte, ist nicht zu denken" — wie so ganz anders wäre dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Sache ausgefallen! Der junge Prinz wäre nicht wie eine dort gleichsam postirte Hülfstruppe der Verschwörung erschienen, es wäre von keinen englischen Offizieren, nicht von Dumouriez mehr die Rede gewesen, und anstatt Verdacht zu erregen, hätte die Fortdauer des dortigen Aufenthaltes des Prinzen, entfernt von seinen übrigen Verwandten und allein mit seiner Gemahlin, vielmehr zum Beweise gedient, daß in seiner isolirten Lage nichts sich verändert habe. Ohne Zweifel hätte Napoleon, bei dieser Nachricht, diese verdächtigen Vereine aus der Nähe des Rheins entfernen lassen, doch nur aus Vorsicht, nicht aus Rache oder zur Strafe. Ich glaube bestimmt behaupten zu dürfen, daß der Herzog nicht in die in London ausgeheckte Verschwörung verwickelt war, obwohl die Häupter derselben mit dem Gedanken umgingen, ihn in Hinsicht auf militärische Operationen später hineinzuziehen. Es ist wohl außer Zweifel, die Condé'schen Prinzen sind von dieser Verschwörung nicht einmal unterrichtet worden. Ihr ganzer Zweig, von jeher dem Kriegsdienste sich widmend, wurde stets von allen im Innern vorgegangenen Manövern entfernt gehalten, und es ist leicht zu begreifen, warum die Politik des ältern Zweiges vermieden hat, eine Rolle dabei ihnen zuzutheilen.

Der Schlag war einmal geschehen. Der Herzog von Enghien war in Napoleons Augen die Haupttriebfeder des Komplottes gegen sein Leben. In dieser vorgefaßten Meinung, von der er nicht abzubringen war, und nur allein hierin ist das Motiv seiner Handlungsweise zu suchen; sie wurde durch nichts Anderes veranlaßt, weder durch ein vorgebliches geheimes Konseil, dem er den Fall zur Berathung vorgelegt haben soll, noch, wie man ihm unterschiebt, in der Absicht, die Interessen der Revolution gegen jeden Aufruf der Bourbone sicher zu stellen. Nein, Alles war Rache des ersten Eindruckes, Folge plötzlicher Aufwallung über einen mißverstandenen Namen und über eine irrthümliche Thatsache.

Nehmen wir Alles zusammen: George Cadoudal, die beiden Polignac und Rivière, nebst allen Andern, erklären, sie seyen von London gekommen, um die Person des Konsuls mit Gewalt anzufallen, ihre Truppe sey formirt, und erwarte in Paris, mit den Waffen in der Hand, einen Bourbon, der das Zeichen dazu gebe; — Napoleon weiß nicht, wo der Herzog von Enghien sich befindet, er glaubt ihn bei den andern Mitgliedern seiner Familie, da erhält er einen officiellen Rapport, der Prinz befinde sich an der Gränze bei Straßburg, umgeben von ausgewanderten Offizieren, von Engländern und von dem famösen General Dumouriez, der als der Pichegru dieses Komplottes erscheint, — den Lenker der Exekution mit seinem ganzen Generalstab aufzuheben, den Mordanschlägen ein Ziel zu setzen durch Repressalien gegen Einen aus dieser Familie, den er für den Urheber hält — dieser Gedanke bemächtigt sich seiner ganzen Seele; die Sache hat allen Anschein von Wahrheit, sie ist wichtig, dringend, er befiehlt auf der Stelle, man gehorcht ihm, Alles weicht seinem mächtigen Willen; in der Besorgniß, er möchte von seinem Entschluß abkommen, spricht er mit Niemand darüber, und beschleunigt die letzten Maßregeln — so stellte sich die Sache zusammen. Ein ähnlicher, ja noch gewichtigerer Irrthum, weil lange darüber berathen und weil derselbe bestritten worden, verleitete ihn am 3 Nivose, wo die Jakobiner, des damaligen Attentates im ersten Augenblicke beschuldigt, deportirt wurden, selbst noch zur Zeit, wo man bestimmt wußte, daß sie diesem Verbrechen völlig fremd waren. Dieß sind zwei Flecken im Leben dieses Mannes, die man beklagen muß, wenn gleich beide als Verirrungen eines erbitterten und fast noch unter den Dolchen sich befindenden Menschen sich herausstellen. „Glauben Sie denn," äußerte er eines Tages, wo er gewisse, kurz abgebrochene, aus dem Stegreife, so zu sagen, hervorgegangene Verfügungen Kaiser Pauls I zu entschuldigen suchte, „daß die Souveräne Engel seyen? Sie sind Menschen, und manchmal mehr noch, wie Andere, dem Irrthum und Aufwallungen unterthan."

Vermischte Nachrichten.

Die kriegerische Neigung der armen ägyptischen Fellahs scheint nicht sehr groß zu seyn; wenigstens möchte dieß aus der nachstehenden Verfügung zu entnehmen seyn, die der Vicekönig von Aegypten an die Distriktsbehörden erlassen hat, und von der hier eine wörtliche Uebersetzung folgt: „An den Gouverneur des Bezirkes. In Bezug auf die Männer, die wir zum Dienst für unser siegreiches Kriegsdepartement bedürfen, finden wir, daß Einige sich die Zähne einschlagen, Andere sich blenden und sehr Viele boshafterweise sich zu Krüppeln machen, während sie auf dem Wege zu ihren Korps sind; wodurch wir gezwungen werden, die größere Anzahl von ihnen wieder nach Hause zurückzuschicken. Auch entnehme ich aus dem Berichte des erwähnten Departements, daß bald dieß bald jenes fehlt. Ich befehle dir daher, daß du innerhalb einer Stunde nach Empfang dieses Schreibens jeden fehlenden Mann beischaffest, und erinnere dich, daß sie von starkem Körperbau und vollkommener Gesundheit seyn, und daß die Dienstpflichtigen mit Bewilligung der Scheiks abgesendet werden müssen. Auch unterlasse es nicht Vorkehrungen zu treffen, wodurch sie verhindert werden, sich zu verstümmeln oder dienstuntauglich zu machen, außerdem ich eines oder das andere Glied ihrer Familien ergreifen lassen würde, um den Verlust solcher Schurken zu ersetzen. Jeden aber, der sich so verstümmelt hat, sollst du auf Lebenszeit auf die Galeeren schicken. An die Scheiks habe ich in Betreff dieser Sache bereits die geeigneten Vorschriften erlassen, und es sey jetzt deine Sorge, die verlangte Mannschaft, im Einverständniß mit den Scheiks, auszuheben und mir ohne Verzug zuzuschicken. Außerdem empfehle ich dir angelegentlich, jeden noch in deinem Bezirke rückständigen Mann in der möglichsten Eile abzusenden. Gegeben in Alexandrien am 21sten Schewal (12 März 1833)." Mehemeds Siegel.

Die eigentliche Bildungsschule der Truppen Mehemet Ali's und der Mittelpunkt, von dem aus er den Versuch, militärische Einrichtungen in europäischem Geiste mit morgenländischer Sitte und Sinnesart zu verschmelzen, nach allen Richtungen hin unternimmt, ist das Lager bei Kairo. Es liegt ungefähr 2½ Meile nordöstlich von Kairo, zwischen den Dörfern El Khanka und Abuzabel, am Rande der arabischen Wüste. Die Araber sind die besten Truppen des ägyptischen Heeres und dadurch, daß er auch Regimenter aus Negern bildete, hat Mehemed Ali das Mittel in der Hand, die einen durch die andern in Zaum zu halten. Wahrscheinlich würde er gern sein ganzes Heer aus Arabern und Negern bilden, allein der Versuch ist nicht ohne Gefahr, da zu fürchten steht, sie möchten dann einem Herrn von türkischer Abkunft den Rücken wenden.

*) Damals Geschäftsträger am baden'schen Hofe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 201. 20 Julius 1833.

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard.

2. Col de Balme.

Mein Führer war so genau wie eine Weckuhr. Um halb sechs Uhr wanderten wir durch den Marktflecken Martigny, wo mir nichts Merkwürdiges auffiel, außer drei oder vier Kretins, die vor der Thüre ihres väterlichen Hauses saßen und in dumfem Blödsinn an der aufgehenden Sonne vegetirten. Als wir den Ort verließen, gingen wir über die Drance, die von dem St. Bernhard das Thal Entremont herabkommt und sich zwischen Martigny und La Batia in den Rhone ergießt. Gleich darauf verließen wir die Landstraße und schlugen einen Fußsteig ein, der in das Thal hineinführte, wobei er rechts an dem östlichen Abhang des Gebirges fortlief.

Als wir ungefähr eine halbe Stunde zurückgelegt hatten, hieß mich mein Führer rückwärts schauen und einen Blick auf die Landschaft werfen, die sich vor unsern Augen entfaltet hatte. Auf den ersten Blick erkannte ich hier, welche politische Wichtigkeit Julius Cäsar in dem Besitz von Martigny, oder um mich der Benennung zu bedienen, die er diesem Orte in seinen Kommentarien beilegt, in dem Besitz von Oktodurum fand. Gemäß seiner Lage bildete es den Mittelpunkt seiner Operationen gegen Helvetien hin, durch das Thal von Tarnave, das nach Niedermetzlung der thebaischen Legion und ihres Anführers, den Namen von St. Moriz annahm; gegen die Gallier auf dem Wege, den wir verfolgten und der nach Savoyen führt, und endlich gegen Italien über das Ostiolum Montis Jovis, heutzutage der große St. Bernhard genannt, wo er eine Römerstraße hatte anlegen lassen, die von Mailand nach Mainz führte. Wir befanden uns in dem Mittelpunkte dieser vier Straßen und konnten jede von ihnen in ihrem Zuge auf kürzere oder längere Entfernung mit den Augen verfolgen, je nachdem es uns der phantastische Wech- des Landschaftsbildes der großen Alpenkette erlaubte, inmitten welcher wir unsere Wanderungen anstellten. Der erste Gegenstand, der als Mittelpunkt dieses unermeßlichen Gemäldes unser Auge auf sich zog, war vor Allem dieses alte Martigny, wo seit Hannibals Zeiten her jene halben Deutschen lebten, deren Cäsar, Strabo, Livius und Plinius erwähnen, und das in Folge seiner vortheilhaften topographischen Lage die furchtbare Ehre hatte, daß die Heere der drei Kolossen der neueren Zeit: Cäsars, Karls des Großen und Napoleons, darüber hinzogen. Das Auge verläßt Martigny nur, um der Simplonstraße zu folgen, die kühn in das Rhonethal eindringt und von Martigny bis Riddes in einer so geraden Linie sich ausdehnt, daß man ein straff ausgespanntes Seil zu sehen glaubt, das mit den Kirchthürmen der beiden eben genannten Orte festgepflöckt scheint. Zu ihrer Linken schlängelt sich der Rhone, noch ein Kind, in der Tiefe des Thales hin, wie ein flatterndes Silberband, während sich über ihm zu beiden Seiten jene doppelte Alpenkette erhebt, die sich am Col de Ferret öffnet, dann sich erweitert, um Wallis in seiner ganzen Länge zu umfassen und fünfzig Stunden weiter sich wieder an der Furca, dem Scheidepunkt der zwei Granitzweige zu vereinigen, der zu seiner Rechten und zu seiner Linken die mächtigen Grundlager des Galenstock und des Mutthorn hat.

Wenn man den Blick von dem Horizonte nach den Punkten zurückkehren ließ, wo wir uns befanden, sahen wir zu unsrer Linken die durch das Thal von St. Maurice nach Genf führende Straße, die sich aber gleich hinter dem alten Schlosse von Martigny dem Auge entzog; zur Rechten war auf eine Entfernung von einer Stunde hinaus, der Drance, einem tosenden steinigen Gebirgswasser, entlang, die Straße sichtbar, die an den Fuß des großen Bernhard führt, und von Zeit zu Zeit den Bergstrom überspringt, um bald auf dieser, bald auf jener Seite des Ufers ihm zu folgen. Endlich hinter uns hatten wir, unsern Weg fortsetzend, den steilen und rauhen Pfad vor uns, den wir hinankletterten und der ohne Unterbrechung auf den düstern Pic der Tête-Noire zu führen scheint, während man, auf der Höhe der Forclas angelangt, wahrnimmt, daß man diese Art von einem auf den Ossa gewälzten Pelion unmittelbar zu ersteigen hat und vor Verwunderung stehen bleibt, wenn man diese beiden Bergspitzen durch eine Entfernung von zwei Stunden von einander getrennt sieht, die sich Anfangs zu berühren scheinen, zwischen denen sich aber unversehens ein Thal eröffnet, dessen Daseyn man auf keine Weise geahnet hätte.

So sehr ich mich bereits, mitten unter diesen kolossalen Massen, daran gewöhnt hatte, die Entfernungen nicht nach dem Auge zu bemessen, so war ich doch nicht wenig erstaunt, da ich plötzlich zu meinen Füßen, als ob der Boden unter ihnen verschwände, diese tiefe Erdfurche sah. Unmittelbar unter mir, in einer Tiefe von zwei tausend Fuß hinab, sah ich, dünn wie einen jener

Silberfäden, die im Sommer der Wind dahin webt, das Bergwasser in mannichfachen Windungen heraufblitzen, das aus dem schönen Trientgletscher entspringt, sich in grillenhafter Laune durch die ganze Länge des Thales dahinschlängelt und einen Berg von seinem Gipfel bis zu seinem Fuße spaltet, um sich zwischen der Glashütte und Vernaya in den Rhone zu verlieren. Einige an seinem Uferrande hin verstreute Hütten mit ihren grauen Dächern glichen Käfern, die schwerfällig nach der Ebene hinab zu kriechen schienen, während an den beiden entgegengesetzten Enden dieser Art von Dorf, dem Auge kaum sichtbar, die zwei Wege ausliefen, die beide nach Chamouny führten, der eine über die Tête-Noire, der andere über den Col de Balme. Letzteren wollten wir einschlagen.

Wir stiegen in das Thal hinab, und mein Führer rieth mir, an einer kleinen Barake Halt zu machen, die von dem Dorf am Saume des Weges vergessen worden zu seyn schien und mit dem prunkhaften Namen eines Wirthshauses beehrt wurde. Es sey nöthig, sagte er, hier ein wenig zu verschnaufen, und uns für die zwei übrigen Drittheile des Weges zu stärken, die wir noch zurückzulegen hätten, da das einzige Haus, das wir späterhin noch treffen würden, drei Stunden entfernt und in dem Rundausschnitt des Col de Balme selbst gelegen sey. Was ich deutlicher begriff als alles Dieß war, daß mein guter Führer Durst hatte. Man setzte uns um den Preis eines Bordeauxweines eine Flasche essigsauren Getränkes vor, mit dem man keinen Salat hätte anmachen mögen, und das mein Walliser mit wahrer Wollust bis auf den letzten Tropfen austrank. Glücklicherweise fand ich, was man überall in der Schweiz trifft, einen Topf köstlicher Milch, die ich mit einigen Tropfen Kirschenwasser vermischte — freilich ein ziemlich mageres Frühstück für einen Menschen, der noch sechs walliser Stunden Wegs zu machen hat. Mein Führer, der mich bekümmerten Blickes in meinen Milchsäuerling eine harte graue Brodrinde, die einem Stücke Bimsstein nicht unähnlich war, einbrocken sah, richtete meinen Muth wieder auf, durch die Versicherung, daß wir in dem Wirthshause des Col de Balme schon etwas Besseres vorfinden würden. Ich bat Gott, ihn zu erhören, und so machten wir uns wieder auf die Beine.

Nach einer halben Stunde gelangten wir an den Saum eines Tannenwaldes, in den ich den Weg sich verlieren gesehen hatte, und hier fand ich, daß mein Führer nicht gelogen: die eigentlichen Mühseligkeiten sollten jetzt erst ihren Anfang nehmen. Indeß werde ich in der Folge noch so viel von jähen und gefährlichen Fußsteigen zu erzählen haben, daß ich hier beifällig nur Etwas bemerken will, um es nicht zu vergessen. Wir begannen längs dem jähen Abhang des Col oder der Gebirgsschlucht emporzusteigen, wobei wir zu unsrer Rechten einen Abgrund von fünf- oder sechshundert Fuß Tiefe hatten, und jenseits desselben erhob sich ein senkrecht abfallender Berg, den das Volk der Gegend „die Nadel von Illiers" (L'Aiguille d'Illiers) nennt, und der durch das unglückliche Ende eines Engländers, der im Jahre 1831 seine Spitze zu ersteigen versuchte, neuerdings eine Berühmtheit erlangt hat. Mein Führer zeigte mir zwei Drittheile in der Höhe der Aiguille die Stelle, wo dem Unglücklichen der Fuß ausgeglitten, und die furchtbare Tiefe, in die er von Fels auf Fels abprallend, wie eine lebendige Lawine herabgestürzt war, bis er endlich im Abgrunde als ein gräßlich zerschmetterter Fleischklumpen, an dem sich keine menschliche Gestalt mehr erkennen ließ, anlangte.

So wenig erfreulich diese Geschichten an sich schon sind, so sind sie es nur noch um so weniger, wenn sie an Ort und Stelle, wo sie sich begeben, erzählt werden; es gewährt dem Wanderer, er mag auch noch so gleichmüthig seyn, verdammt wenig Trost, zu hören, daß gerade auf der Stelle, wo er sich befindet, einem Andern der Fuß ausgeglitten, und er in der Tiefe begraben worden ist. Uebrigens sind die Führer mit dergleichen Erzählungen nicht sparsam: es scheint, sie wollen dabei den Reisenden unter der Hand den Rath geben, sich nicht ohne sie ins Gebirge zu wagen. Indeß sprang eben dort, wo der Engländer verunglückt war, ein Hirte, von seiner Ziegenheerde begleitet, im vollen Laufe herab, von Felsen zu Felsen hüpfend, wobei mit jedem Sprung lockeres Gestein sich ablöste und hinunterrollend anderes mit sich fortriß. Dieses schleuderte im Sturz kleine Felsenstücke mit sich fort und diese wieder größere, und so flog diese Lawine mit immer zunehmender Geschwindigkeit an den jähen Wänden des Berges hinab, mit einem Gerassel wie Hagel, der auf ein Dach schlägt, und endlich nach einer dazwischen eingetretenen Stille hörte man sie mit dumpfem Getöse in das Bergwasser stürzen, das in der Tiefe der senkrecht gehenden Schlucht floß, die beide Berge trennt. Der Hirte begleitete uns auf der Bergwand, die der, auf welcher wir hinwanderten, gegenüberlag, wohl eine halbe Stunde weit, indem er seine Geschicklichkeit und Schnelligkeit verdoppelte, und wie es schien ohne irgend einen andern Grund, als um mir das Vergnügen zu verlängern, das mir, wie er sah, seine Gewandtheit und Verwegenheit machte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

5. Athen.

(Fortsetzung.)

Indessen hatten wir Muße genug, das Aeußere der Albanesen oder Dellis, welche die Leibwache des Paschas bilden, etwas näher zu betrachten. Der Tarbusch, der sich in eine große seidene Eichel endigt, die rothe Weste mit weiten und kurzen Aermeln, orientalische Beinkleider, von weißer oder grauer Farbe — das war ihr Anzug. An ihrer Seite hing ein Säbel an doppelter Seidenschnur; zwei Pistolen mit silbernem Knopfe, ein Khanschar (Khangiar) im Gürtel vollendeten ihren kriegerischen Schmuck. Die einen umlagerten die Thüre des Pascha's, die andern lagen längs der Gallerie ausgestreckt. Vergebens suchte man auf ihren Gesichtern den Ausdruck menschlichen Fühlens und Denkens. Sie rauchten nachlässig ihre Pfeife, verfolgten mit den Augen den aufsteigenden Dampf, und träumten vielleicht von einer Raub- und Mordscene. Endlich wurden wir eingeführt; das Zimmer, in dem wir empfangen wurden, hatte zu seiner Verzierung nichts als einige Cypressen, die an die Wand

gemalt waren; ein Sopha von scharlachrother Farbe war das einzige Möbel darin. Der Pascha von Negroponte saß in der Ecke desselben, in einen Sammetrock gehüllt und einen grünen Turban auf dem Kopfe. Omer Pascha ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren, mit lebhaftem Blick und einer feinen geistreichen Physiognomie; von seiner Gestalt und Haltung kann ich nicht sprechen, denn Leute, die niemals ihr Sopha verlassen, kann man nur als Brustbild malen; wenn ein Fremder in eine türkische Wohnung tritt, so sieht er nur Diener und Sklaven aufrecht stehen. Nach den herkömmlichen Präsentationsceremonien bot man uns den Tschibuk, Kaffee und Sorbet. Diese Gebräuche, diese Figuren, die ich zum ersten Male sah, erregten meine ganze Aufmerksamkeit. Ich wähnte, der Orient würde sich mir in einer Unterredung mit den Osmanlis enthüllen, und mit Ungeduld erwartete ich den Anfang derselben. Allein zuerst fiel sie nur auf ganz gewöhnliche Gegenstände; endlich sprach man von Negroponte: und da diese Insel von neuern Reisenden sehr wenig besucht wurde, will ich hier Einiges über sie mittheilen. Die Insel Euböa, die größte im ägeischen Meere, ist an der schmalsten Stelle des Kanals durch eine Zugbrücke mit dem festen Lande verbunden. Sie stellt an ihren Küsten das heiterste Bild dar, und in ihrem Innern den bunten Anblick von Bergen, Waldungen und Wasserfällen; die Hügel sind mit Obstbäumen Weinstöcken und Getreide geschmückt; in den Thälern stehen schöne Cypressen- Eichen- und Buchenwälder. Euböa ist wegen seiner reichen Triften, der Menge und Schönheit seiner Heerden berühmt; man baut hier die Baumwollenstaude, Getreide und jede Art von Kornfrüchten. Ferner besitzt es Eisen, Kohlen- und Asbestminen und Bergkrystall. Unter den ergiebigen Minen und reichen Schätzen, die Euböa noch enthält, darf der Reisende nicht die Alterthümer vergessen, welche die Erde noch bedeckt und die Barbarei nicht entweiht hat. Das Klima von Euböa ist gesund, die Bevölkerung kräftig, friedliebend, häuslich und arbeitsam. Diese reiche Besitzung mußten die Türken zufolge der Verträge der drei Mächte an die Griechen abtreten.

Begleitet von einem Führer, den uns der Disdar oder Kommandant von Athen gegeben hatte, besuchten wir die Ueberreste des Prytaneums, die Säulen des Gymnasiums und den Ort wo sich die Agora befand. Unweit davon sahen wir den Thurm der Winde oder den Thurm des Andronikus. Das Bewundernswerthe an demselben ist die Leichtigkeit der Bauart, die Eleganz seiner Wölbung und die Abbildung der Winde, welche auf seinen acht äußern Seiten eingehauen sind. Er war lange der Aufenthalt der „tanzenden Derwische," deren Uebungen mit den auf der Außenseite angebrachten Verzierungen in vollem Einklange standen. Dann wandten wir uns zu der „Laterne des Demosthenes," deren Form und Verhältnisse von ungemeiner Zartheit und Anmuth sind. Man wird von Staunen und Freude ergriffen, dieses Denkmal noch so wohl erhalten zu sehen, indessen so viele Denkmäler und Säulen, welche der Zeit zu trotzen schienen, in Trümmern liegen und in Staub zerfallen sind. Dieses Denkmal, das die Italiener „il palatio di Demosthene" nennen, wurde vor anderthalbhundert Jahren vom französischen Missionär Simon um die Summe von 550 Thlr. erkauft. Da ihm das Eigenthumsrecht davon von den Griechen streitig gemacht wurde, so bestätigte ihm dasselbe der Kadi von Athen, jedoch unter der Bedingung, daß der ehrwürdige Vater dieses Denkmal den Fremden zeigen solle. Das daran stoßende Haus wurde das Kloster der Mission und von den Schülern des Franziskus von Assisi bewohnt. Ein wunderlicher Anblick, den Thurm des Andronikus von Derwischen und die Laterne des Demosthenes von Kapuzinern bewohnt zu sehen! Jetzt ist das Missionskloster von Grund aus zerstört, und nur noch die Laterne des Demosthenes geblieben; allein es fehlt der fromme Missionär, der sie, der Anordnung des Kadi zufolge, den Fremden zeigen könnte. Im Parke von St. Cloud findet sich eine Kopie davon, welche jedoch hinter dem Original weit zurückgeblieben ist.

(Schluß folgt.)

Das erste Trauerspiel im neuen Griechenland.

Die Schlacht von Navarin hatte die türkisch-ägyptische Flotte vernichtet, der Winter machte den Seeräubereien ein Ende, und die Griechen genossen im Schoße ihrer Familien die Früchte ihrer Anstrengungen während der schönen Jahreszeit, als in der blühendsten ihrer Städte, in Syra, die Aufführung eines Trauerspieles angekündigt wurde. Der Verfasser desselben war ein junger Kaufmann aus Smyrna, der seinen Stoff aus der Geschichte der letzten kriegerischen Begebenheiten, und zwar die Thaten und das Ende Karaiskaki's gewählt hatte. Es ist bekannt, daß dieser Held, nachdem er das Heer Drama Ali Pascha's vernichtet und Reschid Pascha so lange im Schach gehalten hatte, endlich in der Schlacht von Athen, zu der Lord Cochrane und General Church ihn so unbedachtsamer Weise genöthigt hatten, das Leben verlor, und der Dichter hatte sich begnügt, diese Geschichte in ziemlich hochtrabende und reichlich mit patriotischen und religiösen Deklamationen herausgeschmückte Verse zu bringen.

Als der Dichter sein Werk vollendet hatte, mußte man für die zu jeder theatralischen Vorstellung durchaus nöthigen drei Dinge: Platz, Schauspieler und Zuschauer, sorgen. Die in aller Eile aufgebauten Baraken aus Holz und Lehm, aus denen die neue Stadt bestand, eigneten sich nicht wohl zur Errichtung einer Bühne, weßhalb man genöthigt war, seine Zuflucht zu einem Getreidemagazine zu nehmen, dessen Eigenthümer im zweiten Stocke wohnte. Die haute volée der jungen Leute des Landes übernahm die Hauptrollen, und einige Palikaren gaben sich zu Statisten her; während des Lebens des Helden stellten sie sein Heer vor und nach seinem Tode den Leichenzug. Was die Zuschauer betrifft, so widmete man diesen keine weitere Berücksichtigung, als daß man ihnen die Preise der Plätze bestimmte, so sehr war man ihrer Theilnahme gewiß.

Nachdem Alles geordnet, der Tag anberaumt und Geld- und Billeteinnehmer auf ihren Posten waren, konnte Jeder für sein Geld Eintritt erhalten. Zuerst erschienen die Herren Primaten und ließen sich auf einer für sie bestimmten Bank nieder, wo sie, von dem Dampf einer Menge von Unschlittkerzen umnebelt, der Bühne so nahe saßen, daß sie sich mit den Schauspielern unterhalten konnten. Die übrigen Bänke wurden von der Menge in Beschlag genommen, und es blieb kein Raum leer, als der, wo ein hölzerner mit Gläsern, Branntweinflaschen, Citronen, Rum und Tabakspfeifen, für den Liebhaber, bedeckter Tisch stand; dieß war der Schenktisch, der für Rechnung der Künstler gehalten wurde. Die Bühne war durch keinen Vorhang geschlossen, doch konnten sich die Schauspieler hinter spanischen Wänden verbergen, welche die Stelle der Koulissen vertraten, ein Vortheil, den sie jedoch erst benützten, als die Vorstellung beginnen sollte. Bis dahin gingen sie auf der Bühne auf und ab, sprachen unter sich oder riefen mit lauter Stimme ihren Freunden im Parterre zu. Weit entfernt, vor dem Publikum jene heilige Scheu zu beweisen, von der bei uns auch der beste Künstler durchdrungen ist handhabten sie vielmehr mit polizeilicher Strenge die Ordnung des Hauses bestimmten die Plätze und bedrohten die Widersetzlichen mit Hinausweis-

sung. Auch fiel es ihnen nicht von fern bei, wie mir schien, daß ihr Stück oder ihre Darstellung den Zuschauern mißfallen könnte.

Endlich fing man an, und, ist mir mein Gedächtniß treu, so bestand der erste Auftritt in einem Liebesgespräche zwischen Karaiskaki und einem türkischen Mädchen, die ihn allenthalben verfolgte. Der Verfasser des Trauerspieles selbst gab den Karaiskaki. Die Rolle des Mädchens wurde von einem Knaben gespielt, der, zum großen Vergnügen der Zuschauer beiderlei Geschlechts, seinen Vortrag mit einem so ausdrucksvollen Gebärdenspiele begleitete, das für unsere Begriffe von Schicklichkeit höchst anstößig gewesen seyn würde. Seine Erklärungen (eigentlich Liebesdemonstrationen) wurden von gewaltigen Schlägen einer Axt unterbrochen: es war der Eigenthümer des Hauses, dem man kein Freibillet bewilligt hatte, und der nun in die Dielen des obern Stockes ein Loch hieb, von dem aus er und seine Familie das Schauspiel mit ansahen. Als er fertig war, fing man wieder an, wurde aber bald durch die Ankunft Lords Prudeck aufs Neue unterbrochen.

Der Sohn des englischen Agenten, der gerade seine Rolle deklamirte, sprang von der Bühne herab, verjagte die Primaten von ihrer Bank, die er seinen Gästen einräumte, und fuhr nicht eher wieder in seiner Rolle fort, als bis er mit seinen Höflichkeitsbezeugungen zu Ende war. Die Vorstellung ging nun ohne weitere Störung ihren Gang; Karaiskaki setzte seine Heldenthaten fort, wurde sehr anständig umgebracht, empfahl sein Vaterland den Göttern und seinen Soldaten, und war eben im Begriff unter sehr schönen Redensarten zu verscheiden, als seine besorgte Mutter ihm von ihrem Platz aus zurief: „Du schreist ja wie ein Schwein, und vergißt ganz, daß Du eine schwache Brust hast; Du wirst Dir weh thun." Der Held dankte seiner Mutter für ihre liebevolle Sorgfalt, fuhr fort zu sprechen und zu sterben, wurde dann beerdigt, und das Stück war aus.

Wer vermöchte aber den wüthenden Beifall zu beschreiben, der nun von allen Seiten losbrach, wer die Punschgläser, die Bekreuzigungen, den Tabaksqualm und die Thränen der Rührung zu schildern? Man rief den Verfasser, er wurde auf der Bühne bekränzt; aber, seines kriegerischen Gewandes ungeachtet, voller Bescheidenheit, entschuldigte er sich bei dem Publikum: „Wir haben, sagte er, ein sehr unvollkommenes Werk dargestellt, allein was konnten Sie von uns erwarten? Betrachten Sie unsere Arme, Sie werden an ihnen noch die Spuren der Ketten sehen, die wir zerbrochen haben."

Einige Monate später ging ich in Smyrna am Hafen vorüber, wo mir ein bescheiden gekleideter junger Mann, in demüthiger Haltung und voll geschäftiger Zerstreuung im Auge aufstieß. Nicht ohne Mühe erkannte ich in ihm den Karaiskaki von jenem Theaterabend wieder, der hier in der Gestalt eines ehrlichen Feigen- und Rosinenhändlers auferstanden war. Er zahlte seinen Karratsch regelmäßig, und ohne daß er mir es zu sagen brauchte, begriff ich gar wohl, daß er seinem Oberhaupte, dem Pascha der Stadt, kein Exemplar seines Trauerspieles — wie es Dichtersitte ist — überreicht haben mochte.

Vermischte Nachrichten.

In Italien sind in neuester Zeit auf verschiedenen Punkten Nachgrabungen veranstaltet worden, die mit dem glücklichsten Erfolge gelohnt wurden. Baron Beugnot ließ auf seine Kosten in dem Begräbnißplatze der altberühmten Stadt Vulcia nachgraben, und hatte das Glück, nach einer vergeblichen Arbeit von vierzehn Tagen eine der schönsten Grüfte dieses an griechischen und toskanischen Alterthümern so reichen Bodens zu entdecken. Unter der Ausbeute, die darin gefunden wurde, nennt man eine bronzene Vase von ungeheurer Größe und mit emblematischen Basreliefs von Silber verziert; ferner zwanzig gemalte Vasen, von denen sich zwei durch die Schönheit ihrer griechischen Malereien sowohl, als auch vorzüglich dadurch auszeichnen, daß dabei in etruskischer Schrift die Namen der Figuren angegeben sind. Auf einer der schönsten von diesen Vasen sieht man die Penthesilea, den Ajax und einen Genius oder Lar der Unterwelt, ein furchtbares Gespenst mit einem Hammer in der Hand, mit dem Namen Charon bezeichnet. Die ganze Darstellung enthält vielleicht eine Anspielung auf das traurige Ende der berühmten Amazone und des Telamoniden, denen bestimmt war, in einem Kriege umzukommen, in welchem beide in feindlichen Reihen fochten. Bei einer andern Ausgrabung, die der Chevalier Manzi bei Corneto, der alten Tarquinia, der Hauptstadt Etruriens veranstalten ließ, wurden drei Grüfte aufgefunden. Bekanntlich besteht die Nekropolis dieser einst so berühmten Stadt aus einer unzähligen Menge von Grotten, die zwar von der Raubsucht der Barbaren nicht unangetastet blieben, aber doch noch immer herrliche Malereien, Bildwerke in Basrelief, Bronzearbeiten, Vasen und Inschriften in etruskischer Sprache enthalten. In der ersten dieser Grüfte, deren Eingang gegen Mittag gerichtet ist, erblickt man auf einem Gemälde einen Todten, der zwischen zwei Frauen auf einem Bette liegt; die eine derselben befindet sich zu seinem Haupte mit fliegenden Haaren, die andere zu seinen Füßen, den einen Arm erhoben; beide scheinen im Begriffe, ihn mit einem rothen Mantel zu bedecken. Eine dritte Figur, mit einem etruskischen Namen bezeichnet, steht gleichfalls zu seinem Haupte. Auf der übrigen Mauer sind Tänzerinnen, Trinker und Flötenspieler abgebildet, die wohl auf den der Bestattung folgenden Leichenschmaus hinweisen. Der Bart der Männer ist zugespitzt, die Gesichter sind eckig und der Styl überhaupt alt. Die zweite Grotte, mit ihrem Eingang dem der eben beschriebenen entgegengesetzt, ist viereckig wie die Unterwelt und das alte Templum. Die Gemälde darin sind alle verwischt oder entstellt, bis auf eine Frauengestalt, in prachtvollem Gewande und mit einem Mantel angethan, auf dessen Rand eine lange etruskische Inschrift zu lesen ist. Das dritte Hypogeon ist eines der merkwürdigsten von allen, die noch aufgefunden wurden. Es ist rechtwinklicht, und sein flaches Gewölbe wird auch bei den übrigen von einem Pilaster getragen, der ein kleines sehr zierlich gearbeitetes Kapital hat. Die Wände sind mit Figuren von natürlicher Größe bemalt; auch das Gewölbe ist mit Malereien bedeckt und verräth eine schon mehr in der Kunst fortgeschrittene Zeit. Die Mauern und Pilaster sind mit etruskischen Inschriften bedeckt, deren Erklärung, sowie die nähere Beschreibung der Gemälde demnächst zu erwarten steht.

* *

Einem Engländer, Namens Abbot, der etwas überspannt und geisteskrank, und deßhalb auch unter Aufsicht seiner Verwandten gestellt war, gelang es ihrem Gewahrsame zu entfliehen und nach Amerika zu entkommen, wo er sich auf Goat-Island, am Niagarafall eine Hütte baute. Hier pflegte er häufig in der schnellen Strömung oberhalb des Wassersturzes zu baden, oder die Zeit sich damit zu vertreiben, daß er auf einer sehr gefährlichen Brücke, die er auf wankende Felsen, nah an den Katarakten, über einen kleinen Arm des Stroms gebaut hatte, vorwärts und rückwärts hin und wieder ging. Zuäußerst an dieser Brücke hatte er einen Balken angebracht, der über den furchtbaren Abgrund des Wassersturzes hinausragte, und nachdem er sich eine Zeit lang im Hin- und Herschreiten auf der Brücke geübt hatte, trieb er seine Tollkühnheit so weit, daß er bis auf die Spitze des Balkens hinausging, sich hier mit den Füßen anhing und dann den Kopf abwärts, festen Blicks in die furchtbaren Strudel und Donner des Abgrundes hinabsah. Dieses seltsame und verwegene Einsiedlerleben führte er lange Zeit. Endlich fand man seinen Hut und einige seiner Kleidungsstücke an der Stelle des Ufers, wo er gewöhnlich, um zu baden, in den Strom zu steigen pflegte. Seine Leiche wurde erst geraume Zeit nachher weit den Fluß abwärts gefunden. (Fidlers United States and Canada.)

*

„Als wir von unserer Reise nach New-York zurückkamen, erzählt Stuart in seinem Werke über Nordamerika, erstaunten wir nicht wenig über das Gewimmel auf den Straßen, das die sonstige große Lebhaftigkeit noch weit übertraf. Wie wir erfuhren, ist es bei den Leuten aller Stände üblich, am ersten Tage des neuen Jahres, und wäre es auch nur einen Augenblick, gegenseitig bei einander vorzusprechen. Kaltes Fleisch, Kuchen, Konfekt und Weine stehen auf einem Tische für Jeden, der Besuch macht. Unterläßt es ein Freund oder Bekannter, den andern am ersten Tage des Jahres zu besuchen, so wird es als eine stillschweigende Erklärung angenommen, daß man die bisherige Bekanntschaft fortzusetzen eben nicht begierig sey. — Zur Zeit des Weihnachtfestes und zum Neujahr machen die Zuckerbäcker große Streukuchen (read-cakes), die für solche Merkwürdigkeiten gelten, daß man sie eigens in den Tagblättern ankündigt, und die Leute hingehen, um sie zu sehen, bevor sie angeschnitten werden. Einer, der bei Palmer, dem berühmtesten Zuckerbäcker in New-York, zu sehen war, wog nicht weniger als 1500 Pfund."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 202. 21 Julius 1833.

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard.

2. Col de Balme.

(Schluß.)

Seit einiger Zeit war die Luft etwas frischer geworden, wir stiegen immer fort bergan, und befanden uns bereits gegen siebentausend Fuß hoch über der Meeresfläche. Hier und dort verkündigten große Schneeflecken, daß wir uns der Eisgegend näherten, wo er nie schmilzt. Schon hatten wir in der aufsteigenden Waldstrecke des Magnenforstes die Buchen und Tannen unter uns zurückgelassen und an der Stelle, auf der wir angelangt waren, sahen wir nur noch Matten um uns her. Ein scharfer Nordostwind strich von Zeit zu Zeit an uns vorüber und erkältete den Schweiß, den die Anstrengung sogleich wieder hervorrief, auf meiner Stirne. Mit wahrer Freude vernahm ich endlich von meinem Führer, daß wir sogleich das Wirthshaus des Col de Balme erblicken würden. In der That sah ich auch einige Augenblicke später auf dem Rundausschnitte des Berges, der das Chamounythal von dem von Trient scheidet, auf dem blauen Himmel das rothe Dach dieses gesegneten Hauses sich abzeichnen, dann die weißen Mauern desselben, die allmählich aus dem Boden emporzuwachsen schienen, je mehr wir uns näherten, endlich die Treppen der Thüre, auf denen ein rother Hund lag, der uns nicht sobald erblickte, als er mit funkelnden Augen und wedelndem Schweife uns entgegenkam, als wollte er uns einladen, bei seinem Herrn auszuruhen. — Schönen Dank, mein guter Hund, schönen Dank! wir kommen!

Ich hatte solche Eile, Feuer und einen Stuhl zu suchen, daß ich in das Wirthshaus stürzte, ohne mir die Zeit zu nehmen, einen Blick hinter mir in das berühmte Thal von Chamouny zu werfen, das von der Schwelle der Thüre aus sich in seiner ganzen Ausdehnung und Schönheit vor dem Blick aufrollt. Als Hunger und Frost, diese beiden großen Feinde der Reisenden, beschwichtigt waren, gewann die Schaulust wieder die Oberhand. Ich ließ mich, mit geschlossenen Augen, von dem Führer nach dem Punkte führen, der am günstigsten war, um mit Einem Blicke die Doppelkette der Alpen aufzufassen und bald fand ich mich auf einer Stelle, die ziemlich hoch genug lag, um von der ganzen Ausdehnung des Alpenzuges nichts zu verlieren. Nun öffnete ich die Augen, und als höbe sich der Vorhang von einem prachtvollen Gemälde, sah ich mit einer Mischung von Freude und Schrecken, mich so klein zu sehen mitten unter solchen Riesenschöpfungen, das ganze Bild dieses unermeßlichen Panorama's, dessen silberne Schneekuppeln, über die reiche Vegetation des Thales emporragend, den Sommerpalast des Winters zu bilden schienen. So weit das Auge reichte nichts als kahle Berggipfel, von deren jedem, wie breite Falten eines Mantels, die funkelnden Wogen eines Eismeeres herabhingen, und die Aiguille du Tour, die Aiguille-Verte, oder der Riesenpik (Pic du Geant) mit einander wetteifernd, wer zu höchst in den Himmel hineinzureichen, wer am drohendsten sich hinabzusenken vermöge in das Gletscherthal von Argentieres, von Bossons und von Taconnay — endlich den Horizont schließend, alle Piks und Gletschernadeln überherrschend, wie ein Eisbär auf den Schollen eines Polarmeeres gelagert, der Bruder des Chimborasso und des Immaus, der König der europäischen Berge, der Mont-Blanc, die letzte Stufe der Erdentreppe, auf welcher der Mensch sich dem Himmel nähern kann.

Ich blieb eine Stunde versunken, vernichtet in der Anschauung dieses Riesengemäldes, ohne wahrzunehmen, daß ich mich in einer Kälte von vier Grad befand. Mein Führer, der dieses prachtvolle Schauspiel schon hundertmal gesehen hatte, lief um sich zu erwärmen, mit dem Hunde auf allen Vieren umher und reizte ihn zum bellen, indem er ihn am Schweif hin und herzog. Endlich näherte er sich mir, um mir einen Gedanken mitzutheilen, der ihm eingefallen war. „Wenn der Herr, sagte er mit dem Tone eines Menschen der sich eben nicht sehr betrüben würde, seinen Lohn zu verdoppeln, indem er aus einer Tagreise zwei machte, — „wenn der Herr hier übernachten wollen, so werden Sie ein gutes Abendessen und ein gutes Bett finden.“ — Der dumme Mensch! hätte er mich ungestört gelassen, so wäre ich wohl genöthigt gewesen, mir sein gutes Abendessen und sein gutes Bett auf dem Col de Balme gefallen zu lassen, und Gott weiß, welche Mahlzeit und welcher Schlaf mir bevorgestanden hätte! Ganz erschrocken über die Gefahr, die ich über mich hereindrohen sah, sprang ich auf. „Nein, nein, sagte ich, wir wollen gehen.“ — „Wir haben aber erst gerade die Hälfte des Weges von Martigny nach Chamouny zurückgelegt.“ — „Ich bin nicht müde.“ — „Aber es ist schon vier Uhr.“ — „Erst halb vier.“ — Aber wir haben noch fünf Stunden zu

machen und nur noch drei Stunden Tag." — So werden wir die zwei letzten Stunden in der Nacht machen." — „Aber Sie werden eine schöne Gegend verlieren." — „Und ein gutes Bett und ein gutes Abendessen gewinnen. Auf und fort!" —

Mein Führer, der alle seine „Aber" erschöpft hatte, machte sich seufzend auf den Weg und wir brachen auf. Alles was ich auf dem Wege sah, so lange der Tag noch erlaubte die Gegenstände zu unterscheiden, war nichts als einzelne Theile des großen Gemäldes, das ich in seiner großen Gesammtansicht genossen hatte; wunderbare Details für Jeden, der sie sieht, aber sehr langweilig für Den, der sie zu beschreiben versuchen wollte. Es war finstere Nacht, als wir in Chamouny anlangten. Wir hatten neun Stunden zurückgelegt, die anderswo für zwölf oder vierzehn gelten können. Nun aber beschäftigte ich mich nur mit drei Dingen, die ich Allen empfohlen haben will, welche denselben Weg wie ich machen: Zum Ersten ein Bad, zum Zweiten ein Abendessen zu nehmen, zum Dritten einen Brief mit der Einladung zum Mittagessen auf den folgenden Tag zu schreiben und als Adresse darauf zu setzen: A Monsieur Jaques Balmat, dit Mont-Blanc. Dann legte ich mich nieder und jetzt will ich vom Bette aus, mit zwei Worten Allen, die nicht wissen, wer dieser „Herr Jakob Balmat, genannt Mont-Blanc" ist, zu wissen thun, daß es der Christoph Columbus von Chamouny ist.

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

5. Athen.

(Schluß.)

Durch das Thor Adrians traten wir aus Athen; es hat von den Feuersbrünsten und Verheerungen wenig gelitten und die Zeit, deren Spuren man daran wahrnehmen kann, scheint sich die Zerstörung desselben allein vorbehalten zu haben. Dieses Denkmal hat von seinem ursprünglichen Charakter, der mehr Römisch als Griechisch ist, wenig verloren. Auf der einen Seite liest man: „Dieses ist die Stadt des Theseus," und auf der andern: „Dieß ist die Stadt des Adrian." Dieses Thor mit seiner doppelten Aufschrift steht da wie eine Todtensäule zwischen zwei großen Gräbern, oder wie ein Gränzgott der zwei Einöden scheidet. Gleichwohl bleibt man mit Bewunderung vor diesem Triumphbogen stehen, den die Erkenntlichkeit der Athener einem Fürsten errichtete, der ihre Ruinen wieder herstellte und ihre begonnenen Tempel vollendete. Unmittelbar vor dem Thore des Adrian wird man von einem herrlichen Anblicke überrascht; ich meine die Ueberreste der erhabenen Säulenreihe von dem Tempel des Jupiter Olympikus. Bei diesem Anblicke erhebt sich das Gemüth und je näher man tritt, desto mehr erweitert sich die Seele. Der Bau dieses Tempels dauerte fast sieben Jahrhunderte, also das ganze Leben einer großen Nation. Im innern Heiligthum des Gottes gab es keine Stelle, wo nicht eine Statue, ein Meisterwerk der Kunst stand; in seinem Umfange befand sich ein Tempel des Saturn und der Rhea und man zählte 120 Säulen: was ist aus aller dieser Herrlichkeit und Pracht geworden? Das bleibt das Geheimniß der Jahrhunderte der Barbarei; jetzt stehen nur noch 17 Säulen. Man gewahrt eine Terrasse, welche von einigem Mauerwerk getragen und von Gewölbpfeilern gestützt wird. Auf den Kapitälern der noch stehenden Säulen sahen wir, wie in der Luft schwebend, die Ueberreste einer Hütte oder Zelle, wohin sich vor einigen Jahren ein türkischer Derwisch zurückgezogen hatte. Ein Andenken an die Gottheit hat stets unter diesen Säulen geweilt; die Türken verrichteten hier zur Zeit der Noth ihre Gebete und ihr Aberglaube beredete sie, daß ihre Gebete von dieser Stelle weit schneller zum Himmel aufstiegen. In einiger Entfernung vom Tempel, gegen Osten, sieht man das staubige Bett des Ilissus, einst der Ruhm Athens, jetzt eine seiner traurigsten Ruinen und der Gegenstand des Spottes der Fremden. Ein Reisender des siebzehnten Jahrhunderts, Laguilletière, erklärt diese Erscheinung auf folgende Weise: „Der Ilissus wurde in unendlich viele Abzüge getheilt, welche von allen Seiten her abfließen und in den umliegenden Gärten zu Springbrunnen dienen: eine gänzliche Umkehrung des natürlichen Ganges der Dinge. Denn gewöhnlich vereinigen sich die Quellen, um einen Fluß zu bilden; der Ilissus aber erschöpft sein Wasser und verschwindet, um Fontainen zu erzeugen." Ich hoffe, daß durch einen guten Flußkoder die Gefilde von Attika ihren natürlichen Schmuck wieder erhalten und daß der Ilissus und Cephisus, von den Gesetzen geschützt, dem Meere wieder ihren Tribut abtragen werden. Jenseits des Bettes des Ilissus liegt der Hügel des Museums, an dessen Abhange sich Grotten befinden, welche mit dem Meißel in den Felsen gehauen sind. Einige halten sie für Grabbehältnisse, Andere für die Gefängnisse des Areopags. Die geräumigste darunter heißt gewöhnlich das Gefängniß des Sokrates. Sie besteht aus einer viereckigen Kammer von fünf bis sechs Fuß Höhe und acht bis zehn Fuß in der Länge und Breite. Ein so enger Raum läßt die Vermuthung nicht zu, daß Sokrates hier eingeschlossen gewesen sey; denn die Geschichte berichtet, daß der berühmte Märtyrer der Philosophie in seinem Gefängnisse eine große Anzahl Freunde empfing. Oberhalb der Grotte bemerkt man in den lebendigen Felsen angebrachte Löcher, worin offenbar Balken lagen, um ein äußeres Gebäude zu stützen, welches sich an den Felsen anlehnte. Es ist möglich, daß in diesem Gebäude, dessen Größe man nicht ermessen kann, Sokrates eingekerkert war und daß jene Grotte zu einem verborgenen Gefängnisse gebraucht wurde, dessen man sich in gewissen Fällen bediente. Nachdem wir das Gefängniß des Sokrates hinter uns hatten, zeigte man uns den Ort, wo sich der Areopag erhob. Von diesem Heiligthume der Gerechtigkeit sind nur zwei parallele Treppen übrig geblieben, welche man auf einer steilen Höhe wahrnimmt. Der Palast des Areopags ward auf Erdmauern erbaut und hatte die Einfachheit der frühesten Zeiten; die Athener sprachen von der Einfachheit dieses „Tempels der Gesetze" mit eben so viel Stolz als von der Pracht des Minerventempels. Hier war es, wo der Apostel Paulus vor dem Areopag erschien und den „gekreuzigten Gott" predigte den „unbekannten" Gott, dem die Athener Altäre erbaut hatten. Am Fuße des Hügels besuchten wir den Ort, den die Alten den Pnyx (Volksferch) nannten; es ist eine Vertiefung des Thales, welches zwischen dem Parthenon und dem Museumshügel liegt. Wir blieben eine Weile ste

hen an diesem Orte, wo das Volk von Athen seine Versammlungen hielt. Eine Art von Terrasse ist in den Felsen eingehauen, zu welcher man auf vier oder fünf Stufen gelangt und die von einer Seite sich drei bis vier Fuß über den Boden erhebt. Hier befand sich die Rednerbühne. Alle Monumente auf dieser Seite der Stadt tragen das Gepräge einer Einfachheit, welche die Gelehrten nicht selten in Verlegenheit setzte. Fragt man nach dem Gefängnisse des Sokrates, so zeigt man eine in den Granit gehauene Grotte; der Areopag ist ein dürrer Boden, ein sich weithin erstreckendes Terrain, mit zwei kunstlos in dem Hügel angebrachten Treppen; die Volkstribüne nur ein Felsen oder ein Haufen von groben Steinen. Man kann jetzt nicht mehr in dem Pnyx erkennen, wie das Volk gestanden und auf welche Weise die Redner sich vernehmbar machten. War die Versammlung der brennenden Sonnenhitze im Sommer oder bei ungünstigem Wetter den Regengüssen ausgesetzt? Standen oder saßen die Zuhörer? Diese Fragen lassen sich schwer lösen. Während wir auf diesem einsamen Felsen der alten Rednerbühne standen, zeigte sich uns das Theater des Herodes Attikus, das der Dionysischen Feste, unterhalb des Parthenons, mit einigen noch stehenden Säulen und ihrem zur Hälfte zertrümmerten Mauerwerke. Rückwärts schweiften unsre Blicke auf das Denkmal des Philopator, welcher der königlichen Familie des Antiochus angehörte; eine Dynastie von Königen starb und erlosch mitten in einer Republik, welche ihrem Untergange gleichfalls nahe war. Das Grabmal des Philopator gehört, nach dem Parthenon, zu jenen Wundern Athens, welche man am wenigsten besucht und die es am meisten verdienen.

Das Auge schwebt unermüdet auf dem Parthenon und der Anblick und Gedanke an diesen Minerven-Tempel mischt sich in Alles, was man um und in Athen erblickt. — Wir suchten vergeblich die Erlaubniß zu erhalten, hineingehen zu dürfen; keinem Reisenden wurde es seit mehreren Jahren gestattet; nur der Turban gewährt die Befugniß, jene Säulen in der Nähe zu sehen, die wir vom salaminischen Meere aus erblickt hatten. — Die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir beim Tempel des Theseus ankamen, welcher, mit seinen 32 dorischen Säulen, das besterhaltene Monument der Minervenstadt ist. Nur die Wölbung gehört der neuern Zeit an; alles Uebrige ist antik; die Säulen mit ihren Kapitälen und Basreliefs auf gelbem Marmor tragen die Farbe längstverflossener Zeiten. Der Marmorboden des Tempels ist verschwunden und man wandelt über Erde und Staub. Die Athener bauten diesen Tempel zur Ehre des Theseus nach der Schlacht bei Marathon; die Griechen des oströmischen Reichs verwandelten ihn in eine Kirche des hl. Georg, des Schutzpatrons der christlichen Soldaten. Obwohl er seit lange aufgehört hat, zu einer Kirche zu dienen, so konnten die Türken doch niemals eine Moschee daraus machen. Auf den innern Wänden sieht man die Bilder des hl. Georg und der Panagia, auch befinden sich zwei Grabmäler von englischen Reisenden darin. Das lateinische Epitaphium, von Lord Byron verfaßt, welches auf dem einen Grabmal steht, gehört zu den einfachsten und schönsten, welche ich kenne: „Si miserandus in vita, saltem in sepulchro felix.“

Die alte Statue Napoleons.

In dem Augenblicke, wo die Statue Napoleons auf der Vendomesäule wiedererstehen soll, dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse seyn, Einiges über das Schicksal seiner ältern Bildsäule zu erfahren, die von dem berühmten Launay mit seltener Vollkommenheit gegossen worden war.

Am 31 März 1814 versuchten es einige Menschen, die jetzt wohlbekannt sind, in ihrem bilderstürmischen Eifer gegen die napoleonische Heldenzeit die Statue des großen Feldherrn von der Vendomesäule herabzustürzen. Einer von diesen, der am meisten gegen Napoleon erbittert, oder der gewandteste Höfling war, erhielt vom Platzkommando von Paris den Auftrag, dieses verdienstvolle Werk auszuführen, und da er Herrn Launay, den Verfertiger selbst, als Den bezeichnete, der allein im Stande sey, diese Arbeit vorzunehmen, so ließ er sich den hier wörtlich folgenden Befehl ausstellen:

„Zum Vollzuge der Herrn von Montbadon von uns ertheilten Vollmacht, die Statue Bonaparte's auf seine Kosten herabnehmen zu lassen, und der von Herrn von Montbadon abgegebenen Erklärung zufolge, daß Herr Launay, wohnhaft zu Paris Nr. 6, Platz St. Laurent, Vorstadt St. Denis, unter dessen Leitung der Guß der Bronzen an der Vendomesäule vor sich ging, allein im Stande sey, die Herabnahme der Statue mit Erfolg zu bewerkstelligen, befehlen wir dem gedachten Herrn Launay, unter Androhung militärischer Exekution, sich der genannten Arbeit, die Mittwoch den 6 April um Mitternacht vollendet seyn muß, auf der Stelle zu unterziehen.

Im Hauptquartier des Platzes am 4 April 1814.

Der Obrist, Adjutant Sr. Maj. des Kaisers von Rußland, der Graf von Rochechouart.

Obenan war geschrieben: „Augenblicklich zu vollziehen. Pasquier.“

Herr Launay entledigte sich seines Auftrages mit Glück, die Bildsäule wurde ohne die mindeste Beschädigung herabgenommen. Die Unkosten beliefen sich auf 4616 Fr. 46 Cent., die, dem angeführten Befehle zufolge, von Herrn von Montbadon hätten bezahlt werden sollen. Die Herren von Polignac und Semalé hatten vom Generallieutenant des Königreiches die Auslieferung dieser Statue erwirkt; Herr Launay aber, dem man noch 155.000 Fr. für den Guß der Säule schuldete, erhielt die Bewilligung, die Bildsäule als Unterpfand in seiner Werkstätte zu behalten. Der 20 März kam herbei; unterm 21 schrieb Herr Launay an den General Bertrand, um die Erlaubniß auszuwirken, die Statue wieder an ihren Platz stellen zu dürfen, und schloß sein Gesuch mit folgenden Worten: „Die Kosten werden nicht bedeutend seyn; die von mir vorbereiteten Mittel können allein den Erfolg sichern, und drei Tage werden zu Vollendung der Arbeit hinreichen.“

Unterm 8 April schrieb der Polizeipräfekt Graf Réal an Herrn Launay, und befahl ihm, die Statue Herrn Denon zu übergeben. Am nämlichen Tage noch bescheinigte Herr Denon den Empfang mit der Bemerkung, daß die kleine bronzene Figur der Viktoria fehle, worauf Herr Launay angab, daß diese bei der Herabnahme verschwunden sey.

Bei der zweiten Restauration wirkte Herr von Semalé aus, daß diese von Herrn Launay, ihren Werth als Kunstwerk ungerechnet, auf 5981 Fr. geschätzte Statue, ihm zum Gusse der Statue Heinrichs IV auf dem Pont neuf ausgeliefert werde, zu welchem Zwecke sie auch, wie der nachstehende an die Journale eingesendete Brief des Herrn Mesnel beweist, wirklich verwendet wurde.

„Mein Herr! Die Statue Napoleons, die die Vendomesäule zierte, ist in meiner Werkstätte am Marktplatze St. Laurent untergebracht worden, wo ich sie mehrere Jahre sorgfältig der Zerstörung entzog, obschon ich den wiederholten Befehl erhielt, sie zu zerschlagen. Dieser von der Direktion der schönen Künste, im Ministerium des Innern, an deren Spitze Herr Héricart de Thury stand, ausgehende Befehl mußte, da man sich mit der Errichtung der Reiterstatue Heinrichs IV auf dem Pontneuf beschäftigte, endlich vollzogen werden. Ich erhielt den Befehl, die letzte Hand an diese Statue zu legen und sie aufzustellen, und wurde mithin zu Vollziehung einer Maßregel gezwungen, auf der Herr Héricart de Thury bestand. Die Trümmer der Bildsäule Napoleons wurden zum Gusse des Pferdes Heinrichs IV verwendet; vergebens bemühte ich mich, sie der Vernichtung zu entziehen; zwanzigtausend Pfund Bronze, die ich anbot, wurden ausgeschlagen, und die Statue Napoleons gab nur stück-

tausend. Erlauben Sie noch einige Bemerkungen über die Statue Heinrichs IV beyzufügen: In dem rechten Arme derselben wird man einen kleinen Napoleon nach Tennets Modell finden; der Kopf enthält ein von mir aufgesetztes Protokoll über den in dem rechten Arme Heinrichs IV verborgenen Napoleon; im Bauche des Pferdes befinden sich mehrere Kapseln mit verschiedenen Papieren, als: Lieder, Inschriften, Reden u. s. w. — sprechende Denkmäler von dem Geiste der Zeit, die ich der Geschichte aufbewahren wollte. Binnen einem halben Tage könnte ich alle diese Gegenstände herausnehmen, ohne die Statue auch nur im geringsten zu beschädigen. Ich habe die Ehre u. s. w. Mesnel, Gießer."

Die Statue Napoleons, von einstimmig anerkanntem Kunstwerthe, war bekanntlich von dem berühmten Chaudet, dem sie einen der großen zehnjährigen Preise eingetragen hatte. Von Herrn Launay, dem Gießer der Säule, mit seltener Treue nachgebildet, war sie nicht minder rücksichtlich des Metalles, wie als Statue ausgezeichnet; sie war eben so kühn als glücklich aus einem einz'gen Gusse hervorgegangen, und, ein bis dahin noch unerhörter Fall, die Statue kam ganz rein und ohne alle Blasen aus der Form hervor. Herr Launay, dessen Bescheidenheit seinem Verdienste glich, sagte hierüber oft, daß wenn er den Guß noch einmal vornehmen müsse, er wohl schwerlich wieder so vollkommen gelingen würde. Diese Statue, die in jeder Hinsicht ein wahres Meisterwerk war, konnte auf bedeutende Summen geschätzt werden, denn die Handarbeit allein hatte 55,000 Fr. gekostet; die Bildsäule war 11 Fuß hoch und wog 6654 Pfund, und nicht 5112 Pfund, wie man angegeben hatte.

Doch wie hätte man hoffen können, daß alle diese Gründe etwas in den Augen der Vandalen gelten sollten, die durchaus auf der Zerstörung der verhaßten Bildsäule bestanden? Man muß in einer höchst interessanten, von Herrn Launay selbst herausgegebenen Schrift die Schilderung von den Verfolgungen lesen, die er dieser Statue wegen zu erdulden hatte, und wie viele Mühe er sich vergebens gab, um ihre Vernichtung zu verhüten. Im Jahre 1814, bei dem ersten Einmarsche des Feindes in Paris, wendeten unwürdige, auf unglaubliche Weise erbitterte Menschen Alles an, um die Statue des Siegers von Austerlitz von der Säule zu verdrängen. Man schlang Seile um den Kopf des Standbildes, aber 24 Pferde und eine Menge von Menschen, die daran zogen, vermochten nicht es herabzustürzen; man ließ Schlosser kommen, die es versuchten, die Statue oberhalb der Knöchel abzusägen, da aber der Meister, um der Bildsäule, die nur auf ihren Füßen ruhte, mehr Festigkeit zu geben, diese letztern voll gegossen hatte, so mußte man auch hierauf verzichten. Zuletzt sprach man von nichts Geringerm, als das Monument mit Pulver zu sprengen; allein diesem widersetzte sich, wie man sagt, ein russischer General, der auf den Ruhm Frankreichs eifersüchtiger war, als Franzosen selbst, und den es entrüstete, eines der schönsten Denkmäler unserer Zeit vielleicht der gänzlichen Vernichtung Preis gegeben zu sehen. Damals war es, daß Jemand Herrn Launay als den Mann in Vorschlag brachte, der allein im Stande sey, die Statue herabzunehmen. Dem erhaltenen Befehle zufolge legte er Hand ans Werk, und drei Tage später, am 8 April 1814, nahm er sie, mittelst einer eben so einfachen als sinnreichen Vorrichtung, ohne den mindesten Unfall ab. Zum großen Erstaunen der versammelten Zuschauer, kam sie unmittelbar auf den bereitstehenden Wagen zu liegen, auf dem sie nach seiner Werkstatt geführt wurde, wo er sie, wie bereits erwähnt, als Pfand aufbewahrte. Es ist also unrichtig, daß sie durch die Gewalt des Sturzes beschädigt wurde.

Nach der Rückkehr Napoleons wurde Herr Launay ungerechterweise beim Ministerium des Innern angegeben, als habe er die Statue des Kaisers aus eigenem Antriebe herabgenommen, was den Befehl zur Folge hatte, sie sogleich Herrn Denon zu übergeben, oder im Falle des Ungehorsams der strengsten Ahndung gewärtig zu seyn. Sie wurde dann in die der Regierung gehörige Werkstatt am Marktplatze St. Laurent geschafft, wo man sie nach Verlauf mehrerer Jahre, nebst der großen Büste Napoleons am Thore des Museums, zum Gusse der Statue Heinrichs IV verwendete. Um sie zerschlagen zu können, mußte man sie vorher auf einem eigens zu diesem Zweck errichteten Holzstoß stark glühen.

Zum Schlusse noch Einiges über die Errichtung der Säule selbst. Nach dem berühmten Feldzuge vom Jahre 1805 hatte Napoleon verordnet, daß die Säule in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren aufgerichtet werden sollte. Es war unmöglich das Denkmal in der angegebenen Zeit vollenden und die nöthigen Arbeiten in Wachs modelliren zu können, ohne die Herr Denon und die übrigen Architekten die Ausführung eines großen Theiles der Basreliefs für unmöglich hielten. Man ersetzte also dieses Verfahren durch ein anderes sehr sinnreiches, das darin bestand, daß man die Modelle in Gyps brannte, und so wurde es mittelst der Rothglühhitze möglich, den Gyps abzunehmen, ohne die Formen zu beschädigen. Zwei und dreißig Bildhauer, unter denen auch Demoiselle Charpentier, waren, nach Zeichnungen von Berquet, mit Verzierung des Fußgestelles beschäftigt. Das Modell der Statue, das Chaudets Meißel übertragen war, bot eine Masse von zwölf Kubikmetres und wog 56,000 Pfund. Zu Erleichterung der Arbeit hatte man die Vorrichtung getroffen, daß man sie binnen drei Minuten nach jeder beliebigen Richtung drehen konnte. Herr Launay, der ein treffliches Handbuch für Gießer in zwei Bänden herausgegeben hat, war Willens noch in einem dritten Theil über den Guß der Säule insbesondere Bericht zu erstatten; allein der Tod hinderte ihn unglücklicherweise an der Ausführung. Das unvollendete Manuskript befindet sich in den Händen der Familie, die es später, so wie es ist, herauszugeben gedenkt. Aus demselben ist die nachstehende, wahrscheinlich noch nicht bekannte Thatsache entnommen; sie kommt in der Einleitung des Werkes vor, und bezieht sich auf die Aenderungen, die Hr. Launay, zur Zeit als Napoleon ein Bündniß mit Rußland zu schließen suchte, an der Säule vornehmen mußte. Der Verfasser berichtet Folgendes:

„Napoleon, der sich um ein Bündniß mit Rußland bewarb, gab Befehl in den Basreliefs Alles zu vertilgen, was an die Siege der französischen Armee über die Russen erinnern konnte. Wir fanden, daß dieser Befehl den Ruhm der Armee bedeutend schmälern mußte, denn die zukünftigen Geschichtsforscher, die auf der Säule nur die Oesterreich entrissenen Trophäen gefunden haben würden, konnten daraus schließen, daß nur dieses allein besiegt worden sey. Von diesem Augenblick an faßten wir den Entschluß, diesen Umstand aufzuzeichnen, der bis jetzt ohne Zweifel den verschiedenen Geschichtschreibern, die von der Säule und dem glorreichen Feldzuge von 1805 geschrieben haben, entgangen ist; wir bewahrten deßhalb im Innern der Basreliefs der Säule die Siegeszeichen der Franzosen über die verbündeten österreichischen und russischen Heere auf, wie man den Beweis hievon auf der Rückseite der Basreliefs lesen kann, wo die Namenszüge der beiden Mächte so verschlungen, wie sie vor dem empfangenen Befehl auf den Basreliefs selbst stehen sollten, zu sehen sind, bis die Zeit, die nichts verschont, ein Denkmal zertrümmert haben wird, das, seiner Festigkeit und Bauart nach, eine Reihe von Jahrhunderten überdauern sollte."

Vermischte Nachrichten.

Die geographische Gesellschaft von London hat dem Kapitän des Südseeschiffes, Brigg Tula, Biscoe, für seine muthvolle und glückliche Untersuchung der hohen südlichen Breiten, während seiner Reise im Jahre 1831/32, wobei es ihm gelang bedeutende Striche Landes unter 47° O. B., das den Namen Enderby's Land erhielt, und unter 67° W. B., seitdem Graham's Land genannt, zu entdecken, den königlichen Preis zuerkannt.

*

Herr H. Ahrens, vor den unruhigen Auftritten in Göttingen, Privatdocent an der dortigen Universität, wird mit dem Anfange des Julius zu Paris Vorlesungen über deutsche Philosophie halten, und seinen Zuhörern namentlich die Systeme Kants, Fichte's, Schellings, Hegels und Krause's entwickeln. Ahrens selbst ist ein Schüler des letztgenannten Philosophen. „Es ist das erstemal, fügt „die Europe littéraire" dieser Anzeige bei, daß in Frankreich der Versuch gemacht wird, die so schwierigen und abstrakten Doktrinen der deutschen Philosophie in mündlichem Vortrage zu entwickeln; da Cousin und Lerminier uns nur unvollständige Bruchstücke der philosophischen Systeme Deutschlands mitzutheilen im Stande waren."

*

Die pariser Kaffeehauswitzlinge haben der Herzogin von Berry (Gräfin Palli) den Namen Madame de Palliasse (Paillasse, Strohsack und Pagliazzo) beigelegt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 203. 22 Julius 1833.

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

6. Smyrna.

Die Häuser von Smyrna, deren Terrassen an einander stoßen, gewähren den Anblick einer gleichen, geebneten Oberfläche, über welcher die Flaggen der Konsuln wehen, und hier und da die Kuppeln der Moscheen und öffentlichen Bäder hervorragen; am Gestade sieht man eine Art von Damm, elegante Wohnungen, eine neue Kaserne und ein mit Kanonen besetztes Fort, auf der rechten Seite der Stadt bedecken weiße Grabmäler den Hügelabhang; zur Linken dehnen sich große Orangengärten über die Ebene aus, und über diese an Ansichten so reiche Gegend erhebt sich im Hintergrund der Berg Pagus, einst die Schutzwehr der Stadt und noch jetzt ihr Schmuck. Smyrna selbst zerfällt in zwei Theile oder große Quartiere, die untere und obere Stadt; die erstere von Türken und Juden bewohnt, die letztere von Griechen, Armeniern und Franken. Die untere Stadt enthält sehr schöne Bauten und ziemlich gut gebaute Häuser; hier befinden sich die Märkte, Bazar und Buden; die Nähe des Meeres, das Gedränge derer, die kommen und gehen, unterhält hier beständig viel Bewegung und Leben. In der obern Stadt, an welche die Kirchhöfe der Türken angränzen, herrscht Schweigen und Einsamkeit; keine öffentlichen Gebäude, wenig geschmackvolle Wohnungen; Häuser mit vergitterten Fenstern, welche Klöstern gleichen; eine große Anzahl von Moscheen, viele Todtenkapellen, von hohen Cypressen beschattet — dieß ist das Charakteristische des an den Pagus angränzenden Stadttheiles. Die Italiener haben Smyrna „la Fiora del Levante" genannt, und einige Reisende kein Bedenken getragen es „le petit Paris del' Orient" zu heißen. Ich muß aufrichtig gestehen, daß die ersten Eindrücke nicht der Idee entsprachen, welche ich mir nach Reisebeschreibungen gemacht hatte. Von allen Straßen, die ich besuchte, kann ich nur zwei als bemerkenswerth und mit einem Namen versehen, anführen: die Franken- und die Rosenstraße. Ohne von den vielen krummen und dunkeln Gäßchen zu sprechen, führe ich nur an, daß viele Straßen niemals gepflastert waren; diejenigen, welche man hat pflastern lassen, werden so schlecht unterhalten, daß man Mühe hat, fortzukommen: ein Wagen würde leichter im Bette eines Waldbaches als in der schönsten Straße der Stadt fahren können; deßhalb hat man niemals in Smyrna Wagen gesehen. Gruben, welche man häufig auf der Straße antrifft und die Niemand zu schließen sich die Mühe nimmt, lassen verpestete Dünste aufsteigen. In vielen Straßen sieht man einen mit Schmutz angefüllten Bach oder eigentlich eine offene Kloake, mit einem Fußwege zu jeder Seite. Die Kamele, Pferde und Esel, welche zum Transporte dienen, waten in diesem Schlamme. Hiezu muß man sich noch eine erstickende Hitze in den volkreichen Straßen und allenthalben eine verdorbene oder pestartige Luft denken, und es wird leicht begreiflich seyn, daß die Pest in dieser hochgerühmten Stadt sich gleichsam einbürgern konnte. Auch stellt sie sich fast jedes Jahr ein, und die Einwohner sehen es als ein Wunder an, daß sie in diesem Jahre noch nicht ausgebrochen ist. In diesem Bilde, das ich von Smyrna entworfen habe, wird man wohl schwerlich das Abbild von Paris erkennen. Jene, welche diese Stadt so sehr entzückt hat, haben sich wahrscheinlich von der Leichtigkeit, womit man sie für Einheimische wie für Fremde zu einem anmuthigen Aufenthalt machen könnte, einnehmen lassen. In Wahrheit, Smyrna könnte die schönste Stadt de. Welt werden, wenn man es wollte; aber daran fehlt es eben.

Sie könnte einen ganz vorzüglichen Hafendamm haben; allein daran hat die türkische Verwaltung nie gedacht. Dieselbe gestattet, zufolge eines gewissen Rechtes, den Privaten, sich an der Meeresküste anzubauen; sie verkauft sogar denjenigen Theil des Gestades, der noch von den Fluthen bedeckt ist; so weicht das Meer vor den neuen Bauten zurück, ohne daß die Stadt für die Gesundheit der Luft oder die Perspektive oder die Bequemlichkeit der Schifffahrt etwas gewänne. Man darf demnach in Smyrna nur die Schönheit seines Klima's und seine für den Seehandel höchst glückliche Lage suchen: kurz das, was die Nachlässigkeit oder Barbarei der Türken ihm nicht nehmen konnte. Die Stadt hat mehrere berühmte Bazars, wie die für Seidenstoffe, für Reiß u. s. w. Sie sehen wie Straßen aus, oder wie breite Gänge, welche überwölbt und auf beiden Seiten mit Buden und Bänken versehen sind, um die Waaren auszulegen; der Zufluß zu ihnen ist stets sehr groß.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard.

3) Jaques Balmat, genannt Mont-Blanc.

Es gibt zwei heilige Orte, die der Reisende, welcher nach Chamouny kommt, zu besuchen nicht unterlassen darf: das Kreuz von Flegère und das Eismeer. Es sind zwei Naturwunder, die einander, rechts und links von Chamouny, gegenüber liegen; zu keinem von beiden kann man auf andrem Wege gelangen, als indem man an dem Fuß der einen oder der andern Gebirgskette, in deren Mitte Chamouny liegt, emporklimmt; aber am Ziele dieser Bergfahrt angelangt, beherrscht man das Thal in einer Höhe von ungefähr 4300 Fuß.

Das Eismeer, das von dem schneebedeckten Gipfel des Mont-Blanc seine Nahrung erhält, senkt sich zwischen der Aiguille des Charmeaux und dem Pic du Geant herab und dehnt sich bis zur Mitte des Thales aus. Hier, nachdem es wie eine ungeheure Schlange den Raum ausgefüllt hat, der beide Berge trennt, zwischen denen sie sich hindurchwindet, öffnet sie ihren grünen Rachen, aus dem sprudelnd der eiskalte Bergstrom Arveyron mit großem Getöse hervorstürzt. Der Weg, der den Reisenden auf den Rücken dieses Eisgefildes führt, leitet an der Seite des Mont-Blanc selbst empor, dessen kolossale Masse man nicht mehr vor dem Auge behält, eben weil man sich auf ihm selbst befindet. — Das Kreuz von Flegère dagegen erhebt sich an dem Abhang der Gebirgskette, die dem Mont-Blanc gegenüber liegt. Je höher man daher an derselben hinaufsteigt, desto mehr möchte man glauben, es senke sich der Koloß, dem man sich gegenüber sieht, mit der Gelehrigkeit eines Elephanten, der auf Geheiß seines Kornaks sich niederlegt, um sich besser betrachten zu lassen. Ist man aber auf dem Plateau angelangt, wo das Kreuz steht, so erblickt das Auge alle Gletscher, Schneefelder, Felsen und Waldungen, wie sie die Natur in ihren Launen oder Geburtswehen, in zufälliger Verworrenheit oder nach Eingabe ihrer Phantasie hervorbringen und hinstellen konnte, mit einer Deutlichkeit vor sich, als ob man nur wenige hundert Schritte davon entfernt wäre. Gewöhnlich besucht man zuerst das Kreuz von Flegère; so sagte mir wenigstens der Führer, den mir der Syndikus zuschickte, denn in Chamouny sind die Führer einem Syndikate unterworfen, das die Reihe, wie der Dienst sie trifft, bestimmt; auf diese Art kann Keiner auf Kosten der Uebrigen durch Umtriebe bei den Fremden den Verdienst allein an sich reißen. Da ich keine besondere Vorliebe für das Eismeer hatte, so verschob ich den Besuch desselben auf den folgenden Tag, und wir machten uns auf den Weg.

Der Weg zu dem Kreuze von Flegère hinauf ist nicht sehr beschwerlich; zwar gibt es hier und dort eine jähe Stelle, einen senkrecht hinabfallenden Absturz oder eine steile Wand, allein obgleich ich kein besonders geschickter Bergsteiger bin, so zog ich mich doch ehrenvoll genug aus der Sache. Was die Entfernung betrifft, die ich zurückzulegen hatte, so war es ein Spaziergang im Vergleich zu dem, was ich bisher zu Fuß geleistet, und in drei Stunden war das Plateau erreicht, wo man dasselbe Gemälde in seiner vollen Breite vor sich hat, was man am Abende zuvor im Profil gesehen, wenn man von dem Col de Balm herkommt, der nun in dem unermeßlichen Panorama, welches man zu überblicken hat, dem Auge als Ruhepunkt dient.

Ich habe bereits der Schwierigkeit erwähnt, Entfernungen in den Gebirgen zu berechnen, so wie der optischen Täuschungen, die man sich macht; wovon die Ursache in den ungewöhnlich vergrößerten Verhältnissen der Gegenstände liegt, die man vor Augen hat. Von dem Kreuz von Flegère aus konnten wir das kleine weiße Haus mit seinem rothen Dache auf dem Col de Balme so deutlich sehen, als wäre es kaum eine Stunde weit entfernt, während es doch ungefähr vier Stunden davon entfernt liegt — eine Entfernung, in der man es unmöglich auf der Ebene mit bloßen Augen sehen könnte. Die erste Nadel und der erste Gletscher, den man erblickt, wenn man das Verzeichniß der verschiedenen Bergriesen aufnehmen will, ist der Gletscher und die Aiguille du Tour, die sich sieben bis acht tausend Fuß über die Meeresfläche erhebt. Zunächst ihr kommt der Gletscher von Argentières und die Aiguille gleichen Namens, die sich schwarz und scharf zu einer Höhe von 12,090 Fuß erhebt; dann die Aiguille-Verte, deren ganz mit Schnee bedecktes Haupt dem Riesen im Mährchen gleicht, der die Vögel im Fluge hemmt und mit seiner Stirn an die Wolken stößt. Sie überragt das Haupt ihrer Schwester, der Aiguille d'Argentières um sechshundert Fuß. Auf sie folgt, den Fuß der röthlichen Aiguille des Dru und die Wände des Montanvert berührend, das Eismeer, dessen weitausgebreitete Fläche man gerade vor sich hat, und dessen starre Wogen, von dem Punkte aus, wo man steht, kaum sichtbar sind, an ihrem Fuße aber gemessen, zu kleinen Bergen werden. Die fünf Nadeln, die dann sich folgen, sind die der Charmeaux, des Grepont, der Bletière, des Midi und des Mont Maudit — die kleinste von ihnen hat 9000 Fuß. Endlich kommt die höchste Bergkuppe die des Mont-Blanc, der nach André de Gy 14,892 Fuß, nach Tralles 14,793, nach Saussure 14,676 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, und von dem sich bis ins Thal hinab die Bossons- und Traconnay-Gletscher ausbreiten.

Nachdem ich mir dieses unermeßliche Gemälde nach aller Herzenslust beschaut hatte, kehrten wir wieder nach Chamouny zurück. Ungefähr auf der Mitte des Weges wurde ich gewahr, daß ich meine Uhr verloren hatte. Ich wollte sogleich umkehren, um sie wieder zu suchen; allein mein Führer erklärte mir, daß Dieß seine Sache sey und daß im Thale von Chamouny nichts verloren gehen dürfe. Ich ließ mich einstweilen auf einem Plateau nieder, von dem aus ich eine fast eben so herrliche Aussicht genoß, als an dem Kreuz von Flegère, und wartete in Geduld seine Rückkehr ab. Eine halbe Stunde darnach sah ich ihn voll Freude aus einem Tannengehölze hervorkommen und die Uhr an der Kette emporhalten; er hatte eine größere Freude als ich selbst. Ich bot ihm eine Belohnung an, die er aber nicht annahm. Ueber dieses Hin- und Hergehen war einige Zeit verloren worden, und erst um vier Uhr langten wir in Chamouny an. Als ich mich dem Wirthshause näherte, sah ich auf der Bank vor der Thüre einen Greis von etwa siebzig Jahren, der auf einen Wink, den ihm der mit ihm in einem Gespräch begriffene Kellner gab, aufstand und mir entgegen ging. Ich vermuthete so-

gleich, daß dieß mein Gast sey, und ich ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Ich hatte mich nicht getäuscht: es war **Jaques Balmat**, der unerschrockene Mann, der unter tausend Gefahren zuerst die höchste Spitze des Mont-Blanc erstieg und Saussure den Weg bahnte. Muth war der Wissenschaft vorangegangen.

Ich dankte ihm, daß er mir die Ehre erwies, meine Einladung anzunehmen. Der ehrliche Mann glaubte fast, ich mache mich über ihn lustig, so wenig begriff er, daß er für mich ein eben so außerordentliches Wesen war, als Columbus, der eine unbekannte Welt entdeckte, oder Vasco, der eine verlorne wieder fand. Ich lud meinen Führer ein, mit dem Nestor seines Berufes zu speisen, was er mit eben so wenig Umständen in herzlicher Einfalt annahm, wie er mein Geld ausgeschlagen hatte. So setzten wir uns zu Tische, und meine Gäste schienen mit meiner Bewirthung vollkommen zufrieden. Bei dem Nachtische brachte ich das Gespräch auf Balmat's kühne Unternehmung, und der Alte, den der Wein von Montmeillan guter Dinge und gesprächig gemacht hatte, ließ sich nicht zweimal bitten, seine Abenteuer zu erzählen. Der Zuname Mont-Blanc, den er noch immer beibehielt, bewies übrigens, daß er stolz auf die Erinnerungen war, deren Erzählung ich von ihm verlangte. Hiezu zeigte er sich auch sofort bereitwillig; nur hielt er mir vorerst sein Glas hin, ich schenkte es, wie das des Führers, voll, und er stand dann auf und sagte: „Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr!“ — „Auf eure Gesundheit, Balmat.“ — Und wir stießen an.

(Fortsetzung folgt.)

Neuester Zustand der syrischen Kirche in Südindien.

Die syrische Kirche im Süden von Indien hat seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen. Der erste, der sie besuchte, war Dr. Buchanan, der sie im Jahre 1805 in einem höchst unglücklichen Zustande fand. Die Nestorianer hatten in den ersten Jahrhunderten des Christenthums einen großen Theil von Südindien bekehrt, und man findet bisweilen in den Koncilien indische Bischöfe, welche von diesem Zweige der nestorianischen Kirche belegirt waren. Sie lebten bis zur Ankunft der Portugiesen in Goa friedlich, und, wie es scheint, in großem Ansehen bei den Nairen und Braminen von Travancor und Cochin. Die Portugiesen wollten sie zwingen sich dem Papste zu unterwerfen, verfolgten die, welche sich weigerten, zerstörten ihre Bücher, und schlossen sie durch die Besetzung der Seeküste und die Errichtung katholischer Bisthümer bald von aller Verbindung mit dem Reste des Christenthums aus. Etwa die Hälfte der syrischen Kirche ging unter diesen Umständen zum Katholicismus über, erkannte den Papst an, und erhielt die Erlaubniß, einige ihrer eigenthümlichen Gebräuche beizubehalten. Der standhaft gebliebene Theil der syrischen Kirche wurde nach und nach von 1500 Kirchen, die sie gehabt hatte, auf 55 reducirt, und in diesem Zustande fand sie Buchanan. Sie bedienten sich noch syrischer Bibeln und Liturgien, welche die Priester lesen konnten, aber nur höchst unvollkommen verstanden; auch war die Zahl ihrer Bücher so herabgesunken, daß sie nicht mehr für den kirchlichen Dienst hinreichten, indem ihre Armuth ihnen nicht erlaubte neue schreiben zu lassen, und die Freude war übergroß, als Buchanan ihnen Bibeln von der Bibelgesellschaft zeigte, und versprach alle Kirchen damit zu versehen. Bald darauf brachten die politischen Umstände die Verwaltung von Travancor in die Hände des englischen Residenten, Obrist Munroe, welcher die Königin von Travancor vermochte, ein Seminar in Cotym für die Erziehung von Priestern zu gründen. Sie gab eine Insel dazu, deren Einkünfte jedoch nicht hinreichend waren, daher wendete sich der Obrist an die Missionsgesellschaft in London, welche den Rest der nöthigen Fonds dazu gab, und vier Missionäre hinschickte, um die Erziehung der Seminaristen zu leiten: diese wurden im Syrischen, Lateinischen, Griechischen, Mathematik und europäischer Literatur unterrichtet, und fingen bald an große Fortschritte zu machen. Eine Presse wurde in Cotym errichtet, und die Bibel in der Landessprache (im Malayalim) gedruckt, eine Centralschule gegründet, in welcher die Seminaristen für das Seminarium vorbereitet wurden, und in jedem Dorf eine Schule eingerichtet. Die englische Liturgie wurde in das Malayalim übersetzt, und in den Kirchen, mit Bewilligung der beiden syrischen Bischöfe, eingeführt, aber sonst nichts an den Gebräuchen und Dogmen der Kirche geändert. Nach und nach sind etwa 500 Priester aus dem Seminar hervorgegangen, und seit einigen Jahren haben sie hinlängliche Fortschritte gemacht, daß ihnen die Bischöfe erlaubt haben, in der Landessprache zu predigen, was sie früher nicht zugegeben hatten, weil sie sie für zu unwissend dazu fanden. Der ganze Distrikt, der etwa von 70,000 Christen bewohnt ist, fängt an ein neues Leben in geistiger und materieller Rücksicht zu athmen; die Fortschritte in jeder Hinsicht sind groß, und es ist alle Aussicht, daß sie mehr und mehr zunehmen werden.

Der Wallfischfang im Südmeer.

Schiffe von 250 bis 400 Tonnen sind zu solchen Unternehmungen am geeignetsten; sie können 25 bis 36 Mann Schiffsvolk, und, je nachdem es Krieg oder Friede ist, 6 bis 18 Kanonen haben. Diese Schiffe sind mit allem zum Fischfang Nöthigen reichlich versehen; sie führen herrliche Tonnen für den Theer, große kupferne Kufen, eiserne Kessel, Boote von eigens zu diesem Fischfange berechneter Bauart u. s. w. Ferner haben sie Lebensmittel aller Art und von der besten Gattung, Weine, geistige Getränke, Wasser und auch Kleidungsstücke für den Bedarf der Schiffsmannschaft auf achtzehn Monate bis zwei Jahre an Bord.

Die Abfahrt eines Wallfischfängers aus Europa wird so berechnet, daß er im Monat Januar, oder spätestens im Februar, das Kap Horn umsegelt. Sobald er in den stillen Ocean eingelaufen ist, richtet er seinen Lauf nach der unter 38° Br. und etwa 40 Stunden von den Küsten von Chili gelegenen Insel Mocha; hier fängt er an auf die Wallfische Jagd zu machen, und es trifft sich zuweilen, daß er deren hier genug zu seiner vollständigen Ladung findet. Mocha ist eine wüste Insel, auf der es wilde Pferde und Schweine gibt; die Wallfischfänger legen hier, nach ihrer Ankunft im stillen Ocean, an, um frische Holz- und Wasservorräthe einzunehmen. Die Seestriche um Mocha werden häufig von Stürmen heimgesucht, und es ist deßhalb nicht rathsam, lange hier zu verweilen.

Der Wallfischfänger nähert sich dem Aequator, indem er die Wallfische in dem 20 bis 80 Stunden von den Küsten von Chili entfernten Theile des Meeres aufsucht; oft richtet er seinen Lauf auch so, daß er das Festland im Gesichte behält, und indem er so auf dem Meere treibt, findet er fast immer, was er sucht, nämlich jene Wallfischart, welche die fettige, weißliche Substanz liefert, der man den Namen **Sperma-Ceti** gegeben hat, ein Name, den man wahrscheinlich erfand, um glauben zu machen, daß Dieß ein seltenerer und kostbarerer Artikel sey, als er es wirklich ist; der Wallfisch, der ihn liefert, ist jener, den man mit dem Namen **Pottfisch** bezeichnet. Der Kopf dieser Cetacee ist länger als der der übrigen Wallfische, und seine Augen sind nicht größer als die eines Ochsen. Die Substanz, von der man den Sperma-Ceti gewinnt, befindet sich in einer dreieckigen Höhlung von ungefähr 1½ Metres Tiefe und 3 bis 4 Metres (9 bis 12 Fuß) Länge, die einen großen Theil des Kopfes einnimmt, obschon sie mit dem Gehirn des Thieres nichts gemein zu haben scheint.

Man sollte glauben, daß es sehr schwer seyn müsse, im Meer einen Pottfisch von einem andern Wallfische zu unterscheiden, doch dem ist nicht so, und selbst nur wenig erfahrne Fischer irren sich niemals. Die andern Wallfische spritzen das Wasser aus ihren Luftlöchern sehr hoch, und stets senkrecht über den Kopf in die Höhe; der Pottfisch hingegen spritzt es gerade vor sich hin, so daß es eine schaumige Masse von nur einigen Fuß Ausdehnung bildet. Auch sein Zug zeichnet sich aus, und ist, ausgenommen wenn er verfolgt wird, langsam und regelmäßig. Sobald er sich von der Harpune getroffen fühlt, wird er wüthend, und ist dann gefährlicher als jeder andere Wallfisch, denn sehr oft greift er das Boot an, zerschmettert es und begräbt die Mannschaft in den Fluthen.

Sobald ein Pottfisch harpunirt und erlegt ist, zieht man ihn der Länge nach an die Schiffsseite, trennt den Kopf vom Rumpf, und nimmt die Substanz, die den Sperma-Ceti gibt, aus der Höhlung. Hierauf zerstückt man den Rumpf und wirft alle fetten Theile in den Kessel, wo der Thran ausgesotten wird. Dieser Thran wird ausgepreßt und dann in die Kufen geschüttet, wo er abkühlt, und aus denen man ihn dann in die Tonnen füllt, die man öfters sorgfältig untersucht, ob sie nicht rinnen.

Ist der Wallfischfänger bis zum 14° Br. vorgedrungen, so fängt er an zu kreuzen, und setzt dieß, ohne sich weit von dieser Parallele zu entfernen, bis auf 40 Stunden von der Küste fort, der er sich oft wieder nähert, weil man weiß, daß die Wallfische sich gern in ihrer Nachbarschaft aufhalten, denn man fängt sie nicht selten kaum zwei Stunden vom Lande. So fährt er fort sich dem Aequator zu nähern, und ist er bis zum 5° Br. gekommen, so entfernt er sich von den Küsten des Festlandes, und steuert auf eine unter dem Namen der Gallapagos bekannten, ungefähr 100 Stunden von der Küste von Peru entfernten Inselgruppe zu, in deren Nachbarschaft er meist auf Wallfische stößt.

Die Wallfischfänger begeben sich gewöhnlich vom Monate Mai bis Ende Julius nach diesen Inseln, die unbewohnt sind, und dem Schiffsvolke nur einen einzigen, aber freilich sehr werthvollen Gegenstand, Schildkröten nämlich, liefern, deren es hier in großer Menge am Strande gibt, und die für die Seeleute eine um so heilsamere Nahrung sind, als sie in diesen Gegenden fast immer vom Storbut befallen werden. Unglücklicherweise gibt es auf diesen Inseln auch nicht eine einzige Quelle, und demnach fehlt es gerade hier den Schiffen an Wasser, da sie Mocha bereits vor drei Monaten verlassen haben, und dennoch 9 oder 10 Wochen in der Nachbarschaft dieser Inseln kreuzen müssen, ehe sie nach Peru zurückkehren können, um frischen Vorrath einzunehmen.

Zu Tumbez, im Golfe von Guayaquil, versorgen sich die Wallfischfänger gewöhnlich mit Wasser, und andern Gegenständen, deren sie bedürfen; dann beginnen sie abermals zu kreuzen, segeln zwischen West und Süd bis auf die Höhe der Insel Juan Fernandez, kehren dann wieder bis gegen die Insel Mocha zurück, und haben sie noch nicht ihre vollständige Ladung, so durchkreuzen sie die bereits zurückgelegten Meeresgegenden noch einmal. Wenn man längs den Küsten von Chili und Peru hinfährt, so sieht man oft auf dem Meere Stellen, die wie lange farbige Streifen aussehen, und in der Nachbarschaft dieser Streifen scheinen die Wallfische sich vorzugsweise aufzuhalten; doch findet man sie nur an den Stellen, wo das gewöhnliche Senkblei den Grund nicht erreicht.

Sind alle Tonnen voll und war der Fang glücklich, so füllt man alle Gefäße und Alles was sonst zu diesem Zweck auf dem Schiff tauglich befunden wird. Oft war es schon der Fall, daß dieser Ueberschuß, auf den man gar nicht gerechnet hatte, alle Unkosten des Schiffes auf seiner Fahrt deckte, und daß der in den Tonnen enthaltene Thran dem Schiffsrheder als reiner Gewinn blieb. Die Engländer und Amerikaner haben diese Unternehmungen im Südmeere bis jetzt fast ausschließend betrieben. Eine Reise dauert gewöhnlich zwei Jahre, und die englischen Schiffe, die den Rhedern auf 250,000 bis 300,000 Fr. sammt allen Unkosten zu stehen kommen, kehren mit Ladungen zurück, die zu 800,000 Franken und auch wohl noch theurer verkauft werden.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die vor einigen Jahren in Amerika verstorbene Prophetin Jemima Wilkinson enthält eine neuere Reisebeschreibung durch die Vereinigten Staaten (Coke's Scenes in Various Parts of the United States etc. during the Summer and Autumn of 1832. London 1833) folgende Nachricht: „Bei Rapely's Ferry, einige Meilen abwärts am westlichen Ufer des Seneka-Sees, fanden wir die Ueberreste einer Säule, an der Stelle, wo die berühmte Jemima Wilkinson den Glauben ihrer Anhänger auf die Probe gesetzt hatte. Hier waren sie nämlich zusammengekommen, um ihre Glaubenslehrerin zu Fuß über den See gehen zu sehen. Mit einem Fuße schon die Oberfläche des Wassers berührend, fragte die Prophetin ihre Schüler nochmals, ob sie den festen Glauben hätten, daß sie im Stande sey, das gegenüberliegende Ufer sicher zu erreichen; denn wenn sie nicht den festen Glauben hätten, so würde ihr Versuch mißlingen. Als sie nun die bestimmtesten Versicherungen erhielt, sie würde unverletzt hinüberkommen, da sie Alle voll des festen Glaubens seyen, erwiderte sie: Es sey also nicht nöthig, eine Probe ihrer Macht über die Elemente zu geben, da ohnehin Alle daran glaubten. Mit diesen Worten ließ sie ihre andächtigen Schüler mit offenem Munde stehen, setzte sich in ihren Wagen und fuhr davon, zu großem Verdrusse von Tausenden von Zuschauern, die herbeigeströmt waren, das Wunder mit anzusehen. Kapitän Rumney, der sie persönlich kannte, beschreibt sie als eine große, stattliche und schöne Frau, die jedoch ein etwas zu männliches Wesen gehabt habe. In ihrer Kleidung glich sie einem Geistlichen; sie trug das Haar hinterwärts gebürstet, Chorhemd und Ueberschläglein und einen Quäkerhut. Sie war aus Rhode-Island gebürtig, wo sie während der Revolution ein Verhältniß mit einem englischen Offizier hatte, der ihr jedoch nachher untreu wurde. Der Schmerz darüber zog ihr ein heftiges Fieber zu, in welchem sie mehrere Tage lang in einer tiefen Verzückung zu liegen schien. Während dieser Zeit, glaubt man, habe sie den Plan ausgesonnen, den sie nachher mit so viel Glück durchführte. Nach ihrer Genesung behauptete sie nämlich: Jemima Wilkinson sey gestorben, und die Engel im Himmel hätten sich darum gestritten, wer von ihnen in ihren Leib fahren, und die Erde als der allgemeine Freund der Menschheit — als ein zweiter Heiland besuchen solle; sie endlich — der Engel, wie sie sich nannte — habe die Erlaubniß erhalten, den Leib der Verstorbenen wieder zu beleben, und sey nun auf die Erde gekommen, Allen die Erlösung zu predigen. Viele glaubten an sie, und nachdem sie eine Sekte gebildet hatte, verließ sie Rhode-Island, und siedelte sich am Crooked-Lake, einige Meilen vom Seneka-See, an, wo ihre Anhänger, unter denen sich einige reiche Leute befanden, für sie eine große Strecke Landes angekauft hatten. Die Besitzurkunde war jedoch auf den Namen der Rachel Mellon, einer Verwandten Jemima's, ausgestellt, die auch nach dem Tode derselben, der vor sechs Jahren erfolgte, das Gut von ihr erbte. Auf allen Schüsseln, Silberzeug u. s. w., das der Prophetin gehörte, standen die zwei Buchstaben U. F. (Universal Friend — Allgemeiner Freund). Sie feierte den jüdischen Sabbath, predigte aber auch an Sonntagen den vielen Menschen, die sie aus Neugier zuweilen besuchten. Jemima war in der Schrift wohl bewandert, hatte aber sonst keine wissenschaftliche Bildung. Der Glaube ihrer Sekte ist die Seelenwanderung; doch hat seit dem Tode der Stifterin die Zahl ihrer Anhänger ziemlich abgenommen. Das gegenwärtige Oberhaupt der Sekte, Esther Plant, scheint nicht die Gabe zu haben, sie vereinigt zu halten. Bei Jemima's Lebzeiten hatten ihre Anhänger eine so tiefe Verehrung vor ihr, daß sie nie eine Antwort gaben, wenn man nur nach Jemima fragte und nicht hinzusetzte: „Die Freundin."

*

Der Thee war in England bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts unbekannt. Im Jahre 1711 betrug der jährliche Theeverbrauch von Großbritannien 141,995 Pfund; im Jahre 1741 belief er sich auf 1,031,540 Pfd.; im Jahre 1771 auf 5,566,793 Pfd.; im Jahre 1801 auf 20,237,753 Pfd.; im Jahre 1811 auf 20,702,809 Pfd.; im Jahre 1821 auf 22,892,913 Pfd.; im Jahre 1831 auf 26,043,223 Pfd. Die ungewöhnlich schnelle Zunahme des Theebedarfes im Verlaufe eines Jahrhunderts ist aber nicht weniger merkwürdig, als der Umstand, daß seit dem Jahre 1800 die Konsumtion des Thees im Verhältniß zur Bevölkerung fortwährend abgenommen hat; so kam im Jahre 1801 auf den Kopf 1 Pfd. 13. 6 Unzen; im Jahre 1811, 1 Pfd. 10. 2 Unzen; im Jahre 1821, 1 Pfd. 9. 4 Unzen; und im Jahre 1831 nur 1 Pfd. 9. 2 Unzen. Diese Abnahme der Theekonsumtion, die sich auf volle 17 Prozente beläuft, wird vorzüglich dem hohen Preise des Thees in England zugeschrieben, der sich theils dadurch steigert, daß der Theehandel ein Monopol der ostindischen Kompagnie ist, theils aber auch durch die hohen Einfuhrzölle, die auf demselben lasten und 96 Prozent von dem Thee betragen, von welchem das Pfund unter 2 Schilling verkauft wird und 100 Przt., wenn das Pfund mehr als 2 Sch. kostet. Deßhalb stellt sich auch zwischen den Theepreisen zu Hamburg, New-York, Rotterdam und London ein bedeutender Unterschied heraus; Bohe wird von der Kompagnie in London zu 1 Sch. 6½ P. (55½ kr.) das Pfund verkauft, in Hamburg zu 8½ P. (25½ kr.) Kongu in London zu 2 Sch. 4 Pf.; in Hamburg zu 1 Sch. 1½ P. u. s. w., wobei der gewöhnliche Bohe in Hamburg so gut und die feineren Theesorten entschieden besser waren, als in London.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 204. 23 Julius 1833.

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard.

5. Jacques Balmat.

(Fortsetzung.)

Nachdem der alte Jacques sein Glas geleert hatte, schnalzte er mit der Zunge, kniff die Augen zusammen und legte sich an die Stuhllehne zurück, um, wie es schien, seine Gedanken und Erinnerungen zu sammeln, die wahrscheinlicherweise durch das letzte Glas Wein, das er hinabgestürzt hatte, nicht viel heller geworden waren. Was meinen Führer betrifft, so schickte er sich an, so bequem als möglich eine Geschichte anzuhören, die er vermuthlich schon mehr als einmal gehört hatte. Seine Vorbereitungen hierzu waren höchst einfach und bestanden darin, daß er mit seiner Person und seinem Stuhl halb abschwenkte, wodurch er mit seinen Füßen gegen den Kamin zu stehen kam und den Ellbogen auf dem Tisch, den Kopf in der linken Hand und das Glas zur rechten hatte. Ich selbst zog mein Tagebuch und meinen Bleistift heraus und hier folgt die ungeschmückte und einfache Erzählung von Balmat's Abenteuer, wie ich sie aus seinem Munde vernahm.

— Hm — ja — es war im Jahre 1786; ich war fünf und zwanzig Jahre alt, und habe somit jetzt, wie Sie mich hier vor sich sehen, meine vollen zwei und siebzig. Damals war es noch was Anderes; ich hatte Hacksen wie der Teufel und einen höllischen Magen. Ich hätte drei Tage laufen können, ohne zu essen. Es geschah mir so, als ich mich einmal im Buet verirrt hatte. Ich schnullte ein wenig Schnee, das war Alles. Da sagte ich von Zeit zu Zeit zu mir selbst, indem ich den Mont-Blanc ansah: Ha, alter Schelm, du hast gut reden — aber warte nur, ich erklettere dich doch noch eines Tags! — Kurz und gut, es trottelte mir immer im Kopfe herum, Tag wie Nacht. Am Tage stieg ich den Brevent hinauf, wo man den Mont-Blanc vor den Augen hat, wie ich Sie jetzt sehe, und ich brachte ganze Stunden damit zu, einen Weg ausfindig zu machen. — „Pah," sagte ich, „wenn es keinen gibt, so werde ich mir einen machen; aber hinauf muß ich doch!" — Und bei Nacht, da ging es noch anders her. Kaum drückte ich die Augen zu, so war ich auch schon auf dem Wege. Anfangs ging es fort wie auf der ebenen Landstraße und ich sagte dann zu mir: Ei sieh doch, wie ich so dumm war, zu glauben, es sey so schwer den Mont-Blanc zu ersteigen. Aber dann wurde der Weg allmählich schmäler und schmäler, aber es war doch noch immer ein ordentlicher Fußsteig wie der von Flegère: und immerfort ging es aufwärts. Endlich kamen Stellen, wo der Weg ganz verschwand, Orte so unbekannt als was. Der Boden bewegte sich, ich sank bis an die Knie ein — gleichviel, ich arbeitete aus Leibeskräften. Wie dumm ist man nicht im Traum! — Gut, endlich komme ich wieder heraus; allein nun wurde es so steil, daß ich auf allen Vieren fortkriechen mußte: da war es schon was Anderes! Und immer ärger und ärger wird es — ich setze meinen Fuß auf Felsenspitzen und sie wackeln wie morsche Zähne; der Schweiß rollte mir in großen Tropfen von der Stirne, ich schnaufte, als drückte mich der Alp! Hat Alles nichts zu sagen, ich steige und steige fort. Ich hing wie eine Eidechse an der Wand, die Erde verschwand unter mir, thut nichts, ich sehe nur nach Oben; dort hinauf wollte ich gelangen, aber die Beine, die Beine! — Ich, der ich doch eisenstarke Knochen hatte, konnte keines mehr von der Stelle rühren. Ich klammerte mich mit den Nägeln ein, allein ich fühlte, daß ich fallen mußte und sagte zu mir: Mein guter Freund, Jacques Balmat, wenn du nicht den kleinen Zweig da ober deinem Kopf erwischen kannst, so ist deine Rechnung gemacht! — Der verwünschte Zweig; ich berührte ihn mit den Fingerspitzen, ich stemmte mich an mit den Knieen wie ein Schornsteinfeger! Ha, der Zweig! — ich hatte ihn. — Ich werde mein Lebtag an jene Nacht denken. Meine Frau weckte mich mit einem tüchtigen Rippenstoß. Denken Sie sich, ich hatte sie beim Ohre gefaßt und zog es wie ein Stück Gummi Elasticum. Da sagte ich zu mir: Jacques Balmat, du mußt die Sache nur beherzt angreifen. So sprang ich aus dem Bette und zog meine Stiefel an. Wo willst du hin? fragte meine Frau. — Ich will Krystalle suchen, sagte ich, denn ich wollte ihr nichts von der Sache wissen lassen. — Sey außer Sorgen, fügte ich hinzu, wenn ich heute Abend nicht nach Hause kommen sollte. Bin ich nicht bis neun Uhr da, so bleibe ich auf dem Berge über Nacht. — Ich nahm einen starken, eisenbeschlagenen Gebirgsstock, noch einmal so dick und lang als ein gewöhnlicher — füllte meine Branntweinflasche, schob ein Stück Brod in die Tasche und machte mich auf den Weg.

Ich hatte schon einmal versucht, über das Eismeer hinauf

zu steigen, aber der Mont Maudit hatte mir den Weg versperrt. Dann war ich auf den Einfall gekommen, es über die Aiguille du Gouter zu versuchen, allein um von ihr auf den Dom *) zu kommen, mußte man über eine Felsenkante, die eine Viertelstunde lang und nur einen oder zwei Fuß breit, und zu beiden Seiten eine Tiefe von achtzehnhundert Fuß! — Ich bedankte mich! — Dießmal beschloß ich einen ganz neuen Weg einzuschlagen; ich nahm den vom Berge de la Côte, in drei Stunden war ich auf dem Bossonsgletscher angelangt. Ich ging darüber hin, es war keine große Schwierigkeit dabei. Vier Stunden später war ich bei den Grands-Mulets (die großen Maulesel) — Das war schon Etwas! Ich hatte mein Frühstück verdient; ich aß einen Bissen Brod und that einen Schluck. — Das war gut.

Zur Zeit, von der ich spreche, hatte man auf den Grands-Mulets noch nicht jenes Plateau hergerichtet, das jetzt dort zu finden ist; man hatte es damals dort noch nicht so bequem, ich stehe Ihnen gut dafür; außerdem war ich ziemlich in Sorge, ob ich weiter oben eine Stelle finden würde, wo ich die Nacht zubringen konnte. Ich hatte gut suchen, rechts und links; ich sah nichts. Endlich, in Gottes Namen macht' ich mich wieder auf den Weg. Nach zwei und einer halben Stunde fand ich einen schönen trocknen Platz; der Felsen schaute unter dem Schnee hervor und bot mir sechs oder sieben Fuß Raum; mehr brauchte ich nicht, nicht um zu schlafen, sondern nur um den Tag auf einer minder unangenehmen Stelle als auf dem Schnee zu erwarten. Es war sieben Uhr Abends, ich verzehrte mein zweites Stück Brod, trank noch einen Schluck und richtete mich auf dem Felsen ein, wo ich die Nacht zubringen wollte: es brauchte nicht viel Zeit dazu, mein Bette war bald gemacht.

Um neun Uhr sah ich den Schatten kommen, der wie ein dichter Rauch aus dem Thal heraufstieg und langsam sich mir näherte. Um halb zehn Uhr hatte er mich erreicht und ich war von ihm umhüllt. Doch sah ich noch ober mir die letzten Strahlen der Sonne, die nur ungern die höchste Spitze des Mont-Blanc verließen. Ich folgte ihnen mit den Augen, so lange sie zu sehen waren. Endlich verschwanden sie und der Tag war dahin. Chamouny zugekehrt wie ich war, hatte ich zu meiner Linken eine unermeßliche Schneefläche, die bis zum Dome des Gouter **) hinaufreichte, und zu meiner Rechten, daß ich mit der Hand hinabreichen konnte, einen Abgrund von achthundert Fuß. Ich wollte nicht schlafen, aus Furcht im Traum in die Schlucht hinabzukugeln; ich setzte mich auf meinen Rock und fing an mit Händen und Füßen um mich zu schlagen, um mich warm zu erhalten. Bald stieg der Mond bleich und von einem Wolkenkreise umgeben auf, der ihn gegen elf Uhr ganz verhüllte. Um dieselbe Zeit sah ich von der Aiguille du Gouter so einen Galgenstrick von Nebel herabsteigen, der mir nicht sobald auf den Hals gekommen war, als er mir Hände voll Schnee ins Gesicht warf. Ich bedeckte den Kopf mit meinem Taschentuch und sagte: Auch gut, doch scheere dich deines Weges. Jede Minute hörte ich den Sturz der Lawinen, die wie der Donner polterten, wenn sie hinabrollten. Die Gletscher krachten und bei jedem Krach fühlte ich, wie der Berg sich rührte. Ich hatte weder Hunger noch Durst und spürte ein ganz eigenes Kopfweh, das von dem Scheitel anfing und bis in die Augenbrauen ging. Während dem hatte der Nebel nicht aufgehört. Mein Athem war am Sacktuche angefroren und der Schnee hatte meine Kleider durchweicht, es war mir, als sitze ich ganz nackt da. Ich verdoppelte die Bewegung meiner Hände und Füße und fing an zu singen, um mir einen Haufen dummer Gedanken zu vertreiben, die mir in den Kopf kamen. Meine Stimme verlor sich im Nebel, kein Widerhall antwortete mir; Alles war todt in dieser eiserstarrten Natur, und meine Stimme machte auf mich selbst einen ganz sonderbaren Eindruck. Ich fürchtete mich.

(Fortsetzung folgt.)

*) So heißt die runde und höchste Kuppe des Mont-Blanc.

**) Der Dome du Goûter heißt so, weil ihn die Sonne um die Zeit beleuchtet, wo man das Goûter (Vesperbrod) zu nehmen pflegt.

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

6. Smyrna.

(Fortsetzung.)

Auch muß ich der Khans erwähnen, von denen man, ohne sie gesehen zu haben, schwerlich eine richtige Idee bekömmt. Es ist ein großes, von Stein errichtetes Gebäude, wo sich die Karawanen einmiethen, und die Niederlagen für die Waaren befinden. Es gibt davon mehrere in Smyrna. Diese Art von Gebäuden finden sich fast in allen Städten des Orients; zuweilen trifft man welche in Einöden; gewöhnlich haben sie nur die vier Mauern. Man lebt hier von den Lebensmitteln, die man selbst mitbringt. Wenn Europäer Kleinasien bereisen, so dienen ihnen die Khans als alleiniger Zufluchtsort, um sich von ihren Mühseligkeiten zu erholen. In allen Gegenden, wo es an solchen fehlt, wo man nicht so glücklich ist, ein Kaffeehaus zu treffen, bietet dieser so gastliche Orient keine andern Erquickungen als das Wasser seiner Quellen, keinen andern Schirm und Obdach als die Wölbung seiner Platanen und das Azurblau seines herrlichen Himmels. — Um sich einen Begriff von der Handelsthätigkeit dieser Stadt zu machen, muß man in den Khans die Ankunft der Karawanen und auf der Rhede die der Handelsschiffe beobachten. Täglich sieht man nach der obern Stadt eine große Anzahl von Kamelen ziehen, beladen mit den Erzeugnissen Indiens, Persiens, Syriens und aller Länder Klein-Asiens. Von einer andern Seite führen Winde und Wellen die mit den Industrieprodukten aller Länder Europa's befrachteten Schiffe herbei. Die Karawanen kehren in die Länder, woher sie gekommen, mit den Reichthümern, welche die europäischen Schiffe brachten, zurück und diese führen den Seestädten des Abendlandes die Waaren zu, welche die Kamele, mit Recht die Schiffe der Wüste genannt, auf ihrem Rücken hertrugen. Was den europäischen Reisenden bei ihrer Ankunft in Smyrna am meisten in die Augen fällt,

ist die Verschiedenheit der Nationen, welche dieselbe Stadt bewohnen. Ihre Religion, Sprache, Gebräuche, Sitten — Alles weicht von einander ab. Jedes Volk hat seine Ceremonien, Feste, ja seinen eignen Kalender. Oft trifft es sich, daß nach den besondern Glaubensvorschriften man sich in dem einen Quartiere erholt und belustigt, während man in einem andern Buße thut oder arbeitet. Am Freitage schließen die Türken ihre Buden; am Samstage die Juden die ihrigen; Sonntags trifft es die Griechen, Armenier und Franken. Alle diese Nationen haben durchaus keinen Vereinigungspunkt, ausgenommen den Bazar, wo sie zusammenkommen. Die Liebe zu Geld oder Gewinn ist das einzige Band, das einzige Gefühl, das sie einander nahe bringt. Das Einzige, worüber man etwa einverstanden ist, ist der Preis der Baumwolle oder des Opiums, der Werth eines Piasters oder Thalers. Der Unterschied in Sitten und Gebräuchen tritt bei dem weiblichen Geschlechte noch mehr hervor als bei dem männlichen: Die eine Hälfte der Frauen in Smyrna lebt zurückgezogen und den Blicken des Publikums sorgfältig verborgen; die andere genießt alle Freiheiten, welche die europäische Gesellschaft ihnen einräumt. An der Sorgfalt, womit eine Frau ihr Gesicht zu verbergen oder zu zeigen bemüht ist, erkennt man die Nation, der sie angehört. Die griechischen und fränkischen Frauen tragen ihr Gesicht entschleiert; die der Juden und Armenier zeigen es nur zur Hälfte; die Türkinnen erscheinen ganz verhüllt. Die Griechinnen tragen nicht nur keinen Schleier, sondern legen einen großen Werth darauf sich öffentlich zu zeigen. Die Eingezogensten würden ihren Tag für verloren halten, wenn sie nicht mehrere Stunden vor einem Fenster oder auf einem Balkon zugebracht hätten, wo sie, aufs kostbarste geschmückt die Vorübergehenden betrachten und sich von ihnen betrachten lassen. Unbeweglich und schweigend, sitzen sie da gleich eingerahmten Porträts, und wenn man durch gewisse Straßen, wie die Rosenstraße wandelt, glaubt man sich in eine Gemäldegallerie versetzt. Die Fenster oder Balkone, an denen die Damen in Smyrna sitzen, sind hierzu eigens eingerichtet; einer Wohnung würde etwas fehlen, wenn sie dem schönen Geschlecht nicht dieses unschuldige Mittel darböte, frische Luft zu schöpfen und sich dem Publikum zu zeigen. Man muß übrigens gestehen, daß die Damen in Smyrna den Ruf hoher Schönheit besitzen, und dieß mit vollem Rechte.

(Fortsetzung folgt.)

Großbritanniens Handel. *)

Erster Artikel.

Englands auswärtiger Handel hat seit einiger Zeit eine Ausdehnung gewonnen, der bis jetzt noch kein anderes Land gleichgekommen ist. Nicht Einen Strom, nicht Einen Fluß, nicht Ein Meer gibt es, auf dem nicht englische Schiffe segelten, und keine Gegend, keine Insel, keinen Kontinent, mit dem die Kaufleute Großbritanniens nicht Verbindungen unterhielten. Die Erzeugnisse englischer Industrie sind gegenwärtig in Asien, Afrika und Amerika verbreitet, und der Tauschhandel mit den verschiedenen Ländern dieser drei Welttheile ist so bedeutend, daß es keine Hütte in England gibt, die nicht eine Probe davon, z. B. einen Porzellankrug aus China, Dambirschfelle aus Labrador, Kalabassen aus Nigritien u. dergl. aufzuzeigen hätte. Die Themse, der Mersey, die Clyde, der Severn und der Humber wimmeln von Schiffen, die dem Mutterlande Reichthümer zuführen, die sie tausend oder zweitausend Meilen von ihm entfernt eingenommen haben. Kurz jede Fluth führt ungefähr achttausend Tonnen Waaren in die Häfen des Königreichs, und jede Ebbe treibt eben so viel zur Ausfuhr bestimmte Güter ins offene Meer, was sich zusammen jährlich auf ungefähr vier Millionen Tonnen belaufen mag.

Nächst der Bewunderung, die man bei Betrachtung solcher Resultate einem gewerbfleißigen Volke nicht versagen kann, das den Ueberfluß seiner Manufakturerzeugnisse zur Erweiterung seines Handels und zu Vermehrung seiner Reichthümer zu benützen weiß, wird zugleich der Wunsch rege, die Mittel kennen zu lernen, durch welche so glänzende Erfolge errungen wurden, und um diesem zu genügen, sind Zahlen, die nicht wie Worte einer doppelten Deutung fähig sind, das beste Mittel. Statt weitläufiger Erörterungen möge hier ein offizielles Verzeichniß folgen, das dem Leser einen eben so leichten als sichern Ueberblick der Gesammtbewegung des englischen Handels gestattet.

Offizielles Verzeichniß der Ausfuhr von Manufaktur-Erzeugnissen Großbritanniens während des Jahres 1829. *)

Länder.	Offizieller Werth der Einfuhren.	Offizieller Werth der Einfuhren. Betrag der engl. u. irel. Manufakturwaaren.	Betrag der Kolonial-Manufakturwaaren.	Gesammtbetrag der Ausfuhren.
Europa.	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
Rußland	4,180,752	2,157,251	997,566	3,154,817
Schweden	187,711	54,725	103,490	158,215
Norwegen	67,859	95,794	49,772	145,567
Dänemark	484,611	158,556	69,888	227,646
Preußen	1,295,569	252,576	533,590	786,166
Deutschland	1,597,854	8,384,262	1,829,101	10,213,363
Niederlande	1,521,085	2,356,618	3,019,309	5,375,928
Frankreich	2,066,890	309,419	536,746	846,165
Portugal, die Azoren u. Madera	275,825	2,327,862	60,940	2,388,802
Spanien und die kanarischen Inseln	1,074,184	1,555,519	259,219	1,814,738
Gibraltar	26,578	982,330	129,165	1,111,495
Italien	804,220	4,007,185	899,671	4,906,856
Malta	20,784	458,178	47,180	505,358
Die jonischen Inseln	109,448	34,254	4990	39,244
Türkei und Griechenland	451,062	1,293,054	83,072	1,376,126
Morea und die Inseln des griechischen Archipels	9657	—	—	—
Die Inseln Guernesei, Jersei, Albernei und Man	272,788	304,352	98,288	402,640
	14,525,885	25,529,744	8,521,332	34,051,076

*) Aus dem kürzlich zu London erschienenen „Dictionary practical, theoretic and historical of commerce and commercial navigation. Der Name des Verfassers, M'Culloch, der sich als statistischer Schriftsteller einen wohlverdienten Ruf erworben hat, wie die Quellen, aus denen obige Angaben geschöpft sind, bürgen für ihre Genauigkeit.

*) Da die Verzeichnisse von den Jahren 1830 und 1831 noch nicht offiziell bekannt gemacht wurden, so waren wir, um genaue Zahlen geben zu können, genöthigt, uns an das oben stehende zu halten, das nicht weniger geeignet ist, die Zunahme des englischen Handels zu belegen.

Länder.	Offizieller Werth der Einfuhren.	Offizieller Werth der Ausfuhren.		
		Betrag der engl. u. irel. Manufakturwaaren.	Betrag der Kolonial-Manufakturwaaren.	Gesammtbetrag der Ausfuhren.
Afrika.	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
Aegypten und die Häfen des mittelländ. Meeres	235,177	152,382	795	153,177
Tripolis, die Berberei u. Marokko	30,558	—	455	455
Westliche Küste v. Afrika	258,245	350,336	161,171	511,507
Vorgeb. d. gut. Hoffnung	252,698	317,003	56 424	383,427
Inseln des grünen Kaps	—	93	—	93
St. Helena	5818	30,047	1604	31,651
Insel Bourbon	—	16,137	1328	17,465
Insel Mauritius . .	438,714	225,522	24,448	579,270
Asien.				
Ostindien und China .	7,859,885	5,856,287	605,841	6,462,128
Neusüdwales, Vandiemensland und Schwanenfluß	125,720	257,071	87,578	344,649
Neuseeland u. die Inseln des stillen Oceans .	588	826	320	1146
Amerika.				
Die nördlichen Kolonien	881,444	1,774,069	253,914	2,027,985
Englisches Westindien	8,501,442	4,739,049	554,076	5,039,124
Westindien . . .	402,457	1,819,266	47,528	1,866,894
Vereinigte Staaten .	6,105,142	5,734,926	248,424	5,985,350
Mexiko	150,386	520,402	124,124	644,526
Guatimala	11,464	—	—	—
Columbien	84,495	499,815	12,879	512,694
Staaten am Rio de la Plata	636,050	1,288,035	17,557	1,305,592
Chili	61,514	1,575,742	12,955	1,588,697
Peru	69,859	376,552	13,176	389,728
Brasilien	1,469,015	4,566,010	76,514	4,642,524
Kolonien für den Wallfischfang	361,086	6	2173	2179
Gesammtsumme	44,005,018	56,217,888	10,620,167	66,838,055

Die Handelsmarine bestand im Jahre 1831 1) aus 13,791 englischen und irländischen Schiffen, zusammen mit einem Tonnengehalte von 396,051 Tonnen, und mit 132,004 Mann Schiffsvolk; 2) aus 5927 fremden Fahrzeugen von 896,051 Tonnen und mit 47,009 Mann Schiffsvolk, im Ganzen also aus 19,718 Schiffen von 3,196,782 Tonnen und mit 179,013 Mann.

Am 31 December desselben Jahres zählte die Handelsmarine Englands (Irland und die Kolonien mitbegriffen) 24,242 Schiffe mit 2,581,964 Tonnen und 158,422 Matrosen.

Höchst merkwürdig ist die reißende Schnelligkeit, mit der der englische Handel sich zu diesen riesenartigen Verhältnissen emporschwang. Bei der Rückkehr Karls II führte die Handelsmarine (die Küstenfahrer mitbegriffen) nicht mehr als 142,000 Tonnen des Jahres; bei der Thronbesteigung Georgs III hatte diese Zahl sich schon verdreifacht, denn sie belief sich jährlich auf 647,478 Tonnen. Im Jahre 1792, zur Zeit der französischen Revolution, war sie auf 1,736,563 Tonnen gestiegen, und im Jahre 1831 weisen die offiziellen Listen 4,291,107 Tonnen nach.

Der Werth der Einfuhr in Großbritannien belief sich zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts auf 5,569,952 Pfd. St.; zwischen den Jahren 1784 und 1792 stieg er auf 17,716,752 Pfd. St., und im Jahre 1831 auf 48,161,661 Pfd. St.

Nach einem ungefähren Ueberschlag der Ein- und Ausfuhren von einigen Jahren ergibt sich, daß seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis gegenwärtig der auswärtige Handel sich verzehnfacht, und seit der Thronbesteigung Georgs III bis auf das heutige Jahr sich versechsfacht hat.

In mitten dieser großen Handelsbewegung konnte die Bevölkerung der vorzüglichern Manufakturstädte nicht stehen bleiben; die der Hauptstadt, die im Jahre 1700 674,000 Seelen betrug, stieg im Jahre 1831 auf 1,474,069. In den nördlichen und den Städten im Mittelpunkte des Landes ist diese Zunahme noch augenfälliger: Manchester, das im Jahre 1774 nur 41,032 Einwohner zählte, hat deren im Jahre 1831 270,961; Liverpool, das im Jahre 1800 nicht mehr als 5145 enthielt, war im Jahre 1831 kaum groß genug, um seine 189,244 Einwohner zu beherbergen; Glasgow hatte im Jahre 1780 nur 42,832, und im Jahre 1831 zählte es 202,426; die 6000 Einwohner, die Preston im Jahre 1780 zählte, hatten sich im Jahre 1831 bis auf 33,112 vermehrt, und Leeds, das im Jahre 1731 nur 11,500 Einwohner hatte, zählte deren im Jahre 1831 71,600.

In einem folgenden Artikel werden wir von den Ursachen, die dem Gedeihen des englischen Handels zu Grunde liegen, von den Kolonien und den Ein- und Ausfuhren während des Jahres 1831 sprechen.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die kleine Kolonie auf Pitcairn-Eiland sind in England neuere Nachrichten eingetroffen. Kapitän Freemantle besuchte die Insel am 12 Januar d. J. Er fand die Einwohner froh und vergnügt darüber, daß sie wieder in ihre alte Heimath gelangt waren. Durch ihren Aufenthalt in Taheiti schien jedoch die ursprüngliche Sitteneinfalt und Herzlichkeit der Insulaner etwas gelitten zu haben. Drei entlaufene englische Matrosen, die sich unter ihnen niedergelassen hatten, trugen nicht wenig dazu bei, eine nachtheilige Veränderung in dem Charakter der vormals so guten und liebenswürdigen Nachkommen der Meuterkolonie hervorzubringen. Sie lehrten die Bewohner von Pitcairn, gebranntes Wasser aus der Wurzel der Theerpflanze zu bereiten, und seitdem ist Trunkenheit unter der einst so glücklichen Kolonie eingerissen, gegen die ein englischer Geistlicher, Namens Josua Hill, welcher der kleinen Gemeinde von Pitcairn vorsteht, vergebens eiferte. Vor der Auswanderung, die sie nach Taheiti zu unternehmen versuchten, bestanden sie aus neunzehn Männern, ein und zwanzig Weibern und sechs und dreißig Kindern; außer den drei Engländern, Namens Buffat, Evans und Nobbs, die auf der Insel geheirathet hatten und Familie besaßen. Nobbs schien Lust zu haben, sich an die Stelle des alten Adams, des bisherigen Oberhauptes und Altvaters der Kolonie, zu setzen, der in hohem Alter mit Tod abgegangen ist. Allein die Einwohner bezeigten keine Lust, ihn als solchen anzuerkennen, und würden lieber einen aus ihrer Mitte, vorzüglich aus Christians Familie, dazu erwählen. Pitcairn ist übrigens so klein, daß keine Möglichkeit vorhanden ist, daß mehr als einige hundert Menschen darauf Unterhalt finden könnten. Die Insel ist nur sehr wenig mit Wasser versehen, und hat weder eine Bucht oder auch nur einen Ankerplatz, weßhalb sich nie hier ein Handel bilden wird.

*

Die Zeitungen von Quebec enthalten merkwürdige Berichte über die seit vier Jahren dort erfolgten Einwanderungen. Aus England allein wanderten ein:

	1829	1830	1831	1832
Im Jahre	3344	6799	15,315	17,481
Aus Irland	9614	18,300	31,108	28,204
Aus Schottland	2643	2450	5324	5515
Aus andern Gegenden . .	123	451	424	546
Im Ganzen	15,924	28,000	52,169	51,746

Unter den 51,746, die während des Jahres 1832 in Quebec ankamen, hatten 43,758 die Reise auf eigene Kosten gemacht, und 4988 mit Unterstützung ihrer Pfarrspiele. Von diesen Auswanderern vertheilten sich 45,200 in die verschiedenen Gegenden von Kanada, 2550 starben an der Cholera, 850 kehrten nach England zurück und 3346 gingen nach den Vereinigten Staaten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 205. 24 Julius 1833.

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard.

3. Jacques Balmat, genannt Mont-Blanc.

(Fortsetzung.)

Um zwei Uhr wurde der Himmel gegen Osten weiß. Mit den ersten Sonnenstrahlen fühlte ich den Muth mir zurückkehren. Die Sonne ging auf und kämpfte mit den Wolken, die den Mont-Blanc bedeckten; ich hoffte immer, sie würde sie verscheuchen, allein gegen vier Uhr wurden sie nur noch dichter, die Sonne verlor ihre Kraft und ich sah ein, daß es mir unmöglich werden würde, an diesem Tag weiter zu gehen. Um übrigens Zeit und Mühe nicht umsonst verloren zu haben, machte ich mich auf, die Umgegend zu untersuchen, und ich brachte den ganzen Tag damit zu, auf den Gletschern herumzusteigen und mir die besten Wege zu merken. Als der Abend kam und mit ihm der Nebel, stieg ich wieder bis zum Bec-à-l'Oiseau herab, wo mich die Nacht einholte. Ich brachte sie besser zu, als die vorige, da ich nicht auf dem Eise liegen mußte und ein wenig schlafen konnte. Erstarrt von Kälte wachte ich auf und sobald der Tag anbrach, machte ich mich wieder nach dem Thale auf den Weg. Erst im Dorfe La Côte thauten meine Kleider wieder auf.

Ich war noch keine hundert Schritte weit über die letzten Häuser des Dorfes hinaus, als ich François Pacard, Joseph Carier und Jean Michel Tournier begegnete; sie hatten ihre Stöcke, ihre Säcke und ihre Reisekleider. Ich fragte sie, wohin sie gingen und sie sagten mir, sie wollten nach jungen Ziegen sehen, die sie Bauern zum Auferziehen gegeben hätten. Da von diesen kleinen Thieren das Stück kaum vierzig Sous kostet, so kam mir der Verdacht, daß sie nicht die Wahrheit sagen und etwa versuchen wollten, was mir nicht gelungen war, zumal da Herr von Saussure dem Ersten, der die Spitze des Mont-Blanc ersteigen würde, eine Belohnung zugesagt hatte. Eine und die andere Frage, die Paccard über den Ort, wo man auf dem Bec-à-l'Oiseau übernachten könne, an mich richtete, bestärkte mich in meiner Meinung. Ich antwortete ihm, daß Alles voll Schnee sey und daß es mir unmöglich scheine, dort Halt zu machen; ich konnte sehen, wie sie einander Winke zuwarfen, stellte mich aber, als merkte ich Nichts. Nun traten sie bei Seite, besprachen sich und schlugen mir endlich vor, gemeinschaftlich hinaufzusteigen; ich willigte ein, allein ich hatte meiner Frau versprochen, nach Hause zu kommen und wollte mein Wort halten. Somit eilte ich nach Hause, um ihr zu sagen, sie möchte keine Sorge haben, wechselte Strümpfe und Stiefel und nahm einige Lebensmittel zu mir. Um elf Uhr Abends machte ich mich wieder auf die Beine, ohne geschlafen zu haben und um Ein Uhr stieß ich auf dem Bec-à-l'Oiseau zu meinen Kameraden, vier Stunden unterhalb der Stelle, wo ich die Nacht zuvor zugebracht hatte. Sie schliefen wie die Murmelthiere und ich weckte sie; in einem Augenblick waren sie auf den Füßen und wir setzten uns alle in Marsch. An diesem Tage gingen wir über den Taconnay-Gletscher, stiegen bis zu den Grands-Mulets hinauf, wo ich eine so sonderbare Nacht zugebracht hatte, dann schlugen wir uns rechts und kamen gegen drei Uhr auf den Dom du Gouter. Schon unterhalb der Grands-Mulets war einem von uns, dem Paccard, der Athem ausgegangen und er war auf dem Rock eines unsrer Gefährten liegen geblieben.

Als wir auf die Spitze des Doms gelangten, sahen wir auf der Aiguille des Gouter etwas Schwarzes herumkrabbeln, ohne daß wir unterscheiden konnten, ob es eine Gemse oder ein Mensch sey. Wir riefen hinüber und erhielten Antwort; nach Verlauf eines Augenblickes, wo wir uns stille hielten, um einen zweiten Ruf zu vernehmen, hörten wir folgende Worte: „He da, ihr Andern! Wartet, wir wollen mit euch hinaufsteigen!" So warteten wir denn auch und erkannten endlich Paccard, der wieder zu Kräften gekommen war. Es waren noch zwei bei ihm, die nach einer halben Stunde zu uns stießen: es waren Pierre Balmat und Marie Coutet, die mit den Uebrigen gewettet hatten, früher als sie auf den Dome du Gouter zu kommen; sie hatten jetzt ihre Wette verloren. Während dieser Zeit war ich, um keinen Augenblick ungenützt vorbeigehen zu lassen, einstweilen auf weitere Entdeckungen ausgegangen und hatte ungefähr eine Viertelstunde weit rittlings auf der obenerwähnten Felsenkante zurückgelegt, die den Dom du Gouter mit dem Mont-Blanc verbindet. Es war ein Weg für einen Seiltänzer, allein ich glaube, es wäre mir gelungen, das Ziel zu erreichen, hätte nicht die Pointe-Rouge mir den Weg versperrt. Da es unmöglich war, weiter zu kommen, so ging ich nach der Stelle zurück, wo ich meine Kameraden gelassen hatte, fand aber nichts mehr, als meinen Sack; daran verzweifelnd, den Mont-Blanc ersteigen zu können, hatten sie ihn da gelassen und waren fortgegangen, indem sie

sagten: Balmat ist gut auf den Füßen, er wird uns schon einholen. Ich befand mich also allein und schwankte einen Augenblick zwischen dem Wunsche, ihnen zu folgen und dem Verlangen, die Ersteigung allein zu versuchen. Es wurmte mich ein wenig, daß sie mich im Stiche gelassen hatten, dann sagte mir auch etwas, dießmal würde es mir gelingen. Ich entschloß mich daher für letzteres, packte meinen Sack auf und machte mich auf den Weg: es war vier Uhr Abends.

Ich kam über das große Plateau und gelangte bis zum Brinva-Gletscher, von wo aus ich Cormayeur und das Thal von Aosta in Piemont liegen sah. Auf dem Gipfel des Mont-Blanc lag Nebel und ich machte daher den Versuch nicht, vollends hinaufzusteigen, nicht sowohl aus Furcht mich zu verirren, als weil ich wußte, daß mich die andern nicht sehen konnten und mir daher nicht glauben würden, daß ich oben gewesen sey. Ich benützte die kurze Zeit, die mir noch vom Tage übrig blieb, eine Stelle zu suchen, wo ich übernachten konnte; da ich aber keine fand und mich an jene schöne Nacht erinnerte, so entschloß ich mich umzukehren. Ich machte mich also auf den Rückweg, war aber kaum auf dem großen Plateau angekommen, als meine Augen sich so angegriffen fühlten, daß ich fortwährend große Blutflecken zu sehen glaubte; denn damals hatte ich noch nicht die Vorsicht gebraucht, sie durch einen grünen Schleier zu schützen, wie ich nachher zu thun pflegte. Ich setzte mich nieder, um mich zu erholen, schloß die Augen und ließ den Kopf in beiden Händen ruhen. Nach einer halben Stunde war mein Gesicht wieder hergestellt, allein die Nacht war hereingebrochen und ich hatte keine Zeit zu verlieren. Ich sprang auf und fort ging es.

Noch hatte ich keine zweihundert Schritte im Rücken, als ich mit meinem Stocke spürte, daß das Eis unter meinen Füßen aufhörte; ich stand am Rande der großen Kluft — du kennst sie, Pierre Payot — so hieß mein Führer — die große Kluft, wo sie alle drei umkamen und aus der man Pierre Coutet allein herauszog.

— Was ist das für eine Geschichte? unterbrach ich ihn.

— Ich will sie Ihnen morgen erzählen, erwiderte Payot. Fahre fort, Alter, setzte er an Balmat gewendet hinzu, wir hören.

Balmat nahm wieder das Wort und sagte: Hui, dacht' ich, kenne dich! Wirklich waren wir des Morgens auf einer mit Schnee bedeckten Eisbrücke herüber gekommen. Ich suchte sie, allein die Nacht wurde immer finsterer und mein Gesicht immer schwächer, so daß ich sie nicht finden konnte. Das vor erwähnte Kopfweh befiel mich wieder, ich fühlte weder Lust zu essen noch zu trinken, und meinem Magen wurde von Uebelkeiten zugesetzt. Und dennoch mußte ich mich entschließen, bis zu Anbruch des Tags zu bleiben. Ich breitete daher meinen Sack auf den Schnee aus, zog mein Taschentuch als Vorhang über das Gesicht und machte mich fertig, eine Nacht wie die frühere, so gut es gehen wollte, zuzubringen. Allein da ich ungefähr zweitausend Fuß höher oben war, als das erstemal, so war auch die Kälte schärfer und ein feiner bitzelnder Schnee machte mich erstarren. Ich fühlte eine Schwere im Kopf und eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafen; Gedanken, traurig wie der Tod stiegen in mir auf und ich wußte, daß diese traurigen Gedanken und diese Neigung zum Schlafen schlimme Zeichen waren, und wenn ich das Unglück haben sollte, die Augen zu schließen, ich sie schwerlich jemals wieder öffnen würde. Von der Stelle aus, wo ich mich befand, konnte ich zehntausend Fuß tief unter mir die Lichter von Chamouny sehen, wo meine Kameraden im warmen Neste am Feuer oder im Bette guter Dinge waren. Ich sagte zu mir: Vielleicht denkt nicht ein Einziger von ihnen an mich, oder wenn er auch an Balmat denkt, sagt er wohl, indem er die Kohlen schürt oder sich die Decke über's Ohr zieht: Nun macht sich der einfältige Jacques wahrscheinlich noch das Vergnügen, seine Sohlen abzulaufen! Nur Muth, Balmat! — Das war es nicht, was mir fehlte: nicht Muth, aber die Kraft! — Der Mensch ist nicht von Eisen und ich fühlte bald, daß mir nicht wohl in meiner Haut war. In den kurzen Zwischenräumen, wo nicht von Minute zu Minute der Sturz der Lawinen und das Krachen der Gletscher die Stille unterbrachen, hörte ich einen Hund zu Cormayeur bellen, obgleich es von dem Orte, wo ich mich befand, bis zu jenem Dorfe ungefähr anderthalb Stunden war. — Ich vertrieb mir damit etwas die Zeit, es war der einzige Laut, der von bewohnter Erde bis zu mir gelangte. Gegen Mitternacht verstummte der Hund und ich befand mich wieder in der verwünschten Stille, wie sie auf den Kirchhöfen ist; denn das Getöse der Gletscher und Lawinen rechne ich hier nicht; dieß Getöse ist die Stimme des Berges, der sich beklagt, und statt den Menschen aufzumuntern, erschreckt es ihn nur.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

6. Smyrna.

(Fortsetzung.)

Man redet in Smyrna mehr Sprachen als bei dem babylonischen Thurmbau; die gebräuchlichste unter den Franken ist ein italienischer Jargon, der im Archipel und auf allen Küsten des Mittelmeeres sehr verbreitet ist. In allen Stapelplätzen der Levante kommen täglich arme Italiener an, welche das Elend, Verurtheilungen oder unglückliche Verhältnisse aus ihrem Vaterland vertrieben haben. Wir waren bei einem Römer abgestiegen, in dessen Hause alles bis auf die Magd herab römisch war. In einer einzigen Straße, auf einem Bazar kann man sich das Vergnügen machen, die Trümmer dreier großer Völker, der Römer, Griechen und Juden, beisammen zu sehen. Obgleich jedes Volk, jede Sekte ihre eigene Sprache hat, so lassen sich doch die Sprachen, welche man am häufigsten redet, auf das Türkische, Italienische und Neugriechische zurückführen. Wenn jede Sprache den Charakter, die Stellung und Bedürfnisse derer, die sie reden, ausdrückten, so könnte man wohl sagen, daß man in der türkischen Befehle ertheilt, in der neugriechischen demüthige Bitten wagt und in der italienischen das Mitleid anfleht; die französische, die sonst unter den Franken von Smyrna die herrschende war, hat viel in den letzten Zeiten von ihrem Einflusse verloren;

sie hat die Wechselfälle und das Abnehmen des französischen Handels in diesem Lande getheilt; nur die Konsuln und Reisende von Stande sprechen sie. Nebst den drei oder vier Nationen, die ihren beständigen Wohnsitz in Smyrna haben, sieht man täglich einen Schwarm von Fremden, welche der Handel, die Neugierde und das Bedürfniß, das Klima zu ändern, herbeizieht. Die Einen kommen von Konstantinopel, Aegypten und Syrien; die Andern, aus allen Gegenden des Abendlandes versammelt, bereisen die verschiedenen Länder Asiens; der Eine spricht von den Wundern Ispahans, Bagdads und Trebisonds, die er so eben verlassen hat; ein Dritter verlangt Pferde und Führer, um nach dem Taurus zu ziehen, oder sich an die Küsten des schwarzen Meeres und an die Ufer des Euphrat und Tigris zu begeben. Der Imbat, der gewöhnlich diesen Küstenstrich mit seinem erfrischenden Athem wieder belebt, hatte seit drei Tagen zu wehen aufgehört. Obgleich wir am Gestade eine Wohnung bezogen hatten, so war sie uns dennoch Tag und Nacht zu einem wahren Glühofen geworden. Um das Maaß der Widerwärtigkeiten voll zu machen, hatte diese brennende Atmosphäre eine Unzahl von Insekten mit und ohne Flügel erzeugt, die uns nicht einen Augenblick Ruhe vergönnten. Alle diese Insekten plagen vorzüglich die Fremden und verfolgen alle hier Landenden, gleichsam als hätte ein böser Dämon sie zu unsichtbaren Wächtern des Eingangs in den Orient bestellt. —

Die Franken, welche in Smyrna wohnen, werden nicht nach den Gesetzen des Landes behandelt; sie haben ihre Privilegien, welche von den Türken geachtet werden; die Polizei darf nicht einmal bei ihnen Hausuntersuchung anstellen. Es gibt kein Land in der Welt, wo die Europäer mehr Freiheit genießen, als in der Türkei, selbst die von konstitutionellen Regierungen nicht ausgenommen. Der civilisirte Europäer könnte unter den jonischen Franken mehrere seiner Gebräuche, bisweilen sogar seine Moden, Unterhaltungen und Feste wieder erkennen; wir hörten nur von Bällen reden, welche man im verflossenen Winter gegeben hat; man gab sogar theatralische Vorstellungen, vor einigen Monaten wurde das Stück „der Bär und der Pascha" mit großem Beifalle der Bewohner der Frankenstraße aufgeführt. Alle Meinungen und Widersprüche, die unser Abendland in Bewegung setzen, wandern über das Meer und finden sich hier wieder. Vor unserer Thüre befindet sich ein Kaffeehaus mit dem Schilde: „à la civilisation;" in einem Kasino liegen die vorzüglichsten Blätter Europa's auf. — Alle Kulte haben ihre Kirchen und jeder Glaube darf mit mehr oder weniger Oeffentlichkeit sein Bekenntniß äußern. Die Katholiken haben zwei Kirchen, welche von Kapuzinern und Lazaristen bedient werden; eben so viele die Armenier; die Griechen drei, die Juden mehrere Synagogen; da auf diese Weise alle religiösen Meinungen sich beisammen finden, so bemerkt man bei den verschiedenen Sekten auch mehr Eifer und Begeisterung. Um die Physiognomie der Stadt gehörig kennen zu lernen, muß man sie an den verschiedenen Sekten genauer beobachten. Ich will mit den Juden beginnen, obgleich es schwierig ist, dieses überall geheimnißvolle Volk, das sich stets abgesondert und entfernt hält, gründlicher kennen zu lernen. Ein Fremder dringt nicht leicht bis zu dem Familienherd der Kinder Israels, außer den Synagogen zeigen sie sich nur an den Handelsplätzen. Ihre erste Sorge ist, ihre Schätze zu verbergen; die zweite, ihr Leben zu sichern; wenn man sie nicht auf den Bazars studiren oder auf den Straßen beim Vorübergehen erhaschen kann, so bleibt nichts übrig als ihnen auf ihre Kirchhöfe zu folgen, wo Embleme ihrer Beschäftigung und lange in Marmor gegrabene Inschriften, das was sie gewesen und was sie auf der Welt gethan, verkünden. Fast alle Juden in Smyrna sind arm; die Konkurrenz der Armenier hat sie vieler ihrer Industriezweige beraubt. Die armenische Bevölkerung wächst mit jedem Tage. Das Quartier, in welchem sie wohnen, gilt für das reichste; sie nähern sich durch Charakter, Lebensweise und gesellige Gebräuche am meisten den Türken. Wie die Juden, haben die Armenier niemals ein Gewehr geführt, wurden nie in einem Aufruhre ergriffen; die ottomanische Pforte beschäftigt sich mit ihnen nur insofern als sie sie zur Zahlung der Abgaben nöthigt; sie werden wie Hausthiere auf einem Pachtgute behandelt und der stolze Osmanli stellt sie auf der Stufenleiter lebendiger Wesen dem Esel und Kamele zur Seite. Dem Armenier wie den Juden wirft man öfters Mangel an Redlichkeit in ihren Handelsbeziehungen vor, so wie daß sie sich zu jeder Art von Geschäft, wie wenig ehrenvoll es auch sey, brauchen lassen; doch kann dieser Vorwurf vor Allem nur die niedere Volksklasse treffen. Die Nation im Allgemeinen genießt den Ruhm, in ihrer Moral wie in ihrer Religionsübung, sehr gewissenhaft zu seyn. Die Armenier haben zu Smyrna eine theologische Schule, die man mir gelobt hat, ihre Geistlichkeit ist nicht ohne Bildung und so hat denn die Verfolgung gegen die katholischen Armenier in dieser Stadt sich viel weniger fühlbar gemacht als in Konstantinopel.

(Fortsetzung folgt.)

Großbritanniens Handel.

Zweiter Artikel.

Die Ursachen, welche besonders zum Gedeihen des großbritannischen Handels beitrugen, kann man unter drei Kategorien bringen: erstens natürliche und physische; zweitens moralische und politische und endlich drittens zufällige oder äußere.

1) Die hauptsächlichsten natürlichen und physischen Ursachen sind: die unvergleichliche Lage Großbritanniens, die es, wenigstens zu Lande, gegen jeden Handstreich und jeden fremden Einfall sicher stellt; seine zahlreichen und schon von der Natur aus so gestalteten Häfen, daß eine Menge von Schiffen mit hohem Bord in ihnen Raum findet; die Fruchtbarkeit seines Bodens, dann die Steinkohlen-, Eisen- und Kalkgruben, die er enthält, und endlich die Energie, der Unternehmungsgeist und der angeborne Muth seiner Einwohner.

2) Unter die moralischen und politischen Ursachen gehören: die Unabhängigkeit seiner Regierung, seine ausgezeichnete Konstitution, die Gerechtigkeit seiner Gesetze, der Personen und Eigenthum zugestandene Schutz, die Unterstützung, die man Künsten und nützlichen Erfindungen aller Art gewährt, die Sorgfalt der beiden gesetzgebenden Häuser, Alles zu entfernen, was den Handel hemmen oder dem Absatze der Manufakturen nachtheilig seyn könnte, die Sicherheit, deren die Handelsmarine unter dem Schutz einer furchtbaren Kriegsflotte genießt, die volle, uneingeschränkte Freiheit, die Erzeugnisse englischer Industrie in den verschiedenen britischen Kolonien verkaufen zu dürfen, die anerkannte Rechtschaffenheit der Kaufleute, die Rechtlichkeit mit der die Regierung sich gegen die Gläubiger der Staatsschuld benimmt, der Besitz Hindustans durch die englisch-ostindische Kompagnie, und endlich die religiöse Duldsamkeit, die sich mit

keiner andern, als etwa mit der in Nordamerika bestehenden vergleichen läßt.

5) Unter die zufälligen oder äußern Ursachen kann man rechnen: die Kriege, die Europa so lange Zeit hindurch verwüsteten, den Handel und die Handelsverbindungen des Kontinentes unterbrachen, eine Menge angesehener Häuser ins Verderben stürzten und mehrere bedeutende Fabriken vernichteten. Die Länder, welche auf diese Weise der Hauptelemente, nicht nur ihres Reichthums, sondern auch ihres Unterhaltes und Verbrauches, beraubt wurden, waren genöthigt sich an England zu wenden, dessen Schiffe auf allen Meeren segelten und den Ueberfluß seiner Manufakturen allenthalben hin ausführten. Ferner gehört hieher: die Befreiung des spanischen Amerika's unter Umständen, die den größten Theil seines Handels England in die Hände spielten, die Civilisation der brasilischen Provinzen, die hieraus erfolgte größere Kultur des Landes und die enge Verbindung des vereinigten Königreiches mit dem Hause Braganza.

Der auswärtige Handel Hollands bestand, so wie der von Venedig und Genua, immer größtentheils aus Gegenständen des Luxus, die den Lebensgenuß des Reichen erhöhen; der Frankreichs beschränkte sich meist auf die Erzeugnisse seiner Weinberge und Seidenzeug-Manufakturen, und der Spaniens, Portugals, Italiens, Rußlands, Preußens, Deutschlands, der Vereinigten Staaten, Südamerika's, des englischen Amerika's, China's und des Orientes auf Gegenstände aus dem Thier- und Pflanzenreich, oder die Mineralien des Bodens; der Handel Großbritanniens hingegen, ohne seine unermeßliche Ausdehnung in Anschlag zu bringen, ist weit mannichfaltiger, und umfaßt die verschiedensten Zweige, wovon die nachstehende officielle Ausfuhrliste des Jahres 1831 den besten Beweis gibt.

	Pfd. Sterl.
Bekleidungsgegenstände u. s. w.	368,545
Waffen und Kriegsbedarf	459,579
Gedruckte Bücher	17,395
Bronze und Kupfer	950,971
Tapeten und Zimmerverzierungs-Gegenstände	41,516
Seile, Taue u. s. w.	58,684
Baumwollwaaren aus englischen Manufakturen	35,682,475
Gesponnene Wolle aus englischen Manufakturen	5 674,600
Geschirr	97,409
Glaswaaren	116,726
Modewaaren	44,487
Messerschmiedwaaren	967,795
Hutmacherwaaren	150,555
Eisen und Stahl	1,979,415
Blei	71,785
Leder	94,619
Sattlerwaaren	60,950
Leinwand aus englischen Manufakturen	5,661,945
Maschinen und Erzeugnisse der Mechanik	105,505
Optische und mathematische Instrumente	17,105
Musikalische Instrumente	51,575
Malerfarben	101,986
Plattirte Waaren, Silberzeug, Goldschmied-, Juwelier-, Schmuck- und Uhrmacherarbeiten	183,245
Gereinigter Salpeter	52,488
Seidenwaaren	469,076
Seife und Kerzen	229,618
Papiere	177,698
Raffinirter Zucker	1,658,677
Eisenblech	79,467
Zinn	218,115
Regen- und Sonnenschirme	47,512
Fischbein	4520
Wollenzeuge	6,187,979
Gesammtwerth der ausgeführten Waaren	56,055,599

Den Zollregistern zufolge betrug der Gesammtwerth der im Jahre 1781 eingeführten Baumwolle nicht über 200,000 Pfd. St., während die im Jahre 1830 in England verarbeitete Baumwolle einen Werth von 242 Millionen Pfd. St. ergab. Die Ausfuhr von gesponnener Wolle und Baumwolle belief sich im Jahre 1831 auf 17,182,936 Pfd. St., wirklicher oder angegebener Werth.

Die Herren Huskisson und M'Culloch schätzen den Gesammtwerth der jährlich in den drei Königreichen verarbeiteten Baumwolle auf 36 Millionen Pfd. St. Dieser Zweig des englischen Gewerbsfleißes ernährt 1,200,000 bis 1,400,000 Arbeiter, die damit beschäftigt sind, die Maschinen auszubessern, neue zu bauen und die bereits arbeitenden im Gange zu erhalten.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts belief sich der Werth der jährlich in England gefertigten Wollenwaaren nur auf 8 Millionen Pfd. St.; hievon wurden für 2 Millionen ausgeführt. Im Jahre 1700 war die Ausfuhr an Wollenwaaren auf 3 Millionen Pfd. St. gestiegen; da bei diesem Anschlage weder Schottland noch Irland mitbegriffen sind, so kann man den Gesammtwerth der Ausfuhr des vereinigten Königreiches in diesem Artikel im nämlichen Jahre auf ungefähr 6 Millionen Pfd. St. schätzen. Im Jahre 1831 betrug der Werth der ausgeführten Wollenwaaren, den officiellen Listen zufolge, 6,187,979 Pfd. St., und der wirkliche oder als solcher angegebene Werth 5,385,811 Pfd. St.

Herr M'Culloch gibt an, daß die Wollenmanufakturen Großbritanniens 400,000 Menschen beschäftigen, die jährlich für 20 Millionen Pfd. St. Waaren verfertigen.

In einem letzten Artikel werden wir bis jetzt noch nicht bekannt gemachte Berichte über die übrigen Manufakturen Englands und die Einfuhr von 1831 mittheilen.

Vermischte Nachrichten.

Der „Edinburgh-Courant“ enthält folgende merkwürdige Nachricht: „Mit Fischfang beschäftigt, fuhr Herr Montgomery, Banquier von Irvin (einer kleinen Hafenstadt in Schottland), in Gesellschaft eines seiner Freunde auf dem Garnock dahin, als sie plötzlich in der Mitte des Flusses einen Wirbel entstehen sahen, an dem sie zu bemerken glaubten, daß das Wasser einen Abzug in die Tiefe nehme, in die es mit reißender Schnelligkeit hinabstürzte. Es fiel ihnen sogleich ein, daß das Flußbett eingebrochen seyn könne, und daß sich das Wasser in die Kohlenbergwerke ergieße, die unter dem Flusse waren. Sie eilten daher an die Einfahrt des Bergwerkes und machten Lärm. Die Kohlengräber hatten bereits auch das Gebräu des Wassers vernommen und machten sich auf die Flucht. Wirklich gelang es auch allen Arbeitern zu entkommen, wobei sie aber keinen Augenblick zu verlieren hatten, und mehrere, schon bis am Hals im Wasser, kaum noch sich retten konnten. Indeß fuhr das Wasser fort in die weitläufigen Gruben des Kohlenbergwerkes einzudringen, und am folgenden Tage stürzte eine große Strecke des Bodens mit ungeheurem Krachen ein, und alles Wasser des Flusses verschwand in dem Abgrund, wodurch eine Viertelstunde rechts und links vor dem Schlunde das Flußbett, wo das Wasser früher sechs Fuß Tiefe hatte, trocken gelegt wurde. Bei der Fluth stieg das Wasser über neun Fuß hoch über den Schlund, und stürzte mit furchtbarer Gewalt in die Tiefe. Drei Männer, die in einem Schiffe den Fluß herabfuhren, entkamen nur wie durch ein Wunder dem ungeheuren Wasserwirbel, und hatten kaum den Fuß ans Ufer gesetzt, als sie ihr Fahrzeug von der wüthenden Strömung ergriffen und in den Abgrund hinabgewirbelt sahen. Das Wasser füllte alle Gruben des Bergwerkes aus, das eine Ausdehnung von mehreren Meilen hat, und nun folgte eine neue Schreckensscene; die eingeschlossene Luft, die durch den Druck des Wassers zusammengepreßt wurde, brach an tausend Stellen aus der Erde hervor, wodurch diese auf viele Morgen Landes im Umkreise wie ein Kessel mit siedendem Wasser anzusehen war. Eine ungeheure Menge von Sand und Wasser wurde in die Luft geschleudert, und fiel mehrere Stunden lang in Regenströmen wieder herab. Mehr als sechshundert Menschen finden sich durch dieses unglückliche Ereigniß ihres Brodes beraubt, und die Verwüstung ist so vollständig, daß es unmöglich scheint, das Bergwerk jemals wieder benützen zu können.“

*

Am 27 Junius 1829 ist die Wittwe Tamehameas, des Königs und Gesetzgebers der Sandwichinseln, Kaahumanu, zu Oahu mit Tod abgegangen. Sie war bekannt wegen ihres Eifers für die christliche Lehre und deren Verbreitung auf den Inseln des Sandwicharchipels.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 206. 25 Julius 1833.

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard.

3. Jacques Balmat, genannt Mont-Blanc.

(Fortsetzung.)

Um zwei Uhr sah ich am Horizont denselben weißen Strich erscheinen, den ich schon erwähnte. Die Sonne folgte wie das Erstemal, aber wie das Erstemal auch hatte der Mont-Blanc seine Perücke aufgesetzt, was er immer thut, wenn er übler Laune ist und dann muß man sich nicht an ihm reiben. — Ich kannte seinen Kopf und ließ es mir daher gesagt seyn; ich stieg wieder ins Thal hinab, niedergeschlagen, aber nicht entmuthigt über die beiden fruchtlosen Versuche, denn jetzt war ich überzeugt, daß es mir das Drittemal glücken würde. Zu Hause stand Alles gut, meine Frau stellte mir zu essen vor, allein ich hatte mehr Schlaf als Hunger; sie wollte mich in der Stube zu Bette bringen, allein ich fürchtete von den Fliegen gequält zu werden und ging auf den Boden, wo ich mich auf dem Heu ausstreckte und vier und zwanzig Stunden in einem Stück fort schlief.

Drei Wochen vergingen, ohne daß im Wetter eine günstige Veränderung eingetreten wäre, aber auch ohne mein Verlangen, eine dritte Fahrt anzustellen, zu vermindern. Der Doktor Paccard, ein Verwandter des Führers, von dem ich vorhin gesprochen habe, wünschte mich zu begleiten und wir trafen die Abrede, daß wir am ersten schönen Tag uns auf den Weg machen wollten. Endlich am 8ten August 1786 schien mir das Wetter haltbar genug, um die Fahrt wagen zu können. Ich suchte Paccard auf, und sagte zu ihm: „Nun, Doktor, wollen wir daran? Sind Sie bereit? — Haben Sie aber auch keine Furcht vor Kälte, Schnee und Abgründen? Reden Sie wie ein Mann.“ — „Ich fürchte nichts mit Dir, Balmat,“ erwiderte Paccard. — „Wohlan, sagte ich, der Augenblick ist gekommen, den Maulwurfshügel zu erklettern.“ — Der Doktor sagte mir, er sey ganz in Bereitschaft; allein im Augenblicke, wo er seine Thüre abschloß, glaub' ich, fiel ihm doch sein hoher Muth ein wenig, denn der Schlüssel wollte nicht aus dem Schlüsselloch: er drehte und drehte und drehte wieder: „Halt, Balmat, sagte er, wie wäre es, wenn wir noch zwei Führer mitnähmen?“ — „Nein, antwortete ich, ich werde mit Ihnen allein hinaufsteigen, oder Sie mit Andern; ich will der Erste seyn, und nicht der Zweite.“ — Er dachte einen Augenblick nach, zog dann den Schlüssel ab, und folgte mir maschinenmäßig und mit gesenktem Kopfe. Ein wenig später schüttelte er die Ohren. „Wohlan, sagte er, ich vertraue auf Dich, Balmat“ — Vorwärts und auf Gott!“ — Dann fing er an zu singen, aber nicht ganz richtig. Es ging ihm doch im Kopf herum, dem Doktor.

Endlich nahm ich ihn am Arme. — „Dieß ist noch nicht genug, sagte ich, es darf von unserem Vorhaben Niemand etwas wissen, als unsere Weiber.“ — Doch zogen wir noch eine dritte Person in unser Geheimniß: die Krämerin, bei der wir den Syrop kaufen mußten, den wir unter unser Wasser mischen wollten, da Branntwein für eine solche Fahrt zu stark war. Da sie etwas zu merken schien, so sagten wir ihr Alles und ersuchten sie, am andern Tag um neun Uhr von der Seite des Dome du Gouter nach uns hinaufzusehen; dieß war die Stunde, wo wir dort eintreffen mußten, wenn uns nichts einen Strich durch die Rechnung machte.

Nachdem wir alle unsere kleinen Geschäfte in Ordnung gebracht und von unsern Weibern Abschied genommen hatten, brachen wir Abends fünf Uhr auf, indem der Eine auf der linken, der Andere auf dem rechten Ufer der Arve hinging, um Niemand etwas von unserem Vorhaben merken zu lassen; am Dorfe La Côte trafen wir zusammen. An demselben Abend übernachteten wir auf dem Gipfel von La Côte zwischen dem Bossons- und Taconnay-Gletscher. Ich hatte eine Bettdecke mitgenommen, deren ich mich bediente, um den Doktor darein einzuwickeln, wie man ein Kind einwindelt, und so brachte er eine ziemlich gute Nacht zu; ich selbst schlief in einem Stück fort, bis ungefähr halb zwei. Um zwei Uhr ließ sich der weiße Strich sehen und bald stieg die Sonne, wolkenlos, ohne Nebel, schön und glänzend auf und versprach uns einen herrlichen Tag; ich weckte den Doktor und wir machten uns auf den Weg.

Nach einer Viertelstunde ungefähr kamen wir auf den Taconnay-Gletscher: die ersten Schritte des Doktors auf diesem Meere, mitten unter unermeßlichen Klüften, in denen sich das Auge verliert, über diese Brücken von Eis hin, die man unter seinen Füßen erkrachen hört und die, wenn sie hinabstürzten, Einen mit sich in Abgründen begraben würden, waren Anfangs etwas unsicher, doch allmählich beruhigte er sich, da er mich machen sah und es ging Alles gut von statten. Dann machten wir uns daran, die Grands-Mulets zu erklimmen, die wir bald hinter

uns hatten. Ich zeigte dem Doktor die Stelle, wo ich die erste Nacht zugebracht hatte, da schnitt er aber ein Gesicht! — Er schwieg ungefähr zehn Minuten, dann blieb er plötzlich stehen und sagte: „Glaubst du, Balmat, daß wir heute noch die Spitze des Mont-Blanc erreichen werden?“ — Ich merkte wohl, wo er hinauswollte und versicherte es ihm unter Lachen, ohne jedoch ihm etwas zu versprechen. So stiegen wir zwei Stunden fort. Endlich kam das Plateau, aber auch der Wind, der immer stärker und stärker wurde. Als wir auf den Felsenvorsprung kamen, den man den kleinen Maulesel heißt, riß ein noch heftigerer Windstoß dem Doktor seinen Hut vom Kopfe. Er stieß einen Fluch aus, worauf ich zurückblickte und seinen Filz nach der Seite von Cormayeur zu hinabfliegen sah. Der Doktor sah ihm nach mit ausgestreckten Armen. — „Da müssen sie schon Trauer um ihn anlegen, Doktor, sagte ich, wir werden ihn niemals wieder sehen. Er geht nach Piemont! Glückliche Reise!“ — Es schien, als ob der Wind an dem Spaß Gefallen fände, denn kaum schloß ich den Mund, als ein neuer und so heftiger Windstoß daher fuhr, daß wir uns auf platten Bauch niederwerfen mußten, wenn wir anders nicht dem Hut nachfliegen wollten. Zehn Minuten dauerte es, bis wir uns wieder aufrichten konnten; der Wind peitschte den Berg und pfiff über unsre Köpfe hin, indem er Schneewirbel, so groß wie Häuser, vor sich herstäubte. Dem Doktor war aller Muth entfallen. Ich für meine Person dachte indessen an Nichts, als daß die Krämerin um diese Stunde nach dem Dom du Gouter hinaufsehen müsse: bei dem ersten Nachlaß des Föhns sprang ich daher auf; allein der Doktor wollte mir nicht anders mehr folgen, als indem er auf allen Vieren kroch. So gelangten wir endlich auf eine Spitze, von wo aus man das Dorf erblicken konnte: hier angekommen zog ich mein Fernglas hervor und konnte nun zwölftausend Fuß tief unter uns im Thale unsre Gevatterin unterscheiden und um sie her einige fünfzig Personen, die sich das Fernrohr aus den Händen rissen, um nach uns heraufzusehen. Der Ehrgeiz kitzelte doch den Doktor und er stellte sich wieder auf seine Beine; in dem Augenblicke, wo sie unten ihn bemerkten, erkannten sie uns, ihn an seinem großen Ueberrock und mich an meiner gewöhnlichen Kleidung: und sie schwangen ihre Hüte und winkten uns. Ich antwortete ihnen mit dem meinigen; der des Doktors war mit Urlaub abwesend.

Es war die letzte Kraftanstrengung des Doktors gewesen, als er sich aufrichtete, und weder die Aufmunterungen, die wir erhielten, noch mein Zuspruch konnten ihn bewegen, weiter zu steigen. Nachdem ich gute und böse Worte erschöpft hatte und sah, daß ich nur unnöthig meine Zeit verlor, sagte ich ihm, er möchte sich so warm als möglich halten, indem er sich Bewegung mache; er hörte mich, ohne mich zu verstehen und erwiderte bloß mit „Ja, Ja,“ um mich nur los zu werden. Er mußte von der Kälte furchtbar leiden, das sah ich wohl ein, denn ich selbst war ganz erstarrt. Ich ließ ihm die Flasche zurück und machte mich allein auf den Weg, indem ich ihm sagte, ich würde zurückkommen und ihn abholen. Er erwiderte mit: Ja, Ja. Ich empfahl ihm nochmals nicht auf einer Stelle zu bleiben und ging weiter. Kaum dreißig Schritte noch hatte ich gemacht, als ich mich umwendete und ihn statt umherzulaufen, mit dem Rücken gegen den Wind zusammengekauert sitzen sah.

Von diesem Augenblicke an gab es keine großen Schwierigkeiten mehr auf meinem Wege, allein je höher ich kam, desto schwerer wurde mir das Athemholen. Die Luft war so dünn geworden, daß ich alle zehn Schritte stehen bleiben mußte, wie ein Lungensüchtiger. Es war mir, als hätte ich keine Lunge mehr und als wäre die Brusthöhle leer. Ich legte nun mein Taschentuch wie eine Halsbinde zusammen und band es mir vor den Mund, so athmete ich durch dasselbe, was mir einige Erleichterung verschaffte. Indeß erstarrte mich die Kälte immer mehr und ich brauchte eine Stunde, um eine kleine Viertelstunde zurückzulegen; ich ging mit gesenktem Kopfe, als ich aber sah, daß ich mich auf einer Stelle befand, die mir unbekannt war, blickte ich auf und sah, daß ich auf dem Gipfel des Mont-Blanc angekommen war.

Ich ließ die Augen um und um gehen und zitterte, es möchte nur Täuschung seyn, und ich noch eine Nadel, noch eine neue Spitze finden; denn ich hätte nicht mehr die Kraft gehabt, sie zu ersteigen; die Gelenke meiner Beine schienen nur noch durch die Hosen zusammengehalten. Doch nein, nein! das Ziel meiner Fahrt war erreicht. Ich war angekommen, wohin noch kein Mensch gelangt war, selbst der Adler und die Gemse nicht. Ich war allein dahin gekommen, ohne jeden andern Beistand, als den meiner Kraft und meines Willens; Alles was mich umgab, schien mir zu gehören, ich war der König des Mont-Blanc, ich war die Bildsäule auf diesem ungeheuern Fußgestelle! —

Nun wendete ich mich nach Chamouny, und schwenkte den Hut auf meinem Stock, und ich sah mittelst meines Glases, daß man meine Zeichen erwiderte. Meine Unterthanen im Thale hatten mich wahrgenommen. Das ganze Dorf war versammelt.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

6. Smyrna.

(Fortsetzung.)

Die Griechen Moreas habe ich zu schildern versucht; die von Smyrna gleichen ihnen nicht und scheinen eher für den Frieden als die Freiheit geboren. In keiner Stadt des türkischen Reiches haben die Griechen mehr Verfolgungen erlitten; trotz dem sind sie immer dieselben geblieben. Es sind stets die Griechen des alten Joniens; von allen Sekten Smyrna's haben sie mit den Franken die meiste Sympathie; nur weniger Aberglauben und mehr Bildung sollte ihnen eigen seyn. Mehrere ihrer Papas haben niemals die Messe lesen lernen und zeichnen sich nur durch kindische Leichtgläubigkeit und nichtige Strenge aus. Während unsres Aufenthalts ereignete sich eine tragische Scene, welche die religiöse Bildung der Griechen in das gehörige Licht stellen kann. Ein junger Grieche, von einem türkischen Fleischer erzogen, hatte in seiner Kindheit die türkische Religion angenommen; nachdem er einige Zeit auf den Inseln des Archipels zugebracht, kam er nach

Smyrna zurück und ließ sich taufen. Seine Reue und seine Abschwörung hätten genügen sollen, allein die Papas beredeten ihn, daß es für ihn kein anderes Heilmittel gebe, als den Tod durch die Hand der Muselmänner zu sterben. In dieser Ueberzeugung und der Hoffnung, die Märtyrerkrone zu erhalten, begibt sich der junge Grieche zu dem Fleischer, der ihn erzogen hatte, und behandelt ihn auf die gröblichste Weise; Anfangs begnügt man sich ihn fortzuschicken, aber er kommt wieder; die Nachbarn werden durch den Lärm aufmerksam; sie vernehmen Lästerungen gegen ihren Propheten; das Volk des Quartiers versammelt sich; der Lästerer wird vor den Mutselim geführt; dieser verhört ihn und läßt ihn einsperren, indem er ihn für einen Narren oder einen Betrunkenen erklärt. Im Gefängnisse setzt der junge Grieche seine Beleidigungen gegen den Koran und dessen Anhänger fort; man führt ihn von Neuem vor den Mutselim, welcher den Kadi rufen läßt; der türkische Pöbel verlangt seinen Kopf und in Gemäßheit des Gesetzes wird sein Todesurtheil ausgesprochen, das in Gegenwart einer unzähligen Menge Volkes vollstreckt wurde. Obschon diese unglückliche Geschichte mehrere Tage dauerte, so suchte doch Niemand dem rasenden Jüngling den Kopf zurecht zu setzen und ihn zu einem Stillschweigen zu vermögen, wodurch weder sein Leben noch sein Glaube in Gefahr gekommen wäre. Viele Griechen wohnten der Hinrichtung bei; einige versuchten, der türkischen Polizei und Wache zum Trotz, das Blut dieses unglücklichen Opfers aufzufassen oder sich einige Fetzen von seiner Kleidung zu verschaffen. Der griechische Kalender hat sich um einen Heiligen vermehrt; man hat es laut als Märtyrthum erklärt; indessen man es Unwissenheit und blinden Fanatismus hätte nennen sollen. — Man kennt die blutigen Ereignisse, deren Schauplatz diese Stadt war, als die griechische Revolution ausbrach; seit geraumer Zeit hat sich der fanatische Haß der Muselmänner gelegt; aber eine sehr bemerkbare Antipathie besteht noch zwischen ihnen und den Griechen; Alles was auf den Inseln und sogar in Morea vorfällt, findet in Smyrna einen Widerhall und man könnte es mit Recht das Ohr oder Echo des Mittelmeeres und des Archipels heißen. — Beim ersten Anblicke erkennt man in der Bevölkerung von Smyrna nur Sekten, welche tausend Gründe zum Hasse und nicht einen einzigen zu einem geselligen Zusammenleben haben; man könnte sie nicht sowohl ein Volk, als eine Karawane nennen, welche ihr Lager aufschlägt; eine von den verschiedensten Ländern zusammengeströmte Karawane, wo Jedermann von einem Tag auf den andern lebt, wo jeder seine eigenen Absichten verfolgt, wo kein allgemeines Gesetz leitet und kein gemeinschaftliches Band die Einzelnen verknüpft. Ich sehe nur einen Pascha, welcher befiehlt und Leute, die ihm gehorchen; solche, welche Tribut erheben und Andere, die ihn zahlen. Die Furcht ist die einzige Triebfeder, durch die diese sonderbare Gesellschaft besteht; deßhalb muß stets eine starke Garnison sie Tag und Nacht im Zaume halten; die öffentliche Ordnung wird durch eine Polizei aufrecht erhalten, bewaffnet mit dem in der Scheide ruhenden Säbel. Als ich ihr das Erstemal begegnete, erweckte sie einige Furcht in mir; sie besteht aus einer Rotte von 150 bis 250 Mann, aus allen Ländern zusammengerafft, mit Piken, Pistolen, Gewehren bewaffnet, im mannichfaltigsten Anzug, verworren unter einander gemischt und eher laufend als einherschreitend. Es sind Leute, die man bald unter den Straßenräubern findet, bald unter denen, welche dem Raube Einhalt thun sollen. Es liegt ihnen wenig daran, ob sie der Schrecken der Guten oder der Bösen sind, ob sie die Gesellschaft beunruhigen oder beschützen, wenn sie nur ihren Lebensunterhalt gewinnen. Der Befehlshaber dieser Truppe ist Tag und Nacht auf den Beinen; wenn man ihn auf der einen Seite glaubt, so erscheint er auf der andern, oder er ist vielmehr überall; oft zeigt er sich mit einem großen Stocke bewaffnet und sobald er dieses Zeichen der Gerechtigkeit erhebt, flieht Alles. Man darf nicht etwa glauben, daß das, was wir Gesetzlichkeit nennen, ihn in seinen Verrichtungen hemmt; er selbst ist das Gesetz, das lebendige Gesetz, das Gesetz, welches sieht und welches hört, welches warnt und welches straft. Soll eine Verhaftung vor sich gehen, so tritt er diese Ehre keinem andern ab; eben so verhält es sich mit seinen Urtheilen, die er zuweilen auf der Stelle und noch ehe er sie erlassen hat, vollstreckt. Das Merkwürdigste an diesem Beamten ist, daß er sich bei einer solchen Verwaltung Popularität erwerben konnte; so sehr wird hier Jeder geachtet, der sich auf irgend eine Weise furchtbar zu machen weiß. Diese Polizei ist auch beauftragt, über alle Verletzungen des Korans zu wachen und sie, so wie jeden Verstoß gegen die guten Sitten, den Betrug auf den Märkten u. s. w. zu bestrafen. Wehe Denen, die ein falsches Gewicht oder ein falsches Maaß haben! — ein bei den Türken unverzeihliches Verbrechen. Wehe Denen, die sie an verdächtigen Orten zu ungehöriger Zeit trifft! Sie ist beauftragt, Jeden festzunehmen, der sich während der Nacht ohne Laterne betreffen läßt; eben so bestraft sie diejenigen Rajahs, welche an ihrer Kleidung nur den Osmanlis gestattete Farben tragen. Nichts entgeht dieser hundertäugigen Polizei, welche für ein Muster gelten könnte, wenn sie nicht bei gewissen Unordnungen die Augen zudrückte. Es gibt Mißbräuche, die der Chef der Polizei gern duldet, wenn er nur einen Vortheil dabei findet. Die angestellten Türken sind nämlich sehr gering bezahlt; wenn die Mißbräuche ihnen nicht zu Hülfe kämen, so gäbe es keinen Polizeichef, keinen Beamten der Justiz und keinen der Administration, der nicht Hungers stürbe; nach einer natürlichen Gegenseitigkeit lassen sie die Mißbräuche bestehen, damit wiederum sie von ihnen leben können, so daß es kein Land gibt, wo die Mißbräuche tiefer eingewurzelt sind, als in der Türkei.

(Schluß folgt.)

Gesellschaft für Erhaltung des allgemeinen Friedens.

Diese Gesellschaft wurde im Jahre 1814 in London gestiftet, in der Absicht, die friedlichen Grundsätze der Quäker allgemeiner, als es sich von dieser Seite hoffen ließ, zu verbreiten. Sie hat seitdem zahlreiche Nachahmer gefunden, in England selbst haben sich acht und zwanzig Hülfsgesellschaften, in Amerika mehrere ausgedehnte Verbindungen zu demselben Zweck, und vor einigen Jahren eine in Genf, unter der Präsidentschaft des Grafen von Sellon, gebildet. Die englische Gesellschaft hat vor einigen Wochen ihren sechzehnten jährlichen Bericht bekannt gemacht, aus welchem man sieht, daß sie ihr Ziel mit einem frommen Eifer verfolgt, der sich

durch keine Schwierigkeiten abschrecken läßt. Sie gibt ein monatliches Journal, "der Herold des Friedens," heraus, in welchem sie Nachrichten von den übrigen Gesellschaften dieser Art gibt, und ihre Lehren mit Beispielen aus alter und neuer Zeit belegt. Sie läßt auch Reihen von kleinen Schulschriften drucken, in denen ihre Grundsätze in verschiedenen Formen, für Kinder und die große Masse berechnet, auseinandergesetzt werden. Bis jetzt hat sie 550.000 Exemplare derselben verbreitet. Im Ganzen haben ihre Arbeiten mehr den Ton und die Farbe der Methodisten, als die ruhige, heitere, und wenn man so sagen kann, himmlische Stimmung ihrer Vorbilder, der Quäker. Ihr Einfluß auf die Welt ist bis jetzt unbemerkt geblieben, und sie können wohl nie eine Ursache, sondern nur ein Zeichen eines sich regenden Bedürfnisses von Frieden in der Welt seyn. Glücklicherweise wirken mächtigere und einflußreichere Elemente in demselben Sinn, aber man kann die Ausdauer dieser Gesellschaften, welche an einem Zweck arbeiten, der sichtbar so sehr ihre Kräfte übersteigt, nicht ohne Vergnügen betrachten.

Vermischte Nachrichten.

Die Times enthalten ein Schreiben aus Calcutta vom Anfange dieses Jahres, worin bei Gelegenheit der Frage über die Möglichkeit eines Landeinfalles in Indien nähere Angaben über die Armee Ranschit Sings enthalten sind. Eine Zeitung in Oberindien hat kürzlich die Frage wieder angeregt, welche Mittel Rußland zu einem Einfall in Indien zu Gebote stehen. So abgeschmackt die Sache beim ersten Anblicke scheinen mag, so ist es doch nicht gut, die Macht des russischen Kolosses ganz mit Gleichgültigkeit zu betrachten, oder die Ansichten verständiger und erfahrner Männer ganz bei Seite zu setzen, welche im Stande sind, die Kräfte dieses Feindes zu beurtheilen, und welche die Länder kennen, durch welche der Zug nach Indien unternommen werden könnte. Da die Staaten des Maha Radscha Ranschit Sings beinahe an die südlichen russischen Provinzen gränzen, so wird eine Skizze seiner Armee nicht ohne Interesse seyn. Das Heer der Seikhs vom Pendschab war bis zum Anfange dieses Jahrhunderts eine bloße militärische Konföderation von räuberischen Reiterschaaren, und der tapfere, aber unglückliche Abenteurer, Georg Thomas, betrachtete sie als die verächtlichsten Truppen in Hindustan. Der Geist Ranschit Sings hat in den letzten 25 Jahren den militärischen Ruf der Seikhs gegründet, und dieser Fürst besitzt jetzt eine reguläre Armee, die voll Eifer und Ruhmbegierde und an den Krieg gewöhnt ist. Die Seikhs besitzen viele Eigenschaften, welche sie ganz besonders zum Kriegsleben geeignet machen; sie sind tapfer, kräftig gebaut, und frei von den Kastenvorurtheilen, welche auf den eingebornen Truppen von Britisch-Indien lasten. Ein Seikh ißt Alles, nur kein Rindfleisch; seine Religion fordert nicht von ihm, daß er bei der Mahlzeit sich entkleide, auch schreibt sie ihm keine Fasten vor, noch impft sie ihm Begriffe ein, die sich mit den Pflichten eines Soldaten nicht vertragen; gleich den europäischen Soldaten aber sind die Seikhs geistigen Getränken nicht abgeneigt, und ihre Serdars sind notorisch dem Laster der Trunkenheit ergeben. Die Kuh zu verehren, das Wachsthum des Bartes zu pflegen, sich des Tabaks zu enthalten, das sind die großen Nationalgewohnheiten der Seikhs, und der letztere Zug ist ihnen völlig eigenthümlich. Ranschit Sing hat nun vermittelst fremder Offiziere die Seikhsarmee umgeschaffen, und erst in den letzten 12 Jahren ward europäische Disciplin und Taktik angenommen. Dieß ward von den Herren Allard und Ventura vollbracht, welche in der persischen Armee gedient, dort ihren Abschied und Empfehlungsschreiben bekommen hatten, und die ersten europäischen Offiziere waren, welche zu Lande nach Labur kamen; der Maha Radscha nahm sie sogleich in seine Dienste. Die regelmäßige Kavallerie wurde von Herrn Allard gebildet; ihre Uniform ist blau mit rothen Aufschlägen; sie ist mit der polnischen Lanze, Säbel und Pistolen bewaffnet; ihr Exercirsystem ist das der französischen Lanciers. Die Leute dieses Korps sind dem General Allard sehr zugethan, und sie bedürfen nur noch einiger weitern europäischen Offiziere, um mit der britischen regelmäßigen eingebornen Kavallerie so ziemlich auf gleichem Fuße zu stehen. Die reguläre Infanterie unter General Ventura ist gleichfalls auf französische Weise eingeübt. Die Kommandowörter sind meist französisch; sie ist mit Gewehren und Bajonetten bewaffnet, und die Leute werden regelmäßig bezahlt und bekleidet. Ranschit Sings Leibwache bildet eine Art Ehrenlegion; sie sind alle prachtvoll gekleidet, haben reichgeschmückte Waffen und bilden die Elite der Armee. Ihr Aussehen in ihrer rothen Kleidung mit Reiherfedern, ihr kriegerisches Wesen und offenes Benehmen sind in der That imposant. Die Leute sind alle geübte Schützen, und treffen auf 100 Schritte einen kleinen eisernen Topf fast jedesmal mit ihrer Luntenflinte. Die Fremden oder Hindustans in der Seikhsarmee sind Leute aus den Provinzen von Britisch-Indien, und empfangen einen bestimmten Monatsold. Viele der Seikhs erhalten außer ihrem Sold auch Rationen von Korn. Der Geiz Ranschit Sings hat unter der regulären Infanterie schon einigemale Meuterei veranlaßt; einmal wurde dem Gurkabataillon ein Theil seines Soldes entzogen, worauf sie sich weigerten, den Ueberrest in Empfang zu nehmen, und als man ihren Klagen kein Gehör schenkte, brach offener Aufstand aus. Ranschit Sing befahl einer Abtheilung Kavallerie die Empörer anzugreifen; das Gurkabataillon formirte aber ein Quarré und schlug den Angriff ab. Der Maha Radscha hierüber beunruhigt, zog sich in das Fort Gobingur zurück, wo sich dann die französischen Offiziere ins Mittel legten, und die Gurkas vermochten, sich zur Ruhe zu begeben. Herr Allard, der General der regelmäßigen Kavallerie, war ein ausgezeichneter Offizier in der kaiserlichen französischen Armee, und ist ein Mann von vorzüglichem Charakter und verbindlichem Benehmen. Er hat die Tracht der Seikhs angenommen, ließ seinen Bart wachsen und hat eine eingeborne Frau geheirathet. Dieser Offizier wünscht nach Frankreich zurückzukehren, und sucht den Maha Radscha zu vermögen, während seiner Abwesenheit das Kommando über die Kavallerie seinem jüngern Bruder zu übertragen. Herr Ventura, General der Infanterie, diente unter dem Vicekönig Eugen in dem Feldzuge von 1812. Er ist ein tapferer und einsichtsvoller Offizier, aber äußerst heftig. Ranschit Sing hält ein wachsames Auge auf seine europäischen Offiziere, und gibt Leuten, welche Pässe von der britischen Regierung haben, nicht leicht Dienste. Die reitende Artillerie von Ranschit Sings Armee besteht aus Kanonen von kleinem Kaliber, und ihre Feldausrüstung gleicht der unserer ehemaligen Fußbatterien. Eine solche Artillerie möchte also wohl keineswegs im Stande seyn, es mit unserer reitenden Artillerie aufzunehmen; da indeß diese Kanonen von Pferden gezogen sind, so kann man sich ihrer immer bedienen, was mit der von Ochsen gezogenen Artillerie nicht der Fall ist.

Allgemeine Uebersicht der Streitkräfte des Maha Radscha Ranschit Sing.

Forts	10
Kanonen in denselben	108
Reitende Artillerie unter Kommando eines Eingebornen; Kanonen	55
Fußartillerie, kommandirt von einem Eingebornen; Kanonen	142
Mörser	9
Zambureks oder Drehbassen auf Kamelen	505
Irreguläre Kavallerie, kommandirt von Eingebornen	45,500
Reguläre Kavallerie, kommandirt von General Allard	5200
Infanterie, kommandirt von drei andern französischen Offizieren, Regimenter	6
Infanterie, kommandirt von eingebornen Offizieren, Regimenter	41
Jedes dieser Regimenter besteht aus 900 bis 1500 Mann; Total der Armee	75.000

Im Jahre 1795 wurde die Feldarmee Tippo-Sahibs auf 47,470 Kombattanten gerechnet, und seine Einkünfte auf ein Krore Rupien. Ranschit Sings Armee beträgt 75,000 Mann, und seine Einkünfte ein Krore und 80 Lak Rupien. *)

*

London zählt gegenwärtig 174.000 Häuser und 1.474.000 Einwohner; Paris 45 000 Häuser und 774.000 Einwohner; Petersburg 9500 Häuser und 419.000 Einwohner; Neapel 40.000 Häuser und 560.000 Einwohner; Wien 7500 Häuser und 300.000 Einwohner.

*) Ein Krore bedeutet 10.000.000 und ein Lak 100.000. Eine Rupie ist nur etwas weniges über ein Gulden rhein. werth.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 207. 26 Julius 1833.

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

Uebersichtliche Schilderungen seines gegenwärtigen Zustandes. *)

I. Italien.

1. Das nördliche Italien.

In der Lombardei — dem fruchtbarsten Theile Italiens — ist das Landvolk noch immer, bei allem Wechsel der Staatsobergewalt, was es vor 1796 war — der Knecht von Dem, dessen Grund und Boden es bebaut; Landeigenthümer ward es nirgends. Vor der Staatsumwälzung von 1796 war der Grund und Boden in den Händen des hohen Adels und der Geistlichkeit. Jetzt ist er theilweise im Besitze einer Anzahl schlauer Spekulanten, die sich durch vortheilhafte Benützung der Staatsveränderungen zu bereichern gewußt haben. Die Bauern haben indessen bei dem Wechsel nichts gewonnen. Sie sind noch immer nicht durch Gesetz, sondern durch die Nothwendigkeit an die Scholle gebunden, in keinem beneidenswerthen Zustande, zumal in leiblicher Beziehung: denn ihre ganze Nahrung besteht aus einer Art Brod, das aus Maismehl gebacken wird, aus Bohnen und schwachem sauren Wein; Fleisch bekommen sie selten zu sehen. Die, welche auf Reißfeldern zu arbeiten haben, sind noch schlimmer daran. Stunden lang müssen sie mit den Füßen in schlammigtem Wasser stehen, was eine, unter dem Namen Pellagra bekannte Hautkrankheit erzeugt, die sie gemeiniglich nicht achten, bis sie den Gebrauch ihrer Glieder verlieren und zuletzt ins Spital gehen müssen, wo Viele von ihnen sterben. **)

Im Venetianischen ist durch mancherlei zweckmäßige Anstalten und Einrichtungen der österreichischen Regierung in neueren Zeiten der Zustand der unteren Volksklassen gebessert worden. Wie es aber vor noch nicht zwei Jahrzehnten dort aussah, zeigt uns ein von einem britischen Reisenden ***) erzähltes Beispiel, — eines unter Vielen: „Vor ein paar Tagen sagt er, sah ich ein armes kleines Kind unter einem Sack in dem heftigsten Fieberkrampfanfalle liegen, und wie ich am andern Morgen einem andern Kinde — einem Bruder, wie ich wußte, des kranken — begegnete, erhielt ich auf meine Frage: „Was macht dein Bruder?" die Antwort: „Welcher Bruder, Herr?" — „Nun, dein Bruder, der das Fieber hat." — „Es haben unserer Fünf das Fieber, Herr." — „Wo schlaft ihr denn?" — „In einem leeren Stalle, Herr." — „Wo ist denn euer Vater und eure Mutter?" — „Unsere Mutter ist todt, und unser Vater bettelt oder sucht sich mit allerlei Geschäftchen im Gasthofe, wenns dort etwas zu thun gibt, etwas zu verdienen, Herr." — „Und was thust denn du?" — „Ich klettere auf die Bäume da hinauf und hole Rebenblätter für die Kellner, um die Flaschen damit zuzustopfen, dafür geben sie uns unsere Panada." Dieß ist ein in Wasser aufgekochtes Brod mit Butter oder Oel geschmelzt. — Nur Arbeits- oder Gewerbshäuser *) können einem solchen verderblichen Müssiggange, nur Spitäler einer solchen Hülfslosigkeit des Krankenlagers steuern und abhelfen, allein an ersteren fehlt es ganz und die letzteren sind so dünn gesäet, nach solchen engherzigen Grundsätzen verwaltet, so beschränkt auf gewisse Krankheiten und Altersstufen, und so zurückweisend genau in der Aufnahme nur wohlberechtigter oder ansässiger Personen, daß sie für ihren Zweck durchaus unzulänglich sind." —

In Toskana ist das Landvolk besser daran. Der Arbeitslohn für einen Taglöhner oder Feldarbeiter beträgt zwischen 27 bis 36 Kreuzer des Tags, eine vergleichungsweise gute Bezahlung, wenn man die große Wohlfeilheit der Lebensmittel und das milde Klima dabei in Anschlag bringt. Die Weiber und Mädchen verdienen sich mit dem Flechten von Stroh, aus dem die bekannten florentiner Strohhüte verfertigt werden, ebenfalls Geld. Die Landbebauer sind entweder selbst kleine Grundeigenthümer oder Pächter, wo sie dann den Ertrag mit dem Bodenherren theilen, der die Pachtung mit dem nöthigen Vieh versieht und die Hälfte der erforderlichen Aussaat und Geräthschaften beischafft. Diese Art, Land in Pacht, ohne ein Kapital und Geldzins, zu geben und zu nehmen, ist sehr alt und kommt auch sonst noch unter verschiedenen Namen vor.

*) Aus den vereinzelten Aufsätzen in dem Penny Magazine, so weit solches von 1832 bis jezt erschienen ist, zusammengestellt.

**) S. Amministrazione del regno d'Italia. Anm. des Originals. — Ob dieses Gemälde von dem britischen Verfasser nicht etwas stark aufgetragen ist, wäre wohl die Frage.

***) S. Rose, in seinen „Letters on the North of Italy."
Anm. d. Penny Magazine.

*) Es sind jezt dergleichen in den bedeutenderen Städten errichtet.
Anm. des Penny Magazine.

Ueber das Landvolk in den Landschaften **Bologna** und **Romagna** — den sogenannten **Legationen** — die unter des Papstes Oberherrschaft stehen, gibt uns **Simond** *) folgenden anziehenden Bericht: „Die Bauern sind nicht Eigenthümer, ja nicht einmal vertragsmäßige Pächter der Grundstücke, die sie inne haben und bebauen, sondern haben und behalten sie vom Vater auf den Sohn nach einer stillschweigenden, höchst gewissenhaft beobachteten Uebereinkunft. Ein und dasselbe Dach schirmt oft dreißig Personen, — verschiedene Zweige derselben Familie, die Gleichheit der Interessen zusammenhält und ein von ihnen selbst erwähltes Oberhaupt, das allein dem Grundherrn haftbar und verantwortlich ist, regiert. Dieses Familienoberhaupt leitet und ordnet Alles außerhalb, sein Weib Alles innerhalb des Hauses; ein oder zwei Weiber übernehmen die Obhut über sämmtliche Kinder, damit die Eltern unbesorgt zur Arbeit gehen können. „Wir haben heute Nacht ein Kind verloren,“ sagte Eine dieser Pflegerinnen, die selbst nicht Mutter war. Es herrscht im Allgemeinen in diesem patriarchalischen Familienverbande ein durchaus freundliches und gutes Einverständniß. Wird das gewählte Oberhaupt zu alt oder sonst unfähig, so wird ein anderes gewählt, das ganz in die Verpflichtungen und Gewaltsbefugnisse seines Vorgängers tritt. Es gibt die Hälfte des Bodenertrags dem Grundherrn und zahlt die Hälfte der Steuern. Der Grundherr nimmt sich selten die Mühe, den Abtheilungen näher nachzusehen; er wählt bloß zwischen den von dem Pachtbauer ausgelegten Haufen, und das Korn wird dann heimgeführt. Auf dieselbe Weise wird mit dem Hanf verfahren, der nicht eher abgetheilt wird, als bis er gebrochen und in Päcke eingethan ist. Was die Trauben betrifft, so werden diese in große Fässer gelesen und je die Hälfte in die Meierei und dem Grundherrn geschickt — ein Verfahren, wobei der Letztere dem Pächter gemeiniglich mit vollem Vertrauen freie Hand läßt. Es gibt nur wenige Dörfer, da jedes Bauernhaus auf dem Pachtgute steht. Diese Pächterfamilienvereine leben recht behaglich, haben aber wenig baares Geld; sie verbrauchen viel von ihren eigenen Erzeugnissen, und kaufen und verkaufen sehr wenig. Zum Hausverbrauche halten sie eine große Menge Geflügel. Die Weiber und Mädchen spinnen und flechten und können sogar färben. Die ländlichen Zeitvertreibe gehen nicht viel über das Kegelspiel hinaus; von Tänzen und Dorffesten wissen sie nichts, dagegen aber haben sie schöne Prozessionen mit Musik, Abschießen von Böllern, und bisweilen Pferderennen. Wiewohl es Wein in Fülle gibt, so ist doch ein Betrunkener etwas Seltenes; man hört wenig von blutigen Streitigkeiten und von Diebstählen, von Hausdiebstählen wenigstens. Die Straßen sind hier sicherer, als im Mailändischen, wo doch die strenge österreichische Polizei wacht, allein dort sind die Gehöfte groß und werden von armen Arbeitern bestellt, die kein Band hält und leitet, wogegen hier die Pachtbauern für sich arbeiten, in guten Umständen sind und keine Versuchung haben. Der Volksunterricht ist den Geistlichen anvertraut, die sich nicht eben viel damit befassen, so daß sehr wenige Bauern lesen oder schreiben können. Jede große Familie widmet gemeiniglich einen Sohn der Kirche; wo er dann bei den Andern der geistliche Herr, Don Pater, Augustin u. s. w. heißt, und das Familienorakel wird; alle vertrauteren Bande zwischen ihm und seinen Anverwandten hören nun aber auf, und den Namen „Bruder“ gibt ihm Niemand mehr.“ —

*) „Travels in Italy.“

Die kräftigen abgehärteten Bewohner der **genuesischen** Küste, eingeklemmt zwischen den Bergen und dem Meere, ergreifen meistens das Seemannsgewerbe, um etwas vor sich zu bringen. Ihre Seereisen gehen gemeiniglich nicht weit, da sie hauptsächlich auf das mittelländische Meer beschränkt bleiben. Strenge, Sparsamkeit und Mäßigkeit machen es ihnen möglich, den besten Theil ihres Verdienstes bei Seite zu legen und ihren Familien heimzubringen, die während ihrer Abwesenheit sich mit der Pflege ihrer Gärten und Citronenbäume, oder auch mit dem Fischfang beschäftigen. In Folge dieser vereinten Anstrengungen lebt und gedeiht eine zahlreiche Bevölkerung auf einem ungesunden Boden; wie denn der ganze Strich der **Riviera** oder Küste, Hunderte von englischen Meilen hin, eine Folgereihe von hübschen geschäftigbelebten Städtchen und Dörfern, bewohnt von einem aufgeweckten, gesunden und rührigen Menschenschlag, aufweist.

Erinnerungen aus einer Reise auf den St. Bernhard.

3. Jacques Balmat, genannt Mont-Blanc.

(Schluß.)

Als der erste Augenblick der Entzückung vorüber war, dachte ich an meinen armen Doktor. Ich eilte so schnell zu ihm hinab, als es mir möglich war, rief ihn beim Namen und war sehr erschrocken, als ich ihn nicht antworten hörte. Eine Viertelstunde nachher sah ich ihn von fern, wie eine Kugel zusammengeballt, aber ohne sich zu rühren, ungeachtet meines Geschreies, das sicherlich zu ihm gedrungen war. Ich fand ihn den Kopf zwischen den Knien und ganz in sich zusammengekrümmt, wie eine Katze, die ihr Mittagsschläfchen macht. Ich sagte ihm, ich sey auf dem Gipfel des Mont-Blanc gewesen: es schien ihn wenig zu kümmern, denn er fragte bloß, wo er sich hinlegen und schlafen könne. Ich sagte ihm, er sey heraufgekommen, um die Spitze des Berges zu ersteigen und er müsse sie ersteigen. Ich schüttelte ihn, ich faßte ihn unter den Armen und schleppte ihn einige Schritte weit; er war ganz betäubt, und es schien ihm einerlei, wohin er ging, ob aufwärts oder abwärts. Indeß brachte die Bewegung, die ich ihn machen ließ, sein Blut doch wieder ein wenig in Umlauf und er fragte mich, ob ich nicht vielleicht zufällig ein Paar solche Handschuhe in der Tasche habe, wie ich sie an den Händen trug; es waren Fausthandschuhe von Hasenfell, die ich mir eigens zu meinen Gebirgsfahrten hatte machen lassen. In der Lage, in der ich mich befand, würde ich alle zwei selbst meinem Bruder verweigert haben; ich gab ihm einen davon.

Um sechs Uhr waren wir auf dem Gipfel des Mont-Blanc, und obgleich die Sonne in hellem Glanze strahlte, schien uns doch der Himmel tiefblau und wir sahen daran einige Sterne

schimmern. Als wir den Blick nach der Tiefe richteten, sahen wir nichts als Eis, Schnee, Felsen, Piks und kahle Nadeln. Die ungeheure Gebirgskette, die das Dauphiné durchstreift und sich bis Tyrol ausbreitet, entfaltete vor unseren Augen ihre vierhundert von Licht strahlenden Gletscher. Das Grün schien uns auf der Erde kaum eine Stelle einzunehmen. Die Seen von Genf und Neuschatel waren nur blaue, kaum bemerkbare Punkte. Zu unserer Linken lag die Schweiz ganz kraus von Bergen, und über sie hinaus wie ein reicher grüner Teppich die Mattenschweiz, zu unserer Rechten ganz Piemont und die Lombardei bis Genua hin, gerade vor uns Italien. Paccard sah nichts; ich sagte ihm, was zu sehen war; was mich betrifft, so spürte ich keinen Schmerz und keine Ermüdung mehr, kaum daß ich noch die Beengung des Athmens fühlte, die eine Stunde früher mich beinahe gezwungen hätte, meine Unternehmung aufzugeben. So verweilten wir drei und dreißig Minuten.

Es war sieben Uhr geworden, wir hatten nur zwei und eine halbe Stunde Tag vor uns und wir mußten gehen. Ich nahm Paccard unter den Arm, schwang noch einmal meinen Hut, um denen unten im Thal das letzte Zeichen zu geben und wir fingen an hinab zu steigen. Es war kein gebahnter Fußsteig, dem wir folgten; der Wind wehte so kalt, daß der Schnee nicht einmal auf seiner Oberfläche geschmolzen war und wir fanden uns auf dem Eis nur durch die Löcher zurecht, die wir mit den Stacheln unserer Gebirgsstöcke gemacht hatten. Paccard war wie ein Kind ohne Kraft und Willen, das ich auf gutem Weg führte, auf schlechtem trug. Die Nacht fing an hereinzubrechen, als wir über die Kluft gingen. Unterhalb des großen Plateaus hatte sie uns ganz überrascht; Paccard blieb jeden Augenblick stehen und erklärte, daß er keinen Schritt mehr weiter gehen würde, und ich zwang ihn jeden Augenblick sich weiter zu bewegen, nicht durch Zuspruch, denn er hörte auf nichts mehr, sondern durch Gewalt. Um elf Uhr kamen wir endlich außer den Bereich der Eisgegend und faßten wieder auf sicherem Boden. Es war schon eine Stunde her, daß wir allen Nachglanz der Sonne aus den Augen verloren hatten und nun erst erlaubte ich Paccard Halt zu machen, worauf ich denn mich anschickte, ihn wieder in die Decke einzuwickeln, als ich bemerkte, daß er sich nicht mehr seiner Hände bediente. Ich sagte es ihm und er erwiderte, es sey wohl möglich, da er sie nicht mehr spüre. Ich zog ihm die Handschuhe aus und fand, daß seine Hände weiß und wie todt waren; auch die meinige, an die ich seinen kleinen ledernen Handschuh statt des meinigen gezogen hatte, war wie eingeschlafen: ich sagte ihm, daß wir zu Zweien drei erfrorne Hände hätten; es schien ihm dieß ganz gleichgültig, und er verlangte nach nichts als nach Ruhe und Schlaf. Zu mir sagte er bloß, ich möchte das erfrorne Glied mit Schnee einreiben; das Mittel war gleich zur Hand. Ich begann mit ihm und endigte bei mir. Bald kehrte das Blut zurück und mit dem Blut die Wärme, aber auch ein Schmerz, als ob jede Ader mit Nadeln gestochen würde. Ich wickelte meine Puppe in ihre Decke, legte sie unter die Wölbung eines Felsen, dann aßen wir zusammen einen Bissen, tranken einen Schluck und schliefen so fest an einander geschmiegt als möglich ein.

Am Morgen um sechs Uhr wurde ich von Paccard aufgeweckt. „Es ist sonderbar," sagte er zu mir, „ich höre die Vögel singen und sehe doch kein Tageslicht; wahrscheinlich kann ich die Augen nicht öffnen." Er hatte die Augen aufgerissen wie ein Großherzog. Ich erwiderte ihm, er täusche sich und müsse sehr gut sehen. Nun verlangte er von mir ein wenig Schnee, ließ ihn in der hohlen Hand mit etwas Branntwein schmelzen und rieb sich die Augenlieder damit. Als dieß geschehen war, sah er so wenig als vorher, nur daß ihn die Augen noch mehr brannten.

„So bin ich denn wirklich blind geworden, Balmat?" sagte er.

„So sieht es fast aus," war meine Antwort.

„Allein wie soll ich es nun machen, um hinabzukommen?" fragte er.

„Nehmen Sie den Gurt von meinem Sack in die Hand und gehen Sie hinter mir drein. Das ist ein Mittel."

Er that es und so stiegen wir vollends hinab und langten im Dorfe La Côte an. Da ich fürchtete, meine Frau möchte um mich in Sorge stehen, so verließ ich hier den Doktor, der sich mit seinem Stock nach Hause tappte. Als ich zu Hause ankam, sah ich erst, wie ich aussah. Ich war nicht mehr zum Kennen; meine Augen waren brennend roth, mein Gesicht schwarz und die Lippen blau; so oft ich lachte oder gähnte, rann mir das Blut aus den Lippen und Wangen und sehen konnte ich nur im Schatten.

Vier Tage darnach ging ich nach Genf, um Herrn von Saussure zu benachrichtigen, daß es mir gelungen sey, den Mont-Blanc zu ersteigen; er hatte es schon durch Engländer erfahren. Er kam sogleich nach Chamouny, und versuchte mit mir den Berg zu ersteigen, allein das Wetter erlaubte uns nicht, weiter zu kommen, als bis auf den Berg La Côte, und erst im folgenden Jahre konnte er sein großes Unternehmen ausführen.

„Und blieb der Doktor Paccard blind?" fragte ich.

„Ei ja, blind! Er ist seit elf Monaten todt und starb in seinem neun und siebzigsten Jahre, wo er noch ohne Brille las. Nur hatte er verdammt rothe Augen."

„In Folge der Bergfahrt?"

„O nein." —

„Wovon denn?" —

„Der gute Mann sah gern ein wenig allzu tief in's Glas."

Mit diesen Worten leerte Balmat seine dritte Flasche.

Das Spiegelhäuschen in Eriwan. *)

(Auszug aus dem Reisetagebuch eines russischen Beamten.)

Wenn die Privathäuser der Asiaten im Innern wenig Bequemlichkeiten darbieten, und von Außen nicht sehr schön sind, so muß man doch gestehen, daß ihre Paläste und andere größere Gebäude, wo sie Luxus anwenden wollten, in ihrer Art bewundernswerth sind, ja sogar in gewisser Hinsicht Alles übertreffen, was man in Europa sieht. Ich schließe nach Dem, was ich in Eriwan von den Resten asiatischer Pracht gesehen habe. Ich sage von den Resten, denn bei dem Zustande von Zerstörung

*) Diese Beschreibung erinnert an die Erzählungen in Tausend und Eine Nacht. Nur Schade, daß der geehrte Reisende nichts über die Größe des beschriebenen Gebäudes erwähnt hat.

und Verwüstung, worin dieselben sich jetzt befinden, kann man sich nur einen schwachen Begriff von deren früherm Zustande machen. Zudem war Eriwan nur eine Gouvernementsstadt, und die Pracht ihrer Denkmäler ist nichts in Vergleich mit denen von Teheran und Tauris, wenigstens wenn man nach den Erzählungen eines geachteten Mannes des Fürsten B. urtheilen darf, welcher selbst Zimmer sah, die ganz mit Türkissen und Smaragden ausgeschmückt waren. Der Palast des letzten Serdars von Eriwan liegt an dem reizenden Ufer der Zanga, so daß die verfallenen Mauern desselben sich am äußersten Ende des schroffen Abhanges erheben. Die Aussicht aus dem Palast erstreckt sich bis in das Thal des Araxes und nach den beiden Ararats, welche von hier aus sich in ihrer ganzen Größe darstellen. Von Außen unterscheidet er sich wenig von andern Gebäuden, aller Luxus ist im Innern verschwendet. Das Gebäude ist groß und besteht aus mehrern Abtheilungen, welche unter sich durch Galerien zusammenhängen, die jetzt in Trümmern liegen. Der Haupttheil, welcher das Harem war, ist ein großes zweistöckiges Gebäude mit Flügeln, welche einen viereckigen großen Hof, oder richtiger gesagt, einen freien Platz einschließen, welcher mit weißen Steinen gepflastert ist. In einem Theile dieses Gebäudes wohnt jetzt der Fürst B., der andere ist so sehr zerstört, daß man kaum noch die Spuren der ursprünglichen Gestaltung erkennt. Aber an einigen Ueberbleibseln der Plafonds, an der Vergoldung, den Arabesken und der Stukkaturarbeit, die denselben verzierten, kann man noch auf die ehemalige Schönheit des Ganzen schließen. Ein Theil dieses Gebäudes, welcher der allgemeinen Zerstörung einigermaßen entging, ist derjenige Hof mit dem Pavillon, wo der Audienzsaal des Serdars sich befand, und welcher jetzt den Soldaten unter dem Namen des Spiegelhäuschens bekannt ist. Wenn man einige kleine Höfe durchgangen hat, tritt man endlich in diesen Hof, dessen Pracht in Erstaunen setzt. Dieser Platz ist viereckig, der ihn umgebende Bau ist auf der einen Seite zerstört, auf der andern Seite befindet sich ein noch ganz erhaltener Saal, wo jetzt die Provinzialregierung ihren Sitz hat. Die Fenster dieses Saales gleichen den sogenannten italienischen, laufen aber in zugespitzte Gewölbe aus. Der Boden besteht aus verschiedenfarbigen Steinen, welche mehrere Arten von Mosaik bilden. Ein ungeheures, aus Marmor aufgeführtes Kamin hat eine Menge Verzierungen von so seltsamer Form, daß ich sie unmöglich beschreiben kann, alle Kunst und aller Reichthum aber wurden an die Ausschmückung der Decke verschwendet. Ohne Zeichnung, bloß mit Worten, kann man unmöglich einen Begriff von diesen wunderbaren Figuren geben. Die brennendsten Farben wechselten mit einander ab, Blumen, welche Arabesken bildeten, und höchst phantastische mit kunstreichem Pinsel entworfene Figuren, umgeben von Bildern, die bunt von Purpur, Karmin und Lasur glänzen, und mit silbernen oder goldenen Rahmen eingefaßt sind, verschiedene Verzierungen von Stukkaturarbeit, auf welchen gleichfalls Gold und Silber glänzte, bildeten rings im Saale Nischen von besonderer Form. Unter diesen Nischen befanden sich Gemälde von persischen Künstlern, welche Gegenstände aus verschiedenen persischen Gedichten darstellten, größtentheils die Thaten des fabelhaften Helden Rustem. Hier sah ich auch zu meinem Erstaunen die Bildnisse Pauls I und Katharina II, gleichfalls von persischen Malern; der freie Platz war mit weißem Marmor gepflastert, in der Mitte war ein Bassin, ebenfalls aus weißem Marmor, in welchem ehemals zwei Springbrunnen spielten. Unmittelbar vor diesem Bassin war das Hauptgebäude, eine Art Pavillon, der aus einem doppelten von Korridoren und Galerien umgebenen Saale bestand. Dieser Pavillon hat gegen den freien Platz zu keine Mauer und bildet eine Art Galerie. Zur Zeit des Serdars waren über denselben Shawls ausgespannt, welche ein Schirmdach über den ganzen Hof hin bildeten. Die Thüren, welche in den Saal führten, waren aus einem kostbaren Holze gemacht und mit eingelegten Perlenmutterplatten und verschiedenen kostbaren Steinen verziert, welche Blumen und andere Figuren bildeten. Ueber den Thüren waren Gemälde, welche eine Elephantenjagd und den Zug Nadirschahs nach Indien darstellten. An der Mauer, in den Nischen, waren Porträte des Serdars, seines Bruders Hassan-Khan und einiger Andern von sehr verschiedener Größe. Auf der entgegengesetzten Seite war gleichfalls ein Gemälde, welches die Thaten Rustems darstellte. In einem andern Theile des Saales befanden sich vier Gemälde von geringerer Ausdehnung. Zwei derselben kann man für eine Satyre auf die christliche Religion halten, welche den Gebrauch des Weins gestattet; denn auf dem einen sieht man eine Königin auf ihrem Thron, umgeben von ihren Hofdamen. Man bringt ihnen Wein, sie trinken, und eine der Hofdamen liegt schon betrunken an den Stufen des Thrones. Auf dem andern sind zwei armenische Bischöfe abgebildet, denen einige Weiber Wein zubringen. Das dritte Gemälde stellt irgend eine Schöne oder Odaliske dar. Auf dem Zeigefinger der linken Hand hält sie einen Vogel, in der rechten Hand ein Gefäß mit einem Blumenstrauße, hinter welchem auf dem zweiten Plane der Kopf eines jungen persisch geschmückten Mannes mit Locken, die ihm auf die Schulter herabhängen, hervorsieht, und nach ihr hinblickt. Der ganze obere Theil der Schönen ist nackt bis an die Mitte des Leibes, den ein grüner Frauenrock umschließt, wie ihn die persischen Bajaderen und Tänzerinnen tragen. Auf dem Gesichte der Odaliske sind einige Schönpflästerchen. Sehr bemerkenswerth ist, daß Augenwimper und Augenlieder mit einer schwarzen Linie gefärbt sind, welche bis ans Ende derselben fortgeführt ist, so daß es scheint, als ob die Augen noch tiefer eingeschnitten wären.

Es ist auffallend, daß diese Verlängerung der Augenwimper und die Schönpflästerchen der Odaliske einen besondern Reiz geben, die ganze Figur athmet Anmuth und Wollust, der nackte Körper zeigt üppige Formen, das Gesicht ist ein Muster einer reizenden Brünette, die Nase ist gerade und regelmäßig, und der Umriß des Gesichts ein schönes Oval. Das Kinn ist rund und äußerst lieblich ein wenig aufwärts gebogen, ein schlaues Lächeln spielt auf den holden Lippen, die Augen sind oval, lang gezogen, das was die Franzosen fendus en amandes nennen. Die sonderbare schwarze Linie, welche dieselben gleichsam zerschneidet, gibt ihnen einen solchen Ausdruck, daß sie gleichsam von Wollust flimmern. Ich kann nicht sagen, ob es ein Porträt oder ein Phantasiebild ist.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Frankreich hat sich eine Gesellschaft junger Männer entschlossen, ein Benediktinerkloster zu bilden, und in Zurückgezogenheit und Einsamkeit jene Arbeiten und Studien wieder aufzunehmen, durch die sich die französischen Benediktiner so großen Ruhm erworben haben. Unter dem Schutze des Bischofs von Mans haben sie bereits das alte und schöne Kloster von Solèmes, am Ufer der Sarthe, an sich gebracht, in dessen Mauern sie die Mußestunden, die ihnen die Regel ihres Ordens gönnt, mit archäologischen und publicistischen Arbeiten ausfüllen wollen. Herr von Chateaubriand hat darüber an den Abbé Guéranger, ein Mitglied der neuen Benediktinergesellschaft, folgendes Schreiben über ihre Unternehmung erlassen: „Ich habe so eben Ihren interessanten Brief erhalten, und antworte Ihnen sogleich, um Ihnen zu sagen, wie große Theilnahme ich für Ihre schöne Unternehmung empfinde, und wie dankbar ich Ihnen für Ihre gütige Mittheilung bin. Wie Sie habe auch ich einst von der Wiederherstellung der Benediktiner geträumt. Ich wollte der neuen Kongregation St. Denis anweisen lassen, Saint Denis mit seinen leeren Gräbern und seiner leeren Bibliothek, in der Hoffnung, daß jene sich wieder füllen würden, und von meinen neuen Mabillons mir versprechend, daß sie diese wieder füllen würden. Da Sie noch jung sind, mein Herr Abbé, so träumen Sie glücklicher als ich, und da wir beide Christen sind, so lassen Sie uns arbeiten in Erwartung jener Ewigkeit, der wir uns mit jedem Tage nähern. Dort werden wir unsere alten Benediktiner gelehrter, als sie es auf Erden waren, wieder finden; denn es waren eben so tugendhafte als wissenschaftlich gebildete Männer, die jetzt mit einem weit ausgebreiteterm Ueberblicke den Ursprung der Dinge und die Alterthümer des Weltalles beschauen werden. Zählen Sie mich, wenn ich Sie bitten darf, unter die Ehrenmitglieder des Benediktinerklosters von Solèmes, und seyn Sie von meinem lebhaften Wunsche überzeugt, Ihnen irgend worin nützlich seyn zu können."

„Humillimus et addictissimus servus
T. A. de Chateaubriand,
E neo-congregatione Sancti Mauri."

In England beträgt die Konsumtion des Zuckers im Durchschnitte 7 Kilogramm auf den Kopf, in Amerika 5, in Frankreich 2 oder 5½ französische Pfund. Von 1815 bis 1831 vermehrte sich der Verbrauch des Zuckers jährlich von 16 Millionen Kilogrammen auf 80 Millionen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 208. 27 Julius 1833.

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

I. Italien.

1. Die Maremmen.

Der Theil Italiens, der sich, in einer Ausdehnung von ungefähr 700 (engl.) Meilen, von den Bergen Genua's bis zum äußersten Ende Calabriens, immer am Mittelmeere entlang hinzieht, besteht außer an wenigen Orten, wie z. B. Neapel, wo Berge dazwischen treten, aus einem breiten Streif flachen Landes, das sich von der Seeküste bis zu den niedrigen Gebirgsrücken der Apenninen hinerstreckt. Diese Gegend heißt man die Maremmen. Sie ist besonders ungesund während der Sommermonate, vom Junius bis Oktober, wo alle die Bewohner, denen es möglich ist, nach den Bergen wegziehen, und die wenigen, die bleiben müssen, dem Malaria-Fieber, einem Wechselfieber, ausgesetzt sind, das den Körper abmagert, die Lebenskräfte erschöpft und, wenn nicht bei Zeiten dawider geholfen wird, dem Kranken leicht den Tod bringt. Die Ländereien in der größeren Hälfte dieses ungeheuren Bodenstrichs, zumal in den römischen und toskanischen Gebietstheilen desselben, sind sehr ausgedehnt und belaufen sich nicht selten auf mehrere tausend Morgen Flächengehalt. Sie sind in den Händen reicher Pächter, die in den Städten leben, und Verwalter und Dienstboten halten, die — wenigstens bis zur Erntezeit — an Ort und Stelle wohnen. Bei Weitem der größte Theil des Bodens, wenn er schon pflügbar ist, bleibt Weide, und nur 1/4 oder 1/6 wird alljährlich wechselnd als Ackerland bebaut. Nirgends sieht man Dörfer oder Bauernhäuser, sondern nur hie und da in langen Zwischenräumen ein braunschwarzes, unheimlich aussehendes Casale oder Pachthof, ein verlorner Fleck inmitten der Wüste. Da sich auf diesen Ebenen keine ständige Bevölkerung findet, so dingt man Arbeiter aus dem Innern, besonders aus den Hochlanden der Apenninen, wo ein dürftiger Boden, trotz des gesunden Klima's, den Bewohnern nicht Beschäftigung genug gibt. Gemeiniglich steigen sie im Oktober in Rotten von je hundert, unter der Anführung eines Vormanns, einer Art Unternehmer im Kleinen, der mit dem Verwalter der Pachtung das Erforderliche über ihre Dienstleistungen und Bezahlung ausdingt, von ihren Bergen herunter. Man berechnet, daß auf diese Art nur allein in die Campagna, oder die Ebene von Rom, alljährlich an die 20,000 herunter kommen. Viele von ihnen bleiben, in den verschiedenen Arbeiten der Pachtung verwendet, bis zum Monat Mai. Sie werden meistentheils je nach der Jahrszeit gedingt und bekommen einen Taglohn von 30 bis zu 45 Kreuzern. Ihre Hauptnahrung besteht aus Polenta oder Maismehl, das mit Wasser und Salz zu einem Kloß, dann und wann mit einer Zuthat von abgerahmter Milch oder geschabtem Käse aufgekocht wird. Sie schlafen auf dem bloßen Boden, entweder in der Casale oder unter Nothhütten, die man aus dem in diesen Gegenden üppig wachsenden Schilfrohr (arundo tenax) errichtet.

Zur Erntezeit, gegen Ausgang Junius, ist eine neue Verstärkung von Arbeitern aus den Bergen erforderlich. Dieß ist die gefährlichste Zeit im Jahre für diese armen Leute, die zu Tausenden aus der reinen und gesunden Luft ihrer heimischen Höhen kommen, um die Pestluft der Niederlande einzuathmen; wo sie bei Tage in der brennenden Sonnenhitze arbeiten, in der Nacht unter freiem Himmel, dem starken Thau und den Stichen der Mücken und anderer Insekten ausgesetzt, schlafen müssen. Die Erntearbeiter werden auf 11 bis 12, bisweilen wohl auch 14 Tage gedingt und bekommen einen Taglohn von 54 Kreuzern bis zu 1 Gulden. Bessere Kost erhalten sie zu dieser Zeit ebenfalls, und Wein und Wasser in reichlichem Maße. Bis zur Mitte Julius muß das Korn geschnitten, gedroschen, geworfelt und in den Fruchtspeicher eingebracht seyn, denn nach jenem Zeitpunkte getraut sich Niemand mehr auf den Feldern zu bleiben. Ein feinbeobachtender, kenntnißreicher Reisender, *) der eine dieser ungeheuren Pachtländereien zur Erntezeit besuchte, gibt uns folgende Schilderung der Landschaft und des regen Arbeittreibens: „Der Fattore, Verwalter, beorderte Pferde für uns, um das Pachtgut zu besehen, und bis diese bereit standen, besichtigte ich das Casale oder Pachthaus, ein stattliches, aber düsteres unheimliches Gebäu. Es bestand aus einer geräumigen Küche und zwei großen daranstoßenden Gemächern, an deren Ende drei weitere Zimmer von ungefähr gleicher Größe sich befanden; alle waren gänzlich von Zimmergeräth entblößt, ja hatten nicht einmal Fenster. Dieser Gelaß bildete das Erdgeschoß des Mittelgebäudes. Ueber ihm befanden sich sechs weitere Zimmer von

*) Chateauvieux.

derselben Größe, die zu Kornböden dienen und von denen nur eines für die Aufseher wohnlich hergerichtet war. Die Seitengebäude waren geräumige gewölbte Ställe, doch zugleich und kühl; und über ihnen Böden für das Heu. Dieser Theil des Baues ist beinahe überflüssig, da er lediglich dazu benutzt wird, das auf der Pachtung zu den Feldarbeiten gebrauchte Vieh, während der Ruhezeit um Mittag, hier einzustellen; denn die ganze übrige Zeit läßt man es draußen unter freiem Himmel weiden. In und an dem ganzen Gehöft war auch nicht eine Spur einer sorgenden Hand oder eines auf Reinlichkeit haltenden Sinnes zu sehen. Auf meine Bemerkungen über diese auffallende Vernachlässigung gaben mir die Leute zur Antwort, das Vieh würde, was man pflanzen oder säen möchte, nur zertrappeln und zerstören, und es sey deßhalb besser, Gemüse, Obst u. s. w. in den benachbarten Städten zu kaufen, die von Rebpflanzungen, Obstbäumen und Gärten umgeben sind. Die Fuhrkosten betragen auf diesen großen Weidepachtungen, wo es Vieh die Fülle gibt, nichts. Die Leute legen einen Brodlaib und ein Gebund Heu auf den Wagen und machen mit diesem Vorrath eine Reise von sechzig (englischen) Meilen ohne einen Heller Auslage. Jener Ueberfluß an Zug- und Reitthieren ist aber auch die einzige Lebensbequemlichkeit auf diesen Pachtungen. Weder dem Verwalter, noch den Aufsehern, ja selbst den Hirten, fällt es je ein, zu Fuße zu gehen. Sie sind immerfort zu Roß, in vollem Galopp über das Blachfeld sprengend, mit einem Gewehr oder einem Pungolo (Lanze) in der Hand, und in den Ställen stehen beständig Pferde gesattelt und gezäumt, von denen ein jeder auf der Pachtung in Diensten Stehende zwei zu seiner Verfügung hat.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

6. Smyrna.

(Schluß.)

Man führte mich zu einem Türken, der einen Kiosk in den nordwärts von Smyrna gelegenen Gärten bewohnte; wir gelangten auf einem von Hecken und Gräben eingeschlossenen Weg dahin; der Landaufenthalt des Osman Effendi besteht in einem von Orangen und verschiedenen andern Bäumen umschatteten Gartenhaus; Kanäle, nach allen Richtungen zertheilt, befeuchten Pflanzen und Blumen; an den Gartenmauern bemerkten wir Gemälde, auf denen Schiffe und Barken ohne Matrosen und Ruderknechte abgebildet waren; die türkischen Maler dürfen nur Vögel darstellen, welche sie in groben Zügen unter einem dunkelblauen Himmel hinmalen. Der Besitzer dieses anmuthigen Landsitzes kam uns entgegen und empfing uns mit einer Artigkeit, die ich nicht bei einem Osmanli zu finden hoffte; er begnügte sich nicht damit, uns Kaffee reichen zu lassen; auch Mastixliqueur wurde aufgetragen, und Osman Effendi bot einem jeden von uns Blumen und wohlriechende Pflanzen, die er selbst gepflückt hatte. Die Unterhaltung wurde theils durch Zeichen, theils mittelst einiger italienischen Worte geführt, da wir keinen Dolmetscher hatten. Unser Türke gehört zu jenen, welche die Vorschriften des Korans nicht strenge befolgen, wenigstens was den Genuß des Weins betrifft; der Haß zwischen Christen und Muselmännern erschien ihm nur als ein übel angebrachter Streit zwischen Leuten welche Wein trinken und solchen welche Wasser trinken. Er besucht oft die Offiziere der europäischen Kriegsschiffe, und wenn er an Bord eines solchen Schiffes kommt, so opfert er reichlich dem Bacchus. Auf seine wiederholte Einladung besuchten wir ihn auch am andern Tage; bei unserer Ankunft ging er uns aus seinem Kiosk entgegen, auf jedem Arme ein Kind tragend, die er uns mit den Worten entgegen hielt: „Dieß ist mein Sohn, dieß meine Tochter;“ eine sehr einfache Art, sich mit uns über seine Familie zu unterhalten. Er hätte uns auch gern seine Frau und seine Sklavin gezeigt, die einzigen Gefährten in seiner Einsamkeit; aber er konnte sie nicht bereden, ihr Harem zu verlassen. — Nachdem wir den Garten Osman's verlassen hatten, machten wir einem der Agas der Stadt einen Besuch. Wenn er es nicht selbst ist, der die Stadt regiert, so sagte man uns, fehlt doch nicht viel daran; er wohnt in der obern Stadt, wo überhaupt die gute Gesellschaft der Osmanlis ihre Wohnungen hat. Sein Haus, obgleich von Holz, ist nicht ohne Pracht; wir traten in einen großen Saal, der sehr lustig und von allen Seiten den Strahlen der Sonne geöffnet ist. Ein Diwan von Seidenstoff läuft um die drei Seiten desselben; in einer Ecke saß ein Greis von ehrwürdigem Aussehen; es war der Ayan selbst, der uns durch ein Zeichen einlud, uns neben ihm niederzulassen. Als die Ceremonie des Kaffee's vorüber war, wechselten wir einige Komplimente; hierauf ließ ich ihm durch die Person, die mich vorstellte, sagen, es freue mich unendlich, einen Mann zu sehen, dem das Wohl des Volkes so sehr am Herzen liege; worauf er wie ein Mensch erwiderte, der von dem Guten, das er übte, eben nicht sehr durchdrungen war. „Allah befiehlt uns, sagte er, den Menschen alles Gute, das in unsern Kräften steht, angedeihen zu lassen.“ Die Ayans sind aber bei den Türken eine Art von Municipalbeamten, die von dem Gesetze aufgestellt sind, damit die Interessen des Volkes nicht denen des Fiskus geopfert werden; es gibt nichts Populäreres als die türkischen Gesetze; nur fehlt es ihnen an der Vollziehung. Oft trifft es sich, daß die wohlthätigsten Einrichtungen unnütz werden durch die Macht eines Aga's oder Mutselims, der sich den Schatten des Sultans nennt, wie dieser sich den Schatten Gottes. Die Ayans, vom Gesetze zum Schutze des Volkes bestellt, werden zuweilen die Werkzeuge eines Pascha's, welcher Personen und Eigenthum bekriegt. Nach dem, was wir hörten, bestand der ganze Ruhm des ehrenwerthen Osmanli, den wir besuchten, darin, daß er zwischen Volk und Fiskus eine vollkommene Neutralität beobachtete. Ich richtete mehrere Fragen über die Geschichte von Smyrna an ihn und über die unter den Türken fortlebenden geschichtlichen Ueberlieferungen. „Wir haben fast keine Ueberlieferungen antwortete er, weil es selten vorkommt, daß eine Familie die dritte Generation überlebt.“ Die Pest allein erklärt eine solche Erscheinung; übrigens erfuhr ich vom Ayan nichts Näheres über Smyrna, das die Fremden besser kennen als die Einheimischen.

Hierauf ließ ich mich einem Kadi von Smyrna vorstellen, einem der gelehrtesten Ulemas, aus der Schule des Sollmanyë; er bewahrt in seinem Gedächtnisse eine Masse Maximen aus den besten Schriftstellern; seine Unterhaltung ist mit vielen Anekdoten und orientalischen Apologien gewürzt, wodurch er seine Meinungen und Gedanken zu unterstützen sucht. Ich fragte ihn, ob es zu Smyrna eine Bibliothek gäbe: worauf er mir erwiderte, eine sehr alte und bedeutende, aber er kenne sie nicht näher. Er hat nicht die Muße, staubige Manuskripte durchzumustern; die fünfzehn Monate seines Aufenthaltes zu Smyrna können weit nützlicher für sein Emporkommen und die Vermehrung seines Vermögens angewendet werden. Ich hörte von einem Urtheile, das einst ein Kadi dieser Stadt fällte; obwohl ich die Wahrheit desselben nicht verbürgen kann, so will ich es doch mittheilen: Ein armer Mann hatte wegen eines Hauses mit einem reichen und mächtigen einen Rechtsstreit und brachte vor Gericht die seine Ansprüche bestätigenden Urkunden und Beweisstücke zum Vorschein; aber sein Gegner stellte mehrere Zeugen gegen ihn auf, worauf der Kadi sich mit folgenden Worten an letztern wendete: „Ihr seyd in dieser Sache sehr schlimm berathen; euer Gegner entbehrt der Zeugen in diesem Prozesse, und ihr habt mich in den Fall gesetzt, deren wenigstens 500 beizubringen.“ Zu gleicher Zeit warf der Kadi einen Sack voll Thaler, den ihm der Kläger als Bestechung gegeben hattte, auf den Tisch. Dieser Zug war dem Kadi von Smyrna nicht unbekannt. Owohl er nicht dafür gilt, daß er seine Amtsstellung mißbrauche, so glauben doch Diejenigen, welche mit ihm zu thun hatten, daß er Zeugen, die in Gestalt von Thalern erscheinen, nicht abweisen würde. Da der frühere Mutselim, oder Gouverneur der Stadt, gerade abgesegelt war, so wollte ich den neu angekommenen, der von dem Fort aus mit drei Kanonenschüssen begrüßt wurde, kennen lernen und verfügte mich deßhalb in Gesellschaft des französischen Konsuls, der ihn bewillkommen mußte, zu ihm. Der jetzige Gouverneur ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, dessen hohe Klugheit allgemein gerühmt wird. Zur Erlangung dieses Postens soll er sich russischer Vermittlung bedient haben; vor Allem versprach er seinen Gönnern viel Geld zu geben und sonach auch von den Bewohnern Smyrna's viel zu verlangen. Man muß gestehen, in den Hofintriguen ist man in den Ländern der Barbarei eben so bewandert, wie in denen der Civilisation. Ein türkisches Sprüchwort sagt zwar: „Die Fackel der Intrigue leuchtet nur bis zum Anbruch des Tags;“ aber man sorgt schon dafür, daß dieser nie beginnt oder erst so spät als möglich. Alle diese Serailintriguen haben das unglückliche Resultat, daß sie beständige Wechsel in den Gouvernements der Provinzen und Städte herbeiführen. Alle Mutselim, alle Pascha's, die in einem Lande auf einander folgen und nur nach Reichthümern streben, saugen das Land aus und erschöpfen es gänzlich. Auch freut sich das Volk nicht über die Ankunft der neuen Herren und würde sich gern mit den alten begnügen. Die Stelle eines Gouverneurs in Smyrna ist heutiges Tages nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr für ihren Besitzer. Vor neun oder zehn Jahren wurde ein Mutselim erdrosselt, weil er sich den Franken und Griechen zu günstig erzeigt hatte; sein Nachfolger wurde nach Chios geschickt, weil er die Griechen verfolgt und sich das Mißfallen Rußlands zugezogen hatte. Es ist schwer, zwischen diesen zwei Klippen die richtige Mitte zu halten, und keine geringe Verlegenheit, zu gleicher Zeit die Bedürfnisse der europäischen Civilisation und den Fanatism türkischer Barbarei zu befriedigen. Der neue Mutselim empfing uns mit außerordentlicher Artigkeit; in seiner Unterredung mit dem französischen Konsul bediente er sich aus Affektation, der persischen Sprache; diese ist nemlich bei den Türken die Sprache des guten Tons wie bei den Europäern die französische. Die Konversation berührte nur allgemeine Gegenstände; ich fragte den Pascha, ob er nichts für die Reinlichkeit der Stadt und die Verhütung der Pest zu thun gesonnen sey; diese Frage weckte ein Lächeln auf seinem Gesicht; er ließ mir zu verstehen geben, daß ihn andere Sorgen beschäftigten, und mir fielen jene Worte ein: „de minimis non curat praetor.“ Nachdem wir uns verabschiedet hatten, besuchten wir die Kaserne, die an seinen Palast stößt. Der türkische Kommandant empfing uns in seinem Zimmer und zeigte uns dann die Soldatenkammern; hier herrscht eine große Reinlichkeit; überall stehen Feldbetten, ein jedes mit einer Art von Matratze oder Decke. Die Kaserne enthält zwei kleine Moscheen, worin wir Offiziere und Soldaten beten sahen. Beim Weggehen hieß man uns im Vestibul der Eintrittspforte niedersitzen, um die Garnisons-Musik anzuhören; sie bestand aus acht Trommeln, zwei Hörnern und sechszehn Pfeifen und an ihrer Spitze steht ein Tambourmajor. Man führte französische Melodien auf, wobei man mit dem Fuß stark den Takt dazu gab; die Musik des Gouverneurs soll weit besser seyn und sogar Arien von Rossini spielen. Die Soldaten üben sich jeden Tag in europäischer Taktik und scheinen Fortschritte gemacht zu haben. Oft fanden wir an dem Thore eines Corps-de-garde Taktiker, welche das Gewehr präsentirten und uns durch Zeichen baten, ihnen Unterricht zu ertheilen. Die guten Muselmänner sind der Meinung, daß wir unser ganzes Leben mit Exerziren zubringen und in unsern Akademien und Gesellschaften unaufhörlich das Gewehr präsentiren, kurz, daß wir alle gute Taktikos seyen. — Obwohl ich noch mehrere andere Türken besuchte, so will ich doch nicht weiter ihrer erwähnen; denn sie gleichen sich alle. Ich wünschte vorzüglich die Meinung der Osmanlis über die Reformen des Sultan Mahmud zu erfahren; wenn ich sie aber über diesen Punkt fragte, so antworteten sie mir nicht mehr, als hätte ich sie über Neuigkeiten aus ihrem Harem befragt. Die Politik gilt den Türken soviel als die Geheimnisse dieser letztern. Ueberhaupt kann man sie nicht bewegen, über irgend einen Gegenstand lange zu sprechen. Ich glaube, folgendes ist der Grund: ein Türke kümmert sich durchaus nicht darum, wegen Dessen, was er sagt, Bewunderung zu erregen; der eitelste Ulema würde nicht ein Haar aus seinem Barte darum geben, um für einen Mann von Geist zu gelten; er gibt sich nicht die geringste Mühe, mit seinem Wissen zu glänzen; überdieß ist er nicht neugierig und thut wenig Fragen. Die einzige Eitelkeit, die ich an den Türken bemerkte, ist, für kluge Leute zu gelten; ein Grund, mehr, um wenig zu reden. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, ihre Sklaven anzureden, sondern machen sich ihnen bloß durch Zeichen mit den Händen

verständlich. Ein Türke aus der vornehmen Klaße ist mehr oder weniger angesehen, je nachdem er den Gebrauch seiner Beine, seiner Arme, Stimme, ja sogar seines Geistes sich versagt. Auch erblickt man stets in dem Hause eines vornehmen Türken eine große Anzahl von Dienerschaft. Beim Eintritt muß man ein Spalier von Sklaven und Dienern passiren; beim Weggehen muß man denjenigen bezahlen, der die Pfeife gereicht, denjenigen, welcher Kaffee und Sorbet präsentirt, denjenigen, der die Serviette gebracht hat; kurz Alle, welche während des Besuchs zugegen waren. Auf diese Weise kam mich das Vergnügen, einen Osmanli auf seinen Diwan hingestreckt und von seinen Sklaven umgeben zu sehen, theurer zu stehen, als ein Logenplatz in der Oper, und ich sah endlich ein, daß meine Besuche, ohne meine Kenntnisse zu bereichern, mich zu einem armen Manne machen würden.

Das Spiegelhäuschen von Eriwan.

(Schluß.)

Alle diese Gemälde sind auf die Mauer al Fresko gemalt, unter denselben aber andere auf Glas. Die Fenster des Saales bilden gleichsam eine Glasgalerie aus kleinen Gläsern verschiedener Größe und Form, und von den hellsten, verschiedenartigsten Farben, die aus einer Mosaik aus Blumen und Arabesken bestehend; ein mysteriöses und wollüstiges Halblicht durchlassen. Der Boden besteht aus Marmor mit verschiedenen Steinen, gleichfalls Mosaik; in der Mitte des Saales ist ein großes Bassin aus weißem Marmor, in welchem das reinste Wasser spielte, in demselben ein Springbrunnen, der das Wasser bis zur Decke trieb, welches Kühlung verbreitete, und durch sein einförmiges Gemurmel die Moslemin in jene beliebte Betäubung versetzte. Die Säulen der Galerie sind sechseckig, dünn und von seltsamem Geschmack, aber von blendender Pracht. Sie bestehen aus Spiegelglas und sind mit Weinreben aus Bronze umwunden. Die Blätter sind grün, als hätte die Natur sie erschaffen, und die herabhängenden Trauben sind aus Bernstein und andern kostbaren Steinen gefertigt.

Die Mauern sind gleichfalls Spiegel, aus kleinen Spiegelchen verschiedener Größe und Form seltsam zusammengesetzt, und bilden eine Menge unregelmäßiger mathematischer Figuren, von denen man weder einen Begriff geben, noch sich machen kann, wenn man es nicht gesehen hat. Alle diese Spiegel sind mit Perlenmutterrahmen eingefaßt, welche selbst wieder mit bunten Bildern geziert sind. Uebrigens wäre es selbst einem geschickten und erfahrnen Architekten unmöglich, die ungewöhnlichen Verzierungen dieser Wände mit der Feder zu schildern; ich sage bloß, daß jede Beschreibung dieser seltsamen Pracht wider Willen der meinigen gleichen, und unordentlich, verworren, schwach und ungenügend seyn muß. Bei uns in Europa sind alle Verzierungen von regelmäßiger Form und symmetrisch fortgeführt, hier aber gleicht kein Theil dem andern. Alles hat eine verschiedene Form, und die Schönheit entspringt eben aus dieser Unordnung. Die allerverschiedenartigsten Dinge sind hier vereinigt: Stahl, Glas, Basalt, Bernstein, Elfenbein und Palmenholz; alles Dieses bildet dreieckige, fünfeckige Fliese, Kuben, Kreise, Pfeiler, und ist scheinbar ohne alle Ordnung angebracht, wobei man dennoch über die Geschicklichkeit des Künstlers sich wundern muß. Die Bilder bestehen aus Erhöhungen, die mit den blendendsten Farben bemalt sind, mit Vergoldungen und Versilberungen abwechseln, und zum Theil phantastische Blumen und Arabesken von den sonderbarsten Konturen darstellen, die zwar keinem in der Natur befindlichen Dinge gleichen, aber doch an die Gestalt von Blumen erinnern. Alle Kunst des Baumeisters ist aber an die Verzierung der Decke und Gesimse verschwendet; Figuren von Krystall und Glas bilden Nischen über den Gemälden; an denselben sind tausende verschiedenartiger Spiegelfacetten, welche die Lichtstrahlen brechen und gleich Diamantgewölben glänzen. Die Pracht ist unglaublich, die ganze Decke ist von Spiegel mit vergoldeten und versilberten Arabesken von Stukkaturarbeit. Dieses Spiegelhäuschen ist jetzt in einem Zustande, daß man es nicht ohne Bedauern ansehen kann; die marmornen Fliesen sind größtentheils aus dem Boden gebrochen, die Spiegel zertrümmert, die Gemälde beschmutzt, und nach wenigen Jahren ist wohl auch die letzte Spur von diesem prachtvollen Palaste verschwunden.

Auf der andern Seite der Zanga befindet sich ein großer Garten, eine Art vorstädtischer Residenz des Sardars. In diesem Garten gab Alexei Petrowitsch Jermoleff im Jahre 1816 zur Zeit seiner Gesandtschaft den vornehmsten Einwohnern von Eriwan ein Fest. Jetzt ist fast der ganze Garten zerstört, nur der große Pavillon steht noch, und auch von diesem nur die Mauern. Dieser Pavillon hat drei Etagen und ist nach chinesischer Weise erbaut. Nach den Resten der Vergoldung und den Freskogemälden zu schließen, muß man glauben, daß er an Pracht dem Spiegelhäuschen nichts nachgab. Er liegt zwischen vier marmornen Bassins mit Springbrunnen; das Dach, oder vielmehr die drei Dächer desselben, von denen eines über dem andern, sind von chinesischer Form. Rund umher laufen Säulengalerien. Der Pavillon ist ein Sechseck. Mit Bedauern bemühte ich mich die verwischten Gemälde zu erkennen, welche, wie mir schien, Gegenstände aus der persischen Geschichte und Porträts von Odalisken darstellten. Zum Mindesten ließen sich Bilder halbnackter oder mit verschiedenen Kostümen bekleideter Weiber bemerken, unter denen auch Frauen in europäischer Kleidung sich befanden. In der Mitte jedes Zimmers ist eine Oeffnung im Boden, eine über der andern, so daß man von dem höchsten Stocke bis in den untersten hinabsehen kann.

Das Spiegelhäuschen wurde, wie mir Fürst B. sagte, im Jahre 1807 vollendet, also zu einer Zeit, wo die alte Pracht in Europa längst verschwunden war; die Bernstein- und Jaspiszimmer in dem Palaste zu Zarskojeselo gleichen einigermaßen dem von mir beschriebenen wunderbaren Bau. Uebrigens habe ich im 19ten Jahrhundert in ganz Europa nichts Aehnliches gesehen. Bei uns finden sich Reinlichkeit, Weiße, Einfachheit, Symmetrie, ausgesuchte Regelmäßigkeit der Formen, die obligaten einförmigen griechischen Säulen, griechische Portiken, griechische farblose Basreliefs, Alles griechisch, was mit der Zeit auch langweilt und langweilen muß, wie uns schon die griechischen Götter, Halbgötter, Heroen, Nymphen, Amoretten und Hirten zuwider geworden sind, welche in den letzten zwei Jahrhunderten beinahe die ausschließlichen Gegenstände der europäischen Poesie waren. Uns Europäern kommt es vor, als verjünge uns die ewigwechselnde Mode; der blüthenduftende Osten bewahrt heilig den phantastischen Geschmack seiner flammenden Jugend, und darum scheint er uns auch selber ewig jung; was wir in den zauberhaften Mährchen der alten Dichter des Ostens gelesen, das können wir in Asien mit eigenen Augen sehen. Es bleibt noch die Frage zu lösen, was mehr die üppige Einbildungskraft der Asiaten bezeugt? Die Pracht, die wunderbaren Mährchen ihrer Erzähler, oder der unbegreifliche Geschmack ihrer Baumeister, die es verstanden, einer solchen Phantasie Wirklichkeit zu geben?

Vermischte Nachrichten.

Der berühmte englische Maler, Sir Thomas Lawrence, hat eine Kupferstichsammlung hinterlassen, die ihm 10.000 Pfd. St. gekostet hat. Um sie nach seinem Tode nicht verschleudern zu lassen, hatte er in seinem letzten Willen bestimmt, daß seine Erben diese kostbare Sammlung um die Hälfte des Ankaufspreises der Regierung überlassen sollten; da aber die Minister sich nicht getraut hatten, die hiezu nöthige Summe vom Parlamente zu verlangen, so wäre die Sammlung verkauft worden, wenn sich nicht unter Leitung des Lord Warncliffe eine Gesellschaft gebildet hätte, welche die Sammlung gemeinschaftlich kaufte, mit der Bestimmung, sie drei Jahre lang dem Publikum zur Schau ausgestellt zu lassen, und sie dann um den vom Erblasser bestimmten Preis der Regierung oder jeder öffentlichen Anstalt, die sie käuflich an sich bringen will, zu überlassen.

*

An den Admiral Boscawen wurde von einem Veteranen der Marine folgendes originelle Schreiben gerichtet: „Mein Herr, ich hatte die Ehre bei der Einnahme von Port-Mahon zu seyn, wofür ein Offizier zum Lord erhoben wurde; auch war ich bei dem Verluste von Mahon, was einem Andern die Pairswürde eintrug. Jeder von diesen Herren leistete also nur Einen Dienst, und ich, der beide geleistet, verdiente doch wenigstens Lieutenant zu seyn.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 209. 28 Julius 1833.

Geschichtliche Erinnerungen aus Süd-Amerika.

Guerrero.

Kaum irgend ein Ereigniß vor der zweiten Vertreibung der Bourbone aus Frankreich hat in Europa einen so großen Widerhall gefunden, als die Revolution, die mit einem Male die Ordnung der Dinge in den Staaten von Südamerika umgestaltete. Staatsmänner und Diplomaten, Philosophen und Publizisten, Handelswelt und Industrie — Alles begrüßte auf seine Weise die Unabhängigkeit der neuen Republiken, von der man sich die erfolgreichste Wiedergeburt jener schönen Hälfte der neuen und ein unermeßliches Feld für den Unternehmungsgeist der alten Welt versprach. Schon sah man im Geiste die Südamerikaner frei, mächtig und glücklich, wie ihre Brüder in den Vereinigten Staaten. Der Erfolg ließ, wie man weiß, diese günstigen Vorhersagungen nicht in Erfüllung gehen; ein neuer Beweis, daß Fruchtbarkeit des Bodens, Reichthum von Metalladern und eine unermeßliche Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen nur als sehr unverlässige Anzeichen von dem Glück und der Wohlfahrt eines Volkes betrachtet werden können, und daß diese eine festere Grundlage durch öffentliche Erziehung und weise Institutionen bedürfen. — Und diese Elemente eines gedeihlichen Volkslebens waren es, welche der Nation fehlten, die das spanische Joch abgeschüttelt hatte. Als die Freiheit sich auf diesem Boden niederließ, fand sie nichts als tiefe Unwissenheit bei allen Klassen der Bevölkerung, eine tiefgewurzelte Gewöhnung an die spanische Gewaltherrschaft, eine seit mehreren Jahrhunderten her festbegründete Allgewalt der Mönche und Priester; wo sollte man mitten in einem so verwahrlosten Zustande der Dinge Männer finden, die fähig gewesen wären, die Leitung der Revolution zu übernehmen; wo sollte man, wie bei ihren Brüdern in Nordamerika, Minister gleich einem Madisson, Adams und Munroe, oder Feldherrn wie Washington, oder Gesandte wie Jefferson und Francklin finden? Nur Ein Mann stand durch Geist und Erziehung auf gleicher Höhe mit den Ereignissen seiner Zeit und besaß die Fähigkeit, sie zu begreifen — Bolivar. Sein Leben und sein zu frühzeitiges Ende sind zu bekannt, als daß wir hier länger dabei verweilen sollten; wie aber auch immer die Fehler beschaffen gewesen seyn mögen, die man ihm als General oder Präsidenten einer Republik machen kann — er hat einen Namen hinterlassen, den Neid und Undankbarkeit vergeblich zu beflecken suchen werden. Auf der großen Schaubühne des amerikanischen Befreiungskampfes tritt kaum Einer auf, der neben ihm genannt werden könnte; an Guerrero's Namen allein knüpfen sich merkwürdige Erinnerungen, und ich schätze mich glücklich, als der Erste genauere Mittheilungen über das Leben eines Mannes geben zu können, der aus der untersten Klasse des Volkes hervorgegangen, eine Zeit lang, nicht ohne Ruhm, an der Spitze einer Republik erschien.

Don Juan Guerrero war ein Mulatte und zu Tirtla, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Meriko, geboren. Die Armuth seiner Eltern erlaubte ihnen nicht, ihm eine sorgfältige Erziehung geben zu lassen, doch blieb er nicht ganz ohne Unterricht, da ein gutmüthiger Landpfarrer es über sich nahm, ihm einige Kenntnisse beizubringen. Völlig vermögenlos finden wir ihn mit seinem fünfzehnten Jahre in einer Gesellschaft von Maulthiertreibern, einem Schlage Menschen, der in Europa, die Gebirgsgenden Spaniens ausgenommen, nicht seines Gleichen hat, und sich durch eine eigenthümliche Liebe zur Unabhängigkeit auszeichnet; lange Reisen und ein beständiger Wechsel von günstigem und mißgünstigem Geschick gibt diesen Leuten eine Art praktischer Philosophie, Stolz der Gesinnung und ohne eigentlichen Unterricht eine Verstandesbildung, die eine Unterhaltung mit ihnen eben so originell als anziehend macht. In dieser Schule war es, wo der junge Merikaner jenen Haß gegen Despotismus einsog, den wir später mit solcher Kraft hervorbrechen sehen werden.

Eine erstaunliche Körperstärke, ein ausdrucksvolles Gesicht und eine vollendete Geschicklichkeit in allen Uebungen waren die Gaben, welche die Natur dem jungen Guerrero verliehen hatte; dabei besaß er einen lebhaften Geist und eine fröhliche Gemüthsart, was ihn zum Abgott aller seiner Kameraden machte. Man mußte ihn sehen und hören, wie er auf dem Wege von Vera-Cruz und Acapulco, durch seine Einfälle und muntern Lieder den Arrieros die langen Tagreisen verkürzte; oder wenn er am Abende an irgend einem gegebenen Stoffe seine natürliche Beredsamkeit aus dem Steigreif übte, und mit seinen kühnen Bildern die zahlreichen Zuschauer in Erstaunen versetzte. Besonders gern ließ der muntere Maulthiertreiber sein Talent unter den Indianerstämmen glänzen, deren verschiedene Mundarten er mit einer ihm ganz eigenthümlichen Gabe der Auffassung gelernt hatte und so geläufig wie seine Muttersprache redete. Vorzüg-

lich gefiel ihm die der Pinthos, unter denen er auch am liebsten verweilte. Man muß die Gewalt eines mündlichen Vortrages, der mit Feuer und Geläufigkeit an ein noch wenig civilisirtes Volk gehalten wird, kennen, um den fast zauberhaften Einfluß zu begreifen, den Guerrero über diese Menschen von heftigen und leicht erregbaren Leidenschaften ausübte. Liebe zu den Weibern und zum Spiel, die man so vielen berühmten Rednern, von Marc Anton bis auf Gerbier, von Cäsar bis auf Mirabeau vorgeworfen hat, beherrschten den jungen Mulatten im höchsten Grade: noch erzählt man sich in den Häfen von Meriko bis auf diese Stunde die verliebten Abenteuer und kühnen Streiche seines wilden Jugendlebens, denen endlich die Ehe ein Ende machte. Guerrero heirathete ein Mädchen aus seinem Geburtsorte und man muß es zu seinem Lobe sagen, daß er fortan in seinem Benehmen größere Zurückhaltung bewies und nicht mehr wie früher zu öffentlichem Aergernisse Anlaß gab.

Guerrero befand sich zu Tixtla, im Monat September 1819, als die Revolution ausbrach, und es läßt sich denken, welchen Eindruck sie auf diesen heißen Kopf, auf diesen leidenschaftlich gewaltigen Menschen machte, dem stets ein Fluch gegen das Joch des Mutterlandes auf der Zunge schwebte. Der Tag, so viele Demüthigungen und so große Anmaßung zu rächen, war endlich gekommen! Gewandt und muthig, wie Guerrero war, gelang es ihm in wenigen Monaten, sich zu einem der einflußreichsten Häupter der Jorkinos oder Liberalen aufzuschwingen. Schwer aber, und fast unmöglich würde es seyn, ihm in der ersten Zeit der Revolution überallhin zu folgen, auf so unbegreifliche Weise schien er sich zu vervielfältigen. Bald sieht man ihn bei seinen alten Freunden, den Pinthos und andern benachbarten Indianerstämmen, um von ihnen Mannschaft und Lebensmittel für das republikanische Heer zu erhalten; bald erblickt man ihn als Adjutanten Iturbide's, und als unermüdlichen Waffengefährten Vittoria's und Santanna's, überall wo der Feind anzugreifen, eine Stellung zu nehmen, eine wichtige Maßregel zu ergreifen, eine gefährliche Aufgabe zu lösen ist. So, ganz dem Vaterlande geweiht, ist er entschlossen, nicht zu ruhen und zu rasten, bis das kastilianische Joch gebrochen ist, und endlich erscheint der lang ersehnte Augenblick, wo General Morillo und das spanische Heer durch Niederlagen zu Lande und Unfälle zur See genöthigt sind, sich wieder nach Europa einzuschiffen. Meriko hat seine Unabhängigkeit errungen.

Aber nun entsteht die Frage, unter welcher Form soll der neue Staat aufleben? Die Herzen aller aufrichtigen Patrioten vereinigten sich in dem Wunsche, eine Föderativverfassung gleich der nordamerikanischen hergestellt zu sehen. Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung: ein einflußreicher Mann und seine Partei vereitelte ihn. Iturbide wollte die Rolle Bonaparte's spielen und nachdem er sich vom General zur höchsten Gewalt aufgeschwungen hatte, träumte er von einem Kaiserthum, dessen Krone er sich auf das Haupt setzen wollte. Um das Unglück innerer Zwietracht und eines Bürgerkrieges zu verhüten, entschlossen sich Guerrero und seine Freunde, wiewohl nur mit Widerwillen, der Junta einen Vorschlag zu machen, gemäß dem Meriko unter der Herrschaft eines spanischen Prinzen für unabhängig erklärt werden sollte — eine versöhnende Ausgleichung, welche darauf berechnet war, die getheilten Meinungen einander näher zu bringen und den inneren Frieden auf lange hinaus zu befestigen. Man geht diesen Vorschlag ein und Niemand zweifelt an einer befriedigenden Antwort Ferdinands, der auf allen Punkten in der neuen Welt geschlagen, wie man mit Gewißheit voraussehen zu können glaubt, zu einer so erwünschten Ausgleichung die Hand bieten wird. Allein wie groß war das Erstaunen der Merikaner, als sie ihre Anträge schmachvoll zurückgewiesen sahen! Nun kannte der Kongreß keine Mäßigung mehr, überall werden die alten Nationalfarben zerrissen, die Verbannung der Spanier wird ausgesprochen und Don Augustin Iturbide am 18ten Mai 1822 zum Kaiser von Meriko gekrönt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

I. Italien.

2. Die Maremmen.

(Schluß.)

„Sobald wir zu Pferde saßen, führte uns der Fattore nach dem Theil der Pachtung, wo die Erute bereits begonnen hatte. Breite goldgelbe Streifen zogen sich über die wellenförmige Oberfläche des Bodens fern nach der See hin; und endlich bekamen wir eine Art Heer in Schlachtordnung, die Befehlshaber zu Pferde mit Lanzen in der Faust, pünktlich an ihren Standorten haltend, zu Gesicht. Wir ritten an mehreren von Ochsen gezogenen Karren vorbei, die mit Brod für den Verbrauch der Arbeiter beladen waren. Vor uns erblickten wir nun eine lange Reihe, wohl an die tausend Schnitter, rund um einen unabsehbaren Feldstrich Korn, das lautlos unter ihren Sicheln sank, während zwölf zu Pferde hinter ihnen haltende Arbeitsaufseher sie bewachten und antrieben. Bei unserer Annäherung erhoben sie einen lauten Jubelruf, der weithin über die einsamstille Fläche hallte und als eine Begrüßung für den Herrn gemeint war. Bald nachher fuhren die Karren, an denen wir vorübergeritten waren, heran und hielten im Schatten einiger Eichen, die man vorsorglicherweise in der Mitte der Ebene stehen gelassen hatte. Auf ein gegebenes Zeichen verließen die Schnitter ihre Arbeit, und zogen insgesammt an uns vorüber. Es waren ihrer gleichviele Männer und Weiber, Alle aus den Abruzzen gebürtig. Die Männer waren hübsche Gestalten, die Weiber dagegen abschreckend häßlich. Sie troffen von Schweiß, denn die Hitze war furchtbar. Wiewohl sie erst vor wenigen Tagen ihre Berge verlassen hatten, so begann doch schon die Malaria ihre Wirkungen unter ihnen zu äußern. Es waren zwar bis jetzt nur zwei von dem Fieber befallen werden, allein die Zahl der Kranken würde nun — sagte man mir — mit jedem Tage steigen, so daß am Ende der Erute kaum noch die Hälfte der Arbeiter übrig bleiben würde. „Was wird denn aus diesen armen Leuten?“ fragte ich. „Wir geben ihnen ein Stück Brod und schicken sie fort.“ — „Wo gehen sie aber hin?“ —

„Sie kehren nach ihren Bergen zurück: Einige davon sterben unterwegs und die Andern erreichen ihre Heimath, von Krankheit und Mühsal erschöpft, um den nämlichen Versuch das nächste Jahr wieder zu machen.“ — Das heutige Mahl sollte ein Festmahl geben; der Pachtherr hatte nämlich, um seinen Besuch desto willkommener zu machen, zu Genzano zwei Wagen voll Wassermelonen gekauft, die nun an die Schnitter mit dem Brode, sonst gewöhnlich ihre einzige Nahrung — ausgetheilt wurden. Die Augen der armen Leute hingen unverwandt an diesen schönen Früchten und unbeschreiblich war die Freude, die aus ihren Gesichtern leuchtete, als die großen Messer das rothe Fleisch und den erquicklichen Saft zum Vorschein brachten und ringsum einen köstlichen Duft verbreiteten. Sie halten des Tags drei Mahlzeiten, wodurch ihre Arbeitszeit in zwei Hälften geschieden wird, und dürfen in der Mitte des Tags zwei Stunden schlafen. Um diese Zeit bringt ihnen der Schlaf keine Gefahr; allein die Erde bleibt auch ihr Bette, wenn der kalte Nachtthau darauf gefallen ist, und so bringen sie die Nacht auf dem feuchten Rasen mitten in schweflichten Ausdünstungen zu. Ihre Arbeitsherrn sagen, es würde zu viel Zeit verloren gehen, wenn sie zum Schlafen jeden Abend nach dem in diesen ausgedehnten Pachtungen sehr weit entfernten Casale zurückkehren wollten.“ —

So wandern denn für eine Summe von etwa zwölf Gulden, als worauf sich der Lohn eines Schnitters während der zwei Erntewochen beläuft, Tausende dieser armen Leute fünfzig bis sechzig Meilen hin und wieder zurück, um in den pestgeschwängerten Niederungen der Maremmen zu arbeiten, mit der Aussicht, das Fieber zu bekommen und entweder fern von der Heimath wegzusterben oder kränklich und entkräftet nach Hause zurückzukommen. Solcher Art ist, solcher Art war schon vor Jahrhunderten die Lage der Bauern in den gepriesensten Gegenden Italiens. Zu den Zeiten der alten Römer wurde das Land von Sklaven bebaut, die man für nicht viel Besseres, denn als Vieh, ansah und über deren Leib und Leben die Eigenthümer unbeschränkte Gewalt hatten, sie nach Lust und Laune schlagen, verstümmeln oder tödten konnten. Das Christenthum bewirkte hier eine große Veränderung: die Sklaven wurden zunächst Leibeigene, die, an den Boden gebunden, ein gewisses Maß von Arbeit für ihre Herrn verrichten mußten, hinsichtlich ihrer Personen aber doch unter den Schutz der Gesetze zu stehen kamen. Allmählich wurden die Leibeigenen in dem größten Theile von Europa freigegeben, und wiewohl die Meisten von ihnen arm blieben, so konnten und durften sie nun doch frei über ihre Arbeit verfügen und sie dahin bringen, wo man sie am besten bezahlte. Damit geschah so viel, als menschliche Gerechtigkeit und wohlwollende Gesinnung bis jetzt für den Bauernstand in Europa seit 1800 Jahren zu thun vermochte. Jede **weitere** Verbesserung in seiner Lage muß lediglich das Ergebniß eines langsamen, durch die Verbreitung heilsamer Kenntnisse zu beschleunigenden Fortschreitens in dem allgemeinen Zustande der Gesellschaft seyn.

Die einzige ständige Bevölkerung in den Maremmen bilden die Kuh- und Büffel-Hüter und die Forstschützen. Erstere sind immer beritten und mit einer Lanze bewehrt, mit der sie die wilden Kühe und grimmigen Stiere, die man hier in diesen Flächenöden herumschweifen läßt, in Respekt halten. Diese Viehhüter führen ein Leben frei und unabhängig, wie nur der Araber in der Wüste; sie erhalten einen bestimmten Jahreslohn und ziehen sich nebstdem gemeiniglich eigenes Vieh auf, das mit den Heerden weiden darf. In den Sommermonaten ziehen sie sich nach den schattigen Forsten zurück, die längs der Seeküste hinlaufen, und wo die Luft minder ungesund, als auf den offenen Ebenen, ist. Hier suchen auch den Verfolgungen der Gerechtigkeit entflohene Verbrecher bergende Unterkunft und werden manchmal als Waldschützen oder Büffeltreiber von den Leuten der benachbarten Pachthöfe in Dienst genommen.

Finanzen von Griechenland.

Das französische Ministerium hat aus Gelegenheit des griechischen Anlehens den Kammern einige Dokumente über die griechischen Finanzen mitgetheilt, in der Absicht, zu beweisen, daß dieses Land in kurzer Zeit im Stande seyn werde, sich aus seiner jetzigen Erschöpfung zu erheben, und seine Verbindlichkeiten gegen seine Schuldner zu erfüllen. Diese Dokumente sind höchst mangelhaft, enthalten aber doch einige nicht uninteressante Angaben über den gegenwärtigen Zustand des Landes.

Die Haupteinkünfte des Staates bestehen in der Verpachtung der Nationalgüter und der Zehnten. Die ganze Ausdehnung der Güter, welche Zehnten bezahlen, betrug im letzten Jahre des Gouvernements von Capodistrias 10,600,000 Stremas (jeder zu einem halben Morgen pariser Maßes). Davon fielen auf die Halbinsel Morea 6,825,000 Stremas, nämlich 4,936,000 Str. Nationalgüter und 1,825,000 Str. Privatgüter. Die ganze Oberfläche der Halbinsel beträgt 9,750,000 Str., so daß etwa 5,000,000 auf Felsen, Straßen, Städte, Flüsse u. s. w. fallen. Der Bruttoertrag von Morea betrug unter der türkischen Herrschaft 40,000,000 Franken, wovon der Tribut, welcher an die Pforte bezahlt wurde, etwa 16 Millionen wegnahm. Der gegenwärtige Ertrag wird nur zu 9 Millionen Franken angegeben, von welchem die Regierung etwa 2 Millionen als Pachtzinse und Zehnten erhebt. Der Ertrag eines Morgens ist daher auf etwa 2½ Franken berechnet, was in einem Lande, das Rosinen, Oliven, Feigen, Orangen, Seide, Baumwolle und Tabak hervorbringt, so sehr unter aller Wahrscheinlichkeit ist, daß kein Zweifel seyn kann, daß die Pächter einen großen Theil der Produkte vor der Regierung verheimlicht haben, obgleich natürlich die große Zerstörung von Gebäuden, von Kapital aller Art, das Niederhauen der Bäume, und das Elend, das der Krieg nach sich gelassen hat, die Produktion sehr vermindert haben müssen; aber mit der Einführung einer regelmäßigen Regierung, mit der Beschützung des Vermögens und mit der wiederkehrenden Ruhe muß sich das Land bald wieder erholen; die einzige Kultur der Rosinen betrug vor 15 Jahren 16 bis 18 Millionen Franken jährlich; und es ist nicht zu bezweifeln, daß der Ertrag der Zehnten und Pachtgelder sich von Jahr zu Jahr bedeutend heben muß.

Die zweite Hauptquelle der Staatseinkünfte besteht in den Douanen, sie betrugen in den letzten Zeiten von Capodistrias 2,000,000 Phönix (400,000 preuß. Thaler oder 1,700,000 Franken). Ihr Ertrag steht in keinem Verhältnisse zu den Hülfsmitteln des Landes; sie sind im Allgemeinen sehr niedrig, so daß sich die Konsumtion im Verhältnisse des Wiederauflebens des Ackerbaues und der Industrie heben wird, um so mehr als die Gegenwart einer deutschen Regierung und eines französischen Truppenkorps das Bedürfniß fremder Waaren schnell verbreiten muß.

Weiderecht. Es ist gegenwärtig zu etwa 500,000 Phönix jährlich berechnet; wird auf eine fast willkürliche Art von den Civilbeamten erhoben, jedes Stück Vieh bezahlt 2 bis 6 Paras jährlich. Die Einnahme würde bei einer regelmäßigen Verwaltung weit bedeutender seyn, aber da der Ackerbau sich in demselben Verhältniß auf Distrikte ausdehnen wird, welche jetzt brach und als Weideland liegen, so wird die Zahl der Heerden eher ab- als zunehmen. Die Salzsteuer beträgt 4 Paras auf 1 Oka (d. h. auf 3½ Pfund) oder etwa 1½ Centimes auf 1 Pfund französisches Gewicht. Diese Steuer ist äußerst niedrig, und wenn man bedenkt, daß in Frankreich jeder Kopf etwa 2 Franken jährlich Salzsteuer bezahlt, so läßt sich berechnen, daß auch eine weit mäßigere Steuer für

die 1,200,000 Einwohner von Griechenland leicht das Zehnfache des jetzigen Ertrages der Salzsteuer (welcher 150,000 Phönix beträgt) eintragen kann. Vermöge der unvollkommenen Finanzverwaltung waren die Salzpächter bisher im Stande das Salz um den dreifachen Preis der Steuer zu verkaufen, ohne daß es von Seite des Volkes Klagen erregt hätte; dieser Ueberschuß wird künftig der Staatskasse zufallen.

Die Staatseinkünfte betrugen vor der Ankunft des neuen Königs jährlich:

1) Zehnten und Pachtgelder der Nationalgüter	5,100,000	Phönix
2) Betrag der Douanen	2,000,000	—
3) Weidegerechtigkeit	800,000	—
4) Steuern auf bewohnte Häuser . .	80,000	—
5) Pacht der Salinen und Zoll auf fremdes Salz	150,000	—
6) Pacht der Fischereien	125,600	—
7) Seepässe und andere Sporteln . .	65,500	—
	5,819,100	—

Vermischte Nachrichten.

Der Missionär Herr Karl Gußlaf, ein Preuße von Geburt, gibt in dem „Chinese Repository“ (Mai 1852) folgende Nachrichten über Siam: „Dank dem Schutze jener Vorsehung, die Alles leitet, fand ich in dem Palaste wie in den Hütten Zutritt, und wurde gegen meinen Wunsch oft in erstern berufen. Kho-la-hui, der jüngere Bruder des verstorbenen Königs und rechtmäßiger Thronerbe, ist ungefähr 25 Jahre alt und mit einigen Talenten begabt, die aber unter einem noch sehr kindischen Wesen befangen sind. Er spricht englisch, kann ein wenig schreiben, ahmt die Arbeiten europäischer Künstler nach, ist ein entschiedener Freund der europäischen Wissenschaften und des Christenthums, bemüht sich um die Freundschaft eines jeden Europäers, unterhält sich mit ihm auf das Vertraulichste, und bezeigt ein lebhaftes Verlangen zu erlernen, was nur immer möglich. Er wird von der ganzen Nation geliebt, die unter dem Druck unerschwinglicher Abgaben seufzt. Allein sein älterer Bruder, Tscho-la-ye, der Priester geworden, ist noch beliebter. Wenn sie auf den Thron gelangen, wird eine große Veränderung in der Staatseinrichtung von Siam sich ergeben, vielleicht aber wird man dabei nur zu rasch zu Werke gehen. — Der Sohn des Phra-klang, oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist ein Mann von höherm Verstand, aber sehr ränkevoll, was ihn am Hofe gefürchtet und den Fremden gefährlich macht. Er hegt gegen seine ganze Nation eine tiefe Verachtung, beugt sich aber vor Jedermann, von dem er sich einen Vortheil verspricht. Tscho-Nia, Schwager des Königs, ist ein junger Mann von achtungswürdigen Talenten, hat aber die unglückliche Gewohnheit, Opium zu rauchen. Der verstorbene Kroma-sem-tom, ein Bruder des Königs und Großrichter des Königreiches, war ein Mann, durch den ich meine Ansichten an den König gelangen lassen konnte. Ausdrücklich von ihm eingeladen, brachte ich ganze Stunden im Gespräche mit ihm zu, insbesondere über christliche Religion, und oft auch über den Charakter des englischen Volkes. Obgleich von sehr unordentlicher Lebensweise, bat er mich doch, die Erziehung seines Sohnes, eines sehr schwachsinnigen Geschöpfes, zu übernehmen. Dieß schien mir eine günstige Gelegenheit, den angesehensten Mann des Königreiches von den Wahrheiten des Christenthums zu überzeugen, und ich verfaßte auf seinen Wunsch eine Abhandlung über die christliche Religion; er lebte aber nicht lange genug, um sie zu lesen, denn er verbrannte zu Anfang des Jahres 1851 in seinem Palaste. — Kromaikhan, Schwager des vorigen Königs, ein ernster Greis, nahm meine Hülfe als Arzt in Anspruch, um sich von mir ein Geschwür in der linken Seite heilen zu lassen; allein sein stolzer Sohn verschmähte es, die Hülfe eines Barbaren anzunehmen, die Aerzte des Königs wollten meinen Rath nicht befolgen und der Kranke starb bald nachher. Indeß diente dieses Ereigniß, mich dem gegenwärtigen Könige zu empfehlen, der eine natürliche Vorliebe für die Europäer hat, und mich ersuchen ließ, das Königreich aus keinem Grund irgend einer Art zu verlassen, sondern vielmehr mich bei Hof als Arzt anstellen zu lassen. Naya-me-tap, der Oberfeldherr des siamesischen Heeres, der aus dem Kriege gegen die Laos oder Chans siegreich zurückgekehrt war, wurde mit Gunstbezeigungen des Königs und mit der Beute einer dem Untergange nahegebrachten Nation überhäuft. Eine schwere Krankheit bewog ihn, mich rufen zu lassen; er versprach mir, wenn ich ihn heilen würde, Geld die Menge, hat aber nie daran gedacht, sein Wort zu halten; als er genesen war, erwies er mir die hohe Ehre, mich an seiner Seite niedersitzen zu lassen und mit mir über verschiedene wichtige Gegenstände zu sprechen. — Pava-rat, ein Mann, der von dem ganzen chinesischen Adel gehaßt ist, sowohl wegen seines ränkevollen und niedrigen Charakters, als auch weil er sich als Spion an die Gränze von Cochinchina schicken ließ, drang in mich, ihm das Wesen des Evangeliums zu erklären. Zum Lohn für die Mühe, die ich mir gegeben hatte, machte er mir ein Geschenk von getrockneten Fischen. — Die Mutter des Fürsten Kroma-zorin, eine der Frauen des verstorbenen Königs, verglich die christlichen Lehren mit denen der Buddhisten, und verschaffte mir eine Unterredung mit einem der gelehrtesten buddhistischen Priester, den sie ganz besonders unter ihren Schutz genommen hatte. Obgleich sie einen Tempel hatte erbauen lassen zur Aufnahme der Priester des Buddha, um dort unausgesetzt für ihren erst kurz vorher verstorbenen Sohn zu beten, so hielt sie es doch für nöthig, mit ihrem ganzen Gefolge die neue Lehre zu hören, von der man in der jüngsten Zeit viel am Hofe zu sprechen anfing. — Die Chinesen kommen in großer Anzahl nach Siam, vorzüglich aus dem östlichsten Theile der Provinz Canton, Tschaou-Tscheou-fou. Es sind meistens Landbebauer, während ein anderer Stamm aus Kanton, Kih oder Ka genannt, größtentheils aus Handwerkern besteht, und die Auswanderer der Provinz Fouk-kian fast lauter Schiffer oder Kaufleute sind. Die aus der Insel Hainan treiben meistentheils das Geschäft von Hausirern oder Fischern, und bilden die ärmste, aber auch die fröhlichste Klasse. Nach zwei oder drei Generationen sind die hervorstechenden Züge des chinesischen Charakters völlig verwischt, und diese Menschen, die einem Volk angehören, das wegen seiner hartnäckigen Beharrlichkeit in seinen Sitten und Gebräuchen so bekannt ist, werden ganz und gar in Siamesen verwandelt.“

*

Unter den Festlichkeiten, die in Spaniens Hauptstadt, bei Ableistung des Eides der Cortes, angestellt wurden, durften natürlich die Stiergefechte nicht fehlen. Drei solche fanden auf der Plaza Mayor statt. Das erste, das königliche Stiergefecht genannt, bot einen wahrhaft großartigen Anblick. Am bestimmten Tage fanden sich die königlichen Majestäten Nachmittags fünf Uhr an Ort und Stelle ein, und nahmen auf dem Hauptbalkone der Casa Real de Panaderia unter einem prachtvollen Baldachin Platz. Die übrigen Balkone des Gebäudes waren von den Mitgliedern der königlichen Familie und ihrem Gefolge eingenommen, während alle Fenster, die nach dem Platze sahen, voll von Zuschauern waren. Vor Allem zogen auf der Plaza vier Caballeros die Augen auf sich; es waren dieß keine Toreadors von Profession, sondern Dilettanten von Stand, welche in altspanischem Kostüme, die Stiere zu Pferde und mit kurzen Lanzen, Rejoncillos genannt, angreifen sollten. Die Herzoge von Berwick, von Frias, von Florida Blanca und Infantado waren ihre Schutzherren, in deren Wägen sie auch rings um den Kampfplatz fuhren, wobei sie von den vier Herzogen begleitet und zuletzt den königlichen Majestäten vorgestellt wurden. Als sie dem königlichen Balkone gegenüber gekommen waren, stiegen sie zu Pferde und der Kampf begann, der für zwei Ritter unglücklich ausfiel, da sie durch die wüthenden Stiere von den Pferden herabgestürzt wurden, und tödtlich verwundet vom Kampfplatze hinweggetragen werden mußten. Es waren sieben Stiere, mit denen die „Caballeros en Plaza“ fochten. Hierauf kamen nach der Reihe die Picadores, Matadores und endlich die Toreros, die mit verschiedenen Stieren kämpften. Die Gefechte dauerten bis acht Uhr Abends, wo die hereinbrechende Dunkelheit den blutigen Spielen ein Ende machte. Auch die beiden andern Stiergefechte an den folgenden Tagen zogen eine unermeßliche Anzahl von Zuschauern herbei. Am zweiten Tage traten drei neue Caballeros auf, die jedoch glücklicher waren als ihre Vorgänger. Am dritten Tage wurde die Arena durch Schirme in zwei Hälften getheilt, so daß man zwei Stiergefechte zu gleicher Zeit sehen konnte. Die Festlichkeiten beschloß ein Simulacro oder Scheingefecht, in welchem 50,000 Mann manövrirten; die eine Hälfte vertheidigte dabei Madrid, die andere stellte sich, als wollte sie es nehmen. Erstere blieb nach der Verabredung Sieger. Das Schlachtfeld war auf der Ebene rechts von der Straße nach Alcala. Die königlichen Majestäten sahen den Manövern von dem Belvedere des Buen Retiro aus zu.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 210. 29 Julius 1833.

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

I. Italien.

3. Das südliche Italien.

In der Landschaft Neapel oder dem „gesegneten Campanien," wie es wegen der großen Fruchtbarkeit seines Bodens und wegen seines heitern Himmels genannt wird, sind die Bauerngüter im Allgemeinen klein. Das Korn trägt acht- bis zehnfältig, und das Feld bleibt nicht zeitenweise für ein Jahr brach liegen, sondern wird eingepflügt und mit neuer Frucht besäet. Nicht selten wird es unmittelbar nach der Ernte mit dem Scharlachklee angesäet, der, wenn er in Blüthe steht, wie ein über die grünen Fluren gebreiteter Purpurteppich aussieht. Reihen von Ulmen und Maulbeerbäumen, mit Rebengewinden behangen, scheiden die mancherlei Grundstücke, während in den Gärten der Feigen-, der Citronen- und der Orangenbaum frei und zu ihrer vollen Größe aufwachsen. Die hohen Bergrücken geben reiche, vor der Hitze und der Dürre der Ebenen sichere Triften; die Halden sind mit Kastanienwäldern bedeckt, deren Früchte dem Armen ein wichtiger Nahrungstheil sind; die niedrigeren Abhänge aber nehmen Olivenpflanzungen ein, die eine werthvolle und leichte Ernte gewähren. In dieser hochbegünstigten Erdgegend fällt es den Einwohnern, bei all' ihrem Mangel an Arbeitsthätigkeit, nicht schwer, sich den täglichen Lebensbedarf zu verschaffen. Ihre Hütten zeugen wohl in vielen Fällen von träger Unsauberkeit, aber selten von dürftigen Umständen. Der Pachtzins wird bisweilen in Geld, bisweilen in Natura, als in Korn, Oel u. s. w. entrichtet. Die Pachtverträge werden gewöhnlich mit jeder neuen Geschlechtsfolge auch wieder neu abgeschlossen. Der Pächter ist ein Landmann, ohne weiteres eigenes Vermögen; er bebaut seine Pachtung hauptsächlich mit Hülfe seiner Familie. Es fehlt diesen Leuten nicht an manchen häuslichen Lebens-Bequemlichkeiten; sie haben gute Betten, grobes, aber gutes Linnenzeug, einen Tisch, einige Stühle und einen großen Kleiderschrank. Die ganze Familie langt aus Einer Schüssel mit den Fingern zu und trinkt aus Einem Glase. Uebrigens sind sie in ihrer Weise gastfrei, ungeschlacht freilich und ungebildet, da sie nicht, wie die toskanischen Landleute, Gelegenheit zum Verkehr mit den besser erzogenen Ständen haben. Nur Wenige können lesen, schreiben oder rechnen; manchmal kennen sie kaum den Namen ihres Grundherrn. Die Weiber putzen sich an Sonn- und Festtagen stattlich heraus und haben meistens goldene Ohrringe, Halsband und Kreuze von Gold. Feldarbeiter erhalten für den Tag zwei Karlini (24 Kreuzer) und zur Erntezeit etwas mehr. Uebrigens werden sie nur einen kleinen Theil des Jahrs in Dienst genommen, weßhalb sie ihre übrige Zeit zu Holzhauen in den Wäldern, Kohlenbrennen und anderen Geschäften und Geschäftchen, wie sich eben die Gelegenheit gibt, verwenden. Sie bieten sich den Reisenden als Führer an, und zwar unter der prunkhaften Benennung eines „Cicerone;" manchmal schließen sie sich auch, in Ermangelung einer andern Dienstbeschäftigung, den Banditi bei einem Raubzuge an, eben nur, um ihr Glück zu versuchen, worauf sie dann wieder ruhig in ihr heimisches Dorf und zu ihren ländlichen Beschäftigungen zurückkehren. Krüge oder Weinschenken gibt es in großer Zahl und nach diesen läuft, an Sonn- und Festtagen, nach der Messe, das müßige Volk, um zu spielen und zu zechen. Dieß war ehedem die Quelle häufiger Streitigkeiten, die nicht selten blutig und mit Mord endigten. Nach den jetzigen Gesetzen aber (und die neapolitanische Kriminaljustiz hat sich einigermaßen verbessert) ist der Weinschank für alles Unheil, das in seinem Hause vorfällt, verantwortlich, und Freistätten für Verbrecher gibt es auch nicht mehr, so daß die Leute mit Messerstichen nicht mehr so flink bei der Hand sind. Die Pächter besuchen indessen die Weinschenken nicht viel; sondern ziehen es vor, ihren eigenen Wein zu verkaufen und an Feiertagen daheim zu bleiben, um ihre Kinder die Tarantella tanzen zu sehen. Diesen Tanz bekommen sie nie satt.

Die Weinlese ist eine Zeit allgemeiner Lust und Fröhlichkeit. Man pflanzt die Reben dicht und läßt sie üppig ranken und sich in hohen Gewinden von Baum zu Baum schlingen, so daß sie schattige Laubengänge bilden, in welche die Sonnenstrahlen kaum dringen können. Zur Zeit der Weinlese haut ein Mann zuerst die mittleren Aeste zwischen einem Baum und dem andern ab, so daß ein Durchweg für das Fuhrwerk gewonnen wird. Auf diesem, einem von einem wohlgenährten Ochsen gezogenen Karren, steht eine große Kufe; die Männer tragen schmale Leitern bei sich, auf denen sie auf die Bäume steigen, und wenn sie dann ihre Körbe gefüllt haben, so reichen sie sie den Weibern

unten hinab, die ihren Inhalt in die Kufe leeren. Scherz und munterer Gesang versüßen dem Winzer die Arbeit, während der Pächter schweigend ihrem Fortgang zuschaut, und den Ertrag der Ricolta (Weinernte) überschlägt. Wenn die Kufe voll ist, so zieht der Ochse den vor Trauben schwankenden Karren nach den Tretfässern. Die Frucht wird hineingeworfen und dann von einem Manne mit den Füßen getreten oder gekeltert; der Saft läuft nun in ein niedereres Faß ab und muß hier gähren. Diese Fässer sind viereckig, von Backsteinen oder sonst aufgemauert und oben offen. Ist das Wetter trocken, so läßt man den Most fünf Tage lang gähren — regnet es aber, einen oder zwei Tage länger. Die Häute oder Hefen thut man dann in eine Preßkelter mit Wasser und gewinnt so eine Art geringen Weins, der das gewöhnliche Getränk der Arbeiter ist. Eine andere Art Wein bereitet man, indem man nach 24 Stunden Einiges von dem Moste oder neuen Weine aus dem Fasse schöpft und es in leinene Säcke gießt, die über eine andere Kufe aufgehängt werden, in welche dann der Saft durchträufelt. Der so zubereitete Wein heißt Lambiccato; *) er ist süß und blaß, hält sich nicht und wird, wiewohl er nicht gesund ist, von den Leuten gar gern getrunken. Man wiederholt die oben beschriebene Vorrichtung mehrere Male, um ihn zu klären und alle weitere Gährung zu verhindern. Sie pflegen mit diesem Wein alten, der sauer oder abgestanden geworden ist, zu mischen. Man kocht auch wohl eine gewisse Quantität Most und mischt ihn dann mit dem übrigen; die auf diese Art zubereiteten Weine halten sich länger. Zwei Jahre nach seiner Bestockung wird der Weinstock fruchttragend und bleibt es sechzig Jahre lang und darüber.

In den andern Theilen des Königreichs Neapel gestaltet sich die Lage der Landbevölkerung je nach dem Klima, den Oertlichkeiten und der Beschaffenheit des Bodens verschieden. In den Abruzzen sind die Einwohner hauptsächlich Schäfer, die jedes Jahr mit ihren Heerden nach den Ebenen der Puglia hinüberziehen. Ihre Familien begleiten sie und helfen ihnen bei der Bereitung von Käse aus Schaf-, Kuh- und Büffel-Milch, wofür sie berühmt sind. Diese Bergbewohner sind ein biederer, mit Wenigem zufriedener, erwerbthätiger Menschenschlag; die Männer kleiden sich in Schaffelle, und um die Weihnachtszeit kann man Schaaren derselben, die Sackpfeife zu Ehren des hohen Festes spielend, in den Straßen Neapels sehen.

Die Bewohner der großen Landschaft Kalabrien sind ein eigenthümlicher Menschenschlag. Unerschrocken, eisenhart und stolz, arbeiten sie wenig und leben äußerst mäßig. Die Nahrungsmittel sind zwar wohlfeil, allein der niedere Liedlohn erlaubt dem Arbeiter nicht, Fleisch, Käse oder Butter zu kaufen: ein kalabresischer Bauer hält sein Mahl mit einer Handvoll Wolfsbohnen, ein paar Kastanien und vier Loth Brod. Kann er es erschwingen, so trinkt er gewöhnlichen Landwein und zahlt da für die Maß von drei bis zu sechs Kreuzer. Die an der Küste Wohnenden leben etwas besser. Uebrigens verschmäht es der Kalabrese zu betteln; lieber raubt er auf der Landstraße.

Mit dem sicilischen Landvolk, zumal dem im Innern der Insel, steht es noch schlimmer als mit dem kalabresischen. Die Städte und Dörfer wimmeln von Bettlern, und das Elend und die daraus folgende Verderbniß der ärmeren Klassen übersteigen allen Glauben. Während die Küsten der Insel mit volkreichen und üppigen Städten, deren Einwohner freilich zur Hälfte in einem Zustande von Bettelarmuth oder in einem nicht viel besseren leben, besäet sind, bleiben die fruchtbaren Thäler des Innern zum großen Theile ohne Ertragbarkeit, da die wenigen Landbebauer gerade nur auf den zu ihrem Lebensunterhalte unumgänglich nothwendigen Erwerb, nicht aber auf die Vervielfältigung des Ertrags ihrer Felder, für den sie doch keinen Markt haben, bedacht sind. Der gänzliche Mangel an Straßen oder sonstigen Verbindungswegen, an Kapital und Betriebsthätigkeit von Seiten der großen Landeigenthümer, deßgleichen die unverständigen Sperrfesseln, die der Ausfuhr angelegt sind, tragen mit noch andern, hier nicht weiter auszuführenden Ursachen, zu dem gänzlichen Darniederliegen des Ackerbaues in Sicilien bei. Die Grundsteuer ist in Neapel äußerst hoch und drückend, denn sie beträgt fast $^1/_3$ des veranschlagten Einkommens der Grundstücke, seyen nun diese angebaut oder nicht.

*) Von lambiccare, destilliren, abziehen.

Geschichtliche Erinnerungen aus Süd-Amerika.

Guerrero.

(Fortsetzung.)

Wer immer die Lehren der Geschichte einigermaßen kannte, war überzeugt, daß das wie in einer jähzornigen Aufwallung entstandene Kaiserthum Iturbide's von keiner langen Dauer seyn würde; und wie hätte sich auch denken lassen, daß eben jene Männer, die noch kurz vorher eine Föderativrepublick und demokratische Einrichtungen verlangten, daß ein Volk, das zu den Waffen gegriffen und sein Blut verspritzt hatte, um eine Unabhängigkeit wie die nordamerikanischen Staaten zu erringen, sich nochmals einer monarchischen Regierung hätte unterwerfen sollen? Iturbide besaß übrigens keine andern Tugenden als die eines Soldaten, und Muth war unter so schwierigen Verhältnissen nur ein geringes Erforderniß: ein eiserner Charakter, eine tiefe Einsicht in die Regierungskunst, Erfahrung und Gewandtheit in der Verwaltung waren unentbehrliche Eigenschaften für den Gründer dieses neuen Kaiserreiches; ohne sie war für die neue Ordnung der Dinge kein Heil zu hoffen. Auch sah Don Augustin I sich schon im April des folgenden Jahres wieder herabgestürzt von dem Throne Montezuma's, auf dem sich nur das Genie eines Napoleons würde erhalten haben können.

Nach Iturbide's Sturz glaubte die Junta, indem sie die Föderativrepublik aussprach, keine bessere Wahl treffen zu können, als wenn sie einem der zuverlässigsten Unterstützer der mexikanischen Unabhängigkeit, Vittoria, die Präsidentschaft übertrug. Niemand schien besser geeignet, die Entwicklung der neuen Republik zu fördern, als er, der allgemein in dem Rufe eines Mannes von der untadelhaftesten Rechtschaffenheit und eines kenntnißreichen Staatsmannes stand. Die Ausländer schienen die Meinung der Einheimischen über ihn zu theilen; denn vor-

züglich von diesem Augenblicke an sah man die Schiffe Europa's nach den mexikanischen Häfen strömen. Von Vera-Cruz bis Acapulco sah man einen fast unglaublichen Wetteifer, Fabriken anzulegen und europäische Künste und Gewerbe in Aufnahme zu bringen. Die Engländer insbesondere, stets bereit ihrer Industrie neue Ausfuhrwege zu öffnen, bedeckten mit ihren betriebsamen Kolonien das Land, und zwar mit um so mehr Vortheil und um so weniger Konkurrenz, als das Kabinet von Saint-James sich vor allen beeilt hatte, die Republik anzuerkennen und Gesandte bei ihr anzustellen.

Nachdem der Föderalismus angenommen worden war, galt zwar Guerrero immer noch als einer der besten Generale, die zur Erringung der Unabhängigkeit des Landes wesentlich beigetragen hatten, und blieb deßhalb auch im vollen Genusse seiner Popularität, wurde aber dennoch nicht zum Vicepräsidenten erwählt; erst nachdem die vier Jahre von Vittoria's Präsidentschaft zu Ende waren, brachten Guerrero's Anhänger ihn als dessen Nachfolger in Vorschlag. Wenn man selbst in europäischen Staaten, die lange her schon im Genusse einer freien, auf Volksvertretung gegründeten Staatsverfassung sind, bei den Wahlen so viele Gährung, Umtriebe und Volksbewegungen sieht, um wie viel mehr mußte Dieß erst der Fall seyn bei einem Volke, das vor Kurzem erst das Joch abgeschüttelt hatte, und sich seiner Rechte und Pflichten noch so undeutlich bewußt seyn mußte, während eben so unwissende Männer, die jedoch ihre Ansprüche an die höchste Staatsgewalt mit ihrem Blute besiegelt hatten, mit einander um den Vorrang buhlten. Guerrero stellte eine andre Partei den Kriegsminister unter dem vorigen Präsidenten, Pedraza gegenüber, dessen Anhänger nicht genug zu rühmen wußten, wie viel er für Mexiko's Unabhängigkeit gethan und daß er nicht bloß General, sondern auch ein durch wissenschaftliche Bildung, reife Erfahrung und gewohnte Thätigkeit erprobter Mann sey, unter dem die Republik nothwendig ihren Glanzpunkt erreichen müsse. Die Junta und das Volk waren gleicher Meinung und Pedraza wurde am 20 September 1827 zum Präsidenten erwählt. Guerrero konnte sich für die erlittene Niederlage durch seine Wahl zum Vicepräsidenten trösten; allein ein unglücklicher Ehrgeiz hatte sich des Kopfes dieses Mannes bemächtigt, der vor nicht gar langer Zeit noch mit der bescheidenen Stelle eines Anführers der Arrieros zufrieden, jetzt mit Ehren und Würden überhäuft, sich nur mit der höchsten Staatsgewalt begnügen zu können glaubte. Von diesem unseligen Geiste beherrscht, boten er und seine Anhänger Alles auf, dem neuen Staatsoberhaupte in der öffentlichen Meinung zu schaden. Wenn man sie hörte, war Pedraza nur ein geheimer Agent der Aristokratie und der Geistlichkeit, und nicht an ihm liege es, wenn die alten Unterdrücker Mexiko's nicht eines Tages siegreich wiederkehrten, und an den Freunden des Vaterlandes und der Freiheit blutige Vergeltung übten. Doch Guerrero war nicht der Mann dazu, es bloß bei Worten bewenden zu lassen; als Befehlshaber der Reserven begibt er sich in das Lager von Tixtla, wo er nicht bloß alle Mäßigung abwirft, sondern auch so weit sich fortreißen läßt, den Soldaten, die ihm zum Umsturz der bestehenden Regierung behülflich seyn würden, die Plünderung von Mexiko oder wenigstens der Häuser von Pedraza's Beamten und Anhängern zu versprechen.

Nur allzubald sollte diese unselige Zusage in Erfüllung gehen. Am Abende des dritten Decembers durchzogen Haufen von Pöbel, der für Guerrero gewonnen war, die Straßen der Hauptstadt und stießen Tod und Verderben drohendes Wuthgeschrei aus. „Es leben die Jorkinos! Nieder mit Pedraza!“ war die Losung der wüthenden Banden, und ließ ahnen, was sich in wenigen Stunden begeben sollte. Mit Anbruch des folgenden Tages (4 December 1828) bemächtigte sich Guerrero mit seiner Reserve der Cordada und des Schlosses, und nun, im Besitze der wichtigsten Punkte, kannten die Sieger keine Mäßigung mehr. Man plündert den Palast des Präsidenten und die Wohnungen seiner Minister, den Parian und das Portal, zwei reiche Bazars, die vorzüglich mit europäischen Handelswaaren gefüllt waren. Eben so werden eine Menge englischer und französischer Häuser unverschuldet das Opfer der Wuth des Pöbels und verlieren in wenigen Stunden die Frucht vieljähriger Anstrengungen. Guerrero selbst, nachdem die erste Anwallung vorüber war, beschämt über seinen barbarischen Befehl, eilt mit seinen Adjutanten auf den Schauplatz der Verwüstung und es gelingt ihm, nicht ohne große Mühe, größeren Ausschweifungen Einhalt zu thun. Bei dem Anblick des ungeheuern Unglückes, das er über die Hauptstadt seines Vaterlandes gebracht, kann er nicht umhin, sich selbst bittere Vorwürfe zu machen; allein bald verwischt die Freude, sich als Präsident ausgerufen zu sehen, jede andere trübe Erinnerung aus dieser leichtbeweglichen Seele.

(Schluß folgt.)

Die Feier des Nau-Ruz in Persien.

(Eine Reiseerinnerung in der „Europe littéraire.“)

Es wird wohl zehn Jahre her seyn, als ich mich zur Zeit des neuen Jahres, des Nau-Ruz oder ersten Tages, in der Hauptstadt Persiens befand. Diese Stadt des Kothes und des Staubes war voll von Fremden; die Einwohner hatten drei Tage lang ihre Festkleider angelegt; alle Großen des Reiches, alle die zum Hofstaate des Königs gehörten, und die Tausende von Fürsten starrten von Gold und Seide; Diamanten und andere kostbare Steine funkelten an allen Dolchen; die Kaufleute, Handwerker und selbst das gemeine Volk trugen neue Kleider, die um diese Zeit mit den alten vertauscht werden müssen. Ueberall herrschte Lust und Freude, überall aß man, sang man oder wechselte man Besuche und Geschenke. Unter den Glücklichen des dritten Tages war der glücklichste der König; und in der That er hatte Ursache sich zu freuen; er, ein unersättlicher Geizhals, sollte den Tribut seiner Völker, die Steuern der Provinzen, die Huldigungen seiner Diener, in baarem Geld aufgezählt, erhalten. Erst wenige Stunden waren verflossen, wo er Shawls, Stoffe und Geld hatte austheilen müssen, was Alles wieder in seine Schatzkammer zurückkehrte, nur daß es durch den Ehrgeiz oder die Furcht seiner Höflinge mit Wucherzinsen zurückerstattet wurde. Von seinem Fenster aus konnte er die Schätze vorbeitragen sehen, die für ihn bestimmt waren und bald in seine Kisten wandern sollten, um nie wieder daraus hervorzugehen.

Der ganze Hof war dazu eingeladen, und die Gesandten der fremden Mächte sollten der Feierlichkeit beiwohnen. Letztere bestanden aus einem türkischen Botschafter und der englischen Gesandtschaft, der ich beigegeben war. Vor der Citadelle, die der König bewohnt, befindet sich ein großer freier Platz, der von Geschützen umgeben ist und von zwei hohen Thürmen beherrscht wird, zwischen denen sich das Thor des Serai befindet. Auf dem einen dieser Thürmchen hatte man für uns ein Zelt aufgeschla-

gen, das des Königs befand sich uns gegenüber. Der Platz war voll von Großen des Reiches, Fürsten und Soldaten: Ringer hielten sich zum Kampfe bereit, und zu gleichem Zwecke hatte man auch zwei Bären und Widder herbeigebracht. Etwas weiter davon sah man auf einem Teppich ein Dutzend Kinder, die nicht zu den ehrbarsten gehörten und als Weiber verkleidet waren, herumspringen; auch indische Gaukler und ein Affe waren in einiger Entfernung zu erblicken.

Bald ließ sich ein allgemeines: „Hu! Hu!" hören, was die Ankunft des Monarchen verkündigte. Die Pforten des Palastes, die auf den Platz führen, öffneten sich und die Farraschis kamen zum Vorschein, die, mit langen Stöcken bewaffnet, nach der guten alten Sitte, ohne daß es eine Veranlassung dazu gab, tüchtig auf die Zuschauer hineinschlugen. Vorzüglich ließ sich bemerken, mit welcher Herzenslust sie die Diener des türkischen Gesandten zerprügelten, die in Roth gekleidet, und mit stolzem, ernsthaftem Gesichte die Schläge mit einem wahrhaft stoischen Gleichmuth erduldeten, und kaum sich die Mühe gaben, den Kopf umzuwenden, oder ihre Schritte zu beschleunigen. Ihr Herr, Reschid Effendi, sah es, ließ aber nichts als die Worte hören: „Ha, sie haben Achmet auf den Kopf, Hassan auf den Rücken geschlagen, das ist doch sonderbar." Dann strich er sich zum Zeichen des Erstaunens mit der Hand über den Bart. Die Schläge wurden eingestellt, sobald der König die Treppe des Thürmchens hinangestiegen war und unter seinem Zelte sich niedergelassen hatte. Ein ehrwürdiger und geistvoller Greis, zeichnete er sich durch seinen langen Bart und die Einfachheit seiner Kleidung aus. Sein ganzer Schmuck bestand aus drei Palmen von Diamanten, die auf einer Mütze von Hammelfell staken.

Sobald er sich niedergelassen hatte, erschien auf dem Platze der königliche Prinz Ali-Khan Khadjar, Bruder des Thronerben und Gouverneur der Stadt, von seinem Wessir und seiner übrigen Dienerschaft begleitet, und machte seine Begrüßung, die von allen Zuschauern wiederholt wurde. Dann blieben Alle, in der Stellung von Dienern, die Arme über dem Dolche gekreuzt, und bereit, die Befehle des Königs zu erfüllen, aufrecht stehen. Der Schah ließ zuerst die Faustkämpfer hervortreten, die nun ihre Körperübungen vornahmen; man hatte auf ihre Stärke und Geschicklichkeit ansehnliche Wetten gemacht, und der Sieger erhielt für dieses Jahr den Titel Pehlewan Baschi (Haupt der Ringer) sammt zwei vergoldeten Keulen als Zeichen seiner Würde. Feth-Ali-Schah warf ihm mit höchsteigener königlicher Hand zwei Tomans (28 Franken) zu, eine Summe, die dem Kämpfer nicht im Verhältnisse zu stehen schien mit seinen Heldenthaten und den erhaltenen Beulen. Er trat daher, obgleich beinahe ganz nackt, vor und warf dem Könige geradezu seinen Geiz vor. Nun erhielt er noch einen Toman, und den Befehl, sich zu entfernen; als er aber noch zögern zu wollen schien, machten ihm Se. königliche Hoheit Ali-Khan und die Farraschis mit ihren Stöcken Beine.

Die indischen Jongleurs und der Affe, durch dieses Beispiel gewarnt, führten ihre Kunststücke auf und entfernten sich ohne eine Forderung zu machen; die beiden Bären und die kleinen Knaben bewiesen eine gleiche Bescheidenheit; nicht so war es mit den Widdern. Diese edlen Thiere gehörten Personen, die bei diesem Feste die vornehmste Rolle spielten: der eine dem Könige selbst und der andere seinem Sohne, dem Gouverneur Ali-Khan; nachdem sie ihre Gegner überwunden hatten, sollten sie selbst mit einander kämpfen. Der königliche Gnadensold für den Schäfer, der den Sieger gebracht hatte, war auf vierzig Tomans bestimmt. Nach zwei Gängen schien der königliche Widder den Kürzern zu ziehen und floh vor seinem Gegner; allein um den ausgesetzten Preis im Beutel zu behalten, rief der König, den Kampf beendigt seyn zu lassen. Hiemit war aber dem Schäfer Ali-Khans keineswegs gedient, der den Flüchtling bei den Hörnern erfaßte und nochmals seinem Gegner gegenüberstellte. Vergebens rief „die Mitte des Weltalles" — der Ehrenname des Schahs: „Bero, Bero, peder sutte!" (fliehe, fliehe Sohn des Verdammten!) — der Kampf wurde unvermeidlich. Es war zu spät, daß der königliche Prinz, die Großen des Reiches und die Farraschis über den Schäfer herfielen, der ihnen tapfer ihre Püffe erwiderte. Der Widder und sein Herr siegten, und zu großer Ergötzlichkeit des Publikums mußte der König die vierzig Tomans zahlen, die er jedenfalls am andern Tage seinem Sohne wieder abzunehmen gewußt haben wird.

Nun begann der Zug der Geschenke. Die Stadt Ispahan hatte dabei den Vortritt, und der Emir el Daule, ihr Repräsentant, eröffnete den Zug. Ein Mustuphi verkündigte es mit lauter Stimme. Die Geschenke der Stadt Ispahan bestanden in hunderttausend Tomans, hundert Maulthieren, hundert Kaschmirshawls. Diese Shawls wogen Geld auf: man hatte sie wie gewöhnlich aus der königlichen Schatzkammer entliehen, der man sie wieder zurückstellte und dafür den Werth in Geld entrichtete; eben so war es mit den Maulthieren, die aus den königlichen Ställen genommen waren und Stück für Stück mit zwanzig Tomans bezahlt wurden. Nach Ispahan kam Tauris (Tebris), doch bloß des Namens wegen, die Provinz, mit der Bekämpfung der Russen beschäftigt, war für dießmal von Abgaben frei. Schiras erschien für seine Zuckerhüte, seine Weine und seine Kamele; Yezd für seine Seidenstoffe; Kaschan für seine Kasserolen; Kermanschah für sein Waffengeschmeide; der Oberverschnittene Manutscher-Khan entrichtete in Geld die Abgabe von Gilan und Massenderan, die ihm gehörten. Nach dem Beispiele der Provinzen und Städte ließen die Prinzen und Großen des Reiches dieselben Maulthiere, dieselben Pferde, dieselben Shawls, dieselben Zuckerhüte vorbeitragen — lauter Sachen, deren Preis schon zum voraus bestimmt ist und den sie nachher in Geld entrichten.

Die drei oder vier Stunden lang, während welcher die Feierlichkeit dauerte, erhoben sich von allen Seiten Wolken von Staub; die Männer, die sich auf dem Platze befanden, und die Weiber, die auf den Terrassen und Dächern kauerten, waren über diese unermeßlichen Reichthümer außer sich vor Verwunderung. Der türkische Gesandte dagegen fand alle diese Feierlichkeiten nicht sehr passend, sein Tadel war unerbittlich gegen Alles, und die Vergleichungen, die er anstellte, fielen stets zum Vortheile von Konstantinopel aus. Die Strafe dafür blieb nicht aus; denn als sich der König entfernt hatte, jagten die Farraschis, immer noch mit ihren Stöcken bewaffnet, die Zuschauer aus einander, und machten sich das boshafte Vergnügen, der Mähre, die Se. Excellenz der türkische Botschafter ritt, einige Schläge zukommen zu lassen, worauf der ungeheure Kabuk unter lautem Gelächter des Volkes herabfiel. Was die englische Gesandtschaft betrifft, so bewies man ihr eben so viel Achtung, als man ihr Langweile verursacht hatte, und so konnten wir uns mit heiler Haut entfernen und von der langen Bewunderung ausruhen.

Vermischte Nachrichten.

In einer Versammlung der Grundbesitzer, Pächter und Kaufleute von Vandiemensland, die am 15 August 1832 zu Hobart-Town gehalten wurde, faßte man einstimmig den Beschluß, an den König von England und die beiden Häuser Petitionen einzureichen und eine eigene Legislatur zu verlangen. „Da die freie Bevölkerung der Kolonie, heißt es in diesen Petitionen, nach officiellen Zählungen aus 11,000 Einwohnern besteht, und die direkten und indirekten Steuern sich jährlich auf mehr als 90,000 Pf. St. belaufen, über deren Verwendung der Kolonie keine Kontrole zusteht, so ist es unsere Pflicht, an den König und beide Häuser das Gesuch zu stellen, uns eine gesetzgebende Versammlung von Repräsentanten zu bewilligen. Auch hegen wir darüber gerechte Besorgnisse, daß die Staatseinkünfte aus der Kolonie von dem Kolonialagenten in London nicht durch Wechselbriefe auf den Schatz der Kolonie gezogen werden, zumal diese Einkünfte nicht nach gesetzlichen Bestimmungen verwendet werden, und bei der geringen Quantität baaren Geldes, das sich in der Kolonie befindet, eine Fortsetzung dieses Systemes nothwendig den Untergang der Kolonie herbeiführen würde."

*

Zu New-York ist es Mode, daß die Herren weit häufiger als die Damen auf den Markt gehen, wo man sie gar häufig ihren Einkauf, zumal Geflügel, mit selbsteigenen Händen heimtragen sieht. Oft habe ich einen Mann, der ein sehr bedeutendes Grundeigenthum besaß, mit einem welschen Hahn in der Hand vom Markte kommen sehen. Späterhin erzählte man mir auch, daß der Präsident des Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, Herr Marshall, häufig sein Mittagessen auf dem Markt einkauft und heimträgt. (Stuarts drei Jahre.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 211. 30 Julius 1833.

Skizzen aus Griechenland und dem Orient.

7. Burnabaschi. Das alte und neue Ilium.

Indem wir von Keiklé aufbrachen, schlugen wir die Straße nach Nordost ein. Es ist unmöglich, sich malerischere und prächtigere Ansichten zu denken, als die wir auf diesem Wege fanden. Die Sonne erhob sich hinter den Höhen des Ida und vergoldete mit ihren ersten Strahlen die grünen Bäume, womit diese Berge bekränzt sind. Die Eichen waren vom Morgenthau erfrischt; der Boden überall mit blauen oder weißen Tamarinden, geöffneten Malvenblüthen, duftendem Thymian und gesternten Disteln bedeckt, deren himmelblaue Blumen der Erde das Aussehen einer Azurfläche gaben. Endlich hatten wir den Erineos oder den „Hügel der wilden Feigen" hinter uns und befanden uns in dem Dorfe Burnabaschi, welches auf einer sanften Anhöhe erbaut, nur aus etwa dreißig Häusern besteht, die von Türken bewohnt sind. Wir suchten sogleich die Quelle des Skamander auf, diese ist in ein kleines Bassin von behauenen Steinen und Granitsäulen eingeschlossen; große Weiden umschatten sie. Eine Kürbißschale schwamm auf dem klaren Wasser und ich ergriff schnell dieselbe, um das Wasser des Skamander zu kosten. Diese Quelle findet sich am Fuße eines Hügels. Südlich davon sind ziemlich steile Felsen, aus denen eine zweite Quelle hervorbricht, eben so beträchtlich, doch weniger als die erste besucht. Uebrigens von allen Seiten dieses mit Rohrgebüschen und Sumpfpflanzen bewachsenen Thales strömt das Wasser und wir zählten zwölf Quellen, welche einige Schritte weiter den „so poetischen" Skamander bilden. Der Weg, den wir zurückmachten, ist tief in den Boden eingeschnitten und es sollte mich nicht Wunder nehmen, wenn es noch derselbe Pfad wäre, auf dem die Trojanerinnen zu der Quelle wandelten, um dort ihre Röcke und kostbaren Gewänder zu waschen, welche sie auf „Wagen von Weiden geflochten" hinfuhren. Rechts von diesem Wege erhebt sich die Moschee; in ihrer Nähe ist der Begräbnißort, in welchem sich einige Marmorstücke befinden, die den alten Ruinen angehören. Wie sehr muß man bedauern, daß den Fremden der Eintritt in die Moscheen verboten ist! Welche Schätze des Alterthums bleiben verborgen und in diesen Heiligthümern vergraben, die sich nur dem Aberglauben und der eifersüchtigen Barbarei der Muselmänner öffnen!

Oberhalb des Begräbnißplatzes und des Dorfes erblickt man eine mit Ruinen bedeckte Anhöhe; wir fanden Stufen von weißem Marmor und noch stehende Mauerwände. Hier stand, unserm Dolmetscher zufolge, das Schloß der Genueser; andere halten es für die Reste des Palastes des Aga. Um dieses Mauerwerk liegen Granitsäulen, welche nicht sehr alten Zeiten angehören und von Städten, die nach der Zerstörung Iliums hier erbaut und verwüstet wurden, herzurühren scheinen. Es ist ein seltsamer Anblick, diese Ruinen aller Zeitalter so unter einander gemischt zu sehen. Die Ebenen von Troja haben verschiedene Städte fallen und andere erstehen sehen, um gleichfalls unterzugehen. Ihre Trümmer sind zerstreut nach allen Seiten, wie die Gebeine eines Kirchhofs. — Gegen Osten erblickten wir ein großes Plateau, welches den Lauf des Simois beherrscht; hier stand die Akropolis des alten Ilion. Der erste Gegenstand, der auf demselben unsre Aufmerksamkeit fesselte, ist ein Hügel, den man das „Grabmal des Hektor" nennt; dasselbe ist aus aufgehäuften Steinen errichtet und bildet auf dieser großen Fläche eine runde Erhöhung. Die Pyramide, die sich auf derselben erhob, ist zerstört und nur ihre Grundfläche noch übrig, deren Durchmesser gegen siebzig Fuß beträgt. Ein anderer Hügel, das Grabmal des Priamus genannt, erhebt sich dem erstern zur Seite; doch darf man dessen Aechtheit sehr in Zweifel setzen, so wie gleichfalls die des dritten, der gewöhnlich „das Grab des Paris" heißt. Die einzige Ruine, welche noch heute von dem „alten Ilion" zeugt, ist der hohe, spitz zulaufende Berg, wo die Thürme von Troja standen; diese Felsen sind es, die die Akropolis wie unzugängliche Wälle schützten; diese tiefen durch den Sturzbach gegrabenen Schluchten boten dem Feinde eben so viele unübersteigliche Gräben dar.

Ehemals vereinigte sich der Skamander mit dem Simois; aber im vorigen Jahrhunderte hat man ihn in einen Kanal geleitet, wodurch sich Name und Mündung änderten; er fließt jetzt in das ägeische Meer, oberhalb des trojanischen Vorgebirgs, etwa zwei Stunden südlich vom sigäischen Vorgebirg. Zu den historischen Merkwürdigkeiten dieses Landes gehört, daß die Ufer des Xantus die Apanage der Kapitan Pascha's geworden sind und daß ein Minister der Pforte zum großen Theile die Domänen des Königs Priamus besitzt. — Wenn man an den Ufern des Simois hinaufgeht, so trifft man gegen Osten Anhöhen, auf denen das neue Ilium (Ilium recens) lag. Kalafatli und

Tschiblack sind die beiden Dörfer, um welche seine alten Trümmer zerstreut liegen. Viele Marmorstücke dienen auf den türkischen Friedhöfen zu Denkmalen und fast jeder Muselmann ruht nach seinem Tode unter irgend einem kostbaren Ueberreste der Vorzeit. Das Land, welches sich vor unsern Blicken ausbreitete, blieb nach der Zerstörung Troja's lange öde; nur barbarische Nomaden siedelten sich zuweilen an. Die zu Lesbos wohnenden Aeolier und einige Völkerschaften von Thracien stifteten hier vorübergehende Kolonien; endlich ließen sich die Antipalder, auf den Ausspruch des Orakels, auf dem Gebiete des neuen Ilium nieder, welches mehrere Jahrhunderte nach der alten Stadt erbaut wurde. — Nach drei Stunden Wegs gelangt man zu dem Dorfe Argillars, dem letzten bewohnten Orte auf dieser Seite; dann beginnen die einsamen Thäler und steilen Berghöhen des Ida. Die Straße wird rauh und felsig; rechts und links erblickt man bald ungeheure Massen von Kalkstein, die mit Moos überzogen und mit Kräutern und Ephen überrankt sind; hohe Granitkuppen, welche wie Ruinen von Schlössern aussehen; bald natürliche Amphitheater, geschmückt mit säulenförmig ausgehauenen Felsen und mit schwarzen Tannen bekränzt. Diese düstere Felseneinöde hatte die Cönobiten des dritten und vierten Jahrhunderts in ihren Schooß gelockt. An dem Hügelabhange und dem steilen Flußufer stehen noch die Ruinen alter Kapellen und verlassener Zellen. So war der Berg Ida, wie der Berg Athos, der Zufluchtsort glühender Frömmigkeit, die sich aus der Welt verbannte. Homer und die Bibel belebten abwechselnd diese Einöden; man betete die Jungfrau Maria an den Orten an, wo die drei Göttinnen sich um den Preis der Schönheit stritten. Sobald man diese Anhöhen verlassen hat, findet man sich vor einem prachtvollen Wasserfalle, dessen Höhe 50 — 60 Fuß beträgt. Er stürzt sich von Fels zu Fels bis er an dem Fuß des Thales, das von seiner Quelle 300 oder 400 Fuß entfernt ist, ankommt. Man steigt auf Felsenriffe und von hier entdeckt man ein ziemlich großes Bassin, welches sein Wasser aufnimmt. Oberhalb desselben ist eine tiefe Höhle, worin sein Wasser sich sammelt und dann mit großem Getöse hervorbricht. Das Bassin ist mit Haselgebüsch und Platanen umgeben; oberhalb der Kaskade stehen Fichten und Eichengruppen; weiter hinaus erblickt das Auge nur wilde Schluchten und Abgründe. Nach diesem Gemälde verdient der Simois wohl die Huldigung, die ihm Homer in seinem Epos dargebracht hat. Wenn man an seiner Quelle angelangt ist, unterscheidet man leicht die vier Gipfel des Ida. Dieser Berg bietet, wie der Aetna in Sicilien, dem Blicke eine dreifache Zone dar. Die erste ist noch bebauter Boden; die zweite mit Waldungen bedeckt; die dritte mit Schnee und Reif. Wo der Simois entspringt, da beginnt die Region der Waldungen; ungeheure Tannen wachsen hier, aus denen man Pech und Terpenthin gewinnt. Hütten und Oefen, welche man in diesen Einöden findet, verkünden die Gegenwart von Arbeitsleuten, welche aus mehreren Gegenden Troja's hierher kommen, um sich mit diesem Industriezweige zu beschäftigen und die fast drei Monate des Jahres unter Tigern, Bären und Leoparden leben. Bisweilen ereignet es sich wohl, daß das Feuer diese ungeheuern Waldungen ergreift; dann sieht man Tausende von Fichten, vom Feuer verbrannt und geschwärzt, durch ihre dunkle Farbe mit dem blendenden Weiß der Schneegipfel und dem hellen Grün der von den Flammen nicht berührten Bäume kontrastiren. Die Schneeregion ist fast vom Monate November bis zum Mai unzugänglich; ein englischer Reisender fand in diesen Eisgefilden eine ebene, längliche Oberfläche, wo eine dicke Mauer von Marmorbruchstücken stand; es ist ungewiß, ob diese einem Tempel oder einer Hirtenwohnung angehörte. Der Gargarus, die höchste Spitze desselben, erhebt sich 775 Toisen über den Hellespont. — Die Felder um die beiden Flüsse Skamander und Simois scheinen ziemlich bebaut; man pflanzt Gerste, Korn, Sesam und Mais; dieser letztere kam von hier während der Kreuzzüge nach dem Occident, und anfänglich in Italien angebaut, verbreitete er sich später in den mittägigen Provinzen Frankreichs, wo er noch jetzt „türkisches Korn" heißt. Man erntete gerade jetzt in der Ebene vor Troja und ich hatte das Vergnügen zu sehen, wie man auf Karren, ganz ähnlich denen des Achilleus und Hektors, die Garben heimbrachte. Die Art, das Korn zu dreschen, mittelst eines mit Eisenspitzen versehenen Brettes, welches von Ochsen gezogen wird, ist seit den Zeiten Homers unverändert geblieben. Griechische oder türkische Hirten spielten auf einem Flageolet oder klimperten auf einer aus Schildpatt verfertigten Lyra.

Geschichtliche Erinnerungen aus Süd-Amerika.

Guerrero.

(Schluß.)

Guerrero hatte sich, als er sich an der Spitze der Jorkinos der höchsten Staatsgewalt bemächtigte, gleich Iturbide, über die allgemeine Stimmung der Gemüther von Täuschungen blenden lassen; er glaubte, gleich Bonaparte einen 18 Brumaire gemacht zu haben und war überzeugt, daß Niemand mehr ernstlichen Widerstand leisten, oder wenn auch, die Schärfe des Schwertes Alles zum Schweigen bringen würde. Guerrero hatte sich getäuscht. Die mexikanische Aristokratie, die Pedraza und sein Vorgänger mit kluger Schonung zu behandeln gewußt hatten, sah in dem neuen Machthaber nur einen persönlichen Feind: geheime und wohlangelegte Ränke, Schmähschriften, Bestechungen, nichts wurde gespart, um das Ansehen einer verhaßten Regierung zu untergraben und Dieß gelang um so leichter, als sie die Geistlichkeit auf ihrer Seite hatte, der die neue Ordnung der Dinge immer ein Gräuel war.

Im Kampfe mit dem Haß so vieler Gegner schien Guerrero nur mühsam die Oberhand zu behalten, als ein Ereigniß eintrat, das Aller Augen nach einer andern Seite hinzog. Ein spanisches Heer war zu Tampico gelandet, und dieser Augenblick konnte den Feinden des Präsidenten den Sieg in die Hand geben; allein weit entfernt, in diesem doppelten Gedränge von auswärtigen und innern Feinden sich schrecken zu lassen, verdoppelte die Gefahr des Vaterlands Guerrero's Muth und während er mit starker Hand die Parteien in Mexiko zu Boden hielt, wurde Santanna, ein thätiger und kenntnißreicher General, den Spaniern entgegen

gesendet und außerdem noch vor Serapa in der Eile ein Reservelager gebildet, dessen Befehl Don Joseph Bustamente erhielt, auf dessen Muth und Ergebenheit der Präsident zählen konnte.

Das Heer des Mutterlandes mußte zum zweitenmale den Merikanern weichen, die Unabhängigkeit der Republik war endlich gesichert, und man verdankte diesen glücklichen Ausgang des Kampfes nicht weniger der Geschicklichkeit Santanna's, als der Unerschrockenheit Bustamente's. Der Letztere insbesondere wurde der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, und durch die Liebe, die er sich bei den Soldaten gewonnen hatte, so wie durch seine Verbindungen mit der merikanischen Aristokratie, wurde er in kurzer Zeit ein gefährlicher Gegner Guerrero's. Auch zögerte er nicht lange, die günstigen Umstände zu benützen und erhob die Fahne des Aufstandes. Unter dem Ruf: es lebe Bustamente! zog das siegreiche Heer nach der Hauptstadt. So groß die Wuth und das Erstaunen Guerrero's war, der sich noch kurz zuvor von dem Heere angebetet gesehen hatte, so verlor er deßhalb doch nicht die Sicherheit des Blickes und die gewohnte Kühnheit des Entschlusses. In weniger als vier Stunden hat er alle verfügbaren Truppen zusammengerafft und eilt fort, den Gegner aufzusuchen, der ihm die Herrschaft streitig machen will. Kaum aber hat er die Hauptstadt verlassen, als er erfährt, daß sie dem Beispiele des Heeres gefolgt ist, und sich gegen ihn erklärt hat. Die ihm noch treu gebliebenen Truppen selbst, an Zahl die Schwächern und durch Bustamente's glücklichen Erfolg eingeschüchtert, weigern sich weiter vorzurücken, und so sieht Guerrero sich gezwungen, ein ungleich gewordenes Spiel verloren zu geben.

Guerrero hatte sich nach seinem Geburtsorte Tirlla geflüchtet, wo er dem Rathe der Klugheit gehorchend, den Sturm vorübergehen lassen, und zu den friedlichen Gewohnheiten des Privatlebens zurückkehren mußte; unglücklicher Weise aber beherrschte seinen feurigen Geist die Begierde, die verlorne Herrschaft wieder zu erlangen, allzu sehr, als daß er lange hätte unthätig bleiben sollen. Mit den Waffen in der Hand warf er sich in die Gebirge des Südens, wohin ihm einige alte Offiziere einluden, die unter ihm gedient und noch seinem Glücksstern vertrauten, unter Andern Alvarado und Mongoy, zwei unternehmende und tüchtige Männer, die Einfluß genug besaßen, bei den Indianerstämmen ihre alte Neigung zu Guerrero wieder zu erwecken. Unter ihrem Beistand hoffte Guerrero bald wieder siegreich in der Hauptstadt einziehen, und seinen Feinden Alles, was sie ihm angethan, in reichem Maße vergelten zu können. Der Bürgerkrieg ist also von Neuem in dem unglücklichen Lande entbrannt; mehrere Gefechte werden geliefert, aber ohne entschidenden Erfolg, da Guerrero durch Geschicklichkeit seiner Offiziere und Muth seiner Leute ersetzt, was ihm gegen Bustamente's überlegene Truppenzahl abgeht. So vergeht ein Jahr und schon zweifelt der Präsident, seines gefährlichen Gegners Herr zu werden, als sich ein Mittel dazu bot, an das er nicht gedacht hatte.

Ein fremder Seemann, Namens Pica-Longa, erbietet sich, Guerrero lebendig den Händen Bustamente's zu überliefern. Pica-Longa war ein Mann von eben so einnehmendem Aeußern, als er falsch und hinterlistig war. Schon in früherer Zeit hatte er mit Guerrero eine innige Freundschaft geschlossen und auf diese baute er, als er sich entschloß, den Preis zu verdienen, der, wie er hörte, auf den Kopf des ehemaligen Präsidenten von Meriko gesetzt war. Fünfzigtausend Piaster werden als der Lohn seines Verrathes bedungen und so machte er sich, seinen Plan auszuführen, heimlich nach Acapulco auf den Weg, wo sein Schiff im Hafen lag. In dieser Gegend befand sich gerade damals Guerrero's Hauptquartier und sein alter Freund konnte sich nicht das Vergnügen versagen, ans Land zu steigen und nach so langer Trennung ihn wieder zu sehen. Groß war die Freude von beiden Seiten, und Guerrero versäumte nichts, den treue Jugendfreund herzlich zu bewirthen, wogegen Pica-Longa den General einlud, ihn an Bord seines Schiffes zu besuchen. Ein glänzendes Fest war hier zu Ehren des Gastes veranstaltet, schöne Mädchen, italienische Musik, die ausgesuchtesten französischen Weine — Alles war aufgeboten, was die Sinne vergnügen konnte und Guerrero ließ sich in argloser Fröhlichkeit von so vielen Genüssen betäuben. Die ermüdeten Sinne unterliegen endlich dem Schlafe und Dieß ist der gewünschte Augenblick, den Pica-Longa erlauern wollte. Mit einbrechender Nacht läßt er die Ankertaue kappen, und gewinnt mit vollen Segeln die hohe See. Vier Stunden später wirft er in der Bai von Caraca Anker. Welches Erwachen für Guerrero! — Er, der zur Herrschaft geboren schien, einst der Gebieter eines ganzen Volkes, jetzt mit Ketten beladen vor Richtern, die sein Todfeind ernannt hat. Doch nicht der Gedanke an den Tod verbittert ihm seine letzten Stunden so sehr, als der bittere Schmerz über einen so schändlichen Verrath. Mit derselben Kaltblütigkeit, mit der er so oft auf dem Schlachtfelde dem Tode ins Auge gesehen, vernimmt er sein Todesurtheil und erbittet sich, bevor er zur Hinrichtung geführt wird, nur noch die Erlaubniß einige Zeilen an den Präsidenten zu schreiben. Folgendes ist der wörtliche Inhalt seines Schreibens:

„Sie triumphiren, General, und ich hätte für Ihren Ruhm gewünscht, daß es auf einem andern Wege geschehen wäre; wenn jedoch mein Tod dem Frieden von Amerika nützlich seyn kann, so bedaure ich nicht, die Welt zu verlassen; zuvor aber gestatten Sie mir, ein Weib und eine Tochter ohne Vermögen dem Staate zu empfehlen. Ich habe wohl um die merikanische Unabhängigkeit so viel verdient, daß ich an die Erfüllung meines Wunsches glauben darf.“

Ein Offizier, der früher unter Guerrero gedient hatte, gab ihm sein Wort, das Schreiben Bustamente selbst zu überreichen, und mit diesem Versprechen zufrieden, schreitet er ruhig zum Orte der Hinrichtung. Fest den Blick auf die Mündung der tödtlichen Waffe gerichtet, sinkt er todt unter ihren ersten Schüssen zu Boden.

Wissenschaftliche Berichte aus Frankreich.

Paris, 10 Julius.

Es ist ein naturhistorischer Verein nach dem Plane der deutschen und helvetischen Vereine angekündigt worden, die erste Versammlung soll in Caen den 20 Julius stattfinden, und so von Jahr zu Jahr in einer andern Provinzialstadt. Die Nachahmung dieser fremden Anstalt ist jedoch nicht glücklich, die Verhältnisse in Frankreich sind so verschieden von denen in Deutschland und der Schweiz, und die Ueberlegenheit von Paris über

die gelehrten Gesellschaften in den Provinzen so unberechenbar, daß es umsonst seyn wird, etwas dergleichen zu versuchen. Die pariser Gelehrten werden nicht nach Caen oder nach Aix gehen, um Leute zu sehen, an denen sie kein Interesse nehmen, und die Provinzen allein können keine hinlänglich anziehende Versammlung bilden, um die Sache populär zu machen. — V. Cousin gibt eine zweite Auflage seiner Fragmens philosophiques heraus, mit einer neuen Einleitung, in welcher er sein System gegen die Angriffe, welche dagegen gemacht worden sind, vertheidigt, und sich als einen Schüler von Schelling anerkennt. Uebrigens ist der philosophische Eifer, der sich vor einiger Zeit hier zu regen schien, wieder völlig eingeschlafen. Metaphysik kann hier nicht gedeihen, es ist ein positives Volk, und sein Gebiet sind die Beobachtungswissenschaften; Philosophie kann für eine Zeit eine Modesache, aber sie wird nie hier einheimisch werden. — Die Akademie der Inschriften hatte im Jahre 1829 eine Preisaufgabe über den Ursprung der indischen Alphabete gegeben, der Preis wurde einem Memoire von E. Burnouf zuerkannt. Einer seiner Mitkonkurrenten, Herr Brière, hat so eben seine Schrift herausgegeben, in welcher er den Ursprung des Sanskrit-Alphabets in den Hieroglyphen findet, und natürlich der Akademie die Wahrheit über ihre unglaubliche Unwissenheit sagt, vermöge welcher sie unfähig gewesen, die Wichtigkeit dieser Entdeckung einzusehen. Es gibt Leute, die eine beneidenswerthe Meinung von sich selbst haben. — Die Akademie hat ihre Kommission zur Herausgabe der Quellen der Kreuzzüge vervollständigt, sie besteht für die orientalischen Quellen aus Quatremère und Reinaud, für die lateinischen und französischen aus A. Beugnot und Guerard, für die griechischen aus Hase. Die Zusammensetzung der Kommission ist sehr zweckmäßig, die Materialien, welche die Benediktiner zu diesem Zwecke gesammelt haben, werden ihr übergeben, und es läßt sich eine kritische, korrekte und vollständige Sammlung erwarten. — Die Société historique, welche seit einigen Monaten im Werk ist, hat sich endlich konstituirt, ihr Zweck ist eine kritische Sammlung der Dokumente für die französische Geschichte im Mittelalter zu drucken, sie will in verschiedenen Serien Historiken, Kartularien und andere officielle Dokumente vollständiger als in der Collection des historiens des Gaules geben; Guizot, Barante, Molé, Mignet, Fauriel, Guerard und Andere stehen an der Spitze. Die Gesellschaft will zugleich ein Journal herausgeben, das kritische Aufsäze, Notizen über Manuskripte u. s. w. enthalten soll.

Vermischte Nachrichten.

Der „South-African-Advertiser“ zeigt die Rückkehr des Doktors A. Smith und seiner Gefährten von einer Reise in das Innere des Kaplandes an. Ueber dem Omvimzubo oder Rio San Joan hinaus fanden die Reisenden, daß das Land einen ganz von der Kapkolonie und dem dazwischenliegenden Kafferlande verschiedenen Charakter annimmt; die Quellen und Bäche scheinen dort weit zahlreicher und trocknen nicht aus, was dem häufigen Regen zugeschrieben werden muß, der in jenen Gegenden regelmäßig fällt. Eine Strecke von 200 Meilen zwischen dem Omvimzubo und dem Rio Natal, obgleich von hundert und dreißig Flüssen bewässert, die sich ins Meer ergießen, und von zahllosen Quellen und sanften regelmäßigen Regen befruchtet, und bei einem Boden, der überall, wo man ihn anbaut, jährlich zwei Ernten gibt, wurde durchaus unbevölkert gefunden, und zwar in Folge blutiger Kriege, die dort eingeborne Häuptlinge führten. Es scheint daher, daß sich in diesen Gegenden ein großer Strich Landes befindet, der weit vorzüglichere Eigenschaften besitzt, als alle Bezirke der Kapkolonie. Man könnte dort, ohne die Eingebornen zu verdrängen, Niederlassungen errichten, wo Tausende der Ueberbölkerung Englands und Irelands ein reichliches Unterkommen finden würden, zumal da sie an dem Hafen Natal einen sehr wohlgelegenen Ausfuhrpunkt für ihre Produktionen haben würden. Abgesehen von der Fruchtbarkeit des Bodens, die viel größer seyn soll, als die am Swan-River in Neuholland, würde man unermeßliche Vortheile durch den Handel mit dem Innern des Landes sich verschaffen können, wohin sowohl englische Produktion als die der Kapkolonie ausgeführt werden könnten. Auch würde man durch Beiziehung der zerstreuten Trümmer der eingebornen Stämme, die überall dem weißen Menschen sich anschließen und seinen Schutz suchen, fortwährend sich kräftige und wohlfeile Handarbeiter verschaffen können. Ein Herr Fynn, der sich seit mehreren Jahren im Lande Natal niedergelassen hat, ist so von mehrern hundert arbeitsamen Kaffern zum Häuptling erwählt worden. Doktor Smith hat bei seiner Rückkehr auch reiche Sammlungen mitgebracht, die dazu dienen werden, die zoologischen und geologischen Kenntnisse von Südafrika zu bereichern.

*

Ueber die Lage und Bevölkerung der von Don Pedro's Truppen in Besitz genommenen Provinz Algarbien enthält ein englisches Journal folgende Bemerkungen: Die kleine Provinz Algarbien, die einst einen Theil des maurischen Königreiches gleichen Namens bildete, das sich fast über die ganze südliche Küste von Spanien ausdehnte, und wozu auch noch Gebietstheile in Afrika gehörten, ist gegenwärtig sehr zusammengeschwunden. Nördlich ist es von Alentejo durch die Berge Moncheque und Caldiero und von Spanien durch den Guadiana getrennt; südlich vom atlantischen Ocean begränzt. Seine Lage ist dem Handel äußerst günstig, da es von dem ganzen Lande die meisten guten Häfen besitzt. Seine größte Länge ist 76 englische Meilen von Osten nach Westen und seine Breite 17 bis 30 von Norden nach Süden. Algarbien enthält 4 Städte, 12 Marktflecken, 60 Dörfer und ungefähr 94,000 Einwohner. Ungeachtet des fruchtbaren Bodens hat das Land, aus Vernachlässigung des landwirthschaftlichen Betriebes, Mangel an Getreide; erzeugt aber Wein, Oel, Rosinen und andere Früchte, wovon jährlich mehrere Schiffsladungen ausgeführt werden; auch ist der Fischfang an der Küste sehr ergiebig. Lagos, früher die Hauptstadt des Königreiches, ist eine alte Stadt, an einer Bai von gleichem Namen gelegen, die den größten Schiffen zugänglich ist, 118 (englische) Meilen in südöstlicher Richtung von Lissabon entfernt, und zählt gegen 3000 Einwohner. Sie ist unregelmäßig befestigt, und der Hafen wird von zwei Forts vertheidigt. Eine beträchtlichere Stadt ist der gegenwärtige Hauptort von Algarbien, Tavira, das in einer anmuthigen und fruchtbaren Gegend, 155 (englische) Meilen südöstlich von Lissabon und 58 von Lagos entfernt liegt, einen trefflichen Hafen besitzt und durch einen Fluß in die östliche und westliche Stadt getheilt wird. Es hat einige alte Befestigungen und ein Schloß, außerdem zur Vertheidigung des Hafens zwei Forts. Es zählt 1400 Häuser und 5000 Einwohner. Faro, eine Stadt mit neuern Befestigungen und einem Schlosse, liegt auf einer Höhe, 20 englische Meilen südwestlich von Tavira, und hat einen guten Hafen, der jedoch für Schiffe, die über 200 Tonnen führen, nicht gut zugänglich. Es ist der Siz eines Bischofs, und enthält gegen 6000 Einwohner, die einen beträchtlichen Handel mit Wein, Salz, Früchten u. s. w. treiben. Bei dem Erdbeben von 1755 litt es bedeutend, ganze Straßen wurden durch dasselbe eingestürzt. Die Gerichtsbarkeit der Stadt und Umgegend gehört den Königinnen von Portugal, deren Ouvidor hier seinen Siz hat, um die Einkünfte zu sammeln. Alle diese Städte haben eine gehörige Anzahl von Kirchen, Klöstern u. s. w.

*

Ein Arzt von dem medicinischen Kollegium in London, Herr Black, faßte den Gedanken, mit der größten Genauigkeit die Größe des Körperbaues und die Breite der Brust von hundert Baumwollenspinnern, hundert Bleichern von Baumwollenstoffen und hundert zum 85sten Regiment gehörigen Soldaten zu messen. Man kennt die bedauernswürdige Lage, in der sich die Fabrikspinner in England befinden. Das Geschäft vererbt sich gewöhnlich von Vater auf Sohn und die Kinder werden vom 7 bis zum 12 Jahre in den Manufakturen verwendet. Die Bleicher folgen gleichfalls ihren Eltern in der Beschäftigung, fangen aber erst vom 12 bis zum 17 Jahre an zu arbeiten, und müssen sich stärkern Muskelarbeiten unterziehen, als die Spinner. Während diese sich in einer mit Uebelgeruch und Baumwollenatomen geschwängerten Luft befinden, athmen die Bleicher Chlor, Kalien und verschiedene Auflösungen ein, die zur Ausfertigung der Tücher dienen. Was die Soldaten betrifft, so weiß man, wie verschieden ihre Lebensart von der der beiden obigen Volksklassen ist. Hier die Resultate, die Herr Black gefunden hat, und die zu auffallend sind, als daß sie bloß zufällig seyn sollten: Das mittlere Alter von hundert Spinnern war 26 Jahre [illegible]/100, ihre mittlere Größe war 5 Fuß 4 Zoll [illegible]/100, die mittlere Breite der Brust 32 Zoll [illegible]/100. Das mittlere Alter von hundert Bleichern 32 Jahr [illegible]/100, ihre Größe 5 Fuß 6 Zoll [illegible]/100, die mittlere Breite der Brust 34 Zoll [illegible]/100. Das mittlere Alter von hundert Soldaten 32 Jahre [illegible]/100, mittlere Größe 5 Fuß 7 Zoll [illegible]/100, mittlere Breite der Brust 34 Zoll [illegible]/100.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 212. 31 Julius 1833.

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

I. Italien.

4. Die Bewohner in den Abruzzen.

Ueber dieses in dem vorhergegangenen Artikel nur kurz erwähnte Hirtenvolk wird man einiges Ausführlichere nicht ohne Theilnahme lesen: Die Abruzzesi oder Landleute der Abruzzen, zweier gebirgigen Landschaften im Königreich Neapel, sind für dieses Land gewissermaßen, was die schottischen Hochlande für England. Die Ebenen um Sulmona und Chieti, zwei der bedeutendsten Städte dieser Landesgegend, ja das ganze Pescara-Thal; die Niederungen und die Bergabhänge, die den schönen Celaner-See umgeben; einige Streifen Landes längs der Küste des adriatischen Meeres und einige wenige andere Orte sind eines einträglichen Anbaues fähig und auch wohlbebaut; im Allgemeinen jedoch ist das Land äußerst gebirgig und rauh und bietet zur landwirthschaftlichen Benützung fast nichts als endlose Schaftriften und Weidegrund für Ziegen. Deßhalb hat die Natur die Bewohner dieser Gegend zu einem Hirtenvolke gemacht und das sind sie auch in einem Grade, den nur der sich vorstellen kann, der diese wenig beachteten und doch so merkwürdigen Landschaften besucht hat. Kommt man oberhalb der romantischen Stadt Castel di Sangro *) so recht in die Abruzzen, so sieht man sich in eine neue Welt versetzt, deren einfaches, urzuständliches Natur- und Volksleben den schlagendsten Eindruck auf den Reisenden macht. Da erblickt er die Reben nicht mehr in rankenden Gewinden von den Ulmen niederhangen, nicht mehr den breitblättrigen frischgrünen Mais, noch den üppigen, zwei Ernten spendenden Boden, noch die blüthenduftenden Obstgärten und schattigen Pinien, noch die wimmelnde geräuschvolle Volksmenge, die er in der ackerbautreibenden und höchst fruchtbaren Terra di Lavoro oder Campagna felice hinter sich gelassen hat, dafür sieht er nun zahllose, auf den Bergweiden überall verstreute Schafheerden, hört er das unaufhörliche Geklingel von Ziegenglöckchen auf den Bergalpfeln, bemerkt er, daß die Hütten und Dörfchen, anstatt von Gärten umschattet, von Feldern umgrünt zu seyn, von Schafhürden und Ställen umgeben sind; begegnet er fast keiner andern Menschenseele, als Schäfern in ihren Schaffelljacken, mit ihren schafledernen Halbstiefeln, den weißen langhärigen Schafhund hinter sich. Nicht wie in dem tiefer gelegenen Land zur Bewässerung der Felder, Wiesen und Gärten in steinernen und backsteinernen Aquädukten hingeleitet — sieht er hier das Wasser da und dort aufgefaßt und in ausgehöhlten, an den bewaldeten Bergabhängen gefällten Bäumen weitergeführt, die jedoch nicht zu Röhren ausgebohrt, sondern zu offenen Trögen zugerichtet sind, so daß die Heerden überall auf ihrem Wanderzuge daraus trinken können. Außer diesen einfachen Wasserleitungen kommt er auch dann und wann an kleinen steinernen Quellbrunnen von gleich einfachroher Vorrichtung vorüber, vor denen zum Bedarf und zur Bequemlichkeit der Schafe ausgehöhlte Baumstämme angebracht sind. Mit Einem Worte, die ganze Landschaft ist und gibt durchaus das Gemälde eines Hirtenlebens.

*) Wenn man nämlich von Neapel nach den Abruzzen reist.

Die Erfahrung zeigt, daß der Gewerbsmann, ja selbst (wiewohl in weit anderem Grade) der Landmann sich allmählich den Veränderungen, die in der Gesellschaft und in den Sitten eingeführt werden, anschmiegt und einigermaßen mit dem Zeitalter, in welchem er lebt, Schritt hält; anders ist es mit einem Hirtenvolk, das eine wilde und abgeschlossene Gegend bewohnt und den größern Theil seiner Zeit in beinahe gänzlicher Einsamkeit zubringt: darum macht der patriarchalische Urzustand in Leben und Sitte, den man hier noch bestehend findet, wirklich einen mächtigen Eindruck und versetzt die Einbildungskraft in die frühesten Zeiten der Welt zurück. Der Bewohner der Abruzzen hat die nämliche Vorliebe für romantische Ueberlieferungen, die den Gebirgsbewohnern überhaupt und namentlich den schottischen Hochländern eigen ist; er ist eben so abergläubisch, Freund der Tonkunst und hat dasselbe Instrument, wie der Hochschotte, denn die Zampogna ist fast in nichts von dem schottischen Dudelsack verschieden, der sich ja ohnehin in allen Gebirgsgegenden der Welt finden soll. Einige ihrer abergläubischen Meinungen sind offenbar Nachklänge aus dem klassischen Heidenthum; andere ein Gemisch von Mönchslegenden und altgriechischer Mythologie; die meisten aber natürlich aus den Lehren der römischen Kirche oder falscher Auffassung derselben entsprungen. Sie haben eine altüberkommene Ehrfurcht vor dem Namen ihres Landsmannes Ovid, der jedoch seinen Ruf bei ihnen nicht seinen Dichtergaben, sondern ihrem Glauben, daß er ein gewaltiger Zauberer gewesen sey, verdankt, wie denn auch Virgil bei den

Neapolitanern für einen Hexenmeister gilt. In der Stadt Sulmona, dem Geburtsorte des Dichters, hat man noch ein altes Standbild, das die Leute „Ovidio Nasone" zu nennen beliebt haben, obschon es weit wahrscheinlicher das Abbild eines stattlichen Abts aus dem 14ten Jahrhundert ist. Schreiber dieses stand eines Tages gerade davor, als ein vom Markte in der Stadt heimkehrender Schäferjunge an ihm vorüberging und wie vor dem Bilde eines Heiligen ehrerbietig den Hut abzog. Der Reisende, der dazumal noch nichts von Ovids Schwarzkünstlerrufe wußte, hatte keine kleine Freude an einem solchen, wie er meinte, dem hochbegabten Dichtergenius dargebrachten Zeichen der Volkshuldigung und fragte sich in der Stille, ob wohl ein englischer Bauer die Mütze auch vor der Bildsäule eines Shakspeare oder Milton abnehmen würde.

Die abruzzischen Schafhirten sind ein schöner Menschenschlag und geben treffliche Soldaten, besonders Reiter; wenn sie gleich von Natur Abneigung gegen den Kriegsdienst haben. Die bestgeschulten und tüchtigsten Truppen in Murats Heere waren aus diesem Theile des Reichs. In früheren Zeiten war das Land von Banditen arg heimgesucht, und einer der berüchtigtsten Räuberhauptleute, deren die neuere Geschichte gedenkt — Marco Sciarra — war ein Abruzzese. Zeiten eines besonders schlechten Regiments (wie unter einigen der spanischen Vicekönige) ausgenommen, beschränkten sich indessen diese Räubereien fast bloß auf die Gränzen und die in die römischen Staaten führenden Gebirgspässe, und die Räuberschaaren bestanden mehr aus römischen und neapolitanischen Verbrechern, die durch die vielfache leichte Gelegenheit zum Rauben und die in diesen Gebirgswildnissen sich darbietende Sicherheit hierher gelockt wurden, als aus einheimischem Landvolk. In den neuesten Zeiten weiß man kaum von einem Beispiele von Räuberei — außer in einem Falle, wo eine Bande aus einem andern Theile des Königreichs herübergekommen war, jedoch bald, hauptsächlich durch die Bauern selbst, unterdrückt wurde. Im Jahr 1823 durchreis'te der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes den größeren Theil des Landes und zwar an den wildesten Gegenden allein, zu Pferde, oder bloß von einem Führer begleitet, wie er ihn eben unter dem Landvolke auftreiben konnte, und überall fand er, statt Räuber und Gurgelabschneider, ehrliche wackere Leute, die voll Höflichkeit, ja Gastfreiheit waren.

Der Winter wird in diesen Bergen in seiner ganzen, ja an einigen Orten in seiner höchsten Strenge empfunden. Die hohen Gipfel des Gran Sasso di Italia*) sind fast immer mit tiefem Schnee bedeckt — so die Berge oberhalb Aquila, der Hauptstadt der Abruzzen, und noch viele andere der einzelnen Gebirgszüge; während die Bergrisse oder Schluchten in den oberen Theilen des hoch über der Stadt Sulmona emporsteigenden Monte Majello dem Auge sogar des an solche Anblicke in den Alpen gewöhnten Reisenden nieschmelzende und wachsende Eisfelder und Gletscher darbieten. Von wilden Thieren findet man noch immer Wölfe und Bären in beträchtlicher Menge. Der „Piano di cinque miglie"*) — ein enges ebenes Thal fast auf dem Hochpunkte der Apenninen, eingefaßt von ihren höchsten Spitzen, und die Hauptverbindungsstraße mit Neapel — ist Schneestürmen und jenen „Tourmens" genannten Orkanen ausgesetzt. Anhäufungen von Schnee machen die Straße oft unwegsam und sind manchmal lebensgefährlich. Die auf und von diesen Gebirgen wehenden Winde sind, sogar zu Ausgang Sommers schon, oft kalt und schneidend. Die im Sommer auf ihnen weidenden und sie verschönernden Schafheerden würden erkranken und zu Grunde gehen, wenn sie den Unbilden der Witterung im Winter dort ausgesetzt blieben. Deßhalb ziehen die Abruzzesen bei der Annäherung dieser Jahreszeit mit ihnen von den Bergen herunter in die Niederungen der Puglia.

Die Ebene von Puglia ist eine unabsehbare Rundbühne, deren Vorderseite sich nach dem adriatischen Meere zu öffnet, sonst aber von dem Monte Gargano und einem halbkreisförmigen Ausschnitt der Apenninen, wo vor allen der hohe Kegel des Monte Vulture (ein ausgebrannter Vulkan, dessen Feuermündungen jetzt romantische Seen sind) hochragend hervortritt, eingeschlossen. Diese Bergwände schirmen indessen die Ebene gemeiniglich vor den schlimmsten Winterwinden und das Klima ist das Jahr hindurch so mild und heiter, wie man es von der günstigen Breitenlage der Gegend und ihrer nur unbedeutenden Erhebung über dem Meere erwarten darf. Mangel an Wasser und die gänzliche Entblößung von Bäumen, die dem durstigen Boden Feuchtigkeit anziehen würden, sind die Ursache, daß diese endlose Ebene noch fast nirgends vom Pflug oder Spaten berührt wurde. Das mächtig große Flachfeld gewährt das Aussehen einer morgenländischen Wüste, über die man, abgesehen von den da und dort zerstreuten Heerden mit ihren Hütern, die wenigstens einiges Leben in die einförmige todtenstille Landschaft bringen, meilenweit nach allen Richtungen hin reisen kann, ohne auch nur einem menschlichen Wesen oder irgend einem Zeichen menschlicher Betriebsthätigkeit zu begegnen; ohne einen Baum, einen Strauch, oder eine Erhöhung in der platten Fläche zu erblicken, die die Aussicht auf das Meer oder die Berge umher malerisch verdeckten.

Nach Bericht neapolitanischer Geschichtschreiber beschloß König Alphons von Aragonien, wie er diese unabsehbare Ebene so ganz menschenleer sah, sie mit Thieren zu bevölkern; allein bei den Vortheilen, die sie bietet, und bei den Schwierigkeiten, die den Schäfern der Abruzzen ihr eigenes gebirgiges Land in den Weg legt, steht eher zu vermuthen, daß sie seit langen Jahrhunderten schon diese Ebene, wie sie noch jetzt thun, besuchten und daß Alphons bloß einige gesetzliche Bestimmungen und Abgaben hinsichtlich dieses Schaftriebes anordnete, deren Hauptzweck dahin ging, den Staatsschatz mit einem neuen Einkommen aus bisher wüstgelegenem oder uneinträglichem Land zu bereichern. In neueren Zeiten wurde ein eigenes Regierungsdepartement zur Geschäftsleitung über dieses „Tavoliere di Puglia,"**) wie es in den neapolitanischen Landesbeschreibungen genannt

*) Der große Fels Italiens — die höchste Bergspitze auf der Halbinsel.

*) Die Ebene von fünf Meilen.

**) Tavliere, eigentlich Schachbret, Damenbret.

wird, errichtet, dessen Vorstand, gewöhnlich ein Mann von Rang, von Zeit zu Zeit in Foggia seinen Aufenthalt zu nehmen hatte. Vor einigen Jahren traten indessen einige Veränderungen in diesem Verwaltungszweige ein.

Jede Schafheerde, wie sie kommt, wird abgezählt und hat eine, nach ihrer Zahl bemessene, bestimmte Summe für das Weiderecht zu bezahlen, und so gering auch diese Beiträge sind, so bilden sie doch bei den endlos vielen Trieben, die hieher kommen, ein Einkommen, das nach Abzug der Verwaltungskosten der neapolitanischen Regierung manches tausend Dukaten abwirft.

Große Schupfen und niedrige, von Lehm und Stein erbaute Hütten, die wie Stallungen aussehen, erheben sich da und dort auf der Ebene, und sind entweder von den großen Schafeigenthümern errichtet oder werden ihnen um einen billigen Miethzins von den Verwaltern des Tavoliere überlassen. Andere für das vorübergehende Bedürfniß berechnete Hausstätten werden von den Schäfern selbst, wie sie eintreffen, aufgerichtet; und einige Wenige bringen den Winter über in Zelten zu, die mit sehr dickem und grobem, aus Wolle und Haaren gewobenem Zeug bedeckt werden. Die ständigen Häuser sind gewöhnlich so groß, daß sie eine ganze Gesellschaft von Schäfern aufnehmen können; die nur für eine vorübergehende Zeit bestimmten Hütten und Zelte werden immer in Gruppen aufgeschlagen, so daß die Hirten derselben Heerden nahe bei einander sind. Die Schafpferche sind bei den großen Häusern hinten, bei mehreren Hütten und Zelten aber gewöhnlich in deren Mitte. Wegen der Wölfe, die häufig von den Gebirgen herabkommen und arge Verheerungen anrichten, müssen die Schäfer eine Menge Hunde halten, die von ausnehmend schöner Zucht, etwas größer als die bekannten neufundländischen, sehr stark gebaut, von schneeweißer Farbe, muthig und treu sind. Man kann sich diesen Hirtendörfchen weder bei Tag noch bei Nacht nähern, ohne nicht von diesen wachsamen Hütern angefallen zu werden, die sich furchtbar genug ausnehmen, wenn ihrer so, wie häufig geschieht, ein Dutzend oder Fünfzehn auf den Fremdling losstürmen. Mit den Wölfen haben sie häufige Fehden, wovon manche der alten Kämpen sichtbare Wahrzeichen an sich tragen, denn sie sind nicht selten arg zerfleischt und verstümmelt. Zwei von ihnen „von der rechten Art" seyen — sagen die Schäfer — einem Wolfe gewachsen.

Schreiber dieses hat verschiedene Male einen guten Theil dieser abruzzesischen Schafhirten in ihren Winterniederlassungen gesehen. Das erste Mal, wo er mit ihnen in Berührung kam, war im Monat Februar 1818, im Verlaufe einer Reise durch die südlichen Landschaften des Königreichs Neapel. Seine ganze Reisegesellschaft bestand aus dem calabresischen Klepper, auf dem er ritt, und einem rauchhärigen schottischen Stäuberhund, als er die fast nicht mehr kenntliche Ortsstelle des alten Cannä, in dessen Nähe die verhängnißvolle Schlacht geschlagen ward, erreichte — ein Platz, mitten in der wilden Ebene, ungefähr 1½ Stunden von der Stadt Canosa (das alte Canusium) und nicht ganz so weit von der Küste des adriatischen Meeres. Die tiefste Stille und Einsamkeit waltete hier; als er aber den leicht anschwellenden Erdhügel hinanstieg, auf welchem Cannä stand, sah er in einer kleinen Vertiefung in geringer Entfernung ein sehr langes niederes Wohnhaus und vor dessen Thüre einige Männer mit Schafhunden, auf den kleinen Hügelchen umher aber und weit hin über die Ebene zu beiden Seiten des Ofanto *) — auf der ächten Wahlstatt der römischen und carthagischen Entscheidungsschlacht — gewahrte er große Schafheerden, die das kurze Gras abnaschten. Das Einzige, was noch von dem alten Cannä zu sehen war, waren einige Spuren der Umwallung, die einst um den Erdhügel lief; auf seiner Spitze einige Aushöhlungen oder unterirdische Kammern, mit Brunnen oder Zisternen ähnlichen Oeffnungen; und in geringer Entfernung zwei große Steinplatten, die aufwärts gestellt und gegeneinander gelehnt waren — ein einfaches Denkmal, an dem das Volk der Gegend das Schlachtfeld — oder wie sie es nennen, das „Blutfeld" — von Cannä herausdeutet. Durch meine Erscheinung herbeigezogen, denn der Anblick eines Fremden ist eine Seltenheit, kamen zwei von den Männern auf den Reisenden zu, während er eben den Boden maß und untersuchte. Wenn schon ungeschlacht in ihrem Aeußern, waren sie doch sehr zuvorkommend und gaben ihm nicht nur mancherlei kleine örtliche Aufschlüsse, aus denen zu sehen war, daß die Volksüberlieferung das Gedächtniß der großen Ereignisse, die sich hier einst zugetragen, treu bewahrt hatte, sondern halfen ihm auch in eine der erwähnten unterirdischen Kammern hinuntersteigen, die sie „Granaji" (Kornmagazine) nannten (was sie aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen waren). **)

(Schluß folgt.)

*) Der Fluß Aufides bei den Römern.

**) Noch immer wird das Korn auf gleiche Weise in dergleichen unterirdischen Kammern oder Behältern, zu Canosa, Troja, Lucera, Foggia (großer Kornmarkt), Manfredonia und in diesem ganzen Theile Apuliens aufbewahrt. D. Verf.

Das französische Trikolor.

(Aus der Revue de Paris.)

Es haben ehedem weder in Frankreich noch anderswo eigentliche Nationalfarben bestanden: dieser Ausdruck selbst ist eine völlig unrichtige Bezeichnung; von Farben in diesem Sinne sprechen ist so viel als von Wappen sprechen. Nun hatten aber nicht die Länder, sondern die Familien Wappen, und Nationalfamilien gab es keine. Es gab wohl unter dem zweiten Stamme der Könige in Frankreich ein Gebiet, das Duché de France hieß, allein dieses Herzogthum verschwand noch vor der Einführung der Wappenschilde, und es konnte sich also auch kein Wappen des Herzogthums Frankreich oder Frankreichs überhaupt bilden.

Während aller Kriege, die bis zum fünfzehnten Jahrhundert geführt wurden, versammelten die Ritter und Herren die Truppen, die sie zum allgemeinen Heerbann stoßen ließen, unter ihren besondern Bannern, und der König entfaltete das seinige, welches blau mit goldenen Lilien besäet war, an der Spitze seiner Mannen. Im Jahre 1112 versammelte Ludwig der Dicke plötzlich ein Heer gegen den Kaiser Heinrich V, der mit einem Einfalle drohte, wozu Suger, damals Abt von St. Denis, seine Mannschaft stoßen ließ, weil die Grafschaften Mante und Pontoise, die damals das Verin bildeten, von Philipp I unterworfen worden waren, und daher die Abtei zu den Krongütern gehörte. Ludwig der Dicke, wie damals ganz Frankreich, voll andächtiger Verehrung gegen die Reliquien des Heiligen, war überzeugt, daß er von ihm geschützt und geschirmt werden würde, wenn er die Oriflamme dem Heere vorantragen ließe. Die Oriflamme aber war keine Fahne, wie man glaubte und behaupten wollte; noch weniger aber war sie die Fahne der Könige von Frankreich. Es war ein kleines viereckiges Stück rothes Seidenzeug, mit Goldfranzen

besetzt, eine Art Leichentuch, worin die Gebeine des heiligen Dionys eingewickelt waren. Man hing es einem Ritter um den Hals, auf dessen Brust es sich entfaltete. Galois de Montigny trug es so bei Yvines im Jahre 1214, Hutin d'Aumont 1412 und Martel de Bacqueville 1415. In der Encyklopädie bemerkt der Verfasser des Artikels Oriflamme, daß diese in der Schlacht von Azincourt, am 25 Oktober 1415, wo Martel de Bacqueville fiel, von den Engländern erbeutet wurde, daß die Engländer, die anfänglich das weiße Kreuz führten, nach ihrem Einzuge von Paris das rothe Kreuz von Frankreich annahmen, und daß Karl VII, um das französische Panier zu ändern, gerade das weiße Kreuz annahm, woraus die weiße Fahne entstanden sey. Alles Dieß ist bloße Erdichtung. Die Oriflamme wurde von den Engländern nicht erobert, da sie in zwei Inventarien der Schatzkammer von Saint Denis vom Jahre 1534 und 1594 ausdrücklich angeführt wird, und dann gab es nie, weder in den Wappen der Könige von England, noch der Könige von Frankreich, Kreuze von irgend einer Farbe. Die Könige von Frankreich hatten ein himmelblaues Panner mit goldenen Lilien, und die Könige von England, deren Wappenschild sich allmählich vergrößerte, führten Roth mit drei goldenen Leoparden für England, Gold mit rothem Löwen für Schottland und Himmelblau mit goldener Harfe für Irland.

Was sich mit größerer Gewißheit über die weiße Fahne sagen läßt, besteht in Folgendem: Nach der Ermordung des Herzogs von Orleans-Valois, Regenten von Frankreich während des Wahnsinnes Karls VI, bildete der Herzog von Burgund, der diesen Mord begangen hatte, eine mächtige Partei, zu der sich auch die Königin schlug, und die sich mit den eben gelandeten Engländern vereinigte. Die Gegenpartei bestand aus dem Grafen von Armagnac, aus dem jungen Herzoge von Orleans und dem Dauphin. Es lagen also zwei Interessen im Kampfe, die der Engländer und des Dauphins, und zwei Fahnen wurden gegen einander entfaltet, die von Burgund und die vereinten Paniere von Armagnac und Orleans. Nun war Roth das Panier von Burgund, unter dem die Engländer fochten, und weiß waren die Farben Orleans, Lescut und Comminges, unter denen der Dauphin stritt. Und unter dem weißen Bande von Orleans, dem silbernen Felde der Lescut und den Lanzenspitzen der Comminges siegte der Dauphin von Frankreich seinen Feinden ob, daher, als er unmittelbar nach dem Kriege die alte Gendarmerie in sogenannte Ordonnanzkompagnien (compagnie d'ordonnance) verwandelte, gab er der ersten, die aufgerichtet war, die weiße Standarte. Als die Generalobristen (Colonels-généraux) aufkamen, wurde die Standarte oder Fahne der Kompagnie anvertraut, die ihnen eigenthümlich zugehörte. Als diese Befehlshaberstellen aufgehoben wurden, versetzten die Mestres de camp die Fahne zu den Obristkompagnien (Compagnies colonelles), endlich nach dem Vertrage von Aix-la-Chapelle im Jahre 1748, der den Obristen die Kompagnien entzog, blieb die weiße Fahne bei der ältesten Kompagnie eines jeden Regimentes.

So fand die Revolution die französischen Farben. Bei der ersten Emeute, die Camille Desmoulins im Palais-Royal organisirte, schlug er dem Volk als Zeichen der Verbrüderung vor, entweder Roth, wie das Band des amerikanischen Cincinnatusordens, oder Grün, die Farbe der Hoffnung, wie er sagte, aufzustecken. Man nahm das Grün, und das Volk machte sich aus den Blättern der Kastanienbäume Kokarden. Allein dieses Abzeichen dauerte nur einen Tag, und nach dem 14 Julius, als die Erstürmung der Bastille und der Aufstand von Paris der Gemeinde jenen Einfluß gab, der die ganze Revolution leitete, nahm man als Kokarde und Fahne die Farben des Wappenschildes des Hotel-de-Ville an, die weiß, blau und roth waren. Die Gemeinde von Paris führte nämlich als Wappenschild im rothen Feld ein silbernes Schiff auf silbernen Wogen und die königliche Farbe; letztere bedeutete die Verleihung Karls V; Roth bildete das gewöhnliche Feld der Körperschaften, denen man Wappen verlieh, und mit dem silbernen Schiffe hatte es folgende Bewandtniß: Der Kern der alten Gemeinde von Paris, die schon im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung bestand, bildete sich aus Schiffern und Handelsleuten, die in der sogenannten Cité wohnten, und auf der Seine einen kleinen Handel trieben — eine Thatsache, die in Felibiens großem Geschichtswerke über allen Zweifel erhoben ist, und die noch bis zur Zeit der Revolution in dem Buchstaben der Munizipalgesetze fortbestand, in denen die Ausdrücke Munizipalität, Hotel-de-Ville und Wasserhandelschaft (Marchandise de l'eau) als völlig gleichbedeutend genommen werden. Es ist also das Boot der Wasserhandelsleute oder der eigentlichen Bürgerschaft (Bourgeoisie) von Paris, das von Karl V in ihr Stadtwappen gesetzt wurde. So wechselte also das Panier des französischen Heeres dreimal, ohne jemals national zu seyn. Das erstemal war es das Gebeintuch des heiligen Dionys, das zweitemal das weiße Band von Orleans und die Farbe des Grafen von Comminges, das drittemal das vereinte Wappenschild der Könige von Frankreich und der Seineschiffer. Indeß knüpfen sich an diese drei Farben allzu ruhmvolle Erinnerungen, als daß sie nicht wahrhaft national geworden seyn sollten, und die Stadtgemeinde von Paris ist die älteste in Frankreich, wie die Familie der französischen Könige die älteste in Europa.

Vermischte Nachrichten.

Das „Westminster-Review“ enthält aus Berichten eines Franzosen folgende Mittheilung über die Fortschritte der Civilisation in Algier: „Der Einfluß der Türken in Algier war schon geraume Zeit vor der französischen Eroberung im Sinken begriffen; allein es gibt dort wenige maurische Familien, die nicht mit den öffentlichen Beamten, welche von Zeit zu Zeit aus Konstantinopel dahin geschickt wurden, durch Verheirathungen verbunden waren. Die Abkömmlinge solcher Verbindungen nannte man **Kuluglis**, die immer besonderer Vorrechte genossen. Die Familien, die sich mit ihnen verbanden, bereicherten sich; allein die Quelle dieser Bereicherungen, die aus den Seeräubereien an den Küsten von Spanien und Italien flossen, waren schon mehrere Jahre her ziemlich versiegt. Lord Exmouth hatte im Jahre 1816 der Christensklaverei ein Ende gemacht, und in Folge davon änderten verschiedene Verträge mit europäischen Mächten das ganze Piratensystem, und mit ihm auch den Einfluß der Türken. In diesem Zustande fanden wir die Mauren bereit, uns wie ihre Befreier aufzunehmen. Unsere Sitten und Gewohnheiten sagten ihnen mehr zu als die der türkischen Soldateska. Sie haben noch nicht den Aufenthalt ihrer Vorfahren in Spanien und ihres zaubervollen Lebens daselbst vergessen. Ihr Gesicht, ihre Bewegungen, alle ihre Manieren sind spanisch. Einer von ihnen, Sidi-Ben-Drarba, sagte mir, daß er von Seite seiner Mutter von den Mauren Granada's abstamme. Ich spielte oft Whist oder Ecarté mit diesen sogenannten Barbaren, und fand mich nicht selten in sehr lichtvolle Erörterungen über maurische und europäische Sitten verwickelt. Ihre Wohnungen sind mit großem Luxus ausgestattet. In dem Landhause Sidi-Hamedams, dessen älterer Sohn in Paris erzogen wurde, findet man Alles, was ein Mann von Geschmack wünschen kann, eine Bibliothek und einen englischen Garten. Die Vielweiberei ist in Algier fast unbekannt, und die Frauen genießen dort eine größere Freiheit, als in irgend einem mohammedanischen Lande. Sie sind ausschließlich mit den Sorgen der Haushaltung beschäftigt, und widmen der Erziehung ihrer Kinder die ernstlichste Sorgfalt. Die Algierer lieben sehr die Musik, und trugen bereitwilligst zur Errichtung eines Theaters bei. Viele von ihnen sprechen französisch, spanisch, englisch und italienisch, und was am meisten für ihre Anlage zur Civilisation spricht: sie besitzen eine gute Anzahl Schulen des gegenseitigen Unterrichtes; ja der Primärunterricht ist verhältnißmäßig ausgebreiteter, als in Frankreich. Es ist daher ein großer Irrthum, sie den Ideen des Fortschreitens unzugänglich oder feindselig zu halten.“

*

Zu Reculver, auf der Insel Thanet (an der Themsemündung) befindet sich ein alter Feigenbaum mit breitem Laubdache, der die Aufmerksamkeit der Reisenden nicht allein wegen seines ehrwürdigen Anblickes, sondern auch wegen der geschichtlichen Erinnerungen auf sich zieht, die sich an ihn knüpfen. Nach der Ueberlieferung der Volkssage stammt dieser Feigenbaum ursprünglich aus Italien und wurde von römischen Händen gepflanzt. Demnach könnte dieser Baum nicht weniger als 1545 oder 1888 Jahre alt seyn, da die Römer zum erstenmale zu Deal im Sommer des Jahres 55 vor Ch. G., folglich vor 1888 Jahren, landeten, und aus Großbritannien wurden sie gänzlich vertrieben im Jahre 448 n. Ch. G. oder vor 1545 Jahren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 213. 1 August 1833.

Proben aus einem chinesischen Romane.

Die Ermordung des Tongtscho.

(Aus dem Chinesischen übersetzt von Julien, in der „Europe litteraire.“)

Die Chinesen besitzen mehrere historische Romane, die bei ihnen in hohem Ansehen stehen. Einer der berühmtesten ist der Sankuetschi, der in zwanzig Bänden die Geschichte der drei Königreiche Cho, Wei und Wou umfaßt, unter die im Jahr 220 n. Ch. China getheilt war, nachdem die Dynastie der orientalischen Han mit dem Kaiser Hienti erloschen war, unter dessen Regierung im Jahre 190 die Ermordung des Tongtscho vorfiel. Tschingtscheou, der gegen das Ende des dritten Jahrhunderts die Geschichte der drei erwähnten Königreiche schrieb, erwähnt nur mit einigen Zeilen des Todes Tongtscho's, der sich von dem Range eines gewöhnlichen Heerführers zum Thaisse oder ersten Minister aufgeschwungen hatte. Die Annalen von China berichten von ihm, daß er sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres, das ihm anvertraut worden war, um einen Aufruhr zu unterdrücken, so furchtbar zu machen wußte, daß er selbst das Ansehen des Kaisers verdunkelte, den er seiner persönlichen Gewalt beraubte und zu einem bloßen Schattenbilde herabsetzte, um seinem Bruder Lieou-hei die Herrschaft zu übertragen. Tongtscho ließ auch die Kaiserin und ihren Sohn, den er seiner Würden beraubt hatte, gefangen nehmen und nachher beide umbringen. Von diesem Augenblicke an, glaubte er, Alles wagen zu dürfen. Er nahm den Titel eines Statthalters des Kaiserthums an, und scheute kein Verbrechen, das seine Rache und sein Ehrgeiz forderten. Er ließ die Stadt Lo-yang verbrennen, deren Einwohner sich gegen ihn empört hatten, und zwang den Kaiser, sich in Tschang-ngan aufzuhalten. Wahrscheinlich ging er mit dem Gedanken um, sich der Herrschaft völlig zu bemächtigen, als der Minister Wangyun, seiner Verbrechen müde, sich insgeheim einen kaiserlichen Befehl auswirkte und ihn durch Liupen tödten ließ. — Die nachstehende Episode aus dem Roman „der drei Königreiche“ wird den Lesern sowohl als eine charakteristische Schilderung des chinesischen Hof- und Staatslebens, wie als Probe von der Art, wie der chinesische Walter Scott seine Aufgabe löste, nicht unwillkommen seyn.

Tongtscho befand sich in der Stadt Tschang'an, als er den Tod des Feldherrn Sunkian vernahm. „So bin ich denn endlich, rief er aus, der Last entledigt, die mich niederdrückte.“ Dann fragte er, wie alt dessen Sohn Suntsen sey. „Siebzehn Jahre,“ erwiderten seine Freunde „Siebzehn Jahre! Da ist es nicht der Mühe werth davon zu reden.“

Von diesem Augenblick an legte er sich den Titel Tschangfou bei und um dem Kaiser nachzuahmen, dessen Gewalt er sich anmaßte, ging er nie ohne ein zahlreiches Gefolge aus. Er ernannte seinen jüngern Bruder Tongmin zum Fürsten von Kho und zum Feldherrn des Heeres der linken Hand, und übergab seinem ältern Bruder Tonghoang die Würde eines Palastaufsehers und den Oberbefehl über die kaiserliche Leibwache. Fürsten machte er überhaupt nach seiner Laune, ohne nach ihrem Alter oder ihrer Familie zu fragen, und Kinder beiderlei Geschlechtes, die noch von ihren Ammen eingelullt wurden, verlieh er Würden und Stellen, die der Scharlach und der goldene Gürtel schmücken. Er sendete zweimalhundert fünfzigtausend Menschen ab, um Frohndienstweise die Stadt Meiou zu erbauen, die einen Umfang von tausend Lis einnehmen und eben so hohe und dicke Mauern als die Hauptstadt erhalten sollte, von der sie 225 Lis ($22^1/_2$ Stunde) entfernt war. Im Innern dieser neuen Stadt ließ er prachtvolle Paläste und Vorrathsspeicher bauen, worin er Getreide für zwanzig Jahre aufhäufte. Unter dem Volke suchte er sich achthundert der schönsten Mädchen zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren aus, und machte sie zu seinen Dienerinnen und Beischläferinnen, und häufte einen unermeßlichen Schatz von Gold und Silber, Perlen, Seidenstoffen und kostbaren Steinen auf. Tongtscho pflegte zu sagen: „Wenn mir mein Vorhaben gelingt, so werde ich mich des Kaiserthums bemächtigen, schlägt es fehl, so werde ich die Stadt behalten und hier meine übrigen Tage verleben.“

So oft Tongtscho öffentlich erschien, mußten die Präsidenten der höchsten Gerichtshöfe und die Minister sich vor seinem Wagen auf die Knie niederwerfen und Beamte, die dem Staate schon vieljährige Dienste geleistet hatten, konnten keine höhere Stelle erlangen, wenn sie nicht von einem nichtswürdigen Menschen, Namens Tsaiyong, empfohlen wurden. Eines Tages hatte sich ein kaiserlicher Rath, Namens Hoangsousong, vor Tongtscho's Wagen niedergeworfen, und dieser rief aus: „Siehe da, Hoangsousong, der sich vor mir beugt!“ — „Wer hätte voraussehen können, daß Eure Hoheit sich auf den Gipfel der Größe schwingen würden?“ — „Der Adler ist geboren, einen erhabenen Aufschwung zu nehmen; der Sperling, der sich kaum über den Boden erhebt, vermag nicht seine hohe Bestimmung zu ahnen.“ — „Einst, hoher Herr, galten wir für zwei Adler. Hätte ich denken können, daß sich Eure Hoheit in einen Fonghoang (Phönix) verwandeln würden?“ — Tongtscho, laut lachend:

„Fousong, fürchtest Du mich?“ — „Hoher Herr, wenn Du die weisen Männer ehrest, wenn Du sie mit edler Großmuth behandelst, Wer würde sich dann nicht beeifern, Dir seine Huldigungen darzubringen? Wenn Du aber grausame Befehle ergehen läßt, wenn Du Strafen verhängst, welche die Menschheit empören, so wird nicht bloß Fousong, sondern sogar das ganze Reich vor Dir erzittern.“ — Tongtscho lächelte abermals.

Tongtscho hielt mit seinem ganzen Hause in der Stadt Meiou Hof. Von dort kam er bald in vierzehn Tagen, bald in einem Monat nach der Hauptstadt zurück und stets gingen die Würdenträger des Reiches ihm vor das Thor Kouangmen entgegen, um ihn zu empfangen, indem sie sich vor seinem Wagen niederwarfen, und auf dem ganzen Weg, den er zurücklegte, war die Erde mit prachtvollen Teppichen bekleidet. Bei solchen Gelegenheiten pflegte Tongtscho die Großwürdenträger des Reiches an seiner Tafel speisen zu lassen. Eines Tages berichtete man ihm die Ankunft von einigen hundert Kriegern des Nordens, die zu ihrer Pflicht zurückgekehrt waren. Tongtscho ging ihnen bis zum Thor Kouangmen entgegen, und alle Beamte der Hauptstadt schlossen sich seinem Zuge an. Tongtscho behielt sie bei sich zur Tafel. Plötzlich ließ er die Gefangenen in den Speisesaal führen und sie unter den furchtbarsten Martern hinrichten: dem Einen wurden Hände und Füße abgehauen; Andern die Augen ausgestochen; diesen riß man die Zunge aus, jene warf man in Kessel mit siedendem Wasser. Die Unglücklichen, mit Blut bedeckt und gräßlich verstümmelt, flehten in ihren Todesnöthen um Gnade. Die Beamten zitterten vor Furcht und Schrecken: sie ließen die Stäbchen *) aus den Händen fallen und vergaßen die ihnen vorgesetzten Gerichte. Tongtscho fuhr indeß fort zu essen und zu trinken und lachte laut. „Ich habe hier Rebellen getödtet, sagte Tongtscho mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, warum fürchtet ihr euch?“ — „Der Himmel bedeckt sich mit trüben Wolken, erwiderte Thaisse, **) das ist eine ungünstige Vorbedeutung für die hohen Staatsbeamten.“

Am folgenden Tage hatte Tongtscho abermals alle Beamte in seinem Palaste eingeladen, und sie in zwei Reihen niedersetzen lassen. Als der Wein einigemal in der Versammlung in die Runde gegangen war, näherte sich Liupou und flüsterte Tongtscho einige Worte ins Ohr. „Wie, ist es wahr?“ rief Tongtscho lachend. Und sogleich befahl er Liupou, den Minister der öffentlichen Arbeiten, Tschangwen, bei den Haaren zu ergreifen und aus dem Saale hinauszuschleppen. Alle Beamten wechselten die Farbe. „Gestern,“ sagte Tongtscho, „hat der Thaisse den hohen Staatsbeamten ein Unglück geweissagt, und dieser Mann ist es, dem die Prophezeihung galt.“ Einige Augenblicke später trat ein Diener herein, der ihm auf einer rothen Schüssel das Haupt Tschangwen's darhielt. Tongtscho befahl Liupou den Gästen Wein zu reichen, und jedem, wenn er an ihm vorübergehe, das blutige Haupt zu zeigen. Die Beamten waren voll des Schreckens und wagten nicht den Blick aufzuschlagen und sich anzusehen, aus Furcht, das Grauen zu verrathen, das ihr Blut zu Eis gerinnen machte. „Ihr Herren, fürchtet nichts. Tschangwen hatte sich mit Youantschou verschworen, mir das Leben zu nehmen. Er sandte einen Boten mit einem Briefe ab, der zufälligerin die Hände meines Sohnes Liupou *) fiel. Deßhalb ließ ich ihn tödten und werde sein ganzes Geschlecht ausrotten. Euch aber, die ihr mir Gehorsam und unbedingte Liebe beweiset, werde ich nicht tödten. Der Schutz des Himmels ist mit mir; wer mir nach dem Leben trachtet, ist ein Mann des Todes.“

Die Beamten schwiegen, und ein Neigen ihres Hauptes war ihre ganze Antwort. Als der Abend kam entfernten sie sich, ohne ein Wort zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Stäbchen, deren sich die Chinesen statt der Gabeln bedienen. A. d. Uebers.

**) Thaisse ist der Reichsarchivar od[er] [e]rster Minister. A. d. Uebers.

*) Der Ehrennamen des Liupou.

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

I. Italien.

4. Die Bewohner in den Abruzzen.

(Schluß.)

Ueber dem Forschen und Fragen des Fremden neigte sich die Sonne zum Untergange und er ging nun mit den Schäfern, auf ihre Einladung, nach dem Hause hinab. Wie er die rohe, aber gastfreie Schwelle betrat, kam ein in einen schneeweißen Schafpelz gekleideter hochgewachsener Mann von ehrwürdigem Ansehen, der eben von einer zottigen kleinen Mähre abgestiegen war, auf ihn zu und hieß ihn willkommen. Es war dieß der Oberschäfer. Er äußerte sein Bedauern, daß der Tugurio (Hütte) so wenig darbiete, was ein Fremder essen könne, zu Allem aber, was er nur habe, sey der Fremdling (der zu hungrig war, um lecker zu seyn) von Herzen willkommen. Sogleich mußte sich ein junger Mann, des Alten Enkel, daran machen, einen Pfannkuchen zu backen und einigen Lardo (Speck) zu rösten. Mittlerweile kamen mehrere andere Schäfer, ihre Heerden vor ihnen her in die geräumigen Hürden hinten am Hause treibend, heim — und späterhin noch andere in ähnlicher Weise, bis zuletzt die ganze Gesellschaft beisammen war.

Außer dem Pfannkuchen und dem Speck verherrlichten noch gutes Maisbrod, Ricotta (eine leckere Zubereitung aus Gaißmilch) und trefflicher Wein, der in der benachbarten Stadt Canosa gekauft worden war, das Mahl der Reisenden. Die Sonne war mittlerweile untergegangen — vom Zwielicht wissen diese südlichen Gegenden fast nichts, — und ehe er seine Mahlzeit beendet hatte, war es beinahe finstere Nacht. Dem guten alten Manne wollte der Gedanke, daß der Fremde zu einer solchen Stunde weiterreisen sollte, durchaus nicht eingehen: auf den Fall indessen, daß Jener noch fort wolle, bot er ihm zwei Schäfer zum Schutzgeleit bis Canosa an; wolle er aber bleiben und sich mit einer Schäferswohnung genügen lassen, so sey er willkommen. Ohne viel Bedenken nahm der Reisende die Einladung an, und nachdem sein Klepper in einer Art Scheune neben dem Hause untergebracht war, machte er sich es recht behaglich und bequem

auf einer niedern hölzernen Bank nahe beim Feuer, die die Männer mit einem Schaffell bedeckt hatten.

Als die ganze Hirtengesellschaft versammelt war, sagten Alle, der Oberschäfer den Vorsprecher machend, laut und in schönmodulirten Responsen das Abendgebet oder ihr „Ave Maria“ her. Dann zündete ein Junge eine massive alte Erzlampe an, die aussah, als ob sie zu Pompeji ausgegraben worden wäre, und sprach, wie er sie herbeibrachte: „Santa notte a tutta la compagnia.“ *) Die Schäfer nahmen ihr sehr frugales Abendessen ein, das vornehmlich aus Maisbrod, rohen Zwiebeln nebst etwas wenigem Wein bestand. Nach der Mahlzeit setzten sich Einige von ihnen ums Feuer und plauderten mit ihrem Besucher, Andere aber gingen schlafen.

Das ganze Innere des Zimmers bildete ein langes Gemach, in dessen Mitte der Herd stand, der jedoch keinen Kamin hatte, da der Rauch seinen Weg durch die Spalten im Dachstuhl und andere Oeffnungen fand; an den Seiten des Gemachs waren die breiten Blätter des Wälschkorn und die Schaffelle, welche die Betten der Schäfer bildeten, hingespreitet, zugleich aber befanden sich zwei oder drei kleine Gerüste oder Gestelle (nicht unähnlich den Lagerstellen auf den Schiffen) hart an der Mauer angemacht, die recht warm und heimlich und für den alten Mann und andere bevorzugte Mitglieder, von denen eines seine Schlafstätte dem Fremdling freundlich abtrat, bestimmt waren. Diese ländlichen Betten und die hölzernen Bänke, die Lampen und einige Kochgeschirre ausgenommen, sah man fast kein anderes Geräth im Zimmer.

Das Bild, das sich in dieser seltsamen Schäferwirthschaft dem Reisenden darbot, als er aus seinem behaglichen Lager hervorlugte, wird sich in seiner Erinnerung nicht so bald verwischen. Der Schein der Lampe — und als diese ausgelöscht war, die unstete Flamme des Herdfeuers in der Mitte des Gemachs, warfen auf die Gestalten der in ihre Schaffelle gehüllten, an den Seiten der Stube beim Feuerschein gelagerten Hirten ein ganz eigenes Helldunkel; die rohe Sparrendecke des Gemaches war von Rauch und Zeit pechschwarz, und die beiden Enden der langen Wohnstube lagen im Dunkel verloren. Einige alte Feuerwaffen hingen ober der Lagerstätte des Oberschäfers; an der Wand lehnten die starken Knotenstöcke und Schäferstäbe der Leute. Mehrere von den gewaltigen Hunden lagen träumend, die Schnauzen dem Feuer zugekehrt, am Herde, um den noch die rohen hölzernen Bänke standen, und auf einigen davon lagen in malerischer Verwirrung, wie sie eben hingeworfen worden waren, die Mäntel und andere Kleidungsstücke der Schäfer. Bald jedoch erstarb die Flamme auf dem Herde, die Gluthasche dampfte nur noch, und ringsumher ward Alles dunkel, nicht aber still, denn die Männer schnarchten in den kräftigsten Tönen; der Wind, der über das weite offene Blachfeld strich, heulte um das Haus, wozu die Hunde dann und wann im Chorus einfielen. Das verhinderte indessen den Reisenden ganz und gar nicht, eine recht behagliche Nacht zuzubringen, wobei er sich inmitten der armen Schafhirten so sicher fühlte, wie nur im trautesten Freundeskreise der Heimath.

Am nächsten Morgen, wo er nun seine Reise nach Canosa fortsetzen wollte, bot er eine Geldbelohnung für die Bewirthung und Beherbergung. Die aber schlug der alte Schäfer aus und schien beleidigt, als der erkenntliche Reisende sie ihm ausdringen wollte. So blieb denn nichts übrig, als herzlich zu danken und freundlich Abschied zu nehmen.

Diese Schäfer blieben damals wo sie waren, bis zur Mitte des Frühlings, wo sie dann langsam mit ihren Heerden wieder nach den Abruzzen zuwandern, von dort aus aber, bei der Annäherung des Winters, nach der Pianura di Puglia aufs Neue zurückzukehren pflegen.

*) Wörtlich: „eine heilige Nacht der ganzen Gesellschaft.“ — Diesen Brauch findet man auch auf fast allen dortländischen Schiffen vorherrschend. Wenn der Mozzo (Kajütenjunge) die Lampe anzündet, spricht er: „Buona (oder santa) notte al capitano ed a tutta la compagnia — gute (gesegnete) Nacht (Abend) dem Kapitän und der ganzen Gesellschaft.“ Anm. d. Verf.

Eine Falkenjagd in Indien. *)

Wenn gleich die Edlen, die eingebornen Handelsherren und reichen Babus von Calcutta und andern großen europäischen Stationen, von Sitte und Lebensweise ihrer Vorfahren in vielen Stücken abgewichen sind, und in Bau und Einrichtung ihrer Wohnhäuser den Engländer nachahmen, oder in europäischen Kutschen fahren, so ist doch das Volk überhaupt mit wenigen Ausnahmen dem alten Herkommen unveränderlich treu geblieben, und in Kleidertracht, Wohngebäuden, Zimmergeräthe, Speisen, Waffen, Art zu reisen u. s. w. noch dasselbe wie vor vielen Jahrhunderten. Zwar sind Feuerwaffen bei allen Fürsten Hindustans in Aufnahme gekommen, darum aber keineswegs Pfeil und Bogen, als ein Theil der Bewaffnung ihrer Kriegsleute, abgeschafft, sondern noch immerfort allgemein im Gebrauch; und in den obern Landschaften bildet die Falkenjagd ein vorzüglich beliebtes Waidmannsspiel, und wird mit unendlichem Feuer und Glück betrieben. Falken aller Arten werden zum Stoßkampf abgerichtet; und der europäische Reisende, der schon daheim den stattlichen Vogel im Bild, ausgemeißelt auf irgend einem alten Grabmal oder schimmernd auf der farbenglühenden Leinwand alter Meister, mit Vergnügen gesehen hat, findet eine gedoppelte Lust daran, hier das edle Geschöpf lebendig zu erblicken, wie es mit Kappe und Beinfesseln auf dem Handgelenke sitzt, oder in majestätischem Fluge von des Falkners Arm sich erhebt, und den Raub verfolgend, höher und höher in die Wolken steigt.

Den ersten Falken nach meiner Ankunft in Indien sah ich in einer entlegenen Station, achthundert (englische) Meilen von Calcutta; er ward ins Haus zum Verkaufe gebracht: seine anmuthige Form, seine kühne Haltung und schöngesprenkeltes Gefieder bewundernd, fühlte ich mich stark versucht, meinen übrigen Schoßthierchen auch noch einen artigen Tärz **) beizugesellen; allein für ein Frauenzimmer würde er ein nutzloses und dabei kostspieliges Spielzeug gewesen seyn; und da er die volle Aufsicht und Abwartung von einem oder zwei Dienstboten erfordert hätte, so gab die letztere Rücksicht den Ausschlag, und ich lehnte, wiewohl mit etwas schwerem Herzen, den Ankauf ab. Es währte nicht lange, so wurde mir das Opfer, das meine Neigung der Klugheit gebracht hatte, durch die Gelegenheit gelohnt, das uralte und edle Waidmannsspiel der Falkenbeize in vollster Wirklichkeit mit eigenen Augen zu sehen. Während der kalten Jahreszeit lud uns ein benachbarter Radschah zu einer Jagdpartie ein; worauf denn die nöthigen Verabredungen und Vorkehrungen getroffen wurden, den Tag in der Nähe seines Hofhaltes zuzubringen. Da der Radschah ein Hindu war, in einem abgelegenen und entfernten Dorfe wohnte, und wohl nur selten oder nie Europäer bei sich bewirthete, so mußten wir für unser Frühstück und Mittagsmahl selbst sorgen; in der

*) Von Miß Emma Roberts, im Taschenbuch „Amulet.“

**) Tärz, so nennt man das Männchen des Taubenfalken oder Stockaars.

Voraussetzung übrigens, daß für Leser, die mit dem Lande nicht aus eigener Anschauung bekannt sind, eine Schilderung der Art und Weise, wie man den Tag auf einem Ausflug in die Dschongeln Hindustans verlebt, nicht uninteressant seyn dürfte, will ich eine solche etwas ausführlich beschreiben. Unser Khan saman, das Haupt der Khidmutghars, und der vornehmste Diener, bekam die Weisung, Zelte nach dem von dem Radschah uns bezeichneten Orte hinunter zu schicken, und für unsere Gesellschaft, die fast aus sämmtlichen Offizieren der Station bestand, ein Frühstück und ein Mittagessen bereiten zu lassen. Er bepackte demnach Kamele und Hackeries mit Allem für diesen Zweck Erforderlichem, und schickte es mit den hiezu bestimmten Dienern voraus. Da der Weg, den wir zu machen hatten, für Räderwagen nicht fahrbar war, so bestiegen die Herren von der Gesellschaft ihre Pferde; eine Dame, die kränklich war, ließ sich in einem Palankin tragen; und ich fühlte mich gar behaglich auf meinem Elephanten. Von einem ganz leidlich zahlreichen Dienergefolge begleitet ritten wir mit Sonnenaufgang aus. Der Morgen war blendend klar, aber äußerst kalt; und wiewohl wir in Pelz gefütterte Mäntel gehüllt waren, so wollte es uns doch kaum gelingen, uns auch nur einigermaßen in eine behagliche Wärme zu bringen; die durch die scharfe, schneidende Luft hervorgebrachten fröstelnden Empfindungen wichen indessen schnell dem Vergnügen, das die weite Ueberschau der gleich einer Karte vor uns aufgerollten Landschaft gewährte. Unsere Straße führte uns Anfangs über eine waldbewachsene mit nicht sehr tiefen Schluchten durchschnittene Ebene; und eine Meile etwa weiterhin kam uns der Radschah entgegen, der, sobald er den Elephanten in der Ferne erblickte, seine Leute aufstellte und unsere Annäherung abwartete. Er war zu Roß, begleitet von zwei seiner Brüder, einer Schaar Dienstleute, seinen Falknern, Seisis, Schuprassis *) u. s. w. Einige von ihnen beritten, Andere zu Fuß: denn ein indischer Reiterzug ist immer von einer zahllosen Menge Fußgänger begleitet, die so gut als möglich mit den Pferden und Wagen aller Arten Schritt zu halten suchen. Der ganze Zug nahm sich überhaupt recht hübsch und stattlich aus, mit seinen weißen Gewändern, farbigen Turbanen und Kommerbonds, die theils hell orange, theils blau, purpurn, und von jener prächtigen, indischroth auszeichnungsweise genannten, Farbe waren. Der Radschah und seine Brüder trugen reiche Röcke und Pluderhosen von mit goldenen Blumen durchwebter Seide — ein Kinkob genanntes Gewebe, wegen dessen besonders die Stadt Benares berühmt ist; ihre Turbane waren von weißem Musselin, und wegen der Kälte trugen sie auch prächtige Shawls, die sie um Kopf und Hals auf eine den Eingebornen Hindustans eigenthümliche malerische Art gewunden hatten; denn kein Hindu unterläßt bei kühlem Wetter sich Kopf und Nacken zu verhüllen, wenn auch, was bei den niedern Ständen häufig der Fall ist, die Beine bis über das Knie nackt bleiben. Die Hauptpersonen des Zuges ritten einheimische Pferde von der schönsten Zucht, ausnehmend hübsche Thiere, Grau- und Roth-Schimmel, die Schwänze hell scharlachroth gefärbt und reich und lustig aufgezäumt; denn die Steigbügel, Gebisse u. s. w. waren von gediegenem Silber, und um den Hals lief ein Reif von getriebenen Silberplättchen, die bei jeder Bewegung wohllautend zusammenklingelten. Unten an des Radschahs Sattel sahen unter einer prächtigen Löwenfelldecke Büschel von Roßschweifen — ein Zeichen hohen Ranges — hervor: mehrere mit Säbeln und Lanzen bewaffnete und runde erzbeschlagene alterthümliche Tartschen führende Männer bildeten eine Art Leibwache; und ein offener Palankin mit einem purpurrothen Baldachin und einem nachlässig über die Kissen hingeworfenen Shawl vervollständigten des hindustanischen Häuptlings Staatsaufzug. Da Pferde, welche an Elephanten nicht gewöhnt sind, deren Nähe gern vermeiden, so ritten die Herren von unserer Gesellschaft in ziemlicher Entfernung; anstatt nun aber sogleich auf seine militärischen Bekannten zuzureiten, näherte sich der Radschah zuerst den Damen, um diesen seine Ehrfurcht zu bezeugen — ein Höflichkeitsbeweis und ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit, die uns um so unerwarteter kamen, als bekanntlich die Hindus gelehrt werden, ihre eigenen Frauen als ein untergeordnetes Geschlecht zu betrachten, dem keinerlei ehrende Rücksicht gebühre. Dieß war übrigens nicht der einzige Beweis von Auszeichnung, den uns unser asiatischer Ritter gab, denn den ganzen Morgen blieb er uns zur Seite, und trug eifrig Sorge, daß wir das Jagdvergnügen aufs Beste sahen. Wir kamen durch ein oder zwei Dörfer, und da die Hütten niedrig, meistentheils oben an dem Dach offen und zudem mit keinen Fenstern, oft selbst nicht mit Thüren geschlossen waren, so konnten wir von unserm erhöhten Sitz aus leicht und genau die ganze innere Einrichtung sehen. Was uns vorzüglich gefiel, war die in diesen Dörfchen durchgängig herrschende Reinlichkeit; im Allgemeinen waren die Häuser freilich so unordentlich zusammengebaut, daß sie nur einen schmalen Weg freiließen, der gerade breit genug war, um dem Elephanten einen Durchgang zu verstatten; allein die Lehmhütten und die kleinen Hofräume, von denen viele umschlossen sind, waren sauber gefegt; die kupfernen Lotas *) sammt den aus demselben Metall verfertigten Schüsseln und Töpfen blitzten fleckenlos und glänzendhell; und da alle Küchengeschäfte von den armen Hindus unter freiem Himmel vorgenommen werden, so bleiben ihre Wohnungen von Asche und Rauch unbeschmutzt. Dem Hindu verbieten seine Glaubensvorschriften, irgend Etwas von einer einmal zubereiteten Speise für eine folgende Mahlzeit aufzuheben; was übrig bleibt, wird deßhalb weggeworfen, und schnell von Schwärmen von hungrigen Habichten und Krähen aufgezehrt: nicht am Feuer bereitete, bloß aus Körnerfrüchten — die in irdenen Krügen oder in einer kleinen Vorrathsgrube im Estrich aufbewahrt werden — bestehende Nahrungsmittel verursachen weder Unrath noch Geruch; das Hausgeräth aber ist von der einfachsten Art, und besteht, außer den bereits erwähnten Kochgeschirren, aus ein Paar irdenen Krügen verschiedener Art und Gurrahs. **) Einzelne Theile dieser Dörfer boten äußerst malerische Ansichten, indem sie sich in unregelmäßige Kreise öffneten, die mit schönen, einen großen bis an den Rand vollen Weiher beschattenden, Bäumen und bisweilen durch eine Pagode geschmückt waren, deren gefällige Verhältnisse und zierlich ausgemeißelte Mauern sich sehr gut gegen die Lehmhütten umher heraushoben. Was mich ebenfalls nicht wenig anzog und vergnügte, war die Menge von Vögeln, die sich zahllos und in der buntesten Mannichfaltigkeit auf den Zweigen der Bäume wiegten: einige davon waren buchstäblich bedeckt mit Ringeltauben, wundernetten Geschöpfen, deren Gefieder in reichem Farbenwechsel von Lichtgrau bis zum zartesten Rosenroth spielt; andere waren voll von grünen Tauben und einem andern und kleinern hellgrünen Vogel, dem Fliegenschnepper; wieder andere waren die Nistplätze der Fintenfalken, zusammt unzähligen Geschlechtern stattlich behuschter und aufs Schönste gefiederter Spechte, Papagayen, Minas, einer hübschen Staarenart, Pfauen in ganzen Schaaren, und noch vielen, deren Namen mir gänzlich fremd waren.

(Schluß folgt.)

*) Seisis sind Stallknechte und Schuprassis eine Art Läufer, die in den obern Provinzen immer mit einem Schwerte bewaffnet sind und den Weg vor ihren Brodherren her säubern; zu diesen kommen noch bei feierlichen Gelegenheiten oder Staatsaufzügen Diener höherer Art, die Subadars, welche silberne Keulen führen; und finden dergleichen bei Nacht statt, so sind auch noch Mussalschis, Fackelträger, dabei; der bunten Menge, die, um entweder die ihr eigene Schaulust zu befriedigen, oder aber um ihren Gebieter recht vornehm erscheinen zu lassen, sich dem Zuge anschließt, gar nicht zu gedenken. D. Verf.

*) Lotas sind kleine kupferne Geschirre, die man gebraucht, um Wasser — entweder zum Trinken oder zum Körperwaschen — aus den Brunnen herauf zu schöpfen. D. Verf.

**) Gurrahs sind irdene Töpfe von einer eigenthümlichen und sehr gefälligen Gestalt. Eine Hindustanerin, einen solchen Gurrah auf dem Kopf oder auf der Lende tragend, erscheint um eins so malerisch. D. Verf.

☞ Da es so häufig der Fall ist, daß von den löblichen Postämtern Nummern des Auslands als gefehlt nachverlangt werden, darin besonders Kupfer- oder Stein-Abdrücke als Beilagen gegeben sind, solche aber sowohl von der Verlagshandlung als von der hiesigen königl. Oberpostamts-Zeitungs-Expedition richtig spedirt werden, so sieht man sich veranlaßt zu erklären, daß man ferner solche Defekte nicht mehr als gefehlt gratis, sondern nur gegen Bezahlung nachliefern wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 214. 2 August 1833.

Proben aus einem chinesischen Roman.

Die Ermordung des Tongtscho.

(Fortsetzung.)

Der Minister Wangyun war nach Hause zurückgekommen und dachte über die blutigen Vorfälle nach, die sich mitten unter dem Feste ereignet hatten. Er ließ sich auf einer Matte nieder, allein er konnte keine Ruhe finden. Er nahm seinen Stab und begab sich zu Fuß in den Garten hinter seinem Hause. Mit Thränen im Auge blickte er zum Himmel empor und die qualvollsten Gedanken zerrissen seine Seele, als er plötzlich aus einem nahen Pavillon Seufzer und Schluchzen hörte. Leise schlich Wangyun sich hinzu und erblickte nun eine Frau seines Hauses: eine Tonkünstlerin von vollendeter Schönheit, Namens Tiaotschan. In zarter Kindheit schon war sie unter seinen Schauspielerinnen aufgenommen worden und Wangyun, welcher sah, daß sie mit einem seltenen Verstande begabt war, hatte sie Gesang, Tanz, die Flöte und die Laute lernen lassen. Sie brauchte bloß eine Sache zu wissen, um hundert Dinge zu verstehen. Die drei Religionen, die neun Wissenschaften hatten für sie kein Geheimniß. Von der Natur hatte sie jene Schönheit erhalten, die den Untergang von Städten und die Eroberung von Staaten veranlaßt. Sie war damals acht und zwanzig Jahre alt. Wangyun liebte und behandelte sie wie seine eigene Tochter.

Wangyun, nachdem er sie diese Nacht eine Zeit lang belauscht hatte, brach endlich das Stillschweigen und fuhr sie mit zorniger Stimme an: „Elende, ohne Zweifel ist es ein Liebesabenteuer, das Dich hierher geführt hat?" — Tiaotschan fiel ihm zitternd zu Füßen: „Hoher Herr," sagte sie, „wie könnte es Deine Dienerin wagen, eine strafbare Liebe zu hegen?" — „Wenn hier nicht irgend geheime Ränke zum Grunde liegen, wie käme es, daß Du in diesem Pavillon weinest und seufzest?" — „Erlaube mir, Dir den Grund meines Herzens zu eröffnen." — „Verbirg mir nichts, ich will die volle Wahrheit wissen." — „Hoher Herr, Deine demüthige Dienerin ist von Dir mit Güte überhäuft worden; Du hast sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters erzogen; Du ließest sie Gesang und Tanz, die Flöte und die Laute lehren; Du behandeltest sie nicht wie Deine Sklavin, sondern hieltest mich vielmehr wie Deine eigene Tochter. Wenn meine Gebeine, um Dir einen Dienst zu leisten, in Staub zermalmt, wenn mein Fleisch stückweise mir vom Leibe gerissen würde, so könnte ich Dir noch nicht den zehntausendsten Theil Deiner Wohlthaten vergelten. Ich sah Deine Augenbraunen von Traurigkeit umdüstert, und ich ahnte, daß Deine Seele von schweren Sorgen um den Staat gequält werde. Ich wollte Deinen Kummer zerstreuen, doch fürchtete ich Dich zu fragen. Auch diesen Abend war ich Zeuge Deiner Kümmernisse; ich sah, daß Du weder gehen, noch einen Augenblick der Ruhe genießen konntest. Dieß, hoher Herr, ist die Ursache meiner Thränen. Ich dachte nicht daran, daß Deine Herrlichkeit hierher kommen würde, um meinen Schmerz zu belauschen und mir mein Geheimniß zu entreißen. Kann Deine Dienerin Dir irgendworin nützlich seyn und sollte ich zehntausendfachen Tod erleiden, so bin ich bereit Dir zu gehorchen."

Wangyun stieß mit seinem Stabe auf die Erde: „Wer hätte gedacht, daß das Wohl des Staates in Deinen Händen liege! Komm, folge mir in den gemalten Saal."

Tiaotschan folgte ihm, und nun hieß er alle seine Frauen sich entfernen. Als er sich mit Tiaotschan allein befand, ließ er sie mitten im Saale sich niedersetzen und warf sich dann vor ihr nieder, daß seine Stirne den Boden berührte. Tiaotschan ward von Schrecken ergriffen. „Hoher Herr, rief sie, indem sie sich auf die Knie warf, was soll diese Demüthigung vor Deiner unterthänigsten Magd?" — „Erbarme dich des Reiches der Han und ihrer unglücklichen Unterthanen!" sagte er und zwei Thränenquellen rieselten über seine Wangen. — „Ich wiederhole es, entgegnete Tiaotschan, wenn Du mir irgend einen Befehl zu geben hast, so bin ich bereit zu gehorchen und sollte ich auch zehntausendfachen Tod erleiden."

Wangyun fiel abermals auf seine Knie nieder und sagte: „Das Volk schwebt in einer Gefahr, die sich nur mit der eines Menschen vergleichen läßt, der mit dem Kopf abwärts an den Füßen aufgehangen ist. Der Kaiser und die Minister des Herrscherhauses der Han stehen am Rande eines Abgrundes und nur Du kannst sie retten." — Tiaotschan warf sich dreimal vor ihm zur Erde nieder und bat, ihr das Geheimniß zu enthüllen. Wangyun sagte: „Tongtscho steht im Begriff, sich des Thrones zu bemächtigen und von allen Beamten des Staates und des Heeres, die den Kaiser umgeben, ist nicht ein Einziger, der eine List zu erfinden wüßte, sich seiner zu entledigen. Tongtscho

hat den Liupou an Sohnes Statt angenommen, und dieser ist mit einem Muthe begabt, der zehntausend Kriegern Trotz bieten würde. Ich glaube, daß beide Freunde des Weines und der Wollust sind, und ich will dich zuerst dem Liupou und dann dem Tongtscho als Gemahlin anbieten. Benütze diese Gelegenheit zwischen Vater und Sohn Eifersucht zu entzünden und einen gegen den andern zu bewaffnen; leite es so, daß Liupou den Tongtscho tödte, und Du wirst uns von einer Geißel befreien, die schwer auf dem Lande lastet, Du wirst den wankenden Thron der Han wieder aufrichten und ihn beschützen, als wenn man ihn mit einem Gürtel von Meeren und Bergen umgeben. Ich weiß nicht, was Du zu thun gesonnen bist."

„Hoher Herr," erwiderte Tiaotschan, „Deine Magd ist bereit, Dir zu gehorchen. Bring mich schnell in seine Nähe; mein Entschluß ist gefaßt." — „Wenn etwas von diesem Plan verlauten würde, Tongtscho würde mein ganzes Haus vertilgen." — „Sey unbesorgt! Wenn Deine Magd je die Pflichten vergißt, die ihr Gerechtigkeit und Dankbarkeit auferlegen, so möge sie unter der Schneide von zehntausend Schwertern umkommen; so möge sie von Jahrhunderten zu Jahrhunderten nie mehr in einen menschlichen Körper einwandern."

Wangyun dankte ihr, indem er sich vor ihr zu Boden warf, und beobachtete ein tiefes Stillschweigen über den gefaßten Entwurf. Am folgenden Morgen nahm er einen Karfunkel von unschätzbarem Werth, ließ ihn fassen und auf die Spitze einer ganz von Gold strahlenden Mütze setzen, die er dem Sohne Tongtscho's überbringen ließ. Liupou war außer sich vor Freuden darüber und begab sich geraden Weges in den Palast Wangyun's, um ihm für dieses kostbare Geschenk zu danken. Wangyun, der einem Besuch von Liupou entgegensah, hatte ein prächtiges Mahl bereiten lassen, bei dem eine Verschwendung der seltensten Früchte, der ausgesuchtesten Gerichte und der köstlichsten Weine herrschte. Als man ihm die Ankunft Liupou's meldete, ging er ihm vor das Thor seines Palastes entgegen, um ihn zu empfangen, und führte ihn in den Festsaal. Hier überließ er ihm voll Höflichkeit seinen Platz und bot ihm einen erhöhten Sitz an.

„Hoher Herr," sagte Liupou, „ich bin nur einer der letzten Staatsbeamten, die Deiner Herrlichkeit gehorchen; Du aber, der mit der Würde des Sseton (Staatsministers) bekleidet ist, bist einer der ältesten und mächtigsten Minister des Reiches. Warum willst Du Dich so demüthigen und mir Ehren erweisen, die mir nicht gebühren?"

„Heute bist Du der erste und einzige Held des Reiches. Nicht Deine Stelle ist es, die ich ehre, sondern Deine Tugenden und Dein erhabener Muth sind es, die meine Verehrung erworben haben." — Liupou war entzückt und Wangyun, voll Aufmerksamkeit für ihn, schien ihm eine Art göttliche Verehrung zu erweisen. Jeden Augenblick brachte er seine Gesundheit aus und war unerschöpflich in Lobeserhebungen seines Gastes und Tongtscho's.

„Ich wage zu hoffen, sagte endlich Liupou, den der Dunst des Weines erhitzt hatte, daß Deine Hoheit mich am ersten Tage dem Kaiser empfehlen wird."

„Du irrest, General, dessen bedarfst Du nicht. Vielmehr bin ich es, der zu hoffen wagt, daß Du ihn bei dem Kaiser unterstützen wirst; in meinem ganzen Leben werde ich diese unermeßliche Wohlthat nicht vergessen."

Liupou fuhr fort zu trinken, indem er lachte und laut das Uebermaß seiner Freude hervorbrechen ließ. Wangyun hieß alle Leute seines Gefolges sich entfernen und behielt nur einige junge Dienerinnen um sich, die den Dienst als Mundschenkinnen verrichteten.

„Man rufe meine Tochter, sagte endlich Wangyun, auf daß sie das Wohl des Generals trinke."

Einige Augenblicke darauf geleiteten zwei blau gekleidete Dienerinnen Tiaotschan in den Saal. Liupou fragte, wer sie sey.

„Es ist meine Tochter Tiaotschan. Da ich Dir nichts zu bieten vermag, um Dir meine volle Verehrung zu beweisen, so wollte ich sie Dir vorstellen."

Tiaotschan trank mit Liupou und hielt unverwandt ihre leidenschaftvollen Augen auf ihn gerichtet.

„Meine Tochter," sagte Wangyun, indem er sich etwas trunken stellte, „ich bitte Dich, einige Tassen mit dem General zu trinken. Er ist der Schirm und die Stütze meines ganzen Hauses."

Liupou lud Tiaotschan ein, sich zu setzen, allein sie wollte sich entfernen.

„Meine Tochter," sagte Wangyun, „der General hat mich mit Wohlthaten überhäuft; Du darfst Dich unbedenklich einen Augenblick an seiner Seite niederlassen."

Tiaotschan gehorchte und reichte dem General noch einige Tassen, während Wangyun ganz vom Wein betäubt, sich nicht mehr aufrecht halten zu können schien. Plötzlich erhob er das Haupt und rief mit strahlendem Gesicht, unter lautem Lachen: „General, ich biete Dir meine Tochter zur Gemahlin an; würdigst Du mich, sie anzunehmen?"

„Wenn dieß Anerbieten aufrichtig gemeint ist," erwiderte Liupou dankend, „so will ich im künftigen Leben in den Leib eines Hundes oder eines Pferdes fahren, um Dir zu dienen und meine Dankbarkeit zu beweisen."

„Bei der nächsten Gelegenheit werde ich einen glücklichen Tag wählen und meine Tochter in Deinen Palast geleiten."

Liupou war nicht mehr seiner Freude Herr und verschlang Tiaotschan mit seinen Augen. Tiaotschan ihrerseits erwiderte ihm mit anmuthvollem Lächeln und bemühte sich seine Leidenschaft noch mehr zu entflammen, indem sie ihre zwei glühenden Augensterne auf ihn heftete. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Es braucht dem Leser kaum bemerkt zu werden, wie treffend die ganze Einleitung der Intrigue dieses Romans den feigherzigen Character der Chinesen bezeichnet, und wie lebendig durch die Gespräche der Höflinge, die Koketterien der schönen Tiaotschan u. s. w. chinesische Art und Sitte zur Anschaulichkeit gebracht wird. A. d. R.

Die wandernden Italiener.

Wer hat sie nicht selbst gesehen, oder wer kennt sie nicht aus mannichfachen Erzählungen und Schilderungen — die armen Italienerknaben, die bald als Verkäufer von Gypsbüsten berühmter Männer und Abgüssen alter Bildwerke, bald mit Drehorgeln, bald mit weißen Mäusen, Affen, Murmelthieren, Landschildkröten, fast in allen Ländern Europa's und vornehmlich in den Straßen seiner Hauptstädte umhergehen und anzutreffen sind? Wie durch ihre dunkeln ausdrucksvollen Gesichter und das Charakteristische ihrer ganzen äußeren Erscheinung, also und nicht minder merkwürdig sind sie wegen ihres stillen harmlosen Wesens. Und wohl äußerst selten wird man in den vielen Ländern, die diese Wanderer durchziehen, auch nur von einem Beispiel eines durch sie begangenen Verbrechens oder ernsthaften Vergehens hören, was um so mehr Wunder nehmen muß, als die meisten von ihnen die Heimath in zarter Jugend verlassen, und häufig den Entbehrungen und Versuchungen der drückendsten Armuth ausgesetzt sind.

Die Gypsfigurenhändler kommen fast ohne Ausnahme aus Lucca im Etrurischen. Die Art, wie sich ihre Gesellschaften bilden, ist folgende: Von Einem oder bisweilen zwei Männern, die sich auf das Figurengießen verstehen, wird eine Wanderung in die Fremde in Anregung gebracht; haben sie nun eine Anzahl armer Knaben beisammen, so verlassen sie mit diesen, die in Trüppchen von zehn, zwölf bis fünfzehn Köpfen unter ihrer Anführung ausziehen, ihr heimisches Thal und nehmen ihren Weg über die Apenninen und Alpen. Der Verfasser dieses Aufsatzes wanderte einmal auf seinem Wege über den Mont Cenis mit einer Gesellschaft dieser Art, von deren Haupt er mancherlei Näheres über ihr Thun und Treiben erfuhr. Ihre Formen oder Gießstücke waren nebst einigen wenigen Werkzeugen nach Chambery, der Hauptstadt von Savoyen, wo sie zuerst sich zu verweilen gedachten, zu Wagen vorausgeschickt worden. Den Gyps und andere zur Verfertigung ihrer Figuren erforderliche einfache Materialien finden sie fast in jeder großen Stadt, nach der sie kommen; und nur in großen Städten wählen sie für irgend eine längere Zeit ihren Aufenthalt. Sind sie nun in Chambery angekommen, so macht sich der „Künstler" oder Vornehmste der Gesellschaft, so wie er seine Gußformen in Händen hat, an die Arbeit, und schickt dann die bei ihm befindlichen Knaben in der Stadt und in den Städtchen und Dörfern der Umgegend auf den Verkauf der Figuren, wie er sie in der Eile verfertigen konnte, aus. Erlaubt es die Entfernung, so kehren diese Knaben auf die Nacht mit den Erträgnissen ihres Tagsverkaufs zu ihrem Herrn, der sie beherbergt und beköstigt, zurück; bleiben sie aber, wie sich es oft trifft, wenn sie weitere Wanderungen in die savoyischen Berge und Thäler machen, mehrere Tage weg, so bestreiten sie ihr wohlfeiles Essen und Nachtlager aus dem etwaigen Erlöse ihrer Waaren. Will der Verkauf in und um Chambery nicht mehr gehen, so packt der Herr seine Formen und Werkzeuge ein und schickt sie voraus nach Genf, während er selbst mit seinem kleinen Trupp, von dem ein Jeder ein paar Figuren trägt, um sie in den Städten und Dörfern unterwegs zu verkaufen, sich zu Fuße ebendahin aufmacht. In Genf geht es wie zu Chambery; und denkt er, daß die Gegend dort herum hinlänglich versehen ist, so brechen er und seine Gehülfen wieder auf und wandern in gleicher Weise nach einem andern Orte. — Neun Monate nach jener gemeinschaftlichen Alpenwanderung traf der Erzähler Dieses seinen alten Reisegefährten, den Gypsfigurenverfertiger, zu Fontainebleau in dem Walde gleichen Namens. Er war eifrig am Geschäft, hatte aber nur zwei Knaben in der Stadt bei sich, denn die übrigen waren in der Gegend umher zerstreut. Er hatte seit jener Zeit den Jura überschritten, den größern Theil Frankreichs durchwandert und war nun im Begriffe nach Paris zu gehen, von wo er sich über Amiens und Calais nach England durchzuschlagen gedachte, da er sich in dem letzten Lande eine goldene Ernte versprach. Sein Bruder, der bereits mehrere Jahre aus der Heimath abwesend war, befand sich damals mit einer auf gleiche Weise gebildeten Schaar auf einem Wanderzuge in Rußland. — Mein alter Bekannter selbst war bereits in Deutschland bis nach Leipzig hinein gewesen. Es war ein verständiger, in seiner Art gewerbfleißiger, ausnehmend nüchterner und mäßiger Mann, wußte sich recht gut zu benehmen und sprach ein sehr gutes Italienisch, was denn auch bei allen seinen Knaben, da sie sämmtlich geborne Toskaner waren, der Fall war. Die Gypsfigurenhändler sind wirklich, wie wir bemerkten, fast ohne Ausnahme aus dem Toskanischen *) gebürtig, wo selbst die Aermsten im Volke ihre Sprache anmuthig und rein sprechen. Der Rest der wandernden Italiener spricht je nach den Orten, wo sie her sind, verschiedene Volksmundarten, die der schulgebildete Italiener, wenn er nicht unter ihnen gelebt hat, kaum versteht.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. h. nicht sowohl aus dem Großherzogthum Toskana, als aus dem alten Tuscien, wohin auch das Herzogthum Lucca gehört.

Eine Falkenjagd in Indien.

(Schluß.)

Bis jetzt war uns noch kein Wild vorgekommen; nun aber schoß ein Rebhuhn aus dem Gras auf und brachte die ganze Gesellschaft in jagdeifrige Bewegung; der Elephant schritt an den Rand der Schlucht vor — einer der Falken war losgelassen worden und stieg nun majestätisch in die Lüfte, die Richtung, welche sein Jagdziel genommen hatte, scharf verfolgend; das Loos des letztern war bald entschieden — er kreiste einen Augenblick über dem Kopfe des Vogels, schoß dann auf ihn nieder, und brachte das ängstlich athmende Geschöpf, fest zwischen seinen Krallen, aber lebendig, vor seines Gebieters Füße. Man konnte nichts Belebteres sehen, als dieses Jagdbild; die Reiter sprengten, aus einander stäubend, der Eine dahin, der Andere dorthin, wo er eben die Beize am Besten mit ansehen zu können dachte; die Fußgänger rannten die wirrverschlungenen Pfade der Schlucht hinab, in der das Rebhuhn ein schirmendes Versteck zu finden gesucht hatte; und in der Ferne sah man über das weite Blachfeld hin den Palankin, der unsere Freundin trug, fliegen — eine Zuthat, die wesentlich zu der malerischen Wirkung beitrug. Im Augenblicke, wo das Rebhuhn in sicherm Verwahre war, sammelte sich die ganze Gesellschaft um den Elephanten; und nun ergab sich eine Frage über das Waidmannsrecht. Es ist nämlich gebräuchlich, dem Falken das Blut seines ersten Schlachtopfers zu geben; allein da kein Hindu einem Thiere das Leben nehmen darf, so mußte man sich nach einem Abdbter

umsehen. Glücklicherweise hatten wir einen Khidmutgar in unserm Gefolge, der, wahrscheinlich begierig, das Jagdvergnügen mit anzusehen, sich lieber unsern Bedienten angeschlossen, als das Gepäck begleitet hatte; er war als Tafeldiener — ein Amt, zu dem sich kein Hindu versteht — ein Muselmann, und bot sich nun zur Handleistung in diesem Nothfall an. Einer unserer Schuprassis lieh sein Schwert, und dem Vogel wurde der Hals durchgeschnitten — die von dem Koran gebotene Art, ein Thier abzuthun. Das nächste Thier, das wir aufjagten, war ein Schluchten-Reh, ein niedliches Geschöpf; da jedoch keiner von den Falken zu dem Angriff abgerichtet war — obschon man sie oft auf Gazellen zu stoßen lehrt *) — unsere Herren auch ihre Gewehre nicht schußfertig hatten, so sprang das nette Ding in leichten Sätzen unversehrt auf und davon. Wir fingen noch zwei andere Rebhühner auf dieselbe Weise, wie früher, wilde Gänse dagegen und Reiher, auf die wir uns Hoffnung gemacht hatten, und die, da sie ungeheuer hoch in die Lüfte sich aufschwingen, die unterhaltendste Jagdfreude gewähren, trafen wir leider nirgends. Wir fühlten nachgerade ziemlichen Hunger, und wendeten uns deßhalb nicht eben ungern in die tiefen Schluchten, welche nach dem Dschemna führen, und die die schönsten waren, die wir noch gesehen hatten, da sie ausnehmend jäh und gewunden sind, bald in nackten Kämmen aufsteigen, bald wieder mit Bäumen bekleidet sind, und da und dort Durchblicke nach dem schimmernden Strom und den grünen Ebenen jenseits gewähren; eine Zugreihe Kamele, die geduldig ihres Weges am Sandufer hinschritten, vervollständigte das ächt Morgenländische des ganzen Landschaftsbildes. Diese Klüfte und Dschongeln wimmeln von Schakalen, Wölfen, Tigern, Panthern und Stachelschweinen, die sich dem Waidmanne häufig zeigen; damals jedoch bekamen wir keine zu sehen. Freudig begrüßten wir unsere eigenen Packthiere, die unter einem hohen Hügelhange rasteten, und nur wenige Schritte weiter brachten uns an eine äußerst liebliche ebene Stelle, die sich sanft zum Fluß absenkte und da und dort mit schönen Bäumen beschattet war, und auf der denn unsere Zelte zusammt einem äußerst prachtvollen, welches der Radschah zu unserer bequemern Unterbringung geschickt hatte, und in welchem man unser Frühstück herrichtete, aufgeschlagen waren. Die ganze Landschaft um uns her war voll Reiz und Leben: in der Ferne, den Gipfel einer theils von der Natur, theils durch die Kunst gebildeten kegelförmigen Anhöhe krönend, zeigte sich des Radschahs Herrenhaus; ein bescheidenes Gebäude, doch von wesentlich hervortretender Bedeutsamkeit in dem Gemälde wegen der schneereinen Weiße seiner Mauern und seiner weithin herrschenden hohen Lage; es stand am äußersten Rande der Abplattung des Hügels, an dem ein — was dem Ganzen ein festungsähnliches Ansehen gab — von Lehmmauern umgebenes und freilich schwach nach der landüblichen Weise befestigtes Dorf hing; unten breiteten sich große Gärten aus, die in genau abgemessenen Vierecken angelegt, aber mit schönen Bäumen bepflanzt waren, die sich unter der Last ihrer Früchte — reife Citronen, Orangen, Granatäpfel u. s. w. — bogen; dazwischen hinein breite Lustgänge von Platanen und dichtes blüthentragendes Strauchwerk und Gebüsch — der rosenrothe und weiße Oleander, der Schumale, die Bavla, mit ihren schönen weißen duftreichen Blüthen, mancherleifarbige Akazien und der gelbe Babul. Im Vordergrund, unter den Bäumen, hurtig angepflöckt die Rosse der Gesellschaft; dort dann die in Gruppen zerstreute, an die hundert Köpfe wenigstens betragende Dienerschaft, Diese ihr eigenes Mahl bereitend, Jene eifrig mit der Zurüstung des unserigen beschäftigt, oder den recht zierlichen Hukah mit seinem schlangengewundenen Rohr und seinem glockenartigen Kopfe herrichtend; wieder Andere rauchend oder in seligem Nichtsthun unter einen schattigen Baum hingestreckt. Während wir uns das Frühstück munden ließen, kam ein Geschenk vom Radschah — Flaschen mit Rosenwasser, Körbchen mit frischem Obst und Platten mit getrockneten und eingemachten Früchten, Kißmißs, Trauben, Pistazien, Mandeln, Datteln, kandirten Aprikosen aus Persien, Konfekt und Kandiszucker, eine Menge von Gemüsen und — in Rücksicht auf unsere fleischliebende Eßlust, wie ich vermuthe — zwei lebendige Zicklein; auch

*) Falken, die dazu abgerichtet sind, eine Antelope anzugreifen, fallen ein solches Thier wüthend und zwar am Kopf an, indem sie ihm mit Krallen, Schnabel und Flügeln Wunden beibringen, so daß das arme Geschöpf in seinem Lauf aufgehalten wird, bis der Jäger ihm nahe genug kommen kann, um sicher zu zielen. D. Verf.

an allerlei Speisen aus Kornfrüchten für die Diener fehlte es nicht. Das Geschenk begleitete die Bitte, wir möchten des Radschahs Wohnung mit einem Besuche beehren; so bestiegen wir denn, als das Frühstück vorbei war, aufs Neue unsern Elephanten, der uns die Anhöhe ungefähr halbwegs hinanstrug, stiegen dann ab und wanderten durch ein Hinterthor und auf einem geschlängelten Wege bis nach der Höhe hinauf: die Mauern waren mit einer beträchtlichen Anzahl stattlich gekleideter und gut bewaffneter Männer besetzt; und bei unserm Eintritt in den äußern Hof empfing uns eine Dienerschaar, die uns ehrerbietig in ein langes schmales Gemach geleitete, an dessen oberem Ende der Radschah, seine beiden Brüder und sein Oheim auf einer Art Thronerhöhung saßen; Stühle wurden für uns hingestellt, während die ganze Gesellschaft aufstand, uns zu empfangen, und ihren Besuch mit äußerst blumenreichen und höflichkeitsvollen Anreden bewillkommte: dann bot man uns auf großen Präsentirtellern goldene Mohurs zum Geschenke; hierauf wurden Flaschen mit verschiedenen Arten von Rosenöhl in einem viereckigen silbernen Kästchen herumgegeben, und nach diesen, ebenfalls in abgesonderten Fächern eines silbernen Behältnisses, Gewürze und Paan, wovon wir ein wenig nahmen. Die uns begleitenden Diener standen an den offenen Thüren des Zimmers, dem Anschein nach innig vergnügt, uns nach der Landessitte bewirthet zu sehen; und fast das ganze Zimmer war voll von Munschies, Mollahs, Thennedars *) und andern angesehenen Personen aus der benachbarten Stadt Etawah, die, sämmtlich hübsch angethan, sich eifrigst drängten, uns ihre Salaams zu machen. Der Radschah, beiläufig bemerkt, ein sehr hübscher Mann, bedauerte, nach verschiedenen andern höflichen Reden, daß wir die besten Jagdkünste seiner Falken nicht gesehen hätten, und machte uns den Vorschlag, unser Glück noch einmal zu versuchen, sofern wir nämlich unser Mittagsmahl früh bestellen wollten; wir nahmen den Vorschlag recht gern an; nahmen nun Abschied von unserm freundlichen artigen Wirth und kehrten zu unsern Zelten zurück, wo wir einen Theil unserer Reisegesellschaft von den ermüdenden Anstrengungen des Morgens ausruhend antrafen; während Andere die nahen Schluchten durchstrichen, wieder Andere mit ihren Gewehren sich nach dem jenseitigen Ufer des Dschemna aufgemacht hatten, um dort, in der noch wildern Landschaft Bendelkand, nach Wild zu suchen.

Das Mittagsmahl vereinigte uns Alle wieder, und bald, nachdem abgetragen war, erschien der Radschah zu Fuße, wobei ein großer, scharlachrother, mit Silber eingefaßter Schuttha über seinem Haupte hergetragen wurde, und scharlachne und silberne Punkhas (Fächer) an langen silbernen Stäben rings um ihn klatschend flatterten. Wir bestiegen unsere Thiere, schlugen dießmal einen andern Weg als den am Morgen ein, und sahen mehrere schöne Flüge mit an. Wiewohl die Sonne sich bereits zum Untergange neigte, so war der Abend doch drückend heiß, wie die frühe Hälfte des Tages kalt gewesen war; und als der Radschah, etwa ¾ Stunden von den Kantonirungen, Abschied nahm, und sich, dem Anscheine sehr ermüdet von den heutigen Anstrengungen, in seinen Palankin warf, brachen auch wir in einem scharfen Trabe, nach unserm Bangalo zurückkehrend, auf — etwas müde zwar, aber ausnehmend vergnügt über unsern Ausflug, der Allen gleich große Freude gemacht zu haben schien. Der Radschah, den wir besucht hatten, war ein Mann aus hoher Kaste und altem Geschlecht, aber mit Glücksgütern nicht sonderlich bedacht. Was einen besondern Eindruck auf mich machte — war die wahrhaft patriarchalische Weise, in der er zu leben schien, und der Gegensatz, in welchem seine schlichte Wohnung, seine einfache, auf wenige Matten und Teppiche beschränkte Zimmereinrichtung, und seine dem strenggläubigen Hindu allein erlaubte Kost aus Pflanzenspeisen, mit den zur Behauptung der Würde seines Standes und seiner Abkunft angelegten massiven silbernen Schmucksachen, den reichen Gewändern und blitzenden Waffen stand. Wenn Höflichkeit und Anstand im Benehmen, Sanftheit und ein feiner richtiger Takt des Schicklichen die eigentlichen Begleiter von Geburt und Rang sind, so dürfte der Radschah eines kaum bekannten Dorfes in einer entlegenen Landschaft Hindustans mit vollem Fuge dem feinsten Edelmanne der christlich gesitteten Welt an die Seite gestellt werden.

*) Munschis und Mollahs sind mehr oder minder gelehrt gebildete Männer, welche häufig im Kommissariat und andern Amtszweigen kleine Stellen erhalten, Thennedars sind Oberpolizeiaufseher. D. Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 215. 3 August 1833.

Die wandernden Italiener.

(Fortsetzung.)

Nach den Luchesi oder Luccanern *) lassen sich diese Zugvögel vornehmlich unter zwei Klassen bringen — Gebirgsbewohner aus den Apenninen, und Gebirgsbewohner aus den italienischen Bergrücken und Thälern der Alpen. Unteritalien oder das Königreich Neapel, die römischen Staaten und das Großherzogthum Toskana geben wenige oder keine Auswanderer dieser Art; wohl aber findet man nach der Lombardei zu Schaaren solcher Auswanderer, die aus dem Herzogthum Parma sind. Einen großen Theil dieses Fürstenthums bedecken die rauhen Apenninen, wo die Armuth des Bodens und die Strenge des Himmelsstrichs so groß sind, wie man kaum von und in Italien erwarten sollte. An dem nördlichen Abhang dieser Berge reift das ohnehin dürftig gesäete Korn erst im September, und oft selbst wenn es der Wirkung der schweren Regen und angeschwollenen Wildwasser, die zu Zeiten den Grund und die zu seinem Anhalt an den abschüssigen Stellen aufgeführten Ausdämmungen und Mauern wegschwemmen, entgeht, selbst dann kommt die Frucht selten zu einer gesunden Zeitigung. In einigen Jahreszeiten ist der Schuß der Wildwasser über die jähen Abfälle dieser Berge hinunter so furchtbar, daß die Erdausdämmungen zerstört und der Boden bis auf den nackten Felsen weggewaschen wird. Zu andern Zeiten wirbeln Orkane die Erde und ihr Erträgniß in die Luft. In beiden Fällen sind den armen Bewohnern Jahre der fleißigsten Arbeit und der mühvollsten Erfindungskunst, mit denen sie ihr Bergland zum Anbau fähig zu machen suchten, verloren und Familien und ganze Bezirke in die tiefste Noth gestürzt. Die übrigen dürftigen Nahrungsquellen dieser armen Apenninenbauern sind der Ertrag ihrer Kastanienbäume und das Fällen von Holz, das, da sie keine Straßen haben, auf denen sie es verführen könnten, fast einzig und allein zu Brennstoff und Kohlen verwendet wird. Einige Glückliche besitzen ein paar Schafheerden in den niedriger gelegenen, und Ziegenheerden in den oberen Theilen des Gebirgs.

Um sich daher den Lebensunterhalt zu verschaffen, den ihre eigene Heimathsgegend ihnen verweigert, wandern diese Leute nach verschiedenen Richtungen und verschiedene Berufszweige treibend aus. Die Auswanderungen der Meisten derselben beschränken sich nur auf eine kürzere Zeit; ja selbst die, welche auf eine längere Zeit auswandern, thun Dieß unabänderlich mit dem Vorsatze, in ihre Heimath, wie rauh auch diese ist, wieder zurückzukehren, sobald sie sich einige Mittel erworben haben. Merkwürdig ist, daß jeder Bezirk seine eigenen Broderwerbsarten und seinen eigenen Auswanderungsstrich hat, und schon seit vielen Geschlechtern hatte, wobei er nie einem andern Bezirk in den Weg kommt. Von dem wilden Landstrich (eine Längenstrecke von nahe zu dreißig engl. Meilen), der sich von der Stadt Berceto an der Apenninenkette hin zu der Westgränze des Herzogthums Modena ausdehnt, gehen die Männer nach der Insel Corsika, wo sie sich als Feldarbeiter und Holzhauer verdingen. Wegen der großen Entfernung bleiben manche von diesen zwei bis drei Jahre in Einem fort aus. In dem unmittelbar unterhalb dem ebengenannten gelegenen Landstriche begeben sich die Männer jedes Jahr ins Toskanische auf die Feldarbeit in den Maisfeldern der ungesunden Maremmen, von wo Viele unausbleiblich mit den Malariafiebern behaftet heimkehren. Die Nüchternheit, die Enthaltsamkeit dieser Leute, die Entbehrungen, denen sie sich unterwerfen, nur um einige Gulden zu ersparen, das unbegreiflich Wenige, von dem sie leben, erfüllen den Bewohner reicher Länder mit Erstaunen. Ihr einziges Dichten und Trachten ist, mit ihren Ersparnissen in die Heimath zurückzukehren; und um den Betrag derselben etwas zu erhöhen, legen sie sich dann und wann — sowohl die aus Corsika als auch die aus Toskana — auf einen kleinen Schleichhandel. Die Artikel, welche sie einschwärzen, sind vornehmlich Salz und Schießpulver; — Artikel, welche sie nach Toskana ausführen, sind hauptsächlich Lumpen zur Papierverfertigung, deren Ausfuhr die parmesanische Regierung verboten oder mit entsetzlich hohen Zöllen belegt hat, um die Papiermühlen ihres eigenen Landes emporzubringen. Bei

*) Während der eifersüchtigen Anfeindungen und dem tödtlichen Hasse, die Italien im Mittelalter theilten und zerrissen und die Knechtschaft und das Elend dieses schönen Landes vorbereiteten, erhielten die Luccaner einen äußerst schlechten Ruf; und es ist eine eigene Erscheinung, wie sich die Erinnerung daran unter dem Volke immer noch erhalten hat, denn bis auf diesen Tag gibt ein Luccaner, wenn er gefragt wird, wo er her sey, allemal zur Antwort: „Vi sono de' buoni e de' cattivi dappertutto — sono Lucchese per servirla. (Es gibt überall gute Leute und schlechte Leute — ich bin ein Luccaner, Ihnen zu dienen)." D. Verf.

diesen Schmuggelgeschäften, deren vollkommenes Gelingen selbst einem Jeden von ihnen höchstens ein paar Gulden abwerfen kann, unterziehen sich diese armen Landleute den größten Mühseligkeiten und Gefahren; denn um den Zolllinien und Zollstätten, und wer sonst ihrem Handel hindernd oder schadend in den Weg kommen könnte, auszuweichen, schlagen sie sich nach ihrer Heimath durch die wildesten und tiefsten Schluchten und über die höchsten und wenigstbesuchten Kämme der Apenninen zurück, wo sie zu Zeiten unter Schneelawinen begraben oder vom Wirbelwind fortgerissen, und noch weit häufiger ganze Tage lang an irgend einem wilden öden Gebirgsfleck durch die Unbilden der Witterung festgehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus einem chinesischen Romane.

Die Ermordung des Tongtscho.

(Fortsetzung.)

Wangyun ließ nun Tiaotschan sich entfernen und begleitete Liupou bis dahin, wo er zu Pferde stieg. Liupou dankte ihm und ritt hinweg. „Diese Zusammenkunft ist das Heil des Reiches,“ sagte Wangyun zu Tiaotschan. „Morgen werde ich den Thaisse einladen und Du wirst durch leidenschaftliche Gesänge und einen wollüstigen Tanz seine Begierden zu wecken suchen.“ Tiaotschan versprach es ihm.

Am folgenden Tage, als Wangyun sich im Audienzsaale befand, sah er Tongtscho, der gegen seine Gewohnheit Liupou nicht zur Seite hatte. „Hoher Herr,“ so redete ihn Wangyun an, indem er sich vor ihm auf die Knie warf, „wie sehr wünschte ich, daß der Thaisse sich herablassen möchte, in meiner niedern Behausung zu speisen; doch ich weiß nicht, wie seine edlen Anordnungen getroffen sind.“ — „Deine Herrlichkeit ist einer der ältesten Minister des Reiches,“ erwiderte Tongtscho, und wenn Du mich auf Morgen einladest, wie könnte ich es abschlagen?“

Wangyun dankte ihm in den demüthigsten Worten und sobald er in seinen Palast zurückgekehrt war, ließ er den schönsten Saal mit blendender Pracht ausschmücken und in die Mitte desselben einen Stuhl, der von Gold und Edelsteinen funkelte, aufstellen. Sowohl innerhalb wie außerhalb des Saales war der Boden mit seidenen Teppichen belegt, die mit den kostbarsten Stickereien prangten. Und am folgenden Tage um die sechste Stunde meldete man die Ankunft des Thaisse. Wangyun ging ihm in seiner festlichen Hofkleidung entgegen und warf sich zweimal vor ihm zu Boden. Als Tongtscho von seinem Wagen herabgestiegen war, geleiteten ihn hundert Lanzenträger und geharnischte Krieger bis in den Saal und stellten sich zu beiden Seiten in zwei Reihen auf. Ihre Waffen waren weiß wie der Schnee und glänzend wie das Eis im Frühling. Wangyun warf sich nochmals zweimal vor ihm nieder und Tongtscho reichte ihm die Hand, um ihn aufzuheben und ließ ihn zu seiner Rechten niedersitzen. „Hoher Herr,“ sagte Wangyun, „die Tugend Deiner Herrlichkeit ist so groß und erhaben, wie die des J-in und des Tscheoukong, dieser Helden des Alterthums.“ Tongtscho war entzückt vor Freude, nahm eine Tasse mit Wein gefüllt und gab selbst das Zeichen zur Musik. Wangyun verschwendete alle Beweise von Unterthänigkeit und Ergebenheit und ließ eine tiefere Verehrung wie gegen den Kaiser selbst blicken. Allmählich dunkelte es am Himmel und Wangyun, der bemerkte, daß Tongtscho von den Dünsten des Weines bemeistert zu werden anfing, lud ihn ein, sich nach einem abgelegeneren Saale zu begeben. Tongtscho befahl seinen Kriegern, ihn im Innern des Palastes zu erwarten.

Wangyun reichte Tongtscho eine Schale und sagte unter Glückwünschen: „Von meiner Kindheit an habe ich den Gesetzen der Sternkunde nachgeforscht und aus den Gestirnen, die diesen Abend am Himmel glänzen, lese ich, daß die Dynastie der Han ihre Bestimmung erfüllt hat. Das ganze Reich hallt wider vom Ruhm deiner Thaten: Du wirst an die Stelle der Han treten, wie Chun dem Yao folgte, wie Ju dem Chun. So ist es der Wille des Himmels, so ist es der Wunsch aller Bewohner des Reiches.“ — „Wie könnte ich mich zu solch hohen Hoffnungen erheben?“ erwiderte Tongtscho. — „Die Herrschaft,“ entgegnete Wangyun, „steht nicht einem Einzigen zu, sondern gehört allen Menschen des Reiches insgesammt. *) Zu allen Zeiten haben tugendhafte Männer entartete Fürsten gestürzt; zu allen Zeiten mußten unfähige Könige Männern von Verdienst weichen. Was hindert Deine Herrlichkeit, sich des Kaiserthums zu bemächtigen?“ — „Du hast Recht, erwiderte Tongtscho lächelnd, ich bin es, dem die kaiserliche Krone gebührt und ich ernenne Dich zum Youanhiun.“ **)

Wangyun dankte ihm, indem er sich zu seinen Füßen warf. Als die Lampen angezündet waren, behielten sie nur noch die Diener um sich, um den Wein und die Gerichte, mit denen die Tafel bedeckt war, zu reichen und Wangyun sagte: „Gewöhnliche Musik ist nicht würdig, Dein Ohr zu fesseln. Möchtest Du Dich herablassen, die Musik von den Schauspielern meines Hauses anzuhören?“ — „Mit Vergnügen,“ entgegnete Tongtscho. Wangyun ließ nun die ersten Musikanten abtreten und befahl Tiaotschan zu holen, um vor den Fenstern des Saales nach dem Senghoang ***) zu tanzen.

Als der Tanz zu Ende war, ließ Tongtscho das Mädchen näher treten. Tiaotschan kam in den Saal und grüßte den Thaisse, indem sie sich zweimal vor ihm zu Boden warf. „Wer ist dieses schöne Mädchen?“ fragte Tongtscho. — „Es ist eine Tonkünstlerin, Namens Tiaotschan,“ versetzte Wangyun. — „Kann sie auch singen?“ fragte Tongtscho. Wangyun befahl Tiaotschan, ihre Kastagnetten von Santal zu nehmen und mit gedämpfter Stimme zu singen. Und Tiaotschan sang:

---

*) Wer wird nicht mit Erstaunen in dem Munde eines chinesischen Ministers vor siebzehnhundert Jahren die Lehre der Volkssouverainität hören? A. d. R.

**) D. h. der Erste von denen, die dem Staate große Dienste erweisen.

***) Ein Blasinstrument, das aus mehreren Bambusröhren zusammengesetzt ist.

„Meine rothen Lippen haben die Purpurfrische der Kirschen,
Meine Zähne gleichen zwei Perlenschnüren,
Meine Stimme ertönt wie die weiche Melodie des Frühlings,
Meine duftende Zunge schießt einen stählernen Degen ab,
Ich möchte die ruchlosen Minister tödten, die das Reich umstürzen."

Als ihr Gesang zu Ende war, konnte Tongtscho nicht ihres Lobes müde werden und ihre Anmuth und ihre Talente zu preisen. Wangyun befahl ihr, dem ersten Minister eine Schale zu reichen.

„Wie viele Frühlinge zählst Du?" fragte sie Tongtscho, indem er die Schale aus ihren Händen nahm.

„Ich bin zwanzig Jahre alt."

„In der That, Du gleichst einer jungen Unsterblichen."

„Hoher Herr," nahm hier Wangyun das Wort, nachdem er Tongtscho zweimal begrüßt hatte, „Dein alter Diener wünschte Deiner Herrlichkeit dieses Mädchen anbieten zu dürfen, allein er weiß nicht, ob Du ihm die Ehre erzeigen wirst, es anzunehmen."

„Wie könnte ich Dir meine Erkenntlichkeit beweisen, entgegnete Tongtscho, „wenn Du mir diese göttliche Schönheit zum Geschenke machen würdest!"

„Wenn ihr die Gnade zu Theil wird, Dir zu dienen, wird sie sich auf dem Gipfel des Glückes fühlen."

„So lasse mich Dir nochmals danken."

„Der Himmel beginnt sich zu verdunkeln, ich werde einen sanft wiegenden Wagen bereiten und Tiaotschan in Deinen Palast führen lassen."

Tongtscho erhob sich und dankte, und sobald der Wagen bereit war, geleitete Wangyun den Thaisse bis vor die Pforte seines Palastes, indem er vor dem Wagen, auf welchem Tiaotschan fuhr, einherging. Tongtscho befahl ihm hierauf umzukehren und Wangyun bestieg ein weißes Pferd, während fünf oder sechs Diener als Geleite vor ihm her schritten. Kaum war er hundert Schritte von dem Palaste des ersten Ministers entfernt, als er von fern zwei Reihen Laternen erblickte, welche die Straße erleuchten. Bei dem Schein ihres Lichtes sah er einen Mann zu Pferd, der mit einer langen Lanze bewaffnet war. Es war Liupou, der halb trunken schien. Kaum erblickte er Wangyun, als er gerade auf ihn zu ritt, ihn mit kräftigem Arm ergriff, sein Schwert zog und seine flammenden Augen im Kopf umherrollte: „Alter Schelm," schrie er, „so hast Du also meiner nur gespottet, als Du mir Tiaotschan verlobtest, während Du sie jetzt dem Bette des ersten Ministers zugeführt hast?" — Wangyun unterbrach ihn trotzig: „Wir sind hier nicht am geeigneten Orte, wo wir uns besprechen könnten. Folge mir in meine Behausung und du sollst die Gründe erfahren, die mein Benehmen rechtfertigen werden." Liupou folgte Wangyun, der vor seinem Palaste angekommen, vom Pferde stieg, und sich mit Liupou in ein abgelegenes Gemach begab.

„General," sagte hier Wangyun, „warum hast Du auf einen Greis wie mich so grausame Vorwürfe geladen?"

„Man hat mir so eben gemeldet," versetzte Liupou, „daß Du eine junge Frau in den Palast des ersten Ministers geführt hast. Wenn es nicht Tiaotschan war, wer war es sonst?"

„General, Du weißt nicht, was vorgefallen ist?"

„Wie sollte ich Deine Geheimnisse wissen!"

„Gestern nahte sich mir der Thaisse, der sich bei der königlichen Audienz befand, und sagte zu mir: „Ich habe Einiges mit Dir abzumachen und werde Dich Morgen besuchen." Ich ließ ein kleines Mahl bereiten und erwartete seine Ankunft. Heute besuchte mich der erste Minister. „Ich habe vernommen," sagte er unter dem Mahle, „daß Du eine Tochter, Namens Tiaotschan hast und sie meinem Sohne Fengsian versprochen hast. Ich fürchtete Du möchtest Dich nicht zu diesem Opfer entschließen können und kam deßhalb ausdrücklich hierher, um Dich für ihn um ihre Hand zu bitten." Da der Minister in eigener Person gekommen war, so konnte ich keinen Augenblick zögern, ihm zu gehorchen. Ich ließ sogleich Tiaotschan rufen, um Seiner Herrlichkeit ihre Huldigungen darzubringen und der Thaisse sagte: „Wir haben heute einen glücklichen Tag und ich wünsche meine Schwiegertochter heute noch heimzuführen, ein großes Fest anzuordnen und sie mit Fongsian zu vermählen. Denke selbst, General, wie hätte ich, da der erste Minister selbst gekommen war, sein Verlangen zurückweisen können?" —

„Hoher Herr, entschuldige mein Verbrechen," erwiderte Liupou: „ich habe unrichtig gesehen und werde morgen kommen, um meine Strafe zu empfangen."

„Es fehlt meiner Tochter weder an Gewändern noch an Kopfschmuck und sobald sie in den Palast des Generals gebracht seyn wird, werde ich ihr dieselben nachsenden."

Liupou dankte und nahm Abschied. Als es aber Nacht geworden war, führte Tongtscho die schöne Tiaotschan in sein Schlafgemach und am folgenden Morgen lag er noch Mittags in ihren Armen.

(Fortsetzung folgt.)

Antikenfund in Rom.

Zu Anfang Mai's wurde in dem Weinberge des Doktors Achilles Lupi, in der Nähe der Mauern von Rom, zwischen den Thoren von St. Sebastian und St. Paul einer der schönsten antiken Mosaikfußböden ausgegraben, die man bis jetzt gefunden hat. Die Mosaik besteht aus farbigen Marmoren und Schmalte, mißt 18 römische Palmen (der Palmo 105,47 Linien) im Gevierte, und befindet sich in der Mitte des Fußbodens eines großen Gemaches von 38 Palmen im Quadrat, das mit Säulen geschmückt ist, die wie die Wände mit schönen Marmoren bedeckt sind. Der übrige Raum des Fußbodens zwischen der Mosaik und den Wänden ist in sehr zierlichen Mustern gepflastert, und besteht aus einer außerordentlichen Mannichfaltigkeit von Porphyr und Serpentin, mit orientalischem Alabaster und den seltensten Marmorarten eingelegt. Die Mosaik in der Mitte dieses Fußbodens ist mit einer erhabenen Randleiste von parischem Marmor eingefaßt, augenscheinlich, um zu verhindern, daß nicht mit den Füßen darauf herumgetreten wurde. Die äußerste Einfassung bildet sodann ein Karnies, von einem halben Palmo Breite, von der auf einem Abstande von 2 Palmen 8½ Zoll ein schwarzer, vier Zoll breiter Streif angebracht ist, den ein Band von verschiedenen Farben einfaßt und der so ein zweites inneres Viereck bildet. Der Raum, der sich zwischen der ersten und zweiten dieser beiden Linien befindet, erinnert an jenes Asaroton oder „den ungesäuberten Fußboden" des Sosus von Pergamus — die einzige Mosaik, deren Plinius als der berühmtesten seiner Zeit erwähnt. Es waren darauf Gegenstände abgebildet, die gewöhnlich nach einer Mahlzeit auf dem Boden gefunden werden und die man dann als Kehricht hinwegschafft. (Plinius XXXVI. 25): „Celeberrimus fuit in hoc genere (der Mosaikarbeiten nämlich) Sosus, qui Pergami stravit,

quem vocant Asaroton Oecon, quoniam purgamenta coenae in pavimento, quaeque everri solent, veluti relicta fecerat parvis e testulis, tinctisque in varios colores: mirabilis ibi columba bibens, et aquam umbra capitis infuscans: apricantur scabentes sese in canthari labro." *) Die Alterthumsforscher sind über diese an sich ziemlich deutliche Stelle nicht ganz im Reinen, und der berühmte Ennio Quirino Visconti (Mus. P. Cl. tom. VIII) stellt sich die auf der von Plinius so hoch gerühmten Mosaik abgebildeten Gegenstände sehr glänzend vor; denn wie hätte ein Künstler des Alterthums sich beifallen lassen können, gemeinen Stubenkehricht darzustellen? „Non dee credersi, meint Visconti, che quest' opera così lodata non fosse composta con bella scelta: mi figuro che ghirlande sparse sul suolo e nastri e nappe e vasi o patine di metalli di cristalli di pietre preziose parte interi, parte spezzati variassero quella ingegnosa composizione." **) — Von allen diesen Kostbarkeiten ist auf der in Frage stehenden Mosaik nichts zu sehen; im Gegentheil hier sieht man buchstäblich nichts als die Ueberreste, die von einer Mahlzeit unter den Tisch geworfen werden — oder zu Plinius Zeiten und auch später noch unter den Tisch geworfen wurden und nachher weggekehrt werden mußten, als da sind: Fleischbrocken verschiedener Art, Hühnerknochen, Fischgräten, Schalen verschiedener Schaltthiere, wie von Seekrebsen, Austern und Schnecken, Aepfelschalen, Nußschalen, Bälge von Weinbeeren, Salatblätter und selbst eine kleine Maus, die unter diesem Kehricht noch einen köstlichen Schmaus findet. Und alle diese Dinge, die an sich für die darstellende Kunst so wenig geeignet scheinen, sind so gut gewählt und mit so viel Wirkung zusammengestellt, daß sie den Ruhm vollständig rechtfertigen, dessen der Erfinder dieser Mosaikarbeit bei den Alten genoß. — In zwei Ecken des innern Quadrates, einander diagonal entgegengesetzt, stehen zwei ägyptische Figuren, eine männliche und eine weibliche, jede 1 Palmo und 9 Zoll hoch, in Farben, die hellrothem Granit gleichen. Die Köpfe dieser Figuren berühren die Winkel einer dritten Linie, die in einer Entfernung von 1 Palmo 8 Zoll von der zweiten, ein drittes Viereck von 7 Palmen 8 Zoll umschließt, das die Mitte des ganzen Mosaikbodens bildet. Zwischen den Einfassungslinien des zweiten und dritten Viereckes sind in Farben auf schwarzem Grunde, zwischen den ägyptischen Figuren von rothem Granit, Thiere und Pflanzen aus dem Nil abgebildet; im Mittelviereck aber ist nur noch etwas Wasser und vielleicht die Ueberreste von einigen Vögeln kenntlich. Eine Mauer, die unglücklicher oder vielmehr unvernünftiger Weise in spätern Zeiten quer über den Mosaikfußboden geführt wurde, hat ihn nicht wenig beschädigt und das innerste Viereck desselben ganz zerstört; dieser Verlust ist um so mehr zu bedauern, als vielleicht, wenn das mittlere Mosaikbild erhalten worden wäre, die Frage gelöst werden konnte, ob die Tauben des kapitolinischen Museums, die man gewöhnlich dei Furietti nennt, eine Nachahmung der auf dem berühmten Fußboden von Pergamus angebrachten waren, wie man aus der angeführten Stelle des Plinius schließen will. Indeß ist auf einer der vier Seiten des ersten Viereckes noch ein anderer Theil des schönen Mosaikgemäldes sehr gut erhalten; man sieht dort statt der Mahlüberreste, welche die drei andern Seiten ausfüllen, sechs Theatermasken und bei jeder die ihr zugehörigen Attribute. — Die Schönheit und Kunstfertigkeit, mit der dieses Mosaikgemälde ausgeführt ist, lassen es doppelt erwünscht erscheinen, daß der Künstler seinen Namen in schönen, zwei Zoll hohen Buchstaben, von der uralltesten viereckigen Form, beigefügt und verewigt hat. Man liest: *HPAKAITOΣ HPΓAΣATO.* „Heraklitos verfertigte es." Da das Wort „ἐργάζεσθαι" bei Originalwerken, selbst bei den kostbarsten Mosaiken, nicht gebräuchlich ist, wo der Name, wie in der pompejanischen und von Winkelmann erwähnten: *ΔIOΣKOPIΔHΣ* mit *EΠOIHΣ* vorkommt (Dioskorides der Samier fecit), oder bei der in der Via Appia gefundenen: ARISTO FAC, was einige Alterthümler einfältig genug für „Aristophanes Acharnensibus" erklären wollten — so scheint dieses ἐργάζεσθαι anzudeuten, daß Heraklitos das Gemälde nicht selbst erfand, sondern etwa von einem andern Künstler kopirte, wonach sich schließen läßt, daß es eine Nachahmung oder Kopie der vielgepriesenen Mosaik des Sosus war.

*) D. h. Der Berühmteste in dieser Art von Mosaikfußböden war Sosus, der zu Pergamus das sogenannte „unausgekehrte Haus" verfertigte, indem er die Abfälle der Mahlzeit, die man hinauszukehren pflegt, aus kleinen verschiedenfarbigen Steinen, wie auf dem Fußboden liegen geblieben, darstellte: man bewunderte daran auch die trinkende Taube, die mit dem Schatten ihres Kopfes dem Wasser eine röthliche Tinte gibt; andere sonnen sich, sich kratzend, auf dem Rande des Kruges.

Anmerk. d. Uebers.

**) D. h. „Man darf nicht glauben, daß dieses vielbelobte Werk nicht mit vorzüglichem Geschmacke komponirt war: ich denke mir auf dem Boden ausgestreute Blumengewinde, Becher, Vasen und Schalen von Metall oder Krystall und kostbaren Steinen, die zum Theil ganz, zum Theil zerbrochen, dieser sinnigen Komposition eine reiche Mannichfaltigkeit verliehen." — Hieraus kann man lernen, was ein wahrer Alterthümler unter antikem Kehricht versteht: aus was Anderm könnte es bestehen, als aus den Trümmern der prächtigsten Gefäße von Lapis lazuli, Onyx, Beril, Krystall u. s. w.

Anmerk. d. Uebers.

Vermischte Nachrichten.

In dem königlichen Institute zu London wurde neulich eine Abhandlung über die Beschaffenheit und Anwendbarkeit des Kautschuk vorgelesen. Zugleich wurden Proben von Gegenständen vorgelegt, die aus diesem Federharze verfertigt wurden, das erst seit hundert Jahren aus Indien nach Europa gekommen ist. Man verfertigt daraus elastische Taue, Stricke, Harpunleinen, Kleider, chirurgisches Verbandzeug u. s. w., deren Stärke und Elasticität von den Kautschukmanufakturen nach Belieben bestimmt wird. Vermittelst einer solchen Harpunleine kann man jetzt einen Wallfisch eben so leicht halten, als der Angler eine Forelle an einer einfachen Haarschnur; denn bei der Elasticität des dazu verwendeten Taues kann der verwundete Fisch demselben durch jähes Hinabfahren keinen bedeutenden Schneller geben, durch den er es zerreißen würde, auch wenn es noch zehnmal so dick wäre. Auch zum Verbandzeug leisten Kautschukbinden wegen ihrer Dehnbarkeit wesentliche Dienste. Es wurden einige Fäden vorgelegt, unter anderm einer von 8000 Yards (24,000 Fuß), der aus einem einzigen Pfund Kautschuk gesponnen war. Mittelst einer Dampfspinnmaschine können zwei Mädchen täglich 240,000 Yards Kautschukfäden, nicht dicker als Zwirn, gewinnen.

*

Zu Paris wird seit einiger Zeit sogenanntes hydrographisches Papier verkauft, auf das man nur mit Wasser, Speichel oder überhaupt jeder Art von Flüssigkeit zu schreiben braucht, und so schwarze Buchstaben erhält, als ob sie mit Dinte geschrieben wären. Nichts ist leichter als die Bereitung dieses Papieres, wie man aus folgender, von dem „Journal des Connaissances usuelles" mitgetheilten Behandlungsart ersehen kann: Man taucht Papierblätter in eine leichte Auflösung von Galläpfeln, und bestreut sie, nachdem man sie im Schatten hat trocknen lassen, mit dem feingestoßenen Staube von schwefelsaurem Eisen und reibt dann die Blätter mit Sandarach. So sind alle zur Dinte nöthigen Bestandtheile vorhanden, bis auf die Flüssigkeit, die man nun nur mit der Feder hinzuzusetzen braucht, so geht die Mischung vor sich und die Buchstaben erscheinen. Dergleichen Papierblätter werden in kleinen Heften, das Stück zu 50 Centimes verkauft.

*

Das größte bis jetzt erbaute Dampfschiff ist unlängst auf den Werften der Themse vom Stapel gelaufen. Es führt den Namen „der Monarch," und ist bestimmt, die Fahrt zwischen London und Edinburg zu machen. Man berechnet, daß es dieselbe in 30 Stunden zurücklegen wird, wodurch man eine Ersparniß von 6 Stunden der gewöhnlich zu dieser Reise verwendeten Zeit gewinnt. Diese Schnelligkeit verdunkelt Alles, was bis jetzt mit Dampfbooten geleistet wurde, und übertrifft sogar die Geschwindigkeit der Eisenbahnwägen. „Der Monarch" mißt in seiner größten Länge 206 Fuß, die Breite des Verdeckes 37 Fuß, die Breite von den Rädern aus gemessen 55 Fuß, die Tiefe des Kieles 18 Fuß. Die volle Länge dieses neuen Dampfschiffes kommt bis auf 2 Fuß der des größten Schiffes der englischen Marine gleich. Es führt 1200 Tonnen, enthält 140 Betten für Reisende, und an der Tafel ist für 100 Personen Platz. Von seinen Maschinen hat jede 200 Pferde Kraft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. L autenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 216. 4 August 1833.

Proben aus einem chinesischen Roman.

Die Ermordung des Tongtscho.

(Fortsezung.)

Liupou war am Morgen in den Palast des ersten Ministers gekommen, um einigen Aufschluß zu erhalten: jede Bemühung war vergebens. Endlich begab er sich geradezu nach dem mittleren Pavillon und fragte einen Diener, wo sich der Thaisse befinde. „Der erste Minister," so lautete die Antwort, „ruht an der Seite seiner neuen Frau und ist noch nicht aufgestanden." Liupou schlich sich verstohlens in die Nähe von Tongtscho's Schlafgemach, um zu lauschen. Tiaotschan war eben aufgestanden und beschäftigt, am Fenster ihr Haar zu ordnen. Als sie zufällig einen Blick hinauswarf, gewahrte sie den Schatten eines hochgewachsenen Mannes, der sich in dem Wasserbecken eines Springbrunnens abspiegelte. Sie blickte nochmals unbemerkt hin und erkannte Liupou, der am Rande des Beckens stand. Sogleich ließ sie auf ihrem Gesichte Traurigkeit und Unruhe blicken und hielt ein Tuch vor ihre Augen, als wollte sie ihre Thränen bergen. Liupou beobachtete sie lange aus seinem Hinterhalte und begab sich endlich hinweg, um in der Einsamkeit bei sich zu überlegen, denn er war der Wahrheit noch nicht gewiß. Einige Zeit nachher kam er wieder zurück. Tongtscho nahm gerade im Saal der Mitte ein Frühstück zu sich. Als er Liupou kommen sah, fragte er ihn: „Was gibt's Neues?" — „Ich weiß nichts Neues," erwiderte Liupou und blieb an der Tafel stehen, indem er verstohlens umherblickte. Bald bemerkte er, daß eine Gestalt hinter einem gestickten Vorhange hin- und wiederging und neugierig hervorzulugen schien. Einen Augenblick darauf ließ sich die Hälfte eines Gesichtes sehen; es war Tiaotschan, die ihr leidenschaftvolles Auge auf ihn geheftet hielt. Liupou erkannte sie, gerieth in Verwirrung und blieb nicht mehr seiner Bewegung Meister. Tongtscho, überrascht durch seine unzusammenhängenden Reden, beobachtete ihn und bemerkte, daß er mit seinen Blicken in das Innere des Schlafgemachs zu dringen versuchte. „Fongsian," sagte er daher zu ihm, „da Dich kein Geschäft mehr hier zurückhält, so entferne Dich." —

Liupou kam in seine Behausung zurück, die Seele von dem furchtbarsten Argwohn zerrissen. Seine Gemahlin, die Traurigkeit und Schmerz sein Antlitz umdüstern sah, fragte ihn: „Was fehlt Dir? Hat vielleicht der erste Minister mit Dir geschmählt?" — „Könnte mir der Thaisse Gesetze vorschreiben?" erwiderte er, und seine Gemahlin wagte nicht, weiter in ihn zu dringen. Von diesem Augenblick an verschlang Tiaotschan alle Gedanken Liupou's. Jeden Tag begab er sich nach dem Palaste des Thaisse, konnte sie aber nicht ein einzigesmal erblicken, während Tongtscho, seit er im Besitz der schönen Tiaotschan war, sich ganz der blinden Leidenschaft überließ, die sie ihm einzuflößen wußte. Schon länger als einen ganzen Monat hatte er seinen Palast nicht verlassen, um sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Es war nun zu Anfang des Frühlings, als Tongtscho von einer leichten Unpäßlichkeit befallen wurde und Tiaotschan ihren Gürtel nicht mehr löste und sich jede Ruhe versagte, um seiner mit der größten und zärtlichsten Sorgfalt zu pflegen. Diese zarte Hingebung, diese zu jedem Augenblick bereitwillige Dienstfertigkeit entflammte Tongtscho's Leidenschaft nur um so heftiger. Eines Tages, als Tongtscho auf seinem Bette schlief, kam Liupou und stellte sich an das Pfühl, auf dem sein Haupt ruhte. Tiaotschan befand sich gerade hinter dem Schirm des Bettes und neigte ihren halben Leib vor, um Liupou anzublicken, und die Hand auf das Herz gelegt, heftete sie auf ihn einen Blick voll Liebe. Liupou erwiderte ihr mit Zeichen seines Hauptes, und indem Tiaotschan mit der Hand auf Tongtscho zeigte, badete sich ihr Auge in Thränen.

Tongtscho's Augen waren zwar halb von Schlummer umdunkelt, doch erkannte er die Gebärden Liupou's. Ungestüm wendete er sich um und gewahrte Tiaotschan, die hinter dem Schirme stand. Nun konnte er seinen Zorn nicht mehr bändigen und schrie Liupou mit einer Donnerstimme zu: „Wie, Du wagst es mit einer Frau zu buhlen, die ich liebe?" — Mit diesen Worten rief er seinen Offizieren und ließ Liupou aus dem Palaste treiben, indem er ihm zugleich verbot, je wieder dahin zurückzukehren. Liupou kam in seinen Palast zurück, kochend vor Zorn und Unwillen.

Als Lijou vernahm, was vorgefallen war, eilte er in aller Hast in den Palast des Thaisse. „Hoher Herr," sagte er, „warum zürnest Du auf Liupou?" — „Weil er insgeheim seine Blicke auf eine Frau zu richten wagte, die ich liebe; deßhalb ließ ich ihn fortjagen." — „Wenn Du Dich des Kaiserthums bemächtigen willst, wie kannst Du über einen so geringen Fehltritt

zürnen? Verlierst Du die Liebe des Wenheou, *) so ist es um Deine großen Entwürfe geschehen." — „Aber was ist zu thun?" — „Lade ihn morgen zu Dir ein, beschenke ihn mit Gold und kostbaren Stoffen und beruhige ihn, indem Du mit Deiner gewohnten Güte zu ihm redest."

Am folgenden Morgen ließ Tongtscho den Wenheou zu sich rufen: „Liupou," sagte er, „die Krankheit hatte vorgestern meine Sinne verwirrt, und ich wußte nicht, was ich sprach. Ich machte Dir Vorwürfe, versprich mir, sie zu vergessen. Ich will, daß Du mich von diesem Tage an nicht einen Augenblick mehr verlassest." Hierauf gab er ihm zehn Pfund Gold und zwanzig Stücke gestickter Seidenzeuge. „Hoher Herr," erwiderte Liupou, „wie könnte ich wagen, über Vorwürfe ungehalten zu seyn, die Deine Herrlichkeit an mich zu richten sich herabließ?" — Von diesem Augenblicke an besuchte Liupou von Neuem den Palast des ersten Ministers, ohne Haß oder Furcht zu verrathen. Tongtscho befand sich bald wieder auf dem Wege der Genesung, allein da er Tiaotschan nie von seiner Seite ließ, so kehrte er nicht mehr nach der Stadt Meiou zurück.

Jedesmal, so oft Tongtscho sich nach Hof begab, ritt Liupou mit der Lanze in der Hand, zu Pferde vor seinem Wagen her und war Tongtscho vor dem kaiserlichen Palaste abgestiegen und mit dem Schwert an der Seite die Treppen hinangeschritten, so blieb Liupou, stets mit der Lanze bewaffnet, am Fuß der großen Treppe stehen. Alle Beamten warfen sich in dem rothen Vorhofe zur Erde und empfingen, den Boden mit der Stirn berührend, die hohen Befehle des Kaisers. War die Audienz vorüber, so stieg Liupou zu Pferde und ritt wieder vor dem Wagen Tongtscho's einher. Eines Tages hatte sich Tongtscho in das Innere des Palastes begeben, wo er eine Zeit lang verweilte, um sich mit dem Kaiser Hienti zu besprechen. Liupou ergriff schnell seine Lanze, eilte zur innern Pforte hinaus, schwang sich auf sein Pferd und sprengte geradenwegs nach dem Palaste des ersten Ministers. Hier band er außen sein Pferd an, und begab sich, die Lanze in der Hand, in den Saal des Hinterhofes, um Tiaotschan aufzusuchen. Tiaotschan, die sah, daß Liupou sie suchte, eilte ihm hastig entgegen und sagte: „Erwarte mich in dem Pavillon des Phönix, der tief im Garten liegt; dort werde ich Dich treffen." Liupou begab sich an den bezeichneten Ort und harrte an der Balustrade, die den Fuß des Pavillons umgab. Einige Augenblicke darnach sah er Tiaotschan kommen, schön wie eine Göttin aus dem Palast des Mondes.

„Feldherr," sagte sie zu ihm mit Thränen, „obgleich ich nicht Wangyuns eigentliche Tochter bin, so liebt er mich doch wie eine Perle, wie einen vom Himmel gefallenen Edelstein. Seit ich Dich sah, seit Du mich würdigtest, mich zu Deiner Gemahlin zu erwählen, glaubte ich das Glück, das ich träumte, in Erfüllung gehen zu sehen. Hätte ich ahnen können, daß der erste Minister eine strafbare Leidenschaft für mich fassen und Deine Verlobte entehren könnte? Mein größter Schmerz war, daß ich den Tod nicht finden konnte. Doch da mir das Glück geworden ist, Dir heute zu begegnen, so will ich Dir die Wahrheit meiner Gefühle beweisen. Mein Leib ist befleckt und verdient nicht mehr, einem Helden anzugehören. Es geziemt sich für mich, daß ich vor Deinen Augen sterbe, um das vergebliche Feuer zu löschen, das Dich zu verzehren scheint." Mit diesen Worten ergriff sie die Blustrade, als wollte sie sich in den See hinabstürzen. Voll Rührung hielt sie Liupou zurück und umfing sie weinend mit seinen Armen: „Schon lange," sagte er, „kenne ich Deine Gefühle; mein einziger Schmerz ist, daß ich nicht länger bei Dir verweilen kann." „Hoher Herr," sagte Tiaotschan, indem sie seine Hand mit Leidenschaft ergriff, „wenn Deine Magd nicht in diesem Leben Deine Gemahlin werden kann, so ist ihr einziger Wunsch, dieses Glückes in dem jenseitigen Leben zu genießen."

„Kann ich Dich hier nicht zu meiner Gemahlin erheben, so verdiene ich nicht der Held des Jahrhunderts genannt zu werden."

„Die Tage, die ich fern von Dir verleben muß, sind mir wie lange Jahre; ich flehe Dich an, hoher Herr, erbarme Dich meines Unglückes und befreie die, welche Dir ihr ganzes Daseyn geweiht hat."

„Ich war im kaiserlichen Palaste und benutzte einen günstigen Augenblick, um hieher zu eilen und Dich zu sehen, allein ich fürchte, daß dieser alte Räuber Argwohn schöpft; ich muß mich eiligst entfernen."

Mit diesen Worten ergriff er seine Lanze und schickte sich an zu gehen. „Hoher Herr, sagte Tiaotschan, indem sie ihn am Gewande festhielt, wenn Du diesen alten Bösewicht fürchtest," so wird Deine Magd nie den Tag ihres Glückes leuchten sehen!" —

Liupou stehen bleibend: „Laß mich einen Augenblick nachdenken, um ein Mittel zu finden, wie ich Dich für mein ganzes Leben besitzen kann."

„Von meiner Kindheit an hörte ich Deine Thaten erzählen, deren Ruhm mein Ohr wie das Getöse des Donners betäubte, den der Widerhall fortpflanzt und verstärkt. Ich war voll von Dir, ich sah nichts als Dich auf der Welt! Hätte ich denken können, daß Du mich einst von einem andern Manne hinwegführen lassen würdest?" So sprach sie und vergoß einen Regen von Thränen. Die beiden Liebenden umschlangen sich inniglich und mischten ihre Thränen und Seufzer und konnten sich nicht von einander trennen. Inzwischen wendete sich Tongtscho, der sich noch im Palaste befand, plötzlich um, und da er Liupou nicht mehr erblickte, stieg in der Tiefe seines Herzens der grausamste Argwohn auf. Er bestieg seinen Wagen und kehrte nach seinem Palast zurück. Hier sah er Liupou's Pferd am Thore angebunden; er fragte die Schildwache, die ihm sagte, Wenheou habe sich ins Innere des Palastes begeben. Tongtscho hieß alle Offiziere seines Gefolges zurückbleiben, und eilte allein in die innersten Gemächer. Er suchte überall und fand weder Liupou noch Tiaotschan. Er fragt einen Diener, der ihm sagt: „So eben ist Wenheou hier mit einer bemalten Lanze vorübergegangen, aber ich weiß nicht wohin." Tongtscho eilt fort, tritt in den Garten hinter dem Palaste und erblickt Liupou, der auf seine Lanze gelehnt, mit Tiaotschan am Fuße des Pavillons des Phönix spricht.

*) Der Titel Liupou's.

Tongtscho stürzt auf ihn los und stößt einen entsetzlichen Schrei aus. Liupou wendet sich um, und da er Tongtscho erblickt, so wird er von Schrecken ergriffen. Tongtscho entreißt ihm die Lanze, die er in der Hand hält, und Liupou entflieht. Tongtscho verfolgt ihn und will ihn durchbohren, aber durch die Dicke seines Leibes gehindert und da Liupou behend auf den Füßen ist, so kann er ihn nicht erreichen. Liupou schlägt ihm mit der Faust den Lanzenschaft aus der Hand, daß er auf das Gras fällt; aber Tongtscho rafft die Lanze wieder auf und verfolgt ihn von Neuem, der jedoch bald einen Vorsprung von vierzig Schritten gewonnen hat. Aber auch Tongtscho verläßt den Garten und eilt ihm nach, als plötzlich ein Mann, der in großer Hast von der entgegengesetzten Seite herkam, Tongtscho vor die Brust stieß und zu Boden warf.

Verlangt Dich zu wissen, welche List Wangyun ersann, um Tongtscho aus dem Wege zu räumen, so lies das folgende Kapitel.

(Fortsetzung folgt.)

Die wandernden Italiener.

(Fortsetzung.)

Die Bezirke von Borgo Val di Taro, die Dörfer Bardi, Campiano, Bedonia u. s. w. alle noch im Herzogthum Parma und auf den Apenninen zwischen Parma und Genua, haben bei weitem mehr Hülfsquellen und ertragfähigeres Land, als die bisher geschilderten. Hier trifft man in der That, wohlbestellte Bauernhöfe, reiche Weiden und überhaupt ein Ansehen von verhältnißmäßigem Wohlstand; allein die Mittel reichen doch noch nicht hin, die Bevölkerung zu ernähren; darum wandert sie denn schaarenweise aus. Diese Bezirke namentlich liefern viele jener wandernden Italienerknaben, die man z. B. in den Straßen von London trifft, und deren wir vorzugsweise im Eingange dieses Aufsatzes gedachten.

Von denen, die aus der Heimath mit Thieren fortwandern, verdingen sich einige in England und in andern Ländern, bei Menageriebesitzern (wie z. B. einer der Unglücklichen, welche vor einigen Jahren in Exeter Change von dem wüthenden Elephanten getödtet oder verwundet wurden, und dem dieser damals mit seinem Rüssel die Rippen zerbrach, aus Campiano gebürtig war); allein bei weitem die größte Zahl dieser Thierführer zieht auf eigene Rechnung mit Affen, Hunden, Bären, Kamelen und Hyänen umher. Diejenigen von ihnen, die nach England kommen, beschränken sich gemeiniglich auf Affen, wahrscheinlich wegen der Schwierigkeiten und der Kosten der Ueberfahrt. Die tiefe Armuth, in der sich diese Leute befinden, wenn sie sich zu ihrer ersten Auswanderung anschicken, macht es ihnen unmöglich, sich dergleichen Thiere selbst anzuschaffen. Da gibt es denn Männer, Provveditori *) nennen sie sie, die sich in ihrem Gewerbe etwas erübrigt haben und selbst nicht mehr wandern, und diese nun verkaufen, oder leihen ihnen auf gewisse Bedingungen die Thiere, welche die Auswanderer nöthig haben. Und auch hier trifft dann oft ein seltsames Zusammenwirken von Kapital und Arbeit ein; vier solcher armen Bursche z. B. kaufen zusammen einen Bären und haben Jeder an diesem Besitzstücke einen Eigenthumsantheil, „una zampa per uno,“ — eine Tatze für Einen — wie sie's nennen. Zwei von ihnen führen ihn von Land zu Land und zeigen ihn miteinander, theilen den Gewinn gleich, und legen dann bestimmte Verhältnißtheile davon für die beiden Eigenthümer daheim bei Seite oder übermachen sie ihnen. Einer ihrer Provveditori, ein gewisser Rossi von Campiano, ist jetzt ein sehr vermöglicher, mit vielem Grundeigenthum in den Apenninen angesessener Mann. Er ist der größte Spekulant in seinem Geschäftszweige, denn mehrentheils holt er seine Thiere unmittelbar aus Afrika selbst. Fragte man auf dem Festlande, mindestens noch vor wenigen Jahren, einen dieser Thierführer, woher sie kämen, und von wem sie ihre Thiere hätten, so durfte man mit ziemlicher Gewißheit auf die Antwort rechnen: „sie seyen des Rossi von Campiano Leute.“ Erkundigt man sich in ihren heimischen Bergen bei ihren Anverwandten oder Weibern, die sie immer zu Hause lassen, wo ihr abwesender Angehöriger oder Mann ist, so lautet die Antwort fast unfehlbar „E peo mondo cò à commedia.“ **) Komödie, mit diesem erhabenen Namen benennen die guten Leute die Sprünge der Affen und den Bärentanz. Außer den Tanzbären haben diese Thierführer aus Campiano, Bedonia und Bardi auch Tanzhähne, die wir, so viel wir uns erinnern, in England nie, und in neuerer Zeit auf dem Festlande nur selten bei ihnen sahen. Die Art, in der sie diesen gefiederten Helden tanzen lehrten, war folgende: Sie nahmen einen Fliesenstein mit einem ringsumlaufenden hohen steinernen oder thönernen Rande, oder eine große runde irdene Pfanne mit flachem Boden, und setzten die Pfanne oder den Stein über ein kleines langsames Feuer; dann stellten sie den Hahn, dem zuvor die Flügel beschnitten oder festgebunden und die Beine und Sporen mit Zeug umwickelt worden waren, auf die eingegränzte Raumfläche, von der er nicht entwischen konnte, und während ein Mann auf irgend einem Instrument eine lebhafte Weise spielte, blies ein anderer das Feuer unter dem Stein oder der Pfanne an. Sobald der Hahn die Hitze unter den Füßen spürte, fing er natürlich an, sie in die Höhe zu heben, und zwar immer rascher und rascher, je mehr die Hitze zunahm, bis zuletzt ihre wirbelschnellen Bewegungen einen Tanz vorstellten. Man brauchte übrigens diese grausame Lektion nicht oft zu wiederholen, denn nach zwei bis drei Proben der Art, pflegte der Hahn, wo man ihn auch hinstellen mochte, so wie nur die Musik, welche früher die Begleitung zu seinen Qualen gewesen war, zu spielen anhob, seine Beine zu lüpfen oder zu tanzen. — Der unwirschere und gefährliche Bär empfing den ersten Unterricht in der Tanzkunst auf ungefähr ähnliche Weise. Seine Vorderbeine ließ man in ihrem natürlichen Zustande und die Hinterbeine wurden durch eine Art lederner Schuhe oder Sandalen geschützt. Dann stellte man ihn auf eine heißgemachte Steinplatte, wo er denn natürlich seine Vordertatzen in die Höhe hob und mit den

*) Anschaffer, Lieferanten.

**) In gutem Italienisch: „è pel mondo con la commedia“ — „er ist in der Welt herum mit der Komödie.“



Hinterbeinen auf- und niedertrappelte, um der Hitze auszuweichen. — (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vor der „Police correctionnelle“ von Paris wurden jüngst folgende Bettlerscenen aufgeführt: Zuerst erschien die Wittwe Aniet, ein langes, hageres und gelbes Gerippe von einem Weibe, dessen Knochengelenke bei jeder Bewegung zu knarren schien; auf zwei Krücken gestützt und ganz schwarz gekleidet, orgelt sie mit ihrer erloschenen, gespenstigen Stimme Verwünschungen gegen die Stadtsergenten, die es gewagt, Hand an sie zu legen, während sie ihrem Geschäfte nachging. Der Polizeibeamte: Sie bettelte und nennt Dieß Ihrem Geschäfte nachgehen? — Die Wittwe, die Paternoster ihres Rosenkranzes abzählend: Ei, mein süßer Jesus, ei heilige Jungfrau Maria, was soll unser Eins in seinem Alter machen? — Polizeibeamter: Sie würde wohl noch eine andere Beschäftigung finden können. Uebrigens ist Sie nicht unbemittelt, man hat bei Ihr eine Rentenverschreibung von jährlich 400 Fr. gefunden. — Die Wittwe: Ach, was kann man mit einer Rente von 400 elenden Franken in Paris machen? — Eine derbe Stimme unter den Zuschauern: „Das macht 20 Sous des Tages, ist doch gar nicht so übel!“ — Die Bettlerin mit einem Renteneinkommen wurde zu acht Tage Haft verurtheilt. — Nun tritt ein kleiner noch rüstiger Greis auf, seiner 87 Jahre ungeachtet noch immer munter und wohlauf. Er lächelt seinen Richtern mit aller Freundlichkeit zu und scheint ihnen seine gute Laune mitzutheilen: Man kann in der That den guten alten Lemoine, so heißt er, nicht ansehen, ohne die Fröhlichkeit zu theilen, die man stets um seine Lippen schweben sieht. Lemoine wurde zu ungewöhnlicher Stunde auf freiem Felde verhaftet; man fand bei ihm ein Jagdmesser, und in seiner Tasche ein paar Pistolen und eine gute Anzahl Kupfermünzen. Auf die Bemerkung des Präsidenten, daß dieß Alles ziemlich verdächtig erscheine, antwortet der Alte, ohne aus der Fassung zu kommen: „Ich will Ihnen Alles erklären. Sehen Sie, in meinem Alter kam mir der Einfall eines jungen Menschen in den Kopf; ich wollte das Dorf, wo ich geboren bin, wieder sehen, und zwar zu Fuß und allein; ich genire nicht gern Jemand. Deßhalb wollte ich auch von meinen Kindern kein Reisegeld verlangen, und ich dachte den Weg, durch die Großmuth der Vorübergehenden unterstützt, zurücklegen zu können. Was meine Waffen betrifft, nun, man weiß nicht, was Einem auf der Landstraße zustoßen kann . . . und alt wie ich bin, brauchte ich wohl Jemand dazu, der mich vertheidigte. Sie sehen wohl, da ist nicht viel Gefährliches daran! He! He! He! — Der muntere Alte wurde zu vier und zwanzig Stunden Gefängniß verurtheilt. — Ein dritter Bettler, eine Riesenfigur, ein Bettlerherkules, der früher unter dem Militär gedient hat und sich Baron nennt, trägt auf dem Leibe verschiedene Wahrzeichen, daß er verschiedenemale zu Kette und Kugel verurtheilt gewesen, was er Alles „mit Ehren ausgehalten,“ wie er sich auszudrücken beliebt. Auch stand er noch unter polizeilicher Aufsicht. Der Polizeibeamte: Warum verließet Ihr euren angewiesenen Aufenthalt? — Baron, mit einer Donnerstimme: Weil ich mich langweilte. Beamter: Ihr habt gebettelt. Baron: Mußte doch essen. Beamter: Es ist nicht erlaubt zu betteln. Baron: Weiß es, was mehr? — Beamter: Das Gesetz bestraft streng diejenigen, die ihren angewiesenen Aufenthalt verlassen. Baron: Weiß wohl, was mehr? — Beamter: Kennt Ihr Jemand in Paris? — Baron: Zu meiner Zeit wohl; aber jetzt, guten Abend, Niemand mehr. — Beamter: Wo logirtet Ihr? — Baron: Wo ich konnte. — Beamter: Wer nährte Euch? — Baron: Ich bettelte Almosen; hatte ich was zu essen, gut; wo nicht, fastete ich. Das Leben ist nicht so lang: was liegt also daran, wenn man leidet! Ist es bald zu Ende? — Der Gerichtshof verurtheilte Baron zu sechs Monat Gefängniß.

*

Eine sehr häufige Gewohnheit, die bei den Engländern zu einer wahren Leidenschaft werden kann, ist das Tabakkauen. Vor unlängst wurde zu Norwich ein gewisser Georg Denisson hingerichtet, der bereits auf der verhängnißvollen Fallthüre stand, als er während der tröstenden Zusprüche seines Geistlichen, den Sheriff, der bei der Hinrichtung zugegen war, leise um seine Tabatsbüchse ersuchte, aus der er ein Pfötchen voll Tabak nahm und in den Mund schob. Er gab die Büchse dann zurück und baumelte in fünf Minuten am Strick. — Eben daselbst ereignete sich vor einiger Zeit ein ähnlicher Vorfall. Am Morgen, wo Hamilton, der den Major Birdsall erschoß, hingerichtet werden sollte, brachten die Geistlichen zwei Stunden in Gebet mit ihm zu, und als sie die Gefängnißzelle verließen, traf der arme Sünder noch einige Verfügungen hinsichtlich seines Anzuges u. s. w. Der Schließer wollte sich eben entfernen, um seine Aufträge zu besorgen, und fragte ihn ob er vielleicht noch sonst Etwas wünschte, worauf Hamilton erwiderte: „Bringen Sie mir ein Paket Tabak mit.“ In dem nämlichen Augenblick aber besann er sich und sagte: „Halt, vielleicht habe ich noch genug.“ Mit diesen Worten nahm er unter seinem Kopfkissen ein Papier mit Tabak hervor, schüttete diesen auf die Hand, berechnete wie viele Stunden er ungefähr noch zu leben hatte und sagte dann: „Es wird langen.“

*

Vielfältigen Beobachtungen zufolge, die in Frankreich, England, Niederlanden, Schweiz und Rußland über die Dauer des menschlichen Lebens gesammelt wurden, fand man, daß von 100 in jenen Ländern gebornen Individuen nur 25 das sechzigste Jahr erreichen. In den Gebirgsgegenden erreichen die Menschen ein höheres Alter. Die meisten Menschen sterben gegen 4, 5, 8 und 10 Uhr Morgens, und das Verhältniß der Todesfälle in dieser Zeit zu denen des Nachmittags verhält sich wie 40 zu 60. Bei letztern ist die Stunde des Verscheidens zwischen 7 und 9 Uhr. Die wenigsten Sterbfälle ereignen sich zwischen 6 und 11 Uhr Morgens, so wie Nachmittags und Nachts um 1, 6 und 12 Uhr. Man sucht die Ursache hievon in elektrischen, magnetischen und barometrischen Veränderungen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

*

Die Abyssinier bauen verschiedene Getreidearten, unter Anderm sehr guten Weizen, aus dem sie ein vortreffliches Brod bereiten, das jedoch nur für Personen höhern Ranges bestimmt ist. Das von Jedermann und von allen Ständen genossene Brod wird aus dem Mehle des Teff gebacken; eine Art davon schätzt man so hoch wie das Brod aus Weizenmehl, da es viel lockerer und noch verdaulicher ist, als dieses. Bruce hat in seiner Reise in Abyssinien den Teff beschrieben und ihn als Poa abyssinia angeführt; er sagt, die Körner desselben seyen höchstens so groß wie Stecknadelspitzen, seyen aber in so großer Menge vorhanden, daß die Ernte dieser Grasfrucht stets reichlich ausfalle. Herr Devaux d'Angers aber hat in der französischen Akademie der Wissenschaften eine Beschreibung des Teff vorgelesen, und bewiesen, daß er Lamarcks panicum coloratum ist, und daß die Poa wegen der Spärlichkeit ihrer Körner nie als eine Erntefrucht gebraucht werden könne. — Aus dem Teffbrode bereiten die Abyssinier auch eine Art schwachen Bieres von säuerlichem Geschmacke. Sie schneiden nämlich ein solches Brod in kleine Stücke, die sie in einen Krug thun und mit Wasser begießen; der Krug wird dann gut verschlossen und ans Feuer gestellt, wo man ihn drei oder vier Tage stehen läßt, bis das Getränke die erforderliche Stärke erhalten hat. — Um Teffbrod zu backen, schüttet man das Mehl gleichfalls in einen Krug, macht es mit Wasser an und läßt es in einer gewissen Entfernung vom Feuer gähren. Ist Dieß geschehen, so bäckt man den Teig und theilt ihn in runde Kuchen von ungefähr zwei Fuß Durchmesser. Dieses schwammige und lockere Brod hat einen säuerlichen und nicht unangenehmen Geschmack. Zwei solcher Brode des Tages und ein Kittel von grobem Baumwollenzeuge jedes Jahr bilden den gewöhnlichen Liedlohn eines Dienstboten.

*

Die von der französischen Akademie der Wissenschaften mit der Beobachtung der Charruas-Indianer beauftragte Kommission stellte unlängst Versuche an, um zu erfahren, welchen Eindruck die Musik auf diese Wilden hervorbringen würde. Man führte zuerst in ihrer Gegenwart ein Quintett mit Hörnern und Klappentrompeten auf, was sie zwar in Ueberraschung versetzte, übrigens keinen sonderlichen Eindruck auf sie zu machen schien, wenigstens war Dieß bei dem Kaziken Peru und dem jungen Tacuabe der Fall. Guyunusa und der alte Krieger Sennaque verriethen auf ihrem Gesicht einiges Gefühl, vorzüglich der Letztere, welcher gewöhnlich sehr unempfindlich zu seyn scheint. Nachher wurden lustigere Musikstücke in schnellerm Takt aufgeführt, als die erstern, wovon die Wilden mächtiger angesprochen wurden; vorzüglich ergriffen zeigten sie sich bei einigen Solos von Flöte und Trompete.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 217. 5 August 1833.

Die wandernden Italiener.
(Fortsetzung.)

Der anziehendste Zug in dem Charakter dieser harmlosen Wanderer ist ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an ihre heimathlichen Berge. Wo immer sie sich befinden, wie freundlich ihnen auch das Glück lache — selten oder nie denken sie an eine bleibende Niederlassung; nach Italien, nach den Apenninen wendet sich, als dem Orte ihrer Ruhe, stets ihr Blick zurück. Das Ziel aller ihrer Mühen und Wanderungen, ihr höchstes und einziges Streben ist, Eigenthümer eines Häuschens und eines Stückchen Landes zu werden, wo nicht gerade auf dem Flecken Vatererde, doch wenigstens in der unmittelbaren Nachbarschaft der Dörfer in den Bergen, wo sie geboren wurden. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge wird freilich Vielen das ersehnte Glück nie zu Theil. Der Strenge des Himmels wie in Rußland, oder wie in andern Gegenden, der Ungesundheit desselben fallen Manche der Wanderer fern von der Heimath zum Opfer; Andere trifft ein Unglück mit ihren Thieren oder in der Wahl der Landstriche, die sie zum Erwerbe sich erkoren; wieder Andere, obwohl nur sehr Wenige, sind unvorsichtig oder leichtsinnig, und sterben in der Fremde im Elend oder kehren so dürftig heim, als sie auszogen. Doch mangelt es nicht an Beispielen, daß diese Leute, nach jahrelangem Wandern, in ihre Geburtsdörfer im Besitze einer behaglichen Unabhängigkeit zurückgekehrt sind und zurückkehren. Daß zu einer solchen Unabhängigkeit eine kleine Geldsumme hinreichend ist, kann man sich, bei der Armuth des Landes und ihrer genügsamen Denkweise und Lebensart, leicht denken. Das Erste, was sie unter solchen glücklichen Umständen thun, ist ein Stück Boden anzukaufen, auf dem sie sich ein Häuschen bauen; und die wenigen fremden Reisenden, die diesen besonders gebirgigen Bezirk besucht, müssen mit Bewunderung bemerkt haben, wie ihre Häuser in einem bessern Style, als die rohen Hütten ihrer Nachbarn aufgeführt sind; daß sie einen Sinn für häusliche Bequemlichkeit und Reinlichkeit aus England, Deutschland und andern fernen Ländern, in denen die armen Wandersleute gelebt, mit heimgebracht haben. Die heimgekehrten Wanderer werden das Orakel ihrer Nachbarn. Von fremden Ländern und Städten und Sitten und Lebensbräuchen und von den Abenteuern, die sie auf ihren Reisen erlebt haben, können sie und müssen sie gar Vieles erzählen; und Paris und London und ihre Herrlichkeiten werden überall preisend beschrieben und staunend genannt in den abgeschiedenen Bergen des Herzogthums Parma!

Die Auswanderer aus dem nördlichen Italien sind weit zahlreicher und treiben im Allgemeinen höher angesehene oder bedeutendere Erwerbsgeschäfte, als die bisher geschilderten armen Gebirgsbewohner der Apenninen. Norditaliener kommen, wie bereits erwähnt, von den Seen Oberitaliens und den Thälern und Abhängen der Alpen. Wie in den Apenninen gilt auch hier, und nach einem größern Maßstabe, der seltsame Brauch, wonach jeder Bezirk ein besonderes Gewerbe ergreift und niemals mit dem seiner Nachbarn sich bemengt. Von Geschlechtsfolge zu Geschlechtsfolge sendet ein Ort Verkäufer von Barometern u. s. w.; ein anderer Gastwirthe, Kellner, Aufwärter u. d. m.; wieder ein anderer Steinhauer; ein anderer Anstreicher und Tüncher; noch ein anderer Maurer und Baumeister aus. Die Reihe lassen wir die Zugreisenden vom Comer-See eröffnen, die namentlich in England am häufigsten anzutreffende und wohl auch in geistiger Hinsicht am Besten bedachte und überhaupt bedeutendste Klasse aller dieser Auswanderer.

Der große und schöne Comer-See erhält seinen Zufluß hauptsächlich durch die Gewässer und schmelzenden Schneewasser der nahe liegenden Alpen und ist fast ganz von hohen und sehr steilen Bergen eingeschlossen, die mehr dem Auge an Malerischem, als den armen Bewohnern an Ertragfülle eine Ausbeute gewähren. In ihren besten Lagen bietet die obere Region dieser Berge Wälder und Weiden, die mittlere eine reiche Menge Kastanienbäume, und die untern Abhänge ertragen Reben, Maulbeerbäume, einige wenige Olivenbäume und Gartengewächse. Mais wächst an einigen Orten, an andern Roggen: allein in vielen Fällen unter äußerst schwierigen, unendliche Arbeit und erfinderische Nachhülfe erfordernden Umständen. Bären, Wölfe, Gemsen, weiße Hasen, Murmelthiere und andere wilde Thiere gibt es auf diesen Bergen, deren Seiten oder Halden, gleich denen der Apenninen, oftmals von entsetzlichen Orkanen heimgesucht werden, welche die zum Halt des Bodens aufgeführten Mauern herabwerfen, die Grunderde und ihr Erträgniß wegführen und die Arbeit langer Jahre vernichten. Hart, wie auch der Kampf der Natur ist, hat doch die Bevölkerung in diesen Gegen-

den immer mehr zugenommen, und die Zahl der Städtchen und Dörfer ist sehr beträchtlich. Viele von diesen gewähren, vom Spiegel des See's aus gesehen, den schönsten Anblick, den sich die Einbildungskraft vorbilden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus einem chinesischen Roman.

Die Ermordung des Tongtscho.

(Fortsetzung.)

Lijou war im Begriff, sich nach dem Palaste des Thaisse zu begeben, als er Einem von dessen Gefolge begegnete, der ihm sagte: „Seine Herrlichkeit sucht den Liupou auf, gegen den sein Grimm entbrannt ist.“ Lijou trat eilig in den Palast und sah Liupou, der mit schreckensvollem Gesicht an ihm vorbeirannte, und ausrief: „Der Thaisse will mich ermorden!“ Lijou stürzte nun ins Innere des Palastes und war gerade gegen Tongtscho angerannt, der in entgegengesetzter Richtung heranlief und dadurch zu Boden geworfen wurde. Lijou beeilte sich Tongtscho wieder aufzuhelfen und nachdem er ihn in seine Bibliothek geführt und zweimal sich vor ihm zu Boden geworfen hatte, sagte er: „Hoher Herr, von heißem Eifer für das Wohl des Staates getrieben, hatte ich in meiner Eile das Unglück, Deine Herrlichkeit zu Boden zu werfen; ich verdiene den Tod, ich verdiene den Tod.“ — „Dieser Räuber,“ entgegnete Tongtscho noch halb athemlos vor Wuth, buhlte um die Frau, die ich liebe, und ich habe geschworen, ihn zu tödten.“ — „Erhabener Herr,“ entgegnete Lijou, „Du würdest Unrecht daran thun. Einst hatte Tschoangwang, der König von Thsou, seine Vasallen zu einem Feste eingeladen, das in der Nacht begangen wurde und bei dem er seiner Favoritbeischläferin den Gästen den Wein zu reichen befahl. Plötzlich erhob sich ein ungestümer Wind, der alle Lampen verlöschte. Einer der Gäste benützte diese Gelegenheit, die Favoritin zu umarmen, diese aber riß ihm die Quaste von seiner Mütze ab und klagte den begangenen Frevel dem König von Thsou. „Pah,“ erwiderte Tschoangwang, „ein unbedeutender Scherz, den man der Thorheit des Weines zu Gute halten muß!“ Und sogleich befahl er einem seiner Hofleute eine goldene Schüssel zu bringen und die Quasten aller Gäste hinwegzunehmen und hineinzulegen, damit der, welcher die Favoritin beleidigt hatte, nicht erkannt werden konnte. Man nannte daher das Fest Tsioneing-hoei, oder das Fest der weggenommenen Quasten. Späterhin sah sich der König von Thsou von dem Heere des Königs von Thsin eng umschlossen. Ein Feldherr stürzte sich mitten in die Reihen der Feinde und befreite Tschoangwang. Der König, welcher bemerkte, daß sein Befreier eine tiefe Wunde empfangen hatte, fragte ihn nach seinem Namen. „Mein königlicher Herr,“ erwiderte der Krieger, „ich heiße Tsianghiong. Einst bei dem Feste der weggenommenen Quasten erzeigte mir der König, der mit mir spricht, die Gnade, mir das Leben zu schenken, das ich verwirkt hatte. Dafür habe ich mich heute dankbar bewiesen. — Hoher Herr, fügte Lijou hinzu, ahme die Seelengröße Tschoangwang's bei dem Feste der abgenommenen Quasten nach und benütze diese Gelegenheit, Liupou mit Tiaotschan zu vermählen. Liupou wird von Dank durchdrungen und stets bemüht seyn, für Dich zu sterben.“

Ein Lächeln der Freude glänzte in Tongtscho's Augen und verdrängte den Zorn, der die Züge seines Gesichts umdüstert hatte. „Suche Liupou auf,“ sagte er, „und hinterbringe ihm, daß ich ihm Tiaotschan überlasse.“ — „Kaotsou von dem Herrscherstamm der Han,“ versetzte Lijou, gab Tschingping zwanzig tausend Pfund Gold und seine Macht erhob sich zur höchsten Stufe des Glanzes. Deine Herrlichkeit ahmt heute die edle Uneigennützigkeit Kaotsou's nach.“ Mit diesen Worten dankte ihm Lijou und entfernte sich. Tongtscho aber begab sich in das entlegene Gemach, wo Tiaotschan war und rief sie. „Warum hattest Du geheime Einverständnisse mit Liupou?“ fragte er sie. — „Da ich erfuhr, daß Wenheou der Sohn Deiner Herrlichkeit war,“ entgegnete sie, „so wollte ich seiner Zudringlichkeit entfliehen, aber der Bösewicht verfolgte mich mit der Lanze in der Hand bis in den Pavillon des Phönix. Deine Magd wollte sich in den Teich der Seelilien stürzen, allein er ergriff mich und hielt mich zurück. Ich schwebte zwischen Leben und Tod, als Deine Herrlichkeit mich befreite.“ — „Ich will Dich Liupou anbieten.“ — „Deine Magd hat ganz sich Dir ergeben und wenn Du sie einem Sklaven überliefern willst, so werde ich lieber sterben, als mich entehren.“ Mit diesen Worten ergriff sie ein Schwert, das an der Wand hing, als wollte sie es sich in die Brust stoßen. Allein Tongtscho kam ihr zuvor, entriß ihr das Schwert und drückte sie zärtlich an sein Herz. „Ich wollte bloß mit Dir scherzen,“ sagte er. Tiaotschan fiel weinend in Tongtscho's Arme. „Gewiß,“ so stöhnte sie, „ist dieß eine List Lijou's, der ein vertrauter Freund Liupou's ist.“ — „Wie könnte ich Dich einem Andern überlassen,“ erwiderte der Thaisse. — „Ich fürchte nur Eines, und Dieß ist, daß Deine Herrlichkeit mich verlassen möchte.“ — „Ich werde Dich mit meinem Leben vertheidigen.“ — „Es ist nicht klug, länger hier zu verweilen. Von Liupou ist Alles zu fürchten.“ — „Morgen werde ich mit Dir nach meiner Stadt Meiou zurückkehren. Dort wirst Du vollkommen glücklich seyn.“ — „Und bietet der Aufenthalt dort vollkommene Sicherheit?“ — „Die Stadt Meiou enthält Lebensmittel auf zwanzig Jahre und um sie her sind mehrere Millionen Soldaten aufgestellt. Wenn es mir gelingt, mich des Thrones zu bemächtigen, so sollst Du Kaiserin werden; und gelingt es mir nicht, so wirst Du die Gemahlin des reichsten und mächtigsten Mannes im Reiche seyn. Ich bitte Dich daher, verbanne alle Besorgniß.“

Lijou erschien am folgenden Tage vor Tongtscho. „Wir haben heute einen glücklichen Tag,“ sagte er, „benütze ihn, um Tiaotschan Liupou zuzuführen.“ — Tongtscho wechselte die Farbe. „Würdest Du Deine Frau Liupou geben?“ — „Hoher Herr, lasse Dich nicht durch eine Frau irre führen.“ — „Welche Frau könnte mein Herz irre führen? Sprich mir nicht mehr von Tiaotschan; sobald du noch einmal den Mund davon öffnest, werde ich Dir den Kopf abschlagen lassen.“ — Lijou erhob die Augen zum Himmel und seufzte: „Wir werden beide durch ein Weib zu Grunde gehen!“ — Tongtscho rief seinen Offizieren und ließ

Lijon hinaustreiben, dann zog er seine Truppen zusammen und begab sich, von allen Staatsbeamten begleitet, in die Stadt Meiou. Tiaotschan hatte einen Wagen bestiegen und als sie ihren Blick in das Gedränge der Krieger tauchen ließ, gewahrte sie Liupou, der sie mit den Augen suchte. Tiaotschan verhüllte ihr Gesicht, als wollte sie ihren Schmerz und ihre Thränen bergen und Liupou ließ seinem Pferde die Zügel schießen und flog nach einem kleinen Hügel, der vor ihm lag.

Während er hier ganz in den Anblick von Tiaotschan versunken hielt, redete ihn ein Reiter an, der ihm gefolgt war und sagte: „Wenheou, was weinst Du, indem Du so in die Ferne hinausstarrst?“ — Liupou wendete sich um und erkannte Wangyun. „Es ist um Deiner Tochter willen,“ entgegnete Liupou. Wangyun stellte sich höchst erstaunt. „Es ist doch nicht von gestern her, daß ich Dir meine Tochter verlobte: wie, Feldherr, ist sie noch nicht Deine Gemahlin?“ — „Dieser alte Bösewicht Tongtscho besitzt sie schon die lange Zeit über.“ Wangyun verhüllte sein Gesicht: „Das heißt sich wie ein unvernünftiges Thier aufführen,“ sagte er. Liupou erzählte nun Wangyun, wie sich Alles begeben. „Folge mir in meine Behausung,“ sagte der Minister, „wo wir ungestört uns besprechen können.“ Liupou folgte ihm und Wangyun bat ihn, sich mit ihm in ein entlegenes Gemach zu begeben. Hier setzte er ihm Wein vor und behandelte ihn mit der größten Auszeichnung. „Feldherr,“ sagte endlich Wangyun, „der erste Minister hat meine Tochter entehrt und Dir eine Frau geraubt — genug, um den Hohn und Spott des ganzen Reiches zu erregen. Aber nicht auf den Thaisse, sondern auf Wangyun und Dich, Feldherr, wird dieser Hohn und Spott zurückfallen! Aber ich, ein schwacher und gebrechlicher Greis, gehöre zu den Menschen, die man für nichts mehr zählt. Ach, daß ich nicht Deine Jugend, Dein glänzendes Feuer, Deinen erhabenen Muth besitze, der Dir den Namen des Helden des Jahrhunderts erwarb!“ —

Liupou knirschte mit den Zähnen vor Wuth, seine Lebensgeister umdüsterten sich und er fiel rücklings zu Boden. Wangyun beeilte sich, ihn wieder aufzurichten und zur Besinnung zu bringen.

„Feldherr,“ sagte er, „es entfielen mir unbedachte Worte; ich bitte Dich, besänftige Deinen Zorn.“ — „Ich schwöre Dir, daß ich dieses Ungeheuer tödten werde, um meine Entehrung abzuwaschen.“ — Wangyun hielt ihm mit der Hand den Mund zu und rief: „Schweig, Feldherr, Du stürzest einen Greis ins Unglück und setzest ihn der Gefahr aus, mit seinem ganzen Hause vertilgt zu werden.“ — „Ein muthvoller Mann steht im Angesicht des Himmels und der Erde: könnte er schmachvoll unter das Joch Andrer sich beugen?“ — „Mit Deinem Geiste, mit Deinem Heldenmuthe würdest Du hundertmal Hansin den Vorrang abgewinnen und doch erhob sich Hansin zur höchsten Macht. Könntest Du, Feldherr, Dich noch länger mit dem glanzlosen Rang eines Wenheou begnügen wollen?“ — „Ich bin entschlossen, diesen alten Räuber zu tödten. Aber es ist mein Vater und ich fürchte den Haß der Nachwelt auf mich zu laden!“ — Wangyun lachte laut auf und sagte: „Feldherr, Dein Familienname ist Liu und der des Tscho ist Tong. An dem Tage, wo er Dich mit der Lanze durchbohren wollte, hat er selbst alle Bande zerrissen, die einen Sohn an seinen Vater knüpfen.“ — „Hoher Herr,“ nahm Liupou, dessen Zorn allmählich wieder zu steigen begann, das Wort, „ohne Deinen trefflichen Rath würde ich selbst unter den Streichen des alten Bösewichtes erlegen seyn.“ — „Feldherr, wenn Du den wankenden Thron der Han wieder befestigest, so wirst Du als ein treuer Unterthan handeln; Dein Name wird in die Annalen des Kaiserthums eingegraben werden und zehntausend Generationen überleben, von einem Strahlenglanz des Ruhmes umgeben, der nie erlöschen wird; aber wenn Du Tongtscho Deinen Arm leihest, wirst Du als ein rebellischer Unterthan handeln, und mit einem einzigen Pinselstriche wird die unbeugsame Geschichte Deinem Namen ein Brandmal ausdrücken und ihn bis an das Ende der Zeiten mit ewiger Entehrung befleckt aufbewahren.“ — Liupou warf sich zu seinen Füßen: „Mein Entschluß ist gefaßt,“ rief er, „hüte Dich, daran zu zweifeln.“ — „Ich fürchte bloß,“ erwiderte Wangyun, „daß Du das größte Unglück herbeiführen wirst, wenn Dir Dein Vorhaben mißlingt.“

Liupou zog sein Schwert, stieß es sich in den Arm und während das rothe Blut hervorsprang, schwur er, sich zu rächen.

Wangyun stürzte sich vor ihm auf die Knie und nachdem er ihm gedankt hatte, sagte er: „Da Dein Muth so groß ist, so darf sich das Herrscherhaus der Han eine Zukunft von vierhundert Jahren versprechen und Du allein bist es, dem es dieses unverhoffte Glück zu danken hat. Hier, mein Feldherr ist ein geheimer Befehl des Kaisers, bewahre ihn sorgfältig auf und lasse nichts davon laut werden. Wenn die Zeit gekommen ist, diesen Plan auszuführen, werde ich Dich benachrichtigen.“

Liupou ergriff hastig das kaiserliche Schreiben, gab Wangyun sein Wort und entfernte sich schweigend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Themsetunnel.

(Aus dem Westminster-Review.)

Bekanntlich ist der Zweck der unter der Themse angelegten Durchfahrt einer der großartigsten Unternehmungen unserer Zeit, die aber leider wegen Mangel an Fonds und andern Ursachen ins Stecken gerieth, außer einem bequemen und sichern Verbindungswege für die Einwohner von London, eine neue und bequeme Kommunikation zwischen den großen Magazinen von Kolonialwaaren, Wein und Oel am nördlichen und den Getreide- und Bauholzniederlagen am südlichen Ufer der Themse herzustellen. Die Vortheile einer solchen Verbindung sind unberechenbar, denn der Kaufmann wird sich ohne Gefahr, ohne Unbequemlichkeit und Zeitverlust aus jeder Niederlage nach irgend einer andern am jenseitigen Ufer des Flusses begeben können, und mehr als eine Ladung, die jetzt unbeachtet in den Magazinen der Kompagnien der Docks liegt, wird Käufer finden, sobald man sie bequemer wird in Augenschein nehmen können. Allerdings begriff auch der Handelsstand die Vortheile, die aus der Eröffnung eines solchen Verbindungsweges für ihn hervorgehen mußten, vollkommen, und bewies für die Vollendung desselben die thätigste Theilnahme. Die Kompagnien des West-India-Dock, des London-Dock, des Commercial-Dock, des East-Country-Dock und die des großen Surrey-Kanales reichten bei dem Parlamente Petitionen ein, um die Regierung zu bewegen, zu diesem Riesenwerke die Hand zu bieten. Auch die Bevölkerung an beiden Ufern der Themse war ungemein für die Herstellung dieses unterirdischen Weges eingenommen, der ihr gestatten wird, sich im Interesse ihrer mannichfaltigen Geschäfte nach beiden Ufern des Flusses zu begeben, ohne sich der Gefahr einer Wasserfahrt oder dem langen Verzug eines Umweges über die London-Brücke aussetzen zu müssen; und dem Beispiele der genannten großen Handelsgesellschaften folgend, legten die Kirchspiele von St. Georg im Osten, von Lime-House,

von Poplar, von Wapping, von Bermondsey und Rotherhithe dem Parlamente Bittschriften in ähnlichem Sinne vor.

Eine andere Wohlthat, welche die Vollendung des Unternehmens zur Folge haben wird, und die im Interesse des Publikums sowohl wie der Regierung höchst wünschenswerth erscheint, würde darin bestehen, daß die zunächst gelegenen Kirchspiele, sowohl die, in welche die beiden Ausgänge des Tunnels unmittelbar münden, als auch die andern, bis auf eine gewisse Entfernung, eine für die Gesundheit ihrer Einwohnerschaft wesentliche Verbesserung erfahren würden. Es ist Dieß ein Gegenstand, der eine mehr als bloß spekulative Aufmerksamkeit verdienen dürfte, und den man nie aus den Augen verlieren sollte, wenn es sich darum handelt, eine Verbindung zwischen den beiden Ufern eines großen Flusses herzustellen. Zieht man den durch Alter in Verfall gerathenen Zustand der Baulichkeiten und den Schmutz in Erwägung, der in den am Ufer gelegenen Kirchspielen und besonders in dem von Wapping herrscht, dessen enge, schmuzige Straßen, Höfe und Alleen einen Anblick bieten, der durch seine Unsauberkeit zum Sprüchworte geworden ist, so läßt sich leicht einsehen, daß jede Unternehmung, deren Zweck es wäre, die Lage dieser Stadttheile, und mithin auch die Gesundheit ihrer Einwohner zu verbessern, des Beifalls und der Unterstützung jedes Menschenfreundes gewiß seyn kann. Bedürfte es Beispiele, um diese Meinung zu unterstützen, so brauchte man nur die bedeutenden Verbesserungen zu erwähnen, deren sich seit Erbauung der Blackfriars-, Waterloo- und Vauxhall-Brücke die diesen zunächst liegenden Quartiere erfreuen. Die schmuzigen Häuser und die engen Gassen, die früher an ihren Eingängen standen, haben großen Manufakturen und breiten Straßen Platz gemacht, auf denen es von geschäftiger Bevölkerung wimmelt; und sicher wird Dieß mit dem Tunnel einst derselbe Fall werden. Von Essex, Middlesex und allen Grafschaften am andern Ufer aus werden Straßen angelegt werden, um die Verbindungswege zu Gunsten des neueröffneten Durchganges abzukürzen, und die Möglichkeit, die überfüllten Straßen der City vermeiden zu können, wird Alle, die sich aus dem östlichen Theile von Middlesex und Essex in die Grafschaften Kent und Surrey begeben wollen, veranlassen, diesen Weg einzuschlagen. Um den gegenwärtigen Stand dieser großartigen Unternehmung besser übersehen zu können, dürfte es nicht unangemessen seyn, die Wechselfälle, die sie bisher erfuhr, kurz anzudeuten.

Der Bau wurde im Jahre 1802 entworfen und begonnen. Zu dieser Zeit fühlte man dringend das Bedürfniß eines Ueberganges an dieser Stelle des Flusses, und da sich dem Bau einer Brücke unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, so thaten einige sinnreiche und unternehmende Männer den Vorschlag, einen Durchgang unter dem Bette des Flusses weg anzulegen. Der Ingenieur einer zu diesem Zwecke gebildeten Gesellschaft, der bereits Beweise gründlicher Erfahrung im Bergbau gegeben hatte, stellte Untersuchungen an beiden Ufern des Flusses an, nach deren Beendigung er sich dahin erklärte, daß die Unternehmung ausführbar, und die Kosten weit geringer seyn würden, als man sie zuerst in Anschlag gebracht habe. Auf diesen günstigen Bericht hin machte man sich sogleich an Entwerfung der nöthigen Risse, Ueberschläge u. s. w., und wirkte eine Parlamentsakte aus, kraft welcher die unter dem Namen Thames-Archway-Kompagnie zusammengetretene Gesellschaft die Bestätigung der Regierung erhielt. Die erste Arbeit war das Ausgraben eines Schachtes von eilf Fuß im Durchmesser, bis zu der Tiefe, wo der Gang seinen Anfang nehmen sollte. Indeß stellten sich dem Fortgange der Arbeiten so viele unvorhergesehene Hindernisse entgegen, daß der Ingenieur genöthigt wurde, sie aufzugeben, nachdem er in eine Tiefe von 42 Fuß gekommen war. In Folge dieses Mißgeschickes beschloß man, neue Untersuchungen anzustellen, deren Ergebniß den Unternehmern ermuthigend genug schien, um sie zu vermögen, das Ausgraben des Schachtes bis auf eine Tiefe von 76 Fuß fortzuführen, über die hinaus man nicht ohne Gefahr weiter hinabgraben zu können glaubte; der frühere Durchmesser von 11 Fuß wurde dabei auf 8 Fuß verkleinert. Die Gesellschaft genehmigte diesen neuen Arbeitsplan, und stellte noch einen zweiten, ebenfalls im Bergbau sehr erfahrnen Ingenieur an. Beide beschlossen nach gemeinschaftlichem Einverständnisse, den Durchmesser des Ganges unten um 3 Fuß und in der Höhe um 2 Fuß 6 Zoll zu verengen.

Man fuhr fort bis zu einer Tiefe von 76 Fuß zu graben, und da man hier auf eine Schicht von festem Sand stieß, so wurde der Gang eingeschlagen, den man, sanft aufwärts steigend, in einer Strecke von 394 Fuß fortführte. Um diese Zeit (im November 1807) verabschiedete die Gesellschaft ihren ersten Ingenieur. Nachdem man lange über die zweckdienlichsten Mittel berathschlagt hatte, um den Eifer des andern noch mehr anzufeuern, faßten die Direktoren der Gesellschaft den Beschluß, ihm eine Belohnung von tausend Pfd. St. zuzusichern, wenn es ihm gelänge, mit seinem Bau das jenseitige Ufer zu erreichen. Freigebigkeit ist in solchen Fällen nie übel angewendet, und der Ingenieur entwickelte auch die größte Thätigkeit. Der mit Bohlen unterschlagene Gang verlängerte sich um 420 Fuß durch eine feste, trockene Sandschichte; weitere 158 Fuß wurden dann noch in eine Kalksteinschichte von 8 Fuß Dicke gesprengt, und somit hatte die Ausgrabung im December 1807 eine Länge von 952 Fuß erreicht. Dieser erste glückliche Erfolg schien das vollständige Gelingen der Unternehmung zu verbürgen; leider erfolgte das Gegentheil; Unfälle traten ein, die allen Anstrengungen spotteten und die bereits gefaßten Hoffnungen vernichteten. Nachdem man die Felsenschichte durchbrochen hatte, kam man in die unmittelbar aufliegende, aus weit minder festen Stoffen als alle, auf die man bis jezt gestoßen war, bestehende Schicht, und kaum war man zwei bis drei Fuß tief in dieselbe eingedrungen, als die Decke einbrach. Ungeachtet des durch den Einsturz verursachten bedeutenden leeren Raumes blieb doch zwischen den Arbeiten und dem Flußbette noch 50 Fuß Boden; allein der ungeheure Druck des Wassers und die außerordentliche Heftigkeit der Strömung drohte die größte Gefahr. Nur durch ein Wunder von Geschicklichkeit und Schnelligkeit gelang es indeß dem Ingenieur, die furchtbare Gefahr abzuwenden, und zwar durch scheinbar so leichte und wirksame Mittel, daß dieser Unfall nicht den geringsten Zweifel an der Möglichkeit, die Arbeit vollenden zu können, aufkommen ließ. Man führte die Ausgrabung noch etwas weiter fort, aber eine zweite Schicht von lockerm Sande führte einen zweiten Einsturz herbei, der den Gang gänzlich verschüttete. Dieser Unfall ereignete sich im Januar 1808, und wurde der Einwirkung der Fluth zugeschrieben, die an diesem Tage so stark war, daß sie die Brücken von Lewisham und Deptford einriß, und an mehrern Orten große Verheerungen anrichtete. Aber noch eine andere Ursache war die Unzulänglichkeit der damals noch gegen solche Hindernisse angewendeten Mittel.

Die erlittenen Unfälle veranlaßten den Ingenieur, das Flußbett selbst zu untersuchen, um seine Bestandtheile genauer kennen zu lernen, und da diese Untersuchung ihn überzeugte, daß beide Deckeneinbrüche mit dem Boden des Flußbettes in Zusammenhang standen, so erklärte er, es sey ohne Anwendung von Kästen oder eines Sicherheitsstollen unmöglich, die Arbeit fortzusetzen. Die Direktoren traten dieser Meinung nicht bei, und schrieben einen Preis für den zur Vollendung der Arbeit am meisten geeigneten Plan aus. Dieß war ein Aufruf an das von Begünstigung und Vorurtheil unabhängige Talent, der zugleich bezeugte, daß die Direktoren von keinem Privatinteresse geleitet wurden. In Folge dieser Maßregel gingen vier und fünfzig Entwürfe ein, die sämmtlich in der Wissenschaft ausgezeichneten Männern zur Prüfung vorgelegt wurden, und obschon keiner der vorgelegten Plane ein zu Vollendung des Tunnels zweckdienliches Mittel bot, so blieb es doch unbestritten, daß die Direktoren, indem sie die Konkurrenz eröffneten, Alles gethan hatten, was in ihren Kräften stand, um den Erfolg zu sichern. Um so mehr zu bedauern war es, daß dieser Versuch erfolglos blieb, als die Direktoren dadurch bestimmt wurden, das Unternehmen aufzugeben. So endete dieser erste Versuch einen unterirdischen Durchgang unter einem Fluß anzulegen; die Gesellschaft hatte unermeßliche Summen daran gewendet, und hinterließ künftigen Unternehmern ihre unglückliche Erfahrung als ein eben nicht zur Nachfolge ermunterndes Vermächtniß.

Wer den Schaden hat, hat auch den Spott, und so wurde denn auch der Tunnel unter der Themse Gegenstand des bittersten Tadels; man schalt ihn eine thörichte Chimäre; man belustigte sich mit boshaften Bemerkungen über die Privatinteressen der dabei betheiligten Personen, und die von dem Ingenieur angewendeten Mittel mußten als Beweise seiner Unwissenheit und Unfähigkeit gelten. Wenn indeß die Wissenschaft damals noch nicht weit genug vorgeschritten war, um den Erfolg einer solchen Unternehmung zu sichern, so war deßhalb doch noch keineswegs ihre Unausführbarkeit erwiesen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 218. 6 August 1833.

Proben aus einem chinesischen Roman.

Die Ermordung des Tongtscho.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage beschied Wangyun den Staatsminister Ssesunjoui, den Oberheermeister Hoangwan, und den Aufseher der Reiterei, Sseli, in seinen Palast, um sich mit ihnen zu berathen.

„Der Kaiser, sagte Sunjoui, befindet sich jetzt wieder auf dem Wege der Genesung, und man muß einen in der Redekunst wohlbewanderten Mann nach der Stadt Meiou senden, um Tongtscho einzuladen, sich im Staatsrathe einzufinden. Wir stellen dann im Innern des Palastes Truppen in den Hinterhalt und unter ihren Streichen soll er fallen, sobald er einen Fuß über die Schwelle setzt. Dieser Plan, glaube ich, ist vortrefflich.“ — „Wer würde es wohl auf sich nehmen, nach Meiou zu gehen?“ erwiderte Hoangwan — „Ich kenne einen Mann, der aus demselben Lande gebürtig ist, wie Liupou, einen Aufseher der Reiterei, Namens Lisou. Vor Kurzem noch sah ich ihn wüthend aufgebracht gegen Tongtscho, weil ihm dieser keine Beförderung gegeben hatte. Laßt Liupou den Lisou an den Thaisse abschicken. Tongtscho, der nichts davon weiß, wie ergrimmt dieser über ihn ist, wird keinen Verdacht schöpfen.“ — „Herrlich!“ rief Wangyun und ließ sogleich Liupou einladen, sich bei der Berathung einzufinden. — „Als ich einst Tingkienyang tödtete, sagte Liupou, war es derselbe Mann, der meine Botschaft an ihn ausrichtete, und würde er sich weigern zu gehen, so würde ich ihm den Kopf abschlagen lassen.“

Sofort ließ Liupou Lisou rufen und sagte zu ihm: „Mit Hülfe Deiner Beredsamkeit tödtete ich einst Tingkienyang und trat dann in die Reihen Tongtscho's über. Jetzt aber hat dieser jedes Gefühl von Menschlichkeit und Gerechtigkeit erstickt, und alle Gesetze des Staates umgestoßen. Er mißhandelt den Kaiser, tritt das Volk mit Füßen, hat das Maß seiner Verbrechen vollgehäuft, den Haß der Menschen und den Zorn der Götter entflammt. Bring' dieß kaiserliche Schreiben nach Meiou und entbiete Tongtscho, daß der Kaiser ihn im Palast erwarte. Kommt er an, so stürzest Du Dich mit allen Deinen Soldaten auf ihn und tödtest ihn. So wirst Du die wankende Herrschaft der Han befestigen und als ein treuer und gehorsamer Unterthan handeln. Was gedenkst Du zu thun?“ — „Schon längst wollte ich das alte Ungeheuer von der Erde vertilgen, konnte aber bis jetzt keine Gelegenheit dazu finden. Wie sie nun sich bietet, halte ich sie für ein Geschenk des Himmels.“ Bei diesen Worten schwur er einen Eid, indem er einen Pfeil zerbrach. „Wenn Du Dein großes Vorhaben vollbringen kannst, sagte Wangyun, so wirst Du nicht mehr um Stellen und Ehren zu sorgen haben.“

Am folgenden Morgen nahm Lisou eine Schaar von Reitern und langte mit ihr in der Stadt Meiou an. Sogleich wurde Tongtscho gemeldet, daß der Kaiser ihm ein Schreiben übersendet habe. „Man lasse den kaiserlichen Boten vor mir erscheinen,“ rief Tongtscho. Als Lisou seine doppelte Begrüßung geendet hatte, fragte der Thaisse: „Welchen Befehl überbringst Du mir?“ — „Der Kaiser ist auf dem Wege der Genesung und wünscht alle Civil- und Militärbeamten im Palaste Weiing-tien zu versammeln, um seine Krone Deiner Herrlichkeit, dem ersten Minister, zu übergeben. Dieß ist der Inhalt dieses Schreibens hier. Und sobald ich es zu Gesicht bekam, flog ich hieher, um Deiner Herrlichkeit meinen Glückwunsch zu bringen.“ — „Was macht Wangyun?“ — „Der Minister Wangyun hat bereits Leute bestellt, um den Saal auszuschmücken, wo Dir feierlich die höchste Gewalt übertragen werden soll. Der Minister Sunjoui hat auch den kaiserlichen Beschluß in den Reichsarchiven niederlegen lassen und man erwartet nichts mehr als die Ankunft Deiner Herrlichkeit.“

Tongtscho lachte laut: „Ich träumte diese Nacht, ein Drache *) habe mich mit seinen Ringen umschlungen. Da ich heute diese glückliche Kunde vernehme, darf ich keine Zeit verlieren.“ Und sogleich befahl er die Pferde und Wägen in Bereitschaft zu setzen, auf denen er nach der Hauptstadt zurückkehren wollte. „Hoher Herr, sagte Lisou, ich wünsche, daß Deine Dynastie zehntausend Jahre blühen möge: die Nachkommen Lisou's werden bei ihr Schutz und Glück finden.“ — „Wenn ich den Thron besteige, übertrage ich Dir die Stelle des Tschilin'ou.“ Lisou dankte ihm, indem er sich vor ihm zu Boden warf.

Tongtscho war im Begriffe aufzubrechen, als er zu Tiaotschan sagte: „Ich habe Dir versprochen, Dich einst zur Kaiser-

*) Der Drache ist in China das Zeichen der kaiserlichen Gewalt.

rin zu machen; dieß Versprechen soll heute in Erfüllung gehen." Liaotschan dankte ihm.

(Schluß folgt.)

Die wandernden Italiener.

(Fortsetzung.)

Die Einwohner dieser Orte haben sich hauptsächlich der Verfertigung von Barometern, Thermometern und anderen nützlichen Instrumenten gewidmet, deren Erfindung oder Verbesserung wir zunächst den Forschungen oder Bestrebungen von Männern vom Fache im Gebiete der Naturwissenschaft, in verschiedenen Zeiten, zu verdanken haben. Jene schlichten Bergbewohner zeigten und zeigen in diesen Dingen einen bemerkenswerthen Grad von verständiger Einsicht und Auffassung, und ein eigenes Geschick im Verständniß und in der Nachahmung von naturwissenschaftlichen Maschinen und Instrumenten, sobald diese erfunden worden sind. Mit diesem Erwerbszweig wandern sie nicht nur nach allen Theilen Italiens, sondern auch nach Frankreich, England, Deutschland, Rußland — kurz überall hin in Europa — ja Manche über das Meer, nach Nord- und Südamerika. Wie die Gypsfigurenverfertiger aus Lukka, können auch diese Barometermacher vom Comer-See, die bei der Verfertigung ihrer Waaren erforderlichen einfachen Materialien in den meisten Städten oder Städtchen, wo sie immer hinkommen, finden. In neuerer Zeit haben sie indessen in England und in den civilisirteren Theilen Europa's an den Orten, wo sie sich für eine längere oder kürzere Zeit angesiedelt haben, gemeiniglich Buden eröffnet. Uebrigens ist die Zahl derer, welche sich bleibend in England oder sonstwo niedergelassen haben, auffallend gering. Die Anhänglichkeit an ihre heimathlichen Berge lebt in der Brust der Wanderer von Como so stark, als wir sie von den armen Landleuten der Apenninen schilderten, und das Ziel ihres Strebens und Ehrgeizes ist dasselbe — heimzukehren nämlich nach den Schauplätzen ihrer Geburt, ein Stückchen Land, das sie das ihre nennen, ein eigen Dach sich zu bauen. Man darf übrigens nicht vergessen, daß, da die Handelsunternehmungen der „Comaschi" (Leute von Como) von größerer Bedeutung sind, als die der Bärenführer und Besitzer von Affen und weißen Mäusen, auch mehr Geld nach den Bergen um den Comersee heimgebracht wird, als in die Apenninen. Dieß sieht man deutlich an der vorzüglichern Art der Anlagen und Einrichtung ihrer Häuser, Gärten und Felder. Der größere Theil des so im Auslande durch den Handel erworbenen Kapitals wird im Landbau und in der zur möglichsten Ertragsfähigkeit gesteigerten Urbarmachung des von Natur rauhen oder schwer zu bearbeitenden unebenen Bodens, den sie bewohnen, angelegt. Nur durch die äußerste Mühe und Sorgfalt ließen und lassen sich ihre Grundstücke erhalten und fruchtbar machen; ihre Gärten sind mit großer Sauberkeit bestellt, und die üppigwachsende Rebe wissen sie gar freundlich an den schneeweißen Mauern ihrer anmuthigen Häuschen hinaufzuziehen oder in grünen, über Gitterwerk gewölbten Laubgängen ihren Thüren sich entgegen ranken zu lassen. Allgemeiner Brauch bei Denen, die in der Fremde ihr bescheidenes Glück gemacht haben, ist — ihre Söhne dort zurückzulassen oder aus Italien einen nahen Verwandten oder Verschwägerten kommen zu lassen, um ihm den Besitz ihres Kaufladens und ihres Handelsgeschäfts zu übergeben; ist Dieß geschehen und der neue Geschäftsübernehmer hinlänglich unterrichtet, was er zu thun hat, so wendet sich der abtretende Handelsmann heimwärts nach Como. Solche, die nicht weit von ihrer Geburtsgegend entfernt sind, pflegen übrigens einmal in zwei Jahren heimzukehren und den Winter bei ihren Angehörigen zuzubringen.

Verbürgten Angaben zufolge pflegte man in diesen Auswanderungsbezirken — außer während des Winters — gar häufig nicht über ein Zehntheil der männlichen Bevölkerung daheim zu finden. Die Weiber, stark und arbeitsam, verrichteten in der Männer Abwesenheit deren Arbeit, bestellten die ohnehin nicht ausgedehnten Feldgüter und hüteten mit ihren Kindern ihre Ziegenheerden und ihre paar Schafe. Nach der ersten französischen Staatsumwälzung nahm die Fluth der Auswanderung etwas ab; seit aber der Friede auf dem Festlande wieder hergestellt ist und namentlich die Verkehrsverbindungen mit England wieder eröffnet sind, hat sie steigend wieder zugenommen. Wenn gleich den elenden Entbehrungen der Apenninen-Auswanderer nicht bloßgegeben, leben doch die Comaschi, fast durchgängig, sehr nüchtern und befolgen die haushälterischste Sparsamkeit, wenn sie in der Fremde sind. Vor ein paar Jahren gab es irgendwo in Holborn*) ein Wirthshaus, das am Sonnabend Nacht die Männer vom Comersee zu besuchen pflegten; und ein anderes, unfern Oxford-Street, wohin die Gypsfigurenverfertiger aus Lukka gewöhnlich kamen. Den Verfasser dieses Aufsatzes, der vor Kurzem aus Italien zurückgekehrt war, trieb einmal die Neugier, diese beiden Orte selbst zu besuchen. Er fand in jedem die Gesellschaft recht lustig — fleißig mit der Zunge, aber gar spärlich mit dem Glase und mußte auf's Neue, wie schon oft zuvor, über ihre unaufhörlich wiederkehrenden Erinnerungen an die Heimath und über das reine Italienisch, das die Lucchesi, wie über das fast unverständliche Kauderwelsch, das die Comaschi sprachen, sich erstaunen. —

Hier noch eine schließliche Bemerkung: So wie die umherziehenden Parmesaner mit ihren Thieren das Interesse für die Naturgeschichte, die wandernden Lukkaner mit ihren Gypsfiguren den Geschmack für die schönen Künste zu erwecken und zu verbreiten dienen, so auch dienen die Comaschi dazu, selbst den Armen und Niedern mit den Entdeckungen der Naturlehre und nützlichen Erfindungen vertraut zu machen. Wohl mag man sie, die seit langen Jahren von Land zu Land zu bringen pflegen, gewissermaßen als Unterverkäufer und Fortpflanzer der Wissenschaften betrachten und bezeichnen. Hinwiederum haben auch sie, nach Hause zurückkehrend, die Gewerbeerzeugnisse fremder Länder in ihren heimischen Bergen bekannt gemacht und verbreitet; denn jedesmal, wenn ein Comasco in sein Dorf zurückkehrt — ob nun für immer oder nur auf einen kurzen Besuch, um seine Freunde und Angehörigen zu sehen — bringt er eine kleine Pacco-

*) In London.

tiglia *) aus den Ländern mit, in denen er sich aufgehalten hat. Darin haben namentlich die englischen Manufakturen zu Sheffield, Birmingham u. s. w. ihnen Vieles zu verdanken, denn nichts ist dort beliebter und eifriger gesucht, als englische Rasirmesser, Scheeren, Taschenmesser u. d. m. Artikel, welche die Comaschi ihren Landsleuten in ansehnlichen Quantitäten heimbringen.

Die nächste Klasse norditalischer Auswanderer, deren wir gedenken müssen, kommt aus dem Val d'Intelvi, einem abgeschiedenen, etwa zwei Meilen langen Bergthale, das zwischen dem Comer- und dem benachbarten Luganersee liegt. Die Bewohner dieses Bezirks sind fast sämmtlich Bauleute, Maurer, Architekten und Civil-Ingenieure. Zur Ausübung ihrer Berufsgewerbe wandern sie regelmäßig nicht nur nach allen Theilen der Lombardei und der venetianischen Staaten, sondern fast nach jedem Staate und beinahe jeder Landschaft Italiens, von den Alpen bis zum Königreich Neapel hinab, aus. Man wird in der That nicht leicht ein Gebäude von einigem Belang auf der Halbinsel im Bau begriffen finden, an dem nicht eine Anzahl dieser gewerbfleißigen und erfindungsreich-schaffenden Auswanderer im Werkverding arbeitete. Einige von ihnen gehen in die Schweiz, und Andere suchen Arbeit in Deutschland oder Anstellung. Wie ihre Nachbarn hängen auch sie mit gleich großer Liebe an der Heimath, und ihr Hauptziel bleibt, wenn schon Entfernung und andere aus ihrem Berufe entspringende Umstände sie oft abhalten, wo möglich im Winter jedesmal nach dem Val d'Intelvi heimzukehren. Viele dieser Gebirgsbewohner sind Leute von bedeutenden wissenschaftlichen Kenntnissen und treffliche praktische Mathematiker. Die italienische Hälfte der Simplon-Straße, die die französische Hälfte noch übertrifft, obschon die auf der italienischen Seite zu überwältigenden Schwierigkeiten ohne Vergleich größer, als die auf der französischen, wurde hauptsächlich unter der Aufsicht von Ingenieuren aus dem Val d'Intelvi, der Gegend des Comersee's u. s. w. ausgeführt. Es sind aber auch diese italienischen Gebirgsleute „gente nata in aria fina (Leute, in dünner Luft geboren)," wie ihre Landsleute von ihnen sagen, mit vollem Rechte in ganz Oberitalien wegen ihres klaren Blicks, ihrer Ausdauer, ihres Scharfsinns und richtigen Verstandes bekannt und berühmt; und sie geben nicht nur die besten Ingenieure, sondern auch die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten.

(Schluß folgt.)

*) Waarenvorrath zum Verkaufsversuche.

Der Themsetunnel.

(Schluß.)

Obgleich dieser erste Versuch gänzlich aufgegeben wurde, so hegten dennoch mehrere der Betheiligten die Hoffnung, ihn später wieder aufgenommen zu sehen, wenn vermehrte Kenntnisse den Erfolg minder zweifelhaft machen würden. In diesem Gedanken hörten sie nicht auf, sachverständige Männer zu befragen und deren Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken. In Folge dieser Aufmunterungen und der durch sie veranlaßten Studien schlug Herr Brunel im Jahre 1824 die neuen Ausgrabungen vor, durch welche die Arbeit auf den Punkt gebracht wurde, auf dem sie jezt steht. Sein Plan hat auf höchst sinnreiche Weise alle Mittel vorgesehen, um allen nur denklichen Gefahren zu begegnen, und sein Mechanismus, so wie der biegsame Water-man *) des Herrn Watt ist auf den Mechanismus der Natur gegründet.

In einem von Herrn Brunel entworfenen und als Abhandlung in Druck gegebenen Bericht sagt er, daß die neue Verfahrungsweise beim Ausgraben sich auf Beobachtungen der Art und Weise gründe, wie der mit einer cylinderförmigen Schale bedeckte Terebo oder Bohrwurm zu Werke gehe, der die härtesten Holzarten durchbohre, indem er sie benage, weßhalb ihm Linné auch den Namen calamitas navium beigelegt habe. Der Entwurf Herr Brunels wurde einer großen Anzahl sachverständiger Richter zur Begutachtung vorgelegt, um die Wirksamkeit der gegen die Schwierigkeiten der Unternehmung, namentlich gegen einen Einbruch des Wassers, was am meisten zu fürchten war, vorgeschlagenen Mittel zu prüfen. Man äußerte einige Zweifel über die genügende Stärke des sogenannten Schildes, der bestimmt war, diesem gefährlichen Feinde Widerstand zu leisten; **) allein alle Bedenklichkeiten wurden durch den Ingenieur gehoben. Eine Parlamentsakte gestattete im Jahre 1825 die Wiederaufnahme der Arbeiten, und sie wurden durch eine Reihe von Schwierigkeiten und Wechselfällen hindurch bis zum Jahre 1828 fortgeführt. In diesem Zeitraume wurden 600 Fuß des Tunnels ausgegraben, mit festen, dauerhaften Werkstücken ausgekleidet, und dieser Erfolg verbürgte die Möglichkeit, das Unternehmen zu Ende führen zu können. Der Eindruck, den die beiden frühern Unfälle auf das Publikum gemacht hatten, ist jezt verwischt, und dem allgemeinen Verlangen gewichen, dieses nüzliche Werk zu einem glücklichen Ende gebracht zu sehen. Was die Sicherheit des angelegten Stollen betrifft, so wird dieselbe dadurch verbürgt, daß der bis jezt ausgeführte Gang von 600 Fuß Länge eine bedeutende Reihe von Jahren hindurch unbeschädigt sich erhalten hat, und so ist auch alle Furcht in Betreff der künftigen Benüzung dieses unterirdischen Weges gänzlich verschwunden.

Herr Brunel hat zwei Ueberschläge zu Vollendung des Tunnels vorgelegt; der eine beläuft sich auf 146.000 Pfd. St. (1.752.000 Gulden), den Weg nur für Fußgänger allein, und der andere auf 248.000 Pfd. St. (2.976.000 Gulden), um ihn auch für Wägen gangbar zu machen. In dieser lezten Summe sind die Kosten für den Ankauf der Grundstücke mitbegriffen, die zur Anlegung der Einfahrten in die Mündung des Tunnels nöthig sind. Der Punkt, bis wohin die Arbeiten gegenwärtig vorgerückt sind, läßt glauben, daß der eine oder der andere Erfolg mit der angegebenen Summe erreicht werden wird.

Was die über den Betrag des anfänglichen Anschlages erlaufenen Ausgaben betrifft, so dürfen diese keineswegs einer schlechten Leitung der Arbeiten, sondern natürlichen und örtlichen Ursachen zugeschrieben werden, die außer dem Bereiche menschlicher Voraussicht liegen. Hieher gehören: 1) die Spekulationswuth, die sich im Jahre 1825 der Industrie bemächtigte, und der die Gesellschaft selbst erlag; 2) die Erhöhung des Arbeitslohnes als Folge hievon; 3) die Steigerung des Preises der am Ufer gelegenen Grundstücke, der in den Jahren 1825 und 1826 durch die beabsichtigte Anlage großer Docks herbeigeführt wurde, ein Umstand, dessen nachtheiligen Einfluß die Gesellschaft schmerzlich empfinden mußte, als sie um den Ankauf von Grundstücken in Rotherhithe unterhandelte; 4) die Veränderung des Tunnel hinsichtlich seiner Höhe, Breite und Tiefe, und endlich 5) die Beschaffenheit der unter dem Flußbette liegenden Schichten, die, gegen die nach den ersten Untersuchungen vermuthete, ganz verschieden befunden wurde, was bei einer Unternehmung dieser Art von der größten Wichtigkeit ist. So wurde auch der Schild, der inmitten fester Schichten angewendet werden sollte, bei lockerm Boden als unzureichend befunden, ungerechnet, daß der Druck des Wassers und sein Durchsickern durch solchen Boden, den Widerstand auf den man gerechnet hatte bedeutend vermehrten.

Ferner haben zwei Durchbrüche des Wassers bedeutende Kosten, theils für Austrocknung, theils für Wiederherstellung der zerstörten Arbeiten veranlaßt, und diese Unfälle erforderten einen unvorhergesehenen

*) Den Gedanken zu dem von dem verstorbenen Herrn Watt erfundenen biegsamen „Wassermann" gab der Bau des Schwanzes des Hummer.

**) Ein gegossener Rahmen mit Abtheilungen, in die sich die Arbeiter stellen, um unter Dach zu arbeiten.

Aufwand für hydraulischen Kalk, Holz, gegossenes und geschmiedetes Eisen und andere Materialien.

Es bedurfte nicht mehr als Dieß, um die Kapitalisten von einer fernern Unterstützung der Unternehmung abzuschrecken. Man mag sie indeß von allen Seiten betrachten, so bleibt doch ausgemacht: daß die Möglichkeit ihrer Vollendung sich nicht in Zweifel ziehen läßt; daß was die Schwierigkeiten betrifft, diese jetzt alle bekannt, und in Folge der bereits ausgemittelten Beschaffenheit des noch zu durchstechenden Bodens leicht voraus zu bemessen, und daß dem Ingenieur die Mittel, ihnen zu begegnen, bereits aus der Erfahrung bekannt sind. Um einem Durchbruche des Wassers vorzubeugen, hat Herr Brunel sogar vorgeschlagen, an der nördlichen Seite des Flusses einen Abzugsgraben zu eröffnen, mittelst dessen das Wasser vom äußersten Ende des Tunnels in Schachte abgeleitet würde, eine Vorrichtung, bei der die Arbeiter sich stets im Trocknen befänden. Auch der Schild würde eine Verbesserung erfahren, indem man ihm eine größere Stärke gibt, ihn besser einrichtet und eine ausgedehntere Strecke bearbeiten läßt, bevor man ihn weiter verrückt. Alle diese in einem Schreiben der Direktoren der Gesellschaft aus einander gesetzten Gründe sprechen zu Gunsten der Fortsetzung der Unternehmung. Der auf die angeführte Weise verbesserte Schild wird hinreichen, die Arbeiter vor jedem Unfalle zu schützen, und indem man mittelst der Taucherglocke das Flußbett sorgfältig untersucht, kann man die Gefahren einer zweifelhaften Schicht voraussehen und die nöthigen Gegenanstalten treffen.

Der Ingenieur ist somit bereit, die Arbeiten wieder zu beginnen, aber wo wird die Gesellschaft die nöthigen Fonds auftreiben? Fügt man der in diesem Augenblicke dem Parlamente vorliegenden Bill eine Klausel bei, wodurch die Regierung ermächtigt wird, der Gesellschaft mittelst einer Anleihe die zu Vollendung des Unternehmens nöthige Summe vorzuschießen, so macht sie in der That Anspruch auf eine Unterstützung des Staates. Die Weisheit des Grundsatzes, daß öffentliche Arbeiten der Privatindustrie überlassen bleiben sollen, läßt sich nicht bestreiten; allein es können Umstände eintreten, die eine Ausnahme von der Regel rechtfertigen.

Was übrigens den künftigen Erfolg der Unternehmung und die Mittel betrifft, aus der die Wiederbezahlung bestritten werden soll, so enthält das erwähnte Schreiben der Direktoren hierüber Folgendes: Der Ertrag des Durchgangszolles, wenn der Tunnel dem Publikum geöffnet seyn wird, dürfte sich jährlich auf 22,000 Pfd. St. belaufen. Diese Schätzung stützt sich auf die Lebhaftigkeit der Handelsverbindungen zwischen beiden Ufern, wofür die Londonbrücke den Beweis gibt, und auf die zahlreiche und stets in wechselseitigem Verkehre stehende Uferbevölkerung. Eigens dazu aufgestellte Agenten haben mehrere Tage hindurch die über die Londonbrücke gehenden Wägen und Fußgänger aufgezeichnet, und wenn man nun für diese Brücke einen eben so hohen Zoll als den der Waterloobrücke annehmen wollte (und dieser ist die Grundlage, welche die Parlamentsakte für den Tunnel genehmigt), so würde das jährliche Einkommen mindestens 22.000 Pfd. St., und wenn der Ertrag des Tunnels nicht höher stiege als der der Waterloobrücke, immer noch 13.000 Pfd. St. betragen. Was die Berechnung des Gütertransportes betrifft, der von der Londonbrücke über Bermondsey und Rotherhithe geht, und der folglich künftig seinen Weg durch den Tunnel nehmen würde, so hat man hierüber noch nichts Bestimmtes ausmitteln können. Nach verschiedenen allgemeinen Berechnungen über den Ertrag mehrerer Brücken glauben die Unternehmer jedoch auf 22.000 Pfd. St. jährlich zählen zu können. Man weiß, daß die fremden zum Küstenhandel bestimmten Einfuhrartikel zu Land an Bord der Küstenfahrer gebracht werden. Im Jahre 1829 stellte man Leute auf, um die Londonbrücke zu beaufsichtigen, und diese versicherten, täglich 5241 Karren und 887 Frachtwagen hinübergehen gesehen zu haben. Von dieser Zahl nehmen 1700 Karren und 430 Frachtwagen beim Hinabfahren über die Brücke die Richtung von Tooley-street, wo der Mittelpunkt des ganzen Küstenhandels ist.

Alles Dieß sammt allen etwaigen Abzügen berechnet, läßt sich nach einem mäßigen Ueberschlag annehmen, daß durch den Tunnel täglich 850 Karren zu 6 Pence und 240 Frachtwagen zu 1 Schilling gehen werden, was, zu 300 Arbeitstagen im Jahre berechnet, von diesen Fuhrwerken allein einen jährlichen Ertrag von 10.000 Pfd. St. ergibt. Hiezu muß man noch 6000 Pfd. St. rechnen, welche die Gesellschaft auf die 8000 Pfd. einzunehmen rechnet, die, wie sie versichert, durch die Ueberfahrt in Kähnen eingehen; und erwägt man die immer größer werdenden Gefahren dieser Ueberfahrt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser Zweig der Einnahme eher zu niedrig als zu hoch angeschlagen ist.

Als letzten Ertrag bringt die Gesellschaft endlich den Durchgang aller Arten von Fuhrwerk in Anschlag, die aus dem östlichen Theile von Essex und Middlesex, und aus den Grafschaften Kent, Surrey und Sussex kommen, und den Zufluß, den ihr die Docks und die zahlreiche Bevölkerung der benachbarten Kirchspiele versprechen, die sämmtlich mit Sehnsucht auf die Vollendung des Tunnels warten. Alles Dieses dürfte hinreichen, um zu beweisen, daß ein der Gesellschaft auf die öffentlichen Fonds angewiesener Vorschuß, selbst in pekuniärer Hinsicht, eine keineswegs unvortheilhafte Maßregel seyn würde.

Vermischte Nachrichten.

Kapitän Karl Napier, gegenwärtig Carlos de Ponza, Viceadmiral der Flotte der Dona Maria, bemerkt der englische „Courier,“ ist ein Seitenverwandter des Lords Napier, eines der Lordkammerherren des Königs von England, und der älteste Sohn des verstorbenen Sir Charles Napier. Er wurde am 22 Mai 1809 im königlichen Dienst angestellt, und kommandirte zuletzt die Galathea, Fregatte von 42 Kanonen, die er im Jahre 1832 verließ, wo seine dreijährige Dienstzeit zu Ende war. Der tapfere Admiral ist auch Ritter des Bathordens, wozu er im Jahre 1815 für seine Dienste während des letzten Krieges ernannt wurde. Es dienen in der königlichen Marine noch zwei andere Kapitäne gleichen Namens: Kapitän Lord Napier und Kapitän H. E. Napier. Der Name **Carlos de Ponza**, den der Kapitän in dem portugiesischen Dienst annahm, gründet sich auf eine kühne Waffenthat, die er am 25 Februar 1813 mit den beiden Kriegsschiffen „Themse“ und „Furieuse“ ausführte, indem er in den Hafen von Ponza (kleine Insel im Meerbusen von Gaëta, an der Küste der Provinz Neapel) eindrang, was er, ungeachtet er ein furchtbares Feuer von vier Batterien mit zehn 24 und 18 Pfündern und zwei neunzölligen Mörsern vom Molo des Hafens aus zu bestehen hatte, doch ohne Verlust eines einzigen Mannes, zu Stande brachte, worauf die Stadt kapitulirte und die Garnison kriegsgefangen gemacht wurde. — Hiezu theilt das „Journal de Havre“ noch folgende kurze Notiz mit: „Kapitän Napier, der den so entscheidenden Sieg über Don Miguels Flotte errungen hat, lebte mehrere Jahre in Frankreich, und war einer der Ersten, die der Gesellschaft zur Einführung der Dampfschifffahrt auf der Seine beitraten. Der Kapitän und seine Familie wohnten damals zu St. Adresse, und viele Personen, die dort seine persönliche Bekanntschaft machten, bewunderten die Mannichfaltigkeit und den Umfang seiner praktischen Kenntnisse. Vor einigen Jahren kam er am Bord der englischen Fregatte „Galathea,“ die er befehligte, in unserm Hafen an; er hatte an dieser Fregatte Räder mit Ruderblättern, wie an den Dampfschiffen, anbringen lassen, die durch Hände in Bewegung gesetzt wurden, so daß das Schiff auch bei völliger Windstille vorwärts gebracht werden konnte.“

*

In der Passamaquoddy-Bay (zwischen den britischen Gouvernements Maine und Neubraunschweig in Nordamerika) wird eine ungeheure Menge von Häringen mit Handnetzen gleichsam nur herausgeschöpft. Dieser Häringsfang geht in dunklen Nächten vor sich, und gewährt vom Ufer aus gesehen ein zaubervolles Schauspiel. Die Fischer gehen in leichten Booten auf diesen Fang aus, und führen eine brennende Fackel bei sich, mit der sie in erstaunlicher Schnelligkeit über das Wasser hinfahren. Von dem Glanz angelockt, drängen sich die Häringe in solcher Menge um die Boote, daß man sie zu Tausenden herausschöpft, und das Gedränge der Fische ist so groß, daß sie einander gegenseitig über das Wasser hinausschieben.

*

Der verstorbene Herzog von Queensberry machte eine bedeutende Wette, einen Brief in einer Stunde fünfzig engl. Meilen weit zu bringen. Der Brief wurde in einen Fangball eingeschlossen, und von vier und zwanzig geübten Fangballspielern, die ihn sich zuwarfen, in der bestimmten Zeit an Ort und Stelle befördert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 219. 7 August 1833.

Die Heeresbildung Belgiens.

Ein Beitrag zur Geschichte des neuen Königreiches. *)

Der unglückliche Zustand von Ungewißheit und Verwirrung, in dem Belgien vom ersten Ausbruch der Revolution bis zur Thronbesteigung Leopolds sich befand; die Verschwörungen und Intriguen, die täglich gegen die bestehenden Behörden angezettelt wurden; der gänzliche Mangel an wahrem Patriotismus und Einheit des Zwecks in der großen Masse der Nation und selbst unter den Repräsentanten; die Stärke der Klubs und Associationen, welche viele Offiziere unter sich zählten; die fortdauernden Versuche der Orangisten, der Republikaner und der verschiedenen Faktionen, Befehlshaber und Soldaten zu verführen, — vereint mit der Unfähigkeit einzelner Führer, dem erwiesenen Verrath und der Unerfahrenheit der meisten, kurz diese und andere, mit dem politischen Zustande der Dinge zusammenhängende Ursachen machten jeden Versuch der Regierung scheitern, ein regelmäßiges militärisches System zu begründen.

Die Soldaten hatten kein Vertrauen in ihre Führer, und diese mißtrauten ihren Untergebenen. Kein Esprit de corps bestand unter den Offizieren, keine Disziplin unter der Mannschaft, Meuterei und Insubordination herrschte in allen Klassen. Schwere militärische Verbrechen wurden ungestraft verübt, denn die Offiziere, welche meist von Kapitäns und Majors zu Generalen, von Subalternoffizieren zu Stabsoffizieren, und von Sergeanten und Gemeinen zu Kapitäns und Lieutenants vorgerückt waren, befanden sich größtentheils außer Stand, die Pflichten ihrer Stellung zu erfüllen, besaßen keinen moralischen Einfluß über ihre Untergebenen, und wagten es nicht, Gehorsam zu erzwingen oder Verbrecher zu bestrafen, damit sie nicht als Verräther denunzirt und der Volksrache aufgeopfert würden.

Diese der Begründung einer wirksamen Disziplin und Organisation entgegenstehenden Hindernisse wurden noch erhöht durch die Heftigkeit und den Unverstand vieler Mitglieder des Nationalkongresses, deren unbesonnene, nur auf Popularität berechnete Reden das Mißtrauen der Soldaten vermehrten und die Bemühungen der Exekutivgewalt schwächten, welche Vertrauen und Ordnung in der Armee zu begründen strebten. Mit den Grundsätzen der Kriegswissenschaft und der Theorie militärischer Einrichtungen völlig unbekannt, unternahmen diese Deputirten, meistens Advokaten und Journalisten, das kecke Wagstück, Gegenstände zu diskutiren, worüber sie bei jedem Worte die vollendetste Unwissenheit verriethen. Einige suchten ihre Landsleute zu überreden, die Vertreibung der Holländer durch eine Handvoll bewaffneter Bürger beweise, daß alle regulären Armeen überflüssig, und die Horden undisziplinirter Freikorps zur Vertheidigung des Landes völlig hinreichten. Andere prahlten, die Barrikaden und Pflastersteine Belgiens genügten, um seine Städte gegen fremden Angriff zu bewahren, und der bloße Anblick der Blouse, dieser lächerlichen und unmilitärischen Kleidung, würde die Herzen der Feinde so sehr mit Schrecken erfüllen, als der erste Kanonendonner die Seele eines unwissenden Wilden. Ja ein Deputirter, Advokat aus Philippeville, trieb den Bombast so weit, daß er es für eine große Frage erklärte, ob Belgien nicht im Stande sey, es allein mit allen Mächten Europa's aufzunehmen. Dieser verderbliche Unsinn war eine Hauptursache der Unfälle im August 1831 und erhielt damals auch seinen verdienten Lohn.

Diese Hindernisse hätten schon allein genügt, alle Bemühungen der Regierung, welche ihre Armee auf einen guten Fuß zu setzen strebte, zu vereiteln, aber das Uebel beschränkte sich hierauf nicht. Die Lehren dieser Deputirten fanden in den Journalen ein williges Echo. Eine Presse, die zügelloseste, von der je eine Nation heimgesucht war, öffnete jeder Art von theoretischer Träumerei bereitwillig ihre Spalten; sie sparte keine Mühe, nicht bloß dem Volke die übertriebensten und irrigsten Begriffe von der Stärke, dem Muth und der Ueberlegenheit der Nation über alle andere Länder beizubringen, sondern sie arbeitete auch auf alle Weise den Bemühungen des Kriegsministers und der Befehlshaber entgegen, wenn sie eine Disziplin einführen wollten, ohne die kein Heer bestehen kann; sie griff endlich auch die Redlichkeit und den Patriotismus der höhern Offiziere an, deren politische Gesinnungen diesen tollen Träumereien entgegenstanden, oder deren Stelle dem Vorrücken irgend eines Anhängers ihrer unmittelbaren Partei im Wege war. Abgesehen hievon hatten die Mitglieder der provisorischen und der darauffolgenden Regierungen noch mit andern Schwierigkeiten sehr ernster Art zu kämpfen, denn kurz nach dem Ausbruch der Revolution, d. h.

*) Aus dem United-Service-Journal.

unmittelbar nach dem Angriff auf Brüssel, lösten sich sämmtliche belgische Regimenter von selbst auf. Mannschaft und Offiziere begaben sich nach Hause, oder ließen sich in die Cadres der drei oder vier Regimenter einreihen, welche die Behörden zu bilden versuchten. Die militärischen Einrichtungen der holländischen Regierung, die zum Theil nach dem preußischen Muster waren, wurden völlig umgeworfen, denn da der Hauptzweck der Führer der Revolution eine Verbindung mit Frankreich war, so wurde beschlossen, die Organisation der französischen Armee anzunehmen, und alle Zweige des Kriegsdienstes nach diesem Vorbild einzurichten.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus einem chinesischen Romane.

Die Ermordung des Tongtscho.

(Schluß.)

Tongtscho besuchte auch seine Mutter, die neunzig Jahre alt war, um sich von ihr zu beurlauben. „Wohin gehst Du, mein Sohn?“ fragte sie. — „Dein Sohn geht nach Tschang'an, wo er feierlich das Erbe der höchsten Gewalt empfangen soll. Demnächst wirst Du den Titel Thaiheou (Mutter des Kaisers) führen.“ — „Seit einigen Tagen pocht mein Herz voll Unruhe, mein ganzer Leib zittert vor Furcht. Mein Sohn, Dieß ist von keiner guten Vorbedeutung.“ — „Diese Aufregung des Gemüthes ist begreiflich,“ nahm Lisou das Wort, „sie verkündet, daß Du die Mutter einer Dynastie werden wirst, die zehntausend Geschlechter hindurch blühen soll.“ — Tongtscho: „Was mein Freund sagt, ist vollkommen richtig.“

Nachdem Tongtscho seiner Mutter Lebewohl gesagt, bestieg er seinen Wagen, dem mehrere Tausende Soldaten vorauszogen und folgten, verließ Meiou und begab sich nach der Hauptstadt. Noch hatte er keine dreißig Lis zurückgelegt, als ein Rad seines Wagens brach; allein die Personen, die sich zunächst um ihn befanden, hielten ihn und verhinderten, daß er fiel. Tongtscho brachte seine in Unordnung gerathenen Kleider wieder in Ordnung und schwang sich auf ein Pferd; er war aber kaum zehn Lis geritten, als sein Pferd ein wüthendes Gewieher ausstieß und den Zügel zerriß. Tongtscho fragte Lisou: „Ein Rad am Wagen ist gebrochen, das Pferd hat den Zügel zerrissen, was bedeutet Dieß?“ — „Daß Deine Herrlichkeit das Reich der Han erben und ein neuer Herr den alten ersetzen soll.“ — „Was der Freund meines Herzens sagt, ist vollkommen richtig.“

Am folgenden Tage erhob sich plötzlich ein ungestümer Wind und der Himmel bedeckte sich mit Wolken. „Was verkünden uns diese Vorbedeutungen?“ fragte Tongtscho. — „Deine Herrlichkeit wird heute den Thron des Drachen *) besteigen. Diese rothen Wolken, diese purpurnen Dünste verkünden, daß der Himmel Dich mit erhabener Majestät bekleiden will.“

Als Tongtscho vor den Thoren von Tschang'an erschien, kamen ihm alle Beamten entgegen. Wangyun, Hoangwan, Yangtsan, Chuniukiong und Hoangfousong warfen sich vor ihm am Wege nieder und erklärten sich zu seinen Unterthanen. Sie sagten ihm, der Kaiser werde alle Beamten in dem Palaste Weiingtien versammeln, wo er ihm die Krone abtreten wolle. Tongtscho befahl den Beamten, sich zu entfernen. Am folgenden Morgen mit Anbruch des Tags kamen alle Großwürdenträger, um ihn zu empfangen. Liupou war einer der ersten ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen. „Hoher Herr,“ sagte er, „morgen wirst Du in die Stadt einziehen, nachdem Du Dich gebadet und eine strenge Enthaltsamkeit geübt hast, wenn Du die Nachfolge einer Dynastie übernehmen willst, die bestimmt ist zehntausend Generationen zu blühen.“ — „Mein Sohn, es scheint gewiß, daß ich den Thron besteigen werde; und ich werde Dich zum Befehlshaber aller Truppen des Reiches ernennen.“ Liupou dankte ihm und schlief vor seinem Zelte.

In der Nacht sang eine Schaar von Kindern vor der Stadt und der Wind trug ihren Gesang bis zu Tongtscho's Zelt. Dieß war ihr Lied:

„Auf ein Ferne von zehntausend Lis ist das Gras frisch und grün;
Doch in zehn Tagen wird es nicht mehr treiben.“

Die Melodie dieses Liedes war traurig und klagend. **) Tongtscho fragte Lisou: „Was bedeutet dieser Gesang; ist es ein glückliches oder unglückliches Vorzeichen?“ — „Es bedeutet ganz einfach, daß der Name Lieou erlöschen und der des Tong an seiner Stelle erblühen wird.“ — „Was Liupou sagt, ist vollkommen richtig.“

Am folgenden Morgen ließ Tongtscho seine Truppen in zwei Reihen aufstellen und zog auf seinem Wagen in die Stadt ein. Er erblickte einen Taosse, **) der einen blauen Mantel und eine weiße Mütze trug. In der Hand hielt er eine lange Ruthe, von der ein Stück Leinwand, zehn Fuß lang, herabhing und darauf war mit großen Buchstaben das Wort Liu geschrieben zu lesen. Tongtscho fragte Lisou, was dieser Mensch wolle. „Es ist ein Verrückter,“ antwortete Lisou. Mit diesen Worten ließ er den Taosse durch die Soldaten entfernen und als er zu Boden gefallen war, befahl er ihn an den Saum des Weges zu schleppen. Als Tongtscho in das Innere des Palastes trat, kamen ihm alle Beamte in ihren Staatskleidern entgegen. Lisou, der ein Schwert von hohem Werthe in der Hand trug, ging neben dem Wagen her. Als der Zug an das Thor Pepemen gekommen war, machten alle Truppen Tongtscho's vor demselben Halt und er zog,

---

*) D. h. kaiserlicher Thron.

*) Man sieht, daß es der chinesischen Erzählung nicht an einer fast modern romantischen Färbung gebricht, deren sich keine unsrer neuen Schicksalstragödien schämen dürfte. Das ahnende Vorgefühl der neunzigjährigen Mutter, das zerbrochene Wagenrad, das Stürzen von dem Pferd, der warnende Kindergesang, der Taosse, der an den Wahrsager in Shakspeare's Julius Cäsar erinnert u. s. w., gehen der Katastrophe Tongtscho's deutlich genug warnend voraus, werden aber von dem chinesischen Wallenstein in seiner Verblendung völlig mißverstanden. Die kurzen Fragen und Antworten, die zwischen Tongtscho und Lisou vorfallen, gehen über den Roman hinaus und haben die Unheimlichkeit des Mährchenhaften. A. d. R.

**) Taosse — (Taossi) Anhänger des Tao, Zauberer und Wahrsager, s. über diese Sekte, Ausland, dieses Jahrg. S. 489 u. d. f. A. d. R.

nur von einigen zwanzig Kriegern begleitet, ein. Tongtscho sah nun, daß Wangpun und seine Freunde mit gezückten Schwertern in der Hand, die Pforten des Palastes bewachten, und er erstarrte vor Schrecken. „Was sollen alle diese bewaffneten Männer?“ fragte er; Lisou antwortete nicht.

Plötzlich wurden die Räder des Wagens abgerissen. „Der Räuber ist hier,“ rief Wangpun, „wo sind meine Soldaten?“ — Von zwei Seiten stürzen nun einige hundert bewaffnete Männer hervor, die auf Tongtscho mit ihren Lanzen stoßen; aber sein Harnisch schützt ihn; denn Tongtscho, der sich stets vor Meuchelmord fürchtete, war gewohnt, unter seinem Kleide ein Panzerhemd von gegliederten Ringen zu tragen. Tongtscho am Arm verwundet, stürzt aus dem Wagen und ruft Liupou. Liupou tritt hinter dem Wagen hervor und ruft mit furchtbarer Stimme: „Ein kaiserlicher Befehl gebietet, dieß Ungeheuer zu tödten.“ Und sogleich stößt er ihm seine Lanze in den Hals. Lisou haut ihm den Kopf ab und hält ihn an den Haaren in die Höhe. Liupou mit der Rechten die Lanze fassend, zieht mit der Linken das kaiserliche Schreiben hervor, das er in seinem Busen verborgen getragen hatte, und ruft mit lauter Stimme: „Auf Befehl des Kaisers habe ich Tongtscho, seinen rebellischen Minister, getödtet. Fragt mich nichts weiter!“ — Auf diese Worte fielen alle Beamte in und außerhalb dem Saale zu Boden und riefen: „Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser!“

Tongtscho hatte das vier und fünfzigste Jahr erreicht. Es war das dritte Jahr der Periode Thsouping der Regierung Hienti's aus der Dynastie Han; am zwei und zwanzigsten Tage des vierten Monats des Jahres Jintschin (192 n. Ch. G.). Liupou fügte hinzu: „Lisou war es, der Tongtscho seinen Herrn und Gebieter unterdrücken half. Wer will den Auftrag übernehmen, ihn gefänglich einzuziehen.“ — „Ich eile dahin,“ erwiderte Lisou. Aber kaum war er einige Schritte weit gekommen, als man am Thor Getümmel und Geschrei vernahm; ein Offizier trat vor und meldete, daß Lisous Diener selbst ihn in Eisen und Banden herbeigeführt hatten. „Dieses Ungeheuer Tongtscho,“ sagte Wangpun, „hat in der Stadt Meiou alle Angehörigen seiner Familie zurückgelassen; wer will sich dahin begeben und sie vertilgen?“ — „Ich eile dahin,“ erwiderte Liupou. Wangpun befahl Hoangfousong und Lisou den Liupou zu begleiten. Dieser nahm fünftausend Mann zu sich und brach in aller Eile nach Meiou auf.

Tongtscho hatte vier Feldherren, die ihm von Herzen ergeben waren; sie hießen: Likio, Kousse, Tschongsi, und Fantscheou; sie bewahrten die Stadt Meiou mit tausend auserlesenen Soldaten, und erhielten von ihm reiche Besoldungen. Als sie erfuhren, Tongtscho sey gefallen und Liupou mit einem furchtbaren Heere im Anzuge, eilten sie über Hals und Kopf in die Stadt, versammelten ihre Truppen und zogen sich nach Liangtscheou zurück. Als Liupou in der Stadt Meiou eingezogen war, nahm er zuerst Tiaotschan und geleitete sie nach Tschang'an. „Es befinden sich im Palaste, sagte Hoangfousong, achthundert Frauen aus guten Familien; man muß sie mit allen andern Personen, die zum Hause Tongtscho's gehören, an einen Ort zusammenbringen und insgesammt vertilgen, ohne Erbarmen für Jugend und Alter.“ Bei diesen Worten kam die neunzigjährige Mutter Tongtscho's zum Vorschein und bat, ihres Lebens zu schonen. Kaum hatte sie zu sprechen begonnen, als ihr Haupt schon am Boden hinrollte. An diesem Tage wurden alle Männer und alle Frauen des Hauses Tongtscho niedergemacht, fünfzehnhundert an der Zahl. Man fand in der Stadt Meiou zwanzig bis dreißig tausend Pfund Gold, achtzig bis neunzig tausend Pfund Silber, gestickte Seidenstoffe, Perlen, Edelsteine und Vorrathskammern, die mit acht Millionen Schäffeln Getreide gefüllt waren. Wangpun befahl, daß die Hälfte dieser Schätze zu Gunsten des Staates eingezogen und von der andern Hälfte seine Soldaten belohnt werden sollten. Zur Zeit, wo Tongtscho getödtet wurde, war die Luft ruhig, und die Sonne und der Mond strahlten im reinsten Glanze. Der Leichnam Tongtscho's wurde auf die Heerstraße geworfen und da Tongtscho sehr wohlbeleibt war, so schürten die Soldaten, die ihn zu bewachen hatten, ein Feuer unter seinem Bauch an, und bereiteten so eine scheußliche Lampe, die ihnen die ganze Nacht leuchtete; die Erde war überschwemmt von dem geschmolzenen Fett, das hinweglief. *) Das Volk, wenn es an dem Leichnam vorüberkam, versetzte seinem Kopf Fußtritte, bis er wie gekneteter Lehm zerquetscht war. Lisou wurde auf öffentlichem Platze gehangen und das Volk, wenn es an dem Galgen vorüberkam, schlug sich um die Fetzen von seinem Fleische, die es fraß, um seine Wuth zu stillen.

In und außerhalb der Stadt liefen Kinder und Greise tanzend umher und jubelten laut vor Freude. Die jungen Leute und Mädchen, die arm waren, verkauften ihre Kleider, um Fleisch und Wein zu kaufen. „Diese Nacht,“ sagten sie, „werden wir endlich ruhig in unsren Betten schlafen können.“ Tongmin, der jüngere Bruder Tongtscho's und Tenghoang, sein älterer Bruder, wurden an den vier Gliedern mitten auf öffentlichem Platze aufgehangen. Alle, die in seinem Dienste oder ihm anhängig waren, kamen im Gefängniß um. Wangpun aber versammelte alle Minister und Großwürdenträger des Staates zu einem glanzvollen Festmahle im Saale des Palastes, um die Freude und das Glück zu feiern, das sich fortan durch Tongtscho's Tod über das ganze Reich verbreiten sollten.

*) Dieser Umstand ist geschichtlich. In der von Pater Mailla übersetzten „Allgemeinen Geschichte von China“ (Tom. III. p. 556) liest man: „Da er sehr fett war, so schnitt ihm das Volk den Bauch auf und steckte einen Docht hinein, der mehrere Tage sehr hell brannte.“ Anm. d. Uebers.

Die Freilassung des schwarzen Falken und seines Bruders.

Der schwarze Falke und sein Bruder, die weiße Wolke, die in der letzten Indianerfehde gegen die Vereinigten Staaten im vorigen Jahre gefangen wurden, *) langten am 14 Junius in New-York an, nachdem ihnen die Freiheit wieder geschenkt worden war. Der „Courier der Vereinigten Staaten“ enthält hierüber folgenden Bericht: „Als die Gefangenen das Fort Munroe verließen, wo sie bisher festgehalten worden waren, begab sich der schwarze Falke zu Obrist Eustis, der durch sein gütiges Benehmen gegen sie ihr ganzes Vertrauen erworben hatte, und hielt an ihn folgende Rede: „Bruder, ich bin in meinem und meiner

*) S. Ausland vor. Jahrg. S. 1249.

Gefährten Namen gekommen, Dir Lebewohl zu sagen. Unser Vater (der Präsident der Vereinigten Staaten) will uns wieder in unsere Wälder zurückkehren lassen. Wir haben die Streitaxt begraben, und künftig wird der Schall der Flinte nur den Tod des Hirsches oder Büffels verkünden. Bruder, Du hast die Rothhäute mit Güte behandelt; die Weiber Deines Stammes haben uns Geschenke gemacht, und Du gabst uns in Ueberfluß Alles, was die Bedürfnisse des Lebens erfordern. Das Andenken an Deine Freundschaft wird nicht eher erlöschen, als bis der große Geist kommen wird, um dem schwarzen Falken zu sagen, daß es Zeit sey, seinen Sterbegesang zu hören. Bruder, eure Wigwams (Häuser) sind zahlreich wie die Blätter, welche die Bäume bedecken, und eure jungen Krieger lassen sich so wenig zählen als der Sand am Ufer dieses großen Sees, dessen Wasser vor uns sich ausbreiten. Der Indianer hat nur einige Wigwams und eine kleine Anzahl Krieger, aber seine rothe Haut bedeckt ein Herz, das eben so lebendig schlägt, als das seines weißen Bruders. — Bruder, der große Geist hat uns die Wälder gegeben, in denen wir jagen, und er liebt das Fell des Hirsches, den wir erlegen, denn die Farbe desselben ist weiß, und diese Farbe ist das Zeichen des Friedens. Dieses Jagdkleid und diese Adlerfedern sind weiß; empfange sie, Bruder; ich habe ein gleiches dem „weißen Fischotter" gegeben. Empfange sie als ein Andenken an den schwarzen Falken. Wenn er fern von Dir ist, wird dieses Kleid Dich an ihn erinnern. Möge der große Geist Dich segnen, Dich und Deine Kinder. Lebe wohl!" — Der Obrist Custis erwiderte: „Bruder und Freund, es war der Wille des großen Geistes und das Glück des Krieges, die euch in meine Hände gaben. Wenn ich euch auf dem Schlachtfelde begegnet wäre, würde meine Pflicht gegen mein Land und meine Brüder mich verbunden haben, euch das Leben zu nehmen. Aber der große Geist hat euch als Gefangene in meine Hand gegeben, und die weißen Häute vergreifen sich nie an einem unbewaffneten Feinde. Deßhalb behandelte ich euch mit aller möglichen Rücksicht, und ich hoffe, daß ihr euch während eures Aufenthaltes bei mir über nichts zu beklagen hattet. Jetzt wo ihr frei seyd und in eure Wälder zurückkehren könnt, um euren Stamm aufzusuchen, theile ich eure Rührung und euer Glück. Ihr bietet mir eure Hand und sagt, daß es zum Unterpfande der Freundschaft sey, und gebt mir die Versicherung, daß ihr nie mehr eure Nachbarn von dem weißen Stamme beunruhigen wollt." — Der schwarze Falke unterbrach hier den Obristen und sagte: „Bruder, der große Geist straft Die, welche uns täuschen, und Du hast jetzt mein Wort." — Obrist Custis fuhr hierauf fort: „Bruder, so sey es. Du hast bereits einen Theil unserer Brüder gesehen, und Du wirst noch mehr davon sehen, ehe Du in Dein Land zurückkehrst. Erinnere Dich und verkünde es Deinen jungen Kriegern, daß es der Vortheil der rothen Häute erheischt, mit den Weißen und ihrem Vater, dem Präsidenten, als Freunde zu leben. Er wird ihnen seinen Schutz verleihen, wenn sie seinen Rath hören. Mit Vergnügen empfange ich dieses Jagdkleid, und es wird mir um so unschätzbarer seyn, als es von dem schwarzen Falken kömmt. Empfange dagegen diesen Wampumgürtel und bewahre ihn als ein Andenken meiner Freundschaft. Mögest Du und Deine Kinder fortan in Frieden leben. Lebe wohl." — Vor seiner Abreise nach New-York erhielt er von der Gemahlin des Obristen Custis einen mit Perlen gestickten Beutel, den er mit der größten Freude annahm, und seiner Frau zu bringen versprach, die darüber entzückt seyn würde. — Seit den acht Tagen, wo sich die Indianer in New-York befinden, haben sie kaum einen Augenblick Ruhe gehabt; ihre Wohnung, die Häuser, wohin sie eingeladen werden, die öffentlichen Plätze, die sie besuchen, sind von einer zahllosen Volksmenge belagert. Uebrigens sind diese Indianer in der That sehr merkwürdig. Es sind ihrer sechs: der schwarze Falke und sein Sohn, sein Bruder der Prophet und dessen Adoptivsohn und zwei Krieger; schwerlich dürfte man sechs Männer von so hohem Wuchs und mit so ausgezeichneten Gesichtszügen beisammen finden. Herr Ramsay Crooks, ein Mitglied der amerikanischen Pelzhandelgesellschaft, der sich lange Zeit unter diesen Wilden aufgehalten, sie jedoch schon seit mehrern Jahren nicht mehr besucht hat, erwarb sich bei ihnen so viel Liebe und Zutrauen, daß der schwarze Falke seine Freude nicht mäßigen konnte, als er erfuhr, daß Herr Crooks sich in New-York befinde. „Deine Gegenwart, sagte er zu ihm, erinnert mich an die Meinigen; führe mich zu Dir, ich will Deine Kabane sehen." Herr Crooks gab ihm ein kleines Fest, und wahrscheinlich ist Dieß der einzige frohe Augenblick, den sie in New-York genossen, so sehr werden sie von dem Volke belästigt. „Es sind weiße Häute, sagten die Indianer, die nie rothe Menschen gesehen haben und uns sehen wollen." — Herr Crooks überbrachte ihnen gestern einige Geschenke; wir waren so glücklich, Zeugen ihrer Freude zu seyn: „Empfangt Dieß, sagte Herr Crooks, als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit für die Freundschaft, die ihr mir während meines Aufenthaltes bei euch bewiesen habt. Ihr kehrt zu euren Weibern und Kindern zurück; bedenkt, daß es euer und ihr Wohl erheischt, mit den Weißen in Frieden zu leben." — Der schwarze Falke antwortete, allein es war uns nicht möglich, die Uebersetzung seiner Rede zu erhalten. Sein Gesicht war dabei gesetzt und ruhig, seine Stimme fest und sanft, sein Blick lebhaft, und seine Bewegungen edel und ausdrucksvoll. Seine Hand, bald auf das Herz gelegt, bald zum Himmel emporgehoben, bald zur Erde ausgestreckt, schien uns seine Dankbarkeit auszudrücken, und zu sagen, daß er den großen Geist zum Zeugen seiner aufrichtigen Gesinnung und Freundschaft nehme, die nur mit seinem Leben erlöschen werde."

Vermischte Nachrichten.

Fast jeden Morgen ist die Ebene von Metidja mit einem Nebel bedeckt, der sich ungefähr bis zum vierten Theile der Höhe des kleinern Atlas erhebt. An den diese Ebene südwärts begränzenden Hügeln aber, und insbesondere in der Nähe von Algier, sind Nebel selten und dauern nicht lange an. Vom 15 Julius bis zum 15 August 1831 zeigte sich längs der ganzen Küste von Nordafrika ein sehr merkwürdiger Nebel, der nur durch kurze Zwischenräume unterbrochen wurde. Man sah denselben auch im südlichen Europa, sogar bis Paris nordwärts, und zu New-York in den Vereinigten Staaten. Herr Arago gibt davon in dem „Annuaire du Bureau des Longitudes pour l'année 1832" folgenden Bericht: „Ich befand mich damals zu Oran, und hatte Gelegenheit zu bemerken, daß die Kraft der Sonnenstrahlen durch den Nebel so geschwächt wurde, daß man den Feuerball mehrere Minuten lang ohne Augenschmerz ansehen konnte. Als ich mich am 3 August am Bord der Korvette „La Dordogne" auf der Rückreise nach Algier und im Angesichte des Landes befand, trat der Nebel abermals ein, und die gedämpften Sonnenstrahlen warfen auf die Gegenstände um uns her ein bläuliches Licht. Während wir dieses Phänomen beobachteten, rief ein Matrose, er sehe einen Vogel in der Sonne: die ganze Schiffsmannschaft sah nun gleichfalls hinauf, und viele betheuerten, daß sie ebenfalls den Vogel erblickten. Ich konnte, so sehr ich auch mein Auge anstrengte, nichts an der Sonnenscheibe, die eine lichtblaue Farbe hatte, wahrnehmen; als ich aber mein Fernglas zu Hülfe nahm, gewahrte ich fast in der Mitte der Scheibe einige Flecken, die ein Kreuz bildeten. Als ich sodann das Glas beiseite legte und mit bloßem Auge hineinsah, konnte ich deutlich die Flecken erkennen, die der Matrose für einen Vogel angesehen hatte. Dieses Phänomen dauerte eine Viertelstunde, und was das Merkwürdigste daran ist, so glaube ich, daß es das Erstemal der Fall war, wo man Sonnenflecken mit unbewaffnetem Auge erkennen konnte."

*

Zu Birmingham ist man gegenwärtig mit der Vollendung eines Konzertsaales beschäftigt, der 65 Fuß breit, 45 Fuß hoch und 140 Fuß lang ist. Dieser ungeheure Saal wird eine eben so riesenmäßige Orgel erhalten, deren Gehäuse 45 Fuß Höhe und 65 Fuß Länge haben wird. Die größte metallene Pfeife hat 5 Fuß 3 Zoll im Umfang und 35 Fuß Höhe; die größte hölzerne Pfeife mißt im Innern mehr als 200 Kubikfuß. Diese Orgel hat zehn volle Oktaven, und in diesem Verhältniß ist auch alles andere Zubehör. Um ein solches Instrument mit seinen sechzig Tasten und seinen fünf Klavieren spielen zu lassen, braucht es mehrere Reihen von Blasebälgen. Die ganze Masse desselben wird einen Raum von 580 Fuß einnehmen und mehr als 40 Tonnen wiegen. (Revue de Paris.)

*

In der Bibliothek des französischen Institutes zu Paris wurde jüngst die trefflich gelungene Marmorbüste Cuviers, ein Geschenk des Königs, von dem Meißel Pradiers, aufgestellt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 220. 8 August 1833.

Die Heeresbildung Belgiens.

(Fortsetzung.)

Im Monat August 1831 bestand die niederländische Armee aus 18 Regimentern Infanterie, jedes zu 4 Bataillons, 10 Regimentern Kavallerie, jedes zu 4 Eskadrons, 4 Bataillonen Artillerie von 6, und 6 Bataillonen Miliz- oder Garnisonsartillerie von 5 Kompagnien jedes, 6 Batterien reitender Artillerie, einem Bataillon Train, und einer Pontonbrigade: das Ingenieurkorps hatte 131 Offiziere aller Grade, und den Schluß machten zwei Bataillone Sappeurs und Mineurs. Außer diesen hatte die Regierung noch zwei Regimenter leichte Infanterie und ein Garde-Grenadier-Regiment nebst 10 Eskadrons Gendarmerie. Der Generalstab unter General Constant de Rebecque war zahlreich und stand im Verhältniß zur Armee, welche 75 Bataillone Infanterie, 50 Eskadrons Kavallerie, 60 Kompagnien oder Brigaden Artillerie zählte, außer dem Train, den Ingenieurs, u. s. w. Die Infanterieregimenter wurden unter der holländischen Regierung nach Provinzen rekrutirt, und blieben mehrere Jahre in denselben Garnisonen oder deren unmittelbarer Nachbarschaft. Der größte Theil derselben hatte seit ihrer ersten Bildung im Jahre 1826 bis zum Sommer 1830 ihre Standquartiere nicht gewechselt. Diese Einrichtung war namentlich für die Soldaten äußerst bequem und ökonomisch. Denn wenn sie zu den jährlichen Exerzitien aufgerufen wurden, konnten sie in zwei oder drei Tagen zu ihren Bataillonen stoßen, während, wenn die wallonischen Regimenter in Friesland, oder die seeländischen im Hennegau gestanden hätten, der Marsch der Rekruten nach und aus ihren Garnisonen äußerst nachtheilig und ermüdend gewesen wäre, und der Regierung große Ausgaben verursacht hätte, da die Exerzierzeit auf einige Wochen beschränkt war, und die Mannschaft Sold und Rationen erhielt, sobald sie auf dem Marsche war. Indeß hatte das System doch auch manche böse Folgen: durch den mehrjährigen Aufenthalt in denselben Garnisonen wurden Soldaten und Offiziere versucht zu heirathen und Verbindungen mit den Einwohnern anzufangen; sie wurden mit Familien und Hausrath belästigt, wurden schwerfällig, träg und behielten nie das frische wahrhaft soldatenmäßige Aussehen; sie betrachteten ihre Garnisonen als ihre lebenslängliche Heimath, eine Menge freundschaftlicher Verhältnisse mit den Eingeborenen bildete sich, die stets der Disziplin Eintrag thun, und jene militärische Unabhängigkeit schwächen, welche für die rasche Beweglichkeit regelmäßiger militärischer Korps so wesentlich ist. Die schlimmen Folgen dieses Verfahrens wurden schwer gefühlt beim Ausbruch der Revolution, als die Energie der Offiziere und die Treue der Truppen auf die Probe gestellt ward.

Am 27 September 1830 in dem Augenblicke, als die holländischen Truppen — Gott weiß wie, von einer Handvoll undisziplinirter Freiwilligen aus Brüssel verjagt wurden, stieg die allgemeine Aufregung in Flandern aufs Höchste. Außer Gent blieben indeß noch mehrere Städte treu, oder waren vielmehr gegen die königliche Regierung noch nicht in offenen Aufstand ausgebrochen; zu diesen gehörte Ostende. Der Gouverneur, General Schepern, ein tapferer und erfahrener Veteran, unterdrückte mit der Garnison, die aus einem Bataillon des sechsten Regiments und wenigen Artilleristen bestand, einige einzelne Aufstände des Pöbels, und hielt die Mißvergnügten drei Tage lang im Zaume. Während dieser Zeit zeigten die Soldaten, meist junge Milizen, keine Neigung ihre Fahnen zu verlassen, und eröffneten einmal selbst ein Pelotonfeuer auf die Empörer, die ein Mann von anerkannt schlechtem Charakter anführte. Da indeß seine Leute durch das fortdauernde Patrouilliren, Pikete ausstellen u. dgl. äußerst ermüdet wurden, und es von hoher Wichtigkeit war, die ungeheuren Vorräthe von Munition und andern Kriegsbedürfnissen, die hier im Arsenal lagen, zu schützen, so wandte sich Schepern an den Generalmajor Goethals, der zu Brügge kommandirte, und bat ihn um Hülfe. Die drei übrigen Bataillone des sechsten Regiments lagen in jenem Orte, wo sie gleichfalls einen Volkstumult zu bestehen hatten, und auch auf den Pöbel feuerten. Schepern hielt es indeß für nutzlos, eine so volkreiche Stadt, wie Brügge, mit einer so kleinen Macht im Zaume halten zu wollen, während es unumgänglich nothwendig war, Ostende und sein Arsenal bis auf den letzten Augenblick zu behaupten. Wir können in der That die Gleichgültigkeit, welche die holländische Regierung hinsichtlich der Erhaltung dieses Hafens zeigte, nicht begreifen. Nur aus dem Unstern, der all ihr Thun und Lassen in jener Periode bezeichnete, läßt sich erklären, warum sie nicht augenblicklich eine Anzahl zuverlässiger Truppen in Vliessingen versammelte, um entweder Ostende zu behaupten, oder es nach der Desertion der Truppen wieder zu nehmen; denn

geraume Zeit nachher noch hätte eine Handvoll entschlossener Leute es mit der größten Leichtigkeit genommen und behauptet, besonders wenn sie von zwei oder drei Kriegsschiffen an der Küste, und einem halben Dutzend Kanonierbooten im Hafen unterstützt gewesen wäre. Die Festung war allerdings nicht im Stande eine Belagerung auszuhalten, aber es wäre die Politik Hollands gewesen, um jeden Preis einen Platz zu besetzen und zu behaupten, der ihm den dritten Schlüssel zu Belgien gegeben, und vielleicht auf den jetzigen Stand der Dinge äußerst vortheilhaft eingewirkt hätte. General Goethals, der wahrscheinlich schon Eröffnungen der in Brüssel bestehenden faktischen Regierung ein Ohr geliehen hatte, ging willig auf den Wunsch des Gouverneurs von Ostende ein, Brügge wurde geräumt, und am Abend des 1 Oktober erschienen die drei Bataillone des 6ten Regiments vor den Thoren von Ostende und wurden sogleich in die Kasernen beordert. Der Abend verging ruhig, obgleich einzelne subordinationswidrige Handlungen vorfielen, gegen Mitternacht aber zeigten sich entscheidende Symptome von Meuterei, und um zwei Uhr Morgens verließen Pikete und Wachen ihren Posten; die Leute in den Kasernen empörten sich gegen ihre Offiziere, rissen die holländische Kokarde von ihren Mützen, schossen ihre Gewehre in die Luft oder gegen die Fenster ab, traten ihre Regimentsabzeichen mit Füßen, und warfen ihre Waffen und Rüstzeug weg oder verkauften sie um wenige Stüber; hierauf rannten sie in der wildesten Aufregung durch die Straßen, erhoben ein wüthendes Geschrei, und schienen auf dem Punkte, alle Arten von Ausschweifungen zu begehen; man muß jedoch zu ihrer Ehre sagen, daß auch nicht die mindeste Plünderung und Gewaltthat vorfiel. Sie schienen keinen andern Gedanken zu haben, als von ihrem Regimente wegzukommen, und Dieß ging auch so schnell von Statten, daß Nachmittags um drei Uhr von 2600 Mann nur noch General Goethals, ein Theil der Offiziere und Unteroffiziere nebst fünfzig alten Soldaten übrig waren; die übrigen waren verschwunden, wie Spreu vor dem Winde, und theils nach Hause, theils nach Brüssel gegangen, wo Offiziere und Soldaten durch augenblickliche Beförderung für ihre Desertion belohnt zu werden hofften. Wir haben gesagt, daß zu Ostende keine Ausschweifungen verübt wurden, es ist nicht minder bemerkenswerth, daß wir auf unserm Wege über Brügge, Gent und St. Nikolas nach Antwerpen am folgenden Tage und die Nacht hindurch nirgends die mindeste Unannehmlichkeit erfuhren und auch nicht in einem einzigen Falle von Mißhandlung oder Raub hörten, obgleich Tausende von Soldaten der aufgelösten Regimenter die Wege bedeckten, und in den umliegenden Dörfern zerstreut waren. Es muß hiebei erinnert werden, daß es in jenem Augenblicke keine Polizei, keine Regierung, keine bürgerlichen und militärischen Behörden gab, und Verbrechen also völlig ungestraft hätten vollbracht werden können. Diese Thatsachen sind der Aufbewahrung werth, denn sie liefern einen starken Beweis der Moralität und friedlichen Gesinnung des Volks. Doch kehren wir zu General Schepern zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die wandernden Italiener.

(Schluß.)

Wenden wir uns von dem Comer- und dem Luganer-See nach dem Lago Maggiore, so finden wir an den Ufern dieses letztern Sees einen anderen Auswanderungsbezirk; und zwar am obern Ende des Lago Maggiore, nahe bei Locarno, wo die Einwohner hauptsächlich Anstreicher, Zimmer- und Zier- oder Dekorations-Maler sind. Verläßt man auch den Lago Maggiore und nähert sich den Alpen, so trifft man da, nicht weit von Domo D'Ossola und unmittelbar am Fuße des Simplon, eine andere und zahlreiche Klasse von Auswanderern, die ebenfalls Anstreicher und Tüncher — oder, wie es die Lombarden und Piemontesen nennen, „Sbianchini" sind. Diese bescheidenen Künstler gehen nach vielen Theilen Italiens und nach der Schweiz. Unabänderlich verlassen sie ihre Heimath im Frühjahr und kehren im Winter dahin zurück.

Eine andere, den Comaschi an Bedeutenheit zunächst, an Wohlstand vielleicht über ihnen stehende Klasse von Auswanderern kommt von dem schönen kleinen Orta-See, nahe am andern Ende des Lago Maggiore. Alle diese gehen von Hause als Kellner oder Kleinwirthe fort und schwingen sich aus dieser demüthigen Lage, wenn sie klug oder vom Glück begünstigt sind, allmählich zu dem Range von Gasthofsinhabern und zu Vermögensbesitz auf. Sie wählen ihren Aufenthalt in verschiedenen Theilen der Lombardei und dem übrigen Oberitalien; gehen nach Deutschland, Spanien (in beträchtlicher Anzahl), und einige von ihnen kommen auch nach England. Pagliano, der Inhaber des bekannten Hotels in Leicester Square (in London) hat, obwohl selbst ein geborner Piemontese, gemeiniglich einige Kellner oder Aufwärter aus jenem Bezirke, die selbst in England es dahin zu bringen wissen, von fast nichts zu leben und beinahe all ihren Lohn und sonstigen Verdienst bei Seite zu legen. Vor einigen Jahren waren — so viel dem Schreiber dieses Aufsatzes bekannt — die Inhaber der Fontana d'Oro, so wie noch eines oder zweier der besten Gasthöfe in Madrid, eines Gasthofes in Sevilla, eines solchen zu Cadiz, und eines anderen und zwar sehr guten, zu Algesiras, Gibraltar gegenüber, insgesammt Leute vom Lago d'Orta und dessen Umgegend. Einem immerwährenden Aufenthalt außerhalb des Geburtslandes abgeneigt und, gleich ihren übrigen Landesgenossen, mit inniger Liebe an ihrer Heimath hangend, kehren diese Leute immerfort wieder heim, sobald sie sich Vermögen — und in vielen Fällen sehr beträchtliches — erworben haben. Darum sieht man hier, wie zu Como, nette Häuser und geschmackvolle kleine Villen an den Ufern und Bergen ob dem spiegelglatten See von Zeit zu Zeit zu den bereits vorhandenen sich fügen. Die Dörfer sind zahlreich, gut bevölkert und wohlhabend; es herrscht ein heiterer geselliger Geist; und da die vom Geschäft abgetretenen Osti (Gastwirthe) ihren alten Gewohnheiten treu bleiben und recht große Gesellschaften lieben, so ist es etwas ganz Gewöhnliches, am Abend fünfzig bis sechzig Personen in einem Hause beisammen zu finden, die sich mit Tarocco und mit anderen Kartenspielen, an Musik und andern Erlustigungen vergnügen. Die fröhlichste Zeit im Jahre

aber ist für sie der Herbst — die Zeit, welche der Italiener vorzugsweise als seine Villegiatura (Landaufenthalt) liebt; und zu dieser Jahreszeit war der Orta-See gleich der vielberühmten Abtei von Vallombrosa, wie Ariost singt:

„Ricca e bella, non men religiosa,
E cortese a chiunque vi venia.“ *)

Ihre Artigkeit und Gastfreiheit in dieser Herbstzeit sind in der That außerordentlich und erstrecken sich auf alle Besucher, seyen es Bekannte oder Fremde. Es thut Einem wohl, wenn man so diese Leute am Abend ihres Lebens genießen sieht, was sie mit so harter Mühe erworben, wonach sie so beharrlich gerungen haben. Das ganze Geheimniß aller dieser Auswanderer, die sich mit einem unabhängigen Vermögen zur Ruhe setzen, während die in den Ländern, wo sie sich aufhielten, dieselben Gewerbe treibenden Einheimischen bloß das tägliche Brod zu erschwingen wissen, liegt einfach in ihren mäßigen, enthaltsamen und regelmäßigen Lebensgewohnheiten — in ihrem festen Willen die Gegenwart der Zukunft zum Opfer zu bringen — und in ihrem lobenswerthen Ehrgeiz, dereinst ein eigenes Haus und ein eigenes Stück Land in der Heimath zu besitzen — eine Aussicht, die sie fast nie aus den Augen verlieren.

Es gibt außer den bereits geschilderten noch ein paar andere Auswanderungsbezirke. Aus dem Val d'Aosta, auf der piemontesischen Seite der Alpen, pflegt eine gewisse Anzahl Landbewohner auszuwandern, die dieselben Berufszweige treiben, wie die Wanderer aus den Apenninen und die Savoyarden, mit denen sie oft verwechselt werden. Auch aus dem italienischen Tyrol ziehen alljährlich einige Häuschen zum Verkaufe ihrer Fabrikate — der Tappeti (Tischteppiche) — umher, übersteigen aber selten die Alpen. — Die Reiselust ist unter dem Volke, das wir bisher zu schildern versucht haben, eine gewaltige Leidenschaft. Die Gebirgsbewohner desjenigen Theils von Italien, der an die Alpen stößt oder einen Theil derselben bildet, lieben im Allgemeinen ein wanderndes Leben und treten nicht gern in einen bestimmten Dienst, obwohl sie, wenn sie sich dazu verstehen, vortreffliche und zuverlässige Dienstboten abgeben. Die Ehrlichkeit, ordentliche Aufführung und sittige Höflichkeit der Comaschi namentlich sind zum Sprüchwort geworden. Dem Reisenden oder zufälligen Beobachter sind diese Eigenschaften etwas Auffallendes; allein aus dem eigenen Munde eines Herren, der nicht nur lange am Comersee gewohnt hat, sondern auch vordem im inländischen Staatsrathe eine Stelle bekleidete, hörten wir die Versicherung, daß Jahr aus Jahr ein, kaum ein Fall von einem begangenen Verbrechen in jenen Bezirken vorzukommen pflege, und das Amt eines Richters bei ihnen fast als eine Sinecure zu betrachten sey.

*) Reich und schön, nicht weniger fromm, und gastlich-artig gegen Jeden, der da kam.

Karl X und der Kardinal Latil.

(Aus dem Temps.)

Es ist bekannt, welchen großen Einfluß Kardinal Latil auf Karl X übt; allein minder bekannt sind die Ursachen, die ihm ein so großes und Unheil bringendes Uebergewicht bei dem unglücklichen Könige gaben. Aus zuverlässiger Quelle erhalten wir von sehr gut hierüber unterrichteten Personen folgende Aufschlüsse.

Karl X hatte als Graf von Artois eine große Anzahl Maitressen, von denen die letzte, die er am zärtlichsten liebte, Frau von Polastron war. In den Verhältnissen dieser Frau zu dem Grafen von Artois herrschte eine Gluth und Ueberspannung des Gefühles, wie sie bei einem weiblichen Wesen aus dem südlichen Frankreich natürlich ist, und der Prinz erwiderte eine so glühende Neigung durch eine tiefe Empfindsamkeit. Einige Zeit vor dem Tode der Frau von Polastron starb der gewöhnliche Kapellan des Grafen von Artois, und man nahm Bedacht darauf, ihn zu ersetzen. Herr von Latil, damals noch ganz einfacher Abbé, stand eben im Begriffe, sich nach Amerika zu begeben, als man ihm die erledigte Stelle anbot, die damals freilich nur von geringer Bedeutung war; allein der junge Abbé zog doch die kleine Anstellung eines Almoseniers den Zufälligkeiten einer Reise nach Amerika vor, und nahm sie an.

Als Frau von Polastron ihr Ende nahe fühlte, wollte sie sich zu einem gottseligen Tode vorbereiten; allein sie hatte ihren bisherigen Beichtvater verloren und zu dem neuen Kapellan nur noch ein beschränktes Vertrauen gefaßt. Indeß ließ sie ihn doch kommen, und nach mehrern mit ihm gepflogenen Unterredungen beichtete sie ihm, und verlangte dann von dem Prinzen die Zusage, daß er ihr einen letzten Wunsch gewähren wolle. Der Graf von Artois versprach es, und nun forderte sie von ihm einen Eid, nie mehr sein Herz einer andern Frau zu schenken. Dieser Eid wurde in Gegenwart des Priesters abgelegt, und um ihn noch feierlicher zu machen, verlangte die überspannte Frau, daß dieselbe Hand, die den Schwur empfange, ihnen beiden auch das heilige Abendmahl reichen solle. Herr von Latil hörte nun auch den Prinzen beichten, und ertheilte den beiden Liebenden, die sich ewige Treue gelobten, den Leib des Herrn. Diese feierliche Handlung ließ einen tiefen Eindruck in dem ziemlich schwachen Geiste des Prinzen zurück, der durch sie heftig erschüttert worden war. Frau von Polastron schied zufrieden, ihren Geliebten für das zukünftige Leben gefesselt zu haben, aus der Welt, und der Prinz blieb seinem Eide treu. Er war fünf und vierzig Jahre alt, als er ihn ablegte. Von diesem Augenblick an war Herr von Latil der innigste Vertraute des Grafen von Artois, sein Einfluß nahm mit dem Alter seines Beichtsohnes zu, und diesem schwer zu beschreibenden Einflusse muß man einen großen Theil der Mißgriffe beimessen, die Karl X während seiner Regierung beging.

Karl X hielt indeß sein Gelöbniß mit der gewissenhaftesten Strenge. Man drang im Jahre 1814 öfters in ihn, sich zu vermählen. Die Freunde der Dynastie sahen mit Kummer, daß der Herzog von Angoulême kinderlos blieb, und man wußte nicht, ob der Herzog von Berry in einer legitimen Ehe so glücklich seyn würde, als er es in seinen Liebesabenteuern gewesen war. Den Vertrauten des Prinzen schwebte das Erlöschen der ältern Bourbonenlinie vor Augen, und sie drangen oft in den Prinzen, sich nochmals zu vermählen, was er jedoch stets entschieden ablehnte. Einer seiner vertrauten Freunde trieb die damals im Pavillon Marsan allgemein herrschende Besorgniß noch weiter, und entschloß sich, einen sehr langen Brief an „Monsieur“ zu schreiben, worin er sagte, die Gefühle der warmen Freundschaft, die Seine königliche Hoheit fortwährend für seine beiden Söhne bewiesen habe, legten ihm die Pflicht auf, eine Gemahlin zu wählen. Die neuen Kinder, die Seiner königlichen Hoheit würden geboren werden, seyen bestimmt, das Leben ihrer ältern Geschwister zu schützen; denn in einem Augenblicke politischer Aufregung würde so erbitterten Parteien gegenüber, wie sie gegen die Familie der Bourbonen das Haupt erhöben, Alles zu fürchten seyn. Dieser Brief hatte jedoch eben so wenig Erfolg, als die mündlichen Bitten, mit denen man dem Prinzen anlag. Herr von Latil war hier zur Hand; er beherrschte das Gemüth des Grafen, und ließ nie den Eid, der in seine Hände abgelegt worden war, in Vergessenheit gerathen.

Die Ermordung des Herzogs von Berry brachte Monsieur jenen im Jahre 1814 geschriebenen Brief wieder ins Gedächtniß. In der Nacht des für das bourbonische Herrscherhaus so unheilvollen 14 Februars, gegen ein Uhr Morgens, kam der Freund Monsieurs, der jenen Brief geschrieben hatte, in das Kabinet des Prinzen. Er fand ihn, Thränen in den Augen,

mit großen Schritten auf und ab gehen. Der Empfang war stumm; ein Händedruck sprach die gegenseitigen schmerzlichen Gefühle bei dieser ersten Zusammenkunft nach langen Jahren aus. Dann wendete der Graf von Artois den Kopf nach seinem Bureau, und unterbrach das Schweigen mit den Worten: „Mein lieber B . . . , nehmen Sie jenes Papier, und sehen Sie, was ich las, als Sie eintraten.“ — Es war der Brief von 1814.

Vermischte Nachrichten.

Die Warnung des guten alten Sprüchwortes: „Keine Katze im Sack zu kaufen,“ könnte man in Paris umschreiben: „Kaufe kein Kaninchen ohne Kopf.“ In einem französischen Vaudeville werden die Gerichte eines Hochzeitschmauses aufgezählt, wobei unter andern Leckerbissen auch eines Ragouts von fünf Kaninchen, „deren Köpfe man gesehen hat,“ rühmlichst Erwähnung geschieht. Wie wenig diese Vorsicht in Betreff der Kaninchenköpfe überflüssig ist, bewies ein jüngst vor dem Zuchtpolizeigerichte von Paris verhandelter Fall. In dem Haus eines gewissen Brutus Bezony — Brutus, welch mörderischer Name! — wurde eine wahre Mördergrube entdeckt: fünfzehn bluttriefende Köpfe, fünfzehn frisch enthauptete Leichen und hundert fünf und zwanzig Häute — von Katzen bezeugten nur allzu himmelschreiend, wie viel unschuldiges Blut hier vergossen, welches gräßliche Gewerbe hier getrieben wurde. Die fünfzehn blutigen Köpfe zeugten laut gegen die begangene Missethat; aber Bezony läugnete sie nicht einmal: er gestand bei der Untersuchung unumwunden, daß er schon lange her seine Katzen den Garköchen an den Barrieren verkaufe; Betrug von seiner Seite sey dabei nicht im Spiele gewesen, er habe seine Katzen für nichts mehr und nichts minder verkauft als was sie waren. Wie hätte man auch dem geübten Blick eines Garkoches Katzen statt Kaninchen unterschieben können, da wohl auch ein uneingeweihtes Auge abgehäutete Kaninchen von erwürgten Katzen unterscheiden muß. Der Untersuchungsrichter sah die Sache indeß nicht von einer so ganz unschuldigen Seite an; denn wenn Bezony, so schien es ihm, zwar nicht die Garköche angeführt, so habe er doch gemeinschaftlich mit diesen den guten Parisern statt Hasenpfeffers eingemachte Kater vorgesetzt, und so sich zum Mitschuldigen dieses freventlichen Betruges gemacht. — Bezony trieb sein blutiges Geschäft schon seit Anfang des Jahres 1828: erst im Junius 1833 kam man ihm hinter das Handwerk. Fünf Jahre also führte er seinen Vertilgungskrieg gegen die harmlosen Verwandten des Katers Murr. Welche Blutschuld muß sich hier gehäuft haben! — In dem öffentlichen Verhöre hielt der Präsident dem Katzenmörder vor: „Man hat bei Ihnen fünfzehn todte Katzen und hundert und fünfzig Katzenbälge gefunden? — Bezony: Seit 1828 richte ich Katzen für die Küche zu und täusche Niemand damit; ich liefere den Garköchen Katze als Katze. — Der Präsident: Das ist nicht wahrscheinlich. Wer sind die Garköche, denen Sie Katzen statt Kaninchen verkauften? — Bezony: Ich mag sie nicht nennen; es könnte ihnen schaden. — Präsident: Es ist begreiflich, daß die Gäste . . . — Bezony: Nichts als eine irrige Ansicht, Herr Präsident, ein Vorurtheil. Katzenfleisch ist ein sehr gesundes Fleisch. Ich besitze das Geheimniß, es herzurichten, daß es von Kaninchenfleisch nicht zu unterscheiden ist. Doch hielt ich es nicht für nothwendig, mir ein Patent darauf geben zu lassen. Sie selbst, Herr Präsident, sollten von einer auf meine Art zubereiteten Katze speisen und . . . (Allgemeines Gelächter.) — Präsident: Wie verschafften Sie sich die vielen Katzen? — Bezony: Ich kaufte sie von den Lumpensammlern. Es findet ein bedeutender Handel damit statt. Uebrigens bereitete ich nur Katzen von vorzüglicher Qualität. (Man lacht.) — Präsident: Es geht hieraus hervor, daß die Konsumenten hinsichtlich Dessen, was man ihnen verkaufte, betrogen worden sind, und daß sie Katzen aßen, während sie Kaninchen zu essen glaubten. — Bezony: Bei dem Preise, worin die Kaninchen stehen, ist es nicht möglich, daß die Konsumenten an den Barrieren glauben konnten, man gebe ihnen so große Portionen um so geringes Geld. Ein Kaninchen kostet 3 Franken, und ich gebe eine hübsche Katze, eine Katze erster Qualität, für 75 Centimes. (Gelächter.) — Der Präsident: Wenn kein Betrug vor sich gehen sollte, so mußte man den Gästen es anzeigen, und Ihre Garköche mußten auf ihre Speisezettel statt: „Vortreffliches Eingemachtes von Kaninchen“ — „Vortrefflicher Katzenpfeffer“ setzen. (Langes Gelächter.) — Bezony: Niemand beklagte sich darüber; übrigens war ich von dem Besuche des Herrn Polizeikommissärs zum Voraus unterrichtet und habe Nichts beiseite geschafft. Ich glaubte, ein erlaubtes Geschäft zu treiben und arbeitete in der vollsten Herzensruhe. — Der trefflichen Vertheidigung des Angeklagten ungeachtet wurde der katzenmörderische Brutus zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt.

*

In einem Schreiben aus Havannah vom 1 Mai heißt es: „Man muß die Bewegung gesehen haben, welche die Erscheinung der Cholera während der ersten Tage in Paris hervorbrachte, wie hier alle Behörden den Kopf verloren und ein panischer Schrecken die ganze Bevölkerung in eine Art Wahnsinn versetzte, um sich einen Begriff zu machen, wie es in einer Kolonialstadt zuging, als die ersten Spuren der furchtbaren Geisel sich zeigten. Alle Handelsgeschäfte wurden sogleich geschlossen, die Behörden verließen ihren Posten, die reichen Einwohner folgten ihnen ins Innere der Insel und 15,000 Personen verließen in zwei Tagen die Stadt, was die Traurigkeit, in welche die Stadt versunken war, noch vermehrte. Die Krankheit griff mit solcher Wuth um sich, daß in einem einzigen Tage mehr als 900 Personen starben. Der Schrecken war unbeschreiblich, und hier zeigte sich denn auch der Kolonialegoismus in seiner ganzen Abscheulichkeit. Herren ließen, aus Furcht vor Ansteckung, ihre Sklaven hülflos umkommen, Verwandte flohen einander, und ließen die Leichen, noch ehe sichere Zeichen des Todes wahrzunehmen waren, zur Beerdigung fortschleppen, so daß manche lebendig begraben worden seyn mögen. Die Aerzte, die den allgemeinen Schrecken theilten, weigerten sich die Kranken zu besuchen, obgleich die Behörden, die alles Ansehen verloren hatten, es befahlen. Bei dieser allgemeinen Verwirrung läßt sich die Zahl der von der Cholera weggerafften Opfer kaum angeben. Der Eintritt in den Kirchhof war verboten, und die Todten wurden auf den Karren, die gewöhnlich zur Straßenreinigung dienten, hinausgeschafft. Es ging denselben eine Glocke voraus, die man schon von weitem hörte, um Jedermann, der noch verschont geblieben war, zu erinnern, daß die Reihe noch nicht an ihn gekommen sey, wenn er etwa darauf vergessen haben sollte. Die Krankheit tödtete unter diesem schönen Himmel in sechs Stunden. Ein Neger, der mit vier andern Leichen in einem solchen Karren hinausgefahren wurde und nur betäubt war (man behandelte die Krankheit mit Opium), erwachte wieder und fand seine Lage nicht sehr bequem, weßhalb er nach Leibeskräften arbeitete und endlich den Kopf durch den Deckel hinauszwängte. Nun entspann sich zwischen ihm und dem Karrenführer, gleichfalls einem Neger, folgendes Gespräch: „Wohin führst Du mich?“ — „Auf den Kirchhof.“ — „Bin ich denn todt?“ — „Freilich bist Du todt, denn ich habe es schriftlich in meiner Tasche, daß Du es bist.“ — Und mit diesen Worten schob er den Kopf des Negers, der durchaus lebendig seyn wollte, wieder in den Karren, und setzte seinen Weg fort, indem er zu den Vorübergehenden sagte, er habe noch nie einen so unverschämten Menschen gesehen, als diesen Neger, der durchaus behaupte, er sey nicht todt. Inzwischen hatte sich dieser doch wieder Luft gemacht, war von dem Wagen herabgesprungen und zu seinem Herrn zurückgelaufen, der ihn mit dem größten Schrecken ankommen sah. Am andern Morgen wurde aus dem Scheintod Ernst; der arme Neger wurde nochmals auf den Karren geworfen und kam nicht wieder. Man schlägt die Zahl der Gestorbenen bis jetzt auf 25,000, ein Fünftheil der Bevölkerung, an.“

*

Die naturwissenschaftlichen Sammlungen, die Herr Bonpland von Buenos-Ayres aus nach Paris gesendet hat, sind daselbst angelangt und bereits ausgepackt worden. Man bewundert unter den vielen merkwürdigen Gegenständen vorzüglich die fossilen Ueberreste eines Megatheriums, nämlich einen Backenzahn von sehr eigenthümlicher Bildung, das Schenkelbein und ein Stück verknöcherte Haut, die viele Aehnlichkeit mit der Schale des dreibänderigen Gürtelthieres hat. Diese Ueberreste sind um so merkwürdiger, als sie zu beweisen scheinen, daß es mehrere Arten von Megatherien gab.

*

Man hat berechnet, daß in England die Einkünfte der Krone vom Verkaufe der Wundertinkturen, Pillen, Pulver und anderer Quacksalbereien sich jährlich auf 50,000 Pf. St. belaufen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 221. 9 August 1833.

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

II. Spanien.

Von allen größeren Ländern Europa's ist Spanien vielleicht das wenigstgekannte. Seine Statistik schwebt noch im Zustande der Ungewißheit; die Größe seiner Volkszahl ist auf eine oder zwei Millionen hin noch nicht fest ermittelt. Selbst Laborde, der genaueste Reisende, der je dieses Land besuchte, hat sich hierin irre führen lassen. Indessen scheint man die gegenwärtige Volksmenge Spaniens auf ungefähr 13 bis 14 Millionen annehmen zu dürfen. Große Städte gibt es in Spanien wenige und diese sind weit auseinander gelegen; die Verbindungsmittel sind langsam und unsicher; die Oberfläche des Bodens ist rauh und von hohen Gebirgszügen durchschnitten; Kanäle oder schiffbare Flüsse gibt es keine, Landstraßen nur wenige; der Handelsverkehr Spaniens wird auf Maulthieren betrieben. Der Geistesverkehr zwischen den verschiedenen Theilen des Königreichs ist noch dürftiger und stockender. Bücher werden wenige gedruckt, Wenige lesen, und kaum eine Zeitung findet man im ganzen Lande, die diesen Namen verdiente. Es springt in die Augen, daß das Volk eines solchen Landes dem Volke Frankreichs, Deutschlands, Englands, ja selbst Italiens, nicht viel gleichen kann.

Spanien ist ein wesentlich, ja fast einzig ackerbautreibendes Land. Seine ländliche Bevölkerung bildet den Kern der Nation; und wer Spanien recht beurtheilen will, muß sich mit dem Landvolk, seiner Denkweise und Gemüthsart, seinen Gewohnheiten und Gefühlen bekannt machen, nicht aber seine Ansichten und Schlußfolgerungen aus der abgegränzten Gesellschaft von Madrid, Barcelona oder Kadiz holen. Mancherlei anscheinende Widersprüche in der neuesten Geschichte dieses Landes ließen oder lassen sich, wenn man diesen Grundsatz befolgen will, genügend erklären.

Die Zahl der sämmtlichen Grundeigenthümer und Pächter mag etwa eine Million betragen; die der Ackerbauer und Schäfer eben so viel oder noch etwas darüber. Die der Ackerbauer mit ihren Familien bilden die Hauptmasse und Grundlage der Bevölkerung, während die in den verschiedenen Theilen des Königreichs hin zerstreuten Gewerbsleute, Künstler und Handwerker, Kaufleute, Fabrikarbeiter und Fabrikanten sich nicht einmal zusammen auf eine halbe Million belaufen.

Das spanische Landvolk, im Ganzen genommen, ist vielleicht das schönste, bestimmt wenigstens das stolzeste in Europa. Die spanischen Landleute sind im Allgemeinen gut und kräftig gebaut, sehr mäßig und geduldig in Entbehrungen, von Natur feierlichernst und schweigsam, kühn und tapfer. Ausschließliche Liebe zum Vaterlande und Widerwillen gegen Fremde sind bei ihnen von jeher, seit der Zeit der Maurenkriege, innig mit ihrem Glauben verwebte Gefühle. Sie haben dabei so wenig eine klare Vorstellung von der Zusammensetzung oder Gestaltung des geselligen und Staatskörpers, daß sie selbst in neuester Zeit, die Bedeutung des Worts Nation nicht kannten und mit ihrem entsprechenden Worte „nacion" ausschließlich und ohne Unterschied Fremde meinten und bezeichneten. Von einer „spanischen Nation" hatten sie nie gehört, bis die Konstitution von 1820 diese Benennung aufbrachte; was aber Spanien und Spanier, und mehr noch, was Kastilier, Andalusier, Valenzier u. s. w. je nach ihren bestimmten Landschaften sagen wollten, das wußten und verstanden sie recht gut. Ihre guten Eigenschaften werden von Vorurtheilen verdunkelt; ihr abstoßender Ernst geht zu Zeiten in wilde Grausamkeit, so wie ihre inbrünstige Frömmigkeit in finstern Aberglauben über. Im gewöhnlichen Lebensverkehre dagegen, in ruhigen Zeiten, zeigen sie sich warmfühlend, gutmüthig und höflich. Obwohl ununterrichtet, sind sie doch nicht stumpfsinnig; arm zwar, aber keineswegs sich unglücklich fühlend. „Nichts," sagt ein Schriftsteller, *) dessen Worten seine günstige Stellung, wie seine feine, eindringende Beobachtungsgabe ein achtbares Gewicht verleihen, „nichts in andern Ländern läßt sich dem spanischen Landmann — dem spanischen Bauer vergleichen. Ueberall sonst ist der Bauer ein Mann der Mühseligkeit und des Mangels, Tag um Tag und gänzlich von der Nothwendigkeit, den Lebensunterhalt für sich und seine Familie aufzubringen, gedrängt und in Anspruch genommen. In Spanien plagt den Taglöhner, den Feldarbeiter eine solche Sorge nie sonderlich. Seine Bedürfnisse sind durch seine mäßigen Lebensgewohnheiten so kurz zusammengefaßt, daß die Furcht vor Mangel nur selten seine Ruhe stört oder ihn mißlaunig macht. Fremden, die Spanien besuchen und auf die Sitten und Sprache der niederen Volksklassen achten, fällt gewiß die schlichte, ungezwungene und

*) Der verstorbene Minister v. Martignac, in seiner Beschreibung des französisch spanischen Feldzugs von 1823.

oft erhabene Sprechweise der Landleute auf. Nie verfallen sie im Gespräch ins Abgedroschene oder Gemeine, ihre Reden zeigen eine richtige Denkfolge und im Ausdruck hochherziger Gesinnungen oft einen natürlichen Adel. Vor Allem besitzen sie ein stolzes Selbstgefühl, das sie einen angebotenen Beistand oder eine Belohnung für einen freiwillig geleisteten Dienst zurückweisen heißt. Zu Buytrayo, wo ich das schöne Gut des Herzogs von Infantado und seine Merinoschafheerde besuchte, gab mir der Verwalter einen Hofknecht mit, um mich herumzuführen und mir Alles zu zeigen; dieser kam auch seinem Auftrage mit recht viel Einsicht und Höflichkeit nach. Beim Wiederfortgehen war ich einigermaßen in Verlegenheit, wie ich ihm meine Erkenntlichkeit zeigen sollte, ohne doch seinen Nationalstolz zu verletzen. Ich warf einen flüchtigen Blick auf meines Wegweisers Anzug, — er verrieth wenig Lebensüberfluß; seine Kinder gingen in Lumpen. Ich entschloß mich, ihm eine kleine Spende anzubieten; und als wir am Thor ankamen, versuchte ich so sachte als möglich ein Goldstück in seine Hand gleiten zu lassen. Er bückte sich eben sehr tief, während er uns den Weg hinauszeigte; im Augenblick aber, wo er das Geld fühlte, richtete er sich stolz in die Höhe und sagte im Tone unterdrückten Zornes zu mir: „Señor, wir brauchen Niemands Beistand; unser Herr ist ein großer Herr, der seinen Leuten nichts abgehen läßt.“ Ein ähnliches Gefühl macht den spanischen Landmann unwirsch gegen ungebetenen Rath und abgeneigt gegen jede Neuerung, die seine Empfindungsart, Lebensgewohnheiten oder Glaubensweise verletzt. So ist der kastilische Landmann; so auch der Aragonier, mit einer größeren Beimischung Starrköpfigkeit; so der Katalonier, bei größerer Rührigkeit und zugleich unversöhnlicher Rachsucht. In den südlichen Landschaften findet man vielleicht in Folge der länger fortgesetzten Kämpfe mit den Mauren und auch der Nähe von Afrika und seiner unbändigen Bewohner, größere Ueberbleibsel von Barbarei und grausamer Wildheit.“ Es wäre überhaupt ein ungereimter Versuch, wollte man die ganze Bevölkerung eines so ausgedehnten Landes, wie Spanien, zu einer Form verschmelzen, und unter einen Maßstab bringen. Die Schattirungen der Verschiedenheit zwischen dem Bewohner der an den atlantischen Ozean stoßenden nördlichen Landschaften und dem Sohne der sonnigen Küste des Mittelmeers, und gleichermaßen zwischen diesen beiden und dem Einwohner der großen Hochebene *) von Kastilien, Leon und Estremadura treten scharf und bedeutend hervor. Sie darf man als die drei Hauptzweige ansehen, in die sich das Volk Spaniens spaltet.

Der Arbeitslohn steht im Norden niedrer, als in Kastilien und in den andern Centralprovinzen, wo die Bevölkerung dünner gesäet ist und die Dörfer weiter auseinander liegen. Feldarbeiter erhalten von 36 bis 57 Kreuzer für den Tag, Maurer und Zimmerleute von 42 Kreuzern bis zu 1 fl. 6 kr. Die Leute überarbeiten sich nicht. Der Werktage gibt es 275 im Jahre, die übrigen sind Sonn- und andere Feiertage. Die Nahrung der arbeitenden Klassen besteht aus Brod, Speck, Erbsen oder spanischen Bohnen, Olivenöl, Knoblauch, Küchenkräutern und Wein. Frisches Fleisch essen sie selten; Salzfisch ist ein Leckerbissen an Fasttagen. Die Männer verwenden wenig auf ihren Anzug, denn ihre äußere Bekleidung ist von Schaffellen oder grobwollenem Tuch gemacht, die ein Menschenleben überdauern. Grobes Brod gilt, in gewöhnlichen Zeiten, etwa 3 Kreuzer das Pfund, feines Brod von $4\frac{1}{2}$ bis zu 6 kr., Speck von $13\frac{1}{2}$ bis 21 kr. das Pfund, eingesalzene Fische von $7\frac{1}{2}$ bis zu $10\frac{1}{2}$ kr. das Pf., Landwein von 3 kr. bis zu 9 kr. die Flasche. Das spanische Brod ist nicht wie das unsrige, durch Gährung aufgetrieben, sondern fest und kuchenartig; es schmeckt jedoch sehr gut, denn der spanische Weizen ist vortrefflich. Der gewöhnliche Wein in den mittleren und nördlichen Landschaften, wo er das allgemeine Getränk ist, ist im Durchschnitt sehr ärmlich; in Südspanien dagegen, wo die edlen Weine herkommen, in den Bezirken von Xeres, Rota, Malaga, Alicante, trinken die Landleute keinen Tropfen; — er ist ihnen zu kostbar. In Katalonien und andern Landschaften am Mittelmeer hält eine Familie von vier Personen ihr Mittagessen mit einem halben Pfund Salzfisch, Brod und Oel, und zum Abendessen begnügt sie sich mit Lattich. Die Katalonier sind übrigens große Freunde des Weins und geistiger Getränke, selten jedoch und nur unter dem gemeinsten Pöbel in den Städten sieht man einen Spanier betrunken. Jedermann raucht, aber nach einem sehr haushälterischen Plane; der Spanier führt nämlich einen Tabackstängel in der Tasche mit sich, schneidet sich ein Stück davon heraus, rollt es in der flachen Hand rund, wickelt es in Papier und — der Cigarro ist fertig.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Ebene von Kastilien namentlich und der Mancha sind die höchstgelegenen in Europa, insofern man nämlich nicht blos ihre Erhebung, sondern auch ihren Umfang mit berücksichtigt.

Die Heeresbildung Belgiens.

(Fortsetzung.)

Als er die ersten Symptome der Meuterei entdeckte, und auf seinen Kollegen, General Goethals, der einer der ersten höhern Offiziere war, welche die oranischen Fahnen verließen, kein Vertrauen hatte, auch von einigen Belgiern gewarnt wurde, versammelte der Gouverneur seine Landsleute, hieß sie zur augenblicklichen Abreise sich bereit halten, schiffte sich kurz vor Mitternacht an Bord eines Fischerboots ein, und entkam, begleitet von dem Stabtmajor, dem Kommandanten der Artillerie und der Ingenieure, und den holländischen Offizieren und Unteroffizieren, welche zur Garnison gehört hatten, nach Vliessingen. Es war hohe Zeit, denn am folgenden Tage verhafteten die Belgier alle holländischen Offiziere zu Tournay, Ypern, so wie die, welche über Brügge nach Holland zurückkehren wollten. Kurze Zeit darauf war Schepern minder glücklich, er erhielt den Oberbefehl zu Venloo, der Pöbel und die Soldaten erhoben sich aber gegen ihn und die holländischen Offiziere; er ward gefangen genommen, und zu Brüssel in Gewahrsam gehalten, bis er durch die von der Konferenz bewirkte Auswechslung der Gefangenen seine Freiheit erhielt.

Bisher zeigten wir, wie es bei der Infanterie zuging. Die Kavallerieregimenter und die Artillerie, welche hauptsächlich von holländischen Offizieren befehligt war, befanden sich theils in Holland, wo Fourage leichter zu haben war, theils bei den Armeekorps des Prinzen Friedrich und des Generals Cort-Heilliger. Obgleich viele einzelne Dersertionen vorkamen, so blieb doch der größere Theil dem König getreu, nur ein zu Gent stationirtes Regiment befand sich in der Lage, in Masse zu desertiren. Dieß benützte denn auch die Gelegenheit nach Kräften, verkaufte Pferde, Waffen und Rüstzeug und ahmte getreulich das schmähliche Beispiel der Infanterie nach. Erinnern möchten wir hier noch, daß wir die Sache nicht von der politischen Seite, sondern von der militärischen auffassen. In den Augen jedes ehrenhaften Mannes sind Meuterei und Desertion, mögen sie nun aus politischen oder moralischen Ursachen entspringen, Verbrechen, die Haß und Verachtung erregen müssen. Von Marschall Bourmont zu Waterloo an, der seine Landsleute vor der Schlacht verließ, bis zu dem elenden Artillerielieutenant herab, der am 13 November aus der Citadelle von Antwerpen entfloh, muß das Brandmal dasselbe seyn. Wer eine gegentheilige Lehre einzuimpfen versucht, der greift die Wurzel jedes Grundsatzes von Ehre und Pflicht an, der Soldaten und Bürgern gleich theuer seyn sollte.

Viele belgische Offiziere fühlten und handelten nach diesem Grundsatz, und wie sehr sie auch die Gesinnungen ihrer Mitbürger theilten, wie innig sie der Sache ihres Landes einen glücklichen Erfolg wünschen mochten, sie blieben ihren Fahnen treu, bis eine Proklamation des Prinzen von Oranien ihnen die Freiheit ließ, in Hollands Diensten zu bleiben, oder sich den Fahnen Belgiens anzuschließen. Dieß war aber die Minderzahl, und als sie nach Brüssel zurückkehrten, und sich der Regierung vorstellten, blickte man sie mit Mißtrauen an, und dieß ehrenvolle Benehmen, das ihnen allgemeine Achtung hätte erwerben sollen, ward zu einem Verbrechen gestempelt, sowohl vom Publikum, als von denen, in deren Händen die Gewalt lag, Grade und Beförderungen auszutheilen.

Hinsichtlich der Artillerie befanden sich die Belgier sehr übel daran: zwar war ihnen ein ungeheures Material in die Hände gefallen, das in den verschiedenen Arsenalen zurückblieb; da aber die organisirten Batterien bei Prinz Friedrich, und zwei Drittheile der Offiziere und Unteroffiziere Holländer waren; so befanden sich die Belgier beinahe in einer gänzlichen Entblößung von Allem, was zur Reorganisation eines Artilleriekorps wesentlich ist, deßhalb brachten sie nur mit äußerster Schwierigkeit in vier bis fünf Monaten einige Batterien zusammen. Kurz man kann sagen, daß die Belgier einige Monate nach der Revolution ohne Generalstab, ohne Kavallerie, Infanterie, Artillerie und Ingenieure waren. Sie hatten freilich eine Masse Menschen in Uniform, und etwa zwanzigmal so viel, die in Blousen paradirten, diese waren aber durchaus unbrauchbar. Man mußte Alles neu schaffen, als ob gar keine Armee existirt hätte, und obgleich das rohe Material da war, so fehlte doch das Talent, ihm eine brauchbare Gestaltung zu geben, gänzlich. Bis auf den Monat August 1831 herab verdient ihre bewaffnete Macht kaum den Namen einer Armee, und sie bot auch ein Gemälde von Unfähigkeit und Uneinigkeit unter den Führern, von Unordnung und Insubordination auf Seite der Soldaten dar, das kaum unter den Banden Bolivars und anderer Führer beim Anfang der südamerikanischen Revolution schlimmer seyn konnte. Der Mangel an guten Offizieren, besonders bei einer Armee, die mit der Bevölkerung und den Hülfsquellen des Landes so sehr außer Verhältniß stand, wird noch jetzt gefühlt, und beweist zum Theil die Nothwendigkeit, in der die Regierung sich befand, Fremde in die Reihen des Heeres aufzunehmen, um ihnen die Organisation und den Oberbefehl einiger Korps anzuvertrauen. Die Bevölkerung von Belgien beträgt nach dem neuesten Census 3,740,000 Seelen, und die Armee jetzt 115,000 Mann auf dem Papier. Der dreißigste Theil der Bevölkerung ist also unter den Waffen, und nach einer mäßigen Berechnung von 10 waffenfähigen Männern Einer. Die belgische Armee ward also seit der Revolution verdreifacht, und da vor derselben das Verhältniß der holländischen zu den belgischen Offizieren wie drei zu eins war, so ist natürlich, daß Belgien unmöglich im Stande war, die nöthige Anzahl von Offizieren für seine vermehrte Armee zu liefern. In der letzten Zeit ward hinsichtlich der Wahl von Fremden und die Beförderung von Einheimischen große Vorsicht beobachtet, aber mit welcher Verschwendung unter der provisorischen Regierung und ihren Nachfolgern die höchsten militärischen Grade ausgetheilt wurden, steigt ins Unglaubliche. So wurde der famöse van Halen, ein ehemaliger spanischer oder russischer Major mit einemmal Generallieutenant; Graf d'Hane, ein junger Kuirassiermajor, Graf van der Meere, der als Hauptmann in Batavia gedient hatte, Gobiet, ein Ingenieurkapitän, de Chasteler, ein pensionirter Husarenrittmeister, und Niellon, ein Theaterdirektor, erhielten den Rang als Generalmajors, während Kessels, der Eigenthümer des bekannten Wallfischgerippes, welcher eine untergeordnete Stelle im Civil-Ingenieur-Departement bekleidet hatte, Major, und Ch. de Brouckère, vormals Lieutenant in der holländischen Artillerie, Obrist in demselben Korps wurde; das Avancement vieler Andern war nicht minder schnell.

(Fortsetzung folgt.)

Das St. Johannisfest zu Florenz.

Florenz, das sein Name so wahr und sprechend bezeichnet, hat aus den Händen der Natur, wie der Kunst Alles empfangen, was eine prachtvolle Stadt schmücken und verschönern kann. Am Uferrande des Arno, auf einem Teppiche von Grün und Blumen gelegen, ist sie von einer eben so reichen als anmuthvollen Landschaft umgeben, während im Innern die Pracht seiner Paläste, der gefällige und doch würdige Styl seiner Kirchen das Auge des Reisenden mit einer Bewunderung füllt, wie kaum Rom und Venedig sie zu erregen vermögen. Allerdings erweckt der Anblick Roms großartigere Gefühle, wie Venedig einen originellern Eindruck zurückläßt; allein das zugleich prachtvolle und verführerische Florenz, das seine schönen Marmorkolosse mit Blumen bekränzt, das zugleich Stadt und Garten ist, hat einen so milden und bezaubernden Reiz, den man vergebens in andern weit gepriesenern Gegenden Italiens suchen würde. Man muß Neapel und Rom bewundern, Florenz liebt man. Sein Klima ist gemäßigt wie der Charakter seiner Bewohner, die im Wohlstande leben, heiter, friedfertig und nüchtern sind, und ihre Vergnügungen an den ausgesuchtesten Quellen suchen. Musik, Theater, Dichtkunst, prachtvolle Ceremonien und fast immer alles

gorische Feste sind es, an denen sie Sinn und Gemüth erfreuen. Die Zahl dieser Feste ist ziemlich groß; allein hier soll nur eines einzigen Erwähnung geschehen, das am St. Johannistage begangen wird. Der Ursprung desselben geht in die Zeiten der Medicis zurück; es ist eine Erinnerung der Vorzeit, die das neue Florenz aufbewahrt, und wahrscheinlich noch auf viele Generationen in die Zukunft vererben wird; denn es ist eine an den Völkern, die im Besitze großer öffentlicher Denkmäler sind, scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit, daß auch ihre Sitten, Gebräuche und Ideen von derselben Dauerhaftigkeit zu seyn scheinen, wie ihre Marmore. Es scheint als ob der Mensch, in einer Umgebung von unwandelbaren Denkmälern, sich nicht herauszunehmen wage, leichtsinnig und wankelmüthig zu werden.

Sobald der St. Johannisabend angebrochen ist, sieht man plötzlich beide Kai des Arno, die mit prachtvollen Gebäuden eingefaßt sind, wie durch einen Zauberschlag von zahllosen Fackeln und Lampen erleuchtet. Der Arno spiegelt auf allen Seiten die mannichfaltigen, in immerwährender Bewegung begriffenen Lichter wieder, und ist eigens zu diesem Ende, oberhalb, wo er die Stadt betritt, und unterhalb derselben, wo er sie verläßt, aufgedämmt worden, um für diesen Abend eine recht malerische Wirkung hervorzubringen, da der Fluß außerdem um diese Jahreszeit nur ein sehr dürftiges Gewässer führt. Auf diesem künstlich gemachten Wasserspiegel nun bewegen sich unaufhörlich zwischen dem Ponte vecchio und dem Ponte alla Carraia Barken, mit Flaggen geschmückt und mit Musikanten und Neugierigen besetzt, hin und her. Die ganze florentinische Bevölkerung befindet sich an diesem Abend auf den Brücken und Kais, und füllt die Fenster der umliegenden Gebäude. Ueberall vernimmt das Ohr Musik, Gesang und fröhliche Stimmen, während das Auge von den zahllosen Lichtern und der wogenden Volksmenge geblendet und betäubt wird, und um diesen wahrhaft fantastischen Anblick zu vollenden, erscheint auf den prachtvollen Terrassen des Casino dei Nobili, der sich amphitheatralisch über diese Scene erhebt, Alles was Florenz von Schönheit, Glanz und Anmuth enthält. Hier findet sich denn auch der Großherzog und sein Hof ein; die Herren in großer Uniform oder im Staatskleide, die Frauen im Ballstaate, mit Blumen, Federn und Diamanten bedeckt. Man möchte die ganze Stadt in einen großen Ballsaal verwandelt glauben, in dessen Mitte sich der Arno wie ein von tausend Lichtern widerstrahlender Boden von Spiegelglas befindet. Auf den Terrassendächern der Häuser brennen in verschiedenen Gruppen Feuerpfannen, die sich auf dem dunklen Himmel wie aufgehangene Girandolen ausnehmen. Wenn diese Belustigungen bis tief in die Nacht hinein gedauert haben und der heranrückende Tag die unermeßliche Beleuchtung auszulöschen droht, bilden sich die Partien zu verschiedenen Soupers. Unter Trompetenstößen und Ständchen begeben sich die Gondeln nach den Ufern, die der Arno, bevor er in die Stadt tritt, bespült. Die duftigen Gebüsche, die kleinen Gehölze, die von Cassinos überfüllten Wiesen, nehmen die fröhlichen Gäste auf, und der Rasen dient zum Sitz und zur Tafel bei diesen muntern, aus dem Stegreife geschaffenen Gelagen. Nach und nach kehrt die Bevölkerung nach der Stadt zurück, und der Morgen erscheint nach einer so glanz- und geräuschvollen Nacht ziemlich nackt, abgelebt und schweigsam.

Vermischte Nachrichten.

Bei einer allgemeinen Dürre, von der China lange Zeit heimgesucht war, verfertigte Taou-Kwang, der gegenwärtige Kaiser, folgendes Gebet, um den verschlossenen Himmel zu eröffnen. Nachdem alle Arten von Opfern und gottesdienstlichen Gebräuchen ohne Erfolg angewendet worden waren, glaubte sich der Beherrscher des himmlischen Reiches endlich selbst vor dem „kaiserlichen Himmel“ demüthigen zu müssen, um ihn zu erweichen. Dieß that er in folgenden Worten: „Ich überreiche auf meinen Knien ein Bittgesuch, auf daß unsere Noth möge in Erwägung gezogen werden. Ach wehe, kaiserlicher Himmel! würde die Welt nicht durch ungewöhnliche Veränderungen der Dinge erschüttert, ich würde gewiß nicht ein außergewöhnliches Gebet an Dich zu richten wagen. Aber die Dürre in diesem Jahre ist furchtbar. Der Sommer ist vorübergegangen und wir hatten keinen Regen. Nicht nur der Feldbau und die Menschen leiden unter dieser Geißel, sondern auch die Thiere und Insekten, die Pflanzen und Bäume, Alles ist beinahe zu Grunde gegangen. Ich, der Diener des Himmels, bin über die Menschen erhaben und bestellt, die Ordnung in der Welt aufrecht zu erhalten und meinen Völkern Ruhe und Frieden zu sichern. Ich kann nicht mehr in Frieden schlafen; ich bin in Schmerz versenkt, ich zittere vor Kummer, und dennoch kann ich keinen reichlichen und fruchtbaren Regen erlangen. Ich habe vor einigen Tagen gefastet; ich habe reiche Opfergaben auf den Altären der Erde und ihrer Erzeugnisse dargebracht, und meinen Dank für einige Wolken und leichte Besprengungen der Erde ausgesprochen; allein diese reichten nicht hin, Freude zu verbreiten. Ich blicke in die Höhe und erinnere mich, daß das Herz des Himmels gütig und liebevoll ist. Die einzige Ursache dieses Unglückes ist die immer größere Tiefe meiner Sünden, meine geringe Aufrichtigkeit und Andacht, weßhalb ich das Herz des Himmels nicht mehr rühren und keine überströmende Segnung herabzuschwören vermag. Ehrfurchtsvoll habe ich unsere Archive zu Rathe gezogen, und gefunden, daß im vier und zwanzigsten Jahre Kien-longs, der Kaiser mein Großvater, der mächtige, ehrenvolle und reine, demüthig ein großes Opfer für den Schnee dargebracht, und ich fühle mich durch zehntausend Gründe bestimmt, seinem Beispiele zu folgen. Mit Todesangst flehe ich den Himmel an, mich selbst prüfend und meine Fehler erkennend; ich erhebe meine Augen nach Oben, und hoffe, Verzeihung zu erlangen. Ich forschte nach, ob ich die Ehrfurcht in den Opfern außer Acht gelassen; ob Stolz und Verschwendung unvermerkt sich in meinem Herzen eingeschlichen und darin festgesetzt; ob ich die Pflichten versäumt, die ich dem Staate schuldig bin; ob ich in Ertheilung der Belohnungen und Strafen eine vollkommene Unparteilichkeit beobachtet; ob ich dem Volk Unrecht zugefügt oder meine Hand nach fremdem Eigenthum ausgestreckt, indem ich Denkmäler errichtete oder Gärten anlegte; ob meine Wahl von Beamten nicht auf Menschen gefallen ist, deren Handlungen das Volk bedrückten; ob die Strafen gerecht oder ungerecht ausgetheilt wurden; ob die Unterdrückten Mittel fanden, die Berufung zu ergreifen; ob in die Verfolgungen der andersgläubigen Sekten keine Unschuldige verwickelt wurden; ob die Beamten nicht das Volk mißhandelt und seine Klagen anzuhören verweigerten; ob auf den Kriegszügen in den Provinzen des Westen keine Ermordungen bloß wegen der Einkünfte des Kaisers stattfanden; ob die zur Erleichterung des öffentlichen Elendes in den südlichen Provinzen bestimmten Summen weise vertheilt wurden, oder ob man das Volk in den Straßengräben zu Grunde gehen ließ; ob die Unternehmungen zur Ausrottung der Rebellen in Hunan und Canton gut geleitet wurden, oder ob sie nur dazu dienten, die Bewohner dieser Gegenden wie Staub und Koth mit Füßen zu treten. An alle diese Ursachen der Qualen, die ich empfinde, müßte ich das Richtscheit anlegen, und Alles aufbieten, um wieder gut zu machen, was gefehlt worden ist, und mich dabei immer erinnern, daß es noch Fehler geben kann, die meinem Nachdenken entgangen sind. Vor Dir niedergeworfen, flehe ich Dich an, kaiserlicher Himmel! Huang-Tien, mir meine Unwissenheit und Erbärmlichkeit zu verzeihen. Erneuere mein Herz, denn ich allein stelle dar und umfasse Millionen unschuldiger Menschen. Meiner Sünden ist eine so große Zahl, daß ich ihnen nicht entrinnen kann. Der Sommer ist vorüber, der Herbst ist da; es ist unmöglich, länger zu warten. Ich schlage meine Stirn auf den Boden, und flehe Dich an, kaiserlicher Himmel, mir schnell eine glückliche Erlösung aus den Uebeln zu verleihen, einen reichlichen und göttlich wohlthätigen Regen. Rette das Leben meiner Unterthanen und erlöse mich von meinen Sünden. Ach wehe, kaiserlicher Himmel, erhöre mich gütig. Ich bin voll Schrecken, Unruhe und Angst. Ich überreiche Dir mein Bittgesuch ehrfurchtsvoll.“

Die Herren von Levis oder Mirepoix, sagt Walpole in seinen jüngst erschienenen Memoiren, thun sich viel auf ihren jüdischen Namen zu gut und wollen mit der Jungfrau Maria verwandt seyn. Die Familie besitzt ein Gemälde, auf welchem die heilige Jungfrau abgebildet ist, indem sie zu dem Ahnherrn des Hauses Levis sagte: „Couvrez-vous, mon Cousin,“ worauf dieser antwortet: „Non pas, ma très sainte Cousine, je sais trop bien le respect, que je vous dois.“ — Auf einem andern, eben so unsinnigen Familiengemälde soll Noah abgebildet zu sehen seyn, wie er in die Arche wandert und ein Kästchen unter dem Arme hat, mit der Aufschrift: „Papiers de la maison de Levis.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 222. 10 August 1833.

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

II. Spanien.

(Fortsetzung.)

In den weiten Ebenen von Kastilien und Leon, dem großen Kornlande Spaniens, und in den übrigen Mittellandschaften sieht man nur wenige einzeln stehende Gehöfte; die Bewohner sind in Dörfern zusammengedrängt, deren von (in der Sonne getrockneten) Backsteinen aufgeführte Häuser zerfallen und unheimlich aussehen. Bloß im Norden oder in einigen der am Meere gelegenen Distrikte des Südens bekommt man etwas, unsern Pachthöfen oder einzeln stehenden Bauernhäuschen Aehnliches zu sehen. Die Kastilier haben von Alters her einen seltsamen Widerwillen gegen Bäume, „die ja nur Vögel, welche dann das Korn auspickten, anzögen und beherbergten." Diese Nacktheit des großen Flachlandes von Spanien fiel besonders einem geistreichen jungen Amerikaner *) auf, der sich darüber folgendermaßen äußert: „Nicht genug, daß er lange schon das Land seiner Bäume beraubt hat und daß er nicht daran denkt, Pflanzungen zu ihrer Wiederherstellung anzulegen, geht der Kastilier in seinem Abscheu gegen Alles, was Baum heißt, so weit, daß er, um deren Aufkommen an den Landstraßen zu verhindern, die von der Regierung mit Kostenaufwand dort gepflanzten beschädigt und verdirbt. In Folge dieser Baumächtung im Innern von Spanien hat man bemerkt, daß der Boden ausgedörrt von der gewaltig sengenden Sonne und ohne Bäume, die sie mäßigten oder Feuchtigkeit anzögen — allmählich seine Flüsse und Quellen verloren hat, von denen jetzt nur noch die leeren Rinnsäle zu sehen sind, als Mahlzeichen der vergessenen Quelle früherer Fruchtbarkeit."

Die Gebirge Neukastiliens versehen die Bewohner der Ebenen mit Steinkohlen zum Brennbedarf. Man kann sich nichts furchtbar Oederes denken, als die Gegend um Madrid, wo das Auge nirgend ein Wäldchen, einen Obstgarten, einen Landsitz erblickt. Die Felder in Kastilien sind nicht eingehegt; das Korn wird gedroschen und bleibt auf dem Boden liegen, bis die Händler und Spekulanten, denen in den meisten Fällen die Ernte schon zum Voraus verpfändet ist, kommen und es fortholen. Die Landwirthe sind ohne Kapital und deßhalb außer Stande, Verbesserungen auf ihren Grundstücken einzuführen oder vorzunehmen. Die Märkte sind entlegen, und obschon das Korn in Gallizien, Asturien und anderen am Meere gelegenen Landschaften doppelt so viel, als in den Centralprovinzen gilt, so verschlingen doch die Frachtkosten, da es auf Maulthieren oder von Ochsen gezogenen Karren verführt werden müßte, den ganzen Gewinn. Fast die Hälfte des Ertrags geht in Steuern und Zehnten auf, und von der andern Hälfte muß der Pachter seinen Zins zahlen und leben.

Ein beträchtlicher Unterschied findet hinsichtlich der Art des Landbaues zwischen den verschiedenen Landschaften Spaniens statt. In Valencia, Murcia und Granada herrscht das Bewässerungssystem. Dort ist das, zwischen den Bergen und der See sanft sich absenkende Land entweder von Natur oder durch die Kunst zu üppigen Terrassen gestaltet, die wie die Stufen eines Amphitheaters übereinander emporsteigen. Die von den Gebirgen herabkommenden Bäche werden in zahlreiche Kanäle abgeleitet, um das Ganze zu bewässern. „Das Recht auf jeden Wasserbach," sagt der vorhin angeführte amerikanische Reisende, „ist natürlich aufs Genaueste bestimmt. Mit dem Eintritt der Jahreszeit richten die, welche dergleichen Wasserprivilegien genießen, ihre Felder aufs Emsigste her, öffnen ihre Schleußen, füllen die Gräben und überschwemmen das Ganze, selbst die Weinpflanzungen und die Olivenbaumgärten nicht ausgenommen. In Folge dieses Systems steigert sich die Ertragsfähigkeit des Bodens ins Wunderbare und die Erde bleibt das ganze Jahr hindurch zeugungsreich. Die Maulbeerbäume werden dreimal abgelaubt und die Klee- und Luzerne-Felder acht-, ja zehnmal abgemäht; Citronen bricht man oft, die mehrere Pfund wiegen, und Trauben, vierzig Pfund schwer; Weizen, gesäet im November, trägt im Junius dreißigfältige Frucht; Gerste im Oktober — zwanzigfältige im Mai; Reiß im April — vierzigfältige im Oktober, und Wälschkorn, als zweite Ernte gepflanzt, gibt hundertfältigen Ertrag."

Im Norden sind Navarra und Biscaya die beiden bestgebauten Landschaften; die Einwohner sind gewerbfleißig und wohlhabend. Sie genießen einer eigenen örtlichen Verwaltung und besteuern sich selbst. Sie finden sich mit der königlichen

*) Slidell, in seinem 1831 erschienenen Werke „A Year in Spain."

Schatzkammer ab und sind dafür um eine gewisse Summe, von einer Menge kleiner Abgaben frei, denen das übrige Spanien unterliegt. Sie haben auch Fabriken, besonders Eisenhämmer, da ihr Land Steinkohlengruben besitzt. Die baskischen Landschaften bilden, mit ihrer besonderen Sprache und Gesetzgebung, eine Art für sich bestehendes Königreich.

Die Gebirgsbewohner Galliziens, an dem äußersten Westende von Europa, hinausgeworfen gleichsam in das stürmische Weltmeer, das ihr rauhes Land an zwei Seiten bespült, sind arm, abgehärtet und ausdauernd. Da der Boden zu unfruchtbar ist, um einer zahlreichen Bevölkerung den nöthigen Lebensunterhalt zu gewähren, so wandern die Gallegos zu Tausenden aus und strömen nach den großen Städten, namentlich Madrid und Lissabon, wo sie sich als Lastträger und Wasserträger durchbringen. Sie stehen allgemein im Rufe der Ehrlichkeit, ganz verschieden von den Söhnen der sonnigen Valencia, die in Spanien einen schlechten Namen haben. Die Asturier haben gleichen Stand und Gewerbsbetrieb mit ihren gallizischen Nachbarn, sind aber dabei von etwas abenteuerndem Sinn.

(Schluß folgt.)

Die Heeresbildung Belgiens.

(Fortsetzung.)

Als die unerwartete und unbegreifliche Vertreibung der holländischen Truppen statt fand, war die bewaffnete Macht unter den Befehlen van Halens, der sich während des Angriffs ausgezeichnet hatte. Damals war das Land bedeckt mit Freikorps unter Abenteurern jeder Art, aus allen Theilen Europa's, von denen einige die Gelegenheit benützten, um Städte und Dörfer zu brandschatzen. Die provisorische Regierung fühlte indeß bald die Nothwendigkeit, eine Art von Organisation zu versuchen, und General Goethals ward zum Kriegsminister ernannt. Er behielt aber sein Amt nur kurze Zeit, und während täglich Tumulte und Aufstände unter dem Volk ausbrachen, machte die Armee in ihrer Organisation keine Fortschritte. General Goethals war von geringen Fähigkeiten, aber ein alter Offizier und im Dienste ergraut; gewöhnt an die Routine und die Genauigkeit im Dienste bei regulären Armeen, fand er die Aufgabe, eine so unzusammenhängende Masse zu leiten, über seine Kräfte, und war deßhalb froh, seine Entlassung eingeben zu können, und einer so schwierigen und unangenehmen Arbeit zu entgehen.

Ihm folgte General Goblet, der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser Offizier hatte als Ingenieurlieutenant in französischen Diensten mit Auszeichnung gedient, und mehrere Feldzüge mitgemacht. Im Jahre 1822 ward er in holländischem Dienst zum Kapitän befördert, und in diesem Grade fand ihn die Revolution. Er soll das Ministerium nur mit Widerstreben angenommen haben, wahrscheinlich bei dem Bewußtseyn, daß er dieser schwierigen Aufgabe nicht gewachsen sey, und keine Erfahrung im Detail der Administration habe; überdieß besitzt er nur geringes Talent für parlamentarische Debatten und kann durchaus nicht aus dem Stegreife sprechen. Die Anstrengung, sich gegen die unaufhörlichen Angriffe der Opposition zu vertheidigen, und die bittern Umtriebe der Presse, verbunden mit der Unmöglichkeit, die Ansprüche von mehreren Tausenden auf Beförderung zu erfüllen, so wie der schlechte Erfolg seiner Bemühungen, Ordnung in der Armee herzustellen, verleiteten ihm schnell die Last seines Amts und bewogen ihn zum Rücktritt.

Durch das Mißgeschick seiner Vorgänger nicht geschreckt, nahm Graf d'Hane sogleich das Ministerium an, und nur seine Landsleute konnten erstaunt seyn, daß ein Mann, der vom Range eines Majors — dem Rang, den er noch überdieß erst vor wenigen Monaten erlangt hatte, — plötzlich zum Minister emporstieg, ohne eine andere Kenntniß oder Erfahrung zu haben, als die vom kleinen Dienste, unter dem unermeßlichen Gewicht von Verantwortlichkeit und der mannichfachen Arbeit, die sich um ihn aufhäufte, erlag. Einige Fortschritte wurden indeß während seiner Verwaltung dennoch gemacht. Die Armee wurde nominell auf 10 Regimenter Linieninfanterie, zwei Regimenter leichte Kavallerie, 10 Bataillone Freikorps, fünf Kavallerieregimenter und 10 Batterien Artillerie vervollständigt. Wäre General d'Hane von seinen Untergebenen redlich und eifrig unterstützt worden, so hätte manches geleistet werden können; aber die Uneinigkeit und die Eifersucht unter den Anführern, die Nachlässigkeit, Unredlichkeit und die Unterschleife unter den Offizieren waren so groß, daß, als der Minister einen offiziellen Bericht über die Armee den Kammern vorlegte, und ehrlich glaubte, er habe eine verfügbare Macht von 55,000 Mann und 60 Kanonen zur Vertheidigung des Landes in Bereitschaft, die wirklich vorhandene Mannschaft sich in der That nur auf 28,000 belief, und die Hälfte der Artillerie ohne Munitions- und Reservewagen, und nur sehr schwach mit Pferden versehen war. Vor Unwillen über den schlechten Erfolg seiner Maßregeln, und durch dieselben Angriffe, die auch der vorige Minister zu erfahren gehabt hatte, ermüdet, zog auch er sich zurück, und es war keine leichte Sache, ihm einen Nachfolger zu finden.

Endlich fiel die Wahl auf General Dusailly, der während des Angriffs auf Brüssel ein holländisches Regiment kommandirte, und zu denen gehört hatte, die ihren alten Fahnen treu blieben, bis sie ihre Entlassung erhielten. Dieser Offizier setzte seine Funktionen auch nach Leopolds Ankunft fort, und war zur Zeit des holländischen Einfalls noch im Amte. Aber die Armee hatte unter seiner Verwaltung keine Fortschritte gemacht, und als die Holländer in das Land einbrachen, wurden die Truppen in einem Zustande von Unordnung und Entblößung überrascht, die über alle Beschreibung geht. Nun traten die Fehler von Dusailly's Vorgängern auf einmal in völliger Nacktheit ans Licht; jetzt erntete das Land die Früchte des bombastischen Unsinns seiner Repräsentanten und fühlten die Folgen der Insubordination, deren Saat die provisorische Regierung gesäet, und Redner, Journalisten und politische Unionen großgezogen hatten. Alle diese aufgehäuften Irrthümer und die Unerfahrenheit seiner Vorgänger fielen nun auf Dusailly's Haupt. Die Niederlage von Löwen, die Flucht des Generals Daine, die Zerstörung der Batterien von Antwerpen, wurden nicht den Offizieren und Soldaten Schuld

gegeben, welche flohen ohne einen Schuß zu thun, sondern ihm, dem Minister. Er wurde für einen Verräther erklärt, und als er sich beeilte, um zu Daine's Korps zu stoßen, entging er nur mit Mühe der Gefahr, als ein Opfer der Volkswuth zu fallen. Ohne die Vertheidigung Dufailly's zu übernehmen, kann man doch behaupten, daß seine Landsleute ihn sehr unbillig beurtheilten. Zum Tadel sind allerdings große Ursachen vorhanden, doch fehlt es auch nicht an Gründen zur Entschuldigung. Der Fehler lag mehr in dem ganzen Verfahren seiner Vorgänger, und in den inneren Fehlern seines Systems, als in ihm selbst. Er hätte den besten Willen haben können, in einem Augenblicke aber, wo man weder auf Generale, noch auf Offiziere sich verlassen konnte, war die Aufgabe dieser gränzenlosen Zerrüttung zu steuern, mehr als er auszuführen Talent oder Kraft hatte.

Es würde mit dem Zweck dieser Schilderung sich nicht vertragen, wollten wir tiefer in die politischen und moralischen Ursachen eingehen, welche diesen Stand der Dinge herbeiführten, oder welche Veranlassung waren, daß dieser ungünstige Zustand so lange dauerte. Zur Steuer der Wahrheit muß man gestehen, daß die auf einander folgenden Kriegsminister zwar wenig Talent, Erfahrung und Energie zeigten, daß sie aber auch bei jedem Schritt auf Hindernisse stießen, an denen die Plane der berühmtesten und aufgeklärtesten Staatsmänner hätten scheitern können. Die öffentliche Stimme war so gereizt und empfindlich, die Sprache der Deputirten so unbesonnen, die Presse so heftig und zügellos, daß ein Mann schon durch wüthende Schmähschriften erdrückt, und als unfähig zum Amte verurtheilt war, ehe seine Ernennung noch offiziell angekündigt war. Statt in Betracht der Umstände mit einiger Nachsicht behandelt zu werden, stieg die Heftigkeit seiner Angreifer im Verhältniß mit den Schwierigkeiten und Verlegenheiten, welche die unvermeidlichen Folgen der großen politischen Erschütterung waren, welche den Zustand der Gesellschaft bis in ihre Tiefen zerrüttet hatte. Die Nation hatte indeß allerdings gegründete Ursache sich zu beschweren; manches hätte geschehen können, und nichts geschah, um eine brauchbare Armee zu bilden, bei den unermeßlichen Hülfsmitteln, welche die Kammer freigebig votirte. Das gewöhnliche Kriegsbudget betrug 10 Millionen Gulden, das außerordentliche aber über 26, in Allem also 36 Millionen.

(Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Die Uniform des Kapitäns.

(Aus Kapitän Marryats Naval Sketches.)

Ungefähr eine Woche schon kreuzten wir vor der dänischen Insel St. Thomas, als wir nahe am Land eine Brigg bemerkten. Wir setzten alle Segel auf, um auf sie Jagd zu machen, und wir befanden uns bald nur noch anderthalb Seemeilen vom Gestade, als die Brigg unter einer Batterie Anker warf, die unverzüglich ihr Feuer auf uns richtete. Glücklicherweise gingen ihre Kugeln zu hoch, und mehrere über unsere Köpfe weg oder zwischen den Masten durch. Unser Kapitän, Herr Kearney, hatte stets für alle Gelegenheiten eine Geschichte in Vorrath. „Ich erinnere mich, sagte er, eines sehr merkwürdigen Vorfalles. Drei Kanonenschüsse wurden auf die Fregatte abgefeuert, auf der ich mich befand, und die drei Kugeln schossen gerade die drei Leinen der drei Marsstengen ab, die so zu gleicher Zeit herabfielen.“

Herr Philott, der Schiffslieutenant, der nie eine Anekdote des Kapitäns vorübergehen ließ, ohne ihr Eins anzuhängen, erwiderte: „Das ist freilich eine seltsame Geschichte, Kapitän; aber ich habe noch eine seltsamere erlebt. Wir hatten gerade unsere vier Kanonen auf dem Hauptverdecke geladen, und in dem Augenblicke, wo die Kanoniere die Ladestöcke herauszogen, gab uns der Feind eine Ladung, von der vier Kugeln in unsere Kanonenläufe fuhren, und uns die Mühe ersparten, vollends zu laden. Wir schickten den Dänen ihre Kugeln zurück und sie dieselben uns wieder, und so ging es dreimal hinter einander fort.“

„Auf meine Ehre, erwiderte Kapitän Kearney, diese Geschichte haben Sie blos geträumt, Herr Philott.“

„Gerade so, wie Sie die Ihrige, Kapitän.“

Der Kapitän Kearney hielt in diesem Augenblicke sein Fernrohr in der Hand, und zwar geschultert wie eine Flinte, als eine Kugel aus der Batterie über seinen Kopf wegpfiff und das Fernrohr in tausend Stücke zerschmettert mit sich fortnahm.

„Gut, für dießmal, sagte der Kapitän mit großer Kaltblütigkeit; aber möchten Sie wohl behaupten, daß Dieß dreimal hinter einander geschehen könnte? Geben Sie mir ein anderes Fernrohr. Ich bin überzeugt, daß diese Brigg ein französischer Korsar ist. Was sagen Sie dazu Herr O'Brien?“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Kapitän, erwiderte O'Brien, und ich glaube auch, es würde für unsere Mannschaft ehrenvoll seyn, wenn wir den Korsaren unter der Batterie selbst wegnehmen könnten.“

„Steuerbord an die Barre, Herr Philipott; nehmen Sie vier Viertel Wind, und wir werden heute Abend sehen, was zu thun ist,“ sagte der Kapitän.

Die Fregatte entfernte sich nun aus dem Feuer der Batterie. Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, auf den in Ostindien kein Zwielicht folgt, wie unter den nördlichen Breiten; die Sonne senkt sich in ihrer vollen Pracht, zwischen Gewölken von Gold und Rubinen hinab, blitzt noch einmal am Horizont empor, erlöscht, und Alles umher versinkt in Dunkel. Sobald die Nacht hereingebrochen war, hielt der Kapitän mit seinen Lieutenants Kriegsrath; es wurde beschlossen, die Unternehmung zu versuchen; denn ein so ernstes Wagstück es auch seyn mochte, eine Brigg unter den Kanonen einer Batterie wegzunehmen, da man sich immer im Nachtheil befindet, so war doch der Schaden, den diese Korsaren dem englischen Handel in Ostindien zufügten, so groß, daß man immerhin etwas wagen durfte, um sie zu vernichten.

Kapitän Kearney, der, eben so klug als tapfer, alle möglichen Fälle berechnete, wollte nicht, daß der Angriff bei Nacht vor sich gehen sollte. „Das Wagniß, sagte er, ist freilich größer; aber man geht bei Tage frischer daran, als bei Nacht, und den Tag über wird die Mannschaft in der Batterie und am Bord des Korsaren weniger auf ihrer Hut seyn.“ Es wurde also beschlossen, daß während der Nacht Alles vorbereitet und die Schaluppen vor Tagesanbruch ausgesetzt werden sollten; dann wollte man sich hinter Felsen verborgen halten, die nach der Seite des Hafens hin ein Vorgebirge bildeten, und hier, wenn man nicht entdeckt würde, bis Mittag, als der Stunde, wo die Mannschaft der Brigg wahrscheinlich sich größtentheils am Lande befinden würde, bleiben.

Die Vorbereitungen zu einer solchen Unternehmung gewähren am Bord einer Fregatte immer ein lebendiges und unterhaltendes Schauspiel. Die Kriegsschiffe haben gewöhnlich eine doppelte Mannschaft an Bord; die eine besteht aus den einem Schiffe nützlichsten und unentbehrlichsten Leuten, und die andere, die zum Dienst und Kampf verwendet wird, aus den entschlossensten und tapfersten des Schiffsvolkes. Uebrigens kann man sich darauf verlassen, daß die Befehlshaber der Schiffe bei solchen Gelegenheiten Sorge tragen, ihre Mannschaft zweckmäßig auszusuchen.

Die große Schaluppe, die Jolle und die zwei Kutter wurden zum Angriffe bestimmt; man brachte Kanonen auf Schleifen in dieselben, um sie desto leichter vom Vordertheile der Schiffe nach dem Hintertheile zwischen den Matrosen hindurch bringen zu können; dann wurden Kästen mit Munition und Patronen eingeschifft. Die Ruder wurden mit Seilringen auf eisernen Dullen befestigt, um desto weniger Geräusch zu machen und keines zu verlieren, wenn man die Brigg enterte; endlich nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, ohne selbst einen kleinen Vorrath von Wasser und Branntwein zu vergessen, auf den Fall, daß

ein unvorhergesehener Zufall uns länger, als wir dachten, aufhalten sollte, beschäftigten sich die Matrosen mit ihren Waffen; die Einen schraubten frische Pistolensteine auf, Andere schärften ihre Säbel am Schleifsteine, oder mit einer vom Waffenschmied entliehenen Feile. Es war eine Lust, sie so rührig und voll frischen Muthes zu sehen. Es bedurfte nicht einmal der Pfeife des Bootsmannes, um sie auf ihren Posten zu rufen, und man hätte glauben mögen, es gehe an eine Lustpartie, nicht an einen Kampf, wo es Leib und Leben galt.

Kapitän Kearney bestimmte die Offiziere, die den Befehl übernehmen sollten. Da er den Kadetten nicht recht traute, von denen er, wie er sagte, aus Erfahrung wisse, daß sie dergleichen Unternehmungen durch ihre Tollkühnheit gewöhnlich verderben, so bestimmte er den ersten Lieutenant Philott zum Befehlshaber der Schaluppe, O'Brien für die Jolle, den Mastmeister für den ersten Kutter und den Hochbootsmann Chucks für den zweiten. Chucks war voll Freude, einen Kutter zu befehligen, und forderte mich auf, mit ihm mich einzuschiffen, was ich bereitwillig that, obgleich ich gewöhnlich O'Brien begleitete.

Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch fuhren die Schiffe ab, und die Fregatte warf in einer Entfernung Anker, die jeden Verdacht beseitigen mußte, während wir ruhig an der uns angewiesenen Stelle anlangten. Nach einer Viertelstunde hatten wir das Vorgebirge erreicht, das eine von den Seiten der Bucht bildete, und wir legten zwischen den Felsen an. Dann wurden die Ruder eingezogen, die Kabeltaue angebunden und das tiefste Stillschweigen anbefohlen. Die Felsen waren so hoch, daß es unmöglich war, uns zu sehen, wenn man nicht bis an den Rand der jähen Felswände herauskommen wollte. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, und als es heller Tag wurde, unterhielten sich unsere Leute, die nachlässig am Rande der Fahrzeuge lehnten und umher lagen, die Korallen und Fische auf dem Grunde des durchsichtigen klaren Gewässers zu beobachten.

„Ich kann Ihnen nicht verschweigen, Sir, sagte Chucks leise, daß ich keinen glücklichen Ausgang von dieser Expedition ahne, und es ist mir immer, als sollte morgen Einer von uns beim Verlesen fehlen. Auf Meeresstille folgt Sturm, und sehen Sie wie still es um uns her ist! Aber ich muß meinen Kaputrock ausziehen, denn die Sonne macht schon heiß. Heda, reiche mir mein Kamisol dort, das rechter Hand neben Dir zusammengerollt liegt."

Chucks zog seinen Ueberrock aus, den er ohne Kamisol darunter angelegt hatte, als er bemerkte, daß er statt seines Kamisoles die Uniform des Kapitäns sammt ihren beiden Epauletten mitgenommen hatte. „Bei dem ganzen englischen Adel, rief er aus, ich habe des Kapitäns Uniform mitgenommen; da bin ich in einer schönen Verlegenheit. Behalte ich meinen dicken Kaputrock an, so koche ich im Schweiß, und ziehe ich die Uniform des Kapitäns an, so könnte man mir es auslegen, als habe ich den Respekt gegen ihn außer Augen gesetzt." O'Brien, der es in seiner Jolle hörte, sagte: „Ich sehe nicht, daß die Uniform des Kapitäns etwas verlieren sollte, wenn sie Herr Chucks anzieht, es müßte denn geschehen, daß eine Kugel hindurch führe, und dann könnte Herr Chucks nichts dafür.

„Nein, erwiderte Lieutenant Philott, und der Kapitän könnte dann schwören, eine Kugel sey durch seinen Rock durch und durch gefahren, ohne ihm die Haut zu ritzen, und diese Geschichte wäre wohl eine neue Uniform werth. Ziehen Sie daher immerhin den Rock an, Herr Chucks, er wird für den Feind eine vortreffliche Zielscheibe abgeben."

„Um das Vergnügen, für einen Gentleman zu gelten, sagte der Hochbootsmann, möchte ich es schon wagen. Her also — mit der Uniform!"

Es gereichte zur allgemeinen Ergötzlichkeit, als Herr Chucks die Uniform anzog und sich mit selbstzufriedenem Gesichte neben den Schoten des Spiegels ausstreckte. Da aber Einer von den Matrosen den Scherz noch länger fortsetzen wollte, als es dem Hochbootsmanne gefiel, sagte er zu ihm: „Webber, ich muß Dir bemerklich machen, daß es nicht Sitte, einem höhern Offizier so unter die Nase zu lachen, und wenn wir uns am Bord der Fregatte wieder treffen sollten, so bin ich begierig zu sehen, ob Du Dich vor dem Hochbootsmanne mit dem Stock eben so gebrauchen wirst, wie vor dem Hochbootsmann in der Kapitänsuniform." Chucks war bekannt wegen seiner Vorliebe für die Anwendung des Argumentes, mit dem er den Spötter bedrohte, und die Stille wurde wieder hergestellt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Von der Fahne Mohammeds macht man sich gewöhnlich einen eben so irrigen Begriff, wie von der französischen Oriflamme. Die bei den Türken seit undenklichen Zeiten üblichen Fahnen sind von verschiedenen Farben, aber die große Nationalfahne, der **Sandschak Scheriff** oder die heilige Fahne, ist nicht **grün**, wie man während des letzten russisch-türkischen Krieges in den Zeitungen las, sondern **schwarz**, wie schon aus dem Namen hervorgeht, den ihr Mohammed selbst beilegte, indem er sie **Okab**, d. h. schwarzer Adler, nannte. Die erste Fahne des Propheten war weiß und bestand aus dem Turban des von ihm gefangenen Boreiden; nachher aber nahm er als solche den schwarzen Vorhang, der sich an der Thüre des Gemaches der Ajescha, einer seiner Frauen, befand. Der Sandschak Scheriff wird von den Moslimen als eine der heiligsten Reliquien betrachtet, und in Friedenszeiten in zwei und vierzig atlassenen Ueberzügen und in einer kostbaren Büchse, und diese in einer Art Kapelle, im Innern des Serai, aufbewahrt. Man entfaltet die heilige Fahne nur in großen Staatsnöthen, bei Aufruhr oder unglücklich ausgefallenen Schlachten. Bevor diese Feierlichkeit stattfindet, verkünden die öffentlichen Ausrufer sie drei Tage vorher, damit die Ungläubigen (die Giaurs und Kaffiren) sich aus der Nähe des Sandschak Scheriffs entfernen, denn die Kühnheit, ihn mit ihren profanen Blicken zu entweihen, würde augenblicklich mit dem Tode bestraft werden. Dieses berühmte Palladium des Islam ging Anfangs an die Anhänger Omars zu Damaskus über, dann an die Abbassiden von Bagdad und Kahira, wo es in die Hände des blutdürstigen Selim I fiel und dann mit Amurad III nach Europa gelangte. Uebrigens erhebt sich billig ein Zweifel, ob nach so vielen Jahrhunderten und so vielen Veränderungen, die das ottomanische Reich erfuhr, noch Etwas von dem ursprünglichen Vorhange, so viele Tumulte und Aufruhre, mit denen fast jede neue Thronbesteigung verbunden war, überdauert hat.

*

Aus einem so eben in London erschienenen Werke: „Indian Traits" entnehmen wir die zwei folgenden indianischen Lieder. Das **Odschibwa Mädchen**: „Wie, was fehlt dem jungen Amerikaner? Er schifft mit Thränen im Auge über den Fluß! Er sieht das Odschibwamädchen sich anschicken, den Ort zu verlassen. Er seufzt nach der Geliebten, weil sie hinwegzieht! Doch lange nicht wird er nach ihr seufzen; denn sobald sie aus seinen Augen, wird er sie vergessen." — **Kriegsgesang der Tschippewa**: „Weine, weine nicht um mich, liebes Weib, sollte ich fallen. Nur um Dich selbst Du weinen, arm seyd ihr Alle und zu beklagen, ihr Weiber, ihr seyd zu beklagen! — Ich suche, ich suche unsere gefallenen Freunde; ich ziehe aus zu rächen, zu rächen die Erschlagenen, unsere gefallenen und erschlagenen Freunde. Und unsere Feinde, unsere Feinde sollen erliegen, gleich ihnen; — gleich ihnen sollen sie erliegen: ich gehe — ich gehe, sie niederzustrecken — sie niederzustrecken."

*

Der prachtvollste Silberschrank, den man kennt, ist wohl der des Schah von Persien; er enthält mehr als 4000 Stücke von goldenem, mit kostbaren Steinen und Perlen besetztem Service: Löffel, Vasen, Becher, Gießkannen, Becken, Schüsseln u. s. w. Es finden sich darin Becher von so ungeheurem Umfange, daß man sie, wenn sie gefüllt sind, kaum mit einer Hand halten kann. Am meisten fällt aber dem fremden Beschauer eine Sammlung Löffel auf, die einen Fuß lang sind, und dazu dienen, Suppe oder andere Flüssigkeiten zu schöpfen. Die Schale des Löffels ist von emaillirtem Gold, und der Stiel, der mit Rubinen besetzt ist, endigt in einen großen Diamanten. Die Länge dieser Löffel ist auf die orientalische Gewohnheit berechnet, die Speisen auf den Fußboden zu stellen; und bei einem so langen Löffel ist man der Mühe überhoben sich zu bücken. Man läßt die Fremden diesen Silberschrank, so wie das dem Schah von Persien von dem Kaiser von Rußland zum Geschenk gemachte krystallene Bett bereitwillig sehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 223. 11 August 1833.

Volksmährchen der Hindus.

1. Die Affenbraut.

(Aus dem Asiatic-Journal.)

Es gibt wohl nichts Köstlicheres unter einem heißen Himmelsstriche, als im Schatten einer Palme, neben einem murmelnden Brunnen nachlässig ausgestreckt, in einem angenehmen Zwielicht von Wachen und Träumen, der Erzählung eines morgenländischen Mährchens zu lauschen. Eine Unterhaltung dieser Art ist in Indien noch so volksthümlich als zu Zeiten des Sultans Schehriar, grimmigen Angedenkens, und eine dunkeläugige Scheherazade, deren Gedächtniß einen reichen Vorrath wunderbarer Geschichten aufbewahrt, ist in jedem Hause zu finden. Es gewährt einen ganz besonders ergötzlichen Anblick, eine Gruppe Eingeborener um einem Mährchenerzähler versammelt zu sehen. Einige sitzen mit geschlossenen Augen da, und schwelgen mit langen, genußvollen Zügen in Strömen des duftigen Rauchkrautes, der wundervollen Erzählung gleichsam nur mit den Ohren lebend und ihr Vergnügen durch kein anderes sichtbares Zeichen verrathend, als durch die höchste Gemüthsseligkeit, die sich auf ihren Gesichtern malt; Andere horchen mit offenem Munde zu, und schnappen jedes Wort mit gesteigertem Entzücken auf, indem sie dem Uebermaß ihres Vergnügens durch den häufig wiederholten Ausruf: „Wah! Wah!" Luft machen; Andere endlich, welche die mit feinem Kennergaumen ausgewählten, und appetitlich in ein grünes Paanblatt eingewickelten Gewürze kauen, geben nur durch die Blitze ihrer beredten Augen den tiefen Antheil zu erkennen, den sie an dem Schicksale irgend eines schönen Prinzen oder einer schönen Prinzessin nehmen, die von einem Genius geliebt wird.

Wer Hindustan durchreist, könnte leicht einen oder den andern Band voll solcher Erzählungen sammeln, die zwar alle aus dem alten Mährchenhort des Morgenlandes geschöpft sind, aber doch immer durch eine kaleidoskopische Wendung und Verkettung der einzelnen Theile einen neuen Klang erhalten, der uns selbst unsere ältesten Bekannten aus der Feenwelt nicht gleich wieder erkennen läßt. Alle klingen mehr oder minder wie längst bekannte Geschichten, aber alle besitzen wieder ganz eigenthümliche Züge, und die Mährchen und Sagen, die in Hindustan im Umlaufe sind, würden sich nicht den persischen Erzählungen und dem großen Wundergarten von Tausend und Einer Nacht anfügen lassen, ohne ihren fremden Ursprung und ihr eigenthümliches Gepräge zu verrathen, und zwar vielleicht nicht sowohl durch einen geringern Gehalt, als vielmehr durch einen sehr augenfälligen Unterschied in dem Bau und der Form der Erzählung. Und nun möge sich der Leser, der noch nicht so altklug und verständig geworden ist, um das kindische Vergnügen an den phantastischen Dichtungen des Morgenlandes abgeschmackt zu finden, mit seiner noch jugendlich kräftigen Einbildungskraft etwa in folgendes Gemälde versetzen. Er denke sich einen geräumigen marmornen Pavillon, der nach allen Seiten offen, eine Aussicht auf einen köstlichen Garten bietet, der von Bächen durchschnitten ist, die aus funkelnden Springbrunnen ihre Nahrung erhalten; ein schönes Weib in farbeprunkenden Gewändern ruht auf Polster hingegossen, und ist von ihren Dienerinnen umgeben, die alle in weißen Musselin gekleidet sind, während ein wenig abseits von den übrigen eine andere Frau mit untergeschlagenen Beinen sitzend, den Schleier beiseite geschoben hat, und voll Feuer und Leben im Gesichte eine Erzählung vorträgt. Oder er denke sich eine weite Ebene, von dem glänzenden Mondlicht des morgenländischen Himmels überstrahlt: eine Gruppe von Männern sitzt um ein Feuer, das hell auf dem Boden lodert; Kamele ruhen knieend im Hintergrund von der mühevollen Wanderung des Tages aus; oder er stelle sich das Verdeck eines Budscheroh vor, das mit sanftem Wind den Ganges hinabgleitet, während die ganze Schiffsmannschaft unter dem weißen Segel gelagert ist, das sich über sie wie ein Baldachin ausbreitet — oder endlich das Innere einer Wohnung, wo eine bunte Gesellschaft auf dem mattenbedeckten Fußboden gedrängt beisammenkauert, Hindus und Mohammedaner durcheinander, Khidmutghars, Lastträger, und Ajahs und in ihrer Mitte ein schön gelocktes europäisches Kind, das bei dem Fortgang der Erzählung seine kleinen Hände zusammenschlägt und das Wah! Wah! seiner dunkelfärbigen Umgebung wiederholt.

Dann denke man sich den Erzähler, der beginnt und spricht: „Es war einmal ein König, der hatte sieben Söhne, und da sie alle das gehörige Alter erreicht hatten, so war er darauf bedacht, sie geziemend zu verheirathen; da er aber unter den Brüdern keine Zwietracht stiften wollte, wenn er dem Einen vor dem Andern einen Vorzug zu geben schiene; so zog er sei-

nen Wessir zu Rath, um von ihm zu erfahren, wie es am klügsten anzufangen, daß Jeder mit der für ihn getroffenen Wahl zufrieden seyn möchte. Der Wessir, der ein weiser Mann war, und sich in einer so kitzlichen Sache, bei der am Ende nicht viel Dank zu holen war, nicht zu weit herbeilassen wollte, dachte ein wenig darüber nach und sagte: „O König, wenn Du diese Sache zu einem glücklichen Ende führen willst, so lasse einen allgemeinen Festtag anberaumen; ziehe aus von Deinem Palaste an der Spitze aller Deiner Edlen, der Prinzen Deiner Söhne, und einem großen Heergefolge in die nahe Ebene; verkünde durch den Mund Deines Knechtes dem versammelten Volke Deine Absicht; dann lasse sieben Bögen und sieben Pfeile bringen, und die sieben Prinzen Jeden einen wählen, und die sieben Pfeile sollen sie dann dahin und dorthinaus abschießen und in der nämlichen Richtung, in der jeder Pfeil geflogen ist, soll jeder Prinz suchen und alle werden Frauen finden, wie sie ihnen gehören.“ Dieser Rath gefiel dem König und er versammelte darauf ein großes Heer, bestieg seinen Elephanten und zog aus an der Spitze seiner Edlen und der hohen Staatsbeamten auf die nahe Ebene, und die ganze Stadt ging mit ihm hinaus und lagerte sich ringsumher mit Schaaren von Pferden, Kamelen und zahllosen Büffeln. Dann am bestimmten Tage, als alles Volk versammelt war, verkündigte der Wessir mit lauter Stimme die Absicht des Königs, und nachdem die Prinzen ihre Einwilligung gegeben und den verlangten Eid geschworen hatten, sich den Folgen unterwerfen zu wollen, wurden sieben Bögen und sieben Pfeile gebracht und Jeder von den Brüdern wählte einen. Sie schossen und die Pfeile flogen dahin und dorthin; einer nahm die Richtung nach des Wessirs Haus, der, wie man sagte, eine sehr schöne Tochter hatte, und fünf schwirrten den Palästen anderer Edlen zu, nur der Pfeil des jüngsten Bruders fuhr in einen Tamarindenbaum.“

„Groß war die Bestürzung über dieses Ergebniß. Der König berieth sich abermals mit seinem Wessir, aber dieser weise Rathgeber, der sehr darauf bedacht war, jede Verantwortlichkeit von sich abzulehnen, empfahl seinem Herrn, die Wahrsager und heiligen Männer des Hofes zu befragen, die am besten zu entscheiden wissen würden, in wiefern der Prinz durch seinen unglücklichen Schuß sich verbindlich gemacht habe. Auf des Königs Befehl versammelten sich also fromme und gelehrte Männer ohne Zahl vor seinem Angesichte. Sie erwogen und bedachten die Sache reiflich und nach gehöriger Berathung erklärten sie, daß der Prinz gehalten sey, die übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen, und daß es besser sey, er werde mit einem Baum vermählt, als daß er wortbrüchig und meineidig würde, indem er die durch den Pfeil ihm zugefallene Gemahlin verweigere, mit der er sich für so rechtmäßig verlobt ansehen müsse, als seine Brüder mit den lebendigen Bräuten, die ihnen ihr glücklicheres Geschick bestimmt habe. Dem König leuchtete die Gerechtigkeit dieser Entscheidung ein, und obgleich er schmerzlichst bedauerte, daß sein geliebtester Sohn sich mit einem Tamarindenbaum vermählen müsse, so beschloß er dennoch, daß dem leblosen Dinge dieselben Ehren erwiesen werden sollten, wie den Töchtern der Edlen, denen das Glück zu Theil wurde, in seine Familie aufgenommen zu werden. Der kluge Wessir tröstete ihn indeß mit der Bemerkung, daß es eine bloße Form sey, die gar gut dazu dienen werde, dem Volk einen hohen Begriff von seinem zarten Ehrgefühl und seiner unerschütterlichen Gewissenhaftigkeit beizubringen; und nach Verrichtung einiger leeren Feierlichkeiten stehe es ja dem Prinzen frei, sich eine angemessenere Lebensgefährtin zu suchen, als einen Tamarindenbaum. Der König beruhigte sich bei dieser Ansicht der Sache und ließ mit erleichtertem Herzen die Vorbereitungen zur Hochzeit treffen.

„Der Tag, wo die Brautgeschenke der Tochter des Wessirs und den fünf anderen Mädchen überreicht werden sollten, war erschienen, und unter feierlichem Gepränge wurden in einer gleichen Anzahl von Schüsseln dieselben Hochzeitgaben, sammt einem prächtig auf Pergament geschriebenen Ehevertrage, unter dem Tamarindenbaum niedergelegt. Bei dieser Gelegenheit bemerkten die Ueberbringer der Geschenke, daß der Baum von der prachtvollsten Art war, die man sehen konnte, und daß unter seinen weit verbreiteten Zweigen ein Brünnlein hervo quoll. Als sie am folgenden Morgen sich wieder bei dem Tamarindenbaum einfanden, erblickten sie statt der gestern überbrachten Schüsseln andere weit schönere, gefüllt mit den herrlichsten Shawls, die man nur je gesehen hatte, mit Stücken von Gold- und Silberbrokat, weit kostbarer als die Stoffe von Kaschih, mit Juwelen vom reinsten Wasser und mit Früchten, die an Schönheit und Wohlgeschmack alle, die im Lande wuchsen, übertrafen. Außerdem fand man auch an der üblichen Stelle ein Schreiben, in sehr schönen Buchstaben abgefaßt, worin der Entschluß des Tamarindenbaumes, die Geschenke des Prinzen anzunehmen ausgesprochen, und ihm zugleich bedeutet wurde, sich zur bestimmten Zeit mit gehörigem Gefolge einzufinden, um die Braut nach ihrem künftigen Wohnsitze zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

II. Spanien.

(Schluß.)

Die Mesta ist eine Quelle der Plage und Noth für manchen spanischen Landwirth. Es ist dieß eine verbriefte Gesellschaft von Schafeigenthümern, die das Recht haben, ihre Heerden, gegen ein unbedeutendes Entgelt, auf allem Triftland in Spanien weiden zu lassen. Die Zahl ihrer Schafe beläuft sich auf mehr denn fünf Millionen, und gegen 50,000 Personen stehen als Verwalter, Schäfer und sonstiges Gesinde, in ihren Diensten. Sie haben ein eigenes Gerichtspersonale, das viele Bedrückungen gegen die ausübt, die ihren wirklichen oder angemaßten Rech en und Vorzugsfreiheiten im Wege stehen. Die Schafe wandern im Sommer von den Ebenen nach den Bergen, und vor dem Winter wieder zurück, wobei sie, fremdes Eigenthum nicht achtend, über angebautes Land ziehen, die andern Heerden von ihren Weideplätzen vertreiben und viel Unheil anrichten. Dieß ist ein Grund, warum die Felder in Mittelspanien nicht eingehegt sind. Die Gesellschaft der Mesta hat den Allein-

handel in Masse, da die einzelnen Viehzüchter und Schafhalter mit einer solchen mächtigen und reichen Körperschaft, die unter ihren Mitgliedern hohe Staatsbeamte, Edelleute und Würdenträger der Kirche zählt, mit Aussicht auf Erfolg nicht in die Schranken treten können. Dieses Uebel war und ist die stete Klage der Oekonomen; es ist eines der außerordentlichsten Monopole, das noch je bewilligt ward. *)

Die Arrieros oder Maulthiertreiber bilden eine zahlreiche und ziemlich eigenthümlich hervortretende Klasse der spanischen Bevölkerung. Maulthiere zieht man, da sie sicherer gehen und leichter zu ernähren, als Pferde sind, in Spanien zum Ziehen oder Fahren vor. Außerdem gibt es aber auch Karawanen von Mauleseln, die mit der Waarenfracht auf ihrem Rücken, Spanien unaufhörlich auf verschiedenen Straßen durchziehen, und sowohl Korn, Reiß, Mehl, Hülsenfrüchte, Wein und Oel in Schläuchen, als auch Handelsgüter von den Seehäfen nach dem Innern bringen. Der Maulthiertreiber ist eine Art Wesen im Urzustande; er durchwandert in allen Richtungen die weite Halbinsel; seine Heimath ist überall; leichtherzig und frohgesinnt, ist er auch ehrlich, und im Allgemeinen darf man sich auf seine strenge Pünktlichkeit verlassen. Gegen seine Thiere ist er gar gut, nennt sie bei ihrem Namen, schwatzt mit ihnen, schilt sie aus und seine erste Sorge, wenn er im Wirthshaus ankommt, ist, nachzusehen ob man ihnen nichts hat mangeln lassen, und dann erst, und eher nicht, denkt er an sich selbst. Er ist Marketender, besorgt die Fortschaffung von Gepäck und führt Aufträge und Bestellungen auf seinem Reiseweg aus. Der Herr oder Eigenthümer einer Anzahl Maulesel schickt seine Knechte auf die verschiedenen Geschäftsreisen aus, und zahlt neben ihrem Lohne, was sie unterwegs von Auslagen haben. Bei bedeutenderen und einträglicheren Unternehmungen macht er sich selbst auf den Weg. Während des Kriegs in der Halbinsel wurden Maulthiertreiber vom englischen Kommissariat viel dazu gebraucht, Mundbedarf für das Heer hin- und herzuschaffen, und gut bezahlt. So kamen Manche von ihnen mit ihren Maulthieren aus dem Herzen Kastiliens, das damals im Besitz der Franzosen war, bis nach den Gränzen von Portugal, wo die englischen Kantonnirungen sich befanden, indem sie geschickt zwischen den französischen Posten und Streifparteien durchzuschleichen wußten. Wie oft in stiller Nacht kam Leben und Freude in das englische Feldlager, wenn fernher des spanischen Maulthiertreibers Sang erschallte, der im Volksliede vom „schönen Lande Valencia, Spaniens Garten" sang, oder die „unbezwingbare Stadt Zaragoza, die der Franzose nimmer brechen soll" und ihre Schutzheilige „Unsere Liebe Frau vom Pfeiler" **) preisend erhob, während das Geläute der Maulthierglöckchen zu jedem Tonschluß widerhallend klang!

„Des Maulthiertreibers Lied, erklingt es noch?
„Von Liebe und von Andacht war sein Sang,
„Mit dem er fröhlich sonst des Weges zog
„Bei seiner Glöckchen regellosem Klang?
„Jetzt singt er bloß: „Fernando lebe lang!" u. s. w.

Byrons Child Harald (Ges. 1. Stanze 48.)

---

*) Ueber die Mesta, sowie die Agrikultur- und Eigenthumsverhältnisse Spaniens findet sich Ausführlicheres, Ausland 1831. S. 1515 u. d. f. A. d. R.

**) Das bekannte wunderthätige Madonnenbild „Nuestra Señora del Pilar" zu Saragossa.

Seebilder.

Die Uniform des Kapitäns.

(Schluß.)

So harrten wir, ohne entdeckt zu werden, bis Mittags hinter den Felsen; ein Offizier begab sich sogar noch weiter vor, um Erkundigung einzuziehen, wie es auf der Brigg stehe. Die Boote fuhren unaufhörlich zwischen dem Korsaren und dem Ufer hin und her, und brachten jedesmal ein Dutzend Matrosen ans Land, so daß wir hoffen durften, auf der Brigg nur wenig Leute zu finden, die uns Widerstand leisten konnten. Philott zog seine Uhr und zeigte sie O'Brien, um ihm zu beweisen, daß er pünktlich dem Befehle des Kapitäns nachkomme; es war zwölf Uhr, und er gab das Signal zum Aufbruche. Man band die Kabeltaue los, lud die Kanonen und schüttete Zündkraut auf; die Matrosen griffen zu den Rudern und in zwei Minuten hatten wir die Felsen verlassen, und erschienen eine Viertelmeile vom Ufer und eine halbe Meile vom Korsaren in der Linie. Es wurde aus Leibeskräften gerudert, aber kein Laut gegeben, bis uns der Feind seine erste Kugel zugesendet hatte, die von einem Punkte herkam, wo wir es uns nicht versehen hatten; nämlich aus einer Doppelbatterie, die man zu beiden Seiten der kleinen Bucht angelegt hatte, und von der uns somit eine Kanone in dem Augenblicke begrüßte, wo wir in den Hafen einliefen; sie traf uns nicht, eben so wenig drei andere Kugeln, die der ersten unmittelbar folgten, aber uns doch zwei Ruder am ersten Kutter mitnahmen.

Inzwischen hatten wir bemerkt, daß sobald man unserer auf der Brigg ansichtig wurde, die Boote ans Ufer abgeschickt worden und jetzt mit Mannschaft beladen zurückgekehrt waren. Sie waren noch einmal ans Land gerudert, aber noch nicht wieder bei dem Korsaren angelangt, so daß wir uns beide ungefähr gleich weit entfernt vom Schiffe befanden, und es schwer zu sagen war, wer zuerst es erreichen würde. O'Brien rief jetzt Philott zu, wir müßten damit beginnen, daß wir die Boote angriffen, um dann den Korsaren auf der Seite zu entern, wohin sie ihre Richtung nahmen, denn wahrscheinlich sey dort in dem Netze der Seitenbrustwehr, die uns ein furchtbares Hinderniß entgegengestellt haben würde, eine Oeffnung gelassen worden, durch die das Schiffsvolk der Brigg aus und ein ging. Philott war gleichfalls dieser Meinung, und befahl den Ruderern im Bugspriet, ihre Ruder fallen zu lassen und die Kanonen zu richten, während die Ruderer auf den Seiten ihre Anstrengungen verdoppelten. Als wir zwanzig Toisen von der Brigg und ihren Booten waren, ließ der Lieutenant Feuer geben. Die Karonade der großen Schaluppe hatte ihre Ladung so gut angebracht, daß eines der ausgesetzten Boote in den Grund geschossen wurde, und unsere kleinern Kugeln richteten unter der Mannschaft eine große Niederlage an. Noch eine Minute und die Mannschaft der beiderseitigen Boote stieß zusammen, und der Kampf von Mann gegen Mann begann. Die Franzosen schlugen sich wie verzweifelt, und erhielten zur rechten Zeit von den Leuten auf dem Korsaren, die nicht müßige Zuschauer bleiben konnten, Unterstützung. Die Einen sprangen zu gleichen Füßen mitten unter uns hinein, die Andern warfen kalte Kanonenkugeln auf uns, um uns Leute zu tödten oder uns in den Grund zu bohren; allein wir waren die Stärkern und besser Bewaffneten, und wurden ihrer endlich Herr. Dann stürzten wir uns auf die Brigg, wo wir Niemand mehr fanden, als einen großen Hund, der O'Brien an die Kehle fuhr.

„Tödtet ihn nicht, rief O'Brien Denen zu, die ihm zu Hülfe eilten, befreit mich nur von seinen Krallen."

Die Matrosen schafften ihm endlich seinen vierfüßigen Feind vom Halse, den O'Brien an eine Kanone band, indem er sagte: „So mein tapferer Bursche, Du wirst jetzt mein Gefangener seyn."

Allein obgleich nun des Korsaren Meister, waren wir damit doch noch keineswegs mit unserer Unternehmung am Ziele; denn nicht nur waren wir dem Feuer der zwei Batterien an der Hafeneinfahrt ausgesetzt, an denen wir vorbei mußten, sondern auch der Batterie im Hintergrunde der Bay, die Tags vorher die Fregatte beschossen hatte. Wir beeilten uns die Ankertaue zu kappen, die Marsstengen herabzulassen und die Verwundeten aus den Booten auf die Brigg zu schaffen. Alles Diß war das Werk von wenigen Minuten. Wir hatten nicht mehr als neun Verwundete, von denen Jedoch nur dem Hochbootsmanne Chucks eine Kugel durch den Leib geschossen worden war, so daß keine Hoffnung für

sein Leben blieb. Wie Philoit bemerkt hatte, die Epauletten des Kapitäns hatten ihn zur Zielscheibe des Feindes gemacht, und er war ein Opfer seiner erborgten Federn geworden.

Sobald die Verwundeten, vierzehn Franzosen und die unserigen, auf das Verdeck gebracht waren, setzten wir die Schiffsleinen an, und machten uns daran, die Brigg aus dem Hafen zu bugsiren. Es war ein Tag vollkommener Windstille, und es ging nur langsam vorwärts, obgleich unsere Leute, durch den Sieg begeistert, ihre Kraft und Fröhlichkeit verdoppelten. Als der Feind bemerkte, daß die Brigg genommen sey, so richtete er auf sie ein vortheilhaftes Feuer; noch hatten wir unsere Prise nicht einige Toisen weit gegen die zwei Batterien des Vorgebirges hinbugsirt, als der Korsar drei Kugeln in die Rippen erhielt und Wasser zu schöpfen anfing. Ich war beschäftigt, dem armen Chucks, der neben dem Rade des Steuerruders ausgestreckt lag, einigen Beistand zu leisten; das Blut rieselte aus seiner Wunde, und er wurde mit jedem Augenblicke schwächer. Nachdem ich mit meinem Sacktuche seine Lenden zusammengeschnürt hatte, um den Bluterguß etwas zu hemmen, holte ich ein wenig Wasser, befeuchtete damit sein Gesicht und goß ihm einige Tropfen davon in den Mund. Er schlug die Augen auf und erkannte mich.

„Ach, Sir, sagte er, sind Sie es? Es geht zu Ende, nicht wahr? Aber konnte es besser gehen, sagen Sie?"

„Wie meinen Sie Dieß?" fragte ich.

„Wie ich es meine? Ei bin ich denn nicht als Offizier und Gentleman gekleidet gefallen? Ich sterbe lieber mit den Epauletten, als daß ich zum Leben zurückkehre, um die Uniform eines Hochbootsmannes wieder anzuziehen. Ich schätze mich sehr glücklich."

Chucks drückte mir die Hand und schloß die Augen. Wir befanden uns in diesem Augenblicke den beiden Batterien des Vorgebirges gerade gegenüber, deren Geschütze so gerichtet waren, um auf unsere Boote zu schießen, welche die Brigg bugsirten. Die erste Kugel traf unsere große Schaluppe in die Seite und bohrte sie in Grund. Glücklicherweise wurde die ganze Mannschaft gerettet, aber wir verloren Zeit, bis wir an die Stelle der Schaluppe die Jolle gebracht hatten, und die Kugeln fielen immer dichter und dichter. Dennoch verloren unsere Leute den Muth nicht, als wir bemerkten, daß der Korsar einen Leck hatte, der es unmöglich machte, ihn weiter zu bugsiren. Philoit befahl, die Brigg zu verlassen und in unsern übrigen Booten der Fregatte zuzurudern. Ich erhielt den Auftrag, die Verwundeten nochmals wegschaffen zu lassen, und zwar in meinen Kutter; als aber die Reihe an Chucks kam, der in diesem Augenblicke wieder einige Kraft zu gewinnen schien, sagte er: „Nein, nein, mein lieber Sir, es hilft nichts mehr; ich will hier sterben. Lassen Sie mich ruhig verscheiden, ich bitte Sie darum. Nimmt der Feind die Brigg wieder, so werde ich mit den militärischen Honneurs beerdigt werden, wo nicht, so werde ich in der Uniform eines Offiziers sterben. Eilen Sie sich; ich, ich bleibe hier, es ist entschieden."

Ich wollte ihm noch zureden, sich wegtragen zu lassen, als zwei Schiffe mit bewaffneter Mannschaft aus dem Hafen auf die Brigg zuruderten. Ich hatte kaum noch Zeit, dem ehrlichen Chucks die Hand zu drücken; denn der Feind war mir schon so nahe auf dem Halse, daß ich in seine Hände gefallen seyn würde, wenn mir nicht die Jolle und der Kutter zu Hülfe gekommen wären. Im Ganzen war die Expedition gut ausgefallen. Wir verloren Niemand, als Chucks; denn die Uebrigen waren nicht tödtlich verwundet. Der Admiral war zufrieden und Kapitän Kearney auch, wiewohl er über die verlorne Uniform ein wenig murrte. Wenigstens die Epauletten, meinte er, hätte man doch mitnehmen sollen. „Allein diese jungen Leute, fügte er hinzu, womit er auf mich anspielte, denken an Nichts."

Vermischte Nachrichten.

Morier erwähnt in seiner zweiten Reise nach Persien eines Propheten, dessen Leichnam seit unvordenklichen Zeiten auf dem Gipfel des Berges Sewillan unter Eis aufbewahrt wird. Mehrere englische Reisende, die sich im Jahre 1827 zu Ardebyl befanden, entschlossen sich das seltsame Grab des mohammedanischen Heiligen zu besuchen, und Kapitän Stee, der sich unter dieser Gesellschaft befand, gibt von dieser Wanderung folgenden Bericht: „Zwei Stunden vor Sonnenaufgang stiegen wir zu Pferde und machten uns mit zwei Führern auf den Weg. Kaum aber hatten wir sechs englische Meilen zurückgelegt, als wir von unsern Pferden steigen und den Berg zu Fuß erklimmen mußten. Anfangs kam der Weg uns nicht steil vor, bald aber sahen wir, daß wir uns geirrt hatten. Nachdem wir vier Berggipfel, die sehr mühsam zu ersteigen und bei deren jedem eigene Gefahren zu bestehen waren, erklettert hatten, langten wir endlich gegen eilf Uhr Mittags nach einem fünfstündigen und äußerst ermüdenden Wege auf der höchsten Spitze an, wo wir ein Grabmal von wohl gemauerten und in einander gefügten Steinen fanden, das mit Steinplatten belegt und nur auf einer Seite geöffnet war, wo man einige Steine herausgenommen hatte, um den Leichnam zu sehen. In diesem Grabmal erblickten wir ein Gerippe, das mit dem Kopf auf der rechten Seite, oder der östlichen Himmelsgegend und Mekka zugekehrt lag. Die obere Hälfte des Schädels, das Schlüsselbein, ein Arm von der Schulter bis zum Ellbogen und vier Rippen, nebst einigen Fetzen vertrockneten Fleisches und Stücken des zerrissenen Leichentuches waren sichtbar. Der übrige Leib ist noch unter dem Eise begraben. Der Schädel war noch vollkommen gut erhalten, bis auf einige Zähne der obern Kinnlade, die ausgefallen waren und die man neben dem Gerippe liegen sah. Wahrscheinlich war der Leichnam vor Eröffnung des Grabmales ganz in Eis begraben und dadurch Jahrhunderte hindurch unverwest erhalten worden. Auch ist zu vermuthen, daß die noch vom Eise bedeckten Theile des Leibes ganz unversehrt, und noch so gut erhalten sind, als an dem Tage, wo der Prophet unter dem Eise begraben wurde, das auf diesem Berge nie schmilzt. Sein Grab wird von den Einwohnern der Umgegend mit hoher Verehrung betrachtet; sie wissen aber weder über das Leben und den Namen des frommen Mannes, noch über die Zeit, wo die wahren Gläubigen auf den Gedanken kamen, die Ueberreste des Heiligen auf eine solche Weise aufzubewahren, einen Aufschluß zu geben."

*

Von den Pfennigsblättern, die gegenwärtig in England so sehr im Schwunge sind, haben drei allein wöchentlich eine Auflage von 550.000 Blättern, die 296.000 Pf. St. ertragen. Das „Edinburgh-Review" bemerkt in seinem neuesten Hefte über diese Pfennigschriften, jeder Menschenfreund müsse sich über den glücklichen Gedanken freuen, Aufklärung und gemeinnützige Kenntnisse auf so wohlfeile Art bis in die unterste und ärmste Volksklasse verbreitet zu sehen. „Mittelst einer unmerklichen Ausgabe kann auch die unbemittelteste Familie einen Band von fünf bis sechshundert Seiten an sich bringen, der voll nützlicher und merkwürdiger Mittheilungen und mit 500 trefflichen Holzschnitten oder Kupferstichen geziert ist. Das Volk lernt so selbst sehen und urtheilen, unterrichtet sich und bereitet sich so vor, in das politische Leben überzutreten."

*

In der Nähe von Barbonne (Marne-Departement) wurden unlängst am Abhang eines kleinen Berges, in einer Tiefe von vier Fuß, zwölf Menschengerippe gefunden, von denen jedes von dem andern durch eine Reihe unbehauener und unaufgemauerter Steine abgesondert war. Der Kopf eines jeden war mit einem flachen Steine bedeckt. Jedes Gerippe hatte ein Halsband von Bronze um, dessen Gestalt nicht bei allen gleich war, und an der Stelle des Armes oder zunächst dem Becken lag ein starker Ring von demselben Metall und ungefähr 2½ Zoll Durchmesser, an einer Seite offen, wie die gewöhnlichen Armringe der Alten. Der Erste in der Reihe hatte ein größeres Armband, als die übrigen, und an seiner Seite lag ein gerades, zweischneidiges Schwert. Bei den übrigen fanden sich keine Waffen. Leider wurde bei diesen Gebeinen weder eine Münze noch eine Inschrift vorgefunden, die nähern Aufschluß darüber gäbe.

*

Die berühmtesten Schriftsteller in Rußland haben sich zur Herausgabe von Originalschriften in Prosa und Versen nach dem Vorbilde des französischen „Livre des Cent-et-Un" vereinigt. Dieses Nationalwerk wird den Titel Nowosselje führen, und von dem Buchhändler Smirdin, reich ausgestattet, verlegt werden.

*

Während des mit dem 5 April geendigten Viertel des Jahres 1833 wurde in England, Schottland und Irland die ungeheure Masse von 6.948.205 Gallonen geistiger Getränke verbraucht. Die Mäßigkeitsgesellschaften scheinen hier noch wenig Geschäfte gemacht zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 224. 12 August 1833.

Volksmährchen der Hindus.

1. Die Affenbraut.

(Fortsetzung.)

„Diese ungewöhnliche Hochzeit machte großes Aufsehen und aller Orten erging davon die Rede. Niemand, der von dem Brünnlein unter dem Tamarindenbaum hörte, zweifelte, daß es der Aufenthaltsort einer Fee sey; aber Niemand wußte auch zu sagen, wer diese Fee sey oder mit was für einer Braut sie den Prinzen bedacht habe. Endlich kam der Hochzeittag heran; der junge Bräutigam bestieg sein Roß und ritt an der Spitze seines Gefolges nach dem Tamarindenbaum. Hier fand er einen glänzenden Reiterzug, der seiner harrte, und eine Menge Palankine, mit Scharlachdecken überhangen, die reich mit Goldstickereien verziert waren, und auf Stangen von hellleuchtendem Farbenschmelz getragen wurden, der in der Sonne wie Edelsteine funkelte. Alle Palankine waren dicht geschlossen und nicht die geringste Oeffnung ließ sich erlauschen, die einen Blick auf die Braut oder ihre Frauen erlaubt hätte. Der Prinz ritt neben dem prachtvollsten Palankin einher, indem er sich alle Mühe gab, seine Ehrfurcht gegen die unbekannte Dame an den Tag zu legen, die ihm die Ehre erwiesen hatte, seine Bewerbung anzunehmen. Allein während er in Träume über sein bevorstehendes Glück versunken, dahin ritt, bemerkte er Anfangs nicht, daß der Zug von dem Weg sich entfernt hatte, der zu dem von seinem Vater, für ihn und seine Braut, bestimmten Palast führte. Vielmehr sah er sich in einer ihm ganz unbekannten Gegend, und bald darauf erreichten sie eine hohe Mauer, die einen Raum von unermeßlichem Umfang einschloß. Der Zug hielt vor einem Thorweg von massiven Steinen und ein ehrwürdiger Mann, der einen gewissen Rang zu bekleiden schien, ersuchte den Prinzen, hier sein Gefolge zu entlassen, da die Dienerschaft der ihm vermählten Dame zahlreich genug sey, um für beide auszureichen. Der Wunsch der geheimnißvollen Gebieterin seines Herzens war dem zärtlichen Prinzen Gesetz und er entließ daher seine Leute und schloß sich allein der fremden Schaar an. Man geleitete ihn durch drei oder vier geräumige Höfe, deren regelmäßige Vierecke mit Bogengängen umgeben waren, die mit den schönsten Bildhauerarbeiten verziert, einen Fuß hoch über dem Boden sich erhoben, und in die Gemächer der vornehmsten Beamten dieser Hofhaltung führten. Endlich gelangte er in einen Garten, der mit den schönsten Blumen und Bäumen prangte und mit zahllosem Geflügel vom reichsten Gefieder erfüllt war. In der Mitte dieses zaubervollen Gartens erhob sich ein marmorner Palast, dessen prächtige Bauart Alles übertraf, was dem Prinzen je vor Augen gekommen war. Als er ihn betrat, fand er ihn reich ausgestattet mit Matten, Teppichen, goldnen und silbernen Geschirren, Spiegeln, Wohlgerüchen und Bädern, die mit dem feinsten Porzellan gefüttert waren. Doch aller dieser Herrlichkeit warf der junge Liebende nur einen flüchtigen Blick zu und eilte voller Ungeduld durch die reichgeschmückten Säle, die in unterbrochener Reihe gar kein Ende zu nehmen wollen schienen, bis er zuletzt das Gemach der Braut erreichte. Aber wie vom Donner gerührt, blieb er erstarrt von Schrecken stehen, als er fand, daß sie — ein Affe war.

„Indeß verband der Prinz doch zu viel feine Sitten mit einem allzu guten Herzen, als daß er seine so bitter getäuschten Erwartungen nicht zu verbergen gesucht hätte, und wirklich nahm er auch ein vollkommen heitres Gesicht an und bezeigte mit größerer Freundlichkeit, als sich eigentlich erwarten ließ, seine Verehrung. Die Affendame erwiderte seine Höflichkeiten in einer sehr ausgesuchten Sprache und entwickelte so viel Witz und Lebhaftigkeit, die jedoch durch so viel Sanftmuth und Bescheidenheit gemildert wurde, daß der Prinz unmerklich von ihr sich angezogen fühlte, und nach einiger Zeit völlig zu vergessen schien, daß er mit einem sehr häßlichen Thiere sprach, das einer Gattung angehörte, die ihm insbesondere zuwider war. Auch bemerkte er, daß die Umgebung der Dame gleichfalls aus lauter Affen bestand und er pries in Gedanken den klugen Einfall seine Dienerschaft zu entlassen, die den Aufenthalt in einem solchen Hause gewiß nichts weniger als wünschenswerth gefunden haben würde.

„Gelegentlich umdüsterten freilich Anwandlungen von Schwermuth die Stirne des jugendlichen Bräutigams, allein diese wurden bald wieder verscheucht durch die muntern Einfälle und die unerschöpfliche Laune seiner Braut, die nicht allein durch ihren lebhaften Geist, sondern auch durch alle jene Eigenschaften ausgezeichnet war, die an dem andern Geschlechte so liebenswürdig erscheinen. Sie wußte die trockensten Gegenstände in einer leichten und anziehenden, aber doch erschöpfenden Weise zu bespre-

chen; ihr Witz zeigte nie einen verletzenden Stachel und in ihren drolligen Einfällen leuchtete immer so viel gesunder Verstand und so viel gesundes Gefühl durch, daß sie stets unfehlbar jenes erfreuliche Lächeln erregten, das nicht die leiseste Bitterkeit aufkommen läßt. Sie spielte mehrere Instrumente göttlich und sang meisterhaft. So fühlte sich der Prinz in ihrer Gesellschaft ungemein glücklich; und mit seinem Schicksale ausgesöhnt, empfand er nur noch die einzige Sorge, die unglückliche Gestalt seiner Frau vor seiner Familie geheim zu halten. Deßhalb erschien er am Hofe stets mit heiterem Gesicht und nahm sich sehr in Acht, irgend ein Wort fallen zu lassen, was der Neugier auf die Spur der Wahrheit helfen konnte. Da er aber auch nicht mehr Unwahrheiten sagen wollte, als eben unumgänglich nothwendig waren — denn sehr gegen die allgemeine Gewohnheit war er in solchen Dingen sehr bedenklich — so suchte er den an ihn gerichteten Fragen auszuweichen und die Neugier durch unbefriedigende Antworten zu ermüden, statt eine Geschichte zu ersinnen, die er leicht glaubwürdig machen konnte. Es fehlte nicht, daß die Prinzen, seine Brüder, von ihren Gemahlinnen streng über ihre unsichtbare Schwägerin zur Frage gezogen wurden; und da die Aufschlüsse, die sie eben zu geben im Stande waren, höchst ungenügend, verworren und unbestimmt lauteten, so fielen sie sehr wenig zur Zufriedenheit der Damen aus, die sogleich den Schluß zogen, daß hinter dieser befremdenden Verheimlichung irgend ein außerordentliches Geheimniß stecken müsse. Da sie vor Ungeduld, hinter die Wahrheit zu kommen, fast vergingen, so spannen sie alle erdenkliche Fädchen, um der unbekannten Braut ansichtig zu werden; allein vergebens; sie nahm weder Besuche an, noch besuchte sie Jemand. Nun nahm man zu andern kleinen Kriegslisten seine Zuflucht: alte Weiber, noch vorwitziger und zudringlicher als sie selbst, wurden unter allerlei Vorwänden nach dem Palast geschickt, erhielten aber aller Schwänke und Ränke ungeachtet keinen Einlaß. Fahrende Krämer, Gaukler, Beschwörer und Sänger wurden an der Pforte abgewiesen und selbst Leute, die an fallender Sucht litten und unmittelbar Angesichts des großen Thores von ihrer Krankheit befallen wurden, erhielten keinen Beistand und mußten eben, so gut es gehen wollte, von selbst wieder zu sich kommen, ohne daß man ihrer schmerzhaften Anfälle auch nur mit einem Blicke geachtet hätte. Die Prinzessinnen waren jetzt mit ihrem Witz zu Ende; doch kamen sie zuletzt glücklicherweise noch auf einen Einfall, von dem sie sich zwar kaum versprechen durften, ihre Neugier befriedigt zu sehen, doch hofften sie sich dabei für alle die Niederlagen zu rächen, die ihr Scharfsinn seither erlitten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heeresbildung Belgiens.

(Fortsetzung.)

Nichts kann einen auffallenderen Kontrast darbieten, als die beiden kriegführenden Völker. Die Holländer auf der einen Seite, fest unter sich vereinigt, sammelten sich um den Thron und vergaßen allen Zwiespalt, um die Regierung zu unterstützen, und das Vaterland zu vertheidigen. Kein Opfer für zu groß achtend, waren sie thätig und standhaft bemüht, ihre Legionen zu organisiren, und konnten in kurzer Zeit sich einer zahlreichen und schönen Infanterie, einer prächtigen Kavallerie und einer vortrefflichen Artillerie rühmen; eine starke Anzahl ergebener und gehorsamer Offiziere, ein erfahrener Generalstab, Magazine, Train, Transportmittel, Spitäler, und alle möglichen Feldrequisiten vollendeten das Ganze.

Die Belgier dagegen zählten zwar eine lange Liste von Generalen, Stabs- und Generalstabsoffizieren waren aber doch ohne Befehlshaber und Instruktoren. Ihre Infanterie, wohl gekleidet und bewaffnet, hatte die nöthige Feldausrüstung nicht, war erbärmlich eingeübt und kaum im Stande, die einfachsten Evolutionen, und diese nur mit kläglicher Langsamkeit, auszuführen. Die Artillerie bestand aus kräftig gebauten, rüstigen Leuten, war aber ohne Offiziere und Unteroffiziere und hatte durchaus keine Erfahrung, weder in der Theorie, noch in der Praxis des Geschützwesens. Sie waren ohne Spitäler, ohne Kommissariat, ohne Transportmittel und ohne Reserven; kurz die ganze Masse war kaum im Stande eine Fronteveränderung vorzunehmen oder Quarre's zu bilden, ohne in Verwirrung zu gerathen, also keineswegs im Stande einem Feinde Widerstand zu leisten.

So war die belgische Armee beschaffen, als König Leopold zu Brüssel ankam, und kaum hatte er Zeit eine oder zwei Divisionen zu inspiciren, so wurden die Truppen aufgerufen, sich um ihn zu versammeln und ihr Land zu vertheidigen. Bei dieser Gelegenheit benützte Leopold die Mittel, die ihm zu Gebote standen, so gut wie möglich, und zeigte einen Grad von Urtheilskraft und Muth, der bewies, daß er ein tapferer Soldat und ein fähiger Befehlshaber sey. Aber trotz der verständigen Anordnungen und der unermüdeten Anstrengung des Königs, der allein mitten in dem Chaos, das ihn umgab, seine Besonnenheit behalten zu haben schien, war es doch unmöglich, irgend einen Widerstand zu leisten, und eine völlige Niederlage erfolgte, die in der That von allen vorausgesehen worden war, welche den Zustand der Armee und die klägliche Unfähigkeit ihrer Befehlshaber kannten. So jämmerlich indeß der Zustand der Truppen vor den Unfällen von Löwen war, dieß Ereigniß zerstörte das Wenige, was in den vorhergehenden zwölf Monaten zu Stande gebracht worden, und warf die Armee in ihr ursprüngliches Chaos zurück. Es hatte indeß einen guten Erfolg, daß es die dringende Nothwendigkeit zeigte, ein verständiges System einzuführen, daß es dem Publikum die Augen öffnete über die Abgeschmacktheit der Blousen und Barrikaden, wenn es sich um Angriffe regelmäßiger Truppen und einer mächtigen Artillerie handelte, und daß es die Deputirten und Journalisten zum Schweigen brachte und sie veranlaßte die Regierung bei der Regeneration der Armee zu unterstützen.

Dusailly war abgetreten, und ihm folgte, nur für wenige Tage, Graf d'Hane, der während des kurzen Feldzugs als Generalquartiermeister gedient hatte, bis Hr. Karl de Brouckere, damals Minister des Inneren einwilligte, das Kriegsdepartement zu übernehmen, und das Riesenwerk zu versuchen, an dem alle Bemühungen seiner Vorgänger gescheitert waren. Wenn es die-

sem Offizier auch an Erfahrung fehlte, so ersetzte er diesen Mangel reichlich durch eine bewunderswerthe Thätigkeit und Energie, und er begann auch seine Arbeit damit, daß er das Werk der Purifikation mit unbeugsamer Hand in Ausführung brachte.

Ein neues Organisationssystem ward angenommen; die undisciplinirten und unruhigen Freikorps wurden aufgelöst und die Mannschaft in Jägerregimenter eingetheilt. Einige höhere Offiziere wurden kassirt und viele Subalterne entlassen, denn, so unglaublich es auch scheinen mag, mehr als einer dieser Offiziere hatte den Galgen auf den Rücken gebrannt! Wir würden nicht gewagt haben, dieß zu erwähnen, wenn der Minister nicht selbst die Thatsache der Kammer offiziell mitgetheilt hätte. Alle Generalstabsoffiziere mußten sich einer Prüfung unterwerfen; die, welche hinreichende Bekanntschaft mit militärischer Taktik zeigten, wurden in ihren Funktionen bestätigt, die übrigen in Infanterieregimentern angestellt oder entlassen. Eine militärische Schule ward errichtet, nach dem Modell der französischen polytechnischen Schule. Erfahrene französische Offiziere wurden berufen, um den Stab zu organisiren, um die Umschaffung der verschiedenen Korps zu beaufsichtigen. Die Artillerie erhielt eine andere Gestalt, und die Zahl der Kanonen in jeder Batterie ward von 6 auf 8 vermehrt. Ein Sappeur- und Mineurkorps wurde errichtet, und in diesem Zweige des Dienstes gehörig instruirt. 20,000 Mann vom ersten Aufgebot der Bürgergarden wurden zum Militair gezogen, und zur Einübung in die Garnisonen gesandt. Die Infanterie ward mit zwei Linien und zwei Jägerregimentern vermehrt, und die Reiterregimenter von 4 auf 6 Schwadronen gesetzt. Ueber Disziplin und Subordination ward strenge gehalten. Einige Offiziere wurden der Veruntreuung angeklagt, prozessirt und verurtheilt. Kurz in Zeit von drei bis vier Monaten erhielt jeder Zweig des Dienstes neues Leben, so daß schon nach dieser kurzen Zeit 48,000 Bajonette, 3000 Pferde und 60 Kanonen ins Feld rücken konnten, die zum Militär gezogenen Bürgergarden und Reservebataillone hiebei nicht mitgerechnet.

Zum Unglück für sein Vaterland und sich selbst, waren Hrn. de Brouckere's Gemüthsart und Benehmen nicht der Art, ihm Popularität zu gewinnen, so daß er, abgesehen von der Feindschaft und Eifersucht, die ihm seine Stellung als Minister zuzog, namentlich durch seine Bemühungen, die Armee von ihren Krebsschäden zu heilen, den Haß eines großen Theils des Publikums auf sich lud. Wir sagten zum Unglück, denn Jedermann gab zu, daß Hr. de Brouckere ein Mann von ungewöhnlicher Geschicklichkeit sey, und daß er seltene Talente für die Verwaltung besitze, vereint mit einem großen Eifer für den Dienst.

(Schluß folgt.)

Das Salzbergwerk von Wieliczka.

Eine Meile von der Stadt Krakau, gegen Süden, am Fuße der ersten Kette der karpathischen Gebirge, liegt das durch seine Salzbergwerke, die an Ergiebigkeit und Schönheit ihrer unterirdischen Arbeiten in ganz Europa nicht ihres Gleichen haben, berühmte Städtchen Wieliczka. Einer nähern Beschreibung derselben möge ein kurzer Abriß ihrer Geschichte vorangehen.

Nach Einigen wurden sie im Anfange des zwölften Jahrhunderts entdeckt, nach Andern, und Dieß ist die allgemein angenommene Meinung, unter der Regierung Boleslavs V, genannt der Keusche, um das Jahr 1240. Dieser Fürst, so erzählt die Volkssage, übersendete seiner Verlobten, der heiligen Kunigunde, Tochter Bela's IV, Königs von Ungarn, einen Ring, und die Prinzessin, als sie ihren Vater verließ, um sich zu ihrem Gemahle zu begeben, verlangte als Mitgift Das, was der Arme wie der Reiche bedarf, nämlich das Salz, das sich in den Bergwerken Ungarns befinde. Vor ihrer Abreise besuchte sie die Salzgruben und verlor beim Hinabsteigen ihren Verlobungsring. Nach ihrer Ankunft in Polen ließ sie sogleich Nachgrabungen bei Krakau anstellen; der Ring wurde hier wieder gefunden, und zu gleicher Zeit entdeckte man die erste Ader dieser unerschöpflichen Mine, die seit sechs Jahrhunderten für Polen eine unversiegbare Quelle von Reichthum geworden ist. Wieliczka, das einst nur aus einigen elenden Hütten bestand, ist jetzt durch sein Salzbergwerk eines der artigsten kleinen Städte Polens. Seine unterirdischen Reichthümer lieferten einen wesentlichen Beitrag zu den Einkünften der Könige; Kasimir der Große führte einen geordneten Betrieb dieser Salzbergwerke ein, und erließ eine Verordnung über ihre Verwaltung, die von seinen Nachfolgern bestätigt und in die polnische Gesetzessammlung aufgenommen wurde.

Seit man diese Minen ausbeutet, wurden sie von zwei Feuersbrünsten heimgesucht; die erste brach im Jahre 1510 durch Bosheit eines Arbeiters aus, der Feuer legte, und kostete den meisten der damals darin beschäftigten Menschen das Leben. Koscielecki, einer der Bergleute, stieg mit Verachtung der augenscheinlichen Lebensgefahr hinab, und wagte den Versuch, das Feuer zu löschen; Belman, ein 70jähriger Bürger aus Krakau, wollte Gefahr und Ruhm des Unternehmens theilen; allein alles guten Willens ungeachtet konnte Koscielecki anfänglich nicht bis zu der Stelle vordringen, wo es brannte, und wurde vom Rauche betäubt. Belmans Bemühungen gelang es, ihn wieder ins Leben zu rufen; und nun erst glückte es ihnen, das Feuer zu dämpfen. Der zweite Unfall dieser Art ereignete sich im Jahre 1644; das Feuer ergriff Heubündel, die man unvorsichtiger Weise in einem der jetzt verlassenen Gänge aufgehäuft hatte. Menschen und Pferde kamen um, der Brand dauerte ein ganzes Jahr, während dessen die Arbeiten unterbrochen waren, was eine bedeutende Erhöhung des Salzpreises zur Folge hatte.

Wieliczka liegt im Hintergrund eines freundlichen Thales, das man in neuern Zeiten noch zu verschönern bemüht war. Die schöne Kunststraße von Wien nach Krakau führt dicht an der hübsch gebauten, mit reinlichen Straßen versehenen Stadt vorüber.

Die Minen von Wieliczka theilen sich in drei Stockwerke, zu denen man noch ein viertes, ganz aus Gängen bestehendes rechnen kann. Das Salz wird durch eilf Oeffnungen zu Tage gefördert, auch ist ein Pumpenwerk zum Ausschöpfen des Wassers angebracht. Wer diese unterirdischen Arbeiten zu sehen wünscht, muß bei dem Direktor der Salinen seinen Namen einschreiben, und erhält dann eine lange Blouse oder weißes Hemd, das man über die Kleider zieht, damit diese durch den Salinenstaub nicht beschädigt werden. Um in das erste Stockwerk hinab zu gelangen, hat man die Wahl, auf zwei verschiedene Arten einzufahren; entweder mittelst des Taues oder auf der Leiter. Letztere hat 470 Sprossen, und mehrere Stellen, wo man ausruhen kann, damit der Hinabsteigende nicht vom Schwindel befallen werde, der sich beim Anblick einer so großen Tiefe leicht einstellen könnte.

Die Reisenden, die auf die andere Art in das Bergwerk einfahren wollen, treten unter eine Art Schupfen, der über einen ungeheuren Schacht erbaut ist, an dessen Mündung sich eine Schrotwinde befindet; das an dieselbe befestigte dicke Tau trägt eine dreifache Reihe von Gurtsitzen, von denen die erste von kleinen Knaben besetzt ist, die, mit Lampen in den Händen, Lieder singen. Der Führer, immer einer der Bergleute, nimmt auf der zweiten Reihe Platz, dann folgen die Fremden. Man behauptet, daß mit einer solchen Einfahrt nicht die mindeste Gefahr verbunden sey; allein schon der bloße Blick in diese furchtbare Tiefe muß Schauder erregen. Von welchem beängstigenden Gefühle muß man sich ergriffen fühlen, wenn man sich über einem Abgrunde schwebend denkt, von dem sich bei der schwachen Lampenhelle kein Ende absehen läßt! Kaum hat man Platz genommen, so rollt das Tau ab und man fliegt pfeilschnell

abwärts. Der Führer hält einen Stab in der Hand, mit dem er diese gebrechliche Schaukel leitet und ihren Anstoß gegen die Wände des Schachtes verhütet.

Nach zwei Minuten unaufhörlicher Angst hat man den Boden erreicht, verläßt seinen Sitz und wird nun von einem wundervollen, feenhaften Anblick überrascht. Man befindet sich in der ersten Etage (die unter der obern wird die zweite und die nächste unter dieser die dritte genannt), deren genauere Besichtigung den Reisenden in Erstaunen setzt. Sie enthält eine Menge mehr oder minder breiter Gänge, eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, die, sammt Altar, Säulen, Kanzel und zwei Chorknaben, aus rosenfarbenem, krystallisirtem Salzstein gehauen sind, dessen Ader jetzt erschöpft ist. Von diesem Gestein sind nur noch einige Bruchstücke vorhanden, von denen die Arbeiter für ihre Rechnung Uhren, Ringe, kleine Kanonen und anderes Spielzeug verfertigen. Am Eingange der Kapelle steht die aus einem einzigen Salzblocke gehauene Statue des Königs von Polen, Augusts II, in Lebensgröße. Man hatte sie, als ein Kunstwerk so seltener Art, nach Warschau gesendet, da man aber bemerkte, daß sie durch den Einfluß der atmosphärischen Luft litt, so wurde sie nach Wieliczka zurückgebracht. — In einiger Entfernung von der Kapelle befindet sich der Kronleuchtersaal, wegen eines aus vielen geschliffenen Salzsteinen zusammengesetzten und an der Decke des Gewölbes aufgehangenen Kronleuchters von ungeheurer Größe so genannt. Dieser von den Bergleuten Klosha genannte Saal ist von riesenhaften schwarzen Säulen umgeben (denn in großen Massen hat das Salz diese Farbe), die mit kleinen, beim Schein der Fackeln, Kerzen oder Lampen, wie Diamanten schimmernden Punkten überstreut sind. Hier sieht man endlose Gänge, die sich in Finsterniß verlieren, und kaum ist man in den Saal getreten, so verschwindet auch der Eingang unter den Bögen, und nie wohl würde man sich wieder aus diesem Irrgewinde von Gängen ohne einen mit der Oertlichkeit vertrauten Führer zurecht finden. An den Wänden dieses, so wie der übrigen Säle, sind kleine Leitern, eine über der andern, angebracht, auf denen man die Arbeiter mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit auf und nieder klettern sieht. Es ist unmöglich, das Gefühl auszudrücken, das Einem befällt, wenn man diese Leute über dem Abgrunde schweben und an Wänden hängen sieht, die vom Schein ihrer Lampen wie glattes Eis schimmern. Sie steigen bis zu einer Höhe empor, daß Einem vom bloßen Zusehen schwindelt; kaum vermag das Auge oft noch den schwachen Schimmer ihrer Grubenlichter zu unterscheiden. Um sich einen Begriff von der Höhe dieses Gewölbes zu machen, muß man sich denken, daß ein Wasserfall, nachdem er sich wohl tausendmal an den Felsen gebrochen hat, endlich in Masse herabstürzt, um sich gemächlich durch diese unermeßliche Halle hinzuschlängeln. Eine kleine Treppe mit schwachem Geländer folgt gewissermaßen den Krümmungen des Gewässers, und zuweilen scheint es dem Auge, als ob die Leute, die sie hinansteigen, in den Staubwolken des Wassers verschwänden. Es ist ein zugleich entzückender und schrecklicher Anblick, diesen Saal, dieses Gewölbe, diesen Wasserfall und diese Leute zu sehen, die, wie Johanniswürmchen, bald erscheinen, bald verschwinden. Es ist unmöglich, ihn durch eine Beschreibung zu versinnlichen; man muß ihn selbst genossen haben, denn selbst ein Gemälde würde von der großartigen Schönheit und Pracht dieses siebentausend Fuß langen und dreitausend Fuß breiten Raumes nur ein schwaches Bild geben. Noch darf ich das herrliche Schauspiel nicht vergessen, das sich bietet, wenn man auf dem Boden der nach oben führenden Schachtmündung stehend, den Blick aufwärts richtet; ungeachtet die Sonne scheint, sieht man dann zu jeder Stunde des Tages, wenn der Himmel nicht mit Wolken bedeckt ist, Sterne glänzen.

In den Räumen, zwischen den Sälen und andern Bergwerksbauten, von denen weiter unten die Rede seyn wird, befinden sich viele bald breite und hohe, bald niedere und so enge Gänge, daß kaum drei Personen neben einander stehen können. Die meisten der Stollen der ersten Etage sind durch ungeheure Gerüste von unbehauenen Stämmen gestützt, was jedoch nicht fest und dauerhaft genug war, und zugleich den Nachtheil hatte, den Feuersbrünsten Nahrung zu geben. In den untern Etagen hat man klüglich diese Bauart aufgegeben, und hier sind die Stützpfeiler aus dem Salzfelsen selbst gehauen.

Zu bemerken ist, daß die Salzlager, je tiefer man senkrecht einschlägt, um so reiner und ergiebiger werden, und folglich arbeitet man nicht in Stollen, sondern in Schachten.

Die Luft ist in allen Theilen dieser unterirdischen Gewölbe vollkommen trocken und gesund; kein giftiges Thier kann hier leben, und nirgends findet man weder Frösche noch Fledermäuse. Die Schwaden sind hier nicht gefährlich, sie entwickeln sich nur in geringer Menge, und ihre Entzündung hat keine Explosion zur Folge. Die Behauptung verschiedener Reisenden, daß die Bergleute nicht lange arbeiten könnten, ohne ihrer Gesundheit zu schaden, ist durchaus unbegründet; eben so grundlos ist die Meinung, daß sie ihr Leben lang nie mehr an das Tageslicht kommen; die Bergleute arbeiten im Gegentheile nur acht Stunden des Tages, und dann fahren sie auf und begeben sich zu ihren Familien. Die Pferde werden mittelst Gurten hinabgelassen, und diese armen Thiere sehen freilich meist sehr elend aus; denn da ihre ganze Arbeit darin besteht, die Räder zu drehen, durch die das Salz zu Tag gefördert wird, oder eine Pumpe zum Wasserschöpfen in Bewegung zu setzen, so wählt man dazu meist alte und blinde Pferde. Man rechnet, daß bei dem Bergbau mehr als 1200 Menschen beschäftigt sind; von diesen sind 400 Salzgräber, und die übrigen Arbeiter aller Art, Gehülfen, Aufseher u. s. w.

Jeder Arbeiter hat seine eigene am Gürtel hängende Lampe, um ihm bei seiner Arbeit zu leuchten. Die Arbeiten, um das Salz loszubrechen, werden wie in Steinbrüchen mit der Hand und mit Hülfe des Sprengpulvers verrichtet. Die losgeschlagenen Salzsteine werden vorläufig zu cylindrischen Blöcken, in Gestalt von Tonnen, jede von 5 bis 6 Zentner Gewicht, behauen; kleinere Blöcke werden zu den Bruchsteinen gerechnet, und nebst allen Abfällen, nachdem sie zuvor gestoßen worden, in Fässer gepackt. In den untern Etagen bedient man sich, der großen stets zum Transporte vorhandenen Menge Salzes wegen, einer ungeheuren hölzernen Kiste, die man, mittelst eines durch vier Pferde getriebenen Rades, aufwärts windet.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die geographische Gesellschaft in London hat von dem Kapitän Back, der die zu Aufsuchung des Kapitäns Roß bestimmte Expedition befehligt, Briefe vom 22, 24 und 25 April erhalten, denen zufolge er am letzten der genannten Tage Montreal verließ, um sein Unternehmen weiter zu verfolgen. Ein von dem Agenten der Hudsonsbai zu Sault St. Marie, zwischen dem Huron- und Superior-See, eingelaufener Auszug eines Briefes bestätigt ebenfalls die glückliche Ankunft der Expedition in dieser Station am 12 Mai. Der Brief des Kapitän Back enthält größtentheils Berichte von der Aufmerksamkeit und den Gefälligkeiten, die ihm in den Vereinigten Staaten und in Montreal erwiesen wurden. Seine Expedition hatte bei allen Klassen eine solche Theilnahme erregt, daß die Dampfbootgesellschaft, der das Fahrzeug gehörte, auf dem er von New-York nach Albany fuhr, für Ueberfahrt und Verpflegung durchaus keine Bezahlung annahm. Der wichtigste Theil seines Berichtes ist der über das schlechte Betragen seiner Leute, und über die Verstärkung, die er deßhalb in Montreal anzuwerben genöthigt war. Es ist schwer, sich eine Ursache hievon zu denken, denn alle seine Leute waren Freiwillige und alte Gefährten von ihm und Sir John Franklin. Die Anerkennung seiner Unternehmung von der britischen Regierung war ihm in dieser Verlegenheit von großem Nutzen. Vier Mann von der in Montreal liegenden Artilleriebrigade erboten sich freiwillig ihn zu begleiten, und auf eine dem Lord Aylmer eingereichte Bitte bewilligte dieser ihnen den nöthigen Urlaub. Kapitän Backs Leute kehrten hierauf, theils aus Scham, theils durch dieses Beispiel angespornt, zu ihrer Pflicht zurück, und so verließ er Montreal mit neun Europäern statt mit fünf, eine Zahl, die man überdieß schon früher unzulänglich gefunden hatte.

*

Vor dem Assisenhofe zu Orleans schloß neulich ein wegen Diebstahles Angeklagter seine Rede, durch die er der Vertheidigung seines Anwaltes den gehörigen Nachdruck geben zu müssen glaubte, mit den Worten: „Uebrigens um mich zu verurtheilen, meine Herren Geschwornen, müßten Sie eine wahre Heerde von Truthühnern seyn.“ Ungeachtet dieses kräftigen Trumpfes wurde der Angeklagte einstimmig schuldig befunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 225. 13 August 1833.

Das Landvolk in Italien, Spanien und Portugal.

III. Portugal.

Die portugiesischen Landleute unterscheiden sich in ihrer äußeren Erscheinung und ihrem Wesen bedeutend von ihren spanischen Nachbarn, besonde[rs v]en Kastilliern. Sie haben weder den Stolz noch den abstoße[nd]en Ernst der Letzteren. Ihre Körperhaltung ist weniger feierlich, ihre Sprache minder spruchreich, wie sie auch in ihren Lauten nicht so volltönend klingt. Die meisten Reisenden, welche beide Länder besucht haben, geben dem portugiesischen Landmanne den Vorzug; er ist umgänglicher, lenksamer und gutmüthiger, als der spanische. „Je tiefer man in Portugal, in den Ständen hinabsteigt," sagt Costigan, „desto höher steigt an Werth der persönliche Charakter des Volks. Die höheren Stände stehen so weit unter denen in Spanien, als die niederen über ihren spanischen Standesgenossen." — „Die Höflichkeit, das ungezwungene Wesen des gemeinen Volks," bemerkt Link, „nimmt den Fremden weit eher zu Gunsten der Portugiesen, als der Spanier ein, dagegen verhält es sich gerade umgekehrt mit den obern Ständen." Troz dieser günstigen Zeugnisse, die sich nur auf einen vorübergehenden Verkehr stützen, sind wir indessen, Alles zusammen erwogen, der Meinung, daß in Spanien die Gemüthsrichtung und Denkweise des Volks überhaupt höher stehe, und daß selbst das Landvolk jenes Landes mehr Elemente zu einer großen und unabhängigen Nation in sich trage, als die Portugiesen. Uebrigens sind die Letzteren, wie nicht zu läugnen, äußerst ausdauernd unter Entbehrungen, im Durchschnitt rechtschaffen, ihrem Lande anhänglich und muthvoll.

Der portugiesische Landmann im Allgemeinen lebt sehr ärmlich. Sein Brod besteht aus Milho (Maismehl); es schmeckt süßlich, ist schwer und zerbröckelt in Stücke, wenn man es bricht. Bacalhao — eine Art gesalzener Klippfisch oder Stockfisch — Sardellen, die in großer Menge an der Küste von Portugal gefangen werden, Knoblauch, Zwiebeln, Wolfsbohnen, ein paar Oliven — das ist seine gewöhnliche Nahrung. Weizenbrod ist ein Leckerbissen; Fleisch bekommen die Dorfbewohner selten zu kosten. Portugal bringt, mit Ausnahme der Provinz Alentejo, wenig Weizen und Gerste hervor, Roggen noch weniger und Haber fast gar keinen. Das Wälschkorn wird gewöhnlich im März und April gesäet. Wenn der Schoß ungefähr zollhoch ist, wird die Erde darum her mit einer Haue weggeschaufelt, damit sich die Wurzel ausbreiten und kräftigen könne. Seinem Wachsthum helfen gelinde Regenschauer gar wohlthätig nach; dagegen ist eine zu regnerische Jahreszeit der Ernte schädlich. Hat das Rohr oder der Stängel eine Höhe von einigen Zollen erreicht, so muß der Grund abermals abgeworfen werden; und ein drittes Abstechen wird nöthig, wenn die Pflanze einen Fuß über den Boden emporgewachsen ist. Die Blätter des Wälschkorns werden als Viehfutter gebraucht, da man in Portugal sehr wenig Heu macht.

Die Oelernte, ein anderes wichtiges Erzeugniß Portugals, ist im December oder Januar reif. Die Oliven werden mit Stangen von den Bäumen geschlagen und nicht mit der Hand gepflückt, wie im südlichen Frankreich, oder im Genuesischen und Lukka; ein Grund mit, warum das portugiesische Oel geringer ist. Einige Landwirthe pressen die Oliven sogleich, andere schütten sie in Haufen auf, werfen Salz darauf, und lassen sie gähren, wodurch sie mehr Oel, aber schlechteres erhalten. Kinsey *) in seinem Werke über Portugal gedenkt eines ungereimten alten Privilegiums, das noch bestehe, und wonach die Fidalgos (Adeligen) und die geistlichen Körperschaften allein befugt sind, Oelpressen zu halten, so daß die Landleute oder kleinen Grundeigenthümer warten müssen, bis sie sie zu ihrem Gebrauche, wenn die Andern damit fertig sind, entlehnen können. Die Folge davon ist, daß sie ihre Ernten zu Zeiten bis zum Mai oder Junius aufheben müssen, wo dann die Frucht oft schon verdorben ist. Die Pressen werden von Ochsen getrieben, wie denn auch das Korn an den meisten Orten von Ochsen auf einer, vorübergehend auf dem Felde angelegten, Tenne ausgetreten wird.

Die Häuser in den portugiesischen Dörfern erinnern noch stark an den Urzustand der Welt. Sie haben im Allgemeinen nur ein Erdgeschoß; die Hausmauern sind ausnehmend dick, von großen rohen Steinen aufgeführt, die Balken und Sparren des Dachstuhls verhältnißmäßig plump und stark; die Dächer mit Ziegeln gedeckt; die Außenwände übertüncht; die Fenster ohne Gläser und die schlechtschließenden Läden so wenig wie die Thüren angestrichen. Das Niedere der Häuser und ihre schmutzige Farbe lassen sie von Weitem zwischen den sie umgebenden Bäumen und Gar-

*) Portugal illustrated; by the Rev. W. M. Kinsey. London 1831.

tenmauern nicht unterscheiden, so daß der Reisende über ein portugiesisches Dorf oft gleichsam stolpert, ehe er inne wird, daß er in dessen Nähe ist. Das Innere der meisten Dörfer, wie der Häuser selbst, zeigt eine Unsauberkeit und einen Schmutz, die wohl in keinem andern Lande Europa's, Polen etwa ausgenommen, ihres Gleichen haben dürften. Der Gegensatz, der hierin auf der Gränze zwischen Spanien und Portugal dem Reisenden in die Augen fällt, stellt sich entschieden zu Gunsten Spaniens heraus. Tritt man von der portugiesischen Landschaft Beira in die spanische Provinz oder das sogenannte „Königreich" Leon über, die noch zudem keiner der begünstigtsten Gebietstheile Spaniens ist, so findet man, schon wenige Stunden über der Gränze drüben, die Dörfer der letzteren reinlich, wohlgehalten und wohnlich, im Vergleich gegen die ihrer Nachbarn. Nicht minder hebt den spanischen Bauern eine gewisse gesunde Frische, und das Mannhafte in Blick und Wesen über den portugiesischen, mit seinem gedrückten Aussehen und ärmlichen Aufzuge. Es gibt jedoch Landstriche in Portugal, welche von dieser Bemerkung eine Ausnahme machen. Die schöne Landschaft Entre Minho e Douro mit ihren zahlreichen Städten und Dörfern, fünfhundert Kirchspielen, und einer Volksmenge von nahezu einer Million Einwohner, ist, wiewohl in Flächengehalt die kleinste, nicht nur die fruchtbarste und bestangebaute im Königreiche, sondern auch diejenige, in der die Einwohner, dem Anscheine nach, am gewerbfleißigsten und wohlhäbigsten sind. Es ist dieß das große Weinland, dessen treffliche Erzeugnisse in Oporto verschifft werden. Auch die Gegend um Lissabon bietet einige schöne Landstriche und eben so das Mondego-Thal oberhalb Coimbra. Dort trifft man bessergebaute Dörfer und einige artige Quintas (Landhäuser). Allein ein großer Theil des Landes ist unfruchtbar, steinicht oder unangebaut; die Fidalgos oder großen Grundeigenthümer haben ihren Wohnaufenthalt in den Städten und überlassen die Verwaltung ihrer Güter Geschäftsführern oder Spekulanten, die ihnen auf den Pachtzins Geld vorgeschossen haben und die Pächter und Grundholden drücken. Die Kronländereien sind in einem vernachlässigten Zustande; die Klostergüter dagegen besser bebaut. Die Pächter oder Grundholden *) sind arm und können es nicht erschwingen, Verbesserungen zu machen. Als Richtschnur in ihren ländlichen Arbeiten ziehen sie den Kalender zu Rath, und säen Jahr um Jahr die nämliche Saat auf das nämliche Feld, wie ihre Väter vor ihnen gethan. Pflug und Egge sind sehr schwer und werden von Stieren gezogen. Die portugiesischen Fuhrwerke sind wegen ihrer Unbehülflichkeit merkwürdig. Die Räder sind aus einem ganzen Stück, das ungefähr drei Fuß im Durchmesser hält, und an die Achse befestigt, die sich mit ihnen umdreht und ein dem Ohr besonders widerliches, knarrendes Geräusch hervorbringt. In dieser Art rollt die wuchtreiche Maschine schwerfällig hin, wobei sie furchtbar auf den elenden Straßen stößt, die für jedes andere Gefährt unfahrbar sind. In dem portugiesisch-französischen Feldzuge von 1808 litten die, nach einem Gefecht verwundet auf solchen Wagen oder Karren weggeführten Soldaten Höllenschmerzen. In den Weinbezirken des Douro braucht es einen ganzen Tag für zwei Ochsen, eine Pipe *) Wein fünf Viertel oder anderthalb Stunden weit zu schleppen, und zwei Männer sind nöthig, um den Karren vor dem Umwerfen zu behüten. Esel und Maulthiere, hauptsächlich aber die ersteren, dienen ebenfalls als Fortschaffungsmittel; die Esel sind schön und stark, und dem Landvolk von dem größten Nutzen. Die vornehmeren Stände reisen in Liteiras — einer Art Sänfte — die von zwei Pferden oder Maulthieren getragen wird.

Der portugiesische Bauer geht immer mit seinem Cajado bewaffnet — einem etwa sieben Fuß langen, an dem einen Ende mit einem schweren Knauf oder Bleigewicht versehenen Stocke — den er mit großer Geschicklichkeit zu handhaben weiß. Er ist in seiner Hand eine wahrhaft furchtbare Waffe.

Nach Balbi **) beträgt die Bevölkerung von Portugal drei und eine halbe Million, wovon eine halbe Million auf Lissabon und dessen Camarca (Bezirk) kömmt.

Die Heeresbildung Belgiens.

(Schluß.)

Eine revolutionäre Armee zu reformiren, Disziplin an die Stelle der Insubordination einzuführen, die Untauglichen zu entfernen, und sie durch Leute von mindestens gesundem Menschenverstand zu ersetzen, aus den Trümmern einer unordentlichen Masse brauchbare Truppen zu bilden, ein wohlthätiges, doch nicht übertriebenes Vertrauen zu begründen, um das Ganze auf einen achtungswerthen Fuß zu setzen, die Ausfälle der Journale und die Persönlichkeiten der Opposition mit Verachtung zu behandeln, und endlich mit unwandelbarer Festigkeit die Linie zu verfolgen, die man sich vorgezeichnet hat, trotz aller anonymen Drohungen und offenen Beleidigungen, das war eine Aufgabe, die nur ein Mann von mehr als gewöhnlicher Geschicklichkeit und Festigkeit des Charakters lösen konnte. Festigkeit des Charakters besaß Hr. v. Brouckere in einem hohen Grade, aber sein heftiges Naturell und sein schroffes Benehmen machten ihn ausnehmend verhaßt. So wurde in der Kammer sowohl, als von Seite der Presse keine Mühe gespart, ihn in der öffentlichen Achtung herabzusetzen, obgleich beide anerkennen mußten, daß er seinem Lande wichtige Dienste geleistet habe. Endlich durch die Heftigkeit seiner Gegner ermattet, und hauptsächlich aus Aerger über die Intriguen der Ultrakatholiken, die seinen Einfluß und seine Talente fürchteten, reichte er seine Entlassung ein, und ihn ersetzte der französische Artilleriegeneral Baron Evain, der als Belgier naturalisirt und als Minister-Direktor des Kriegs angestellt wurde.

Die belgische Regierung hätte nicht wohl einen Offizier wäh-

---

*) In Portugal steht bekanntlich dem Wachsthume der Bevölkerung wie der besseren Kultur des Landes entgegen — die große Zahl der Majorate, die geringe Vertheilung des Grundeigenthums und dabei der Umstand, daß der eigentliche Feldbauer sehr selten Grundeigenthümer ist. D. Uebers.

*) Ein langes Weinfaß, das 126 Gallonen oder 504 englische Maß, somit etwa 1008 Halbmaßflaschen hält.

**) Der bekannte Statistiker, der sich selbst längere Zeit in Portugal aufhielt (s. seinen Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve, Paris, 1822, 2 Vols.)

len können, der für dieß Departement so geeignet gewesen wäre, als diesen liebenswürdigen und erfahrenen Soldaten, dessen lange und werthvolle Dienste der große Kriegsmeister Napoleon, so wie Ludwig XVIII und Karl X vollkommen gewürdigt hatten. Mit einer großen Erfahrung und einer vollständigen Kenntniß des verwickelten Details der Kriegsverwaltung und mit einer ausnehmenden Leichtigkeit, alle in seine Hand gelegten Mittel aufs beste und sparsamste zu benützen, verband General Evain eine leidenschaftliche Liebe zur Arbeit, große Urtheilskraft, Klarheit und Ordnung; zugleich genießt er den Ruf einer musterhaften Redlichkeit, einer völligen Unparteilichkeit und einer großen Milde im Benehmen. Eine Anekdote mag zeigen, wie sehr er sich auf Organisation verstand, und sie kann zugleich als ein neuer Beweis von dem entschiedenen Charakter des großen Feldherrn dienen, unter dessen Befehlen er stand. Wir können die Richtigkeit derselben verbürgen, und glauben auch, daß sie neu ist. Während des unglücklichen russischen Feldzuges befand sich Obrist Evain zu Paris, wo er beauftragt war, den unermeßlichen Bedarf an Artillerie und Munition für die große Armee zu organisiren und abzusenden. Das berühmte aus Smorgoni datirte 29 Bulletin war kaum zu Paris angelangt, und seit wenigen Stunden bekannt gemacht, als ein Bote aus den Tuilerien zu Obrist Evain kam, und ihn zu seinem höchsten Erstaunen benachrichtigte, der Kaiser sey so eben angekommen, und verlange, daß er, Obrist Evain, in den Tuilerien erscheinen solle. Obgleich über die unerwartete Nachricht, welche ihm das furchtbare Unglück der französischen Armee mit einem Mal enthüllte, wie vom Donner gerührt, eilte Evain doch in den Palast, ward sogleich vor seinen kaiserlichen Herrn gelassen, den er in seiner Reisekleidung, bleich, ermattet, mit einem langen Barte, und offenbar in einem Zustande großen Seelenleidens fand. Er hatte kaum Zeit, eine Verbeugung zu machen oder ein Wort zu sprechen, als Napoleon an ihn herantrat, und plötzlich sagte: „Evain, haben Sie mein 29stes Bulletin gelesen? Es sagt nicht das Schlimmste. Es wäre unpolitisch gewesen, Frankreich in Unruhe zu versetzen. Wir haben keine Kanone, keinen Munitionswagen mehr, aber unsere Hülfsquellen sind ungeheuer, unser Verlust kann ersetzt werden." Dann nach einer Pause, setzte er hinzu: „Am 2 März muß ich 600 Kanonen mit Geschirr und Bespannung haben. Ich kenne ihren Eifer und ihre Thätigkeit. Sie wissen, daß mein Befehl befolgt werden muß." Hierauf trat er hart an Evain heran, ergriff seinen Arm und sagte lächelnd: „Wenn ich am bestimmten Tage meine Kanonen habe, sollen sie die Bestallung als Generalmajor erhalten, wo nicht, lasse ich Sie hängen." Ohne außer Fassung zu kommen, erwiderte Oberst Evain: „Sire, die Zeit ist kurz, aber unsere Arsenale sind wohl versehen, wenn Eure Majestät mir das nöthige Geld anweisen kann, um Pferde zu kaufen, so soll Ihr Befehl vollzogen werden." — „Ist das die einzige Schwierigkeit?" sagte der Kaiser, setzte sich an seinen Schreibtisch, und schrieb eine Anweisung von drei Millionen Franken auf seinen Privatschatz, der in den Gewölben unter den Tuilerien lag, und Evain verabschiedete sich. Am 1 März hatte Evain sein Wort gehalten, und der Kaiser erfüllte sein Versprechen.

Bei seinem Amtsantritt benützte Evain auf eine verständige Weise die klugen Anordnungen seines Vorgängers, und die Saat, die Hr. de Brouckère gesäet hatte, reifte schnell heran. In wenigen Monaten war die Bildung der belgischen Truppen, welche bereits wesentliche Fortschritte gemacht hatten, so weit gediehen, daß sie den bestorganisirten Truppen des Kontinents gleich standen, wo nicht überlegen waren, und wenig zu wünschen übrig ließen, als etwas größere Schnelligkeit in den Evolutionen der Infanterie, und größere Vollendung in den Details der Kavallerie, namentlich bei den Kürassieren. Hiebei wurden de Brouckère und Evain aufs eifrigste vom König unterstützt, der unaufhörlich die Truppen die Revue passiren ließ, so daß kaum ein Bataillon war, das er nicht persönlich aufs genaueste untersucht hätte. Dieß brachte einen regen Nacheifer unter Offiziere und Mannschaft, und die Regimentschefs suchten einander durch das soldatische Aussehen, die Reinlichkeit ihrer Truppen und die Genauigkeit ihrer Bewegungen zu übertreffen. Nicht minder als Hrn. de Brouckère und General Evain verdankte indeß das Land und die Armee den Talenten des französischen Generals Desprez, der die Funktion als Chef des Generalstabs bekleidete. Dieser, als Mensch und als Soldat gleich ausgezeichnet, hatte in dem afrikanischen Feldzug dieselbe Stelle bekleidet. Gemäßigt in seinen politischen Grundsätzen, bescheiden in seinem Benehmen, mit Theorie und Praxis des Krieges im umfassendsten Sinne vertraut, in allen Details der militärischen Organisation erfahren, und einen wissenschaftlich gebildeten Geist und ein gesundes Urtheil mit unerschrockenem Muthe und einer unermüdlichen Thätigkeit verbindend, gelang es ihm bald, einen brauchbaren Generalstab zu bilden, und den verschiedenen Korps der Armee jene Konsistenz, jenes Zusammenwirken zu geben, das für rasche Bewegungen im Feld so außerordentlich nothwendig ist. Es ist anzunehmen, daß das Land mit seinen Bemühungen sich zufrieden zeigt, denn weder in den Kammern, noch in den Journalen hat sich eine Stimme erhoben, welche die Verfügungen des Generals getadelt oder sich darüber beklagt hätte.

Dieß eine flüchtige Skizze des Ganges der militärischen Angelegenheiten Belgiens von der Revolution bis auf die jetzige Periode. Die Vertheilung der verschiedenen Korps und die inneren Einrichtungen der Regimenter würden hier zu weit führen. Wir begnügen uns daher mit der Angabe, daß die belgische Regierung jetzt 90,000 Mann Infanterie, 6000 Pferde und 144 Geschütze ins Feld stellen kann.

Das Salzbergwerk von Wieliczka.

(Schluß.)

In Wieliczka unterscheidet man vier Sorten von Salz: rohes oder grobes Salz; grünes Salz (Zielona); weißes Salz (Szybikowa) und krystallisirtes, durchsichtiges Salz (Oczkowata). In einer Tiefe von ungefähr 1000 Fuß findet sich die erste Schicht reines Salz; die obern Schichten bieten eine Mischung von Thonerde, Muscheln und Versteinerungen, woraus die Geologen die Formationsepochen dieser verschiedenen Salzschichten beurtheilen mögen.

Seit Wieliczka an Oesterreich kam, läßt sich annehmen, daß die jährliche Ausbeute an Salz eines seiner bedeutendsten Regalien ist. Im Jahre 1809 hat Oesterreich aus diesen Minen 1,700,000 Zentner Salz gezogen; nach einer aus den Archiven geschöpften Berechnung lieferten sie seit ihrer Entdeckung 550 Millionen Zentner.

Nirgends auf der Erde ist der Mensch noch so tief in ihre Eingeweide gedrungen als in Wieliczka, denn hier ist er in eine senkrechte Tiefe von mehr als tausend Fuß gelangt. Angestellte Untersuchungen haben ergeben, daß der Boden von Wieliczka 255 Metres über der Meeresfläche liegt, während die Arbeiten in den untersten Etagen, den Berechnungen der Bergleute zufolge, noch 50 Metres unter derselben vorgenommen werden. Dessen ungeachtet ist man bis jezt noch auf kein Wasser gestoßen.

Zwischen dem Kronleuchtersaal und der Kapelle steht, noch in der nämlichen Etage, ein Obelisk, der zum Andenken des Besuches errichtet wurde, den der Kaiser im Jahre 1817 dem Bergwerke machte. Hierauf folgt der Ballsaal (Lentow), wo gewöhnlich Bälle gegeben werden, wenn Gäste von hohem Range sich einfinden. Wieliczka wurde von einer großen Anzahl fremder Monarchen besucht und hat alle seine Könige beherbergt. In diesem Saale wurde im Jahre 1813, nach dem russischen Feldzug, als die von dem Fürsten Poniatowski befehligte Armee sich nach Krakau zurückzog und die Regierung hier eine Freistatt suchte, eines der glänzendsten Feste gegeben, die jemals in dem Bergwerke gefeiert wurden. Es war Dieß das lezte Nationalfest! Bald hernach kam Wieliczka unter österreichische Herrschaft, unter der es bis jezt geblieben ist.

Man behauptet, daß dieser Saal, sowohl seiner Säulen, als auch seiner Höhe und der Galerie wegen, auf der sich bei Bällen das Orchester befindet, der schönste in den Minen ist. Ich muß indeß bekennen, daß er unter allen derjenige ist, der mir am wenigsten gefällt, denn diese Mischung von Transparenten, getäfelten Fußböden u. dgl. sticht gegen das erhabene, von den Händen der Natur geschaffene Werk auf höchst widerliche Weise ab. Die Ausstattung dieses Saales schrumpft neben diesen der Ewigkeit trozenden Massen zu einer fast lächerlichen Winzigkeit zusammen; kurz die Kunst hat hier, statt zu verschönern, nur verdorben. Ich habe das Bergwerk beleuchtet, und auch nur bei den schwachen, zerstreuten, vorüberziehenden Lichtern der Bergleute gesehen, wobei die tiefen Schattenpartien dieser Riesenbauten nur noch großartiger heraustreten, und auf diese leztere Weise erschien mir Wieliczka am schönsten, weil das furchtbar Erhabene dieses unterirdischen Palastes sich so in seiner ganzen Größe zeigte; das Auge kann die Höhe dieser Wölbungen nicht ermessen, und die Tiefe der Abgründe erscheint der Einbildungskraft weit beträchtlicher als sie vielleicht in der That ist. Man kann sich keinen Begriff von der Wirkung machen, die ein angezündetes großes Stück Papier hervorbringt, das man von einer unermeßlichen Höhe herab in den Abgrund fallen läßt. Man sieht es in der Luft flackern, flattern und wirbeln, und immer tiefer und tiefer hinabsinken; das Auge folgt unverwandt dem Lichte, das allein in dieser dichten Finsterniß schimmert, bis es endlich gänzlich verschwindet. Ich finde, daß das schwache, trübe Licht von Fackeln und Grubenlichtern, das gerade hinreicht, die Gegenstände zu erkennen, ohne sie vollkommen zu beleuchten, der eigenthümlichen Schönheit dieses Bergwerkes vollkommen angemessen ist. Es ist indeß doch eine Stelle, wo das Licht die große Wirkung des Anblickes erhöht, den die Natur bietet, und Dieß ist in dem Saale der Fall, wo sich der Przykos genannte See befindet; es ist schwer sich etwas so Malerisches zu denken. Wären die schönen Künste in Polen besser gepflegt, so würde dieser zauberhafte Moment ohne Zweifel das Talent mehr als eines Künstlers begeistert haben; was für Motive würde Dante hier gefunden haben; was er aus seiner Einbildungskraft schöpfte, findet sich hier in der Wirklichkeit; die Hölle ließe sich unmöglich treffender darstellen.

Man tritt in einen unermeßlichen Saal, dessen Wölbung bis in die Wolken zu reichen scheint, obschon man wohl merkt, daß man sich tief im Schoße der Erde befindet. Ein See, dessen Wasser so mit Salz geschwängert ist, daß sein Spiegel ganz schwarz erscheint, nimmt den ganzen Raum ein; nichts ist sonst vorhanden als eine Art Damm mit einer Brustlehne, von wo aus man sich einschiffen kann, wenn man sich auf dem See fahren lassen will. Ein flacher Kahn liegt am Ufer; er stößt ab, schwankt auf der Wasserfläche dahin, und verliert sich in einer düstern, tiefen Schlucht, wo er landet. Nun hebt eine schwermüthige Musik an, es sind die Töne einer den Blicken entzogenen Harmonie; bald darauf wird im Hintergrunde der Höhle ein Feuerwerk angezündet; das bengalische Feuer verbreitet in diesen Gewölben die Helle des Tages, leiht den Gegenständen eine röthliche Färbung und den mit weißen Hemden bekleideten Menschen ein gespenstiges Aussehen, was Alles die lebhafteste Erinnerung an das Bild erweckt, das man sich gewöhnlich von der Hölle zu machen pflegt. Tausende von Raketen, die vom See aufsteigen, beleuchten die Wölbung und enthüllen auf Augenblicke ihre unermeßliche Höhe; bald darauf ist Alles wieder in Finsterniß versunken und man steht vor Staunen und Entsezen wie in eine Salzsäule verwandelt.

So stellt sich Wieliczka bei feierlichen Gelegenheiten dar, wenn hohe Gäste in seine Tiefen hinabgestiegen sind. Uebrigens bewahre Gott einen jeden, bei einem großen Zudrange von Besuchern zugegen zu seyn, denn die Gefahren sind dann keine eingebildeten mehr; die Menge drängt insgesammt sich immer nach einer und derselben Stelle und erschwert den oft ohnehin sehr engen Weg; man wird fortgeschoben, gestoßen und gedrückt, daß man ersticken möchte. Kein Ausweg ist zu finden, eine Art Verhängniß scheint Einen an die Ferse des Andern gefesselt zu haben, es ist unmöglich still zu stehen. Eben so schwer ist es einen andern Weg einzuschlagen, denn man läuft Gefahr sich zu verirren, weil entweder aus Vorsicht, oder zum Vortheile der Arbeiter, die angezündeten Kerzen allenthalben weggenommen werden, wo der Zug der Besuchenden vorüber ist. Ich mußte mich indeß doch entschließen, auf einem andern Wege zurückzukehren, und erwähne dieses Umstandes nur deßhalb, weil er mir Gelegenheit verschaffte, das Bergwerk in größerm Umfange kennen zu lernen.

Nachdem ich dem Strome der Menge entkommen war, gelang es mir, ermüdet und abgemattet wie ich war, einen Bergmann ausfindig zu machen, der uns sammt unserer Gesellschaft auf einem andern Weg, als den der große Haufe einschlug, aus dem Saale des Sees führte. Er ließ uns noch eine Etage hinabsteigen, und dann durch so finstere und enge Gänge kriechen, daß uns ein fast unerträgliches Gefühl der Beängstigung befiel. Obschon die Luft hier eben so frisch und trocken als an andern Stellen des Bergwerkes war, so war es uns doch, als wären wir dem Ersticken nahe. Als wir nun auf dem Grunde dieser Gänge angelangt waren, bemerkte unser Führer, daß dieser Theil des Baues für nicht ganz sicher gelte, und man deßhalb auch fast niemals Reisende hieher führe. Diese Bemerkung hatte die Folge, daß wir den Weg fast im Laufe zurücklegten, als unser Führer uns still stehen hieß und sagte: „Sie befinden sich in diesem Augenblicke gerade unter dem See.“ — Diese Worte machten, daß wir unwillkürlich in die Höhe blickten, als hätten wir uns von seiner Behauptung überzeugen wollen. An der Wölbung des Ganges hing eine Art Eiszapfen, Stalaktiten von krystallisirtem Salze, von dem durchgesickerten Wasser, von welchem auch die nassen Wände wie mit Diamanten bedeckt anzusehen waren. Unsere Bewunderung ließ sich nur einen Augenblick Zeit, den herrlichen Anblick anzustaunen, und der Wunsch, uns sobald als möglich in Sicherheit zu wissen, trieb uns schleunigst aus diesem gefährlichen Tunnel, an den ich zwar noch immer und mit einem geheimen Schauder gedenke, aber dabei mich auch freue, ihn gesehen zu haben.

Was die Größe des Bergwerkes betrifft, so ergibt diese, wenn man die Länge aller in den verschiedenen Etagen nach allen Richtungen laufenden Stollen zusammen nimmt, einen Raum von 120 Stunden. Wer beherzt genug ist, es sehen zu wollen, kann die Art und Weise sehen, wie das Salz mit Pulver gesprengt wird. Die Dicke der Steinmassen ist so groß, daß ich, obgleich in der Nähe, als eine Mine losging, das Geräusch dennoch nicht hörte, obschon es so stark ist, als das des Donners und von Abgrund zu Abgrund widerhallt. Ich ging eben dem Orte zu, wo das Salz gesprengt worden war; ich sah es herabstürzen und wie eine geborstene Mauer bis zu meinen Füßen rollen.

Das Grauen, das man auch gegen seinen Willen in diesen Abgründen empfindet, ist vielleicht nicht ganz ohne Grund. Die alten Werke sind nicht so fest gebaut als die neuen, und die Stöße einer starken Erd- erschütterung würden zweifelsohne einen Theil des Bergwerkes verschütten. Glücklicherweise ist eine solche Naturerscheinung hier zu Lande sehr selten und von geringer Bedeutung. Die Leiter, die aus dem Innern in die erste Etage führt, ist von Holz, alle übrigen sind in den Felsen gehauen. Man braucht sechs Stunden, um einen Theil der Minen zu besichtigen, und auch dann kann man Alles nur flüchtig beschauen. Um sie ganz bis ins Einzelne zu besichtigen, würde, wie man behauptet, des Tags acht Stunden gerechnet, kaum ein Monat hinreichen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 226. 14 August 1833.

Abgabenlast die Quelle der Armuth und des Verbrechens in England.

Während einige die gedrückte Lage Englands dem Mangel an freiem Handel, andere einem theilweise frei gegebenen Handel, und viele dem Zustand der Zirkulations-Mittel (Currency) zuschreiben, haben die meisten den wichtigen Gegenstand der auf der Industrie lastenden Abgaben übersehen. Das Anwachsen des Nationalreichthums ist freilich ganz offenkundig, aber der arbeitende Arme, mag er nun dem Landbau oder den Manufakturen angehören, wird täglich ärmer, während der Unterricht und die Fortschritte der Gesellschaft ihn seine Entbehrungen schärfer fühlen lassen, und ihn zu neuen Genüssen aufmuntern; und zugleich die Mittel, diese zu erringen, fortdauernd sich vermindern; daher das Anwachsen der Verbrechen, um Wünsche zu befriedigen, welche beinahe so dringlich geworden, als die Bedürfnisse der Natur. Unser Zweck ist, die Wirkungen der Abgaben auf die allgemeinen Verbrauchsartikel des Volks zu zeigen, welche theils durch die schweren Auflagen, theils durch die drückenden Accise-Gesetze einen so hohen Preis erhalten haben, daß sie die Industrie in den schönsten Zweigen des englischen Manufaktur-Wesens hemmen.

Die jährlichen Einkünfte des ganzen britischen Reiches, die Kolonien mit eingeschlossen, betragen nahe an 80 Millionen Pfund Sterling, wovon England allein mit einer Bevölkerung von 13 Millionen, etwa einem Zehenttheil der gesammten Bevölkerung, mehr als die Hälfte, nämlich 42,910,280 Pfund zahlt. *)

So groß auch der Belauf der Abgaben ist, so wird ihre Last doch dadurch erschwert, daß sie von den Ausgaben, statt vom Einkommen erhoben werden, d. h. daß sie mehr mit den Bedürfnissen eines Mannes als mit seinem Vermögen im Verhältniß stehen. Daß dieß der Fall ist, wird man aus dem Belauf der Abgaben ersehen, welche ein Bürger von London zahlt, der, wie wir annehmen wollen, ein Einkommen von 200 Pfund (2400 fl.) des Jahrs hat, wovon er sich selbst, seine Frau, drei Kinder und eine Magd erhalten muß; diese Berechnung stellt sich folgendermaßen:

Mit Abgaben belegte Verbrauchs-Gegenstände.	Verhältniß der Abgaben.	Spezieller Betrag der Abgaben.	
		fl.	kr.
Thee, ein halb Pfund in der Woche zu 3 fl. — 3 fl. 36 kr. das Pfund .	100 Prozt.	39	—
Zucker, 6 Pf. in der Woche . . .	7½ kr. pr. Pf.	32	30
Kaffee, ein Pf. in der Woche . .	18 kr. pr. Pf.	15	36
Porter und Ale, zwei Maaß des Tags (Malz- und Hopfentaxe) . . .	6 kr. pr. Maß	36	30
Geistige Getränke, eine Pinte in der Woche zum Wenigsten	6 fl. pr. Gall.	42	—
Wein, ein Viertel-Gall. in der Woche	3 fl. 18 kr. pr. Gall.	42	51

*) Nachstehendes sind die Haupttheile des Reiches mit Angabe der Bevölkerung und der Abgaben, so genau dieß Englands unvollständige Statistik zuläßt.

	Bevölkerung.	Abgaben.
England	13 086,675 . . .	42,910,280.
Wales	805,000 . . .	548,710.
Schottland	2,365,930 . . .	5,115,352.
Irland	7,839,469 . . .	4,892,101.
Bengalen	72,000,000 . . .	14,806,805.
Madras	14,700,000 . . .	5,577,866.
Bombay	7,000,000 . . .	2,554,465.
Ceylan	1,200,000 . . .	356,000.
Osterinseln	156,000 . . .	51,200.
Australien	148,000 . . .	201,282.
Mauritius	104,479 . . .	184,255.
Kap	136,575 . . .	126,000.
Unter-Kanada . . .	562,980 . . .	136,000.
Ober-Kanada . . .	250,000 . . .	160,000.
Neu-Braunschweig .	94,393 . . .	60,886.
Neu-Schottland und Cap-Breton . .	169,000 . . .	55,000.
Neu-Fundland . . .	80,000 . . .	18,000.
Prinz Eduards Inseln	50,000 . . .	3,125.
Jamaika	359,000 . . .	589,849.
Barbados	102,277 . . .	12,462.
Andere westindische Inseln.	576,811 . . .	274,991.
Malta und Gozzo . .	128,960 . . .	109,000.
Gibraltar	17,024 . . .	45,000.

Mit Abgaben belegte Verbrauchs-Gegenstände.	Verhältniß der Abgaben.	Spezieller Betrag der Abgaben.	
		fl.	kr.
Seife, 3 Pf. in der Woche . . .	9 kr. pr. Pf.	23	24
Pfeffer, 5 Pf. des Jahrs wenigstens	36 kr. pr. Pf.	3	—
Andere Gewürze, Ingwer, Zimmt, Nelken u. dgl.	wenigstens	3	48
Papier für die Familie oder für Kinder in der Schule 1 Pf. wöchentlich	9 kr. pr. Pf.	7	48
Stärke, 2 Pf. jährlich	10½ kr. pr. P.	2	6
Eine Zeitung zu lesen, täglich 3 kr.	¼ d. Stemp.	18	15
Getrocknete Johannisbeeren 25 Pf. des Jahres	15 kr. pr. Pf.	6	15
Trauben, Orangen, Limonen, Pflaumen, Nüsse u. dgl.	mit versch. Abgab. belegt	6	—
Gelegentlicher Gebrauch eines Omnibus, Kabriolets oder Diligence . . .	ditto	15	—
Verschiedenes, als Abgaben von Arzneien, Büchern, Glas, silbernen Löffeln u. dgl.	ditto	30	—
Haus-, Fenster- und Grundsteuer .	ditto	126	—
Armen-, Kirchen-, Straßen-, Wasser-, Gas-, Polizei-Taxen u. s. w. .	ditto	120	—
Abgaben von Baumaterialien, welche in dem Hauszins mit begriffen sind, nämlich auf Dachsteine, Zimmerholz u. dgl.	ditto	144	—
Abgaben, die man an Fleischer, Bäcker, Schneider, Modehändler, Schuhmacher, Hutmacher und überhaupt an alle dergleichen Personen zahlt, welche selbst auf die obenbeschriebene Weise mit Abgaben belegt sind und ihre Forderungen für gelieferte Waaren oder geleistete Dienste verhältnißmäßig steigern	Wenigstens	252	—
Gesammtabgaben eines Mannes, der 2400 fl. (200 Pf.) jährliches Einkommen besitzt		966	12

So wird also aus einem Einkommen von 200 Pf. nach der niedersten Berechnung mehr als ein Drittheil an Abgaben an die Regierung bezahlt. Jedermann kann aus diesen wichtigen Thatsachen, deren Einzelnheiten wir später näher untersuchen werden, sich sein eigenes Urtheil bilden; inzwischen müssen wir die Aufmerksamkeit auf das Allgemeine lenken, welches wir hier auf eine faßliche Weise darzustellen suchen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Volksmährchen der Hindus.

1. Die Affenbraut.

(Fortsetzung.)

Sie überredeten den König, ihren Schwiegervater, den Bräuten seiner Söhne ein glänzendes Festmahl zu geben, und waren nur begierig zu sehen, mit welchem Vorwand einer oder der andere von den eingeladenen Gästen seine Abwesenheit entschuldigen würde. Der Prinz merkte sogleich, daß es auf ihn gemünzt sey und daß man ihm eine Verlegenheit bereiten wolle; da er aber nicht wußte, wie er die boshafte Absicht seiner Schwägerinnen vereiteln sollte, so versank er in trübe Schwermuth. Die Veränderung, die in dem Gemüthe des Prinzen vorgegangen war, konnte dem Scharfblick seiner aufmerksamen Gemahlin nicht entgehen, und als Antwort auf ihre Fragen darüber wußte er nichts zu erwidern, als wie sehr es ihn schmerze, daß sie, die in Vorzügen der Seele so hoch über den Gemahlinnen seiner Brüder stehe, nicht vor ihren Augen erscheinen dürfe, ohne sich ihrem Spott und ihrer Verachtung preis zu geben. Die liebenswürdige Aeffin, ergriffen von dem Kummer ihres geliebten Gemahles, dessen Zartgefühl, mit dem er ihre körperliche Mißgestalt verschwiegen hatte, sie vollkommen zu schätzen wußte, versank einen Augenblick in tiefes Nachdenken. In gespannter Erwartung hingen die Blicke des Prinzen an ihrem Antlitz, als erwarte er, ihr stets fertiger Scharfsinn werde ein Mittel zu finden wissen, sie aus dieser Verlegenheit zu befreien. Sie schien die Sache noch einmal bei sich zu überlegen, und begann dann mit der Versicherung, sie fühle sich vollkommen glücklich und lege nicht den mindesten Werth auf die Meinungen und Vorurtheile der Welt, doch da es ihm Freude mache, seiner Familie zu beweisen, daß er keinen Grund habe, seiner Verbindung sich zu schämen; so wolle sie für dießmal ihre natürliche Gestalt annehmen und bei dem Feste erscheinen. Mit diesen Worten sah der erstaunte Prinz sie die Affenhaut abreißen und vor seinen geblendeten Augen die schönste weibliche Gestalt, die sich nur denken läßt, in dem prachtvollsten Anzug von unschätzbarem Werth erscheinen. „Ich habe meine Affenmaske nie zuvor abgelegt," fuhr sie fort, „weil ich es nicht ohne große Gefahr thun kann, und ein so unwesentlicher Wechsel verdient wahrlich nicht, daß man sich deßwegen einer solchen aussetzt. Trotz diesem mißgestalteten Balg erfreuten wir uns in unserer Verbindung des vollkommensten Glückes, und ich brauchte mich keiner Gefahr auszusetzen wegen der bloßen äußern Form, die in den Augen eines vernünftigen Menschen nicht den geringsten Werth haben kann. Nimm die Affenhaut, die ich nur ungern ablege, und bewahre sie während meiner Abwesenheit sorgfältig auf; ihr Verlust würde uns beide in großes Elend stürzen und ich kann es Dir nicht dringend genug ans Herz legen, sie keinen Augenblick aus dem Auge zu lassen."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, noch ehe der Prinz sich von seinem entzückten Staunen erholen konnte, in das ihn diese plötzliche Verwandlung versetzt hatte. Er wiederholte sich Wort für Wort die Ermahnungen der Prinzessin, aber je mehr er darüber nachdachte, desto weniger fand er sich geneigt, zu gestehen, daß es vollkommen gleichgültig sey, ob sie ihm als ein reizendes Weib oder als ein häßlicher Affe erscheine, und da er den Gedanken unerträglich fand, daß ihre holdselige Gestalt wieder in die abscheuliche Verkleidung zurückkehren sollte; so fand er bei näherer Erwägung des ihm ertheilten Auftrages, daß zwar der Verlust des Affenbalges ihr Glück bedrohe, daß die Prinzessin aber unerwähnt gelassen, ob dasselbe geschehe, wenn er ihn gänzlich vernichte. In der Ueberzeugung, daß er hiedurch seine schöne Gemahlin hindern werde, ihre Reize ferner unter einer so

widerwärtigen Hülle zu bergen, beschloß er die Haut zu verbrennen, und machte hiezu auch sofort Anstalt.

Indeß waren die Frauen der sechs Prinzen, die sich im königlichen Palaste versammelt hatten, nicht wenig erstaunt, als sie ihre Schwägerin hereintreten sahen, die mit so anmuthiger Würde bei dem Festmahle sich niederließ, daß sie nicht wußten, was sie mehr bewundern sollten, ihre fast überirdische Schönheit, den Reichthum ihres Anzuges oder den Zauber ihres anmuthvollen Benehmens. Aber obgleich einen Augenblick verwirrt und geblendet, wich die unwillkürliche Huldigung, die sie ihren überlegenen Vorzügen bringen mußten, bald dem Neide, indem sie ihre eigenen Figuren mit diesem königlichen Wesen verglichen, und bei jeder Vergleichung, die sie anzustellen versuchten, in ein Nichts zusammenschrumpften. Bevor jedoch ihre mißgünstige Stimmung gegen die Fremde sich vollkommen ausgebildet hatte, bot sich ein neuer Anlaß zum Erstaunen. Mitten unter dem Feste sprang der reizende Gast voll der höchsten Bestürzung auf, rief: „ich brenne!“ und verschwand in einem Augenblick vor den weit aufgerissenen Augen der Versammlung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand eines Torfmoores in Holland.

Das „Journal de la Haye“ gibt folgenden Bericht über den furchtbaren Brand, der am 11 Junius dieses Jahres das Torfland der Provinz Gröningen verwüstete:

Die Trockenheit der Witterung, die seit dem Anfange des Junius geherrscht hatte, war ungemein günstig, die höher gelegenen Torflande der Provinz Gröningen für den Anbau des Buchweizens geeignet zu machen, was wie gewöhnlich dadurch geschah, daß man den brennbaren Torfboden anzündete, der denn auch langsam fortbrannte, ohne daß man sich weiter viel darum bekümmerte, da dergleichen Brände oft schon den ganzen Sommer hindurch gedauert hatten. Schon war der so kulturfähig gewordene Boden angesäet und der Buchweizen fing an zu sprossen, während die Torfhaide an andern Stellen noch brannte, als sich am 11 Junius, um zwei Uhr Nachmittags, in Folge eines Ungewitters, ein ungestümer Südwestwind erhob, der sich zuletzt in einen furchtbaren Orkan verwandelte, wie er in dieser Jahreszeit fast ohne Beispiel ist, bis zum andern Tag fortdauerte, und das Feuer auf die Buchweizenfelder und alle brennbaren Gegenstände, die sich in der Richtung des Windes befanden, forttrieb. Zum Unglücke befand sich eine ungeheure Menge gestochener Torf auf der Haide, der den Flammen Nahrung gab, und sie zu einer so furchtbaren Gewalt steigerte, daß in kurzer Zeit die ganze Gegend in ein ungeheures Feuermeer verwandelt war.

Dieses Unglück brach auf mehreren Seiten der Provinz gleichzeitig herein, traf aber hauptsächlich Zevenhuizen, die Gemeinde Leek, den Weiler Welp, die Gemeinde Marum, dann längs dem Ufer des Kanales der Stadt die Gemeinden Wildervank, Nieuwe-Pekel-A und Oostwedde, Oude-Pekel-A, Wedde, Vlagtwedde, Veendam, Meedem, Muntendam, Windschooten, Bellingewolde und Grootegast. Man kann sich kaum einen Begriff von dem Bilde des Jammers und des Elendes machen, das die von diesem Unglücke betroffenen Gegenden darstellen. Viele Familien hatten kaum noch Zeit, Alles im Stiche zu lassen und aus ihren Häusern zu entfliehen, die sie wenige Augenblicke danach von den Flammen ergriffen sahen. Andere suchten ihre Habseligkeiten zu retten, indem sie dieselben in die Abzugsgräben der Torfstiche warfen; allein auch hier wurde Alles, was auf dem Wasser schwamm, von dem verheerenden Elemente ergriffen. Andere endlich, die sich weiter entfernt von dem Brande befanden und im ersten Augenblicke keine Gefahr für ihre Wohnungen ahneten, fanden sich bald von Flammen umgeben, und brachten ganze Stunden in der furchtbarsten Verzweiflung zu. Einige Arbeiter, die sich mitten im Torfmoore befanden, als der Orkan ausbrach, konnten sich nicht anders mehr retten, als indem sie sich in die Wassergräben warfen, ihre Kleider naß machten und dann in dem Boden eine Grube aushöhlten, in der sie vier und zwanzig Stunden, von Rauch und Hitze fast erstickt, zubrachten. Mehrere Menschen retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie sich in den Torfstichen und Gräben verbargen, wo sie bald unter das Wasser tauchen mußten, um den Flammen zu entgehen, die über ihren Häuptern sich hinwälzten, bald aber sich wieder dem Feuer bloßzustellen genöthigt waren, um nicht zu ertrinken, so daß sie mit zwei feindlichen Elementen um ihr Leben kämpften. Unter Denen, die sich in den Torfstichen befanden, und um dem furchtbarsten Tode zu entgehen, so zu sagen, mehrmals durch die Flammen schwimmen mußten, befand sich auch eine schwangere Frau, die einige Tage danach ein vollkommen gesundes Kind zur Welt brachte. Eine Mutter mit ihrem kaum acht Tage alten Säuglinge auf den Armen rettete sich durch eilige Flucht, verlor aber dabei ein anderes Kind, das nach dem Brand unverletzt am äußersten Rand eines Abzugsgrabens gefunden wurde.

Der Brand bedeckte einen Umkreis von fünf Stunden Landes, und das Geheul des Orkans, der die Flammen bis zum Himmel emporwirbelte, der dichte Rauch, der fortwährende Aschenregen, die Annäherung der Nacht, die Ueberzeugung, daß es nicht mehr Menschen möglich sey, den Fortschritten der Flammen Einhalt zu thun, die Furcht endlich, daß das Feuer sich auf die bevölkerten und wohlhabenden Dörfer der Umgegend ausbreiten werde, alle diese Schreckbilder zusammen erfüllten die Herzen mit Furcht und Verzweiflung. Wäre der Orkan in der Nacht ausgebrochen, so würden alle Bewohner, im Schlafe überrascht, ein Opfer der Flammen geworden seyn, so aber konnten sich die meisten, jedoch nur mit Verlust aller Habseligkeiten, retten. Doch büßten drei Menschen ihr Leben ein, sieben sind furchtbar verbrannt — einer davon ist einige Tage nachher gestorben — und sechs andere wurden mehr oder minder beschädigt. Jede Hülfe, die man zu leisten versuchte, war vergebens; man hatte von Wildervank eine Feuerspritze in einem Schiff abgesendet, allein beide wurden von den Flammen ergriffen und verbrannten. Außerdem wurde eine ungeheure Masse Torf, die man auf 2,175,692 Tonnen schätzt, 72 Häuser, 17 Torfhütten, eine Mühle, acht Schiffe und zwei Brücken von den Flammen verzehrt. Auch viele Thiere und eine bedeutende Menge von Getreide und Feldfrüchten gingen dabei zu Grunde, und 528 Personen finden sich ohne Obdach; 319 von ihnen haben Alles verloren, was sie besaßen. Der angerichtete Schaden wird auf 174 615 Gulden geschätzt, 32,095 Tonnen Torf nicht mit in Anschlag gebracht, die den Einwohnern von Gröningen gehörten und gleichfalls in Flammen aufgingen.

Vermischte Nachrichten.

Im Mansion-House erschien jüngst der Doktor Cole, ein Mann von erschrecklichem Körperumfang, um bei dem Lord Mayor eine Klage gegen die Omnibusführer von London anzubringen. „Mylord, begann der dicke Doktor, ich muß mich über das unvernünftige Benehmen der Kutscher und Omnibusführer gegen mich beschweren. Ich wohne in Edge-Ware-Road, und ich muß mich der Omnibus bedienen, um in die Stadt zu gehen und von da zurückzukehren. Und nun denken Sie sich, wenn ich den Kutschern oder Kondukteurs ein Zeichen gebe, daß sie halten möchten, so schütteln sie die Köpfe, fahren vorüber und rufen: „Nein, nein, ist schon besetzt.“ Offenbar scheuen sie mich, weil ich ein wenig wohlbeleibt bin. (Man lacht.) Allein das läßt sich nun einmal nicht anders machen, und wenn sie mich nehmen, so müssen sie mich wohl nehmen, wie ich bin. (Neues Gelächter.) Der Lord Mayor: Ich fürchte sehr, mein lieber Doktor, daß ich sie nicht werde zwingen können, Sie zu fahren, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, die Weigerung der Omnibusführer ist mir sehr erklärlich. Ein Omnibus kann nicht mehr als vierzehn Personen aufnehmen, und denken Sie sich, daß vierzehn Personen von Ihrem Umfang einen Omnibus zu besteigen verlangten, würden Sie wohl darin Platz nehmen mögen? — Dr. Cole: Nein, gewiß nicht, denn ich bin überzeugt, daß sie es insgesammt nicht sehr bequem haben würden. Freilich will man mich aufnehmen, wenn ich für zwei Personen bezahle, aber ich bin nur eine und ich zähle auf den Schutz des Parlamentes. — Der Lord Mayor: Sie haben eben so sehr die Passagiere

als die Wagenführer gegen sich, und ohne daß Sie Ihr Gewicht ein wenig vermindern, sehe ich nicht ein, wie Sie verlangen können von Paddington nach Bank um sechs Pence gebracht zu werden. (Gelächter.) — Der Doktor, sich vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend: Dieses Gewicht zu vermindern ist sehr schwer — ist unmöglich. — Der Lord Mayor: Ich will Ihnen ein Mittel sagen: Gehen Sie. — Der Doktor: Gehen? Von Paddington bis Bank gehen? — Der Lord Mayor: Das ist ein unfehlbares Mittel gegen Dickleibigkeit. — Der Doktor: Aber es ist nicht bequem für einen Mann von fünfzig Jahren einen solchen Weg zu Fuß zu machen: ich bin Arzt und würde in einem ähnlichen Falle kein so gewaltsames Mittel vorschlagen. — Der Lord Mayor: Sie wollen sagen, daß Sie es nicht an sich selbst anwenden möchten. — Der Doktor: So ist's; ich weiß, daß man Rennbuben und Boxer auf diese Art abmagert; aber ich billige dieses System nicht. (Anhaltendes Gelächter.) Diese Art, die Wohlbeleibtheit zu vermindern, ruinirt die Konstitution, von der Unzulässigkeit des Gehens bei einem Manne wie ich, gar nicht zu reden. — Der Lord Mayor: Ich würde Ihnen gern gedient haben, mein lieber Doktor, aber Sie selbst scheinen die Sache nicht so sehr ernsthaft zu nehmen. — Der Doktor: Allerdings; ich lache über die Weigerung der Omnibusführer eben so sehr, als die Passagiere selbst. Sobald der Schlag sich öffnet, ist nur ein Geschrei drinnen: „O Gott, es ist kein Platz mehr! Sie würden allein einen Omnibus ausfüllen!“ (Man lacht.) Der Kutscher ruft: Ich kann Sie nicht mitnehmen, wenn Sie nicht für zwei bezahlen. Der Kondukteur sagt: „Nicht mehr als billig.“ wirft mir den Schlag vor der Nase zu und läßt mich unter allgemeinem Gelächter auf der Straße stehen. (Man lacht.) — Der Lord Mayor wiederholte hier seinen Rath, sich fleißig Bewegung zu Fuß zu machen, ohne den Doktor von den Vortheilen dieses Mittels überzeugen zu können, und endlich entfernte sich Herr Cole, indem der Saal unter seinen Schritten erbebte.“

*

Jean Pierre Cariboufse, ein reicher Fleischer aus Lille, in Flandern, hatte sechs starke Doggen von ungeheurer Größe und Stärke, die mehrere Fässer Wein auf einem kleinen Wagen mit Leichtigkeit fortzogen. Ein wüthender Stier machte ihnen nur wenig zu schaffen; sie griffen ihn von vorn an, packten ihn und zerfleischten ihn mit ihren Zähnen, bis sie ihn kampfunfähig gemacht hatten. Diese Hunde hatten sich durch tausend Beweise von Muth und Kraft, namentlich aber durch ihre Schnelligkeit im Laufe, so berühmt gemacht, daß man weit und breit von nichts als den Hunden des Fleischers Cariboufse sprach. An einem Sonntage Morgens traf dieser mit seinem Hundegespann den Fürsten von Ligne in einer Karosse auf der Landstraße. Cariboufse trieb seine Hunde an und fuhr dem Fürsten mehrmals um mehr als hundert Klaftern vor. Der Fürst von Ligne, ganz verwundert, daß seine Pferde von Hunden überlaufen werden sollten, fragte den Metzger, ob sie es wohl eine halbe Stunde hinter einander aushalten würden. Ganz stolz, daß es ihm gelungen war, die Blicke des Fürsten auf sich zu ziehen, erwiderte der Fleischer, Dieß sey eine Kleinigkeit; seine Hunde könnten mehrere Stunden in vollem Galopp machen, und er biete eine Wette von hundert Louisdo'r, daß sie die Pferde des Fürsten auf einem Wege von drei Stunden überholen würden. Der Fürst ging die Wette ein und der folgende Sonntag wurde zum Wettlauf, und nach gegenseitiger Uebereinkunft die zu durchlaufende Strecke von Leuse nach Tournay bestimmt. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sich am Morgen des anberaumten Tages längs der Straße eine zahllose Volksmenge einfand. Nachdem Cariboufse seine Hunde tüchtig gefüttert hatte, erschien er zur bestimmten Stunde, das Zeichen wurde gegeben und er fuhr zugleich mit dem Stallmeister des Prinzen ab, der sich in einem mit sechs prächtigen friesländischen Pferden bespannten Wagen eingestellt hatte. Obgleich der Fleischer sehr stark war und über hundert Pfund wog, so überholte er doch die feurigen Renner des Fürsten und kam fünfzehn Minuten vor seinem Gegner in Tournay an; er hatte so in weniger als einer Stunde 2400 Livres gewonnen.

*

In einem nordamerikanischen Journale wird als Mittel gegen die Seekrankheit ein starkes Abführungsmittel empfohlen, das man gerade vor den heftigen Bewegungen des Schiffes, auf die gewöhnlich Erbrechen, Schwindel u. s. w. folgt, nimmt, und so lange fortsetzt, als nöthig ist: um die Wirkung nach unten zu erhalten, da die Bewegung des Schiffes den Magen und die Eingeweide in ihrer peristaltischen oder Wurmbewegung unterbricht und ihre Wirkung nach oben kehrt. „Bei der Durchfahrt durch den Sund, fügt der Reisende hinzu, der diese Bemerkung mittheilt, hatte ich mir durch Verkältung einen starken Durchfall zugezogen, so daß ich öfters Opium nahm, um ihn zu unterdrücken; allein er stellte sich immer wieder ein, sobald die Wirkung des Opiums aufhörte, und wurde ungemein heftig. An demselben Abende noch begab ich mich zu Newhaven an Bord eines Dampfschiffes, bei einem sehr ungestümen Südwinde, der das Schiff in so gewaltiges Schwanken brachte, daß alle Passagiere seekrank wurden. Ich bemerkte nun gegen einen Freund, daß ich von meinem Durchfalle befreit werden würde. Die Bewegung, statt mich krank zu machen, schaukelte mich wohlthätig wie eine Kinderwiege; ich legte mich zu Bette und stand am andern Morgen frisch und gesund auf.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 227. 15 August 1833.

Abgabenlast die Quelle der Armuth und des Verbrechens in England.

(Fortsetzung.)

Englands schwere Abgaben und Schulden begannen mit der „ruhmvollen Revolution.“ Während der Regierung Wilhelms des Ersten betrugen die Abgaben Englands 400,000 Pf. jährlich und nahmen fortwährend ab, bis unter der Regierung Heinrichs III die ganze Abgabenlast des damals „lustigen England“ (merry England) nur 80,000 betrug. Richard III vermehrte sie auf 100,000 Pf., Heinrich VII auf 400,000 und Heinrich VIII auf 800,000. Die Abgaben wurden abermals vermindert und während der glänzenden Herrschaft der jungfräulichen Königin, auf welche England mit so gerechtem Stolze als auf die glänzendste Periode seiner Nationalgeschichte hinweiset, wo Ireland erobert, das mächtige Spanien gedemüthigt, und Amerika kolonisirt wurde, betrug die ganze Abgabenlast, welche erhoben wurde, nur 500,000 Pf. jährlich. Die äußersten Anstrengungen Karls I konnten dem Volke nicht mehr als 895,819 Pf. jährlich abpressen, aber unter dem Despotismus Cromwells stieg die Abgabenlast Englands zum erstenmal über eine Million, nämlich auf 1,517,247 Pf. Die Ausgaben der Restauration vermehrten sie auf 1,800,000 Pf. und am Ende der Regierung Jakobs II betrugen die Abgaben 2 Millionen, von welchen der Monarch eine vollständige Armee von 30,000 Mann, eine prächtige Flotte von 173 Segel (wovon 9 vom ersten, 11 vom zweiten, 39 vom dritten und 41 vom vierten Range) mit 42,003 Matrosen, und 6930 Kanonen unterhielt, so wie eine bedeutende Civilliste bestritten wurde, was zusammen eine Summe von 1,699,363 Pf. kostete, so daß ein Ueberschuß von 300,000 im Schatze blieb. Nun kam die „ruhmvolle Revolution“ und mit ihr wurden aus Holland alle die fiskalischen Maßregeln eingeführt, welche das holländische Genie erfunden hatte, um Geld dem Volke zu erpressen. Von zehn Zweigen der Accise, welche am Schlusse der Regierung Wilhelms III bestanden, wurden acht erst nach der Revolution eingeführt; von neunzehn Zöllen bestanden nur acht vor der Revolution, und von acht inländischen Abgaben dankten sechs ihre Einführung dem holländischen Erpressungs-System, während noch überdieß die National-Schuld begonnen wurde durch Verpfändung des öffentlichen Einkommens auf eine Reihe von Jahren hinaus. Abgaben wurden erhoben von Häusern und Fenstern, von Grund und Boden, von Malz, Salz, Papier, Glas, Hopfen, Seife, Stärke, Miethkutschen, von Heirathen, Geburten und Begräbnissen; zum erstenmal wurden Stempel-Abgaben erhoben und die altbestehenden Abgaben verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht, ja verfünffacht, so daß in zwölf Jahren nach der „ruhmvollen Revolution,“ nämlich vom 5 November 1688 an bis 1700, Wilhelm III an Abgaben und Anlehen 65,987,566 Pf. 17 S. 8 d. erpreßte, und als seine Nachfolgerin starb, waren in einem Zeitraum von 26 Jahren unter diesen beiden Regierungen 150,000,000 Pf. Sterling erhoben worden, ohne die Schulden zu rechnen, deren Bezahlung man der Nachkommenschaft überließ!

Im Laufe von siebzig Jahren stiegen die Abgaben allmählich, bis sie beinahe 10,000,000 Pf. betrugen, während die Schuld auf das Zwölffache dieses Betrages stieg. Schottland wurde freilich in dieser Periode mit England vereinigt, aber sein Einkommen betrug zur Zeit der Union nur 110,694 Pf. *) Und in den ersten acht und zwanzig Jahren der Regierung Georgs III betrug das von der Regierung erhobene Geld

An Abgaben	307,807,503 Pf.
An Anlehen	142,233,818 Pf.
zusammen	450,041,321 Pf.

Die rollende Lawine stürzte weiter, Alles vor sich niederschmetternd, bis am Anfange des 19ten Jahrhunderts die jährlichen Abgaben 30,000,000 Pf. und seine Schuld 400,000,000 Pf. betrug! Doch der Leser wird einen lichtvollen Ueberblick durch nachstehende Tabellen erhalten.

*) Die bedeutendsten Summen dieses Einkommens waren:

Zölle	30,000 Pf. St.
Accise	33,500 – –
Landtaxe	36,000 – –
	99,500 Pf. St.

Jahre.	Abgaben in Großbritannien ohne Irland. Pfund.	National-Schuld. Pfund.	Armentaxen in England und Wales. Pfund.	Preis des Weizens. Schilling. Pence.	Weberlohn für 12 Yards von 6/4 Breiten Tuch	Zahl der Verbrechen.	In Umlauf befindliche Banknoten. Pfund.
1687	2,000,000	Nichts	600,000	22 . 4	—	—	—
1702	4,500,000	13,348,680	800,000	—	—	—	—
1710	5,320,000	59 000,000	1,000,000	—	—	—	—
1720	5,620,000	55,000,000	—	—	—	—	—
1730	5.545,000	47,705.400	640,000	—	—	—	—
1750	5,915,000	44,072,024	—	—	—	—	—
1750	8,525,540	72,178,898	689,971	28 . 10	—	—	—
1760	7,325,000	88,341,268	—	32 . 5	—	—	—
1770	9,314.285	126,963,267	1,530,844	40 . 7	—	—	—
1780	10,265.405	142,112,264	—	43 . 0	—	—	—
1790	16,815,895	228,231.228	2,000,637	—	—	—	11,149,809
1795	18,456,298	—	—	51 . 8	—	—	13,539,163
1798	30,492,995	—	—	—	15 .	—	12,850.085
1800	34.069,457	451,699,919	—	75 . 8	11 . 0	—	15,236,676
1805	50,655,190	549,137,068	4,267,963	81 . 2	9 . 6	4,605	17,234,466
1810	67,825,597	—	6,000,000	—	10 . 0	5,146	20,429,281
1815	71,153,:12	848,284,000	6,939,000	97 . 6	12 . 0	7,898	26,613,370
1820	55,063.693	—	8,411,839	—	4 . 6	13,710	23,569,150
1825	52,919,280	—	6,966,156	78 . 8	3 . 6	15,437	21,060,130
1830	50,414,928	800,000,000	8,279,218	62 . 0	1 . 9	18,007	20,468,060

Man ersieht aus der letztern Tabelle, daß mit dem Ansteigen der Taxen und der Nationalschuld, Armuth und Verbrechen so wie auch der Preis des Getreides stieg; zugleich verdient es die größte Aufmerksamkeit, daß der Arbeitslohn mit reißender Schnelligkeit fiel, während Abgaben und Nationalschuld das Land mehr und mehr in Armuth stürzten. Es gibt eine Klasse von Politikern, welche behaupten, weder Schuld, noch die Auflagen hemmten den Schwung der Nation im Großen und die Abgaben glichen dem aus der Erde aufsteigenden Nebel, der, wenn es nöthig sey, in erquickenden Regengüssen wieder herabfalle. Zur Beleuchtung dieser Behauptung wollen wir fürs Erste nur noch folgende spezifizirte Tabelle mittheilen.

Gesammtabgaben des vereinigten Königreichs. Besteuerte Gegenstände.	Betrag. Pfund.
Malz und Hopfen	5,134,711
Zucker und Zuckersyrup	5,010,000
Einheimische geistige Getränke	5,227,460
ditto aus den Kolonien und vom Ausland	3,154.412
Thee	3,321.000
Taback	3,090,270
Seife	1,138,000
Häusertaxe	1,357,000
Fenstertaxe	1,178.343
Gesammtsumme von neun Abgaben	28,691,229
Grundsteuer in Großbritannien	1,161,312
Post-Abgaben	2,227,354
Abgaben von Testamenten und Legaten	2,001,930
Feuer- und See-Assekuranzen	1,012,910
Stempel bei Prozeß-Akten	1,512,105
Lizenzen und Certifikate	1,073,322
Abgabe von Holz	1,278,978
Abgabe von Wein	1,366,758
Bediente, Wagen, Pferde, Hunde u. dgl.	1,206,136
Backsteine (3,138,837) und Auktionen	557,120
Gesammtsumme der obigen Ausgaben	13,596,955
Papiere (677,103) und Glas	1,208,596
Wechsel und Empfang-Scheine	760,669
Diligencen und Postpferde	654,312
Zeitungen und Zeitungs-Anzeigen	655,722
Kaffee (583,750) und Kakao	599,288
Korn und Sämereien	647,129

Ausgaben im Jahre 1832. Zahlungen.	Betrag. Pfund.
Interesse und Verwaltung der permanenten Schuld	24,333,966
Temporäre Annuitäten	3,330,620
Interesse von Schatzkammer-Scheinen	659,165
Vorausempfang aus dem konsolidirten Fonds	367.864
Verwendung von neun Ausgaben	28,691,615
Armee	7,129,875
Marine	4,882,835
Artillerie	1,792,367
Verwendung der gegenüberstehenden Abgaben	13,805,025
Civilliste	510,000
Pensionen	477,376
Gerichtshöfe	324,093
Besoldungen und Verwilligungen	110,318
Diplomatische Besoldungen und Pensionen	40,937

Gesammtabgaben des vereinigten Königreichs. Besteuerte Gegenstände.	Betrag. Pfund.
Johannisbeeren und Rosinen	403,912
Gewürze (146,387) und Seide	563,936
Orangen, Nüsse, Feigen und Aepfel	147,079
Butter und Talg	266,149
Kronländereien und Erbzins	444,508
Verschiedene Zölle, Accise-Abgaben, Stempel u. dgl.	3,556.000
Summe der obigen Ausgaben	9,804 630
Gesammt-Abgaben	52,053,322

Ausgaben im Jahre 1832 Zahlungen.	Betrag. Pfund.
Münzkosten	14,760
Vermischte Ausgaben, die durch jährliche Bewilligungen des Parlaments berichtigt werden	2,396,921
	3,874,395
Erhebungs Kosten der Abgaben	3,618,158
Zu leistende Zahlungen bis die Einkünfte in die Schatzkammer fließen	916,175
Gesammt Ausgaben	51,905,366

Der Leser mag nun aufmerksam die vorstehende Tabelle betrachten und sich selbst fragen, ob es nöthig wäre, 25,901,615 Pf. durch Abgaben auf Malz, Hopfen, Zucker, Thee, Taback, Seife, geistige Getränke, Häuser und Fenster aufzubringen, wenn England nicht gezwungen wäre, die Interessen der Nationalschuld zu zahlen? Würde diese Schuld, welche jetzt dem Lande wie ein Mühlstein um den Nacken hängt, getilgt (und wir erinnern hier, daß wir keinen trügerischen Bankerott, sondern nur eine ehrenhafte Liquidation vertheidigen), so könnten Abgaben zum Belauf von beinahe neun und zwanzig Millionen sogleich abgeschafft werden! Es wäre nicht nöthig, wegen einer Abgabe auf Ziegel oder Backsteine, Kaufläden, Fenster oder Seife, auf Malz oder Hopfen zu knickern, Alles würde mit einem Schlag hinweggewischt; der arme Mann statt 4 Pence (12 kr.) für seinen Krug Porter zu zahlen, würde ihn mit 2 oder 1½ kaufen; statt daß die Regierung 2½ P. von seinem Zucker oder 3 P. von seinem Pfund Seife oder 2 Sch. 6 P. (1 fl. 30 kr.) von seinem Thee forderte, könnte er Alles um weniger als den halben, ja um den dritten Theil des jetzigen Preises erhalten, so daß, wenn sein Abeitslohn fiele, wie es jetzt der Fall ist, der Preis der nothwendigen Lebensbedürfnisse in gleichem Grade fallen würde.

(Schluß folgt.)

Volksmährchen der Hindus.

1. Die Affenbraut.

(Fortsetzung.)

„Ein krachender Donnerschlag verkündigte dem Prinzen, was sich an der königlichen Tafel begeben hatte. Nicht sobald war die Affenhaut von den Flammen berührt worden, als sie aufloderte und verbrannt war; in demselben Augenblick stürzte der Palast um ihn her zusammen und verschwand mit den Gärten und allen Herrlichkeiten, die ihn noch einen Augenblick vorher mit ihrem Glanz umgeben hatten; nichts blieb zurück, als eine silberne Laute, die sein geliebtes Weib kurz zuvor beiseite gelegt hatte, als sie bemerkte, daß ihre Klänge nicht im Stande waren, seine Niedergeschlagenheit zu verscheuchen. Der Prinz ergriff das kostbare Instrument gerade noch zur rechten Zeit, ehe auch es mit den übrigen Schätzen in der Luft zerfloß; er warf die Rubinenkette, an der die Laute hing, um den Hals und eilte nach seines Vaters Palast, um zu sehen, was aus seiner Braut geworden sey. Was er hier vernahm, war nur sehr wenig; denn eigentlich erfuhr er gar nichts: sie war verschwunden — aus welchem Grunde konnte er leicht errathen — aber wo er sie wieder finden sollte, war durchaus unmöglich zu erforschen. Eben so wenig Aufschluß gab ihm ein Besuch bei dem Tamarindenbaum; er stand wohl noch da, und zu seinen Füßen floß das Brünnlein; aber keine Stimme antwortete seinen zärtlichen Beschwörungen und weder Fee noch Affe erschien, seine kummervollen Augen zu erquicken.

„Der unglückliche Prinz überließ sich ganz der Verzweiflung; nie war ihm seine Gemahlin so liebenswürdig vorgekommen, als jetzt, wo er sie vielleicht auf immer verloren hatte. Der große Umschwung, den sein Glück genommen hatte, betrübte ihn vielleicht nicht minder; denn wenn er sich gleich in dem Augenblicke es nicht selbst gestehen mochte, daß der Schmerz um sein entflohenes Weib noch vermehrt wurde durch das Verschwinden des Palastes und aller seiner ungeheuren Pracht; so ist doch kaum zu zweifeln, daß sein Kummer sich viel eher gelindert haben würde, hätte die Fee ihre unermeßlichen Schätze zu seinem Troste zurückgelassen und hätte er seinen Schmerzen, auf Sammtkissen ausgestreckt, in einem marmornen, und mit Gold ausgelegten Saale, nachhängen können, statt eine dürre Ebene, ein bodenloser Brunnen und ein Tamarindenbaum der Ort waren, wo er seinen Klagen ihren Lauf ließ.

„Voll Begier, sein verschwundenes Glück wieder zu finden, und vielleicht auch aus Scham, so tief herabgekommen sich am Hofe blicken zu lassen, beschloß der Prinz, in alle Welt zu gehen, und nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er das liebenswürdige Geschöpf wieder aufgefunden, dessen er sich durch seine Unbesonnenheit beraubt hatte. Er durchwanderte viele Länder und fand zahllose Schaaren von Affen, aber weder die einen noch die andern wußten ihm von dem verlornen Gegenstand seiner Liebe Kunde zu geben. Endlich des langen, fruchtlosen Wanderns müde und nicht wenig gebeugt und niedergeschlagen, gönnte er sich eine kurze Rast. Hiezu wollte er, da die Welt ihm ohnehin so sehr verleidet war, einen recht abgelegenen, von aller menschlichen Gesellschaft entfernten Ort aufsuchen, und er war glücklich genug, einen zu finden, wie ihn sein Herz sich wünschen konnte. Ein verlassener Pavillon lag einsam am Saume eines Gartens, der das Landhaus eines Kaufmanns umgab; und dieß, jetzt in

Trümmer verödete Gebäude stand in dem üblen Rufe, daß böse Geister darin ihr Wesen trieben; Niemand wagte sich daher auch in seine Nähe und der Prinz konnte hier ungestört eine Zeit lang verweilen. Da Kummer und trübselige Gedanken ihn nicht schlafen ließen, so reichte das leiseste Geräusch hin, ihn aus seinem unruhigen Schlummer aufzuschrecken, und in einer Nacht, während er eben von seiner Affenbraut träumte, wurde er durch eine ganz ungewöhnliche Bewegung in der Luft aufgeweckt. Er warf einen Blick zu dem offenen Dach hinauf und gewahrte, daß ein dunkler Gegenstand sich zwischen ihm und dem Himmel befand und gleich darauf verkündigte das laute Rauschen von Flügeln, daß ein seltsamer Besuch sich einstelle. Der Prinz, der nicht wußte, mit wem er es zu thun haben würde, zog sich noch tiefer in sein Versteck zurück; allein bald sah er, daß er von dem neuangekommenen Gast, der Lust zu haben schien, sich es in dem Pavillon bequem zu machen, nichts zu fürchten haben würde.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu der über Kapitän Napier im Auslande (S. 872) jüngst enthaltenen Notiz fügen wir hier noch aus dem „Morning Herald" eine Stelle aus Kapitäns Napier Rede bei, die er bei Gelegenheit der letzten Parlamentswahlen als Kandidat an die Wähler von Portsmouth hielt, und worin er seine dem Staate geleisteten Dienste mit folgenden Worten schildert: „Ich wurde im Laufe meiner Rede gefragt, wer ich eigentlich sey? Ich will es euch sagen. Ich bin der Kapitän Charles Napier, der vor fünf und zwanzig Jahren die Brigg „Recruit" in Westindien befehligte, und die Ehre hatte, vier und zwanzig Stunden lang das Feuer von drei französischen Linienschiffen auszuhalten, die vor einem britischen Geschwader auf der Flucht begriffen waren, von welchem der größte Theil fünf bis sechs Meilen hinter ihnen war. Ich hielt sie so lange auf, daß noch eines, der „Hautpoul," von den englischen Kriegsschiffen Pompejus und Kastor genommen werden konnte; die übrigen entkamen nur, weil sie bessere Segler waren. Sir Alexander Cochrane, mein Oberbefehlshaber, beförderte mich auf der Stelle zum Kapitän des genommenen Kriegsschiffes. Bei der Belagerung von Martinique erhielten der Aeolus, die Kiepatta und der Recruit den Befehl, in der Nacht zwischen Pigeon-Island und der Hauptinsel, nahe am Fort Edward, Anker zu werfen, und der Feind, der einen Angriff fürchtete, verbrannte seine Schiffe. Mit Tagesanbruch glaubte ich zu bemerken, daß das Fort Edward von dem Feinde verlassen sey, woran jedoch gezweifelt wurde; ich erbot mich hierauf, die Sache zu untersuchen, und landete bei hellem Tage mit fünf Mann, erstieg die Wälle und pflanzte die britische Fahne auf. Zum Glücke wurde ich vom Fort Bourbon aus, das dreihundert Schritte davon liegt und das Fort Edward beherrscht, nicht wahrgenommen, und Admiral Cochrane ließ dann auf den Bericht hievon in der Nacht ein Regiment landen und das Fort Edward besetzen, von dem aus hierauf die Mörser gegen den Feind gerichtet wurden. Ich habe ein Schreiben Sir Alexander Cochranes in Händen, worin er mir das Zeugniß gibt, daß mein Benehmen bei dieser Sache sehr viele Menschenleben sparte und die Belagerung von Martinique zu verkürzen wesentlich beitrug. Später hatte ich das Unglück von einer französischen Korvette ein Denkzeichen davon zu tragen; der erste Schuß, den sie abfeuerte, zerschmetterte mir den Schenkel und riß meinen Hauptmast weg. Der Feind entkam, aber die britische Flagge blieb unbefleckt. Nach meiner Rückkehr nach England, wo ich als Befehlshaber des Jason anlangte, wurde ich durch eine Torpadmiralität außer Dienst gesetzt; da ich aber das müßige Leben nicht aushalten konnte, so machte ich als Freiwilliger in der Armee von Portugal einen Feldzug mit und wurde abermals verwundet. In der Schlacht bei Busaco war ich so glücklich, meinen tapfern Freund und Verwandten, Obrist Napier, der mir hier zur Seite steht und damals durch das Gesicht geschossen worden war, aus dem Kampfgetümmel hinwegzubringen. Busaco war aber nicht das einzige Schlachtfeld, wo er sein Blut vergoß, bei Corunna blieb er für todt liegen, kam aber doch mit sechs Wunden davon. Nachdem ich nach England zurückgekommen war, wurde ich auf dem „Themse" angestellt und ins mittelländische Meer entsendet. Wenn ich die Bewohner der neapolitanischen Seeküste hieher rufen könnte, so würden sie mir bezeugen müssen, daß es von Neapel bis zum Faro keinen Punkt gibt, wo ich nicht von mir ein Denkzeichen zurückließ, und mehr als hundert Kanonierboote und Handelsschiffe brachte ich auf. Ich hatte die Ehre, mit dem „Themse" und der „Furieuse" in den kleinen Molo von Ponza einzudringen, der sehr stark befestigt war, und ehe sich der Feind noch von seiner Ueberraschung erholen konnte, hatte ich die Insel ohne Verlust eines einzigen Mannes weggenommen. Ich wurde dann auf dem „Euryalus" angestellt, und war so glücklich, mit zwei französischen Fregatten und einem Schooner zusammenzutreffen, die ich nach Korsika die Flucht zu ergreifen zwang, wobei ein Schiff an die Küste getrieben wurde und scheiterte. Aus dem mittelländischen Meere wurde ich nach Amerika beordert, und wenn mein Freund Sir James Gordon hier wäre, so würde er euch sagen können, wie ich in dem langen und beschwerlichen Dienste den Potomak aufwärts meine Pflicht erfüllte; er würde euch sagen können, daß der Euryalus in einem furchtbaren Sturme sein Bugspriet und alle Topmaste verlor, aber in zwölf Stunden doch wieder segelfertig war. Wir holten eine Flotte zu Alexandria weg, wurden von Batterien beschossen, die nahe bei dem Punkt angelegt waren, wo der Wohnsitz des großen Washington sich befindet, und ich erhielt in diesem Gefecht eine Wunde in den Nacken. Nach Eintritt des Friedens wurde ich auf halben Sold gesetzt, bis ich wieder auf der „Galatea" angestellt wurde, die ich drei Jahre befehligte, wobei ich meinem König und Vaterlande treu gedient zu haben mich rühmen darf." — Kapitän Napier ist in Folge seiner Verwundung auf einem Beine lahm, und erhielt deßhalb als Outpensioner (Pensionär des Greenwichhospitals, ohne in demselben wohnen zu müssen) einen Jahresgehalt von 80 Pf. St. zu seiner anderweitigen Besoldung.

*

In den Vereinigten Staaten ist es im Werke, die Bai von New-York und den Mississippi mit Neu-Orleans mittelst einer großen Eisenbahn zu verbinden, welche die vorzüglichsten Handelsstädte und die reichsten und bevölkertsten Gegenden der nördlichen Staaten durchschneiden würde. Die strategischen und kommerziellen Vortheile, die aus diesem riesenhaften Unternehmen hervorgehen würden, sind unberechenbar. Die Straße soll zu Hoboken oder der Stadt Jersey beginnen, über Newark, Brunswick, Burlington und Camden nach Philadelphia gehen, von da über Baltimore und Washington (oder über Salem, Smyrna, Annapolis nach Washington), dann über Alexandrien, Fredericksburgh, Richmond, Petersburgh, Halifax, Smithfield, Fayetteville, Darlington, Augusta, Milledgeville, Covington, Mobile nach Neu-Orleans; oder auch über Milledgeville, Montgommery, Canton, Clarksville, Madisonville nach Neu-Orleans. Auch ist eine Nebenstraße, die Norfolk, Charleston und Savannah umfassen soll, im Plane. Kapitän Clinton hatte für die Eisenbahn von New-York nach Neu-Orleans folgende Anschläge gemacht:

Für 266 Meilen von New-York nach Washington, wo die Eisenbahn auf gemauerten Unterlagern geführt würde (die Meile zu 20.000 Dollars gerechnet)	5.320.000 D.
Für 1201 Meilen von Washington nach Neu-Orleans mit Grundlagern von Holz (die Meile zu 6000 Doll.)	6.005.000 —
Brücken und Zubehör	500.000 —
Im Ganzen	11.825.000 —

Würde man auf der ganzen Wegstrecke von 1467 Meilen nur Holz als Unterlager anwenden, so würde die Anlage der Straße sammt Brücken und Anderem sich nur auf 7.835.000 Dollars belaufen.

*

Durjan Sal, der sich der Herrschaft von Bhurtpur angemaßt hatte, und von der britischen Regierung, nach Beendigung des Krieges gegen ihn, in Allahabad gefangen gehalten wurde (s. Ausland S. 763), wurde im verflossenen Jahre seiner Haft entlassen, unter der Bedingung, sich unter Aufsicht der Behörden zu Benares aufzuhalten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 228. 16 August 1833.

Die griechischen Pallikaren.

Da in den Nachrichten, die wir zur Zeit erhalten, so häufig der Pallikaren Erwähnung geschieht, so dürfte es wohl nicht unerwünscht seyn, Einiges über die Entstehung, den Charakter und die Lebensweise dieser merkwürdigen Kriegsbanden zusammengestellt zu finden, die unter selbstgewählten Anführern nach eigenem Sinn und Gesetz lebend, stolz, kühn, räuberisch und unabhängig, in vieler Beziehung an die Condottieribanden und Armagnaken des Mittelalters erinnernd, die Befreiung Griechenlands durch Jahrhundert langen Ankampf gegen das türkische Joch vorbereiteten und zu ihrer wirklichen Erringung nicht wenig beigetragen haben.

Als die Türken nach und nach das Flachland des griechischen Staates, nach mehr oder minder hartnäckigem Widerstande von Seiten der Bewohner, unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, konnte es ihnen troß aller Anstrengung doch keineswegs gelingen, ebenso die Bewohner der Gebirgsgegenden, und namentlich die des Olympus, Pelion, Pindus und Agrapha-Gebirges, unter ihr Joch zu beugen. Wie alle Bergbewohner von Natur aus schon von unabhängigerer Gesinnung, zogen sie sich auf ihre unzugänglichsten Berge zurück und machten jeden Angriff der Türken auf eine so tapfere als entschiedene Weise zu Schanden. Jedoch bei ihrem unerschrockenen Muthe nicht zufrieden damit, sich bloß gegen die Türken bei etwaigen Angriffen zu vertheidigen, brachen sie sogar häufig angriffsweise in großen Haufen aus den wilden Schluchten ihrer Gebirge hervor, überfielen die Dörfer und Städte in den Ebenen und richteten nicht selten das fürchterlichste Blutbad unter den Türken an, deren Häuser sie zugleich verheerten und plünderten. Daher erhielten sie auch den Namen Klephten (*κλέφταις*), was „Räuber“ bedeutet, sey es nun, daß sie sich diese Benennung selbst beilegten oder ihnen dieselbe von den Türken oder den unter türkischer Herrschaft lebenden Griechen, die bei den Ueberfällen und Verwüstungen nicht selten gleichfalls Leben und Habe einbüßten, verächtlicherweise gegeben wurde. Die Türken, gegen so listige und verwegene Feinde keinen Augenblick bei Tag und Nacht ihres Lebens und Vermögens sicher, gaben endlich, der unaufhörlichen Beunruhigungen müde, die Hoffnung auf, diese kühnen Räuber zu unterdrücken und versuchten, sich mit ihnen auf einen friedlichen Fuß zu stellen. Es wurden Friedensanträge gemacht und die Türken bewilligten den Klephten das Recht, nach eigenen Gesetzen, in völliger Unabhängigkeit von der türkischen Herrschaft zu leben und beständig Waffen zu ihrer Vertheidigung tragen zu dürfen, unter der einzigen Bedingung, der Pforte jährlich einen kleinen, mäßigen Tribut zu entrichten. Ein nicht geringer Theil der Klephten wies jede freundliche Ausgleichung entschieden zurück und lebte in den unzugänglichsten Bergen in gewohnter Weise fort. Die andern griechischen Bergbewohner gingen diese Bedingungen ein und errichteten zu ihrer persönlichen Sicherheit sowohl, als auch zu Behauptung der ihnen von den Türken zugestandenen Rechte eine Art Miliz, die zugleich zur Handhabung der Ordnung unter ihnen selbst dienen sollte. Die Ersteren hießen jetzt *Κλέφταις ἄγριοι*, wilde Klephten, und die Letzteren *Κλέφταις ἥμεροι*, zahme oder ruhige Klephten. Die zu der erwähnten Miliz gehörigen Klephten wurden *Ἀρματωλοί*, Waffenmänner, oder auch *Παλληκάρια*, rüstige Bursche, genannt. Diese Armatolen oder Pallikaren wurden in siebzehn Hauptmannschaften (*πρωτάτα* oder *καπετανάτα*) getheilt, die von einander ganz unabhängig waren und deren jede einen Hauptmann (*καπετάνος*) an der Spitze hatte. Dem Kapetanos zur Seite stand ein Protopallikari (*πρωτοπαλληκάρι* erster Pallikare), der, außerdem daß er das Amt eines Sekretärs bei demselben versah, weßhalb er auch zur Auszeichnung ein silbernes Schreibzeug (*καλαμάρι*) in seinem Gurte trug, noch insbesondere in Abwesenheit des Hauptmannes dessen Stelle vertrat. Der Sitz des Kapetanos befand sich in dem Hauptorte seines Bezirkes (*ἀρματωλίκι*), ein Theil seiner Pallikaren ebendaselbst und die Uebrigen waren in die verschiedenen Dörfer (*χωριά*) des Bezirkes vertheilt. Die Kleidung sowohl als auch die Bewaffnung der Pallikaren oder Armatolen war ganz die der albanesischen Soldaten. Ihre Waffen bestanden aus einem Gewehre (*τουφέκι*), einem Säbel (*σπαθί*), einem Messer oder Dolche (*μάχαιρα*) und einem Paar Pistolen (*πιστόλια*). Ihre Kleidung war aus der den Türken abgenommenen Beute, reich mit Silber oder Gold besetzt.

Bei dem unabhängigen Sinn und der durch lange Plünderungszüge genährten Lust an Gefahren und Abenteuern auf der einen und bei dem Stolz und despotischen Uebermuthe auf der andern Seite, konnte es an häufigen Reibungen zwischen Pallikaren und Türken nicht fehlen, und da bei solchen kein Theil dem andern auch nur im Mindesten nachgeben wollte, so kam es zu

vielen blutigen Auftritten, bei denen gemeiniglich die Türken den Kürzern zogen, wie aus den Liedern der Griechen hervorgeht, die häufig von solchen Fehden handeln. Außerdem erlaubten sich die Pascha's, die immer darauf bedacht waren, die Armatolen in den ihnen eingeräumten Rechten zu beschränken, zuweilen die größten Gewaltthätigkeiten und offene Eingriffe in die Gesetze derselben, was die Pallikaren bei ihrem ohnehin unversöhnlichen Hasse gegen die Türken nicht ungeahndet ließen, indem sie in ihrer rohen Wuth meistentheils eine Rache nahmen, die das Maß und die Größe der von den Türken erlittenen Kränkungen und Unbilden bei Weitem und auf eine höchst grausame Weise überstieg. Solchergestalt dauerten die Fehden und Uneinigkeiten zwischen diesen beiden Todfeinden eine lange Zeit hindurch fort, bis zuletzt die zahmen Pallikaren, allzu entrüstet über die immer mehr überhandnehmenden Ungerechtigkeiten der Pascha's, den offenen Kampf mit den Türken erneuerten und sich wieder wie früher in die Gebirge zurückzogen. Sie nannten sich jetzt wieder Klephten oder auch Pallikaren, lebten nun in beständigem Kampfe mit den Türken und behaupteten ihre Unabhängigkeit bis zur gänzlichen Befreiung Griechenlands. Jede Pallikarenbande zog unstät mit ihrem Kapetanos in den Gebirgen umher, wo sie weder unter einer bestimmten Verfassung noch an einem festen Wohnsitze lebte. Nur hatte jede Schaar in einer entlegenen Schlucht oder auf einem unzugänglichen Felsen einen Lieblingsaufenthalt (λημέρι, Standquartier), der sich gewöhnlich in der Nähe des Bezirkes, den sie als Armatolen inne hatten, befand, und wo sie sich nach den Beschwerden und Abenteuern des Tages, Abends froh und sorglos dem Weine und Gesange überließen. Diesen Klephten oder Pallikaren verdankt Griechenlands Freiheit nicht wenig; denn sie waren es, die den Türken, denen sie furchtbar waren, den Hauptwiderstand leisteten und die blutigsten Niederlagen beibrächten; sie waren es, die im Freiheitskampfe den Kern und fast den größten Theil der tapferen griechischen Schaaren bildeten, deren Kühnheit und Heldenmuth Thaten vollbrachten, die ganz Europa in Erstaunen setzten.

(Schluß folgt.)

Abgabenlast die Quelle der Armuth und des Verbrechens in England.

(Schluß.)

Daß der Reichthum Englands sich in den letzten Jahren vermehrte, ist unbezweifelt, wie dieß die Abgaben von Legaten und Testaments-Bescheinigungen ohne Widerspruch beweis't, indem diese Abgaben in den vier Jahren von 1828 bis 1831 5,766,859 Pfund mehr betrugen, als in den Jahren 1805 bis 1808. *) Es ist indessen nicht zu läugnen, daß die Reichthümer des Landes sich von Jahr zu Jahr in weniger Händen anhäuften, während Armuth und Verbrechen fortschritten, besonders seit dem Ende des letzten Krieges und dem daraus nothwendig erfolgenden Fallen der Preise. Es heißt sich absichtlich täuschen wollen, wenn man eine Thatsache läugnet, welche jedem Mann von praktischer Erfahrung sich unwillkürlich aufdringt. Herr Cayley beweist in seiner Rede vom 23 Mai 1833 im Unterhause durch Zahlen, daß Englands Bevölkerung vom Jahre 1812 bis 1822 um 25 Proz. gestiegen, die Armen-Taxen um 30 bis 40 Proz., die Zahl der Bankerotte hat sich verdoppelt, eben so die Anzahl der irischen Armen, die nach England strömen, und die Auswanderung ist 40mal stärker als in dem erstgenannten Jahre. Die Zahl der Bankrotte von 1814 bis 1821 betrug 26,729, in den Jahren 1822 bis 1829 stieg ihre Anzahl auf 35,168; während der ersten vier Jahre nach dem Frieden betrugen sie 11,590, vom Jahre 1826 bis 1829 aber 16,795.

Um die schlimmen Folgen der Abgabenlast auf die Zahl der Verbrechen deutlicher zu zeigen, theilen wir die nachstehende Tabelle mit, welche aus parlamentarischen Papieren gezogen ist, und die Angabe über Verbrechen in England und Wales allein seit dem Jahre 1805 enthält. Zu bemerken ist noch, daß hier nur die vor den Assisen gerichteten Verbrecher angegeben sind, und daß die Zahl der durch summarischen Prozeß abgeurtheilten Vergehen die nachfolgenden Zahlen um mehrere Tausende jährlich überschreitet.

Jahre	Prozesse	Todesurthile	Mordthaten	Diebstähle.
1805	4605	282	—	—
1806	4346	268	—	—
1807	4446	280	—	—
1808	4735	299	—	—
1809	5360	332	—	—
1810	5146	409	64	5530
1811	5337	359	87	5689
1812	6576	450	66	4368
1813	7164	593	87	4623
1814	6390	488	80	4259
1815	7818	496	61	5409
1816	9091	795	85	6123
1817	13,932	1,187	80	9396
1818	13,567	1,157	51	9303
1819	14,254	1,206	69	9653
1820	13.710	1,129	49	9160
1821	13,115	1,020	71	8725
1822	12,241	921	85	8154
1823	12,263	914	60	8477
1824	13.698	1,017	73	9545
1825	14.437	986	94	10,087
1826	16,164	1,146	57	11.122
1827	17,021	1,456	65	12,014
1828	16,564	1,086	85	10.989
1829	18,675	1,311	47	12 628
1830	18,107	1,351	65	12,031
1831	19,647	1,519	57	12,118
1832	20,829	—	—	—

*) Der in den beiden Zeiträumen in Großbritannien erhobene Betrag war:

1805	494,648 Pf. St.	1828	2,047,888 Pf. St.
1806	585,897 Pf. St.	1829	2,056,692 Pf. St.
1807	681,959 Pf. St.	1830	2,127,199 Pf. St.
1808	725,814 Pf. St.	1831	2,021,398 Pf. St.
	2,486,318 Pf. St.		8,253,177 Pf. St.

Diese niederschlagenden Angaben liefern den mathematischen Beweis von der Demoralisirung des Volks, eine Demoralisirung, welche ihren Ursprung in Armuth hat, welche selbst eine Folge der Abgabenlast ist. Es ist indessen einleuchtend, daß wenn die Nationalschuld nicht durch einen Nationalbankrott getilgt wird, *) eine unermeßliche Summe noch immer von der Regierung im Lande erhoben werden muß und die Frage dreht sich also nicht sowohl um eine **Reduktion** als um eine **Aenderung** der Abgaben: der zu erwägende Hauptpunkt ist also, welche am nachtheiligsten auf die innere Industrie des Landes und die Moralität des Volkes wirken, zweitens welche Abgaben dem Seehandel Fesseln anlegen, und drittens welche Auflagen, wenn man sie herabsetzte, dem Schatze eine größere Summe eintragen würden.

*) Das englische Journal, der „Metropolitan,“ aus dem der vorstehende Artikel entnommen ist, erklärt sich jedoch ausdrücklich gegen einen solchen. A. d. R.

Aus dem Leben großer Tonkünstler.

Cherubini.

Cherubini's neueste und leider wahrscheinlich auch seine letzte Oper: „Ali Baba oder die vierzig Räuber“ ist während der diesjährigen Feier der drei Juliustage in Paris zur Aufführung gekommen, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Bei dieser Gelegenheit gibt die „Revue de Paris“ Mittheilungen über das Leben und die Werke dieses großen Meisters, der länger als fünfzig Jahre schon durch seine genialen Schöpfungen, mit unverdunkeltem Ruhme neben den größten Tonkünstlern des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts, und vielleicht aller Zeiten, glänzte. Wir theilen aus diesem mit vieler Sachkenntniß geschriebenen Artikel folgenden Auszug mit.

Cherubini (Ludwig Karl Zenobius Salvador Maria) ist zu Florenz am 8 September 1760 geboren. Der Knabe kam so schwächlich zur Welt, daß man keine Hoffnung hatte, ihn beim Leben zu erhalten. Einige Tage nach der Geburt ging es jedoch besser mit ihm, und man konnte ihn am 14ten desselben Monats in der Kirche zu St. Giovanni taufen lassen. Ludwig war das zehnte Kind von zwölfen, die aus der Ehe des Bartholomeo Cherubini und der Verdienne Bozi entsprangen; und so schwach das Kind in seinen ersten Lebenstagen war und von so gebrechlicher Gesundheit es im Vergleich mit seinen übrigen Brüdern und Schwestern erschien, so war doch es allein bestimmt, den Namen seiner Familie zu verherrlichen und alle seine Geschwister zu überleben. Sein Vater, ein Musiklehrer zu Florenz, gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst, als Ludwig kaum noch sechs Jahre alt war. Drei Jahre später wurde der Knabe der Leitung Bartolomeo Felici und dann dessen Sohne Alexander, beide ausgezeichnete Kompositeurs zu Florenz, übergeben. Aber in kurzer Zeit verlor er beide Lehrer nach einander, und Luigi Cherubini erhielt nun von zwei geschickten Theoretikern ihrer Zeit, Pietro Bizzari und Giuseppe Castrucci Unterricht.

Seine Anlagen waren so glücklich, er benutzte den Unterricht mit so gutem Erfolg, und seine Fortschritte gingen so rasch, daß er schon im dreizehnten Jahre sein erstes Werk, eine Messe mit großem Chor und Symphonie, zu Florenz aufführen ließ. Die Frucht seiner mit immer glücklicherem Erfolg fortgesetzten Studien waren von 1775 bis 1778 sechzehn mehr oder minder bedeutende Kompositionen von Messen, Psalmen, Oratorien, Arien und Intermezzos, die alle in seiner Vaterstadt unter großem Beifall, theils in Kirchen, theils auf Privattheatern gegeben wurden.

Der Großherzog von Toskana, Leopold II, ein Fürst von geläutertem Geschmack, ein Beschützer der Kunst und Freund der Künstler, lernte den jungen Kompositeur kennen, wußte sein Talent zu würdigen, und verlieh ihm eine Pension, durch die es ihm möglich wurde, sich aus dem Schoße seiner Familie zu entfernen und nach Bologna zu gehen, um dort bei dem berühmten Sarti seine höhere Ausbildung zu suchen, und in die eigentlichen Geheimnisse der Tonsetzkunst eingeweiht zu werden. Sarti faßte zu einem Schüler, dessen erste Versuche so schöne Hoffnungen blicken ließen, und der ihm einst große Ehre machen mußte, eine besondere Vorliebe, und nahm ihn mit sich in alle Städte, wohin er Opern zu schreiben berufen wurde. Um seinem Zögling auch in diesem Fache der Komposition die nöthige Gewandtheit zu geben, oder vielleicht auch den vielen Bestellungen desto schneller entsprechen zu können, ließ er ihn die zweiten Rollen seiner Stücke schreiben und Sarti's Opern enthalten daher eine Unzahl Musikstücke, die damals von dem jungen Cherubini komponirt wurden. Im Jahre 1779 erhielt Sarti die Stelle eines Kapellmeisters an der Kathedrale zu Mailand, und ließ sich in dieser Stadt nieder, wohin ihm auch sein treuer Schüler folgte. Ohne seinen Meister zu verlassen, fing er jedoch um diese Zeit an, selbstständig aufzutreten und komponirte eine Oper, sein erstes dramatisches Werk, das er im Jahre 1780 zu Alexandria della Paglia aufführen ließ. Cherubini war damals zwanzig Jahre alt. Nachdem der „Quinto Fabio“ in die Szene gesetzt war, kehrte er zu seinem Meister zurück, weit entfernt, nach diesem ersten, ungemein glänzend ausgefallenen Versuche, wie Andere gethan haben würden, selbst die Flügel zu gebrauchen und seinen eigenen Flug zu machen. Ludwig hatte Bescheidenheit und gesunden Sinn genug zu begreifen, daß er noch Vieles lernen könne. Mit erneuertem Eifer setzte er neben Sarti seine Studien fort, und vollendete im Jahre 1781 eine Opera Buffa, die auf dem Theater della Scala gegeben wurde. Im Jahre 1782 wurde er nach Florenz berufen, um eine Oper zu komponiren, und hier ließ er seine **Armida** aufführen, worauf er seine musikalische Pilgerschaft fortsetzte, und in Livorno zur Eröffnung des neuen Theaters dieser Stadt seinen **Adriano in Siria** schrieb. „Adriano“ erschien im Monate Mai, gleich darauf folgte **Messenzio**, der auf dem Theater dela Pergola zu Florenz am 8 September unter allgemeinem Beifall gegeben wurde. Nach dieser zweiten Ankunft in seiner Vaterstadt wurde Cherubini von seinen Landsleuten zurückgehalten, zu seinem Lehrer nach Mailand zurückzukehren, und der Messenzio, den er ihnen versprochen hatte, wurde eben so glänzend als schmeichelhaft aufgenommen. Von nun an arbeitete er nicht mehr gemeinschaftlich mit Sarti; Schlag auf Schlag erhielten Meister und Schüler Bestellungen, und beide durchreisten Italien in allen Richtungen, ohne sich jedoch irgendwo zu begegnen. Die Aufforderungen der Theaterdirektoren, für ihre Bühnen zu schreiben, wurde so dringend, daß Cherubini sich genöthigt sah, früher als er wünschte, der Schule zu entsagen und in schöpferischer Thätigkeit hervorzutreten. Im Januar 1783 gab er zu Rom seinen Quinto Fabio, im November ließ er zu Venedig auf dem Theater San Samuele eine Opera Buffa, unter dem Titel: **Lo Sposo di tre e Marito di nessuna** (der Bräutigam von Dreien und der Mann von Keiner), aufführen. Nach seiner Rückkehr nach Florenz im Jahre 1784 dichtete er **Idalide**, und begab sich dann nach Mantua, wo er seine achte Oper **Alessandro nell' Indie** schrieb. Sarti kam um diese Zeit durch Mantua. Die Kaiserin Katharina II hatte ihn nach St. Petersburg berufen, und er wollte noch einmal seinen geliebten Zögling umarmen. Cherubini war gerade abwesend, und da Sarti ihn nicht erwarten konnte, so reiste er ab, ohne ihn zu sehen. Seit ihrer Trennung waren sich beide nur einmal begegnet: Sarti komponirte zu Parma seinen **Alessandro e Timoteo**, und Cherubini begab sich, bloß um einige Zeit in der Nähe seines Lehrers zuzubringen, dahin. Es war das letztemal, wo sie sich sahen.

Sarti debutirte zu Petersburg mit einem geistlichen Konzert, worin sechzig Sänger auftraten und hundert russische Hörner das Orchester verstärkten. Da aber diese Art von Musik noch nicht geräuschvoll genug war, um das Trommelfell der nordischen **Dilettanti** zu befriedigen, so ließ Sarti sein zur Siegesfeier der Einnahme von Otschakow verfertigtes Te Deum mit obligaten Kanonenschüssen aufführen; Stücke von verschiedenem Kaliber waren im Schloßhofe aufgestellt und dienten zur Verstärkung einzelner Baßnoten. Wenn man der neueren Musik einen Mißbrauch von Blechinstrumenten vorrückt, so muß man sich doch noch damit trösten, daß Sarti bis jetzt keine Nachahmer gefunden und man in unseren Opern keine Trombons oder Ophikleiden mit Pulver gefüllt hat donnern lassen. Nach der Vorstellung seiner **Armida**, im Jahre 1786,

erhielt Sarti von der Kaiserin eine goldene Dose und einen Ring mit einem kostbaren Diamant; sie ernannte ihn überdieß zum Director des musikalischen Konservatoriums von Katharinoslaw, mit einem Gehalt von 35,000 Rubeln, ersetzte ihm das Reisegeld mit 15,000 Rubeln, und erhob ihn unter den Adel des ersten Ranges. Nachdem Sarti eine so glänzende Laufbahn gemacht hatte, kehrte er nach Italien zurück, um hier seine Tage zu beschließen und seines Glückes zu genießen; allein seine Kränklichkeit hielt ihn zu Berlin zurück, wo er im Jahre 1802 in einem Alter von vier und siebzig Jahren an den Folgen des Steinschnittes starb. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Mützen und Bärte der Saintsimonisten werden seit geraumer Zeit in Paris immer seltener; sie haben sich nach allen Weltgegenden zerstreut, um zu verkünden das neue Evangelium „des Weibes bekleidet mit Scharlach und Rosenfarb und übergüldet mit Gold und Edelsteinen und Perlen, das einen güldenen Becher in der Hand hat voll Greuels und Unsauberkeit ihrer Hurerei" — oder um saintsimonistisch zu reden: „Das freie Weib zu suchen," sind sie nach dem Orient gegangen, aber nicht zum besten empfangen worden; aber doch noch besser, als in einigen Städten Frankreichs, wo man den närrischen Heiligen fast zum Märtyrthum verhalf. Jedenfalls haben sich die Moslemin bei dem Anblicke der wunderlichen Apostel vernünftiger benommen, als der Pöbel zu Marseille und anderswo, wo man sie beinahe steinigte, oder an gewissen Orten Deutschlands, wo man sich von ihnen eine Wiedergeburt der Zeit, wo nicht gar des Christenthums von ihnen versprechen wollte. — Uebrigens war es den Söhnen des höchsten Vaters, wie sie Herrn Enfantin nennen, übel gerathen, daß sie das freie Weib bloß in der alten Welt suchen wollten; die neue Welt konnte sich mit Recht darüber beklagen, wenn man ihre Weiber so ganz mit dem Rücken ansah. Es scheint, daß Einer der saintsimonistischen Apostel diesen Mißgriff eingesehen und der neuen Welt auch ihr Recht widerfahren läßt. Wenigstens liegen uns zwei Rundschreiben vor, das eine: „Abschied an die alte Welt" und das andere: „Gruß an die neue Welt" überschrieben, in denen Herr Charles Duguet, „chevalier de la mère, croyant à l'égalité des sexes, des races et des mondes" (der Ritter der Mutter, der an die Gleichheit der Geschlechter, der Racen und der Welten glaubt) ankündigt, daß er nach Amerika zu gehen im Begriff ist, um den Amerikanern — Amerika zu entdecken; denn er sagt: „Ein neuer Kolumb, ein proletarischer Nomade, wolle er auf die Bäume der Wildniß (?) und auf den Sand des Meeres neben seinem Namen den seiner Brüder einschreiben! Dann, in einem Jahre vielleicht, werde er zurückkehren, um ihnen (den Brüdern nämlich) das Echo der Savannen, mit dem Getöse des Oceans vermischt, zu verkünden!" Ein Jahr ist allerdings eine kurze Zeit für ein so riesenhaftes Unternehmen, zumal die Bewohner der Savannen nicht viel gelehriger seyn werden, als wir. Der Grund, warum Herr Charles Duguet den weiblichen Messias in Amerika zu finden hofft, ist so logisch, wie alle Ansichten dieser Querköpfe: „Während der Vater seinen Söhnen in Fetzen (en lambeaux) das alte Europa, das alte Asien, das alte Afrika zugeworfen hat, schwieg er von Amerika. Da unser Vater seine erobernde Hand (son envahissante main) nicht nach Amerika auszustrecken wagte, so ist die neue Welt die Welt der Mutter!" — Natürlich! — Denn wenn der Vater bescheidener Weise die ganze alte Welt in Beschlag genommen hat — was, nebenbei gesagt, ein wenig nach der Theilung des Löwen riecht — so bleibt der Mutter nichts mehr übrig als die neue, wenn sie anders nicht ihren Aufenthalt in Australien oder der Inselwelt aufgeschlagen hat. Daran hat Herr Charles Duguet unglücklicherweise nicht gedacht, so daß er vielleicht auch in Amerika vergeblich nach der großen Mutter sucht. Indeß scheint er doch selbst an dem Erfolge seiner Sendung ein wenig zu zweifeln; weiß sich aber auch schon im Voraus zu trösten. „Denn, sagt er, wenn man auch der Mutter nicht begegnet, so kann man doch auf seinem Wege hohe und edle Frauen berühren (toucher). Ich zähle viel auf die gluthäugige Spanierin in Lima. Glückliche Reise! — Nur bedenke Herr Charles Duguet, daß er zwar in Lima die Spanierin gluthäugig finden mag, aber äußerst hartherzig, wenn er anders nicht ein gewisses Metall klingen läßt, mit dem er sich immerhin in Ueberfluß versehen mag, wenn er Gehör finden will. Möchte übrigens Herr Charles Duguet in Amerika, wenn nicht die Mutter, doch wenigstens seinen gesunden Verstand wieder finden!

*

Der Diamant wurde erst einige Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung bekannt; aber die Kunst ihn zu schleifen verdankt man nur dem Zufalle; Louis de Berquen, ein Einwohner von Brügg, war der erste, der gegen das Jahr 1450 diese Behandlung der Diamanten anwendete. Agnes Sorel war die erste, die sich in Frankreich mit Diamanten schmückte. Die vorzüglichsten Diamanten bezog man aus Golconda, Visapur und Bengalen; im Jahre 1728 entdeckte man auch in Brasilien Diamantgruben. Einer der schönsten bekannten Diamanten ist der des Großmogols, er hat die Gestalt eines in der Mitte durchgeschnittenen Eies und wird auf 11,725,178 Fr. geschätzt. Der Diamant des Großherzogs von Toskana ist auf allen Seiten in Fassetten geschnitten und sein Wasser spielt etwas ins Zitronenfärbige; man schlägt seinen Werth auf 2,608,335 Fr. an. Die Krone Frankreichs besitzt gleichfalls zwei der kostbarsten Diamanten, den sogenannten Sancydiamant, der 600,000 Fr. kostete, aber bei weitem mehr werth ist; der andere der Pitt oder der Regent genannt, weil er von dem Herzoge von Orleans, Regenten von Frankreich, von einem Engländer, Namens Pitt, für Ludwig XV während dessen Minderjährigkeit gekauft wurde; er kostete 2,500,000 Fr. und ist doppelt so viel werth. Den größten bekannten Diamant aber besitzt der russische Hof; er hat die Größe eines Taubeneies. Ein französischer Grenadier, im ostindischen Bataillon, entfloh und nahm Dienste bei einem malabarischen Fürsten, wo es ihm gelang der berühmten Statue im Bramatempel zu Scheringan eines ihrer beiden diamantenen Augen zu entwenden. Er entkam mit seinem Raube nach Madras und verkaufte das Auge des Brama um 50,000 Fr. an einen Schiffskapitän; dieser überließ den Diamanten um 300,000 Fr. einem Juden und dieser verkaufte ihn noch theurer an einen Griechen, der ihn im Jahre 1772 der Kaiserin von Rußland um 2,500,000 Fr. baar und eine lebenslängliche Pension von 100,000 Fr. verkaufte.

*

Die Mäßigkeitsgesellschaften in Nordamerika gewinnen einen immer größern Einfluß auf das öffentliche Leben, und wirken sogar auf die Gesetzgebung des Landes ein. Zu Albany hat der Stadtrath am 26 April d. J. entschieden, daß im künftigen Jahre keine Erlaubniß mehr zum Verschleiße geistiger Getränke im Kleinen ertheilt werden soll. Zu New-York hat die Polizei den Auftrag, jeden, der betrunken in den Straßen betroffen wird, festzunehmen, und bis zu fünf Tagen eingesperrt zu halten, wenn er nicht eine Strafe von 5 Dollars erlegen kann. Eben so hat die gesetzgebende Kammer des Staates New-York sich mit dem Entwurf eines Gesetzes beschäftigt, durch das jedem Gläubiger verboten wird, seinen Schuldner wegen eines geringern Betrages als fünf Gallonen geistiger Getränke gerichtlich zu verfolgen. — Auch in Schweden haben diese Gesellschaften einigen Eingang gefunden. Nach vielen fruchtlosen Versuchen ist es endlich gelungen, in Stockholm ein Journal: „Der Herold der Mäßigkeit" genannt, zu gründen, dessen erste Blätter im Februar d. J. erschienen sind. In einer der letzten Versammlungen der Gesellschaft hat sich der Kronprinz zum Beschützer der Mäßigkeitsgesellschaften erklärt.

*

Bis zum Ende des Jahres 1832/33 wurde in Großbritannien aus den Hansestädten 14,167 Pfund Hopfen eingeführt; ausgeführt wurden während derselben Zeit nach den Hansestädten 44,727 Pfund; nach dem Kap 941 Pfund; nach Neusüdwales und Vandiemensland 2221 Pfund und genau eben so viel nach den Vereinigten Staaten; im Ganzen: 50,113 Pfund.

*

Die britische Regierung hat dem unter ihrem Schutze stehenden Radschah von Aud bedeuten lassen, daß sie ihm gleich dem Radschah von Meisur der königlichen Gewalt entsetzen würde, wenn er die Verwaltung des Landes nicht besser zu führen wissen werde, als bisher. Einer indischen Zeitung zufolge scheint der britischen Regierung keine andere Wahl zu bleiben, als entweder ihre Truppen aus Aud zu entfernen, und das unterdrückte Volk seine Sache mit dem Unterdrücker ausfechten zu lassen, oder das ganze Land ohne weiteres mit dem britischen Gebiete zu vereinigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 229. 17 August 1833.

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika. *)

Die unglückliche Expedition Kapitän Owen's, der im Jahr 1821, auf Befehl des Lord Kommissärs der Admiralität mit den beiden Schiffen Leven und Barracouta nach den Küsten von Afrika abgesendet wurde, um die Genauigkeit der von frühern Reisenden mitgetheilten Nachrichten zu prüfen, hat, während sie noch auf dem Meere schwebte, zu so mannichfaltigen und widersprechenden Gerüchten Anlaß gegeben, daß ein authentischer Bericht über die Schicksale derselben um so willkommener seyn muß, als dieser außerdem noch reich an Erzählungen merkwürdiger Ereignisse und Abenteuer und an Schilderungen interessanter Sitten und Gebräuche ist, die eben so günstig für die Beobachtungsgabe des Reisenden zeugen, als die in der Einleitung so herzlich ausgesprochenen Empfindungen, mit denen er in Begleitung seiner Mannschaft an Bord der ausgerüsteten Schiffe stieg, den Mann von Herz und Gefühl verrathen. Diese Betrachtungen des wackern Seemannes mögen die Reihenfolge der einzelnen Bilder eröffnen, die wir hier unsern Lesern aus dem vorliegenden Werke mittheilen.

„Wer vermöchte wohl die mannichfaltigen Gefühle zu schildern, die im Augenblick der Einschiffung in der Brust eines jeden Einzelnen sich regten? Zweihundert Britten verließen das Land ihrer Lieben, den Boden der sie von Kindheit an gepflegt hatte, an den Liebe, Hoffnung und Erinnerungen sie fesselten, und warum? — Man frage nur den jüngsten, leichtsinnigsten Seekabetten, dessen zarter Körperbau und glattes Gesicht nichts weniger als dem gefahrvollen Seeleben gewachsen scheinen, warum er sich aus den Armen seiner Eltern reiße, um nach fernen, freundlosen Gestaden zu segeln? — Um Ehre, Beförderung, Reichthum und allen den Wahngebilden nachzujagen, die seine jugendliche Einbildungskraft ihm, im rosenfarbenen Licht vorspiegelt, die aber in der rauhen Wirklichkeit nur zu bald von düstern Schatten umhüllt und als trügerische Phantome erscheinen. — Und was sagt der rauhe Matrose, wenn er alles was ihm auf Erden theuer — Weib, Kinder, Freunde — auf so lange Zeit verläßt? Ihm winkt keine lachende Aussicht am Ziel seiner mühevollen Laufbahn; und dennoch betritt er sie willig und fröhlich. Tritt eine Thräne wehmüthiger Erinnerung an die Seinen ihm ins Auge, so wischt er sie von dem wettergebräunten Backen, denn seine Pflicht mahnt ihn, zu vergessen. — Wäre das Buch des Schicksals in jenem Augenblick offen vor uns gelegen, so würden gar Viele, die fröhlich jauchzten, das Ende ihrer geträumten Hoffnungen erblickt und starres Entsetzen sie ergriffen haben, ob dem fernen, einsamen Grabe das ihrer wartete! Doch es blieb gnädig unsern Augen verschlossen, und Neugier und die Hoffnung fremde, unbekannte Länder zu sehen, war das vorherrschende Gefühl das uns belebte, als die heimathliche Küste unsern Blicken entschwand."

* * *

1. Der Kaffernhäuptling. — Die portugiesische Niederlassung am Englisch-River. — Das Flußpferd.

Die Reisenden hatten die üppigen Gestade Südamerika's verlassen, und erreichten wohlbehalten den Englisch-River an der Küste der Kaffern. „Am Morgen unsrer Ankunft, sobald der Tag so weit angebrochen war, daß wir von den Eingebornen gesehen werden konnten, bemerkten wir auch schon, wie sie auf der Seite von Masoomo, am Wasser Anstalten machten, uns zu besuchen. Der erste, der sich einstellte, war der Jem of the Water (Goldreif des Wassers), wie er sich selbst nannte. Er war in der Landestracht gekleidet, die buchstäblich, schlechter ist als gar keine, denn sie bestand aus nichts als aus einer von Stroh geflochtenen, einen Schuh langen, cylinderförmigen Mütze, von deren oberm Ende ein Lappen von blauem Dungarih herabhing. Sein Schmuck war ein bezaubertes Halsband aus kleinen Muscheln, Adlerklauen, messingenen Knöpfen, heilkräftigen Wurzeln u. s. w., die nicht mit Geschmack, sondern nur nach der geheimnißvollen Weise angereiht waren, von der er sich eine besondere Wirkung versprach. Es war ein gutmüthig aussehender, wohlgebauter Mann, der sich erbot uns mit Wasser zu versehen und unsre Wassertonnen bewachen zu lassen, ein Dienst, den er gewöhnlich den Wallfischfängern leistete, wenn sie im Englisch-River einliefen. — Diese Wilden haben in der Bay und auf den in sie ausmündenden Flüssen keine größern Kanots; ihre landesüblichen Boote waren die einzigen Fahrzeuge, die wir erblickten. Wir waren sehr erstaunt zu sehen, daß ihre Fahrzeuge, obgleich

*) Capitain Owen's Narrative of Voyages to explore the Shores of Africa, Arabia and Madagascar. By command of the Lords Commissioners of the Admirality. 2 Vls. 8vv. London 1833. Bentley.

sie häufig auf den Fischfang auslaufen und mit Fremden in Berührung kommen, indem sie jedes Jahr den Wallfischfängern Dienste leisten, und sich zu trefflichen Matrosen bilden, noch so plump und unbehülflich geblieben waren. Dieses hartnäckige Festhalten an alten Gewohnheiten mag seinen Grund nicht sowohl in Vorurtheilen oder Unwissenheit, sondern vielmehr in der erbärmlichen Politik der portugiesischen Krämer und Seiner Allergetreusten Majestät Male-Factoren bei ihrem Kolonienhandel haben, die es sich mehr als Alles angelegen seyn lassen, die Eingebornen in ihrer Unwissenheit zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Die griechischen Pallikaren.

(Schluß.)

Die meisten Pallikarenbanden haben sich mit ihren Häuptlingen bei der Ankunft des Königs Otto in Griechenland unterworfen; Andere hingegen streifen noch in den Gebirgen und an den Grenzen umher und werden vielleicht auch bald ihr thörichtes Beginnen einsehen und dem guten Beispiele ihrer Brüder folgen, oder der Macht des Gesetzes unterliegen, das in Griechenland bald stark genug seyn wird, den zügellosen Eigenwillen der Einzelnen zu bändigen, der in keiner Staatsgesellschaft geduldet werden kann; jedenfalls aber kann man es nur mit Bedauern sehen, wenn diese Männer, die der Freiheit ihres schönen Vaterlandes mit ihrem Blute so tapfer gedient haben, in verblendeter Halsstarrigkeit dem wahren Glück und der eigentlichen Wohlfahrt ihres Vaterlandes widerstreben und der öffentlichen Sicherheit zum Opfer fallen müßten.

Es möge hier noch über Sinnesart und Charakter dieser Pallikaren Einiges hinzugefügt und dabei ihre Licht- und Schattenseite vorzüglich durch Stellen aus Liedern hervorgehoben werden, in denen sich ihre Gesinnungen und Gefühle einfach und mit Wahrheit aussprechen. So viel Anstößiges und Gehässiges die Lebensart der Pallikaren, bloß durch Rauben und Plündern sich ihren Unterhalt zu verschaffen, haben mag; so darf man sich unter ihnen doch auch nicht gemeine Räuber oder Banditen vorstellen. Die Pallikaren beraubten meistentheils nur ihre Feinde, die Türken, und hielten es für ihre Pflicht und gleichsam für etwas sehr Verdienstliches denselben, so viel als nur in ihrer Macht lag, Abbruch zu thun. Da sie ihre Waffen, ohne jeden Augenblick Gefahr für ihr Leben sowohl als auch ihre Freiheit fürchten zu müssen, nie bei Seite legen durften, so hatten sie auch keine Zeit, sich auf Ackerbau oder Viehzucht zu verlegen. Außerdem oten die öden Schluchten und Felsenhorste, wo sie lagerten, ihnen weder Früchte noch sonstige Lebensmittel, weßhalb sie bei dem einmal gesetzlosen Zustande, in welchem sie sich der türkischen Gewaltherrschaft gegenüber befanden, auf Kosten ihrer Feinde zu leben genöthigt waren; doch verschonten sie bei ihren Räubereien so viel wie möglich ihre Mitbrüder, die Griechen, und die griechischen Hirten konnten ohne Furcht ihre Heerden auf die Berge zur Weide treiben. Nur wenn die äußerste Noth sie zwang, oder Rache und Haß sie dazu veranlaßte, ließen sie sich zum Raube an einem Griechen verleiten. Dieses Loos traf besonders häufig die Mönche und Priester, die sie im Verdacht hatten, daß sie es insgeheim mit den Türken hielten und denselben zuweilen die Schlupfwinkel der Pallikaren verriethen. Von mehreren darauf hinweisenden Stellen in ihren Liedern heben wir folgende heraus:

Μᾶς κλαίεται κ' ἕνας παπᾶς ἀπὸ τὸν Ἅγιον Πέτρον·
Τί τὤκαμα τοῦ κερατᾶ, καὶ κλαίετ' ἀπ' ἐμένα;
Τὴν μιὰν του νύμφην φίλησα, ταῖς δυὸ του θυγατέραις,
Καὶ πεντακόσια δυὸ φλωριὰ τοῦ γκίδη ἐπῆρα.

Auch klagt ein Pfaffe über uns, der Pfaffe von Sankt Peter;
Was that ich denn dem Hahnrei doch, daß über mich er klaget?
Die Schwiegertochter küßt' ich ihm und seine beiden Töchter,
Und Goldstücke fünfhundert zwei hab' ich dem Tropf genommen.

So derb diese Stelle ist, so muß man doch daraus nicht den Schluß ziehen, als ob die Pallikaren, da sie auf die Diener der Religion größtentheils mit Geringschätzung und Verspottung herabsahen, auch die Verehrung der Religion selbst außer Augen gesetzt hätten. Im Gegentheil leuchtet aus unzähligen Stellen in ihren Liedern deutlich hervor, daß sie, bei aller Unlauterkeit und Verworrenheit ihrer christlichen Begriffe, gemeiniglich treu und innig an dem von ihren Vätern angeerbten Glauben hingen, und den Gebräuchen und Satzungen desselben in Betreff des Gottesdienstes in kleinen Kapellen auf den Gebirgen, so viel wie möglich, Genüge leisteten.

Als Belege dafür mögen folgende wenige Stellen dienen:

Ein sterbender Hauptmann, Dimos mit Namen, sagt zu seinen Pallikaren:

Καὶ φέρτε τὸν πνευματικὸν νὰ μ' ἐξομολογήσῃ,
Νὰ τὸν εἰπῶ τὰ κρίματα ὅσα 'χω καμωμένα.

Und holet mir den Geistlichen, damit er Beicht mich höre,
Daß ich die Sünden sage ihm, so ich begangen habe.

In einem anderen Liede bitten zwei Pallikaren einen Priester:

Ψάλλ' ὅλων τὰ μνημόσυνα τῶν ἕξ παλληκαριῶν μας.

Für unsre Pallikaren sing', für alle sechs das Requiem.

Wieder in einem andern Gesang spricht ein verwundeter Hauptmann zu seinen Pallikaren:

Παρακαλέσετε τὸν Θεὸν, καὶ ὅλους τοὺς ἁγίους,
Νὰ ἰατρευθῇ τὸ χέρι μου, νὰ πιάσω τὸ σπαθί μου.

O flehet doch zum lieben Gott, und auch zu allen Heil'gen,
Daß meine Hand gesunde mir, mein Schwert ich fassen thue.

Als besondere Schutzpatronin verehrten die Pallikaren, so wie auch die übrigen Griechen, die heilige Maria; daher ist der Ausdruck: *Κἂν κάμ' ὁ Θεὸς κ' ἡ Παναγία, νὰ* u. s. w. Wenn Gott und die Allheilige gibt, daß u. s. w., bei ihnen stereotyp. Die Kirchen und die Kapellen galten bei ihnen als unverletzliche Heiligthümer und derjenige, der es gewagt hätte, seine Hand nach den heiligen Gefäßen und Schätzen auszustrecken, würde unfehlbar für seinen Frevel mit dem Tode bestraft worden seyn. Pouqueville führt in seinem Werke, Voyage par la Grèce, einen Fall an, wo die Pallikaren sogar ihren Hauptmann, weil er eine Kapelle, die der heiligen Maria geweiht war, beraubt hatte, dem Pascha von Janina auslieferten, der ihn sogleich auf-

hängen ließ. Einige dieser Pallikaren machten sogar mit ihrer Flinte auf dem Rücken, Wallfahrten nach Jerusalem; der berühmte Hauptmann Blachavas pilgerte noch in seinem 66sten Lebensjahre zu Fuß dahin und pries sich glücklich, an diesem heiligen Orte sein Leben enden zu können. Einer besondern Erwähnung verdient ihr Zartgefühl und ihre in mancher Beziehung mit ihrer wilden Sinnesart im Widerspruch stehende Großmuth gegen das weibliche Geschlecht. Es ereignete sich häufig, daß dieselben die schönsten Weiber und Töchter von angesehenen Türken oder Albanesen zu Gefangenen machten, doch nie, oder wenigstens höchst selten, erlaubte sich der Hauptmann oder einer seiner Pallikaren, die Schranken der Ehrbarkeit zu überschreiten. Sie behandelten sie mit der größten Schonung und behielten sie so lange in ihren Bergbehausungen zurück, bis sie das Lösegeld für dieselben empfangen hatten. Daß die gefangenen Weiber und Mädchen von dieser Großmuth überzeugt waren und sich darauf verließen, leuchtet aus manchen Liedern und besonders aus folgender Stelle hervor. Ein Hauptmann nämlich bittet ein schönes gefangenes Mädchen ihm Wein einzuschenken und sie weigert es und antwortet ihm stolz darauf:

Δῆμο δὲν εἶμαι δουλά σου, κρασὶ νὰ σὲ κεράσω.

Dimos, nicht bin ich Deine Dienerin, daß ich den Wein Dir schenke.

Die hervorstechenden Charakterzüge und Eigenschaften der Pallikaren überhaupt sind: Derbheit, Rohheit, Muth, Tapferkeit, Raubsucht, Todesverachtung, Stolz, Freiheitsliebe, Unempfindlichkeit gegen Schmerz, Ausdauer in Mühseligkeiten, Behendigkeit, Rachsucht und unversöhnlicher Haß gegen die Türken. Ein kleines und eines ihrer bekanntesten Lieder, das diese Züge so ziemlich zusammenfaßt, möge hier eine Stelle finden:

Κ' ἂν τὰ δερβένια τούρκεψαν, τὰ πῆραν 'Αρβανίτες,
'Ο Στέργιος εἶναι ζωντανὸς, πασάδες δὲν ψηφάει.
'Οσον χιονίζουν τὰ βουνὰ, Τούρκους μὴ προσκυνοῦμεν.
Πᾶμεν νὰ λιμεριάζωμεν, ὅπου φωλεάζουν λύκοι.
'Σταῖς Χώραις σκλάβοι κατοικοῦν, 'στοὺς κάμπους μὲ τοὺς Τούρκους,
Χώραις λαγκάδια κ' ἐρήμιαις ἔχουν τὰ παλληκάρια.
Παρὰ μὲ Τούρκους, μὲ θηριὰ καλήτερα νὰ ζοῦμεν.

Wenn auch die Pässe türkisch sind, sie Albaneser nahmen,
Es lebet Sterglos ja noch, der fürchtet nicht die Pascha's.
So lang noch Schnee die Berge deckt, so huld'gen wir nicht den Türken.
Wir gehn und lagern uns allda, wo Wölf' in Höhlen lauern.
Bei Türken wohnen Sklaven nur, in Städten und auf Ebnen,
Der Pallikaren Städte sind die Schluchten und die Wüsten.
O besser, daß mit Bestien wir, als mit den Türken leben.

Die Standhaftigkeit, mit der die Pallikaren Schmerzen ertrugen, war bewunderungswürdig. Viele litten die größten Peinigungen und Grausamkeiten der Türken, wenn sie von denselben gefangen genommen worden waren, ohne auch nur eine Thräne zu vergießen oder einen Wehlaut auszustoßen. Nicht weniger waren sie geschaffen, sich den größten Mühseligkeiten mit Gleichmuth zu unterziehen und es gehörte nicht zu den seltenen Fällen, daß dieselben drei Tage und drei Nächte lang unter beständigen Kämpfen, dem Hunger, Durste und Schlafe trotzten und widerstanden.

Τρεῖς μέραις κάμνει πόλεμον, τρεῖς μέραις καὶ τρεῖς νύκταις,
Χωρὶς ψωμὶ, χωρὶς νερὸν, χωρὶς ὕπνον 'στὸ μάτι.

Drei Tage führet er den Kampf, drei Tage und drei Nächte,
Ganz sonder Wasser, sonder Brod und sonder Schlaf im Auge.

Was die Pallikaren am meisten fürchteten, war, eines natürlichen Todes auf dem Bette zu sterben, daher schreibt sich auch ihre gewöhnliche Grußformel „*καλὸν μολύβι*, d. i. ich wünsche dir eine gute Kugel!“ wohin auch in dieser Hinsicht folgender Wahlspruch der Pallikaren gehört.

Πόσον γλυκὺς ὁ θάνατος, ὅταν τὸ φέρη βόλι,
Τὸν θάνατον 'στὸν πόλεμον ζωὴν τὸν λέγουν ὅλοι.

O wie gar süß ist doch der Tod, den eine Kugel bringet.
Der Tod im Kampf ist Leben ja, so nennen sie ihn alle.

Der schrecklichste Gedanke für sie war, lebendig in die Hände der Türken zu fallen, ohne sich rächen zu können, dem Spotte und dem Hohne derselben preisgegeben zu seyn und nach dem martervollen Tode ihr Haupt den Feinden öffentlich zur Schau ausstellen zu lassen. Um diesem Schimpf zu entgehen, bat jeder im Kampf tödtlich verwundete Pallikare einen seiner Kameraden, ihm das Haupt abzuschlagen, und es mit sich zu nehmen, um es nicht in den Händen der Türken zu lassen. Von den vielen hierher bezüglichen Stellen möge die folgende genügen:

Γύρισε πίσω, πάρε με, πάρε μου τὸ κεφάλι,
Νὰ μὴν τὸ πάρ' ἡ παγανιὰ, καὶ ὁ 'Ισοὺφ ἀράπης
Καὶ μοῦ τὸ πάη 'στὰ 'Ιάννινα τ' 'Αλῆ πασᾶ τοῦ σκύλου

O wende Dich zurück, nimm mir, nimm mir das Haupt vom Rumpfe,
Daß nicht der Araber Isuph und seine Schaar es nehmen
Und tragen mir's nach Jannina zum Hunde Ali Pascha.

Wie grimmig, blutgierig der Haß der Pallikaren gegen die Türken war und zu welchen Grausamkeiten und Rohheiten sie derselbe oft verleitete, davon kann Niemand sich einen Begriff machen, der die einzelnen Begebenheiten dieser blutigen Fehden nicht genau kennt. Wo immer sich einem Pallikaren die Gelegenheit bot, einen Türken zu tödten, that er es ohne Schonung und würde es sich zum Verbrechen angerechnet haben, wenn er es unterlassen hätte; nur die Hoffnung auf ein großes Lösegeld konnte ihn davon zurückhalten. Es ist uns fast kein Lied der Pallikaren bekannt, worin sich dieser Haß und diese Rachsucht nicht mit dem kräftigsten Gepräge ausspricht, wie in folgenden Stellen:

Τῶν Τούρκων αἷμα χύσετε, ἀπίστους μὴ ψυχᾶτε.

Vergießt das Blut der Türken nur, die Ungläub'gen nicht schont.

oder:

Τρῶν τὴν παρούτιν σὰν ψωμὶ, τὰ βόλια σαν προσφάγι,
Καὶ σφάζουν Τούρκους σὰν τραγιὰ ἀγάδαις σὰν Κριάρια.

Das Pulver essen sie wie Brod, und gleichwie Fleisch die Kugeln,
Gleich Böcken schlachten Türken sie, und Aga's so wie Widder.

Dieser Haß beseelte die Pallikaren bis zu ihrem letzten Hauche und sogar noch im Grabe glaubten sie noch mit den Türken, wenn Letztere es wagen sollten, sich demselben zu nähern, kämpfen zu müssen, weßhalb sie selten vergaßen, ihren Freunden vor dem

Tode einzuschärfen, ihnen doch ihre Waffen in die Gruft mitzugeben.

Κάμετε τὸ κιβοῦρί μου, πλατὶ, ψηλὸν νὰ γένῃ,
Νὰ στέκ' ὀρθὸς νὰ πολεμῶ, καὶ δίπλα νὰ γεμίζω

Macht mir mein Grab zurecht, doch schaut, daß breit und hoch es werde,
Damit ich steh'n und kämpfen kann, und auch querüber laden.

Aus dem Leben großer Tonkünstler.

Cherubini.

(Fortsetzung.)

Der Ruf Cherubini's, wie der seines Lehrers war bereits weit in die Ferne hinaus gedrungen, und wie Petersburg Italien seinen Sarti geraubt hatte, so wollte London ihm seinen Cherubini entführen. Der junge Künstler traf dort im Jahre 1785 ein und gab auf dem Hay-Markettheater „La Fintar Principessa.“ Der Prinz von Wales, nachher Regent und König unter dem Namen Wilhelm IV, schenkte ihm eine Aufnahme, wie er sie nur wünschen konnte. Der Prinz liebte die Musik und vorzüglich den Gesang mit Leidenschaft; Cherubini wurde häufig in seinen engeren gesellschaftlichen Kreis gezogen, und machte mit den königlichen Dilettanten und dem Herzog von Queensbury, der eine besondere Neigung für den italienischen Meister gefaßt hatte, gemeinschaftlich Musik. Nach englischer Sitte wurde im Julius das Theater geschlossen, und Cherubini benutzte die freie Zwischenzeit, mit dem berühmten Tenorsänger Babbini einen Abstecher nach Paris zu machen. Hier lernte er Viotti kennen, und beide große Künstler schlossen einen Bund inniger Freundschaft. Viotti ließ seinen Freund nicht abreisen, ohne ihm das Versprechen abzunehmen, das folgende Jahr in Paris zuzubringen. Cherubini wurde zuvor noch der Königin Marie Antoinette vorgestellt und von ihr auf die schmeichelhafteste Art empfangen; sie sprach den Wunsch aus, seine Kompositionen in den Hofkonzerten zu Versailles zu hören. Hierauf kehrte er nach London zurück, um dem „Giulio Sabino“ zu schreiben, der bei Wiedereröffnung des Theaters im Jahre 1786 auf der Bühne des Hay-Market gegeben wurde.

Treu dem Versprechen, das er Viotti gegeben hatte, beeilte sich Cherubini, nach Paris zurückzukehren, sobald seine für London übernommenen Verbindlichkeiten zu Ende gingen. Von nun an wählte er die Hauptstadt Frankreichs zum ständigen Aufenthalt. Die Königin Marie Antoinette empfing ihn stets mit gleicher Güte, ertheilte ihm die Erlaubniß ihren Privatkonzerten beizuwohnen, die sie im Schlosse von Versailles bei der Fürstin von Polignac gab, und in denen sie selbst sang. Der berühmte französische Virtuose Garat trug in diesen musikalischen Unterhaltungen mehrere Kompositionen Cherubini's vor. Viotti wünschte, daß sein Freund für die französische Bühne arbeiten möchte, und verschaffte ihm die Bekanntschaft Marmontels, der für ihn den Demophoon schrieb. Der Künstler machte sich ans Werk, aber da die Akademie royale es sich damals eben so wenig als jetzt besonders angelegen seyn ließ, Opern schnell in die Szene zu setzen, so fand Cherubini Zeit, noch einmal einem Rufe nach Italien zu folgen, wo er zu Turin im Februar 1788 seine „Iphigenia in Aulide“ auf die Bühne brachte. Erst im Dezember dieses Jahres kam Demophoon zur Aufführung.

Cherubini hatte um diese Zeit auch Circe, eine Kantate Jean Baptiste Rousseau's, in Musik gesetzt, und auch dieses neue Werk erntete in dem Konzerte der Loge-Olympique in den Tuilerien großen Beifall. Ueberhaupt benutzte jetzt Cherubini seine freien Stunden, um einzelne Stücke zu schreiben, bis bald darauf Leonard, der Coiffeur der Königin, das Privilegium erhielt, ein Theater zu eröffnen, wo abwechselnd französische komische Opern, französische Komödie und italienische Oper gegeben werden sollte. Dieses Theater, das im Tuilerienpalaste errichtet wurde, erhielt den Namen „Theatre de Monsieur,“ weil es unter dem Schutze des Grafen von Provence, nachherigen Ludwigs XVIII, stand. Der Haarkünstler Leonard hatte ein so großes Vertrauen auf seinen guten Geschmack zu erwecken gewußt, daß man ihm ein so ausgedehntes Privilegium ertheilte; auch rechtfertigte er die gute Meinung, die man sich von seinem Kunstsinn gemacht hatte, insofern, daß er einsah, daß ein Tonkünstler von Erfahrung und Talent für das Gedeihen seiner Unternehmung unentbehrlich sey. Leonard's Wahl fiel auf Viotti, dem er die Leitung dieser dramatischen und musikalischen Unternehmung übertrug. Viotti wurde der Associé Leonard's und wenn des Künstlers trefflicher Geschmack und unvermeidliche Sorgfalt stets eine bewunderungswürdige Sängertruppe zu schaffen und zu erhalten wußte, so muß man auch so gerecht seyn zu sagen, daß nie Schauspieler mit besser frisirten Perücken auf der Bühne erschienen: die beiden Associé's wetteiferten mit einander in ihrem Fache. Zur Zeit der Auswanderung des Grafen von Provence verlor das Theater Monsieur seinen Namen und seinen Saal, und die Schauspieler und Sänger traten nun in dem kleinen Saal von Saint-Germain auf, bis der Bau des Theaters Feydeau, das man ihnen bestimmt hatte, vollendet seyn würde. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich hatten die Mongolen vor Dschengis Khan keine eigene Buchstabenschrift. Dieser Eroberer veranlaßte nach Unterwerfung der Naymanen, eines Volksstammes türkischer Abkunft, seine Unterthanen, die Uigurbuchstaben anzunehmen, die ihren Ursprung in dem altsyrischen Alphabet haben, welches lange vorher durch nestorianische Mönche oder syrische Ausgewanderte nach Oberasien gekommen war. Herr Klaproth war der Erste, der aus chinesischen Schriftstellern den Beweis dieser Schrifteinführung unter den Mongolen lieferte. Herr J. J. Schmidt, gegenwärtig Mitglied der kaiserlichen Akademie von St. Petersburg, fand in den mongolischen Werken, die er über dieses geschichtliche Faktum zu Rathe zog, keine Erwähnung davon, und stellte daher als entgegengesetzte Meinung auf, daß die Uigurbuchstaben viel später erst von den Mongolen aufgenommen worden seyen. Indeß hat die Entdeckung eines authentischen Denkmales aus Dschengis Khans Zeiten selbst die Frage zu Gunsten des Herrn Klaproth entschieden. In der Gegend von Nertschinsk in Sibirien wurde unter einigen alten Ruinen am Ufer des Flusses Kondui eine Steintafel gefunden, die lange Zeit in Nertschinsk aufbewahrt und endlich nach Petersburg geschickt wurde, wo sie unlängst ankam. Die Tafel ist von grauem Granit, ungefähr fünf Fuß hoch, gegen einen Fuß breit und in der Mitte zerbrochen. Die Inschrift ist in vier senkrechten Linien von der Linken zur Rechten geschrieben. Herr Schmidt gibt folgende wörtliche Uebersetzung davon: „Dschengis Khan, auf seiner Rückkehr von der Unterwerfung des Volkes von Sartagol, und nachdem er die alte Feindschaft zwischen allen Stämmen der Mongolen völlig erstickt, allen dreihundert und fünf und dreißig Elivas.... als Geisterbann.“ Das fehlende Wort ist noch nicht entziffert. Das Land Sartagol ist das von muselmännischen Geschichtschreibern sogenannte Kara Khatai, das in Mittelasien lag; seine Hauptstadt ist das neuere Kaschgar. Gutschluk Khan, Fürst der Naymanen und Feind des Dschengis Khan, hatte es in Besitz genommen, und versucht, die Mongolen zu entzweien und gegen Dschengis aufzuwiegeln. Die Errichtung des Denkmales muß also in die Jahre 1219 und 1220 fallen, und scheint als Talisman gegen den Einfluß der Elivas, geflügelter Geister von böswilliger Gesinnung, die, dem Glauben der Mongolen zufolge, sich in Verbreitung des Hasses, der Zwietracht und Empörung gefallen, errichtet worden zu seyn. Da die Inschrift in Uigurbuchstaben, die auch die der neuern Mongolen sind, und in mongolischer Sprache abgefaßt ist, so kann kein Zweifel mehr bestehen, daß diese Buchstaben syrischen Ursprunges schon zu Dschengis Khans Zeiten in Gebrauch waren.

*

Einer indischen Zeitung zufolge sind in und um Agra, innerhalb der letzten vier Jahre, nicht weniger als 1000 Kinder von Wölfen gefressen worden. Da die Regierung im Jahre 1831 davon Kenntniß erhielt, setzte sie einen erhöhten Preis auf die Erlegung dieser Raubthiere, was jedoch wenig zur Vertilgung derselben beigetragen zu haben scheint. Man schreibt Dieß dem Aberglauben der Hindus zu, welche glauben, daß jedes Dorf, in welchem Wolfsblut vergossen wird, veröden werde, und daß die Seelen der Kinder, die von den Thieren gefressen worden, denjenigen, der es erlegt, verfolgen würden. Dieser Aberglaube geht so weit, daß in einigen Theilen Indiens die Eingebornen, wenn sie einen Wolf gefangen haben, sich begnügen, ihm eine Glocke an den Hals zu hängen, um durch sie zukünftig gewarnt zu werden, wenn das Raubthier um die Wohnungen schleicht.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 230. **18 August 1833.**

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

1. Der Kaffernhäuptling. — Die portugiesische Niederlassung am Englisch-River. — Das Flußpferd.

(Fortsetzung.)

Die Offiziere der dortigen portugiesischen Faktorei waren damals Kapitän Jacques Casimir, der während des Kriegs auf der Halbinsel vom gemeinen Soldaten bis zu seinem jetzigen Rang gestiegen war; seine Frau lebte bei ihm im Fort. Der Adjutant hatte ein Weib von hindu'scher Abkunft, das früher Sklavin auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung gewesen war; er lebte schon seit Gründung der Faktorei, also ungefähr seit 30 Jahren, hier. Er war nach der Zerstörung der Niederlassung des Obristen Ralt's verbannt worden, und das Gerücht bezüchtigte ihn des Vater- und Brudermords. Der Lieutenant war ein Canarin aus Goa, Namens Antonio Teixera, der wegen Ermordung eines Priesters, mit dessen Schwester er eine Liebschaft gehabt hatte, ebenfalls verbannt worden war. Außer diesen war noch ein Wundarzt da, ebenfalls ein Hindu von Canara, ein gesitteter junger Mann. Die Aufführung von Madame Casimir galt selbst an der afrikanischen Küste für mehr als anstößig, und der Adjutant war fast täglich betrunken. Gegen uns benahmen diese Leute sich sehr gefällig und wurden uns oft nützlich, da sie uns Ochsen, Milch, Geflügel und Gemüse überließen, die sie von den Eingebornen um einen Spottpreis kauften und uns mit einem Gewinn von sechshundert Prozent wieder verkauften. Da dieser Handel fast ihre einzige Erwerbsquelle ist, so tragen sie ängstliche Sorge, jeden unmittelbaren Verkehr zwischen den Wallfischfängern und den Eingebornen zu verhüten.

Als der Fluß Temby untersucht worden war, lenkte das Boot in einen schon früher entdeckten Arm des Flusses ein, wo die Mannschaft ein gefährliches Abenteuer zu bestehen hatte. „Lieutenant Vidal fuhr eben stromaufwärts, als das Boot an seinem Kiel durch einen gewaltigen Stoß erschüttert wurde, und im nächsten Augenblick ein ungeheures Flußpferd auftauchte, das wüthend, mit offenem Rachen auf das Boot losstürzte, und mit einem einzigen Biß seiner furchtbaren Kinnladen sieben Seitenplanken losriß. Das Ungeheuer verschwand hierauf auf einige Augenblicke, tauchte aber bald wieder auf, augenscheinlich in der Absicht den Angriff zu wiederholen, wovon es aber durch einen Flintenschuß auf den Kopf zurückgeschreckt wurde. Das Boot füllte sich schnell mit Wasser, da es aber nur auf Ruderlänge vom Ufer entfernt war, so gelang es der Mannschaft ans Land zu kommen, bevor es untersank. Der Kiel desselben hatte, allen Wahrscheinlichkeit nach, den Rücken des Thieres gestreift, und hierdurch war es zu jenem wüthenden Angriff gereizt worden. Hätte es seine obere Kinnlade oberhalb des Dalbords eingeschlagen, so hätte die ganze Seitenwand des Bootes seiner Gewalt weichen müssen. Der Stoß von Unten vor dem Angriff war so heftig, daß der Spiegel des Bootes ganz über das Wasser gelüpft und der am Steuer sitzende Midschipman, Hr. Lambs, über Bord geschleudert wurde; zum Glück gelang es ihm noch sich zu retten, ehe das wüthende Thier ihn erreichen konnte. Das Boot, dessen Wiederherstellung man sogleich vornahm, ward ans Land gezogen, die Zelte aufgeschlagen, und diejenigen der Mannschaft, die nicht als Zimmerleute arbeiteten, gingen ihrer Unterhaltung nach: die Offiziere schossen und die Matrosen streiften in der wüsten Gegend umher, wobei ihnen jedoch eingeschärft wurde, sich nicht so weit zu entfernen, daß sie kein Signal mehr hören könnten. Das Lager bot um Mitternacht einen Anblick von ganz eigener Schönheit. Der Himmel war klar und mit funkelnden Sternen besäet; außer dem Geprassel unserer gewaltigen Feuer, dem Schnauben der Flußpferde, einem gelegentlichen Wassergebrause, wenn sie aus dem Wasser auf- oder untertauchten, dem Geschrei einiger Vögel (einer Art Ibis), das sich mit dem tief betonten Anruf der um die Zelte schreitenden Schildwachen: „Alles in Ordnung,“ mischte, war nicht ein Laut zu vernehmen, und dieß erweckte Gefühle, die sich schwer beschreiben lassen, denn in dieser Stille der Natur liegt etwas Ehrfurcht Gebietendes, das unsre Empfindungen beklemmt, statt ihnen Worte zu geben. Wir schliefen nur wenig auf diesem fremden Boden, der schwerlich je vor uns von Europäern betreten worden war. Der nächste Tag wurde dazu bestimmt, das beschädigte Boot vollends herzustellen; der Morgen war schön, und da man hoffen durfte, bald so weit zu seyn, daß man die Untersuchung des Flusses fortsetzen könnte, so frühstückten Kapitän Lechmere und der Botaniker frühzeitig und besuchten dann die benachbarten Wälder, um zu sehen, was sich dort etwa an Wild oder Pflanzen vorfinde. Als sie an das Ufer eines Krihks kamen, stießen sie höchst unerwartet auf ein Flußpferd der größten Art, das im Schlamme schlief. Da sie

nur Schrot geladen hatten, so war keine Hoffnung eines Siegs über den gewaltigen Gegner vorhanden, sie eilten daher nach dem Lagerplatz zurück, von dem sie nur eine kleine Strecke entfernt waren. Ein furchtbarer Phalanx von Jägern war bald marschfertig, der mit Flinten bewaffnet auf den Kribl zuschritt; allein das Flußpferd hatte sich bereits entfernt und die Jagdgesellschaft erschreckte durch ihre Ankunft nur die großen Affen, die auf den Wipfeln der umstehenden Bäume ihre Spiele trieben.

(Schluß folgt.)

Volksmährchen der Hindus.

1. Die Affenbraut.

(Schluß.)

Es war ein Genius von etwas plumper Gestalt, und aus dem Seufzen und Stöhnen, das er hören ließ, konnte der Prinz leicht entnehmen, daß er verliebt sey. Obgleich er aber an derselben Krankheit litt, so hielt er doch nicht für klug, sich blicken zu lassen, sondern blieb versteckt und beobachtete ungesehen, was sein schwermüthiger Gefährte thun würde. Der Genius legte zuerst seine Schwingen ab, brachte seine Gewänder in Ordnung und beschäftigte sich, einige kostbare Früchte, die er in einem Zipfel seines Kleides eingewickelt mitgebracht hatte, auf einem silbernen Teller so zurecht zu legen, daß sie am leckersten ins Auge fielen. Der Prinz erkannte auf der Stelle die Früchte des Paradieses, von denen er so oft bei seiner Gemahlin gekostet und die, wie sie ihm versichert hatte, nur in den Himmelsgärten wuchsen. Während der Genius darüber her war, den Teller abzuwischen, langte der Prinz aus seinem Verstecke hervor und haschte einige von den Früchten weg, die er unter seiner Matte verbarg. Dann stahl er sich leise in den Garten und folgte dem Genius, der sich geradesweges an ein Fenster des Sinanah begab, auf dem Fuße. Hier belauschte er nun Wort für Wort das ganze Gespräch, das der Genius mit dem Weibe des Kaufmannes führte. Der Genius machte ein großes Wesen von den Früchten, die er überbrachte und von denen er betheuerte, daß noch kein Sterblicher außer ihr davon gekostet, da sie nur in den Gärten der Seligen von besonders dazu begünstigten Genien gepflückt werden könnten. Diese Worte schienen einigen Eindruck auf die Frau zu machen, die wie alle ihres Geschlechtes in Alles was fremd und seltsam ist, bis über die Ohren vernarrt war; allein, es ließ sich bald bemerken, daß sie zwar nicht lange sich bitten ließ, das Geschenk von köstlichen Früchten anzunehmen, deßhalb aber dem Genius um nichts gewogener wurde, der nichts weiter von ihr erlangen konnte, als die Erlaubniß sich nächstens mit einem frischen Vorrath von Früchten am Fenster einstellen zu dürfen. Es leuchtete dem Prinzen sogleich ein, er könne vielleicht die Thorheit des verliebten Genius und den Ehrgeiz der Kaufmannsfrau zu seinem Vortheil benützen. Am folgenden Tag legte er das Gewand eines Gärtners an und begab sich nach dem Sinanah, wo er seine Früchte zeigte und zum Verkaufe ausbot. Bereitwilligst wurden sie gekauft und als der einfältige Genius, der nicht gemerkt hatte, daß ihm Früchte gestohlen worden waren, in der folgenden Nacht wieder erschien, so hatte er sich eben nicht des freundlichsten Empfanges zu erfreuen. Die erzürnte Frau schalt ihn einen Lügner und groben Betrüger, da er vorgebe, er habe Früchte aus dem Paradiese geholt, die auf den nächsten besten Bäumen wüchsen. Vergebens betheuerte der arme Genius, der gar nicht wußte, was er von der Sache denken oder sagen sollte, er habe sie nicht getäuscht und die Bäume, von denen die köstlichen Früchte seyen, hätten Stämme von Gold und Blätter von Smaragd. Allein die eigensinnige Frau war durch nichts zu überzeugen und sagte, sie würde es ihm nicht bei einem Eide glauben, wenn er nicht bessere Proben für seine Versicherungen beibringen könne. Der Genius, der weder mit einer besonderen Gabe der Beredsamkeit gesegnet, noch auch sehr erfinderisch in Hülfsmitteln war, wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, wie er es anfangen sollte, um sich in den Augen seiner Geliebten zu rechtfertigen; endlich nach langer Erwägung bot er sich an, einen Sterblichen in die Himmelsgärten hinüberzutragen, wo dieser mit eigenen Augen die Bäume sehen könne, von denen er die Früchte pflücke. Es blieb jetzt keine andere Schwierigkeit mehr, als Jemand zu finden, der sich dazu verstehen möchte, das Abenteuer zu unternehmen. Aus dieser Verlegenheit half der Prinz, der nun hervortrat und seine Dienste anbot, die von den streitenden Parteien bereitwilligst angenommen wurden. Der Genius wickelte ihn hierauf ganz sänftiglich in sein langes Gewand, schwang sich mit seiner Last in die Lüfte und ließ sich endlich mit ihr in einer der zaubervollen Gegenden nieder, aus denen der Himmel besteht.

„Es traf sich gerade, daß hier ein großes Fest begangen wurde und Bilmerik, der allein bei dieser Gelegenheit gefehlt hatte, mußte es sich, sobald er erschien, des Anstandes halber gefallen lassen, dabei zu verweilen. Gegen seine Gewohnheit suchte er sich den entferntesten Sitz aus, während er seinen Gefährten noch in den Falten seines Gewandes verborgen hielt. Der Prinz hatte sich indeß einen Durchblick zu öffnen gewußt und konnte die ganze Versammlung überschauen. Wie groß aber war seine Freude, als er seine geliebte Affenkönigin im vollen Glanze ihrer Schönheit auf einem diamantenen Thron sitzen sah, doch bemerkte er auf ihrem Gesichte einen Ausdruck von Schwermuth, der ihn hoffen ließ, daß auch sie ihre Trennung von ihm schmerzlich empfinde. Doch bändigte er, so gut er konnte, seine Ungeduld, um eine günstige Gelegenheit, wo er sich zeigen konnte, abzuwarten. Indeß entging ihm kein Wort eines Gespräches, das zwischen Bilmerik und einem kleinen mißgestalteten Genius von noch größerer Häßlichkeit statt fand. „Was ist die Ursache," fragte der Letztere, daß es neuerdings an unserem Hofe so traurig zugeht? Wahrhaftig ich möchte vor Langweile sterben und wenn es sich nicht bald ändert, so werde ich mich künftig bei dergleichen traurigen Festen entschuldigen lassen." — „An diesem schläfrigen Leben, über das Du mit so vielem Rechte klagest, erwiderte Bilmerik, ist nichts schuld, als die Affenkönigin; sie hat ihre ganze gute Laune verloren und was noch schlimmer ist, durch ihre abgeschmackte Verbindung mit dem Hinduprinzen ihre Affenhaut und ihre silberne Laute eingebüßt. An der ersteren wäre so viel eben nicht gelegen, da nur sie darunter zu leiden hat, indem sie nun nicht mehr in derselben alle Jahre

eine Zeit lang auf der Erde verweilen kann; was aber die letztere betrifft, so müssen wir alle darunter leiden, da unser König keine Musik hören kann ohne Begleitung des silberhelltönenden Instrumentes; und Du weißt wohl, daß unser einer keinen Sonnenschein auf dem Gesichte tragen darf, wenn die Stirne des Königs umwölkt ist."

„Der Prinz brauchte sonst keinen Wink mehr; unvermerkt stahl er sich aus dem Gewande des Genius hinweg, und schlug plötzlich die Saiten der silbernen Laute an, deren zaubervolle Klänge an den Gewölben des Himmels hinsäuselten. Der König der Genien fuhr entzückt auf, und die Affenkönigin fiel in Ohnmacht. Der Besitz der magischen Laute verschaffte dem Prinzen einen sehr freundlichen Empfang, als er sich dem Gebieter dieser Räume näherte, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Gern willigte er ein, um des himmlichen Geschöpfes willen, das so lange vergebens sich gesehnt hatte, in seine Arme zurückzukehren, auf Freunde und Verwandte zu verzichten, und Bilmerik, der diese glückliche Vereinigung herbeigeführt hatte, war allein der Betrogene; er konnte den Prinzen nicht überreden, noch einmal mit ihm nach der Erde zurückzukehren, und es ist nicht mit Gewißheit zu sagen, ob es ihm je gelang, die Kaufmannsfrau von der Wahrheit in Betreff der Himmelsfrüchte zu überzengen.

Aus dem Leben großer Tonkünstler.

Cherubini.

(Fortsetzung.)

Viotti trug seinem Freunde Cherubini auf, neue Einlegstücke für die italienischen Opern zu komponiren, theils um solche zu ersetzen, die nicht mehr gefielen, theils um Sängern und Sängerinnen, die bei dem Publikum beliebt waren, Gelegenheit zu geben, durch Arien, Duos u. s. w., die mehr für ihre Stimmen geeignet waren, sich mit neuem Glanz zu umgeben. Von 1789 bis 1792, wo Viotti die Verwaltung des Theaters aufgab, weil Leonard sein Privilegium verlor, hatte er drei und vierzig solcher Stücke geschrieben, unter denen man das Trio: „Son tre, sei, nove," das in Cimarosa's Italiana in Londra eingelegt wurde, das Quatuor „Cara da voi dipende" in den Viaggiatori felici und die Arie Seguir dovro chi fugge in der Cosa rara von bezaubernder Wirkung fand. Durch die Kanonendonner des 10 August verscheucht, waren die Nachtigallen Italiens entflohen, um hinter den Alpen Schutz zu suchen. Lodoiska, eine Oper Cherubini's in drei Akten, war noch am 18 Julius 1791 auf dem Theater Monsieur aufgeführt worden. Die französische Revolution, obgleich sehr geräuschvoll, hatte doch wenig Musikalisches: die italienische Oper war unterdrückt, Viotti abgereist. Cherubini verließ Paris, und zog sich auf einige Zeit in die Karthause von Gaillon, in der Normandie, ein Besitzthum des Architekten Louis zurück. Hier schrieb er die Partitur des Koukourgi, einer Opera buffa in drei Akten, die jedoch nie auf die Bühne kam. Dieser Koukourgi, zu dem das Buch von Duverrier-Melesville dem Vater geschrieben war, wurde unter den Händen Melesville, des Sohnes und Cherubini's später in den Ali-Baba umgeschaffen.

Madame Scio, eine bewunderungswürdige Schauspielerin, die eine sehr kraftvolle und umfangreiche Stimme besaß, deren Schmelz und Anmuth auch in den höchsten Noten keine Veränderung erlitt; Madame Scio, eine dramatische Sängerin von größtem Verdienst, die auf dem französischen Theater noch immer nicht ersetzt ist, glänzte damals auf der Bühne des Feydeau in Steibelt's Romeo und Julie. Für sie schrieb Cherubini „Elisa oder den St. Bernhardsberg, die am 15 Dezember 1794, und die „Medea," die am 15 März 1797 gegeben wurde. Die „Hotellerie portugaise" und „La Punition," die in den Jahren 1798 und 1799 auf demselben Theater aufgeführt wurden, hatten sich nicht eines gleich glänzenden Beifalls zu erfreuen, als die drei vorausgegangenen Werke des Meisters.

Es kam das Konsulat. Frankreichs musikalischer Diktator und sein militärischer konnten sich nie recht verständigen. Die Helden sind reizbar wie die Dichter, und nicht alle Musiker sind Höflinge. Wenn Cherubini alle Regierungsepochen Napoleons hindurch in Ungnade blieb, während seine Kunstgenossen Stellen, Pensionen, Titel und Gunstbezeugungen im Ueberfluß erhielten; wenn ihm nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion zufiel, so muß man dieß einem ganz eigenen Umstande beimessen. Allein je geringfügiger und erbärmlicher die Ursache einer so lange nachgetragenen Empfindlichkeit war, desto mehr verdient sie hervorgehoben zu werden. Unter den Siegstrophäen, die General Bonaparte aus Italien mit zurückbrachte, befand sich auch die Partitur eines Trauermarsches von Paisiello, ein Marsch, den dieser auf ausdrücklichen Befehl des Generals für das Leichenbegängniß des Generals Hoche komponirt hatte. Da Bonaparte die Partitur nicht lesen konnte, so wollte er sie doch hören, und begab sich deßhalb ins Conservatorium, wo der Direktor dieser Anstalt, Herr Sarrette, Alles zur feierlichen Aufführung „di questa Marcia portentosa" vorbereitet hatte. So wunderbar herrlich man den Marsch finden wollte, so mittelmäßig fanden ihn die Künstler. Da Paisiello's Marsch nur die Instrumente in Bewegung gesetzt hatte, so wollte Sarrette dem General auch seine Sänger hören lassen, indem er ein Werk von demselben Charakter aufführen ließ, das vor Napoleons Rückkehr nach Paris komponirt worden war. Unverzüglich beginnen der Marsch und die Chöre, die Cherubini für Hoche's Leichenfeier geschrieben hatte, eine Komposition von der großartigsten Schönheit, eine Art Dithyrambe, zu der J. Chenier die Worte gedichtet. Es waren also Worte dabei, und dieß war es gerade, was Bonaparte vermeiden wollte. Nicht ohne Grund hatte er seinen Trauermarsch ganz fertig mitgebracht, in welchem man bloß Klarinette, Bässe und Posaunen bescheiden seufzen hörte. Bonaparte saß auf Kohlen, hörte aber mit andächtigem Ernst die Dithyrambe an, die er innerlich verwünschte. Die Verse Chenier's, die Hoche's Tapferkeit und Tugenden bis zu den Wolken erhoben, zogen einer nach dem andern feierlich vorüber, wiederholten sich, verschwanden unter der Begleitung und erschienen wieder in Duos, Trios und Chören, und jubelten zwanzigmal das Lob des republikanischen Helden in das Ohr des Generals, der schon damals die Diktatur im Kopfe hatte, des Generals, den jeder militärische Ruhm, jeder Ruhm eines Zeitgenossen mit der bittersten Eifersucht quälte. Bonaparte fühlte sich tief gekränkt über die verzweifelte Gefälligkeit, mit der man ihm einen so unerwünschten Kunstgenuß verschafft hatte. Indeß verschluckte er seinen Aerger doch mit dem leutseligsten Gesichte von der Welt, und Sarrette ließ sich in seinem Kunst- und Diensteifer nicht träumen, wie unendlich komisch seine Trauermusik gewirkt hatte. Bonaparte glaubte nicht anders, als man habe ihm eine Falle gestellt und zeigen wollen, daß man in Paris andere Musik zu machen verstehe, als in Neapel. Nachdem endlich der musikalische Sturmlauf auf Napoleon's Geduld zu Ende war, näherte er sich Cherubini, und verschwendete an ihn die pomphaftesten Lobsprüche — über Paisiello und seine Werke, über Zingarelli, einen Kompositeur von dem ausgezeichnetsten Verdienste, der den ersten Platz in der musikalischen Welt einnehmen würde, wenn ihn nicht schon Paisiello besäße. Cherubini sah sich also auf den dritten verwiesen, wenn man ihm anders diesen noch gönnen wollte. „Paisiello — mag seyn; aber Zingarelli!!!.." Dieß war die einzige Erwiderung Cherubini's; doch verschwieg er die Klagen des gekränkten Künstlerstolzes einem vertrauten Freunde nicht.

Nach dem Vorfalle mit der Höllenmaschine erhielt der erste Konsul eine Unzahl von Deputationen; auch die Abgeordneten des Conservatoriums erschienen, ihm Glück zu wünschen, unter ihnen Cherubini, der sich jedoch in bescheidener Entfernung im hintersten Gliede seiner Kunstgenossen hielt. Bonaparte war nicht so liebenswürdig und zuvorkommend gewesen, als er ihn zum erstenmal sah. Er schien Jemand zu suchen, und indem er die Hand über das Aug hielt, um schärfer zu sehen, sagte er: „Ich sehe Hrn. Cherubini nicht;" indem er den Namen französisch aussprach. Der Künstler trat aus den Reihen hervor, hinter denen er bescheiden sich verborgen gehalten hatte, und der erste Konsul lud ihn auf einen der nächsten Tage zur Tafel ein. Wollte Bonaparte,

der Korse und Italiener, indem er Cherubini's Namen unrichtig aussprach, die Seigneurs des alten Regimes nachäffen, die gleichfalls die Namen von Künstlern und anderen dergleichen gemeinem Volke verstümmelten, als wollten sie dadurch zu verstehen geben, daß ihr Gedächtniß die Namen von so kleinen Menschen nicht behalten könne? Der Komponist des „Richard Löwenherz" erzählte, daß ihn der Herzog von Richelieu nie anders als Hr. Guétry genannt habe.

Das Diner war kurz, alla breve, wie alle Diner Bonaparte's. Cherubini, ein höchst mäßiger Esser und in der Gastronomie ein Dilettant vom untersten Range, hatte kaum Zeit, mit einer Kotelette fertig zu werden. Man begab sich sofort in den Salon, um Kaffee und Liköre zu nehmen, was wohl bei einem solchen Phantom von Mittagsmahl höchst überflüssig war. Kaum hier angekommen, bemächtigte sich Bonaparte Cherubini's, der über alle diese Eilfertigkeit wie aus den Wolken gefallen war. Der General begann ein Gespräch über Musik, während dem er mit ihm durch die Gesellschaft hindurch von einem Ende des Saales bis zum andern auf und nieder schritt. Er sprach mit lauter Stimme und begann seine Unterhaltung, indem er sagte: die Franzosen hätten die Italiener mit den Waffen in der Hand und auf eigenem Grund und Boden durchgewamset (rossé). „Kein Wunder," erwiderte Cherubini, „unter einem Anführer wie Sie." Nun ging es auf die Hauptsache los, auf die Vorzüge der französischen und italienischen Musik. Das Lob Paisiello's und Zingarelli's mußte als Einleitung herhalten; Bonaparte sprach dabei abwechselnd italienisch und französisch, und mischte immer in seine französischen Worte den Namen Cherubini, um ihn in Scherubini übersetzen zu können. Der Künstler antwortete in beiden Sprachen, je nachdem er in einer gefragt wurde, und folgte allen raschen Evolutionen des auf und ab wandelnden Generals.

„Ich liebe die Musik Paisiello's leidenschaftlich; sie wiegt mich so sanft. Sie haben ein schönes Talent, allerdings, aber Ihre Accompagnemens sind zu stark."

„Bürger Konsul, ich studirte den Geschmack der Franzosen und habe mich darnach gerichtet. Paese che vai, usanza che trovi. Sie kennen das italienische Sprüchwort." — „Sie haben eine Lodoiska komponirt, deren Ruf bis zu mir gedrungen ist."

Er hütete sich wohl von den „Deux Journées" zu sprechen, da diese Oper noch zu neu war und den schönsten Erfolg gehabt hatte. Uebrigens gestand er Cherubini Talent zu, erhob aber Paisiello und Zingarelli bis in den dritten Himmel. „Kurz," sagte er endlich, „ich liebe die monotone Musik." — „Aber bedenken Sie doch, Bürger Konsul, daß die Monotonie der schlimmste von allen Fehlern ist, und daß der geschickte Künstler sie nicht genug vermeiden kann." — „Wir verstehen uns nicht ganz; ich nenne monotone Musik, die einfach in Gesang und Begleitung ist, deren Gang ganz geschlossen ist, die mich wiegt." — „Und Sie nicht hindert, an Staatsgeschäfte zu denken."

Der erste Konsul entfernte sich lächelnd, ohne Cherubini noch Etwas zu erwidern und sprach ihn auch an diesem Abende nicht mehr. Vielleicht möchte man glauben, daß es bei der Unterhaltung über diesen Gegenstand sein Bewenden gehabt habe — weit gefehlt! — Napoleon gab seine Partie nicht so leicht auf; er knüpfte das Gespräch wieder an, wo er es gelassen hatte und zwar sechs Jahre später und vierhundert Stunden von den Tuilerien, kurz nirgends wo anders als in Schönbrunn. Im Jahre 1806 einen Monat nach der Schlacht bei Austerlitz, war Cherubini nach Wien gekommen, um zwei Opern zu schreiben. Er gab davon nur eine: Faniska. Das Kriegsglück wendete dem Kaiser von Oesterreich den Rücken und verdarb ihm alle weitere Lust an musikalischer Unterhaltung. Maret traf Cherubini auf dem eroberten Boden und stellte ihn Napoleon vor. „Wie, Sie hier?" — „Ja, ich bin hieher gekommen, um zwei Opern zu komponiren und meine Verhältnisse zu verbessern." — „Haben Sie die Erlaubniß Ihrer Vorgesetzten?" — „Ich habe einen Urlaub vom Minister." — „Gut, daß Sie hier sind, wir wollen Musik machen; Sie sollen meine Konzerte dirigiren."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vor der Vendomesäule begab sich jüngst am 29 Julius folgender halb rührender, halb komischer Auftritt. Ein alter Soldat mit dem Ehrenkreuz näherte sich einem andern alten Graubarte, der kleine Blumensträuße verkaufte und einen großen Korb voll davon zu seinen Füßen hatte. „Wie viel für zwanzig Sous?" fragte der alte Soldat mürrisch. „Zehn," antwortet der andere und der Kauf ist geschlossen. Der Käufer macht hierauf seinen Gang um die Säule und wirft seine zehn Blumensträuße mit den Worten in das Gitter: „Hier, mein Held! Hier, mein Napoleon! Hier, mein Kaiser! Hier, großer Mann!" u. s. w. Als er seine Huldigung dargebracht, wird er von dem Blumenverkäufer angesprochen, der ihm zuruft: „Ha bravo, Kamerad, daran erkenne ich die Alten . . . Auch ich bin ein alter Soldat." — „Wie, Du? Und statt dem Kaiser Blumen zuzuwerfen, treibst Du lieber einen Handel damit?" — „Mein Gott, Jedermann muß leben! Aber frage nur diese Frau, ob ich nicht heute Morgens zwei Blumensträuße hingeworfen; sie hat es gesehen!" — „Pah, werden die rechten gewesen seyn, welkes Zeug!" — „Nein, sie waren größer und schöner, als diese da! Aber, wenn man mir ein gutes Wort gibt, so werf ich ihm den ganzen Kram hin!" — „Gut, wirf ihn hin, ich will Dir helfen!" — Gesagt, gethan. Der Korb wird an beiden Henkeln genommen und leert seinen ganzen Inhalt am Fuße der Heldensäule aus. Ein allgemeiner Beifall des umherdrängenden Volkes erschallt. — „Nicht genug, sagt hierauf der Blumenhändler, da sind auch Deine zwanzig Sous wieder; ich will sie nicht." — „Ich auch nicht," erwiderte der Andere und will sich entfernen, während jener ihn festzuhalten und das Geld ihm wieder aufzundidigen sucht. „Du mußt sie wieder nehmen, sag' ich." — „Nein, nein." — „So halte doch!" — Und so entfernen sie sich brummend, und bald sieht man sie in eine Schenke treten und mit einander eine Flasche Bier leeren.

•

Nach den jüngst erhobenen officiellen Zählungen befinden sich in den drei Bagnos von Frankreich, Brest, Rochefort und Toulon, 7500 Galerrensträflinge. Das Bagno von Lorient wurde im Jahre 1830 aufgehoben; die Zahl der Galerrensträflinge belief sich damals auf 8461. Die Kosten für Verwaltung und Aufsicht, Ernährung und Taglohn der Sträflinge beträgt jährlich 2,571,566 Fr. Der Werth der von den Galerrensträflingen verrichteten Arbeiten wird auf 2,082,256 Fr. 55 Ct. angeschlagen. Diese Arbeiten bestehen in Sägen und Zubereitung des Holzes zu Schiffsbau und andern Zwecken, Handwerksarbeiten und solchen, wozu Menschenkraft erforderlich ist. Die Bagnos kosten dem französischen Staate also ungefähr 400.000 Fr. mehr, als sie eintragen. Zu Toulon werden die Sträflinge größtentheils zu Arbeiten angehalten, bei denen Verstand und Geschicklichkeit erfordert wird, und der Ertrag ihrer Arbeiten kommt beinahe den Unterhaltungskosten gleich. Allein hier wie in allen andern Bagnos zwingt man die Gefangenen bloß zur Arbeit, um sie zu beschäftigen, und die Arbeiten stehen daher bei weitem unter denen gewöhnlicher Handwerker.

•

Dem Andenken Manuels hat seine Vaterstadt, Barcelonette, ein Denkmal errichtet, das aus einer Fontäne besteht, über der sich ein großes viereckiges Piedestal mit einer Urne, und auf den vier Seiten mit Inschriften in weißem Marmor, erhebt. Die erste Marmorplatte verkündet, daß „dieß bescheidene Denkmal durch die Stadt Barcelonette, die Einwohner des Thales, die Freunde und Bewunderer des großen Redners, unter Mitwirkung der Behörden des Departements der Nieder-Alpen, den langen Arbeiten, den ruhmvollen Kämpfen des unerschrockensten Vertheidigers der öffentlichen Freiheiten errichtet worden sey." Auf der zweiten liest man: „Jacques-Antoine Manuel, geboren zu Barcelonette am 10 December 1775, gestorben zu Maisons-les-Paris am 20 August 1826." Auf einer andern Tafel ist das Profil Manuels, von David in Bronze gegossen, unter einer vergoldeten Lorbeerkrone angebracht.

•

Man wollte vor einiger Zeit den alten Hafen von Pompeji entdeckt haben; es hat sich seitdem erwiesen, daß man sich hierin geirrt hat. Was man für Schiffsmasten hielt, waren, wie man bei näherer Untersuchung fand, Zypressenbäume, die, wie es scheint, an der Küste in sehr großer Anzahl gewachsen seyn müssen, und von dem Auswurfe des Vulkans verschüttet wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 231. 19 August 1833.

Englisches Leben in Indien.
(Neue Folge.)

1. Beschäftigungen, Vergnügungen und häusliches Leben der Frauen.

Es ist für europäische Frauen, die unter einem heißen Himmelsstriche leben müssen, keine kleine Aufgabe, eine Beschäftigung ausfindig zu machen, mit der sie sich die Zeit vertreiben, wenn sie anders nicht vor Langweile sterben wollen, um so mehr, als sie gezwungen sind, die meisten weiblichen Arbeiten, mit denen sie in England ihre Stunden ausfüllen, in Indien liegen zu lassen. Es fehlt ihnen dazu schon an einer Menge jener kleinen Gegenstände und niedlichen Handwerkszeuge, die den Arbeitstisch einer Europäerin füllen und ihr unentbehrlich sind; aber selbst jene gegenseitige Aufmunterung zur Arbeit, die unser gesellschaftliches Leben unter Freundinnen erweckt, fällt hier gänzlich weg. Da gibt es keine von jenen vielerlei Besuchen, die unsre Frauen in einer ununterbrochenen Verbindung mit einander erhalten; da sieht man nicht einen Kreis junger Mädchen, um den Arbeitstisch versammelt, wetteifern, wer das Andere in einem Nadelkunstwerke übertreffe. Sie können einander nicht beobachten, um zu sehen, wie weit die Arbeit dieser oder jener fortgeschritten ist und wenige Fälle ausgenommen, wo Geist und Finger zugleich beschäftigt werden und wo nicht allzugroße Hitze jede Arbeit verleidet, ist ein völliges Nichtsthun an der Tagesordnung. Ohnehin ist den größten Theil des Jahres über die geringste Anstrengung eine ermüdende Beschwerlichkeit, und Gewohnheiten, die während der heißen Jahreszeit zur andern Natur geworden sind, legt man während der wenigen Wochen, wo kalte Witterung eintritt, nicht so leicht ab. Der Peunkah — ein ungeheurer Fächer an der Stubendecke — ist gleichfalls den weiblichen Arbeiten äußerst hinderlich; ohne ihn kann man es in der erstickenden Schwüle der Luft nicht aushalten und wird er hin und her geschwungen, so muß man jeden leichten Gegenstand auf dem Tische mit einem Gewicht beschweren, das man nur wegnehmen darf, um den ganzen Kram dergleichen windiger Sachen durch den Luftzug in alle vier Ecken des Zimmers auseinandergestäubt zu sehen: den Aerger über solche an sich unbedeutende Störungen, zu dem man sich bei der erstickenden Hitze und den ewigen Stichen und Bissen der Moskitos ohnehin äußerst aufgelegt fühlt, wird schwerlich Jemand begreifen, der nicht erfahren hat, wie verdrüßlich es sich bei so vielerlei Belästigungen arbeitet. Doch muß man die Hauptursache des Hanges der Weiber zum Müßiggang in dem verhältnißmäßig sehr beschränkten Umgange suchen, der zwischen den Frauen der verschiedenen Familien stattfindet. Morgenbesuche, solche ausgenommen, die man der bloßen Etikette wegen macht, bleiben den Herrn überlassen, die bei der täglichen Runde von Haus zu Haus, eine Ausdauer entwickeln, die selbst des Thermometers spottet.

Bei einem solchen Stand der Dinge sollte man glauben, die gesellschaftliche Unterhaltung müsse einen höheren Schwung nehmen, als da wo Nadel und Fingerhut, Atlasstich und Kettenstich den Stoff des Gespräches bilden, und der unvermeidliche Strickstrumpf alle Gedanken mit seinen Maschen bestrickt. Doch ist Dieß keineswegs der Fall, und je weniger man von Sachen spricht, desto mehr müssen die Personen herhalten, so daß die bösen Zungen nirgendswo geschäftiger seyn können als hier, und es in England keinen Badeort, kein Laudstädtchen oder Dorf gibt, die in tadelsüchtigen Zungendreschereien einer indischen Station, in der Präsidentschaft sowohl als im Mofussil, den Vorrang streitig machen könnten. Dabei ist es Thatsache, daß die Männer, junge wie alte, verheirathete wie ledige, wenn sie nicht selbst den Zungen der Frau Basen gehörigen Stoff liefern, stets die Erfinder, Herumträger und Posaunenbläser des Skandals sind; ihnen verdanken die Damen alle Neuigkeiten, die sich inner den vier Pfählen oder öffentlich begeben; sie haben es sogleich weg, wenn irgendwo geschmachtet oder geschmollt wird, und wissen es auf ein Haar vorauszusagen, wie es ausgeben wird; sie halten ein scharfes Augenmerk auf Alles, was in jedem Hause vorgeht, und versäumen nicht, den Nachbarfamilien genau Bericht davon zu erstatten, wobei sie es natürlich nicht daran fehlen lassen, Allem, was sie zu berichten haben, ein Mäntelchen von ihrer Farbe umzuhängen oder der Erzählung, um ihre Wirkung zu erhöhen, etwas von ihrer eigenen Erfindung beizumischen. Auch verschmähen es diese liebenswürdigen Herren keineswegs, sich alles Ernstes mit jenen Bagatellen zu befassen, die man gewöhnlich als völlig auf das weibliche Gebiet gehörig zu betrachten pflegt, wobei sie sich mit höchst erschöpfender Gründlichkeit über Fälbel und Kleiderbesätze, Seidenlocken und Po-

made und den ganzen Inhalt des Putztisches, vom Kamm bis zum Schuhbande herab, zu verbreiten wissen. Am meisten wird ihre ausnehmende Geschicklichkeit, in allen Farben, nur in keinen vortheilhaften, zu malen, in Anspruch genommen, wenn neu angekommene Familien eintreffen. Wehe der unglücklichen Frau oder dem verwegenen Mädchen, die zuerst eine nur etwas auffallende Mode zur Schau tragen sollte! Alle Witzpfeile sind sogleich auf sie gerichtet, alle Zungen gerathen in verdoppelte Bewegung; zeigen zu wollen, daß man in einer Mofussilstation hinter den Moden von Paris und London zurückgeblieben ist, wird als eine Beleidigung gegen die ganze Gesellschaft betrachtet und jeder Versuch eine Neuerung einzuführen, gilt als eine unverzeihliche Anmaßung. Die hübschesten Mädchen, die das Erstemal auf einem Ball erscheinen, bleiben sitzen, weil keiner von den jungen Herren entschlossen genug ist, sie, die er so unbarmherzig angeschwärzt hat, zum Tanze aufzufordern; ihr Anzug mag aus den Händen der ersten Putzmacherin in London hervorgegangen seyn, gewiß finden die noch nach einer alten Mode gekleideten Figuren, unter denen sie auftreten muß, daß er outrirt ist; und wenn man sich gleichwohl allmählich herbeiläßt ihn nachzuahmen, so kann man doch nichts Anmuthloseres sehen, als wenn Personen gegen ihren Willen etwas Neues und Fremdes sich anzueignen genöthigt sind. Bei allen diesen Verschwörungen gegen die neuen Ankömmlinge stehen die Herren an der Spitze, und die Furcht vor ihren bösen Zungen beherrscht das schwächere Geschlecht. Allerdings werden die Männer zu ihrem scheelsüchtigen Fraubasengeschwätz von ihren Freundinnen ermuntert, die ihm mit der größten Herzensfreude das Ohr leihen, aber da sie offenbar die Mehrzahl bilden, so wäre es ihnen ganz anheim gegeben, einen bessern Ton einzuführen. Man hört nicht wenig über die gemüthlose Leerheit des weiblichen Geschlechts in Indien klagen, wenn man aber die Sache beim Lichte besieht, so muß man zweifeln, ob die Schuld hievon allein auf die Ladies fällt. Ein gesellschaftlicher Kreis von Frauen ist dort fast ein unbekanntes Ding; die Furcht, sich der versengenden Sonnenhitze auszusetzen, hält sie von Morgenbesuchen ab und bei Diners und auf Bällen sind sie ganz von Männern umgeben. Es ist eine ungewöhnliche Erscheinung und gilt fast für unanständig, eine Dame irgendwo eintreten zu sehen, ohne daß ihr ein Herr den Arm gibt; gewöhnlich hat sie deren zwei zur Seite. Sobald bei einem Morgenbesuch eine Bibby-Saib — eine Lady — gemeldet wird, erwartet man, daß der Herr vom Hause nach der Hausthüre stürzt und der Schönen, die zum Besuche kommt, den Arm reicht, sie mag nun von einem oder mehreren Herren begleitet seyn. Nie sieht man in einem Ballsaale Damen miteinander gehen und obgleich eine noch so reizvoll gebaute und gekleidete Frau, auf beiden Seiten von Männern am Arm genommen, sich nie so ganz vortheilhaft zeigen kann, als wenn sie ihre volle freie Bewegung hat, so ist es doch einmal in Indien angenommene Sitte, gegen die Niemand verstoßen darf, wenn man sich nicht dem Verdacht aussetzen will, daß man ein Tête-à-Tête suche. Die gewöhnlichen Huldigungen und Schmeicheleien, die dem schönen Geschlechte dargebracht werden, mögen es zwar für den Mangel an Umgang mit Seinesgleichen entschädigen, doch fühlen manche Frauen diese Entbehrung sehr schmerzlich: sie missen jene warme und herzliche Artigkeit, jenes Vergnügen sich nach kurzer Trennung wieder zu sehen, jene gemüthliche Vertraulichkeit im Gespräche mit Freundinnen, woran sie in ihrer Heimath sich gewöhnt hatten. Die allgemeine Fröhlichkeit leidet unter dieser Absonderung der Damen von einander wesentlich, und man kann sich nichts Gezwungeneres und Langweiligeres denken, als einen Ballsaal in Indien, wo man in steifer Ordnung, wie bei einem Leichenzug, sich hintereinander herbewegt und wo die vertrautesten Freunde sich nur von fern und kalt begrüßen können. Für das Armgeben, Shawl- und Fächertragen u. s. w. muß eine Frau stets mit ihrer männlichen Begleitung wechseln, wenn sie nicht den Schein auf sich laden will, einen wirklichen Cavaliere servente in ihrem Dienst zu haben, und diese leeren Höflichkeiten können ihr nur eine geringe Entschädigung geben für die Gruppen heitrer Mädchen, mit denen sie sich in England in ungezwungener Fröhlichkeit zu unterhalten pflegte. Zuletzt wird sie durch die lange Entbehrung des Umganges mit weiblicher Gesellschaft ihrem Geschlechte völlig entfremdet und kehrt sie nach England zurück, so wird sie Indien als ein Paradies preisen und sich vernachlässigt und unglücklich fühlen, wenn sie sich nicht mehr von einer Schaar geist- und gemüthloser Herren umflattert sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

1. Der Kaffernhäuptling. — Die portugiesische Niederlassung am Englisch-River. — Das Flußpferd.

(Schluß.)

Als wir einen andern Fluß, den Dundas befuhren, sahen wir uns an einer seichten, sandigen Stelle von einer Gruppe von Flußpferden umgeben, die so dicht beisammen standen, daß wir, hätten sie bei unsrer Annäherung nicht untergetaucht, der engen Durchfahrt wegen, nicht hätten vorüber kommen können, ohne an sie anzustoßen. Drei standen am Ufer und als wir näher kamen, sperrte eines seinen ungeheuren rothen Rachen ungefähr vierthalb Fuß weit auf, und bot den fürchterlichsten Anblick, den ich unter den wildesten Thieren noch je gehabt. Zwei tauchten unter, allein ein drittes blieb lange genug sichtbar, um es mit einem Hagel von Kugeln auf den Rücken begrüßen zu können, von denen jedoch nur Eine einzudringen schien, die andern aber abprallten. Das Thier stieß, sobald es sich verwundet fühlte, ein lautes drohendes Gebrüll aus und eilte dann wüthend und, wie es schien, nicht ohne Mühe in das Wasser. In dem Augenblick als wir Feuer gaben, war meist nur eines sichtbar; unmittelbar nach dem Schuß hingegen kamen mehrere zum Vorschein, und einige vielleicht zum Zweitenmal, während andere, die in seichtem Wasser lagerten, plötzlich aufsprangen und die Tiefe zu gewinnen suchten, wobei sie schneller durch den Schlamm forttrollten, als die Boote rudern konnten, und dann und wann mit dem Ausdruck des größten Schreckens und Entsetzens sich nach uns umsahen. Eines, das zufällig zwischen beide Boote gerathen war, schien vor Furcht erstarrt zu seyn, denn

es blieb bei fünf Minuten lang stehen und betrachtete erst das eine und dann das andere Boot, wobei wir, da beide Boote sich einander gegenüber befanden, natürlich nicht Feuer geben konnten. Während sie durch das Wasser gehen, halten sie den Kopf stets unter demselben und blasen mit ihren breiten Nüstern das Wasser, gleich einem Regen, über den Rücken hinweg. Die Geschwindigkeit dieser Thiere ist außerordentlich, denn nicht selten tauchen sie unter, so wie das Zündkraut ausblitzt, so daß die Kugel sie nicht mehr trifft.

Wir waren noch neun Meilen von der Mündung des Flusses entfernt, als wir dessen fernere Untersuchung aufgaben. Als wir jenseits dem Ufer, wo wir mit den Eingebornen Verkehr gepflogen hatten, den Fluß hinabfuhren, bemerkten wir auf der Stelle, wo die Flußpferde beim Aus- und Eingang in das Wasser am Ufer durchzubrechen pflegen, spitzige, im Feuer gehärtete Pfähle, die von den Eingebornen hier eingerammt worden waren. Sie hatten, wie der Dolmetscher uns erklärte, den Zweck, daß die Thiere beim Hinabspringen sich daran spießen sollten, auch würden, wie er uns versicherte, auf diese Weise gar viele gefangen. Sie kommen an den erhaltenen Wunden bald, nachdem sie das Wasser erreicht haben, um, wo dann ihre Riesenleiber, vom Wasser aufgeschwollen, den Fluß hinabtreiben und von den Eingebornen aufgefangen werden, die ihnen zur Zeit der Hungersnoth eifrig nachstellen. Zuweilen wenn, wegen Mangel anderer Nahrungsmittel, der Begehr nach Flußpferdfleisch groß ist, versammeln sich die Eingebornen in den Wäldern, und kommen die Thiere auf die lichten Stellen, um zu grasen, so stürzen sie mit lautem Geschrei auf sie zu, worauf sie dem Wasser zu rennen, und kopfüber mit solcher Gewalt in die Pfähle stürzen, daß ihre Haut, so hart sie auch ist, nicht widerstehen kann, das Holz in der entsetzlichen Wunde zersplittert und bald ihrem Leben ein Ende macht.

Die Eingebornen beschränken sich indeß nicht bloß darauf, die Flußpferde auf diese Weise zu fangen, sondern sie wagen es auch zuweilen schaarenweise vereint, sie m t ihren Lanzen anzugreifen. Sie belauern das Riesenthier, und indem sie die Zeit abpassen, wenn es durch das dichte Gebüsch bricht, wo sie verborgen liegen, durchschneiden sie ihm, kühn auf die Schärfe ihrer Lanzen vertrauend, die Sehnen der Füße und tödten es dann, wenn es in unmächtiger Wuth am Boden liegt, mit vielen Wunden. Diese mit großer Gefahr verbundene Angriffsweise bringen sie indeß nur dann in Anwendung, wenn großer Mangel an Fleisch oder, wie in neuerer Zeit, Nachfrage nach den Zähnen dieser Thiere ist; denn bevor die Engländer mit dem Beispiele vorangingen, kauften die Portugiesen selten andere Zähne als die des Elephanten."

Aus dem Leben großer Tonkünstler.

Cherubini.

(Schluß.)

Der Freund der sanften, markigen, süßen Musik hatte seinen Cherubini wieder erwischt; er hatte ihn zu Schönbrunn in seiner Hand, und nahm sich vor, das in den Tuilerien angesponnene und so kurzweg abgebrochene Gespräch wieder anzuknüpfen. War Napoleon von Natur aus starrköpfig, so hatte er seinen Mann gefunden; Cherubini stand in dieser schönen Eigenschaft hinter keinem Menschen zurück, er wäre keinem Berg gewichen. Eines Tags, während des Konzerts, benahm sich Napoleon, obgleich er immerhin noch schweigend verharrte, auf seinem vergoldeten Fauteuil wie ein Besessener. „Herr Kerubini," sagte er endlich (so hatte er doch den Namen aussprechen gelernt), „Herr Cherubini, das Orchester spielt zu hoch." — „Sire, war die Antwort, ich kann Sie versichern, daß die Instrumente die gewöhnliche Stimmung haben und vollkommen im Akkorde sind." — „Wenn ich sage, sie spielen zu hoch, so will ich damit sagen, daß sie zu viel Geräusch machen, zu stark spielen." — Cherubini befahl nun den Musikern, bloß auf ihre Instrumente zu hauchen, Alles Pianissimo zu halten, und der Zorn Sauls des Zweiten wich der Heiterkeit.

Parcere subjectis et debellare superbos — Die Besiegten zu schonen und die Stolzen zu demüthigen, war Napoleons Grundsatz selbst gegen die Künstler. Der Stolz ist eine der sieben Todsünden, und er hütete sich wohl, einen Künstler dahin zu bringen, daß er sich ihrer schuldig machte. Es war ihm wie angethan, so zu verfahren. Mehul mußte Lesueur und Berton rühmen hören, wie er hinwieder bei diesen des Lobes der Euphrosine und Stratonice kein Ende finden konnte. Zu Schönbrunn, in den kleinen Privatkonzerten, sang Crescentini unter Cherubini's Begleitung, und Napoleon sprach Crescentini unaufhörlich von Marchesi, den er verabscheute, während der Komponist der „Medea" und der „Zwei Tage" immer von Paisiello und Zingarelli hören mußte. Eines Tags wollte er, daß der Sopransänger Crescentini eine Baßarie aus der Nina seines vielgeliebten Paisiello singen sollte. Napoleon bot Alles auf, um das italienische Theater in Paris mit den Opern zu vereinigen, und es so einzurichten, daß sie abwechselnd auf derselben Bühne spielen sollten; er theilte seinen Plan Cherubini mit, der große Lust fühlte zu sagen: „Es scheint, daß die Theaterkönige allein Ihrem Willen zu widerstehen wagen;" allein dieß allzu schmeichlerisch klingende Kompliment erstarb wieder auf seinen Lippen.

Indeß kam Napoleon immer wieder auf seinen Hammel zurück; nach einigen neuen Präludien über die sanfte Musik sagte er zu Cherubini: „Sie haben mehrere Opern komponirt, unter andern eine gewisse Lodoiska, von der ich oft mit Lob sprechen gehört." — „Diese Oper würde Ew. Majestät nicht gefallen." — „Warum nicht?" — „Weil sie zu viel Akkompagnement hat."

Und abermals kehrte sich Napoleon auf den Fersen um, mit demselben seltsamen Lächeln; es war das Letztemal. Er sprach Cherubini niemals wieder; selbst nicht bei Gelegenheit des Pimmaglione, den dieser Künstler am 30 November 1809 in den Tuilerien aufführen ließ. Crescentini und die Sängerinnen Grassini und Hymm sangen die Partien des Pigmalion, der Venus und Galatea. Cherubini, der dem Tadel ausweichen wollte, den Napoleon über allzu geräuschvolle Musik, und allzu starke Begleitung ihm hätte machen können, entblößte sein Orchester so viel wie möglich, und zeigte in der ganzen Partitur kein einziges Forte an, immerfort Piano und Pianissimo. Die Oper erhielt den Beifall des Kaisers, der in der Aufführung der gewöhnlichen Stücke eine Veränderung vornehmen ließ, um sie dreimal zu hören: dieß war viel für einen Dilettanten dieser Art. Dennoch zeigte er sich nicht sehr freigebig, und man bot Cherubini 600 Fr.; ja sechshundert Franken, sage ich mit Worten, damit man nicht etwa glaube, ich hätte eine Null vergessen — sechshundert Franken wurden ihm statt aller Belohnung als ein Beweis von der Erkenntlichkeit und Großmuth des Kaisers der Franzosen, des Königs von Italien und des Protektors des Rheinbundes, angeboten. Herr von Montesquiou, Großkammerherr, überbrachte die Komplimente und die sechshundert Franken Sr. Majestät. Cherubini wies beide zurück. Sechshundert Franken! Der Kopist des Pimmaglione hatte die Partituren zu schreiben, doppelt so viel bekommen.

Napoleon, dem ich nach Wien folgen wollte, ließ mich in der eigentlichen Zeitfolge einen Uebergriff begehen; kehren wir nach Paris zurück, um des enthusiastischen Beifalles zu erwähnen, dessen sich die „zwei Tage" zu erfreuen hatten, als sie auf dem Feydeautheater am 16 Januar 1800 aufgeführt wurden. Am 14 März darauf folgte „Epikur," ein Drama von Desmeustiers, von dem Cherubini den ersten, Mehul den zweiten und beide gemeinschaftlich den dritten Akt komponirt hatten. Epikur wurde nur dreimal aufgeführt. Der erste Akt fand vollkommenen Beifall, der zweite

wurde kalt aufgenommen. Das Stück Demoustiers war ohnehin frostig, der dritte wurde ausgepfiffen, und der Maschinist trug noch das Seinige dazu bei, es durchfallen zu machen. Venus, Amor oder sonst eine olympische Gottheit, die von dem mythologischen Verfasser auf einer Wolke eingeschifft worden war, blieb auf halbem Wege in der Luft hangen, wie ein Schinken; es brauchte weiter nichts, ein ohnehin hinkendes Stück fallen zu machen.

Anakreon oder der „Flüchtling Amor" erschien am 4 Oktober 1805 auf der Grand Opera und hielt sich lange Zeit auf dem Repertorium. Im folgenden Jahr komponirte Cherubini die Musik zu dem Ballete „Achilles in Scyros." Faniska (1806) und Pigmalion (1809) wurden oben schon erwähnt, und am 1 September 1810 führte man im Feydeau „das Crescendo auf, das man damals zu geräuschvoll fand; heutzutage würde man das Gegentheil finden. Am 16 April 1813 wohnte Napoleon der ersten Aufführung der Abencerragen, großer Oper in drei Akten, die Worte von Jouy, bei. Am folgenden Tag reiste der Kaiser ab, um die Russen und ihre Verbündeten bei Bautzen und Lützen aufzusuchen. Die „Abencerragen" fanden nur einen mittelmäßigen Beifall, kamen später, in zwei Akte zusammengezogen, im Jahre 1815, noch einmal auf die Bühne, hielten sich aber nicht lange, obgleich sie sehr schöne Chöre und herrliche Partien enthalten.

Der Herzog von Rovigo verlangte ein Gelegenheitsstück, um die patriotische Gesinnung zu entflammen; die Musik dazu wurde von Cherubini, Catel, Boieldieu, Nicolo, gleichsam aus dem Stegreif komponirt. Bayard zu Mézières hieß diese Oper, zu der Cherubini drei Nummern lieferte. Am 1 Mai 1821 wurde ein anderes Gelegenheitsstück verlangt für die Tauffestlichkeiten des Herzogs von Bordeaux: Blanche de Provence, Oper in einem Akt und drei Abtheilungen; die dritte war ganz von Cherubini und schloß mit dem bezaubernden Chor: „Dors, noble enfant." Paer, Boieldieu, Kreutzer, Berton hatten die Musikstücke der beiden ersten Abtheilungen komponirt. Seitdem hielten die Arbeiten Cherubini's für die Kapelle des Königs, zu deren Oberintendanten er seit 1816 ernannt worden war, ihn von der Bühne fern bis zum Jahre 1821, wo sein Name auf den Anschlägen der Opéra-comique neben Paer, Berton, Boieldieu, Auber, Carafa, Herold, Batton, Blangini erschien. Diese neun Tondichter hatten die Marquise de Brinvillier geschrieben; der Theaterdirektor hatte sie vereinigt, um desto schneller eine Oper zu erhalten. Die Komposition fiel glücklicher aus, als gewöhnlich dergleichen musikalische Mosaiken. Cherubini schrieb die Introduktion dazu. Ali-Baba seine neueste Oper, mit dem Text von Scribe, wird von den französischen Blättern als sehr gelungen geschildert, die jedoch insgesammt sich gegen Scribe's geistloses und schales Machwerk ereifern.

Vermischte Nachrichten.

Der gefährlichste Feind des Getreides in Nordamerika, den der häufige Handelsverkehr der Europäer mit diesem Lande vielleicht mit der Zeit auch in die alte Welt herüber verpflanzt, ist ein kleiner Kerf, der den Einwohnern von Kanada und einem Theile der Vereinigten Staaten unter dem sonderbaren Namen Hessenfliege (Hessian fly) bekannt ist. Dieses Insekt erschien zum Erstenmale vor einigen fünfzig Jahren, vor welcher Zeit man von ihm in Amerika so wenig wußte, als in Europa. Einige Naturforscher hielten es für eine Fliege, andere für eine Art Simulia oder Moskito, noch andere für eine Tipula und gaben ihm den Namen Tipula destructor. Herr J. E. Muse, der diesen Kerf zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung gemacht hat, versichert dagegen, daß es eine Hemiptere (Kerf mit halben Flügeldecken) aus der Klasse der Aphis ist, und schlägt vor sie Aphis tritici zu benennen. Folgendes ist die Beschreibung, die er davon gibt: Zur vollständigen Ausbildung gelangt, hat dieser Kerf die Größe eines Flohes; sein Kopf ist mit einem einwärts gekrümmten Schnabel versehen, der ungefähr halb so groß ist, als die Fühlhörner, die sehr lang sind. Der Thorax und das dreieckige Brustschild sind schwarz und durch eine leichte, aber deutlich stachelige Kante geschieden. Der Rücken ist blaßgelb; der letzte Abschnitt des Unterleibes hat einen glänzendgelben Ring, auf dem sich die beiden kleinen Hörner befinden, wie sie allen Aphis eigen sind, und aus denen eine honigartige Feuchtigkeit schwitzt. Die Flügel sind kurz und bedeckt; der obere Theil des Körpers ist tiefschwarz mit gelben Flecken, der Bauch und die Füße sind schwarz. Die Farben dieser Aphis sind metallartig, und von einem so hellen Glanz, als die der Käfer. Herr Muse kann noch nicht entscheiden, ob sie lebendige Junge oder Eier legen, nur bemerkt er, daß die Larven, wenige Stunden, nachdem sie gelegt wurden, sich aus dem Häutchen, mittelst dessen sie an das Blatt oder den Halm des Getreides befestigt sind, losmachen und sogleich auf den nächsten Halmknoten loskriechen, in dem sie ihren Schnabel einbohren. Hier saugen sie fortwährend, werden bei heißer Witterung mit reißender Schnelligkeit groß, bleiben unbeweglich und bestehen ihre Verwandlung als Puppe im Verlauf einiger Wochen. In diesem Zustande bleiben sie in der warmen Jahreszeit nur kurze Zeit, gegen Annäherung der kalten bringen sie den Winter in ihrem Gehäuse zu. Mit den ersten Frühlingstagen sieht man diese Aphis zum Vorschein kommen, und sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf der Pflanze, der sie ihren Nahrungssaft entzieht, fortpflanzen. Das Gehäuse der Puppe ist hart, und fest an den jungen Schossen des Getreides angeklebt, verhindert dadurch das Aufsteigen des Pflanzensaftes, und trägt vielleicht mehr dazu bei, die Pflanzen zu verderben, als das Aussaugen. Die Weizenaphis setzt sich vorzugsweise gern auf den grünen Blättern und Schossen des Weizen fest, die sie bald mit ihrer Nachkommenschaft bedeckt und unter der sie unberechenbare Verwüstungen anrichtet. Die Mittel, die man zur Vertilgung dieses schädlichen Kerfes angewendet, sind bisher ohne Erfolg geblieben, und man fand keines ausreichend seiner Verwüstung Einhalt zu thun, als daß man die Aussaat veränderte und in mehr oder minder langen Zwischenräumen erst wieder Weizen auf denselben Feldern anbaute.

*

Vor dem eilften Jahrhunderte hatte, mit Ausnahme von Rom und Cordova, keine von den heutzutage merkwürdigen Städten gepflasterte Straßen. Paris genoß damals noch nicht dieses Vorzuges, denn Ricord, der Arzt und Geschichtschreiber Philipp Augusts, erzählt, der König habe von einem Fenster seines Palastes aus, das die Aussicht auf die Seine hatte, Wagen im Kothe vorbeifahren sehen, der einen so üblen Geruch verbreitete, daß er im Jahre 1184 den Befehl erließ, die Straßen zu pflastern, trotz der Unkosten, die seine Vorfahren davon abgeschreckt hatten. Seit dieser Zeit nahm Paris seinen Namen statt des bisher gewöhnlichen Lutetia an, den es wegen seines Kothes erhalten haben soll. London war um dieselbe Zeit noch nicht gepflastert; mehrere seiner Hauptstraßen wurden es erst im fünfzehnten Jahrhunderte; so die Straße Holborn im Jahre 1417. Im Jahre 1285 schärfte ein Befehl Philipp des Kühnen den Bürgern von Paris ein, das Pflaster vor ihren Häusern reinlich zu erhalten und auf ihre Kosten ausbessern zu lassen; dieser Verordnung wurde aber nur sehr wenig Folge geleistet. Im Jahre 1609 wurden die Straßen auf öffentliche Kosten und unter Aufsicht der Polizei gesäubert. Bis zum vierzehnten Jahrhunderte hatten die Einwohner von Paris die Freiheit, aus ihren Fenstern Kehricht und andere Unreinigkeiten auf die Straße zu werfen. Es genügte, daß man dreimal rief: „Gare l'eau!" (Achtung, Wasser!) Dieß wurde im Jahre 1572 und noch strenger 1595 untersagt. Es wurde auch verboten, die Schweine auf die Straße laufen zu lassen, und zwar in Folge des Unglückes, das dem jungen Könige Philipp begegnete. Als dieser von Rheims zurückkam, wo er sich hatte krönen lassen, und durch die Straße St. Gervais einzog, lief ein Schwein seinem Pferde unter die Füße und warf es zu Boden; der König stürzte und starb einige Tage darauf in Folge dieses Falles. Merkwürdig ist, daß die Mönche der Abtei des heiligen Antonius behaupteten, man könne ihren Schweinen, ohne sich einer Mißachtung ihres Schutzheiligen schuldig zu machen, nicht verbieten, auf der Straße herumzulaufen. Es wurde entschieden, daß diese niedlichen Thiere nach wie vor das Recht behalten sollten, sich auf den Straßen im Kothe zu wälzen, doch sollten sie eine Glocke am Halse haben. Es scheint, daß die Reinigung der Gassen als ein erniedrigendes Geschäft angesehen wurde; die Juden und die Henkersknechte mußten es gewöhnlich verrichten.

*

Zu Rouen sah man am 18 Julius zahllose Schwärme von weißen Schmetterlingen sich niederlassen. Von Sonnenuntergang bis kurz vor sinkender Nacht flatterten Myriaden dieser Geschöpfe längs den Häusern am Hafen hin, fielen dann auf das Pflaster herab, das über und über von ihnen bedeckt wurde, und starben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 232. 20 August 1833.

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

3. Der Häuptling Chinchingany. — Gefecht mit den Hollontontes.

Die nachstehende Beschreibung des jungen Häuptlings des am Fluß Temby wohnenden Stammes der Hollontontes reicht mit geringen Ausnahmen hin, um sich einen Begriff vom Aussehen aller Uebrigen zu machen. Rund um den Kopf, gerade über den Augen, hatte er einen sauber gefaßten und glattgestrichenen Pelzstreifen, der in Gestalt und Farbe einem Fuchsschweif glich, unter dem sein schwarzes wolliges Haar verborgen war; über demselben ließ er es in natürlicher Länge emporstehen, und auf dem Wirbel war, wie bei den Mönchen, eine runde, kahl geschorene Platte. Um diesen Pelzstreifen wand sich ein dicker Ring von geflochtenen Riemen, der durch das emporstehende krause Haar aufwärts gehalten wurde, was zusammen stark genug war, um einem tüchtigen Schlag zu widerstehen. An einer Seite seines Kopfes war eine einzelne Feder von irgend einem großen Vogel, als Zeichen seiner Würde, befestigt; oberhalb seiner Augenbrauen schlang sich eine Schnur kleiner weißer Glaskorallen um den Kopf, und eine ähnliche lief quer über die Nase weg. Dicht unter dem Kinn befestigt, trug er langes borstiges Haar, das ihm, gleich den ehrwürdigen Patriarchen, über die Brust herabhing; in seinen Ohrläppchen, die drei bis vier Zoll in die Länge gedehnt waren, befanden sich große Löcher, in denen jedoch kein Schmuck hing, obschon diese Wilden zuweilen werthvolle Gegenstände darin zu tragen pflegen. Um jeden Oberarm war eine Menge von demselben Haar befestigt, wie er es unter dem Kinn trug, dessen Spitzen bis über die Ellenbogen herabhingen. Rings um seinen Körper waren zwei Schnüre gewunden, an denen geflochtene Riemen herabhingen, woran noch das Haar sich befand, und die so ziemlich Affenschwänzen glichen. Die obere Reihe umgürtete ihn dicht unter den Armen, und hing etwa zwölf Zoll lang herab, wobei jeder einzelne Riemen genau gleich mit den übrigen geschnitten war, so daß keiner länger als der andere herabhing; die zweite Reihe glich ganz der ersteren; sie war genau da befestigt, wo die erste aufhörte und reichte bis zu den Knien herab. Das Ganze hatte viel Aehnlichkeit mit einem schottischen Kilt. An den Knöcheln und Handgelenken trug er messingene Ringe; sein Schild war aus einer Ochsenhaut verfertigt, ungefähr 5 Fuß hoch und 3½ breit; in der Mitte desselben war ein langer Stock befestigt, der am oberen und untern Schildrande ungefähr fünf Zoll hervorragte und mit Haarbüscheln verziert war, die in eigens dazu eingebohrten Löchern befestigt waren. An diesem Stocke waren seine Assagayen und Lanzen befestigt, die sich nur dadurch unterscheiden, daß die eine Waffe mit einer schmalen Spitze und kürzerem Schaft versehen, zum Werfen, die andern länger und stärker geschäfteten aber zum Stoßen gebraucht werden. Der Häuptling unterschied sich von seinen Leuten nur durch den falschen Bart und die Feder, die diesen zu tragen nicht gestattet war. Es muß bemerkt werden, daß die hier beschriebene Kleidung das Kriegsgewand ist, und nur bei kriegerischen Unternehmungen angelegt wird; außerdem tragen die Hollontontes so wie die Kaffern nichts als einen kleinen ledernen Beutel von etwa zwei Zoll Länge, in den sie, so wie auch die Stämme der Delagoas, verstecken was die Schamhaftigkeit zu verbergen gebietet. Ohne einen solchen Beutel öffentlich zu erscheinen, wird bei einigen Kafferstämmen als eine so große Verletzung der Sittlichkeit betrachtet, daß Jeder, dessen Auge davon empört wird, berechtigt ist, den Schamlosen zu tödten. Das Schamgefühl scheint auf diese Art um so stärker, als der Sitz desselben nur auf einen kleinen Theil beschränkt ist. Die Hollontontes, die wir hier vor uns hatten, waren schöne, schwarze, hochgewachsene, starke und kriegerische Leute, offen, freimüthig, gefällig in ihrem Benehmen und von ungezwungener Haltung; was sie weit über alle die Eingebornen stellte, die wir bis jetzt kennen gelernt hatten.

(Schluß folgt.)

Englisches Leben in Indien.

1. Beschäftigungen, Vergnügungen und häusliches Leben der Frauen.

(Fortsetzung.)

So ist es mit dem gesellschaftlichen Leben in den obern Provinzen durchaus bestellt; in Calcutta herrscht jedoch hierin eine kleine Verschiedenheit. Während der kalten Jahrszeit bringen die Frauen ihren Morgen bei einander zu, und machen gemeinschaftlich Besuche bei Freundinnen und in den Läden; auch pfle-

gen auf Bällen die, welche nicht tanzen, neben einander auf demselben Sofa Platz zu nehmen; doch sieht man leicht, daß es bei ihnen an einer gemüthlichen Vertraulichkeit fehlt; eine kalte und häßliche Gleichgültigkeit scheint das vorherrschende Gefühl, denn Eifersucht oder Nebenbuhlerei findet man weniger unter ihnen, als allerwärts anders, was sich zur Genüge daraus erklärt, daß es meist verheirathete Frauen sind, deren Betragen im Durchschnitt tadellos und musterhaft ist; wenn gleich Einzelne entweder durch wirklichen Leichtsinn in ihrem Benehmen, oder durch eine allzu unbehutsame Munterkeit, die den Schein desselben hat, bösen Zungen zu reden geben. Allein Alle, welche die große Welt kennen zu lernen Gelegenheit hatten, werden gestehen müssen, daß die strengern Vorschriften guter Zucht und Sitte von den englischen Frauen in Indien weniger verletzt werden, als von denen, die die höhern gesellschaftlichen Kreise in Europa bilden.

Viele Personen finden vielleicht auch für die Entbehrung gesellschaftlicher Vergnügungen, wie man sie in Europa genießt, sich dadurch schadlos gehalten, daß sie durchaus nichts zu thun haben, und das dolce far niente wird auch ohne die geeigneten Anlagen dazu leicht zur Gewohnheit. Ein lebendiger Geist wird sich freilich überall zu beschäftigen wissen; allein mehr als gewöhnliche Kraft der Seele und des Körpers gehört dazu, um dem Einfluß des Klima's zu widerstehen, und die vielerlei Unannehmlichkeiten zu überwinden, die eine unvollkommene Kenntniß der hindustanischen Sprache in der Führung des Hauswesens zur Folge hat. Nach dem Frühstück sind die Frauen, während sie ihre Besuche erwarten, die schon um zehn Uhr anfangen, beschäftigt, die *Dirzihs* oder Hausschneider unter ihren Augen arbeiten zu lassen — eine harte Geduldprobe für sie; denn obgleich diese Leute sehr geschickt mit der Nadel umzugehen wissen, so haben sie doch nicht den entferntesten Begriff vom Zuschnitt, der gewöhnlich der Lady oder ihrer *Ajah* überlassen bleibt. Legt man ihnen Muster vor, so kopiren sie dieselben mit der fleißigsten Genauigkeit, haben aber keine Idee davon, die Verhältnisse nach Erforderniß der Figur, für die sie arbeiten, größer oder kleiner zu machen. Gleich ihren Handwerksgenossen in andern Gegenden muß man auch ihnen scharf auf die Finger sehen, da sie gar gern, wo sie etwas abzwacken können, ein und das andere Stück in die Hölle wandern lassen, wie man es bei uns zu nennen pflegt. *) Wie Meister Fingerhut bei uns aus solchen verbotenen Apfelbissen seiner genäschigen Scheere dem Söhnlein dann und wann ein Röcklein oder Höslein herauszwickt, so verfertigen dort die Dirzihs daraus Hauben und Mützen, die *Topihs* genannt, und durch die Bank von allen ihren Mitdienstboten getragen werden, wenn sie außer Dienst sind. Dergleichen Topihs, vorzüglich wenn sie von einem hellfarbigen Seidenstoff, und mit Borten oder Stickerei verziert sind, finden stets ihren Käufer. Mancher drollige Auftritt begibt sich gelegentlich zwischen den Frauen und ihren Dirzihs; der Schrecken, die Bestürzung und der Grimm von jenen, wenn sie entdecken, daß irgend ein werthvoller Stoff unverbesserlich verschnitten worden ist, und das todtenblasse Gesicht von diesem, wenn ihm das Corpus delicti vorgehalten und das Richtschwert über seinem Kopf gezückt ist, bieten oft so überaus ergötzliche Scenen, daß Niemand, der zugegen ist, das Lachen verbeißen kann. Der unglückliche Schneider hat noch von Glück zu sagen, wenn die Dazwischenkunft eines Besuches den vollen Ausbruch der Feindseligkeiten verhindert und der Frau vom Hause Zeit läßt, sich abzukühlen. Doch nicht der Dirzih allein ist es, der ihr zu Zeiten die Galle überlaufen macht; das Gesinde, in allen Ländern eine unversiegbare Quelle von Verdrießlichkeiten, läßt es auch hier nicht an unendlichem Anlaß dazu fehlen. Doch muß man diesem im Durchschnitt bösgearteten Menschenschlag hier die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bemerken, daß vernünftige Herrschaften, die mit den Eigenheiten der Hindus bekannt sind, oder sich die Mühe geben wollen, sie kennen zu lernen, sich vielen Aerger und Verdruß, wie sie gewöhnlich mit jeder großen Haushaltung verbunden sind, ersparen können. Man erstaunt, wenn man sieht, mit welcher Leichtigkeit die Menge von Gesinde, das nothwendigerweise in einem englisch-indischen Hauswesen gehalten werden muß, gelenkt und geleitet werden kann; und meistentheils ist es die Schuld des Herrn oder der Frau vom Hause, wenn die Dienstboten widerspänstig oder nachlässig in ihren Verrichtungen sind. Es bedarf nichts weiter, als einer gütigen Behandlung und richtiger Bezahlung ihres Lohnes zur bestimmten Zeit, um sich die Anhänglichkeit einer zahlreichen Schaar von Untergebenen zu sichern, und es ist sehr zu bedauern, daß üble Laune und Mißachtung der Vorurtheile nicht selten die entgegengesetzte Wirkung haben.

Das Gesinde einer Haushaltung in der Präsidentschaft Bengalen besteht theils aus Hindus, theils aus Mohammedanern, von denen jeder sein eigenes Geschäft hat. Der *Khansamah* oder Haushofmeister muß ein Muselmann seyn, und es liegt viel daran, daß es ein rühriger und achtbarer Mann ist, da es von seiner Thätigkeit größtentheils abhängt, ob eine Familie gut bedient wird oder nicht. Der Khansamah hat die Eigenschaft eines Majordomus, er besorgt die Einkäufe und die Zubereitung der eingemachten Früchte und des feinen Backwerkes, und hat die Oberaufsicht über die Küche, wo die feineren Gerichte unter seiner besonderen Leitung zubereitet werden. Alles übrige Gesinde steht oder sollte unmittelbar unter seiner Aufsicht stehen, und wenn man ihn für die Aufführung der übrigen Dienerschaft verantwortlich macht, so geht gewöhnlich Alles, wie man es sich nur wünschen kann. Außer dem Khansamah, der über Tisch hinter dem Stuhle seines Herrn steht, hat die Familie noch andere Bedienten seiner Klasse, die *Khidmetgars* heißen, und von denen jedem Familiengliede Einer beigegeben ist. Eigentlich genommen, besteht der Dienst dieser Leute bloß in der Aufwartung bei Tische; doch sind sie auch in der Küche zu gebrauchen und zeigen auch gern ihre Geschicklichkeit in der Kochkunst, oder verrichten in Häusern, wo eine größere Ersparung eingeführt ist, den Dienst des *Abdar* (Kellners), der den Wein abkühlt u. s. w.; oder den eines *Hukah Badar* (Tabakspfeifenträger); häufig werden aber zu allen diesen Verrichtungen besondere Bediente gehalten, und in diesem Fall erscheint der Herr

*) Die Engländer nennen die Flecke, aus denen jener Schneider im Traume jene Fahne zusammengesetzt sah, cabbage — eigentlich Weißkohl. A. d. R.

in und außer dem Hause von seinem Khansamah, Abdar und Hukab Badar begleitet, die alle in reicher Kleidung bei Tische hinter seinem Stuhle stehen. Einer oder zwei Köche, je nachdem die Haushaltung größer oder kleiner ist, und eine gleiche Anzahl von Messaltschis (Küchenjungen) machen die Dienerschaft für die Tafel vollzählig und müssen insgesammt Muselmänner seyn, da die Hindus ihren Glaubenslehren zufolge nichts mit der Küche zu schaffen haben wollen und darin ihre Bedenklichkeiten so weit treiben, daß sie sich sogar weigern eine auch ganz rein gespülte Schüssel anzurühren, wenn sie durch ein darin gelegenes Stück von einem getödteten Thiere unrein geworden ist. Der Sirdarbadar, ein Hindu, hat die Verrichtungen eines Kammerdieners bei dem Herrn vom Hause, besorgt Oel und Wachslichter, das Anzünden der Lampen, die Abstäubung der Möbeln und macht die Betten; hierbei gehen ihm einer oder zwei Gehülfen an die Hand, je nachdem die Familie mehr oder minder zahlreich ist; diese haben auch die Fächer oder Peunkahs zu schwingen und in großen Haushaltungen, wo ihrer vier oder acht in Dienst stehen, den Palankin zu tragen. Der Metor oder Stubenkehrer, ist aus einer niedern Hindukaste, die sich nicht an die Vorurtheile der übrigen gebunden hält; er besorgt die Reinigung der Stubenböden, schafft den Unrath hinweg und sorgt auch für den Hund oder sonst ein unrein geachteteres Thier. Diese mit der Ajah (Kammerfrau), der Metranie (Stubenmädchen) und dem Dirzih bilden das eigentliche Hausgesinde, wozu jedoch noch der Bhistie oder Wasserträger gerechnet werden kann, der die Bäder mit Wasser versieht. Die Tschenprassies sind Läufer, die den Wagen oder Palankin begleiten, Aufträge besorgen, Briefe überbringen, so wie Flaschen, Bücher und andere leichte Gegenstände, die sie in der Hand tragen können. Wenn es Hindu sind, gehören sie meist einer höhern Kaste an, und häufig bewerben sich Brahminen um diesen Dienst; in den obern Provinzen von Hindustan sieht man sie selten ohne Schwert an der Seite. Die Boten in Bengalen, die man Kerkarus nennt und die in gleichen Verrichtungen dienen, sind aus niedrigeren Klassen, halten sich gewöhnlich in den Vorzimmern auf und sind immer bereit auf die Frage: „Ki hi?“ (Ruf nach einem Bedienten) zu antworten. Die Dienerschaft, die nicht zum eigentlichen Dienst im Hause gehört, ist fast zahllos; jedes Pferd hat seinen Stallknecht und Grasmäher; wenige Häuser sind ohne einen Garten oder ein kleines Stück Feld, zu dessen Bestellung ein oder zwei Personen (Mallis) gehören; dann muß man einen Dobhy (Wäscher), einen Bery u Allah (Schaf- oder Ziegenhüter) haben, Männer oder Knaben, die nach dem Geflügel sehen, Extrawasserträger, und andere Extra's ohne Zahl. In Calcutta hat jedes Haus auch seinen Darwan oder Thürsteher und in den Provinzen einen Dschokeidar oder Nachtwächter. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Große Häuser in Calcutta haben ihren Sircar oder Intendanten, der keine bestimmte Besoldung hat, sondern von allen Summen, die durch seine Hand gehen, ein Prozent nimmt. Der Lohn der übrigen Dienerschaft wechselt zwischen zehn und drei Rupien den Monat, wovon sie ihre Kleidung und Lebensmittel bestreiten müssen. Das Gesinde wohnt in kleinen Häuschen, die zum Hauptgebäude gehören; nur einige von den Trägern schlafen in letzterem, in ihre Kleider eingewickelt auf dem Fußboden, über den sie eine Matte ausbreiten.

Vermischte Nachrichten.

Die Aerzte Casini und Visconti und der Apotheker Mazza-Corati zu Bologna beobachteten vor einem Jahre folgenden merkwürdigen Fall von Starrsucht, den sie jetzt in einer italienischen Zeitschrift *) beschrieben haben und dessen Wahrheit sie verbürgen. Eine junge Frau von 25 Jahren und sehr reizbarem Nervensysteme fiel am 10 September v. J. in eine Art vollkommener Starrsucht, die regelmäßig 42 Tage hinter einander sich einstellte. Der Anfall begann während der ersten 30 Tage genau um Mittag und hörte um Mitternacht auf; später dauerte er nicht so lange. Während der Dauer desselben ließen sich an der Kranken die gewöhnlichen Symptome der Katalepsie beobachten, nämlich: die Fähigkeit auf künstlichem Wege Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, sich in jeder Art von Stellung, selbst der unbequemsten und unnatürlichsten, zu halten, vollkommene Unempfindlichkeit gegen die stärksten äußern Eindrücke. Wiederholtes Gähnen und hierauf Seufzer gingen dem Anfang und dem Ende des kataleptischen Anfalles voraus, und zwar häufiger am Ende als am Anfange. Man unterwarf sie keiner ärztlichen Behandlung, und die Kranke genas endlich von selbst. Wenn oben gesagt wurde, daß sich die Kranke in einem Zustande von gänzlicher Unempfindlichkeit befand, so muß hier beigefügt werden, daß hievon die Magengegend, wo sich das Sonnengeflecht und der sympathische Nerve befindet, so wie die Handflächen und Fußsohlen ausgenommen waren, da sich hier die vollkommene Sensibilität erhalten hatte, durch die sie jedoch äußere Eindrücke nicht von selbst wahrnehmen konnte, sondern nur erst, wenn man Versuche anstellte und die Aufmerksamkeit der Kranken nach jenen Theilen lenkte. Wenn man mit ihr sprechen wollte, mußte man sich daher unmittelbar an die Theile wenden, die ihre Sensibilität erhalten hatten, wobei es jedoch genügte, daß der Sprechende einen solchen Theil berührte, und später brauchte derjenige, der zu ihr sprach, sich bloß mit Jemand in Verbindung gesetzt zu haben, der einen jener Theile berührt hielt. Sie sprach nie von selbst, und wenn sie gefragt wurde, antwortete sie mit derselben Stimme, mit der die Frage an sie gerichtet worden war, laut, sehr laut oder sehr leise. Ihr Gehör war an den erwähnten Theilen äußerst scharf. Wenn Jemand ihre Magengegend berührte und dann zwei oder drei Personen hinter einander sich die Hand gaben, während ein Vierter mit dem Dritten durch eine Wachskerze in Verbindung stand, die sie beide an den äußersten Enden gefaßt hielten, so vernahm sie deutlich Alles, was diese vierte Person auch noch so leise fragte, und gab in gleicher Weise die Antwort. Sie sprach so lange, als man ihre Handfläche oder Magengegend berührt hielt, und hörte man auf, sie zu berühren, so unterbrach sie ihre Antworten; berührte man sie von Neuem, so fuhr sie in ihrer Rede fort, aber bei dem Worte, an das sie, ohne die eingetretene Unterbrechung, während der Zeit gelangt seyn würde. Man könnte sagen, sie habe indeß die Antwort innerlich fortgesetzt, auch behauptete sie, wenn man sie fragte, warum sie nicht alle Worte ausgesprochen habe, Dieß gethan zu haben. Nach dem ein und zwanzigsten Tage verlor sie die Fähigkeit zu sprechen und hatte es auch vorausgesagt, doch hörte sie noch immer so gut als zuvor. Nur mittelst starker Hauchlaute, die ihr große Anstrengung kosteten, vermochte sie noch zu bejahen, was die Aerzte veranlaßte, ihr die Weisung zu geben, sie möchte ihre Antworten in den möglich wenigsten Worten auszusprechen suchen und die Buchstaben dieser Worte einzeln aushauchen. Doch auch Dieß wurde ihr am Ende nicht mehr möglich. Die Augen waren ein und zwanzig Tage geschlossen; um sich aber noch besser zu überzeugen, daß sie nichts sehe, verband man sie ihr mit doppelten Tüchern; dennoch erkannte sie auf der Stelle die Farbe der Gegenstände, die man ihr auf den Magen legte. Oft konnte sie auch Geschriebenes lesen, stets aber die Stunden und Minuten auf einer Uhr angeben. Später brauchten die Gegenstände gar nicht mehr in unmittelbare Berührung mit ihr gesetzt zu werden; sie sah sie in allen Entfernungen des Zimmers, nur mußte man zuerst ihre Aufmerksamkeit darauf lenken. Noch später endlich erkannte und beschrieb sie Gegenstände, die sich in andern Zimmern, auf der Straße und in entfernten Orten befanden, die sie noch nie gesehen hatte. Man ersuchte sie ein Kloster in Bologna und die Keller eines Landhauses vor der Stadt zu beschreiben, die sie beide nie gesehen hatte, was sie genau that, und wie sich nachher

*) L'Esule, Giornale della litteratura italiana.

ergab, traf Alles bis auf die Zahl der Weinfässer im Keller ein. Ein Professor der Universität bat sie, ihm die Gegenstände zu nennen, die sich in seinem Laboratorium befanden, was sie sogleich und ohne Anstoß that. Man fragte sie, was auf einem Tische liege, den er ihr bezeichnete, und sie antwortete: „Ein Buch.“ — „Und auf dem Buch?“ — „Ein Schädel.“ — „Was für einer?“ — „Ein Thierschädel.“ — „Von was für einem Thiere?“ — Sie erwiderte, er möchte ihr einige Thiere nennen, und sie wolle dann angeben, von welchem Thiere; sie sagte nachher, ohne sich zu besinnen, es sey der Schädel eines Panthers. In allen ähnlichen Fällen, wo sie den Namen einer Sache oder Person nicht kannte, brauchte man ihn bloß mit mehrern andern zu nennen, und sie errieth ihn sogleich. Sie versicherte auch, sie sehe die innern Theile ihres Leibes, wie die anderer Personen, und beschrieb sie genau. Derselbe Professor der Universität stellte eine förmliche anatomische Prüfung mit ihr an, und sie beschrieb mit einer Genauigkeit, die Alle in Erstaunen setzte: den Atlas (ersten Halswirbel), das Sonnengeflecht, den Pankreas, das Herz und seine Theile, Lage, Verbindungen u. s. w. Das Auffallendste war, daß sie lateinisch befragt, italienisch antwortete. Auf die Bitte des Professors, die Beschaffenheit der innern Theile einer Frau zu beschreiben, die nicht zugegen war und die der Professor behandelte, erwiderte sie, daß die Gebärmutter, die Blase und andere Organe angegriffen seyen, und daß die Kranke unheilbar sey und an einem Tage sterben werde, den sie genau bestimmte. Mit derselben Leichtigkeit sprach sie von Rom, Neapel und Paris, und beschrieb verschiedene Theile dieser Städte, als wenn sie dieselben vor Augen hätte. Zu neuen Beobachtungen gab die Kranke Anlaß, als sie anfing die Augen starr geöffnet zu halten; man bemerkte alsdann, daß die Gesichtsaxe, wie von einer mechanischen Kraft bewegt, sich nach der Seite hinwendete, wo der Arzt oder Jemand auf irgend eine Weise die geringste elektrische Ausströmung hervorbrachte. Dieß zeigte sich auch, wenn man in einem Theile des Zimmers, wohin die Augen nicht gerichtet waren, oder hinter ihrem Kopf, Elektricität entwickeln ließ. Man machte diesen Versuch mit demselben Erfolg in einem benachbarten Zimmer, das durch dicke Mauern von dem geschieden war, wo die Kranke lag. In allen Fällen nahmen die Gesichtsaxen, die Anfangs unbeweglich und gewöhnlich der Seite zugekehrt waren, wo das Licht hereinfiel, augenblicklich die Richtung nach der Stelle hin, wo eine elektrische Wirkung stattfand, und der Bewegung der Augäpfel folgte der Kopf, wenn der Ort, wohin der Blick sich richten wollte, es erforderte. Der Magnet oder magnetisirte Gegenstände brachten dieselbe Wirkung hervor, und es reichte hin ein Haar zwischen den Fingern zu reiben oder eine Zink- und Kupferplatte fast unmerklich in Berührung zu bringen. Es muß noch bemerkt werden, daß die junge Frau, jetzt, nachdem sie genesen ist, noch immer in diesen somnambülen Zustand versetzt werden kann, so oft es den Beobachtern gefällt, ihn hervorzurufen, und sie können ihn nach Gefallen dauern lassen oder aufheben, ohne daß die Kranke darüber verdrüßlich würde. Es bleibt nun der wissenschaftlichen Untersuchung überlassen, die hier angeführten Thatsachen, die von den Herausgebern des „Esule“ und den Berichterstattern verbürgt werden wollen, näher zu würdigen.

*

Ein französischer Reisender, der gegenwärtig auf einer Wanderung durch einen Theil von Nordafrika begriffen ist, gibt folgende interessante Nachrichten über die Ruinen des Gebäudes, das der heilige Augustin zu Hippona bewohnt haben soll. „Ich trat meine Wanderung, so schreibt er, mit einem jungen Feldprediger unseres Heeres an, der von gleicher Liebe zu alterthümlichen Forschungen beseelt wie ich, furchtlos auf das feindliche Gebiet mir zu folgen wagte, um die Ueberreste eines einst so berühmten Bauwerkes zu besuchen. Unsere Erwartung wurde nicht getäuscht, und noch bin ich von Bewunderung über die prachtvollen Trümmer erfüllt, die sich unserm Auge boten. Von dem Ausläufer eines ganz mit Oliven, Mandelbäumen, Aloen und Feigenbäumen bedeckten Hügels gelangt man an den muthmaßlichen Eingang der alten Stadt Hippona. Zahllose Guirlanden von Lianen umranken den Weg und bilden ununterbrochen schattige Bogenlauben, während der Fuß auf einem dichten Rasenteppich, mit allen Arten von Blumen geschmückt, dahin wandelt. Sobald man die Stadt betritt, wird das Auge von langen kreisrunden Galerien, weitläufigen Höfen, mehrern Amphitheatern und einem Gebäude, das die Form einer Rotunda hat, überrascht. Die Mauern des letztern haben eine Dicke von mehrern Klaftern, noch sieht man Treppen über dem Boden, die zu andern jetzt eingestürzten hinaufführen, und inmitten dieser großartigen Ruine herrscht eine feierliche und traurige Stille, die nur durch das leise Geräusch der von den Mauern herabsickernden Wassertropfen oder durch den Widerhall der Tritte unterbrochen wird. So sieht das Innere des Gebäudes aus, das der heilige Augustin bewohnt haben soll. In der Mitte einer im Mittelpunkte gelegenen Galerie befinden sich noch die Fensterwölbungen mit ihrem ursprünglichen Steinkitte, von denen aus man eine köstliche Aussicht in weite Ferne genießt. Nordwärts sieht man das Meer, einige kleine Zweige des Atlas, ein langes flaches Sandufer und die Zibur, einen kleinen Fluß, dessen Quelle noch unbekannt ist; gegen Süden bieten sich dem Auge prachtvolle Hügel und eine unermeßliche Ebene, die in einer Breite von ungefähr fünfzehn Stunden an hohen Gebirgen hinläuft, um sich in den Sand der Sahara zu verlieren. In der Ferne sieht man einige Gruppen von Palmbäumen, deren Kronen der Wind der Wüste majestätisch hin und her bewegt. Manchmal mag man auch in dieser unabsehbaren Ferne einen Araber erblicken, der auf seinem Pferde nachlässig dahin schlendert, unbekümmert um den Weg, den er seinem Thiere nach Gefallen nehmen zu lassen scheint. Aber ganze Monate können auch vergehen, ohne daß sich in diesen einsamen und großartigen Gegenden ein lebendiges Geschöpf erblicken läßt. Doch entdeckt man gegen Osten hohe Berge, die, wie es scheint, gut mit Holz bewachsen und mit Blumen bedeckt sind; von Zeit zu Zeit erhebt sich eine Rauchsäule auf ihren Gipfeln; dann macht dort irgend ein nomadischer Stamm Halt und bereitet sein ländliches Mahl. Zwischen diese Berge ziehen sich Thäler hinein, die sich die Einbildungskraft mit den schönsten Farben ausmalen kann; sie liegen in geringen Entfernungen von einander. Gegen Westen verweilt der Blick auf den weißen Gebäuden der Stadt Bona, dann auf einer sehr ausgedehnten Steppe, und endlich auf der Römerstraße, die noch wohl erhalten von Bona nach Konstantine führt.“ (Moniteur.)

*

Die Gesellschaft, die sich zu Philadelphia bildete, um den durch Hungersnoth so arg bedrängten Einwohnern der Grünenvorgebirgsinseln zu Hülfe zu kommen, hat folgende Notizen zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Nach einer im Jahre 1851 angestellten Zählung belief sich die Bevölkerung dieser Inseln auf 88,460 Seelen; hievon kamen auf Santiago 26,220; St. Antao 21,670; Fogo 16,870; Brava 9320; St. Nicholan 8550; Boa-Vista 5860; Mayo 1640; St. Vincente 1250. Nach möglichst genau erhobenen Berichten kamen im Jahre 1832 durch Hungersnoth ungefähr 30,500 Einwohner um; zu Santiago 5500; St. Antao 10,000; Fogo 12,000; Brava 3000; St. Nicholan 2000. Eine genauere Zahl anzugeben ist nicht möglich, da einige am Bord der Schiffe starben, andere auf dem Felde, wo sie von Hunden gefressen wurden, oder von ihren eigenen Mitbürgern, wie sich der Fall auf der Insel St. Antao ereignete. Boa-Vista, Mayo und St. Vincente scheinen nicht so sehr gelitten zu haben, da dort einige Handelsschiffe mit Lebensmitteln anlangten, ehe die Noth aufs Höchste gestiegen war. Die hier angeführten Thatsachen werden durch ein Schreiben Manoel Antonio Martins, Obrist der Milizen von Boa-Vista, bestätigt, der mit der Vertheilung der von Philadelphia abgesendeten Lebensmittel beauftragt war, und in einem Schreiben dem Komité im Namen der Bevölkerung für seine hochherzige Menschenfreundlichkeit dankt. Im December 1832 waren drei Schiffe mit Lebensmitteln eingetroffen und am 20 April 1833 ging auch der Franklin dahin unter Segel.

*

Kapitän Lee, Goelette der Schwan, hat von den Antillen folgende Nachricht gebracht: „Vom 8 bis zum 15 Februar 1833 zählte man zu Saint Kitts auf der Antilleninsel St. Christoph 50 Erdstöße, durch die eine Menge steinerne Gebäude und Mauern eingestürzt wurden. In St. Kitts selbst entstanden in mehrern Theilen der Stadt tiefe Erdeinsenkungen; die Kirchhöfe wurden umgewühlt und ein Stück Landes von mehrern Morgen Umfang sank 5 Fuß tief ein. Die Einwohner flüchteten sich endlich auf die vor Anker liegenden Schiffe, von denen neun sehr beschädigt wurden.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 233. 21 August 1833.

Englisches Leben in Indien.

1. Beschäftigungen, Vergnügungen und häusliches Leben der Frauen.

(Fortsetzung.)

Wenn sich die Familie Morgens versammelt, so begrüßen sie die zur Aufwartung bestimmten Diener mit dem Selam, wie jeder Einzelne ins Zimmer tritt, wo das Frühstück genommen wird. Die Khidmetgars sind natürlich auf ihrem Posten, und man sollte kaum meinen, daß außer ihnen zu dieser Bedienung noch Jemand nöthig wäre; allein einer von den Babars oder Trägern hat gewöhnlich die besondere Aufsicht über den Theekessel und würde ihn nicht leicht einer andern Hand anvertrauen mögen. Es mag nun auch ein Halbdutzend Bediente im Zimmer seyn, so sieht man doch ihn allein, gewissenhaft seiner Pflicht nachkommend, den Kessel füllen, oder doch wenigstens vom eisernen Dreifuß, Unghita genannt, abheben, der mit glühenden Holzkohlen gefüllt, außer dem Hause oder in der Verandah, der offenen Gallerie, steht. Während des Frühstückes erscheint der Mallih mit seinen Körben voll Früchten und Küchenkräutern, und bietet sie rund um die Tafel herum, wo dann Jedermann nach Belieben Flaschenbaumfrüchte, indianische Birnen, Ingwer, Salat oder Kresse nimmt. Nach dem Frühstück erscheint der Khansamah, der schon früh am Morgen im Bazar gewesen ist, und legt seine Einkäufe im Vorzimmer aus, oder läßt sie in Körben und Schüsseln in das Zimmer der Frau vom Hause bringen, wo sie besichtigt werden und er dann seine Befehle erhält. Wenn die Schlafzimmer und die Bäder für den Tag in Ordnung sind, legen sich die Babars, bis auf die, welche die Peunkahs in Bewegung zu halten haben, in den Vorzimmern nach allen Richtungen hin zur Ruhe, und sorgfältig eingewickelt, um gegen die Moskitos geschützt zu seyn, liegen sie da, anzusehen wie eben so viele Leichname im Leichentuche.

So bleibt es bis zur Stunde der Tiffin oder Besuche; der diensthabende Tscheuprassin meldet dann die Besuche und geleitet sie herein und hinaus. Sobald die Sonne zu sinken beginnt, erscheint der Wasserträger mit seinem Mussak und besprengt die Verandah und den Tschenbuter, eine Terrasse, die auf einem höhergelegenen Punkte angelegt ist. Die Metors kommen dann mit ihren Besen und kehren die Fußböden; die Babars öffnen die Tschihs oder Fensterläden, und jagen die Fliegen hinaus, schließen sie aber sorgfältig wieder, bevor die Lampen angezündet werden, was in dem Augenblick geschieht, wo es dunkel wird. Gleich nach der Dämmerung, die kaum bemerkbar ist, wird in jedes Schlafgemach eine Lampe gestellt, und zwar entweder auf den Nachttisch oder in eine Wandnische. Wenn der Khansamah thätig ist, und streng darauf hält, daß Alles genau und ordentlich geschieht, so hat die Frau vom Hause wenig oder gar nichts zu thun; zeigt sie sich aber gleichgültig für Reinlichkeit und Ordnung, so wird Faulheit und Unsauberkeit des Gesindes nothwendig die Folge davon seyn, was sich denn auch alsbald in bestäubten und von Gewürm zerfressenen Möbeln, zerrissenen Matten, Schmutz und Verderbniß aller Dinge kund gibt; denn Vernachlässigung während eines einzigen Tages reicht hin, die zahllosen Schwärme von Insekten, die in diesem Lande so verwüstend hausen, in einer Wohnung Herr werden zu lassen. Ein schlecht gehaltenes Haus in Indien bietet den traurigsten und widerwärtigsten Anblick von der Welt; es ist überschwemmt von Ratten, Mäusen und anderem kleinen Gesindel dieser Art, das so zu sagen auf Tischen und Bänken zu jeder Stunde des Tags tanzt; Frösche quacken in den Ecken, und Fledermäuse nisten sich unter den Gesimsen ein. Bei den feuchten Ausdünstungen des Fußbodens, die sich unter den Matten sammeln, wuchern zahllose Varietäten von Schwämmen und Pilzen auf; und sollte es den rothen Ameisen nicht gelingen, ihre weißen Schwestern aufzufressen, so wird bald kein Thürpfoste mehr an Ort und Stelle zu finden seyn, und man keinen Stuhl oder Tisch rücken können, ohne eine Familie von Skorpionen zu beunruhigen. Es ist deßhalb eine gar wohl zu beobachtende Vorsicht, daß man von Zeit zu Zeit, selbst wenn die Dienerschaft noch so ordnungsliebend ist, die Möbeln ihre Stelle wechseln läßt, wo es sich selten fehlen wird, daß man nicht die ersten Vorarbeiten zu einem Ratenneste oder einer andern mißbeliebigen Ansiedelung entdeckt, was in einem Lande, wo weder Hunde noch Katzen gehalten werden, nicht genug zu beachten ist. Sicherlich wird man unter den Matten alte oder jungen Skorpionen, sammt einer Unzahl von Eidechseneiern finden, so daß man nicht begreift, wo es nur Fliegen genug diese zahllose Brut zu füttern gäbe, wenn man sie ausschliesen ließe. Eine Hausfrau, die in ihrem Gebiete auf Reinlichkeit und Ordnung hält, wird über-

ließ auch von Zeit zu Zeit im Küchenhause nachsehen, das gewöhnlich in einiger Entfernung vom Hauptgebäude liegt, und im Vorübergehen auch einen Blick in ihren Hühnerhof und die Behausungen des Gesindes werfen. Die Hindus setzen einen großen Stolz darein, sich so vortheilhaft als möglich zu zeigen, und werden dafür sorgen, daß das Auge ihrer Gebieterin durch Nichts beleidigt werde. Das Küchenhaus muß äußerst reinlich gehalten werden; es hat gemeiniglich nur wenig Raum, und ist, im Vergleich mit einer englischen Küche, mit so wenig Küchengeschirr versehen, daß man sich wundern muß, wie nur die zahllosen Gerichte einer Tafel in Indien aus diesem niederen Häuschen hervorgehen können. Allein der größte Theil der Speisen wird außer demselben zubereitet, und mehrere Herde, die in dem Küchenhause fortwährend geheizt erhalten werden, machen es minder schwierig, als man auf den ersten Blick denken möchte. Der Brennstoff, dessen man sich gewöhnlich bedient, ist die Holzkohle; das Fleisch wird über, nicht neben dem Feuer gebraten, was feinschmeckende Kennergaumen nicht gutheißen wollen.

Frauen, die in Indien geboren sind oder dort lange genug gelebt haben, um eine vollständige Kenntniß der landesüblichen Sitten, Gewohnheiten und Sprache zu besitzen, lassen dem Kansamah gewöhnlich wenig zu thun; sie halten die Godaun oder Speisekammer unter eigenem Verschlusse, geben Alles, was zum täglichen Verbrauch gehört, her, und lassen vor ihren Augen Holz und Kohlen wiegen, das Oel messen und die Eier zählen u. s. w. Hiedurch können freilich verschiedene Ersparnisse im Haushalte erzielt werden, da Dieß aber nie ohne heftiges Gezänke, nach Sitte der Hindus, abgeht, so mischen sich die Frauen nicht gern in diese einzelnen Kleinigkeiten der Hauswirthschaft. Man läßt lieber den Kansamah bei seinen Einkäufen einen kleinen Profit machen, wodurch man leicht einen achtbaren Mann, der von dem bloßen Liedlohn seine Familie nicht erhalten könnte, veranlaßt, sich zu verdingen, und einen solchen Bedienten wird man stets gewissenhaft, treu, der Person seines Herrn zugethan und bereitwillig finden, sich, wenn es nöthig und der Dienst es erheischt, kleinen Ungemächlichkeiten zu unterziehen, die sonst die Hindus nicht gern auf sich nehmen. *)

In Indien kann man fast untrüglich aus dem Anzuge und Benehmen des Gesindes auf den Charakter seines Herrn schließen. Ist die Dienerschaft anständig, aber nicht überladen prächtig gekleidet, zeigt sie sich ehrerbietig, aber nicht kriechend, ruhig, ordentlich und zufrieden, so gibt sie dadurch ein vortheilhaftes Zeugniß von den Eigenschaften ihrer Gebieter; nimmt man aber an Bedienten Zeichen von Furcht und blödsinniger Unterwürfigkeit wahr, sieht man sie nie anders als mit gefalteten Händen, wie zum Gebete, sich nähern, und bei den Selams fast die Erde berühren; sieht man sie schmutzig, zerlumpt, lärmend und stets den Dienst wechseln, so darf man zuverlässig darauf zählen, daß das Oberhaupt des Hauses tyrannisch, unverständig oder ein schlechter Zahler ist — eine Klasse von Menschen, die nie gutes Gesinde haben wird. Der Europäer braucht bloß kurze Zeit an einem Orte sich aufzuhalten, und es reicht hin, die Eingebornen mit seinem Charakter bekannt zu machen; steht er nun einmal in nachtheiligem Ruf, so wird Niemand als diebisches Gesindel und Auswürflinge der Kasten in einen Dienst treten wollen, wo nur Mißhandlungen zu erwarten sind; daher denn die vielen Klagen von Herrschaften, die nie einen Bedienten finden können, der ihnen zusagt, aber aus keinem andern Grunde, als weil sie sich nicht in die Sitte des Landes zu fügen wissen, in dem zu leben es nun einmal ihre Bestimmung ist, wo sie dann freilich nur von Leuten bedient werden, die gleichgültig gegen Verstoßung aus ihrer Kaste oder Verlust ihres guten Namens sind.

*) So z. B. eine Reise in einen entfernten Theil des Landes, von den obern Provinzen nach Bengalen oder umgekehrt, nach den Hills oder Himalayagebirgen zu machen, an Bord eines Schiffes zu gehen u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

2. Der Häuptling Chinchingany. — Gefecht mit den Hollontontes.

(Schluß.)

Während diese Hollontontes sich in unserer Mitte befanden, entwarf Hr. Hood eine Zeichnung des Häuptlings, was Chinchingany, noch ehe sie vollendet war, zufällig bemerkte, worauf er mit allen Zeichen von Entrüstung aufsprang und ohne ein Wort zu sagen, schnell mit seinen Leuten sich entfernte, von denen jedoch einige versprachen bald wieder zu kommen und einen Ochsen zum Tauschhandel mitzubringen, was uns sehr willkommen war, da es zwar wildes Geflügel in großer Menge gab, wovon Kapitän Lechmere, ein rüstiger Jäger, fast täglich etwas in die Küche lieferte; allein nie wollte es ihm gelingen, einen Rehbock zum Schuß zu bringen, obschon es in der Gegend davon wimmelte. Hr. Rozier war indeß glücklicher: denn als er einst sehr früh am Tage ausging, traf er einen fast noch schlafenden im Lager, den er auf der Stelle erlegte. — Die Nacht brach indeß schon herein, und der versprochene Ochse kam noch immer nicht; einige Eingeborne, die um die Zelte herumschlichen, wurden verjagt, große Feuer angezündet, die Waffen untersucht, und um acht Uhr eine von zwei Seekadetten befehligte Wache ausgestellt. Während diese sich auf ihre Posten begaben und die Runde machten, indem sie die, unter ihre Aufsicht gestellten Feuer von Zeit zu Zeit mit frischem Holz versahen, waren die übrigen bald in Schlaf versunken. Das dicke Gewölk, mit dem der Himmel bedeckt war, machte die Nacht dunkel und unheimlich; Alles um uns her lag in tiefer Ruhe, als plötzlich, wenige Minuten vor Mitternacht, eine der äußersten Schildwachen einen weißen Gegenstand bemerkte, der aufzustehen und sich langsam durch das hohe Gras und Gebüsch gegen sie heranzuschleichen schien. Der Posten machte sogleich Lärm, wurde aber im nämlichen Augenblick von zwei Assagayen in den Schenkel, und als er sich zurückziehen wollte, von einer dritten in den Rücken verwundet, welche letztere, da sie mit Widerhaken versehen war, im Fleisch stecken blieb. Lieutenant Vidal, der sich mit astronomischen Beobachtungen beschäftigte, wollte eben seine Instrumente wieder zusammenpacken und sich ins Lager zurückbegeben, als das Ge-

schrei der Schildwache zu seinen Ohren drang; er sprang auf, und im nächsten Augenblick sah er auch schon einen Trupp Hollontontes, mit Schild und Lanzen bewaffnet, unter fürchterlichem Geschrei auf die Zelte losstürzen. Der Gedanke, daß seine Gefährten im Schlafe ermordet werden sollten, fuhr wie ein Blitz durch seine Seele, und er rannte mit geflügelter Eile und unter dem lauten Geschrei: „Zu den Waffen! zu den Waffen!" dem Lager zu. Dieß reichte hin, Alles in Allarm zu bringen; augenblicklich war die ganze Mannschaft auf den Beinen, und die Feinde wurden am Eingang der Zelte mit einem Hagel von Kugeln und mit den Bajonnetspitzen empfangen. Das unausgesetzte Gewehrfeuer und das gräßliche Geheul der Angreifenden machte in der Stille der finstern Nacht einen fürchterlichen Eindruck; das Gewinsel derer, die verwundet, der dumpfe Fall Anderer, die tödtlich getroffen worden, schüchterte indeß die Wilden gar bald ein, und nach einem kurzen, aber verzweifelten Kampf verwandelte sich das herausfordernde Kriegsgeschrei in ein Geheul des Entsetzens, dem ein eiliger Rückzug folgte, bei dem sie jedoch ihre Verwundeten nicht im Stich ließen, sondern mit sich fortschleppten. Sie zu verfolgen wäre unklug gewesen, da man ihre Stärke nicht kannte und ein Hinterhalt zu ihrer Unterstützung in der Nähe seyn konnte; indeß setzten wir das Feuer in die Gebüsche so lange fort, als noch einer der Feinde zu sehen war. Ihre Anzahl belief sich anscheinend auf zwei- bis dreihundert von Chinchingany angeführte Krieger. Die Lanze und der Schild des Häuptlings wurden am andern Morgen nicht weit vom Lager, gerade in der Richtung gefunden, in der die Feinde entflohen waren. Man vermuthete Kapitän Lechmere habe diesen Häuptling getödtet, da er ihm seine mit Schrot geladene Flinte gerade ins Gesicht gefeuert hatte, wobei der Schuß durch den Schild gegangen, den er, um sich zu schützen, vorgehalten hatte. Die Wilden waren, wie es scheint, so gewiß gewesen keinen Widerstand zu finden, daß nur wenige ihre Assagayen bei sich hatten, weil ihnen, um schlafende Menschen zu tödten, Schild und Lanze hinreichend schienen. Dieser unerwartete Angriff hatte zwar, wie sich leicht denken läßt, einige Verwirrung unter unsern Leuten angerichtet, keineswegs aber ihren Muth erschüttert oder sie unfähig zur Vertheidigung gemacht, sondern diese erfolgte vielmehr schnell und mit Nachdruck. Hr. Tambs, einer der Seekadetten, der sich unvorsichtiger Weise bis aufs Hemd entkleidet hatte, ergriff, nachdem er aufgeweckt worden, seinen Säbel und ließ sich von seiner Hitze so sehr hinreißen, daß er, nackt wie er war, die Wilden verfolgte, ohne zu bemerken, daß er sich ganz allein befand, weßhalb er auch bei seiner Rückkehr beinahe erschossen worden wäre, weil ihn die Mannschaft für einen mit einem weißen Schilde bewaffneten Feind ansah. Der verwundete Matrose, dem die Assagaye noch immer im Fleische stack, litt große Schmerzen und bat, nachdem es ruhiger geworden, daß man sie ihm herausziehen möchte; da sie aber mit Widerhaken versehen war, so ging Dieß nicht so leicht, und der arme Teufel mußte, bis man damit zu Stande kam, die unsäglichsten Schmerzen erdulden. Die Wunde heilte indeß schnell, und in kurzer Zeit sah er sich wieder dienstfähig. Unser portugiesischer Dolmetscher ließ sich während des Kampfes nicht sehen, nach dessen Beendigung er sich in die Boote zurückzog und nicht bewogen werden konnte, sie wieder zu verlassen.' Die Zelte sammt allem übrigen Gepäck wurden sogleich an Bord geschafft, was die eine Hälfte der Mannschaft besorgte, während die andere unter den Waffen blieb — eine Vorsicht, die keineswegs überflüssig war, weil man die leise flüsternden Stimmen der Wilden im nahen Dickicht hörte. Es wurde indeß dort, nachdem zwei Raketen nach der Richtung des Geräusches hin abgebrannt worden, bald still; nur ihr gewöhnlicher, jetzt aber laut ausgestoßener Ausruf: Eigh! Eigh! ließ sich noch hören, endlich ward Alles ruhig. Als wir am Morgen den Platz um das Lager besichtigten, wurden noch einige Schilde, mehrere Lanzen, aber nur wenige Assagayen gefunden, die ohne Zweifel den Verwundeten gehört hatten. Eine Blutspur ließ sich indeß nicht entdecken, obschon wir später von dem Volke am Tempy hörten, daß die Musketen gut getroffen und Viele getödtet hätten.

Die Stadt Baku.

(Eine Reiseerinnerung in der „Europe littéraire.")

Die Natur selbst hat den Menschen auf der Erde diejenigen Punkte angedeutet, wo sie sich in dichtern Massen sammeln und ihre Wohnorte gründen sollten: im Binnenlande sind es die Becken großer Thäler, die Orte wo zwei Flüsse sich vereinigen; am Ufer des Meeres sind es die natürlichen Häfen. Keine Stadt wurde in letztgenannter Beziehung mehr begünstigt, als Baku. Am Fuße des Kaukasus, mitten auf der Westküste des kaspischen Meeres, nahe der Einmündung des Araxes gelegen, bietet diese Stadt allein sichern Schutz gegen ein stürmisches, von Untiefen durchzogenes Meer. Gegen Osten brechen zwei oder drei kleine Inseln den Wogenschwall, ein Vorgebirge tritt gegen Süden ins Meer hinaus, und endlich deckt eine Halbinsel die Schiffe gegen die Nordwinde. Auf dieser Halbinsel erhebt sich noch überdieß ein natürlicher Leuchtthurm, eine Feuersäule, die aus der Erde aufsteigt und in die Lüfte emporwirbelt, und so den Schiffern auf diesem gefährlichen Meer als Leitgestirn dient, wie sie aus allen Theilen Asiens die unglücklichen Anhänger Zoroasters herbeizieht, die einst ein mächtiges und durch die Milde seiner Gemüthsart und seiner Weisheit berühmtes Volk bildeten, das, von dem Fanatismus der Hindus und Mohammedaner verfolgt, nur unter dem gleichgültig auf sie herabsehenden Stolz der Moskowiten Schutz fand.

Baku bietet denselben Anblick wie alle persischen Städte: kleine Häuser von Lehm, enge Gassen, einen Bazar; dann außer den Mauern elende Gärten, in denen kaum einige Kürbißarten fortkommen, rings umher nackte, unfruchtbare Felsen und hie und da Sandebenen mit wildem Safran und Wermuth bedeckt, oder Brunnen, um Naphtha und Erdpech zu gewinnen, mit dem man die Terrassen der Häuser deckt. Mitten unter der persischen Bevölkerung stößt man auf einige russische Offiziere und Soldaten; und Offiziere, Soldaten, Perser, Naphtha und Erdpech sind so zu sagen insgesammt das Eigenthum eines Kommandanten, bei dem ich eine sehr gastliche Aufnahme fand. Vier oder fünf Zimmer und ein Bad bilden seinen Palast, in welchem er mit seiner Frau, einer sehr dicken und sehr adeligen Dame, und seiner Tochter, einem Mädchen von zehn Jahren, lebte.

Es gibt keinen russischen Vorsteher irgend einer Anstalt, und noch weniger einen russischen Kommandanten, der nicht den höchsten Begriff von seiner Wichtigkeit und Amtsgewalt hätte. Ich werde es lange noch bedauern, daß ich die Erklärungen, die ich aus dem Munde meines Wirthes über seine Rechte und Würden erhielt, nicht verstand; unglücklicherweise konnte ich kein Wort russisch und er eben so wenig französisch. Indeß würde es ihm doch zu schwer auf dem Herzen gelegen seyn, wenn ein Fremder sein Gebiet betreten hätte, ohne einen richtigen Begriff von seiner Herrlichkeit und Macht gewonnen zu haben: er lud mich daher zu einem doppelten Fest ein, zu einem Spaziergang und zu einem Diwan oder zur Sitzung eines hohen Rathes, in der er nach orientalischer Sitte die Irrungen seiner Unterthanen richtete und schlichtete, obgleich er Per-

fisch eben so wenig verstand als Französisch, und sein Dolmetscher, der ihn begleitete, das Russische ungefähr so gut sprach wie ich.

Unser Spaziergang war höchst erbaulich: zwei mit Stöcken bewaffnete Soldaten schritten uns im Bazar voraus, während wir ihnen, vom Dolmetscher begleitet, folgten. Sobald uns die Kaufleute aus der Ferne erblickten, sprangen sie über Hals und Kopf von der Straße in ihre Buden, und so blieben die Waffen in den Händen unserer Führer unbenützt. Doch entschädigten sie sich endlich für ihre lange Enthaltsamkeit vor der Bude eines Barbiers, wo ein armer Teufel hockte, der sich den Kopf mit bloßem Wasser ohne Seife rasiren ließ. Wir überraschten ihn, ehe er noch Zeit hatte, zu entfliehen. „Wat tak schelme tatarin sukinsün" — Ei seht mir doch den Schurken von einem tatarischen Hundesohn! — rief der Kommandant und versetzte ihm mit seinem Rohre drei oder vier Hiebe über den vom Rasirmesser geschundenen Kopf; so gingen wir vorüber, und lachten über die Art, wie man sich hier zu Land den Bart scheeren läßt.

Die Sitzung des Diwans war, ich muß es gestehen, nicht sehr glänzend. Es war Freitag, wo sie gehalten wurde; allein sey es, daß das gute Volk von Baku nicht sehr prozeßsüchtig ist, oder seine Streithändel lieber durch Schiedsrichter, die seine Sprache verstehen, entscheiden läßt, kurz es fand sich Niemand ein, der Recht gesprochen haben wollte. Wir trösteten uns dafür durch eine Dreborgel, Wein von Derbend und Kaviar, was wir insgesammt bei einem Kaufmanne holen ließen. Der Herr Kadi und der Polizeikommissär von Baku, die mit dem Kommandanten den Diwan bildeten, verschmähten es nicht, an unserm Zeitvertreibe Theil zu nehmen, und zu warten, bis die Stunde der Gerichtssitzung abgelaufen war; ich hatte nicht so viel Geduld, und verließ die würdige Gesellschaft, um mich in einem Boote spazieren fahren zu lassen.

Ich hatte nach meinem kurzen Ausfluge im Hafen kaum wieder den Fuß ans Land gesetzt, als mir ein Mann mit langem Bart, einem spitzen Hut und in einem weiten und erbärmlichen Ueberrocke zu Gesicht kam. Ich hielt ihn Anfangs für einen russischen Kaufmann, und zwar um so mehr, als sein Gesicht ziemlich bigetränkt war und er gerade ein Stück gesalzenen und geräucherten Stör einkaufte, das gewöhnliche Gericht der dortigen Kaufleute. Allein wie sehr war ich überrascht, als der Mann auf mich zukam, mir auf Französisch einen guten Tag wünschte, und sich als meinen Landsmann, Jean Petit, aus Lothringen, ehemaligen Korporal, zu erkennen gab. Seine Geschichte ist kurz folgende: Im Jahre 1812 zum Gefangenen gemacht, war er nach Astrakan geschickt worden; als er nach erfolgtem Frieden wieder in die Heimath zurückkehren wollte, hatte man ihm gesagt, die Bourbons würden ihn aufhängen lassen, wie sie es allen seinen Waffenbrüdern gemacht hätten. Er hatte sich daher entschlossen zu bleiben, und zwar um so lieber, sagte er, als man ihm, wenn er auch nicht gehängt worden wäre, doch wieder zum Korporal gemacht haben würde, eine Stelle, die „gar zu viel Verantwortlichkeit auf sich habe." Nachher hatte er eine Russin geheirathet und war Kolonist geworden; allein da seine Frau ihm allzu oft untreu und guter Hoffnung geworden, habe er den Landbau mit der Fischerei vertauscht; auch wünsche er, wie er sagte, ein wenig das Persische zu lernen, dann wolle er wieder nach seiner Kolonie zurückkehren. Als ich ihn fragte, wie viel er sich im Seedienst verdiene, sagte er mir, zweihundert Franken jährlich, wovon er sich kleiden und ernähren müsse, und zum Beweise der Wahrheit zeigte er mir die Löcher in seinem Rock und den Fisch, den er in der Hand hielt. Uebrigens war er hinsichtlich seiner Zukunft ganz getröstet, indem er entschlossen schien, nach seiner Rückkehr nach Astrakan, Schullehrer zu werden, wenn ihm seine Frau, seine Fischerei und sein Landbau nicht besser zusage, als früher. „Es wird mir nicht schwer werden, sagte er, bei uns zu Hause sind ja so viele Soldaten, die weder lesen noch schreiben können, Schullehrer, und ich kann beides, woran Niemand zweifeln wird, da ich Korporal war." Ich bat Herrn Petit, mir während meines Aufenthaltes in Baku als Dolmetscher zu dienen, und er begleitete mich zur Frau Kommandantin, deren Erstaunen unbeschreiblich war, als sie Französisch sprechen hörte. „Durak (Admiral), sagte sie, wo hast Du das gelernt?" — „Eure Gnaden, sagte Petit demüthig, ich bin ein Franzose." — „Du ein Franzose! Hundesohn, entgegnete sie, mit einem so unedlen Gesicht, einem solchen Bart und Deinem Sklavenhute?" — Herr Petit verdiente dieses Kompliment.

Vermischte Nachrichten.

Der Name Marabut, der in der neuern Zeit so häufig in den Zeitungen vorkömmt, wird von den Arabern Mrabet ausgesprochen, und sollte eigentlich Murabet geschrieben werden. Die Moslimen in Afrika legen ihn überhaupt allein Männern bei, denen sie eine größere Bildung als den gewöhnlichen Menschen zuschreiben. Wegen der höhern Weisheit, die man bei ihnen vermuthet und auch wegen ihres oft geheimnißvollen Wesens hält man sie für gottbegeisterte Menschen. Sie verheirathen sich, und der ältere Sohn erbt gewöhnlich die Vorrechte seines Vaters, doch auch die andern Kinder stehen in hohem Ansehen. Jeder Stamm, jede Stadt und oft jedes Dorf hat seine Marabuts, die von den Gaben der Gläubigen leben, welche sie um Rath fragen oder für sich beten lassen. Von diesen Geschenken können sie gar wohl in Ueberfluß leben. Die Marabuts haben eine fast unbeschränkte Macht und genießen eines unbedingten Vertrauens. Sie allein haben das Vorrecht, Frauen bei sich zu empfangen, sie mit entblößtem Antlitze zu sehen, selbst in Algier, und Stunden lang bei ihnen zu verweilen, ohne daß der Gemahl es übel nimmt. Begibt es sich, daß der heilige Mann eine besondere Vorliebe für eine Frau faßt, so theilt diese es voll Freude ihrem Gatten mit, der sich zu Boden wirft und dem Propheten dankt. Jeder Marabut hat seinen eigenen Wirkungskreis: der Eine beschützt die Heerden, der Andere die Ernte; ein Dritter verleiht Glück im Kriege, ein Vierter besitzt das Mittel, die Frauen fruchtbar zu machen. Wer einen Marabut um Rath fragt, oder ihn zu einer Unternehmung um seinen Segen bittet, macht ihm ein Geschenk. Bedarf der Marabut einer Sache, so sendet er zu Jemand, der sie, wie er weiß, besitzt, und darf keine abschlägige Antwort fürchten. Diese Menschen gehen in die Gärten, Buden und Häuser, und nehmen, was ihnen gefällt, ohne daß Jemand sich darüber aufhält; im Gegentheile betrachtet der Eigenthümer, den sie plündern, diese Diebereien für eine glückliche Vorbedeutung. Die Marabuts genießen nicht nur während ihres Lebens eine so hohe Achtung, sondern auch nach ihrem Tode. Wenn sie sterben, begräbt man sie mit aller Pracht. Auf das Grab setzt man einen sehr künstlich aus Holz gearbeiteten Sarkophag und umschließt denselben mit einer viereckigen Kapelle, die ein gewölbtes Dach hat und weiß angestrichen ist. Im Innern derselben brennt immerwährend eine Lampe, und der Sarkophag oder der Reliquienschrein wird von den verschiedenen Stämmen, die den Heiligen verehren, mit Fahnen geschmückt. Die Gläubigen, die seinen Schutz anflehen, hängen ihre Opfer an dem Schrein oder vielmehr an Nägeln auf, die zu diesem Zweck in den Wänden eingeschlagen sind. Neben dem Grab eines Marabut pflanzt man stets eine Palme, oft umgibt man es auch mit Gebüsch, das als heilig betrachtet wird. Die Familie eines Marabut wird gewöhnlich an derselben Stelle beerdigt. Dieß sind die Menschen, auf welche die Berber der Regentschaft Algier, wie überhaupt alle Bewohner der Berberei, das höchste Vertrauen setzen; sie schlichten die Streitigkeiten zwischen Einzelnen und ganzen Familien, und entscheiden fast stets über Krieg und Frieden. Sie verstehen es mit unglaublichem Geschicke, die Leichtgläubigkeit ihres Publikums auszubeuten, und sind so gewohnt, sich Weise, Heilige u. s. w. genannt zu hören, daß sie endlich wirklich glauben, es zu seyn, und ein Marabut von fünfzig Jahren wirklich ein von den übrigen Menschen ganz verschiedenes Wesen ist. Mehrere von ihnen sind vollkommen verrückt.

*

Die Journale von Calcutta melden, daß die Reisenden Burnes und Gerard, nachdem sie Kabul durchreist, die Quellen des Hindu-Kosch besucht, den Oxus aufwärts gegangen und ungefähr zwei Monate in Bukhara verweilt, ihre Reise durch Khiva bis ans kaspische Meer fortgesetzt haben, wo sie sich trennten, indem Lieutenant Burnes auf gewöhnlichem Wege sich nach Teheran begab, während Gerard die Straße von Herat und Kandahar nach Indien einschlug. Der englische Offizier wurde am Hofe des Schah zu Teheran mit der größten Auszeichnung aufgenommen.

München, i. d. Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 234. 22 August 1833.

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

4. Todesfälle.

Am 24 Oktober Abends fiel das erste Opfer der in diesen Gegenden einheimischen Fieber, das später so große Niederlage unter uns anrichtete. Es war dieß Hr. William Boys Tambs, Seekadet der Admiralität an Bord des Leven, der gegen 9 Uhr Abends starb. Er war nur drei Tage unpäßlich gewesen, und die Krankheit so mild aufgetreten, daß, bis wenige Minuten vor seinem Verscheiden, auch nicht der leiseste Anschein von Gefahr vorhanden war; im Gegentheil schien er wieder schnell zu genesen, und glaubte dieß auch selbst. Noch anderthalb Stunden vor seinem Tode saß er wie gewöhnlich lachend und scherzend mit seinen Kameraden am Tisch. Als es Nacht wurde, ging er zu Bette, wo er sich sehr unwohl fühlte, nach dem Arzt schickte, und, sein nahes Ende nicht ahnend, einschlief. Er erwachte nicht mehr, und schlummerte sanft in die Ewigkeit hinüber, ohne daß ein Seufzer oder ein Röcheln verrieth, daß er dahingeschieden. Sein Körper wurde auf das Verdeck gebracht, und mit der Flagge der Union bedeckt, dem Sinnbild der Ehre und Tapferkeit, das seinen Schimmer über den kalten Leichnam verbreitete. Die Töne der Todtenglocke wurden von furchtbaren Donnerschlägen übertäubt, während die zuckenden Blitze ihr wildes Licht auf den kriegerischen Mantel warfen und das rothe Kreuz beleuchteten, das jetzt nicht hoch in der Luft flatterte, sondern still und bewegungslos über der Bahre des zu früh dahin geschiedenen Verdienstes herabhing. Es war ein trauriger Anblick, ganz geeignet zu religiösen und düstern Betrachtungen anzuregen, ein Anblick der noch oft wiederkehren sollte.

Am dritten November kam Kapitän Lechmere aus dem Mastkorb mit einem leichten Fieber und verschlimmerte sich während der Nacht so sehr, daß man kaum glaubte, er werde den Morgen erleben; mit Tagesanbruch ließen indeß die gefährlichen Symptome nach, und der Kranke fühlte sich erleichtert. Indeß ließ er sich durch diese augenblickliche Linderung seiner körperlichen Leiden nicht zu trügerischen Hoffnungen verleiten, da er die Hartnäckigkeit der gefährlichen Krankheit, die ihn befallen hatte, zu gut kannte, und vom ersten Augenblick an auf den unglücklichen Ausgang, den sie nehmen konnte, gefaßt war. Kapitän Lechmere genoß bei der ganzen Mannschaft einer so hohen Achtung, daß ein kurzer Krankheitsbericht keiner Entschuldigung bedürfen wird. Die allgemeine Theilnahme an seinem Schicksal sprach sich in der Anhänglichkeit seines Wärters, William Newman, eines Matrosen, auf das Stärkste aus, der sich seiner nicht mit liebevollerer Sorgfalt hätte annehmen können, wenn der Kapitän sein nächster Verwandter gewesen wäre; er trug ihn wie ein Kind von einer Stelle zu andern, je nachdem des armen Lechmere's fieberhafte Laune es begehrte, sang ihm vor, fächelte ihm Luft zu, befeuchtete seine dürren Lippen, schwieg wenn der Kranke es wünschte, und trug ihn endlich, auf sein besonderes Verlangen, in des Kapitäns Kajüte, wo sich ein junger Seekadet in einem fast eben so hoffnungslosen Zustande befand. Als die Glocke Mitternacht schlug, versank er in den traumlosen Todesschlaf; seine letzten Augenblicke waren von wahrhaft romantischen Umständen begleitet. Als das Fieber kurz vor seinem Ende den höchsten Grad erreicht hatte, gab man sich alle Mühe ihn zu beruhigen, aber vergebens; dieselbe rastlose, peinliche Ungeduld blieb vorherrschend. Endlich hub Kapitän Owen, der aus Erfahrung wußte, daß Gesang bei außerordentlichen Leiden eine beruhigende Wirkung hervorbringt, und der überdieß fürchtete, das Geschrei, das Kapitän Lechmere ausstieß, möchte nachtheilig auf den andern Kranken wirken, die rührende Ballade: „Hero a sheer hulk lies poor Tom Bowline“ zu singen an. Der erste Ton schon stillte die Tobsucht, und der Kranke verfiel aus rasender Fieberhitze in fast gänzliche Bewußtlosigkeit, die so lange anhielt, bis Kapitän Owen die Worte aussprach: „Seine Seele ist hinüber!“ worauf ein lang anhaltendes, tiefes Röcheln eintrat, was sein Verscheiden ankündigte, das auch sein Wärter mit den in wehmüthigem Tone ausgesprochenen Worten bestätigte: „Er ist hinüber, Herr!“ — „Und droben hoff' ich!“ erwiderte der Kapitän, als er seinen Gesang endete.

Es dürfte vielleicht, indem wir uns von diesen traurigen Bildern abwenden, nicht ohne Interesse seyn, das bei den Wilden übliche Verfahren, diese Fieber zu heilen, kennen zu lernen. Sobald der Kranke die ersten Symptome fühlt, begibt er sich in seine Hütte, wo er sich warm zudeckt, bis ein am Feuer stehendes Gefäß mit Wasser zu sieden anfängt. Dieses wird dann, indem er sich niedersetzt und sich über den aufsteigenden Dampf vorwärts beugt, zwischen seine Schenkel gestellt. Alle um ihn herumstehenden Freunde bedecken ihn mittlerweile mit so

vielen Matten, daß er bald in Schweiß geräth und oft halb erstickt wird. Dann werden alle Bedeckungen plötzlich weggenommen, der Kranke über den ganzen Leib mit kaltem Wasser begossen, hierauf schnell in ruhender Stellung neben ein großes Feuer gelegt, das man in der Hütte anzündet und ihm dann durch leichte Einschnitte auf Schultern, Brust und der Rückseite der Hand kleine Quantitäten Blut entzogen. Das Uebrige überläßt man der Natur, deren mächtige Hülfe indeß den durch so verzweifelte und widersprechende Mittel erschöpften Patienten nicht immer am Leben zu erhalten vermag."

* * *

5. Grausamkeit der Portugiesen.

Die Portugiesen verübten um die Zeit unsrer Anwesenheit in diesen Gegenden eine Handlung der schaudererregendsten Grausamkeit an den Eingebornen. Die Verwüstungen der Hollontontes hatten die Bewohner des Landes Matoll so zur Verzweiflung gebracht, daß des Königs Bruder und sechszehn Eingeborne sich ins Fort begaben, um den Beistand zu erbitten, den sie, vermöge ihres freundschaftlichen Verhältnisses zur Garnison, zu erwarten berechtigt waren. Bevor sie noch um eine Zusammenkunft mit dem Kommandanten nachsuchten, gingen sie auf den portugiesischen Bazar, der immer in der Nähe des Forts gehalten wurde, und tauschten einige wenige Gegenstände, die sie mit gebracht hatten, gegen Mundvorrath um. Sie waren eben in diesem Geschäft begriffen, als ein Soldat gegen den Kommandanten den Verdacht äußerte, daß dieß die Bande sey, die seinen Garten geplündert habe, was indeß der Fall nicht war, da die Hollontontes dieses Grundstück beraubt hatten. Die nichts Böses ahnenden Schwarzen wurden indeß dennoch von einer Abtheilung Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnet umringt und in das Fort abgeführt, wo man sie, nur als vorläufige Strafe, bis auf den Tod peitschte. Um sich einen Begriff von der entsetzlichen Wirkung dieser Züchtigung zu machen, muß man wissen, mit welchem Instrument sie vollzogen wurde: die Knute bestand aus mehreren mit Knoten versehenen Riemen von harter, getrockneter Ochsenhaut, die an einem ungefähr drei Fuß langen Stock befestigt waren. Nach dieser Züchtigung blieb der Leidende entweder sogleich auf dem Platze oder fiel der unleidlichen Schmerzen halber in Ohnmacht. Trat der letztere Fall ein, so wurde er durch Schläge mit einem schweren Knittel wieder zum Bewußtseyn geweckt, damit er die Schmerzen desto besser empfinde oder dieß durch Geschrei kundgebe. Ein Dornenzweig war das letzte Marterwerkzeug, das auf dem zerfleischten Rücken des halbtodten Negers mit der größten Gewalt angewendet wurde. Der Kommandant stand die ganze Zeit dabei, seine Soldaten zu ihrer Henkersarbeit ermunternd, wobei er selbst die Zwischenräume bestimmte, in denen mit dem Knittel zugeschlagen werden sollte. Der Unmensch blieb taub gegen das Geschrei der Opfer und die Thränen und Bitten seiner Gattin, die ihn auf den Knien um Erbarmen beschwor. Nach überstandener Strafe wurden die Armen in einen engen ekelhaften Kerker geworfen, wo sie so lange bleiben sollten, bis ihre Rücken so weit wieder geheilt waren, um den Rest der Strafe erdulden zu können. Die ungesunde Luft, der enge Raum und die Unsauberkeit ihrer Kerker, so wie ihre Wunden und die Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigte, bewirkten indeß, daß die meisten der Unglücklichen durch die mildere Hand des Todes bald von ihren Leiden erlöst wurden. Man sollte glauben, daß dieß hingereicht hätte, um ihren hartherzigen Verfolger zum Mitleid zu bewegen, aber nichts weniger; sie wurden entweder schon todt herausgeschleppt oder sterbend, ungerührt von ihrem Wimmern, in das Gebüsch in der Nähe des Forts geworfen, wo man sie in der brennenden Sonnenhitze verschmachten ließ. Nur wenige erduldeten diesen letzten Grad der Marter, denn die meisten starben im Gefängniß; Einen sah man jedoch, in dessen furchtbar zerfleischtem Rücken, noch kurz vor seinem Verscheiden, Würmer und Fliegen schmausten.

Englisches Leben in Indien.

1. Beschäftigungen, Vergnügungen und häusliches Leben der Frauen.

(Fortsetzung.)

Mit dem weiblichen Gesinde hat es in Indien allerdings seine Schwierigkeiten. Man hält es allgemein für eine Nothwendigkeit, daß die Ajah eine Moslim sey, denn nur eine Frau aus niedriger Hindukaste würde einen solchen Dienst annehmen, und man kann darauf zählen, daß unter Hunderten von ihnen nicht eine achtungswerthe Person zu finden ist. Der einzige Umstand, daß sie unbedeckten Angesichtes sich unter der männlichen Dienerschaft blicken ließe, würde hinreichen, zu beweisen, daß sie nichts mehr von ihrem guten Rufe zu verlieren hat; gewöhnlich besitzt sie kaum noch eine gute Eigenschaft, als die Ehrlichkeit; sie ist faul, schmutzig, ausschweifend und oft zu träge, um nur nachzusehen, daß ihre Gehülfinnen ihre Schuldigkeit thun. Nur wenige Ajahs geben sich die Mühe, mit den Geheimnissen der europäischen Toilette sich vertraut zu machen; sie kleiden ihre Gebieterinnen stets verkehrt an und so oft sie eine Nadel anzubringen haben, darf sich die Europäerin auf einen kleinen Blutverlust gefaßt halten. Von Einschnüren, Einknöpfen oder Einhäkeln haben sie keinen Begriff und zeigen nur in der Badstube und im Bürsten und Flechten der Haare Geschick. Kleider ordentlich aufzuheben, ist ihnen eine völlig unbekannt Kunst, und ein Engel von weiblicher Geduld müßte rasend werden, wenn er seidene Gewänder zerknittert, Federn abgeknickt und Gaskleider von Schaben zerlöchert sieht. Europäerinnen, wenn sie anders zu haben sind, fordern ungeheuern Lohn und brauchen während der heißen Jahreszeit selbst wieder Eingeborne zur Bedienung: eine muselmännische Ajah bleibt daher immerhin von beiden Uebeln das kleinere, und ist sie geschickt und rührig, so ist sie goldeswerth.

Am besten fährt man, wenn man den Khansamah die untergeordnete Dienerschaft dingen läßt und ihn für ihre Aufführung verantwortlich macht; er genießt aber auch ein Vorrecht in vollster Ausdehnung, das man ihm gar wohl ein wenig beschränken dürfte: es besteht darin, die Tafel zu bestellen. Schon seine Einkäufe macht er nach asiatischen Begriffen, in denen Ueberfluß und Pracht einerlei ist; von der Feinheit neueuropäischer Gastronomie hat er keine Vorstellung. Die in Indien eingebürgerten Engländer

haben größtentheils ihr Vaterland allzu jung verlassen, als daß sie ihre Studentenliebhaberei für tüchtige Portionen verloren hätten; und die sich schon einen feiner ausgebildeten Gaumen angeeignet haben, mögen sich immerhin lieber in die neuen Gewohnheiten fügen, als allgemein herrschenden Vorurtheilen vor den Kopf zu stoßen; denn hier würden sie nicht bloß mit ihrem Gesinde, sondern auch mit der ganzen Gemeinde zu kämpfen haben, unter der sie sich niedergelassen, und die nun einmal von langer Zeit her daran gewöhnt ist, die Tische unter dem Gewicht der Schüsseln sich biegen zu sehen, statt sich mit den leichten Gerichten einer Tafel in London zu begnügen. Der durchgängig angenommene Küchenzettel für eine indische Mahlzeit scheint vorzuschreiben: schlachte einen Ochsen und einen Hammel und bringe alle Stücke davon, sammt Geflügel und anderen Zuspeisen, auf Einmal auf den Tisch! Die Eingebornen sind vortreffliche Köche und würden leicht in den Geheimnissen der feinsten Kochkunst unterrichtet werden können; allein da ihr Kochbuch durchaus in seinen Vorschriften von dem unsrigen abweicht, so können sie die europäische Zubereitungsart nur von ihren Gebietern erlernen; ihre eingemachten und gedämpften Fleischspeisen sind köstlich, allein es herrscht unter dem größten Theil der Engländer ein Vorurtheil gegen ihre Zubereitungen, da man von der Ueberzeugung ausgeht, daß die „Schwarzen," wie man die Eingebornen nennt, weiter nichts als Pillau zu kochen verstehen, und zugleich glaubt, sie bedienten sich dabei allerlei ekelhafter Zuthaten, was jedoch bei reinlichen Bedienten nichts als eine thörichte Grille ist, da man außerdem gegen ihre Karry (Reißsuppe) nichts einzuwenden weiß. Aus diesen und anderen eben so wenig haltbaren Gründen läßt man bei einer großen Tafel, zu der viele Gäste geladen sind, nur wenige Ragouts aufsetzen. Die erste Tracht bildet gewöhnlich ein übermästeter Truthahn — je fetter desto besser — der den Ehrenplatz auf der Mitte des Tisches einnimmt. Ein ungeheurer Schinken stellt sich ihm gegenüber. Am obern Ende der Tafel sieht man den Lendenbraten eines Ochsen und am untern einen Hammelsrücken erscheinen; die Schlegel und Keulen von beiden Thieren, verschieden zubereitet, gesotten und gebraten, reihen sich zu beiden Seiten des Tisches, mit Geflügel, immer drei Stück in einer Schüssel, Gänsen, Enten, Zungen, Taubenpasteten, Karry und also natürlich auch Reiß, Hammelskoteletten und Kapaunenbruststücken dazwischen. Fische gibt es bei dergleichen Mahlzeiten wenig; sie kommen nur als Beigerichte vor. Andere Zwischenspeisen sind nicht gebräuchlich, wie denn auch alle Schüsseln auf einmal aufgetragen werden, und erst wenn die Gäste sich niedergelassen haben, bringt man die Suppe. Es hat seinen ganz eigenen Grund, daß diese, die in England stets vor allen andern Speisen den Vorgang hat, so spät erst aufgetragen wird. Allen Gästen wird nämlich von ihren eigenen Bedienten aufgewartet, die sich um das Küchenhaus versammeln und die Schüsseln auftragen helfen; würde nun die Suppe zuerst gereicht, so würden diese guten Bursche fortstürzen, um sich hinter den Stuhl ihres Herrn zu stellen, und den Khansamah verzweiflungsvoll unter der Heerschaar seiner Schüsseln im Stiche lassen, die er, wenn auch von seinen Messalschies (Küchenjungen) unterstützt, unter einer Stunde nicht insgesammt auf die Tafel zu schaffen vermöchte. Die zweite Tracht ist ungefähr von eben so derber Nach- und Reichhaltigkeit als die erste und bietet einen Anblick, der einen Wolfsmagen erschrecken könnte; unter den Hauptleckerbissen sieht man die Beefsteakes vorne an; kleinere Braten, wie Wachteln, Rebhühner, Ortolane u. s. w. erscheinen zu Hekatomben aufgeschichtet. Bei alten Indiern bilden Früchte einen Theil der zweiten Tracht, indeß beginnen auch regelmäßige Desserte, jedoch nur allmählich, in Aufnahme zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mineralbäder Frankreichs.

An fast tausend verschiedenen Orten Frankreichs entspringen Mineralquellen, doch haben von diesen kaum achtzig einigen und viele einen nur wenig begründeten Ruf. Mehrere, welche die Aufmerksamkeit der Aerzte und das Zutrauen der Kranken verdienten, stehen dagegen unbeachtet und verödet, kurz hier wie überall stößt man auf angemaßten Ruf, Zulauf aus Laune, Mode oder Gönnerschaft, und sehr oft auf ungerechte Geringschätzung oder unbegreiflichen Unbestand. Eine solche berühmte Quelle zieht die Menge weniger durch ihre Eigenschaften, als durch ihre Spaziergänge, schönen Gegenden und prächtigen Gebäude an, und gewisse Quellen werden sogar, gleich gewissen Personen, der Gesellschaft wegen nicht besucht, die sich dort einzufinden pflegt.

Im ganzen Königreiche befinden sich, in 40 Departements zerstreut und aus ungefähr 800 verschiedenen Quellen bestehend, 77 berühmte Bäder, die Namens der Regierung beaufsichtigt werden, obschon dem Staate nur acht derselben eigenthümlich angehören, wie es denn allerdings zweckmäßig ist, daß die Verwaltung des Landes zum Wohle der Kranken den Gebrauch eines so wirksamen Heilmittels, das unrichtig angewendet, leicht schaden könnte, leiten und beaufsichtigen läßt.

Viele, sehr wirksame Mineralquellen sind außerhalb des Distriktes, wo sie entspringen, nur wenig bekannt; ihr Gebrauch, so wie ihr Ruf erstreckt sich nicht über den Bezirk eines Friedensgerichtes; der Ruf anderer ist in einem oder mehrern Departementen verbreitet, und diese werden gewöhnlich von Personen besucht, deren Geschäfte oder Vermögensumstände weder lange Abwesenheit noch kostspielige Reisen gestatten. In jeder Provinz gibt es solche allen Ständen der Gesellschaft zugängliche Bäder; so gehen die Bretagner nach Lannion oder Dinan; die Languedoker besuchen die Quellen von Lamalon oder Avène, und die Bürger von Aix baden in dem alten prächtigen Gesundbrunnen von Sextius. Die Bewohner von Arles gehen nach Manjolet, am Roche-Paray; die von Chatellerault, Auchet und Condom nach Costéra und die von Bayonne nach Combo. Von Thouars und Saumur geht man nach Vilazal; von Nevers und Clamecy nach Pougues; von Caen nach Bracourt; von Rhodez nach Cransac und von Orleans nach Segrai.

Alle diese Quellen vom dritten Rang und oft sehr beschränktem örtlichen Nutzen machen etwas mehr als zwei Drittheile der besuchten französischen Bäder aus. Die meisten sind kalt und eisenhaltig, andere warm und schwefelhaltig oder leicht salzig und beinahe siedendheiß, was eine große Verschiedenheit ihrer chemischen Bestandtheile und Temperatur begründet. Diese Bäder, 54 an der Zahl, werden in einem gewöhnlichen Jahre von ungefähr 20,000 Kranken, theils Badenden, theils Trinkenden besucht — ein Beweis, daß der Gebrauch von Mineralwassern in Frankreich anfängt in Aufnahme zu kommen. Der Zusammenfluß dieser 20,000 Menschen, deren Ausgaben sich nach ihren Mitteln richten, veranlaßt einen Geldumlauf von ungefähr 2 Millionen Franken (100 Fr. auf den Kopf gerechnet). Der berühmtesten Bäder Frankreichs zählt man 23, nämlich 11 vom zweiten und 12 vom ersten Rang. In diesen versammeln sich im Laufe des Sommers, die Bewohner der Umgegend und andere Badegäste ungerechnet, ungefähr 18,000 Menschen, die jährlich ein Kapital von ungefähr zehn Millionen in Umlauf setzen, was allerdings der Beachtung würdig ist.

Die berühmtesten der Mineralquellen Frankreichs theilen sich in nur drei einigermaßen verschiedene Klassen: 1) Die schwefelhalti-

gen; erster Rang: Barèges, Bonnes, Cauterets, Luchon; zweiter Rang: Ax, Eaux-Chaudes, St. Sauveur, Bagnoles (Orne), Enghien und *Bagnoles (Lozère);*) zehn Quellen von starkem, charakteristischem Geruche, hoher Temperatur (Enghien ausgenommen) und bewährten Heilkräften. Die meisten derselben sind in den Pyrenäen und enthalten schwefelwasserstoffsaures Natron (Schwefelnatrium), verschiedene Salze ebenfalls mit Natron als Basis (abermals mit Ausnahme der Quelle von Enghien, die nur Kali- und Kalksalze enthält) und ferner eine schmierige, Barègine genannte Substanz. 2) Die gashaltigen Quellen; erster Rang: *Montd'or, *Vichy, *Bourbon-l'Archambault; zweiter Rang: *Neris, vier sehr wasserreiche, kohlensaures Gas und doppeltkohlensaures Natron so wie auch andere Salze enthaltende Quellen in Bourbonnais und Auvergne; die erwähnten beiden wesentlichen Bestandtheile sind die Grundstoffe von denen ihre Eigenschaften herrühren. Endlich 3) die salzhaltigen Quellen; erster Rang: *Plombières, Luxeuil, Bagnères, *Bourbonne; zweiter Rang: Balaruc, Bains, Bourbon-Lancy, Contrexeville, Dieppe (Seebad), neun Bäder, die in verschiedenen Gegenden zerstreut liegen. Sie enthalten meist große Mengen verschiedener Salze und besonders Kochsalz. Diese letztern Quellen sind von nur negativem, keineswegs entschiedenem, identischem Charakter. Einige von ihnen sind fast siedendheiß, andere eiskalt. Einige enthalten nicht fünf Gran Salz (das Wasser von Luxeuil z. B.), andere 150 (wie Bourbonne) und selbst bis zu 900 Gran (Püllna) in der Pinte. Die meisten greifen die Haut an und machen sie runzelig (Bourbonne z. B.), während das Wasser von Plombières sie geschmeidig macht. Balaruc endlich enthält eine bedeutende Menge kohlensaures Gas und Bourbonne nicht ein Atom. (Schluß folgt.)

*) Die mit einem * bezeichneten Quellen sind Eigenthum des Staates; Pougnes gehört auch zu diesen. Die Gemeinden besitzen im Ganzen ungefähr 44 und Privatleute 25; zusammen 77 von der Regierung als solche anerkannte Mineralquellen.

Vermischte Nachrichten.

Unter den Einwohnern der Provinz Emerina auf Madagaskar bestehen mehrere Sitten und Gebräuche, die ein trauriges Bild von dem socialen Zustande dieser zahlreichen Bevölkerung geben. So werden gewisse Tage im Jahre, die insbesondere dem Könige glückbringend seyn sollen, durch einen scheußlichen Aberglauben befleckt. Jede Frau, die an einem solchen Tage ein Kind zur Welt bringt, ist gehalten, es zu ertränken. Durch diese schreckliche Sitte kommen jährlich viele solche unschuldige Geschöpfe ums Leben. Eigentliche Polygamie, wie man sie gewöhnlich zu verstehen pflegt, besteht in Emerina nicht; dagegen eine für europäisches Gefühl weit empörendere Gewohnheit. Ein Mann kann zu gleicher Zeit mehrere Schwestern heirathen, oder eine Wittwe sammt ihren Töchtern, ohne sich daraus das geringste Bedenken zu machen. Die Liebenden pflegen vor ihrer Verheirathung eine Zeit lang als Mann und Frau zu leben. Eine andere schreckliche Sitte ist eine Art Gottesgericht durch Gift, Tanghen genannt, die vor der Regierung des letztverstorbenen Königs Radama sehr im Schwange war. Durch den Verkehr mit Europäern, die er sehr begünstigte, etwas aufgeklärt, hatte er die Anwendung dieses Giftes verboten; allein die Königin, seine Gemahlin, die ihm in der Regierung folgte, ließ die verabscheuungswürdige Gewohnheit wieder aufleben, und befahl im Jahre 1830 die Anwendung der Giftprobe, indem sie behauptete, sie sey durch eine böse Zauberin mit einer Krankheit behext, die nur durch die Hinrichtung der Uebelthäterin geheilt werden könne. Da die Probe des Tanghen als ein zuverlässig wirksames Mittel betrachtet wird, die Schuld oder Unschuld eines Menschen ans Licht zu bringen, so kann die Regierung jederzeit dazu ihre Zuflucht nehmen, um zu erfahren, in wie fern einer ihrer Unterthanen treu ist oder nicht, je nachdem er sich der königlichen Gewalt verhaßt oder verdächtig gemacht hat. In Folge der Verfügung der Königin mußten im Jahre 1830 einige dreißig Personen, und unter diesen mehrere von hohem Range, das Gift trinken. Die Vornehmen kamen mit heiler Haut davon, und das Gift zeigte sich nur an den gemeinen Leuten von tödtlicher Wirkung. Einen Monat nachher kam die Reihe an dreißig Frauen von Madagaskar, unter denen sich die Weiber des verstorbenen Königs, seine Schwestern und andere Personen vom königlichen Geblüte, Frauen der Großwürdeträger und Töchter der Richter befanden. Man fügte dieser Zahl auch einige Männer und unter diesen einen Richter bei. Noch einen Monat später wurde die Probe abermals wiederholt, und zwar dießmal an den Personen selbst, die gewöhnlich das Tanghen zu verabreichen pflegen. Zuletzt mußten sich die Sikids oder Wahrsager der Probe unterwerfen und mehrere von ihnen büßten das Leben ein. Die Anwendung des Giftes wurde bald wieder im ganzen Land eingeführt, und nicht selten lassen Richter in zweifelhaften Fällen beide Parteien den verhängnißvollen Becher leeren. Viele Leute kommen so jährlich ums Leben, um der Justiz die nöthigen Aufschlüsse zu geben. Da die Wirkung des Giftes nicht immer tödtlich ist, und die Reichen und Vornehmen gewöhnlich davon kommen, so werden wahrscheinlich die Leute, welche beauftragt sind, das Gift zu reichen, bestochen, die tödtlichen Eigenschaften des Trankes zu vermindern. Der Tanghen ist die Frucht eines im Land einheimischen Baumes, und Einige behaupten, daß er zweierlei Arten von Früchten trage, giftige und unschädliche, deren Wirkung, je nachdem man sie mehr oder minder reif pflücke, verschieden sey. Die Art, wie der Gifttrank ertheilt wird, ist folgende: Nachdem der Angeklagte so viel gekochten Reiß gegessen hat, als sein Magen fassen kann, verschlingt er drei Stücke von der Haut eines Vogels, jedes von der Größe eines Dollars, ohne sie zu kauen. Dann läßt man ihn den Gottesgerichtstrank verschlingen, der aus etwas geschabter Nuß des Tanghen in Bananenbrühe besteht. Der Panozondoha, anklagender Beamter, legt dann seine Hand auf das Haupt des Angeklagten, und spricht einen Fluch aus, durch den er die schrecklichsten Strafen auf ihn herabruft, wenn er schuldig befunden werden sollte. Gleich darauf läßt man ihn eine große Menge Reißwasser trinken, was ihn nöthigt, den Inhalt des Magens von sich zu geben. Dann untersucht man, ob die drei Stücke Haut mit ausgeworfen worden sind; in diesem Falle steht Alles gut, der Angeklagte wird als Madio oder weiß erklärt, und ist gesetzlich und moralisch von jeder Schuld freigesprochen. Im entgegengesetzten Falle wird ihm das Brandmal des Verbrechens auf die Stirn gedrückt, und er ist mit unauslöschlicher Entehrung bezeichnet. Oft sind die korrosiven Wirkungen des Giftes so stark, daß augenblicklicher Tod erfolgt; geschieht Dieß nicht und ist der Verurtheilte noch am Leben geblieben, so wird er gewöhnlich von den Zuschauern mittelst schwerer Keulen auf der Stelle erschlagen. Manchmal erdrosselt man ihn auch und schleppt ihn noch zappelnd auf die Hinrichtungsstätte. Oft ereignet es sich, daß ein solcher Unglücklicher lange Zeit noch unter Todeskämpfen leidet, ohne daß sich seiner Jemand erbarmt, da Freunde und Verwandte und Jedermann ihn verläßt. Das Loos der Sklaven ist in dieser Hinsicht in gewöhnlichen Fällen nicht so hart; man verkauft sie bloß in entfernte Gegenden, wo ihr früherer Lebenswandel nicht bekannt ist. Nur die zum königlichen Hause gehörigen Sklaven werden mit dem Tode bestraft. Eine andere Art von Aberglauben in Emerina ist der blinde Glauben der Einwohner an Zauberei, der das arme unwissende Volk alle Uebel zuschreibt. Die Zauberer stellt man sich als menschenfeindliche Wesen vor, die an Leiden und Peinigungen der Menschen ihre Freude haben, und in der Nacht in den Gebirgswildnissen und unter Gräbern umherirrend, mit Eulen und wilden Katzen leben, denen sie ihre inwohnenden schädlichen Kräfte abborgen. Eine Art Instinkt treibt sie Schaden zu stiften und Unheil zu verbreiten, und vorzüglich gibt man ihnen Schuld, daß sie in den Häusern die Wasserkrüge vergiften und so ganze Familien auf Einmal dem Verderben weihen. Der Glaube an diese Zauberer ist so tief im Volke, vom Könige bis zum gemeinsten Bauer herab, eingewurzelt, daß die Missionäre, von denen man diese Nachrichten hat, sehr daran zweifeln, ob es je gelingen werde, die Madagassaren in dieser Hinsicht aufzuklären.

*

Zu Ipswich in England wurden Versuche mit einem von Herrn Gower neu erfundenen oder vielmehr nur verbesserten Anker angestellt, der auf dem Wasser schwimmt. Dieser Anker gleicht einem aufgespannten Regenschirm, und eine Jacht, die ihn auswarf, konnte mit aufgespannten Segeln nicht von der Stelle kommen, während sie sonst vier Meilen in einer Stunde zurücklegte.

Berichtigung.

Nummer 235. S. 932 Z. 8 v. U. l. Du Narr statt Admiral.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 235. 23 August 1833.

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

6. Afrikanische Jagdabenteuer.

Da alle unsere Versuche ein Flußpferd zu erlegen bis jetzt fehlgeschlagen waren, und sich nicht leicht wieder eine Gelegenheit dazu bieten mochte, da wir im Begriffe standen die Delagoabay zu verlassen; so beschlossen mehrere Offiziere nochmals auf eines dieser Flußungethüme Jagd zu machen, und ließen sich in einem Schooner den Fluß Dundas aufwärts führen. Der Abend brach ein, bevor sie den Theil des Flusses erreichten, wo die Flußpferde sich am häufigsten einzufinden pflegten. Indeß wurden drei Abtheilungen gebildet, die um Mitternacht die Jagd begannen. Es gewährte einen neuen imposanten Anblick, eine Menge mit Flinten, Harpunen und Lanzen bewaffneter Menschen im Mondschein unter Jagdgeschrei die seichten Stellen des Flusses durchwaten, und ihr Riesenwild vor sich her treiben zu sehen, das, durch die Lanzen der Jäger aus den Gruben, die es sich im Boden gewühlt hatte, aufgescheucht, schnaubend, schnarchend und brüllend durch den Schlamm dahin brauste, bis es endlich auf trockenen Grund getrieben war, wo ein Wettrennen begann, bei dem die Flußpferde bald die Verfolgten, bald die Verfolger waren.

Dieß dauerte eine geraume Zeit fort, ohne daß indeß die vielgerühmte Ueberlegenheit des Menschen sich bewährt hätte, denn die Jäger konnten ihres Wildes weder todt noch lebendig habhaft werden. Am andern Morgen, bei niederem Wasserstand, bildete eine Abtheilung eine Linie quer über eine der Stellen des Flusses, wo das Wasser nicht über zwei Fuß tief war, während die Boote aufwärts fuhren, um die Thiere den Strom herab zu treiben, und eine andere Abtheilung das Ufer besetzt hielt, um die Flußpferde zu hindern sich in den Wald oder unter das Schilf zu flüchten. Sobald nun diese ungeheuren, aber scheuen Thiere durchzubrechen versuchten, feuerten die am Ufer stehenden Jäger eine Flinte ab, was meist hinreichte, sie ins Wasser zurückzuscheuchen, und als nun auf diese Weise eine bedeutende Anzahl auf eine Sandbank zusammengetrieben war, eröffneten die Jäger ein regelmäßiges Feuer auf die erschrockenen Thiere. So unbehülflich sie aussahen, so viele Schnelligkeit zeigten sie bei ihren Bemühungen, dem unausgesetzten, mörderischen Feuer, dem sie bloßgestellt waren, zu entrinnen. Eine Kanone, die eine einpfündige Kugel schoß, schlug durch die dicke Haut einiger dieser Thiere, während die andern mit einem Hagel von Kugeln, aus Zinn mit Spiesglaskönig vermischt, beschossen wurden. Ein Junges ward fast unverletzt gefangen, als es seiner Mutter folgen wollte, die in der Angst nach dem Lande hindurchzubrechen versuchte. Schon hatten die Jäger es von ihr getrennt und in Gewahrsam gebracht, als das arme Thier sein Junges vermißte, seiner Furcht vergaß und mit solcher Wuth auf die Jäger losstürzte, daß diese zur Flucht genöthigt wurden; ungeachtet des nahen und mörderischen Feuers, das auf das Thier gerichtet wurde, gelang es ihm doch, sein Junges den Händen der Feinde zu entreißen, und es, so erschöpft die Mutter selbst war, davon zu tragen. Mit Eintritt der Fluth war die Jagd zu Ende.

Als die Jäger auf ihrem Rückweg nach dem Schooner, längs dem Ufer des Flusses an die Stelle kamen, wo man vordem ein Flußpferd im Wasser gesehen hatte, ließ sich im Schilf ein lautes Geräusch hören, als ob das Thier durch das heftige Gewehrfeuer erschreckt, sich dort verborgen hätte. Zwei Offiziere, die Hrn. Arlett und Barrette, gingen, in Begleitung zweier Matrosen, sogleich dem Geräusch nach, in der Absicht das Thier herauszutreiben. Der erstere war in seinem Waidmannseifer etwas voraus, als man ihn plötzlich laut rufen hörte: „Hier ist es!" worauf sogleich ein gewaltiges grimmiges Gebrüll von irgend einem großen Thier sich vernehmen ließ, und wenige Augenblicke darauf Hr. Barrette mit blutigem Gesicht und um Hülfe rufend aus dem Röhricht hervorstürzte, da Lieutenant Arlett von einem Elephanten angegriffen und zu Boden geworfen worden sey. Die ganze Jagdgesellschaft eilte sogleich fort, den unglücklichen Offizier zu suchen, den man nur als zertretenen Leichnam wiederzusehen fürchtete. Als sie näher kamen, ergriff der von ihrer Anzahl erschreckte Elephant die Flucht, und ließ sein Opfer in einem Zustand zurück, der sich leichter denken als beschreiben läßt. Der Unglückliche lag mit Blut und Schlamm bedeckt, mit weit aus ihren Höhlen hervorgetretenen Augen, kurz mit den schauderhaftesten Spuren eines gewaltsamen Todes, auf dem Rücken. Man wendete alle nur in dem Augenblick möglichen Mittel an, ihn wieder zum Leben zu bringen, doch so ganz ohne Erfolg, daß man schon anfing alle Hoffnung, daß noch ein Lebensfunke vorhanden sey, aufzugeben. Endlich wurde Wasser gebracht, mit dem man dem Unglücklichen das Gesicht ab-

wusch und ihm etwas davon in den Mund flößte, worauf sich Spuren des wiederkehrenden Lebens zeigten; allein es dauerte noch eine geraume Zeit, bis er so weit wieder zu sich kam, daß er im Stande war, einen zusammenhängenden Bericht von dem Verlauf des unglücklichen Vorfalles zu geben. Wie es scheint, war er schon ganz nahe an dem Thiere, bevor er des dichten Schilfs wegen bemerkte, in welcher gefährlichen Lage er sich befand; als er es aber entdeckte, rief er auch schon seinen Gefährten zu: „Hier ist es!" Kaum waren aber diese Worte ausgesprochen, als er auch schon gewahr wurde, daß er statt auf ein Flußpferd, auf einen ungeheuren Elephanten gestoßen war. Dieser, der über die unerwartete Störung höchst aufgebracht schien, schwang seinen Rüssel in der Luft, bäumte sich, als jene Worte gerufen wurden, auf die Hinterfüße, kehrte sich rasch um und stürzte sich, das ihm im Wege stehende Schilf niedertretend, mit zornigem Gebrüll auf den Lieutenant, der vergebens sich bemühte, zu entkommen. Dieser hatte für einige Augenblicke noch Hoffnung sich zu retten, da das Thier einen der beiden Matrosen gewahr wurde, der den Wipfel eines etwa zwanzig Fuß hohen und drei Fuß dicken Baumes erklettert hatte und von da herab, während er sich schußfertig machte, mit Geschrei und drohenden Gebärden den Elephanten zu verscheuchen suchte. Der Elephant kehrte rasch um, machte vor Wuth brüllend einen Anlauf gegen den Baum, und sprang in die Höhe, als wollte er den Matrosen herabholen; allein das Gewicht seines Körpers stürzte den ganzen Baum um, ohne jedoch glücklicherweise den Mann zu beschädigen, der sich sofort in das Schilf verkroch, das Thier verfolgte ihn schäumend vor Wuth, bis zum hohen Ufer des Flusses, während der Matrose laut schrie: „Ein Elephant, ein Elephant!" und so kamen beide fast zu gleicher Zeit am Abhange an, auf dessen Rücken die übrigen Jäger versammelt waren, die sich, als sie das Geschrei hörten, schußfertig gemacht hatten, und den Elephanten mit einem Hagel von Schüssen empfingen, der nun mit verstärkter Wuth zu Hrn. Arlett zurückkehrte. Dieser war inzwischen bei seiner eiligen Flucht gefallen und das ungeheure Thier stürzte nun über ihn weg und verletzte ihn bedeutend am Knöchel. Sobald der Elephant vorüber war, stand Hr. Arlett auf und versuchte, mühsam forthinkend, noch einmal sich zu retten, als das Thier umkehrte und den Angriff erneuerte; sein Rüssel schwebte in der Luft und im nächsten Augenblick war der unglückliche Offizier bewußtlos zu Boden geschlagen. Als er wieder zu sich kam, schien seine Lage hoffnungslos, denn sein eifriger Gegner stand mit wüthigem Gebrüll über ihm, stampfte den Boden mit seinen Füßen und durchwühlte den Schlamm mit den Fangzähnen. Als die Jagdgesellschaft Hrn. Arlett zuerst erblickte, lag er zwischen den Füßen des Elephanten und hätte das Thier die Absicht gehabt, ihn zu zerquetschen, so würde dazu ein einziger Fußtritt hingereicht haben; es ist also wahrscheinlich, daß der Elephant seinen Gegner nur strafen und erschrecken, nicht aber tödten wollte, eine Vermuthung, die mit dem Charakter dieses großmüthigen, aber rachsüchtigen Thieres vollkommen übereinstimmt.

Hr. Arlett wurde sogleich mit aller nur möglichen Sorgfalt an Bord des Schooners geschafft, wo sich nach genauer Untersuchung ergab, daß er zwar stark gequetscht, doch aber kein Knochen zerbrochen sey, mit Ausnahme des Wadenbeines am linken Fuß, das man für leicht gebrochen hielt. Wie es scheint hatte der Elephant bei seiner zweiten Wiederkehr den Rüssel mit Schlamm gefüllt, den er dem Lieutenant, nachdem er auf dem Rücken lag, an den Mund gesetzt und eingespritzt hatte, wodurch eine große Menge davon in den Magen gekommen war. Daher kam auch der Schmutz in Hrn. Arletts Gesicht und der dem Ersticken nahe Zustand, in dem man ihn fand; auch brach er drei Tage nach diesem Abenteuer eine Menge blauen Sand. Als er auf den Elephanten stieß, hatte er eine gezogene Büchse in der Hand, allein er stand zu nahe um schießen zu können, und wußte wohl, daß er im Fall eines Fehlschusses verloren seyn würde, da die Wuth des verwundeten Elephanten nichts schont. Als man ihn ins Boot trug, war seine Büchse vergessen worden, es wurden daher vier Mann abgeschickt sie zu suchen. Sie hatten sie eben gefunden, und waren im Begriff zurückzukehren, als der Elephant sie überraschte. Der erste und zweite Matrose thaten Fehlschüsse, zum Glück aber bewog ihn die Kugel des Dritten zur Umkehr.

Englisches Leben in Indien.

1. Beschäftigungen, Vergnügungen und häusliches Leben der Frauen.

(Fortsetzung.)

Alles was asiatisch, trägt als eigenthümliches Gepräge eine Mischung von Armseligkeit und Pracht. Die kostbaren Geschirre von Silber und Porzellan, die den Tisch bedecken, stehen nicht, wie es sich gebührte, auf Damasttafeltüchern, sondern auf gewöhnlichem Baumwollenzeug, wie es im Lande verfertigt wird. *) Alle Gläser haben silberne Deckel, um keine Fliege hineinfallen zu lassen, werden aber nie gewechselt. Allerdings wird bei dergleichen Festen jenes barbarische Gepränge zur Schau gelegt, das den Ausländer an Beschreibungen mittelalterlicher Festpracht erinnert, leider aber fehlt es den Gästen, die eingeladen sind, diese aufgethürmten Berge von Speisen zu zermalmen, an jenem kühnen Appetit, mit dem unsere kriegerischen Vorfahren bei ihren Gelagen einhieben. Die Burrakhanas, wie man sie in Calcutta nennt, enthalten ein Schaugepränge, woran sich wenigstens das Auge, wenn auch nicht der Gaumen weiden muß. In einer mit Marmor gepflasterten Halle, die auf schönen steinernen Säulen ruht und von zahllosen Lichtern bestrahlt wird, sieht man an die sechzig Gäste versammelt. Die Peunkahs fachen über ihren Häuptern und Tschoris (Fächer) verschiedener Art, die einen aus Pfauenschweifen, die andern aus Kuhschwänzen mit silbernen Griffen verfertigt, werden von den geschmackvoll in weißen Musselin gekleideten Dienern geschwungen, um die Fliegen zu verscheuchen. Alle drei oder vier Stühle sieht man auf gestickten Teppichen die mit anmuthiger Pracht ausgestatteten Hukahs (Tabackspfeifen), während die Düfte der

*) Da es in Indien keine Mangen gibt, so glaubt man, die Damasttafeltücher würden in der Wäsche ihren Glanz verlieren, allein die schweren Bügeleisen, deren sich die Dhobies bedienen, leisten ganz denselben Dienst. Anm. d. Verf.

verschiedenen Tschillams, der Dampf der Schüsseln, die Hitze der Lampen und die Menge von Aufwärtern alle Bemühungen, einen frischen Luftzug zu erhalten, vergeblich machen. Mit nassen Tüchern eingeschlagene Flaschen, die statt der Karaffen, die Runde um den Tisch machen, bilden eine der besondern Eigenthümlichkeiten einer indischen Tafel. So häßlich diese Flaschen aussehen, so wird dieser Uebelstand doch durch den Nutzen aufgewogen, da der Wein durch den nassen Umschlag, der übrigens am Flaschenhals mit einiger Zierlichkeit geordnet ist, frisch und kühl erhalten wird. Die Portweine, Bordeaux und Burgunder geben sich durch ihren karmoisinrothen Rock mit weißer Halskrause zu erkennen; während Xeres und Madeira in bräutlichem Gewand erscheinen. Der Pinsel eines Stilllebenmalers würde hier die wunderlichsten Stoffe finden. Die Verandahs bieten einen eben so lebendigen und geräuschvollen, als für ein nicht daran gewohntes Auge unterhaltenden Anblick: hier sieht man die Hukahbadars beschäftigt, neue Tschillams zu bereiten; die Khidmetgars richten die Theergeräthschaften her; um die Feuer der Unghitas drängen sich Gruppen von Hindus, denn in keiner Jahreszeit wird den Eingebornen ein helles Kohlenfeuer unangenehm, dessen gelinde Wärme sie mit wahrer Wollust einsaugen; während der Europäer, aller Peunkahs und Fächer ungeachtet, sich einer Ohnmacht nahe fühlt.

Die Abendessen sind ganz nach dem Vorbild der Mittagsmahle eingerichtet, nur daß bei ihnen nur eine Tracht Speisen auf die Tafel kommt und die Multaaniesuppe, die außer bei den Tiffins und Soupées selten erscheint, in größerer Menge gegeben wird. Sind die Gäste zahlreich, so wird ein ganzer Hammel für die unerläßliche Grundlage dieses flüssigen Karry gehalten, das übrigens sehr von der unter diesem Namen in Europa bekannten Speise verschieden ist; Zitronensaft und geronnene Milch machen den Hauptbestandtheil derselben aus. Auch ist es in den obern Provinzen nichts Ungewöhnliches Lendenstücke von Rindfleisch, Hammelsrücken und Schöpsenkeulen auf dem Tische einer Abendmahlzeit zu sehen, während man in Calcutta Gänse und Truthühner auftischt. Die Leckerbissen eines solchen Mahles bestehen in Salmen, die in hermetisch verschlossenen Gefäßen aufgetragen werden, in Bücklingen, Käse, geräucherten Sprotten,*) eingemachten Himbeeren und getrockneten Früchten; da dergleichen Artikel nur aus Europa kommen und selten frisch und genießbar zu haben sind, so sind sie sehr theuer und schmecken auch um so besser. Der Geschmack einer Frau hat sonach ein weites Feld vor sich; aber sie müßte den Muth einer Amazone besitzen, wollte sie den Versuch wagen, unter diesen starrgläubig am Alten hangenden Indiern, mögen sie nun eingeboren oder aus England eingebürgert seyn, eine Neuerung einzuführen. Die Zahl der Schüsseln, oder die Größe der aufgetragenen Stücke zu vermindern, würde unfehlbar den niedrigsten Beweggründen beigemessen werden; die Dienerschaft würde sterben vor Schaam über die Schmach ihrer Gebieter und die Gäste würden sich beklagen, daß man sie wolle verhungern lassen. Das von einem berühmten witzigen Kopf gegebene Küchenrezept, eine Gurke herzurichten, wird bei einer indischen Mahlzeit gewissenhaft genau befolgt; denn alle Mühe und Aufwand bei einer solchen englisch-indischen Mahlzeit ist, buchstäblich genommen, weggeworfen: nicht der fünfzigste Theil kann von den Gästen aufgezehrt werden und das Uebriggebliebene aufzubewahren, gestattet das Klima nicht, denn in der kalten Jahreszeit würde Alles vertrocknen und in der heißen tritt schnell Fäulniß ein, während nur die verworfenste indische Kaste etwas genießen würde, was von einer europäischen Tafel kommt. In Calcutta zwar gibt es arme Christen genug, denen die Brosamen von des Reichen Tisch willkommen sind, aber in den obern Provinzen würde selbst ein Bettler mit Abscheu jede Gabe zurückweisen.

*) Clupea spratus.

(Schluß folgt.)

Die Mineralbäder Frankreichs.

(Schluß.)

Zu bemerken ist, daß man sehr irren würde, wollte man die Heilkräfte eines Mineralwassers einzig nach der Menge von Bestandtheilen beurtheilen, welche die Chemie darin findet. Die Quelle der Reinette zu Forges, der so viele Kranke ihre Gesundheit verdanken, enthält kaum ⅛ Gran Eisen in der Pinte und nicht ganz 1½ Gran andere Salze. Das Wasser von Balaruc enthält vierzigmal mehr Salze als das von Plombières, ohne deßhalb vierzigmal mehr heilkräftig zu seyn. Nur in dem Wasser der Heilquellen der Pyrenäen findet sich einige Uebereinstimmung zwischen den Bestandtheilen eines Mineralwassers und seiner Heilkräfte; die Quellen von Barège, die kräftigsten in ganz Frankreich, sind auch die gesättigtsten und gleichartigsten.

Was die Temperatur betrifft, so gibt es drei fast siedendheiße Quellen: Ax in Ariège; Manjolet bei Arles und Chaudes-Aignes im Cantal (70° R.). Von 40° bis 50° R., wie z. B. Bourbonne und Plombières, sind uns zehn Quellen bekannt. Ungefähr zwanzig andere haben jene natürliche Temperatur, die für Bäder am angemessensten ist, und diese werden für die heilsamsten gehalten: Barèges, Bonnes, Cauterets u. s. w.; zehn oder zwölf endlich sind lauwarm, wie Bagnoles (20° R.) und Audinac (17° R.), und die übrigen sind mehr oder minder kalt, wie Enghien (11° R.), Forges, Russang, Contrexeville und Provins. Zu Bädern und Tropfbädern thut man wohl sich naturwarmer Quellen zu bedienen, die weder künstlicher Erwärmung noch einer vorläufigen Abkühlung bedürfen.

Es gibt Mineralquellen mit veränderlicher Temperatur, was von verschiedenen Ursachen herrühren kann. In den Pyrenäen kühlen sich die Quellen zuweilen während der stärksten Hitze des Sommers in Folge des tief einsickernden Wassers von geschmolzenem Schnee ab. Ein andermal wird diese Abkühlung durch häufigen Regen, Austreten eines Flusses, der Fluth des Meeres oder das Durchsickern eines Teiches veranlaßt. So werden die Quellen von Balaruc während Ungewittern zuweilen plötzlich durch das Durchsickern des Wassers des in der Nachbarschaft liegenden Weihers Thau abgekühlt. Fast kein Mineralwasser friert, vielleicht mit Ausnahme der wenig salzhaltigen Quelle von Plombières.

Die meisten der Thermalquellen haben eine angenehme Lage in der Nähe der Gebirge, in malerischen, aber unfruchtbaren und gewerblosen Gegenden. Viele sind von einem von alten Vulkanen verwüsteten Boden umgeben, und da sie von Neugierigen, gelehrten Reisenden oder Kranken besucht werden, die hauptsächlichste Erwerbsquelle ihrer Gegend.

Wie die Quellen von Spa, Sedlitz u. s. w., bieten die von Mont-d'or und den Pyrenäen den Naturforschern und Beobachtern manches Anziehende. Es finden sich an diesen Orten unzählige Merkwürdigkeiten, aus denen man eigene Museen bilden sollte, die an und für sich schon viele Fremde herbeiziehen würden. Die Badenden und Unbeschäftigten, zum mindesten jene unter ihnen, die wissenschaftliche Bildung besitzen, sollten eine Badereise zu geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und geologischen Studien benützen. Badegäste, die nur zu dem Zwecke Bäder besuchen, um ihre geselligen Verbindungen zu erweitern, müssen entweder nach Vichy, dem Sammelplatze der großen Welt, gehen, wo man länger verweilt als in Mont-d'Or, oder nach Barège, wo die Langweile die

Annäherung befördert, oder auch nach Bonnes, dem gewöhnlichen Versammlungsorte vieler Staatsmänner (mehrere ausgezeichnete Deputirte sind jezt dort), oder endlich nach Spa, wo der Rausch vom Wasser und den Vergnügungen freundschaftliche Verbindungen knüpft, die ihn zuweilen überdauern. Jene endlich, die ihrer körperlichen Leiden halber ein Bad besuchen, müssen wohl bedacht seyn, gerade die ihrer Krankheit angemessenste Quelle zu wählen; es ist also durchaus nöthig, sich, ehe man eine solche Reise unternimmt, so genau als möglich von der Natur des Uebels und den Eigenschaften der Quelle zu unterrichten, von der man Heilung erwartet. Hautkrankheiten können nur durch Schwefelwasser geheilt oder vielmehr gemildert werden (denn gänzliche Heilung ist selten und schwierig): Cauterets und Luchon sind die wirksamsten Bäder für noch nicht tief gewurzelte und Barèges für ältere Uebel dieser Art. Alle diese Quellen, besonders die leztere, haben die Kraft, Geschwüre zu zertheilen, Fisteln mit oder ohne Knochenfraß zu heilen und die Schmerzen von Wunden zu stillen. Schon seit langer Zeit braucht man sie zu lezterm Zweck: der Großvater Heinrichs IV, Jean Albret, schickte seine Krieger nach der Schlacht von Pavia in die Bäder von Eaux-Bonnes, die man damals Eaux-d'Arquebusade (Wundwasser) nannte. Gegen angehende Lungensucht und besonders Lungenkatarrhe ist das Wasser von Bonnes, und gegen Beklemmungen und gastrische Beschwerden das von Mont-d'Or sehr wirksam. Heilkräftiger noch als die Quellen von Spa sind die von Vichy, St. Nectaire und Contrexeville in Urinbeschwerden, gegen Blasen- und Nierenstein. Alle doppeltkohlensaures Natron enthaltenden Quellen thun übrigens dieselbe Wirkung; ein französischer Chemiker hat bewiesen, daß eine Auflösung dieses Salzes, das Wasser von Vichy so gut als das Sodawasser, die Eigenschaft hat, die Blasensteinsäure aufzulösen, bekanntlich der Stoff, aus dem fast immer der Stein sich bildet. Die mit chronischen Rheumatismen, Steifigkeit der Gelenke und Erschlaffung der Muskeln behafteten Personen müssen nach Bourbonne, Plombières, Luxeuil oder Balaruc gehen; an Nervenübeln Leidende nach St. Sauveur; Bleichsüchtige nach Bagnères oder Forges; Gelähmte nach Bourbon-l'Archambault, und mit Krankheiten der Leber und Eingeweide Behaftete nach Nérès und Vichy. Entnervten und sehr schwachen Personen sind die Seebäder in Dieppe, oder auch die süßen Wasser der Pyrenäen zu Bonnes, Eaux-Chaudes oder St. Sauveur heilsam. Es gibt Damen, die nur deßhalb Bäder besuchen, weil sie glauben ihr Teint werde dadurch an Feinheit, Frische und Schönheit gewinnen, kurz um sich zu verjüngen; diese können ohne Unterschied nach Eaux-Chaudes, Barèges, Aix in der Provence oder Bagnoles gehen, müssen aber Vichy und Mont-d'Or, und vor Allem Balaruc und Bourbonne meiden.

Mehrere Quellen haben auch ihre besondern Eigenschaften, die es gut ist, kennen zu lernen; so stillen die Bäder von Balaruc und Bourbonne die Gichtschmerzen, während die von Barèges und Vichy sie erregen. Spa und Vichy, so wie alle schäumenden Quellen, lindern Blasenbeschwerden, die von Schwefelwassern gewöhnlich heftiger werden. Bourbonne erzeugt Ausschlag und Barèges vertilgt ihn; Mont-d'Or endlich verschlimmert Skrophelkrankheiten und Cauterets heilt sie sehr oft. Eine der Quellen an lezterem Badeorte hat auch die Eigenschaft, alle etwas dämpfigen Pferde des Gestütes von Tarbes zu heilen. Diese seltsame Heilung, die jedes Jahr unter den Augen der Badegäste vorgeht, dauert nie über zwanzig Tage.

Noch schreiben Viele gewissen Quellen die Eigenschaft zu, die Unfruchtbarkeit zu heben, und diese Meinung ist nicht so ganz unbegründet als man vielleicht glauben sollte. Diese Quellen stellen in der That die zum Gebären unerläßlichen organischen Funktionen wieder her; mehrere heilen die der Empfängniß nachtheiligen Krankheiten oder Gebrechen, und viele stärken, kräftigen und verleihen ein Gefühl des Wohlbefindens und der Gemüthsruhe, das der Erweckung zärtlicher Neigungen und Gefühle allerdings förderlich ist. Die Quelle von Sauvenière, eine Stunde von Spa, dicht an einem artigen Wäldchen, genießt in dieser Hinsicht eines großen Rufes; allein der Gebrauch derselben ist mit gewissen abergläubischen Ceremonien verbunden, denen die französischen Damen sich nicht gern unterwerfen dürften. Ohne das Bad von Bourbon-Lancy würde es wahrscheinlich keine St. Bartholomäusnacht gegeben haben, weil Katharine von Medicis, nach einer achtzehnjährigen unfruchtbaren Ehe, nur erst neun Monate nach seinem Gebrauche Mutter wurde.

Was die Badezeit betrifft, so fängt diese in den meisten Bädern mit dem 1 Junius an und endigt mit dem 1, zuweilen auch am 15 Oktober, und Dieß ist schon ziemlich spät. Außer dem Nebel und der Feuchtigkeit wird auch die Kälte des Morgens und Abends dem durch Bäder erweichten und empfänglicher gewordenen Körper nachtheilig. Es gibt indeß doch einige glücklich gelegene oder durch Kunst gut geschüzte Bäder, wo man das Wasser zu allen Jahreszeiten brauchen kann. Dieß ist zu Bagnères und auch zu Dax zwischen Bayonne und Bordeaux der Fall. In Barèges und in den Pyrenäen muß man sich wohl gegen die Unbeständigkeit der Witterung und die Sturmwinde schüzen. Ungewitter sind in Mont-d'Or sehr häufig, und in den Quellen entwickelt sich dann so viel kohlensaures Gas, daß man Gefahr laufen würde zu ersticken, wenn man baden wollte. Man erzählt von einem Catalonier, der aus Eigensinn auf diese Weise ums Leben kam; er wurde plözlich auf ähnliche Weise erstickt, wie Dieß in gewissen Höhlen des Königreiches Neapel der Fall seyn würde, wenn man die Unvorsichtigkeit beginge, sich in ihnen auf den Boden zu legen.

Was die Ausgaben betrifft, so sind die Bäder von Bourbonne und Mont-d'Or unter allen des ersten Ranges die wohlfeilsten. Die Reise ist kürzer, der Aufenthalt minder lang, denn man bleibt selten länger als 15 bis 25 Tage. Zu Vichy dagegen muß man nicht viel weniger als 40 Tage verweilen, und oft äußert dieses Bad erst seine Wirkung später, nachdem man es bereits eine Zeit lang gebraucht hat. Die kostspieligsten von allen sind die in den Pyrenäen; zuerst hat man eine weite Reise zu machen, dann gibt es Pferderennen, Logis, Unterhalt, Tropf- und andere Bäder, Abonnements, Vergnügungen in der Umgegend, Schauspiel und Bälle in Bagnères, die steifen Gesellschaften in St. Sauveur und die Feste von Cauterets zu bestreiten. Ueberdieß trifft man auf seinem Wege erfahrne Aerzte, die man Unrecht thäte nicht zu Rathe zu ziehen; man bedarf Führer, gute Reitpferde, Kabriolets und sogar einige literarische Neuigkeiten, um bei schlechtem Wetter die Zeit zu vertreiben. Dieß ist eine Ausgabe von 16 bis 1800 Franken. Zu Bagnoles kann man des Tages nicht mehr als 15 bis 18 Franken ausgeben: 5 Franken für zwei Mahlzeiten, 2 bis 5 Franken für Wohnung, Bad und Tropfbad; Pferde, Spiel, besondere Ausgaben, Bedienung, Badewärter, Spaziergänge u. s. w., dann die Reise, den Aufenthalt ungerechnet. Alles berechnet, so gibt man doch noch mehr aus, um sich krank zu machen, als um sich zu heilen.

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Calcutta meldet folgenden merkwürdigen Vorfall: Am 2 Januar d. J. geriethen die Einwohner des Dorfes Hugly, das 300 Familien zählt, in nicht geringe Bestürzung, als sie Morgens zur Stunde, wo sie die Sonne aufgehen zu sehen gewohnt waren, Alles umher noch in Dunkel gehüllt fanden; wie groß aber wurde ihr Schrecken, als sie bemerkten, daß sie insgesammt erblindet waren. Am Abende zuvor war auf beiden Ufern des Flusses ein starker Nebel gewesen, der einen so starken salzsauren Geruch von sich gab, daß die Einwohner beständig niesen mußten und ihre Augenlieder bedeutend anschwollen. Am folgenden waren fast alle Einwohner von Hugly blind geworden, und dieses Augenübel dauerte vier und zwanzig Stunden, worauf es plözlich verschwand. Diese ganze Zeit über konnte keiner von den Dorfbewohnern seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen, und auch sich keine Nahrung bereiten, da Niemand sehen und seinem Nachbar aushelfen konnte. So kurze Zeit diese Erblindung andauerte, so hatte sie doch mancherlei traurige Ereignisse zur Folge, mehrere Personen stürzten und beschädigten sich gefährlich; doch gab sie auch wieder zu allerlei komischen Auftritten Anlaß. Die Aerzte sind jezt beschäftigt, die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ausfindig zu machen.

*

Die Zahl der im brittischen Museum zu London enthaltenen Bücher belief sich im Jahre 1821 auf 115.925 Bände und im Jahre 1832 auf 218.957. Manuskripte zählte man im Jahre 1821 17.955 und im Jahre 1852 21.606; Karten oder Originalurkunden im Jahre 1821 16.425, im Jahre 1832 19.695. Die von 1830 bis 1835 verkauften oder vertauschten Bücher beliefen sich auf 14.410.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 236. 24 August 1833.

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

7. Wallfischfang der Bewohner von St. Mary. — George of the Sand. — Perlenfischerei. — Die Einwohner am Mapoota.

Die Kanots der Bewohner von St. Mary (früher eine französische Kolonie) sind klein, von der gewöhnlichen Form und sehr sauber gearbeitet. So gebrechlich sie indeß auch aussehen, so wagen sich die Eingebornen auf ihnen doch weit ins Meer hinaus und greifen zuweilen sogar mit Erfolg die größten Wallfische an, die zwischen der Insel und dem Festlande streichen. Sie nähern sich dem Ungeheuer mit größter Vorsicht und verwunden es, mit ihren sauber gearbeiteten, an einer langen mit Kork versehenen Leine befestigten Harpunen, tödtlich in die Seite. Vom Todesschmerz durchzuckt taucht der Wallfisch unter, um in der Tiefe Linderung zu suchen, allein die gewonnene Frist ist nur kurz, denn er findet in diesem seichten Gewässer wenig Raum und taucht daher bald wieder empor, wo sein wachsamer Verfolger, dem der Kork die Bewegungen des verwundeten Thieres verräth, ihn erwartet, um ihm eine neue Wunde beizubringen. Der Kampf ist nun bald entschieden und endet damit, daß der Riesenkörper im Triumph ans Ufer gezogen wird. Es scheint nicht, daß die Bewohner dieser Inseln, bei ihrem Wallfischfang, gleich denen des Festlandes, gewisse Ceremonien beobachten. Diese letztern verfolgen nämlich niemals einen alten, sondern immer nur die jungen Wallfische, wobei sie die Mutter demüthig um Verzeihung bitten, die Noth vorschützen, die sie zwinge sich an ihrer Nachkommenschaft zu vergreifen, und sie ersuchen, so lange unterzutauchen, bis Alles vorüber sey, damit sie nicht Zeuge eines Vorfalles werde, der ihr mütterliches Herz zerreißen müsse. Wir hatten in diesen Tagen Gelegenheit, die außerordentliche Behendigkeit dieser Leute zu bewundern; der Leven hatte nämlich zwei Haifische gefangen, einen männlichen von ungefähr 13 Fuß Länge und einen weiblichen beiläufig um noch zwei Fuß größer. Als man den letztern aufschnitt, wurden 48 Junge, jedes ungefähr 18 Zoll lang, herausgenommen; alle waren lebendig und munter und schwammen, über Bord geworfen, ihre Mutter ängstlich suchend um das Schiff herum. Die Eingebornen hatten sie nicht sobald erblickt, als sie auch schon in ihren Kanots Jagd auf sie machten und einen nach dem andern mit gekrümmten, mit Widerhaken versehenen Assagayen durchstießen, ohne auch nur, selbst wenn der Fisch acht bis zehn Fuß unter dem Wasser stand, ein einzigesmal zu fehlen.

Auf der Küste des Festlandes konnten wir bei den Eingebornen auch nicht eine Spur von religiösen Grundsätzen entdecken, Aberglauben und den Glauben an Zauberei ausgenommen, den sie mit allen ihren Landsleuten im Osten und Westen theilen. Alle tragen Amulette von den seltsamsten Formen um den Hals, denen sie übernatürliche Kräfte beilegen. Einer von ihnen „George of the Sand" genannt, hatte indeß, wahrscheinlich durch die Portugiesen, denen er oft als Bootsmann gedient hatte, einigen Begriff von einer Fortdauer nach dem Tode, denn wenn man ihn fragte, was wohl nach seinem Hinscheiden aus ihm werden würde, antwortete er: „Ich bleibe hier," und auf seinen Schatten und dann gen Himmel deutend, „der Mann aber geht dorthin." Alle seine Landsleute dagegen, auf ähnliche Weise befragt, sprachen die feste Zuversicht aus, daß der Mensch nicht mehr Hoffnung auf Fortdauer habe, als ein Hund, und daß mit dem Tode Alles vorüber sey.

An den Ufern des wegen seiner reichen Perlenfischerei in der Nähe der nördlichen Spitze der Bazaruta-Inseln der Aufmerksamkeit würdigen Mapoota angelangt, wurde ein Boot unter Befehl des Kadetten Bowie, der den portugiesischen Sekretär als Dolmetscher bei sich hatte, ans Ufer geschickt. Hr. Bowie fand die Eingebornen bereit ihn aufzunehmen, und unter ihnen einen alten Mann, der sich König nannte. Ihre Kleidung unterschied sich von der der Eingebornen südlich von Inhamban dadurch, daß sie eine Schürze von Ziegenfell trugen, auch waren alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie gehören zu dem Stamm, dem die Portugiesen den Namen Lindiens geben, wahrscheinlich von L'Indiani, eine Benennung, die wir Anfangs fälschlich als allen die Küste bewohnenden Wilden zukommend annahmen. In Sofala erfuhren wir aber, daß man hierunter nur einen neuen Stamm aus dem Innern begreise, der alle früheren Bewohner der Meeresküste zwischen Sofala und Inhamban aufgerieben habe, und der so feindlich gesinnt sey, daß er nur selten von unbewaffneten portugiesischen Handelsleuten besucht werde. Der Name des alten Häuptlings oder Königs war: Na Ma'ssingoe; er nannte die große Insel Pemga und sagte, er habe Ueberfluß an Ochsen, Schafen, Federvieh und Per-

ken, wofür er Tuch als Tauschartikel begehrte. Er gab Herrn Bowie einige Perlen als Muster, die gut zu seyn schienen und ziemlich groß waren, obschon wir später erfuhren, daß sie um die Muscheln zu sammeln nicht weiter als knietief ins Wasser gingen. Ihre Sprache schien eine Mischung vom Delagoa, Inhamban und Majowie nebst vielen portugiesischen Worten zu seyn. Die Majowie und die Makwanos scheinen die beiden den Portugiesen am besten bekannten Stämme um Mozambique und nach Norden hin zu seyn. Wir sahen uns so in den Stand gesetzt, der Aehnlichkeit der Sprachen vom 12° bis zum 33° südlich nachzuforschen, was vielleicht hinreichend seyn dürfte, den gemeinschaftlichen Ursprung aller der zahllosen Stämme zwischen diesen Breitegraden zu beweisen.

Fische gibt es im Ueberfluß, so wie eine Menge der verschiedenartigsten, seltensten und schönsten Muscheln. Die Perlenauster wird nach allen Richtungen hin gefunden, doch sollen die schönsten in der Nähe des Festlandes, ein wenig nördlich an der Buok genannten Küste angetroffen werden, wo die Portugiesen am Fluß Mambone eine kleine Niederlassung unterhalten. Da seit mehreren Generationen an dieser Küste keine Perlen gefischt wurden, so möchte es nicht leicht einen Ort geben, der günstiger für Handelsunternehmungen wäre als dieser. Die Schafe sind von der großen, mit Haaren statt der Wolle bekleideten Race; der Preis, den sie für eines forderten, war 1½ Klafter blauen oder gewürfelter Dungarik und wir kauften eine Menge derselben nebst Federvieh und Ziegen für kleine Stücke dieses Zeugs. Für sechs Klafter verkaufte der alte König vierzehn Unzen guten Ambra, der vielleicht zwanzig Pfund Sterling werth war. Er hatte etwa noch einmal so viel bei sich, den er jedoch nicht ablassen wollte, weil er bereits so viel Zeug eingetauscht hatte, als er brauchte. Es fanden sich auch mehrere Weiber ein, die Gürtel von aus Muscheln verfertigten großen Perlen trugen, und an denen wir etwas bis jetzt noch nicht Gesehenes bemerkten. Sie trugen nämlich in der durchbohrten Oberlippe eine aus Elfenbein oder einer Muschelschale sehr glatt gearbeitete ungefähr drei Zoll lange Zierrath von der Gestalt eines Horns. Da die Spitze desselben in den Mund reichte, so schienen diese Damen ein besonderes Gefallen daran zu finden, es mit der Zungenspitze beständig in Bewegung zu setzen.

Englisches Leben in Indien.

1. Beschäftigungen, Vergnügungen und häusliches Leben der Frauen.

(Schluß.)

Die Unterhaltung, die man bei solchen festlichen Gelagen findet, hängt einzig von der Nachbarschaft ab, in die man zu sitzen kommt; denn die Tafel ist gewöhnlich zu groß, um ein Gespräch allgemein werden zu lassen, und die Gegenstände der Unterhaltung sind meist gleichfalls von keinem allgemeinen Interesse, wenn die Gesellschaft nicht durchgehends aus Militärs besteht, wo dann Dienst und Dienstessachen den unerschöpflichen Stoff des Gespräches bilden. Kein Ereigniß vermag in Indien den Gemüthern eine etwas höhere Spannung zu geben, wenigstens keines, das gewöhnlich in Europa eine solche Wirkung zur Folge hat, wie etwa eine Flucht, eine Entführung, ein neues Theaterstück, die Ankunft eines ausgezeichneten Fremden u. s. w. Der Brahmine Rammohun Roy hat in London mehr Aufsehen gemacht, als Lord William Bentinck oder irgend ein Gouverneur vor ihm in Calcutta. Die Nachrichten aus dem Mutterlande müßten höchst ungewöhnlicher Art seyn, wenn sie im Stande seyn sollten, das ernüchterte Gefühlsvermögen eines Anglo-Indianers anzuregen; und selbst die größte Revolution dürfte sich zu Hause ereignet haben; bevor die Nachricht davon Indien erreicht, ist so viele Zeit darüber vergangen, daß es ungewiß ist, ob nicht bereits schon wieder ein ganz neuer Umschwung der Dinge erfolgt ist. Lange Ungewißheit erzeugt Gleichgültigkeit, und Bestätigung oder Widerlegung findet dann eine kalte Aufnahme. Eine Menge Menschen ist überdieß auch gegen auswärtige Ereignisse völlig gleichgültig und kümmert sich wenig um das Schicksal von Königen und Ministern auf der andern Hälfte der Erdkugel. Ueber neue Romane und Gedichte, die in der Heimath so vielen Stoff zur Unterhaltung geben, spricht man völlig kalt und gleichgültig; wenn man überhaupt nur davon spricht. Hat sich ihr Verfasser nicht genannt, was in England nur zu Nachforschungen und Vermuthungen Anlaß gibt und das Interesse erhöht, so kümmert sich hier kein Mensch darum, den Namen zu erfahren; man hört nicht die Vorzüge oder Fehler des Buches besprechen und Niemand schämt sich des Geständnisses, ein Buch nicht zu kennen, das alle Welt gelesen hat. Bücher finden in Indien einen schnellen Absatz, da sie die Hauptunterhaltung in müßigen Stunden bilden; man durchblättert sie, spricht aber selten von ihnen. Es gibt in Indien weder Gemäldegallerien noch Gemäldeausstellungen, keine Opern, die den Stoff zu Gesprächen bildeten; die dramatischen Vorstellungen und musikalischen Unterhaltungen werden von Dilettanten gegeben, und sollten daher kaum der Kritik anheimfallen, die übrigens hier nicht selten in persönliche Gehässigkeit ausartet. Bei dem Mangel an Stoff zu Unterhaltungen auf diesem Gebiete gehen die Engländer in Indien auch nicht gern auf Mittheilungen über ähnliche Gegenstände in der Heimath ein; und neu angekommene Fremde, die durch Erzählung von den Wundern, die sie in Europa zurückgelassen, Aufmerksamkeit und Verwunderung zu erregen hoffen, werden sich erstaunlich getäuscht finden. Wer von Paganini, Sonntag und Taglioni viel Wesens macht, darf darauf gefaßt seyn, in demselben zweideutigen Licht zu erscheinen, wie solche, die aus Indien zurückgekehrt, in England von Tigerjagden erzählen; man hält sie für Windbeutel und sie müssen es sich gefallen lassen, den Vorurtheilen und Ansichten ihrer neuen Bekanntschaften beizutreten, oder sie werden Gefahr laufen, zu einem Nichts herabzusinken. Und so groß ist die Verkehrtheit der menschlichen Natur, daß Fremde, die nichts von ausgezeichneten Kunstleistungen, neuen Gemälden, neuer Musik und neuen Büchern zu reden wissen, verächtlich über die Achsel angesehen und für Menschen von gemeiner Herkunft gehalten werden.

Ein Kanal durch die Landenge von Suez und ein regelmäßiger Verkehr durch Dampfschifffahrt allein mag einen großen Um-

schwung in dem gesellschaftlichen Leben der Engländer in Indien hervorbringen; bis Dieß aber geschieht, würden nur ungeheure Ereignisse es aus seiner Schlaftrunkenheit aufzurütteln vermögen. Lord Byron sagt, ein kalter Himmel erzeuge kaltes Blut, wenigstens ist gewiß, daß selbst der glühende Sonnenbrand Indiens in den Adern der Europäer nicht die Lavagluth zu entzünden vermag, die ein Erbtheil der Kinder des Morgenlandes ist. Es bedarf der heftigsten Erschütterungen, um einen Anglo-Indianer aufzuregen: die Jagd ist in ihren Augen nur ein abgeschmacktes und schales Vergnügen, wenn sie nicht mit äußerster Lebensgefahr und Tod verbunden ist, weßhalb auch alle jene, die nach langer Abwesenheit wieder nach England zurückgekehrt, in dieser Beziehung äußerst schwer zufrieden zu stellen sind. „Was sind all die armseligen Waidmannsfreuden von Melton Mowbray, hört man sie sagen, in Vergleich zu dem wilden Kampf mit den Ungeheuern der Wildniß, wo dem heisern Gebrüll des Tigers der mörderische Sprung folgt, wo der Büffel mit Tod und Verderben drohender Stirne gerade auf den Reiter losprallt, und der ritterliche Angriff des Ebers Aug', Hand und Herz fest und sicher verlangt?" Ein Reizmittel von minder scharfem Stachel wird das abgestumpfte Gemüth des indischen Engländers unberührt lassen, dessen schläfrig hinbrütende Thatkraft nur durch außerordentliche Einwirkungen geweckt werden kann.

Die asiatische Gesellschaft in London.

London, Anfangs August.

Die asiatische Gesellschaft von Großbritannien und Ireland war im letzten Jahre ihrem Untergange sehr nahe. Ihre Ausgaben hatten nach und nach in demselben Maße zugenommen, als ihre Einnahmen sich verminderten; die Untreue ihres Agenten setzte sie in neue Verlegenheiten, und das Jahr begann mit einem Deficit von 157 Pf. St. Aber der Gemeingeist, der englische Institutionen auszeichnet, zeigte sich auch hier; die Gesellschaft erholte sich durch die Thätigkeit ihrer Mitglieder und die großmüthigen Aufopferungen einiger derselben im laufenden Jahre vollkommen; sie hat nicht nur ihre Ausfälle gedeckt, sondern einen Ueberschuß von 160 Pf. St., und denkt im nächsten Jahre einen von 300 Pf. zu haben. Die Gesellschaft hat im Laufe des Jahres den zweiten Theil des dritten Bandes ihrer Verhandlungen (Transactions) herausgegeben, und der dritte Band ist unter der Presse. Der König von England ernannte vor einigen Tagen zwei der ausgezeichnetsten Mitglieder des Ausschusses der Gesellschaft, Wilkins und Haughton, zu Rittern, eine Auszeichnung, die bis dahin Niemand wegen seiner Verdienste um orientalische Literatur zu Theil geworden ist. Es ist unbegreiflich, bis auf welchen Grad in England die Gleichgültigkeit und Unwissenheit über Indien geht. In ganz Großbritannien bestand nur Eine Professur für Sanskritliteratur, und diese war von der ostindischen Kompagnie errichtet worden, weder der Staat noch die Universitäten hatten das geringste dafür gethan. Vor einigen Jahren überließ ein methodistischer Obrist, Boden, der Universität Oxford ein Kapital von 30,000 Pf. St., womit eine Professur des Sanskrit errichtet werden sollte, deren ausdrücklicher Zweck war, zur Bekehrung der Hindus zu dienen. Auch die asiatische Gesellschaft füllt nicht die Stelle aus, welche ihr der Natur der Sache nach gebühren sollte, sie hat allerdings manche Dienste geleistet, das Interesse für Indien in England einigermaßen geweckt, ihre Verhandlungen enthalten einige Beiträge von hohem Werthe, sie hat die Bildung des Komité für den Druck von Uebersetzungen orientalischer Klassiker hervorgerufen, und einigermaßen den Schimpf von England abgewendet, daß es unter allen civilisirten Ländern in Europa dasjenige war, das sich am wenigsten um den Orient bekümmerte. Aber bei dem Allem sind ihre Leistungen unendlich unter dem geblieben, was man von ihr erwarten konnte; die Zahl ihrer Mitglieder ist nie auf 500 gestiegen, ihre Hülfsmittel sind verhältnißmäßig unbedeutend geblieben. Die ostindische Kompagnie, deren Pflicht und Interesse es gewesen wäre, eine solche Institution aufs kräftigste zu unterstützen, hat sich damit begnügt, ihr einen jährlichen Beitrag von 100 Guineen zuzugestehen; die Regierung hat nichts für sie gethan, die Universitäten und gelehrten Gesellschaften haben wenig Antheil an ihr genommen; Alles was sie gethan hat, verdankt sie allein dem Eifer der Beamten der Kompagnie, welche nach ihrer Rückkehr aus Indien sich für die Bekanntmachung der Materialien, welche sie im Lande gesammelt haben, interessiren. Uebrigens läßt sich bei der asiatischen Gesellschaft ein sichtbarer Fortschritt bemerken, sie sucht mehr und mehr ihre Kommunikationen mit den Eingebornen von Indien auszudehnen. Ramroy, ein gelehrter Bramine, hat auf Aufforderung der Gesellschaft ein bedeutendes Werk über die Geschichte der Baukunst in Indien, nach den Quellen und den vorhandenen Monumenten englisch geschrieben und mit einer Menge von Zeichnungen begleitet, an die Gesellschaft geschickt, welche den Druck des Werkes besorgen wird. Ein reicher und patriotischer Bramine in Madras, Ramaswami, hat in dem letzten Bande der Transaktionen einen von ihm englisch geschriebenen Aufsatz über eine Brücke, welche er über den Fluß Caveri bauen läßt, eingerückt, und das Komité der Korrespondenz, das einen Zweig der Gesellschaft bildet, hat sich mit vielen der gelehrtesten Hindus in Verbindung gesetzt, um von ihnen Mittheilungen über Gesetze, Gebräuche, Literatur und Alterthümer ihres Vaterlandes zu erhalten. Es ist unmöglich, daß ein Institut, das sich auf einen so großen Standpunkt gestellt hat, in England nicht die Unterstützung finde, welche es in den Stand setzen wird, seine Arbeiten fortzusetzen, und ihnen die Ausdehnung zu geben, welche die Größe des Gegenstandes fordert.

Der Seidenhandel Englands.

Zwei Mönche, die gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts bis in das chinesische Reich vorgedrungen waren, erzählten bei ihrer Rückkehr, unter andern Merkwürdigkeiten, daß sie einen Stoff gesehen hätten, wozu ein Wurm das Gewebe spinne, das weit reicher als alle in Europa bekannten Stoffe, ja selbst kostbarer als der Purpur der Könige sey, und daß er dennoch in China selbst vom gemeinsten Volke zur Kleidung verwendet werde. Durch Zuspruch und verheißene Belohnungen ließen sie sich zu einer zweiten Reise bewegen, um diesen kostbaren Wurm zu holen; allein nur unter großen Schwierigkeiten gelang es ihnen endlich eine Anzahl Seidenraupeneier zu entwenden, die sie in einem Bambusrohre verbargen. Auf diese Weise kam die Seide nach Europa; bald ging sie auch nach Kleinasien und Griechenland über, blieb aber lange Zeit so hoch im Preise, daß nur die Reichsten seidene Kleider tragen konnten. Man will sogar wissen, daß ein Kaiser, dessen Gemahlin ihn um ein seidenes Kleid gebeten, ihr dieses mit der Bemerkung abgeschlagen habe, es zieme ihr nicht das Beispiel einer solchen Verschwendung zu geben.

Das südliche Europa war lange Zeit im ausschließlichen Besitze der Seidenwurmzucht und der Bereitung der Seidenstoffe. Erst gegen das fünfzehnte Jahrhundert näherte die Kultur der Seide sich dem Westen, und als der Handel Englands sich auszubreiten begann, faßte die Fabrikation der Seidenstoffe auch in diesem Lande Fuß. Lange Zeit hindurch machte sie dort wenig Fortschritte, als aber endlich der Reichthum der Nation sich vermehrte, kam sie in Aufnahme, und im Eingang eines von Karl II erlassenen Ediktes wird gesagt, daß sie im Jahre 1666 mehr als 40,000 Menschen beschäftigte. Nach dem Widerrufe des Ediktes von Nantes im Jahre 1685 wanderten mehr als 55,000 Vertriebene aus dem mittägigen Frankreich aus, um England mit ihrer Erfahrung in diesem köstlichen Gewerbszweige zu bereichern, und ließen sich in Spitalfields, in der Nähe von London, nieder, wo sie auch den Anbau des Maulbeerbaumes versuchten; noch sieht man heutzutage in allen Gärten dieses Stadttheiles die von ihnen angelegten Pflanzungen. Die Bäume sind von ausgezeichneter Schönheit, und fast alle von der Gattung morus rubra; allein das Blatt ist, selbst in den ersten Tagen seiner Entwicklung, hart und eignet sich nicht wohl zur Nahrung der jungen Raupe.

Die Regierung verlieh der neuen Kolonie Privilegien und Unterstützungen, und in dem Quartiere, wo sie sich niederließen, beschäftigt

man sich jezt noch ausschließlich mit Seidenfabrikation. Ein bemerkenswerther Umstand ist, daß in der nach und nach Englisch gewordenen Sprache seiner Bewohner eine Menge südlicher Ausdrücke, und in ihrem Aussehen, Sitten und Gewohnheiten große Aehnlichkeit mit den Arbeitern von Nimes und Croix-Rousse sich erhalten haben. Zu jener Zeit war der Einfuhrhandel mit Seidenstoffen frei, und der Werth der jährlichen Einfuhr belief sich auf 600,000 bis 700,000 Pfd. St., was jedoch dem Gedeihen der neuen Kolonie keineswegs hinderlich wurde. Nur erst im Jahre 1692 erhielten die französischen Eingewanderten ein Privilegium für ausschließliche Verfertigung und Verkauf gewisser Stoffe, bis endlich auf vielfältige Gesuche das Parlament im Jahre 1697 das gänzliche Verbot aller in Frankreich und andern europäischen Staaten verfertigten Seidenstoffe beschloß. Im Jahre 1701 erstreckte sich das Verbot auch auf indische und chinesische Fabrikate. Die hier angeführten Thatsachen beweisen zur Genüge, daß die Seidenfabrikation in England nicht dem Prohibitivsystem ihr Entstehen verdankt, sondern daß sie im Gegentheil unter dem Bestehen uneingeschränkter Handelsfreiheit sich entwickelte.

Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1824 bietet die Geschichte der Seidenfabrikation Englands nichts als Klagen der Fabrikanten über die Einfuhr fremder Seidenzeuge, vergebliche Bemühungen des Parlaments, um diesen den Markt zu verschließen, und Unruhen der Seidenarbeiter. Im Jahre 1775 erhielten diese die unter dem Namen der „Spitalfields-Akte“ bekannte Bill, durch die sie berechtigt wurden, einen festen, von den Magistraten bestimmten Arbeitslohn zu fordern; eine Verordnung, die der Präfekt von Lyon vor zwei Jahren nachahmte. Die unausbleibliche Folge derselben war die jährliche Abnahme der Fabrikation von Spitalfields, bis endlich eine große Anzahl von Fabrikanten den Handel, oder doch wenigstens die Verfertigung derjenigen Seidenwaaren aufgab, die nach dem Bestande der Dinge den geringsten Vortheil abwarfen. Im Jahre 1824 wurde die Spitalfieldsakte zurückgenommen. Zugleich mit dem übrigen Theile der Nation fingen auch die Fabrikanten an heller zu sehen. Während das Monopol in England alle Verbesserungen hemmte, machte die Fabrikation auf dem Kontinent bedeutende Fortschritte. Das Beispiel unermeßlicher Ausdehnung, das der Handel mit Baumwollenwaaren durch Vervollkommnung der Maschinen gegeben hatte, ging nicht verloren, und nach hundertdreißigjährigem Bestehen wurde die Spitalfieldsakte, auf Gesuch der aufgeklärtesten Fabrikanten Londons selbst, zurückgenommen. Im Jahre 1826 wurden auf Huskissons Vorschlag wichtige Bestimmungen vom Parlamente genehmigt, und ausländische Seidenwaaren gegen einen Zoll von 30 Pzt. zugelassen. Die Abgaben auf Rohseide und Farbstoffe wurden aufs Neue herabgesezt, und die englischen Fabrikanten konnten abgespulte Seide, statt der früher bezahlten 14 Schilling 7½ Pence, jezt gegen einen Eingangszoll von 5 Schilling für das Pfund, und rohe Seide statt 5 Schilling 7½ Pence für 3 Pence beziehen. Obschon durch die Veränderungen der über den Seidenhandel bis dahin bestandenen Bestimmungen gewisse Interessen gelitten haben, so läßt sich doch nicht läugnen, daß dieser Industriezweig seit jener Zeit bedeutend gewonnen hat. Im Jahre 1824, dem Jahre der Zurücknahme der Spitalfieldsakte, hatte man 5,392,357 Pfund Seide eingeführt, die in England gesponnen und verarbeitet werden sollten. Von dieser Masse hatte Italien 1,716,784 Pfund, China und Indien 1,507,000 Pfund und das mittägige Frankreich die übrige Seide geliefert. Diese Einfuhr nahm während der ersten drei oder vier Jahre, die der Zurücknahme des gänzlichen Verbotes ausländischer Seidenzeuge folgten, ab, denn der natürlicherweise zunehmende Verbrauch wendete sich zum Theile französischen, italienischen und schweizer Seidenzeugen zu, die damals besser als die in Spitalfields verfertigten waren; allein die nöthigen Verbesserungen ließen nicht lange auf sich warten, fremde Arbeiter wurden angestellt, und gegenwärtig sind die englischen Fabrikanten im Stande, eben so schöne und dauerhafte Seidenzeuge als die Lyoner, und des Eingangszolles von 30 Pzt. wegen, den diese leztern bezahlen müssen, wohlfeiler zu liefern. Die Einfuhr der rohen Seide erreichte nun bald wieder ihre vorige Höhe, und im vergangenen Jahre betrug sie 4,693,517 Pfund.

Die Ausfuhr von Seidenzeugen, die im Jahre 1828 sich auf einen nicht höhern Werth als 140,320 Pfd. St. belief, war im Jahre 1830 auf 437,880 Pfd. St. gestiegen, und die Engländer schmeicheln sich bald im Stande zu seyn, den Franzosen auf allen Märkten den Rang abgewinnen zu können. Auch läßt sich nicht läugnen, daß ihre glatten Seidenzeuge den französischen gleichkommen, und daß die Einführung von Zeichnern in ihren Fabriken und von Chemikern in ihren Färbereien sie bald in den Stand sezen wird, auch rücksichtlich der Bänder und broschirten Seidenzeuge mit den Franzosen zu wetteifern.

Den Berichten Herrn Wilsons, eines der reichsten Fabrikanten Großbritanniens, zufolge, verwenden die Fabriken 40,000 Spinner, deren Arbeitslohn sich auf 350,000 Pfd. St. beläuft. Seife und Farbe kosten 500,000 Pfd. St. jährlich und der Arbeitslohn der Abspuler beträgt 265,000 Pfd. St. Die Zahl der Webstühle wird auf 40,000 geschäzt; diese werden von 80,000 Personen in Bewegung gesezt, die 5 Millionen Pfd. St. Arbeitslohn erhalten. Die Seidenfabriken geben endlich, die Familien der Arbeitsleute eingerechnet, 400,000 Personen Unterhalt.

Vermischte Nachrichten.

Admiral Napier soll ein Abkömmling des berühmten Baron Napier, des Erfinders der Logarithmen seyn. Ein schottisches Journal theilt über seine aus Schottland stammende Familie folgende Sage mit: „Die Napier stammen von den alten Thans von Lennox. Den Namen Napier verdanken sie einer sehr ruhmvollen Gelegenheit. Einer der Thans von Lennox, der vor langer Zeit lebte, hatte drei Söhne, von denen der älteste seinen Namen trug, der zweite sich Donald und der dritte sich Gilchrist nannte. Es begab sich aber, daß der König von Schottland in einen Krieg verwickelt wurde und den Heerbann seiner Lehensleute aufbot, wozu der Graf von Lennox, zu alt, um selbst ins Feld zu rücken, seine Leute unter seinen beiden jüngern Söhnen stoßen ließ; man weiß nicht, aus welchem Grund er den ältern, seinen Nachfolger, bei sich behielt. Es kam zu einer Schlacht, in der die Schotten Anfangs den Kürzern zogen und schon zu weichen begannen, als Donald das Familienpanier der Lennox ergriff und sich mit ihm in den dichtesten Haufen der Feinde stürzte, wodurch die Schotten wieder Muth faßten, den Angriff erneuerten und den Sieg davon trugen. Als nach dem Kampfe, der Sitte gemäß, Jeder vor dem Könige seine Thaten erzählte, sagte er: „Ihr habt Alle tapfer gefochten, aber Einer unter euch hat sich Nae pier (unvergleichlich) benommen.“ Hierauf befahl er Donald statt des Namens Lennox den Napier anzunehmen; auch verlieh er ihm die Herrschaft Gosford für ihn und alle seine Nachkommen, und gab ihm dazu andere Güter auf Lebenszeit. Der Admiral Napier nun stammt in gerader Linie von jenem Donald.“

*

Das „Canton-Register“ berichtet, daß die chinesische Regierung einer geheimen Gesellschaft auf die Spur gekommen ist, die schon seit länger als vierzig Jahren besteht; sonderbar genug richtete sich der Zorn des Beherrschers des Reiches der Mitte nicht sowohl gegen die Mitglieder dieses Vereines, als gegen die Beamten der Orte, wo die politische Kezerei der Gesellschaft ihren Ursprung genommen hat; insbesondere gegen die Gouverneurs von Peking, so wie gegen die Staatsminister, die damals am Ruder waren und es versäumten, diese geheime Verbindung auszuforschen und zu bestrafen. Alle diese Beamten wurden theils abgesezt, theils zu erniedrigenden Strafen verurtheilt, und die Spalten der Zeitung von Peking sind mit Namen solcher bestraften Beamten angefüllt, von denen einige schon früher aus andern Gründen abgesezt worden und andere gestorben sind, aber selbst Dieß entzieht sie nicht der Strafe einer rückwirkenden Absezung.

*

Von den Departementalstädten Frankreichs haben nur 195 öffentliche Bibliotheken, die zusammen 2.600,000 Bände enthalten, so daß im Verhältnisse der Bevölkerung der Departements (31.000,000 Seelen) ein einziges Buch auf fünfzehn Einwohner kommt. Die Stadt Paris hat fünf Bibliotheken, welche 1,378,000 Bände zählen, wo also drei Bände auf zwei Einwohner kommen. Endlich besitzen 822 Städte von 3000 bis 18,000 Seelen gar keine öffentlichen Bibliotheken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 237. 25 August 1833.

Die Pferderennen in England.

(Nach dem Quarterly Review.)

Es ist kein Zweifel, daß Newmarket,*) Epsom, Ascot und Doncaster — der eigentliche klassische Boden der englischen Pferderennen oder des Turf (Rasengrund) — wie die Engländer Alles, was darauf Bezug hat, benennen — hinsichtlich des Glanzes und der Zuschauermenge mit den olympischen Wettrennen in keinen Vergleich gestellt werden können; denn wären diese nicht in Griechenland als ein Gegenstand von höchster nationaler Wichtigkeit betrachtet worden, so würde sich Sophokles in seiner Elektra eines großen Fehlers schuldig gemacht haben, wenn er dem Boten, der die Nachricht von Orestes Tod zu überbringen hat, eine lange Beschreibung dieses Wettkampfes in den Mund legt. Doch ist dieß nicht die einzige Seite, wo eine große Verschiedenheit zwischen den Pferderennen zu Olympia und Newmarket bemerkbar wird. Bei jenen war Ehre allein der Preis des Siegers und Niemand büßte dabei sein Geld oder seinen guten Ruf ein. Indeß, so groß auch in jenen alten Tagen die Leidenschaft gewesen seyn mag, sich als ein Reiter oder Wagenführer vor den Augen der ganzen Nation hervorzuthun, blieb es doch erst spätern Zeiten vorbehalten, das Rennpferd zu seiner höchsten Vollkommenheit auszubilden. Schon der Mangel an Steigbügeln allein konnte die Wettrennen der Alten nicht zur höchsten Stufe der Ausbildung gelangen lassen. Auf dem wohl eingeschirrten Streitroß und auf dem feingebildeten Schulpferde mag der Reiter selbst bei Galopp, Kapriole und Balotade bloß durch den Schluß der Schenkel und Knie sich fest im Sattel halten, wer aber je den berühmten Jockey, John Dalley, auf dem Rennpferde Ellipse zu sehen Gelegenheit hatte — und John war nebenbei gesagt der Einzige, der es reiten konnte — wird sich sogleich überzeugt haben, daß es, ohne den Stützpunkt der Steigbügel, ganz und gar nicht zu reiten gewesen seyn würde; denn da es im Rennen mit der Nase fast den Boden berührte, so würde es bald auch den sattelfestesten Reiter über den Kopf weg abgesetzt haben.

*) Newmarket ist das Olympia der Engländer und wegen seiner trefflich für Pferderennen geeigneten Heide berühmt, noch mehr aber wegen der mancherlei Arten von Rennbahnen, die man dort findet. Es gibt achtzehn verschiedene derselben, wie sie für Pferde von verschiedenem Alter und verschiedenen Eigenschaften erforderlich sind, was bei den Wetten von großer Wichtigkeit ist. Ein starkes Pferd z. B. endigt seinen Lauf am vortheilhaftesten bergaufwärts, ein leichtes bergabwärts. In Newmarket selbst besitzen mehrere der vornehmsten Lords der englischen Aristokratie eigenthümliche Wohnungen, so der Earl von Chesterfield, der Herzog von Richmond, der Marquis von Exeter. Auch ein berühmter Jockey jetziger Zeit, Samuel Chifney, hat dort ein palastähnliches Gebäude, wo gewöhnlich der Herzog von Cleveland während der Pferderennen seine Wohnung nimmt.

Anm. d. Verf.

Es ist vielleicht nicht vonnöthen, hier auf eine geschichtliche Darstellung des Ursprungs der Pferderennen in England einzugehen; will man aber einem neueren Werke über dieselben *) Glauben schenken, so läßt sich eine Spur davon schon zu König Athelstan's Zeit entdecken. Hugo Capet soll nämlich im neunten Jahrhundert einige Rennpferde dem König Athelstan zum Geschenk gemacht haben, als dieser um dessen Schwester Ethelswitha freite. Zuverlässigere Erwähnung einer Art Pferderennen findet sich in einer Beschreibung Londons von William Fitz-Stephen, der unter Heinrich II lebte. Dieser Mönch berichtet uns, daß man in Smithfield die Pferde zum Verkauf auszustellen pflegte, und dabei auf ihre Vorzüge als Reit- oder Zugpferde Wetten anstellte. In den Hofhaltbüchern unter König Johann findet man häufig der Ausgaben für Wettrennen erwähnt. Auch die drei Eduarde nach Eduard I verwendeten viel auf Pferdezucht und später ließ Heinrich VIII Pferde aus dem Orient nach England bringen. Indeß kann man die Rennpferde aus jener Zeit nicht mit den edelblütigen Rossen der jetzigen englischen Rennbahn vergleichen. Was man damals „running horses“ nannte, bezeichnete wahrscheinlich nur solche Pferde, die durch Schnelligkeit und Ausdauer im Laufe mehr als gewöhnliche leisten konnten, und die zu allen Verrichtungen gebraucht wurden, wo es auf Schnelligkeit ankam; ein solches Pferd unterschied sich von dem Streitroß, das sich durch Stärke des Knochenbaues auszeichnen, und Kraft genug besitzen mußte, um einen geharnischten Reiter und eine eigene Rüstung zu tragen, was zusammen nie weniger als 600 Pfund wog. Ungeachtet die Königin Elisabeth kein besonderes Vergnügen an Pferderennen fand, so machte doch unter ihrer Regierung die Zucht edelblütiger

*) Strutt, on the Sports and Pastimes in England. London 1831.

Pferde große Fortschritte. Unter König Jakob I wurden die Wettrennen sehr häufig und die Edelleute übernahmen dabei auf ihren eigenen Pferden die Rollen der Jockeys; allein die ersten eigentlichen Wettrennen, die öffentlich vor großen Zuschauerversammlungen gehalten wurden, fanden zu Garterley in Yorkshire, zu Croydon in der Grafschaft Sussex und zu Theobalds statt, wo der Preis in einer Glocke von Gold bestand. Es läßt sich auch behaupten, daß die eigentliche Kunst, Pferde abzurichten, erst unter Jakob I eine höhere Ausbildung erlangte. Man verwendete größere Sorgfalt auf Verpflegung und Einübung der Pferde, ohne jedoch auf das Gewicht, das sie zu tragen hatten, Rücksicht zu nehmen, achtzig Pfund war die höchste und geringste Schwere, die man Rennpferde tragen ließ. Jakob begünstigte die Wettrennen sehr und kaufte einen arabischen Hengst um fünfhundert Guineen — eine zu jener Zeit unerhörte Summe, die noch dazu übel angewendet war, da dieser Araber von den englischen Pferden im Wettlauf besiegt wurde. Karl I war ein großer Freund von Pferden und Wettrennen; doch hielt die ernste Wendung in den Staatsverhältnissen ihn bald fern von den fröhlichen Volksfesten. Der erste Preis von größerem Werthe wurde unter ihm für das Pferdrennen zu Stamford ausgesetzt und bestand in einem feuervergoldeten Becher, der auf acht Guineen geschätzt und von den Aldermännern der Stadt zum Besten gegeben wurde. Sir Eduard Harwood klagt über die Verschlechterung der englischen Pferde in jener Zeit, die weit hinter den französischen zurückstehen mußten, was er den häufigen Wettrennen zur Schuld legt. Nicht lange nachher kamen der Berber von Marokko und der Türke des Herzogs von Bukingham nach England, wodurch die inländische Pferdezucht eine große Verbesserung erfuhr. Im Jahre 1640 fanden zu Newmarket und Hyde-Park Wettrennen statt, auf die in einem Lustspiele, „die lustigen Bettler" (The Merry Beggars), das im folgenden Jahre aufgeführt wurde, Anspielungen enthalten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

8. König Makasany. Der Mapoota. Der Waldbrand. Neue Todesfälle.

Lieutenant Owen, am Bord des Barracouta, dem die Untersuchung des Mapoota aufgetragen war, erstattete folgenden Bericht über seine Fahrt: „König Makasany, der aus dem eine Meile vom Schiff entfernten Dorf an das Ufer gekommen, aber nicht zu bewegen war, an Bord zu gehen, war ein großer Liebhaber des Rums, den er häufig trank, aber doch durchaus nicht als Tauschartikel annehmen wollte, weil, wie er sehr philosophisch bemerkte, das aus dem Genuß entspringende Vergnügen zwar allerdings groß, aber doch zu vorübergehend sey, als daß er gegen dauernde Gegenstände es einzuhandeln sich entschließen könne. Viele seiner Häuptlinge und Unterthanen theilten indeß seine Ansicht nicht, sondern hätten vielmehr gern Alles, was sie besaßen, für das Vergnügen hingegeben, einige Stunden lang betrunken zu seyn. Die mit Erforschung des Mapoota beschäftigte Abtheilung fuhr mittlerweile sehr langsam stromaufwärts, da die Einwirkung der Ebbe und Fluth wenige Meilen vom Schiff nicht mehr fühlbar war und die Strömung des in der kühlen Jahrszeit angeschwollenen Flusses am zweiten Tage so stark wurde, daß die Boote nur mit größter Anstrengung aufwärts gelangen konnten. Man brauchte fünf Tage, um 40 Meilen zu machen, die man auf der Rückfahrt in einem Tage zurücklegte. Ueberdieß wurde die Mannschaft auch noch durch die hier außerordentlich zahlreichen Flußpferde und Alligatoren aufgehalten. Eines der erstern fiel das eine Boot an und riß ein Stück vom Dalbord los. Täglich sahen sie ganze Schaaren wilder Gänse, die ihnen sehr oft zu Verbesserung ihres Nachtessens dienen mußten. Am vierten Tage wurde ein junger Alligator geschossen, dessen Fleisch die Mannschaft gut und im Geschmack dem von Schildkröten ähnlich fand. Sie wurden von Muskitos, dem Geheul wilder Thiere und dem Schnauben und Gebrüll der Flußpferde so sehr beunruhigt, daß sie sich bei Nacht von den den Tag über ausgestandenen Beschwerden nur wenig erholen konnten. Das Lager wurde gewöhnlich am rechten Ufer des Flusses auf dem Gebiete von Mapoota aufgeschlagen, wo sie häufige Besuche von den Eingebornen erhielten. Um Raum für die Zelte zu gewinnen, wurde das hohe Gras angezündet, das, da es sehr trocken war, schnell auf einer bedeutenden Strecke wegbrannte. Am letzten Abend ihrer Fahrt den Strom hinauf wurden wir jedoch sehr erschreckt, als die Flamme sich bis zu einem benachbarten Wald fortfraß. Das brennende Gras war bald verzehrt und wir waren eben beschäftigt unsre Zelte wie gewöhnlich aufzuschlagen, als die Flammen plötzlich die Richtung nach dem Wald hin nahmen, der im nächsten Augenblick auch schon im Feuer stand. Zuerst brannte das Niederholz, dann die Zweige und zuletzt waren auch die mächtigen Stämme in Rauch und Flammen gehüllt; das Geprassel, mit dem die glühenden Kohlen zu Boden fielen, war fürchterlich, während Feuerfunken und Brände nach allen Richtungen hinflogen. Die Vögel und eine Menge wilder Thiere, die so lange, ohne beunruhigt zu werden, diese undurchdringliche Wildniß bewohnt hatten, suchten mit ängstlichem Geschrei zu entfliehen, stürzten aber, vom Rauch erstickt in die verzehrenden Flammen. Wir sahen einander unter schweigendem, mit Furcht gemischtem Staunen an; wir hatten das wilde Element entfesselt und blickten schaudernd auf die Verwüstung, deren Urheber wir waren. Erde, Himmel und Wasser, Alles schien in Flammen zu stehen; unsre geringen Kräfte hatten dieses Entsetzliche veranlaßt, wer aber konnte ihm Gränzen stecken? Wir fühlten unsre Unmacht und daß nur Einer den Flammen Einhalt gebieten könne, den wir im Herzen demüthig um Beistand anriefen. Ein Schauspiel wie dieses ist eines der wunderbarsten; es ist fast mehr als der Blick zu ertragen vermag, man fühlt sich gebeugt von dem Schrecklich-Erhabenen einer solchen Scene. Wir hatten keine Gelegenheit zu erfahren, wie weit der Brand sich erstreckte, denn noch in derselben Nacht mußten wir unser Lager abbrechen und an das jenseitige Ufer verlegen. Am Tage nach diesem Ereigniß wurde einer der Matrosen krank; Herr Hood ließ ihm stark zur Ader und man eilte so schnell als möglich dem Schiffe zu. Bis jetzt war Alles gut gegangen, weder Land noch Witterung schien ungesund zu seyn und Offiziere und Mannschaft

befanden sich so wohl als man nur erwarten konnte. Am 22 Januar aber wurde der Wundarztgehülfe, Herr Conolly, von einem heftigen Fieber befallen; er ließ sich sogleich öfter zur Ader und man könnte fast sagen, er sey am dritten Tage mit der Lanzette im Arm gestorben. Er ward am 26 auf einer kleinen Insel im Fluß begraben; vier Matrosen, die ihn am Ufer gewartet hatten, wurden sogleich nach ihrer Rückkehr eben so heftig befallen und von der bei Herrn Hood befindlichen Abtheilung ward auf dem Wege nach dem Schiff noch ein Mann krank. Wir fuhren augenblicklich ab und warfen am 28 vor der portugiesischen Faktorei Anker. Dieß war nun ebenfalls keine günstigere Lage, und Kapitän Owen hatte mir befohlen, bei dem ersten Anzeichen von Krankheit sogleich in See zu stechen; allein ehe ich noch den Fluß herabkommen konnte, war die halbe Mannschaft befallen, und da der Wundarzt das erste Opfer wurde, so hielt ich es gerathen dahin zu gehen, wo am ersten ärztliche Hülfe zu hoffen war. Die Erfahrung zeigte indeß, daß es besser gewesen wäre, sogleich in See zu stechen, wenn Hände genug da gewesen wären, das Schiff zu leiten; denn auf dem Leven und dem Barracouta wurde, nachdem man die Bai verlassen hatte, auch nicht Ein Mann mehr krank und es starben nur jene, deren Zustand von Anfang an hoffnungslos war. Man schreibt dieses Fieber gewöhnlich den Sumpfausdünstungen zu, was vielleicht ungegründet ist, denn auf fünf Meilen um den Barracouta waren nur wenige sumpfige Gründe. Die Ufer des Flusses waren indeß mit Wald bedeckt und die Fluth ließ zweimal des Tags eine bedeutende Menge von Schlamm zurück, aus dem die Sonne Dünste zog, die der Wind nach allen Richtungen hintrieb. Dieß mag allerdings von nachtheiligem Einfluß seyn, allein es bestehen noch andere, die jenen noch verstärken, ja vielleicht die einzige Ursache der Krankheit sind. Die Muskitos waren so häufig an Bord und drangen allenthalben hin, so daß es bei Tag und Nacht unmöglich war, einiger Ruhe zu genießen. Ihr unaufhörliches Summen und ihr Stich waren eine so peinliche Plage als man sich nur eine denken kann; es brachte Einen zur Wuth, ja fast zum Wahnsinn, und war für Körper und Geist gleich ermattend. Man sollte kaum glauben, daß ein so unbedeutendes Insekt so heftige und unausgesetzte Pein verursachen kann; selbst ein Hornissennest könnte nicht beschwerlicher fallen und nichts vermag sie zu vertreiben. Rauch, Verhüllung, alles wurde versucht, aber vergebens; das Gift ihres Stichs bringt das Blut in Gährung, und ein einziger Muskito könnte bald mehreren Personen, von Fieber und großen Schmerzen begleitet, eiternde Geschwüre hervorbringen. Dieser Ursache kann man sicher die vielen Todesfälle bei vom Fieber Befallenen zuschreiben, ob sie aber die Krankheit erzeugt oder nur erschwert, ist eine Frage, über die sich nicht leicht entscheiden läßt. Unsre Erfahrung lehrte, daß die, die am meisten von den Muskitos gequält wurden, auch zuerst das Fieber bekamen. Der Schiffszimmermann hatte sein Weib an Bord und beide wurden vom Fieber befallen; der Mann sprang im Paroxysmus über Bord und kam nicht mehr zum Vorschein; die Frau starb einige Stunden später. Das Fieber fing jetzt an so unter den Offizieren und Matrosen zu wüthen, daß ich binnen drei Tagen der einzige dienstfähige Weiße an Bord war und es blieb mir unbegreiflich wie ich, von Sterbenden und Todten umgeben, so lange gesund bleiben konnte. Die einzelnen Schwarzen hatten vor jedem Leichnam einen so unüberwindlichen Abscheu, daß ich, wenn keiner von unsern Leuten im Stande war, sich zu bewegen, mich genöthigt sah, den Negern in unserm Dienst erst mit Erschießen zu drohen, ehe sie sich bewegen ließen den Todten aus Ufer zu schaffen. Der arme Joyce, Sohn einer Wittwe, starb zuerst und zwar augenscheinlich aus Furcht; es waren bei ihm nicht die geringsten Anzeichen von Fieber vorhanden, sondern er sank um und verschied ohne Todeskampf, von Allen bedauert, die ihn seines gesitteten Benehmens wegen lieb gewonnen hatten. Der nächste war Herr Hood, ein junger hoffnungsvoller Offizier, dessen Krankheitsverlauf dem des jungen Joyce fast ganz gleich war. Von den zwanzig Mann, aus denen anfänglich unsre Bemannung bestand, waren jetzt noch sieben übrig. Ich machte also dem Kommandanten der portugiesischen Station, Miguel Luze de Cardenos meine Aufwartung und bat um Erlaubniß, die Kranken ans Land setzen zu dürfen, was unter Versprechen ärztlichen Beistandes auch bewilligt ward. Ich möchte gern sagen, daß der Gouverneur meinen Wünschen oder seinen Versprechungen entsprochen habe, allein seine Gesinnungen offenbarten sich später zu deutlich und zwar nicht in der Art, daß sie Dank von meiner Seite verdient hätten. Alle Kranke wurden indeß ans Land geschafft und so blieben nur Herr Tudor, John Coocher, unser schwarzer Koch und ich selbst an Bord des Schiffes." —

Am 11 Februar wurde auch Lieutenant Owen befallen und ging, krank wie er war, ans Land in das Haus des Lieutenants Antonio Teixera, der ihn mit der größten Bereitwilligkeit Tag und Nacht pflegte und wartete. Man kann denken, daß unter diesen Umständen kein Tagbuch geführt wurde, denn auch Herr Tudor und der Koch wurden gefährlich krank, verließen jedoch des Verdachtes wegen, den sie gegen den Kommandanten hegten, aus Pflichttreue das Schiff nicht. „Während sie, stündlich den Tod erwartend, in ihren Betten lagen, hielten sie immer ihre Waffen bereit, um nöthigenfalls einem Angriff des Faktoreigesindels (denn diese Menschen eine Garnison nennen, wäre eine Entwürdigung des Wortes) Widerstand leisten zu können. Ihr Muth und ihre Standhaftigkeit erhielten sie am Leben. Lieutenant Owen war den Tag nach dem ersten Anfall so übel auf, daß nur wenig Hoffnung zu seiner Genesung blieb. Am ersten März, an dem vom Kapitän Owen bestimmten Tag, dem die Ueberlebenden mit größtem Verlangen entgegen sahen, kam der Leven an. Als Herr Williams, der sich an Bord des Barracouta begab, zurückkam, erhielten wir einen traurigen Bericht von dem was er gesehen. Als er in das Verdeck hinabstieg, fand er Herrn Tudor und den Koch im Zustand größter Schwäche in ihren Betten. Ihr Bestreben, ihre Freude über unsre Ankunft auszudrücken, bot den Umstehenden einen traurigen Anblick, und gab nur wenig Hoffnung, daß sie noch Kräfte genug haben würden, der tödlichen Krankheit, an der sie litten, zu widerstehen. Das Uebel hatte bei beiden einen intermittirenden Charakter angenommen, allein auch die heftigsten Anfälle hatten ihre Entschlossenheit nicht erschüttern können. Beide waren von derselben Krankheit befallen worden, die so schon so viele ihrer Kame-

raden hingerafft hatte und dabei hatten sie Niemand um sich, der sie gewartet und gepflegt hätte; sie standen sich also selbst bei und vergaßen, den Tod stündlich vor Augen, nicht einen Augenblick ihrer Pflicht, fest entschlossen, das ihnen anvertraute Schiff zu vertheidigen, so lange noch Leben sich in ihnen regte. Ihre Lage, als sie unfähig waren sich aufrecht zu halten und Niemand um sie war, der ihnen einen Tropfen Wasser gereicht hätte, um ihre brennenden Lippen zu kühlen, muß fürchterlich gewesen seyn. Zu unsrer aller Freude wurden sie gerettet und der arme Koch später in Siera Leone, seinem Geburtsorte mit hundert Pfund Lohn und Prisengeldern ans Land gesetzt."

Wissenschaftliche Berichte aus Frankreich.

Paris, 10 August.

Souvenirs d'Orient par Henri Cornille. 8. 181 p. ist eine Reisebeschreibung aus den Jahren 1831 bis 1833. Der Verfasser bereiste Konstantinopel, Griechenland, Kleinasien, Syrien und Aegypten. Er war gegenwärtig bei der Ermordung von Capodistrias, bei dem ersten Sturme von St. Jean-d'Acre und bei dem Empfange des Pascha dieser Stadt von Mehemet Ali. Er gibt eine traurige Beschreibung von dem Zustande aller dieser Länder, von dem Elende, der Unordnung, den hoffnungslosen Aussichten der Bevölkerung und der Regierungen; er hofft nichts von den Griechen, hat eine kleine Meinung von dem Sultan und seinen neuen Truppen, spricht gering von dem Pascha von Aegypten, und weissagt, daß unter Ibrahim Alles wieder in seine alte Barbarei zurücksinken werde. Er hatte eine Unterredung mit Ibrahim, und macht folgendes Bild von ihm: „In der Nacht begaben wir uns in den Kiosk von Ibrahim, den wir in einem großen Saale mit Osman Bey, dem Generalmajor der See- und Landtruppen, und mit Soliman Bey fanden. Ibrahim schien 45 Jahre alt zu seyn, sein Gesicht ist gemein, sein helles und wildes Auge glänzt unter dichten Augenbrauen hervor, ein spärlicher Bart hängt in Klumpen von seinem unförmlichen Kinn herab. Ein alter brauner Ueberrock, der einem Priesterrocke glich, bedeckte seine breite Brust, und einen Theil seiner kurzen Beine, die über einen Stuhl herabhingen. Ibrahim beantwortete meine Verbeugung mit einem kleinen Kopfnicken, und deutete auf einen Stuhl, auf den ich mich setzte; man brachte Kaffee, aber keine Pfeifen, denn der Pascha raucht nicht. Ibrahim ist ein Mann von vielem Muth, ein Türke vom alten Schlag, er geht zwanzigmal täglich in die Batterien, er greift an der Spitze seiner Regimenter an, liebt den Geruch des Blutes, den Anblick des Brandes, das Geschrei der Sterbenden. Er unterwirft sich ungern den Neuerungen des Paschas, der übrigens nicht sein Vater, sondern sein Oheim ist, indem er die Wittwe seines Bruders geheirathet und ihren Sohn adoptirt hat. Er ist das Werkzeug seines Oheims geworden, aber er ist ein Feind der Civilisation, die fremden Gebräuche sind ihm zuwider, und er duldet sie nur aus Gehorsam. Es ist nicht zu bezweifeln, daß nach dem Tode des Vicekönigs Aegypten wieder in die alte Barbarei zurücksinken wird, aus der es sich kaum zu erheben schien." Es ist übrigens ein höchst oberflächliches, unbedeutendes Buch, der Verfasser scheint ein unwissender Mann zu seyn, der nicht gelernt hat, etwas mehr als die äußerste Oberfläche der Dinge zu sehen, er reist und reist und sieht nichts Erwähnenswerthes, und füllt den Mangel an Beobachtungen mit sentimentalen Reflexionen aus, um einen neuen Beweis des alten Spruches zu liefern, daß unter allen Nationen die Franzosen die schlechtesten Reisenden sind.

Die Akademie der Wissenschaften wählte nach dem Tode von Cuvier Herrn Dulong zu seinem Nachfolger als beständigen Sekretär der Sektion für Naturwissenschaften. Er hatte schon damals die Wahl nur ungern angenommen, und verlangt jetzt die Stelle niederzulegen. Die Akademie ist in Verlegenheit über eine neue Wahl, und berathschlagt gegenwärtig über einen Vorschlag, der in ihrer Mitte gemacht wurde, das Sekretariat in drei Sektionen zu theilen, Eine für Zoologie, Eine für Geologie und Eine für Botanik, aus dem Grunde, daß es schwer und fast unmöglich geworden sey, daß Ein Mann das ganze Gebiet der Naturgeschichte umfasse, die Akademie habe sich schon früher genöthigt gesehen, sich in zwei ganz getrennte Sektionen, die der mathematischen und die der naturhistorischen Wissenschaften, zu theilen, es sey daher ganz konsequent, bei immer fortschreitender Entwicklung der einzelnen Theile neue Sektionen zu bilden, deren Umfang den Sekretären möglich mache, den Jahresbericht über den Fortschritt der Wissenschaft, so wie die Biographien der verstorbenen Mitglieder mit vollkommener Sachkenntniß zu machen. Die Gegner des neuen Planes wenden dagegen ein, daß es der Einheit der Akademie als einer wissenschaftlichen Korporation schaden würde, und daß Dieß ein größerer Nachtheil als die theilweise Unvollständigkeit der Jahresberichte seyn würde, bei welchen ohnehin der Sekretär die Mitglieder über die einzelnen Theile der Wissenschaft zu Rathe ziehen könne, daß sich alle Theile der Naturgeschichte die Hand bieten, und daß die Rolle der Akademie gerade sey, die verschiedenen Spezialstudien zu Einem Ganzen zu vereinigen, dessen Theile sich unter einander ergänzen, und dessen Verbindung unter sich nicht ohne Schaden aufgelöst werden könne; man habe ohnehin in der letzten Zeit dem unendlich kleinen Detail und der allzu ausschließenden Spezialität zu viel eingeräumt, und dabei die allgemeinern Arbeiten und Ansichten in den Hintergrund gestellt, welche doch immer der Endzweck der Detailstudien seyn müssen. Die Frage ist noch nicht entschieden.

Der weibliche Theil des Restes der Saintsimonianer gibt unter dem Titel „Livres des actes, publiés par les femmes" ein Journal heraus, das die Ankunft der „femme livre," oder wie sie jetzt genannt wird, der Mutter, vorbereiten soll. Es ist hauptsächlich mit den Berichten der verschiedenen Missionen angefüllt, welche die Sekte, nachdem sie ihren Mittelpunkt in Paris und ihre Hülfsmittel verloren hatte, in alle Welt ausschickt. Der unglückliche Ausgang der Mission nach Konstantinopel ist durch die Journale bekannt worden, eine neue ist nach Amerika gegangen, nachdem sie in einer Proklamation, die an Wahnsinn alle übrigen Arten der Sekte übertrifft, Abschied von Frankreich genommen hatte. *) Der Rest der Jünger durchzieht Frankreich zu Fuß in ihrem auffallenden Kostüme, singend und predigend. Fast überall empfängt sie der Pöbel mit Steinen, und sie werden, nach ihren Briefen, fast unausgesetzt von der Gendarmerie oder Linientruppen begleitet, um sie gegen die Wuth des gemeinen Volkes zu schützen; in einigen Städten haben sie eine bessere Aufnahme gefunden. Sie suchen überall Arbeit, um Gelegenheit zu haben, sich mit den andern Arbeitern in Verbindung zu setzen, viele arbeiten in den Bergwerken von St. Etienne. Ihre Aussichten sind übrigens schlecht genug, ihr Hauptsitz nach Paris ist in Lyon, wo sie sich einiger Journale bemächtigt, und einen großen Einfluß auf die Arbeiter ausgeübt haben, aber hier, wie in der ganzen Sekte, scheint ein Geist der Insubordination eingerissen zu seyn, der die Reste derselben in kurzem vollends zerstreut haben wird. Sie sprechen davon in ihrer Korrespondenz in sehr mystischen Ausdrücken, aus denen aber klar ist, daß alle Organisation der Gesellschaft in ihrem Innern aufgehört hat, daß jeder von ihnen künftig auf eigenen Antrieb zu handeln und keiner mehr auf den andern zu zählen habe. Sie nennen es einen neuen Fortschritt in ihrer Entwicklung, das Zerschneiden der Gängelbande u. s. w.; allein sie sind bisher von Fortschritt zu Fortschritt an den Rand des Verderbens gekommen; diese letzte Vervollkommnung wird ohne Zweifel der Todesstoß der Sekte seyn. Doch wird mit ihrer Auflösung ihre Wirksamkeit nicht aufhören; sie hat einige hundert junge Männer aus ihren Beschäftigungen herausgerissen, ihr Vermögen verzehrt, ihre Laufbahn unterbrochen und sie an öffentliche Debatten über politische und nationalökonomische Gegenstände gewöhnt; sie werden sich nach dem Aufhören ihrer Sektenarbeit nothwendig auf die Journale hingetrieben finden, und in diesen ein Mittel suchen, ihre Ansichten zu verbreiten. Fast alle Saintsimonianer, welche sich schon früher von dem Hauptstamme getrennt hatten, und ihre Zahl ist nicht unbedeutend, haben sich in die Journalistik geworfen, und es ist wahrscheinlich, daß sich nach einiger Zeit eine noch weit größere Zahl in Journale aller Art eindringen, und ihre Principien, wenn auch weniger offen und dem Tone der Journale mehr angepaßt, darin aussprechen werde. Uebrigens bleibt die Leichtigkeit, mit welcher diese Sekte eine große Anzahl fanatischer Anhänger hervorgerufen hat, der Fortgang, den sie eine Zeit lang gefunden hat, und der nur durch den Wahnsinn Enfantins gehemmt worden ist, eine merkwürdige Erscheinung, wenn man sie in Verbindung mit einer großen Menge ähnlicher Versuche betrachtet, welche noch täglich in Frankreich gemacht werden, und deren einige einen temporären Erfolg haben.

*) S. Ausland S. 912.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 238. 26 August 1833.

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

9. Der Rio-Grande. Galinhas. Masula Rico.

Herr Tudor hatte den Auftrag erhalten, die Ufer des Rio-Grande aufzunehmen, so weit der Fluß schiffbar war, und wurde auf dieser Expedition von Herrn Lawrence begleitet, der eine Faktorei zu Bolola besaß. Er ist der Sohn eines Mannes, der mit der Abtheilung unter Herrn Beaver (später Kapitän Beaver) nach Bulama gekommen war. Da diese Unternehmung fehlschlug, so siedelte sich sein Vater zu Rio-Nunez an, wo er starb und Herrn Lawrence, damals noch ein Knabe, hinterließ. Dieser ging nun mit einem Handelsschiff nach Liverpool, kehrte aber bald wieder zurück; er sprach englisch, hatte auch im Schreiben einige Fortschritte gemacht, sonst aber die Sitten seiner Voreltern so sehr verläugnet, daß er, obschon sich zur christlichen Religion bekennend, dennoch mit vier Weibern lebte. Seine Hütte war, wie Herr Tudor berichtete, die größte und best gebaute im ganzen Land; früher hatte er einen Sloop besessen, der ihm aber von den Einwohnern von Formosa (der nächsten Insel nördlich von Soga und nordwestlich von Galinhas) genommen und zu Bissao verkauft ward. Er erzählte Herrn Tudor, daß es in Kanpabad viele Dörfer gebe, jedes einen eigenen König oder Häuptling habe, und daß die dort sehr zahlreichen Elephanten, wenn sie nach Wasser suchen, mit den Füßen kleine Brunnen aufwühlten, die, da es dort keine Flüsse gebe, von den Eingebornen unterhalten würden. Der lang geschwänzte Affe wird in jenen Gegenden gegessen und gilt für einen Leckerbissen. Das Land am rechten Ufer des Rio-Grande wird von den Eingebornen Gwinara und nicht, wie man gewöhnlich schreibt, Ghinala genannt. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind Elfenbein, Gold, Wachs, Häute und Pferde, die sie gegen Eisen in Stangen, Säbel und Feuergewehre und Schießbedarf vertauschen; das Land ist im Innern volkreich, indeß ist die des Herrn Lawrence die einzige Handelsniederlassung. Die Ufer sehen von Ferne aus, als wären sie stark bevölkert, allein bei näherer Untersuchung findet man, daß die Hütten, mit denen sie bedeckt zu seyn schienen, Ameisenhaufen von gleicher Größe und Gestalt sind. Als wir unsre Boote wieder erreicht hatten, setzten wir unsre Untersuchungsfahrt fort, die indeß durch den dicken Nebel sehr verzögert wurde, der, bevor der Wind ihn verjagte, merkwürdige optische Erscheinungen hervorbrachte. Der „Conflict,“ der damals mehr als sieben Meilen von uns lag, schien kaum drei Meilen entfernt und unermeßlich lang zu seyn, und dann kam es uns vor, als wäre er am Horizont zur Hälfte versunken.

Auf der Höhe von Galinhas angekommen, gingen einige Offiziere in Begleitung Antonio's und Lawrence's, die auf dieser Insel wohnten, ans Land. Sie sahen Fährten von Elephanten und Flußpferden; auch ist die größte Gattung der Boa Konstriktor, die, wie unsre Begleiter versicherten, einen Rehbock verschlingen kann, hier sehr häufig. Die Eingebornen haben große Ehrfurcht vor diesen Reptilien, und glauben, daß Jeder, der eine solche Schlange tödte, unfehlbar sterben müsse. Der erwähnte Antonio war früher Sklave und Elephantenjäger zu Bissao gewesen, und nachdem es ihm gelungen, zu entkommen und durch seine Geschicklichkeit Geld zu verdienen, so kehrte er zurück und kaufte sich frei. Später kaufte er die Insel von den benachbarten Königen und siedelte sich mit etwa noch dreißig Andern dort an.

Ehe wir den Kongo befuhren, mußten wir Holz und Wasser einnehmen, und um Dieß zu bewerkstelligen, gingen wir dicht am südlichen Ufer vor Anker. Während wir mit dieser Arbeit beschäftigt waren, besuchten uns mehrere Eingeborne, unter denen sich auch drei oder vier Häuptlinge befanden. Masula Rico (der reiche Masula), ein Titel, der dem von einem König eingesetzten Gouverneur eines Bezirks oder einer Stadt verliehen wird, schien der wichtigste Mann unter ihnen zu seyn. Die Häuptlinge beschränkten sich nicht auf die Landestracht, sondern kleideten sich auf die wunderlichste, abenteuerlichste Weise. Ein mit goldenen Schnüren besetzter Schleppmantel von Scharlach oder einer andern grellen Farbe, nebst einer rothen Mütze, als Abzeichen ihrer Würde, schien die modischste Tracht zu seyn. Masula Rico machte uns an Bord viel Spaß; er trug einen ungeheuer weitschichtigen Theater-Rock von Anno 1700, mit großen Aufschlägen, breiten Schößen, eine lange buntgestreifte Weste mit geräumigen Taschen und reich mit Flittern und Borten besetzt, die aber durch Zeit und Wetter schon sehr von ihrem alten Glanz verloren hatten. Der Mangel an landesüblicher Tracht war reichlich durch zahllose Fetische ersetzt, mit denen sie sich allenthalben behängt hatten. Diesen schreiben sie alle Kräfte zu, die der finsterste Aberglaube solchen Dingen nur beimessen kann.

Masula Rico übergab, nach vollbrachter Begrüßung, mit vieler Vorsicht den größten seiner Fetische — eine plumpe hölzerne, mit großen wächsernen Siegeln sorgfältig verschlossene Büchse von ungefähr fünf Zoll im Gevierte — einem seiner Begleiter. Die Aufforderung eines unserer Offiziere, die Büchse zu öffnen, versetzte den alten Gouverneur in den größten, mit Zorn gemischten Schrecken. Wir konnten nicht erfahren, welche Gefahr mit der Eröffnung dieser Büchse verbunden sey, obwohl wir so viel verstanden, daß sie einen Menschenknochen verschließe. Unter vielen andern Fetischen bemerkten wir welche, die aus einer eisernen Kette bestanden, die durch mehrere Stücke Holz von der Gestalt und auch ungefähr von der Größe von Hühnereiern durchging, und diese Art schien eine der beliebtesten zu seyn. Diese Kette wurde von der rechten Schulter über die Brust und unter dem linken Arm durch getragen, wo die größten Fetische ihren Platz hatten; die am häufigsten vorkommenden waren eine Truthahnspfote, eine eigene Art buntgefärbter Borsten und zwei, Tabackspfeifen ähnliche, Pfeifen, die aber auf dieselbe Weise geblasen wurden wie die „Cham a vento" genannten Rohrpfeifen und auch einen ähnlichen Ton gaben; diese letztern waren die einzigen Fetische von allen, die man zu etwas brauchen konnte. Außer den unter dem linken Arm befindlichen hingen noch einige, zusammengeknüpft, an einem Kranz von starken Elephantenhaaren um den Hals. Nach der Unterwürfigkeit zu urtheilen, die der zuerst an Bord gekommene Häuptling gegen Masula Rico zeigte, schien er nur vom zweiten Rang oder ein Macumba zu seyn; auch wurde er Karl König (wahrscheinlich König Karl) genannt. Wenn er wieder ans Land wollte, so war er sehr um stärkern Wind bemüht, den er durch die „Cham a vento-Pfeife" erregen zu können glaubte. Er stieg auf den Schiffsrahmen, sah nach der Gegend hin, woher, wie er wohl wußte, der Wind kommen würde und blies auf seiner Pfeife; dann rief er laut, im befehlenden Tone und versicherte, daß der Wind seine Macht sogleich anerkennen und sich einstellen werde. Er war so in Eifer, daß er, als man ihm ein Glas Rum reichte, das er zu Verstärkung des Zaubers begehrt hatte, einige Tropfen nach der Richtung hinspritzte, wo der widerspänstige Wind erwartet wurde. Bald darauf erhob er sich wirklich, und nun stellte der König Karl seine Beschwörungen ein, höchlich erfreut, wie es schien, und von seiner Gewalt über die Elemente überzeugt zu haben.

Die englischen Pferderennen.

(Fortsetzung.)

Cromwell verlor bei allen Staatsgeschäften doch nicht so ganz die Rennpferdezucht aus den Augen und mit einem Hengste seiner Stuterei — „Place's weißer Türke"*) genannt — endigt der älteste Stammbaum englischer Edelrosse. Ihm gehörte auch eine berühmte Zuchtstute, die Coffin-Mare (die Sarg-Stute) genannt, — ein Name, den sie von dem Umstande erhielt, daß sie bei einer gerichtlichen Untersuchung der Hinterlassenschaft des Protektors zur Zeit der Restauration in einem Grabgewölbe verborgen worden war. Karl II war ein großer Gönner und Beschützer der Pferderennen, bei denen er seine Pferde unter seinem eigenen Namen mitrennen ließ. Auch Jakob II war ein Freund von Pferden, verweilte aber nur zu kurze Zeit in England, als daß er Beweise von seiner Vorliebe für die Unterhaltungen auf dem Turf geben konnte. Als er nach Frankreich auswandern mußte, wählte er die Jagd zu seinem vorzüglichsten Zeitvertreib und hatte stets englische Pferde von bester Zucht in seinem Marstall. Wilhelm III und seine Gemahlin ließen gleichfalls den Pferderennen ihre Begünstigung angedeihen, und vermehrten noch die von frühern Königen ausgesetzten Preise. Der Gemahl der Königin Anna, Prinz Georg von Dänemark, hielt eine sehr schöne Stuterei in Curwen. Bay Bark und der berühmte „Darley-Araber" machte sich unter seiner Regierung berühmt. Auch die Königin gab mehrere Gewinnpreise. Georg war kein Freund der Pferderennen und ließ das von seinen Vorgängern als Preis ausgesetzte Silbergeschirr aufhören, bestimmte aber dafür die seitdem sogenannten King's Plates (königliche Rennpreise), die aus hundert Guineen in baarem Geld bestanden. Georg II schenkte den Wettrennen so wenig Huld als sein Vater, erließ aber, um die Pferdezucht zu ermuntern und gemeine Wettrennen zu unterdrücken, einige gute Verordnungen, unter andern gegen das Rennen mit kleinen Pferde, indem er zugleich jedes Wettrennen unter fünfzig Pfund verbot. Unter seiner Regierung glänzte jener „Godolphin-Araber," der Stammherr des besten englischen Geblütes, der dem damaligen Earl Godolphin gehörte. Georg III, obgleich kein sonderlicher Freund der Pferderennen, ließ ihnen doch als Nationalspielen einige Ermunterung angedeihen, und im vierten Jahre seiner Regierung wurde „Eklipse" gefohlt, ein in den Annalen des englischen Jockeythums ewig denkwürdiges Ereigniß, das als der Beginn der eigentlichen Pferderennen in England betrachtet werden kann.

Georg IV übertraf alle seine königlichen Vorgänger an Eifer für die Wettrennen und errichtete dazu prachtvolle Anstalten. Er war der Hiero Englands. In seinen Gestüten züchtete er selbst mehrere Rennpferde vom besten Geblüte, unter denen sich der Whiskey, der Vater Eleanors u. a. m. auszeichneten. Der gegenwärtige König von England, der auf einem andern Element erzogen wurde, findet wenig Geschmack an dieser so national gewordenen Unterhaltung; setzte sie aber doch nach seines Bruders Tod noch eine Zeit lang fort, theils um dessen eingegangene Verbindlichkeiten zu erfüllen, theils um nicht auf ein Vergnügen störend einzuwirken, für das seine Unterthanen eine so große Vorliebe gewonnen haben. Es ging einmal in England die Sage, der König habe geäußert, er wolle die Rennpferde halten, wenn er dabei jährlich nicht mehr als viertausend Pfund Sterling einbüße; allein dieß war nicht der Fall. Indeß besteht noch immer ein königlicher Gestüthof zu Hampton, wo folgende berühmte Hengste und Stuten gehalten werden: ein Araber, den Georg IV von dem unlängst verstorbenen Sir John Malcolm zum Geschenke erhielt; der Colonel, der Waterloo, der Tranby *) und Reuter,

*) Place war Cromwells Stallmeister.

*) Tranby, mag hier bemerkt werden, ist das nämliche Pferd, das in Ausdauer und Schnelligkeit leistete, was bisher noch nie geleis-

dann die Maria, die Posthuma, die Fleur-des-Lis,] nebst mehreren andern Stuten nicht so berühmten Namens, die theils Fohlen von den Hengsten des Gestütes, theils von dem Sultan, dem Aemilius, dem Kamel, dem Priamus und andern der besten Pferde unsrer Zeit haben. Nach den zwei letzten Verkäufen von achtzehn einjährigen Fohlen zu schließen, aus denen bloß 4000 armselige Pf. St. erlöst wurden, möchte Englands Seemannskönig, wie ihn seine Unterthanen zu nennen pflegen, doch entnehmen, daß man bei der Zucht von Rennpferden eben nicht zu Verlust kommt.*)

Vor dem Jahre 1753 fanden jährlich zu Newmarket nur zwei Pferderennen statt, das eine im Frühling, das andere im Herbste.**) Gegenwärtig werden dort sieben gehalten, die man mit folgende Namen bezeichnet: Das Craven, zu Ehren des Earl Craven so genannt; es beginnt am Ostermontag, und wurde im Jahre 1771 gestiftet. Der erste Frühling (First Spring) am nächsten Montag nach vierzehn Tagen; der zweite Frühling (The Second Spring) wieder vierzehn Tage darnach, im Jahre 1753 begründet. Der erste Oktober, am ersten Montag dieses Monats, und vierzehn Tage darnach der zweite Oktober, bestehen seit 1762. Abermals vierzehn Tage später ist das dritte Oktober- oder Houghton-Rennen, das 1770 gestiftet wurde. Letzteres dauert gewöhnlich, wenn die Witterung günstig ist, eine ganze Woche und wird sehr zahlreich besucht, da es die Vergnügungen des Turfs für das laufende Jahr beschließt. Nur zu Tarporley, einem sehr alten Jagdversammlungsort, der jetzt fast ganz verlassen ist, und zu Worcester finden noch außerdem Herbstwettrennen statt, aber meist nur für Jäger und Pferde von Pächtern, die in Jagdbezirken wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

stet worden war, indem Hr. Osbaldiston auf ihm in 55 Minuten und 26 Sekunden sechzehn Meilen zurücklegte und dadurch eine bedeutende Wette gewann. (S. Ausland. Jahrgang 1832, S. 8 bis 12.) Anm. d. Verf.

*) Der König bewies indeß gegen die Pferderennen doch einige Aufmerksamkeit, theils indem er die königlichen Preise vermehrte und dem Jockeyklub das Hufeisen der Eklipse zum Geschenk machte, das jetzt im Besitz Lord Chesterfields ist. Anm. d. Verf.

**) Obgleich andere Orte Newmarket den Vorrang streitig machen wollen, so bleibt es doch die Hauptstadt des Turfs und der einzige Ort in England, wo jährlich mehr als zwei Rennversammlungen gehalten werden.

Antike Ruinen von Sataliaban (Side) in Kleinasien.

Bei dem großen Eifer, den man in neuerer Zeit an die Auffindung antiker Denkmäler und an den Besitz von griechischen Skulpturen verwendet, muß man sich wundern, daß Kleinasien, das so reich an Monumenten dieser Art, verhältnißmäßig noch so wenig ausgebeutet worden ist. Die Schwierigkeit des Reisens im Innern und die großen Kosten, oft die Unmöglichkeit des Transportes bedeutender Monumente durch unwegsame Gegenden, erklären dieses für das Innere des Landes vollkommen, aber die Küsten des ganzen Landes sind bedeckt mit Ruinen, oft aus der besten Zeit der Kunst, und die Schwierigkeiten der Reise, der Nachgrabungen und der Einschiffung der Ausbeute sind höchst unbedeutend, und nicht größer als in Griechenland, selbst Regierungen wie die dänische, preußische, französische, bayerische und andere, welche Reisende in Griechenland unterhalten, Museen besitzen, deren Vergrößerung für sie ein Gegenstand von hohem Interesse ist, und die bis jetzt schon große Summen für diese Zwecke ausgegeben haben, würden vielleicht wohl thun, die Thätigkeit ihrer Reisenden auf diese Gegenden zu richten, und die Ausbeute würde ohne allen Zweifel die Kosten der Unternehmung weit übersteigen. Das Gebiet der Nachforschung ist fast unbegränzt, die reichen und großen Städte von Kleinasien waren mit Kunstwerken aller Art überfüllt, und wenn gleich die Mohammedaner die Monumente von Erz im Allgemeinen zerstört haben werden, so finden sich marmorne Skulpturen, Inschriften und Denkmale aller Art im Ueberfluß, und alle Reisebeschreibungen aus diesen Gegenden erwähnen ihrer mehr oder weniger ausführlich. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse auf die Nachrichten aufmerksam zu machen, welche ein neuer französischer Reisebeschreiber (Itinéraire d'une partie peu connue de l'Asie mineur) von den Ruinen gibt, die er in dem Meerbusen von Sataliéh (dem Olbia der Alten) in Cilicien gefunden hat.

„In der Mitte zwischen Alanieh (dem alten Coracensium) und Sataliéh liegt etwa 65 Miglien von jedem dieser Orte die Bai von Sataliaban. Die östliche Seite der Bai, ein Theil der nördlichen und ein Strich am Meeresufer hin sind in der Länge von ³/₄ Lieue von Ruinen bedeckt, der Eingang der Bai und die Küste des Meeres an der Stadt hin werden durch eine Reihe von Felsenriffen gedeckt, welche zwischen der Stadt und der hohen See ein Bassin lassen. Da die Felsen sich nur wenig über die Oberfläche des Meeres erheben, so hat man sie durch ein Mauerwerk verbunden, das jetzt größtentheils in Ruinen liegt; es war mit dem Ufer durch einen Damm verbunden, der sich an eine von der Stadt auslaufende Mauer lehnt, welche von Norden nach Süden an den Ruinen hinläuft. Sie ist aus großen gehauenen Quadern gebaut und 15 bis 18 Fuß hoch. Zwischen den Quadern finden sich große Marmorblöcke, die mit griechischen Inschriften bedeckt sind, eingefügt; eben so erblickt man viele Inschriften auf den Quadern selbst; im Innern des Hafens findet sich eine Reihe derselben, die etwa 20 Toisen lang ist; aber die Inschriften sind verkehrt eingemauert, und die Marmorblöcke, welche sie enthalten, scheinen aus verschiedenen Gebäuden herzurühren, so daß sie keinen Sinn geben; Dieß ist ein hinlänglicher Beweis, daß diese Mauer nicht der alten Stadt angehörte; ehemals lief hier wahrscheinlich ein Quai hin, von dem noch Spuren übrig sind, und mit den Mauern desselben und mit den Ruinen der Gebäude, welche ihn umgaben, ist diese Mauer wahrscheinlich gebaut worden. Am Fuße dieser Mauer ist das Ufer mit Ruinen bedeckt, die aus Marmorblöcken und aus Schäften von Säulen bestehen, die theils aus grauem Kalkstein, theils aus grauem Marmor, theils aus ägyptischem Porphyr bestanden; ich zählte von der letztern Art etwa fünfzehn, keine derselben steht noch, aber die Schäfte sind ganz und 18 Fuß hoch, daneben liegen Votivtafeln und Sarkophage mit griechischen Inschriften. Uebrigens geben die Ruinen des Hafens nur einen kleinen Begriff von der Pracht der Ruinen der Stadt selbst. Wenn man die Mauer überstiegen hat, so wird man jeden Augenblick von der Größe und Schönheit der Monumente, deren Reste den Boden bedecken, überrascht. Es ist schwer sich durch sie hindurch zu winden und von einem zum andern zu gelangen. Einige der Gebäude bieten nichts mehr dar, als Haufen von Quadern, deren ungeheure Größe sie merkwürdig macht, andere stehen noch ganz. Ihre weiten Mauern, geschwärzt durch die Zeit, ihre Dächer, welche von Epheu und Geisblatt bedeckt sind, scheinen ihren alten Glanz nie verloren zu haben, um einen noch majestätischern Anblick zu gewinnen, und der Eindruck ist um so tiefer, da nichts in diesen Ruinen an die neuern Bewohner erinnert. Man könnte sich noch in den Zeiten des alten Griechenlands glauben, und möchte die Bewohner der reichen Stadt hervorrufen.

„Das besterhaltene Gebäude in Side ist ein rundes Monument, das von Arkaden umgeben ist. Es erhebt sich in der Mitte der Stadt auf einem Hügel und beherrscht die ganze Stadt. Es scheint ein Amphitheater gewesen zu seyn, wie die, welche man in Pergamus und in Laodicea in Syrien gefunden hat; der Theil der Stadt aber, der am reichsten an Säulen und Fragmenten von Jaspis, Porphyr und Granit ist, ist der, welcher am Meere hinlag. Zunächst der Mauer findet man hier fünf und zwanzig Säulen von schönem grauem Marmor; der Platz des Gebäudes, dem sie angehörten, ist durch marmorne Platten bezeichnet, welche jetzt halb von Sand bedeckt sind, von da an findet man sich am Ufer hin

in einer Masse von Gebäuden, die noch größtentheils stehen, und einen Platz umgeben zu haben scheinen, der gegenwärtig einen Teich bildet. Zweihundert Schritte von da liegen die Ruinen eines prachtvollen Tempels, der von Säulen von parischem Marmor, deren ich etwa dreißig zählte, umgeben war; sie sind kanellirt und von ungeheurer Größe. Die Erde ist von ihren Kapitälern, welche von einer seltenen Schönheit sind, von Friesen, die mit Skulpturen bedeckt sind, von marmornen Platten, welche Basreliefs enthalten, überdeckt. Alle diese Fragmente sind von parischem Marmor, dessen Glättung etwas von der Zeit gelitten hat, der aber seinen schönen halbdurchsichtigen Glanz, der ihm eigen ist, behalten hat.

„Strabo erwähnt eines Tempels der Minerva in Side, der diese Stadt berühmt machte. Es scheint die Ruinen, welche wir beschrieben haben, sind die dieses Gebäudes. Er lag am Ufer des Meeres, am östlichen Ende der Stadt. Von da an wenden sich die Ruinen gegen Norden; der Durchschnitt der Stadt von diesem Punkte bis an den Hafen mag 600 Toisen betragen, ihre ganze Länge 1800. Die Ruinen sind völlig unbewohnt, weil die Eingebornen sie für nicht geheuer halten; im Norden der Stadt liegt ein kleines Dorf, das auch Sataliaban heißt; dieser Name kommt von der Meinung der Eingebornen, daß die Ruinen der Stadt Attalea angehört haben, was jedoch mit der Beschreibung von Strabo nicht übereinstimmt, nach welcher diese näher bei Olbia gelegen haben muß; auch ist die ganze Küste, westlich von Side an, mit Ruinen bedeckt, auf eine Länge von 60 Miglien hin, und unter welchen sich zwei bedeutende Massen auszeichnen, welche den Städten Magydis und Attalea angehört zu haben scheinen."

Unser Reisender besuchte diese Ruinen nicht, sondern fuhr nach Satalieh im Fond des Golfes, wo er einige Spuren von dem alten Olbia fand. Es scheint jedoch, daß der Umstand, daß die Stadt nie unbewohnt geblieben war, und noch jetzt 20.000 Einwohner zählt, dazu beigetragen hat, die Ruinen schneller zu zerstören. Dagegen fand man 4 Lieues von Satalieh, auf dem Wege nach Dauas, eine Masse von Ruinen, welche eine Quadratmeile bedeckten; sein Weg führte ihn durch die Todtenstadt, wo er eine halbe Stunde lang zwischen Sarkophagen hinzog, welche zum Theil von Marmor mit Skulpturen und Inschriften bedeckt waren. Ihre Zahl muß sehr groß seyn, sie nehmen einen Raum von 100 Toisen im Gevierte ein. Wer sollte nicht wünschen, daß hier Nachforschungen veranstaltet werden möchten!

Vermischte Nachrichten.

Die Einwohner von Madrid haben eine große Leidenschaft für das Theater, und diese ist um so größer, als sie wegen des beschränkten Raumes ihrer Schauspielhäuser nur wenig Gelegenheit haben, sie zu befriedigen. Wenn das neue Theater, das in der Nähe des königlichen Palastes im Bau begriffen ist, vollendet würde, woran aber bei der Langsamkeit, mit der es fortschreitet, sehr zu zweifeln ist, so würde freilich ein guter Theil der Bevölkerung von Madrid in demselben seine Schaulust befriedigen können. Die Theaterzettel sind in ganz eigenthümlicher Art abgefaßt; sie enthalten zuvörderst eine Anpreisung des Stückes, und führen dann in Kürze die Hauptereignisse desselben an; so versichern sie z. B., daß in dem einen Akt ein sehr geistreicher Dialog zwischen der und jener Person, in einem andern eine Scene zum Todtlachen vorkommen werde; den Schluß macht eine prunkvolle Lobrede auf das Genie des Verfassers. Das Theater del Principe ist für eine Hauptstadt viel zu klein; es faßt nicht über 1500 Personen, ist aber von schöner und zweckmäßiger Bauart. Es ist weiß mit Gold ausgemalt und mit den Büsten der berühmtesten spanischen Dichter, Calderon, Lopez de Vega, Cervantes, Garcilasso, Ercilla und Tirso verziert. Die Damen besuchen das Theater in reichem Putz, die meisten in der Mantilla. Die Logen sind an Familien vermiethet, und es ist nur eine einzige öffentliche Loge (Fremdenloge), die ungefähr 30 Personen fassen kann. In den erstern findet man jedoch einen großen Platz, Cazuela genannt, den die vornehmsten Damen einnehmen können. In den Zwischenakten sind diese Plätze fast alle leer, da die meisten Damen die Logen verlassen, um ihre Freundinnen zu besuchen, die sie gewöhnlich in den Gängen treffen und sprechen. Die Cazuela, die oft im ersten Akte sehr voll ist, erscheint im zweiten schon minder besetzt und ist im dritten oft ganz leer. Das Spiel der Schauspieler ist meist sehr lebhaft; die Kostüme ziemlich genau und das Orchester nicht schlecht. Der Beifall des Publikums gibt sich durch lautes Geschrei zu erkennen. Am Schluß eines Stückes erscheint gewöhnlich ein Tänzer und eine Tänzerin in andalusischer Tracht, die den Boleros, Fandango oder eine Menuet a Fandango aufführen. Diese Nationaltänze verfehlen ihre Wirkung auf das Publikum nie, so sehr es auch den Tänzern an Anmuth und Ausdruck fehlen mag. Außer dem Theater del Principe besitzt Madrid das de la Cruz. Italienische Oper wird auf beiden abwechselnd gegeben. Die Opern in spanischer Sprache sind fast alle aus dem Französischen übersetzt und mit französischer Musik begleitet. Da die Schauspielhäuser sehr klein und der Eintrittspreis sehr gering ist, so ereignet es sich nicht selten, daß die Einnahme die Ausgabe nicht deckt. In besonderer Gunst steht die italienische Oper, und Rossini ist der Liebling des Publikums. Man findet in Madrid kaum ein Piano ohne Musik von Rossini. Das Piano wird jezt fast bis zu den Mittelständen hinab überall gespielt; die Guitarre ist darüber fast außer Mode gekommen, und genießt nur noch bei den untern Volksklassen ihr altes Ansehen, wie denn überall in diesem alte Sitte und Weise am längsten sich erhält. Die eigentliche spanische Musik steht mit Ausnahme der Nationallieder und einiger alter Romanzen, deren Melodien eine sehr schöne Eigenthümlichkeit haben, in keinem großen Ansehen. Die Damen in den höhern Kreisen der Gesellschaft singen nur italienische Arien, wenn sie nicht ausdrücklich gebeten werden, eines jener spanischen Nationallieder zu singen, die das Volk heilig aufbewahrt hat.

*

Die schwedische Land- und Seemacht, wie sie im Jahre 1680 von Karl XI organisirt wurde, bestand bloß aus Soldaten, die den einzelnen Grundeigenthümern zugetheilt waren. Jeder Grundeigenthümer, der ein jährliches Einkommen von 12 bis 1500 Fr. besaß, war gezwungen, einem Soldaten ein Häuschen und ein Stück Feld, sammt andern Bezügen zu überlassen. Seitdem wurde das schwedische Heer vergrößert, und man zog dazu auch geworbene und konskribirte Soldaten. Offizielle Nachweise geben die Stärke der schwedischen Heeresmacht im Jahre 1831 auf 32.694 Mann an, von denen 2580 die Artillerie, 4705 die Kavallerie und 25.409 die Infanterie bilden. Von diesen 32.694 Mann sind 26.911 unter die Grundbesitzer vertheilt, 5780 geworbene und 5587 außerordentlich einberufene. Außerdem stellt die Konskription in ihren fünf Klassen 95.518 Mann Waffenfähige. Die Armee hat 3 Regimenter Artillerie, 8 Regimenter Kavallerie und 25 Regimenter Infanterie. Jedes Regiment hat außer einer, zwei oder drei Städten oder Marktflecken, wo es vertheilt ist, auch noch eine Stadt als Hauptsammelpunkt angewiesen. So sind den Truppen von allen Waffengattungen, mit Ausnahme der Artillerie und Gardeinfanterie, die nicht in Standquartiere vertheilt sind, als Sammelplätze Stockholm, Christianstadt und Wenersberg angewiesen, wo sie zu bestimmt vorausberechneter Zeit, nach Dringlichkeit der Umstände und Stärke der Kolonne, eintreffen müssen. — Die Marine zählt 1 Admiral, 2 Viceadmirale, 4 Kommodors, 24 befehlende Kapitäns, 16 Kapitäns, 176 Lieutenants, die in zwei Klassen getheilt sind, 38 Marineoffiziere, ein Korps Marineartillerie von 950 Mann, ein Matrosenkorps von 450 Mann, 360 Seekadetten, 5694 repartirte Matrosen, 892 Matrosen aus den Städten, 1555 außerordentlich berufene und 11.600 Matrosen von jedem Alter, was zusammen mit dem andern im Seedienst angestellten oder funktionirenden Personal einen Stand von 23.005 Mann gibt. Das Material besteht aus 10 Linienschiffen, 8 großen Fregatten, 5 leichten Fregatten, 10 Hemmema, 5 Kuttern, 24 Galeeren, 4 Halbgaleeren, 25 Kanonierschaluppen mit Verdeck, 200 ohne Verdeck und 155 andern Fahrzeugen.

*

In England hat man Versuche angestellt, um zu erfahren, wie viel Gewicht das Fleisch durch verschiedene Zubereitungen verliert, und gefunden, daß 180 Pfund Rindfleisch durch Sieden im Wasser 75 Pfund 14 Unzen verloren; 180 Pfund Rindfleisch gebraten verloren 61 Pfund 2 Unzen; 90 Pfund im Ofen gebacken 27 Pfund. Gleiche Versuche wurden auch mit Schwein- und Hammelfleisch angestellt, und es ergibt sich daraus, daß das Fleisch stets ein Fünftheil bis zu einem Drittheile verliert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 239. 27 August 1833.

Fahrten und Abenteuer an den Küsten von Afrika.

10. Die Flüsse Ostafrika's. — Der Hafen von Sofala. — Dr. Cowan's Ermordung.

Die Mündung des Savey ist eng und hat wenig Wasser; doch soll er im Innern des Landes ein großer Fluß seyn, der mit dem Zambizi aus einer gemeinschaftlichen Quelle entspringt und im Westen das Land Monica begränzt. Die zwischen dem Fluß Savey und den Bazaruta-Inseln gelegene Küste, an der sich die große Bay von Maroonone befindet, in die der Gawooro fällt, wird Buok genannt. Der Gawooro ist bei seiner Einfahrt kaum für Boote schiffbar, wird aber im Innern des Landes ein großer, schöner Fluß; es ist erwiesen, daß er ein Arm des in die Delagoabay sich ergießenden König-Georgsflusses ist, allein es scheint eine eigene Grille der alten portugiesischen Geographen gewesen zu seyn, alle großen Flüsse Afrika's von einer und derselben, in den Mondgebirgen entspringenden Quelle herzuleiten. Ja selbst in unsern Tagen noch war man der festen Meinung, daß der Nil, der Niger, der Zaire, der Orangenfluß, der große Fischfluß, der Espirito santo oder König-Georgsfluß und seine zwanzig Arme, vom Mapoota bis zum Gawoora, der Zambizi mit seinen verschiedenen Benennungen, vom Savey bis zum Quilimone, der dem Kap Delgado vierzigmal näher ist, als der Ravooma, und noch viele andere von da bis nach Babelmandeb, ihre Entstehung dem Nil oder dem Zambizi verdanken; alle diese Angaben mögen wohl eben so begründet seyn als die Geographie der Gebirge im Mond, wenn anders der Ausdruck Geographie sich auf diesen Planeten anwenden läßt.

Zu Chuluwan und am Maroonone sieht man mehrere Ruinen von steinernen Gebäuden, die man für arabische und vor der portugiesischen Eroberung errichtete hält. Lieutenant R. Owen, auf dem Albatroß, untersuchte diese Küste, die von allen übrigen Ostafrika's als die gefährlichste für den Seefahrer gelten kann.

Der Hafen von Sofala, das Fort und die Stadt, kurz Alles was zu ihm gehört, hatte unser Interesse im höchsten Grade erregt, denn dieß war das Ophir Salomo's, *) von wo seine Flotten mit Gold, Ebenholz und edlen Steinen beladen, zurückkehrten. Hier war es, wo die ersten Seefahrer, die kühnen Phönizier, mit ihren mangelhaften Barken steuerten, und wo Albuquerque und die letzten portugiesischen Helden in spätern Jahren sich auszeichneten. Je größer die Erwartung war, mit der wir Sofala betraten, um so mißvergnügter wurden wir auch, als wir uns so sehr getäuscht sahen. Statt Ueberresten vergangener Größe und Reichthums, die unsere Phantasie uns vorgespiegelt hatte, fanden wir nichts als ein elendes Fort und einige ärmliche Lehmhütten, die fast verfallenen Wohnungen der Armuth und des Lasters. Nicht nur dieser, sondern auch jeder den Portugiesen, in Afrika und Indien, unterworfene Ort ist unter der eisernen Hand der Bedrückung so tief gesunken. Wollust und Geiz sind die Götzen, denen sie huldigen.

In einer großen seichten Bay, gerade nördlich von Sofala, befindet sich die Mündung des Flusses Boozy, der auf einigen Karten unrichtig Jarra genannt wird. Diese Bay hat den Namen Massangzany, und hier war es, wo im Jahr 1810 der „Racehorse," Kapitän William Fischer, vor Anker ging und Herrn Salt ans Land setzte, während er selbst Sofala untersuchte. Die Absicht des Herrn Salt war, über das Schicksal des Dr. Cowan und seiner Begleiter, die vom Kap aus durch das Innere des Landes nach Mozambique gehen wollten, Nachforschungen anzustellen. Aus Allem, was wir sowohl zu Inhamban als auch in Sofala über diese Unternehmung erfahren konnten, ging hervor, daß Dr. Cowan und seine Gefährten zwölf Tagreisen von ihrem Bestimmungsort von den Eingebornen ermordet worden waren, und man muß zur Ehre der Portugiesen dem weitverbreiteten Gerücht widersprechen, daß die Ermordung dieser Reisenden im Interesse ihrer Politik und auf ihr Anstiften vollzogen wurde, denn ihr Einfluß erstreckt sich kaum über die Schußweite ihrer Kanonen, und sie wußten nichts von dem ganzen Unternehmen, als sie dessen unglücklichen Ausgang erfuhren. Bis zu dieser Stelle erstreckten sich die portugiesischen Forschungen, durch das rothe Meer und an der nordöstlichen Küste vorüber,

*) Es scheint der Aufmerksamkeit Vieler, die sich bemühten, zu beweisen, daß dieß das Ophir der heiligen Schrift sey, entgangen zu seyn, daß der arabische Name von Sofala Zofar, oder Zoofaal war. Die große Aehnlichkeit zwischen beiden Lauten muß daher für einen, wo nicht entscheidenden doch überzeugenden Beweis gelten, daß das Ophir Salomo's und das Zofar der Araber ein und derselbe Ort ist; besonders wenn man die Freiheit, mit der bei Uebersetzung der arabischen Rechtschreibung zu Werke gegangen wird, in Anschlag bringt.

bevor ihnen die Fahrt um das Vorgebirg der guten Hoffnung gelang.

* * *

11. Luftspieglungen.

Vor mehrern Jahren war die bei den Matrosen unter dem Namen des „fliegenden Holländers" bekannte Erscheinung ein allgemein verbreiteter Aberglaube, der sie mit Furcht und Schrecken erfüllte. Nur Wenige haben das Kap umschifft, aber sie wissen davon zu reden, was sie sahen, oder was Andere ihnen von dem unheilbringenden gespenstigen Schiff erzählten. Alte Matrosen erzählen auf den langweiligen Nachtwachen ihren jungen, das Wunderbare liebenden Kameraden noch immer von diesem Wassergeist, und manchem sonst Beherzten wird ängstlich zu Muthe, wenn er mit begierigem Ohr jenen Geschichten lauscht. Der folgende Vorfall, der die längst vergessene Sage von dem „fliegenden Holländer" ins Gedächtniß zurückrief, ereignete sich auf dieser Reise.

Am Abend des 6 Aprils als wir, auf der Höhe von Port Danger, den Barracouta ungefähr zwei Meilen leewärts von uns erblickten, kam es uns so seltsam vor, daß er schon so nahe bei uns seyn sollte, daß wir anfänglich uns zu täuschen glaubten. Allein seine ganz eigenthümliche Ausrüstung und noch andere besondere Kennzeichen überführten uns bald, daß wir ihn in der That vor uns sahen; ja wir erblickten sogar auf dem Verdeck manches bekannte Gesicht, das nach unserm Schiff herüber sah. Nachdem wir ihn eine Zeit lang betrachtet hatten, wunderten wir uns doch, daß er, statt sich uns zu nähern, sich vielmehr entfernte; da wir uns aber dem Hafen so nahe befanden, nach dem wir beide bestimmt waren, so achteten wir weiter nicht darauf und setzten unsre Fahrt fort. Bei Sonnenuntergang wurde beobachtet, daß der Barracouta lavirte und ein Boot aussetzte, wahrscheinlich um einen über Bord gefallenen Mann aufzunehmen; während der Nacht konnten wir indeß kein Licht gewahr werden, das uns seine Entfernung verrathen hätte. Am nächsten Morgen gingen wir in der Simondsbay vor Anker, wo wir eine ganze Woche mit Verlangen seiner Ankunft entgegen sahen, später aber erfuhren, daß der Barracouta zu jener Zeit wenigstens 300 Meilen von uns entfernt, und auch kein anderes Schiff dieser Art am Kap gesehen worden war. Die Erzählung dieses Vorfalls bezweckt keineswegs eine Bestätigung jener Mährchen, sondern er wird nur erwähnt, als eine merkwürdige, und bis jetzt unerklärliche, wahrscheinlich durch ganz natürliche und einfache Ursachen veranlaßte Erscheinung, deren Erklärung die Zeit oder der Zufall herbeiführen werden. Die Behauptung eines Franzosen, der lange in einer entfernten Kolonie lebte, er habe die Ankunft der Schiffe, zwei oder drei Tage vorher, ehe sie noch mit den besten Ferngläsern zu erkennen waren, bestimmen können, beruht vielleicht auf einer ähnlichen Erscheinung.*) Diese atmosphärischen Phänomene sind höchst merkwürdig und verdienten wohl genauer untersucht zu werden.

*) S. Ausland d. J. S. 752 über Bottineau's Nauskopie.
Anm. d. R.

Die Pferderennen in England.

(Fortsetzung.)

Das Rennpferd bedarf einer langen Vorübung, ehe es auf die Rennbahn gebracht werden kann. In alten Schriftstellern findet man über die Erziehung und Behandlung dieser edlen Thiere die wunderlichsten Vorschriften; so lies't man in einem vor etwa fünfzig Jahren herausgegebenen Handbuch (Recreation of a Gentleman), daß ein Renner täglich seine Pinte guten Kanariensekt erhalten müsse, und ein Vorfahrer des als Reiter und Rennpferdzüchters berühmten Osbaldiston behauptet alles Ernstes in einer jetzt wohl längst vergessenen Schrift, es bedürfe einen vollen Monat, um ein Pferd für die Rennbahn vorzubereiten, und wenn es fett und von grüner Weide herkomme, seyen zwei Monate nicht zu viel; dabei läßt er es an allerlei Quacksalberrezepten von Kraft- und Kühltränken, als da sind Eierweiß in Wein eingegeben, Wallfischthran und Branntwein, um die Beine damit einzureiben u. s. w., nicht fehlen. Wie würde dieser große Mann erstaunen, wenn er noch einmal auf die Oberwelt zurückkehren und sehen würde, daß man gegenwärtig ein ganzes Jahr braucht, um einen Renner für seine Bestimmung vorzubereiten. Wenn die Rennzeit vorüber ist, läßt man die Pferde, die während derselben gebraucht wurden, Anfangs durch Schonung etwas Fleisch gewinnen oder „lustig" (lusty) werden, wie man es nennt, damit sie nachher ihre Purganz besser bestehen; man läßt sie dabei täglich zwei Stunden im Schritte führen, doch auch einen leichten Galopp gehen, um sie ruhig zu erhalten. Stellt sich Frost ein, so läßt man sie diese Bewegung in einer gedeckten Reitbahn auf Streu machen, da man es für gefährlich hält, sie zu einer solchen Zeit ins Freie zu bringen. Als Abführungsmittel gibt man alten Pferden acht Drachmen Barbadosaloe, vierjährigen sechs und eine halbe, und so nach Verhältniß des Alters weniger. Nach diesem abführenden Trank und nach Weihnachten werden sie schon in stärkere Bewegung gebracht und zwei Monate ungefähr vor dem eigentlichen Rennen beginnt man sie schwitzen zu lassen, um den Gliedern größere Geschmeidigkeit zu geben und das überflüssige Fett und Fleisch zu schmälern. Hierauf erfolgen die Versuchrennen (Trials), die mit großen Umständlichkeiten verbunden sind und zu verschiedenen Perioden angestellt werden müssen, um das bei dem eigentlichen Rennen betheiligte Publikum in den Stand zu setzen, das Maximum der Schnelligkeit eines Rennpferdes kennen zu lernen und darnach seine Wetten einzurichten. Allein nicht immer lassen sich daraus zuverlässige Folgerungen ziehen und so sehr an Themistokles gerühmt wird, daß er aus dem Vergangenen sehr richtige Schlüsse auf die Zukunft ableitete, so würde er sich doch wohl bei den Pferderennen manchmal verschossen haben. Es treten hier Verhältnisse ein, die kein menschlicher Scharfsinn errathen kann und aus den zuverlässigsten Voraussetzungen können die unrichtigsten Folgerungen gezogen werden. Ein Pferd kann am Tage des Versuchrennens nicht gut aufgelegt seyn, oder der Boden seiner Art zu rennen nicht recht zusagen, kurz der Versuch kann ganz anders ausfallen, als das eigentliche Wettrennen, wobei es dann nicht fehlt, daß große Wetten verloren gehen und

Mancher sich zu Grund richtet. Ueberdieß werden bei diesen Versuchrennen auch allerlei Kniffe angewendet, um das Publikum der Rennbahn zu täuschen. Ein solcher Fall wird in den Annalen der Wettrennen aus Georgs I Zeit aufbewahrt. Zwischen einem berühmten Rennpferdbesitzer jener Tage, Namens Tragonwell Frampton, und Sir William Strickland wurde eine bedeutende Wette auf zwei Rennpferde gemacht, die man zu Newmarket rennen lassen wollte; wie gewöhnlich wurden außerdem auch zwischen den Rennbahnfreunden des Nordens und Südens schwere Wetten eingegangen. Als Sir William Strickland's Pferd einige Zeit zu Newmarket war, suchte Frampton's Jockey, im Einverständniß mit seinem Herrn, den Jockey des Baronets zu verleiten, unter der Hand ein Versuchrennen mit einander anzustellen. Sir Williams Jockey war so ehrlich, seinen Herrn von diesem Antrag in Kenntniß zu setzen und dieser gab ihm die Erlaubniß dazu, befahl ihm aber, um seinen Gegner ganz gewiß hinters Licht zu führen, seinen Sattel um sieben Pfund Gewicht schwerer zu machen. Frampton's Jockey hatte bereits dasselbe gethan und bei dem Versuchrennen gewann Stricklands's Pferd Merlin seinem Gegner nur eine Pferdslänge ab. „Nun ist mein und euer Glück gemacht," sagte Frampton zu seinem Wettgenossen, wenn unser Pferd um sieben Pfund schwerer dem Merlin so nah gekommen ist, was wird erst im eigentlichen Rennen der Fall seyn?" — Die Wetten stiegen nun ungeheuer und die Turfiten aus dem Süden, die in Frampton's Geheimniß eingeweiht waren, sagten: „sie würden gegen den Merlin so lang Geld wetten, als sie es hätten und dann auch Haus und Hof verkaufen." Es braucht kaum gesagt zu werden, wie übel sie dabei fuhren, da das wirkliche Rennen gerade so ausfiel, wie der Versuch.

Aber nicht bloß die Rennpferde, auch ihre Reiter müssen eigens herangezogen und zur Rennbahn vorbereitet werden. Wenn man weiß, wie ungeheure Summen bei den englischen Wettrennen auf dem Spiele stehen — alle verlornen Wetten müssen in Newmarket gleich am folgenden Morgen bezahlt werden und an **einem** Tag sind dort oft 50,000 Pf. Sterl. von einer Hand in die andere gegangen — so wird man begreifen, daß die **Jockeys** oder Rennpferdreiter bei diesen Nationalbelustigungen keine unwichtige Rolle spielen; und wenn man gleich in England mit dem Wort **Jockey** nicht eben die schmeichelhafteste Nebenbedeutung verbindet *); so gab und gibt es unter dieser Klasse von Menschen doch auch Männer von unbescholtenster Sittlichkeit. Neben einer vollkommenen Zuverlässigkeit erfordert ihr Beruf auch noch folgende, nicht alltägliche Eigenschaften: große Kraft in einem kleinen Körper und viele Unerschrockenheit, einen an Fühllosigkeit gränzenden Gleichmuth, der sich durch keinerlei Herausforderung eines Gegners während des Wettrennens außer Fassung bringen läßt; — endlich Verschwiegenheit. Ohne der Gefahren zu gedenken, denen der Jockey auf der Rennbahn ausgesetzt ist, muß er auch fortwährend seiner Gesundheit schwere Proben zumuthen. Der Jockey verdient sein Brod sauer genug: nicht nur muß er sich einer höchst mühseligen Anstrengung unterziehen, sondern was noch mehr ist, er muß es auch mit leerem Magen thun. Während er sich für die Rennbahn vorbereitet, hat er die Mäßigkeit eines Asiaten zu beobachten, und nicht selten ereignet sich, daß er bloß andere essen sehen darf, zur Zeit nämlich, wo er sich so viel als möglich abzumagern sucht. Und fragt man, was wird ihm zum Lohn für so schweren Dienst, für so viele Entbehrungen, wobei er seinen Hals noch obendrein aufs Spiel setzen muß? — Fünf Guineen, wenn er Sieger wird, und drei nur, wenn er verliert. Der berühmte **Pratt**, der Jockey des nicht minder berühmten Klein-Gimmerack (Roß und Mann wurden von Stubbs durch ein Gemälde verewigt), ritt an einem Tag neun Wettrennen, wobei er Alles in Allem acht und achtzig Meilen im Sattel war. *)

Die Sieger in den olympischen Spielen wurden durch Pindars Gesänge verherrlicht; der Ruhm der englischen Jockeys lebt in dem Andenken aller Freunde der Rennbahn und im Munde des Volkes fort. Francis Buckle, Samuel Chifney, John Day, der sich den Namen der „tugendliche John" (honest John) erwarb, und sein Bruder Samuel Day, James Robinson, William Clifft, Georg Dockery, die beiden Boyce, Conolly, Weight, Tommy Ly, Georg Nelson, William Scott u. a. m. sind Namen, die in England nur den Sternen erster Größe im Parlament und Seedienst weichen. Scott, Chifney und Robertson insbesondere sind Männer, die in großem Ansehen stehen und sehr gesucht werden; weßhalb sie auch bei den Wettrennen die besten Pferde reiten und so volle Gelegenheit haben, sich in ihrem schönsten Glanz zu zeigen. Samuel Chifney gilt als das Ideal eines Jockey: eine schöne Haltung im Sitz, eine vollendete Hand in der Führung, sichere Beurtheilung Dessen, was sein Pferd und die seiner Gegner zu leisten vermögen, eine Kraft im Sattel, wie sie kein anderer besitzt, sind die Eigenschaften, die ihn auszeichnen. Die Zahl der ausgelaufenen Pferde mag so groß seyn, als sie immer will, stets wird man ihn bis gegen das Ende des Rennens unter den hintersten erblicken, wo er dann auf eine ganz ihm eigenthümliche Art sein Pferd mit einer Kraft zu beseelen scheint, die Alles hinter sich zurückläßt. Mehrere Jockeys haben sich mit ansehnlichem Vermögen zurückgezogen und ruhen im Genuß desselben auf ihren Lorbeeren aus, wie Ben Smith; auch Chifney und Scott besitzen großes Vermögen, ohne deßhalb auf die Ehre der Rennbahn zu verzichten. Andere wurden minder vom Glück begünstigt und der berühmte John Singleton, Einer von den Reitern der Eklypse, starb arm in einem Armenbeschäftigungshause von Chester.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jockey ist gleichbedeutend mit Roßtäuscher und Betrüger und das Zeitwort jockey heißt prellen.

*) Die Rennbahn in Newmarket betrug früher sechs oder acht Meilen über den sogenannten Beacon-Course, der vier Meilen betrug; gegenwärtig ist man gegen die Thiere menschlich genug geworden, sie über den Beacon-Course nur noch vier Meilen machen zu lassen. A. d. Verf.

Ueber den Tempel von Dschagganatha (Dschaggernath) und sein Fest.

Es ist schon wiederholt in diesen Blättern des Festes von Dschaggernath Erwähnung geschehen; eben so bekannt sind unsern Lesern die Klagen der Missionäre über den Fanatismus der Hindus, die sich bei dem Feste

des Wagens von den Rädern der Maschine, auf welcher die Götterbilder in Prozession gezogen werden, zerquetschen lassen. Der Schutz, den die ostindische Kompagnie dem Tempel zugestanden hat, und die Steuer, die sie von den Pilgrimen erhebt, haben Anlaß zu bittern Anklagen gegen sie gegeben, und noch im letzten Jahre wurde das ostindische Haus mehrere Wochen lang von den leidenschaftlichen Angriffen des frommen Theiles der Aktieninhaber erfüllt. Der Beamte der Kompagnie, welcher die Erhebung der Steuer auf die Pilgrime zum Tempel zu besorgen hatte, versuchte dagegen vor Kurzem, die Regierung gegen diese Angriffe zu vertheidigen und die Uebertreibung der Nachrichten der Missionäre darzuthun; bei dieser Gelegenheit hat er einige Details über das Gebäude und die Gebräuche des Ortes gegeben, die nicht ohne Interesse sind.

Der Tempel wurde im Jahre 1198 vom Radschah Anung Bhim Deo erbaut. Alles Land 20 englische Meilen im Umkreise gilt für heilig, aber der heiligste Platz ist ein von einem 24 Fuß hohen Wall eingeschlossener Raum von 670 Fuß ins Gevierte. Innerhalb dieses Vierecks befinden sich gegen fünfzig Tempel, die verschiedenen Göttern geweiht sind; der ausgezeichnetste derselben aber ist ein hoher Thurm, 200 Fuß hoch und 28 Fuß ins Gevierte im Innern, genannt Bara dewal, und zwei nahestehende Gebäude mit pyramidalförmigen Dächern. Der Thurm ist dem Idol Dschaggaunatha mit seinem Bruder und seiner Schwester geweiht. Die erste der Pyramiden ist dem Feste des Badens geweiht, die zweite ist der Ort, wohin das Essen gebracht wird, das den Pilgrimen ausgetheilt werden soll. Die Kunst zu wölben scheint zur Zeit des Baues des Tempels in Indien unbekannt gewesen zu seyn, die Gebäude sind durch starke eiserne Querbalken gestützt, und das Dach wird durch die Lager der Steine gebildet, von denen jedes über das untere hervorsteht, bis endlich Ein großer Stein hinreicht das Dach zu schließen. Die Dächer sind in einem eigenen Style verziert und stellen Ungeheuer dar, die sich jedoch ohne Zeichnungen nicht beschreiben lassen. Die Wälle sind mit Skulpturen, größtentheils von Wischnu bedeckt, welcher oft in den ekelhaftesten Stellungen abgebildet ist. Nahe am Haupteingang in der Mitte der östlichen Mauer steht eine höchst elegante Säule von Basalt mit einem sehr verzierten Piedestal, der Schaft ist sechzehneckig, besteht aus Einem Stein und hat 8 Fuß im Durchmesser, das Ganze ist 40 Fuß hoch und mit einer Statue des Affenkönigs Hanuman geziert. Diese höchst kunstreich gearbeitete Säule wurde von dem Sonnentempel zu Kanarak herbeigebracht, als dieser verlassen wurde. Die Priester und andern Diener des Tempels betragen 3000 Familien, wozu noch 400 Familien von Köchen kommen, welche das heilige Essen bereiten; dem Idol des Tempels wird täglich dreimal ein Mahl vorgesetzt, das aus bestimmten und sehr großen Quantitäten Reiß, Butter, Oel, Gewürz, Milch und Salz besteht, dabei werden die Thore geschlossen, Niemand als die nächsten Diener des Götzen zugelassen, und die Bajaderen, welche in dem Tempel unterhalten werden, hundert und zwanzig an der Zahl, führen dabei Tänze auf; jedes Mahl dauert eine Stunde. Hierauf wird eine große Glocke geläutet, die Thore geöffnet, und der hohe Priester des Tempels, der den Titel Radschah von Khurda führt, theilt die Speisen mit den Priestern; das heilige Essen für die Pilgrime wird nur in die zweite Pyramide gebracht, wo es das Götterbild sehen und so heiligen kann; nichts kann das so bereitete Essen verunreinigen, was höchst bequem für die Hindus ist, da sie bekanntlich jedes andere Mahl an der Stelle genießen müssen, wo es gekocht worden ist, und zahllose Dinge es verunreinigen können. Zur Zeit des großen Festes wird für mehr als 100 000 Pilgrime im voraus gekocht, und das Essen mehr oder minder theuer an sie verkauft. Außer verschiedenen kleinen Festen werden dreizehn große gefeiert, von denen das Fest des Wagens das größte und bekannteste ist. Es ist unnöthig zu wiederholen, was so oft schon beschrieben worden ist, wie die Idole dabei auf drei hohen Wagen vom Tempel in ein Gartenhaus gezogen, dort vier Tage angebetet und dann wieder zurückgebracht werden. Die Regierung mischt sich dabei in keiner Art in die Ceremonien und Alles, was innerhalb des Tempels vorgeht, sieht aber darauf, daß außerhalb der Mauern keine Unordnung verfällt, und die Aufsicht ist so streng, daß in vielen Jahren nicht Ein Unglück bei dem Zudrange dieser großen Volksmenge vorgekommen ist. Die von den Pilgrimen erhobene Abgabe wird zur Unterhaltung der Straßen verwendet, und die Regierung beschützt die Pilger gegen Erpressungen von Seite der Braminen, welche nur eine sehr mäßige Steuer erheben dürfen, die von den Vermögendern gern bezahlt wird, während die Aermern, d. h. bei weitem die größere Zahl, ganz frei zugelassen werden, so wie sie auch umsonst unter Schupfen, die von der Regierung zu diesem Zweck erbaut und unterhalten werden, Unterkunft finden. Man hat viel gegen die Kompagnie deklamirt, daß sie sich mit Einmischung in diese heidnischen Gebräuche beflecke; allein sie thut es nur, um die Pilger gegen groben Betrug von Seite der Priester zu schützen. Der Fanatismus, von dem die Missionäre so viel erzählen, daß sich eine Menge Menschen unter die Räder der Wagen stürzen, um sich von ihnen zerquetschen zu lassen, hat in der That nie bestanden, oder wenigstens längst aufgehört. Der Verfasser sah während vier dieser Feste drei Fälle dieser Art, aber Einer derselben war Folge eines Zufalles, die beiden andern Geräderten waren unglückliche Aussätzige, die seit Jahren an dieser scheußlichen Krankheit litten, und diese Art von Selbstmord einer andern vorzogen. Eben so hat man die Zahl der Todesfälle in Folge der Mühseligkeiten der Pilgerschaft sehr übertrieben, obgleich in der schlechten Jahreszeit allerdings viele derselben vorkommen, indem besonders arme Pilger unterwegs sehr leiden, aber in Dschaggernath selbst werden sie äußerst gut behandelt, wenn sie krank sind umsonst verpflegt, genährt und mit Arzneien versehen. Die Regierung unterläßt nichts, ihre Leiden zu mildern und sie gegen die Erpressungen der Priester zu schützen, auch fühlen sie es wohl und sind dankbar dafür.

Es halten sich einige Missionäre in der Nähe des Tempels auf, die der versammelten Menge predigen, und sehr günstige Berichte von der Bereitwilligkeit der Hindus, sie anzuhören und ihre Schriften anzunehmen, einsenden. Aber Dieß ist nicht anders zu erwarten; die Hindus, und besonders die Pilger, sind ein träges und dabei neugieriges Volk, das jedem Schauspiel zuläuft und jeder öffentlichen Rede zuhört, jede Schrift mit Dank annimmt, aber seit fünf Jahren ist nicht Einer bekehrt worden, auch konnte die Station dazu nicht unzweckmäßiger gewählt seyn, denn wie läßt sich erwarten, daß Menschen, welche vielleicht hunderte von Meilen herbeigekommen sind, das Fest zu sehen, sich durch einige Reden fremder Prediger plötzlich bekehren sollten? Es ist überhaupt eine unzweckmäßige Methode, welche die Missionäre angenommen haben, in öffentlichen Plätzen der Masse zu predigen, und hier ist sie nothwendig noch fruchtloser als sonst irgendwo; die Missionäre würden daher weit besser thun ihre Station an andere Orte zu verlegen.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der im Laufe des Jahres 1832 im Handel verwendeten Schiffe Großbritanniens belief sich bei der Einfuhr auf 13.372 englische Schiffe mit 122,594 Mann und 2.185.980 Tonnen Last; dabei waren noch beschäftigt 4546 fremde Schiffe mit 55,599 Mann und 639.979 Tonnen Last. Die Ausfuhr wurde betrieben auf 13,292 englischen Schiffen mit 128,295 Mann und 2.229,269 Tonnen Last, und auf 4591 fremden Schiffen mit 54.854 Mann und 651.225 Tonnen Last. — Bis zum Jahresschluß am 5 Januar 1833 waren in den Häfen Großbritanniens 759 Schiffe zu 92.915 Tonnen Last und 83 Dampfschiffe zu 2861 Tonnen Last gebaut worden. — Die englische Marine besteht aus 557 Schiffen von 2 bis zu 120 Kanonen verschiedenen Kalibers. Diese ungeheure Flotte beschäftigt in Friedenszeiten 20.000 Matrosen und 12,000 Seesoldaten.

•

In der Grafschaft Wythe, in Virginien, befindet sich, einem amerikanischen Blatte zufolge, in einem Ausläufer der Alleghanygebirge, der den Namen „Tobacco-Row" führt, auf der Südostseite, eine senkrechte Felsenwand von fünfzig Fuß Höhe. Diese der Sonnenseite zugekehrte Wand durchschneidet, dreißig Fuß vom Boden, eine quer durchziehende Spalte von einem halben bis sechs Zoll Breite und achtzig Fuß Länge. Diese Spalte ist voll von Bienen, die in Sommerszeit, in der ganzen Länge der Oeffnung hin, in mehrere Fuß langen Trauben herabhängen. Oft sieht man sie in Klumpen so groß wie dreieimerige Fässer aufsteigen. Im Frühling, ehe sie ihre Arbeiten beginnen, liegen die getödteten Drohnen, die ausgeräumten Scheiben u. s. w. längs der ganzen Spalte einen Fuß hoch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 240. 28 August 1833.

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

2. Cabinet d'histoire naturelle.

(Hierzu die lithographirte Beilage.)

Der geneigte Leser erhält hier eine Fortsetzung der Bildersammlung berühmter französischer Zeitgenossen, wie sie von der Hand der Karikatur in der Hofapotheke vor einiger Zeit begonnen und von uns mitgetheilt wurde. Der geneigte Leser wird auf den ersten Blick einige alte Bekannte finden, aber auch einige, deren Bekanntschaft er noch zu machen hat. Gleich zur Rechten erblickt er den Inhaber einer der merkwürdigsten Menagerien der Welt — sie kostet ihn, wie er selbst in der erklärenden Beilage dazu versichert, jährlich 1800 Millionen, während sie unter Karl X nur 900 gekostet habe — es ist der Hofnarr des Volkes, der bitterste Feind der Birne, die er mit Pfeilen durchschossen auf dem Schlafrocke trägt, es ist die Karikatur selbst mit der jakobinischen Schellenkappe auf dem Kopf, die bis zu den Strümpfen und Pantoffeln hinab ihren trikoloren Patriotismus gemächlich im Großvaterstuhle ausstreckt. Mit liebevollster Bosheit betrachtet er den schönen Königs-Kakadu in seiner Hand — der glückliche Ausstopfer! — er kann dem Publikum endlich das Gesicht sehen lassen, das er so lang hinter einer spanischen Wand von Backenbart verstecken mußte. Der Ausstopfer hat ihm gerade die Eingeweide herausgenommen — aber Wunder über Wunder — kein Herz, keine Lunge gefunden, nur einen Magen mit Goldstücken gefüllt! — „Dieser prächtige Kakadu," setzt das Journal der Karikaturen erklärend hinzu, „ist eine von der größern Art: Purpur, Gold und Silber erglänzen auf seinem Gefieder, das gern in allen Farben spielt: man unterscheidet ihn leicht vor Allen an seiner großen Huppe. Dieser Vogel hat äußerst sonderbare Gewohnheiten: er ist falsch, schlau, gefräßig und liebt gleich der diebischen Elster Alles was glänzt. Von Zeit zu Zeit läßt er — vorzüglich ehe stürmisches Wetter eintritt, den Laut: „Jemappes! Jemappes! Valmy! Valmy!" hören. —

Zu den Füßen des Menageriebesitzers erblickt man den giftigen Gisket-Skorpion, ein sehr gefährliches Insekt, das Niemand so leicht wieder losläßt, den es einmal mit seinen Polizeischeeren gefaßt hat. Sein gefährlichster Feind ist das Stachelschwein, ein gar sträubiges und prustendes Thier, das die Natur mit einem Bollwerk nach allen Seiten hin verwundender Stacheln umgeben hat, und das man als das getreue Abbild der politischen Satyre betrachten kann.

Man sieht, der Menageriebesitzer hat sich zunächst mit seinen Lieblingsgeschöpfen umgeben. Gleich vor ihm auf dem Tische steht der Toucanus nasiferus, gewöhnlicher unter dem Namen Nargout bekannt. „Dieses Thier," sagt die Erklärung, „ist nur von mittelmäßiger Größe und gleicht am Kopfe so ziemlich einer jener langnasigen Masken, mit denen man die Kinder erschreckt. Seine Nahrung besteht bloß in gewaltigen Prisen Schnupftabak, und das Merkwürdigste an ihm ist, daß es einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Alles hat, was dreifarbig ist oder gedrucktem Papier ähnlich sieht. Sobald es so etwas sieht, stürzt es sich darauf und zerhackt, zerschneidet und zerreißt es mit seinem langen Schnabel, dessen es sich wie einer Scheere bedient und mit einer Geschicklichkeit, die nicht minder groß ist, als die der Herrn Guizot, Etienne und Argout, als sie Censoren waren."

Nachdem wir diese Hauptgruppe in Augenschein genommen, wenden wir uns zu den verschiedenen Naturmerkwürdigkeiten, wie sie der Reihe nach an der Wand aufgehangen oder auf dem Brette stehend zu sehen sind. Zuvörderst links oben erblickt man den großen Bartolus Cameleo, aus der Klasse der Karbonaris, dem die Naturforscherin Karikatur diesen Namen beigelegt hat, „weil er, wie sie behauptet, die Farben wechselt, wie ein Mensch sein Hemd, wenn es schmutzig geworden ist." Zunächst ihm ist zu sehen die große Debat-Schlange, eines der giftigsten aus der Familie der Journalreptilien; es hält sich seit dreißig Jahren in den Klumsen der Antichambres in den Tuilerien auf und hat um sich aufgerollt seine vier zu verschiedenen Zeiten abgestreiften Häute, auf denen die Inschriften: „Kaiserreich 1800 — Restauration, 1815 — Julinsrevolution 1830 zu lesen sind. Eine kleine Haut mit dem Birninsiegel ganz am Ende scheint noch nicht reif zum Abstreifen.

„Sein Nachbar da, wir lassen hier immer das Journal der Karikaturen sprechen, ist der große Kaiman, dem die französischen Naturforscher den Namen Marschall Dalmaticus beigelegt haben. Die Natur, die ihn sehr häßlich schuf, begabte ihn zugleich mit einem unersättlichen H nger nach Gold und Ehrenstellen. Die französischen Naturforscher wollen bemerkt

haben, daß man ihm Alles, was er einmal mit seinen Klauen gepackt hat, nur mit seinem Leben nehmen kann. *) — Hier zeigt sich der große Flascopsarus, den die neuen Naturforscher Stephanus, auf französisch Etienne benamten. Es ist der Plattfisch, der durch nichts ausgezeichnet ist, als durch seine Plattheit, Gefräßigkeit und Geschicklichkeit zwischen zwei Wassern zu schwimmen. Hier vorn auf dem Brette ist zu sehen der Tiercelet, der durch seine Winzigkeit mit dem Fliegenschnepper **) und durch seine Gefräßigkeit mit einem Raubvogel (Tiercelet) Aehnlichkeit hat. Es fehlt diesem kleinen Thier nicht an Verstand, aber es läßt unaufhörlich ein gewisses monotones Geklatsche hören, das ermüdet und einschläfert. Die Naturforscher hielten es anfangs für wild und seine Unabhängigkeit liebend, wie ein Schriftsteller, allein in den Tuilerien hat man den Beweis geliefert, daß es sehr leicht zu zähmen ist. Ober dem Tiercelet am Nagel hangend stellt sich der Jonaianus (Jonanin), der weinige Froschwurm (Tétard vineux) dar, er hält sich am liebsten in Weinkellern auf. Zunächst unter ihm ist der statistische Seidenschwanz (Jaseur Statisticus) ***) wegen der erstaunlichen Geschicklichkeit so benamt, mit der er berechnet, daß zweimal zwei vier macht. Dieser Vogel ist ungemein geschwätzig, aber sein Gesang völlig unbedeutend. Seine vorzüglichste Eigenschaft ist, Nichts zu verschmähen, was ihm vorkommt und in seinem unersättlichen Magen zwölf und noch mehr Mahlzeiten zu verdauen. Und nun — hier sehen Sie den großen Wasser-Lancelot, aus der Froschfamilie, ein amphibisches Ungeheuer, das gleich gut im Wasser und auf dem Lande lebt; den Namen Lancelot legten ihm die französischen Naturforscher bei, weil er trotz dem Marschall Lobau, Wasser ausspritzt, wie man es nur mit einer Klystierspritze könnte. †)

„Sein Nachbar ist der Orpheus, zubenamt Vieux-Niais ††) (alter Tropf). Eine besondere Eigenheit dieses wegen seiner Einfalt bekannten Vogels ist der Lyraschwanz; allein sein Gesang entspricht diesem ausgezeichneten Gefieder nur wenig. Seine Töne sind rauh, hart, ohrenzersägend. Häufig hört man von ihm die eingelernten Worte: „die Legalität tödtet uns,“ „man braucht einen goldenen Schlüssel, um alle Gewissen zu öffnen“ — übrigens ist er ein Feind von allen Katzenmusiken, und kann am besten mit Blechpfannen, Feuerzangen und Kesseln verjagt werden, obgleich sein Gesang selbst der ärgsten Katzenmusik gleicht. Was das zunächst stehende Thier betrifft, so nennt man es den Vultur Accusator (Anklaggeyer), auch Francarret — ein Name, der ganz durch den krummen Schnabel gerechtfertigt ist, mit dem er auf Jeden, der ihm nahe kommt, loshackt.

„Und hier endlich in der letzten Reihe ist vornan zu sehen der königliche Vogel, Fanfaron Ponlotus genannt, der außer seinem prächtigen Gefieder keine weitere Merkwürdigkeit bietet. Er gehört zur Familie der Kraniche, Reiger und Störche, mit denen er auch ganz den Verstand und die Liebenswürdigkeit gemein hat. Er hält sich am liebsten in Gräben, besonders Laufgräben belagerter Städte auf, wo er vor Gefahr sicher ist.“ *) Neben ihm liegen einige noch nicht ganz ausgebrütete birnförmige Eier, die derselben Familie angehören. — Aber nun, meine Herrn und Damen, sich fein in Acht genommen! — Hier kommen wir zu zwey überaus grimmigen Thieren! Zwar sind sie ausgestopft, aber es ist dennoch mit ihnen nicht zu scherzen. Hier der Erste zur linken ist die Guizothienne, auch Doctrinarius ferox (der wilde Doctrinär) genannt. Es ist ein Thier, das mehr aus Instinkt, als wirklich blutdürstig ist: das von nichts als Blut träumt, aber sein scheuer, schweigsamer und die Einsamkeit liebender Charakter macht es, wie Herr Buffon sagt, nicht so gefährlich, als seinen Nachbar den persischen Spürschakal (Chacal Requisitor Persicus) — so genannt, weil er stets nach neuen Opfern umherspürt. **) —

Die englischen Pferderennen.

(Fortsetzung.)

Wie die englischen Renner einen ganz eigenen Schlag von Pferden bilden, so auch ihre Reiter, die Jockeys, eine Menschenklasse, die sich durch besondere Lebensgewohnheiten und Eigenthümlichkeiten auszeichnet. Der dramatische Schriftsteller, Holcroft, der selbst in seinen früheren Jahren eine Zeit lang als Jockey gedient hatte, gibt in den hinterlassenen Denkwürdigkeiten seines Lebens Schilderungen von beiden und wird ungemein anziehend, wenn er seine Ankunft zu Newmarket, sein Noviziat, seinen Sturz mit Hrn. Woodcock's Eisenschimmel, seine Fortschritte in der Jockeyreitkunst und endlich den Schiffbruch seiner Hoffnungen erzählt, als sein Herr bemerkte, daß er seine Zeit müßig mit Lesen zubrachte, während seine Kameraden ihn für wahnsinnig geworden hielten, als sie ihn mit einem Nagel Buchstaben und Zahlen an die Stallthüre zeichnen sahen. Von den guten und bösen Eigenschaften der Rennpferde gibt er folgende Beschreibung:

*) „Arracher qu'avec vie,“ bekannte Worte des Marschalls Soult in der Deputirtenkammer auf Anlaß der Debatte über die Verminderung der Ministerbesoldungen.
Anm. d. R.

**) Oiseau-mouche enthält hier noch die bissige Anspielung, daß der Minister Thiers, als Verwalter der geheimen Fonds die Polizeispione — im Französischen mouchards genannt — unter sich hat.
A. d. R.

***) Jaseur, was auch Schwätzer bedeutet, hier auf den Baron Dupin, den Statistiker angewendet, der wegen der vielen Stellen, die er bekleidet, früher dem Figaro und jetzt der Karikatur zu vielen Witzen Stoff gegeben.
A. d. R.

†) Lancelot von lancer, schießen oder spritzen und Lancelot im Ritterromane der Ritter vom See.
A. d. R.

††) Wortspiel mit dem Namen Viennet, dem Dichter der Epistel an die Maulesel Don Miguels, an die pariser Lumpensammler zur Zeit ihres Aufstandes, und des poetischen Trostschreibens an Thiers wegen der ihm gebrachten Katzenmusik.
A. d. R.

*) Anspielungen auf die Belagerung von Antwerpen, bei der die ministeriellen Blätter den Muth des Prinzen von Orleans nicht genug zu erheben wußten.

**) Hr. Persil als Generaladvokat leitete die vielen Prozesse gegen Journale ein, und machte sich durch seine Verfolgungen der republikanisch gesinnten Journale bei diesen verhaßt.

„Die meisten von ihnen spielen gern, aber ihre Scherze werden dem Furchtsamen oder Ungeschickten leicht gefährlich. Alle werden leicht unruhig und scheu, wenn sie auf irgend Etwas, das sie nicht gleich begreifen, aufmerksam werden; der schlechte Reiter hat sie dann zu fürchten und der gute nimmt sich mit ihnen sorgfältig in Acht. Schon den besten Reitern stießen sehr ernstliche Unfälle zu. Bei dieser allgemeinen Neigung zum Scherzen nehmen sie aber auch sehr gern, was man böse Mucken nennt, an. Ein Jockey, der ein dem Lord March gehöriges Pferd ritt, wurde von ihm, während er es striegelte oder sattelte, bei der Schulter gepackt, vom Boden aufgehoben und zwei- oder dreihundert Schritte weit fortgetragen, bis es ihn fallen ließ. Forester, ein Rennpferd, das dem Kapitän Vernon gehörte, mußte die ganze Zeit über, wo ich in Newmarket war, in einem besondern Stall gehalten und mit Gras gefüttert werden, wobei es noch in einen engen Nothstall eingeschlossen war. Niemand außer einem Rennknaben, Tom Watson genannt, durfte ihm nahe kommen; auf jeden Andern ging es grimmig los und schlug und biß wüthend um sich. Nachdem ich ungefähr anderthalb Jahre in Newmarket gewesen war, stellte Kapitän Vernon eine Wette auf Forester gegen Elephant, ein Sir Jennison Schaftoe gehöriges, berühmtes Rennpferd an. Es galt einen Ritt von vier Meilen über die gewöhnliche Rennbahn (Beacon Course), wobei Forester sich so trefflich bewährte, daß er bis zur letzten Rennsäule sich Nase an Nase mit dem Elephant hielt. Zwischen dieser Rennsäule und dem Richterhaus *) gewann sein Gegner, durch gewaltige Peitschenhiebe getrieben, einen kleinen Vorsprung, und Forester bot nun alle Kräfte auf, um wenigstens die verlorne Gleichheit wieder zu gewinnen. Da er aber sah, daß alle seine Anstrengungen vergeblich waren, so sammelte er seine letzten Kräfte zu einem verzweifelten Sprung und packte den Elephant mit den Zähnen an der untern Kinnlade. Nur mit der größten Mühe brachte man es dahin, daß er seinen Gegner fahren ließ; der arme Forester verlor, aber höchst ehrenvoll!" —

Wer die Rennpferde zum Erstenmal am Tage des Wettrennens erblickt, wird nicht wenig über die Zwerggestalten erstaunen, die er bei den Versuchrennen den Sattel besteigen sieht. In der Umgegend großer Rennpferdanstalten ergreifen die Eltern armer Kinder mit der größten Freude die Gelegenheit, sie in den Ställen als Stalljungen unterzubringen; da sie wissen, daß sie dort wohl versorgt sind, gut gekleidet und genährt werden, und vielleicht mit der Zeit ihr Glück in der Welt machen können. Aber hier wird sich die Frage aufdrängen, wie ist es möglich, daß diese armen kleinen Jungen in einigen Wochen schon es dahin bringen, ein so feuriges Thier, wie ein Rennpferd zu reiten? Dieß geht so zu: der kleine Tom oder Jack hat in dem ersten Monat wenig mehr zu thun, als zu sehen, das Bett der andern Stalljungen zu machen, und sonst allerlei Pudeldienste zu verrichten, dabei hat er Gelegenheit genug, zu sehen, wie seine andern kleinen Kameraden sich im Sattel halten, und mit welchem Muth sie sich in demselben benehmen. Nach einiger Zeit darf er das Reitpferd seines Herrn oder sonst ein ruhiges Roß reiten und sieht nun den Versuchen und Einübungen der Rennpferde zu. Sobald er die nöthigen Kenntnisse in Sitz und Führung sich eigen gemacht hat, läßt man ihn den ruhigsten Renner des Stalles besteigen, gewöhnlich einen, der schon einige Zeit eingeschult und so gut zugeritten ist, daß er von selbst den vorauslaufenden Pferden folgt und nicht die Bahn zu verlassen sucht oder sonst einen tückischen Streich spielt. Der erste Reitknecht führt gewöhnlich den Galopp an, wenn er nicht ein schwer zu bändigendes Pferd reiten muß, wo er die zweite Stelle einnimmt, um dem ihm vorausreitenden Kameraden die nöthigen Weisungen geben zu können. Alles dieß geht indeß unter den Augen des Herrn vor sich.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Richterhaus in Newmarket steht auf Rädern, und kann daher leicht von einer Rennbahn nach der andern geschafft werden.
Anm. d. Verf.

Die Weyershöhle in Virginien.

Diese Naturmerkwürdigkeit befindet sich in der Grafschaft Auguste in Virginien und trägt den Namen ihres Entdeckers. Weyer befand sich im Jahre 1806 auf der Jagd, wo er bei Verfolgung eines Wildes den Eingang zu einer Felsenhöhle entdeckte; er ließ ihn erweitern, und nun gelangte man in eine unermeßliche Grotte, die man bis zu einer Ausdehnung von ungefähr einer Viertelmeile untersuchte. Diese Grotte besteht aus mehrern, nach allen Richtungen hin laufenden Gängen, und enthält viele mit höchst seltsamen Gebilden aus Spath verzierte Säle. Die nachstehende Beschreibung ihrer Schönheiten ist von einem Augenzeugen:

Nachdem wir eine Strecke weit aufwärts hinangekommen waren, traten wir in eine Art Vestibul oder Vorgemach, dessen Eingang 8 bis 10 Fuß hoch ist und wo sich Spath im Ueberflusse vorfindet. Von hier aus gelangten wir zwischen Felsengestein hinwandelnd in den sogenannten Drachensaal, wo das durchsickernde Wasser tausende von Stalaktiten und Stalagmiten von den abenteuerlichsten Formen gebildet hat. Die verschiedenartige Formation der Schichten gibt diesen Gebilden alle nur mögliche Farben, und man sieht deren gelbe, weiße, röthliche, marmorirte, durchsichtige, krystallinische. Im Drachensaale befindet sich, einem Gewölbe von ungeheurer Höhe gegenüber, unter dem ein die Teufelsgalerie genannter Felsen vorspringt, die Figur eines Drachen, von der dieser Theil der Höhle seinen Namen hat. Wir kamen hierauf durch einen engen, nicht sehr langen Gang, wo wir eine Reihe zum Theil in den Felsen gehauener Stufen hinabstiegen, die uns in den Tempel Salomo's führten. Hier hatten wir den herrlichsten Anblick, dessen ich noch je genoß. Jahre wären erforderlich, wollte man Zeichnungen entwerfen von der Unzahl seltsamer Gebilde, die dieser unterirdische Dom umschließt, der zur Einbildungskraft eben so wohl durch seinen wilden düstern Anblick, als durch seine grosartigen Verhältnisse spricht. Seine Wände, von der Wölbung an bis zum Boden, sind mit einer wellenförmigen Stalagmitenrinde überzogen, die einem in einen Abgrund stürzenden Wasserfall gleicht, auch führen diese versteinerten Wogen den Namen der Katarakt. Gegenüber befindet sich ein erhöhter Sitz, der Thron Salomo's, und links eine kühne, schlanke, durchsichtige Säule, Salomo's Säule genannt. Einige Schritte weiter hängen tausende von spiralförmigen Stalaktitengebilden vom Gewölbe einer andern, der Sceptersaal genannten, Höhle herab. Ungeheure aus der Höhe herabgestürzte Felsenstücke schließen hier die Gänge und machen jedes weitere Vordringen unmöglich. Wir kehrten also um, stiegen eine Treppe hinan und kamen am Ende eines langen Ganges in den Trommelsaal, der ganz mit blätterartigen, zu Faltenwürfen geordneten Stalaktitenbildungen verziert ist, die mit einer Art durchsichtiger Vorhänge von verschiedenen Formen und Farben durchflochten sind. Tönende Platten bilden hier in der That natürliche Trommeln und geben einen der Pauke ähnlichen Ton. Eine halbwalzenförmige Säule, mit Röhren von verschiedener Länge, hat den Namen der Orgel oder des Piano erhalten.

Von hier aus stiegen wir eine natürliche Treppe hinan, wo wir am Grabe Pattersons vorüberkamen, von einem Reisenden so genannt, der hier in einen Abgrund stürzte, und nachdem wir auf einer Leiter wieder hinabgestiegen waren, gelangten wir in den Ballsaal, der ungefähr 56 Metres lang und 9 breit ist. Das eine Ende desselben stößt an ein kleineres Gemach, das Toilettenzimmer der Damen genannt. Am andern Ende des Saales sieht man einen Stalagmiten von ungefähr 4 Fuß Höhe und 12 Zoll Umfang, auf den man eine Kerze stecken kann, und den man deßhalb den Leuchter des Klausners genannt hat. Gegen den Mittelpunkt dieses schönen Saales hin befindet sich eine Art Schenktisch mit Urnen und krystallenen Bechern besetzt. Eine Platte, welche die ganze eine Seite der Mauer einnimmt, und die harmonische Tafel genannt wird, bringt, wenn man nur leicht mit dem Fuße daran stößt, einen dem Donner ähnlichen Widerhall hervor. Aus dem Ballsaale kamen wir, durch einen engen, unbequemen Gang, zu der in einen Kalkfelsen gehauenen Jakobsleiter, an dessen Fuß sich ein düsteres und niederes Gemach, das Verließ genannt, befindet. Diese Leiter führte uns in die Senatskammer, die eine Menge von Gebilden aus Spath enthält, und wo sich eine herrliche, an der einen Hälfte des Saales hängende Galerie befindet, welche den Namen der Musikgalerie führt. Sie stößt an ein kleines, seiner akustischen Eigenschaften wegen, höchst merkwürdiges Gemach; der Schall von unten wird nämlich durch so schnelle Schwingungen zurückgeworfen, daß es unmöglich ist, die einzelnen Sylben der Worte zu unterscheiden. Ein enger, winklicher Gang führte uns endlich in den Washingtonssaal, den größten und schönsten von allen. Seine Breite und Höhe, die mannichfaltigen Kunstgegenstände, die sich da nachgeahmt befinden, das verschiedenartige Echo und die herrliche Wirkung der Tropfsteingebilde, alles Dieß trägt dazu bei, den Zuschauer in Staunen und Ueberraschung zu versetzen. Die Wände sind mit langen harmonischen Röhren bekleidet, die, wenn man mit einem Stabe darüber hinfährt, die verschiedenartigsten Töne hören lassen.

Die Trommeln, die Pauken, das Piano, jedes in den ihm eigenen Tönen erklingend, bilden ein melodisches Gebrause wundersamer Klänge, zu denen die „harmonische Tafel" mit ihrem tiefen, schwermüthigen Donner den Grundton spielt. Rechter Hand in diesem Saale steht eine Reihe wie aus dem Gröbsten gearbeiteter Figuren, die man für marmorne Statuen ansehen könnte, und tritt man ein wenig näher, so bemerkt man an der Wand eine dem Zickzack des Blitzes ähnliche Versteinerung. Nun folgt die Statue Washingtons, die in einiger Entfernung als eine gigantische Gestalt erscheint, und in der Nähe einer mit einem großen weißen Schleier bedeckten Gestalt gleicht. Gleich daneben links ist der Speisesaal, rings herum mit herrlichen Draperien umhangen. An der Wand dieses Saales zur Rechten befindet sich eine glatte etwas schräg geneigte Felsentafel, die einem mit einer Draperie überhangenen Spiegel ähnlich und vor demselben ein Schreibtisch. Ein wenig weiter weg sahen wir zwei große konische Säulen, die Pyramiden genannt, und eine andere, der man den Namen Säule des Pompejus gegeben hat. Der „Washingtonssaal" ist ungefähr 83 Metres lang und 18 breit; sein Gewölbe hat eine Höhe von etwa 50 Fuß; der Boden ist eben, aber mit Gries bedeckt. Ein hier abgefeuerter Pistolenschuß machte ein Getös gleich dem heftigsten Donner. Wir sahen dann noch den Diamantensaal, seiner glänzenden Steingebilde halber so genannt; Lots Frau, eine einem Salzblock ähnliche Versteinerung; den Glockenthurm, den Salzberg und die Leuchter, sämmtlich minder merkwürdig als die vorhin beschriebenen Gegenstände.

Wir kamen endlich durch einen holperigen, die Wüste genannten Gang in den Jeffersonssaal. In diesem unregelmäßig gebildeten, einen wilden Anblick bietenden Durchgang liegen eine Menge von Säulentrümmern zerstreut; wie diese dahin gekommen sind, dürfte wohl ein unauflösliches Räthsel bleiben. Im Saal Jeffersons sahen wir eine ungeheure Spathmaße, die wohl ein Gewicht von mehrern tausend Tonnen haben mag und rings herum in regelmäßige Rinnen kannelirt ist. Man hat ihr den Namen Thurm von Babel gegeben. Gegenüber diesem Meisterstücke der Baukunst, das die Hand eines Meisters aus einer andern Welt geschaffen hat, erblickt man ein Gebild, das einem von Sternen umgebenen Monde gleicht; merkwürdig zu sehen ist hier auch noch die Laterne, ein sich nach innen vertiefendes Felsenstück, von dem dünne, einer Schabracke nicht unähnliche Blättchen herabhängen, durch die das Licht einer dahinter gestellten Fackel hindurch scheint. Die Reihe dieser merkwürdigen Gegenstände beschließen die Damentoilette, die schönste aller Tropfsteinbildungen in der ganzen Höhle, und der Mantel des Propheten Elisa. Hier angekommen, befanden wir uns eine Viertelmeile vom Eingang, und da unsere Fackeln fast abgebrannt waren, so war es Zeit den Rückweg anzutreten.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Zunahme des Staats- und Privateinkommens in Frankreich theilt das Journal für allgemeine Statistik folgende Angaben mit: „Das Gesammteinkommen der Bevölkerung von Frankreich belief sich im Jahre 1698 auf 1,020,090,000 Fr.; im Jahre 1780 auf 4,011,000,000 Fr.; im Jahre 1790 auf 4,655,000,000; im Jahre 1800, unter dem Konsulat, auf 5,402,000,000; im Jahre 1810, unter dem Kaiserthum, auf 6,270,000,000; im Jahre 1820 auf 7,562,000,000; im Jahre 1830 auf 8,800,000,000. Man rechnet, daß Frankreich, außer seinen gewöhnlichen Ausgaben, an die Fremden, an die Emigranten und an die Kolonisten von St. Domingo drei Milliarden bezahlt hat. — Die Staatseinkünfte stiegen im 16ten Jahrhundert von 7,750,000 Fr. auf 62,156,250 Fr.; im 17ten Jahrhundert von 52,589 659, wozu sie Heinrich IV vermindert hatte, auf 125,000,000; im 18ten Jahrhundert von 246,000,000 bis zu 615,000,000 (unter der Republik) und im 19ten Jahrhundert von 589,500,000 Fr. (Konsulat, 108 Departements) auf 1,030,463,529; im Jahre 1829 (unter Karl X) und auf 1,160,055,658 Fr. im Jahre 1832 (unter Kasimir Perier). — Im Jahre 1750 betrug im Durchschnitt genommen das Einkommen eines jeden Individuums 107 Fr. 98 C.; im Jahre 1830 war es auf 269 Fr. 61 C. gestiegen. In der erstgenannten Periode war dieses Einkommen gleich dem Ertrage von 181 $^{80}/_{100}$ Tagen reiner Handarbeit; im Jahre 1830 war es dem Produkte von 215 $^{69}/_{100}$ Tagen gleich. Im Jahre 1750 glichen die vom Volke bezahlten Abgaben 24 $^{4}/_{10}$ Tagen Arbeit, im Jahre 1830 nur 22; wenn daher im Jahre 1750 das Verhältniß der Einkünfte und der Abgaben 15 Prozent war, so war es im Jahre 1830 nur noch 11 %."

*

Am 9 Julius beobachtete man auf Korsika in der Gegend der Boca-Minanda, nach mehrern vorausgegangenen stürmischen Tagen, einen Wirbel von Wasser, Feuer und Wind, der sich aus den Wolken auf die Erde herabsenkte und eine sogenannte Wasserhose bildete, eine Erscheinung, die häufig auf dem Meere vorkommt, aber zu Lande sehr selten ist. Die mit Elektrizität gefüllte Wassersäule wirbelte den Boden auf und zog ihn in die Luft, wobei sie in ihrer ungestümen Bewegung die Gestalt einer flammenden Kugel von bedeutender Größe annahm; zuletzt verwandelten sich die Flammengarben, die einen weiten Raum umher erfüllten, in einen Regenbogen; das Phänomen erschien darauf zum Zweitenmal, jedoch nicht mit gleicher Stärke, dauerte eine halbe Stunde und verschwand dann. Der Boden, wo es gewüthet hatte, war 25 Fuß im Durchmesser und 10 Fuß in der Tiefe aufgewühlt, und rings umher in lange Furchen wie mit einer Pflugschaar aufgerissen.

*

Auf der Themse wurden jüngst von Herrn Scheerboom u. Komp. Versuche mit einer Erfindung angestellt, mittelst der man in der größten Geschwindigkeit jedes Schiff in ein Rettungsboot verwandeln kann. Der Versuch fand zwischen der Black Friars- und der Londonbrücke mit dem Schooner „die Maria" statt. Der Fluß bot das belebteste Schauspiel; mehr als zweihundert Schaluppen umgaben die Maria, und die Brücken waren mit Zuschauern bedeckt. Nachdem die Schaluppe einige nautische Bewegungen ausgeführt hatte, wurden die übrigen Schiffe ersucht, ein wenig Raum zu geben, worauf „die Maria" in einem Augenblick umschlug, so daß der Kiel über dem Wasser stand. Die acht Matrosen, mit denen sie bemannt war, wurden dadurch in den Fluß gestürzt, wo sie so bequem wie auf dem Verdecke manövrirten; dann bestiegen sie insgesammt den Kiel des Schiffes, und nachdem sie einige Minuten auf demselben umhergefahren waren, sprangen sie von Neuem ins Wasser und hoben die Schaluppe wieder auf, die nun voll Wasser war. So wurde sie sechsmal umgestürzt und mit der größten Leichtigkeit wieder auf ihren Kiel gebracht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

(Beilage: Lithographische Zeichnung zu Cabinet d'histoire naturelle.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 241. 29 August 1833.

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

5. Les faux Dieux de l'Olympe.

Von der Menagerie in den Olymp! — Der Sprung ist nicht so groß als man denkt. Weiß man ja doch, mit welcher Leichtigkeit sich Götter in Thiere und umgekehrt verwandeln! — Die falschen Götter des Olympus! — Es wurde den Menschen von jeher unendlich leichter ihren Himmel mit einer Unzahl falscher Götzen zu bevölkern, als ihn einer einzigen Gottheit zu überlassen. So sehen wir auch auf der vorliegenden großen Karikatur voll Götzen den politischen Himmel Frankreichs, dem Nichts fehlt — als die Gottheit. Ihre Stelle ist dermalen unbesetzt. Es deutet Dieß der leergelassene Stuhl an, der in der Mitte der zahlreichen Versammlung steht. Die Lanze liegt darauf und die Eule sitzt daneben — aber Pallas Athene, die göttliche Weisheit fehlt im Rathe: nur die Eule ist geblieben und die Lanze! Um diesen Mittelpunkt her gruppirt sich die Versammlung. Die Hauptgruppe zur Rechten fällt zuerst ins Auge. Der Mann mit dem Backenbart sitzt, als Jupiter verkleidet, auf der mit einem großen Vorlegschloß versehenen Geldkiste. Man möchte den Mann eher für einen ehrlichen vierschrötigen Pächter halten, dessen speckige Fleischmasse überall aus der kurzen Tunika hervorquillt, unter der zwischen den ausgespreizten Beinen der gallische Hahn, der hier den Adler vorstellen will, hervorkräht. Der Büschel flammender Blitze, den der Donnergott einst in der mächtigen Hand schwang, hat sich in einen Haufen starrer Bajonette verwandelt, die der falsche Jupiter unter dem Fuße hält. Die Krone, die er trägt, gleicht auf ein Haar einer birnförmigen Schlafmütze, die sich oben in einer niedlichen Masche endigt. Die eine Hand ist in der Haltung eines Wachtmeisters zu Pferde, auf den Schenkel gestützt, während die Rechte einen Pokal, der einer Räucherpfanne gleicht, dem Ganymed dieses Olympes*) reicht, der mit den hinter den Ellbogen aufgestülpten Hemdärmeln und der vorgebundenen Schürze so ziemlich einem Küchenjungen ähnlich sieht. Er scheint nicht sehr reinen Wein einzuschenken, aus der Flasche läuft nichts heraus als ein Zettel mit den Worten: „Très fidèle sujet.“ **) Es hilft ihm ein Mädchen einschenken, das sich mit der anschmiegenden Katze auf der Schulter als die Schmeichelei zu erkennen gibt. Neben ihr steht ihre Schwester, die Furcht, die sich als Göttin des Friedens verkleidet hat und den Oelzweig in der Hand trägt; aber der Hase, der auf ihrer Schulter seine Männchen macht, verräth sie. Zu dieser Gruppe gehör auch der hinter dem Vater stehende Herkules in der Löwenhaut. Ach, die Löwenhaut birgt in unsrer Zeit noch weniger als zu Aesops Zeiten. Die dünnen langen Arme, die hagern schiefen Beine, die in den Halbstiefeln nur noch schiefer erscheinen, lassen eher glauben, daß die Löwenhaut aus einer Theaterrumpelkammer als aus dem nemäischen Wald geholt worden ist. Und auch die Früchte, die er in der Hand hält, sind nicht die goldenen Aepfel, die dem hesperidischen Drachen abgerungen worden, es ist reifes Obst, das dem Herkules-Poulet vom nächsten besten Baum in die Hand gefallen zu seyn scheint — es sind einige Birnen. Gleich zunächst ihm steht mit der Schellenkappe und dem Narrenkolben, mit bebrilltem und griesgrämigem Gesicht der Hofnarr dieses Olympes, das leibhafte Dupinium, wie wir es in der gläsernen Flasche der Hofapotheke gesehen haben. Diese Gruppe schließt der hochmüthige Pfau, mit aufgeschlagenem Rade, der in dieser Versammlung nicht fehlen darf, wenn gleich seine Gebieterin, die großäugige Juno fehlt, die hier nicht zugegen seyn könnte, ohne daß sie mit ihrem untergeschobenen Gemahl in Zank und Hader geriethe. Als Vordergrund auf dieser Seite des Bildes streckt sich zwischen Goldsäcken, Geldrollen, Ehrenkreuzen, Ordensbändern und Epaulettes ein üppig hingeworfenes Weib aus, die bis nahe ans Knie entblößten Beine übereinander geschlagen, aus ihrer Hand einen Goldregen hinabrollen lassend in die Tiefe, in einen Abgrund ohne Boden. Ueber die ganze Gruppe spannt sich, wie ein halber Regenbogen, ein Stück des Thierkreises: Wage — Junius 1832, Löwe — Julius 1832, Krebs — August 1832; letzterer steht gerade über dem Haupte des Pseudojupiters. Ganz im Hintergrund sieht man den Saturn, mit der Sense und einem schweren Geldsack auf dem Rücken — der Geldsack trägt die Aufschrift: „Meilleure République“ — davon gehen.

Nun zur Gruppe auf der linken Seite. Hier zunächst dem

*) Montalivet, Intendant des königlichen Hauses.

**) Man weiß, welche abgeschmackte Protestation, von der linken Seite der französischen Deputirten-Kammer, diese von dem damaligen Minister Montalivet auf der Tribüne gebrauchten Worte zur Folge hatten. A. d. R.

Vordergrunde, vor dem Ambos, den gewichtigen Hammer nachlässig in der Hand wiegend, sitzt der lahme Vulkan dieses Olympes. Der linke Fuß ist in den niedlichen Seidenstrumpf und Schnallenschuh des Diplomaten gekleidet, der rechte mißgestaltete Huf birgt sich nicht unter dem eben so mißgestalteten orthopädischen Schindelschuh. Ein Stück Kette, das in ein Blatt mit dem bezeichnenden Worte: Protokoll 74,051, ausläuft, liegt fertig auf dem Ambos und verräth den werkverständigen Hephästos der neuen Diplomatie, der überall dabei war, wo es etwas zu schmieden gab, es mochten Ränke seyn oder Ketten, eiserne oder goldene. Der Kopf, unter dem gescheitelten weißen Haar, ist zum Sprechen ähnlich: der breitgezogene, scharfgeschnittene Mund mit dem Sonnenstich des Spottes, als müsse er, die lebendige Polyglotte, über sich selbst lächeln, er, der zu Allem und zu so Vielem gedient, von der heiligen Messe bis zum frechsten Hohn, als er bei seinem fünfzigsten Eid die Worte sprach: „Gebe Gott, daß es mein letzter sey!" — Dieser Mund, der so viel rieth und verrieth, mit dem unverhältnißmäßig weiten Abstand von der etwas gerümpften Nase, die gleichsam desavouirt, was Der unter ihr versichert, der von dem oberen Theil des Kopfes nur deßhalb so tief hinabgestellt scheint, um sich, wenn eben nicht eintrifft, was er versprochen, entschuldigen zu können durch die weite Entfernung, die ihn verhindere, genau zu wissen, was oben in den vier Gehirnkammern vorgehe. Dann über der Nase diese wie zwei Gewitterwolken lagernden buschigen Augenbrauen, aus denen die Sonnenhelle der hohen gedankenvollen Stirne mit ihren Witzbuckeln hindurch leuchtet — Wer kennt ihn nicht oder hat ihn nicht zu seinem Schaden kennen gelernt?

Zunächst dem gesunden Beine des alten Schmiedes, der so manch magisches Netz geschmiedet, der Eines geschmiedet, darin er den Kriegsgott des Jahrhunderts selbst gefangen, — zunächst seinem gesunden Bein ist der vergitterte Eingang — zur Hölle. Aber man erinnere sich, es ist nicht die rechte Hölle, unter den falschen Göttern ist selbst die Hölle nur ein Witz; das kleine vergitterte Loch verräth sogleich durch die auf seine Kracksteine hingekritzelten Worte: „St. Pelagie, Laforce," daß es nur der Fenster-Bogen einer irdischen, einer modernen Hölle — eines Gefängnisses ist, wiewohl der dreiköpfige Höllenhund, mit den drei Polizeihütchen, der darüber Wache hält, fast glauben lassen könnte, es sey da unten der Ort, wo Heulen und Zähnklappern.

Der Zweite oder vielmehr neben dem Höllenhund, der Dritte in der Gruppe, die wir vor uns haben, ist der Gebieter der Schatten und ihres dreiköpfigen Hüters. Seine Krone, mit Zacken von Fußangeln umgeben und in der Mitte — eine furchtbare Ironie — das Alles sehende Auge im mystischen Dreieck — das Polizeiauge als Kronjuwel tragend, in der Hand den Schlüssel, und den eingebogenen Zweizack mit Widerhaken, der an eine Harpune erinnert, mit übereinander geschlagenen Beinen, die an den griesgrimmigen Leu unsrer peinlichen Halsgerichtsordnung gemahnen — Alles verkündet den modernen Pluto, die Polizei Gisquet, in deren Bereich gerathen, Achilles abermals sagen würde: „Ich will lieber dort oben Holzhauer, als hier König der Schatten seyn!"

Die Gruppe vollendet der falsche Mars dieser falschen Götterwelt. Auf der kalten Kanone sitzend, mit den nackten Beinen und dem kurzen Wappenröckchen, das kaum die halben Schenkel deckt, sieht der alte Krieger aus als friere er; auch wird weder der gefiederte Marschallshut, sammt der darunter handbreit hervorschauenden Schlafmütze, noch das breite Ordensband über der Brust sonderlich warm halten und vor Verkältung schützen; auch nicht die andächtig brennende Wachskerze wird es thun, die er wie eine Lanze auf den Schenkel gestemmt hält, ganz in der kriegerischen Haltung, wie der Herzog von Dalmatien seinen Marschallstab in der Schlacht von Toulon getragen haben mag.

Hinter dieser Gruppe steigen die drei Furien auf — Geschöpfe, die nur unter den falschen Göttern eines falschen Olympes als hoffähig gelten können. Es sind die Verfolger der Journale, an ihrer Spitze — der Diokletian der französischen Presse — „Vater-Säge" (Père Scie *) mit der langen Sägfischnase, in den geballten Händen Bündel von Schriften, mit der Aufschrift: „Saisies — Condamnations." (Beschlagnahmen, Verurtheilungen.) Ganz im Hintergrunde, gleichsam als Wegzeiger aus oder in den Olymp steht als Herme, der Pan, mit den Bockshörnchen über der Stirne und der siebenröhrigen Hirtenpfeife in den Händen: eine durch die Karikaturbilder famos gewordene Nase, und die Brille auf diesem Riesensattel, verrathen unter dieser Verkleidung den Minister der schönen Künste und öffentlichen Arbeiten.

Die Mitte der in einen Halbkreis vertheilten Götterversammlung, die wir bis jetzt zu beschreiben versuchten, bildet eine Gruppe von vier Personen: zunächst dem Kriegsgott, die Göttin — oder vielmehr hier, wo Alles falsch ist — der Gott der Gerechtigkeit, im weiten Karbonaromantel, aus dem nur die Hand mit zwei scharfen Schwertern, die übrigens auch Messer oder Dolche vorstellen können, hervorschaut. Die heilige Binde der Themis hat sich am Kopf dieser Gottheit verschoben und ein wildrollendes Auge wird sichtbar, das dem alten Karbonaro Barthe angehört. Dicht neben ihm steht in seiner ganzen Breite und Dicke der mächtige Poseidon — des Vendomeplatzes, auch Lancelot vom See und Prinz von Tricanule genannt. Die wenigen Schilfblätter, die seinen spitzzulaufenden Schädel statt des Haares umwallen, das breite Froschgesicht deuten auf das Element, in dem der Neptun dieses Olymps zu Hause, während die kühn erhobene Hand auf dem weiten Bauchvorsprung das von der Karikatur neu erfundene Trident — das Tricanule — (die Dreispritze) aufstemmt, aus deren drei Röhrchen oder Spritzen die Wasser spielen. Zu den Füßen des Wassergottes, und diese dritte Gruppe des Hintergrundes mit der ersten zur rechten Hand verbindend, und also auch zu den Füßen des Jupiters sitzt Apollo — mit dem Lorbeerkranz um die Stirne, die Brille auf der Nase und in Krawatte und Vatermördern; es ist der Sänger der Epistel an Don Miguel's Maulesel und an die empörten Lumpensammler. Das Buch, aus dem er singt, liegt zu seinen Füßen aufgeschlagen; man sieht auf der ersten Seite das Wort: „Philippide." Man weiß nicht,

*) Wortspiel mit Persil, dem Generaladvokaten.

ist es Versehen oder Malice der Karikatur, daß sie den Phöbus die Lyra, die auf seinen untergeschlagenen Beinen ruht, mit der Rechten halten und mit der Linken spielen läßt; man weiß nicht, hat sie fehlgezeichnet oder andeuten wollen, daß der Sänger dieses Olymps eben nicht besser mit dem zufällig überkommenen Instrument umzuspringen wisse. Für letztere Meinung spricht die langbeinige Heuschrecke, die zunächst dem Leiermann im Grase sitzt, und sich zur heiligen Cikade der Alten verhält, wie der Dichter Viennet zu Phöbus Apollo. Ueber dieser dritten Gruppe, die Kehrseite der Götterversammlung zugewendet und dem Olymp entschwebend, sieht man den Schlummergott — hier den Moniteur — dahinfliegen und seine Mohnhäupter über die Welt ausstreuen, während ganz im Vordergrunde zwei andere Gottheiten im Begriff stehen, den Olymp zu verlassen: der Götterbote und Amor. Merkur, mit Fledermausflügeln auf dem Hut, und Mückenflügeln *) an den Beinen, in beiden Händen Geldsäcke, stürzt mit ausgebreiteten Armen und die Füße im schnellsten Lauf zur Erde hinab; man weiß nicht, ob in Auftrag seines Gebieters, oder hat er die Geldsäcke gestohlen; beide Vermuthungen passen zu dem Charakter des Götterboten und des Gottes des Diebes — ob auch zu dem des kleinsten Ministers, wagen wir nicht zu entscheiden. Neben ihm schwebt auch der Amor dieses Olymps in der Luft; man weiß aber nicht, fliegt oder fällt sie — diese mißgeschaffene Figur mit dem Wasserkopf und den beiden Flederwischen statt Flügeln dahinter, mit ihren kurzen abgesetzten Gliedern, in der einen Hand statt der Fackel den Stumpen einer umgekehrten, ausgelöschten Kerze, die nur übelriechenden Dampf verbreitet, mit der andern wie ein Blinder vor sich hin tastend. Der mächtige Köcher, worin als Pfeile die Debats, Nouvelliste und Moniteur zu sehen sind, scheint an dem kleinen Ungethüm nur zu hangen, um es desto schneller in die Tiefe zu versenken. Niemand scheint sich um die arme Mißgeburt zu kümmern, die sonst unter dem Namen Juste-Milieu allgemein bekannt geworden ist.

Diese, eine der größten und geistreichsten Karikaturen, die Frankreich noch hervorgebracht, ist von den beiden besten Künstlern ihres Faches: Grandville und Forest, und läßt in Zeichnung und vollendeter Ausführung nichts zu wünschen übrig. Die ganze Platte mißt 1 F. 5 Zoll in der Breite und 11 Zoll in der Höhe.

Die Pferderennen in England.

(Fortsetzung.)

In keiner Schule ist größere Ordnung nöthig als in einer Stallung von Rennpferden. Es ist dort ein so strenger Dienst als unter der Fahne oder um den Mastbaum. Wehe dem Stallknecht, der sich zur Stunde, wo ihn der Dienst trifft, entfernt! sagt Holcroft. Man kann mit Sicherheit darauf zählen, ihn Morgens auf seinem Posten zu finden, da er fast stets mit seinem Pferde in derselben Kammer schläft. Es muß Acht gegeben und verhindert werden, daß die vorzüglichsten Renner die Nacht über keine nachtheiligen Stellungen annehmen, und oft bedarf es der vereinten Anstrengungen aller Stallknechte, sie aufzujagen. Am Morgen bietet eine solche Stallung ein höchst lebendiges Bild: die Pferde, die voller Ungeduld ihr Futter erwarten, geben dieß durch Stampfen und Wiehern zu erkennen, da sie gewohnt sind, zur bestimmten Stunde gefüttert zu werden. Ist dieß geschehen, so wird ihre Streu gemacht, dann striegelt man sie und führt sie spazieren; nachher werden sie nochmals gestriegelt und dann erst nehmen die Stallknechte ihr Frühstück zu sich. Holcroft sprach aus Erfahrung, als er schrieb: „Nichts kann den Genuß eines Stallknechtes übertreffen, der sein Frühstück verzehrt.“

Bedenkt man die erstaunliche Menge von Rennpferden, die eingeübt werden müssen und von denen jedes seinen eigenen Stalljungen hat; so kann man sich nicht genug verwundern, daß nur so wenige Unglücksfälle sich ereignen. Fast alle Rennpferde, wie gesagt, scherzen gern und der Scherz von Pferden ist ein gefährlich Ding; weniger zu verwundern möchte es seyn, wenn sie allerlei Mucken annehmen, da sie von sehr heißem Geblüt stammen, ihre zarte und fast unbehaarte Haut mit einer rauhen Bürste gerieben und nach dem Schwitzen sogar mit einem noch schärferen hölzernen Instrument gekrazt wird. Und dennoch ereignet es sich selten, daß sie den Jungen, die sie zu bedienen haben, etwas zu Leide thun. Es ist wirklich ein merkwürdiger Anblick, einen von diesen kniehohen Stallzwergen in der vollsten Zuversicht einem Thiere sich nähern zu sehen, das dem stärksten Mann im Lande den Garaus machen würde, der tollkühn genug wäre, in den Bereich seiner Hufe zu kommen. Was ist wohl die Ursache dieses duldenden Gehorsams bei einem so feurigen und stolzen Thiere gegen einen solchen menschlichen Däumling? Ist es Dankbarkeit, Liebe oder Furcht, oder jener unbeschreibliche Zauber, den der Himmel in das Aug' und die Stimme des Kindes gelegt hat?

Scharfsinn und Verstand in einem verbutteten Körper sind die gesuchtesten Eigenschaften eines Jockeynovizen: rosige Wangen oder was man einen schönen kräftigen Knaben zu nennen pflegt, würde in dem Rennstalle als Mißgestalt gelten. Man möchte sich fast verwundern, daß der Alles durchgrübelnde Spekulationsgeist der Engländer noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, eine Jockeyzucht anzulegen. Gegenwärtig leben in Newmarket mehrere der vorzüglichsten Exemplare dieser Pigmäenrace, und John Day hat einen Sohn erzeugt, der als das vollendetste Musterbild eines Jockeydäumlings gelten kann. Diese federleichten Reiter sind für zweijährige Pferde unentbehrlich, und schon mancher Preis ist durch ihre Leichtigkeit gewonnen worden; obgleich in dem eigentlichen „Hochrennen,“ wie es die Engländer nennen, nur der geübteste und erfahrenste Jockey den Sieg davon zu tragen pflegt. Ein winziger Körper kommt aber dem Jockey auch wegen der grausamen Fasten zu gut, der er sich unterwerfen muß', um sich abzumagern. Sir John Sinclair legte über diesen Punkt einem ausgezeichneten Arzt, Hrn. Sandiver, der lange Zeit in Newmarket wohnte und ein fleißiger Zuschauer der Wettrennen war, einige Fragen vor, deren Beantwortung hier eine Stelle finden möge, da sie am besten die, keineswegs auf Rosen gebettete Lebensweise der Jockeys beleuchtet.

„Wie lang dauert gewöhnlich die nöthige Vorbereitung eines Jockey? — Für solche, die in einem großen Ruf stehen, dauert

*) Man erinnere sich dabei an Mouche und Mouchard.

sie drei Wochen vor Ostern bis Ende Oktobers; doch reicht eine Woche oder zehn Tage hin, einen Jockey um zehn Pfund seines gewöhnlichen Gewichtes zu vermindern.

„Auf welche Nahrung beschränken sie sich? — Zum Frühstück nehmen sie ein kleines Stückchen Brod mit Butter und etwas Thee. Das Mittagessen ist sehr schmal; sie begnügen sich mit ein wenig Pudding, oder noch weniger Fleisch und sind Fische zu haben, so wird weder Fleisch noch Pudding gegessen. Das gewöhnliche Getränke ist Wein mit Wasser, und zwar eine Mischung von einer Maß Wein und zwei Maß Wasser; Nachmittags Thee mit etwas Brod und Butter; Abendessen keines.

„Welche Körperbewegungen nehmen die Jockeys während dieser Zeit vor und wie viel Stunden Ruhe genießen sie? — Wenn sie nach dem Frühstück die nöthigen Kleidungsstücke, d. h. fünf oder sechs Westen, zwei Röcke und zwei Paar Hosen angelegt haben, machen sie einen Spaziergang von zehn bis fünfzehn Meilen (vier bis sechs Stunden). Wenn sie nach Hause zurückgekommen sind, wechseln sie die vom Schweiß durchfeuchteten Kleider mit trockenen, und fühlen sie sich ermüdet, so legen sich Einige eine Stunde vor dem Mittagessen nieder; nachher wird keine anstrengende Bewegung mehr vorgenommen, und den Rest des Tages bringen sie so angenehm als sie können hin. Zu Bette gehen sie gewöhnlich um neun Uhr Abends, und bleiben bis sechs oder sieben Uhr Morgens liegen.

„Welche Arzeneien nehmen sie? — Jene, die nicht gern starke Spaziergänge machen, bedienen sich abführender Arzeneien, vorzüglich des Glaubersalzes.“

(Fortsetzung folgt.)

Wilberforce's Beerdigung.

Am 3 August fand die Beerdigung des berühmten Wilberforce statt, der im ausgedehntesten Sinne des Wortes ein Wohlthäter des Menschengeschlechtes genannt zu werden verdient. Es war Anfangs beabsichtigt, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, die Leiche in möglichster Stille nach dem Kirchhofe von Newington zu führen und daselbst zu beerdigen; aber eine bedeutende Anzahl der ausgezeichnetsten Mitglieder des Ober- und Unterhauses wollte den letzten Tribut der Achtung dem Andenken eines Mannes bezahlen, der eine lange Reihe von Jahren hindurch eine so ehrenvolle Rolle im britischen Senate gespielt hatte; sie bewogen daher seine Söhne und unmittelbaren Freunde, sein Leichenbegängniß öffentlich zu begehen und ihn in der Westminsterabtei zu beerdigen, jener feierlich ernsten Wohnung der „großen Todten,“ um so dem Andenken dieses Mannes die höchste Ehre zu bezeigen. Um halb ein Uhr war der Leichenzug in Ordnung; der Sarg, der die irdischen Reste des Todten enthielt, ward auf den Leichenwagen gestellt und der Zug begann sich in Bewegung zu setzen. Dem Leichenwagen folgten acht Trauerkutschen mit den Söhnen und andern Verwandten des Verstorbenen, und hierauf fünfzig Wagen, welche Parlamentsgliedern oder dem hohen Adel angehörten. In langem Zuge ging es nun von dem Caboganplatze der Westminsterabtei zu, in Begleitung einer unermeßlichen Volksmenge, und ein wenig nach ein Uhr gab Herr Lee, Oberkonstabel von Westminster, den in den Lokalen des Ober- und Unterhauses versammelten Pairs und Parlamentsgliedern das Zeichen, daß der Zug der Abtei sich nähere. Die Pairs, in bedeutender Anzahl, alle in tiefer Trauer, in Mäntelchen und Hutbändern, zogen nach der Abtei bei dem sogenannten Dichtereck (Poets-Corner) vorbei, während die Mitglieder des Unterhauses, gegen zweihundert an der Zahl, paarweise nach dem westlichen Thore der Abtei zogen. Die Leiche, welche inzwischen hier angekommen war, wurde von dem Leichenwagen herab und von sechs Männern auf die Schulter genommen, nachdem ein Leichenmantel von reichem schwarzem Sammt mit einer großen Bordüre von weißem Atlas darüber geworfen worden war. Innerhalb der Thüre ließ man Halt machen, und nun war es ein würdiger Anblick zu sehen, wie Personen vom höchsten Rang und die ersten Würdenträger des Landes bei der Leiche eines tugendhaften Bürgers das Leichentuch trugen. Diese Träger waren auf der einen Seite der Lordkanzler, der Sprecher des Unterhauses, Lord Bexley und der Marquis von Westminster; auf der andern Herr C. Grant, Sir R. Inglis, Herr Smith und der Herzog von Gloucester. Se. königl. Hoheit war der letzte auf der rechten Seite, da es bei solchen Fällen die Etikette erheischt, daß Personen von königlichem Geblüte die Letzten unter den Leichentuchträgern sind; der Lordkanzler war auf der linken Seite der erste. Während der Zug durch die Flügel des Gebäudes ging, herrschte eine feierliche Stille, und der Anblick war im hohen Grad ergreifend. Die königlichen Pagen in ihren Uniformen und die Zöglinge der Westminsterschule in ihren weißen Chorhemden zogen paarweise voran. Die Chorsänger der Abtei in ihren Mänteln von Weiß und Scharlach, zugleich mit den Chorsängern der St. Paulskirche und allen andern bedeutenden Kirchen der Hauptstadt folgten zunächst; dann kamen die Pairs mit den Herzogen von Sussex und Wellington an der Spitze, beide völlig schwarz gekleidet mit einem Stern auf der linken Brust. Hierauf der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von Chichester und mehrere andere Bischöfe, zuletzt die Mitglieder des Unterhauses paarweise. Der feierliche Ton der prachtvollen Orgel mit dem sanften und melancholischen Wechselchor begann, als der Zug durch die Flügel ging, und brachte bei dem Erscheinen des Zuges selbst und bei dem ehrwürdigen Anblicke des Innern der Abtei einen wahrhaft erhabenen Eindruck hervor. Als man an der Stelle ankam, wo das Grab aufgeworfen war, in der Nähe der Gräber von Canning, Fox und Pitt sangen die Chorsänger den von Croft komponirten Grabgesang. Die Abtei war vollgedrängt von Personen von hohem Range, worunter auch viele Damen. Der Sarg war mit reichem schwarzem Sammt bedeckt und mit goldgetriebener Arbeit verziert. In der Mitte des Deckels war eine Platte mit der einfachen Inschrift:

„William Wilberforce Esq.;
Born 24th. of August 1759,
Died 29th. of July 1833.“ *)

Herr Wilberforce war aus Hull gebürtig, wo sein Großvater zweimal Mayor gewesen war. Sein Vater starb, als er noch sehr jung war, und die frühere Erziehung dieses großen Menschenfreundes stand unter der Aufsicht seiner Mutter, die ihn Anfangs einem Herrn Pockington anvertraute, und dann in eine lateinische Schule schickte, welche von einem Geistlichen Namens Milner geleitet wurde. Um das Jahr 1776 kam er nach Cambridge, wo er der Freund Pitts und des Dr. Isaak Milner wurde. Wilberforce erreichte wenige Wochen vor der allgemeinen Wahl von 1780 seine Volljährigkeit, und wurde nebst Lord Robert Manners fast einstimmig zum Repräsentanten von Hull erwählt. Im Jahre 1784 wurde er von derselben Stadt abermals gewählt, da ihn aber auch die Grafschaft York gewählt hatte, so zog er es vor, als Repräsentant dieser Letztern einzutreten. Bald nach dem Zusammentritte des Parlaments im Jahre 1787 machte Herr Wilberforce seine Motion in Bezug auf den Sklavenhandel. Im Jahre 1788 war er eine Zeit lang sehr unwohl, und da von allen Theilen des Landes Petitionen über diesen Gegenstand einliefen, so brachte Pitt, im Namen Wilberforce's, eine Bill ins Parlament, in der Hoffnung, daß er in der nächsten Session die Leitung derselben selbst übernehmen könne. Die Sache ward indeß erst beinahe ein Jahr später vorgenommen, wo sodann Wilberforce's erster Antrag ohne Abstimmung durchging. Mit dem zweiten indeß war er minder glücklich, denn im Jahre 1791 fiel sein Antrag, die fernere Einfuhr von afrikanischen Sklaven in die britischen Kolonien zu verbieten, gegen ein Mehr von 75 Stimmen durch. Er verdoppelte jedoch seine Anstrengungen, welche hauptsächlich durch die Unterstützung von Fox und Pitt mit günstigem Erfolge gekrönt wurden. Denn sein Antrag ging im folgenden Jahre durch, und nur 85 hatten dagegen gestimmt. Im Jahre 1797 gab er ein Werk heraus unter dem Titel: „Praktische Uebersicht des herrschenden religiösen Systems angeblicher Christen in den höhern und mittlern Klassen dieses Landes im Vergleiche mit wahrem Christenthume;“ diese Schrift hatte einen großen Erfolg, und erlebte im ersten Jahre drei Auflagen. Im Jahre 1798 heirathete er Miß Spooner, die Tochter eines Kaufmannes von Birmingham, mit welcher er eine bedeutende Mitgift erhielt. Er war von mittlerer Größe, hager und von ziemlich schwacher Konstitution, so daß er nach großen Anstrengungen als Redner stets bedeutend unwohl wurde.

---

*) Wilhelm Wilberforce Esq.,
Geboren den 24 August 1759,
Gestorben den 29 Julius 1833.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 242. 30 August 1833.

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

4. Monsieur ⅓, ainsi appellé parce qu'il ne fait pas la moitié d'un grand homme.

Es war gewiß ein sehr überflüssiger Gedanke der Herrn Thiers und Argout, unter das Ervotobild des französischen Ruhmes, an den Fuß der Vendomesäule die Worte setzen zu lassen, daß unter ihren Auspizien der eingeschmolzene Napoleon wieder auferstanden sey, als hätten sie den Kaiser erlöset aus dem Berg, wohin ihn die Restauration verbannt zu haben glaubte so lang bis sein Bart sieben Mal um den schwarzen Basaltfelsen von St. Helena gewachsen. Das Journal der Karikaturen stellt, auf seiner Platte 301, Hrn. Thiers bronzirt dar, in dem weltgeschichtlichen Hütlein und dem übrigen weltgeschichtlichen Zubehör, mit der ganz einfachen Unterschrift: ⅓ (Tiers): „Herr Thiers, so genannt, weil er nicht die Hälfte eines großen Mannes ausmacht." Mit der Brille auf der Nase und einiger karikirten Aehnlichkeit des napoleonischen Gußeisengesichtes, steckt die zwerghafte Gestalt des Ministers fast erdrückt in dem Erzgewande des Riesen. Für ihn ist Alles zu groß, der Degen, der mit dem Griff bis zur Schulter hinaufreicht, wie das Fernrohr, das in seiner Linken, wie ein Tubus sich ausnimmt, wie die Stiefel, in die er bis über die halben Schenkel, wie in Wassereimer, hineingefallen ist. Das Karikaturenjournal fügt in seiner Art folgende Erklärung bei: „Viele Menschen haben sich eingebildet, daß die auf der Vendomesäule erhobene Statue Napoleon verstelle, und ein wenig aus der Ferne gesehen, könnte man sie auch, den Kleidern nach, dafür ansehen. Und doch ist nicht ein wahres Wort daran. Hr. Thiers hat die Gelegenheit benützt, die ihm seine Eigenschaft als Minister der schönen Künste gab, und sich an die Stelle des großen Mannes hinaufziehen lassen. Das Modell zur Bildsäule war Niemand anders als Hr. Thiers, Niemand anders wurde in Erz gegossen, als Herr Thiers; und um die möglichste Täuschung hervorzubringen, hat man Herrn Thiers mit den Attributen bekleidet, unter denen Napoleon der Welt bekannt ist. Aber die Stiefel des Hrn. Thiers sind nicht die Stiefel von Marengo, es sind die einfachen Reitstiefel eines Gendarmen; der Dreispitz ist nicht das Hütlein von Austerlitz, es ist der dreieckige Hut eines Munizipalgardisten; der Gehrock des Hrn. Thiers ist nicht der graue Ueberrock von Wagram, es ist der einfache Schanzlaufer eines Polizeiagenten; der Degen des Hrn. Thiers ist nicht der Degen der Pyramiden, es ist der einfache Degen eines Stadtsergenten; das Fernrohr, das er in der Hand hält, ist nicht jenes, das auf dem Thurmkranz von Moskau aufgelegt ruhte, es ist die Lorgnette, deren sich Hr. Thiers bedient, um die Schienbeine der Operntänzerinnen zu sich in die Loge zu ziehen; die Wurfgeschosse, die zwischen seinen Füßen liegen, sind nicht die Kugeln von Montereau und Champaubert, es sind einfache Birnen von Saint-Cloud. Ueber alles dieß haben wir genaue Erkundigungen eingezogen und so den Grund gefunden, warum Hr. Thiers seinen Namen an den Fuß der Säule eingraben ließ. Dieser artigen Taschenspielerei können wir um so weniger unsern Beifall versagen, als es hin und her besehen das einzige Mittel war, um sich für einen großen Mann halten zu lassen."

5. Je souscris pour l'ami à qui je dois tout... voilà cent sous, rendez moi cinq francs.

Eine bittere Ironie auf den Dank der Welt! — Der wohlbekannte Mann mit dem Backenbarte steht vor einem Gitterfenster, über welchem die Worte zu lesen sind: „Souscription pour Mr. Lafitte." Der Mann mit dem Backenbarte hat einen Hut in der Hand, und eine dreifarbige Kokarde prangt daran. Hinter dem Gitter streckt der Kommis die Hand zum Empfang des Geldstückes heraus, das der Mann mit dem Backenbarte ziemlich fest zwischen Daumen und Zeigefinger zu halten scheint, bevor er es auf den Altar der Erkenntlichkeit niederlegen wird, mit den Worten: „Ich subskribire für den Freund, dem ich Alles zu danken habe... Hier sind hundert Sous, geben Sie mir gefälligst fünf Franken heraus!" — O Lohn und Dank der Welt!

Die englischen Pferderennen.

(Fortsetzung.)

Es scheint, daß bei der Angewöhnung an diese Lebensweise von Jugend auf, die Gesundheit nicht darunter leidet. John Arnull, der Jockey des Prinzen von Wales, wurde ersucht, sich so viel als möglich abzumagern, um bei einer ganz besondern Gelegenheit ein ausgezeichnetes Rennpferd zu reiten; er enthielt

sich demnach acht Tage hinter einander jeder Fleisch- oder Mehlspeise, und fügte seiner dürftigen Fisch- oder Pflanzennahrung nur von Zeit zu Zeit einen Apfel bei. Seine Gesundheit litt unter diesen strengen Fasten nicht im Mindesten. Dennis Fitzpatrick, der in vielen Hochrennen glänzte, behauptete, daß er sich am wenigsten geschwächt und am tüchtigsten fühle, das feurigste Pferd zu bändigen, wenn er sich mäßig abgemagert habe; obgleich sein gewöhnliches Gewicht nicht über sechs und siebzig Pfund beträgt, so hat er sich doch schon oft bis zu sechzig Pfund abgemagert. *)

Die gegenwärtig angewendete Abmagerungsmanier unterscheidet sich von der oben beschriebenen hauptsächlich darin, daß die allzulangen Spaziergänge bedeutend abgekürzt sind. Ein Jockey macht heutzutage nicht mehr als vier englische Meilen und kehrt dann in einem Hause ein, wo er ein großes Feuer findet, um seine Ausdünstung zu verstärken. Hat er sich an dem Feuer tüchtig in Schweiß gebracht und etwas verdünntes Getränke zu sich genommen, so kehrt er nach Newmarket zurück, wobei er im Gehen die Arme so viel als möglich schwingt, um die Thätigkeit der Muskeln zu erhöhen. Ist er zu Hause angelangt und abgekühlt genug, um sich entkleiden zu können, so reibt er sich trocken ab und legt frische Kleider an. Die Wirkung dieser Lebensweise wird nicht nur an seinem Gewicht, sondern auch an seiner Hautfarbe bemerkbar, die ganz durchsichtig erscheint. Das Unangenehmste an der ganzen Sache ist die unbegreiflich schnelle Zunahme des Fleisches, sobald man die fastende Lebensweise aufgibt. So sah man Jockeys, die kaum mehr sechzig Pfund wogen, in einem einzigen Tag um sieben Pud zu ehmen, sobald sie den Forderungen der Natur genügten, ohne sich eines Uebermaßes schuldig zu machen. Bei diesen strengen Kasteiungen sind die Anstrengungen, die Jockeys wie Chifney, Robinson und Scott, ihrem abgemagerten Körper zumuthen, fast unbegreiflich. In den letzten Tagen des Houghtonrennens bestand die ganze Mittagsmahlzeit Frank Buckle's in einem einzigen Ei. Sobald indeß die Pferderennen vorüber sind, können sich die Jockeys, gleich guten Katholiken nach streng gehaltenen Fasten, wieder gütlich thun. Die Zwischenzeit, d. h. fünf Monate von zwölfen, bringen die wieder zu Fleisch gekommenen Männchen ungefähr noch auf dieselbe Weise zu, wie zu Holcroft's Zeiten: sie vergnügen sich mit Besuchen bei ihren Freunden, oder indem sie den Hahnenkämpfen, ihrer Lieblingsunterhaltung beiwohnen, wobei sie jedoch keine Wetten über einige Schilling eingehen. Andere vertreiben sich auch die Zeit mit der Jagd oder andern Uebungen, die den Leib in Bewegung halten. Die meisten von ihnen besitzen gut eingerichtete Häuser, wo sie aller Comforts des englischen Lebens genießen.

So hoch Newmarket mit vollem Recht in der Geschichte des englischen Turf gestellt werden muß, so verschwindet es doch fast unter der Menge andrer Wettrennen, die in andern Theilen des Landes stattfinden. Man zählt ihrer in England, Schottland und Wales hundert und zwanzig, von denen einige zweimal des Jahres gehalten werden. Epsom, Ascot, York, Doncaster und Goodwood nehmen unter ihnen den ersten Rang ein, sowohl wegen der werthvollen Preise, als der vornehmen Gesellschaft, die sich dabei einfindet. Hinsichtlich des Alterthums gebürt dem Rodee zu Chester der Vorrang über alle andern Rennbahnen des Landes und lange stand es in hohem Ruf. Da es schon früh im Jahre, am ersten Montag im Mai, fällt, so kann man dort schöne Versuchrennen mit jungen Pferden sehen, aber es gibt dort auch für ältere Renner vollauf Geld zu gewinnen. Das Wettrennen von Chester wird zahlreich von der sehr ausgebreiteten und aristokratischen Nachbarschaft besucht, und dauert stets fünf Tage. Die Rennbahn ist keine der besten, da sie durchaus schnureben ist und hereinwärts eine scharfe Wendung nimmt, wodurch schon manches Unglück geschah. *) Neun gute Geldpreise, ein königlicher Preis, zwei sehr werthvolle Becher und fünf silberne Geschirre, die zu Chester gewonnen werden können, beweisen schon, daß dieses Pferderennen nicht zu den unbedeutenden gehört.

Zunächst Newmarket aber kommt Epsom. Es genügt zu sagen, daß bei dem letzten Wettrennen daselbst hundert vierzehn junge Hengste und sieben und neunzig Stutfüllen erschienen, und daß ihre Herren fünfzig Guineen Einlage machten für die, welche rannten, und fünf und zwanzig für die, welche nicht rannten. Außer den Hauptgewinnsten (sweepstakes) sind hier als Preise auch ein goldener Becher, mehrere andere Geldpreise und drei Silbergeschirre ausgesetzt. Liebhaber finden hier eine sehr schöne Gelegenheit, nicht nur das Rennpferd auf der Bahn zu bewundern, sondern es auch im höchsten Zustande der Vollkommenheit in der Nähe studieren zu können. Es ist nämlich hier ein von einer Mauer eingehegtes Stück Feld mit Waldbäumen — Warren (Thiergarten) genannt, — wo die Rennpferde gesattelt und bestiegen werden, und man für einen Schilling Eintritt finden kann. Viele geben gern ihren Schilling aus, um die berühmtesten Jockeys von Newmarket zu sehen, die sie bloß dem Namen nach kennen und eine Beschau der halben Aristokratie von England ist selbst in diesen Zeiten noch einen Schilling werth. Auch die bei dem Wettrennen eigentlich betheiligten Turfiten benützen diese Gelegenheit, um die Pferde, die rund in diesem ländlichen Cirkus aufgestellt sind, mit der größten Genauigkeit zu besichtigen. Hier können sie dann die Beschaffenheit ihrer Lieblinge in der Nähe prüfen und sollte ihnen etwas mißfallen, ihre Wetten darnach abändern, bevor noch der Auslauf stattfindet, der jedoch gleich nachdem alle in dem Warren sich eingefunden haben, vor sich geht.

Doch was ist diese Beschau der edelsten Rosse im Warren, so interessant sie an und für sich ist, da Tausende und Tausende davon abhängen und Manchem sein Verderben daraus erwächst, was ist diese Beschau gegen das Rennen selbst? — Man denke

*) Arnull ist 62 Jahre alt, und Fitzpatrick in seinem 42sten an einer Verkältung gestorben, die er sich während seiner Aushungerung zuzog. A. d. V.

*) Vor einigen Jahren ereignete sich ein seltsamer Zufall; ein junger Hengst sprang über die Rennseile, und stieß mit einem Dragonerofffizier, Namens John Miller, zusammen, an dessen Helm das Pferd sich den Schädel einrannte, ohne daß der Offizier beschädigt wurde.

sich vier und zwanzig dreijährige Hengste, die man für sechsjährige Pferde ansehen möchte. Alle die Ahnenprobe ihrer edlen Abkunft auf ihrer Haut zur Schau tragend, — alle am Auslaufplatze in einer Reihe aufgestellt und auf ihrem Rücken die berühmtesten Jockeys Englands, man denke sich hiezu, daß von der einfachen Thatsache, wer von ihnen der beste seyn wird, eine Million Pfund Sterling abhängt. Das Seil fällt! — „Halt! Halt!“ ruft ein Jockey, dessen Pferd den übrigen gerade in dem Augenblick den Schweif zugekehrt hielt, als das Losungswort: „Marsch!“ (Go!) gegeben wurde. Dieß genügt: es ist kein gleicher Auslauf (Start). „Kommt zurück!“ brüllt der Rennmeister, der das Seil fallen zu lassen hat. Aber schon sind einige mehrere hundert Klaftern weit hinaus geschossen, andere noch weiter. Aber seht dort den kastanienbraunen Hengst und die weiße Jacke mit schwarzer Kappe auf ihm! — Tausende von Guineen hängen von ihm ab. Schon hat er die halbe Rennbahn zurückgelegt, noch ehe ihn sein Reiter zu bändigen vermag.

(Schluß folgt.)

Der Weinbau in Georgien und der Krimm.

Der Weinbau ist einer der wichtigsten Nahrungszweige Georgiens. Die Gebirge, von denen dieses Land durchschnitten ist, sind mit Weinstöcken bedeckt, die sich bald zu lebendigen Hecken verschlingen, bald an ungeheuern Maulbeer-, Granat-, Nuß- und andern Bäumen emporranken, die in jenen Gegenden wild wachsen. In der Provinz Kathethi besonders, deren herrliche Lage an sich schon zur Anpflanzung der Reben einladet, beschäftigen sich fast alle Einwohner mit Weinbau. Gleichlaufend mit der hohen Gebirgskette des Kaukasus, die sie gegen die Nordwinde schützt, dehnt sich die gebirgige Provinz Kathethi mit ihren amphitheatralischen Hochebenen auf viele Werste in die Länge und Breite aus, und die zahlreichen Bäche und Flüsse, von denen sie durchschnitten ist, erleichtern die unumgänglich nöthige Bewässerung der Weingärten.

Man findet in Kathethi mehrere Gattungen von Trauben von der vorzüglichsten Art; allein die Weinbauer verderben sie durch übermäßiges Wässern, das den Wein geringhaltig macht und ihn des Zuckerstoffes beraubt. Die Eigenthümer von Weingärten kümmern sich, so wie alle Asiaten überhaupt, wenig um die Güte ihres Weins, sondern arbeiten nur darauf hin, recht viel zu erzielen.

Die Trauben werden in eine aus mit sehr festem Mörtel überzogenen Backsteinen gemauerte Kufe von drei Arschinen Länge und fast eben so viel Breite geschüttet; allein der Festigkeit dieses Gefäßes ungeachtet kann es doch nicht gänzlich undurchdringlich seyn, und so müssen sich mithin dem Moste kalkige Theile beimischen. Die Trauben werden, ohne Unterschied, hineingeworfen und mit den Füßen gestampft, und der Most, der durch einen unterhalb angebrachten Hahn abläuft, wird in großen, mehrere Wedros *) haltenden Krügen aufgefangen.

Die Winzer von Kathethi haben keinen Begriff von dem, was zu einem guten Wein gehört, und dasselbe läßt sich von den Trinkern sagen; daher geht man auch bei Bereitung dieses Sorgenbrechers, sowohl was das Aussondern der Trauben als auch die Gährung betrifft, höchst nachlässig zu Werke. Die ganze Masse des gewonnenen Weins wird von einer Ernte zur andern ausgetrunken, und so findet man denn in Kathethi selbst, mit Ausnahme einiger der wohlhabendsten Eigenthümer, die ihren Wein mehrere Jahre lang aufbewahren können, keinen zwei Jahre alten Wein. Die alten Weine des Landes sind sehr geistig und ähneln dem Porto und Madeira, haben aber mehr Bouquet.

Man hat in Kathethi weder Fässer noch Flaschen, und Dieß macht es erklärlich, warum seine Weine sich nicht halten. Schickt man ihn auf den Markt nach Tiflis, wo der Hauptverschleiß stattfindet, so wird er in Schläuche von naphthagetränkten Büffel-, Schaf- oder Schweinshäuten gefüllt, die, auf dem Bazar herumliegend, dem Europäer einen ekelhaften Anblick gewähren. Will man aus einem solchen Schlauche Wein ziehen, so wird eines der Beine, die die Oeffnungen bilden, aufgeknüpft.

Zu Kathethi werden jährlich 1.500.000 Wedros Wein und 100.000 Wedros Branntwein bereitet, doch könnte man weit mehr erzielen; diese ganze Masse von Getränk wird im Lande selbst verbraucht. Die Georgier stehen schon von Alters her in dem Rufe, große Liebhaber geistiger Getränke, besonders aber des Weins zu seyn, und diese Leidenschaft hängt ihnen auch noch jetzt an; auch der ärmste Georgier trinkt täglich seine Tonga, ungefähr 1½ Pinten.

Der Wein von Kathethi ist noch nie über den Kaukasus gekommen, denn dem Transporte nach Rußland ständen große Hindernisse entgegen; zu Lande wäre er fast unmöglich, und auch zur See ist er mit großen Schwierigkeiten verbunden. Somit beschränkt sich denn der Verbrauch auf das Land selbst, und auch hier würde er noch größer seyn, wenn alle Einwohner Theil daran nähmen; so aber besteht die größere Menge der Bevölkerung aus Moslemin, die bis jetzt noch sich des Weins enthalten.

Imerethi wäre für den Weinbau sehr geeignet, allein diese Provinz ist noch schlecht angebaut und schwach bevölkert. Ihre Lage am schwarzen Meere böte unendliche Erleichterungen für die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach Europa.

Die russische Regierung hat diesen wichtigen Industriezweig Georgiens keineswegs unbeachtet gelassen. Um zu dessen bessern Betrieb in Kathethi zu ermuntern, hat sie beschlossen, Küfer hinzuschicken und eine Glashütte anlegen zu lassen; auch hat ein ausländischer Winzer den Auftrag erhalten, die Einwohner zu unterrichten, wie man in Frankreich rücksichtlich des Anbaues und der Weinbereitung zu Werke geht.

Ueberschreitet man den Kaukasus, so begegnet man dem Rebenbau abermals auf einem Landstriche von geringer Ausdehnung. Kizliar und die umliegenden Dörfer erzeugen jährlich nahe an eine Million Wedros Wein und 500.000 Wedros Branntwein, der unter dem Namen Branntwein von Kizliar bekannt ist. Der Wein von Kizliar ist in Rußland bekannter als der von Kathethi.

Am 30 März fand zu Simpheropol eine Zusammenkunft der Aktionäre der Weingesellschaft der Krimm statt, um Bücher und Rechnungen vom 1 Januar 1832 an bis zum Zusammentritte dieser Generalversammlung zu untersuchen.

Da die Gesellschaft bei ihren Unternehmungen einzig und allein das Aufbewahren und die Besorgung des Weins im Keller, wo nicht bis zu dessen gänzlicher, doch bis zu Entwicklung der wesentlichsten Eigenschaften und den hieraus erwachsenden Gewinn bezweckt, so konnte sie leicht berechnen, daß sie, bei auch nur mäßigen jährlichen Einkäufen, Keller nöthig haben würde, die 30.000 bis 50.000 Wedros zu fassen vermöchten, und daß solche in Städten anzulegende Keller allein schon einen großen Theil ihres Kapitals erschöpfen dürften.

Ein glücklicher Zufall führte sie indeß in Sudac selbst, dem Orte, wo sie die ersten Jahre hindurch ihre hauptsächlichsten Einkäufe zu machen genöthigt ist, auf Entdeckung eines Platzes, wo feste Keller für 50.000 Wedros und für die Bereitung von 50.000 Flaschen moussirender Weine, gegen sehr billigen Arbeitslohn erbaut werden können, und so bleiben ihr hinlängliche Mittel in Händen, einen Anfang mit der so wünschenswerthen Bereitung von moussirenden, dem feinern Burgunder und Champagner ähnlichen Weinen machen zu können. Durch so günstige Umstände ermuthigt, hat die Direktion sich bemüht, das nöthige Material zu Verfertigung großer Gefäße anzuschaffen, in denen der Wein die nöthige Vollkommenheit erreichen kann, ohne der Gefahr des Auslaufens oder der Verschlechterung ausgesetzt zu seyn.

Die Lese des Jahres 1831 ist sehr reichlich, aber rücksichtlich der Güte der feinen Sorten nur gering ausgefallen. Die Direktion hatte von den besten abgezogenen Weinen von Sudac und Kozloff ungefähr 3000 Wedros gekauft, und besitzt mithin jetzt einen Vorrath von neun- bis zehntausend Wedros.

Es ergibt sich hieraus, daß das, was Ende des Jahres 1830 und 1831 geschah, nur als Vorbereitungen zu Begründung der Gesellschaft angesehen werden kann, und daß mithin die Zeit von Dividenden zu sprechen noch nicht gekommen ist. Sobald die Gesellschaft eine bedeutende Menge zum Verbrauche geeigneten Weins beisammen haben wird, sendet sie ihn nach Moskau, Nischnei-Nowgorod und St. Petersburg; doch werden diese Sendungen nicht übereilt werden, da die Gesellschaft alle nöthige Zeit hat, um die zum Gelingen dieses wichtigen Theiles ihrer Unternehmung nöthigen Maßregeln vorzubereiten.

---

*) Ein Wedro hält 1[illegible] Litre.

Die Engländerinnen.

Die englischen Geseze sind im Allgemeinen den Frauen nicht günstig. Durch eine Heirath treten sie in den Rang ihres Mannes über, und eine Frau von Stand, die sich nach dem Tod ihres ersten Gemahles einem andern von niedrigerm Range vermählt, verliert den Titel, den sie von ihrem ersten Manne trug, wiewohl man ihn ihr noch aus Gewohnheit ertheilt. Besizt sie einen erblichen Titel, so behält sie ihn, auch wenn sie einem Manne von niederm Stand ihre Hand reicht, und der Mann hat keinen Anspruch auf Titel und Recht seiner Frau. Die Frauen gelangen zur Thronfolge, und üben durch Abgeordnete in politischen Angelegenheiten eine Herrschaft aus, die ihrem Geschlechte durch Sitte und Gesez im eigenen Haus entzogen ist. Obgleich sie die Regierung übernehmen können und die Pairie erben, so haben sie doch kein politisches Recht, und weit entfernt an der Nationalrepräsentation Theil nehmen zu dürfen, ist ihnen nicht einmal erlaubt, den Sizungen des englischen Parlaments beizuwohnen.

Wenn eine Frau kurz nach ihrer Vermählung niederkommt, so wird das Kind nach dem Gesez als ehelich erzeugt angesehen, wenn es auch der Vater nicht anerkennt und die ganze Welt glaubt, daß er darin Recht habe. Wenn der Mann mehrere Jahre vom Haus entfernt lebt und die Frau zwölf Monate nach seiner Abreise niederkommt, so gilt das Kind in den Augen des Gesezes für das seine, nur muß er während seiner Abwesenheit England nicht verlassen haben, oder „innerhalb der vier Meere geblieben seyn,“ wie das Gesez sich ausdrückt. Da die Frau als das Eigenthum des Mannes betrachtet wird, so ist er auch für ihre Handlungen verantwortlich. Nach den englischen Gesezen hat die Frau keinen eigenen Willen; der Mann ist daher gehalten, die auch ohne sein Wissen von seinem Weibe gemachten Schulden zu bezahlen; er muß sogar für die vor der Heirath von ihr gemachten gut stehen. Der Mann hat das Recht nach Willkür mit dem Vermögen seiner Frau zu schalten. Wenn daher ein reiches Mädchen sich verheirathet, so treffen ihre Eltern oder Vormünder die Vorsorge, daß ihr auch in der Ehe der freie Genuß ihres Vermögens bleibt, und daß sie über dasselbe nach Belieben verfügen kann, damit nicht etwaige Verschwendungen des Mannes sie darum bringen. Einer der größten Nachtheile in der Stellung der Frauen ist der Umstand, daß bei der Vererbung von Grundbesiz männliche Erben immer den weiblichen vorgezogen werden. In Ermanglung männlicher Erben theilen die weiblichen die Güter unter sich. Ledig oder verheirathet bleiben die Engländerinnen unter beständiger Vormundschaft. Es gibt keine vollkommen unabhängige Frau als eine Wittwe mit großem Vermögen.

Die Herrschaft der Männer über ihre Frauen ist unumschränkt. „In einem freien Lande, sagt der Verfasser des Krito (eine politisch-moralische Schrift) sind die verheiratheten Frauen in einem Zustande von Sklaverei wie die in Indien. Warum soll eine Frau nicht das Recht haben, gerichtlich gegen Einen aufzutreten, der sie tyrannisirt, wenn sie nicht gesezlich beweisen kann, daß durch die Grausamkeiten ihres Mannes ihr Leben bedroht war? Ist es vernünftig, daß ein roher und ungeschlachter Mann die ehrenwertheste Frau ungestraft für ihr ganzes Leben unglücklich machen darf? Warum soll eine mißhandelte Frau nicht zuerst vor einer Versammlung von Freunden und Anverwandten und dann vor dem Richter klagen dürfen?“ — Die Geseze treiben die Ansicht von der Unterwürfigkeit, die das Weib dem Manne schuldig ist, so weit, daß bei einem von beiden gemeinschaftlich begangenen Verbrechen die Frau keine Strafe, ja nicht einmal eine gerichtliche Untersuchung zu fürchten hat, da die Geseze annehmen, sie sey aus Gehorsam gegen ihren Mann verbunden, sogar an seinen Verbrechen Theil zu nehmen. Bis auf Karl II bestand ein Gesez, das den Mann berechtigte, seine Frau zu schlagen, denn da er für ihre Handlungen verantwortlich ist, sagte man, so muß man ihm auch Gewalt lassen, sie in Furcht zu halten. Die gegenwärtigen Engländer, von besserer Gesittung als ihre Vorfahren, haben dieses Gesez, das beiden Geschlechtern zur Unehre gereicht, verjähren lassen; allein bei dem gemeinen Volke, das altes Herkommen nicht leicht fahren läßt, wird dieß Gesez noch oft erwähnt und noch öfters in Anwendung gebracht. Ein noch entehrenderes Gesez erlaubte dem Manne, seine Frau zu verkaufen, wenn sie dazu ihre Einwilligung gibt. Das Gesez schreibt dabei vor, daß er sie dann mit einem Strick um den Hals auf den Markt führe, wie einen Ochsen oder Esel. Gewöhnlich ist der Käufer ein Liebhaber der Frau, oder Jemand, der sie aus der Tyrannei ihres Mannes befreien will. Man hat diese barbarische Sitte noch bis in die neueste Zeit wiederholt gesehen. Um endlich dem Weibe seine Unterthanenpflicht gegen den Mann recht nachdrücklich einzuschärfen, besteht ein Gesez, das die Ermordung eines Mannes durch seine Frau als eine Art Hochverrath mit einer geschärften Todesstrafe belegt.

Vermischte Nachrichten.

Die Frauen in Canada haben das Recht, in den Wahlversammlungen eben so gut ihre Stimmen abzugeben, als die Männer. Bei den lezten Wahlen, in denen der Obrist Baley zur gesezgebenden Versammlung erwählt wurde, und die Herren Little und Wilkinson ihm die Wahl streitig machten, begaben sich nicht weniger als fünf und dreißig Frauen zu den Hustings, um zu seinen Gunsten ihre Stimmen zu geben. Es waren lauter Wittwen oder ledige Mädchen, bis auf eine verheirathete Frau. Indeß begibt es sich nicht selten, daß die Frau auf der einen und der Mann auf der andern Seite in derselben oder in verschiedenen Wahlversammlungen stimmt, je nach dem Rechte, das ihnen ihr Besizthum verleiht. Im Monate Mai 1832 war zu Montreal ein Wahlkampf, der einen ganzen Monat dauerte und wobei 225 Frauen stimmten. Der eine Kandidat war ein Irländer, für den 95 Weiber stimmten, dem andern, Herrn Stanley Bagg, einem Bürger der Vereinigten Staaten, der in Canada das Bürgerrecht erhalten hatte, gaben 104 Damen ihre Stimmen. Die andern 26 Frauen, die erschienen waren, machten von ihrem politischen Rechte keinen Gebrauch. Mehrere Frauen stimmten gegen ihre Männer, ohne daß es diese gerade übel nahmen. Man sah sogar eine Frau, die nach ihrem eigenen Recht stimmte, während ihr Mann kein Stimmrecht hatte. Es fehlt sich nicht, daß die Canadierinnen von ihrer Wahlberechtigung stets zu Gunsten jenes Kandidaten Gebrauch machen, der ihnen am meisten zu gefallen und Galanterie mit der Politik zu verbinden weiß. Der Beschluß der gesezgebenden Versammlung von Quebec, der den Weibern gleiche Stimmfähigkeit mit den Männern verlieh, wurde vor vierzig Jahren von dem englischen Parlamente genehmigt.

*

Abermals ein Doppelselbstmord von Saintsimonisten! — Ein Seitenstück zu den im vorigen Jahre zu Narbonne und Cahors (vergl. Ausl. 1832. S. 472 und 1364) vorgefallenen Abscheulichkeiten. Ein junger Mensch von 22 bis 23 Jahren, Namens Perret des Issarts, tödtete sich gemeinschaftlich mit einer Madame Clare Demare, die sich durch Herausgabe einiger saintsimonistischen Schriften bekannt gemacht hatte, worin sie die Ehe als eine Hurerei (prostitution) darzustellen suchte. Man fand sie beide neben einander auf dem Bette, wo sie sich durch einen Pistolenschuß entleibt hatten, und in der Mitte des Zimmers ein Becken mit brennenden Steinkohlen. Bei Perret des Issarts fand man einen Brief, worin er sich mit bitterem Hohn über die Welt beklagt, bei der er keine Anerkennung gefunden, und seinen Entschluß ausspricht, dem Beispiel Lécousse's und seines Freundes zu folgen, deren Muth und Tugend er bewundere. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!

*

Die französische Akademie der Wissenschaft hat jüngst in Gypsabguß den Fötus eines Wallfisches erhalten, der in der Nähe der Insel Tristan d'Acunha erlegt wurde. Der Fötus selbst, den Dr. Roussel, der einen französischen Wallfischfänger nach der Südsee begleitet hatte, in Weingeist gesezt zurückbrachte, ist zwei Fuß acht Zoll lang, und hat ungefähr den ein und zwanzigsten Theil seiner Mutter, die 57 Fuß maß und deren Fettgewebe unter der Haut 20,000 Pfund Thran gab. Da die Wallfische 9 bis 12 Monate tragen und der junge Wallfisch bei seiner Geburt 12 bis 15 Fuß lang ist, so mochte der erwähnte Fötus dritthalb Monate alt seyn. Außer Peter Camper hatte noch kein Naturforscher Gelegenheit, einen solchen zu beschreiben. Die Haut dieses Wallfischfötus war vollkommen glatt und von röthlicher Schieferfarbe. Die Lippe an der untern Kinnlade steht merklich vor, da sie bestimmt ist, die erst später im Zahnfleisch entstehenden Barten zu bedecken. Der den Fischern so gefährliche Schweif ist gabelförmig gespalten; der Rand des äußern Gehörganges fehlt, der Augapfel ist unter den geschlossenen Augenliedern etwas hervorgequollen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 243. 31 August 1833.

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

6. Elle est vraiment enceinte!

Auf seinem altväterischen Stuhl sitzt der Chevalier in der geblümten Brokatweste, im Hoffrack à la merde de Dauphin, mit puderbestäubtem Kragen, auf dem der Haarbeutel wie ein schwarzer Schmetterling ruht. Schlaff, wie von Thränen durchweicht, hängt der Jabot herab und das Halstuch ist nur nachlässig um den Nacken geschlungen. Die ganze Figur ist zusammengeknickt; der verwitterte Kopf mit den wenigen Haarborsten, die vor Entsetzen sich emporgerichtet, ist auf den Tisch herabgebeugt und starrt mit weit vorgequollenem Aug das verhängnißvolle Blatt an, das dort ausgebreitet liegt. Es ist der Moniteur, und die Zeilen enthalten die offizielle Erklärung, daß die Herzogin von Berry sich in gesegneten Umständen befindet. „Elle est vraiment enceinte!“ hat der Chevalier gerufen und ist dann entsetzt über das Gorgonenhaupt der unläugbaren Gewißheit in sich zusammengesunken. Die Arme und Hände fühlen nicht mehr die Kraft, emporzufahren und das wenige Moos, das die Zeit auf dem schmalen Schädel stehen gelassen, vollends auszuraufen. Der rechte Arm hängt wie vom Schlage gerührt über das aufgestützte rechte Bein herab, die linke ruht halbgeöffnet, als habe sie eben den Vogel entwischen lassen, auf dem linken Schenkel. Dieser kahle Schädel, woran die vollkommen ausgebildeten Organe der Schwärmerei und des Muthes deutlich zu erkennen sind, diese Züge, eine Verschmelzung von Chouan und Petit-Maitre, dieser krampfhaft geschlossene Mund mit dem versteinerten Höflingslächeln in den Winkeln, dieses stiere Auge, das sich nicht losmachen kann von dem Schlangenzauber des Entsetzlichen — Alles zusammen bildet eine Mischung von Lächerlichem und Rührendem, wie sie kaum glücklicher ausgedacht werden könnte. Wir haben in dem geknickten Chevalier den Wrack der Emigration vor uns; es ist der bloße Schiffsrumpf, der auf einen Felsen geworfen, ohne Maste, Segel und Anker, hingeschmettert daliegt, ohne die geringste Hoffnung, jemals wieder flott werden zu können. Wie ganz anders lief man mitten im Sturme der Revolution nach Koblenz aus; da flatterten doch noch Segel an den Masten, wenn sie auch arg von Fallwinden zerrissen waren; da war noch Hoffnung, auf der Fluth der europäischen Reaktion wieder zurückgetragen zu werden in den Hafen, aus dem man hinausgeschleudert worden war; da war doch nicht Alles noch verloren! — „Elle est vraiment enceinte!“ — Hier ist Alles verloren — selbst die Ehre! —

Es kann übrigens, nebenbei gesagt, der französischen Courtoisie nicht genug nachgerühmt werden, mit wie viel Zartgefühl und Schonung sie sich gegen eine unglückliche Frau benahm, deren Muth und Geschmack an chevaleresken Abenteuern von der einen Partei benützt wurde, in Frankreich den Bürgerkrieg zu entzünden, und von der andern, sie der öffentlichen Entehrung preiszugeben, und dadurch sich selbst zu befestigen. Es ist uns außer der vorliegenden Karikatur keine andere bekannt, die einen so reichen Stoff, wie das Schicksal der Herzogin von Berry, benützt hätte, auf Kosten des Unglückes witzig zu seyn.

7. Vous n'êtes pas grand, mon cher!

Der Mann mit dem Backenbart, steht mit dem Rücken uns zugekehrt, im reichgeblümten Schlafrock, in dessen Knopfloch jedoch nicht das Band der Ehrenlegion fehlt, und in Pantoffeln vor uns. Herr Mayeur, der bucklige, witzigboshafte, geschwätzigvorlaute, elegante und mißgeschaffene Mayeur, der in unzähligen Verwandlungen auftritt, wie John Bull von London und Staberl von Wien, steht heute als Schneider mit dem langen Papierstreifen hinter dem vornehmen Herrn im Schlafrock und nimmt ihm das Maß. Es ist gut, daß kein Spiegel gegenüber hängt, sonst würde der Mann mit dem Backenbart nicht wenig ungehalten werden, über das grimmigboshafte Gesicht, mit dem der bucklige Schneider aus dem Bild herausnickt, und ausruft: „Sie sind nicht groß, mein Lieber!“ — Zunächst auf einem mit reicher Sammtdecke überhangenen Tisch liegen die gewöhnlichen Attribute, ohne die der Mann mit dem Backenbart nie erscheint: ein schwerer Geldsack und aufgeschichtete Goldsäulen.

8. Le Cauchemar.

Man mag von Lafayette urtheilen wie man will; immerhin spricht es nicht wenig für ihn, daß er stets vergöttert wurde in der Jugendzeit, in den arkadischen Tagen der Freiheit, aber verstoßen, sobald die rohen Bedürfnisse, die Leidenschaften der Parteien erwachten. Er erfuhr dieß in der ersten Revolution Frankreichs, wie in der zweiten. Ein Mann, wie Lafayette verdient,

daß nur seine Freunde seine Geschichte schreiben, denen seine Schwächen selbst noch Tugenden sind, wie sie denn auch nur Mißgriffe des Herzens sind. Es wäre ungerecht, selbst von der Geschichte, wenn sie ihre eherne Hand an das fleckenlose Silberhaar des Greises legte, um ihn vor ihren unbarmherzigen Areopag zu schleppen: solche Charaktere genießen eines privilegirten Forums in den Herzen der Menschen. Nur der politische Humor darf es sich herausnehmen, ihn vor sein Narrengericht zu stellen. So sehen wir den Bürger zweier Welttheile, in vollem Anzug auf einem Sofa ausgestreckt, in tiefem Schlaf. Der rechte Arm ist auf den Boden herabgeglitten, wo er noch immer fest das vielbesprochene Programm des Hôtel de Ville in der Hand hält. Aber ein schwerer Traum beängstigt den guten alten Mann: eine ungeheure Birne lastet auf dem Magen, und der Alpdruck kommt aus dem Magen, sagen die Aerzte. An der Wand sieht man ein Bild, das den Augenblick darstellt, wo Lafayette, auf dem Balkon des Hotel de Ville, Louis Philipp umarmt und die Worte spricht: „La meilleure des republiques.“

De Pferderennen in England.

(Schluß.)

Was ist alle Todesangst und Todespein gegen einen solchen Augenblick? Doch kein Gewinn ohne Verlust und mögen jene zusehen, die das vorschnelle Roß auf die Bahn gebracht haben. Doch vielleicht hat der falsche Auslauf dazu beigetragen, das allzu heftige Feuer etwas zu dämpfen und dem Hengst eine größere Ausdauer zu verleihen. Schon sind alle wieder zurückgekehrt und jeder Reiter sucht die Stelle, die ihm am vortheilhaftesten scheint, einzunehmen. Hier sieht man den behutsamen John Day, wie er in aller Ruhe manövrirt, für seinen Herrn, den Lord Grafton, die beste Stelle zu gewinnen. Dort streichelt der niedliche kleine Arthur Pavis seinem Pferde Nacken und Seite, indem er zugleich sich selbst bewundert. Siehe da auch Samuel Chifney, und vor Allem seinen Sitz im Sattel; zusammengewachsen scheint er mit dem Roß! Und dann sein Gesicht, wie ernst und gedankenvoll; aber er hat in der That zu denken genug; er und seine Verbündeten haben Tausende auf dem Rennen stehen und er durchfliegt die Rennbahn schon im Geiste. Harry Edwards und Robinson halten neben einander, auf beide sind hohe Wetten gemacht, daß sie gewinnen werden. Wie ganz sind sie aber auch zum Ritte eines Wettrennens geschaffen! In der That die Natur scheint sich erst die Gußform zu einem Jockey ausgedacht zu haben, bevor sie das Juwel ihrer Thierschöpfung, das Pferd, hervorbrachte. Und dann dort der elegante Samuel Day, wie ist er mit Kleidern überladen, bis er das erforderliche Gewicht erlangt hat. *) Die Knöchel seiner Handgelenke und seine Knieschneiben scheinen durch die Haut brechen zu wollen; aber wenn er die Hälfte seines Wesens in der Schwitzkur verdünstet hat, so ist die andere Hälfte noch voll rüstiger Kraft, und man könnte darauf schwören, daß sein Pferd an ihm seinen Meister finden wird. Dann betrachte man diesen schmächtigen, jungen Jockey, mit den hervorstehenden Backenknochen und dem langen Hals, in grüner Jacke und orangegelber Kappe, sieht er nicht aus wie ein Mensch, der die galoppirende Schwindsucht hat! — Eine blasse Röthe zeigt sich auf den eingefallenen Wangen seines todtbleichen Gesichtes und es fehlt nichts als das Leichentuch, um ihn für einen Bewohner des Grabes zu halten. Doch man hat nichts für ihn zu fürchten; er ist kerngesund und von Herzen wohlauf; aber er mußte sich über Hals und Kopf abmagern und hat in den letzten acht und vierzig Stunden fünfzehn Pfund Fleisch verloren! — Und abermals ist das Rennen losgegangen! — Ein prachtvoller Auslauf und ein noch prachtvollerer Anblick! Alle Regenbogenfarben sieht man auf den Kleidern der Jockeys und den Häuten der Rosse! Welches Schauspiel für die Rennpferdbesitzer, die auf der Anhöhe nächst der Rennbahn ihre Stellung nehmen, um den ersten Theil des Rennlaufes zu sehen und zu beobachten, wie es um ihre Lieblinge steht. Noch sind alle in einem dichten Klumpen beisammen und die Jockeys können nichts weiter thun, als gegenseitig einen Blick auf ihre Pferde zu werfen. Bald aber lichtet sich der Haufe, die Einzelnen sondern sich ab, denn schon müssen die schwachbrüstigeren Pferde dahinten bleiben, und Jeder kann nun für sich überlegen und handeln. „Ich denke, ich kann gewinnen,“ sagt Robinson zu sich selbst, „wenn ich mit meinem Pferde am Leben bleibe; denn ich weiß, in Schnelligkeit nehme ich es mit Allen hier auf. Doch diesen Hügel hinab muß ich stark zusammenhalten, es ist keine Newmarkets Fläche, über die wir gekommen sind. Mit Pavis Renner geht es gemach, und der Yorkschirer Scott legt sich gut an! Aber wo ist Chifney? Ha, er kommt, wie Weihnachten; in seiner gewöhnlichen Art, kriecht er hinter drein und hat Harry Edwards die blinde Seite abgewonnen. Chapple reitet heute ein gefährliches Pferd und John Day einen Abkömmling der alten Prunella.“ — Es ist ein furchtbares Jagen geworden! Nur sieben noch sieht man in geringen Zwischenräumen von einander und Niemand anders darf sich mehr eine Hoffnung auf Gewinn machen. Der letzte Ansatz (Set-to genannt) beginnt, die Peitschen sind im Zug, der Pöbel jubelt, Herzen pochen, Damen fallen in Ohnmacht, das Favoritpferd ist besiegt — die weiße Jacke mit der schwarzen Kappe hat gewonnen! — Nun stürzt ein dichter Reiterschwarm vom Hügel herab: „Wer hat gewonnen?“ ruft es aus Einem Mund. „Hurrah! schreit Einer auf die Antwort, mein Glück ist gemacht!“ — „Hat er — zu allen Teufeln!“ — ruft ein Anderer und gibt seinem Pferd einen furchtbaren Riß. „Ich bin ein ruinirter Mann! Schuft der ich war, eine solche große Summe aufs Spiel zu setzen! Und ich habe nur allzu vielen Grund zu fürchten, daß ich betrogen worden bin. O, wie soll ich meinem armen Weib und meinen Kindern unter die Augen treten. Ich schieße mir eine Kugel vor den Kopf!“ — Aber wer ist der Eigenthümer des gewinnenden Pferdes? — Dort auf dem Hügel hält er in einer Kutsche. Aber er wird es nicht glauben, daß er Sieger ist, bevor er es zweimal gehört hat. „Hurrah!“ schreit er nun und wirft seinen Hut in die Luft. Eine Zigeu-

*) Die Jockey werden vor dem Rennen gewogen und müssen, was ihnen am vorgeschriebenen Gewicht fehlt, durch Kleider oder Gewichtsteine ersetzen.

nerin händigt ihm den Hut wieder ein und noch einmal wird er in die Luft geschleudert und die Zigeunerin fängt ihn abermals auf und eine halbe Krone nebenbei, indem sie ihn wieder überreicht. „Der Himmel segne Euer Gnaden," sagt das schwarze Weib, „aber hab' ich nicht Euer Gnaden gesagt, daß Sie nicht verlieren können?" —

Es werden gegenwärtig zu Epsom zwei Pferderennen gehalten, und zwar schon länger als ein halbes Jahrhundert her; doch ist das Oktoberrennen von geringerer Bedeutung. Der große Zuschauerstand ist einer der geräumigsten in Europa; man kann sich eine Vorstellung von seiner Pracht machen, wenn man weiß, daß er in der Armentaxe jährlich mit 500 Pf. Sterl. angelegt ist. Zunächst Epsom kommt Ascot. Seine Pferderennen haben aber einen ganz verschiedenen Charakter, nicht allein deßhalb, weil sich dabei der König und der größte Theil der englischen Aristokratie einfindet, sondern auch darum, weil hier nicht jener Zusammenlauf von Menschen stattfindet, von denen man, wie vom Wind sagen kann, daß man nicht weiß woher sie kommen und wohin sie gehen, wie man sie bei den Wettrennen von Epsom trifft, deren jedes für die londoner Kümmeltürken ein Feiertag ist. Auch darin hat Ascot einen Vorzug, daß es außer dem Bereich der londoner Spitzbuben ist, und die Wachsamkeit der Polizei macht sogar gewöhnliche Diebe selten. Der eigentliche Zauber Ascots aber besteht für jene, die nicht bei den Pferderennen auf eine oder die andere Art betheiligt sind, in den Spaziergängen auf der Rennbahn zwischen den verschiedenen Rennen, wo man die fashionable Welt von höchstem Rang, in ihrem vollsten Glanz, unter die Volksmenge gemischt sieht. Nur Kensington's Gärten bieten im Monat Julius ein gleich bezauberndes Schauspiel. Hiezu kommt noch, daß der König im vollen Prunke seines Hofstaates bei diesen Wettrennen erscheint, umbraust von dem Jubel des Volkes, der jedoch, nebenbei gesagt, dieses Jahr nicht so lärmend als sonst war.

Goodwood ist der nächste Ort der aristokratischen Rennversammlungen im Süden und hat fast alle andern Pferderennen des Landes in sich aufgenommen. Die Gewinnste von Goodwood bestehen in so reichen Preisen, daß alle Hauptrenner von Newmarket hieher gebracht werden, um sich darum zu bewerben. Im jüngstvergangenen Jahre trugen der Beiram, die Lucetta und der Priamus die Preise davon. Die Bürgergemeinde von Chichester gibt zum Becher hundert Pfund und der König ein Silbergeschirr von hundert Guineen. Auch die Rennbahn von Goodwood ist eine der besten in England und der Herzog von Richmond verwendete auf ihre Einrichtung nahe an 10,000 Pf. Sterl., eine Summe, die ihm durch den Ertrag der Eintrittskarten in die Zuschauerstände u. s. w. ersetzt werden wird, wenn die Wettrennen Bestand haben.

Doch werfen wir jetzt einen Blick auf die Grafschaft York, das Epirus der neuern Zeit, wo gegenwärtig jährlich zwölf Pferderennen gehalten werden: vor einem Jahrhundert zählte man noch die Hälfte mehr. York ist einer der ältesten Rennorte Englands und wurde von den größten Freunden der Rennbahn aller früheren Jahrhunderte begünstigt: die Namen der Cookson, Wentworth, Goodricke, Garforth, Hutchinson, Gascoigne, Sitwell, Pierse, Shafto u. a. m. sind fast Eingeborne der Haide von Knavesmere zu nennen. Die im vergangenen Jahr bei den Frühlings- und Augustrennen, als Geldpreise und Silbergeschirr ausgesetzte Summe betrug 14,600 Sf. St. Catterick Bridge ist gleichfalls ein bedeutender Ort für die Pferderennen in York, da dieselben dort sehr früh im Jahre gehalten werden, auch Richmond und Pontefract werden ziemlich stark besucht. Von Doncaster läßt sich Dieß nicht mehr sagen: es ist nicht die Hälfte von Dem, was es einst war. Sein alter Glanz ist in der neuesten Zeit sehr getrübt worden und seinem Erlöschen nahe. Nicht als ob es in der Umgegend an reichem Adel dazu fehlte; die Magnaten von Devonshire, Cleveland, Leeds, Londonderry und Durham würden alle ihre Vorgänger ersetzen und aufwiegen; aber die Rennbahn von Doncaster hat in den letzten Jahren durch zahllose Versuche zu Betrügereien, die dort gemacht wurden, sehr an ihrem guten Rufe eingebüßt und wird ihn in vielen Jahren nicht wieder erlangen. Nur eine strenge Aufsicht, die alle Schwindler von der Rennbahn und aus dem Kreis der Wetter verjagt und sie mit öffentlicher Entehrung brandmarkt, wird verhindern können, daß Doncaster nicht auf dem Verzeichniß der englischen Rennbahnen erlöschen werde. Ein französischer Edelmann, der Doncaster vor einigen Jahren besuchte, gab ihm den Namen: „der Guineenversammlung" (Guinea-meeting.) „Nichts, sagte er, war hier ohne Guineen zu haben. Eine Guinee mußte ich erlegen, um in den Zimmern zugelassen zu werden, wo man die Wetten machte; eine Guinee verlangte man für mein Mittagessen im Gasthofe; eine Guinee mußte ich für meinen Platz als Zuschauer bezahlen und eine Guinee sogar für die Einstellung meines Wagens. Eine Guinee kostete das Bett für meinen Bedienten und großer Gott! — zehn Guineen das Bett für mich, und zwar nur auf zwey Nächte! —

Eine türkische Hochzeit.

(Aus dem Journal asiatique.)

Der gesellschaftliche Zustand der Türken ist uns nur erst noch den äußern Umrissen nach bekannt, da der Fremde, der in ihre häuslichen Verhältnisse eindringen wollte, zahllose Schwierigkeiten findet, an denen auch die eifrigste Neugier, die muthigste Beharrlichkeit ermüden würde. Die nachstehende, aus dem Leben gegriffene Skizze wird daher manches Neue über die bei den vornehmen Türken üblichen Heirathsgebräuche enthalten.

Osman, Pascha von Trapezunt, verband neben der ihm übertragenen Civilgewalt, auch die eines Seraskiers, die ihm während des letzten Krieges gegen Rußland verliehen worden war. Seine Herrschaft erstreckte sich über das ganze Gestade des schwarzen Meeres, von Synope bis an die Gränze von Georgien; die südlichen Gränzen seines Gebiets schienen von den hohen Gebirgsketten gezogen zu werden, die sich an den Küsten Anatoliens erheben, und an manchen Stellen nicht weiter als drei Stunden vom Meere entfernt sind; seine Nachbarn waren also die Pascha's von Akalsick, Erzerum, Gummusch Khané, Sivas und Boli. Seine Familie war alt und angesehen im Lande, und unter dem Namen Casnadar-Oglu (Sohn des Schatzmeisters) bekannt. Der Mittelpunkt seines Gebiets war Tscharischanbey, wo er sein Schloß hatte; zu Trapezunt bewohnte er ein sehr einfaches Haus, das die Gemeinde ihren Statthaltern einräumt, und in dem sein Vater, Soliman Pascha, lange Zeit gewohnt hatte. Seine Familie bestand aus seiner Frau, einem Sohne und zwei Töchtern; er hatte einige Sklaven, mehrere Brüder und einen Vetter, die insgesammt durch seinen Einfluß die Würde der Pascha's von zwei Roßschweifen erhalten hatten. Als Haupt der Familie betrachtete er sie als seine Untergebenen, und ließ sie für seine Rechnung mehrere Bezirke verwalten, von denen sie Mutselims waren. Mehemed Bey, sein Sohn, hatte mittlerweile sein sechzehntes Jahr erreicht, und es mußte deßhalb an seine Verheirathung gedacht werden. Obschon seine Würde ihn unter die vornehmsten Großen des Reichs stellte, so hielt er sie doch nicht für ansehnlich genug, um den Namen Casnadar-Oglus *) vergessen zu können. Vor Allem war er darauf bedacht, keine Mißheirath zu schließen, und warf deßhalb die Augen auf die Erbin Sagl-Oglus, vormals mächtigen, aber jetzt herabgekommenen Gebietsherrn von Kerasun.

*) Die Meinung, daß die Türken bis jetzt nichts von Aristokratie und Adelstolz wüßten, ist sehr irrig; solche Gesinnungen finden sich im Gegentheil bei ihnen sehr stark ausgesprochen. Der Sohn eines Aga von Trapezunt sagte mir, als er vom vormaligen Kapudan Pascha sprach: „Welche auch immer seine jetzige Stellung seyn möge, so bin ich doch stets der Sohn eines Herrn, und Hamed Pascha nur der eines Schusters."

Sobald die Wahl entschieden war, versammelte die Mutter Mehemed Bey's eines Tages die Frauen ihres Harems, und mit diesen vor ihren Gemahl tretend, als er eben sein Morgengebet verrichtet hatte, neigte sie sich, die Hand an die Stirn gelegt, vor ihm und rief aus: „Herr, ich habe eine Bitte an dich; während wir noch leben, und unsre Tage stehen in der Hand des Schicksals, laß uns unsern Sohn Mehemed verheirathen; ich wünsche ihm die Tochter Sagl-Oglu's als Gattin zu geben.“ — „Dem sey also,“ erwiderte der Seraskier, und von diesem Augenblicke an wurden Schritte gethan, um die Einwilligung des Vaters der zukünftigen Schwiegertochter einzuholen. Ein durch sein Alter ehrwürdiger Verwandter des Pascha wurde nach Kerasud geschickt, nahm sich aber wohl in Acht, gleich von vorn herein etwas von dem Zweck seiner Sendung merken zu lassen. Mehrere Tage strich er in der Stadt umher, vermied aber vor dem Hause Sagl-Oglu's vorüberzugehen. Der Antrag wurde endlich in einem Kaffeehause gemacht; weit entfernt, ihn sogleich anzunehmen, begehrte der Vater mehrere Tage Bedenkzeit, um sich mit seinen Frauen und Freunden zu berathen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es durchaus nicht seine Absicht war, eine so erlauchte Verbindung von der Hand zu weisen, und daß die Furcht alle Bedenklichkeiten überwunden haben würde, wenn er anders welche gehabt hätte; allein der Anstand gebot, sich nicht zu übereilen.

Der Abgesandte des Pascha kehrte mit günstiger Antwort zurück, und nun fanden die Verlobungsfeierlichkeiten statt. Osman Pascha schickte der Braut seines Sohnes den Ehering und fügte noch andere Geschenke an Shawls und kostbaren Stoffen bei; Mehemed Bey erhielt dagegen einen Ring von Sagl-Oglu. Die Heirath selbst wurde auf drei Jahre hinausgeschoben, und während dieser Zeit als bekannt angenommen, daß die beiden Verlobten sich nicht sehen und einander gänzlich fremd bleiben würden. Mehemed Bey besuchte auch seine Verlobte nur verstohlenerweise, sprach niemals von ihr, und ließ sich bei seinem künftigen Schwiegervater nie anders als allein und unter Verkleidung sehen. *)

Die drei Jahre des Harrens waren endlich verflossen; Mehemed Bey hatte sein neunzehntes und Aïsché ihr sechzehntes Jahr erreicht, und nun ward zur Vermählung geschritten. Zu diesem Ende stellten die Zeugen beider Familien sich vor dem Kadi, der die, Nikia genannte, Schrift ausfertigte. Diese Schrift besagte: daß Mehemed Aïsché zu seinem Weibe genommen habe, und sie ihren Eltern nicht zurückschicken könne, ohne ihr 50,000 Piaster (ungefähr 15.000 Franken) Witthum zu bezahlen. Dann nahmen die Ridschas (von den Verwandten der Frau an den Mann gerichtete Bitten, sich seiner ehelichen Rechte zu enthalten) ihren Anfang. Die Verwandten kamen nach und nach herbei, und hielten sich eine gewisse, dem Grad der Verwandtschaft entsprechende Anzahl von Tagen auf; diese Zeit wurde Festen und Vergnügungen gewidmet, und dauerte vierzig Tage lang.

Osman Pascha wollte, daß die Heirath seines Sohnes mit großer Pracht begangen werde, und schickte, um sie bekannt zu machen, Boten nach Konstantinopel und in die umliegenden Provinzen. Gesandte strömten bald hierauf von allen Seiten nach Trapezunt; so kam Dschatir Zada Pascha aus der Provinz Surmene an der Spitze von zweitausend bewaffneten Männern, und der Pascha von Akalsick schickte seinen Bruder Ahmed Bey, denselben der sich einige Zeit später flüchtete, nachdem er fünftausend Piaster gestohlen hatte, nebst den Beamten seines Hauses. Soliman Aga durchzog die Ebenen seiner Statthalterschaft Siwas; Ibrahim Bey, Herr von Amassia, verließ seine reichen Besitzungen; die Straßen waren mit Reisenden bedeckt, Fahrzeuge aller Art durchfurchten den Meeresspiegel, und bald hatte Trapezunt beinahe zehntausend Fremde zu bewirthen. In der That eine großartige Gastfreundschaft, denn sie wurden auf Kosten des Landes mit Allem versehen; die Herren wurden bei Privatleuten und die Dienerschaft auf den öffentlichen Plätzen untergebracht. Eine Lieferung für Küchenbedürfnisse ward ausgeschrieben, und in den ersten Tagen war es ein merkwürdiges Schauspiel, die langen Reihen von Kesseln und Schüsseln und die unabsehbaren Mahlzeiten unter freiem Himmel zu sehen, an denen eine so große Anzahl von Gästen Theil nahm. Den Armen, den Derwischen und den Moscheen wurden beträchtliche Gaben gespendet. Gaukler kamen vom äußersten Ende des Reiches herbei; Männer die ihren Ruf in den Kampfspielen und in den Uebungen zu Pferde bewähren wollten; Stegreifredner, ja auch Doktoren der Gottesgelahrtheit stellten sich ein. Inzwischen waren ein Ceremonienmeister und eine Ceremonienmeisterin ernannt worden; der erstere war Kiat Kiaja Oglu, der erst vor einigen Tagen die Rebellen von Lasiktan zu Paaren getrieben und gebrandschatzt hatte, und die zweite die Frau des Pascha Dschatir Zade, des mächtigsten Häuptlings von Trapezunt. Schon am ersten Tage hatte Kiaja Oglu den Seraskier um die Erlaubniß gebeten, daß die Kaffeehäuser die ganze Nacht hindurch offen bleiben, und daß Musikbanden ungehindert umherziehen dürften; daß ferner den Christen geboten werde, sich zu belustigen, und daß man ihnen die Wirthshäuser, als die ihrem niedern Herkommen als Rajas angemessenen Orte, öffne. Die Ceremonienmeisterin war indeß nach Kerasud abgereist, wo von der Familie der Braut nicht so prunkvolle Feste gegeben wurden.

Die Feste der Türken sind wesentlich von den unserigen verschieden, und, weit entfernt jene, die sie geben, zu Grunde zu richten, werden sie für diese vielmehr eine Quelle von Gewinn, und auch der Seraskier wußte diese Gelegenheit aufs Beste zu benutzen. Er lud nach und nach Fremde und Einheimische zu Gastmahlen in seinem Hause ein, und wußte hiebei eine so klug berechnete Rang- und Klasseneintheilung zu beobachten, daß wenn der Augenblick kam, die ihnen widerfahrne Ehre mit Geld zu bezahlen, auch nicht Einer ohne Beisteuer durchschlüpfen konnte. Fanden sich Einige, die für eine persönliche Einladung nicht ebenbürtig genug waren, so wurden sie, mit oder ohne Grund, als zu irgend einer Zunft gehörig behandelt; bald kam man ihnen bei unter dem Vorwande, daß sie dieß oder jenes Handwerk ausübten, bald weil sie keines betrieben, und endlich weil sie Mohammedaner, Griechen, Armenier oder Katholiken seyen. Die fremden Konsuln allein wußten sich der ihnen drohenden Ehre zu entziehen; Alle waren zum Pascha geladen, eine Bedeckung war befehligt, die Pferde standen bereit, und sollten während der Nacht bei Fackelschein, mitten unter Kunstfeuerwerken und unter Vorausstritt der lieblichen Musik, wie sie die Türken zu machen verstehen, geführt werden. Die Konsuln nahmen indeß die Einladung nicht an, und verschanzten sich zu dem Ende hinter die strenge Etikette, indem sie den Vorsitz unverweigerlich ansprachen: sie befürchteten dem Fest auf eigene Kosten beiwohnen zu müssen, da sie keine Hoffnung hatten, von ihren Regierungen Ersatz zu erhalten.

Nachdem der Pascha seine Einladungen geschlossen und deren Preis bestimmt hatte, bewirtheten ihn ihrerseits die Mitglieder seiner Familie. Bald wurden die Mahlzeiten in den Häusern, bald unter Zelten, auf öffentlichen Plätzen, gehalten; diese Gelage dauerten mehrere Stunden, und außer den Geladenen stand es noch Jedermann frei ihnen beizuwohnen. Bald spielte man Dsirit (eine Art Turniere), bald ließ man Wettkämpfer auftreten, wobei jedesmal der Ceremonienmeister die Reihenfolge und Dauer der Spiele bestimmte. Die Unterhaltung galt dem Seraskier, auf ihn waren daher auch Aller Augen gerichtet, und Jeder lauerte auf seine leisesten Bewegungen, während er unverrückt ein feierliches Wesen beibehielt; die Geschicklichkeit des Ceremonienmeisters bestand darin, auf diesem theilnahmlosen Gesichte zu lesen, wann es gefällig sey zu beginnen und wann zu enden. Eines Tages wurde der Hauptkämpfer des Bruders des Seraskiers von einem aus Akalsick gekommenen Mann überwunden, und rächte sich beim nächsten Kampfe dadurch, daß er ihm Asche in die Augen streute. Ein ernster Angriff erfolgte hierauf, und als nun der Ceremonienmeister zu Gunsten des durch eine so gemeine List Sieger gewordenen Gladiatoren entschied, runzelte der Seraskier die Augenbrauen. Wahrlich, man kann Virgil keiner Uebertreibung zeihen, wenn er vom Vater der Götter sagt: „Er winkt und mit dem Wink erschüttert er den Olympus;“ alle Höflinge zitterten und stürzten auf Kiaja Oglu, um ihn den Blicken des zürnenden Gebieters zu verbergen. Von diesem Augenblick an schien sein Fall nicht mehr fern; die Fremden reisten nach und nach ab, die Mahlzeiten wurden seltner, die Feuerwerke verloren an Glanz, und die Geschützsalven, die uns so lange betäubt hatten, wurden immer seltner. Drei Tage endlich vor der angegebenen Zeit kamen die Damen zum Schlusse der Festlichkeiten von Kerasud, und ihre Anwesenheit führte das Ende der Festlichkeiten herbei.

*) Je vornehmer die Türken sind, um so geheimnißvoller besuchen sie ihre Verlobten. Aus dem Hause des Janitscharen des Konsulats von Trapezunt sah ich oft einen schönen Knaben gehen; ich erkundigte mich nach dem Zweck seiner Besuche, und erfuhr, daß er nur komme, um seine Verlobte, ein kleines Mädchen von zwölf Jahren, zu sehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 244. 1 September 1833.

England und die Engländer.

Der Baron d'Haussez, letzter Marineminister unter dem Könige Karl X, benützte die Zeit seiner Verbannung zu einer Reise nach dem vereinigten Königreiche, um dessen Sitten, Gebräuche und Einrichtungen gründlicher kennen zu lernen. Sein Werk unter dem Titel: „La Grande-Bretagne en mil-huit-cent-trente-trois, 2 vols, Paris, Urbain Canel.“ enthält sehr treffende Schilderungen der geselligen Verhältnisse dieses Landes und geistreiche Blicke in das britische Staatsleben, obwohl bei dessen Beurtheilung seine frühere politische Stellung nicht ohne Einfluß geblieben ist, und Manches aus unrichtigem Gesichtspunkt aufgefaßt wurde. Jedenfalls dürfte es nicht ohne Interesse seyn, die Ansichten eines geistvollen französischen Staatsmannes über die immer noch nicht genug gekannten und gewürdigten eigenthümlichen Einrichtungen und Verhältnisse des britischen Reiches mit denen eines durch seine „Briefe eines Verstorbenen“ zu bedeutendem Rufe gelangten Deutschen zu vergleichen, da beide, obwohl derselben Klasse der Gesellschaft angehörend, dennoch in ihrer Beurtheilung oft von sehr verschiedenen Standpunkten ausgehen. —

1. Allgemeine Bemerkungen.

In der englischen Gesellschaft findet sich am häufigsten die anmaßende Meinung verbreitet, daß man von den Bewohnern und den Interessen andrer Länder eine vollkommene Kenntniß besitze. Kalt und verständig in Allem, was den Vortheil ihres eignen Landes betrifft, werden die Engländer leidenschaftlich und handeln mit Unbesonnenheit oder Leichtsinn, sobald es das Interesse andrer Völker angeht. Gleichwohl sollten sie mehr, als jede andre Nation, durch ihre Stellung vor diesem Mißgriffe gesichert seyn. Sie reisen viel, besuchen Alles, erkundigen sich nach jeder Kleinigkeit und sammeln Notizen; wozu nun alle diese Mühe und Anstrengung, wenn sie nur zu schiefen Ansichten und schlecht begründeten Urtheilen führen? So schneidend sie in ihrem Urtheile über die politischen Angelegenheiten andrer Völker sind, so leidenschaftlich in Rücksicht auf Personen, die daran Theil haben, so geneigt, mit ihrem Gelde und ihren Truppen in Zwistigkeiten, denen sie fremd bleiben sollten, die Vermittler zu spielen, so gestatten sie doch nur ungern, daß ein Fremder über ihre eigenen Angelegenheiten eine Meinung äußere; die gebildetsten Engländer geben dieß nicht unzweideutig zu verstehen; die minder gebildeten sprechen es geradezu aus. — In dem englischen Charakter liegt die Eigenthümlichkeit, daß die Fehler der Einzelnen, wie ganzer Klassen, statt dem allgemeinen Besten zum Nachtheil zu gereichen, vielmehr dessen Vortheil bezwecken. So entspringt aus dem Trägheitssinne der niedern Masse die Sicherheit der bestehenden Ordnung; aus dem Hochmuthe der höhern Klassen der Nationalstolz; aus dem Golddurste der öffentliche Reichthum; die Trägheit ihrer Einbildungskraft erzeugt den Haß gegen jede Veränderung, und bewirkt den Fortbestand ihrer Institute; die Wuth sich abzusondern, zwar seltsame, jedoch wohlthätige Einrichtungen; der religiöse Eifer, strenge Sitten; ihre Bekehrungssucht dient, den Handel auf allen Punkten der Erde zu verbreiten, so wie der unbehagliche Zustand in ihrem Vaterlande, nützliche Kolonien anzulegen. Selbst die Käuflichkeit der Stellen und der Nationalrepräsentation vermehrt bei denen, die ihr Vermögen darauf verwenden, die Geschicklichkeit und die Bürgschaft; aus der, wenn auch beleidigenden Ungleichheit bei Vertheilung des Eigenthums entwickelt sich eine Hierarchie, welche von der Familie bis zum Staate hinaufgeht. Diese Eigenthümlichkeit hat auf das Ganze der gesellschaftlichen Ordnung einen bedeutenden Einfluß und bewirkt, daß England ungeachtet seiner übelzusammenhängenden Institutionen und der großen, augenfälligen Mängel seiner Verwaltung, unter den glücklichsten und trefflichstregierten Staaten der gegenwärtigen Epoche einen sehr hohen Rang einnimmt und jede historische Vergleichung mit frühern Zuständen nur zu seinem Vortheil gereichen kann. — Die Duelle sind in England selten. Der ruhige Ton ihrer Erörterungen; die Besonnenheit ihres Charakters; der Mangel an Empfindlichkeit so wie an gewissen Worten, welche wiewohl sie in andern Sprachen eine Beleidigung bezeichnen, hier ohne Bedeutung sind; die ungemeine Strenge des Gesetzes, welches sobald der Kampf tödtlich war, den Sieger zum Schicksale des Besiegten verurtheilt; die öffentliche Mißbilligung, welche den Duell und den Duellisten verfolgt — alle diese Ursachen beschränken die Nothwendigkeit, seinem persönlichen Muthe oder seiner Geschicklichkeit die Rache erlittener Beschimpfung anzuvertrauen auf sehr seltene Fälle. Statt sich zu schlagen, klagt man gerichtlich, und findet dieß sehr natürlich. Gleichwohl läßt man der britischen Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahren und glorreiche Thaten rechtfertigen das von allen Nationen ihr zugestandene Lob. — Beobachtet man einen Engländer, der den Kontinent bereist, und denselben wieder in seiner Wohnung zu London, so zeigt sich ein großer Unterschied. Hieraus entspringt die etwas

schiefe Meinung, welche man dießseits des Kanals von den Fehlern und Eigenschaften des britischen Charakters hegt. Die Schuld davon liegt weniger an denen, die das Urtheil fällen als vielmehr an jenen, die der Gegenstand desselben sind. Erstere urtheilen nach dem was sie sehen; letztere zeigen sich nicht so wie sie wirklich sind, und die von ihnen angenommene Form ist schlechter als ihre natürliche. Außerhalb des Landes setzt der Engländer seinen Stolz darein, dessen Gebräuche beizubehalten, er übertreibt sie sogar, aus Furcht, ihnen auch nur ein wenig untreu zu werden. Seine Eingenommenheit geht so weit, daß er die Gewohnheiten des Landes, das er bereist, nach denen seines Vaterlandes umzumodeln sucht. Er affektirt Empfindlichkeit, Mißvergnügen, Hochmuth, fordert eine Aufmerksamkeit, ohne sich eben sehr zu bemühen, sie auch zu verdienen und macht es sich allenthalben bequem. Zu Hause ist der Engländer zuvorkommend gegen Fremde, sucht ihnen zu gefallen, die Sitten, selbst die Sprachen des Kontinents zu entlehnen, und um mit seinen Gästen im Einklange zu seyn, die Nationalgebräuche in Hintergrund zu stellen; kurz er zeigt eine Feinheit, eine Verbindlichkeit, eine Zuvorkommenheit, welche die so entgegengesetzten Formen, unter denen er im Auslande zu erscheinen sich abmüht, kaum hätten errathen lassen. — In dem Charakter, in dem häuslichen Leben, in den Gewohnheiten der Engländer muß irgend etwas Mangelhaftes liegen, was sie nirgends Wohlbehagen finden läßt: sie scheinen von einem Bedürfnisse nach Ortsveränderung geplagt zu werden, das sie von der Stadt auf das Land, von ihrem Vaterlande in andre Länder, vom Binnenlande an das Ufer des Meeres treibt. Wie sie sich befinden werden, daran liegt ihnen wenig, wenn sie nur morgen nicht mehr an dem Orte sind, wo sie heute leben. Wissen sie keinen Ort mehr auf dem festen Lande zu besuchen, so schließen sie sich in die engen Wände einer Jacht ein, setzen sich den Unannehmlichkeiten und Gefahren des Meeres aus, treiben zwecklos umher, ohne Hoffnung gegenwärtigen Genusses, ohne einen Gegenstand, der Erinnerungen verspräche, ohne andres Vergnügen als das Ende desjenigen, welches sie zu genießen vermeinen. Diese Krankheit zeigt sich nicht bloß bei Einzelnen, sondern bei einer großen Anzahl von Familien aus allen Ständen und aus allen Vermögensverhältnissen. Man reist nach Italien, nach Sachsen, nach Schottland, nach Frankreich, von einer Grafschaft in die andre, ohne irgend einen bestimmten Zweck. Bei der Abreise vermiethet man sein Haus, ist die Pachtzeit bei der Heimkehr noch nicht abgelaufen, so miethet man ein anderes für einen Monat, für acht Tage, für ein Jahr. Will oder kann man nicht ferner Reisen antreten, so wechselt man mit seiner Wohnung in der Stadt, worin man lebt. Ein Fremder fühlt sich veranlaßt, zu fragen, ob jenes Comfortable, dessen man sich so sehr rühmt, wirklich so allgemein ist, daß es sich allenthalben, wohin eine tolle Laune treibt, findet und ob die Engländer, angenommen, daß es sich in England findet, es auch mit sich auf den Kontinent bringen; und man gelangt wohl zu dem Zweifel, ob es wirklich eine so kostbare und so nothwendige Sache um diese Comfortableness sey, da man sie so leicht zum Opfer bringt.

Der Golf von Mexiko.

Auf der Höhe des Kaps von Florida bildet die östliche Küste von Amerika, nachdem sie lange Zeit eine beiläufig nördliche und südliche Richtung verfolgt hat, gegen Westen auf einmal eine große Einbeugung, der man den Namen Golf von Mexiko gegeben hat. Der nördliche und östliche Rand dieses Einschnittes sind Louisiana und die beiden Floridas; im Süden und Westen aber wird er von den mexikanischen Vereinigten Staaten begränzt. Die Meerenge, welche die südliche Spitze von Florida vom Kap Katoche, der westlichen Spitze von Yucatan, trennt, wird von der Insel Cuba in zwei schmale Kanäle geschieden, durch die sich die abwechselnde Bewegung der Gewässer des Oceans fortwährend mittheilt, die von den Passatwinden zuerst in die Honduras-Bai getrieben und dann, nachdem sie die Küsten des Golfs von Mexiko bespült haben, durch die unter dem Namen des Gulf Stream bekannte Strömung, in den atlantischen Ocean zurückgeführt werden.

Man kann auf drei verschiedenen Straßen in den Golf von Mexiko eindringen: Die amerikanischen Schiffe unternehmen sehr oft die Fahrt durch den neuen Kanal oder durch die kleinen Kanäle, welche die große Bank von Bahama durchschneiden, indem sie dicht an dieser Bank hinsegeln, an der sie vor Anker gehen, sobald der Wind nicht günstig ist; denn es bedarf eines sehr frischen Windes, um der reißenden Strömung des Golfs entgegen zu fahren. Die aus Europa kommenden Schiffe schlagen entweder den Weg durch den alten Kanal oder die kleine Meerenge ein, durch die Yucatan von der Insel Cuba getrennt ist, indem sie am südlichen Ende dieser Insel hinschiffen. Während der schönen Jahrszeit ist die Fahrt in dieser Gegend sehr angenehm. Wenn man längs dieser herrlichen Insel, Christoph Columbus erster Niederlassung, hinsegelt, so hält man sich stets in geringer Entfernung vom Lande, wo dann während des Tages der Seewind in diesen von der Tropensonne durchglühten Luftkreis eine köstliche Frische herüberträgt, und bei Nacht spendet die Erde, schneller abgekühlt, als die Oberfläche der Gewässer, denselben Seewind, der sie so angenehm abkühlte, mit den köstlichen Düften beladen, die der Boden der Antillen ausströmt, zurück. Mit jedem Augenblick wird das Auge von neuen, mannichfaltigen und malerischen, zuweilen bezaubernden Gegenden entzückt; bald wird das Ufer als eine dürre Sandfläche sichtbar, der die sanftesten Zephyre kein Leben einzuhauchen vermögen; bald als ein mit der üppigsten Vegetation bedecktes Thal, mit Wohnungen von Zuckerrohrfeldern umgeben, deren Grün von der zartesten Art ist, von Kaffeebaumpflanzungen oder von langblätterigen Bananen. Dann öffnet sich wieder die Küste zu einem niedlichen Golf, dessen Krümmungen sich bald hinter den Bäumen verbergen, die seine Ufer beschatten, bald in den Sonnenstrahlen funkeln und so dem Blick bezaubernde Engaussichten eröffnen. Dann erheben sich plötzlich schroffe Felsenkuppen, an denen die Wogen schäumend sich brechen, oder eine Kette hoher Gebirge, deren jähe, eisgraue Gipfel stets von einem schwarzen Streif dichter Dünste umhüllt sind. Welche Wonne, besonders am Abend, wenn die Sonne ihre Gluth im Meere von Honduras gelöscht hat und nur die

Häupter der Berge noch von einem goldenen Dufte umflossen sind, in einem balsamischen Lufthauch sanft sich längs dieser lachenden Küste hingewiegt zu fühlen! Einige weiße goldgesäumte Wölkchen schwimmen wie leichte Schneeflocken in der unermeßlichen Atmosphäre; das Meer ist dann so ruhig, der Himmel so klar und vom reinsten Azur, und die Luft so harmonisch, denn unter diesem herrlichen Tropenhimmel herrscht eine unbeschreibliche Harmonie.

Doch wie trügerisch ist dieser Himmel, der dem Seemann so viele Genüsse verheißt! — Eines Tages, es war gegen Ende des Julius, fuhren wir dicht an der südlichen Küste der Insel Cuba hin; die Sonne hatte den ganzen Tag über an einem wolkenlosen Himmel geglüht und Alles mit Strömen von Licht und Hitze übergossen; so eben war sie hinter den Gebirgen von Jamaika niedergesunken und wir athmeten die milde durchdüftete Luft, die uns der Landwind zuführte. Nach und nach umhüllten die Gebirge sich mit schweren Dünsten, die sich langsam zusammendrängten, je mehr die Nacht auf die See herabsank, und bald wie ein dunkles Diadem anzusehen waren, aus dessen Mitte fortwährend Feuer hervorblitzten. Lange war Dieß für uns nur ein prachtvolles Schauspiel; der Blitz spaltete schlängelnd die Wolken und in Zwischenräumen hörten wir dumpfe Donnerschläge, die das Echo der Luft in lang gehaltenem rollenden Gemurmel nachhallte. Als aber die Temperatur des Bodens sich abgekühlt hatte, vermehrten die aufsteigenden Dünste plötzlich die Wolken, aus deren Schoß die zusammengepreßte Luft in Wirbeln entwich und sich mit dem bereits auf den Wogen spielenden Winde vereinend, zu einem heftigen Fallwinde wurde, der uns mit der Schnelligkeit des Blitzes überfiel. Kaum hatten wir noch Zeit, die nöthigen Vorkehrungen zu unsrer Sicherheit zu treffen, und unsrer Schnelligkeit ungeachtet wurden dennoch mehrere Segel in tausend Stücke zerrissen und durch die Luft davon geführt. Zwei Stunden blies oder donnerte vielmehr der Wind mit unbeschreiblicher Wuth, wühlte berghohe Wogen auf, zerschmetterte eine an der andern und schleuderte den Gischt und Schaum davon über uns weg. Bei aller Wuth war er dennoch heiß und trocken, wie der Wind der afrikanischen Wüsten; die stark durchwärmte Atmosphäre gestattete den Dunstkügelchen noch nicht, sich in Regentropfen zu verwandeln, allein kaum war die Temperatur gesunken, so gossen die Wolken Ströme von Regen auf uns herab, mit denen auch die ganze Wuth des Sturmes sich legte. Bald trat die vorige Ruhe wieder ein und am andern Morgen stieg die Sonne strahlend am Horizont herauf.

(Fortsetzung folgt.)

Don Pedro und seine Umgebungen.

(Aus G. Lloid Hodges Esq. Narrative of the Expedition to Portugal. Lond. 2 Vols. 1833.)

1. Don Pedro.

Don Pedro ist eine von jenen Naturen, an denen sich jede vorübergehende Gemüthsbewegung kund gibt, so daß auch ein wenig scharfsichtiger Beobachter mit leichter Mühe ihren Charakter durch und durch schaut. Er besitzt in ausgezeichnetem Grad einige der werthvollsten Eigenschaften, die einen Menschen schmücken können, die jedoch, der Wahrheit zu lieb muß es gesagt werden, durch einige andere in Schatten gestellt werden, die nur allzu oft dem wirklichen Guten Eintrag thun, das er für seine Staaten in Ausführung zu bringen strebte. Freimüthig, offen und männlich, zeigt er bei einem kraftvollen und gediegenen Körperbau, der alle Arten von Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen fähig ist, eine natürliche Neigung zu gefahrvollen und gewagten Unternehmungen. Alle diese Eigenschaften sind jetzt in ihrer vollen Blüthe, da der Kaiser erst sechs und dreißig Jahre zählt. Vorzüglich bemerkbar macht sich in seinem Charakter eine Wahrheitsliebe in Allem was er sagt, und der Wunsch mit strenger Gewissenhaftigkeit seine Versprechungen zu erfüllen — was bei einem Fürsten, und noch dazu bei einem, der sich in seiner Lage befindet, keine Kleinigkeit ist. Die frühern Ereignisse in seinem Leben, so wie die der jüngsten Expedition nach Portugal, lassen über den Scharfblick und die Festigkeit seiner Urtheilskraft erhebliche Zweifel obwalten, was man jedoch mit seiner mangelhaften Erziehung entschuldigen kann. Eine belehrende Lektüre blieb ihm stets fremd, und er mußte daher seine Menschenkenntniß bloß von seiner nächsten Umgebung ableiten. Es würde nur schon oft Gesagtes wiederholen heißen, wenn wir hier seine irrigen Ansichten, in die er fast nothwendig gerathen mußte, in einigen, und seine völlige Unkenntniß in andern Gegenständen näher berühren wollten, da Höflinge seinen einzigen Umgang bildeten und seine Lehrer waren. Der Mangel einer vernünftigen Leitung seiner frühesten Jugend ist noch in seinem gegenwärtigen Benehmen sichtbar. Er ist gemeiniglich plötzlichen Eindrücken allzu sehr hingegeben, und fortgerissen von den heftigen Aufwallungen seines heißen Blutes, gibt er dann dem nächsten besten Gedanken, der ihn gerade augenblicklich beherrscht, unbedachte Worte, ohne das Zartgefühl oder die Ansichten seiner Freunde oder Diener zu schonen. Ein solches Benehmen hat nur in allzu vielen Fällen Erkältung des Diensteifers und öfters sogar völligen Kaltsinn zur Folge. Indeß muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, beizufügen, daß seine außerordentliche Freigebigkeit nicht wenig dazu beiträgt, die übeln Eindrücke zu verwischen, die ein so unheilvolles Benehmen unfehlbar nach sich zieht.

Hieraus mag leicht entnommen werden, daß der Kaiser sich nicht durch jene fürstliche Würde im Benehmen auszeichnet, die von so mächtigem Einfluß auf die Beherrschung der Gemüther der Menschen ist. Im Gegentheile trägt seine Unterhaltung stets das Gepräge der größten Einfachheit und Vertraulichkeit, ohne allen Anspruch auf feine Bildung, ohne das mindeste Bestreben sichtbar werden zu lassen, sich den Schein davon zu geben. Indeß weiß er dabei sich stets in den Schranken des Anstandes zu halten, und er würde sich selbst eben so wenig als Andern irgend eine unziemliche Aeußerung hingehen lassen. In seinem Familienleben ist sein Benehmen nicht nur völlig tadellos, sondern sogar bewunderungswürdig. Seine liebevolle Aufmerksamkeit für den leisesten Wunsch der Kaiserin und seine jeder Aufopferung fähige Liebe für seine Kinder sind allgemein bekannt. Von der Kaiserin selbst spricht man mit der höchsten Bewunderung. Sie besitzt einen ausgezeichneten Verstand und große Liberalität der Gesinnung. Ihre Meinungen sollen großes Uebergewicht bei ihrem kaiserlichen Gemahle haben, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie öfters beigezogen werden könnte, um den bösen Eingebungen seiner selbstsüchtigen und unheilvollen Rathgeber das Gleichgewicht zu halten oder ihre Folgen zu hintertreiben, da Letztere, wie sehr zu fürchten ist, ihrem allzu vertrauensvollen Gebieter äußerst nachtheilig werden können. Es ist kein geringer Beweis von der edelmüthigen Gesinnung des Kaisers, daß er, von Don Miguel sprechend, nie ein Wort des Tadels oder der Feindseligkeit gegen ihn laut werden läßt. Gewöhnlich bezeichnet er ihn bloß mit den Worten: „Mon frère.“ In gleicher Art nennt er den König von Spanien nur: „Mon Oncle.“

Was seine religiösen Ansichten betrifft, so ist Don Pedro aus Ueberzeugung aufrichtiger Katholik; scheint aber zu gleicher Zeit tief durchdrungen von den groben Mißbräuchen, die in der portugiesischen Kirche herrschend geworden sind; und sollte die Sache seiner Tochter unter seiner Leitung in Portugal die Oberhand gewinnen, so läßt sich mit Gewißheit eben so nachdrücklichen Reformen in der Kirche wie im Staat entgegen sehen; kurz die Kluft zwischen der despotischen Regierung Don Miguels und der konstitutionellen Staatsverfassung, die Don Pedro einzuführen aus allen Kräften strebt, wird nicht größer seyn, als die zwischen der gegenwärtig bestehenden Masse von Lüge, Trug und Erpressung, die auf der portugiesischen Kirche lastet, und derselben Kirche, wenn die Wurf-

schaufel darin den Weizen von der Spreu gesondert hat. Der Kaiser ist sehr thätig und mit dem frühesten Morgen schon an seinen Geschäften: auch seine Mäßigkeit verdient gerühmt zu werden. Er trinkt nie Wein; Wasser ist sein gewöhnliches Getränke, selbst den Kaffee meidet er. Die Folge dieser Lebensweise ist die kraftvollste und eisenfesteste Gesundheit. Seine Muskelkraft ist bedeutend, und er findet großes Vergnügen daran, schwere Gewichte aufzuheben und andere Probestücke von seiner Körperkraft abzulegen. Aber bei allen seinen achtungswerthen Eigenschaften, bei seinem hohen natürlichen Sinne für Gerechtigkeit, bei seinem Hasse der Unterdrückung, seinen freisinnigen Ansichten und seiner Gutmüthigkeit im Allgemeinen, kann ich doch nicht umhin, eine Schattenseite seines Charakters zu berühren, die allen jenen schönen Eigenschaften Manches an ihrem Werth benimmt — ich meine die Beimischung von Eitelkeit, die auf seine Handlungen so großen Einfluß übt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Dschunken, welche den Küstenhandel von China betreiben, gehören größtentheils den Provinzen Fu-kian und Kuang-tung, indeß haben auch die nördlicher gelegenen Provinzen Tsche-kiang und Kiang-nan deren sehr viele. Sie zeigen sich, theils mit Silber, theils mit leichten Waaren beladen, zwischen den Inseln in der Nachbarschaft von Macao, und handeln Opium ein, das sie, weiter nach Westen, zu Tschy-nan, der Insel Hai-nan gegenüber, verkaufen. Sie kehren zurück, beladen mit rohem Zucker, Knochen und Muscheln zum Dünger, Litschi *) und trockenen Salben, die sie in Canton, Macao und Kiang-nan verkaufen oder weiter nach Norden, Ning-pho und Schang-hai, führen. Gewöhnlich bringen sie eine größere oder geringere Menge Opium mit zurück, wovon die Matrosen sehr viel verbrauchen. In Schang-hai und Ning-pho laden sie Baumwolle, die sie weiter nach Norden führen. Einige Dschonken gehen alle Jahre von Canton nach Cochinchina, Siam, Sincapur und dem indischen Archipel. Der größte Theil dieser Fahrzeuge kommt von Fu-kian und aus dem Bezirke Tschao-tscheou in Kuang-tung an den Gränzen von Fu-kian, und einige gehören Eigenthümern, die in Siam und Cochinchina wohnen. Etliche und zwanzig Dschonken gehen von Canton nach Macao und Kiong-nan im indischen Archipel. Der jährliche Betrag ihres Handels wechselt zwischen 200.000 bis 500.000 Taëls. Mehrere von diesen Fahrzeugen, oft mit 150, 200, auch wohl 300 Mann am Bord, gehen jährlich zu Grunde. Folgendes ist die Anzahl der Dschonken, die im Jahre 1851 mit Macao Handel trieben, oder auch dort nur vor Anker gingen. Von Emuy 80; von Tschang-tscheou in Fu-kiang 150; von Hoei-tscheou in Kuang-tung 500; zwischen Kiang-nan und Fu-kian 500; Dschonken, die von Canton nach Thian-tsin und nach Liao-tung oder an die Mandschuküste gehen 16. Diese letzten sind von großem Bau und gehören nach Fu-kian; die erlaubten Waaren, mit denen sie Handel treiben, belaufen sich jährlich etwa auf 20,000 Taëls. Sie gehen von Canton im fünften oder sechsten Monat unter Segel, und kommen am Ende des Jahres im eilften Monat zurück. Die übrigen sind kleine Dschonken, deren Ladungen zwischen 4000 und 5000 Piks betragen. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel der Dschonken bestehen in Apothekerwaaren, getrockneten Früchten, Zucker, Leinwand, Glaswaaren und Stickereien; ihre Rückfrachten sind: nordische Früchte, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Weintrauben, eingesalzenes Schöpsenfleisch und Wildpret. Die kleinern Fahrzeuge führen Seide, Alaun, Bleiweiß, Betel und Kokusnüsse, Töpferwaaren, Oel und andere Artikel ein. Die Ausfuhr von Macao ist unbedeutend und besteht größtentheils in Zinn, Papier und andern von den Portugiesen eingebrachten Waaren.

*

Ein Bericht von einer Reise nach den Inseln des großen Oceans im „Singapur-Chronicle“ gibt folgende Beschreibung von einem See im Innern von Taheiti: „Um drei Uhr Nachmittags kamen wir an eine Stelle, wo der Fluß aus den Bergen hervorzukommen schien, und Dieß war in der That das äußerste Ende des Thales. Wir brachen uns, so weit es möglich war, Bahn gegen den Strom, und fanden nun, daß das Wasser aus einer Höhle hervorkam, in die wir, der großen Felsenstücke wegen, über die das Wasser schäumend und strudelnd mit unwiderstehlicher Gewalt herabstürzte, unmöglich eindringen konnten. Man rieth uns an der Seite des Gebirges hinzuklettern, was uns anfänglich unausführbar schien; allein die Eingebornen zeigten uns den Weg, und wir folgten ihnen, Hände und Füße zu Hülfe nehmend, so gut es gehen wollte. An den Gesträuchen uns festhaltend, die zwischen den Felsen wuchsen, kamen wir nach und nach von einem zum andern, und nach Verlauf von zwei Stunden erreichten wir mit geschundenen Händen und Gesichtern den Gipfel des Berges, wo wir uns auf einer Hochebene befanden, über der wieder andere Gebirge bis zu einer außerordentlichen Höhe emporragten. Diese Ebene war buchstäblich mit Favi oder wilden Bananen bedeckt, deren Früchte eine herrliche Speise sind. Nachdem wir diese Ebene zurückgelegt hatten, kamen wir ganz unerwartet an das Ufer eines See's, zu dem kein anderer Zugang, als durch eine Felsenspalte führt, die ich schwerlich zum Zweitenmale wiederfinden dürfte. Wir ruhten am Ufer aus und versuchten dann den See zu umkreisen, allein wir konnten nur bis auf einige Fuß vom Eingange vorwärts kommen, da die Felsenwand senkrecht abfiel, und das Wasser am Ufer fünf Klafter tief war. Uns gegenüber erhob sich ein Fels symmetrisch bis zu einer ungeheuern Höhe, der in einer geraden Spitze auslief, die zur Wasserfläche fast senkrecht stand. Mehrere herrliche Wasserfälle stürzten sich von den Gipfeln der umliegenden Hügel herab, von denen einige bei ihrem Sturze kaum die Felsen zu berühren schienen. Alle diese dem See Nahrung gebende Gewässer veranlaßten uns zu der Untersuchung, wohin er seinen Ausfluß nehme, ohne welchen er bald sich würde überfüllt haben; allein es war von einem Abflusse nicht die geringste Spur zu sehen, auch waren die Ufer im Hintergrunde außerordentlich hoch. Meiner Schätzung nach mochte der See 1½ Meile im Umkreise haben; senkrechte Felsenwände umgaben ihn von allen Seiten; eine kleine Stelle zu unserer Linken ausgenommen, wo es möglich schien zu landen. Einige wilde Enten, die wir dort herumschwimmen sahen, erregten in uns noch mehr den Wunsch, dorthin zu gelangen. Mit Hülfe der erfinderischen Eingebornen wurde es möglich unser Vorhaben auszuführen; diese hatten bald drei Floße aus Favi verfertigt, auf die wir uns rittlings, die Füße im Wasser und die Flinten in den Händen setzten; zwei Taheiter schwammen hinter uns her, schoben uns mit der einen Hand vorwärts und hielten sich mit der andern über dem Wasser. Auf diese Weise gelang es uns über den See zu setzen, und uns zu überzeugen, daß seine größte Tiefe 11½ Klafter hielt; Fische bemerkten wir nicht. Von den ihn umschließenden Felsen nahmen wir mehrere Musterstücke mit; alle scheinen Kalkstein zu seyn. Unsre Führer geleiteten uns zu einem tiefen Brunnen am Abhange des Berges, und sagten uns, daß einst die Sieger hier ihre Gefangenen lebendig hinabzustürzen pflegten. Als wir von der erstgenannten Hochebene wieder herabstiegen, zeigten sie uns eine große Höhle in einer senkrechten Felsenwand, ungefähr acht Fuß über unsern Köpfen und wenigstens eine Meile vom See. Unsre Führer sagten, wenn das Wasser des See's eine gewisse Höhe erreicht habe, so entleere es sich durch diese Oeffnung, die das Ende eines unterirdischen Ganges sey; eine Aussage, der wir unbedingten Glauben schenkten, weil augenscheinliche Spuren uns überzeugten, daß ein großer Wasserstrom hier seinen Ausfluß gehabt hatte; obschon damals Alles trocken lag. Als wir aber endlich am Fuße des Gebirges anlangten, erhielten wir eine genauere Lösung der Frage, und zwar an der Stelle, wo der Fluß aus einer Höhle hervorbricht; als wir dieselbe betraten, fiel uns sogleich auf, daß sie fast gerade unter dem See liegen müsse, dessen Wasser durch irgend einen, mehrere hundert Fuß langen unterirdischen Abzug hieher sich entleert und die Quelle des Flusses bildet. Die vorerwähnte, von Außen an der Felsenwand sichtbare Höhle mag dem Wasser nur dann als Ausweg dienen, wenn heftige Regen und geschmolzener Schnee, denn auf den Gipfeln dieser Gebirge hat es oft Schnee, den Wasserstand des See's bis auf eine gewisse Höhe treiben.“

*

In England will man die wichtige Erfindung gemacht haben, durch chemischen Prozeß Dampf zu erzeugen, statt mit Steinkohle. Es soll dazu ein brennbares Gas angewendet werden, wozu der ganze Apparat den möglichst kleinen Raum einnimmt. Sollte sich diese Erfindung bewähren, so würde man fortan die weitesten Seereisen mit Dampfschiffen machen können, wozu man bisher nur Segelschiffe brauchen konnte.

*) Eine Seifenpflanze.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.
(Mit einer Beilage: Literarische Anzeigen.)

Litterarische Anzeigen.

Eigner neuer Verlag

von

Karl Wilhelm Leske in Darmstadt

von der Herbstmesse 1832 bis zur Ostermesse 1833.

Alterthümer von Athen und andern Orten Griechenlands, Siciliens und Kleinasiens etc., Text, aus dem Englischen übersezt nach der Londoner Ausgabe vom Jahre 1830, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Dr. Karl Wagner (Lehrer am Grossh. Gymnasium zu Darmstadt). gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten. Herausgegeben von Dr. Franz Amelung (Direktor des Landeshospitals und Irrenhauses Hofheim bei Darmstadt) und Dr. Fried. Bird (zweitem Arzte an der Irrenheilanstalt Siegburg). Erster Bd. 8. geh. 1 Thlr. 14 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Beobachter, der, in Hessen bei Rhein, ein Blatt für Verfassung, Verwaltung und Volksleben. Jahrg. 1832. 2s u. 3s Quartal. Julius bis December. Jahrg. 1833. 1s und 2s Quartal. Januar bis Julius. Folio. jährl. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. — (Wird fortgesezt.)

Berggren, J., Reisen in Europa und im Morgenlande. Aus dem Schwedischen übers. von D. F. H. Ungewitter. 2r Th. Mit dem Plan von Jerusalem und der Karte von Syrien. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Bopp, Ph., Geschichte des ständischen Wesens im Großherzogthum Hessen von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zum Verfassungswerk am Schluß des Jahres 1820.

Auch unter dem Titel:

Beiträge zum öffentlichen Recht des Großherzogthums Hessen. Erster Theil. gr. 8. geh. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Bossler, Dr. C. L., de gentibus et familiis atticae socertalibus. 4. maj. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Boethii, Anicii Manlii Torquati Severini, Carmina Graece conversa per Maximum Planudem. Primus edidit Carolus Fridericus Weber, Professor Gymnasii Darmstadini. 4. 12 gr. oder 54 kr.

Creuzer, Dr. Fr., (Grossh. Bad. Geh. Rath u. Prof.) zur Geschichte alt-römischer Kultur am Oberrhein und Neckar. Mit einem Vorschlag zu weiteren Forschungen. Mit Vignetten und einer Karte. gr. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Disziplinargewalt, die, öffentlicher Behörden im Großherzogthum Hessen über öffentliche Anwälte. Beitrag zur Kenntniß der Stellung des Advokatenstandes, insbesondere im Großherzogthum Hessen. Beilageheft zum ersten Band der Zeitschrift für Gesezgebung und Rechtspflege im Kurfürstenthum und Großherzogthum Hessen und der freien Stadt Frankfurt. 8. brosch. 8 gr. oder 36 kr.

Dreuttel, J. G. Fr. (Stadtpfarrer in Heidelberg), die Heilslehre des Christenthums in einem ausführlichen Katechismus mit beigefügten Bibelstellen. Für den Unterricht der reifern Jugend in evangelisch-protestantischen Kirchen und Schulen. gr. 8. 12 gr. oder 54 kr.

(Bei Abnahme von 25 Exempl. nur 6 gr. oder 27 kr. — mit ½ Rabatt — außerdem bei 50 Expl. 10 — bei 100 Expl. 30 Frei-Expl.)

Eckhardt, C. L. P. (Grossh. Hess. Ministerialrath), Leitfaden für mathematische Vorlesungen. 1ste Abth. Reine Analysis.

Auch unter dem Titel:

Prinzipien der reinen Analysis. Für die Vorlesungen an dem Grossh. Hess. Katasterbureau zu Darmstadt. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Fuchs, D., (ehemaliger Regisseur und pensionirter Hofschauspieler) Chronologisches Tagebuch des Großherzogl. Hessischen Hoftheaters, von der Begründung bis zur Auflösung desselben; ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Schaubühnen. 8. geh. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Geschichte, allgemeine, der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten. Vom Anfange der Revolution bis zu Napoleons Ende, für Leser aller Stände. Aus dem Französ. Mit Schlachtplanen. 26s Bändch. 16. Subscr. Preis für die Abnehmer des ganzen Werks 6 gr. oder 27 kr. Einzelne Feldzüge pr. Band 9 gr. oder 40 kr.

Hausfreund, der hessische, ein Volkskalender für das Jahr 1833. Zum eilftenmale herausgegeben. 4. geh. 2 gr. oder 8 kr.

Kirchenzeitung, allgemeine. Ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche, nebst einer kirchenhistorischen und kirchenrechtlichen Urkundensammlung. Begründet von Dr. E. Zimmermann. Fortgesezt von Dr. K. G. Bretschneider (Oberkonsistorialrath und Generalsuperintendent in Gotha) und Georg Zimmermann (Assistenten an großh. Hofbibliothek in Darmstadt). 11r Jahrg. 1832. 2s Semester. 12r Jahrg. 1833. 1s Semester. gr. 4. Preis halbjährlich mit dem Literaturblatt 5 Thlr. oder 8 fl. 45 kr. Ohne das Litteraturblatt 3 Thlr. od. 5 fl. in monatlicher oder wöchentlicher Lieferung.

Landtag, der, im Großherzogthum Hessen, in den Jahren 1832 und 1833 in fortlaufender übersichtlicher Darstellung. 1s bis 4s Heft. 8. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr. (Wird fortgesezt.)

Lerch, Dr. G. A. (großherzogl. hessischer Provinzialbaumeister) über die Heizung mit erwärmter Luft und ihre Anwendung im Irrenhospitale Hofheim bei Darmstadt. gr. 4. Mit 5 Zeichnungen in Royal-Folio. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Litteraturblatt, theologisches, zur allgemeinen Kirchenzeitung. 8r Jahrg. 1832. 2s Semester. 9r Jahrg. 1833. 1s Semester. gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Militairzeitung, allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militairbeamten. 7r Jahrgang. 1832. 2s Semester. 8r Jahrg. 1833. 1s Semester. gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. (in wöchentlicher oder monatlicher Lieferung.)

Pistor, Dr. C. Th., Kurze Geographie nach den neuesten Staatsveränderungen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. 2te Aufl. 8. 4 gr. oder 18 kr.

(Bei Einführung in Schulen werden auf 25 Expl. 3, auf 50 Expl. 8, auf 75 Expl. 16 und auf 100 Expl. 25 Freiexpl. gegeben.)

Nitfert, Fr., Verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch zum Schul- und Hausgebrauch, besonders für höhere Bürger- und Töchterschulen. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 gr.

(Auf 10 Expl. wird 1, auf 20 Expl. 3, auf 100 30 Frei-Expl. gegeben.)

Sammlung der organischen Edikte, Verordnungen und Instruktionen, welche sich auf die neue Verfassung der Administration, des Kirchen- und Schulwesens ꝛc. im Großherzogthume Hessen beziehen. 8. brosch. 14 gr. oder 1 fl.

Schulzeitung, allgemeine, ein Archiv für die Wissenschaft des gesamten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen und aller höheren und niedern Lehranstalten. Begründet von Dr. E. Zimmermann. 1ste Abtheilung für das allgemeine und Volksschulwesen, herausgegeben von K. Zimmermann. 2te Abtheilung für Berufs- und Gelehrtenbildung, herausgegeben von Dr. L. Chr. Zimmermann. 9r Jahrgang. 1832. 2s Semester. 10r Jahrg. 1833. 1s Semester. gr. 4. Preis eines Semesters 5 Thlr. oder 8 fl. 45 kr. in monatlicher oder wöchentlicher Lieferung.

Schulzeitung 1ste Abthl. für das allgemeine und Volksschulwesen. Herausgegeben von K. Zimmermann (Großherz. Hofdiakonus), in monatlicher Lieferung. Preis des halben Jahrgangs 2 Thlr. 4 gr. oder 3 fl. 45 kr.

Schulzeitung, allg., 2te Abthl. für Berufs- u. Gelehrtenbildung. Herausgeg. von Dr. L. Chr. Zimmermann, in monatlicher Lieferung. Preis des halben Jahrg. 2 Thlr. oder 5 fl.

Ukert, F. A., Gemälde von Griechenland mit 6 Kpfrn. Neue Ausgabe. 12. brosch. 18 gr. oder 1 fl. 20 kr.

Weitershausen, Dr. Karl, Zweihundert und sechzig frohe Gesänge für Bürger und Landleute, zur Aufheiterung bei ihren häuslichen Geschäften und Feldarbeiten, so wie zur Erhöhung und Veredlung ländlicher Feste. Anhang: Verschiedene Wort- und Sacherklärungen, gemeinnüzige Erfindungen, biographische Notizen ꝛc. 12. 8 gr. oder 36 kr.

(Bei Abnahme von 25 Expl. findet noch der Subscriptionspreis von 6 gr. oder 27 kr. statt. Die Melodien dazu sind unter der Presse.)

Winkler, Dr. F. L., Lehrbuch der pharmaceutischen Chemie und Pharmacognosie. Für Aerzte und Apotheker. 2ter Theil. 1ste und 2te Abthl. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen. Herausgegeben von H. W. Pabst (großh. hess. Oekonomierath und beständiger Sekretär dieser Vereine). Jahrgang 1833. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 40 kr.

Zeitschrift für Gesezgebung und Rechtspflege des Kurfürstenthums und Großherzogthums Hessen und der freien Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von D. J. F. G. Böhmer jun., Ph. Bopp, D. Jäger. 1r Bd. 2s, 3s und 4s Heft. gr. 8. Der Band von 6 Heften. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Zimmermann, D. Ernst, Verfassung der Kirche und Volksschule im Großherzogthum Hessen nach der neuesten Organisation. (Nebst einem kritischen Sendschreiben. (Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben.) 8. geh. 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr.

Kunstsachen und Landkarten.

Alterthümer von Athen und andern Orten Griechenlands, Siciliens und Kleinasiens, gemessen und erläutert von C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton, als Supplement des Stuart-Revett'schen Werkes. Vte und lezte Lieferung. Subscriptionspreis auf Velinpapier à 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl., auf ordin. Papier 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Das nun vollständige Werk kostet im Subscriptions-Preis kartonnirt mit dem Text auf Velinpap. 10 Thlr. 8 gr. oder 18 fl. 36 kr. auf ordin. Papier 8 Thlr. 6 gr. od. 14 fl. 51 kr. Der Subscriptionspreis besteht noch auf unbestimmte Zeit fort.



Ansichten von Darmstadt und seinen Umgebungen. 3te Lief. mit 6 ausgemalten Blättern. gr. 4. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.
Die Blätter werden auch einzeln gegeben.

Ansichten, vier, von Darmstadt, in Kupfer gestochen von E. Grünewald, grossh. Hofkupferstecher. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.
Einzeln kostet jedes Blatt 8 gr. oder 36 kr.

Karte, neue, von dem Großherzogthume Hessen, mit der innern Eintheilung nach den besten und neuesten Quellen bearbeitet und in Stein gravirt von C. Glaser. Royal-Format. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Karte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nach den neuesten und besten Quellen entworfen von John Melish. In Stein gravirt von Ch. Wagner. Landkarten-Format. 6 gr. oder 27 kr.

Karte von Syrien, entworfen und berichtiget nach den Angaben von Volney, Burckhardt, Irby und Mangles von C. P. Hällström. Landkarten-Format. 8 gr. oder 36 kr.

Moller, D. G. (grossh. hess. Hofbaudirektor und Oberbaurath) Beiträge zu der Lehre von den Konstruktionen. 1s Heft, mit 6 Kupfertafeln. Royal-Folio. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

Muller, D. F. H., Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale mit vorzüglicher Berüksichtigung des Mittelalters, in vierteljahr. Heften mit theilweise kolorirten Steindruken. 3s u. 4s Heft. gr. 4. jedes Heft 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Plan von Jerusalem. Folio. (Zu Berggren's Reisen im Orient gehörig) 6 gr. oder 27 kr.

Schulatlas, vollständiger, der neuesten Erdbeschreibung mit vorzüglicher Berüksichtigung der durch historische Ereignisse merkwürdigen Orte. In 27 kolorirten Blättern. Neue wohlfeilere Ausgabe. Royal-Quart. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Schulatlas, kleiner, der neuesten Erdbeschreibung. In 9 kolorirten Blättern. Royal-Quart. 12 gr. oder 54 kr.
(Bei Einführung dieser Atlanten in Schulen werden durch jede Buchhandlung noch besondere Vortheile zugestanden.)

Wandkarte von den Provinzen Starkenburg und Rheinhessen, nach der neuesten innern Eintheilung. Neue Ausgabe. Royal-Format. 6 gr. oder 27 kr.

Wandkarte von der Provinz Oberhessen, nach der neuesten innern Eintheilung. Neue Ausgabe. Royal-Format. 6 gr. oder 27 kr.

Später werden erscheinen:

Beck, F. K. H., das hessische Staatsrecht. IX. Buch. 1s H. Von dem Forstwesen. gr. 8.

Berggren, J., Reisen in Europa und im Morgenlande. Aus dem Schwedischen übersezt von D. F. H. Ungewitter. 3r u. lezter Theil. 8.

Fenner v. Fenneberg, (herzogl. Nass. Geheimrath und Brunnenarzt) Schwalbach und seine Heilquellen. 3te verbess. und verm. Aufl. Mit einer Ansicht von Schwalbach. 8.

Graff, G., die wichtigsten Kämpfe, Schlachten und Belagerungen des Alterthums für die reifere Jugend erzählt. 1s und 2s Bdchn. 8.

Larrey, J., chirurgische Klinik, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militair-Hospitälern. A. d. Franz. von Dr. Fr. Amelung. 3r Bd. (den 4ten Bd. des Originals enthaltend) gr. 8.

Melodien zu D. C. Weitershausens 260 frohen Gesängen für Bürger und Landleute. quer 8.

Moné, D. F. J. (Professor), Untersuchungen zur deutschen Kulturgeschichte. gr. 8.

Pabst, H. W. (grossh. hess. Oekonomierath) Lehrbuch der Landwirthschaft. 1r Bd. 2te Abtheilung. gr. 8.

Rondelet, J., theoret. prakt. Anleitung zur Kunst zu bauen, nach der sechsten Auflage aus dem Französ. übersezt von H. Distelbarth, Architekt, in 6 Bänden, mit den 207 Kupfern der Originalausgabe. Royal 8. Die Kupfer Royal Folio.

Scheidler, D. K. H. (Professor an der Universität zu Jena), Lehrbuch zu Vorlesungen über die Psychologie. Nebst 3 Abhandlungen über den Begriff, die Eintheilung und das Studium, und einem Abriß der Litteratur dieser Wissenschaft. 2te verm. u. verbess. Auflage. gr. 8.

Schröter, D. v. (Oberappellat. Ger. Rath und Professor zu Jena, Civilistische Abhandlungen. gr. 8.

Dessen Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. gr. 8.

Suckow, Dr. G. (Professor in Jena), Grundriss der Mineralogie. Zum Gebrauch bei Vorlesungen. gr. 8.

Tiedemann, Dr. Fr., (grossh. bad. Geh. Rath und Professor in Heidelberg), Handbuch der Physiologie des Menschen. 2r Bd. Mit königl. wurtemberg. Privilegium. gr. 8.

Wagner, G. W. J., hessisches Volksbuch oder vaterländische Denkwürdigkeiten zur Warnung. Belehrung und Unterhaltung. Zunächst für Volksschulen und den Landmann. 8.

Weber, W. E. (Direktor der gelehrten Schule zu Bremen) die Aesthetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. 8.

Weicker, L. C. (Schullehrer zu Großrohrheim), Kalligraphische Wandfibel der Currentschrift in methodischer Stufenfolge, zum Gebrauch in Schulen, besonders für Elementarklassen. In 20 Tafeln mit 5 Zoll hoher Schrift. gr. Fol.

Weitershausen, D. Karl, Lehrbuch der Geographie, besonders zum Gebrauch für Militairschulen. gr. 8.

v. Zablhas, J. B., Karl von Bourbon, historisches Schauspiel in 5 Akten. 8.

Dessen, Jacobe von Baden, Schausp. in 5 Akten. 8.

von Zangen, L. (grossh. hess. Regierungsrath), die Verfassungsgeseze deutscher Staaten in systematischer Zusammenstellung. 3r Band oder 1r Supplementband: die neuen Verfassungen seit dem Jahre 1828 enthaltend. gr. 8.

Zimmermann, Dr. Chr. (königl. hann. Bergsekretär zu Clausthal), das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gebirgskunde; ein Handbuch für Reisende und alle die das Gebirge näher kennen zu lernen wünschen; mit Nachweisungen über die Naturschönheiten desselben. In Verbindung mit Freunden unternommen. 1r und 2r Theil mit 14 Kupfertafeln und einer Karte. gr. 8.

Dessen, Lehrbuch der Bergbaukunde. 2 Bde. Mit vielen Kupferstichen. gr. 8.

Bei Georg Reichardt in Eisleben ist so eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Fr. Cannabich's
Hülfsbuch beim Unterrichte in der Geographie

für Lehrer, die sich meiner oder auch anderer Lehrbücher bedienen. Zugleich zum Nachlesen für Freunde der Erd- und Länderkunde bestimmt, die sich über das Merkwürdigste derselben belehren wollen. Großoctavformat. 1s Heft. 4 gGr. od. 18 kr. rh.
(Das Ganze erscheint in 10 Monatheften.)

„Ich werde mich in diesem Hülfsbuche über die Einleitung oder sogenannte mathematische Geographie mehr ausbreiten, als es gewöhnlich in den Lehrbüchern geschieht; dann die vorzüglichsten Gebirge, Flüsse, Seen und andere Naturmerkwürdigkeiten der Länder, ihre Produkte, wenigstens solche, die nicht ganz bekannt sind, naturhistorisch beschreiben; die verschiedenen Völker nach ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften, Sitten, Gebräuchen, Lebensart, Bildung u. s. w. schildern; die ausgezeichnetsten Sehenswürdigkeiten der Städte oder anderer Oerter, so wie wichtige daselbst vorgefallene geschichtliche Ereignisse darstellen, und von den Staaten auch wohl einzelnen Ländern die Hauptmomente ihrer Geschichte mittheilen. Endlich wird ein vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister den Gebrauch dieses Hülfsbuchs erleichtern, und den Lehrer in den Stand sezen, auch bei Benuzung eines andern Lehrbuchs sich dieses Hülfsbuchs zum Unterrichte vortheilhaft zu bedienen. Uebrigens werden auch solche Personen, die nicht Unterricht in der Geographie ertheilen, sondern als Freunde dieser Wissenschaft sich gern damit beschäftigen, und mehr davon zu wissen wünschen, als in gewöhnlichen Lehrbüchern vorkommt, dieses Hülfsbuch nicht ohne Befriedigung zur Hand nehmen und gewissermaßen als ein geographisches Lesebuch gebrauchen können."

Der Verfasser.

In allen Buchhandlungen sind zu haben folgende bei J. E. Schaub in Düsseldorf erschienene

Mathematische Werke
von
Johann Paul Brewer,
Professor der Mathematik und Physik in Düsseldorf.

Anfangsgründe der mathematischen Geographie für die mittleren und oberen Klassen der Gymnasien, so wie für Alle, welche ohne mathematische Vorkenntnisse sich einen deutlichen Begriff von dem Weltsysteme zu verschaffen wünschen; von J. P. Brewer. 154 S. Text in 8. Mit vier Steindruktafeln. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Lehrbuch der Geometrie und ebenen Trigonometrie, nebst einer Sammlung geometrischer Aufgaben und minder bekannter Lehrsäze in systematischer Ordnung, als Anhang. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht Von Joh. Paul Brewer. 345 Seiten in gr. 8. Mit 22 Steindruktafeln, worauf 315 Figuren. Preis 2 Thlr. 12 gGr. oder 4 fl. 30 kr.

Lehrbuch der Buchstaben-Rechenkunst, für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von J. P. Brewer. 1r Theil. 267 Seiten Text in gr. 8. 1 Rthlr. 4 gGr. od. 2 fl.

Dessen 2r Theil. 378 Seiten Text in gr. 8. 1 Thlr. 16 gGr. oder 3 fl.

Lehrbuch der Mechanik. Von J. P. Brewer, Professor der Mathematik und Physik in Düsseldorf. 1ster Theil. (Lehre vom Gleichgewicht der Kräfte an festen Körpern. 215 Seiten Text. In gr. 8. Mit 8 Steindruktafeln, worauf 93 Figuren. Preis 1 Thlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Desselben Werkes 2r Th. Enthält: Die Lehre von der Bewegung fester Körper. 268 Seiten Text in gr. 8. mit 5 Steindruktafeln. Preis 1 Thlr. 14 gGr oder 2 fl. 50 kr.

Desselben Werkes 3 Theil. Enthält: Lehrbuch der Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik. 437 Seiten Text in gr. 8. Mit 6 Steindruktafeln. Preis 2 Thlr. 22 gGr. oder 5 fl. 15 kr.

Zwekmäßige Vollständigkeit in Darstellung der Wissenschaft auf ihrem jezigen Standpunkte, rüksichtsvolle Gründlichkeit der Ausführung und ungemeine Deutlichkeit des Vortrags sind die rühmlichen Eigenschaften dieser Lehrbücher, die ihnen gewiß überall Eingang verschaffen werden.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 245. 2 September 1833.

England und die Engländer.

2. Familienverhältnisse.

Die englischen Familien sind zu zahlreich, als daß die Bande, welche die Glieder derselben verknüpfen, auf die Dauer sehr fest seyn könnten. Kaum dehnt sich die Zuneigung der Eltern auf die zahlreichen Kinder der einzelnen Haushaltungen aus, ohne, wie in andern Ländern, zärtliche Sorgfalt und herzliche Güte zu zeigen. Diese im zarten Kindesalter noch ziemlich warme Zuneigung nimmt mit dem Wachsthum und der Entwicklung der physischen und geistigen Kräfte der Kinder immer mehr ab. Man bereitet diese allmählich vor, derselben ganz entbehren zu lernen, sobald sie eine auf ihre künftige Laufbahn berechnete Erziehung in den Stand setzen wird, alle ihre Bedürfnisse selbst zu befriedigen. Hieraus erklärt sich der geringe Grad von Besorgniß, welche bei den Eltern die Zukunft einer allzu zahlreichen Familie erweckt, als daß das väterliche Vermögen allein hinreichen könnte, einem jedem Kinde ein passendes Geschäft zu übergeben. Die Familie vermehrt sich, ohne daß der Vater wegen ihrer Zukunft beunruhigt wird. Der ältere Sohn erhält den größten Theil des Vermögens und oft sogar das Ganze, jedoch mit der Verpflichtung, die er in der Regel treu erfüllt, die Familie zu beschützen; die übrigen Brüder erhalten Stellen oder treiben irgend ein Geschäft. Die Welt ist groß für einen Engländer. Außer den theuer erkauften Stellen, den zahllosen Sinekuren, welche die Verwaltung, die Armee und vor allen der geistliche Stand dem Ehrgeize und der Habsucht mächtiger Familien aufbewahren, bieten die beiden Indien, sowohl diesen Familien als auch denen von niederem Range sichere Zuflucht. Die jungen Leute, die man dorthin schickt, finden entweder ihr Glück oder den Tod, in beiden Fällen hat man sich nicht weiter um sie zu bekümmern. Was die Töchter betrifft, so sind alle von dem väterlichen Erbe ausgeschlossen und haben insofern gleiche Aussicht auf Errichtung irgend eines Etablissements; glücklich sind jene zu preisen, welche die Natur mit körperlichen Reizen *) ausgestattet hat, oder welche gut kreditirten Häusern angehören. — Die zweite Generation nimmt die Sorgfalt der Eltern wenig in Anspruch; oft kennen sie nicht alle Glieder derselben; höchstens wissen sie die Anzahl und die Namen der Kinder genau. Folgende Anekdote, wie unwahrscheinlich sie auch klingen möge, kann ich als vollkommen wahr verbürgen. Auf einem Schlosse traf ich zu gleicher Zeit mit einem der Söhne des Besitzers ein. In dem Saale fanden wir eine Familie, welche aus dem Vater, der Mutter, aus zwei jungen Mädchen und einem Kinde von zehn Jahren bestand. Wir begrüßen die Fremden und nach einigen Augenblicken des Schweigens knüpfen wir die Unterhaltung mit den bei solchen Gelegenheiten üblichen Gemeinplätzen an. Etwas später treten die Eigenthümer des Hauses ein, umarmen zärtlich die Dame, welche vor uns eingetreten war, tauschen einige Händedrücke mit ihrem Manne, fragen nach dem Namen der Kinder und sind erstaunt sie so groß und so schön zu finden. Hierauf stellen sie ihren Sohn den Gliedern der fremden Familie vor und belehren ihn, daß er hier eine Schwester, einen Schwager, zwei Nichten und einen Neffen finde. Es klingt fast unglaublich und ist dennoch wahr! Er hatte diese Schwester niemals gesehen, die in der That viel älter war als er, und kannte ihre Familienlage nicht; höchstens wußte er den Namen seines Schwagers. Nun rühme man noch jene Sympathie der Blutsverwandtschaft! Der in England ziemlich häufige Fall von Scheidung und darauf erfolgender neuer Heirath versetzt die Kinder der ersten Ehe in eine anderwärts unbekannte und in ihrer Art einzige Lage nämlich, daß sie zu ihren Eltern in dem früheren Verhältnisse bleiben. Besuchen sie ihren Vater, so finden sie dort eine Stiefmutter, gehen sie zu ihrer Mutter, so begegnen sie einem Stiefvater; überall werden sie gut aufgenommen, und man könnte glauben, daß sie sich über ein Ereigniß freuten, wodurch sich die Gegenstände ihrer Neigung verdoppelt haben, so wohlwollend und zärtlich ist das Verhältniß, welches zwischen ihnen und den neuen Eltern besteht, die sie durch die Trennung ihrer Familien erhalten haben.

Das Heirathen.

Bei einer englischen Heirath gibt es nichts Scherzhaftes, nichts Erheiterndes; anderwärts ist sie ein Band, welches zwei Wesen, die übereingekommen sind, mit einander zu leben, vereinigt; hier ist sie eine Kette, welche jede Bewegung, jede Willensäußerung,

*) Da bei der Wahl einer Frau in England nur die Betrachtung ihrer Schönheit und keine Rücksicht auf Geld, welches in andern Ländern erstere ersezt, den Mann leitet, so dürfte es nicht unwahrscheinlich seyn, daß diesem Grunde die physische Vollkommenheit des englischen Volkes beizumessen ist.

jeden Gedanken niederdrückt, nirgends schenkt man diesem Verhältnisse mehr Aufmerksamkeit, nirgends sind aber auch die Erfolge befriedigender. Die erste Jugend ist verflossen, wenn man ans Heirathen denkt, die Männer treten selten vor dem dreißigsten, die Frauen selten vor dem 22 bis 24 Jahre in die Ehe. Man macht nicht, wie in Frankreich, einen Gegenstand der Konvenienz daraus, oder der gesellschaftlichen Stellung, des Reichthums, der Liebe und Unbesonnenheit. Man prüft sich gegenseitig, man durchforscht seinen Charakter und seinen Geschmack. Hat diese erste Prüfung einen glücklichen Erfolg, so steigert sich dieses annähernde Verhältniß zu immer größerer Vertraulichkeit und erst nach dieser zweiten Probezeit geschehen förmliche Anträge. Sind die Familien damit einverstanden, so wird der Erwählte mit seiner Zukünftigen als wie vereinigt betrachtet; er sieht sie allein und zu jeder Stunde und geht mit ihr aus; sie besorgt die Einrichtung ihres künftigen Haushaltes und beschäftigt sich mit einer Zukunft, die nichts weniger als durch unwiderrufliche Verpflichtung sicher gestellt ist. Auf diese Weise kann keine Falte des Charakters, keine gute und keine schlechte Eigenschaft den dabei betheiligten Parteien verborgen bleiben. Nachdem dieser Zustand mehrere Monate gewährt hat, wird das Band nur dann unauflöslich geknüpft, wenn man vollkommen gewiß ist, daß man für einander paßt. Dieses von der Vernunft gebilligte Verfahren wird von dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Ungeachtet der Beschränkungen, die sie veranlassen, die sie auferlegen und der strengen Pflichten, die sie gebieten, sind die Ehen in England im Allgemeinen vom Glück begleitet. Die Männer sind der Eifersucht und des Herrschens überhoben und brauchen, was ihre Ehre und Würde betrifft, nicht allzu ängstlich zu seyn. Die Landessitte hat für Alles gesorgt, und zwar mit mehr Strenge, als ihnen selbst gut stände. Sie befehlen ohne Härte, die Frauen gehorchen ohne Widerspruch; beides ist das Resultat der Sitten; wie es in der einen Familie ist, so ist es bei allen übrigen. Nirgends findet man geräuschvolle Vergnügungen; da man aber nicht auf sie zählt, so vermißt man sie leicht. Man lebt ohne heftige Bewegung und aus dieser gemüthlichen Ruhe entspringt das Glück. Indessen nicht alle Ehen werden mit dieser reiflichen Erwägung und dieser klugen Vorsicht geschlossen.

(Schluß folgt.)

Der Golf von Mexiko.

(Fortsetzung.)

Sant-Yago ist der vorzüglichste Hafen an der Südküste der Insel Cuba. Die Stadt liegt im Hintergrund einer tiefen ausgeschnittenen Bucht oder vielmehr eines kleinen, in vielfachen Krümmungen ausgezackten, auf jeder Seite von ziemlich hohen Hügeln beherrschten Golfs. Da der Wind aus den Thälern, die jene Hügel trennen, hervorströmt, und auf dem Meer aufprallt, so macht er die Einfahrt, besonders der vielen Untiefen wegen, die sich im Kanal befinden, sehr schwierig. Der Lootse, der uns führte, machte ein Manöver, dessen Geschicklichkeit uns Alle überraschte: an einer Stelle, wo der Kanal eine Biegung macht, ändert der Wind, der sich in einer kleinen Gebirgsschlucht versangen hat, plötzlich seinen Strich und stürmt, da er nicht mehr vom Lande aufgehalten wird, mit Heftigkeit hervor. Der Lootse, der diesen Umstand wohl kannte, ließ schnell die Vordersegel maskiren und fing den Wind in den Hintersegeln auf, so daß wir uns im Nu und fast ganz um uns selbst herumdrehten, und zwar an einer Stelle, wo der Kanal sehr eng ist und wo man Gefahr läuft, auf die Felsen geworfen zu werden, wenn das beschriebene Manöver nicht genau im rechten Augenblick ausgeführt wird. Die enge Einfahrt wird durch ein, der Morro genanntes Fort vertheidigt. Wenn die Schiffe in die Bai einlaufen, so werden sie von den Wachen, von den Mauerzinnen herab angerufen, wo dann die von dem Echo der umliegenden Hügel widerhallende Stimme mit ungewöhnlicher Stärke erschallt. San-Yago war vormals der Mittelpunkt eines unermeßlichen Handels; es ist die erste bedeutende Faktorei, die von den Spaniern auf der Insel Cuba errichtet wurde. Im sechzehnten Jahrhundert war sie die Residenz des Adelantado; seit dieser Zeit aber hat eine Stadt, die sich an der entgegengesetzten Küste erhoben, mit ihr um den Vorrang gebuhlt, und nun versammeln die Schiffe sich dort. So wenig die Einwohner auch gewöhnt sind, Fremde in ihrer Stadt zu sehen, so nehmen sie dieselben doch wohlwollend auf; der Handelsgeist verdrängt hier nicht, wie in Havannah, jedes andere Gefühl. Die Stadt hat eine schöne amphitheatralische Lage am Abhang eines Hügels und einige ausgezeichnete Gebäude, unter denen besonders die im obern Theile der Stadt, mitten auf einem schönen Platz stehende Hauptkirche, als ein Bauwerk in gutem Geschmack, merkwürdig ist. Hier, wie fast in allen spanischen Städten, sind die Kirchen reich ausgestattet und die Geistlichkeit hat einen großen Einfluß. Der Gottesdienst wird meist mit einer Ehrfurcht gebietenden Feierlichkeit begangen. Als wir eines Morgens in der Stadt spazieren gingen, trieb uns die Neugier in eine Kirche, wo eben Messe gelesen wurde; die Heiligkeit des Orts, die großartige Architektur des in maurischem und gothischem Styl aufgeführten Gebäudes, die tiefe Stille, die in diesen riesenhaften Wölbungen herrschte, in denen der Blick sich verlor, eine auf den Knien liegende, das Haupt zur Erde geneigte Menschenmenge, der Geistliche in priesterlicher Kleidung, den wir in der Ferne, am Ende einer langen Reihe von Bogenwölbungen, unter einem ganz von Gold strahlenden Thronhimmel vor uns sahen, das geheimnißvolle Licht, das die auf dem Altar brennenden Wachskerzen auf seine Gestalt warfen, nebst dem Zwielicht, das die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch die bunten Scheiben der gothischen Fenster schimmerten — alles Dieß erfüllte uns mit andächtigem Schauer — es war wahrhaft der Gott der Christen, der sich auf den Altar herabließ.

Das erste Gefühl, das einen Reisenden beschleicht, wenn er des Abends durch die breiten, stillen Straßen der Stadt wandelt, ist von jener schwermüthigen düstern Art, die einen unheimlichen Eindruck im Gemüth zurückläßt, so wie uns eine ängstliche Beklemmung erfüllt, wenn wir bei Nacht die schwarzen Mauern und die vergitterten Fenster eines Gefängnisses betrachten. Die Frauen sind hier von ausgezeichneter Schönheit und

im Umgang bezaubernd. Die spanische Weise zu lieben haben sie sehr gut begriffen; selten wird man nicht in der Nacht die zärtliche melodische Stimme irgend eines Liebhabers vernehmen, der unter dem halbgeöffneten Fenster der Geliebten schmachtet. Die Stadt hat einen herrlichen Cirkus; was uns aber mehr als die Pferderennen überraschte, war die Schönheit der Frauen, deren blendender Reiz noch erhöht schien, wenn man mehrere von ihnen beisammen sah; nicht selten konnte man sechs der schönsten Gestalten in derselben Lage neben einander sitzen sehen. Sonntags, wenn die Hitze des Tages sich etwas gemildert hat, fahren Herren und Damen in Volanten spazieren; es sind dieß außerordentlich leichte Wägen, an die man so viel Pracht als möglich verschwendet. Außerhalb der Stadt liegt ein artiges Hölzchen, wohin die Equipagen in langer Reihe fahren, wie zu Paris ins Gehölz von Boulogne in der Charwoche. Franzosen gibt es hier nur wenige, auch bilden die Fremden überhaupt von der spanischen Gesellschaft abgesonderte Kreise. Nur ungern verließen wir diese Stadt, wo wir eine so freundliche Aufnahme gefunden hatten, und nie wird das Andenken an San-Yago, an seine schöne Rhede, seinen köstlichen Himmel und seine reizenden Frauen in uns erlöschen.

Von San-Yago nach Kap St. Antonio, das westliche Ende der Insel Cuba, ist die Küste mit Riffen und kleinen Inseln bedeckt, durch welche die Schiffsahrt sehr gefährlich wird. Cortes scheiterte auf seiner Fahrt nach Meriko mitten unter diesen Felsen, denen die jetzigen Seefahrer sich möglichst ferne halten. Sobald man das Kap umschifft hat und sich an der Mündung des Kanals von Florida befindet, treiben die Strömungen so gewaltig nach Osten, daß man sich der Gegenwinde ungeachtet, die gewöhnlich in diesen Strichen wehen, bald auf der Länge von Havannah befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Don Pedro und seine Umgebungen.

(Schluß.)

2. Der Marquis von Palmella.

Eine Thatsache ist mehr werth, als tausend Muthmaßungen oder Versicherungen. Der Marquis von Palmella hat durch seine treue Anhänglichkeit an die konstituzionellen Interessen seines Vaterlandes Vermögen und Einfluß verloren, ja sogar fast die nöthigen Mittel für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt geopfert. Ich würde jedoch den mir vorgezeichneten Weg der Unparteilichkeit verlassen, wollte ich nicht hinzufügen, daß von vielen Seiten her an ihn jener Grad von Energie vermißt werden wollte, der erforderlich ist, um bei dem entscheidenden Umschwunge der politischen Verhältnisse einer Nation wirksam einzugreifen. Vielleicht aber war es bloß die Milde seines Benehmens und die feine Haltung, die er sich in den diplomatischen Kreisen angeeignet, in denen er sich so lange Zeit bewegt hatte, was es ihm in der schwierigen Stellung, in der er sich befand, schwer werden ließ, mit einem kräftigen und entschlossenen Selbstvertrauen und einer tüchtigen Behauptung eigener Ueberlegenheit hervorzutreten. Bei diesen, unter andern Verhältnissen sehr liebenswürdig erscheinenden Eigenschaften, die einen fortwährenden Einfluß auf ihn übten, widersagte es ihm unglücklicherweise allzu sehr, eine veränderte Haltung in Ton und Benehmen zu ergreifen, wie sie nothwendig geworden war, um die Machinationen jener Intrikanten zu nichte zu machen, die seinen Weg umlagerten. Eine Bescheidenheit dieser Art kann nie ganz gut geheißen werden, wenn sie Menschen von niedrigern Fähigkeiten erlaubt, die Zügel zu ergreifen, wo es sich um Lebensfragen eines ganzen Volkes handelt.

Talleyrand hat gesagt, es sey für Palmella das größte Unglück, daß er in einem kleinen Staate geboren sey; denn wäre er ein Bürger Englands oder Frankreichs, so würde er durch die Freisinnigkeit seiner Entwürfe, die hier einen großen und würdigen Spielraum zu ihrer Entwicklung gefunden haben würden, ohne Zweifel zu einer großen politischen Wichtigkeit gelangt seyn. Es war erst am 9 Februar — einen Tag bevor die Flotte Don Pedro's von den Azoren nach Oporto unter Segel ging — als der Marquis am Bord unserer Fregatte anlangte. Hier schien er, von Seite seiner Landsleute betrachtet, ganz allein zu stehen, und unter dem Gefolge und den Anhängern des Kaisers nicht einen Freund zu haben — er, der die leitende Seele Aller war. Schon am ersten Tage wurde die Kälte und Gleichgültigkeit des Kaisers gegen ihn Jedermann bemerkbar. Bei der Tafel saß er dem Kaiser gegenüber, aber kaum wurde ein Wort zwischen beiden gewechselt. Der Marquis nahm indeß an der Unterhaltung über allgemeine Gegenstände, die zur Sprache kamen, Antheil. Bei dieser, wie bei folgenden Gelegenheiten, unterhielt sich der Kaiser hauptsächlich mit seinem Leibarzte, seinem Beichtvater oder Kammerherrn, gegen die er jede Zurückhaltung beiseite legte, so daß ich mich in der That über die Vertraulichkeiten und oft handgreiflichen Scherze, in denen er sich ihnen gegenüber gefiel, nicht wenig überrascht fand.

Von den Eigenschaften des Marquis von Palmella als Staatsmann habe ich bereits meine Meinung auszusprechen gewagt. Bei der bekannten Farbe seiner politischen Ansichten, die er in frühern Gelegenheiten schon so unverhohlen an den Tag legte, fiel Allen, die mit der portugiesischen Politik genauer vertraut sind, nicht wenig auf, seinen Namen als Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit jenem der Bewegungspartei, wie man sie nannte und noch nennt, zusammengestellt zu sehen. Diese Ueberraschung wurde noch vermehrt, wenn man sich an die persönliche Kälte des Kaisers gegen ihn erinnerte. Allein der eigentliche Schlüssel zu diesem Geheimnisse fand sich in der einfachen Thatsache, daß die wohlverdiente Achtung, deren Palmella bei allen auswärtigen Mächten genoß, ihn bei jedem Ministerium, das Don Pedro unter dieser Konstellation bilden mochte, zu einem völlig unentbehrlichen Mitglied machte: — jede Unterhandlung wäre ohne ihn durchaus unmöglich geworden. Dieß ist nicht bloß eine Vermuthung; es ist eine Thatsache, die der Erfolg bewies und die sich mit jedem Tage des politischen Kampfes auf der Halbinsel deutlicher herausstellen wird. Nicht zu vergessen dürfte dabei seyn, daß der Marquis fast drei Jahre lang wirklicher Präsident der Regentschaft auf den Azoren war, und daß er zur Unterstützung seiner Ansprüche den Grafen von Villa Flor an der Seite hatte, einen versuchten und treuen Offizier, der an der Spitze des Heeres stand und an Einfluß auf die Maßregeln der Regentschaft ihm der nächste war. Ueberdieß geben die Opfer, die der Marquis zur Unterstützung der gerechten Sache der jungen Königin gebracht hatte und deren wir oben erwähnten, die sicherste Bürgschaft für die Aufrichtigkeit seines Eifers; wie ich denn selbst der vollsten Ueberzeugung bin, daß es ihm stets am Herzen lag, und noch der innigste Wunsch seiner Seele ist, sein Vaterland aus der furchtbaren Knechtschaft zu erlösen, in die es versunken ist, und es unter den Nationen wieder auf eine achtungswerthe Stufe zu erheben, — ein Streben, das ihm als Portugiese und Staatsmann eine heilige Pflicht geworden seyn muß. Allein die Opfer, die er gebracht, und die guten Absichten, die er hegt, würden ohne Zweifel für sein Vaterland ersprießlichere Früchte getragen haben, wäre er bei dem Antritte seiner Stelle fest darauf bestanden, Niemand neben sich zu dulden, als Männer seiner eigenen Wahl. Einen solchen entschiedenen Gang hätte er einschlagen können, ohne daß er von Seite des Kaisers einen Widerspruch zu fürchten gehabt haben würde; und eine so unabhängige Haltung zu behaupten, wäre Palmella um so mehr berufen gewesen, als er, wegen Don Pedro's langer Entfernung von Portugal, von dessen Unfähigkeit, sich in der schwierigen und gefahrvollen Laufbahn die zuverlässigsten Führer zu wählen, nothwendig überzeugt seyn mußte.

3. Der Graf von Villa-Flor.

Der Graf von Villa-Flor, der während der revolutionären Bewegungen in Portugal so oft, gleich ehrenvoll für sich, als wohlthätig für die konstitutionellen Rechte seines Vaterlandes, auf der politischen Schaubühne erschien, ist gegenwärtig sechs und vierzig Jahre alt und voll Gesundheit und Thatkraft. Er besitzt ein sehr gebildetes und anziehendes Benehmen, das in glücklichem Einklange mit der Biederkeit und Liebenswürdigkeit in seiner Haltung, ihm in jedem gesellschaftlichen Kreise all-

gemeine Liebe erwerben muß. Mit diesen milderen Vorzügen verbindet er eine anerkannte persönliche Tapferkeit, und ist völlig frei von jenem hervorstechenden Nationalfehler der Portugiesen — einem verderblichen Hang zur Intrike. Es ist außer Zweifel, daß man ihm seine Ansprüche auf die Stelle des Oberbefehlshabers streitig machte, obgleich er in Allem, was er unternahm — in seinen frühern Kämpfen gegen den Marquis von Chaves, wie in seinen letzten Unternehmungen auf den Azoren — stets vom Glück begünstigt war. Auf den Azoren namentlich hatte er Niemand über sich, der ihm Vorschriften ertheilen oder seinen Planen entgegenwirken konnte; hier hielt er die Zügel der höchsten Militär- und Civil-Gewalt in seinen Händen, und war (mit einer einzigen Ausnahme) unbehindert von jeder Einmischung solcher Menschen, die in den einfachen Grundsätzen der Regierungskunst unbewandert, bloß der Ausführung ergriffener Maßregeln durch prunkhafte Mandate und entgegenwirkende Intriken hinderlich werden. Zweifel gegen seine Fähigkeiten als Oberbefehlshaber gründete man sehr mit Unrecht auf die Ereignisse, die in seine spätere Laufbahn fielen, wo er nicht so glücklich war, sich der frühern Unabhängigkeit in seinen Planen und Handlungen zu erfreuen.

4. Silveira.

Unter den Männern, die gegenwärtig das Kabinet Don Pedro's bilden, verdient Senhor Mouzinho Silveira namentlich einer würdigen Erwähnung wegen seiner Anhänglichkeit an die konstitutionelle Freiheit, begründet auf eine gesunde und heilsame Ueberzeugung von dem Werthe derselben. Eben so gemäßigt als beharrlich verfolgte er den Mittelweg zwischen der Republik und der in England sogenannten Conservativpartei. Im Besitze eines großen Vermögens in Portugal, zögerte er keinen Augenblick, es für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu opfern.

5. Xavier.

Candido Jose Xavier ist ein schlauer und intrikanter Höfling, der von dem portugiesischen Charakter keinen vortheilhaften Begriff zu geben vermag, wie er überhaupt keiner Nation sonderlich Ehre machen würde. Ungeachtet eines zurückstoßenden Aeußern und einer linkischen Haltung, bei völligem Mangel an Unterhaltungsgabe, und nicht einmal durch Geburt empfohlen, gelang es ihm doch, über das Gemüth des Kaisers eine vollkommene Herrschaft zu erschleichen — eine Herrschaft, der man leider nicht nur das Anfangs unter den fremden Truppen Don Pedro's so mächtig herrschende Mißvergnügen, sondern auch das Scheitern der Hauptentwürfe der Expedition selbst zuschreiben muß. Xavier schloß sich während des Unabhängigkeitskrieges auf der Halbinsel den französischen Waffen an, und focht gegen die Freiheit seines Vaterlandes, wofür noch immer die damals gegen ihn ausgesprochene Todesstrafe über seinem Haupte schwebt. In welchem Lichte er bei seinen Landsleuten im Allgemeinen steht, braucht kaum gesagt zu werden; doch hat auch er unter ihnen seine Freunde und Kreaturen, die er sich durch seine Stellung bei Don Pedro zu schaffen wußte, dessen Verblendung hinsichtlich dieses Mannes nicht genug zu beklagen ist. Nur die Furcht vor seiner unversöhnlichen Gemüthsart konnte einigermaßen die Opposition, die gegen ihn fühlbar werden mußte, zum Schweigen bringen. Wohl bekannt mit allen guten und schwachen Seiten des Kaisers, würde er sich wohl hüten, geradezu mit dem Gegenstand einer Intrike auf ihn loszugehen; hiezu bedient er sich seiner schlauen Handlanger, von denen einer der bereitwilligsten des Kaisers erster Kammerdiener, Namens Carlotte, ist, der in Brasilien sein Reitknecht war, und dessen Bruder man der Ermordung des Marquis von Loulé bezüchtigt. Der Sohn dieses unglücklichen Marquis, der zugleich des Kaisers Schwager ist, hat daher täglich die Kränkung zu sehen, daß der Bruder von dem vermuthlichen Mörder seines Vaters einer der vertrautesten Günstlinge des Kaisers und zunächst um ihn ist, wie er denn gegenwärtig in seinem Gefolge auch den Rang eines Lieutenants bekleidet. Zum Beweis, auf welchen vertraulichen Fuß der Kaiser mit diesem Menschen steht, darf bloß erwähnt werden, daß Don Pedro ihm täglich in seinem Schlafgemache Audienz gibt, wenn er angekleidet ist, und auch gelegentlich ihn in seinem Zimmer besucht und mit ihm sich unterhält. Die guten Dienste, die ein Mann bei einem so freien Zutritt zu dem Kaiser leisten konnte, entgingen Xavier nicht, der durch den Kammerdiener Alles, was er will, zu den Ohren des Kaisers gelangen lassen kann, wenn es ihm darum zu thun ist, Jemand in dem kaiserlichen Vertrauen zu stürzen.

6. Freire.

Einer von Xaviers Hauptgehülfen ist Agbostinho Jose Freire, der früher in dem portugiesischen Heere den Rang eines Majors bekleidete, und mit jenem ausgezeichneten und unternehmenden Offizier, dem Generalmajor Sir B. D'Urban, im Generalquartiermeisterstabe unter Marschall Beresford diente. Was seine militärischen Fähigkeiten betrifft, so habe ich weder von seinen geistigen noch seinen körperlichen Vorzügen viel Rühmliches gehört. Indeß besitzt er doch einige Anlagen und einen mehr als gewöhnlichen Fluß der Sprache, wodurch er sich unter den Cortes von Lissabon, deren Präsident er war, den Ruf der Beredsamkeit erwarb. In dieser Versammlung unterstützte er die demokratische Partei, jedoch mehr, wie man behaupten will, aus Begier, sich hervorzuthun, denn aus reiner Ueberzeugung. Der Widerwille gegen Alles, was englisch ist, tritt bei ihm scharf ausgesprochen hervor, ohne daß man den eigentlichen Grund dieses Hasses angeben könnte.

Ohne ihm Unrecht zu thun, kann man ihn als einen planlosen Theoretiker bezeichnen, der noch dazu mit der gefährlichen Verblendung der Selbstliebe dergestalt behaftet ist, daß er sich in seiner gesetzgebenden Weisheit wenigstens ein Pombal, und in der Beredsamkeit ein Demosthenes dünkt, weßhalb er auch, bei aller Liebe zum Wechsel, unfähig ist, sich aus den Fesseln seiner eigenen Vorurtheile zu befreien. Da er in seinem Vaterlande kein Vermögen besitzt, so hat er bei seinen politischen Spekulationen Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. Ueberdieß hätte er bei seiner vielgeschäftigen Unthätigkeit, und kaum mit den nöthigen Verstandesfähigkeiten, die zu seiner eigenen Leitung nöthig wären, ausgestattet, der letzte seyn sollen, der in den Rath eines in seinen Entschlüssen so unentschiedenen Fürsten, wie Don Pedro, berufen wurde. Ungeachtet des hohen Begriffes, den er von seiner eigenen Wichtigkeit hat, war er doch stets nur eine Puppe in den Händen Candido Xaviers. *)

7. Saldanha.

General Saldanha ist ein liebenswürdiger und gutgesinnter Mann, der der Freiheit und Wohlfahrt seines Vaterlandes innig ergeben, aber auch zugleich von dem Wunsche beseelt ist, sich populär zu machen und militärische Auszeichnung zu erlangen. Während es ihm vollkommen gelang, sich die Liebe der Soldaten und vieler Offiziere zu erwerben, entging er nicht dem irreführenden Einflusse und den Fallstricken einer arglistigen Partei. Diese Entschuldigung verdienen wenigstens jene Handlungen seines politischen Lebens, die einem Tadel zu unterliegen scheinen; denn es würde mehr als hart seyn, ihm unredliche Absichten unterschieben zu wollen. Gegenwärtig hat er ein Feld vor sich, wo er frühere Mißgriffe wieder gut machen und sich fest in der Achtung seines Vaterlandes begründen kann. Bevor er jedoch Dieß zu thun vermag, muß er aufhören, sich zum Brennpunkt der Faktion und des Mißvergnügens herzuleihen; er muß persönliche Feindseligkeiten vergessen, oder er wird nie zum allgemeinen Besten beitragen.

8. Pater Marcos.

Der geistliche Theil von Pater Marcos Beruf scheint am wenigsten die Rolle zu seyn, zu der die Natur ihn schuf. Sein Sinn steht mehr auf die weltlichen Verrichtungen eines Hofmannes und Beichtvaters. Hiezu ist er durch die Maske von Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit, die er bei der vollkommensten Anlage zur Verschmitztheit zur Schau zu tragen weiß, vollkommen geeignet. Man findet in ihm jene glückliche Mischung von Taube und Schlange, und er ladet dadurch mit besserem Erfolge zu Annäherung und Vertrauen ein, als es irgend Jemand bei der durchdachtesten Absicht gelingen möchte. Mit keinen besonders ausgezeichneten Fähigkeiten begabt, war er doch gewandt genug, durch kleine, geschickt angebrachte Schmeicheleien und die allmählich wurzelnde Macht der Gewohnheit einen gewissen Einfluß bei dem Kaiser zu erlangen, wurde aber auch zugleich ein nützliches Werkzeug in den Händen des verschlagenen Xavier.

*) Candido Xavier wurde zuerst das Portefeuille des Kriegsministeriums angeboten, allein er lehnte es ab, da er schlau genug war einzusehen, daß er in seiner Stellung als erster Adjutant des Kaisers mehr wirklichen Einfluß hinter den Koulissen behaupten, und von dort aus die Maschinerie besser würde können spielen lassen, als in der ihm angetragenen Würde.
A. d. Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 246. 3 September 1833.

Der Golf von Mexiko.

(Fortsetzung.)

Havannah! — Welche Erinnerungen an unermeßlichen Reichthum weckt dieser einzige Name, welche ungeheuren Schätze hat diese Stadt unter Karl V und seinen Nachfolgern nach Spanien gesendet! Als allgemeiner Stapelplatz aller spanischen Besitzungen in Amerika, war sie der Vereinigungspunkt jener berühmten Gallionen, die das Gold Peru's und Mexiko's nach Europa brachten. Havannah gehört noch in die Reihe der Handelsstädte ersten Ranges; tausende von Schiffen aller Nationen drängen sich auf seiner Rhede und es ist ein wahrhaft außerordentliches Schauspiel, Morgens bei Aufgang der Sonne diesen Wald von Masten zu sehen, an deren Spitzen Wimpel von allen Farben flaggen; und dennoch beginnt der Wohlstand dieser Stadt in Verfall zu gerathen, und ihr früher so blendender Glanz nach und nach zu erbleichen. Schon langen die Schiffe nicht mehr, wie vormals, in solcher Menge an und seit der Ruf nach Unabhängigkeit Mexiko und Peru der spanischen Herrschaft entriß, hat das Gold dieser beiden Länder, das nach Havannah strömte, zu fließen aufgehört. Sie ist nicht mehr der Stapelplatz des gesammten westindischen Handels; Vera-Cruz, Carthagena, die sie vormals als ihre Hauptstadt betrachteten, stehen jetzt in keiner Verbindung mehr mit ihr, — der Krieg hat die Bande zwischen ihnen zerrissen.

Die Stadt ist sehr gut befestigt und eine zahlreiche Besatzung sichert dem Mutterland den Besitz; die Straßen sind breit und die Häuser, von denen einige ihren Besitzern mehr als sechs Millionen Franken gekostet haben, bestehen in weitläuftigen Gebäuden. Der Gouverneur der Insel bewohnt einen prächtigen Palast; mehrere der Kirchen sind sehr reich und die öffentlichen Spaziergänge, wohin die elegante Welt sich besonders am Sonntag in Volanten begibt, sehr schön. — Neben dem Palaste des Gouverneurs, an der Stelle, wo der Sage zufolge, Columbus zum Erstenmal den Boden der neuen Welt betrat und sein Lager aufschlug, erhebt sich zu Ehren des großen Seefahrers ein Denkmal, eine kleine, prächtige und im neuen Geschmack erbaute Kapelle, denn alle Denkmäler der Spanier tragen ein religiöses Gepräge. Der Gedanke, den großen Mann durch ein Denkmal zu ehren, muß allerdings preiswürdig genannt werden, hätte man nur bei Ausführung desselben sich nicht zugleich einer Entheiligung schuldig gemacht, indem man um die Kapelle zu bauen, den alten Baum fällte, unter dem der kühne Seefahrer mit seinen Gefährten die erste Mahlzeit hielt.

Das Klima von Havannah richtet jährlich große Verheerungen unter den Einwohnern an. Jedes Jahr werden ganze Generationen von Ausländern von dem gelben Fieber hingerafft, das im Lande unter dem Namen Vomito negro oder prieto (der schwarze Tod) bekannt ist. Der Verlauf dieser Krankheit ist bald langwierig, bald blitzschnell. Eines Tages sahen wir am Quai einen Kaufmann, der mit seiner geräuschvollen Geschäftigkeit Jedermann übertäubte, plötzlich in die Arme seiner Sklaven sinken: das Vomito negro hatte ihn ergriffen und am Abend ging sein Leichenzug an uns vorüber. Diese entsetzliche Krankheit galt lange für unheilbar und alle Kunst der Aerzte wurde an ihr zu Schanden, jetzt aber behandelt sie ein französischer Arzt, Herr Belot, mit Erfolg. Er setzt seine Kranken in ein warmes Bad, öffnet ihnen die Adern und läßt das Blut laufen, bis sie in Ohnmacht fallen; dann läßt er sie herausnehmen und behandelt sie mit schmerzstillenden Mitteln, ein Verfahren, das nur selten fehlschlägt. Ueber die Ursachen, die dieses grausame Uebel erzeugen, ist man noch immer nicht im Reinen; die geographische Lage von Havannah erklärt indeß zum Theil, warum diese Geißel sich hier ganz besonders fühlbar macht. In einem großen, allenthalben von einer hohen Gebirgskette umgebenen Thal gelegen, wird hier die Luft nicht hinlänglich von den abwechselnd Tag und Nacht wehenden Land- und Seewinden erfrischt und die Gluth einer brennenden Sonne entwickelt fortwährend Dünste, deren Stagnation die Organe des menschlichen Körpers nothwendigerweise für diese gefährliche Epidemie empfänglich machen muß.

In Havannah lebt und webt Alles im Handel; die Achtung, deren der Mensch hier genießt, berechnet sich nach der Ausdehnung seiner Geschäfte und nach den Millionen, die er in Umsatz bringt. Große Gesellschaften sind in der Stadt selten und von Soireen hört man wenig. Am Abend statten Verwandte und Freunde sich gegenseitig Besuche ab; man plaudert in vertraulicher Unterhaltung, spricht von Geschäften und macht oft Musik; die Damen singen mit Guitarrebegleitung Romanzen, oder man kos't von Liebe. Liebe ist die Lebensessenz der Frauen

unter diesem glühenden Himmelsstriche, indeß hält es schwer, bei ihnen sein Glück zu machen, weil Thüren und Fenster, um den Luftzug zu erhalten, beständig offen stehen und folglich das Innere der Wohnung den Blicken der Neugier bloßgestellt ist. Ein Liebesverständniß läßt sich hier nur mit großen Kosten unterhalten; man muß ein Haus von unverdächtigem Aussehen, wohin die Dame mit Anstand zum Besuch kommen kann, um ungeheuern Preis miethen; dann muß man die Negerinnen und Sklaven ihrer Umgebung mit schwerem Gold erkaufen, um sich ihrer Verschwiegenheit zu versichern; Pferde, Wagen, verlässige Kutscher u. s. w.; kurz Alles muß mit Gold und immer wieder mit Gold aufgewogen werden. Aber wie reich weiß dagegen die Liebe für alle jene Opfer zu entschädigen! — Alle Zärtlichkeit, Hingebung, Wollust, sogar freche Ueppigkeit, zu denen eine ungezügelte Leidenschaft nur immer hinzureißen vermag — Alles wird in Bewegung gesetzt, um euch zu verführen und zu fesseln. Wie werden sie benützt, diese Augenblicke süßer Trunkenheit, die man Argusaugen abgestohlen — denn die Mütter bewachen ihre Töchter mit der größten Sorgfalt und die Ehemänner sind höchst eifersüchtig. Die Havanerinnen sind im Ganzen genommen nicht schön, aber sie zeichnen sich durch ihre Anmuth und die Niedlichkeit ihres Fußes aus, der jedoch unglücklicherweise schlecht beschuht ist.

(Fortsetzung folgt.)

England und die Engländer.

2. Familienverhältnisse.

(Schluß.)

Auch in England ist zuweilen die Liebe lebhaft und stürmisch; sogar den Eltern und geselligen Sitten zum Trotze artet sie wohl in Entführung aus. In diesem Falle, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen, wendet man sich nach Greatnagreen, einem Dorfe an der Gränze von Schottland, wo einem alten Brauch zufolge, eine Schmiedfamilie seit mehreren Generationen das Privilegium besitzt, diejenigen, welche sich den Ehegesetzen ihres Landes entziehen wollen, gesetzlich zu verbinden; es bedarf hier weder vorausgehender Verträge, noch Einwilligung der Eltern und gerichtlicher Erkundigung. Man findet sich ein, erklärt seinen Willen und wird verbunden. Die Schwierigkeit besteht nur darin, dahin zu gelangen. Der Weg von London nach Greatna-green ist eine Art von Rennbahn, wo die Liebenden, welche entfliehen und die verfolgenden Väter und Brüder die Schnelligkeit ihrer Postpferde erproben können. Die Erstern haben gewöhnlich einige Stunden voraus; aber Verliebte haben nicht immer Lust, zu fahren. Man hält an, um bequemer von seinem Glück zu plaudern; man macht Entwürfe und baut Luftschlösser; man denkt nicht daran die Pferde anzutreiben; der Vater, der durch nichts zerstreut wird, und die Postillione gut bezahlt, kommt den Flüchtigen immer näher, erreicht sie zuletzt, schickt dem Liebhaber einen Polizeiagenten auf den Hals, von dem er sich in der Regel, um die Langweile des Weges abzukürzen, begleiten läßt, bemächtigt sich seiner Tochter, die er, ohne Erbarmen mit ihren Thränen und ihren Bitten, in seinen Wagen nimmt und davon eilt, während sein Reisegefährte mit dem Mädchenräuber Faustschläge wechselt. Jeder kehrt nach Hause zurück und in der Regel wird aus guten Gründen die Heirath, die in der Werkstatt eines Schmiedes hätte vor sich gehen sollen, feierlich in der Hauptkirche vollzogen. Nicht selten suchen Männer, die der höchsten Gesellschaft angehören, ihre Frauen in den Coulissen der Schauspielhäuser und versetzen sie, unter dem Schutze des Titels, den sie ihnen geben, von der Bühne an den königlichen Hof; im Anfang fühlt sich die Strenge der englischen Sitten dadurch sehr beleidigt, gibt aber endlich doch nach. Einige Jahre geregelter Aufführung reichen hin, das Frühere vergessen zu machen und die Schauspielerin, nunmehr Marquise oder Herzogin, vereinigt in ihrem Salon Alles, was der patrizische Stolz Gravitätisches oder die Moral Strenges aufzuweisen hat. Bisweilen auch verführt man die Frau eines Freundes; dieser fühlt sich dadurch sehr beleidigt, wie ganz in der Ordnung. In Frankreich würde dieß ein Duell zur Folge haben; hier nur einen Prozeß. Statt einer Kugel oder eines Degenstiches, läßt sich der Ehemann eine Summe von einigen tausend Pfund Sterling als Entschädigung zuerkennen; dasselbe Urtheil befreit ihn von seiner Frau, welche ihrem Verführer anheimfällt und die öfters in ihrer neuen Stellung eine Strenge der Grundsätze und Musterhaftigkeit des Betragens durchführt, welche ihr früheres Leben nicht zu versprechen schienen; auf diese Weise kommen Moral und persönliches Interesse in Uebereinstimmung.

Die Frauen.

Die Frauen spielen in der englischen Gesellschaft eine unbedeutende Rolle, wiewohl man sie vom Gegentheil zu überzeugen bemüht ist. Ihre Erziehung müßte sie für eine von ihrer jetzigen sehr verschiednen Stellung befähigen; allein die Nationalsitten legen ihnen ein Joch auf und die entschiedensten Charaktere beugen sich unter dasselbe und nehmen jene anscheinende Gleichförmigkeit an, wodurch sich das englische Volk in seinem Aeußern auszeichnet. Die Erziehung der Frauen in England beabsichtigt nicht, aus ihnen besondere Wesen zu bilden, Idole, welche, auf ein Piedestal gestellt, dazu bestimmt sind, die Blicke auf sich zu ziehen, Bewunderung zu erregen und Huldigungen zu empfangen. Im Allgemeinen wird die Erziehung mehr im Innern der Familien als in öffentlichen Anstalten geleitet. Lehrer unterrichten in der Geschichte, der Musik und dem Zeichnen. Eine Gouvernante, in der Regel eine Schweizerin, unterweist die Zöglinge in den Grundsätzen der französischen Sprache. Ordnung und Unterwürfigkeit entspringen aus dem Verhältnisse, worin Eltern und Kinder zu einander stehen. Selten ist die mütterliche Zuneigung von jener Zärtlichkeit begleitet, die man allzu häufig in Frankreich findet. Statt Schmeicheleien gewährt man Sorgfalt auf der einen, Achtung auf der andern Seite, und jene bewunderungswürdige Stufenfolge, welche in der politischen Ordnung bemerkbar ist, hat ihren Ausgangspunkt im häuslichen Leben. Die Richtung, welche die Frauen in ihrer Kindheit und Jugend erhalten, macht sie nicht geneigt, in der Welt eine glänzende Rolle zu spielen. Es ist wahr, in untergeordneten Punkten läßt ihre Erziehung Manches zu wünschen übrig; aber diese Mangelhaftigkeit kann in andrer Hinsicht wie-

der als ein Vorzug erscheinen. Die Frauen nehmen keinen Anstand, ihren Pflichten als Gattinnen und Mütter die Talente zum Opfer zu bringen, über welche sie eine zu gefällige Schmeichelei täuschen konnte und denen jetzt die Vernunft ihr Recht angedeihen läßt. Als sehr vortheilhaften Ersatz besitzen die meisten englischen Damen eine sehr ausgebreitete Kenntniß der französischen und italienischen Literatur, und ohne Pedantismus und Affektation wissen sie daraus viel Vortheil zu ziehen. Die Freiheit, deren die Mädchen in der Zwischenzeit genießen, welche die Periode ihrer Erziehung von der ihrer Verheirathung trennt, scheint eine sonderbare Vorbereitung für den Ernst und die Zurückgezogenheit dieses Zustandes. Man sieht sie, von einem Diener begleitet, Besuche machen, die Magazine durcheilen, vor den Buden sich verweilen, mit den Männern ihrer Bekanntschaft sich unterwegs in ein Gespräch einlassen, Spazierritte machen; sie unterhalten Korrespondenzen, ohne im mindesten Rechenschaft davon abzulegen; erscheinen auf Bällen ohne ihre Mütter und nur von einer Freundin begleitet, welche sie hin- und zurückführt, aber sobald sie in den Saal getreten ist, sich nicht weiter um sie bekümmert. Dieser Zustand von Freiheit muß sehr seltne oder sehr geringe Nachtheile mit sich führen, da er gar keinen Einfluß übt auf die ganz abweichende Lebensordnung, welche die verheiratheten Frauen einzuhalten sich genöthigt sehen. In den unbedeutendsten Dingen ihrem Manne unterworfen, verzichten sie, um diesem zu gefallen, auf alle Vergnügen, insbesondere auf den Tanz, den die meisten Engländer ihren Frauen untersagen. Selten reiten sie aus, und nur dann, wenn sie von ihrem Gatten begleitet werden. Ohne an der Einrichtung ihres Haushaltes Theil zu nehmen, beschränken sie sich darauf, die Honneurs der Tafel und ihres Salons zu machen, Genüsse der Eitelkeit, welche die Sitte ihnen vorbehält. Wenn man die Engländerinnen in ihrem Hauswesen beobachtet, so sollte man sie ausschließend damit beschäftigt glauben; allein dem ist nicht so. Sie wissen kaum die Namen der von ihrem Manne eingeladenen Gäste. Was die Anordnung betrifft, so sind sie nicht besser unterrichtet; ihre Männer bestellen Alles. Für diese passive Nichtigkeit entschädigen sie sich dadurch, daß sie für ihre Toilette eine ziemlich große Ausgabe machen. Sie haben prachtvolle Equipagen; von Zeit zu Zeit können sie ihre Diamanten in ihren Salons, ihre zahlreichen Federn in einer Opernloge oder dem Galazimmer der Königin zur Schau stellen. Zwei- oder dreimal des Jahres machen sie die Honneurs auf den Bällen oder den Routs, bei einer Gesellschaft, die sie in ihrem Namen versammeln. Nichts fehlt an ihrem Genusse, wenn in einem Journalartikel, den sie selbst oder einer ihrer dienstbeflissenen Freunde verfaßten, ganz London und ganz England die kleinsten Details der Festlichkeiten lies't, die sie gegeben haben. Die Engländerinnen erfüllen nicht jenen Theil ihrer weiblichen Bestimmung, dem man in Frankreich lange Zeit jenen feinen Ton verdankte, der allgemeine Bewunderung fand. Sie beschäftigen sich nicht damit, die Gesellschaft zu beherrschen, ihre Sitten zu bestimmen und über sie zu wachen; vor ihren Richterstuhl die jungen Leute zu rufen, die es wagen, dieselben zu verletzen; jene Oberaufsicht auszuüben, wodurch die Verirrungen des schlechten Tons verhütet werden. Dieser Vernachlässigung eines ihrer kostbarsten Vorrechte muß man jenes laisser aller beimessen, welches sich in den meisten Salons, wo außerdem die Elemente der höchsten Gesellschaft sich beisammen finden, so sehr bemerkbar macht; diese Rolle könnte diejenigen Frauen, die nicht mehr durch ihre Schönheit glänzen, trösten; sie würde ihnen großes Gewicht verschaffen und sie in eine Achtung setzen, die von Furcht begleitet wäre; in England wie ehedem in Frankreich, als es noch eine Gesellschaft gab, würde dadurch sich bilden, was man „les vieilles femmes" nannte, ein heilsames und gefürchtetes Forum, dessen Beschlüssen sich Niemand zu entziehen wagte. Die englische Literatur verdankt den Frauen eine groß Anzahl von Schriften von ausgezeichnetem Werthe, besonders im Fache des Romans. Die geselligen Gewohnheiten lassen nur selten solche Vereine sich bilden, wo sie ihren Geist könnten glänzen lassen; sie sind daher genöthigt zu schreiben, und thun es mit einer Anmuth und Feinheit der Beobachtung, die ihren Erzeugnissen einen sehr anziehenden Charakter verleiht. Einige unter ihnen, die man mit dem Namen „blew stockings" (Blau-Strümpfe) belegt, bebauen das Feld der Wissenschaften und entgehen ebensowenig wie in Frankreich jener Art von Anmaßung, die man bel esprit nennt und stets von einer gewissen Lächerlichkeit begleitet wird. Im Allgemeinen darf man die Engländerinnen unter die ausgezeichnetsten Frauen Europa's zählen. Mit Schönheit verbinden sie das, was ihr erst Werth verleiht: Ergebung in ihre Pflichten, mannichfaltige Bildung, einem reichbegabten Geist, endlich die Vereinigung dessen, was das Glück der Familien und den Reiz der Gesellschaft bildet.

Napoleon als Liebender.

Napoleon als Verliebter! wird man ausrufen: er diese eherne Imperatorengestalt, der Mann des Zahlenjahrhunderts, der von seinen Ministern verlangte, daß sie ihr Herz im Kopfe haben sollten. Und doch wird uns eben dieser Riese, dessen eiserner Siegesgang die Welt vor sich niedertrat, durch die so eben in Paris erschienenen „Briefe Napoleons an Josephinen" *) von einer Seite gezeigt, die ihm neben Abälard eine Stelle einräumt. Doch es ist keine Romanenliebe, die Liebe zu seiner Frau, die in seinem Herzen der Liebe zum Ruhm den Rang streitig macht, ist von einer Frische der Gefühle, von einer so wahren und kräftigen Leidenschaft, daß sie bei allem Anschein verliebter Schwärmerei nur aus einer so gesunden und kernfesten Natur entspringen konnte.

Wie auch immer die Ansichten sich über die Republik und das Kaiserreich, über den Konsul und den Imperator theilen und aussprechen mögen, sicherlich werden sie sich doch stets in dem Urtheile über Bonaparte's wunderbare Feldzüge in Italien einigen, wo der Feldherr der Republik in einem so zauberhaften Glanz erscheint. Aber von einem neuen Strahlenkranz umgeben stellt sich der junge Held jener großen Iliade dar, wenn er als der Mann von Herzen, als der Mann mit einem Herzen voll heißer Liebe in der Brust uns entgegentritt; wenn wir ihn zwischen einem Tagsbefehl und einer Schlacht, und sogar zwischen dem Siege und seinem Berichte an den Senat in Paris, noch Zeit finden sehen, um an seine angebetete Josephine bald nur einige flüchtige Zeilen, bald einen ausführlichen Brief zu schreiben, um ihr tausendmal in den zärtlichsten Varianten zu sagen: „wie sehr er sich sehne, frei zu seyn von aller Unruhe, von allen Geschäften, um jeden seiner Augenblicke bei ihr zuzubringen, um nichts zu thun zu haben als sie zu lieben, und an nichts zu denken, als an das Glück, es ihr zu sagen!"

---

*) Lettres de Napoléon a Joséphine etc. 2 Vols. in 8. Paris. Firmin Didot. 1833. Die Aechtheit dieser Briefe ist außer Zweifel gestellt. A. d. R.

Am 21 Julius 1796 um acht Uhr Morgens befindet sich der General der Republik zu Castiglione: vielleicht denkt man sich ihn beschäftigt, den Entwurf zu einem neuen Angriff auszusinnen oder die Stellungen der verschiedenen Regimenter zu bestimmen. Weit gefehlt! Er schreibt an Josephine: „Ich werde diese Nacht nach Peschiera gehen, nach den Gebirgen von . . . nach Verona, und von da nach Mantua und endlich nach Mailand, um mir einen Kuß zu holen, weil Du mir versicherst, daß Deine Küsse noch nicht erkaltet sind.“ Dann bittet er Josephinen nach Brescia zu kommen, um ihn dort zu treffen: „Ich bitte Dich, komme nach Brescia; ich sende eben in diesem Augenblicke Murat ab, um Dir in dieser Stadt eine Wohnung zu bestellen. Ich glaube, Du würdest gut thun, am 6 zu Cassano über Nacht zu bleiben und am 7 nach Brescia zu kommen, wo Dich der zärtlichste Liebende erwartet u. s. w.“

Aber diese so feurig geliebte Josephine nimmt nicht immer besonders ängstlich darauf Bedacht, die Bitten ihres Freundes genau zu erfüllen, so daß man fast glauben möchte, die etwas saumselige Kreolin habe in diesem Feldzuge weniger Zeit gehabt, als der lieberglühende General. „In diesem Augenblicke gehe ich nach Verona ab, schreibt er am 14 Fructidor aus Brescia; ich hatte gehofft, von Dir einen Brief zu erhalten, was mich in eine furchtbare Unruhe versetzt. Du warst bei meiner Abreise etwas unwohl; ich bitte Dich, lasse mich nicht mehr in einer solchen Unruhe. Du hattest mir größere Pünktlichkeit versprochen, doch Dein Mund war wohl damals sehr im Einverständnisse mit Deinem Herzen . . . . Du, die von der Natur mit Huld, und Allem was gefällt, ausgestattet ist, wie kannst Du Den vergessen, der Dich mit solchem Feuer liebt? Drei Tage ohne Briefe von Dir! Und doch habe ich Dir mehrmals geschrieben! Die Trennung ist schrecklich, die Nächte sind lang, langweilig und schal: der Tag vergeht eintönig. Heute, allein gelassen mit den Gedanken, den Arbeiten, den Schriften, den Menschen und ihren hochfahrenden Entwürfen, habe ich nicht einmal einige Zeilen von Dir, um sie an mein Herz zu drücken . . . . Denke an mich, lebe für mich, sey oft bei Deinem Geliebten und glaube, daß es für ihn nur ein Unglück gibt, das ihn erschreckt — es wäre, von seiner Josephine nicht mehr geliebt zu werden. Tausend süße, zärtliche, nur für Dich bestimmte Küsse u. s. w.“

Wer erinnert sich nicht der furchtbaren Niederlage Wurmsers, der mit einem Verluste von achtzehntausend Gefangenen, sein übriges Heer verwundet oder getödtet, keinen andern Ausweg mehr findet, als sich nach Mantua zu werfen. Nach einem so schönen Siege fehlt Napoleon bloß Eines — das Glück, seine Josephine zu sehen. „Nie hatten wir noch so beständiges und so großes Glück, schreibt er ihr, Italien, Friaul, Tyrol sind der Republik gesichert. Der Kaiser muß ein neues Heer schaffen: Artillerie, Brückenwägen, Gepäcke, Alles ist genommen. In wenigen Tagen werden wir uns sehen, Dieß ist der süßeste Lohn meiner Anstrengungen und Sorgen. Tausend glühende und liebevolle Küsse.“ Der gleiche Gedanke findet sich in fünf auf einander folgenden Briefen ausgesprochen. Doch als der sieggekrönte Feldherr nach Mailand eilt, um das geliebte Weib in seine Arme zu schließen, findet er sie dort nicht mehr. Man kann nicht umhin, den Schmerz dieser grausamen Täuschung Napoleons zu theilen. Daher auch der Anklang von Klage und Vorwurf, der in einigen dieser so zärtlichen Briefe herrschend wird: „Mailand, am 7 Frimaire, Jahr VII. — Ich komme zu Mailand an, ich stürze in Deine Appartements; ich habe Alles verlassen, um Dich zu sehen, um Dich in meine Arme zu schließen — und Du warst nicht da. Du durchziehst mit Festlichkeiten die Städte, Du entfernst Dich von mir, wenn ich ankomme; Du kümmerst Dich nicht mehr um Deinen theuern Napoleon. Eine Laune ließ Dich ihn lieben, die Unbeständigkeit macht ihn Dir gleichgültig u. s. w.“ — Am folgenden Morgen erhält Napoleon einen Kourier; ach, abermals keinen Brief von Josephinen, nun ergreift er nochmals die Feder, um dieselben Klagen zu wiederholen, aber doch stets von allzu liebevoller Zärtlichkeit befangen, um ihr eine Schuld beizumessen. „Dich allein zu lieben, schreibt er ihr in einem andern Briefe, Dich glücklich zu machen, nichts zu thun, was Dir zuwider seyn könnte, Dieß die Bestimmung und der Zweck meines Lebens. Sey glücklich, mache mir keine Vorwürfe, nimm keinen Antheil an dem Glücke Dessen, der nur von Deinem Leben lebt, der kein Vergnügen und keine Glückseligkeit genießt, als die Deinige. Wenn ich von Dir eine Liebe fordere, die der meinen gleich, so habe ich Unrecht: wie kann ich wollen, daß Spitzen so schwer wiegen, als Gold? u. s. w.“

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Madras und auf der ganzen Küste von Koromandel legt man die Grundlage zu Gebäuden in sandigem Boden, auf eine ganz eigene Art, durch die man die Anwendung von Pfählen vermeidet, die in kurzer Zeit durch die weißen Ameisen oder Termiten zerstört werden würden, was nothwendig den Einsturz des Gebäudes zur Folge haben müßte. Man geht dabei auf folgende Weise zu Werke: Zuerst gräbt man den Boden, wo das Fundament gelegt werden soll, so tief aus, als es seine bewegliche Natur erlaubt, und ebnet den Grund der Vertiefung. Dann beginnt man mit der Erbauung hohler Säulen, einer Art Brunnen aus Backsteinen oder Töpferlehm, die erstern von vier Fuß, die andern von drei Fuß innerm Durchmesser. Um eine solche Säule zu errichten, legt man auf den geebneten Boden der Ausgrabung eine kreisrunde Plattform von Holz und von der Größe des Durchmessers der Säule, und auf sie werden sodann im Kreise Backsteine aufgesetzt und mit einem sehr dünnen Kalkmörtel gemauert. Diese Backsteine sind gekrümmt und von zweierlei Größe; die einen zur innern Ausmauerung der Röhre haben 7 Zoll Länge und sind von der gewöhnlichen Dicke und Breite der Backsteine; die andern, die zur äußern Verkleidung dienen, sind länger. Hat die so aufgemauerte Röhre eine gewisse Höhe erreicht, so umwindet man sie von oben bis unten mit mehrern Lagern von Strohseilen, die spiralförmig außen um die Säule befestigt werden. Ist Dieß geschehen, so steigt ein Arbeiter in den Brunnen mit einem Korbe hinab, und gräbt mit seinen Händen, oder nach Beschaffenheit des Bodens, mit einer Schaufel den Sand sowohl in der Röhre, als unter der Plattform auf und läßt ihn in seinem Korbe hinauf ziehen. Bei dieser Arbeit muß man Acht haben, so gleichmäßig als möglich unter der Plattform auszugraben, damit der Cylinder nicht seine senkrechte Haltung verliert und sich so gerade als möglich einsenkt. So wird fortgefahren, bis die Röhre ganz eingesenkt und man auf festen Grund gestoßen ist; ist dazu die Röhre nicht lang genug, so wird auf ihrem Rande wieder aufgesetzt, und ruht sie endlich auf sicherm Boden, so füllt man sie mit Backsteintrümmern, Steinen, Kieseln oder Kies aus, und sucht Alles so fest als möglich aufzusetzen. Dann werden neben einer solchen Röhre wieder andere gebaut, und auf gleiche Weise ausgefüllt, bis man eine feste und dauerhafte Oberfläche gewonnen hat, auf der man das Gemäuer beginnen kann. Die Säulen von Töpferarbeit werden eben so gebaut wie die von Backsteinen; aber die Lager aus Cylindern von gebranntem Lehm errichtet, die 3 Zoll Dicke und 6 Zoll Höhe haben. Mit letztern baut man, wo man nicht mehr als 5 Fuß in die Tiefe zu gehen hat, mit Backsteinen aber baut man Schachte von 12 bis 15 Fuß Durchmesser in beträchtlicher Tiefe. Die Arbeiter, die diese Brunnen bauen, gehören einer eigenen herumstreifenden Kaste an, und werden von den Engländern Brunnengräber (Well-sinkers) genannt. Diese Hindus befinden sich in den Schachten fast ganz nackt, und setzen ihre Arbeit fort, auch wenn sich Wasser einstellt und immer höher steigt; dann sieht man sie oft beträchtlich lang untertauchen und ihre Ausgrabungen unter dem Wasser fortsetzen. Wollte man das Wasser auspumpen, so würden, abgesehen von den größern Kosten, die eingemauerten Cylinder durch das ablaufende Wasser bedeutend an ihrer Festigkeit verlieren und der dünne Mörtel darunter leiden. Die Arbeit im letztern Fall ist so beschwerlich, daß die Arbeiter sich fortwährend ablösen müssen. Herr Brunel hat bei dem Themsebau mit seinem Thurme von Gußeisen, der dazu diente in die Galerie hinabzusteigen, ein ähnliches Verfahren beobachtet.

•

Die neuesten Nachrichten, die von der Expedition Landers in England eingetroffen sind, melden, daß dieser unternehmende Reisende auf einem der Dampfboote aus dem Innern von Afrika nach Fernando Po zurückgekehrt ist. Er hatte zehn Tonnen Elfenbein an Bord, die er um eine Kleinigkeit erhandelt hatte. Das andere Dampfboot lag noch im Nigerflusse vor Anker. Lander war sehr krank, und viele von der Schiffsmannschaft sollen als ein Opfer des mörderischen Klima's gefallen seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 247. 4 September 1833.

England und die Engländer.

3. Eigenthumsverhältnisse.

Die auffallende Ungleichheit bei Vertheilung des Eigenthums in England vermag allein den erstaunlichen Reichthum der Einzelnen zu erklären. Aus dem Rechte der Erstgeburt, wonach dem Aeltesten fast das ganze Vermögen der Familie zufällt, entwickelt sich, im Verlaufe mehrerer Generationen, die Anhäufung alles Grundeigenthums in wenigen Händen. Die Ausgleichung, welche die Verschwendung der Einen bewirken könnte, die Handelsunfälle und andere Umstände, wodurch der gesellschaftliche Vermögenszustand der Andern einen Wechsel erfährt, können bei den meisten vornehmen Familien schon darum nicht statt finden, weil Majorate und Einsetzung von Nacherben die Grundlage des Besitzes bilden und die Erhaltung der Reichthümer sicherstellen. Dieses System der Ungleichheit muß Vortheile mit sich führen, welche die Nachtheile wieder aufwiegen, die eine bloß oberflächliche Betrachtung auffindet; denn die Wohlhabenheit ist hier allgemein. Die Ausnahmen, welche man bemerkt, sind bei Weitem nicht so zahlreich als in jenen Ländern, wo ein System ganz gleicher Vertheilung des Eigenthums eingeführt ist. Während mittelst der Hülfsquellen, welche eine mannichfaltige Industrie den vom väterlichen Besitze ausgeschlossenen Kindern darbietet, diese eine vortheilhafte Stellung sich verschaffen, erhalten die ältesten den Glanz und vermehren den Kredit ihres Hauses, bestimmen die Verwendung ihres Reichthumes, oft weniger nach ihrem Willen, als nach der Meinung und den unwiderstehlichen Gewohnheiten, und finden sich fast mit den Oekonomen und den Vertheilern ihres Vermögens in gleichem Falle. Ein großer Aufwand in ihrem Hauswesen, in kostbaren Vergnügungen, in der Unterhaltung ihrer Ländereien, in der Sorgfalt die sie dem Ackerbau widmen, würde die Anhäufung ihrer Kapitalien hindern, selbst dann, wenn die Nothwendigkeit, um hohe Summen die Stimmen zu erkaufen, wodurch sie sich oder ihren Verwandten im Parlamente Sitze verschaffen, und so einen Einfluß zu besitzen, wonach sie sehr trachten, den Umlauf ihres Vermögens nicht bewirken würde. Die Summen, die es sie bei dieser Gelegenheit kostet, erschöpfen den zurückgelegten Reichthum und machen sogar noch Vorschüsse auf den künftigen nothwendig. Allein die Wirkung hievon ist auch sehr bedeutend, und bei dem jetzigen Zustande der europäischen Gesellschaft ist dieser Einfluß, den ein berühmter Name auf eine dabei betheiligte oder erkenntliche Klientele ausübt, von hoher Wichtigkeit.

Der Handel, die Verwendung bei den Kolonien für die mittleren Klassen — für die großen Familien die militärischen Stellen, die Marine, die kirchlichen Würden und die reichen Vortheile, die damit verknüpft sind und worüber die Familien verfügen, dienen als ein Handelszweig, als neue Glücksgüter, um die sinkenden zu heben, und die Wirkungen der Ungleichheit bei der Vertheilung wieder auszugleichen. Hieraus entspringt eine glänzende Lage bei den Häuptern der Familie, welche auch für die übrigen Mitglieder derselben nicht ohne Gewinn bleibt, und für das ganze Land etwas Geregeltes, das Zeichen wirklichen Wohlstandes. Was das relative Wohlbefinden der Stände und Individuen betrifft, so besitzt England, einige Ausnahmen abgerechnet, vor allen, selbst den begünstigtsten Ländern der Erde einen Vorzug. Kein einziges derselben könnte in gleichem Grade eine unter alle Glieder des Staatskörpers vertheilte Wohlhabenheit nachweisen: ein Resultat der eigenthümlichen Vertheilungsart des Vermögens. Würde man nur die Reichthümer einiger Wenigen, deren Unermeßlichkeit für eine große Anzahl von Menschen absolute Armuth herbeiführen zu müssen scheint, in Betracht ziehen, so dürfte es freilich schwer halten, die sekundären Ursachen dieses allgemeinen Wohlstandes aufzufinden. Wie viele Familien könnten reichlich von den Schätzen manches Herzogs und Marquis leben, deren Einkommen sich auf 4, 6 und 8 Millionen Franken beläuft? Eine Masse von Privaten würde man als arm betrachten, wenn ihre Renten nicht auf 150 bis 200,000 Fck. stiegen. London, die City ausgenommen, ist das Eigenthum von etwa 72 Personen, auf deren Grund und Boden Häuser, ganze Quartiere entstanden sind, unter der Bedingung einer Rente, welche den Ertrag des Bodens mehrere Mal übersteigt, und des Heimfalles der Gebäude nach Abfluß einer bestimmten Zeit. Manche besitzen auf diese Art 2 bis 3000, Andere 3 bis 6000 Häuser.

Diese Art von Eigenthum erstreckt sich fast über alle Städte, die im Wachsen begriffen sind; so gehört z. B. Devonport, mit einer Einwohnerzahl von 40,000 Seelen, einem einzigen Eigenthümer. Es ist dieß eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums für diese Besitzer. Nebst diesen unermeßlichen Besitzungen bei

Privaten gibt es auch deren bei Korporationen, die nicht weniger beträchtlich sind. Die Universitäten Cambridge und Oxford haben, eine jede, mehrere Millionen Renten in Grundstücken. Die Korporationen von London und jene der größeren Städte besitzen an Häusern, Grundstücken und öffentlichen Fonds unberechenbare Summen. Dieser Reichthum, in Bezug auf seine Vermehrung ziemlich gut verwaltet, in Bezug auf seine Verwendung ziemlich schlecht, kommt dem allgemeinen Wohlstande nur insofern zu Statten, als es die Laune Derer, die ihn verwalten, und die Bedingungen, welche über seine Vertheilung bestimmen, zulassen. Bis zu dieser Stunde hat sich die englische Nation, zum Theil von einer instinktmäßigen Gewohnheit bestimmt, diesem Zustande der Dinge bequemt. Man will es bereden, die Vernunft oder vielmehr das Raisonniren darüber zu Rathe zu ziehen und Veränderungen herbeizuführen, die eine gleichere Vertheilung des Eigenthums mit sich brächten. Der Reiz ist sehr verführerisch; die Gemüther des Volkes müssen sich durch alle Betrachtungen, die diesem neuen Systeme zur Stütze dienen, sehr angelockt fühlen; so viele sind bei dieser Eroberung interessirt! sie verspricht so reiche Beute, deren Anlockung man nicht widerstehen kann! Ist aber einmal das Werk begonnen, so sind die Folgen davon unaufhaltbar. Die gesellschaftliche Ordnung, so wie sie jetzt besteht, wird verschwinden; was dann erfolgen wird, vermag Niemand zu ermessen. Wer kann den Umfang der Opfer erwägen, um deren Preis man sie wird erkaufen müssen? Diese unermeßlichen Güter scheinen, um sie verwalten und ihren Ertrag wieder in Umlauf setzen zu können, ungeheure Anstalten und Mittel zu erfordern, die mit den Sitten unsers Zeitalters nicht mehr im Einklange stehen. In der That würde der Besitzer einer Revenue von 4,000,000 Franken etwa vierzig Bediente in seinen Vorzimmern, hundert Pferde in seinen Ställen, eine kostspielige Tafel und vollständiges Jagdzeug unterhalten, so schiene er damit die dem Luxus durch unsre geselligen Sitten vorgezeichneten Schranken erreicht zu haben. Ein kleiner Theil eines solchen Vermögens würde ausreichen, die Kosten, wie groß sie auch immer seyn möchten, zu decken; aber der Geschmack an Verbesserungen nimmt einen andern Theil hinweg; man baut neue Straßen und Kanäle; man errichtet Paläste und Schlösser; man überläßt sich der kostspieligen Wuth der Neuerung und Vervollkommnung; man will sich, seinen Verwandten und Kreaturen einen Sitz im Parlamente verschaffen und zu diesem Zwecke verschwendet man 40 — 50,000 Pf. St. Man will wohlbewachte Ländereien haben und bezahlt 40 Menschen für die Hege des Wildes. Um das lästige Mitführen einer zahlreichen Dienerschaft zu vermeiden, unterhält man eine auf jedem Schlosse, obgleich man oft nur wenige Tage im Jahr dort zubringt. Eine Anordnung, die der gute Ton erfordert, eine Verschwendung, womit man die Idee von Größe und Würde verknüpft, thun das Uebrige. Auf diese Weise dienen die großen Gütermassen in England dazu, Wohlstand in allen Klassen der Gesellschaft zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Golf von Mexiko.

(Fortsetzung.)

Eifersucht und Spielwuth sind die herrschenden Leidenschaften der Männer. Es gibt in der Stadt viele Spiel- oder vielmehr Ballhäuser, wo jeden Abend und die ganze Nacht hindurch Männer von allen Farben und Ständen sich zusammenfinden; das Gold rollt auf den Tafeln, und der Rechen des Bankiers scharrt es in Haufen zusammen. Jeden Sonnabend trägt der Neger den Verdienst der ganzen Woche hierher; er wirft die Piaster, oder auch wohl Dublonen, die er im Schweiß seines Angesichtes verdiente, auf die Tafel, verliert sie mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit und verläßt das Haus mit der größten Gemüthsruhe. Der Anblick des Treibens in diesen Spielhäusern macht bei weitem nicht den widerwärtigen Eindruck wie z. B. in Frankreich; um den Tisch herum herrscht das tiefste Schweigen; man hört nichts als das Rasseln der Kugel, alle Augenblicke die Worte: „Rouge" oder „Noire," und dann das Geräusch der Rechen und der zusammengescharrten Dublonen; allein auf den Zügen der von grellem Lampenlicht beleuchteten schwarzen, weißen, kupfer- oder olivenfarbigen Gesichter läßt sich nicht der Ausdruck jener dumpfen Verzweiflung wahrnehmen, wie man ihn an ähnlichen Orten in Paris sieht. Die Gesichtszüge verzerren sich nicht, wenn eine Nummer ausgerufen wird; nur Gier nach Gewinn spiegelt sich auf ihnen, nie jene Niedergeschlagenheit der Verzweiflung, die gewöhnlich der Vorbote des Selbstmordes. Eifersucht und Golddurst beflecken indeß fast jede Nacht die Straßen der Stadt mit Blut, und selten bricht ein Morgen an, wo nicht irgend ein Leichnam Zeugniß gäbe von der Unsittlichkeit der Einwohner und der entsetzlichen Sorglosigkeit der Polizei. Die Dolchstöße sind hier sehr gewöhnlich, und es gibt sogar Leute, die ein Gewerbe daraus machen; man miethet sie, so zu sagen, um den Preis von einem Piaster bis zu einer Dublone, je nach der Tiefe der Wunde, die man seinem Feinde beigebracht wünscht; für eine Dublone ist der Stoß tödtlich. Ganz unbegreiflich ist die Gleichgültigkeit, mit der die Vorübergehenden, wenn sie auf dem Trottoir einen blutenden Leichnam finden, ihn umkehren und seine Wunde untersuchen; ist die tödtliche Stelle gut getroffen, der Stich rein und tief, so sagen sie kaltblütig: „Es bien" (es ist gut) und gehen weiter. Die Polizei scheint durch ihre Nachlässigkeit diese Verbrechen zu begünstigen, und die Gesetze unterstützen sie sogar gewissermaßen. Wenn das Geschrei: „Mord, Mörder!" sich in einer Straße hören läßt, so eilt Jeder seine Thüre zu schließen und sich zu Hause zu halten; kein Mensch läßt sich sehen, denn der Eigenthümer, vor dessen Wohnung der Ermordete niederfällt, muß, wenn seine Thür offen stand, eine Geldbuße erlegen. Uebrigens sind diese Meuchelmörder höchst feiger Natur und ergreifen beim geringsten Widerstande die Flucht.

In Havannah und der ganzen Umgegend findet sich ein Insekt, das die Einwohner Cucullo nennen; es ist von der Größe eines Maikäfers, doch viel flacher und länger, hält aber, ebenso wie dieser, des Abends seinen Ausflug. Sein Körper ist in zwei Theile getheilt, und ein wenig oberhalb der Augen hat es zwei, Linsengläsern ähnliche Punkte, die, wenn sich das Insekt in ru-

hendem Zustande befindet, blaßgelb und trüb wie ein Opal aussehen, aber plötzlich leuchten und ein lebhaftes bläulichtes Licht ausstrahlen, wenn es sich in Bewegung setzt. Die Frauen verbinden mit diesem Insekt gewisse abergläubische Bräuche; die Mädchen z. B., mit denen wir in zärtlichen Verhältnissen standen, machten uns von diesen Käfern einige zum Geschenk und empfahlen uns, bei dem Licht, das sie verbreiteten, unsre Briefe zu schreiben, da ihr Phosphorglanz die geheime Kraft besitze, die Liebenden zu beschützen. Einige Frauen befestigen sie in Form von Guirlanden an dem Saum ihrer Röcke, was eine höchst malerische Wirkung hervorbringt. Der Phosphorglanz erlischt mit dem Leben des Insektes.

Der Boden der Insel Cuba ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit; es genügt, ihn nur ein wenig aufzulockern, um die köstlichsten Früchte und die herrlichsten Gewächse zu erhalten. Die Vegetation treibt ungemein schnell und Zucker und Kaffee gibt es im Ueberfluß. Ohne die furchtbaren Krankheiten, die sie entvölkern, wäre diese Insel ein irdisches Paradies; indeß gibt es im Innern doch einige Gegenden, wo die Leute einer dauerhaften Gesundheit genießen und sehr alt werden.

Die Bevölkerung besteht aus Weißen, Mulatten und Negern; Freien und Sklaven. Obschon die Zahl dieser letztern sehr bedeutend ist, so hat es doch keineswegs das Ansehen, als dürfte hier der Geist der Empörung die blutigen Gräuelthaten von St. Domingo wiederholen; auch lastet das Sklavenjoch in den spanischen Besitzungen nicht so drückend als in den französischen Kolonien. Ein mit seinem Herrn unzufriedener Neger kann sich gegen eine nicht hohe Summe von einem andern kaufen lassen und die Behörden des Landes erleichtern auf alle nur mögliche Weise den Loskauf der Neger durch sich selbst. Nur den von der Küste von Afrika neu angekommenen Negern kommt das Joch unerträglich vor, und in dieser Hinsicht waren wir Zeuge eines außerordentlichen Beispiels von Entschlossenheit und Freiheitsliebe. Herr Belot hatte eine junge schöne, vor kurzem erst von der Küste von Guinea gekommene Negerin gekauft; dieses Mädchen, das sich immer fern von den übrigen Negern hielt, verrichtete seine Arbeit pünktlich und gab sich unsägliche Mühe die spanische Sprache zu lernen. Als sie es so weit gebracht hatte, sich so ziemlich geläufig ausdrücken zu können, suchte sie ihren Herrn auf, stellte sich mit theatralischem Anstand vor ihn und sprach: „Ich bin die Tochter eines Fürsten, ich war bestimmt über meinen Stamm zu herrschen; die Weißen haben mich geraubt, in Ketten geworfen und in dieses Land geschleppt. Jetzt bin ich deine Sklavin, aber ich bin viel zu hoch gesinnt, um es ferner seyn zu können. Nur um dir sagen zu können, welches Blut in meinen Adern fließt, habe ich mich nicht schon früher getödtet.“ — Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie sich die Kehle abschnitt. — In den Gebirgen der Insel hausen noch einige Abkömmlinge der ersten Kolonisten; ein roher und fast wilder Menschenschlag, der noch alle Sitten seiner Vorfahren unter sich erhalten hat und seine Neger nicht anders als mit dem Stock oder der Peitsche beherrscht. Dieser Stamm hat eine ganz eigenthümliche Physiognomie; seine Züge haben etwas Ungeschlachtes und Wildes und einige von ihnen gehen noch so wie die Gefährten von Ferdinand Cortes gekleidet.

Diese herrliche, reiche Insel wird zuweilen von Orkanen und heftigen Windstößen verheert, die vom nördlichen Amerika herabkommen und auf ihrem Zug nach der Küste von Columbien Alles verwüsten, was sie auf ihrem Wege treffen. Häuser werden umgestürzt, Bäume entwurzelt, der Boden aufgewühlt und selbst die auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe sind höchst gefährdet.

Bevor wir diese Insel verlassen, wollen wir noch einen Blick auf ihren politischen Zustand und ihre Verbindungen mit dem Mutterland werfen. Die Oberherrschaft Spaniens über diese Kolonie, die gegenwärtig ihre eigene Verwaltung hat, besteht, so zu sagen, nur noch dem Namen nach; doch bezieht das Mutterland noch immer bedeutende Summen. Die Insel erhält alle Truppen, die von Spanien aus hingesendet werden, um die Häfen zu vertheidigen und die Gewalt der Regierung aufrecht zu halten, auf ihre Kosten, und zahlt überdieß 45 Millionen für den Unterhalt der zum Schutz ihres Handels bestimmten Marine — eine armselige Marine, die den Ruhm der spanischen Flagge aufrecht halten sollte und die ehemals diese Meere beherrschte, jetzt aber fast bis auf Nichts herabgesunken ist: ein baufälliges Kriegsschiff, einige Fregatten und Korvetten, die kaum seehaltig sind, bilden diese Seemacht. Die Lösung der letzten Bande, durch die diese Kolonie an Spanien geknüpft ist, wird unvermeidlich, wenn die Regierung auf ihrer verkehrten Politik beharrt. Schon seit lange fordert die Insel freien Verkehr mit Peru und Mexiko, der für sie eine Lebensbedingung ist, denn ihr Verfall bricht, wenn man noch länger mit dieser Bewilligung zaudert, schnell herein, und der Hof von Madrid, taub gegen alle Vernunftgründe, besteht darauf, die neuen unabhängigen Staaten von Amerika als Rebellen zu betrachten, die man züchtigen müsse. Es ist dieß ein Eigensinn, dem ähnlich, der Nordamerika von England trennte, und sehr wahrscheinlich werden die gleichen Mißgriffe auch hier die gleichen Folgen haben. Spanien wird in seiner Verblendung vergebens drohen, denn das Interesse der Völker spricht hier zu laut und die Macht des Mutterstaates ist zu fern und zu schwach.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon als Liebender.

(Schluß.)

Sollte man nicht aus diesen und ähnlichen zärtlichen Vorwürfen fast der Vermuthung Raum geben, daß Josephine keineswegs so innig liebte, als sie geliebt wurde? Der Herausgeber der Briefe scheint dagegen diese kostbaren Urkunden, ohne die in der Entwicklungsgeschichte der größten Seele dieses Jahrhunderts eine wesentliche Lücke geblieben seyn würde, nur deßhalb der Welt mitgetheilt zu haben, um die innige Ergebenheit dieser seltenen Frau an den großen Mann zu beweisen, der sein Geschick mit dem ihrigen verknüpft hatte, und um einige schiefe Andeutungen in dem Gedenkbuche von St. Helena zu widerlegen. Und dennoch hatte damals Bonaparte einen Nebenbuhler bei Josephinen, einen Nebenbuhler, der in des Generals Abwesenheit bei ihr schlief, und mit dem er sogar, wenn man so sagen darf, nach seiner Rückkehr sein Bett theilen mußte. Es wird einmal in diesen Briefen auf diesen Nebenbuhler angespielt, und so nachsichtig finden wir Napoleon, daß er diesem Nebenbuhler, in einem

Brief, seinen Theil von den vielbesprochenen tausend Küssen schickt. „Eine Million Küsse, schreibt er, und selbst an Fortuné, troz seiner Verruchtheit.“ Dieser Fortuné hätte doch wenigstens in der Vorrede des Herausgebers einige Zeilen verdient, während das ganze Verhältniß zwischen ihm und Josephinen kaum in einigen Zeilen einer Note berührt wird. Glücklicherweise erhalten wir darüber nähere Andeutungen in dem dritten, noch unter der Presse befindlichen Theile der „Denkwürdigkeiten eines Sechzigjährigen“ — des Herrn Arnault — die so reich an interessanten Mittheilungen sind, wo man die ganze Geschichte des Fortuné aufgedeckt findet. Es war in demselben italienischen Feldzuge, wo Herr Arnault zu Mailand, im Salon des Generals, seine Bekanntschaft machte.

„Als ich vor dem Diner, heißt es in den erwähnten Denkwürdigkeiten, in den Salon zurückkehrte, fand ich ihn wieder bevölkert. Ich traf Madame Bonaparte und Madame Berthier, sammt jener liebenswürdigen Paulette, die damals eben so ungeduldig war, Madame Leclerc zu werden, als sie es später war, Fürstin Borghese zu seyn. Ganz nahe bei Madame Bonaparte, auf demselben Kanape, saß Fortuné, zwischen ihr und ihrem Sohne. Der hochbegünstigte Liebling war aus Paris gekommen. Die Liebe, die Josephine für ihn hegte, war durch die Trennung keineswegs vermindert worden, und diese Liebe, die sie sogar öffentlich an den Tag zu legen nicht scheute, war höchst zärtlich. Verzeihen wir es ihr, und seyen wir nicht weniger nachsichtig gegen diese Leidenschaft, als ihr Gemahl. „Sie sehen diesen häßlichen Köter da, sagte der General zu mir, es ist mein Nebenbuhler. Er war schon im Besiz des Bettes von Madame, als ich sie heirathete. Ich wollte ihn daraus verdrängen. Vergebliche Mühe! Man erklärte mir, ich müsse mich entschließen, anderswo zu schlafen, oder das Lager mit ihm zu theilen. Es wurmte mich freilich genug; allein hier mußte zugegriffen oder die Hand davon gelassen werden. Ich ergab mich in mein Loos. Der Liebling war weniger nachgiebig als ich. Ich trage das Denkzeichen davon an diesem Beine.“

„Vielleicht möchte der Leser gern wissen, was diesem Fortuné einen Anspruch auf eine so ausgezeichnete Begünstigung gab? Fortuné war weder schön, noch gut, noch liebenswürdig. Er hatte kurze Füße, einen langen Leib und war weniger gelb, als rothhaarig; dieser Kläffer mit der Wieselschnauze erinnerte an seine Abkunft nur durch das schwarze Gesicht und den Korkzieherschweif. Er hatte keineswegs mit den Jahren gehalten, was er in seiner Jugend versprochen hatte; allein Josephine und ihre Kinder liebten ihn nur um so mehr, als ein ganz besonderer Umstand ihnen das rothhaarige Geschöpf nur noch theurer machte.

„Zu gleicher Zeit mit ihrem ersten Gemahle, den General Beauharnais, verhaftet, schmachtete Josephine im Gefängniß, und befand sich in um so größerer Unruhe, als sie durchaus nicht wußte, was Außen vorging. Endlich hatten ihre Kinder die Erlaubniß erhalten, von ihrer Gouvernante begleitet, sie in der Gefängnißkanzlei zu sprechen. Allein wie sollte man sich verständigen, der Gefängnißwärter war bei allen Unterredungen zugegen. Da Fortuné stets dabei war und ihm der Eintritt nicht verweigert wurde, so kam die Gouvernante auf den Einfall, den Hund mit einem schönen neuen Halsbande zu schmücken und darunter ein Brieschen zu verstecken, das enthielt, was man seiner Herrin nicht sagen konnte. Josephine, der es nicht an Scharfblick fehlte, errieth sogleich was man wollte, und antwortete auf demselben Wege durch ein Billet. So stellte sich zwischen ihr und ihren Freunden, unter den Augen des Gefängnißwärters, ein Briefwechsel her, durch den sie erfuhr, welche Schritte man für sie that, um sie zu retten, wodurch ihr Muth nicht wenig aufgerichtet wurde. Die Familie konnte dem Hunde die durch seine Vermittlung geleisteten Dienste nicht genug danken, und er wurde für die Mutter, wie für die Kinder, ein Gegenstand der Vergötterung, die sich der General gefallen lassen mußte. Diese Vergötterung dauerte bis zum Tode Fortuné's, der auf eine höchst tragische Art sein Leben verlor. Der Günstling war, wie sich von selbst versteht, höchst anmaßend geworden: er bevellte und biß Jedermann, selbst die Hunde. Weniger Höflinge als die Menschen ließen es ihm die Hunde nicht immer ungestraft hingehen. Eines Abends begegnete er in dem Garten von Montbello einem Hofhund, der zwar einem Bedienten des Hauses gehörte, aber dennoch sich eben so gut dünkte, wie der Hund des Herrn. Es war der Hund des Koches; ihn sehen, auf ihn losgehen und von hinten ins Bein beißen, war für Fortuné das Werk eines Augenblickes; der Hund des Koches aber nicht faul, kehrte sich um, packte Fortuné am Kopf und streckte ihn auf einen Biß todt zu Boden. Der Leser mag sich den Schmerz seiner Gebieterin selbst ausmalen. Der Eroberer Italiens konnte nicht umhin, sein Beileid zu bezeigen: es läßt sich denken, wie aufrichtig sein Schmerz über ein Unglück war, das ihn zum alleinigen Besitzer des ehelichen Lagers machte. Allein Josephinens Wittwentrauer hatte nicht lange Bestand. Um sich für den Verlust eines Hundes zu trösten, machte es Josephine wie mehr als eine Frau, um sich für den Verlust eines Geliebten zu trösten, — sie nahm einen andern.

„Erbe der Rechte und Anmaßungen seines Vorgängers, herrschte Carlin einige Wochen, als der General den Koch bemerkte, der sich in der Abendkühle erging, aber seiner kaum ansichtig wurde, als er sich hinter einem Gebüsche zu verstecken suchte. „Warum verkriechst Du Dich vor mir?“ fragte Bonaparte — „General, seitdem, was mein Hund gethan hat, fürchtete ich durch meine Gegenwart unangenehm zu werden.“ — „Dein Hund? Hast Du ihn nicht mehr Deinen Hund?“ — „O ja, General, aber er darf keinen Fuß mehr (er hätte sagen sollen: keine Pfote mehr) in den Garten sezen, gegenwärtig, vorzüglich seit Madame einen andern hat.“ — „Lasse ihn nur laufen, erwiderte Bonaparte, vielleicht befreit er mich auch von diesem.“ — Ich erwähne diesen Zug, weil er sehr charakteristisch ist, und einen Begriff von der Herrschaft gibt, welche die sanfteste und lässigste Kreolin über den willenskräftigsten und despotischsten aller Menschen ausübte. Sein Wille, vor dem sich Alles beugte, konnte den Thränen einer Frau nicht widerstehen, und er, der ganz Europa Geseze vorschrieb, konnte in seinem eigenen Hause keinem Hund die Thüre weisen.“

Es bleibt uns über dieser beifällig eingeschlichenen Anekdote kaum noch Raum, für dießmal wenigstens, den Briefen Napoleons weiter zu folgen. Es gibt nichts, was hinsichtlich der Kunde des menschlichen Herzens anziehender wäre, als diese glühende und ganz sich hingebende Liebe in allen ihren Phasen zu begleiten; denn nach den Briefen des Generals kommen die des Konsuls und des Kaisers, selbst aus der Zeit, wo Josephine, eine andere Vashti, einer Tochter der Cäsaren, ihre Stelle auf dem Thron und in dem kaiserlichen Ehebette geräumt hatte. Allerdings sind die Briefe des Kaisers, wie der Herausgeber bemerkt, kürzer, als die des ersten Konsuls, und der erste Konsul schreibt nicht mehr wie der General; allein der Grundton des Gefühles bleibt in allen derselbe, wenn man gleich zugeben muß, daß der nothwendige Einfluß des Alters auf die äußere Form nicht zu verkennen ist.

Tod eines afrikanischen Reisenden.

Neuere Briefe aus Cape Coast Castle geben folgende Nachricht von dem Tode des Dr. Dixon, eines englischen Reisenden in Afrika: „Dr. Dixon wollte von der Dahomey-Küste aus durch das Innere von Afrika gehen, um zu Katunga mit Kapitän Clapperton zusammenzutreffen. Der Negerkönig, dessen Gebiet er von Dahomey aus betreten mußte, hatte ihm vorher Freundschaft und Beistand zugeschworen, und ging ihm, von seiner Hauptstadt aus, umgeben von seinen Söhnen und Häuptlingen, entgegen, holte ihn feierlich ein, und befahl auch seinem ältesten Sohne, dem Fremden, nach Landessitte, Treue zu schwören. Dieß geschieht mit gezogenem Schwerte, wobei eine lange Rede gehalten, und zulezt unter den drohendsten Geberden Demjenigen, dem man Freundschaft schwört, mit dem Säbel dicht am Gesichte vorbeigefahren wird, jedoch ohne ihn zu verlezen. Dr. Dixon mißverstand zum Unglück diese Feierlichkeit, glaubte der Sohn des Königs wolle ihn ermorden und stieß ihm sein Schwert durch den Leib. Dixon würde nun auf der Stelle niedergemacht worden seyn; allein der König befahl ihm kein Haar zu krümmen, da er seinen Eid auch nicht gegen den Mörder seines Sohnes brechen könne. Am folgenden Morgen wurde Dixon mit einem Geleite entlassen, das ihn aber kaum über die Gränze des Königreiches gebracht hatte, als es über ihn herfiel und ihn ermordete, da sie den Eid des Königs nun nicht mehr für verbindlich achteten.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 248. 5 September 1833.

England und die Engländer.

3. Eigenthumsverhältnisse.

(Fortsetzung.)

Die Armen.

In England zeigt sich das Elend unter einem andern Bilde, aber unter Umständen, die es für jene, die darunter leiden, nur erdrückender, für diejenigen, die es beobachten, nur betrübender machen, als in jedem andern Lande. Da die Unterstützungen mit einer methodischen Ordnung vertheilt werden, so fließen sie langsamer aus der Hand des Austheilers in die des Empfängers; sie entbehren einer passenden Verwendung, da diese mehr im Geiste der Milde als dem der Philanthropie vor sich geht. In mehreren Kirchspielen werden sie der Gegenstand einer sonderbaren Spekulation. Vermittelst einer viel stärkeren Summe als zu einer wohlberechneten Mildthätigkeit hinreichend wäre, übernimmt ein Entrepreneur die Verpflichtung, wenn nicht die Bedürfnisse der Armen zu befriedigen, doch wenigstens ihre Klagen zum Schweigen zu bringen. Daran liegt wenig, daß sie eine Erleichterung finden; wenn sie nur stillschweigen! Dieß ist noch die beste Partie, die sie ergreifen können, wenn sie nicht in dem Spekulanten, in dessen Hände die Verbesserung ihres Looses gegen Prozent gelegt ist, einen doppelt strengen und harten Herrn finden wollen, ohne daß ihre Beschwerden bei dem Magistrate ihnen dagegen Abhülfe verschaffen würden. An den Orten, wo die Unterstützungen ohne Dazwischenkunft eines solchen Entrepreneurs ausgetheilt werden, verlieren sie an Größe wie an Qualität durch die Abzüge, welche sich die Vertheiler nicht schämen als Emolumente für sich zu behalten, und durch ein schlechtes System der Austheilung empfängt die Trägheit wie der Fleiß, die Armuth wie der bloße Schein derselben seinen Theil. Man zählt die Köpfe einer Familie und gibt hiernach die Geldunterstützung, ohne sich darum zu kümmern, ob es nicht welche darunter gibt, die sowohl sich selbst als ihre Eltern ernähren könnten. Ein Handwerker sieht es nicht als eine Schande an, seinen altersschwachen Vater auf die Liste der Hülfsbedürftigen setzen zu lassen, obgleich er ihn ernähren könnte. Daher kommt es, daß diese Listen fast doppelt so viele zählen als anderwärts. In Frankreich ist das Verhältniß derer, die einer längern oder kürzern Unterstützung bedürftig sind, wie 1 zu 15 auf dem Lande, wie 1 zu 10 in den Städten. In England kommt 1 auf 9 im erstern Falle, 1 auf 6 im letztern. Dort beträgt die mittlere Summe der Unterstützung für das Individuum 24 Fr.; hier mehr als 100 Fr. In Frankreich würde ein Beitrag von 1 Fr. 50 Cent. auf den Mann zur Erleichterung der Bedürftigen hinreichen; in England müßte dieser Betrag 12 Fr. betragen. Und gleichwohl ist das Loos der Armen da, wo man am wenigsten gibt, nicht so beklagenswerth als dort, wo man am meisten zahlt. Das Elend zeigt sich hier in einer weit weniger ärmlichen Gestalt, weil es eine eigenthümliche Kleidung trägt, welche von denen, die sie vertheilen, sorgfältig unterhalten, nichts Anstoßendes hat. In England dagegen durchläuft die Armuth die Straßen und öffentlichen Plätze in Lumpen von Seide. Die Fetzen eines indischen Shwals lassen die Blöße, die sie bedecken sollen, überall hervorblicken; der Pelz, der einen eleganten Mantel zierte, wird von einem unglücklichen Geschöpfe im Kothe der Trottoirs geschleift; ohne Strümpfe und Schuhe hält sie auf dem einen Arme ein abgezehrtes Kind, und trägt in dem andern ein Bündel Schwefelhölzchen, welche sie gegen Almosen umtauscht: ein Mittel, um den Buchstaben der Gesetze zu umgehen, welche den Bettel verbieten und sich unter den Schutz derjenigen zu begeben, welche den Handel begünstigen. Dieser Kontrast von Kleidern, die ehedem dem Wohlstande angehörten, und einem Handwerke, welches den letzten Grad von Herabwürdigung und Elend andeutet, weckt betrübende Gedanken und schmerzliche Betrachtungen. Das Elend wird durch die Entbehrungen, welche der enorme Preis gewisser Gegenstände, die in andern Ländern sich auch der am wenigst Bemittelte noch verschaffen kann, nur noch drückender. Der Arme sieht sich außer Stand, Fleisch, Bier und Kohlen zu kaufen; glücklich wenn der Lohn seiner Arbeit, wenn die zur Nachhülfe desselben bestimmten Unterstützungen, ihm die Mittel gewähren, Brod und Kartoffel für sich und seine Familie zu bekommen. Was Bequemlichkeit von Wohnungen oder Das betrifft, was man das Comfortable des Elends nennen könnte, so ist gar keine Rede davon; ebensowenig in der Hütte des armen Landmannes, als in den Höhlen und Speichern, wo Familien, die einander ganz fremd sind, für eine Nacht, ihre Blöße, ihre Thränen und noch wahrscheinlicher ihren Haß, ihre Verwünschungen und Drohungen gegen die glücklicheren Klassen verbergen und

vereinigen. Bisweilen treibt das Uebermaß von Unglück eine Familie dazu, in einem andern Kirchspiele die Mittel der Industrie und Subsistenz zu suchen, die ihr das eigne nicht verschaffen kann. Sie wird verstoßen und darf sich nicht, auch nur für einen Tag, dort niederlassen; nicht einmal die nothwendige Zeit für die unerläßliche Ruhe gönnt man ihr, sie muß sich wieder den Entbehrungen, denen sie entfliehen wollte, unterwerfen. So hat das freie und reiche England des 19ten Jahrhunderts, wie jenes feudale und arme des Mittelalters, seine Sklaverei und seinen glebae adscriptus. Die Armentare übersteigt die ungeheure Summe von acht Millionen Pfd. Strl. Da sie nur auf dem Grundeigenthum lastet, so wird sie zu einer erdrückenden Bürde, ohne daß man deßhalb sie zu erleichtern suchte, indem man ihr eine bessere Richtung und eine ökonomischere und vernünftigere Verwendung gäbe. Die den Armen gewährten Unterstützungen unterdrücken darum nicht die Bettelei vollständig; sie macht sich allerdings weniger bemerkbar als in andern Ländern, aber sie existirt dennoch und bei jedem Alter. Auf den Hauptstraßen, auf dem Lande wie in London, begegnet man oft sehr kräftigen Leuten, welche das Mitleid durch den Anblick ihres Elendes oder ihrer Körperschwäche, durch ihren kreischenden, monotonen Gesang, durch die Bemühung, die Zwischenräume der Trottoirs zu säubern, zu erwecken suchen. Die Armen auf dem Lande finden in dem Straßenbau eine gewöhnliche Beschäftigung. Ihre Lage wäre weit weniger beklagenswerth, wenn man ihnen einige jener zahlreichen, unbebauten Ländereien überließe, welche die Gemeinden besitzen und die in ihrem jetzigen Zustande ohne Werth und Nutzen sind. Alles zusammengenommen bleibt es eine unbestreitbare Thatsache, daß die sehr beträchtlichen Summen, welche zur Erleichterung der Armen und Ausrottung der Bettelei verwendet werden, nicht den erwünschten Erfolg haben.

(Schluß folgt.)

Der Golf von Meriko.

(Fortsetzung.)

Wenn man Havannah verläßt, um sich nach Vera-Cruz zu begeben, so kann man dicht an der Insel Cuba hin, bis zu der wegen mehr als eines Schiffbruches berüchtigten Felsenbank Colorados segeln. Man genießt auf dieser Fahrt einer herrlichen Aussicht, denn der ganze Theil dieses Littorals bietet die anmuthigsten und malerischsten Scenen. Die beiden merkwürdigsten Stellen sind: Die Cabanos (die Hütten), ein kleiner auf einer Hochebene gelegener Weiler, der von fern an die Schäferhütten Arkadiens erinnert, und die Einfahrt der Rhede von Baya Honda (tiefe Bai), deren Gewässer in das dichte Grün einschneidet, mit dem die umliegenden Hügel bekleidet sind. Bald gewahrt man nun die Küste von Yucatan, jenes Land, von dem in den ersten Tagen der Eroberung Grijalva's Gefährten so fabelhafte Erzählungen verbreiteten. Sie bietet einen höchst anmuthigen Anblick, ist niedrig und mit Bäumen bedeckt; einzelne Wachthürme und Fischerdörfchen bringen Abwechslung in das Gemälde und das Schloß von Sisal bietet eine angenehme Ansicht. Während wir so an der Küste hinfuhren, ließ sich ein smaragdgrüner Paradiesvogel, vom Fliegen ermattet, mitten unter uns nieder. Sein Gefieder glänzte in den Sonnenstrahlen in immer neuen Farben; bald hätte man glauben mögen, er sey ganz mit Rubinen bedeckt, bald verwandelten sich diese in Smaragde, und einen Augenblick später spielte er die Farben des Topases; es war ein unaufhörlicher Wechsel und sein Halsgefieder strahlte die Farben der edelsten Steine wieder. Ich fütterte ihn lange; er setzte sich auf mein Knie und senkte mit unglaublicher Gier seine Zunge in meinen Mund, um den Zucker aufzusaugen, den ich darin vergehen ließ.

Tiefer im Golf sieht man Campêche; es ist Dieß kein Hafen, denn die Schiffe, die während der schönen Jahreszeit hier Tabak oder Farbholz laden, gehen mehrere Lieues von der Stadt an der offenen Küste vor Anker. Mitten durch den Isthmus von Tehuantepec sieht man die Mündung des Goazocoalco, ein Name, der an eine unglückliche Unternehmung erinnert, bei der viele durch trügerische Versprechungen getäuschte Franzosen auf die elendeste Weise ums Leben kamen. Die merikanische Regierung hatte beschlossen, beide Oceane mit einander zu verbinden: zwei große Flüsse, die den Isthmus von Tehuantepec durchschneiden, boten ein Mittel, diese Idee auszuführen. Der eine, der Goazocoalco, strömt gegen Osten und ergießt sich in den Golf von Meriko; der andere, der Chemilapa, nimmt seine Richtung nach Westen und fällt in die Südsee. Ein Kanal von sieben oder acht Lieues hätte hingereicht, ihr Gewässer zu vereinigen, doch mußten sie vor Allem schiffbar gemacht werden. Die unermeßlichen Landstrecken aber, durch die sie strömen, sind theils mit Urwäldern bedeckt, theils Savannen, auf denen nur Rothwild und einige fast wilde Indianer hausen. Man wollte also die Ufer des Flusses umbrechen, um sie bewohnbar zu machen, und bot deßhalb Allen, die sich dort ansiedeln mochten, Ländereien an. Ein Betrüger, Herr Giordan, benützte dieses Anerbieten, von dem er sich Gewinn versprach; er gab Herrn Laisné de Villevesque zu verstehen, daß hier eine vortheilhafte Unternehmung zu machen sey und Dieß war genug, um in ganz Frankreich bekannt zu machen, daß die merikanische Regierung ihm unermeßliche Ländereien an den Ufern des Goazocoalco überlassen habe, die er seinerseits an Alle zu verkaufen gesonnen sey, die sich zu ihrer Urbarmachung und Bewohnung melden würden. Die Umlaufschreiben rühmten das milde Klima von Meriko, die Fruchtbarkeit des Bodens und sprachen von Schätzen, welche die Industrie, wie durch Zauber, aus ihm erstehen sehen würde, — kurz es war ein wahres Eldorado. Der Name eines Deputirten von Frankreich, der billige Preis (denn der Morgen wurde in Paris zu einem Franken verkauft) und das Bedürfniß der Auswanderung verlockten eine Menge Handwerker und Landleute, von denen es damals in Frankreich wimmelte, und von allen Seiten meldete man sich zum Anbau des abgetretenen Landes. Was man vor Allem bedurft hätte, das waren, an mühevolle Landarbeit gewöhnte Leute, um diesen ohne Zweifel fruchtbaren aber unbebauten Boden, den noch kein Eisen berührt hatte, umzubrechen; statt dessen bestand die Expedition aus Künstlern, Uhrmachern, Schlossern, Werkmeistern, von denen einige sogar Hand-

lungsantheile verkauften, die ihnen in Frankreich ein gemächliches Auskommen sicherten, und diese Leute beluden sich noch dazu, den ihnen ertheilten Rathschlägen vertrauend, mit nutzlosen Werkzeugen aller Art, da sie doch nichts bedurft hätten, als jeder einen Spaten, einen Karst und ein Beil. Vier Handelsschiffe segelten nach und nach von den Küsten Frankreichs aus mit den Auswanderern ab und kamen an der Mündung des Goazocoalco an; drei dieser Schiffe scheiterten an der Barre des Flusses und man war genöthigt, die unglücklichen Kolonisten an einem kahlen Ufer auszusetzen, wo es an Allem fehlte und wo sie allen Unbilden eines ungesunden Klima's ausgesetzt waren, gegen die sie sich vergebens zu schützen suchten. Das vierte Schiff drang in den Fluß ein, aber die Ufer, an denen es die Reisenden landete, waren eben so unwirthlich als die Meeresküste. Von allen diesen Unglücklichen waren jene noch die Klügsten, die, von ihrem unglücklichen Unternehmen abgeschreckt, ihre Auslagen fahren ließen und nach Frankreich zurückkehrten; eine große Anzahl der Zurückgebliebenen starb vor Hunger und Elend, von Myriaden Muskitos, Robadars und andern Insekten gepeinigt, gegen die sie sich nicht schützen konnten. Mit klaffenden Wunden bedeckt, lagen an manchen Stellen sogar die Knochen bloß und sie mußten so unter den furchtbarsten Qualen sterben. Mehrere wurden aus Unvorsichtigkeit eine Beute der Kaimans, von denen es im Fluß wimmelt; andere schleppten sich mühselig hin zu dem ihnen verheißenen Land, wo sie, um ihre Hoffnungen betrogen, und durch ihr Unglück selbst der nöthigen Kraft beraubt, ihm zu trotzen, ein elendes Leben führten. Jene, welche diese herben Prüfungen überstanden, reis'ten durch mehrere hundert Meilen lange Wälder, auf fast ungangbaren Pfaden und mit Erduldung der unsäglichsten Beschwerden nach Merikо oder Vera-Cruz. Wir sahen in Vera-Cruz mehrere dieser Unglückseligen mit tiefen Narben bedeckt, Kinder mit verstümmelten Gliedern und Frauen, die der Last ihres Elends fast erlagen. Es war ein herzzerreißender Anblick; Jammergeschrei und tausend Verwünschungen wurden an jenen fernen Gestaden gegen die Urheber der Unternehmung ausgestoßen; ob sie bei der französischen Regierung Widerhall fanden, haben wir nicht erfahren.

Wenn man längs der Küste weiter hinfährt, kommt man bald nach Vera-Cruz. Das, des Goldes wegen, das nach Spanien strömte, so hochberühmte Meriko bietet einen traurigen Anblick: Die Küste ist niedrig, sandig und öde; wenige verkrüppelte, hie und da zerstreute Bäume beleben kaum das düstre Grau dieser Scenerie. Im Hintergrund wird der Blick von einer langen Gebirgskette begränzt, aus deren Mitte der Pik von Orizaba sein Haupt über die Wolken erhebt. Seine Höhe beträgt 5295 Metres und sein Gipfel ist mit ewigem Schnee bedeckt. Es ist ein jetzt fast erloschener Vulkan; im Jahr 1545 warf er aus und brannte noch lange nachher fort. Die Indianer nennen ihn Eitlaltepetl (gestirnter Berg) der leuchtenden Ausdünstung halber, die von Zeit zu Zeit aus seinem Krater strömt und seinen Gipfel umspielt. — Morgens, wenn der Himmel wolkenfrei ist, bietet es einen herrlichen Anblick, die Gipfel dieser Gebirge in Wellenlinien am tiefblauen Himmel hinlaufen zu sehen, während der Pik, von den Strahlen der aufgehenden Sonne zuerst beleuchtet, ihr Feuer nach allen Richtungen hinwirft und gleich einer unermeßlichen mit Diamanten und Smaragden besetzten Pyramide über dem bläulichen Schleier emporragt, unter dem die Natur noch schlummert. So wie die Erde sich erwärmt, steigen auch die Dünste nach und nach empor, ballen sich zu Wolken zusammen, die bald den Pik mit einem dichten Schleier umhüllen und bald, von einem leichten Zephyr zerstreut, sein leuchtendes vereinzeltes Haupt am Himmelsgewölbe zeigen. Diese ganze Verlängerung der Cordillere ist eine Gebirgskette von Porphyr, die ein sehr hohes Plateau bildet, das von dem Coffre de Pérote, einem Berg von 4088 Metres Höhe, der einem ungeheuren Sarkophag gleicht; abgeschlossen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der Obelisk von Luxor.

Die französische Marine ist gegenwärtig mit Lösung einer sowohl in nautischer als mechanischer Hinsicht höchst interessanten Aufgabe beschäftigt: mit dem Transporte der von dem Vicekönige von Aegypten der französischen Regierung als Beweis seiner Erkenntlichkeit überlassenen, unter dem Namen der **Nadeln der Kleopatra** bekannten Obelisken, von denen zwei vor dem Tempel von Luxor standen und einer zu Alexandria sich befindet. Die Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, waren dreierlei: 1) Die Obelisken abzutragen, an das Ufer des Nils zu schaffen und sie einzuschiffen; 2) den Fluß hinab bis ins Meer zu fahren, und 3) die Ueberfahrt von den Küsten Aegyptens bis in einen französischen Hafen und von da nach Paris zu bewerkstelligen. Um diese Aufgaben zu lösen, legte die französische Regierung den in ägyptischen Diensten angestellten Offizieren ihrer Marine die Frage vor, welche Mittel ihnen hiezu am zweckdienlichsten schienen.

Herr Besson, französischer Marineoffizier und Direktor des Arsenals zu Alexandria, schlug vor, ein Floß im größten Maßstabe zu bauen, auf dem man die Obelisken von Theben bis ins Meer führen könne; das Floß sollte dann entweder von einem Segelschiff oder einem Dampfboot ins Schlepptau genommen werden. Dieser von einer Kommission geprüfte Vorschlag schien weder in ökonomischer Hinsicht, noch für die Sicherheit der Ladung genügend, es wurde also beschlossen, zu Toulon ein Transportschiff bauen zu lassen, groß genug, um einen der Obelisken in seinen Raum aufzunehmen, von flachem Kiel und sehr stark ausgebaucht, damit es seicht genug im Wasser ginge, um den Nil befahren und glücklich über die gefährliche Barre an der Mündung dieses Flusses unterhalb Rosette kommen zu können.

Dieses Schiff wurde nach einem Dorfe, das jetzt an den Ruinen von Theben sich erhebt, der **Luxor** genannt und im Jahre 1830 gebaut. Man vertraute den Befehl über dasselbe dem Schiffslieutenant Verninac de Saint Maur an, einem Manne von Erfahrung, Muth und Kenntnissen. Die Leitung der Arbeiten, um die Obelisken abzutragen, an Bord und in den Luxor zu bringen, wurden Herrn Lebas, vormaligem Zöglinge der polytechnischen Schule und Unteringenieur erster Klasse beim Marinegeniekorps, übertragen.

Im Monate Mai 1831 war der Luxor segelfertig. Man hatte Anfangs geglaubt, daß dieses Fahrzeug auf offenem Meere nur am Schlepptau fortkommen werde, allein Herr Verninac erklärte diese Hülfe für überflüssig. Die günstigste Witterung kam ihm zu Statten; man hatte einen Monat für die Ueberfahrt gerechnet, allein das Schiff brauchte von der französischen bis zur ägyptischen Küste nur achtzehn Tage, wobei es durch sechzehn Tage den günstigsten Wind, Rücken- oder Backstagswind hatte. Der Bauart des Schiffes halber hätte man glauben sollen, es müsse bei beiden Winden gut segeln; bei Wind im Rücken legte es beinahe drei Lieues in der Stunde zurück; allein wenn Gegenwind sich erhob und man genöthigt war, die Segel zu stellen, so zeigte sich, daß es gewaltig abtrieb, und statt beim Winde zu gewinnen, immer verlor.

Diese Erfahrung war wichtig, denn sie zeigte, daß es auf der Rückfahrt, wenn das Schiff mit seiner kostbaren Last befrachtet wäre, unklug seyn würde, sich, ohne von einem andern Fahrzeug ins Schlepptau genommen zu werden, ins offene Meer zu wagen.

Mit der Ankunft des Luxor in Aegypten waren erst die geringern Schwierigkeiten überwunden; die größten, auf dem Nil aufwärts bis Theben zu fahren, standen noch bevor. Das Fahrzeug, das, so sehr man es auch erleichtert hatte, immer noch zwei Metres tief im Wasser ging, konnte erst im Monat Julius den Fluß hinauffahren; allein zu dieser Zeit waren fast alle Ufer, wo man es durch Ziehen hätte vorwärts bringen können, überschwemmt, und der Nil bietet eine Menge von Sandbänken, die, nebst seinen unzähligen Krümmungen, die Fahrt, besonders unterhalb Kairo, höchst schwierig machen. Diese Hindernisse machten den häufigen Gebrauch der Segel nicht immer anwendbar; man mußte also seine Zuflucht zum Ziehen nehmen, und Dieß mittelst langer Taue bewerkstelligen, die man an oberhalb des Schiffes ausgeworfene Anker befestigte; endlich waren es europäische Seeleute, die unter einer Temperatur von 30 bis 40° R. diese mühseligen Arbeiten verrichten sollten.

Da die Fahrt des Luxor, flußaufwärts, durch den niedern Wasserstand verzögert wurde, so beeilte sich der Ingenieur der Expedition, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Auf acht Dschermen schiffte er Arbeiter, Holzwerk, Seile und Alles zum Transporte der Obelisken Nöthige ein, und so fuhr Herr Lebas mit diesen flachen Fahrzeugen, deren man sich bedient, um den Nil aufwärts zu fahren, am 12 Junius 1831 von Alexandrien ab. Kaum war diese kleine Flottille unter Segel, als auch schon die Quersegelstange der Dscherme, auf der Herr Lebas sich selbst befand, durch einen Windstoß zerbrochen wird, was die Fahrt um einen Tag aufhält; er kehrt in den Hafen zurück, läuft nach erfolgter Ausbesserung wieder aus und kommt am 15 April nach Rosette. An dieser Stelle des Nils muß das ganze Material der Expedition ausgeladen und auf noch flachere und leichtere Fahrzeuge, als die Dschermen von Niederägypten sind, gebracht werden. Am 19 Junius ist diese mühselige Arbeit vollendet, und die Flottille setzt ihre Fahrt flußaufwärts nach Kairo fort. Hier finden sich andere Schwierigkeiten, auf die man durchaus nicht vorbereitet war. Die Reis oder Eigenthümer der Agabas (Fahrzeuge), um so lange als möglich auf dem Wasser zu bleiben und für eine um so größere Anzahl von Tagen bezahlt zu werden, liefen so oft als möglich auf jeder Sandbank auf, und warteten ruhig ab, bis das steigende Wasser sie wieder flott machte und ihre Fahrt fortzusetzen nöthigte. Der französischen Ungeduld war ein solcher Verzug unerträglich. An seichten Stellen mußten die Agabas gezogen werden, wozu man Araber aus den benachbarten Dörfern gegen ungeheuern Lohn zu dingen genöthigt war. Eines der Agabas verlor, als es auf einem Ufervorsprung aufstieß, sein Steuerruder, das vorläufig ergänzt wurde; allein zu Kairo mußte man das Fahrzeug ausbessern lassen.

Der Gouverneur von Kairo, bei dem Herr Lebas sich über das Benehmen der Reis beklagte, verwies es ihnen ernstlich, und ließ, was noch besser war, vier Janitscharen mit einschiffen, die beauftragt waren, die Schiffseigenthümer unter Aufsicht zu halten und sie an vorsätzlicher Verzögerung der Fahrt zu hindern. Die Fahrt bis auf die Höhe der Gebirgskette Bou-Sebah wurde ohne bedeutenden Unfall zurückgelegt; am 5 Julius aber, um zehn Uhr Abends, wo die Flottille eben an den Gebirgen vorüberfuhr, wurde sie plötzlich von einem mit heftigen Fallwinden begleiteten Sturme zerstreut, auf den eine gänzliche Windstille eintrat. „Dieser Wind, sagt Herr Lebas, der in Wirbeln vom Gebirge herabkam, durchlief alle Kompaßstriche binnen zehn Minuten, und zerbrach einer der beiden Dschermen, die man beibehalten hatte, den großen Mast. Die Agabas verloren ihre Segel, und die Cange, ein kleines Kanot mit zwei Plätzen und sechs Ruderbänken, wurde an das Ufer auf ein Wassermelonenfeld geworfen. Nach dreistündigem Toben legte sich der Sturm, man besserte den erlittenen Schaden aus und am andern Morgen konnte die Flottille ihre Reise fortsetzen. Sie ging am 31 Julius auf der Höhe des Tempels vor Anker, an dessen Fuß das Dorf Luxor liegt. Kaum angekommen, trug Herr Lebas auch schon Sorge, seine Leute unterzubringen und ein Magazin für Material und Lebensmittel aufzuschlagen; dann fing er an um den Obelisken herum, der zuerst abgebrochen und eingeschifft werden sollte, aufzuräumen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Reisender, der die Reise nach Assahan im Innern der malayischen Halbinsel gemacht hat, spricht von warmen Quellen in einem Ayer-Panas genannten See, die wegen ihrer heilsamen Wirkungen in gewissen Krankheiten in Aufnahme zu kommen anfangen. Am 12 Mai war die Temperatur der heißen Quelle 51°19 R., und die des kalten Wassers in der Nachbarschaft nur 18°65; die der kleinen Quelle war 55°94, oder 44° höher als die des Blutes, und das kalte Wasser hatte 19°28. In einer Kokusschale aufgefangenes Wasser hielt, nachdem es eine Minute gestanden war, 55°52, und nach zehn Minuten 19°54. „Ich setzte, sagt der Reisende, meine Beobachtungen nicht weiter fort, allein ohne Zweifel würde es bis auf die Temperatur des kalten Wassers in der Nähe, 18°65 herabgesunken seyn.“ Der Weg von Ayer-Panas nach Rhim ist in der schönen Jahreszeit gut, und bietet viele Abwechselung. Kommt man an diesen letztern Ort, so gelangt man in ein großes Dorf, wo man von der Höflichkeit und Gefälligkeit der Bewohner angenehm überrascht wird. Man tritt in ein Haus von ausgezeichneter Reinlichkeit, wo man freundliche Aufnahme und, versteht sich gegen Bezahlung, Alles findet, was das Dorf aufzutreiben vermag. Von Rhim nach Assahan ist der Weg sehr schlecht; er führt durch Morast, Dschungeln und kleine mit Blutegeln angefüllte Pfuhle; Nichts was die Scenerie beleben könnte. Nähert man sich einem Hause, so wird man betäubt von dem Angstgeschrei der Weiber, während die Männer sich behutsam herbeischleichen; sind sie bis auf einige Entfernung näher gekommen, und man ruft sie an, so ergreifen sie insgesammt die Flucht, und ist man nahe genug am Hause, um eine Kokusnuß zu verlangen, oder sonst einige Nachweisungen zu fordern, so bemerkt man kein menschliches Wesen und hört nichts, als das Gebell der Hunde. Gerathen die Malaien dieser Gegend in Zorn, so liegt ihnen nichts am Leben; unter sich sind sie sehr höflich und umständlich; sie erweisen für Dienste Gegendienste, und sind für erwiesene Gefälligkeiten sehr erkenntlich. Sehr geschickt im Betrug, dürfen sie nur merken, daß man etwas bedarf, um es sich dreifach theuer bezahlen zu lassen. Ich sah einen malayischen Zwerg, der ungefähr 28 Jahre alt zu seyn schien, und etwa vier Fuß hoch war. Da er sehr elend schien, so gab ich ihm einige Scheidemünze, wofür er sich sehr dankbar bezeugte, und mir am andern Morgen Eier brachte. Ich wollte sie ihm, wie man leicht denken kann, bezahlen, allein es bedurfte vieles Zureden, bis ich ihn bewegen konnte, das Geld anzunehmen. Er setzte seine Dienstleistungen fort, und so brachte er mir unter Andern eines Tages auch Bananen, die er sich aber durchaus nicht bezahlen ließ, und mich so nöthigte, sie als Geschenk anzunehmen. Die Malaien sind leidenschaftliche Tabakraucher; ein armer Taubstummer forderte einigemal durch Zeichen einen Tscherut von mir, den ich ihm nie abschlug, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er nicht zudringlich war. Er brachte mir oft eine Kokusnuß, und war sehr vergnügt, wenn ich ihn als Träger brauchte, um zwei invalide Sipais nach Malacca zu begleiten; er war sicher der anspruchloseste Mensch, der mir noch jemals vorgekommen. Als ich eines Abends mit meiner Flinte aus einem Dschongel heimkehrte, war ich sehr über die Weise überrascht, in der ich einen Malaien sein Gebet verrichten sah: er schien einen Baum als Gottheit zu verehren, und hatte die Hände andächtig über der Brust gekreuzt. Er war so sehr in Andacht versunken, daß er unsre Gegenwart durchaus nicht zu bemerken schien. Nachdem er einige Augenblicke gestanden hatte, warf er sich zu Boden und küßte den Baumstamm, was er, sich abwechselnd niederwerfend und wieder aufstehend, mehreremale wiederholte, und sich endlich auf die Fersen kauerte, wo wir ihn dann verließen.“

*

In Bicêtre befindet sich gegenwärtig ein Verrückter, der sich geraume Zeit einbildete, einen Husarenrittmeister verschlungen zu haben, der ihm über Tisch in sein Weinglas gefallen. Bald darauf tödtete er seinen Nachbar mit einem Pistolenschuß, und sagte dann: „Ich konnte ihn nicht hindern; der Rittmeister war in die Frau meines Nachbars verliebt und hat aus Eifersucht auf ihn geschossen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 249. 6 September 1833.

Der Golf von Meriko.

(Fortsetzung.)

Vera-Cruz. Diese Stadt hat ihre Stelle zweimal gewechselt und zweimal hat das gelbe Fieber ihre Bevölkerung hingerafft. Zuerst bei Antegoa, dann am Ufer des kleinen Flusses Medelin gelegen, wurde sie endlich an die Stelle verlegt, die sie gegenwärtig am Gestade des Meeres, der Insel und dem Schloß von St. Jean Ullua gegenüber, einnimmt. Ullua war der erste Ruf, den die Spanier hörten, als sie den Fuß auf merikanischen Boden setzten. Früher der Herrschaft des Königs von Spanien unterworfen, erhob sich Vera-Cruz, stolz auf einen unermeßlichen Handel, eine zahlreiche Bevölkerung, ungeheure Reichthümer und prachtvolle Gebäude. Mit der Losreißung vom Mutterlande kamen Zügellosigkeit und Bürgerkrieg über sie, und so bietet diese Stadt außerhalb ihrer Mauern jetzt nichts mehr als einen Trümmerhaufen und in ihren fast entvölkerten Straßen eine lange Reihe von Häusern, die von fern an eine längst entschwundene Größe mahnen. Welch eine köstliche Perle war sie in der Krone Spaniens, als noch alljährlich aus ihrem Hafen Flotten mit dem Gold der Minen Meriko's beladen ausliefen! — Die Straßen sind breit, in rechten Winkeln durchschnitten und mit sehr glatten Trottoirs von gestampftem Gyps versehen, auf denen es sich sehr bequem geht; die Häuser dagegen niedrig, selten mehr als ein Stockwerk hoch, damit Licht und Luft allenthalben frei eindringen können, was in einem heißen Klima, wo man den Tag über die Sonnenhitze kaum ertragen kann, von großem Vortheil ist. Am Abend athmet man auf den terrassenförmigen Dächern der Häuser eine erquickende Luft. Die Stadtpolizei, besonders was Reinlichkeit betrifft, wird sehr nachlässig gehandhabt; man könnte beinahe sagen, sie sey Schaaren von Geiern ähnlichen Vögeln übertragen, die von den Einwohnern Zopilotos genannt werden. Man trifft deren bei jedem Schritt, von denen einige so groß sind wie Puterhähne; sie verzehren die todten Hunde und Katzen und den Fleischabfall aus den Schlachthäusern. Ungeachtet der Gefräßigkeit dieser Thiere, steigen indeß dennoch allenthalben faulige Dünste auf, die auch nicht sehr heikeln Leuten Ekel erregen. Die Umgebungen der Stadt bieten nichts als dürren, sandigen, unbebauten Boden; indeß gewährt doch die an einem Bach hinlaufende Promenade (el paseo) einen freundlichen Anblick. Hier findet man doch mindestens etwas Grün; der Bach versieht die Brunnen der Stadt durch unterirdische Röhren mit Wasser.

Die Bewohner des Landes theilen sich in zwei streng geschiedene Klassen: in merikanische Kreolen und Indianer. Der Mestizen und Neger gedenken wir hier nicht, denn ihre Anzahl ist nur gering und überdieß bilden sie auch seit Abschaffung der Sklaverei keine besondere Kaste. Die Kreolen oder die in Meriko Gebornen, europäischen Geblüts, sind das bevorzugte Geschlecht, das sich nie bis in die Hefe des Pöbels verliert, obschon es drei Klassen bildet, nämlich: Gewerbtreibende, Landwirthe und Edelleute; dieser letztere Stand erhält sich, trotz des Gesetzes, das den Adel abschaffte, noch immer. Alle insgesammt sind auf den Namen eines Merikaners und besonders darauf stolz, daß sie die Spanier vertrieben haben, denn von ihnen ging die Revolution aus. Schon vor derselben waren sie reich und jetzt hat ihr Wohlstand sich durch die Schätze ihrer Bedrücker noch vermehrt. Die Tracht der kreolischen Landleute ist sehr kleidsam; sie gleicht der andalusischen: ein grauer, niederer, breitgekrämpter Hut, unter dem ein weißes Tuch nachlässig auf die Schultern herabfällt, ein Hemd von feiner, blendendweißer Leinwand, am Hals weit ausgeschnitten und mit einem breiten Jabot eingefaßt, eine unten an der Seite aufgeschlitzte, an der Wade mit einer Reihe großer silberner Knöpfe von getriebener Arbeit besetzte Hose von blauem Tuch, die um die Hüften von einem breiten, mit goldenen Fransen besetzten Gürtel von rother Seide festgehalten wird, Halbstiefel von rothem oder gelbem Maroquin, dazu eine leichte, ungezwungene, theatralische Haltung, wahrlich man wird an Figaro erinnert.

Die Indianer nähern sich so ganz dem Zustand der Wildheit, daß ihnen kaum die ersten Elemente der Civilisation bekannt sind; sie sind abergläubisch und ihre Priester üben bedeutenden Einfluß auf sie; man kann von ihnen sagen, daß sie bei Annahme der christlichen Religion nur ihre Götzenbilder gewechselt haben. Das machiavellistische System Spaniens ließ es sich angelegen seyn, sie in Unwissenheit zu erhalten, um seine Herrschaft zu befestigen; ihre außerordentliche Genügsamkeit, so wie der Stumpfsinn und die Gleichgültigkeit, die ihnen angeboren sind, tragen ebenfalls nicht wenig dazu bei, sie in diesem untergeordneten Zustand zu erhalten. Tortillas und einige Wald-

früchte reichen zu ihrer Nahrung hin; ein Unterbeinkleid und ein leinenes Hemd ist ihre ganze Bedeckung, die Manga dient ihnen als Mantel, Decke, Bett und oft als Wohnung, sie vertritt die Stelle einer Beduinenhütte. Obschon von sanftmüthigem Charakter, sind sie dennoch kriegerischen Sinnes und, wie ihre Vorfahren, einem Häuptling von ihrer Wahl zugethan.

Die Fremden: Franzosen, Amerikaner und Engländer bilden eine eigene, im Lande sehr einflußreiche Klasse und Dieß geht ganz natürlich zu. Es ist ein Charakterzug des Menschen, daß er der Erhaltung dessen, was er mit geringer Mühe erwarb, auch nur wenige Aufmerksamkeit schenkt, und so vernachlässigen denn die Mexikaner auch die Verwaltung des durch die Vertreibung der Spanier gewonnenen Vermögens. Einen Theil des Tages verbringen sie mit der Siesta und der Rest wird vom Spiel und andern Lastern verschlungen. Deßhalb überlassen sie die Leitung ihrer Angelegenheiten Fremden, und eben diese Fremden stehen auch an der Spitze des Bergbaues; durch ihre Hände geht der Groß- und Kleinhandel, und so sind mehrere von ihnen zu einem bedeutenden Vermögen gelangt, denn Klugheit wird fast immer vom Glück belohnt.

Die Bewohner, obschon vom Joch der Spanier befreit, huldigen dennoch fortwährend meist noch den Lastern ihrer alten Gebieter; immer noch übt ein Rest von Fanatismus und Bigotterie seine Herrschaft über sie, und allenthalben sieht man Kirchen, von denen einige an die Prachtliebe der Eroberer erinnern; die Revolution, die so Manches umgestürzt hat, schonte dennoch die dem Kultus geheiligten Gebäude. Die Altäre glänzen von Gold und der Anblick einer spanischen Kirche wirkt unendlich mehr auf die Einbildungskraft als eine der unsrigen. Durch sinnliche Gegenstände eingenommen, theilt man unwillkürlich den heiligen Schauer, von dem alle Anwesenden ergriffen scheinen, die, auf den Steinen knieend, die Hände auf der Brust gefaltet, das Haupt zur Erde geneigt, nur mit Mühe von der innern Betrachtung ihres Gottes abgehalten werden. Man kann sich indeß kaum eines Lächelns über die Scheinheiligkeit einiger eifrigen Proselyten enthalten, die, unbeweglich wie Moses auf dem Berg Sinai und mit emporgereckten Armen die Messe hören; vielleicht flehen sie eben den Himmel eines Meuchelmords wegen um Vergebung an, den sie zu begehen Willens sind; denn in diesem vormals spanischen Land kommen Dolchstöße gar häufig vor und mehr als ein an die Mauern der Häuser gemaltes Kreuz verkündet dem Vorübergehenden, daß hier das Opfer irgend eines Privathasses fiel. In diesem Land des Aberglaubens, wo menschliche Gesetze nur zu oft bei Verbrechen schweigen, wiederholt die Religion den Leuten ohne Unterlaß, daß ein rächender Gott waltet und legt so nicht selten ihren Leidenschaften Zaum und Gebiß an.

Die Rhede von Vera-Cruz ist nur durch die Insel Ulloa und einige nicht über das Wasser emporragende Riffe geschützt, und man kann sich kaum erklären, warum die Spanier zur Zeit ihrer Macht hier nicht einen kreisförmigen Hafendamm anlegten, der auch während des Winters diese für den Handel so ausnehmend wichtige Stadt zu einem sichern Ankerplatz machen müßte. Seit der Unabhängigkeitserklärung werden die Kriegsschiffe nicht mehr in die Nähe des Schlosses gelassen, sondern sind genöthigt, sich in einer Entfernung von ungefähr drei Meilen zu halten, wo die kleine Insel Sacrificios sie kaum vor Windstößen schützt; die Furcht vor einem Ueberfall ist Ursache dieser strengen Vorsichtsmaßregel. Sacrificios (Opferinsel) ist nichts als angeschwemmter Sand auf einer Korallenbank, deren es an dieser Küste eine Menge gibt; ihr Boden ist mit Schilf bedeckt, das der Nordwind, der hier beständig weht, nach derselben Richtung gebeugt hat. Ihren Namen verdankt sie dem Umstand, daß die Spanier, als sie sie entdeckten, auf ihrer südlichen Spitze einen dem Gott der Indianer geheiligten Tempel fanden, in dem die Priester eben Menschenopfer geschlachtet hatten, deren Glieder noch auf dem Altar zuckten, und deren Blut noch auf dem Boden dampfte. — Jetzt sieht man kaum noch die Trümmer dieses Tempels, aber bei Nachgrabungen in deren Nähe fand man eine Menge indianischer Reliquien als, kleine Götzenbilder und andere Spielzeuge des Aberglaubens jener fernen Zeiten. Mexiko wimmelt von diesen Fetischen, die den ägyptischen darin ähneln, daß die Glieder an den Körpern anliegen. Wir sahen Deren viele, von denen einige einen dem dreigespitzten Hut der Freres Ignorantins ähnlichen Hauptschmuck trugen. Als die Spanier aus Mexiko vertrieben wurden, war Sacrificios der letzte Punkt, den sie räumten; der Admiral Laborde hatte hier Kasernen errichten lassen, die den unglücklichen Truppen als Zufluchtsort dienen sollten. Alles Dieß ist jetzt so zerstört, daß man kaum die Grundmauern mehr sieht.

(Fortsetzung folgt.)

England und die Engländer.

3. Eigenthumsverhältnisse.

(Schluß.)

Auswanderung.

Bedürfte man einer schlagenden Thatsache zum Beweise, wie wenig sich die englische Bevölkerung in einer behaglichen Lage befindet, so könnte man sie in dem Auswandern finden, wodurch England jedes Jahr mehrere Tausende seiner Bewohner verliert. Diese Auswanderung führt um so mehr Nachtheile mit sich, als sie auf Grundsätzen beruht, die denjenigen, welche Kolonisationen leiten sollen, gerade entgegengesetzt sind. Gewöhnlich führt ein übervölkertes Land diejenigen, deren Beschäftigungslosigkeit oder deren Geneigtheit zu störenden Austritten sie der Gesellschaft gefährlich machen, in andere Gegenden, die ihm als Eigenthum angehören. Auf diese Weise schafft es sich unmittelbar dem Mutterlande nützliche Kolonien sowohl durch die Beschäftigung, welche arbeitslose Hände finden, als auch durch die Handelsbeziehungen, wodurch sich den Produkten seiner Industrie und seines Feldbaues ein neuer Markt eröffnet. Wie es jetzt ist, findet nichts der Art statt. Nicht zum Vortheile Englands bevölkert sich Amerika, da mit wenigen Ausnahmen die Auswandrer sich in den Vereinigten Staaten niederlassen. Nicht die Klasse der Proletarier ist es, welche das Bedürfniß den vaterländischen Boden zu fliehen treibt; eben so wenig ist es die der Handwerker, welche die Vervollkommnung und Vervielfältigung der Maschinen, oder die

der Landleute, welche die Vernichtung der kleinen Ländereien ohne Subsistenzmittel läßt, die in einem andern Land die Mittel des Daseyns suchen, welche ihnen das Vaterland verweigert. Nein, es sind Familien, welche das Elend bedroht, ohne sie noch erreicht zu haben, arbeitsame, für die Zukunft besorgte Bürger, die der kommenden Armuth zu entgehen suchen, die zwar ihr ordnungsliebender Geist voraussieht, ohne daß jedoch ihre Arbeitsliebe sie entfernen könnte. Diese ganze Klasse, zu deren Höhe ein aufgeklärtes Gouvernement die untern Klassen zu erheben trachten sollte, ist es, welche unter einem fremden Himmel, in ein feindseliges oder wenigstens rivalisirendes Land die betriebsamen Arme, welche ohne diesen Entschluß sie bald nicht mehr ernähren würden, mit sich bringt; sie hört auf, für das Vaterland produktiv zu seyn; sie hört auf zu seinem Vortheile zu konsumiren und die zurückbleibende Bevölkerung wird nur um so unglücklicher. Die auswandernden Familien nehmen, die Kraft der Individuen noch abgerechnet, ein Kapital mit sich, welches sie mit kluger Vorsicht zurückgelegt hatten, um sich im fremden Lande ihre Etablissements zu sichern; sie bringen eine in ihrem Vaterlande unnütze Industrie dahin, welche schnell zur Entwicklung kommen und einstens zur Befreiung von dem Tribute, den es dem Mutterlande zahlt, führen wird. Die Wunde, welche die Widerrufung des Edikts von Nantes Frankreich geschlagen hat, wird auch in England eine Folge dieser systematischen Auswanderung seyn. 30,000 Individuen entfernen sich jährlich von seinen Küsten und lassen in der gesellschaftlichen Organisation eine Lücke zurück, welche die Vermehrung einer andern Volksklasse nicht ausfüllen kann; nützliche Bürger ziehen hinweg und gefährliche Leute treten an ihre Stelle. Die Felder werden von ihren Bebauern entblößt, denen die Konzentration des Bodens keine Arbeit übrig läßt; die Städte füllen sich unmäßig mit Elenden, welche schon mit der Geburt einen instinktartigen Haß gegen Ordnung erhalten und die nicht zögern werden, ihren ruhestörenden Gewohnheiten einen Spielraum zu verschaffen. Würde sich diese Population auf das Land zerstreuen, so brächte sie nur ihre Laster dorthin ohne jenen Sinn für Ordnung, welcher die auswandernden Familien bezeichnet. Der Zweck dieser Maßregel, die unbedachte Philanthropen begünstigen, wird daher ganz verfehlt, indem, statt die vaterländische Erde von schädlichen Individuen zu säubern, gerade diejenigen, die durch ihre Sitten und ihr Betragen den andern Klassen hätten zum Muster dienen können, dadurch vertrieben werden. Gleichwohl hätte man leichter für diese Letzteren als für die Andern eine Verwendung finden können. Aller des Anbaues fähiger Boden ist noch nicht in England kultivirt; eine bessere Vertheilung des kultivirbaren Bodens würde eine größere Anzahl Arme beschäftigen; indessen die schon zu sehr erweiterten und vervielfältigten Werkstätten der Industrie an Wichtigkeit und an Anzahl abnehmen würden. In dieser Klasse müßte man die Auswandrer suchen und sie um jeden Preis dazu vermögen, die Savannen Amerika's und die Ufer des Schwanenflusses zu bevölkern.

Der Obelisk von Luxor.

(Schluß.)

Während Herr Lebas mit diesen Arbeiten beschäftigt war, wartete der Kapitän des Luxor, den wir in Alexandrien verlassen haben, bis die Höhe des Wasserstandes ihm gestatten würde, seine Fahrt fortzusetzen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß gerade, als der Luxor sich anschickte, über den Boghaz, eine Barre, die man passiren muß, wenn man stromaufwärts nach Rosette fährt, zu segeln, der d'Assas, eine nach Navarin bestimmte Kriegsbrigg, im Hafen von Alexandrien lag, und der Kapitän des d'Assas zeigte sich bereit, den Luxor von Alexandrien bis zur Barre ins Schlepptau zu nehmen, wenn dieses Schiff erst die gefährlichen Stellen vor dem Hafen passirt haben würde. Dieses erste Manöver des Luxor erforderte 30 Stunden angestrengter Arbeit, und am Abende des 15 Julius ging er, vom d'Assas bugsirt, vor der Barre von Rosette vor Anker.

Nach sechstägiger Fahrt langte der Luxor vor Kairo an, wobei die schlechtesten Stellen, eine Strecke von 120 Kabellängen, mittelst an Wurfankern befestigter Taue und mit Hülfe der Schiffswinde zurückgelegt wurden; eine Arbeit, der sich die Mannschaft bei einer Hitze von 32° R. unterziehen mußte. Die Eingebornen verweigerten ebenfalls, auf Vermittlung des Generalkonsuls, keine Hülfsleistung. Der Luxor, der am 17 Julius in Kairo ankam, erhielt hier einen andern Lootsen, und segelte am 19 wieder weiter; am 25 kam er nach Siut. Die Offiziere waren verwundert, auf diesem Theile des Weges so wenigen Schwierigkeiten zu begegnen; allein von Siut nach Theben windet sich das Fahrwasser des Nils in unzähligen Krümmungen; an manchen Stellen hatte man einer Strömung von 4, 5 bis 5½ Knoten und einem stets entgegenwehenden Wind entgegen zu arbeiten. Die Beschwerden, die die Mannschaft zu erdulden hatte, waren groß; sie mußte zuweilen drei Tage hinter einander jeden Tag 18 Stunden arbeiten, um nur 1½ Lieue vorwärts zu kommen, während ein in der Sonne hängendes Thermometer 53 bis 55° zeigte. Alle Zugtaue, alle Kähne gingen bei dieser mühseligen Fahrt zu Grunde. Bei der letzten Krümmung des Flusses, 5 Lieues von Theben, war nur noch ein einziges wasserdichtes Kanot und zwei dreidräthige, fast ganz abgesponnene Taue vorhanden. Diese letzte Strecke der Fahrt war die einzige, bei der der Luxor die Hülfe der Eingebornen zum Zuge bedurfte; 400 Araber wurden aufgeboten, die 11 Stunden arbeiteten, um 6 Lieues aufwärts zu ziehen.

Am 15 August legte endlich der Luxor vor dem Dorfe an, von dem er den Namen trägt, und alle Franzosen der Expedition waren nun glücklich vereinigt. Ein Strandplatz war für den Luxor vorbereitet worden, und jeden Tag brachte man ihn, je nachdem das Anschwellen des Flusses es gestattete, etwas weiter an die abhängige Fläche. Herr Lebas wählte, der von Herrn Champollion dem jüngern erhaltenen Anweisung zufolge, den Obelisken, der, wenn man in den Tempel tritt, dem Pilone zur Rechten steht, als den kostbarsten und den zuerst fortzuschaffenden. Er hatte bis zum Fuße des Obelisken aufräumen lassen, und auf der westlichen Fläche des Monolithen einen Riß entdeckt, der vom dritten Theile der ganzen Höhe herablief. Nach achttägiger Arbeit war der Sokel ganz bloßgelegt, und nun konnte man sehen, daß der Riß bis nach Unten reichte.

Eine Reihe Häuser lehnte sich an die westliche Seite des Obelisken; man mußte sie kaufen, was mit Umständen verbunden war, und dann abbrechen, was einige Tage Arbeit erforderte. Man brachte sechs Häuser für den Preis von 4000 Franken an sich; der Tagelohn der Araber, wenn man eine große Anzahl Arbeiter auf einmal braucht, beträgt 35 bis 40 Centimen. Als Herr Lebas mit dem Abbrechen und Ausgraben zu Stande gekommen war, sah er die westliche Seite ganz bloß liegen, und glaubte zu bemerken, daß der Riß, den er auf der entgegengesetzten Fläche gesehen hatte, durchgehe, doch glaubte er, daß bei den Vorbereitungen, die er zum Abbruche des Obelisken getroffen hatte, und bei der starken Verkleidung von Holz, mit der er umgeben werden sollte, jedem unbedeutenden Bruche vorgebeugt werden könnte, was sich auch vollkommen bewährte. Herr Champollion der jüngere hatte gewünscht, daß man die Sokel, auf denen die Obelisken ruhen, vorsichtig herausnehme und sie nach Frankreich schaffe, damit diese Spitzsäulen in Paris eben so aufgestellt würden, wie ihre Erfinder es gethan hatten, und nicht wie in Rom

auf moderne und ganz ungleichförmige Fußgestelle. Unglücklicherweise fand sich, nachdem man mit dem Ausgraben zu Stande gekommen war, daß der Sockel des bloßliegenden Obelisken gänzlich verdorben war. Der rosenfarbene Granit, aus dem er besteht, ist durch Einwirkung des Salpeters gänzlich aufgelöst, und bildet eine zerbröckelnde, auf der Oberfläche rissige, einer metallischen Schlacke ähnliche Kruste. Herr Lebas hat alle auf der westlichen Fläche des Sockels noch sichtbaren Skulpturen genau abgezeichnet; die Hieroglyphen auf der westlichen, von den Mauern der Häuser bedeckten Seite des Obelisken, die folglich weder einer der Gelehrten der ägyptischen Expedition noch Herr Champollion sehen und abzeichnen konnte, hat er gleichfalls kopirt.

Man mußte nun einen Weg, oder eine abhängige Fläche von dem fortzuschaffenden Obelisken an, bis zum Luxor ausgraben. Um Dieß zu bewerkstelligen, waren zwei Hügel von alten Trümmern zu durchstechen und alle ländlichen Wohnungen abzubrechen, die sich auf dem einzuschlagenden Wege befanden. Diese Arbeiten beschäftigten 800 Menschen drei Monate hindurch. Während sie unter Leitung des Marineoffiziers Herrn Jaurès vorgenommen wurden, verfertigten die Zimmerleute eine feste Verkleidung um den Obelisken, um ihn vor jeder Beschädigung zu schützen, und setzten mit Hülfe der Matrosen die Maste, Winden, Seilen, Ketten, kurz Alles zum Abheben Nöthige in Stand.

Mitten unter diesen Arbeiten, und als es noch der größten Anstrengungen bedurfte, um zum Ziele zu gelangen, brach die Cholera mit ihren Verwüstungen über Oberägypten herein. Die Krankheit hatte bisher nur unter den Eingebornen des Landes allein gewüthet, und die Franzosen schmeichelten sich einige Tage lang, von dieser Geißel verschont zu bleiben; allein am 4 Oktober wurden zehn Matrosen des Luxor befallen. Man kann leicht denken, in welch trauriger Lage sich die Offiziere der Expedition und besonders der Ingenieur befanden, auf dem alle Verantwortlichkeit ruhte. Sollte man die Arbeiten auf alle Gefahr hin fortsetzen? Sollte man sie unterbrechen? Dann aber mangelte die Zeit, um sie zu Ende zu bringen, denn Abbrechen, Transport, Einschiffung und endlich die Wiederherstellung des Vordertheiles des Luxor konnten vor der Ueberschwemmung von 1832 nicht bewerkstelligt werden; man mußte also Alles aufgeben. Diese Betrachtungen bestimmten die Herren Lebas und Verninac, und jeder Furcht Trotz bietend, fuhren sie fort mitten unter den schaarenweise hinsterbenden Arabern zu arbeiten. Glücklicherweise war der Expedition ein geschickter Marinechirurg, Herr Angelin, beigegeben, der auf Kosten der Regierung die Krankheit und ihre Behandlung früher schon in Syrien studirt hatte, und seinem unermüdlichen Eifer ist es zuzuschreiben, daß von fünfzehn Franzosen, die von der Krankheit befallen wurden, auch nicht einer starb. In den acht Monaten von 1831 verlor die Expedition nur vier Matrosen, die, von der Diarrhöe befallen, ein Opfer ihrer Unmäßigkeit wurden.

Die Art und Weise, mit der man bei Abtragung des Obelisken zu Werke ging, ist bereits Seite 1214 dieser Blätter vom vorigen Jahre mitgetheilt, es bleibt also nur noch übrig, etwas über die Einschiffung zu sagen. Zu dieser wurde sogleich am folgenden Tage geschritten; da der Obelisk nur ein Metre vom Vordersteven des Schiffes entfernt lag, so hatte man einen Theil desselben abgesägt. Der Ingenieur ließ das abgeschnittene Stück durch zwei in Form eines Andreaskreuzes aufgerichtete Balken stützen, und dann wurde der Monolyth nach anderthalbstündiger Arbeit unter dem abgeschnittenen Stücke weg in das Schiff gezogen. Das abgesägte Stück ward dann so gut eingefügt, daß kein Einschnitt der Säge zu bemerken war.

Der letzte, minder schwierige, aber weit gewagtere Theil der Unternehmung war, das mittelländische Meer und den stürmischen Ocean zu durchschiffen und ungefährdet die Küsten von Frankreich zu erreichen. Auch Dieß ist zur Freude aller Kunstfreunde gelungen, der Luxor kam bereits in Toulon an, setzte seine Fahrt sogleich fort, und man weiß jetzt, daß er, nachdem er sich in Gibraltar aufgehalten, um Kohlen einzunehmen, am 5 Julius wieder in See ging. Die nächsten Nachrichten werden wahrscheinlich seine Ankunft in Havre melden, von wo er die Seine hinauf bis nach Paris gehen wird.

Vermischte Nachrichten.

Einer der nach Paris gebrachten Charruas-Indianer, Senaque, der Arzt genannt, starb am 26 Julius in einem königlichen Krankenhause zu Paris, wohin ihn die Administration des Jardin des Plantes hatte bringen lassen. Die Kosten seiner Verpflegung (vier Franken des Tages) wurden aus den Fonds für den Ankauf seltener Thiere genommen, mit der Bedingniß, daß seine Leiche, wenn er sterben sollte, dem naturhistorischen Museum überliefert würde. Senaque war vor seiner Gefangennehmung im letzten Kriege durch einen Lanzenstoß in den Bauch verwundet worden, wozu sich ein Gehirnfieber gesellte, das seinem Leben ein Ende machte; obgleich Verzweiflung, Langweile und Heimweh vielleicht noch mehr beigetragen haben mochten. Er weigerte sich seine ganze Krankheit über Arznei zu nehmen, wahrscheinlich aus Argwohn, wie er allen Wilden eigen ist, vielleicht auch aus Stolz, weil er selbst Arzt seines ganzen Stammes gewesen war. Die wenigen Tage, die er im Krankenhause zubrachte, genoß er nichts als rohes Rindfleisch und Eis, von dem er Stücke von einer Unze mit der größten Leichtigkeit zwischen seinen Zähnen zermalmte und mit der größten Gier verschlang. Er beobachtete fortwährend ein tiefes Stillschweigen, und nur einmal hörte man ihn die Worte: „O Paris, Paris!“ in einem Tone ausrufen, worin sich der ganze Schmerz des Heimwehes aussprach. Senaque war ungefähr 56 Jahre alt. Sein Tod wurde am 28 Julius seinen drei Gefährten angekündigt. Vaimaca Peru, der Häuptling, dessen Liebling der Arzt gewesen war, gab den Entschluß zu erkennen, daß er zur Trauer diesen Tag fasten würde; allein sein Entschluß wurde sogleich wankend gemacht, als man ihm einen Korb voll Pflaumen brachte, die er sehr gern ißt. Die beiden andern Charruas, Tacuabe und Guyunusa, wohnten der Revue des Juliusfestes und Abends dem Feuerwerke bei. Ueber letzteres gerieth die Indianerin in großen Schrecken, Tacuabe aber fand großen Gefallen daran und erklärte, außer dem Polichinell, dem Kommissär und seiner Katze nichts noch gesehen zu haben, was ihm so große Freude machte.

•

Ein Journal von New-York enthält folgende Angabe über den Betrieb der Wollen- und Baumwollen-Manufakturen der kleinen Stadt Lowell, die in wenigen Jahren eine der reichsten und bevölkertsten Städte im Innern der Vereinigten Staaten seyn kann: „Das Gesammtkapital, über das dieses Städtchen zu verfügen hat, besteht aus 6,150,000 Dollars. Es befinden sich daselbst 19 Spinnwerke im Gang, deren jedes 157 Fuß lang und 45 Fuß hoch ist. Sie sind aus Backsteinen erbaut und haben meist fünf Stockwerke, von 10 bis 15 Fuß Höhe, um den Luftdurchzug desto mehr zu fördern. Die Gesammtzahl der dabei beschäftigten Arbeiter ist 6000, von denen 1200 Männer und 3800 Frauen. Die rohe Baumwolle, die hier jährlich verarbeitet wird, beläuft sich auf mehr als 8,100,000 Pfd. oder 20,000 Ballen. Es werden daselbst jährlich gegen 27 Millionen Ellen Baumwollenzeuge verschiedener Qualität verfertigt. Wolle wird gegen 150,000 Pfd. jährlich zu 150,000 Ellen verarbeitet. Auch die Teppichmanufaktur zu Lowell hat einen ungeheuern Betrieb, und werden dort jährlich mehr als 120,000 Ellen Teppiche verfertigt. Die bei diesen Manufakturen beschäftigten Arbeiter erhalten als Arbeitslohn jährlich ungefähr 1,200,000 Dollars. Die Kompagnie Laurence hat jetzt daselbst nur ein Werkhaus in Thätigkeit, läßt aber noch drei andere bauen, die zusammen jährlich 2,500,000 Pfd. roher Baumwolle verbrauchen und 700 Arbeitern Beschäftigung geben werden. Durch sie allein kann sich die Bevölkerung von Lowell um 1500 Seelen vermehren. Auch die Middlesexkompagnie läßt ein Manufakturgebäude errichten, das zu den schönsten in den Vereinigten Staaten gehören wird. Es wird 158 Fuß lang und 46 breit werden, und sechs Stockwerke haben. Man wird darin jährlich 800,000 Pfd. Wolle verarbeiten, und ungefähr 275 Personen beschäftigen. Das Gebäude, wo die den Manufakturen nöthigen Maschinen verfertigt werden, ist eines der größten in der ganzen Union. Es ist von Backsteinen erbaut, und hat vier Stockwerke von 220 Fuß Länge und 45 Fuß Breite. Zweihundert Mechaniker, unter ihnen einige der Geschicktesten des Landes, sind darin fortwährend beschäftigt. Man rechnet, daß zu Lowell jährlich in den Manufakturen und Werkstätten mehr als 5000 Tonnen Kohlen und eine unermeßliche Menge Holz verbraucht werden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 250. 7 September 1833.

England und die Engländer.

4. Gerechtigkeitspflege und innere Verwaltung.

Unter dem Worte Justiz muß man in England, mehr als in irgend einem andern Lande, die ihrer Form nach eigensinnige, ihrer Wirkung nach bizarre Auslegung von Gesetzen aus allen Jahrhunderten verstehen, welche ohne Einklang unter einander, ohne Beziehung zu dem gegenwärtigen Standpunkte der Gesellschaft dastehen. Den Ausnahmgerichten über die Thatsachen zur Seite stehen andere Tribunale derselben Gattung für bestimmte Klassen, ja sogar für gewisse Personen, von denen ein jedes seinen Koder, seine Regeln und seine eigne Rechtspflege hat: in einigen Fällen sehr schnell, ist die Justiz in andern wieder sehr langsam. Die Prozeßform ist rasch, der Geschäftsgang eilig, wenn es sich darum handelt, einen Menschen einzukerkern, ihn nach Botanybay zu schicken oder ihn hängen zu lassen; ernst dagegen, langsam und temporisirend, wenn es den Besitz von Boden oder eine Erbstreitigkeit betrifft. Liegt die Ursache etwa darin, daß im ersten Falle der Richter beinahe umsonst Recht spricht, während im zweiten jeder Termin dem Tribunal eine ungeheure Summe einträgt? Viele Leute glauben es und mögen wohl Recht haben, wenn sie sehen, wie jeder Fall zu Gunsten der Richter, vor welche er gebracht wird, neue Richter nöthig macht, und ungeheure Retributionen veranlaßt, die sich so oft wiederholen, als ein auch noch so unbedeutender Inzidenzpunkt vor einem der Richter erwähnt wird. So verstreichen Jahre, ohne daß über den einfachsten Streit entschieden wird, und Prozesse pflanzen sich von Geschlecht auf Geschlecht, bis ein vom Glücke mehr begünstigter Erbe sich findet, der reich genug ist, um sie wieder aufzunehmen, und seinen Gegner für arm genug hält, daß er nicht länger Widerstand leisten könne. In diesem so hoch gerühmten Lande der Freiheit ist die persönliche Freiheit in jedem Augenblicke gefährdet. Ein Mensch geht zu einem Magistrat und erklärt eidlich, daß ihm der und der irgend eine beliebige Summe schuldig ist und ohne verpflichtet zu seyn, die Schuldforderung zu beweisen durch Vorzeigen eines Titels, ohne daß seinem Gegner gestattet wäre, die Sache erst zu untersuchen, erhält er einen W a r r a n t oder Verhaftungsbefehl, den er durch Leute vollziehen läßt, die gar keine äußere Auszeichnung haben; darauf wird der angebliche Schuldner eingezogen und genöthigt, wenn er seine Freiheit wieder erhalten will, zwei Personen aufzufinden, welche die Verpflichtung übernehmen, daß er sich zu rechter Zeit stelle, unter der Strafe, die schuldige Summe zu bezahlen oder so lange eingekerkert zu bleiben, bis es dem Gläubiger gefällig ist, nach einem ziemlich langen Termin, seine Ansprüche zu rechtfertigen oder ihnen zu entsagen. Man kann allerdings gegen diesen einen Rekurs ergreifen; aber öfters hat er schon Maßregeln getroffen, einer Klage, die sein Gegner einbringen könnte, zu entgehen. Noch öfters, in Betracht der ungeheuren Kosten, die es ihm veranlaßte und der Ungewißheit des Erfolges zögert dieser, sein Geld aufs Spiel zu setzen, und nennt sich glücklich mit dem momentanen Verluste seiner Freiheit davongekommen zu seyn. In Folge eines ähnlichen Verfahrens steht ein Richter niemals an, über einen Fall von Paternität zu entscheiden, sobald eine Frau eidlich erklärt, daß ein von ihr bezeichneter Mann sie durch Verführung zur Mutter machte; weder moralische Beweise noch die Schwüre des Gegentheils werden angenommen sondern eine auf die Zahlungsfähigkeit des Verführers berechnete Summe der Klagenden zugesprochen. Vor noch nicht sehr langer Zeit wurde der Tod eines Hasen oder eines Fasans mit Deportation des Thäters bestraft. Der Diebstahl von einigen Schillingen hatte die Todesstrafe zur Folge; und wer wüßte was erfolgen würde, wenn es einem eifrigen protestantischen Magistrate einfiele, die noch nicht erloschenen Gesetze der Königin Elisabeth gegen die Katholiken wieder ins Leben zu rufen? Die Kriminaljustiz und viele Zweige der Civilgerichtsbarkeit sind Magistratspersonen übertragen, welche, das Königreich durchreisend, was die erstere anbelangt, eine Strafe über jedes von den Juries ergangene Verdikt aussprechen. Eine Schrecken erregende Liste von Verurtheilungen erscheint noch an demselben Tage. Die Wirkung derselben wird noch durch den Gedanken etwas geschwächt, daß die königliche Gnade die oft ausartende Strenge der Urtheile mildern werde. Der einzige Zweck, den die englische Justiz durch die Menge und die Strenge ihrer Strafgesetze erreicht, ist, der Gesellschaft eine vollständige Rache zu leisten, denn wenn man auf das stets im Steigen begriffene Verhältniß der Verbrechen sieht, so gewahrt man nicht, daß sie die Wiederkehr derselben verhindern. — In Frankreich würde man darüber erstaunen, daß es ein Land gibt, dessen einzelne Interessen so neben einander geordnet sind, daß sie ein allgemeines bilden, obwohl das Gouvernement

sich nicht mit ihrer Anordnung beschäftigt; wo man weiß, wer sich verheirathet, wer geboren wird, wer stirbt, obgleich es kaum öffentliche Register gibt; wo man nicht Gefahr läuft, auf jedem Kreuzwege umgebracht zu werden, wiewohl man nirgends Gendarmen sieht; wo man sich findet, wenn gleich Niemand dem Reisenden einen Paß abverlangt; wo die Sicherheit des Staates nicht jeden Augenblick in Gefahr steht und doch keine Spione bezahlt werden; wo man auf trefflichen Straßen fährt, ohne eine Schule für Straßen- und Brückenbau und Ingenieure zu haben; wo Anomalien ähnlicher Art bei jedem Schritte auffallen, ohne daß die öffentliche Ordnung sich weniger gut dabei befände.

(Schluß folgt.)

Der Golf von Meriko.

(Fortsetzung.)

Das Klima dieses Theils des Littorals, Tierra Caliente (heißes Land) genannt, ist verheerend, und besonders für die an eine angenehme Temperatur gewöhnten Bewohner des Innern verderblich; denn es gibt wohl nicht leicht ein Land von so ungleichförmigem Klima als Meriko, eine Folge der Gestaltung seines Bodens. Den Mittelpunkt nimmt eine sehr hohe Gebirgskette, eine Verlängerung der Cordilleren der Anden, ein, von deren Gipfeln mehrere bis in die Region des ewigen Schnee's emporragen; von ihnen aus, bis zur Meeresküste herab, senkt sich der Boden in mannichfaltigen Abhängen, die alle Zonen durchlaufen, so daß auf einigen von bedeutender Ausdehnung die Kälte alle Vegetation hemmt, während man auf den übrigen theils ein gemäßigtes Klima, theils, wie zu Vera-Cruz, drückende Hitze findet. Während des Winters weht hier der Nordwind mit ungewöhnlicher Heftigkeit: die Einwohner bezeichnen ihn mit dem Namen Nortes und unterscheiden, je nach seiner größern oder geringern Heftigkeit, einen Norte Chiquito (kleinen Nordwind) und einen Norte Bueno (guten Nordwind). Der Strich, den diese Winde nehmen, wechselt zwischen Nordwest und Nordost: die von Nordost sind ungestümer und dauern kürzer, die von Nordwest hingegen feuchter und von längerer Dauer. Sie verkünden ihren Eintritt stets durch einige vorläufige Anzeichen, die in der Jahreszeit, wo sie am häufigsten sind, oft zweimal in einer Woche wiederkehren. Die vorzüglichste Ursache, die sie hervorruft, ist stets die von der Hitze erzeugte Verdünnung der Luft; wenn die Sonne auf den Gebirgen von Meriko die Temperatur bis zu einem bedeutenden Grad erhöht hat, so steigen die Wolken, von denen sie umhüllt sind, in höhere Regionen empor und nun sieht man ihre Gipfel ganz rein; dieß ist das böse Anzeichen: die verdichtete Luft in den nördlichen Theilen von Amerika drängt sich in den durch die Ausdehnung leer gewordenen Raum und erzeugt die den Seefahrern so verderblichen Windstöße. Auch sind Schiffbrüche an dieser Küste, wo die Meeresströmungen die von der Atmosphäre drohenden Gefahren noch erhöhen, sehr häufig. Vor drei Jahren kam die amerikanische Fregatte Hornet (die Hornisse) in einen solchen Windstoß und verschwand, ohne daß man seitdem wieder etwas von ihr gehört hätte. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß diese Nortes mit der Ebbe und Fluth in einer gewissen Verbindung stehen, denn ihre größte Heftigkeit trifft genau, sowohl mit dem höchsten Grad derselben, als auch mit ihren verschiedenen Perioden zusammen. Interessante Ergebnisse dürften zu erwarten seyn, wenn die Schiffe, welche mehrere Wintermonate über an diesen Küsten vor Anker liegen, Barometer und Thermometer beobachten wollten, wenn der Wind weht. Obschon die barometrischen Abweichungen unter dem Wendekreis unbedeutend sind, so würde dennoch zweifelsohne eine Reihe fortgesetzter Beobachtungen zu merkwürdigen Resultaten führen.

Auch in Vera-Cruz wüthet das gelbe Fieber sehr oft. Die mannichfaltigen Forschungen und Beobachtungen, die man rücksichtlich dieser furchtbaren Epidemie angestellt hat, haben noch immer keinen genügenden Erfolg gehabt. So viel scheint indeß gewiß, daß die geographische Lage der Stadt mindestens eben so viel beiträgt, als die Hitze des Klima's. Sie steht auf einer halbzirkelförmigen Sandfläche von ungefähr einer Meile im Halbmesser und nur einige Fuß über dem Meeresspiegel. Den Umkreis bildet eine doppelte Reihe von Dünen, zwischen denen sich das Regenwasser, das keinen Abfluß hat, sammelt, und da überdieß diese Dünen den Wind abhalten, so ist die Stadt von allen Seiten in giftige Dünste gehüllt. Die angeborne Trägheit der Eingebornen läßt diese Dünen fortwährend bestehen. Hinter ihnen breiten sich die unermeßlichen Waldungen Meriko's, an vielen Stellen noch Urwälder, aus, die nur selten von Menschen betreten werden. Um zwischen den verschiedenen Städten des Landes eine Verbindung herzustellen, sind zwar mehrere Straßen durch dieselben gehauen; allein diese versandeten Wege sind höchst mühsam zu passiren und der Waarentransport geschieht nur auf Saumthieren, von denen 70,000 zwischen Meriko und Vera-Cruz hin- und herziehen. Der nachstehende Bericht wird vielleicht einigen Begriff von diesen Wäldern und ihren Bewohnern geben.

Im Monat September 1831 unternahmen vier französische Reisende einen Ausflug in die Gegend von Vera-Cruz, in der doppelten Absicht, das Land kennen zu lernen und sich mit der Jagd zu unterhalten. Zuvörderst hatten sie den von verpesteten Sümpfen durchschnittenen Flugsand zu durchwandern, der die Stadt umgibt und ihren äußern Umkreis bildet, dann kamen sie in einen oft undurchdringlichen Urwald. Am ersten Tag stieß ihnen nichts Merkwürdiges auf, außer daß die Unzahl von seltenen Vögeln, von denen es da wimmelt, sie in Erstaunen setzte. Feuerrothe Kardinalvögel, Picocanoas (Pfefferfresser) mit langen, breiten, gelben Schnäbeln und tausend andere, welche die glänzendsten und mannichfaltigsten Farben spielten; mitten unter dem Gezwitscher und Geschrei dieses lärmenden geflügelten Völkchens ließ sich die Stimme des Spottvogels hören, dessen Kehle so geschmeidig und biegsam ist, daß er den Gesang aller Vögel ins Lächerliche parodirt. Sie brachten die Nacht in einem Rancho, einer Art Pachtung, hin, wo sie, obschon schlecht genug beherbergt, doch gegen die Unbilde der Atmosphäre, und, vor Allem, gegen die Stiche der Muskitos geschützt waren. Am andern Morgen drangen sie, von einem Indianer begleitet, der

sie auf schmalen, nur ihm bekannten Fußpfaden führte, in das dickste Gehölz vor. Diese Wege, welche die Indianer sich mitten durch die Wälder bahnen, sind merkwürdig; sie hauen mit ihren Machetes die Zweige ab, die den Pfad sperren, oder schlingen sie über ihrem Kopf zusammen, so daß man oft zwanzig bis dreißig Meilen weit unter einem Laubdach wandert. An diesem Tage kamen sie auf eine Savanne, in deren Mitte sich ein großentheils mit Binsen und Schilf bedeckter Morast befand, an dessen Ufer drei indianische Hütten standen, in denen sie freundlich aufgenommen wurden. Aus dem Schilf tönte das Geschrei einer Menge wilder Enten, deren Köpfe sich von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche des Wassers zeigten, und die Reisenden gingen auf den Anstand, in der Hoffnung, einige zu erlegen; allein zu ihrem Verdruß hielt das Wild sich stets außerhalb Schußweite. Schon fingen sie an sich zu langweilen, als einer der Jäger, der sich von den übrigen entfernt hatte, zwischen den Binsen eine außerordentlich leichte Pirogue gewahrte. Erfreut über seine Entdeckung, springt er in den Nachen, haut das schwache Band ab, mit dem er am Ufer befestigt war, und nähert sich mit einem Ruderstoß der Stelle, wo die Enten beisammen waren. Stolz wie Neptun weidete er sich schon an dem Staunen seiner Gefährten, wenn diese ihn plötzlich mitten auf dem Sumpf erblicken würden. Er sah deutlich einen großen Flug Enten und machte sich schon zum Schuß fertig, als er, um sein Ziel recht gewiß zu nehmen, den rechten Fuß mehr vorwärts und etwas auf die Seite setzte, wodurch der Kahn aus dem Gleichgewicht kam, auf der Stelle umschlug und der Jäger, mit dem Kopf voraus, ins Wasser stürzte. Er war nur kurze Zeit unten und dennoch beschlichen ihn unheimliche Gedanken. Was für Bewohner mochten wohl diese Wasserpflanzen verbergen, mit denen der Grund bedeckt war? Ueberall erzählt man Geschichten von menschenfresserischen Kaimans, die das Haar zu Berge treiben, und so ließ auch unser Jäger, sobald er sich nur im Wasser zu bewegen vermochte, voll Entsetzen Flinte, Waidtasche und Kahn im Stich, schwamm eilig dem Ufer zu und gönnte sich nicht eher Ruhe, als bis er festen, trocknen Boden unter seinen Füßen fühlte. Seine Gefährten kamen auf sein Geschrei eilig herbei, allein ehe er sich entschloß, umzukehren und sein Gewehr zu suchen, fragte er die Indianer, ob es Kaimans im Sumpfe gebe. Sey es nun, daß die Frage unrichtig gestellt oder falsch verstanden wurde, kurz die Antwort fiel verneinend aus; der Jäger sprang also abermals ins Wasser, tauchte unter, zog Flinte und Waidtasche heraus, wendete den Kahn um und kehrte ans Ufer zurück. Wie groß war aber sein Entsetzen, als er, den Sumpf verlassend, einen ungeheuern gepanzerten Kopf aus dem Wasser auftauchen sah... Diese schwärzlichen Schuppen, diese tiefliegenden Augen, die spitze Schnauze, der schweinsähnliche Kopf, der weite mit einer doppelten Reihe scharfer spitziger Zähne bewaffnete Rachen — es war ein leibhafter Kaiman, der vom Grund heraufkam, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Der Mond und die Sterne.

(Aus Capitain Halls Voyages and Travels III. Tom.)

Man kann den Mond mit vollem Recht den Freund der Seeleute nennen, da er für sie nicht bloß die Nacht erhellt und ihren Fahrten sein sanftes Licht spendet, sondern auch weil er mit Sicherheit ihre Schritte über die endlose Fläche der Gewässer hin leitet, auf denen sie ohne seinen Beistand nur mit der größten Schwierigkeit auf ihrem Pfad sich zurecht finden würden. Um alle die Vortheile, die der Seefahrer diesem freundlichen Gestirne dankt, ganz würdigen zu können, muß man nur öfters erfahren haben, eine wie große Verschiedenheit es ist, mit oder ohne einen solchen Begleiter auf dem Meere zu seyn. Wenn ein Schiff sich dem Ufer nahe befindet, und zumal wenn die Küste unbekannt ist, wird der Unterschied zwischen einer mondhellen Nacht, und einer, die, nicht von ihm beleuchtet, schwarz und finster ist, am stärksten gefühlt. Steht der Mond am Himmelsgewölbe, so verbreitet sich sein wohlthätiger Einfluß über alle Theile des Schiffes und über jeden Einzelnen der Mannschaft. Man hat dem Mond die bösartige Eigenschaft zugeschrieben, daß er auf das Gehirn der Menschen einen störenden, sinnverwirrenden Einfluß übe; das ist eine ungerechte Verläumdung. Auf einem Schiffe ist er der Lichtquell der Ordnung und Ruhe. Nur ihm verdankt man es, wenn der Seemann mit der seinem Berufe angemessenen Besonnenheit und Kraft handelt, am Gestade landet, unbedenklich in den Hafen einläuft oder über Felsen und Klippen weggleitet, bis er endlich auf gutem Ankergrunde beilegt, ohne auch nur eine Stunde unnöthig verloren oder wie in einer finstern Nacht bis zum Morgen sich herum getastet zu haben. Während das Schiff, im Strahle dieses freundlichen Gestirnes, längs einer Küste hingleitet, sind die Offiziere in voller Beschäftigung, das Gestade zu zeichnen, die Wassertiefe zu messen, und selbst die gedankenlosesten Schiffskadetten finden sich von dem allgemeinen Enthusiasmus ergriffen, wenn schöner Mondschein über ein Land, das sie zum Erstenmal besuchen, seine zaubervollen Tinten ausbreitet.

Ist dagegen die Nacht finster und eine gefährliche Küste in der Nähe, gesellt sich dazu Sturm, Nebel und Regen, eine unsichere Fluth, und zeigt das Senkblei dazu andere Tiefen an, als sie auf der Karte angegeben stehen, so gewinnt Alles eine andere Gestalt. Der Kapitän fühlt sich entmuthigt und verlegen, und weiß oft bei dem thätigsten Eifer und den besten Kenntnissen nicht, was er thun soll. Die Offiziere, die unter seinem Befehl stehen und in einzelnen Stücken seine schwere Verantwortlichkeit zu tragen haben, werden in der Finsterniß beinahe unfähig, und versinken in Abstumpfung, da sie sich unnütz wissen oder glauben. Die Matrosen endlich, durch die Widersprüche der in der obwaltenden Ungewißheit gegebenen Befehle in Verwirrung gerathend, verlassen ihre Posten, und verkriechen sich, vor Kälte zitternd und von Regen durchnäßt, in verschiedenen Winkeln des Schiffes, und nur mit Mühe gelangt man dazu, sie unter Regen und in der kalten Finsterniß zu einem Manöver zusammen zu bringen.

Aber wenn der heitere Mond am Himmel strahlt, ist Jack ein ganz anderer Mensch. Statt sich unter den Booten zu verkriechen, um den unangenehmen Regentropfen zu entgehen, oder statt schweigend und traurig unter den Masten zusammengekauert Schutz gegen den Wind zu suchen, gesellt er sich auf dem Verdeck zu seinen Kameraden, und sucht dort am liebsten die Stelle auf, wo am wenigsten der Schatten der Segel und des Tauwerkes den Erguß der sanften Lichtströmungen verhindert. Hier erzählt er seine alten Geschichten, oder er singt leichten Herzens, und betrachtet sich die Sterne, die über seinem Haupte funkeln. So ermüdet er auch an allen Gliedern seyn mag, sein Muth ist stets zum Dienst bereit; auf den ersten Ruf des Offiziers, auf den ersten leisen Laut der Hochbootsmannspfeife, noch ehe ihre schrillenden Töne sich vernehmen lassen, eilt er nach seinem Posten, da er überzeugt seyn kann, daß seine Thätigkeit nicht unbemerkt bleiben wird, und sobald er den Befehl vernimmt, legt er Hand an, mit dem Bewußtseyn, nicht vergebliche Mühe zu haben. Dann scheinen sich die Segel selbst zu beseelen und von freien Stücken sich dem Winde zu entfalten; die Raaen betakeln sich mit mehr Gleichmäßigkeit, die Stengen nehmen eine viel geradere Richtung an, die

Beisegel sind besser gebrasset; jedes Tau ist an seiner gehörigen Stelle befestigt, und das Schiff, dankbar für diese behülfliche Genauigkeit, fliegt mit um so grösserer Sicherheit und Leichtigkeit dahin. Der dichte Thau, der sich in einer so heitern Nacht über die Segel verbreitet, macht sie viel luftdichter, und der leiseste Windhauch wird von den Matrosen benützt.

Wenn dagegen der Himmel mit Wolken bedeckt oder der Mond unsichtbar ist, während ein kalter Wind schwermüthig zwischen den nassen und schlaffen Segeln wehklagt, wird kein Manöver zweckmäßig ausgeführt, und das arme Schiff schleppt sich mühsam unter dem Winde fort. Nun lasse man noch einen Hagelschauer dazu kommen: die Taue verstricken sich, die Raaen dehnen sich aus, die Segel zerreißen, die Matrosen scheinen mit Betäubung geschlagen und gelähmt; ein Mast splittert, man wird die Küste und Riffe gewahr; das Schiff treibt immer mehr darauf zu; man wirft den Anker aus, vergeblich, das Kabeltau reißt, der Kiel stößt auf den Grund und Alles ist verloren. Aber ereignet sich auch nicht immer ein solches Unglück, so sind doch Beschädigungen des Schiffes, die Unannehmlichkeit, seine Zeit und seinen Weg zu verlieren, Ungeduld, Mißmuth und üble Laune nur allzu oft die widerwärtige Folge davon, daß der liebenswürdige Freund des Seefahrers nicht mit seinem wohlthätigen Lichte zur Hand war. Ereignet sich eine Beschädigung an einem Segel oder einem Mast, so braucht es die doppelte Zeit, sie wieder auszubessern, wenn die Nacht finster ist. Man stelle ans Steuerruder auch den geschicktesten und aufmerksamsten Steuermann, er wird das Schiff in einer falschen Richtung aus dem Striche bringen, wenn er nichts sieht, was seinem Auge als Richtungspunkt dienen kann, und aller Achtsamkeit des Quartermaster ungeachtet wird der Kompaß in seinem Häuschen oft einen Nebensprung machen. Der Matrose, der mit dem Senkblei in der Hand an den Ketten der Mastseilrüste steht, wird schwer nur die Knoten der Leine zählen können, wenn der Schnee ihn ins Gesicht schlägt und er vor Erstarrung kaum seine Hände fühlt; oder sein Senkblei verwickelt sich in den Schoten des Schiffsbuges, oder es geht über den Schaufeln des Nothankers weg; kurz Alles geht verkehrt.

Wenn hingegen der Mond in seinem vollen Schimmer strahlt, fühlt der Steuermann seine Kraft verdoppelt. Statt das Rad des Steuerruders zu quälen oder vergebens sich in Anstrengungen zu erschöpfen, um das Vordertheil des Schiffes mittelst einer Nadel, die bald hinüber, bald herüber schwankt, im Striche zu erhalten, steht er aufrecht da, die eine Hand am Griff des Rades und das Auge auf die Sammtaue der kleinen Marsstenge gerichtet, von denen aus er sich nach dem glänzenden Sternbild der Kanope, oder nach der Ziege, oder nach dem großen Planeten Jupiter, oder nach dem Monde selbst richtet. Aber welches Sternbild auch immer er gewählt haben mag, augenblicklich kann er aus der veränderten Stellung der Marsstenge zu dem Gestirn abnehmen, ob der Schiffsschnabel von der geraden Richtung abzuweichen begonnen hat, und dann braucht es wohl nur einer leichten Berührung des Ruderhelmes, ohne dem Rad eine merkliche Bewegung zu geben, um mit dem Schiffe wieder in die rechte Bahn einzulenken.

Es ist wohl eine andere nicht weit hergeholte Folgerung, daß der Mondschein zur genauen Beobachtung der Mannszucht und strengen Ordnung, die auf einem Schiffe nothwendig ist, beiträgt, indem er theils jede Pflichtverletzung leicht bemerkbar werden läßt, und daher Jeden, der sich eine solche zu Schulden kommen lassen möchte, durch die Furcht entdeckt zu werden, davon abhält, theils indem dann leicht jeder Fehler wieder gut gemacht werden kann. Ich erinnere mich in meinem langen Seemannsleben keiner Gelegenheit, wo ich mich dem Monde dankbarer verpflichtet fühlte, als da, wo ich zum Erstenmal den unermeßlichen Strom des La Plata besuchte, dessen Mündung, die eine Breite von mehr als hundert (engl.) Meilen hat, voll von zahllosen Untiefen und gefährlichen Stellen ist. Den ganzen Tag über hatten wir das nördliche Ufer zur Rechten gehabt, und bei Untergang der Sonne kamen wir an dem Hafen Maldonado vorüber. Ich hatte den Befehl, mich mit dem ersten besten königlichen Schiffe, das ich vor Anker treffen würde, in Verbindung zu setzen, weshalb ich mich auch so dicht am Ufer hielt. Allein da ich Niemand vorfand, als zwei französische Schiffe, von denen das eine die Admiralsflagge führte, so entschloß ich mich, nach Montevideo zu steuern, das mehr westwärts gelegen ist. Der Wind blies mäßig aus Osten; der Mond schien in seiner vollen Helle, wir hatten vortreffliche Seekarten, und der Kapitän Foster, damals zweiter Kapitän am Bord des „Conway," kannte aus Erfahrung alle Einzelnheiten unserer Fahrt. Wir segelten so schnell, als wäre unser Schiff auf der durchsichtigen Oberfläche eines Binnensees hingeglitten; denn nicht eine Runzel brach den Spiegel dieser klaren Gewässer, und der breite Rio de la Plata bietet mehr als hundert Meilen oberhalb seiner Mündung erst den Anblick eines Flusses. Kurz, nichts konnte schöner seyn, als diese Fahrt von sechzig Meilen; denn wir verloren nicht einen Augenblick das Land aus dem Gesichte, und kaum hatten wir ein Vorgebirg oder eine Insel wahrgenommen, so suchten wir auch schon wieder andere, die nun, wie wir wußten, sich unsern Blicken zeigen mußten. Es kann als ein Beweis von den Fortschritten gelten, welche die Wissenschaft der Hydrographie gegenwärtig gemacht hat, daß die Handelsschiffe heutzutage in den Untiefen des La Platastromes nicht allein ohne Furcht, sondern auch mit eben so viel Sicherheit dahin segeln, als ob die Sandbänke, zwischen denen hindurch sie ihren Weg suchen müssen, über der Oberfläche des Wassers hervorragten.

Gegen Mitternacht kamen wir an den Flores-Inseln vorüber, zwischen denen und Montevideo wir das Schiff des Kommodore vor Anker zu treffen hoffen konnten. Ohne daher von unserm Lauf auch nur um einen Strich abzukommen, gelangten wir geraden Wegs auf den Ankergrund, wo wir die hohen Masten des „Superbe" erblickten, die im Mondlichte vor uns in die Höhe stiegen. Wir warfen Bord an Bord Anker, und nachdem ich mich zu dem Kommandanten begeben hatte, um ihm meine Ankunft zu melden, erhielt ich Befehl, sogleich wieder nach Buenos-Ayres unter Segel zu gehen. Obgleich es Nacht, so zögerte doch der Lootse, der uns beigegeben war, nicht einen Augenblick, und sagte, indem er zum Mond hinaufsah: „Mit einem solchen Lichte werden wir so gut steuern wie bei hellem Tage."

Es ist kein Zweifel, nur in jenen schönen Gegenden der Erde sieht und fühlt man am besten die malerischen oder poetischen Schönheiten des Mondes; aber seinen Nutzen lernt man erst schätzen unter jenen stürmischen Breiten jenseits der Wendekreise. Mehr als Einen Seemann von stahlfestem Muthe sah ich in Furcht und Bangigkeit erbeben, wenn wir uns den Vorgebirgen näherten, die Afrika und Amerika begränzen, und aus dem innersten Herzen wünschte er sich einen guten Mondschein herbei, wenn der Kampf mit den Südwestwinden beginnen sollte. Noch in diesem Augenblick, obgleich die Jahre die grauen Haare auf meinem Scheitel vermehren, erinnere ich mich des freudigen Gefühles, mit dem ich die Erscheinung jenes leuchtenden Himmelskörpers begrüßte, als mein armes Schiff sich auf der Höhe des Kap Horn von Eisbergen umschlossen fand, in den langen und düstern Nächten des antarktischen Sommers.

Die Schleichhändler, wie die Wegelagerer Englands und die Häuptlinge der schottischen Klans, machten sich von jeher die Gegenwart oder Abwesenheit des Mondes zu Nutzen, indem sie ihre geheimen Unternehmungen zur Zeit seines Unterganges, und ihre kühnern Anschläge zur Zeit seines Aufganges ausführten. „Reparabit cornua Phoebe: Warten bis der Mond wieder seine Hörner gewonnen hat." ist eine an den Ufern des Tweed wohlbekannte Devise, und sie steht in den Wappen des Sir Walter Scott, eines Abkömmlings jener kriegerischen Räuber, die es so vortrefflich verstanden, die alte klassische Phöbe zur Mitschuldigen ihrer Ueberfälle zu machen. Auf gleiche Weise rufen die Geschwader, die einen Hafen blokiren, wie die Schiffe, die blokirt werden, abwechselnd mit Freude und Entmuthigung, die verschiedenen Phasen des Mondes zu Hülfe.

Allein die wandelbare Natur dieses Planeten, die unregelmäßigen Zeitpunkte seiner Wiederkehr, der Umstand, daß Wolken von einer gewissen Dichtigkeit sein Licht verlöschen können, spottet aller Berechnungen, und macht oft die Sterblichen sehr unglücklich, die von seinen Launen abhängen. Nie hat die leichtfertigste Schöne ein so boshaftes Spiel mit einem Manne getrieben, als der Mond oft mit einem Schiffe und einer ganzen Flotte spielt, und doch gleich den Cynthien hienieden, denen ich die himmlische auch noch vergleichen möchte, ist sie stets gewiß, die Herzen ihrer Anbeter in dem Augenblicke wieder zu gewinnen, wo sie sich herabläßt, sie wieder mit einem Lächeln zu beglücken.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 251. 8 September 1833.

Der Golf von Mexiko.

(Fortsetzung.)

Nach einem kurzen Aufenthalt, um die Kleider des Gefährten zu trocknen, setzten die Jäger ihren Weg fort. Der Anblick dieser undurchdringlichen Wälder ist für einen Europäer von höchstem Interesse; die Vegetation hat hier eine unter unserm Klima unbekannte Kraft, man fühlt sich von Bewunderung hingerissen, wenn man diese ungeheuern Bäume betrachtet, deren Rinde so grün und glatt ist, als wäre sie der Trieb eines einzigen Jahres. An ihren Wurzeln ist der Boden mit einer dicken Schicht von Blättern und verwitterten Zweigen bedeckt, die seit vielen Jahrhunderten hier aufgehäuft liegen, und eine nach allen Richtungen hin von Lianen durchschlungene Kruste bilden. Zuweilen dringen die Sonnenstrahlen durch das dichte Laubdach, das sich über dem Haupt des Wandrers wölbt, was eine höchst angenehme Wirkung macht; allein dann kommt man wieder an geschlossene Stellen, wo die Blätter so dicht, der Schatten so düster und die Luft so kühl ist, daß man sich jenes heiligen Schauers nicht erwehren kann, den Tacitus den Gott der Deutschen nennt. Man wagt kaum zu sprechen, aus Furcht das Echo möchte irgend einen alten Gott der Indianer wecken und man eines jener Riesengötzenbilder durch das Dickicht schreiten sehen, denen die Priester Menschenopfer schlachteten. Selbst die sonst so lärmenden Vögel achten diese heilige Stille und es ist als lägen auch sie unter jenem Zauber; sie vermeiden diese düstern Einöden und führt sie der Zufall dahin, so ruhen ihre fröhlichen Spiele. Das Aussehen der Indianer trägt noch dazu bei, die Wirkung der Scenerie, von der man sich umgeben sieht, zu erhöhen; von Natur ernst, melancholisch und schweigsam, scheint der Indianer stets nachdenkend und tiefsinnig, er legt gern in Alles etwas Geheimnißvolles, und fragt man ihn, so regen seine halb in Zeichen, halb in Worten ertheilten Antworten die Einbildungskraft auf und versenken das Gemüth in seltsame Träume. Hier mahnt nichts an eine lebende Welt, wie wir sie kennen, die Einbildungskraft schafft sich eine neue, die mit den Gestalten wechselt, doch kann Niemand des Eindrucks sich erwehren, den diese neue, überraschende Umgebung hervorbringt.

Gegen Abend erreichten unsre Reisenden den Saum einer kleinen Ebene oder mit dürren Binsen bedeckten Savanne, wo sie einige indianische Hütten fanden, in denen sie die Nacht zuzubringen beschlossen. Nachdem sie mit den Bewohnern Rücksprache genommen und wegen des Nachtessens das Nöthige verabredet hatten, sahen sie sich in der Gegend um. Der Nordwind hatte sich erhoben und wehte schon sehr heftig; sein langgehaltenes Geheul erfüllte die Wälder, die Vögel schwiegen schüchtern und ließen, unter das Laub geduckt, die Sonne untergehen, ohne ihr den Scheidegruß zu singen. In einzelnen Zwischenräumen hallte das Echo das Getös wieder, das der Fall der von der Gewalt des Sturms zersplitterten oder entwurzelten Eichen machte. Für Seeleute, die so oft Zeugen des Kampfes der Elemente sind, waren diese heftigen Windstöße, von denen die Wipfel der Wälder wie der Spiegel des Oceans wogten, die Blitze, die durch das dichte Laub der Bäume leuchteten und die tausendfach widerhallenden Donnerschläge noch immer ein reizendes Schauspiel.

Nachdem sie diese erhabene Scene eine Zeit lang bewundert hatten, kehrten sie fröhlich und von lebhafter Eßlust getrieben, zur Hütte zurück. So gut sie von ihren Wirthsleuten auch aufgenommen wurden, so konnten sie sich dennoch einer augenblicklichen Unruhe nicht erwehren. Als sie zur Hütte kamen, war es Nacht, und als sie sich bückten, um durch die Thür zu schreiten, war der erste Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, ein hochgewachsener Indianer mit ernstem Zigeunergesicht, starrem, wildem Blick, der, die Hand auf den bloßen Säbel gestützt, unbeweglich, wie ein wachthabender Schweizer dastand. Die Hütte war nicht beleuchtet, und man konnte die Gegenstände nur beim schwachen Schein des Feuers unterscheiden, an dem auf dem Herd das Nachtessen kochte, und dieses Zwielicht warf auf das kupferfarbige Gesicht des Indianers einen röthlichen Schein, der ihm ein etwas diabolisches Aussehen gab. Das erste Gefühl unserer Reisenden war Staunen und ihr erstes Wort: „Was Teufel machst du da?“ (Que diavolo hace ousteol di es?) Die in gleichgültigem Ton ertheilte lakonische Antwort war: „Es ist so Sitte.“ (Es la costumbre.) Und in der That legen auch die Indianer ihren M a c h e t e (eine Art Säbel) nie ab; er dient als Vertheidigungswaffe im Kampf, als Beil in den Wäldern und als kriegerischer Schmuck bei Festen; er kommt nie von ihrer Seite, und bei Nacht ruht er neben ihrem Kopfpolster.

Das Nachtessen wurde bald auf einem wacklichen Tisch auf-

getragen, um den die Reisenden Platz nahmen, nachdem sie all ihr Jagdzeug abgelegt hatten; ihr Wirth hatte zwei junge, ziemlich hübsche Töchter, die sie höflich einluden, am Mahl Theil zu nehmen, und nun dachten Alle, auf aus Holzblöcken bestehenden Schemeln sitzend, an nichts, als der indianischen Küche ihr Recht widerfahren zu lassen. Welch bizarren, phantastischen Anblick, der Feder eines Hoffmann würdig, bot jetzt nicht das Innere der Hütte: in Harz getränkte Strohfackeln, deren von dem von außen eindringenden Wind bewegte Flamme auf alle Gegenstände ein zitterndes zweifelhaftes Licht warf, dienten zur Beleuchtung; in einem Winkel flackerte noch die erlöschende Flamme des Herdes, neben dem eine alte Indianerin kauerte, einen alten an mehreren Stellen gesprungenen irdenen Topf besorgend, der das zweite Gericht enthielt. Mit ihren eingefallenen Wangen, ihren hohlen Augen, dem runzlichten Gesicht und den langen grauen über die Schultern herabhängenden Haaren, glich sie ganz einer Hexe; am Eingang, neben der Thür, stand die unbewegliche Schildwache, die nur dann und wann das Gesicht verzog, wenn der zu heftig wehende kalte Wind ihr die Lendenschürze emporhob, dann zeigte er schöne Zähne, deren Weiße durch sein kupferfarbiges Gesicht noch mehr gehoben wurde, und seine wilden Augen glichen, wenn das Licht der Fackeln sich auf ihrer glatten, leuchtenden Fläche spiegelte, zwei feurigen Kugeln. Nicht weit von ihm, auf seiner Manga *) ausgestreckt, lag das Haupt der Familie, ein silberhaariger Greis **), der seine Gäste theilnamlos anstierte; er hatte sich durch einen Fall am Bein verwundet. Im Hintergrund auf der andern Seite stritten grunsende Schweine um die Lagerstelle, und durch das ungewohnte Geräusch munter gewordene Hühner liefen hin und her. Um die ungeachtet aller wiederholten Bemühungen schlecht gestützte Tafel endlich saßen unsre vier Reisenden mit den beiden Töchtern des Hauses, die sich, sämmtlich von Jugend und Gesundheit strotzend, einer lärmenden Fröhlichkeit überließen. Was für ein Nachtessen hatten die Hungrigen? Ein in spanischem Pfeffer schwimmendes Huhn mit voller wohlgebräunter Brust lag in einer Schüssel mit abgestoßenem Rand; es sah ziemlich schmackhaft aus, aber schon beim ersten Bissen brannten die zarten Lippen unsrer Gäste, als wären sie mit einem glühenden Eisen berührt worden, und ihres Wolfshungers ungeachtet waren sie genöthigt, die ganze Schüssel den schönen Indianerinnen zu überlassen, deren abgehärtetem Gaumen diese Feuerkost herrlich mundete. Zum Getränk gab es Whisky, ein höllischer, noch zehnmal ärger als der Wachholdergepfefferter Branntwein, und schwarzes, schlammiges, aus dem nächsten Sumpf geschöpftes Wasser. Die Stelle des Brods vertraten Tortillas, von denen zwei vor ihnen sitzende Indianerinnen so viel zurichteten, als man bedurfte. Es sind dieß Fladen von Maisteig; die Indianerinnen nehmen eine Kugel dieses Teigs, drücken sie zwischen den Händen flach, und haben sie sie so dünn wie ein Fünffrankenstück gepreßt, so werfen sie sie auf eine fast bis zum Rothglühen erhitzte Platte. Der Teig bleibt bei dieser Arbeit oft an ihren Händen hängen, und um ihn abzulösen, müßte er mit Wasser befeuchtet werden, was sie indeß nicht selten auf kürzere Weise mit ihrem Speichel thun. Als Eßzeug bediente man sich der Finger, wobei unsre Reisenden sich ziemlich ungeschickt benahmen; die beiden niedlichen Rothhäute hingegen arbeiteten mit ihren langen Fingern auf höchst gewandte Weise in der Brühe herum, und es war eine wahre Lust sie mit ihren Nägeln das Huhn zerlegen zu sehen.

(Schluß folgt.)

*) Eine Art Mantel.

**) Einige Reisende wollen wissen, daß das Haar der Indianer nie weiß werde; wir wissen nicht, worauf sich diese Behauptung gründet.

England und die Engländer.

4. Gerechtigkeitspflege und innere Verwaltung.

(Schluß.)

Was vertritt nun die Stelle dieser Aemter und ihre Diener, welche in einer wohlgeordneten Gesellschaft unerläßlich scheinen? In der That Nichts oder doch sehr Weniges: Gründe, die man leicht erräth, ohne sie jedoch genau definiren zu können; gesunder Verstand, Gewohnheiten, Nachahmung; das schon Geleistete und als Muster Dienende; das noch zu Leistende, was in Zukunft dazu dienen wird; Instinkt, Patriotismus, Eigenliebe, die sich dem öffentlichen Interesse widmet. Alles was unter verschiedenen Formen anderwärts sich findet, mit Veränderungen die auf die Lokalitäten berechnet sind, vertritt hier die Stelle dessen, was in andern Ländern durch übereinstimmende, wohl ausgedachte, höchst weise Gesetzbücher verordnet ist, in der Theorie sehr gut, in der Anwendung sehr mangelhaft. Zur Unterstützung dieser Behauptung wäre eine nähere Erklärung nothwendig; ich will die Thatsachen selbst sprechen lassen. Das englische Gouvernement regiert, ohne sich in die Verwaltung des Einzelnen zu mischen; diesen Theil überläßt es der Sorge der Territorialbehörden. Es behält sich nicht einmal das Recht vor, welches nützlich für die Gesellschaft, für die gute Ordnung sogar unerläßlich scheinen könnte, einem Grundgedanken die verschiedenen Ideen unterzuordnen, welche, von vielfachen Punkten ausgehend und durch öfters einander entgegengesetzte Interessen angegeben, wenig Einklang unter sich haben müssen, und dennoch greifen alle Räder, welche die gleichmäßige Bewegung der Maschine bewirken, so in einander ein, als wenn sie nach einem und demselben Maßstabe geformt und von derselben Hand in Thätigkeit gesetzt worden wären. Dieses wird um so mehr überraschen, wenn man weiß, daß es in den Grafschaften keine spezielle Administrativbehörde gibt, eben so wenig als eine die allgemeinen Interessen leitende Verwaltung, die gehörig mit Instruktionen und Exekutivmitteln versehen wäre. Es gibt Scheriffs und Statthalter in den Grafschaften, aber sie besitzen keine wirkliche andauernde Autorität. Es sind Aufseher, welche, aus der höchsten Klasse gewählt, durch ihren persönlichen Einfluß die Gewalt, die ihnen das Gesetz nicht eingeräumt hat, ersetzen. Unter ihnen stehen die Friedensrichter, welche, in unbestimmter Zahl aus den Notabilitäten der Grafschaft genommen, zu gewissen Perioden zusammentreten, um über Vergehen, Verbrechen und administrative Streitfälle zu urtheilen. In dem Zwischenraume der Sitzungen ordnen

diejenigen unter ihnen, welche sich zufällig an dem Hauptorte der Grafschaft beisammen finden, die Angelegenheiten von örtlichem Interesse, ohne irgend einen andern Führer dabei zu haben als die Kenntniß der Landesgewohnheiten; sie ertheilen mehr Rath, als daß sie richterlich entscheiden, und die übrigen Beamten, welche, eben so wenig regelmäßig eingesetzt, aus dem Range, den sie in ihrem Kirchspiele einnehmen, das Recht dessen Angelegenheiten zu besorgen, herleiten, hören sie mehr, als daß sie ihren Befehlen gehorchen. Soll ein Weg gemacht werden, so legt Jedermann Hand ans Werk. Der große Grundeigenthümer gibt die Richtung desselben an; der Feldmesser entwirft die Zeichnung; der Maurer baut die Brücken; Jeder, je nach der Beschaffenheit und Größe seiner Fähigkeiten, ohne bestimmte Regeln und administrative Formen, trägt zu der Arbeit seinen Theil bei. Von einer Gemeinde begonnen, wird die Straße von einer andern fortgesetzt und zieht sich durch die Grafschaft, ja durch das ganze Königreich. Wer hat den ersten Gedanken dazu gefaßt? Wer dessen Ausführung geleitet? Niemand und Jedermann. Sie besteht einmal und die Gesellschaft ist damit bereichert. Kann sie nicht ohne Kosten, die die örtlichen Hülfsmittel übersteigen, ausgeführt werden, so suchen die Gemeinden durch ihre Repräsentanten, die Grafschaft durch ihre Organe die Errichtung eines Zolles nach. Auf eine ihrer Form nach eben so einfache Erkundigung gestattet das Parlament, welches in die Verwaltung eingreift, die nachgesuchte Erlaubniß. Eine Gesellschaft, oder ein Unternehmer, die Grafschaft oder die Gemeinde, lassen mit Hülfe dieses Zolles die Arbeiten ausführen. Ein eben so einfacher Gang findet bei allen örtlichen Interessen, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, statt. Die Beamten, von denen ich oben sprach — wenn man anders diesen Namen Individuen geben kann, welche nicht sowohl durch irgend eine Wahl als vielmehr durch ihre persönliche Stellung an die Spitze der Gemeinden treten, — diese Beamten untersuchen Vergehen und Verbrechen und verfolgen die Schuldigen. Sie stellen Nachsuchungen an, verordnen die Ergreifung der Uebelthäter durch die ersten Besten, die ihnen in die Hände gerathen, lassen ihnen Fußfesseln anlegen — bis Konstables herbeikommen, eine Art von Sicherheitswache auf dem Lande und Polizei in der Stadt. Diese führen sie in das Grafschaftsgefängniß; in vierteljährigen Assisen spricht eine Jury, welche aus Eigenthümern, reichen Pächtern und Fabrikbesitzern besteht, unter dem Vorsitze eines Friedensrichters, über die unter die Kompetenz des Gerichtes fallenden Vergehen; das Erkenntniß über Verbrechen fällt einem höheren Gerichtshofe anheim. Wie mannichfach die Abgaben ihrer Zahl nach seyn mögen, wie verschieden ihrer Form nach, und wie hoch ihrem Betrage nach, ihre Erhebung ist dennoch sehr einfach. Genehmigt von der Kammer der Gemeinen, was den ganzen Staat betrifft, was die örtliche Vertheilung anbelangt, von einem Grafschafts- oder Gemeinderath, werden sie von Vorstehern eingesammelt, welche gehörige Bürgschaft leisten, und sich weder durch äußere Zeichen noch durch eine Uniform auszeichnen. Man ertheilt der Uneigennützigkeit der englischen Verwaltung viele Lobsprüche. Es ist wahr, sie empfängt keine fixe Besoldung; aber in gewissen Fällen läßt sie sich Salaire gefallen; sie beweist sich gegen die subalternen Beamten verschwenderisch. Sie kennt weder Regeln noch Aufsicht, die sie gegen Unordnung und Willkür schützten, und den Lobsprüchen ihrer Oekonomie zum Trotze, kostet sie mehr als die der andern Länder. Ein solcher Zustand der Dinge würde in jedem andern Lande das Bild der Auflösung gewähren, und das in Wahrheit. Wäre er nicht schon in England vorhanden, so würde man ihn sicher nicht erst schaffen. Schon der Versuch, ihn zu ändern, würde seinen völligen Untergang herbeiführen. Und gleichwohl citirt man ihn als Muster, und beruft sich darauf. Zu seinem Gelingen bedurfte es zehn Jahrhunderte der Uebung, einer einflußreichen, geachteten Aristokratie, welche in den Geistern und Einrichtungen Wurzel gefaßt hat, und als Motiv der Thätigkeit jenes durch Gewohnheit befestigten Vertrauens des Volkes auf die gesellschaftlichen Notabilitäten, welches es zu einer vollständigen Unterwerfung geneigt macht.

Seebilder.

Der Mond und die Sterne.

(Schluß.)

Indem ich aber hier den Mond wie ein zärtlicher Schäfer besinge, kann ich nicht umhin, auch mit einigen Worten der geheimnißvollen aber unläugbaren Wechselbeziehungen Erwähnung zu thun, die zwischen der keuschen Göttin und den Gewässern der Erdoberfläche bestehen, und die einen handgreiflichen Beweis von dem Gesetz der Schwerkraft geben — eine Erscheinung, die man noch so genau kennen gelernt haben darf, ohne daß sie deßhalb an Interesse verliert. Selbst an Küsten, wo die Bewegung der Ebbe und Fluth nur wenig bemerkbar wird, ereignen sich oft Umstände, die den souveränen Einfluß des Mondes über die Gewässer auf eine merkwürdige Weise darthun. An der südlichen Küste von Peru, wo die senkrechte Erhebung und Senkung des Meeres den ganzen Monat sehr schwach war, wurde zur Zeit des Vollmondes und eines neuen Viertels der Wogenanschlag an das Ufer zweimal furchtbarer Art, während die Wellen, die an die Felsen schlugen, zwei- bis dreimal höher stiegen, als gewöhnlich. Ich kann nicht ganz genau sagen, bis zu welcher Höhe diese Wassermassen die Felsen von Mollendo bedeckten, aber ich erinnere mich sehr gut, daß sie mit einem so furchtbaren Gebrülle ins Meer zurückstürzten, daß Alle, die sich am Bord befanden, davon erschüttert wurden, obgleich wir mehr als eine Meile weit davon an dicken eisernen Kabeln vor Anker lagen. Ich spreche hier von Küsten, wo Ungewitter etwas Unbekanntes sind, und wo der Ocean, außer an seinen Ufern, mit vollem Recht den Namen des Stillen verdient. Selbst auf geringe Entfernung vom Lande kann man zur Zeit der Mondwechsel kaum die geringste Vermehrung in dem gewöhnlichen Steigen des Meeres wahrnehmen; aber die Bewegung, welche die vereinte Wirkung der Sonne und des Mondes hervorbringt, obgleich unmerklich für unsre Beobachtung, vermehrt die Schwingungen der Wogen auf dem hohen Meere, und können diese, von dem Gegenstoß der Wellen, die das Ufer zurückwirft, unterbrochen, nicht ihre volle gigantische Entwicklung nehmen, so entstehen dann jene ungeheuern Brandungen, die man längs der Küste aufsteigen sieht.

Was sonst Gegenstand bloßer Neugier ist, oder für den gleichgültigen Beobachter höchstens Anlaß gibt, daraus eine wissenschaftliche Theorie abzuleiten, kann von großer praktischer Wichtigkeit für den Offizier werden, dessen Aufmerksamkeit unablässig darauf Bedacht nimmt, jede Naturerscheinung als ein ihm angebotenes Hülfsmittel zu benützen. So war der Wogenanprall an der Küste von Peru eine aller Welt bekannte Thatsache; aber es bedurfte des Genie's eines Lord Cochrane, gegenwärtigem Contre-Admiral Lord Dundonald, um die Vortheile zu berechnen, die er daraus für seine kühnen Unternehmungen ziehen konnte. Wollte Lord Cochrane eine Landung oder Einschiffung von Truppen bewerkstelligen,

so nahm er stets Bedacht, wie durch Zauberei an dem für seine Absichten am günstigsten gelegenen Punkt zur Zeit des ersten Mondsviertels zu erscheinen; verlangte aber seine Politik, daß er jede Verbindung zwischen sich und dem Gestade vermeiden mußte, so wußte er es so einzurichten, daß seine Operationen gerade in den abnehmenden Mond fielen, wo der Wegenanschlag so hoch stieg, daß selbst die Balsas des Landes das Ufer nicht zu verlassen wagten.

Ich könnte noch eine Menge Beispiele anführen, um zu beweisen, wie groß der mittelbare Einfluß des Mondes, oder die unmittelbare Wohlfahrt seines Lichtes für nautische Operationen in allen Meeresgegenden ist; aber nur am Tropenhimmel entfaltet sich seine unvergleichliche Schönheit in ihrem ganzen Glanze. Welcher Dichter außer Moore, welcher Maler, wenn nicht Turner sich angelockt fühlt, diesen Meeren einen Besuch zu machen, könnte uns die köstlichen Gemälde wiedergeben, die dem Europäer die Meerengen von Sunda, Singapur oder Malacca bieten? Bei klarem Mondschein diese Meere zu durchschiffen, ist das wahre Ideal der Seefahrten; ich kann mich noch so wenig an den Gedanken gewöhnen, daß ich diese zaubervollen Gegenden nicht mehr wieder sehen solle, daß wenn irgend eine treffliche Wittwe, oder ein würdiger und guter Greis mich mit einer Erbschaft bedenken würde, ich alsbald auf meine eigene Faust ein Schiff ausrüstete und unter Segel ginge, um meine Entzückungen unter dem Himmel des Morgenlandes wieder aufzusuchen. Wie oft schon fragte ich mich, wie es kommt, daß die braven und reichen Mitglieder unsres Yachtklubs sich mit den lächerlichen Reisen begnügen, die sie unternehmen, statt unter fernen Himmelsstrichen Genüsse aufzusuchen, von denen der einer einzigen Nacht ein Jahr ihrer ewigen Küstenfahrten aufwiegt.

Es wäre undankbar von mir, wenn ich hier nur vom Monde sprechen und undankbar gegen die übrigen Gestirne seyn wollte, die Lord Byron so poetisch die Poesie des Himmels genannt hat. Ich erinnere mich, mit welcher Freude ich, als ich das Erstemal das bezeichnete Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffte, nach Ablauf meines Dienstes noch auf dem Verdecke blieb, um mein Auge an dem Anblick der Sternbilder zu weiden, die ich nur dem Namen nach kannte. Wenn man Himmelskarten oder Himmelsgloben studirt, — wie wir diese Spielzeuge der Wissenschaft zu nennen uns herausnehmen — sieht man darauf einen Centaur mit zwei glänzenden Sternen am Huf, oder einen Pfau mit einem Diadem auf dem Kopf, das wie der Aldebaram glänzt, das prachtvolle Auge des Stieres, oder das ungeheure Schiff Argo, das den Südhimmel durchschifft, mit einem großen Stern, der wie eine Flamme in einem seiner Ruder leuchtet. Natürlich wird Niemand erwarten, am Himmel Centauren, Schiffe und Pfauen zu sehen; aber Jeder muß neugierig seyn, diese Sternbilder zu sehen, die so lebendig zur schöpferischen Einbildungskraft ihrer ersten und glücklichen Beobachter sprachen. Obgleich nur eine geringe Anzahl dieser Sterngruppen sich zu bestimmten Formen gestalten läßt, so wird der Geist doch leicht fortgezogen, und gibt sich willig der lieblichen Täuschung hin. Nachdem wir daher, in der Nähe des Kaps kreuzend, die verschiedenen Sternbilder, die sich am Horizont erhoben, den Meridian überschritten und in den westlichen Wogen sich versenkten, einige Nächte hintereinander beobachtet hatten, gewöhnten wir uns allmählich daran, ihnen nicht nur ihre hergebrachten Namen zu geben, sondern wir bildeten sie uns als Wasserschlangen, Tauben, Tucans, Phönixe, fliegende Fische u. s. w. vor, ohne den ungeheuern Wallfisch des Südens zu vergessen, dessen herrliches Auge, Fomalhant genannt, im Zenith des Kaps glänzt.

Von allen antarktischen Sternbildern aber ist unstreitig das berühmte Kreuz des Südens das merkwürdigste, und muß jederzeit die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen, der so glücklich ist, es zu sehen. Es würde selbst Jemand überraschen, glaube ich, der nie von der christlichen Religion sprechen hörte; um wie viel mehr muß Dieß der Fall seyn, wenn, wie bei uns, alle Gedanken, Worte und Handlungen des Lebens von frühester Jugend an auf das innigste mit diesem heiligen Zeichen verwebt sind! Von den drei großen Sternen, die das Kreuz bilden, befindet sich der eine am Kopf, der andere am linken Arm, und der dritte am Fuß; Dieß ist der Hauptstern und wird das Alpha genannt. Aber sie sind so gestellt, daß sie auch ohne einen kleineren Stern, der den andern Arm des Kreuzes bildet, für ein Kruzifix genommen werden könnten. Wenn dieses Gestirn über dem Meridian ist, steht es fast ganz gerade, und wenn es verschwand, sahen wir es gegen Westen sich neigen. Ich weiß nicht, ob diese Stellung nicht noch überraschender ist, als wenn man es gegen Osten allmählich sich aufrichten sieht. Uebrigens ist das Kreuz des Südens in allen Stellungen bewunderungswürdig, und mit einiger Nachhülfe der Einbildungskraft ist es ganz geschaffen, erhabene Gedanken zu erwecken. Da dieses Sternbild sich ungefähr dreißig Grade vom Südpol befindet, so kann man es in seinem ganzen Umlauf beobachten; als ich daher am Kap war, sah ich es in allen seinen Phasen, von seiner geraden Stellung zwischen sechzig und siebenzig Grad über dem Horizont, bis zu seiner völligen Umkehrung, wo es fast mit der Spitze zuerst die Wogen berührte. In letzterer Stellung erinnerte es mich stets an den Tod des h. Petrus, der es, wie die Legende erzählt, für eine hohe Ehre hielt, kopfabwärts gekreuzigt zu werden. Uebrigens möchte ich wetten, daß es keinen so stumpfsinnigen Menschen gibt, der nicht bei dem Anblick der verschiedenen Stellungen dieses prachtvollen Sternbildes von tiefer Bewunderung ergriffen wird.

Vermischte Nachrichten.

Auf antiken Denkmälern findet man oft Füße oder Fußsohlen abgebildet und von Inschriften begleitet, welche angeben, daß diese Votivsteine von Reisenden errichtet wurden, um sich eine glückliche Reise zu sichern, oder für eine glücklich vollbrachte zu danken. Gleiche Skulpturen befinden sich auch auf den Grabsteinen der ersten Christen, wo sie aber bereits eine mystische Bedeutung zu enthalten und auf die Vollendung der irdischen Pilgerfahrt und den Antritt der jenseitigen Wanderung hinzuweisen scheinen. Dieselben Gefühle haben dieselben symbolischen Zeichen auf verschiedenen Theilen der Erde hervorgebracht. Eingehauene Fußtapfen finden sich vom Abendlande bis tief nach Asien hinein, nicht bloß auf regelmäßigen Monumenten, sondern auch auf bloßen rohen Felsen, und waren vielleicht ursprünglich Erinnerungen an eine schmerzliche Trennung, oder sollten als Unterpfand der Hoffnung einer glücklichen Rückkehr dienen. So findet man auf dem Hammalyl oder Adamspik, auf der Insel Ceylan, eine Art Fußtapfen von der doppelten Größe eines gewöhnlichen Menschenfußes eingegraben, und frommer Glaube hat daran die Sage geknüpft, daß hier Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese verweilte, um noch einmal nach dem verlorenen Eden zurückzublicken. Dieser Fußtritt befindet sich auf einem der Felsen, welche die Spitze des Berges bilden, und aus denen wasserreiche Quellen hervorsprudeln. Der Adamspik ist für die Eingebornen von Ceylan, wie für die verschiedensten Kasten und Religionen Indiens, ein Gegenstand hoher Verehrung. Aehnliche Fußtapfen findet man auch häufig in andern Ländern: so in Frankreich, zu St. Michel Craixa, in Roussillon, wo sich eine Benediktinerabtei befand, und man das Grab des im Jahre 987 im Geruch der Heiligkeit verstorbenen Dogen von Venedig, Peter Urceolo, mit dessen Fußtapfen darauf zeigte. Zu Consoulens, in einem schönen Thale der Pyrenäen im Departament der Ariége, sieht man auf einem Felsen zwei Fußtapfen von verschiedener Größe, denen das Volk jener Gegend gleichfalls eine heilige Verehrung beweist.

•

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften las Herr Civiale eine Abhandlung: „Statistische Untersuchungen über die Krankheiten des Blasensteines" vor, in der er 1881 Fälle derselben, die in verschiedenen Spitälern von Europa und unter den mannichfaltigsten Formen beobachtet wurden, zusammenstellt, woraus hervorgeht: 1) daß die Zahl der vom Blasenstein behafteten Kinder größer ist, als man bisher glauben mochte, da von den 1881 Kranken 1126 Individuen unter 14 Jahren waren. Auffallend ist es, daß diese Krankheit bei den Kindern am meisten in den lombardisch-venetianischen Staaten vorkommt, vorzüglich am Fuß der Alpen, wo die Kinder sich von groben und wenig nahrhaften Speisen nähren; 2) daß an vielen Orten die Kranken aus Furcht vor dem Steinschnitte lieber die Kur so lange vermeiden, bis ihr Leiden völlig unerträglich und die Operation nur noch gefährlicher geworden ist; 3) daß die Zahl der am Steinschnitt Gestorbenen gleichfalls beträchtlicher ist, als man bisher glaubte, indem man bei 1644 Operationen 1276 Heilungen und 524 Todesfälle findet.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 252. 9 September 1833.

England und die Engländer.

5. Marine und Armee.

Die Marine Großbritanniens besteht aus 380 Schiffen, worunter 94 Linienschiffe sind, mit einem Gesammtpersonale von 29,000 Offizieren, Matrosen und Angestellten. Diese ungeheure Macht ist in prächtigen Seehäfen vertheilt, und die Arsenale entsprechen durch ihren Umfang und ihre Organisation dieser Wichtigkeit; die Kosten belaufen sich auf 4,500,000 Pfd. Strl. (112,500,000 Frk.) und diese Summe, so hoch sie auch erscheint, ist nicht übertrieben, wenn man die sehr kostspielige Verwendung derselben erwägt. Während 150 Schiffe die fortwährenden Beziehungen zwischen den auf allen Meeren zerstreuten Kolonien und dem Mutterlande unterhalten, stehen 180 stets in Bereitschaft, vollständig armirt zu werden; die Uebrigen sind im Baue begriffen. England ist und wird wahrscheinlich noch lange die erste Seemacht bleiben. Seine Einrichtungen, seine Neigungen und Geschmack, selbst seine Vorurtheile, Alles ist auf die Mittel gerichtet, sich eine Oberherrschaft zu erhalten, welche die Revolutionskriege außer Zweifel setzten. Die Verluste, welche es in jener Epoche den Seemächten zufügte, entfernten alle Möglichkeit sogar bis zu dem Gedanken, ihm Widerstand leisten zu können. Es zerstörte nämlich 156 Linienschiffe, 582 Fregatten, 662 Korvetten und noch andre Schiffe, die eine Gesammtsumme von 3505 Kriegsschiffen bilden. Seit dieser Periode seiner Triumphe hat die englische Marine ihre numerische Ueberlegenheit behalten, indessen Holland und Spanien, welche in den Jahren 1792/93 ihre Flotten mit den seinigen maßen, keinen Versuch machten, sich von ihrer Niederlage zu erholen. In der That, Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten haben ihrem Seewesen eine Sorgfalt gewidmet, die nicht ohne glücklichen Erfolg blieb, aber im Falle nicht eine enge Allianz, deren Wahrscheinlichkeit nicht in den jetzigen Umständen liegt, diese Mächte verbände, so würde es zweifelhaft bleiben, ob sie mit Vortheil sich gegen die englische Marine halten könnten. Die numerische Stärke der englischen Armee entspricht nicht der Idee, die man sich davon machen könnte, wenn man die Kriege bedenkt, an denen Großbritannien zu seinem Ruhme und zu seinem Vortheile Theil nahm. Die Anzahl der präsenten Truppen übersteigt nicht 117,000 Mann, die sich folgender Weise vertheilen: England und Schottland 30,000; Irland 24,000; die Kolonien 37,000 und Ostindien 26,000; demnach hat England nur eine wirkliche und disponible Streitmacht von 54,000 Mann; die Unterhaltung derselben kostet 13,400,000 Pfd. Strl. (335,000,000 Fr.) Davon kommen auf Pensionen und halben Sold 5 Millionen Pfd. Strl. und die Artillerie nimmt 450,000 Pfd. Strl. hinweg. Schwerlich dürfte man Truppen finden, die sowohl durch ihre Haltung als die Präcision ihrer Uebungen und die Musterhaftigkeit ihrer Zucht die englischen übertreffen. Die Kavalleriekorps, die drei Regimenter Infanterie und die Abtheilung der Artillerie, die die königliche Garde bilden, sind bewundernswerth. Die englische Disciplin gestattet die strengsten körperlichen Strafen. 100, 200, ja 300 Hiebe sind die gewöhnliche Züchtigung für Vergehen, welche man in Frankreich mit höchstens 1 oder zwei Monat Gefängnißstrafe belegen würde. Mit wenigen Ausnahmen ist das Avanciren in der Armee auf die Grade der Unteroffiziersstellen beschränkt. Die Offiziersstellen, einschließlich bis zum Obristlieutenant, werden gekauft. In dem Gardekorps kostet ein Fähnrichsbrevet 1,200 Pfd.; das eines Lieutenants 1,600 Pfd., das eines Obristlieutenants 7,000 Pfd.; die Grade in den Linienregimentern sind nicht so theuer. In diesem Lande muß man also Geld haben, um zum Ruhme zu gelangen. Wehe dem Soldaten, der keins hat! er wird nicht vorrücken. Seine Dienste, wenn sie auch noch so glänzend waren, werden es nicht abwenden, daß seine Laufbahn durch seine Zahlungsfähigkeit beschränkt wird. Dieser Gebrauch ist so alt wie die Armee. Bis jetzt hat man sich dabei wohl befunden, und seltsam — es haben sich wenig Reklamationen dagegen erhoben. Die hervorstechendste Wirkung davon ist, daß nur reiche und guten Familien angehörende Offiziere in der Armee sind. Dieselben bringen vornehme Manieren und eine gute Erziehung mit, wodurch wenn auch darin nicht das Wesen der Tapferkeit besteht, dieselbe sich doch bemerkbarer macht. Die Militärschule zu Woolwich liefert für die Artillerie und das Geniewesen die nöthigen Offiziere, deren Avancement nicht vom Stellenkaufen abhängt. Außer der regulären Armee organisirt man während des Krieges Milizen zur Vertheidigung des Landes; auch zur Friedenszeit besteht unter dem Namen Yeomanry ein Kavalleriekorps, welches seiner Zusammensetzung und seiner Dienstbestimmung nach Aehnlichkeit mit der Nationalgarde in Frankreich hat; es wird von den Lords und den vornehmsten

Grundeigenthümern der Grafschaften befehligt. Jedes Jahr versammelt es sich zu seinen Uebungen 10 bis 12 Tage; seine Haltung ist glänzend. In dem Zustande des Friedens, worin England gegenwärtig lebt, sind Pferderennen, Diners und Festlichkeiten die wichtigsten Resultate dieser Vereinigung.

Der Golf von Meriko.

(Schluß.)

Zum Glück kam endlich eine ungeheure Schüssel kleiner schwarzer, sehr schmackhafter Bohnen auf den Tisch, die die Indianer meisterhaft zu bereiten verstehen; an diesem Gericht hielten die Reisenden sich für die feurige Hühnerbrühe schadlos und die allgemeine Fröhlichkeit blieb ungestört. Es handelte sich jetzt darum, etwas ausfindig zu machen, um die Tafel in die Länge zu ziehen, denn das Lager sah nichts weniger als einladend aus. Man zündete also ein großes Gefäß mit Whisky an, in das man ein Stück von dem schmutzig gelben, schlechten Farinzucker ähnlichen Zucker des Landes warf; die in Garben aufschießende, blau und gelbe Flamme des Branntweins gab den Gesichtern aller Anwesenden ein gespenstisches Aussehen, und das nun fertige Getränk wurde mit dem Namen eines Rumpunsches beehrt. Die Indianer geriethen beim Anblick dieses neuen Feuers in Entzücken und schwelgten in diesem Gebräu, das ihnen köstlicher als Nektar vorkam. Selbst der Greis fühlte das Feuer seiner Jugend wieder aufleben und mischte seine zitternde Stimme in den melancholischen Gesang der Indianer und die muntern Lieder der Franzosen. Zärtliche Blicke wurden zwischen den schönen Indianerinnen und ihren Gästen gewechselt; wie anmuthig waren die erstern nicht, wenn sie die großen Gläser Whisky hinabstürzten, welche die galanten Franzosen ihnen einschenkten; ihre Augen leuchteten vor Vergnügen und funkelten wie die der Bachantinnen. Nachdem sie rasch nach einander zwei Gläser ausgetrunken hatten, zogen sie unter dem Pagne, der ihren Busen bedeckte, ungeheure durch langen Gebrauch geschwärzte Tabakspfeifen, mit einem kaum zollangen Rohr, wahre Nasenwärmer, die einen angenehmen Geruch von Tabaksaft verbreiteten, hervor. Beide füllten ihre Pfeifen, zündeten sie an der Fackel an, thaten zwei oder drei Züge und boten sie dann, sie aus dem Mundwinkel nehmend, mit süßem Lächeln, jede ihrem Nachbar. Das Dargebotene war freilich etwas ekelhaft, aber die Bewegung so üppig, der Blick so einladend, wie konnte man widerstehen? — Die Soirée und ein Theil der Nacht wurden so hingebracht, endlich dachte man ans Schlafengehen.

Auf den harten, unebenen, so zu sagen aus Hügeln und Thälern bestehenden Boden der Hütte breitete die alte Indianerin eine Matte, die sie mit einem großen Fliegenvorhang von Kattun überdeckte, um ihre Gäste gegen die Muskitos zu schützen, und unter diesem pferchten alle vier sich ein, von dem Summen der Insekten wach gehalten, die sie wüthend umschwärmten. An Schlaf war nicht zu denken; sie wurden von den heillosen Insekten, die durch einige Oeffnungen in den dünn gewordenen Stellen der Decke sich einen Weg gebahnt hatten, fast aufgezehrt. Carapatten, Radadors, lauter blutgierige stechende Insekten, thaten sich gütlich auf ihnen; der stechende Schmerz peinigte sie von der Ferse bis zum Wirbel, und doch konnten sie nichts Besseres thun, als sich kratzen und lachen. Während diese Herren vergebens den Schlaf anrufen, werfen wir einen Blick auf ihr Obdach. Die Hütte war mit einem ziemlich starken, gegen einen heftigen Platzregen aber doch nicht auslangenden Schilfdache gedeckt; die Wände waren aus in die Erde gesteckten und durch weite Zwischenräume getrennten Baumzweigen gebildet. Die Nacht war finster, der Nordwind blies heftig kalt und eisig, als ob er über ein Schneefeld gefahren wäre; die Indianer lagen zusammengekrümmt, vor Frost zitternd dicht an einander gerückt wie das Rothwild, das vom Winter in seinem Lager überrascht wird; und fragte man den Hausvater, warum sie so faul wären, und nicht mehr Zweige abhieben, um ihre Hütte gegen das Ungestüm der Jahreszeit zu schützen, so antwortete er mit thierischem Stumpfsinn, sie wären alt und den Sommer über krank gewesen. „Aber eure Kinder sind jung und gesund, warum..?“ „Oh die frieren nicht, warum sollten sie sich also so viele Mühe machen?“ (No tienen necessidad di cubrir la cabaña?) Von kindlicher Ehrfurcht und elterlichem Ansehen hat man in diesen Wäldern keinen Begriff. Männer, Weiber, Kinder, Schweine, Hunde, Hühner u. s. w. Alles haust übrigens durcheinander unter Einem Dach.

Vor Anbruch des Tages schon waren die Reisenden zum Aufbruch bereit; die alte Indianerin bereitete Kaffee und Whisky zum Scheidetrunk, und man trennte sich unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen. Die erste Beute des Tages war ein Adler, der beim Herabfallen den Jäger verwundete, der ihn erlegt hatte. Wir wollen die Tage, die sie noch in den Wäldern zubrachten, ferner nicht mehr einzeln aufführen; sie glichen, mehr oder weniger, einer dem andern. Sie stießen auf viele Hirsche, Damhirsche und Rehe; da aber diese Art von Jagd bekannt genug ist, so bedarf es keiner Beschreibung; nur eines Ereignisses wollen wir gedenken, das fast tragisch geendet hätte. Eines Tages hatten die Reisenden gegen Mittag am Rand einer sumpfigen Ebene, wo sie eine alte verlassene Hütte fanden, Halt gemacht; sie bestimmten diese Hütte zum Sammelplatz und gingen nun auf die Jagd, wobei sie durch Flintenschüsse sich gegenseitig von ihrer Entfernung zu benachrichtigen verabredeten. Einer der Jäger schlug einen jener überwölbten Fußpfade ein, wo er in einer Entfernung von etwa 15 Schritten einen Indianer mit untergeschlagenen Beinen auf einem verbrannten Baumstamm sitzen sah, der, ein kleines scharfes Beil in der Hand und mit einer Lanze bewaffnet, ganz gemächlich die über seinem Haupte hängenden Zweige eines Baumes abzuhauen schien. Diese Begegnung schien dem Jäger von guter Vorbedeutung, und er redete den Indianer fröhlich und munter an, der jedoch, ohne ihn anzuhören, ihm mit ausdrucksvoller Gebärde zurief: „Bleib stehen!“ (sta agui.) Der Franzose, nicht wissend, was das bedeute, nahm sein Gewehr beim Fuß, stützte den rechten Arm auf die Mündung und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Er hatte etwa 7 bis 8 Minuten in dieser Stellung verharrt, als vor ihm auf dem Fußpfad ein furchtbarer Schrei erschallte und

im nämlichen Augenblick ein wüthender Schaguar in entsetzlichen Sprüngen sichtbar wurde. Das Thier machte, als es zwei Männer ansichtig wurde, etwa ein Dutzend Schritte von dem Indianer Halt, streckte sich auf dem Boden aus und blieb, die blitzenden Augen rollend, mit gespitzten Ohren, starrem Bart und den Schweif furchtbar eingezogen, liegen. Unser Jäger war entsetzt und fast versteinert ob diesem Anblick; er dachte nicht an seine mit Rehposten geladene Flinte und lehnte sich, seine Seele Gott empfehlend, an einem starken Baum. Alles dieß begab sich in kürzerer Zeit, als man braucht, um es zu erzählen; plötzlich erhebt sich der Tiger vom Boden, macht einen furchtbaren Satz und stürzt sich auf den Indianer — die Augen des Jägers schlossen sich vor Entsetzen über diesen Anblick, und als er sie wieder aufschlug, sah er den Indianer ruhig auf seinem Baumstamm, das Beil in der Hand, sitzen, den Schaguar aber mit gespaltenem Schädel im Blute schwimmend zu seinen Füßen liegen. Jetzt schöpfte er Athem und näherte sich dem Indianer, um ihm zu danken; dieser aber, ohne einen Zug zu verändern, hielt ihn mit den Worten entfernt: „Jetzt ist's an euch, Herr, seht euch um.“ Diese Worte brachten den Jäger zur Besinnung, der, sich umwendend, sein Gewehr anschlug und im nämlichen Augenblick auch schon das Weibchen kommen sah, das auf das Geschrei des Schaguars herbeigeeilt war. So wie dieser, hielt es in einer Entfernung von etwa zehn Schritten an, um die Weite zu bemessen, seinen Feind zu beobachten und seinen Anlauf zu nehmen. Die Lehre war indeß zu ernst gewesen, der Jäger benützte den Augenblick der Ruhe, drückte beide Läufe seiner Flinte ab und traf das Thier so gut zwischen die Augen, daß es augenblicklich todt blieb. Stolz über seine Heldenthat, lief er, freudestrahlend auf den Indianer zu, der aber dem Ausbruch seiner Dankbarkeit abermals mit den Worten: „Es bien Señor“ Schranken setzte, sich dann an die Thiere machte, um sie abzuhäuten und die Felle mit sich zu nehmen. Dieser Vorfall erschreckte unsre Reisenden nicht wenig, sie sahen ein, daß sie sich muthwillig Gefahren ausgesetzt hätten, und beschlossen von jetzt an sich nie mehr zu trennen; auch dachten sie früher an die Rückkehr, als sie es Anfangs Willens gewesen waren.

Eine Jagd, die ihnen höchst seltsam erschien und einem Europäer wahrscheinlich unglaublich vorkommen wird, war die Wachteljagd. Zu einer gewissen Zeit des Jahres, gewöhnlich in den Monaten Februar, März und April und zuweilen auch schon vom December an, zieht durch Mexiko eine Menge den Wachteln höchst ähnlicher Vögel; das Einzige was sie von den unsrigen unterscheidet, ist, daß sie aufsitzen. Sie halten sich gewöhnlich mitten in den Savannen in Binsen oder trockenem Gras verborgen; kommt aber ein Jäger, so stehen sie sogleich auf und setzen sich truppweise auf den nächsten Baum oder Strauch. Der Hund verfolgt sie bellend, und die Wachteln, von diesem Gebell wie bezaubert, bleiben unbeweglich auf ihren Zweigen sitzen, so daß der Jäger dem Baum so nahe kommen kann, als er nur will. Man fängt sie in Schlingen, die man an eine Ruthe oder Stange befestigt, und der Wachtel, wenn sie den Hund anstarrt, um den Hals wirft und dann zuzieht. Die Indianer fangen deren auf diese Weise eine Menge; hört aber der Hund zu bellen auf, so fliegt die ganze Schaar augenblicklich davon.

Die Talipotpalme auf Ceylan.

(Aus dem Penny Magazine.)

Es gibt im Pflanzenreich nur wenige merkwürdigere, schönere und dem Menschen nutzbarere Gewächse, als die auf der Insel Ceylan und der Küste von Malabar *) einheimische Fächerpalme oder Talipot (corypha umbraculifera Linn.). Robert Knox sagt, sie werde so stark und hoch als ein Schiffsmast; Cordiner aber gibt genauere Nachweisungen in dieser Hinsicht, denn er berichtet, daß ein solcher Baum, den er ausmaß, hundert Fuß hoch war, und dicht am Boden 5 Fuß im Umfang hatte. Der Stamm dieses Baumes ist so gerade wie ein Lanzenschaft, und wird nach dem Wipfel zu allmählich dünner, so daß der obere Umkreis etwa halb so viel mißt als der untere, indeß ist er stark genug, um auch den stärksten tropischen Winden widerstehen zu können. Er hat keine Zweige, und sein Wipfel treibt nur Blätter, die am Baum sich fast kreisförmig ausbreiten, sind von so ungeheurer Größe, daß sie zehn bis zwölf neben einander stehende Menschen (Knox spricht von 15 bis 20) bedecken können. Die aus der Spitze des Baumes oberhalb der Blätter emportreibende Blüthe besteht anfänglich aus einem Kolben von glänzend gelben Blumen, die zwar schön aussehen, aber einen zu starken, scharfen Geruch verbreiten, als daß man ihn angenehm finden könnte. Die Blüthe ist vor ihrer Entwicklung von einer harten Rinde umschlossen, die beim Durchbrechen der Blume mit einem lauten Knall berstet. Dieser Blüthenkolben erreicht eine bedeutende Höhe, und vermehrt die des Baumes oft um mehr als 50 Fuß. Aus den Blüthen entwickelt sich die Frucht, oder der Same, der von der Größe unserer Kirschen, außerordentlich zahlreich, aber nicht eßbar ist, und nur zu Vervielfältigung des Baumes benutzt werden kann. Die Eingebornen geben sich, wie es scheint, nicht die Mühe des Säens, sondern überlassen Dieß gänzlich der Natur. Jeder Baum treibt nur Einmal Blüthen und Früchte, und zwar, den Eingebornen zufolge, erst im hundertsten Jahre seines Alters; Ribeyro, ein portugiesischer Schriftsteller, sagt, um das dreißigste Jahr, und diese Angabe scheint allerdings der Wahrheit näher zu kommen. Sobald die Frucht oder der Samen zur Reife gekommen, dorrt der Baum aus und stirbt so schnell ab, daß man ihn nach Verlauf von zwei oder drei Wochen verfault am Boden liegen sieht. Knox sagt, daß wenn der Baum umgehauen werde bevor er Samen treibt, das in seinem Stamm enthaltene Mark eine sehr gesunde, nahrhafte Speise gebe, und daß die Eingebornen es in Mörsern zu Mehl zerreiben, aus dem sie Kuchen backen, die einen dem weißen Brod ähnlichen Geschmack haben, auch diene ihnen dieses Mark vor der Ernte statt des Getreides. Man findet in keiner Beschreibung von Ceylan eine Erwähnung von diesen Kuchen, da indeß Knox in seinen Angaben sehr genau und wahrheitliebend ist, so läßt sich annehmen, daß die Eingebornen deren zu bereiten pflegten. Bekannter ist, daß aus dem Mark des Baumes der Sago bereitet wird. Der Stamm des Talipot ist, wie der der meisten andern Palmenarten, von Außen sehr hart, inwendig aber ist der größere Theil seines Durchmessers mit einer bräunlichen, zelligen Masse angefüllt. Der Sago wird bereitet, indem man die innern schwammigen Theile des Stammes im Mörser stößt und so eine mehlige Substanz gewinnt, die dann gekörnt wird. Die größte Nutzbarkeit des Baumes ruht indeß in seinen Blättern. Am Baum haben sie, wenn sie ausgebreitet sind, eine schöne dunkelgrüne Farbe; jene aber, die man zum Gebrauch einsammelt, werden abgebrochen ehe sie sich entfalten, und diese sind und bleiben von lichter bräunlich gelber Farbe, ungefähr wie altes Pergament. Ihre Zubereitung ist höchst einfach: sie werden mit glatten Stücken harten Holzes gerieben, wodurch jede Feuchtigkeit, die etwa noch in ihnen ist, ausgepreßt, und ihre von Natur schon sehr große Biegsamkeit noch vermehrt wird. Man kann sie ohne die mindeste Anstrengung wie einen Fächer ausbreiten oder zusammenlegen, und in der That werden sie auch von den Eingebornen nicht nur als solche, sondern auch als Sonnen- und Regenschirme gebraucht; im Feld dienen sie ihnen sogar statt der Zelte und in Stücke geschnitten als Papier, um darauf zu schreiben. Das Blatt ist so leicht, daß man ein ganzes ohne Anstrengung in der Hand tragen kann, da Dieß aber wegen der Größe eines ganz ausgebreiteten Blattes unbequem seyn würde, so schneiden die Eingebornen Stücke davon ab, mit denen sie sich gegen die brennenden Sonnenstrahlen oder den Regen schützen. Der schmalere Theil wird nach vorn getragen, damit man um so ungehinderter durch die im Lande sehr häufigen Waldungen und Gebüsche gehen kann. Handhaben sind nicht üblich.

*) Man will behaupten, daß sie auch auf den Marquesas- und Freundschafts-Inseln gefunden werde.

sondern der, der das Blatt trägt, hält das Blatt an beiden Seiten mit den Händen. „Dieß ist, sagt Knox in seiner kindlich frommen Weise, ein großes Gnadengeschenk, das der allmächtige Gott diesen armen nackten Menschen in diesem regnichten Lande verliehen hat!“ Er hätte auch noch hinzusetzen sollen, „in diesem heißen Lande,“ denn die Hitze in Ceylan, dessen mittlere Temperatur 81° F. ist, hält oft sehr lange an und steigt zu einer fürchterlichen Höhe, und mithin ist das Blatt der Fächerpalme nicht minder schätzbar als Schutz gegen die Sonne wie gegen den Regen.

So viel Wasser auch immer auf das Blatt fallen mag, so nimmt es doch keine Feuchtigkeit an, sondern bleibt stets gleich trocken und leicht. Die britischen Truppen überzeugten sich, in ihrem Feldzug in den Dschengeln gegen die Cingalesen in den Jahren 1817 und 1818, gar sehr zu ihrem Nachtheil, welch kräftiges Schutzmittel diese Blätter gegen Nebel und Regen sind. Die feindlichen Musquetiere, von denen jeder mit einem solchen versehen war, hatten stets trockenes Pulver und Gewehr, und konnten das Feuer auf ihre Gegner unterhalten, während die Britten, des häufigen Regens und der Feuchtigkeit in den Gebirgen wegen, sehr oft nasse Flinten und Munition hatten, und folglich das Feuer nicht erwidern konnten.

Als Zelte gebraucht werden die Blätter der Fächerpalme gerade aufgerichtet. Zwei oder drei solcher Schirme gewähren ein herrliches Obdach, und da sie sehr leicht und bequem zu transportiren sind, indem man jedes Blatt bis zur Größe eines Mannesarmes zusammenrollen kann, so eignen sie sich sehr gut zu diesem wichtigen Dienst. Die Häuptlinge haben regelmäßige, viereckige Zelte von diesen Blättern; sie werden zu diesem Zweck sauber zusammengenäht und über ein leichtes Gestell gespannt; ein solches Zelt ist sehr bequem, und nimmt, zusammengepackt, wenig Raum ein.

Als Papier gebraucht werden diese Blätter, wie bereits erwähnt, in Stücke geschnitten (die, welche wir sahen, waren ungefähr 15 Zoll lang und 5 breit), eine Zeit lang in siedendem Wasser geweicht, auf beiden Seiten mit einem glatten Stück Holz gerieben, um sie biegsam zu machen, und dann sorgfältig getrocknet. Die Cingalesen schreiben oder graben ihre Buchstaben mit einem Griffel oder spitzen stählernen Instrument darauf und reiben sie dann mit einer dunkelfarbigen Substanz ein; da diese nur in den aufgerissenen Stellen haftet, so werden die Buchstaben dadurch mehr herausgehoben und lassen sich leichter lesen. Der färbende Stoff wird mit Kokusnußöl angefeuchtet, und ist, wenn er trocken geworden, nicht leicht zu verwischen. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten schreiben die Eingebornen auf die Blätter einer andern Palmenart; zu Regierungsdekreten, wichtigen Dokumenten, Staatsverträgen z. B. und Büchern aber bedient man sich stets der Blätter der Fächerpalme. Ein cingalesisches Buch ist ein Bündel solcher zusammengebundener Streifen. *) Da sogar die Rechtsgelehrten und Unterrichteten des Landes in chronologischer Hinsicht sehr mangelhafte Kenntnisse besitzen, so gibt es, wo es auf Daten ankommt, oft große Verwirrung, und nicht selten sieht man einen cingalesischen Richter das Alter eines ihm vorgelegten Dokumentes durch den Geruch und durch Einschnitte, die er in dasselbe macht, prüfen.

Das Oel, dessen man sich zum Schreiben bedient, hat einen sehr starken Geruch, der die Insekten abhält, sich aber mit der Zeit verliert; die Talipotblätter scheinen indeß von Natur aus die Eigenschaft zu besitzen, auch ohne Oel den Zerstörungen des Alters und der Insekten trotzen zu können. Merkwürdig ist, daß die Cingalesen, die fromme Handlungen, als z. B. die Gründung eines Tempels, oder die einem solchen verliehenen Schenkungen, auf niedlich mit Silber eingefaßte Platten von feinem Kupfer einzugraben pflegen, diesen Platten genau die Gestalt der Blätterstreifen geben, auf die sie gewöhnlich schreiben.

Außerdem bedienen sich die Cingalesen noch sehr häufig der Blätter der Fächerpalme zur Bedachung ihrer Häuser; auch verfertigen sie Hüte aus ihnen mit einem so breiten Rand als ein ausgespannter Regenschirm, die besonders von säugenden Weibern getragen werden, um sich und ihre Kinder gegen die Hitze zu schützen.

Der Talipot ist jetzt nicht mehr so häufig, und wird von denen, die nur die Küste und nicht auch das Innere der Insel besuchen, selten gesehen. Er scheint unter andern Bäumen zerstreut in den Wäldern zu wachsen. Auf einer Ansicht der Stadt Candy, wie sie im Jahre 1821 war, sieht man einen schönen blühenden Talipot unter einer Gruppe von Kokuspalmen.

*) Viele der Bücher, die man in Europa als auf Papyrus geschrieben ausgibt, bestehen aus Talipotblättern.

Vermischte Nachrichten.

Man ist in England einem Verbrechen auf die Spur gekommen, dem man dort wegen seiner neuen und unerhörten Ruchlosigkeit den Namen See-Burking beigelegt hat. Den Lesern ist erinnerlich, daß jener Unmensch Burke mehrere Mordthaten durch Erwürgung beging, um die medicinischen Schulen in London mit Leichen zu versehen. Die Versicherungsgesellschaften für Verluste von Schiffen haben zu einer ähnlichen Abscheulichkeit Veranlassung gegeben. Eigenthümer und Kapitän eines Schiffes kommen nämlich überein, ein schlechtes und mit werthlosen Gegenständen befrachtetes Schiff hoch versichern, und dann an einer Küste, die als gefährlich bekannt ist, scheitern zu lassen ... Für den Kapitän wird, wie zuvor verabredet, ein Boot zur Rettung in Bereitschaft gehalten, und die Schiffsmannschaft geht wahrscheinlich größtentheils zu Grunde. Das Blutgeld für diese neue Art von Seeräuberei wird dann in Lloyds ausbezahlt. Kapitän Owen, von dessen Reise wir neulich Bericht gegeben, hatte Befehl erhalten, an einigen, wegen der vielen Schiffbrüche berüchtigten Punkten des Gestades von Afrika Untersuchungen anzustellen, aus denen hervorging, daß nur die gröbste Unwissenheit oder die schändlichste Verrätherei diese Menge von Schiffbrüchen erklärlich mache. „Von den vielen Schiffbrüchen, die sich in der Tafelbay und ihrer Nachbarschaft ereignet hatten, bemerkt hiezu Kapitän Owen, war nicht Einer, den man nicht auf die äußerste Unwissenheit, Nachlässigkeit oder tödliche Absicht zurückführen konnte.“ — Einen offenbaren Fall von dieser abscheulichen Verrätherei erzählt Kapitän Owen von dem Schiff „Mathilde,“ das Anfangs innerhalb des Hafens von Mozambique zu scheitern versuchte, aber zufällig gerettet wurde. Nachher ließ es der Kapitän auf der Bank von St. Antonio auf den Grund rennen. Diese Bank ist ein Korallenriff, das mit angeschwemmtem Sand umgeben ist, und der Kapitän ließ ganz gemächlich das Schiff innerhalb des Riffes aufrennen, wo die Gefahr für ihn und die Mannschaft nicht so groß war, da nur die höchsten Springfluthen das Riff überspülen. Das Schiffsvolk begann hierauf die Ladung herauszuschaffen und auf den Sand zu legen: nach drei Tagen aber machte sich die ganze Mannschaft in zwei Booten nach Mozambique, ungefähr siebzig Meilen nördlich davon auf den Weg. Allein die Schurken brachten die reißenden Strömungen und die vielen Korallenriffe am Ufer nicht in Rechnung, wurden lange auf dem Meer umhergetrieben, mußten endlich, um Wasser einzunehmen, landen, wurden von den Eingebornen angegriffen und verloren zum Theil ihr Leben. Auch der Sohn des Eigenthümers war an Bord und büßte mit allen Offizieren in Folge der erlittenen Anstrengungen das Leben ein. Nur einige halbverhungerte Laskaren wurden zu St. Mary endlich ans Land gebracht und erzählten die hier berichteten Vorfälle.

*

Der einzige Census von Benares, der bisher bekannt war, bestand in einer Schätzung, welche im Jahre 1800 von einem mohammedanischen Beamten gemacht worden war. Er schätzte die Zahl der Häuser auf 30,000, die Zahl der Einwohner auf 600,000. Da die englische Verwaltung Gründe hatte zu vermuthen, daß er aus Eitelkeit die Zahl der Einwohner überschätzt habe, so unternahm der englische Administrator der Stadt J. Prinsep einen förmlichen Census im Jahre 1825. Er hatte befürchtet von Seite der Einwohner dabei große Schwierigkeiten zu finden, aber sie waren sehr bereitwillig alle nöthigen Data zu liefern. Das Resultat war folgendes: Die Stadt besteht aus 30,205 Häusern, mit 181,482 Einwohnern. 11,525 Häuser sind von Stein, 2528 halb von Stein, halb von Pisé, 16,552 von Pisé allein; die Stadt besitzt 1000 Hindutempel und 335 Moscheen. Die Mohammedaner bilden den fünften Theil der Bevölkerung, sie bewohnen meistens die Vorstädte, während die Hindus fast allein die innere Stadt inne haben. Die Braminen belaufen sich auf 32,581, die indischen Fakirs auf 7171, etwa 10,000 Mohammedaner leben von ihren Renten; die Stadt ist bedeutend im Zunehmen, die europäischen Behörden und die Garnison wohnen nicht in der Stadt, sondern in Secrole, etwa eine halbe Stunde von den Thoren von Benares; dieses Etablissement enthält etwa 20,000 Seelen. Bei großen Festen steigt die Bevölkerung der Stadt oft um 100,000 Einwohner.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 253. 10 September 1833.

Freie Negerkolonie in Liberia.

1. Gründung von Liberia.

Die größte Frage, welche gegenwärtig Amerika in allen Theilen, besonders aber in den Nordamerikanischen Freistaaten beschäftigt, ist die über das Schicksal ihrer schwarzen Bevölkerung. Die Natur rächt sich am Ende über das lange Unrecht, das die weiße Race der schwarzen angethan hat. Die Habsucht der Weißen hat seit Jahrhunderten eine Sklavenbevölkerung angehäuft, welche endlich ihr Fluch geworden ist. Die schwarze Bevölkerung von Nordamerika besteht gegenwärtig aus 2,300,,000 Köpfen, sie nimmt jährlich um 60,000 zu; es wird täglich unvortheilhafter und schwieriger, sie in der Sklaverei zu halten, überall ersetzt Maschinenarbeit die frühere Handarbeit, und bald wird es moralisch und finanziell unmöglich seyn, diese Masse von Sklaven beizubehalten. Sie frei zu lassen, ist eine gefährliche Maßregel, welche ihren Zweck nicht erreichen würde, denn sie bleiben immer eine unglückliche und dem Staat lästige Klasse; unglücklich, weil sie immer von den Weißen zurückgestoßen werden, lästig, weil der Erfolg dieser Zurückstoßung ist, sie in Unwissenheit, Trägheit und Lastern zu erhalten. In Pensylvanien, wo die freien Neger nur den dreißigsten Theil der Bevölkerung ausmachen, und wo sich viele von ihnen zu bedeutender Kultur und Wohlhabenheit erhoben haben, finden sich unter 5 Verbrechern immer 2 Neger, d. h. eine Anzahl von freien Negern begeht 12 Mal mehr Verbrechen, als eine gleiche Anzahl von Weißen, nicht weil sie von Natur mehr zum Laster geneigt sind, sondern weil sie durch ihre Farbe mit Gewalt zum Elend und zur Verachtung verdammt sind. Sie müssen immer eine von den Weißen durchaus abgeschiedene Bevölkerung bilden; wo sie zahlreicher sind als diese, werden sie sie verdrängen, wo sie die Minorität bilden, werden sie eine verachtete und lasterhafte Klasse bleiben. Die Aussichten für die südlichen Provinzen der Freistaaten sind furchtbar; die schwarze Bevölkerung, welche vor allen in ihnen zusammengedrängt ist, wird sich nach dem natürlichen Fortschritt ihrer Anzahl gegen Ende des Jahrhunderts auf 10 Millionen belaufen.

Diesem Zustand und seinen Folgen abzuhelfen, haben die Sklavenstaaten, von Anfang der amerikanischen Revolution an, viele Plane vorgeschlagen; sie haben mit Brasilien und Haiti unterhandelt, um Erlaubniß zu erhalten, ihre freigelassenen Neger dort unterzubringen, aber keiner dieser Versuche gelang und das Uebel nahm immer mehr überhand. Im Jahre 1819 stifteten Dr. Findlay von Neu-Jersey und E. Caldwell von Washington die Gesellschaft zur Kolonisation der freien Neger. Ihre Absicht war, eine Kolonie in Afrika zu bilden, wohin die freien Neger mit ihrer eigenen Bewilligung ausgeführt werden, wo sie einen Staat bilden, und nach und nach die ganze Negerbevölkerung von Nordamerika nach sich ziehen könnten. Sie schickten im Jahre 1818 zwei Agenten an die Westküste von Afrika, welche die Insel Sherbro, 100 englische Meilen südwärts von Sierra Leone zum künftigen Ort der Kolonie bestimmten, und sie in einer feierlichen Versammlung der benachbarten Negerfürsten kauften. Einer der Agenten starb auf der Rückreise, die Gesellschaft machte Anstalten, eine Expedition zu unternehmen und wurde von dem Kongreß anerkannt, welcher seinerseits Agenten in Afrika ernannte, und der Gesellschaft die von amerikanischen Kreuzern erbeuteten Sklaven überließ. Im Jahr 1820 ging das erste Schiff mit 88 Kolonisten ab; sie fanden das Klima ungesund, und die Eingebornen unwillig, den abgeschlossenen Vertrag zu ratificiren. Die 3 Agenten und 20 Kolonisten starben, die übrigen flüchteten sich nach Sierra Leone, wo sie im Jahr 1821 durch 28 neue Ansiedler und neue Agenten verstärkt wurden. Die Agenten bereis'ten aufs neue die Küste und starben ebenfalls, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Die ganze Unternehmung schien hoffnungslos, doch die Gesellschaft beharrte auf ihrem Plan, und schickte einen neuen Agenten, Dr. Ayres, der beschloß die Insel Sherbro aufzugeben, und die Kolonie auf dem Kap Mesurado, 300 englische Meilen südlich von Sierra Leone anzulegen. Das Kap bildet die äußerste Spitze einer Landzunge, welche zwischen dem Fluß Mesurado und dem Meere hinläuft, und durch einen engen Hals mit dem festen Lande zusammenhängt. Das Kap erhebt sich hoch, die Landzunge war mit Waldung bedeckt, schien eine gesunde Lage zu haben und große Leichtigkeit für die Vertheidigung eines werdenden Etablissements darzubieten. Ayres kaufte die Landzunge um 400 Dollars vom König Peter, als er aber die Kolonisten brachte, so fand er, daß die andern Negerfürsten diesem indessen mit Tod gedroht hatten, wenn er die Fremden landen lasse. Peter zitterte vor Furcht, weigerte sich das Land abzutreten, und erlaubte

ihnen nur ungern auf einer Insel, die im Fluß Mesurado an der Seite der Landzunge liegt, zu landen. Aber ihre Lage war unglücklich, die Regenzeit begann, die Eingebornen wollten keine Hülfe zum Bauen der Häuser leisten und Materialien aller Art fehlten. Apres ging nach Amerika zurück, und ließ die Kolonisten unter dem Befehl Eines aus ihrer Mitte in den gefährlichsten Umständen.

(Schluß folgt.)

England und die Engländer.

5. Oeffentliches Leben. Eine Wahl.

Eines Morgens erfährt man, daß der König durch seine Minister die Auflösung des Parlaments ausgesprochen hat; nun setzen sich alle Leidenschaften in Bewegung, die Ehrgeizigen durcheilen die Hauptstraßen. London steht verlassen, und die Provinzen sind mit ihren reichsten Bewohnern angefüllt, deren aristokratischer Stolz sich vor dem plebejischen Trotze beugt. Die Gedanken wie die Menschen, nichts ist an seinem gewöhnlichen Platze. Die gesellschaftliche Stufenfolge ist umgekehrt, und die Verhältnisse, welche durch sie gegliedert und bestimmt waren, nehmen an der allgemeinen Bewegung ihren Antheil. Es nimmt sich nicht übel aus, wenn man einen Lord seinen Handschuh abziehen und seine Hand in die rauhe und schmutzige seines Fleischers und seines Pächters legen sieht, indem er dem einen verspricht, seine Kundschaft zu erhalten, dem andern seinen Pacht zu erneuern, sich nach ihren Familienangelegenheiten erkundigt und ihre Stimmen durch feierliche Erklärung seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu erhalten sich bemüht. Einige Schwachköpfe lassen sich durch die schönen Reden der Kandidaten gewinnen und versprechen ihre Stimmen. Andere, besser unterrichtet, lassen sich die ihrige abkaufen und schließen wegen der unmittelbaren Erfüllung der ihnen gemachten persönlichen Versprechen einen förmlichen Vertrag ab; was diejenigen betrifft, die nur das allgemeine Beste angehen, so verlassen sie sich auf Treu und Glauben ihres Kandidaten. Es gibt welche, die diesen abweisen, theils weil sie seine Meinungen nicht theilen, oder weil sie mehr von dem guten Willen seines Konkurrenten erwarten, oder auch weil sie schon anderwärts bessere Bedingungen gefunden haben. Jeder Kandidat muß Stimmen werben (canvass), nämlich alle Städte und Ortschaften durchreisen, bei jedem Wähler verweilen, selbst bei jenen, von denen er weiß, daß sie ihm durchaus abgeneigt sind und sich nicht ändern, alle Hände fassen, die man ihm darbietet, die Bemerkungen, die man ihm macht, annehmen, so wie oft den sehr harten Tadel, den man gegen ihn richtet, sich zu Allem, was man von ihm verlangt, verstehen, sich vor jeder Anmaßung beugen, mit Einem Worte, das Ansehen der Stelle, nach welcher er strebt, herabwürdigen. Die Bewerbung des Kandidaten, wie groß auch sein Eifer und seine Thätigkeit wären, kann sich nicht auf alle, an deren günstiger Stimmung ihm gelegen ist, ausdehnen. Er wählt daher aus einer diesem Industriezweige sich widmenden Klasse einen Stimmwerber, welcher mittelst einer übereingekommenen Summe sich anheischig macht, ihm Stimmen zu verschaffen. Er nimmt auch einen Advokaten zu Hülfe, welcher für einige 100 Pfd. Strl. seinen Antagonisten ihre Wahlrechte gut oder übel streitig machen muß. Briefe, Reisen, Gastmähler, Nichts wird verabsäumt. Bei allen Postmeistern und Gastwirthen sind Freiplätze in Bereitschaft, damit die Wähler kostenfrei von einem Orte zum andern kommen können. Die Straßen sind mit Vierspännern bedeckt, worin Leute sitzen, welche, diese Gelegenheiten ausgenommen, nur auf der Diligence zu reisen pflegen. Eine stets bereite Tafel erwartet die Reisenden bei jedem Postwechsel, und dieses glückselige Leben dauert bis sie nach Hause kommen. Mitten unter diesen vorbereitenden Anstalten verabsäumt man nicht, eine dem Kandidaten günstige Volksmeinung zu schaffen. Die Journale bestätigen seine Versprechungen, rühmen seine Talente, führen Stellen aus seinen Reden an, verfertigen welche, wenn er noch keine gehalten hat, und führen ihre Lobeserhebungen bis zu mehreren Generationen hinauf. In den Straßen von London sieht man Leute, welche auf dem Bauche und auf dem Rücken Zettel tragen, deren Schriftzüge vom größten Maßstabe und sehr geeignet sind, die Aufmerksamkeit zu erregen, den Namen des Kandidaten und das von ihm zu befolgende Verhalten anzeigen. Ist der Kandidat dem Publikum noch nicht bekannt, so übergeht man nichts von dem, was er zu sagen oder zu thun hat. Hat er schon einen begründeten Ruf, so beschränkt man sich darauf, mit einer Phrase, einem Worte das Ziel, wonach er streben wird, anzudeuten und fügt seinem Namen ein „N . . . . . for ever" bei. Das Papier dieser Anzeigen und die Bänder, womit man sie schmückt, tragen die Farbe des Kandidaten. Seine Anhänger schmückten sich mit gleichen Farben, verzieren ihre Wagen damit und selbst die Pferde, welche sie ziehen. Am bestimmten Tage sind die beiden Parteien gegenwärtig. Auf einem öffentlichen Platze werden mehrere Gerüste erbaut zum Empfang der Konkurrenten, welche zu Pferde oder in Wagen eintreffen, voraus Musikanten und im Gefolge ihre Freunde und der Theil des Pöbels, der sich für sie erklärt. Fahnen mit entsprechenden Aufschriften versammeln diese Menge, welche sich mitten unter dem Zujauchzen oder dem Auspfeifen und Verhöhnen der Zuschauer fortbewegt. Nachdem jeder seinen Platz eingenommen, eröffnet die Magistratsperson, die mit dem Vorsitze bei der Wahl beauftragt ist und weder ein besondres Kostüm noch einen eignen Sitz hat — denn fast immer steht er wie das anwesende Volk — die Sitzung und läßt die Kandidaten auf das Evangelium schwören, daß sie keine unerlaubten Kunstgriffe und keine Verführungsmittel angewendet haben. Dieser Schwur, vor den Augen eines Publikums abgelegt, welches weiß, woran es sich zu halten hat, kann ihm kein großes Zutrauen in die Heiligkeit einflößen, welche bei den Kandidaten die eingegangenen Versprechungen finden werden. Dann schlägt einer der Freunde des Kandidaten diesen in einer kurzen, aber feurigen Anrede vor und wird von einem andern Freunde dabei unterstützt. Hierauf folgt der Kandidat, der die Lobeserhebungen, die man ihm gespendet hat, noch erhöht. Seine Rede muß weitschweifig, reich an Deklamationen und mit Geschrei und heftiger Gestikulation begleitet seyn. Diese Formalität erneuert sich bei jedem Kandidaten. Sind keine Mitbewerber da und wird die Wahl nicht bestritten,

so kündigt der Vorsitzer an, daß er unmittelbar zur Ernennung schreiten wird und ladet die Wähler ein, als Zeichen der Zustimmung ihre Hände zu erheben. Wenn die Anzahl der aufgehobenen Hände die stärkere ist, so ruft er das neue Parlamentsmitglied aus und erklärt die Versammlung für aufgelöst. Dieser Fall ist selten und findet nur in den Städten statt, wo die Richtung der öffentlichen Meinung bekannt ist und die drohende Stellung einer unruhigen Bevölkerung Gewaltthätigkeiten befürchten läßt; so sind die Wahlen von Westminster, von Southwark und im Allgemeinen von den großen Fabrikstädten beschaffen. Die ordentlichen Leute, selbst unter den Anhängern des Kandidaten, entziehen sich diesen stürmischen Versammlungen, die nur aus den letzten Klassen von Wählern bestehen und aus einem Pöbel, der stets bereit ist, sie zu verstärken, weil er Hoffnung und Vorwand zu Ruhestörung darin erblickt. Wird die Wahl bestritten, so schreitet man zu dem Poll. Jeder Wähler steigt auf das Gerüste (husting) und schreibt seinen Namen in ein Register für den Kandidaten, den er wählt. Dieses Verfahren kann 14 Tage dauern, die Zwischenzeit wird von den Konkurrenten zum Herbeirufen ihrer Freunde und derjenigen, deren Stimmen sie sich vergewissert haben, angewendet. Von einem Ende Englands bis zum andern werden Kouriere geschickt, eilen die Agenten, reisen die Wähler, ohne daß die ungeheuren Kosten, die es verursacht, diejenigen, die sie machen, in der Verfolgung ihres Planes schwankend machten. Jede Partei vereinigt ihre Angriffs- und Vertheidigungsmittel, manövrirt mit Gewandtheit und entwickelt eine große Geschicklichkeit in der Anwendung ihrer Hülfsmittel. Alles ist gut, wenn es nur zum Ziele führt: Schmähungen, Verläumdung, Tadel und Drohung. Die Hustings werden zu Tribünen, von wo die heftigsten Reden, die gröbsten Beleidigungen ausgehen; oft bleibt es nicht dabei, und man greift zu unhöflichen Waffen. Orangen, Aepfel, Kartoffeln fliegen den Gegnern an die Köpfe; sind diese Wurfwaffen erschöpft, so nimmt man zu Faustschlägen seine Zuflucht. Die stärkste Partei, welche auf dem Schlachtfelde Sieger bleibt, schließt die Besiegten davon aus, beendigt die Wahl und krönt das Fest mit einem Angriffe auf die Wohnungen der feindlichen Parteihäupter. Während dieses Auszuges werden die erwählten Kandidaten auf Stühle gesetzt, welche mit Bändern nach ihren Farben geschmückt sind und von einem Dutzend der noch am wenigsten berauschten Menschen triumphirend durch die ganze Stadt getragen werden. Von Zeit zu Zeit hält der Zug an; der Triumphator hält eine Rede, dann setzt man sich wieder in Marsch und vereinigt sich bei einem Schmause, der mit Gesängen zu Ehren des neuen Parlamentsmitgliedes, mit Toasts von Reden begleitet und allgemeiner Trunkenheit beschlossen wird. Diese Ceremonie, unter dem Namen von Prozession bekannt, schmeichelt am meisten der englischen Eigenliebe. Diejenigen, welche die Helden derselben waren, reden mit großer Selbstgefälligkeit davon und lassen keine Gelegenheit vorbei, die kleinsten Umstände derselben zu erzählen. Hieraus müßte ein Zustand völliger, gesellschaftlicher Auflösung entstehen. Allein dem ist nicht so, und der Grund davon liegt in dem Vorherrschen des aristokratischen Prinzips mitten in dieser demokratischen Gährung.

Diese Wahlen werden vom Volke nicht gemacht, sondern an die höhere Klasse der Gesellschaft verkauft, aber um so hohen Preis, daß nur die am meisten bei Aufrechthaltung der Ordnung und alten Einrichtungen interessirten Notabilitäten sie an sich bringen können. Nimmt man den englischen Wahlen ihre Käuflichkeit, so ist die Folge davon volksthümliche Wahlen und reine Demokratie. Man darf es als ein Glück ansehen, daß die Leidenschaft der reichen Leute in diesem Lande sich einer Art von Auszeichnung zuwendet, welche den Meisten von ihnen, nebst dem Verfalle ihres Vermögens, nur die unfruchtbare Ehre bringt, im Unterhause eine wohlgepolsterte Bank zu besitzen, worauf sie sich ausstrecken und jeden Abend schlafen können, um während ihrer ganzen parlamentarischen Laufbahn zwei oder drei Reden zu halten, welche im Geräusche der Unterhaltung verloren gehen; denn die wichtigen Stellen, die einträglichen Posten, welche der Eintritt ins Parlament verschafft, sind im Allgemeinen nur dem Verdienste vorbehalten. Man kann kaum sich eine Idee von dem ungeheuern Aufwande machen, der mit gewissen Wahlen verknüpft ist; es gibt deren, welche von 50,000, 80,000 bis zu 100,000 Pf. St. steigen. Werden diese Ausgaben nicht von der Familie oder den Freunden des Kandidaten mitgetragen, so entspringt daraus ein Vermögensübelstand, der bisweilen seinen völligen Sturz nach sich zieht. Dann entschließt er sich, ärmlich in irgend einem unbekannten Winkel des Kontinents zu leben und sein ganzes Leben lang auf den Außensitzen der Diligencen zu reisen, dafür daß er sich das kostbare Vergnügen gemacht hat, einige hundert Wähler, deren Stimmen ihn nichts nützten, prachtvoll zu bewirthen und sie vierspännig fahren zu lassen. Doch der Staatskörper gewinnt dabei; er erhält sich seine Form und seine Stärke; er befindet sich wohl, und das ist die Hauptsache.

Chinesische Handelspolizei auf der tübetanischen Gränze.

Die Maßregeln, welche die chinesische Regierung in Canton und in Kiachta getroffen hat, um den fremden Handel in Schranken zu halten, und die ihr bei der innern und äußern Politik des Reiches nothwendig scheinen, sind allgemein bekannt, und jeder neue Aufschluß, den wir über die bisher unbekanntern Theile ihres Gränzgebietes erhalten, beweist, mit welcher Vorsicht sie ihr System auf alle Stellen ausgedehnt hat, auf denen sie mit benachbarten Völkern in Handelsverbindungen steht. Man hätte glauben können, daß die politische Eifersucht, mit welcher sie natürlicherweise den Zugang russischer und englischer Kaufleute beschränkte, der einzige Grund dieser strengen Absonderung gewesen sey, aber wir finden, daß sie auch da, wo sie nicht vermuthen konnte, je mit mächtigen Nachbarn zu thun zu haben, und wo die Natur des Landes schon von selbst einem ausgebreiteten Verkehr unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen schien, — daß sie auch da die Zulassung von Fremden mit derselben Vorsicht beschränkt, und nur den unumgänglich nothwendigen Handel erlaubt, ihn durch Monopole auf die möglichst kleine Zahl von Individuen einschränkte, und diesen dadurch ein Interesse gab sich jedem Versuch eines ausgebreitetern Verkehres zu widersetzen. Herr Professor Ritter hat in dem dritten Bande seiner Erdkunde kürzlich die Kommunikationslinien zwischen Indien und China geschildert; seit der Erscheinung seines Werkes sind in Calcutta neue Beiträge zu der Kenntniß dieser Verhältnisse erschienen, welche uns eine tiefere Einsicht in die Art geben, mit welcher die Chinesen ihre Beschränkungsmaßregeln nach den lokalen Verhältnissen modificiren.

Die Provinz von Westtübet, genannt Hiundes (Schneeland) oder Bhut, ist ein hochliegendes Tafelland, das durch sein strenges Klima zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilt ist, und fast alle seine Bedürfnisse nur aus den umliegenden Gegenden erhalten kann. Zum Tausch für diese hat es eine Menge kostbarer Produkte von der Natur erhalten, seine Flüsse und Wüsten enthalten Gold, seine Seen bringen unerschöpfliche Massen von Salz und Borax hervor, und seine Weideplätze nähren Heerden,

welche die vortrefflichste Wolle liefern. Gegen Süden gränzt es an die indische Provinz Kamaon, welche früher einen eigenen Staat bildete, später von den Nepalesen erobert, und von diesen nach dem letzten Kriege den Engländern abgetreten wurde. Von dieser Provinz laufen fünf Stromthäler, welche sich in eben so viele Gebirgspässe endigen, gegen das tübetanische Tafelland auf, das durch sie mit Indien in Verbindung steht. Diese Thäler sind von einer, von der übrigen Bevölkerung von Kamaon, welche indischen Ursprungs ist, verschiedenen Menschenrace bewohnt, genannt Bhuteas. Sie sind ohne Zweifel tatarischen Ursprungs, vom hohen Tafelland in die Thäler des Himalaya herabgedrungen, haben die Urbewohner zu Sklaven gemacht, und die von Süden aus sich verbreitenden Indier von sich abgehalten. Sie stehen noch in einer Art Abhängigkeit von Tübet, die sich jedoch mehr an ihre eigenen Gebräuche, als an einen Zwang von Seite der chinesischen Regierung knüpft; sie haben die Gewohnheit, ihre Prozesse in Tübet schlichten zu lassen. Die Straßen, die zu den Pässen führen, sind kaum gangbar; die Bhuteas allein sind im Stand Lasten auf ihnen zu tragen; größere Lastthiere, wie Pferde und Ochsen, sind nur theilweise brauchbar, und müssen oft mit Riemen, die man ihnen um den Leib bindet, über allzu steile Stellen gehoben werden, daher ist der Transport fast allein auf Ziegen und Schafe als Lastthiere beschränkt. Die Tübetaner bedienen sich dabei eines starken Schafes, das bis auf 40 Pfund trägt; die Bhuteas halten große Heerden eines indischen Schafes, das 14 bis 16 trägt, und einer Ziegenart, welche 12 bis 24 Pfund tragen kann. Eine Ziege führt die Karawane an, man reist nur Morgens und Abends, den ganzen Tag weiden die Thiere; ein Tagmarsch beträgt höchstens zwei Stunden Wegs, bei längern Märschen nur Eine. Die Ziegen sind von der Art, von welcher man die Schafwolle gewinnt, und kommen aus Tübet, wo sie um 10 Groschen bis auf Einen Thaler im Ankauf kosten. Der Haupthandelszweig ist tübetanisches Salz, das gegen indisches Getreide eingetauscht wird, da aber die Gebirgsthäler kein Getreide übrig haben, so muß es südlich vom Himalaya bezogen werden, und die Frachtkosten, verbunden mit den natürlichen Wirkungen des Monopols, welches die Chinesen eingeführt haben und von dem weiter unten die Rede seyn wird, erhöhen den Preis der Waare, bis er das tübetanische Hochland erreicht, auf eine außerordentliche Art. Die Bhuteas bezahlen in Almora einen Centner Weizen mit 83 Pfund tübetanischen Salzes, und vertauschen ihn in Tübet um 400 Pfund Salz, so daß der Transport und der Gewinn der Kaufleute den Preis ums Zwölffache erhöht. Dieses Salz wird in Salzseen in großer Menge und mit Leichtigkeit gewonnen, und ist in Oberindien sehr gesucht, da es weniger bitter ist, als das aus Rohilkund eingeführte. Die Einfuhr von Reiß und Weizen beträgt 24,000 Centner jährlich, und es könnte eine weit größere Masse verkauft werden, wenn der elende Zustand der Straßen eine Vermehrung der Zufuhr erlaubte. Der zweite Hauptzweig der Ausfuhr von Tübet besteht in Borax, der auch in den Seen gewonnen wird. Er wird in der Form von Krystallen von den Bhuteas gebracht, und in Indien ausgelesen und gereinigt; die kleinern Krystalle werden zerstoßen und auf der Stelle raffinirt. Vor der englischen Eroberung von Kamaon wurden nie mehr als 1000 Centner nach Indien gebracht; im Jahre 1818 stieg die Ausfuhr auf 16,000 Centner, fiel aber wieder, und beträgt jetzt etwa 6000 Centner. Schafwolle, Shawlwolle, Goldstaub und Seide bilden auch Ausfuhrartikel, dagegen werden Tücher, Korallen, Perlen und Indigo aus Indien eingeführt. Im Ganzen ist der Handel trotz des ungeheuern Preises des Getreides zum Vortheil von Tübet, und die Bhuteas bezahlen einen Theil der Waaren, welche sie aus Tübet ausführen, mit indischen Rupien, welche in ganz Tübet eine gebräuchliche und beliebte Münze geworden sind. Dieser Handel könnte von der größten Wichtigkeit und Ausdehnung werden, wenn sich ihm nicht ein natürliches und ein künstliches Hinderniß entgegensetzten. Jenes besteht in der unwegsamen Gegend, doch hat die englische Regierung angefangen diesem Uebelstand abzuhelfen, und läßt große Handelsstraßen bauen, welche den Gebrauch von größern Lastthieren möglich machen werden. Eben so hat sie alle Transitzölle aufgehoben, und ihre Polizei hat die Wege vor Räubern und Lokalerpressungen gesichert. Allein das Monopolsystem, welches die Chinesen eingeführt haben, ist ein weit größeres und schwerer zu überwindendes Hinderniß; sie haben den Bewohnern eines jeden der fünf Gebirgspässe eine tübetanische Stadt angewiesen, mit welcher sie zu handeln haben, und überdieß jedem Bhuteashandelsmann einen tübetanischen Korrespondenten gegeben, mit dem er allein verkehren kann. Dieses Monopol ist erblich in den Familien, und wenn der tübetanische Korrespondent eines Bhutea bankerot macht, so muß dieser das Recht mit einem neuen zu handeln erkaufen; da sich nach und nach die Bhutea-Familien sehr vermehrt und getheilt haben, ohne daß die Chinesen ihre Monopolisten vermehrt hätten, so kommt es, daß oft viele Bhuteas auf denselben tübetanischen Kaufmann beschränkt sind. Nur die Bewohner eines der fünf Pässe (die des Passes Juwar) haben das Recht Korrespondenten in den den übrigen angewiesenen Städten zu haben und den großen Markt von Gertope zu besuchen. Eben so haben die tübetanischen Beamten und die Lamas die Erlaubniß mit mehrern Bhuteas zu handeln. Dieser ganze Handel wird von den Chinesen als eine bloße temporäre Vergünstigung behandelt, zu der der Vicekönig von Gertope jährlich die Erlaubniß gibt. Sobald die Gebirgspässe im Frühjahr gangbar sind, schickt jeder Paß einen Abgeordneten an den Ort, der ihm zum Handel angewiesen ist, dieser erstattet Bericht vom Gesundheitszustand und von den politischen Verhältnissen der Thäler, der Bericht wird nach Gertope geschickt, von wo ein Offizier mit dem Auftrage kommt, den Abgeordneten nach dem Paß zurückzubegleiten, sich von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen und einen Tribut von den Bhuteas zu verlangen. Auf seinen Bericht wird der Handel dann geöffnet, und die Tübetaner, deren stärkere Schafe den Schnee früher zu durchwaten vermögen, fangen an ihre Waaren in die Thäler zu schicken; sobald der Schnee es erlaubt steigen auch die Bhuteaschafe mit ihren Waaren aufs Tafelland, und diese Karawanen gehen den Sommer über unablässig hin und her. Dieses System erfüllt in so weit seinen Zweck, daß es den Verkehr zwischen China und Indien auf eine kleine Anzahl von Kaufleuten beschränkt, diesen unmöglich macht weite Verbindungen in Tübet anzuknüpfen, und ihnen zugleich ein Interesse gibt, alle Fremden vom Zugang auszuschließen. Aber der Handel leidet natürlich sehr dabei, beide Partien sind dadurch im Stande, die Waaren zu vertheuern; die Bhuteas bestehen daher noch jetzt immer auf denselben Preisen für ihre Waaren, welche sie ehemals verlangten, wo die Erpressungen der Nepalesen, die Unsicherheit der Straßen und die schwierige Kommunikation mit Indien hohen Gewinn nothwendig machten, während sie jetzt ihre Waaren wohlfeiler im Niederland ankaufen, sie auf bessern Wegen leichter und schneller transportiren, und die aus Tübet zurückgebrachten Waaren theurer in Indien verkaufen, seitdem die Konkurrenz der europäischen Kaufleute den Preis derselben erhöht hat. — Die Provinz Hiundes steht unter dem Vicekönig von Lassa, welcher alle drei Jahre zwei Statthalter nach Gertope schickt, die immer aus dem östlichen Tübet gebürtig sind; jeder Distrikt hat auch zwei Beamte, die ebenfalls von Lassa aus ernannt werden, und von denen Einer aus den Eingebornen gewählt wird, der andere aus Osttübet kommt, damit sie einander durch Eifersucht kontroliren. Man sagt, daß die Provinz von Abgaben erdrückt sey, allein da die ganze Besatzung derselben nur aus 200 Mann tatarischer Kavallerie besteht, so läßt sich daraus schließen, daß die Bedrückung nicht groß seyn kann, indem die Chinesen sonst mehr Truppen nöthig finden würden. Ueberhaupt sollen in ganz Tübet nur zwei chinesische Regimenter in Garnison liegen; wenn dieß wahr ist, so ist es das größte Lob, das der Regierung gegeben werden könnte, denn ein fremder Staat kann ein so großes und so gebirgiges Land mit so geringer Besatzung nur durch wohlthätige und milde Maßregeln regieren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 254. 11 September 1833.

England und die Engländer.

5. Oeffentliches Leben. Eine Wahl.

(Fortsetzung.)

Volksversammlung.

Nach einer Wahl ist für das englische Volk ein Meeting das Wichtigste; hier sieht man es über die Gesetze berathschlagen, die Handlungen des Ministeriums tadeln, über Alles absprechen und mit der Ueberzeugung nach Hause kehren, daß es die schönsten Dinge von der Welt ausgeführt, daß es einen Willen hat, daß es Alles selbst gedacht hat, was es die Redner sagen hörte, und daß diese ihre Begeisterung nur von ihm entlehnten; — dieß ist die Ueberzeugung der Krämer und des Pöbels von Großbritannien. Welche wichtige Miene nehmen sie an, wenn sie die vordersten, im schwarzen Kleide, mit weißen Handschuhen, zwei und zwei, mit langsamen Schritten mitten unter dem Menschenschwarme aus der niedrigsten Volksklasse einherschreiten, welcher mit Lumpen bedeckt, ordnungslos sie umringt und sie schreiend bis zum Orte der Versammlung begleitet. Der Gegenstand des Meeting wird einige Tage vorher durch Anschläge mit großen Buchstaben, welche die Mauern bedecken, oder die an einer Stange in den Straßen umher getragen werden, bekannt gemacht. Die Versammlung selbst ist unter freiem Himmel. Auf einer Erhöhung, wo ein Gerüste in dieser Absicht angebracht ist oder ein Karren steht, befinden sich die Redner des Tages. In einem der Zuhörer würdigen Style machen sie ihre Vorschläge, welche sie durch die übertriebensten Reden, durch die falschesten Behauptungen und Beleidigungen aller Art unterstützen. „Die Reform,“ sagte einer dieser Begeisterten, „wisset ihr, worin sie besteht? Nein; so will ich es euch sagen. Die Reform ist: das Brod zu einem Penny, das Bier zu zwei Pence, das Fleisch zu vier, die Arbeit im Ueberflusse, der Lohn verdoppelt, Kleidung, Schuhe, Wohnung bequem für die Armen. Keine ruinirenden Auflagen und Taxen, keine Police-men (großer Beifall); nein, ihr sollt nicht mehr diese Taugenichtse im blauen Rock sehen, die euch beim geringsten Widerstande mit ihren Bleistöcken durchprügeln! Jedermann wird reich, glücklich, frei seyn! Wir wären schon lange im Besitze so vieler herrlichen Güter, wenn nicht die Oligarchie, die Aristokratie, die Pairskammer, die Eigenthümer der Rotten boroughs, die Geistlichkeit, vor Allem die Bischöfe sich der Erfüllung der Wünsche unsrer Freunde, eben derer, die eure Interessen kennen und vertheidigen, entgegengesetzt hätten.“ Der übrige Theil der Rede, die zwei Stunden dauerte (die englischen Redner sind bei jeder Gelegenheit sehr wortreich), war in gleichem Sinne. Andere Volkstribunen folgten sich, wiederholten dieselben Deklamationen, steigerten noch die Versprechungen, Drohungen und Beleidigungen, bis eine im voraus abgefaßte Bittschrift, die Beschwerden und die Wünsche der Versammlung enthaltend, abgelesen und einstimmig angenommen ist. Bei solchen Gelegenheiten beklatscht man die Redner, nicht darum was sie sagen und wovon wenig Zuhörer etwas verstehen, sondern wegen der Heftigkeit ihrer Deklamationen. Sie toben, sie stampfen mit den Füßen, ballen ihre Hände, ihre Augen scheinen vor den Kopf zu treten, ihr Mund schäumt, und sie haben ganz das Aussehen von Besessenen; dann steigt aber auch die Begeisterung der Zuhörer aufs höchste. Der Beifallsruf bricht auf allen Seiten los; die Fahnen werden gesenkt und die Bittschrift auf Tischen, Fässern, auf den Knieen, auf den wie ein Schreibpult sich krümmenden Rücken unterzeichnet. Zur Beschleunigung dieser Operation theilt man Blätter Papier aus, und wenn sie mit Unterschriften bedeckt sind, werden sie mit der Bittschrift vereinigt. Von den 10, 20 bis 30,000 Individuen, die dem Meeting beiwohnen, haben höchstens 300 ein Interesse an dem Gegenstande der Petition und das Recht darüber zu berathschlagen; denn im Allgemeinen entziehen sich die ordentlichen Leute, das was man die achtbaren Bürger nennen könnte, diesen Versammlungen. Die übrige Zuhörerschaft vermag nicht einmal die Redner zu hören, deren Stimme, wenn sie auch noch so kräftig ist, durch den Lärm übertäubt wird, der ihre Töne wieder zu dem Forum, woher sie erschallt, zurückdrängt und sie oft nicht zu den Ohren der zunächst Stehenden gelangen läßt. Dieses Gemälde ist nicht übertrieben; denn ein Meeting vereinigt nur die untersten Klassen der Gesellschaft, welche, leicht reizbar, nicht im Stande sind, sich von der Vernunft leiten zu lassen und eine Maßregel von ihrer guten und schlimmen Seite zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Freie Negerkolonie in Liberia.

1. Gründung von Liberia.

(Schluß.)

Die Eingebornen, erbittert über die Weigerung der Kolonisten am Sklavenhandel Theil zu nehmen, und über die Hülfe, welche sie einem englischen Schiffe, das gestrandet war, und von den Negern geplündert werden sollte, leisteten, fingen an sie in kleinen Partien, aber ohne Unterlaß anzugreifen. Die umliegenden Häupter hielten eine Versammlung und zogen König Peter vor ein Kriegsgericht, weil er das Land an die Fremden verrathen habe. Die Kolonie bestand damals nur aus 21 Negern, welche im Stande waren Waffen zu tragen; sie konnte dem Angriffe der vereinigten Stämme, welche gegen sie verschworen waren, nicht widerstehen, und Alles schien verloren, als sie durch einen sonderbaren Zufall gerettet wurde. Ein Neger von Shebar, der früher als Koch in einem englischen Schiffe gedient hatte und seitdem den Namen Boatswain angenommen hatte, hatte einige Jahre vor dieser Epoche durch seine herkulische Kraft und seine Intelligenz eine große Macht im Innern des Landes erlangt, und sie den Küstenstämmen bisweilen fühlen gemacht. Er hörte von der Versammlung der Häupter, und kam die Sache zu richten. Er hörte die Advokaten beider Parteien, entschied, daß Peter, da er die Landzunge verkauft habe, sie abtreten müsse, und schwur, daß wenn er von neuen Unruhen höre, er wieder kommen und strenges Recht handhaben werde; er versicherte die Kolonie seines Schutzes, und zog sich ins Innere zurück. Der Schrecken seines Namens war so groß, daß die Landzunge sogleich den Kolonisten eingeräumt wurde, und sie verließen ihre ungesunde Insel, hieben einen Theil der Waldung nieder, und bauten ein Magazin und etwa 20 Häuser. Aber ein zufälliges Feuer verzehrte das Magazin mit fast allen Vorräthen; die Lebensmittel konnten nur etwa bis in die Mitte der Regenzeit reichen; die Häuser waren ohne Dächer, und es war unmöglich von den Eingebornen Lebensmittel oder Hülfe irgend einer Art zu erwarten, sie hatten sogar versucht der Kolonie das Wasser abzuschneiden, und warteten nur auf eine Gelegenheit die Niederlassung zu zerstören. In dieser Noth erschien unerwartet ein Schiff der Gesellschaft, mit einem neuen Agenten, Namens Ashmun, und 51 Kolonisten an Bord, aber leider nur mit wenigen Lebensmitteln. Ashmun war ein Mann von bewundernswürdiger Energie und zugleich Milde; er hatte der Gesellschaft sein Wort gegeben, daß er die Kolonie nicht verlassen werde, ehe ihre Existenz gesichert sey, und der Erfolg hat gezeigt, daß er es heldenmüthig gelöst hat. Er begann den nächsten Tag den Bau eines Magazins und einer Reihe von Wohnungen, welche in vier Wochen fertig waren, und den Ankömmlingen übergeben wurden. Zu gleicher Zeit organisirte er seine Streitkräfte: es fanden sich 27 amerikanische Neger, welche Waffen tragen konnten, 13 der afrikanischen wurden einem derselben untergeben, um sie im Schießen zu üben, 40 Flinten machten das ganze Arsenal aus, es waren keine Patronen gemacht. Ashmun ernannte einen Chef der Artillerie, ließ 5 eiserne und eine bronzene Kanone aus dem Schiffe laden, und mit unendlicher Mühe auf den Bergrücken schleppen; man verfertigte unförmliche Laffeten, füllte die Kartätschen, errichtete Pallisaden um das Dorf, hieb den Wald ringsum nieder, um ein freies Glacis zu erhalten, und einen Verhack gegen außen zu bilden. Die Kanonen wurden in Bastionen an den Ecken der Vertheidigungslinien so aufgestellt, daß sie je zwei Seiten derselben vertheidigen konnten; in der Mitte stand die bronzene Kanone, um überallhin gebraucht werden zu können. Wachen wurden überallhin ausgestellt, und dieser Dienst, verbunden mit dem Häuserbau, dem Exerziren des Korps und der übrigen Arbeiten, war so beschwerlich, daß in kurzer Zeit alle Neuangekommenen, außer zweien, krank lagen. Ashmun selbst lag am Fieber, aber sein kräftiger Wille überwand die Erschöpfung, und nach fieberkranken Nächten brachte er den Tag in unablässiger Arbeit zu. Während dieser Zeit hatte er die auswärtigen Verhältnisse im Geheimen, aber mit großer Thätigkeit beobachtet; er hatte einen Spion in der Versammlung der Chefs, von dem er jede Nacht erfuhr, was den Tag zuvor berathen war. Sechs Wochen nach seiner Ankunft unterlag seine Frau, und dieser Schlag schien seine ganze Kraft zu brechen, er lag sieben Wochen lang im heftigen Fieber, und verzweifelte an seinem Leben. Aber er hatte die Besonnenheit nie seinen hoffnungslosen Zustand anzuerkennen, gab Befehle, wenn er seiner Sinne mächtig war, und belebte, in täglicher Erwartung seiner Auflösung, noch immer die Kolonisten. Während der Zeit hatten die Häupter der Umgegend beständige Versammlungen gehalten; einige weigerten sich am Kriege Theil zu nehmen, die anderen vereinigten ihre Truppen, und neun Stämme formirten ein Lager, am Eingang der Landzunge. Den 10 November kam Nachricht, daß der Angriff den nächsten Tag gemacht werden werde. Ashmun ließ sich auf die Vertheidigungslinie tragen, erklärte, daß der Krieg unvermeidlich sey, daß von dem Gehorsam der Einzelnen die Existenz Aller abhange, und wies jedem seinen Posten an; Niemand schlief diese Nacht, und am Morgen brach eine dichte Masse von Feinden aus dem Walde, überwältigte die erste Linie, eroberte eine Kanone, und hätte die zweite Linie nehmen können, wenn sich die ersten Reihen nicht sogleich in die Häuser gestürzt hätten, um zu plündern. Die Kolonisten sammelten sich, eröffneten ein Kartätschenfeuer und brachen nach 20 Minuten seine dichten Reihen, immer drangen jedoch die hintersten vor, die vordersten wollten zurück, und es entstand eine feststehende Masse, welche mit Kugeln beschossen wurde, die in den Menschenhaufen schlugen, bis sie stecken blieben. Die Feinde erhoben ein ungeheures Jammergeschrei; das Zeichen zum Rückzug wurde gegeben, und sie verschwanden im Walde. Den ganzen Tag über sah man sie ihre Verwundeten auf Kähnen auf das Festland übersetzen. Die Kolonisten hatten 35 Mann unter den Waffen gehabt, hatten fünf Todte, worunter zwei Weiber, und sieben Kinder waren in Gefangenschaft gerathen. Denselben Tag hielt Ashmun einen Kriegsrath: man beschloß die Vertheidigungslinie zu reduziren, neue Pallisaden zu pflanzen, den Wald weiter auszuhauen, und die Artillerie neu zu organisiren; mit unsäglicher Arbeit war Alles in acht Tagen vollbracht. Man machte den Feinden Friedensvorschläge, die aber verworfen wurden, und erfuhr, daß sie neue Truppen sam-

melten, um mit einer doppelten Anzahl einen neuen Angriff zu machen. Aber es war nicht mehr möglich, genaue Nachricht von den feindlichen Bewegungen zu erhalten, so daß jede Nacht die halbe Besatzung unter den Waffen stand. Die Munition war selten geworden, und die Lebensmittel konnten nur noch 14 Tage ausreichen; Viele verzweifelten, aber der Muth von Ashmun hielt die Uebrigen aufrecht. Um ein Uhr Morgens den letzten November erfolgte plötzlich von zwei Seiten der Angriff, die Kolonisten waren aber durch die beständigen Wachen und die große Spannung ihrer Lage so müde geworden, daß sie ein Freudengeschrei erhoben, als sie die ersten feindlichen Flintenschüsse hörten, der Feind griff mit großer Tapferkeit an, innerhalb 1½ Stunde wurden sieben Stürme abgeschlagen. Das Musketenfeuer der Feinde war überaus heftig, und da sie ihre Flinten mit kupfernen Kugeln und gehacktem Kupfer geladen hatten, äußerst gefährlich, aber sie widerstanden am Ende dem verheerenden Kartätschenfeuer der Kolonisten nicht, bliesen zum Rückzug und verschwanden. Die Besatzung hielt sogleich Revue, drei der besten Artilleristen waren gefallen, viele verwundet, und was das Schlimmste war, es blieben für jede Kanone nur drei Schüsse übrig. Die Verwundeten litten ungeheure Schmerzen von dem giftigen Metall der feindlichen Kugeln; man hatte keine chirurgischen Instrumente, und mußte die Kugeln mit einem stumpfen Federmesser ausschneiden. In der Nacht hörte man eine neue Bewegung im Walde, und der kommandirende Offizier ließ einige Kanonenkugeln ins Gebüsch werfen; dieser Umstand rettete die Kolonie aufs neue, denn eine englische Kriegsbrigg, welche in der Nähe am Ufer hinsegelte, hörte die Kanonenschüsse, legte bei, und kam Morgens in die Bay, um zu sehen, was vorfiele. Der Kapitän Laing bot den Kolonisten seine Hülfe an, und trat als Vermittler des Friedens auf; die Feinde waren entmuthigt durch ihren neuen Verlust. Die Ankunft des englischen Schiffes entschied sie zum Frieden, sie unterzeichneten einen Vertrag, nach welchem sie die Kolonie anerkannten, und die gefangenen Kinder herausgaben. Dieß war der letzte Kampf, den die Kolonie zu bestehen hatte; sie hatte sich Furcht und Achtung weit und breit erkämpft, und die Mittel, welche das englische Schiff, und das bald darauf ankommende nordamerikanische Linienschiff Lexington ihnen verschaffte, einen steinernen Thurm zu bauen, der den Hals der Landenge schloß, machte sie gegen jeden Angriff sicher. Den 24 Mai kamen 65 neue Ansiedler mit einem Wundarzt, Munition, Waaren, Lebensmitteln und Vorräthen aller Art, und mit diesem Tag kann der erste Theil der Geschichte von Liberia geschlossen werden. Die Kolonie war jetzt gegen gewöhnliche Zufälle gesichert, sie konnte sich dem Ackerbau und Handel ergeben, und alle ihre Kräfte, statt auf Vertheidigung ihrer Existenz, auf Gründung ihres Wohlstandes verwenden. Das Bild, das sie von dieser Zeit an gibt, wird täglich heiterer und erfreulicher, wie wir in einem zweiten Artikel sehen werden.

Das Irrenhaus zu London. *)

Es gibt in London ungefähr 150 Hospitäler oder Krankenhäuser, unter denen **Bedlam** (Bethlehem), eine Art Irrenhaus, eine Anstalt von ganz besonderer Art, die in Europa nicht ihres Gleichen hat, unstreitig das merkwürdigste ist. Weder Blödsinnige, noch Geistesabwesende, oder sonst an gewöhnlicher Sinnesverwirrung Leidende werden in diesen Kerker eingesperrt; hier findet man nur verbrecherischen Wahnsinn, menschliche Verworfenheit, die alle Gränzen menschlicher Begriffe überschritten hat.

Wer in England Straßenraub begeht, einen Nebenbuhler erdolcht, oder aus niedriger Habsucht seine Hand mit Menschenblut befleckt, wird vom Gesetz zum Strang verurtheilt; sind dagegen die Verbrechen nur von recht origineller Art, mögen auch die verworfensten Leidenschaften, die schändlichsten, abenteuerlichsten Neigungen und Gelüste deren Veranlassung seyn, dann erklären Richter und Jury den Angeklagten für wahnsinnig und schicken ihn auf Lebenszeit ins Hospital von Bedlam, denn bei Verbrechen von unmenschlicher und außergewöhnlicher Art will man keinen andern Beweggrund als Wahnsinn gelten lassen. Neun Zehntheile der für Lebenszeit in den Zellen von Bedlam eingeschlossenen Unglücklichen sind Ungeheuer von Grausamkeit, Geilheit oder Bosheit, die die Erhaltung ihres Lebens nur einer unerhörten Entsetzlichkeit ihres Verbrechens verdanken.

Im Jahr 1811 wohnte ich den Verhandlungen eines Kriminalprozesses bei, dessen besondere Umstände nie meinem Gedächtniß entfallen werden. Ein Ehemann war eines Mordversuches gegen seine Frau angeklagt; er war ein Greis, dem sie 11 Kinder geboren hatte, von denen ein Sohn in Militärdienste getreten, und zum Lohn bewiesener Tapferkeit zum Lieutenant unter den ostindischen Truppen befördert worden war. Nach vierzigjähriger Ehe hatte dieser Greis den Versuch gemacht, seine Gattin in ihrem Bette zu erdolchen und ihr mehrere schwere Wunden beigebracht; sie war Klägerin und das Verbrechen erwiesen. Der Mann beschränkte sich auf reines einfaches Läugnen der That, was seine Sache um so mehr erschwerte. Als die sehr fromme alte Frau hörte, daß er das begangene Verbrechen zu wiederholtenmalen auf das bestimmteste läugnete, näherte sie sich dem eisernen Gitter, durch das die Angeklagten von den Richtern und Advokaten getrennt sind, und rief im feierlichsten Ton: „Ach John, so willst Du mich also auch noch zur Lügnerin machen? Hast Du nicht ohnedin schon Böses genug gethan? Meine Herren und Damen, ich schwöre es Ihnen, er ist toll! er ist wahrhaftig toll!“ Und nun bot sich ein ergreifender Anblick, der Mörder und die unglückliche Alte, der er nach dem Leben getrachtet hatte, streckten ihre kraftlosen hagern Arme über das Gitter einander entgegen, ihre mit Runzeln bedeckten, in Thränen schwimmenden Gesichter näherten sich und in krampfhafter Umarmung vergaßen beide ihr Unglück; auch die Richter, Gerichtsschreiber und die dienstthuenden Soldaten theilten die allgemeine Rührung.

„Ihr saget so eben, nahm der Richter das Wort, euer Mann sey toll; erklärt euch näher.“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte hierauf ein alter Nachbar mit furchtsamer Miene und beklemmter Stimme, „der Verstand des armen Mannes war nie ganz in Ordnung. Es thut mir leid gegen ihn zeugen zu müssen, aber es ist die Wahrheit.“

Richter, Geschworne und Advokaten erhoben sich hier zu gleicher Zeit von ihren Sitzen: „Wir waren auf dem Punkt, rief der Richter aus, diesen Mann, der anerkannt wahnsinnig ist, zum Tode zu verurtheilen — —“

„Nein, nein! wahnsinnig bin ich nicht, ich bin es nie gewesen,“ unterbrach ihn der Greis, indem er sein silberhaariges Haupt von der Schulter seiner Gattin erhob. „Ich wiederhole, daß ich nicht wahnsinnig bin! Es kamen mir böse Gedanken, ich war ihrer überdrüssig, ich wollte sie tödten; Sie können sich täuschen, wenn sie es so wollen, ich aber weiß nur zu gut, wie die Sache sich verhält.“

Dieser Mann, den ein Anfall von Heftigkeit und Wuth zum Verbrechen verleitet hatte, wurde als ein vom Wahnsinn Befallener betrachtet, und nach Bedlam geschickt, wo er noch jetzt sein elendes Leben hinschleppt.

Vor Kurzem trieb mich der Wunsch, Beobachtungen anzustellen, und eine Neugier, die ich nicht zu bemeistern vermochte, diesen Zufluchtsort, diese Zellen des Verbrechens zu besuchen. Hier sah ich jenen Greis wieder, den ich seines vorgerückten Alters ungeachtet sogleich erkannte. Er saß in einer engen Zelle, und war, als ich zu ihm trat, eben beschäftigt, die Ermel seines Hemdes auszuwinden, aus denen das Wasser auf den Boden träufte. Der Wächter machte mich mit folgenden Worten aufmerksam hierauf: „Seit dieser Mann hier ist, hat er noch nicht aufgehört zu weinen, und man könnte sagen, er wasche sich rein von seinem Ver-

---

*) Dieses im Jahr 1812 erbaute Hospital liegt in dem St. Georges-Fields genannten Stadttheil, und besteht aus einem mit zwei Flügeln versehenen Hauptgebäude, dessen ganze Länge 180 Fuß beträgt. Auf der Flur dieses nach dem Plan des Herrn Lewis ausgeführten Gebäudes stehen zwei Statuen von vorzüglicher Schönheit von Caius Cibber, dem Vater des gleichnamigen Dichters, von denen die eine den tobenden, die andere den stillen Wahnsinn vorstellt.

brechen. Da nun seine Schnupftücher nicht zureichen, um seine Thränen aufzufangen, so sind auch seine Hemden durchnäßt, und er thut, wie Sie eben sehen, sein Möglichstes, um sie zu trocknen?"

Ich muß gestehen, daß ich beim Anblick der seltsamen Wirkung dieser Verzweiflung, deren Beweggrund tragisch genug war, deren Aeußerungen aber ans Komische streiften, ein lautes Gelächter nicht zu unterdrücken vermochte. Dieser Ausbruch meiner Lachlust weckte in einer benachbarten Zelle einen andern Bewohner des Hauses auf, einen Italiener, der seine eigene Tochter genothzüchtigt und dann erdrosselt hatte. Kaum war er erwacht, so sprang er mit der Wildheit und Wuth eines afrikanischen Tigers in seinem Käfig umher; dieser Mensch bot mir das Bild eines ungeheuern Todeskampfes, einer satanischen Verzweiflung. Michel Angelo würde den entthronten Satan, den Gott verfluchenden Erzengel nicht anders dargestellt haben. In Toscana geboren, stieß er Worte aus, die keiner Sprache angehörten, die übermenschlich zu seyn schienen; sein Anblick und die Töne, die er ausstieß, machten mich erbleichen.

„Haben Sie Viele von dieser Art hier?" fragte ich den Wärter. „Nein, mein Herr, war die Antwort, dieses ist mehr ein wildes Thier als ein Mensch. Der größte Theil der abscheulichsten Verbrecher, die der Spruch der Tribunale uns zuweist, beträgt sich ruhig und friedlich wie Kinder. Sehen Sie z. B. diesen kleinen, magern, schmächtigen Menschen, im grauen Rock, kurzen Beinkleid und gestreiften Strümpfen, der da mit über einander geschlagenen Armen auf und abgeht; sein Vergnügen ist zu tödten. Er ist übrigens von sanfter Gemüthsart, stiehlt nie, und wäre diese unheilbare Monomanie nicht, die ihn antrieb, einen armen Hausirer und zwei Kinder umzubringen, so wäre seine Gesellschaft sehr angenehm. Nähern Sie sich ihm nicht zu sehr; es würde ihm Vergnügen machen, Sie aus der Welt zu schaffen, so wie eine junge Katze mit innigem Behagen ihre Klauen in den Leib der Maus schlägt."

„Glauben Sie es nicht, glauben Sie es nicht, rief der kleine Mann; der Mann, der eben mit Ihnen spricht, ist ein Bösewicht, ein Ungeheuer. Diesen Morgen hat er mich so heftig geschlagen, daß mein Körper so schmächtig geworden ist, um in einer Flasche Platz zu haben!"

Die berühmtesten Bewohner von Betlam sind: der Brandstifter Martin, älterer Bruder des Malers Martin, und Blake mit dem Beinamen der Seher. Nachdem ich die sämmtlichen verbrecherischen und wahnsinnigen Bewohner des Hauses besucht und beobachtet hatte, ließ ich mich in Blake's Zelle geleiten. Ich fand in ihm einen großen blassen Mann, der sehr gut und wahrhaft beredt sprach; die gesammten Annalen der Dämonologie haben sicher nichts Merkwürdigeres aufzuweisen als Blake's Visionen. Es war bei ihm keineswegs Verblendung, sondern er glaubte steif und fest an die Wahrheit seiner Gesichte; er unterhielt sich mit Michel Angelo, plauderte mit Moses und speiste mit Semiramis; es war keine Spiegelfechterei von ihm, es war Ueberzeugung, was aus ihm sprach. Die Vergangenheit schloß ihm ihre finstern Pforten auf, die Schattenwelt strömte ihm zu, und Alles was groß, berühmt oder außerordentlich gewesen war, stellte sich Blake vor.

Dieser Mann war der Maler der Geisterwelt geworden; auf seinem Tisch, vor ihm, lagen stets Bleistift und Pinsel in Bereitschaft, um die Gesichtszüge und Stellungen der Helden aufs Papier zu werfen, die er, wie er sagte, nicht aufforderte, die aber selbst zu ihm kämen, und ihn bäten, sie zu malen. Ich sah dicke Bände solcher Bildnisse, unter denen ich das des Teufels und seiner Mutter bemerkte. Als ich in seine Zelle trat, zeichnete er eben einen Floh, dessen Schatten ihm, wie er vorgab, erschienen sey.

König Eduard III fand sich sehr häufig bei ihm ein; und aus Erkenntlichkeit für die Gefälligkeit des Königs hatte er in drei Sitzungen dessen Bild in Oel gemalt. Ich stellte ihm Fragen, die ihn außer Fassung bringen sollten, auf die er aber ganz offen und ohne die geringste Verlegenheit antwortete.

„Lassen sich denn diese Herren bei Ihnen melden? fragte ich, schicken Sie ihnen auch, wie sich's gehört, eine Karte?"

„Nein, aber ich erkenne sie auf der Stelle, wenn sie erscheinen. Ich war gestern Abend gar nicht darauf vorbereitet, Marc Anton zu sehen, aber kaum hatte er den Fuß in mein Zimmer gesetzt, so erkannte ich auch schon den Römer."

„Um welche Stunde pflegen Ihre erlauchten Todten Sie zu besuchen?"

„Um ein Uhr; ihre Besuche sind bald von langer, bald von kurzer Dauer. Vorgestern war der arme Hiob da; er wollte nur zwei Minuten bleiben, und ich hätte kaum Zeit eine Skizze von ihm zu entwerfen, die ich später radirt habe . . . Aber, still . . . da ist Richard III."

„Wo sehen Sie ihn denn?"

„Ihnen gerade gegenüber an der andern Seite des Tisches. Es ist Dieß sein erster Besuch."

„Woher wissen Sie denn seinen Namen?"

„Mein Geist erkennt ihn, aber wie, das weiß ich nicht."

„Wie sieht er aus?"

„Wild, aber schön; ich sehe sein Gesicht nur noch im Profil. Jetzt sehe ich drei Viertheile; ach! jetzt wendet er sich ganz zu mir — er ist furchtbar anzusehen."

„Können Sie ihn wohl um etwas fragen?"

„Warum nicht, was wollen Sie, daß ich fragen soll?"

„Ob er wohl glaube, die Mordthaten rechtfertigen zu können, die er während seines Lebens begangen hat."

„Ihre Frage ist ihm bereits zugekommen; wir sprechen Geist zu Geist, durch Anschauung und Magnetismus; wir bedürfen keiner Worte."

„Was ist die Antwort des Königs?"

„Hier ist sie, ein wenig länger als er sie ertheilte, da Sie die Sprache der Geister nicht verstehen würden. Er sagt, daß Das, was Sie Mord und Blutbad nennen, nichts sey; daß man, wenn man fünfzehn oder zwanzigtausend Menschen erwürge, ihnen nichts Böses zufüge; daß der sterbliche Theil ihres Wesens nicht nur sich erhalte, sondern auch in eine bessere Welt übergehe, und daß der Ermordete die Schuld einer großen Undankbarkeit auf sich laden würde, wenn er seinem Mörder Vorwürfe machen wollte, weil dieser ihm zu einem bequemern Wohnplatz und einem vollkommnern Daseyn verhelfe. Doch, lassen Sie mich; er sitzt jetzt sehr gut, und wenn sie ein Wort sprechen, so geht er fort."

Ich verließ diesen Mann, dem man durchaus nichts vorwerfen konnte, und der sowohl als Maler wie auch als Kupferstecher nicht ohne Talent war. Der Brandstifter Martin wohnte ebenfalls in Bedlam, und um in seine Zelle zu gelangen, mußte ich durch alle Höfe des Gebäudes gehen. Mein Führer machte mich auf dem Weg auf mehrere seltsame Arten von Wahnsinn aufmerksam; ein Mensch, der seine Mutter vergiftet hatte, brachte sein Leben mit ununterbrochenen Pirouetten hin; kaum war der eine Fuß müde, so setzte er ihn auf den Boden und begann mit dem andern seine Kreisschwingungen aufs Neue. Einer seiner Gefährten that zehn Schritte, nahm dann seinen Hut, warf ihn in die Höhe, stürzte auf die Kniee und rief: „Fang' ihn, fang' meinen Hut, großer Gott! Fang' ihn!"

Ein anderer Wahnsinniger glaubte in eine Theekanne verwandelt zu seyn: sein auf die Hüfte gestützter linker Arm bildete den Henkel und der rechte ausgestreckte die Schnauze. Ich stieg jetzt eine Treppe von Granit hinan und befand mich in der von Martin bewohnten Zelle.

Diesen Menschen, der aus Fanatismus eines der schönsten Gebäude Englands angezündet hat, und der, um die englischen Geistlichen aus ihrem Heiligthum zu vertreiben, kein besseres Mittel zu finden wußte, als sie mit demselben lebendig zu verbrennen, diesen Martin, der fast eben so berühmt als sein Bruder geworden ist, hatte ich mir, als einen zweiten Herostrat, einen großartigen, unheimlichen Narren vorgestellt, und konnte mich daher eines gewaltigen Schauders nicht erwehren, als der Wärter, der mich als einen Bekannten behandelte, die Thüre abschloß und mich mit ihm allein ließ.

Ein kleiner übermäßig beleibter Mann, mit kupfrigem Gesicht, glänzender, glatter Stirn und kindisch-dummer Miene saß hinter einem kleinen Tisch von weißem Holz und zeichnete; sein Anblick flößte volles Vertrauen ein, denn seine Physiognomie war kindisch bis zur Einfalt. In seinem Gesicht lag auch nicht der geringste Ausdruck, in seiner Rede nicht eine Spur von Geist; noch nie war mir ein so unbedeutender Mensch vorgekommen. Ich fragte ihn, ob er etwas wünsche; seine Antwort war, er fühle sich glücklich, wenn man es ihm nicht an Tusche und Bleistiften fehlen ließe. Er zeichnete übrigens herzlich schlecht, und seinen Skizzen fehlte es eben so wie seiner Rede gänzlich an Einbildungskraft. Dieser Mensch hatte in seiner anabaptistischen Ueberzeugung geglaubt, eine Kirche sey ein Ort des Fluches und der Verdammniß, und sie daher in Brand gesteckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 255. 12 September 1833.

Freie Negerkolonie in Liberia.

2. Fortschritte der Kolonie.

Von dem Ende des Jahres 1823 an erhob sich die Kolonie mit schnellen Schritten zu Macht, Wohlstand und ausgedehntem Einfluß auf das Festland von Afrika. Den 20 Februar 1824 nahm sie den Namen von Liberia, und die Stadt auf dem Cap Mesurado, den von Monrovia, zum Andenken an den Präsidenten Monroe, an, der von Anfang an ihr Gönner gewesen war. Im August desselben Jahres machte Ashmun die Konstitution der Kolonie bekannt, nach welcher alle Bewohner der Kolonie dieselben Rechte genießen sollten, wie die Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten, so weit sie nicht durch die temporären Maßregeln, welche beim Anfang eines Etablissements unumgänglich nothwendig seyen, beschränkt wären. Diese Maßregeln sollen von der Gesellschaft für Kolonisation ausgehen. Der Agent der Gesellschaft soll souveraine Gewalt haben, und nur unter der Kontrole der Gesellschaft stehen; er soll einen Viceagenten ernennen, die Gerichtsbehörden aus dem Agenten und zwei Friedensrichtern, welche aus den Mitgliedern der Kolonie gewählt werden, bestehen, alle andern Behörden von den Kolonisten gewählt und dem Agenten bestätigt werden. Beständige Kommittees für Ackerbau, für öffentliche Arbeiten, Miliz und Medizinalwesen sollen bestehen. Das amerikanische Recht gilt in der Kolonie; die schwerste Strafe besteht im Ausschließen aus der Kolonie, das durch eine Jury ausgesprochen werden kann. Dieses System hat die besten Folgen gehabt, innerer und äußerer Friede und eine billige und energische Administration sind daraus entsprungen, und geben die Hoffnung, daß die Gesellschaft in einer vorauszusehenden Epoche ihren Agenten zurückziehen und die Kolonie gänzlich ihrer eigenen Regierung überlassen werden könne. Es wurde bald nöthig, die Gränzen der Kolonie auszudehnen, aber immer wurden dabei die strengsten Grundsätze des Rechts gegen die Nachbarstaaten beobachtet; kein Fußbreit Landes wurde ohne Ankauf und förmlichen Vertrag mit dem frühern Besitzer eingenommen, und die Rechtlichkeit der Kolonialregierung in diesen Verhandlungen hat einen so günstigen Eindruck auf die benachbarten Stämme gemacht, daß es jetzt der größte Ehrgeiz jedes einigermaßen einflußreichen Mannes in der Umgegend ist, wenigstens Einen seiner Söhne, wo möglich aber Alle in die Kolonie aufnehmen zu lassen, damit sie in den Künsten des civilisirten Lebens unterrichtet würden. Diese Verhältnisse geben eine Garantie für die künftige Sicherheit der Kolonie, und verleihen ihr einen Einfluß ringsumher, welcher höchst wohlthätig auf eine große Masse von Bevölkerung wirkt. Im Jahre 1825 wurde ein Strich von 20 Meilen Länge und 3 Meilen Breite am Ausfluß des Stromes Sankt Paul gekauft, und eine neue Stadt, Caldwell, dort angelegt; seitdem sind 18 neue Etablissements gegründet, und eine Ausdehnung von 300 englischen Meilen an der Küste hin gekauft worden. In Amerika wurde der Andrang zur Auswanderung unter den freien Negern täglich größer, was der Gesellschaft erlaubt, nur Leute von erprobtem Fleiß und Rechtlichkeit auszusenden, wodurch die Kolonie täglich an moralischer Kraft gewinnt. Die freien Neger in Natchez haben zwei ihrer Mitbrüder nach Liberia geschickt, um sich von dem Zustand der Kolonie zu überzeugen, und ihr Bericht ist über alle Erwartung günstig ausgefallen; die Fruchtbarkeit des Bodens, die Sittlichkeit und der Fleiß der Einwohner, die allgemeine Reinlichkeit und Wohlhabenheit machen den Gegenstand ihrer Bewunderung aus. Sie haben mehrere Schulen gefunden, in Monrovia ist eine öffentliche Bibliothek, welche einige tausend Bände zählt. Die Kirchen sind besucht, Gesellschaften zu gemeinnützigen Zwecken bilden sich auf allen Punkten. Eine derselben hat zum Zweck, das Bett des Mesurado zu korrigiren, eine andere, Entdeckungsreisen ins Innere unternehmen zu lassen, und hat schon 2 Reisende ausgeschickt. Die Stämme am Ufer und im Innern schließen sich täglich an die Kolonie an, und eine Bevölkerung von etwa 130,000 Köpfen, bestehend aus mehreren verschiedenen Nationen, hat sich den Gesetzen der Kolonie unterworfen, dem Sklavenhandel so wie allem Krieg entsagt und sich dem Ackerbau ergeben. Die Zahl der Kolonisten betrug im Jahre 1828 über 5000; sobald neue Ansiedler ankommen, werden sie unter die Kolonisten vertheilt, wenn sie kein Kapital zum Ansiedeln mitbringen, — bleiben ein Jahr als Arbeiter bei einem Kolonisten, werden am Ende dieser Zeit bezahlt und erhalten Land. Der Agent ist der einzige weiße Beamte, alle Munizipalstellen werden von den Kolonisten besetzt, der Handel ist sehr ausgedehnt. Die Ausfuhrartikel bestehen in Reiß, Palmöl, Elfenbein, Gold, Häuten, Wachs, Schildkrötenschalen, Farbhölzern und Kaffee, der überall wild wächst. Der Hafen ist beständig von Schiffen besucht, die Ausfuhr der Kolonie im Jahre 1828 betrug von ihren

eigenen Produkten 70,000 Dollars, von Produkten des innern Landes 200,000 Dollars, und war in schnellem Zunehmen. Der Verkehr der verschiedenen Etablissements ist unter sich so lebhaft, daß schon im Jahre 1825 von Ashmun eine Brigg dazu angewendet wurde, welche im ersten Jahre 4700 Dollars reinen Ertrag abwarf, welche beinahe alle Kosten der Kolonialregierung bestritten. Die meisten Kolonisten haben 2 — 4 eingeborne Arbeiter in ihrem Dienste, welche 4 — 6 Dollars monatlich erhalten; fast alle leben im Wohlstand, viele in einer Art von Luxus, wie sie ihn vor ihrer Ankunft nicht kannten; manche haben der Regierung bei vorkommenden Fällen 3 — 600 Dollars vorgeschossen. Im Jahre 1830 waren 3 neue Fortifikationen und 13 öffentliche Gebäude, die Kirchen ungerechnet, errichtet worden. Das Land bringt Zucker, Baumwolle, Indigo, Reiß und alle Arten Getreide und Gemüse hervor. Kaffee wächst wild und wird von den Eingebornen gesammelt und zu 5 Dollars der Centner verkauft. Die Kolonisten haben im Jahre 1829 eine Adresse an die Gesellschaft für Kolonisation erlassen, in der man mit Vergnügen das lebhafte Gefühl ihres glücklichen Zustandes und das wohlanstehende Gefühl ihrer neuerlangten Menschenwürde sieht. Sie sagen unter Anderm: Unsere Verfassung sichert uns, so viel als möglich, alle Rechte und Freiheiten der Bürger der amerikanischen Freistaaten, und alle diese Rechte und Freiheiten sind auch die unsrigen. Wir sind die Besitzer des Bodens, auf dem wir leben, und haben alle Rechte eines freien Besitzes. Unsre Stimme, und was wichtiger ist, unsre Gefühle und Meinungen üben ihr gehöriges Gewicht bei der Regierung aus. Unsre Gesetze sind unser eigen, sie sind aus unserm Zustand hervorgegangen, sind zu unserm ausschließenden Vortheil gegeben, und werden durch Beamte, welche wir selbst bestellt haben, und die unser Vertrauen besitzen, angewendet. Wir bilden einen eigenen Staat, im Land unserer Väter, haben den Handel, den Boden und die Hülfsmittel unseres Landes in unserer Gewalt; wir wissen nichts von der degradirenden Unterordnung, zu der uns unsre Farbe in Amerika verurtheilt, hier ist nichts das dieses Gefühl bei uns erzeugen, oder bei Fremden ein Gefühl von Oberherrschaft nähren könnte. Diese moralische Emanzipation, diese Befreiung unseres Geistes von Fesseln, die härter als eiserne Bande waren, ersetzt uns tausendfach die Opfer, die es uns gekostet hat, und wir danken Gott und unsern amerikanischen Gönnern für die glückliche Veränderung, die mit uns vorgegangen ist." — In einer andern Adresse, welche die Kolonisten im Jahr 1827 an die freien Neger der Vereinigten Staaten ergehen ließen, sagen sie: „Ein fruchtbareres Land, und ein reicherer Boden, so weit er bis jetzt bebaut ist, läßt sich, glauben wir, auf der Erde nicht finden; die Ebenen und die Gebirge sind mit ewigem Grün bedeckt, die Produkte der Natur sprossen das ganze Jahr hindurch hervor; selbst die Eingebornen bringen fast ohne Geräthschaften, ohne Kunst und mit weniger Arbeit mehr Korn und Gemüse hervor, als sie essen, oft mehr als sie verkaufen können. Hier ist kein Winter, der die Erzeugnisse der andern Hälfte des Jahres verzehrt; die Natur erneuert sich ohne Unterlaß, und gießt ihre Schätze das ganze Jahr in den Schooß des Fleißigen. Die Ausdehnung des fruchtbaren Landes ist so, daß er mit geringer Arbeit einen großen Zuwachs von Bevölkerung ertragen kann; nicht der hundertste Theil des Bodens ist bebaut, der Handel ist bedeutend und nimmt täglich zu, in demselben Verhältniß als das Kapital und die Zahl der Schiffe anwächst. Wir haben hier 6 bis 8 kleinere Schiffe, die der Kolonie gehören, und zwei größere Briggs für den Handel an der Küste hin." —

Der Sklavenhandel hat auf der ganzen Küste, welche der Kolonie gehört, aufgehört. Früher war in Mesurado eine Hauptniederlage für französische und spanische Sklavenschiffe; aber bald nach Errichtung der Kolonie haben diese Etablissements aufgehört. Ein spanischer Händler suchte im Jahr 1827 sich am Kap Gallinas in der Nähe des Gebiets von Liberia zu etabliren, ist aber seitdem auch genöthigt worden sich wieder wegzuziehen. Ueberall wo die Negerstämme gesehen haben, daß sie die ihnen nöthigen Waaren durch andere Tauschmittel erhalten können, haben sie dem Sklavenhandel entsagt.

Ashmun, der Vater der Kolonie, war im Jahre 1828 genöthigt sie zu verlassen, und nach Amerika zurückzukehren; seine Gesundheit war gänzlich zerstört, und er starb bald nach seiner Ankunft, aber sein Zweck war erfüllt, und sein Werk wird hoffentlich noch lange bestehen, und die Nachwelt wird diesem bewunderungswürdigen Mann ihre Achtung nicht versagen. Sein Nachfolger als Agent der Gesellschaft ertrug das Klima nur 10 Monate, und starb in Monrovia. Dieser Boden ist für die Weißen tödtlich; das amerikanische Kriegsschiff Lexington, das im Jahre 1827 der Kolonie einige Wochen lang beistand, verlor 40 Mann von seiner Besatzung, und alle europäischen Schiffe, welche sich mehr als einige Tage dort aufhalten, in demselben Verhältniß. Dagegen ist es für die Neger keineswegs ungesund; dieser Umstand ist einer der größten Vortheile, deren die Kolonie genießt, er sichert sie für immer vor einer Vermischung mit Weißen, nöthigt sie ihre eigenen Kräfte zu entwickeln, und sich selbst zu einer Nation auszubilden.

England und die Engländer.

5. Oeffentliches Leben. Eine Wahl.

(Fortsetzung.)

Parlamentssitzung.

Ich war begierig, einer englischen Parlamentssitzung beizuwohnen, um eine Vergleichung zwischen der Art und Weise, wie unsre Nachbarn ihre Angelegenheiten betreiben und der Form, die in Frankreich bei parlamentären Debatten stattfindet, anzustellen. Der Sitzungssaal besteht aus einem länglichten Viereck. Der Hauptthüre gegenüber steht der Sessel des Präsidenten (speaker); hinter ihm reihen sich mehrere Bänke; vor ihm befindet sich ein viereckiger Tisch, mit Büchern, Registern, Zeichnungen und einem enormen vergoldeten Stabe darauf; drei Schreiber in schwarzer Kleidung, mit grauen Perrücken, kehren dem Präsidenten den Rücken zu. Dieser, mit einer Art von Staatskleid angethan und mit einer grauen Perrücke bedeckt, deren Enden sich unter seinem Kinne kreuzen und bis mitten auf die Brust herabgehen, schwätzt unaufhörlich mit den Parla-

mentsgliedern, die auf einander folgen und mit großem Respect sich mit ihm unterhalten. Von Zeit zu Zeit, wenn die Unterhaltung zu geräuschvoll wird, ruft er mit einer starken Stimme zur „Ordnung" und verfällt dann wieder in seine gewöhnliche Aufmerksamslosigkeit. Die Parlamentsglieder sitzen auf Bänken von schwarzen Lederkissen, welche rings um den ganzen Saal laufen, der von einigen Lüstern mit Wachskerzen sehr schlecht beleuchtet und durch sein braunes Tafelwerk nur noch dunkler wird. Die leerstehenden Bänke dienen den Mitgliedern als Ruhebetten zum Schlafen. Eine hervorspringende Gallerie, von Eisenpfeilern getragen, geht oben um den ganzen Saal und dient dem Publikum, bei dem beschränkten Raume des untern Saales, als Ersatz, wo es, nebst den Zeitungsredaktoren, für eine halbe Krone Platz findet. Man begreift nicht, wie bei dem kleinen Umfange des Saales 646 Mitglieder Raum genug finden. Die Deputirten kommen in einem sehr vernachlässigten Anzuge, im Ueberrocke, mit Stiefeln, den Hut auf dem Kopf und den Regenschirm unter dem Arm. Den meisten Reden schenken sie gar keine Aufmerksamkeit; sie wiederholen nur den Ruf: hear, hear, mit einer Betonung, welche bald Beifall, bald Mißfallen ausdrückt, je nachdem er von den Freunden oder Gegnern des Redners herkommt. Man schwätzt, man treibt sich im ganzen Saale herum, ohne Rücksicht auf den Redner oder diejenigen, welche ihm zuhören wollen. Den Saal verläßt man nie, ohne dem Präsidenten ein ehrfurchtsvolles Kompliment zu machen. Nachdem man sich die bedeutendsten Männer jeder Meinung hat zeigen lassen, richtet man sein Augenmerk auf die Minister, welche sich weder durch ein eigenthümliches Kostüm auszeichnen, noch einen andern Platz haben, als eine Bank zur rechten Seite des Präsidenten, ganz in der Nähe des Tisches; ihre Anhänger und Vertheidiger sitzen um sie herum. Wenn man eine englische Versammlung sieht, so begreift man leicht die Ursache, weßhalb es, wenn nicht ausgezeichnete Redner, doch so viele Sprecher gibt, die ihre Ansichten, gut oder übel, in Worte zu fassen verstehen; es ist nämlich die Nachsicht oder vielleicht auch die Unaufmerksamkeit der Versammlung. Dieser doppelte Umstand macht die Redner über die Wahl ihrer Ausdrücke und über die Wirkung derselben gar nicht verlegen. Das Schlimmste, was ihnen begegnen könnte, wäre, nicht angehört zu werden. Im Beginnen ihrer parlamentarischen Laufbahn sprechen sie nur mit desto größerer Zuversicht; allmählich erzeugt sich Uebung in den rednerischen Wendungen und Selbstvertrauen; sie erwerben sich ein Talent und dadurch einen Ruf. Im entgegengesetzten Falle bleiben sie in ihrer Mittelmäßigkeit; aber sie sind doch im Stande, eine Diskussion zu unterhalten und haben nicht nöthig, außer ihren Gegnern, eine Furchtsamkeit zu bekämpfen, welche die ihnen übrigen Mittel vollends aufzehren würde. Die Redner sprechen mit großer Wortfülle; mehrere machen sich Notizen, welche sie jedoch nur selten zu Rathe ziehen, da öftere Unterbrechung dieser Art ihnen nur nachtheilig wäre. Auf den Stock ihres Regenschirms gestützt, oder den Hut in der Hand, oder mit der Reitpeitsche spielend, bemühen sie sich wenig, in ihre Deklamation Anmuth zu bringen; im Allgemeinen geben sie ihren Reden den Ton einer gut geführten Unterhaltung; einige jedoch begleiten die ihrigen mit einem edlen Ton und belebten Gebärdenspiele; jeder spricht von seinem Platze aus. Nur wenn man einen lebhafteren Antheil an der Diskussion nehmen will, so setzt man sich auf die dem Präsidenten zunächst stehenden Bänke. Wenn man in England wie in Frankreich die Umstände, welche bei Verfertigung der Gesetze obwalten, erwägen wollte, so würden diese viel von ihrem imponirenden Charakter verlieren. In Frankreich haben die Gesetzgeber das Aussehen von Besessenen. Der Ort, wo sie sich versammeln, hat die Form eines Theaters und nach dem Geschrei, welches man vernimmt, zu urtheilen, sollte man vermuthen, sie wollten sich erwürgen. In England steht der eingeräucherte Saal der Gemeinen in vollem Einklange mit dem vernachlässigten Anzuge und den noch nachlässigeren Manieren der Deputirten, welche die bizarrsten, unvernünftigsten und käuflichsten Wahlen dahin schicken.

(Schluß folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

Der Preller.

Seit zwei Monaten befand sich in den Gefängnissen von Foix (Departement de l'Arriége) ein Mann, gewandt und reich an Industriemitteln. Bald Hexenmeister, bald Priester, Teufel, Schwarzkünstler, Taschenspieler, Magier, Astrolog, und zuweilen der Abgesandte eines reichen und mächtigen Herrn, dessen Namen er mit vielem Gepränge vor den Ohren seiner Leichtgläubigen tönen ließ, hat dieser Bettler (dieß ist sein Stand) während langen Jahren die Beutel der einfältigen und leichtgläubigen Bauern gelüftet. Es gab einen merkwürdigen Beweis von dem Stande der Bildung unter dem französischen Landvolke, in gewissen Gegenden einige dreißig Opfer seiner Betrügereien gegen den Tausendkünstler in der Sitzung mit ihrem Zeugnisse auftreten und in der pinselhaftesten Weise ihre übermäßige und abergläubische Beschränktheit bekennen zu hören.

Jean Pagés Arbas ist ein Mann von vorgerücktem Alter, gewöhnlicher Statur, aber von sehr charakteristischer Gesichtsbildung; eine kurze, hagere Physiognomie, ein durchdringender Blick, welcher aus einem falschen Augapfel leuchtet, Augenlieder, die er konvulsivisch bewegt, eine Nase, gespalten wie der Huf des Satans; langer weißer Backenbart, welcher unter einem platten Kinn zusammenläuft; einige hellbraune Haarlocken, welche unter einer fettigen Kappe mit einem Schnupftuche, in der Form eines Turbans, umgeben, hervorkommen; ein beständiges Zittern an der linken Hand; ein leidendes Aussehen, welches mit dem Klange einer lauten und widerhallenden Stimme im Widerspruche steht. — dieß ist der Angeklagte. Er trägt die Kleidung der Bergbewohner in der Gegend von Massat, Kamaschen, welche bis über das Knie heraufgehen, eine sehr enge Hose, eine Jacke und Weste, welche sehr tief heruntergehen, das Ganze von grobem grauem Tuch, wie es gewöhnlich die Bewohner jener Gegend tragen. Jean Pagés Arbas ist siebzig Jahre alt, sein Stand Ackersmann und Bettler, sein Wohnort Lieros, Gemeinde Massat; im Jahre 1824 wurde er bereits durch das Gericht von Saint-Girons wegen ähnlicher Prellereien wie die heutigen zu einer Gefängnißstrafe von einem Jahre verurtheilt. Auf die Fragen, welche man an ihn richtet, antwortet er, daß er sich nichts erinnere, man habe ihm den Kopf verwirrt durch die Folter von Fragen, die man ihm gestellt.

Hören wir die Zeugen: Der erste heißt Géraud Lafont, schlichter Ackersmann zu Roquefixade, eine ehrliche Haut, ein guter, leicht zu bethörender Tropf. Eines Tages kam der Beschuldigte zu ihm und bat ihn um Gastfreundschaft; man sprach von Ackerbau, von Viehstand. „Eure Kühe sind mager, Euer Boden ist undankbar, sagte Arbas zu unserm Manne. Wohlan! ich will Euch reich machen. Ihr wißt nicht, was ihr gewinnt, indem Ihr mich bei Euch aufnehmt! . . . . Kennt Ihr den Herrn Sibra von Lasialouse? Nein. — Herr Sibra von Lasialouse ist der Eigenthümer eines ungeheuern Geländes, achtzig Stunden von hier; Lasialouse ist eine reiche, schöne, fruchtbare Ebene, die keine

andern Gränzen hat als den Horizont; dort gibt es keinen Winter, keine Reife; da sind grüne Wiesen, schöne Ernten, Baumgärten voll Früchte, Wälder voll Wildpret; ein wahres Eldorado. Ja! Alle Künste, alle Gewerbe werden dort unentgeldlich getrieben, Herr Sibra bezahlt sie. Nun, ich bin der vertraute Geschäftsmann des Herrn Sibra; es fehlt uns an Ackerbauern, und ich stehe Euch gut, daß Ihr in Lasialouse ein Hofgut von 80,000 Fr. erhalten werdet, wenn Ihr mit Eurer Familie in den Dienst des Herrn tretet."

Das Versprechen ist verführerisch, es wird von Gérand Lafont angenommen; er erzählt es seiner Familie, welche es ganz natürlich findet, und sich schon goldene Berge träumt. Arbas, der nie in einem Buch gelesen, der aber doch gewisse Leute studirt hat; Arbas, dessen eigene Phantasie durch eine teuflische ergänzt wird, versteht es, dem Geschmack und dem Charakter eines Jeden zu schmeicheln. Der alte Lafont wird Grundstücke bauen, welche beinahe keines Baues bedürfen; er wird zuweilen die Stiefel des Herrn wichsen, eine Ehre, die nicht Jedem zu Theil wird. Sein Sohn, ein großer Gimpel von 25 Jahren, wird Kammerdiener; er hat beinahe nichts zu thun, als das Wildpret des Herrn zu schießen; er muß also gleich das niederträchtige Gewerb eines Webers, was er eben erlernt, verlassen, und sich im Schießen üben. Seine Tochter, ein junges Mädchen von 20 Jahren, wird Kammerjungfer der gnädigen Frau, und ohne daß sie das Schloß zu verlassen brauche, wird sie an einen jungen schönen Landmann verheirathet; sie kann jeden Tag ein anderes Kleid anziehen. „Oh! wie glücklich werde ich seyn!" Und das Herz des Mädchens pocht bei der Beschreibung dieser lachenden Zukunft. Arbas wird bewirthet, gepflegt, Alles steht zu seinem Gebote. Indessen nimmt er nur eine kleine Summe Geldes an, und nachdem er die Hühner des Bauers nicht verschmäht, reist er des andern Tages ab; er will erst wiederkehren, wenn er sein Versprechen durch Herrn Lasialouse wird haben genehmigen lassen.

Zehn Tage verstreichen; man fängt an ungeduldig zu werden im Cazal (so heißt die Bauernwohnung in der Gemeinde Roquefixade). Arbas kehrt zurück: Herr Lasialouse hat Alles genehmigt. — So laßt uns reisen. — Nicht so schnell: erst muß ich hingehen, um Alles zu Euerm Empfange vorzubereiten .... Wie viel braucht Ihr, um die Kosten Eures Anzuges zu bestreiten? — Hab ... wir werden so 2000 Fr. brauchen. — 2000 Fr., das reicht nicht. Ihr müßt 2400 Fr. haben, und diese sind Euch so sicher, als wenn Ihr sie schon hättet, Ihr könnt mir sogleich eine Handschrift darüber ausstellen. „Der alte Lafont kann nicht schreiben, der Sohn kann kaum einige Buchstaben zusammenbringen. Also nach Foix! Vater und Sohn folgen Arbas nach Foix; hier gehen sie in eine Schenke, und da wird ein Wechsel über 2400 Fr. zu Gunsten von Jean Pagés Arbas durch den jungen Mann in Gegenwart seines Vaters und unter dem Diktat eines Dritten ausgestellt. Arbas hat Geld nöthig, um eine Reise nach Lasialouse zu machen; man gibt ihm 50 Fr. Sie gehen vor einem Spezereiladen vorüber. „Kaufet mir einen Hut Zucker, sagt er zu seinen Gimpeln, Dieß wird dem Herrn Vergnügen machen." — „Wie, gibt es keinen Zucker in Lasialouse?" — „Das ist das einzige Ding, was dort nicht wächst; Kaffee und Milch dagegen haben wir in Ueberfluß. Jeden Morgen bläst Herr Sibra von einem Fenster seines Schlosses auf der Trompete; auf dieses Zeichen tragen alle Ackersleute der Umgegend die Milch auf das Schloß und setzen sich zu dem Mahle des Herrn nieder, welcher ihnen Allen Kaffee mit Milch in Ueberfluß auftragen läßt." Der Zucker wird gekauft und die Gesellschaft trennt sich von Arbas, in der süßen Hoffnung, bald auch Antheil an dem Mahle des Herrn von Lasialouse nehmen zu können.

Bald darauf erscheint Arbas wieder im Cazal. „Dießmal, ohne Zweifel, gehen wir, und Ihr bringt die 2400 Fr.? — Nein, noch ist nicht Alles bereit, und dennoch, wie drängt es mich, Euch endlich aus dieser Hölle gehen und in dem irdischen Paradies niedergelassen zu sehen, welches Euch erwartet! ... Ihr habt da drei sehr magere Kühe, ich will sie fortführen, in Lasialouse können sie fett werden, ich bringe Euch eine andere hieher, deren schönes Aussehen Euch entzücken wird, Ihr sollt sehen, welch schönes Exemplar! .... Da fällt mir ein, das übrige Vieh braucht Ihr nicht. Ihr könnt es mir abtreten; allein Ihr mögt es noch einige Zeit behalten, so lange als wir noch brauchen, um in Lasialouse den Hof von 80,000 Fr. herzustellen, welcher für Euch bestimmt ist. Kommt mit zu einem Notar, ich will Euch darüber einen Viehpacht ausstellen." Man geht zu einem Notar, welchem man sich wohl hütet, Alles zu sagen, und der nichts Anderes als einen Verpächter und einen Pächter sieht. Der Akt wird gemacht, der Pacht wird zu 600 Fr. bewilligt, nebst 300 Fr. geliehenes Geld, welche, nach dem Akt, zu dem Kapital geschlagen werden sollen.

Man trennt sich von Neuem. Zwei Tage darauf kehrt Arbas zu den leichtgläubigen Bauern zurück, er bringt eine prächtige Kuh von Lasialouse. Dießesmal erlauben sich die Bauern, die Kuh anders anzusehen, als der Herr Intendant: „Aber, sie ist ja gerade so mager als die unsrigen." — „Ihr irrt Euch." Und eine Reihe von Gründen beweist diesen ehrlichen Leuten, daß sie geblendet seyen. Die Kuh ist eine der schönsten, die man sehen kann, das stellt sich dar: „Aber, Herr Intendant, fügen die Landleute bei, die sich noch erlauben zu denken und zu überlegen, wie geht es zu, daß Sie in zwei Tagen hin und her gegangen sind, da Sie uns doch gesagt, Lasialouse sey 80 Stunden von hier?" — Nichts einfacher als das: „In Foix angelangt, habe ich die Diligence der Regierung genommen, die Kuh hineinsetzen lassen, und wir sind Tag und Nacht gefahren, deßgleichen bin ich auch mit dieser Kuh zurückgekehrt — so verhält sich die Sache." Auf dieses schlagende Argument ließ sich nichts mehr erwidern, denn am Ziele von Allem stand ein Hofgut von 80,000 Fr.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Opal ist der schönste von den halbdurchsichtigen Steinen, — sagt Calrn in seinem Werk „über die Kenntniß der kostbaren Steine in ihrer Anwendung auf die Kunst," — und man darf ihn wohl den merkwürdigsten von allen nennen, da er die verschiedenen Farben der übrigen in sich vereinigt. Von den ältesten Zeiten her war er bei den Völkern, die ihn kannten, ein Gegenstand der Bewunderung. In Indien wurde er dem Diamant gleich geachtet, und die Römer hielten ihn in nicht minder hohem Werthe. Plinius spricht mit Erstaunen von einem Opal, von der Größe einer Haselnuß, und die Geschichte erwähnt eines solchen Steines, der dem Senator Nonius gehörte, welcher lieber ins Elend ging, als daß er dieses Juwel Mark-Anton abgetreten hätte. Doch schon in den ältesten Zeiten ist der Opal bekannt, wie man aus den dem Orpheus zugeschriebenen Gedichten sieht, wo versichert wird, daß er den Göttern sehr angenehm sey. In einem dieser Gedichte wird er als ein Knabe von großer Schönheit dargestellt. Kein Edelstein aber kann sich hinsichtlich des aus der ältesten Zeit hergebrachten Rufes mit der Perle messen. Es ist schon länger als zwanzig Jahrhunderte, daß sie in Griechenland als der kostbarste Schmuck betrachtet wurde. Man weiß, welche Rolle sie in der übertriebenen Putzsucht der ausgearteten Römer spielte. Julius Cäsar machte der Servilia, der Mutter des Brutus, eine Perle zum Geschenk, die 1,200,000 Fr. unseres Geldes gekostet hatte. Die beiden Perlen in den Ohrgehängen der Kleopatra, die sie von einem König des Orients erhalten hatte, können auf 5,800,000 Fr. geschätzt werden. Eine dieser Perlen trank sie in Essig aufgelöst; die andere wurde entzwei geschnitten und zum Ohrenschmuck der Venus des Pantheons verwendet. Die größte bekannte Perle in Europa wiegt 126 Karat; sie wurde im Jahre 1620, von einem Einwohner von Calais, aus Ostindien gebracht und von ihm dem König von Spanien zum Geschenk gemacht. Sie bildet eine Spange und dient gegenwärtig als Hutknopf. Eine andere Perle, die noch bewunderungswürdiger ist, nicht sowohl wegen ihrer Ründe, die nicht ganz vollkommen ist, noch auch wegen ihrer Schwere, denn sie wiegt nur 12¼ Karat, sondern weil sie, wie Tavernier sagt, so klar und durchsichtig ist, daß man fast das Licht hindurch scheinen sieht, ist im Besitz des Beherrschers von Maskate.

•

Kürzere Rechnung mit Dieben macht man nirgends als in England; jüngst schlich sich ein Taschendieb in einer Sitzung von Old-Bayley ein, um da seine Geschicklichkeit zu erproben. Leider wurde er auf frischer That ergriffen, und statt ins Gefängniß sogleich vor die Schranken geführt. Der Richter, die Geschwornen, die Zeugen — Alles war zur Stelle; man vernahm ihn, die Geschwornen sprachen ihr „Schuldig" aus, und der Richter erkannte lebenslängliche Transportation.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 256. 13 September 1833.

Freie Negerkolonie in Liberia.

3. Aussichten der Kolonie.

Es gibt vielleicht auf der weiten Erde in diesem Augenblick keinen Fleck, auf dem das Auge des Beobachters mit größerem und ungemischterem Wohlgefallen ruhen möchte, als auf Liberia. Es gibt keinen, wo so große Zwecke mit so reinen Mitteln in Ausführung sind, und der eine größere Hoffnung eines unbegränzten und durchaus wohlthätigen Einflusses gäbe. Die Wirkungen der Kolonie sind doppelt: die erste und unmittelbarste ist die Befreiung von Amerika von einer inneren Gefahr, und von einer Masse von Elend, Ungerechtigkeit und geheimer Schwäche, von der es auf keine andere Art gerettet werden kann. Das Uebel ist äußerst groß, und die Mittel der Gesellschaft zu seiner Aufhebung sind bis jetzt vollkommen unzureichend. Wenn sie sich nur auf die Kolonisirung der gegenwärtig freien Neger beschränken will, so ist ihre Aufgabe ungeheuer. Die Zahl derselben ist 300,000, ihr jährlicher Zuwachs 10 bis 12,000, die Kolonisirung jedes Individuums kostet 25 Dollars, so daß die Gesellschaft, wenn sie die freien Neger nur auf der gegenwärtigen Zahl erhalten will, eine jährliche Summe von 300,000 Dollars braucht; doch wäre es denkbar, daß sie dieses erreichte, indem das Interesse, das sie erregt hat, in Amerika und England fast allgemein ist. In den Freistaaten haben sich bis jetzt 110 Hülfsgesellschaften gebildet, und mehrere Staaten, wie z. B. Maryland, haben Beiträge zu ihren Fonds dekretirt. In England haben die Quäcker, die Gesellschaft für Emanzipation, die Missionsgesellschaft, die Gesellschaft für afrikanische Erziehung u. a. wohlthätige Vereine sich ihrer Sache angenommen, und es hat sich unter dem Vorsitze des Herzogs von Sussex eine eigene Hülfsgesellschaft für sie gebildet. Dazu kommt, daß ein Theil der freien Neger in Amerika selbst Vermögen besitzt, und diese sich und ihre Familien ohne Beihülfe nach Afrika einschiffen können. Aber ihr Hauptzweck ist, die Sklavenbevölkerung nach und nach zu reduziren, und sie nach Afrika zurückzuschicken, und so lange sie dieß nicht in Stand setzt, so lange ist für Amerika wenig geschehen, so viel auch für Afrika gewirkt worden seyn mag. Die Zunahme der Sklavenbevölkerung beträgt jährlich 50,000, die Kolonisirung dieses Zuwachses würde 1,250,000 Dollars jährlich erfordern, und dabei bliebe die Zahl der Sklaven auf ihrer gegenwärtigen Höhe. Hier wäre die Theilnahme des Kongresses unumgänglich nöthig, aber es ist keineswegs undenkbar, daß dieser im Gefühl der Wichtigkeit des Zwecks einen Theil der durch die Abzahlung der Schulden ohne Anwendung bleibenden Staatseinnahmen dazu bestimmte. Es ist jedoch für die Kolonie selbst nicht zu wünschen, daß dieses bald geschehe, indem ein zu großer Zufluß von Ansiedlern es schwer machen würde, daß sie von der Bevölkerung absorbirt und in die bestehende Ordnung ohne Gewalt und durch die Macht des Beispiels und der Organisation gezogen würden. Die gewaltigen Bewegungen, welche den englisch-westindischen Kolonien durch die neue Gesetzgebung bevorstehen, müssen auch in diesem Theil von Amerika ähnliche Maßregeln hervorrufen, und wir sind ohne Zweifel bestimmt einen eben so entschiedenen Eifer Afrika von Amerika aus zu bevölkern, zu sehen, als man bisher gesehen hat, um Amerika von Afrika aus anzufüllen. Daß sich diese Bewegung weiter südlich erstrecke, ist nicht wahrscheinlich; die schwarze Bevölkerung im ehemaligen spanischen Amerika ist in den meisten Provinzen nicht groß genug, um Maßregeln gegen sie nöthig zu machen; der Mangel an Armen für die Bebauung des Landes ist größer als in Nordamerika, das moralische Bedürfniß ist weniger gefühlt, die Sklaverei ist weniger hart, also weniger gefährlich, und die Staaten sind nicht reich genug, auch wenn sie wollten, eine solche Operation auszuführen. In Brasilien dagegen ist die Gefahr allerdings sehr groß, aber die Lage des Landes in politischer, moralischer und finanzieller Hinsicht läßt an keine Abhülfe denken; die Mulatten haben sich der Neger bedient, die Weißen zu verdrängen, und stehen in großer Gefahr von ihren Hülfstruppen selbst verdrängt zu werden; die Zahl der Neger ist bei Weitem größer als die der Weißen, der ganze Reichthum des Landes besteht in ihnen und ihrer Arbeit, und die Richtung der öffentlichen Meinung ist in ihrer Blindheit eher auf neue Zufuhren von Negern, als ihre Ausfuhr gerichtet.

Die größten Wirkungen dieser neuen Bewegung sind aber ohne Widerstreit die, welche sie auf Afrika haben muß. Eine Reihe von Kolonien wie Liberia, würde in kurzer Zeit dem Sklavenhandel ein Ende machen, und dadurch, verbunden mit dem Einflusse, den civilisirte Negerstaaten auf den Rest von Afrika ausüben müßten, dem ganzen Kontinent eine neue Gestalt geben. Der Handel mit den Landesprodukten würde den Sklavenhandel

ersetzen, und das Bedürfniß europäischer Waaren, das bisher durch den letzteren genährt wurde, würde den Ackerbau und das Gewerbe durch ganz Afrika eben so sehr befördern, als es bisher der Sklavenhandel niedergehalten hat. Die christliche Religion würde sich mit dem Einflusse der Kolonien ausbreiten, und sie würde, wie überall, Civilisation in ihrem Gefolge bringen. Jeder Emigrant ist, um mich der Worte des amerikanischen Staatssekretärs Clay zu bedienen, wie ein Missionär, der Kreditivbriefe für die heilige Sache der Civilisation, Religion und freien Institutionen bringt. Die Hauptursache, warum Missionäre so wenig ausgerichtet haben, liegt darin, daß sie Fremde sind, unbekannt mit denen, die sie zu belehren haben, ohne Kenntniß ihrer Sitten und Gebräuche. Individuen, welche sich in einer unendlichen Masse verlieren. Aber hier ist ein ganzes Volk, das sie durch Wort und Beispiel belehrt, deren eigener Zustand ein lebendiges Beispiel der Vortrefflichkeit der Lehren ist, die sie mit sich bringen. Die Kolonisten sind Menschen von ihrer eigenen Farbe; keine Weißen, die sie gewohnt sind als Wesen einer andern Art anzusehen. Man hat die schwarze Race lang verläumdet, um die Grausamkeiten zu entschuldigen, deren man sich gegen sie schuldig machte; aber es leidet keinen Zweifel, daß sie für Bildung zugänglich ist; die Staaten, welche sich in Afrika gebildet haben, und die Fortschritte, welche die Sklaven unter den ungünstigsten Umständen gemacht haben, sind hinlängliche Beweise. Sollten einmal der Sklavenhandel und seine Folgen abgeschafft seyn, und den Negern in freien und gebildeten Kolonien ein Beispiel von den glücklichen Wirkungen der Civilisation gegeben seyn, so läßt sich ein Fortschritt erwarten, der jetzt eine Chimäre scheinen mag. Es wird, wie in allen großen Dingen, langsam gehen; aber der Anfang ist gemacht, und ist glücklicher ausgefallen, als sich hoffen ließ, und so mag man glauben, daß Manches, das jetzt unmöglich scheint, doch, und in kürzerer Zeit, als man erwartet hatte, ausgeführt werden könne.

England und die Engländer.

5. Oeffentliches Leben. Eine Wahl.

(Schluß.)

Zeitungen.

Wer lies't nicht Zeitungen, von dem Pair der drei Königreiche bis zu dem Kutscher eines Fiakers? Wer wird nicht durch sie bestimmt? Der Mann vom Stande durch die Furcht, die er vor ihnen hat; der Mann vom Volke durch den Vortheil, schon eine ganz fertige Meinung zu finden, ohne sich erst eine bilden zu müssen; auf diese Weise ist die Anzahl der Zeitungsleser sehr beträchtlich. Von London, als dem Herzen, gehen diese großen Schlagadern des politischen Körpers aus. In den Provinzen angelangt, theilen sie sich und verbreiten in den kleineren Adern die Meinungen, an denen ihnen gelegen ist, und dieser Prozeß von den Extremitäten zu dem Mittelpunkte geht beinahe auf dieselbe Art vor sich, wie jener im menschlichen Organismus. Lange Zeit beschränkten sich die englischen Journale darauf, die öffentliche Meinung zu erforschen, ihr zu Gefallen zu sprechen und ihr nachzufolgen. Nur nach der Meinungsverschiedenheit, die ein jedes angenommen hatte, gab es derjenigen Farbe, die es vorherrschend machen wollte, einen bestimmter hervortretenden Charakter. Jetzt aber, nach dem Vorgange Frankreichs, hat sich die englische Presse an die Spitze der öffentlichen Meinung gestellt; sie zeichnet ihr die von ihr zu befolgende Linie vor, sucht sie zu leiten, tadelt und bedroht die eine, ermuntert und befeuert die andern. In ihren ungeheuern Spalten vereinigen die englischen Journale Alles, was das Interesse ihrer Leser befriedigen oder ihre Neugierde erregen kann. Den Ankündigungen, welche gewöhnlich die Hälfte füllen und öfters ein Supplementblatt nöthig machen, folgen die sehr umständlichen Berichte der Kammersitzungen. Dann kommt ein Auszug aus den fremden Journalen; hierauf eine Korrespondenz über Alles, was auf der ganzen Erde vorfällt; ferner ein Raisonnement in dem Charakter des Journals über die Begebenheiten, worauf man die öffentliche Meinung lenken oder worüber man sie täuschen will. Eine genaue Auseinandersetzung der von den Tribunalen verhandelten Rechtsfälle, einige schlechte bons-mots, den Vorzimmern entlehnt, machen den Beschluß der Zeitung.

Was guten Geschmack, feinen Beobachtungsgeist, Kritik und eine genaue Kenntniß der politischen Lage Europa's anbelangt, so sucht man diese Eigenschaften vergeblich in den meisten englischen Blättern. Jene scharf gedachten und beredt geschriebenen Aufsätze, welche die französischen Journale aller Farben auszeichnen, finden sich nur selten in den englischen. Lob und Tadel treten in schwerfälliger Gestalt auf und werden zu geschmacklosen Lobhudeleien und zu Injurien. Dabei ist die völlige Unwissenheit über die Lage, Interessen, Begebenheiten und Menschen anderer Länder, insbesondere Frankreichs, wahrhaft beleidigend. Dieses strenge Urtheil, welches natürlich nicht ohne ehrenvolle Ausnahmen ist, findet nur auf die täglich erscheinenden Zeitungen seine Anwendung. Unter dem Namen review, magazine, encyclopedia etc. hat man dem guten Geschmacke, der gesunden Kritik, der wissenschaftlichen Literatur eine Zufluchtsstätte geöffnet, wo die ausgezeichnetsten Schriftsteller die Früchte ihres Nachdenkens und die Erzeugnisse ihres Geistes niederlegen. In dieser Gattung von Schriftstellerei trägt England den Sieg über Frankreich davon, welches dagegen ihm in der täglichen Journalistik überlegen ist. Die Verschiedenheit des Charakters bei beiden Nationen erklärt diese Erscheinung. Das Bedürfniß der Arbeit und des Nachdenkens bei den Engländern, bei den Franzosen die Lebhaftigkeit, der Eindruck des Augenblicks sind hinreichende Gründe für das Vorherrschen einer jeden Literatur in dem Fache, welches am meisten den Fähigkeiten der Schriftsteller angemessen ist.

6. Unterrichtswesen.

Die gute Leitung und der Umfang des Unterrichtes, der der englischen Jugend zu Theil wird, sind zu einer Art von Ruf gelangt; gleichwohl zeigt eine nähere Prüfung, daß man diese günstige Meinung ziemlich herabstimmen muß oder das Wort „Unterricht" nicht in dem strengen Sinne nehmen darf, den man ihm gewöhnlich gibt. Die Engländer sind im Allgemeinen kalt und sentenzenreich; daraus folgert man, daß sie

zum Tiefsinn und Nachdenken geneigt seyen; aber es ist möglich, daß weder das eine noch das andere der Fall ist. Ihr ganzes Leben hindurch nehmen zu weit aus einander liegende Gewohnheiten ihre Zeit in Anspruch, als daß sie sich anhaltenden, tieferen Studien widmen könnten. Ihre frühere Jugend verfließt in Pensionsanstalten und auf Universitäten; aber auf die 12 Monate des Jahres kommen bei den Zöglingen der Pension 3 oder 4, bei denen der Universitäten 5 Monate auf Vakanzen, welche jeden Augenblick die Studien unterbrechen, die Aufmerksamkeit zerstreuen und einen Geschmack für Vergnügungen begünstigen, welcher durch die ziemlich schlaffe Aufsicht und geringe Zucht in den Erziehungshäusern nur genährt wird. Die meisten jungen Leute von reichen Familien haben von ihrer Kindheit an Pferde zu ihrem Gebrauche und behalten dieselben in den Erziehungsanstalten bei. Ein Theil der Zeit, welche zweckmäßigen, anhaltenden Studien gewidmet würde, geht so mit Uebungen verloren, welche dem Geiste und dem Körper eine dem Bildungszwecke nachtheilige Richtung geben. Man hat nicht wie in Frankreich, zur Nachhülfe dieser nicht ausreichenden Bildungsmittel öffentliche Anstalten, welche unentgeldlich jedem Alter und Stande, für jede Art von Wissenschaft, für die mannichfaltigsten Kenntnisse zugänglich sind. Die Medicin und Jurisprudenz sogar haben keine Spezialschulen: das Studium der ernsten Wissenschaften wird nur durch Privatanstalten gepflegt, welche allein diejenigen besuchen können, die große Summen darauf zu verwenden haben. Vergeblich würde man glauben, den Nachtheilen dieser Erziehungsmethode durch die Verlängerung derselben zu begegnen. Indem die Zöglinge 1 oder 2 Jahre länger in den Schulen bleiben, verlieren sie nur noch mehr Zeit, und ohne an Kenntnissen zu gewinnen, nehmen sie Gewohnheiten und Formen an, welche im Leben keine Anwendung finden. Gleichwohl behandeln die Engländer viele Fragen nicht ohne Geschick und die auf die Interessen ihres Landes sich beziehenden sogar mit einer gewissen Ueberlegenheit. Die Ursache hievon liegt in der Gewohnheit, sich in ihren Klubs und Privatzirkeln mit diesen Fragen zu beschäftigen und sie oft bis zum Ueberdrusse zu erörtern.

(Schluß folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.
Der Preller.
(Schluß.)

In Erwartung dessen, verläßt der große Junge sein Handwerk als Weber, und verschießt jeden Tag sein Pulver nach den Sperlingen, um sich auf das Wildpret des gnädigen Herrn von Lasialouse einzuüben. Das junge Mädchen hatte einen Liebhaber; sie gab ihm den Abschied für den erträumten Landmann von Lasialouse, so daß jener sich um eine andere umgesehen hat. Zwei Jahre vergingen in der Erwartung, und Géraud Lafont fragte Jedermann: „Kennt Ihr Lasialouse, habt Ihr von dem Gebäude von Lasialouse sprechen hören, ein Land, wo es keine Berge gibt, wo Alles im Ueberfluß ist, mit Ausnahme des Zuckers, wo Alles unentgeldlich ist?“ Und nach allen diesen Fragen war der arme Géraud nicht klüger als zuvor. Eines Tages erhält er von dem Notar zu Mas-d'Azil ein sehr deutliches, bestimmtes Schreiben, in welchem dieser Beamte ihm erklärt, daß er durch Pagès Arbas beauftragt sey, Rechenschaft über den in dem Notariatsakt enthaltenen Viehstand und Bezahlung der Obligation von 300 Fr. zu begehren, im Weigerungsfalle würden die Gerichtsboten zugreifen.

„Es ist nicht möglich, sagte er zu denen, welche ihm diesen Brief vorlasen, Ihr betrügt mich, der Intendant des Herrn von Lasialouse kann das nicht haben schreiben lassen, er ist ein zu redlicher Mann. Gebt her, gebt her den Brief; ich will ihn durch einen Mann lesen lassen, welcher mich nicht betrügen wird, und der so eben in der Gemeinde angekommen ist.“ Alsbald geht Lafont zum Staatsprokurator selbst, welcher glücklicherweise 24 Stunden in Roquefixade sich aufhielt, wo sein Landhaus gelegen ist. Dieser Beamte nimmt die Sache ernstlich. Sogleich wird eine Untersuchung eingeleitet, Arbas wird festgenommen, und so erscheint er auf der Bank des Zuchtpolizeigerichts dem Betrogenen gegenüber.

Ein anderer Landmann von Roquefixade war ebenfalls der Gegenstand der Spekulationen des Herrn Intendanten von Lasialouse; auch ihm war das Hofgut von 80,000 Fr. erboten worden, allein als vernünftiger Mensch wollte Faugère erst haben, ehe er gäbe. Vergeblich verlangte Arbas von ihm 50 Fr., als Belohnung eines so schönen Versprechens, er erhielt nichts, nicht einmal 20 Sols, bis zu welchen er nach und nach seine Ansprüche vermindert hatte. Dessenungeachtet gab er sich noch nicht für geschlagen; einige Tage später kam er wieder zu dem eigensinnigen Schlingel. Dießmal bringt er einen Brief des Herrn Sibra von Lasialouse, welcher goldene Berge verspricht. Faugère kann nicht lesen. „Gehen wir zum Herrn Pfarrer von Lieurac.“ Sie gehen zum Herrn Pfarrer. Der Greis setzt die Brille auf und liest den Brief des Herrn Lasialouse. „Es hat seine Richtigkeit, ein Hofgut von 80,000 Fr.; Ihr müßt einen Annahme-Brief schreiben.“ Und nun setzt der Herr Pfarrer von Neuem seine Brille auf, ergreift die Feder und schreibt dem Herrn Sibra von Lasialouse einen Brief voll von Danksagungen, Ehrfurcht und Erkenntlichkeit, und erhebt ihn bis in den Himmel. Jetzt glaubte Arbas alle Schwierigkeiten beseitigt zu haben, jetzt wird Faugère seinen Beutel öffnen. „Mit nichten! wenn ich auf dem Hofgut bin, dann will ich Euch geben, was Ihr wollt. Verzweifelnd, aus diesem Bauernlümmel einen Bürger von Lasialouse zu machen, überläßt ihn Arbas seinem unglücklichen Schicksale, dabei allerlei bösen Spuck über ihn verhängend, unter Fluchen und Verwünschungen, und den Eierkuchen verdauend, welchen er bei ihm genossen.

Hatte der Beschuldigte Verwünschungen für diejenigen, welche den Schubsack zuhielten, so war er dagegen reich an Segnungen und Gebeten für diejenigen, welche nicht so viele Umstände machten. Hören wir die Zeugen von Brassac. Ehe Arbas in einem Dorfe einsprach, erkundigte er sich sehr geschickt, und trachtete die vollständige Geschichte des Hauses zu erfahren, wo er anklopfen wollte. Eines Tages trat er in das Haus einer alten Frau: „Eure Tochter ist krank, sagte er ihr;“ — schon sehr lange, erwidert sie. „Wohlan, ich will sie heilen; ihre Krankheit ist keine gewöhnliche, sie ist verhext. Die alte Frau kreuzigte sich und die Tochter jammerte. Allein ich brauche Sorgfalt, Zeit und Gebet. Versuchen wir sogleich, ob ich stärker bin, als der Hexenmeister, welcher sie in seiner Gewalt hält.“ Er läßt die beiden Weiber sich auf die Kniee niederlassen, auf die bloßen Kniee, damit sie in unmittelbarer Berührung mit dem Fußboden stehen; er befiehlt ihnen zu beten, und er selbst zieht ein kleines Gebetbuch aus der Tasche, ergriff die Hände der Besessenen, fängt an Gebete herzusagen, die Gebete der heiligen Brigitta, und in kabbalistischer Art zu gestikuliren. In diesem schönen Momente tritt der Gatte der Kranken ein, er hat den Zauber zerstört; tüchtig heruntergemacht durch Guergué (dieses ist der Name, welchen der Beschuldigte bei dieser Gelegenheit angenommen hatte), wird er genöthigt, auf seinen Befehl wieder hinauszugehen. Es ist nicht mehr möglich, die Austreibung wieder zu beginnen. „Man muß Messen lesen lassen, sagt Arbas, in der Kirche Sainte-Germaine bei Toulouse; aber um Messen lesen zu lassen muß man Geld haben.“ Die alte Frau gibt dem Ehren-Guergué 28 Fr. zu dem Ende, nebst drei Würsten. Das reicht nicht hin; er zieht die Besessene in ein benachbartes Zimmer und erpreßt noch drei Fr. und ein neues Hemd von ihr. Er sollte von dem Herrn Pfarrer von Sainte-Germaine die Quittung über die bezahlten Messen bringen. Man sah ihn nicht wieder, und die Kranke, welche ganz wohl ist, scheint noch in der Sitzung zu zweifeln, ob sie nicht verhext gewesen sey.

Die Seelen im Fegfeuer waren für ihn gleichfalls ein Gegenstand eifriger Fürsorge; voll Mitleid für ihre Leiden forderte er allenthalben

Geld, um ihnen Messen zu Sainte-Germaine lesen zu lassen. Man würde staunen, wenn wir hier alle die Narren aufzählten, die dieser Abgesandte der gereinigten Seelen, dieser Botschafter der andern Welt hinters Licht geführt hat! In einer stürmischen Nacht, die er bei Laberil zubrachte, erhielt er den Besuch einer Schaar von Seelen aus dem Fegfeuer, klagenden Seelen, welche nach Messen verlangten. Die ganze Nacht hindurch betete und predigte er auf eine Weise, daß die Leute des Hauses in Angst geriethen; er schrie und tobte wie ein wahrhaft Besessener. Als man ihn am folgenden Morgen nach der Ursache des Lärms befragte, den man gehört hatte, so antwortete er in einem jammervollen Tone: „Oh, wie viele Seelen habt Ihr im Fegfeuer! es war ein Jammer, sie diese Nacht klagend um Euer und mein Bett fliegen zu sehen! Sancta Maria, sie haben mir das Herz zerrissen! Messen!.... Messen in Sainte-Germaine!“ Dieser Kunstgriff hatte einen vollen Erfolg, und unter dem Vorwande, Messen lesen zu lassen, leerte Pagès beinahe das ganze Haus aus; Geld, Speck, geräuchertes Fleisch, er nahm Alles mit, was er wollte.

Eine alte Bettelfrau war dahin gelangt, in Almosen eine Summe von drei Fr. zusammen zu bringen; Arbas versichert ihr, ihr Mann sey im Fegfeuer, und die drei Fr. gehen in seine Hände über, um nach Sainte-Germaine zu wandern.

Ein anderes Industrie-Mittel, das er sehr geschickt anwandte, war die Abschrift des Viehpachtes und die Obligation von Gérand Lafont, von der oben die Rede war. „Ich habe keine Familie, ich bin allein in dieser Welt, sagte er den guten Leuten, die ihn bewirtheten, ich will Euch diesen Vertrag vermachen, das ist baar Geld.“ Und er verlangte Abschlagszahlungen auf die zukünftige Erbschaft; zuweilen erhielt er deren, am häufigsten aber wurden sie ihm abgeschlagen.

„Arbas wollte uns von allen Uebeln heilen, gegen Geld, sagte ein Zeuge; meine Frau hatte ein Weh am Bein, er fertigt ein höllisches Pflaster, legt es ihr auf und nimmt 18 Fr., welche ich ihm für seine Bemühung zahlte; allein nun liegt meine Frau wie im Fegfeuer; das Heilmittel brannte sie, sie war genöthigt, es einige Augenblicke darauf wegzunehmen.“

Ein anderer Zeuge erzählte, daß eine gute Frau in Bosc krank war; Pagès kommt zu ihr und verspricht sie zu heilen; läßt alle Männer, welche im Hause waren, hinausgehen. (Dieß war die gewöhnliche Verfahrungsweise, wenn er irgend eine Kur oder eine Teufelsaustreibung vor hatte.) „Geschwind eine Kaffeekanne voll Wasser.“ Die Weiber bringen eine Kaffeekanne. „Nunmehr muß ich Frankenstücke haben.“ — Wie viele brauchen Sie? „So viel Ihr austreiben könnt.“ Man sucht im ganzen Dorf und bringt endlich zwanzig Frankenstücke zusammen. Der Künstler nimmt sie, legt sie in die Kaffeekanne, stellt das ganze auf das Feuer, und erlaubt Niemanden, sich dem Herde zu nähern; er zieht aus seiner Tasche eine Art Ruthe heraus, und rührt, rührt und rührt die Geldstücke in dem Gefäß herum. „Sie fangen an zu schmelzen, sagt er, sie schmelzen, sie schmelzen..... so, jetzt sind sie geschmolzen.“ In der That aber waren die Frankenstücke in seine Tasche geschmolzen. Die armen Weiber fanden ganz natürlich, daß das Silber in siedendem Wasser schmelze. Die Kranke trank nun von dem Wasser; man kann sich denken, wie viel es half. Dieses Kunststück wurde mehreremale wiederholt. Wenn Arbas, wegen der Zudringlichen, welche um ihn herumstanden, die Geldstücke nicht schmelzen machen konnte, so behauptete er ganz unbefangen, daß sie nicht mehr gut zum Kurs seyen und steckte sie ein.

Noch ein Zug, welcher das Gemälde so großer Unwissenheit und Einfalt auf der einen, und so großer Gewandtheit, Keckheit und Schlechtigkeit auf der andern Seite vollständig machen wird..... „Ihr habt einen Sohn unter den Soldaten, sagt er zu einer Frau, Ihr vermißt ihn sehr. — Ach ja! ich vermisse ihn sehr, meinen armen Jakob! — Ich kenne sehr genau den Domherrn von Liers, einen würdigen, sehr mächtigen Mann; er wird Eurem Sohne die Freiheit verschaffen. Gebt mir 30 Fr., und in einem Monat bringe ich Euch den Abschied Eures Sohnes.“ Die gute Frau gibt die 30 Fr., in der Hoffnung bald ihren Liebling küssen zu können, allein Jakob trägt noch die Muskete!

„Dieser Stern sagt mir, daß Euer Sohn im Loos verlieren wird, sagt der Beschuldigte zu einer andern Frau; man muß dieses Unglück beschwören: laßt ihn nach Liers kommen, ich verschaffe ihm dort den Segen eines würdigen Priesters, und ich stehe dafür, daß alle Präfekten und alle Generale der Welt nicht im Stande seyn werden, einen Soldaten daraus zu machen: der Sohn Eures Nachbars soll auch kommen.“ Man bestimmt einen Tag für die Reise, für die Feierlichkeit, und einen schönen Morgen sahen die Bewohner von Liers zwei junge Leute ankommen, um den Segen des Herrn Pastors zu empfangen. Dieser Domherr von Liers, dieser mächtige Fürsprecher, ist Niemand anders als der Sohn von Pagès Arbas, ein hübscher Bursche von 17 Jahren, mit blonden Haaren, frischer Gesichtsfarbe, der auf der Zuchtpolizeibank neben seinem würdigen Vater sitzt, und sich auch unter der Tonsur und dem Priestermantel nicht übel ausnehmen würde. Er zog einen alten Priesterrock an und setzte einen dreieckigen Hut auf; eine Scheune, in welche der Tag kaum dringen konnte, war das Heiligthum einer Reihe von Einsegnungen, welche der heilige Mann gegen Bezahlung einiger Thaler auf die Köpfe der beiden Rekruten regnen ließ. In der Sitzung fragte Jemand, warum diese beiden jungen Leute nicht unter den Zeugen seyen. „Das ist gescheidt, sagte einer ihrer Nachbarn, sie sind ja beide in Algier.“

Man läßt Arbas vortreten, um ihn mit den Zeugen zu konfrontiren. Er tritt mühsam vor und mit konvulsivischen Bewegungen. Er nähert sich den Zeugen, legt seine Hand quer über die Augen wie einen Schirm, und betrachtet sie lange unbeweglich und schweigend. Während der Verhandlung, welche zwei Tage gedauert und oft das Lachen der Zuhörer und des Gerichtes selbst erregt hat, hat sich dieses Manöver zehnmal wiederholt, und der Beschuldigte erkennt Niemanden, und wenn man ihm die nähern Umstände zurückruft, so ereifert er sich, er schimpft und stößt kräftige Scheltworte aus. Die groteskesten und dramatischsten Unterredungen entstehen zwischen ihm und den Zeugen, und die Faustschläge des Herrn Präsidenten auf den Tisch würden sie nicht unterbrechen, wenn der Gerichtsbote sich nicht beeilte dazwischen zu treten. Indessen glaube man nicht etwa, daß Pagès Arbas den Gérand Lafont und den Notar von Max nicht erkenne. Er gedenkt im Gegentheil, sich den Viehpacht, die 500 Fr. und den Wechsel von 2400 Fr. ausbezahlen zu lassen, die er ehrlich und rechtschaffen diesem gewissenlosen Manne geliehen habe.... „Pagès, sagte der Staatsprokurator, woher hatten Sie das Geld, welches Sie behaupten, dem Gérand Lafont geliehen zu haben?“ Bei dieser Frage war es, als ob der Beschuldigte plötzlich von Taubheit befallen worden sey, er läßt sich die Frage wiederholen, stammelt und antwortet endlich, er habe sie durch Arbeiten und Betteln verdient. „Könnten Sie uns erklären, setzte der nämliche Beamte bei, welche Art von Verbindung Sie behaupten mit den Seelen im Fegfeuer gehabt zu haben?“ — „Die Seelen im Fegfeuer! Herr Staatsprokurator, Sie kommen einst auch dahin, Sie werden, wie ich, ins Fegfeuer kommen! Und Sie, meine Herren, die Sie über mich urtheilen, ich lade Sie auch vor den höchsten Richter; dort sollen Sie Rede stehen für Ihre Handlungen und die Verfolgungen, welche Sie mich erdulden lassen!“

Der Staatsprokurator bedarf keiner großen Mühe, die Schuld von Pagès, dem Vater, zu beweisen. Er beklagt die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der Bergbewohner, und weist nachdrücklich auf die Nothwendigkeit der Verbreitung des Elementar-Unterrichts hin; er beweist sodann den Antheil, welchen der Sohn Pagès an den betrügerischen Handlungen seines Vaters genommen.

Pagès, Vater, hat keinen Vertheidiger; er braucht keinen, hatte er in dem Gefängnisse gesagt, er werde seine Richter zittern machen. „Seht Ihr diese Thüren, sagte er zu den Gefangenen, ein Wort von mir und sie fallen nieder, aber ich will den Tag des Urtheils erwarten und meine Unschuld aufdecken!...

Nach einer Reihe von Betrachtungen und Erwägungen, welche 3/4 Stunden gedauert haben, und während welcher der Beschuldigte Arbas auf eine geräuschvolle und wahrhaft lächerliche Weise gähnt, spricht der Präsident gegen Pagès Arbas fünf Jahre Gefängniß und hundert Franken Geldstrafe, und gegen den Sohn 15 Monate Gefängniß aus.

Die Gendarmen führen die zwei Verurtheilten weg. Arbas, der nicht mehr krank ist, steigt leicht und flink den engen, steilen Fußpfad hinauf, welcher in den Felsen von Foix eingehauen ist, auf dessen Spitze drei ungeheure gothische Thürme gebaut sind, die ehedessen das Schloß des Grafen von Foix bildeten und jetzt als Strafgefängnisse dienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 257. 14 September 1833.

Ueber die Mongolei und ihre Einwohner.

(Nach dem Asiatic Journal.)

Die Mongolei ist ein unermeßlicher Landstrich, welcher Rußland von dem eigentlichen China trennt. Im Süden ist sie durch die große Mauer begränzt, im Norden trennen die Ketten des Altai, des Khinggan (Khanggai) und Kintai dieselbe von Sibirien. Oestlich von ihr liegt das von den Mandschus bewohnte Land und westlich dehnt sie sich aus bis zu den verschiedenen Bergketten, welche an den Hauptstamm des Altai stoßen. Durch die Mongolei zieht sich die große Wüste Gobi, wodurch sie in zwei verschiedene Theile getheilt wird, wovon der südliche von den eigentlich mongolischen Stämmen, der nördliche von den sogenannten Kalkas-Mongolen, die indeß von gleichem Ursprung sind, bewohnt wird. Die südliche Mongolei beginnt östlich bei den Landstrichen, welche von dem Fluß Schara-Muren oder Liao-Ho bewässert werden, und dehnt sich westlich bis Kundolengol aus. Das Klima in diesem Theile ist gemäßigt; Schnee fällt im Winter, verschwindet aber bald wieder; das Land ist von einer großen Anzahl Ströme durchschnitten und mit Wäldern bedeckt; obgleich im Allgemeinen bergig, hat es doch viele schöne Thäler, deren Boden fruchtbar ist, und die auf jede Weise zu dauernden Wohnsitzen einladen. Einzelne Chinesen, und selbst Mongolen, beschäftigen sich mit Acker- und Gartenbau, woraus sie nicht nur Unterhalt für ihre Familien, sondern auch beträchtlichen Gewinn ziehen. Alle die verschiedenen Arten von Korn, welche im nördlichen China einheimisch sind, blühen hier, so wie eine Menge Früchte und Gemüse. Dieß ist indeß nur in den Distrikten der Fall, welche an die große Mauer gränzen; zwischen den Strömen Schang-tu-ho und Liao-ho und in dem Lande der Tumets von Kuku-Koton. Das Land der Tschalars im Norden der chinesischen Provinz Schan-si hat einen sandigen Kiesboden, der mit einer sehr dünnen Kruste von schwarzer Erde bedeckt ist. Die Hausthiere in diesem Theil der Mongolei sind Kamele, Pferde, Hornvieh, Schafe, Esel, Maulthiere und Ziegen. Die Chinesen allein hegen Schweine und Geflügel, denn die Mongolen enthalten sich des Schweinefleisches, auch essen sie keine Fische. Wild gibt es in Ueberfluß in den Wäldern, wo sich sogar viele Tiger finden. Im Winter versieht die Mongolei Peking mit einer ungeheuern Menge von Hirschen, Rehen, Hasen, Fasanen, Rebhühnern und Wachteln; Trappen und verschiedene Arten von wilden Enten und Gänsen sind in geringerer Zahl vorhanden. Zwischen China und Dschih-ho trifft man während des Frühlings eine Menge sehr großer und schöner Schmetterlinge, welche gleichfalls nach Peking gesendet werden, wo sie die Köpfe der Damen schmücken müssen; diese Schmetterlinge haben eine dunkelgrüne Farbe, und sind mit einem Flaum wie Goldsammt bedeckt.

Die Wüste Gobi, welche die nördliche Mongolei von der südlichen trennt, dehnt sich östlich und westlich von den Seen Buir-nor und Dalai-nor bis an die Gränzen von Kuku-nor, die kleine Bucharei und Barkul aus. Den östlichen Theil dieser Wüste nennen die Chinesen Scha-mo oder die Sandwüste, deren Oberfläche, einige aufstrebende Felsketten ausgenommen, mit Kieseln, Gries, Sand (manchmal Flugsand) und salzhaltiger Erde bedeckt ist. Der westliche Theil, den die Chinesen Ta-schi nennen, enthält einige sumpfige Ebenen, besteht aber im Allgemeinen, namentlich im Osten und Nordosten der Oase Khamul oder Gami, aus Flugsand. Die Wüste Gobi kann man im Allgemeinen als ein Tafelland betrachten, das abwechselnd von Granit und Sandlagern durchzogen ist. Das Klima ist sehr kalt; eine Folge der sehr hohen Lage des Landes, welche ebenfalls Mangel an Wasser veranlaßt, so daß es vollkommen unfruchtbar ist. Man findet einige wenige Seen, meist Salzseen, und auch diese sind häufig trocken. Man sieht keine andern Bäume, als einige wilde Aprikosen, die falsche Akazie aus Sibirien und einige verkrüppelte Gesträuche, die aber nicht einmal zur Feuerung taugen. Man findet wenige Arten von Gras; im Frühjahr und Sommer, wenn kein Regen fällt, sieht der Boden völlig wie gedörrt aus und erweckt traurige Gefühle und selbst Schauder in dem Gemüthe des Reisenden. Obgleich das Land zum Ackerbau nicht taugt, so gibt es doch einige Thäler und Ebenen, wo eine bedeutende Menge Vieh gezogen wird. Brunnen von zwei bis fünfzehn Fuß Tiefe liefern an diesen Stellen trinkbares Wasser fürs Vieh. Außer den Hausthieren gibt es wilde Kamele, Pferde, Esel, und Dzerens oder Antilopen, jedoch mehr im westlichen als im östlichen Theile der Wüste. Die einzigen Vögel in der Wüste Gobi sind Kraniche, Speckenten, Tauchenten, Raben, Bachstelzen und Feldlerchen; ihre Anzahl ist indeß gering. We-

der hier noch in einem andern Theil der Mongolei sieht man von denjenigen Vögeln, welche gewöhnlich in der Nähe menschlicher Wohnungen sich aufhalten, von Sperlingen, Dohlen, Elstern u. dgl.

Der nördliche Theil der Mongolei oder das Land der Kalkas, hat ausgedehnte Fichten- und Föhrenwaldungen. Es ist von vielen Strömen bewässert und hat viele Seen; der Boden ist ausnehmend verschieden. Es gibt einige Distrikte, wo er bloß aus Sanderde und Kies besteht, und mit einer dünnen Schichte von fruchtbarer Erde überdeckt ist. Andere, hauptsächlich die Thäler des oberen Orkhon und seiner Zuflüsse, sind schöne Stellen, welche reichen Weidegrund darbieten und jedes Anbaues fähig wären, wenn die Mongolen ihr nomadisches Leben verlassen und sich dem Ackerbau widmen wollten. Das Klima sollte in Betracht der Breite nicht streng seyn, der Schnee ist auch in der That nie tief; nichts destoweniger ist der Winter ausnehmend scharf und der Sommer nicht allzu warm. Ueberhaupt werden die Länder Asiens, je mehr man gegen Osten vorwärts rückt, verhältnißmäßig kälter als die an Europa unter der gleichen Breite liegenden. Zu Kiachta wird Korn gewöhnlich auf Hügeln gebaut, weil es in niedrigern Stellen nicht reifen würde; doch gedeihen Gemüse, und Melonen, namentlich Wassermelonen, kommen häufig zur Reife. Zu Urga dagegen, welches weit südlicher liegt, ist das Klima so kalt, daß diese Früchte nicht mehr gedeihen. Die Chinesen indessen haben Gärten nahe an ihrem Handels-Entrepot. Die Mongolen bauen gleichfalls etwas Weizen, Hirse und Gerste. Das Kalkas-Land erzeugt dieselben Thiere wie die übrigen Theile der Mongolei und des südlichen Sibiriens. Es ist zu vermuthen, daß die Berge Metallminen enthalten, sie sind aber nicht bebaut; die Mongolen schmelzen indessen ein wenig Eisen. Die Hauptbeschäftigung des Volkes — bleibt jedoch die Jagd wilder Thiere und die Zucht von Hornvieh und Schafen. Sie bemühen sich indessen keineswegs, die Racen ihrer Hausthiere zu verbessern; ihr Hornvieh ist daher weder groß noch stark, ihre Schafe bieten nur eine rohe Wolle dar, und obgleich ihre Pferde ausdauernd stark und wohlgebildet sind, so ist ihr Wuchs doch ziemlich klein. Die Wachthunde in der Mongolei sind vortrefflich, sehr wachsam, und muthig schützen sie die Heerde gegen Raubthiere. Die mongolischen Hunde, welche man nach Peking sendet, sind schön und von schlanker Gestalt.

Wenn sich die Einwohner der südlichen Mongolei entschließen könnten, ihr nomadisches Leben aufzugeben, bleibende Wohnungen zu gründen und sich allgemein dem Ackerbau zu widmen, so ist kein Zweifel, daß, wenn ihre Thäler ausgereutet und angebaut, und der Reichthum ihrer Berge zu Tage gefördert wäre, so würden sie ein reiches und mächtiges Volk werden. Schon im zehnten Jahrhundert haben die Kaiser der Liaos oder Khidans ihre Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand gerichtet, und die große Anzahl von Städten, welche damals in der südlichen Mongolei bestanden, beweis't, daß sie ihrem beabsichtigten Zweck erreichten. Aber die nachfolgenden politischen Revolutionen zerstörten die Früchte der weisen Maßregeln dieser Fürsten und der Anstrengungen des Volkes. Jetzt besteht zwar kein bestimmtes Gesetz, das den Ackerbau in jenem Lande verhindert; aber die Gewohnheiten des nomadischen Lebens und die Theilung des Eigenthums haben Sitten und Gewohnheiten herbeigeführt, welche mit der freien Ausübung dieses Industriezweiges unverträglich sind. Der Eigenthümer einer Länderei, welcher seine Weiden in Ackerland umzuwandeln wünscht, kann Dieß nicht thun, so lange er nicht die Einwilligung aller Nomadenhäuptlinge in der Nachbarschaft erhalten hat, und zudem muß er noch die Erlaubniß hiezu von der chinesischen Regierung einholen. Diese Umstände setzen der Ausdehnung des Ackerbaues große Hindernisse entgegen, und machen ihn großen Theils unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

England und die Engländer.

6. Unterrichtswesen.

(Schluß.)

Jeden Tag nach dem Mittagessen gewährt eine Unterhaltung von ganzen Stunden die Gelegenheit, über Gegenstände von öffentlichem Interesse seine persönliche Meinung zu entwickeln und die Anderer darüber anzuhören. Man berichtigt, man vervollkommnet auf diese Weise seine Ideen und bildet sich daraus ein Gemisch, welches oft an öffentlichen Orten und sogar in den Kammern für Beredsamkeit gilt, wo man es für klug hält, zu sprechen ohne auf die Wirkung zu sehen, und sich darauf zu beschränken, das was man sagen zu müssen glaubt, auszusprechen, wie man es bei einer Tafel oder in einem Salon thun würde. In dieser Erziehung fehlt etwas Wesentliches, nämlich die Befähigung, den engen Kreis zu verlassen, worin die Ideen eingeengt sind, um neue aufzusuchen und vor Allem vollständigere und genauere Belehrung, als die ist, welche man besitzt, zu erwerben. In England kann man nur auf doppelte Art die Sachen ansehen und beurtheilen. Man bekennt sich zu der einen und vertheidigt sie mit Gemeinplätzen, die man neu herausputzt, ohne weiter zu gehen; man bemüht sich nicht, sein Urtheil durch das der Andern zu berichtigen. Bei politischen Gegenständen verschmäht man es an der Quelle zu schöpfen, wo man die zuverlässigste Belehrung finden müßte. Die Engländer müssen ihre Augen verschließen und sich aller klaren Erkenntniß unzugänglich machen, wenn sie auf dem Kontinente reisen; so irrige Begriffe und falsche Ideen über die Lage der Staaten, das Interesse der Völker und der Werth der Menschen bringen sie in ihre Heimath zurück! Sie reisen mit einer schon fertigen Meinung und dem festen Vorsatze, alles was sich damit nicht vereinigen läßt, abzuweisen. Treu ihrem Plane, behalten sie ihre Irrthümer, zu deren Unterstützung sie Alles anführen, was der Parteigeist auf ihrem Wege gesagt und gethan hat, um sie zu befestigen. Man kann sagen: die Engländer besitzen keine Kritik, und ihre Erziehung macht sie nicht geschickt, sich dieselbe zu erwerben. Dieser

Vorwurf wird als streng erscheinen; aber er muß gegründet seyn, denn er findet sich in dem Munde aller Fremden, die England aufs beste kennen und zu würdigen verstehen. Die so häufigen politischen Zusammenkünfte erzeugen und erhalten die Gewohnheit der Improvisation, durch die Erörterungen, die sie hervorrufen, durch die Reden, die sie bei jedem Anlasse nöthig machen; wäre es auch nur, um die ausgebrachten Toasts zu begleiten. Alle häuslichen Gebräuche sind eine fortwährende Einweihung in das öffentliche Leben, und ihnen verdanken die Engländer ihre politische Erziehung. Auch die Reisen tragen dazu bei; den Engländern mannichfaltige Kenntnisse zu geben, von denen sie vielleicht nicht den inneren Kern besitzen. Sie sehen so viel, daß ihnen viel zu erzählen übrig bleibt, und daß der Kopf derer, die keine natürlichen Ideen besäßen, sich mit Erinnerungen füllen würde. Ihr Unterricht vervollkommnet sich demnach mehr an den Wirthstafeln und in den Reisewägen als auf den Schulbänken. Man wird es begreifen, wenn man von der Zeit, welche die Engländer der Ausbildung ihrer Kenntnisse widmen, diejenige abrechnet, welche sie mit den 3 oder 4 Mahlzeiten des Tages über hinbringen, ferner auf den Jagden, bei denen man mit Befremden einen Schwarm junger Leute, ja Kinder erblickt, die in den Kollegien seyn sollten; bei ihren Pferderennen, in ihren Klubs, bei ihren endlosen Spaziergängen auf den Trottoirs, in ihren häufigen Gesellschaften, denen sie so gern beiwohnen. Bei dem besten Willen, bei den glücklichsten Anlagen würden sie den ernsten Studien nicht jene andauernde Aufmerksamkeit und beharrliche Fixirung der Ideen zuwenden können, die sie erfordern. Die schönen Künste erfreuen sich keiner bessern Pflege als die positiven Wissenschaften. Die Malerei und die Musik gleichen oft nur unvollkommnen Versuchen einer natürlichen Geschicklichkeit, die nicht zur Entwicklung kam. Das Studium derselben führt nicht einmal zu der einfachen Befähigung, gesunde Urtheile über ihre Produkte fällen zu können, welche wenige Personen zu würdigen verstehen. Man verschwendet an einen Künstler aus bloßer Ostentation, ohne Geschmack, viel Geld, gleichsam um seiner los zu werden oder den Ruf eines Beschützers der Künste zu erwerben. Demnach darf man das Verdienst des englischen Unterrichtssystems nicht nach seinen Einzelheiten bemessen, weil diese, mit denen andrer Länder verglichen, durchaus in Nachtheil sich befinden; man muß es nach seinen Gesammtresultaten beurtheilen; nach dem Einflusse, welchen dieses System auf die Sitten ausübt, nach den Gewohnheiten der Hierarchie und Unterordnung, die es einführt und unterhält, und zuletzt nach der Lage Englands selbst. Wenn es auch keine Gelehrten bildet, welche ihr Land umkehren, um mit ihren Kenntnissen Parade zu machen und Gelegenheit zu ihrer Anwendung zu finden, so erzeugt es wenigstens nützliche Bürger, welche mit den Interessen ihres Vaterlandes vertraut, diese nur da suchen, wo sie wirklich sind, in der Erhaltung des Bestehenden.

Reise in die kaukasischen Mineralbäder.

(Aus einem Briefe in der nordischen Biene.)

Ueber meine Reise durch Großrußland schweige ich, und versetze mich sogleich nach dem Don. Dieses originelle Land hat trotz aller Neuerungssucht noch immer ungemein viel Nationelles. Wer von Euch hat nicht das russische Alterthum *) gelesen, in welchem der Kosake Suchorukof die Ethnographie und Geschichte dieses Landes beschreibt, und mir bleibt kaum noch zu erwähnen übrig, daß man mit Vergnügen den Umwohner des Don betrachtet, der auf raschem Klepper **) daher sprengt, und euch durch seine Schnelligkeit und Körpergewandtheit, namentlich in der Führung der Pike und des Säbels, in Erstaunen setzt, dessen häusliches Leben aber nicht beneidenswerth, und dessen Hausgeräthe erbärmlich ist. Dieser kriegerische Stamm lebt in schlechten Hütten, die in Schluchten zerstreut, aus Flechtwerk erbaut, mit Lehm beworfen und mit Kalk geweißt sind, größtentheils aber nicht einmal einen ordentlichen Fußboden haben. An die Stelle der Gärten treten Gebüsche von Weinreben. Der Kosak, der Schrecken der Feinde auf dem Schlachtfeld, ist darum doch ein guter Familienvater in den friedlichen Thälern seines malerischen Vaterlandes. Nowotscherkaßk, die Hauptstadt der donischen Kosaken, zeichnet sich vor ihren übrigen Ortschaften durch ihren Umfang und durch die Menge größerer Gebäude sowohl von Holz, als von Stein aus. Hier findet man häufig neben europäischer Verfeinerung asiatische Rohheit, ein Gemisch von Reichthum und Armuth. Die lieblichen schwarzäugigen Kosakinnen fangen leider an, ihre reizende Nationaltracht zu vernachlässigen; sowohl Mädchen als Weiber tragen deutsche Kleidung, und die Letztern behielten aus der alten Tracht nur den Kopfschmuck, der aus einem seidenen Kolpak besteht. Einer meiner Reisegefährten, welcher offenbar ein Kabinet vaterländischer Seltenheiten sammelte, und in jeder Stadt ein derselben eigenthümliches Kunsterzeugniß einkaufte, wollte in einem Laden auch diesen nationalen Kolpak kaufen; wie groß war aber sein Erstaunen, als der Kaufmann ihm ankündigte, daß diese Kolpaks aus Geweben zusammengenäht würden, die aus den moskauischen und petersburg'schen Fabriken kommen. — Doch das Ziel meiner Reise ist der Kaukasus und die heilenden Mineralbäder von Piatigorsk und Kislowodsk, darum setze ich mich auf meinen Zaubermantel und durchfliege wie ein zweiter Faust die Luft nach Piatigorsk, wo wir am 21 Mai 1832 wohlbehalten ankamen. Das Städtchen Piatigorsk, so genannt wegen der fünf Berge, die es umgeben, liegt am Fuße des Maschuk in einem Thale zwischen zwei minder bedeutenden Vorbergen. Vor einigen Jahren war hier nur ein einziges Badehäuschen, das schon vor langen Jahren aus dem Gestein ausgehauen war, und nicht einmal eine Hütte, an deren Stelle Balagans ***) aus Rohr, Kibitken aus Filz und gewöhnliche Zelte den Besuchenden zum Aufenthaltsorte dienten. Im Jahre 1815 schuf Jermoloff ein kleines Dorf beinahe aus Nichts, welches unter der jetzigen Regierung in ein schönes, wohlgebautes Städtchen umgewandelt wurde. Ich spreche hier nicht von den Privathäusern, welche äußerst bequem zur Wohnung größerer Familien angelegt sind; besondere Aufmerksamkeit erwecken vier steinerne Gebäude sowohl durch ihre Pracht, als durch geschmackvolle Ausrüstung und architektonische Schönheit. Diese Gebäude sind 1) das Gasthaus mit einem großen Saale; hier findet der Angekommene ein Zimmer zum Ausruhen, einen guten Tisch, ein Billard und sogar Tanz mit den artigen Besucherinnen des Bades. 2) Das Regierungsgebäude für unvermögende Offiziere. 3) Ein Haus für verwundete Offiziere, das General Orloff erbauen ließ, zum Danke für die hier gefundene Heilung, und 4) das Nützlichste, nämlich das nach dem Kaiser Nikolaus genannte Badehaus, das seine Hauptfronte gegen die Stadt hin bietet. Im Innern dieses Gebäudes sind in zwei Abtheilungen, wovon die eine für Damen, die andere für Männer, vierzehn Wannen erbaut. Auf beiden Seiten jeder Wanne ist ein Zimmer, wo man sich auskleidet und auf schönen Kissen ausruht, was nach dem Bade ungemein angenehm ist. Die Wannen sind aus Kalkstein ausgehauen, mit Marmor ausgelegt, haben eine ovale Form und sind sehr breit und bequem; von

*) Dieß ist der Titel eines Romans.

**) Argamak, so nennt man eine Art Pferde in der Kabardei.

***) So nennt man die Sommerhütten der Kalmucken.

beiden Seiten führen einige Stufen mit einem Geländer in die Wanne hinab. Diese Wannen kann man vermittelst zweier kupferner Hahnen mit heißem oder kaltem Wasser füllen. Reinlichkeit, Bequemlichkeit, Schutz gegen Zugwind, kurz alle möglichen Annehmlichkeiten sind in diesem ausgezeichneten Gebäude vereint, welches im Jahre 1826 erbaut wurde. Es liegt auf dem linken Berge vor dem Maschuk, aus welchem die heißeste schwefelsaure Quelle strömt. Etwas höher am Berge sind die Jermoloff'schen Wannen, gleichfalls in zwei Hälften für Männer und Frauen getheilt, wovon jede Abtheilung drei Wannen in sich schließt; ihre Wärme beträgt 35° R. Das Haus, das die Wannen umgibt, ist übrigens nur von Holz, ziemlich baufällig und nicht sehr reinlich; an der Quelle selbst sind die Wannen 1sten und 2ten Grades, die Alexandrinischen genannt, von einem Häuschen umgeben, das wie Rohr im Winde schwankt. Die Wanne 1sten Grades macht hier unvergleichbar mehr Lärmen, als der erste Modearzt in der Hauptstadt. Sie ist aus dem Stein gehauen und hat Spalten am Boden, durch welche die Quellen eindringen, und das Wasser aus der eigentlichen schwefelsauren Quelle läuft durch eine Rinne herein. Jung und alt, Civil und Militär, Alles steigt ohne Unterbrechung hinab in diese Wanne und läßt sich sieden in diesem Wasser von 37 Graden; von der Reinlichkeit und Ordnung kann man sich leicht einen Begriff machen. Und dennoch ist es unmöglich Leute, die ganz vernünftig und gebildet sind, von dem Gedanken abzubringen, daß diese Wanne vor allen andern die Panacee aller Krankheiten sey: das Vorurtheil überwiegt das Urtheil. Auf dem mittlern Vorberge sind gleichfalls Wannen von verschiedenem Wärmegrad von 22 bis 35. Diese Wannen haben indeß nur ein Wetterdach aus Brettern, die mit Filz überzogen sind. In ihnen baden größtentheils die Damen, welche zum Theil kaltes Wasser zum Bade nehmen. Neben diesen Wannen befindet sich ein schön umbauter Brunnen, welcher dieses Jahr das Trinkwasser lieferte, statt des Elisabethinischen, der seit einiger Zeit seine Stärke verlor. Alle diese Wasser hier haben einerlei Bestandtheile, und unterscheiden sich nur durch den größern oder geringern Gehalt von kohlensaurem oder Schwefelwasserstoffgas. Vor dem Nikolaeffschen Badehause liegt ein angenehmer Lusthain, der aromatische Düfte verbreitet, und die Spazierengehenden anlockt unter den gastfreundlichen und kühlenden Schatten wilder Rosen und anderer Gebüsche dieses an Blumen und Gewächsen so überreichen Landes. Geht man auf einem dicht mit weißen Akazien besetzten Pfade fort, so gelangt man unmerklich zu dem Berge, wo eine künstliche Höhle ausgehauen ist, in der man Schutz finden kann gegen die Sonnenhitze, eine erfrischende Luft einathmet und auf üppigen türkischen Diwans ausruhen kann. Oberhalb der Höhle ist ein Hügel aufgeworfen, der den Elborus en miniature vorstellt zu Ehren derjenigen, welche an der Expedition nach seinem Gipfel Theil nahmen.

Nun einige Worte von der Stadt oder vielmehr dem Städtchen selbst. Es ist durch ein schönes Boulevard, das dem in Moskau nichts nachgibt, in zwei Hälften geschieden. Lindenbäume mit ihren dichten Zweigen schützen die Lustwandelnden gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Das Boulevard beginnt mit einer halbkreisförmigen Laube am Anfang der Stadt und geht über ein Werst weit bis zu dem mittlern Vorberge, aus welchem die Elisabethinische Quelle entspringt; zu dieser führt ein der Bequemlichkeit halber im Zickzack geführter Pfad. Wenn man an diesem Berge hinaufsteigt, bietet sich den Augen ein zaubervolles Schauspiel dar: künstlich geebnete Pfade, Rasenhügel, englische Blumenbeete, mannichfache Gebüsche, Alleen aus Weinreben, die ihre Zweige oben in einander schlingen und ein grünes Gewölbe bilden; auf der andern Seite der Elisabethinischen Quelle befindet sich im Felsen eine vortrefflich ausgearbeitete und mit Fußbänken, die in Stein eingehauen sind, versehene Höhle. Dieß ist der beste und bequemste Ort für den, der die Einsamkeit liebt. Hier von Niemand gestört, kann er alle Spaziergänge überschauen. Eine ähnliche, jedoch kleinere Höhle ist auf gleiche Weise an der gegenüber liegenden Seite ausgehauen. Weiterhin über der Michaelischen Quelle ist ein Pavillon in chinesischem Geschmack gebaut, der nach allen vier Seiten offen ist. Auf dem höchsten Felsen, der sich über die ganze Umgegend erhebt, steht ein zweiter dem Aeolus geweihter Pavillon. Auf dem Dache desselben ist eine Wetterfahne mit einem Kreis, auf dem die 32 Winde verzeichnet sind, deren Richtung ein Pfeil angibt. In der Mitte des Pavillons steht eine Säule, in welche zwei Harfen eingefugt sind; sie dreht sich auf dem Piedestal, und die Wetterfahne gibt ihr diejenige Richtung, daß der Wind gerade die Oeffnung trifft und die Saiten der Harfen anschlägt; die melodischen Klänge derselben hallen im Thale wieder, erfreuen das Ohr der Lustwandelnden und ersterben endlich an den kalten Höhen der Berge. Die Wirkung ist zauberhaft. Die Höhe des Berges Maschuk beträgt ungefähr 3500 Fuß. Auf seiner Spitze steht ein Monument zu Ehren des Prinzen Choßrew Mirza, welcher im Jahre 1829 Piatigorsk besuchte, und auf diesem Berge mit eigener Hand auf eine Steinplatte seinen Namen und einige Denksprüche in persischer Sprache schrieb, z. B.: „der gute Ruf, den ein Mann nach sich läßt, ist besser als Gold und Paläste,“ und „geliebter Bruder, diese Welt bleibt für keinen fest stehen; stütze Dich nicht auf weltliche Reiche und diese vergängliche Welt; viele, die Dir glichen, hat sie groß gezogen und wieder vernichtet, darum bemühe Dich, Gutes zu thun.“ Die kaukasischen Mineralbäder schließen in einem Umfang von 40 Werst alle Heilquellen Europa's in sich. Ihr Ruf lockt die Kranken und Leidenden aus den entferntesten Gegenden Großrußlands, Sibiriens und Persiens an. Hieher kommen jährlich gegen 500 Familien, welche während der Kurzeit trotz der Verschiedenheit von Stand, Rang, Charakter, Glauben und selbst trotz der Verschiedenheit des Geldbeutels einig und freundschaftlich mit einander leben. Höchst einförmig und für die Gesundheit ersprießlich ist die hiesige Lebensweise. Man steht mit Sonnenaufgang um 5 Uhr auf und begibt sich sogleich zu Fuße oder zu Wagen nach den Quellen, wo man einige Gläser Wasser trinkt, ungefähr jede Viertelstunde ein Glas. Man spaziert dabei im Garten auf und ab und bespricht sich mit seinen Bekannten. Von 6 Uhr bis 10 Uhr begibt man sich in die Bäder, kehrt dann nach Hause zurück, trinkt Thee, Cichorienkaffee oder Schokolade und frühstückt. Von 11 bis 12 Uhr geht man spazieren. Um 12 Uhr nimmt man ein frugales Mahl ein und legt sich dann auf eine kurze Zeit schlafen. Um 2 Uhr Nachmittags geht man abermals zu den Quellen: um diese Zeit ist die Gesellschaft ohne Vergleich zahlreicher; man geht abermals spazieren, oder begibt sich ins Bad, wenn es zweimal des Tages verordnet ist. Von 7 Uhr an ergeht man sich auf dem Boulevard, oder in den Umgebungen der Stadt unter dem Schalle einer ziemlich gut zusammengesetzten Musik. Um 9 Uhr wird ein äußerst mäßiges Abendmahl eingenommen und um 10 Uhr begibt sich Alles unter die Flügel des Schlafes. So vergeht jeder Tag, man hat kaum eine Minute frei, und die Zeit vergeht, wie der Blitz. An Feiertagen ist Gesellschaft, und Kranke und Gesunde drehen sich im Walzer oder in französischen Quadrillen. Es versteht sich von selbst, daß da die Tänzer aus sehr verschiedenen Orten zusammengeströmt sind, auch die Art zu tanzen sehr verschieden ist, was oft ein wahrhaft komisches Ballet veranlaßt. An stillen hellen Abenden, deren es beiläufig gesagt in diesem Jahre sehr wenig gab, war ein Spaziergang nach der Aeolusharfe mein liebster Zeitvertreib. Geht man nach dieser zauberischen Laube, so fühlt man sich lieblich angeregt und der Blick trifft auf eine ungewöhnliche Erscheinung. Das umherschweifende Auge, gelockt durch die wilde, und doch wieder durch Menschenhand gemilderte Natur, streift über zahllose malerische Aussichten hin und kann auf keinem Gegenstand haften; jetzt wird man durch das lebhafte Grün der Wiesen angezogen, oder durch die bunten, von Tausenden verschiedenartiger Blumen strahlenden Felder, durch die Menge der schönen, in den Thälern zerstreuten Häuser; jetzt entdeckt man in der Ferne ein prachtvolles Schauspiel, das die einzelnen, allmählich sich erhebenden Berge darbieten, welche am Ende in die großartigen, ewig mit Schnee bedeckten Gebirge sich verlieren, zwischen denen der Elborus gleich einem tausendjährigen Palast das stolze, schneebedeckte Haupt erhebt. Dann blickt man plötzlich wieder auf die schöne Wölbung mit dem ewigen Lasurblau des östlichen Himmels, entzückt von dessen Reinheit, und senkt dann die Augen hinab nach dem von tausend Regenbogenfarben flammenden Horizont: so stand ich hingerissen von dem prachtvoll reizenden Schauspiel der letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche die Eisflächen des Elborus flammend zurückwarfen. Willig horchte das Ohr den milden Tönen der Harfe, die mit dem sanften Rieseln der Quellen und dem fernen harmonischen Klang der kriegerischen Musik zusammenflossen. Zugleich erfüllten wohlriechende Gewächse mit aromatischen Düften die Luft und gossen über mein ganzes Wesen ein unaussprechliches Gefühl.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 258. 15 September 1833.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Erster Brief.

Abreise aus Konstantinopel. — Dardanellen. — Poros. — Ankunft zu Nauplia.

Im Anfange Aprils 1832 verließ ich Konstantinopel, um auf kurze Zeit nach Griechenland zu gehen, und namentlich, um Athen zu besuchen. Ich miethete eines von den griechischen Fahrzeugen, welche mit Früchten aus dem Archipel kommen, und Trechandinen *) genannt werden, und fuhr am frühen Morgen ab, als noch in der großen Hauptstadt des Ostens und ihren Vorstädten Alles im tiefen Schlafe lag, und nur selten erklang die Stimme des Muezzins, der auf der obern Gallerie des Minarets der schönen Moschee von Topbana herumging, und die gläubigen Muselmänner zum Morgengebete rief. Nebel bedeckte den größten Theil der Stadt und enthüllte gleich einem Jaschmack **) den neugierigen Blicken des Reisenden nur das alte Serail, oder die alte Hofburg der Sultane, welche von weitläufigen Gärten, mannichfachen Kiosks und alten Mauern umgeben auf dem Vorgebirge liegt, das den Bosporus von dem Marmorameer scheidet, und unter dem Namen des Vorgebirges vom Serail (la pointe du Sérail) allgemein bekannt ist. Es ging beinahe kein Wind, und wir mußten uns deßhalb der Ruder bedienen, um dieses Vorgebirg zu umschiffen. Als wir in das Marmorameer kamen, erhob sich ein leichtes Lüftchen und der Nebel begann sich allmählich zu zerstreuen. Nun bot sich unsern Blicken ein ganz anderes Schauspiel dar. Auf der einen Seite Scutari mit seinem weiten Friedhof, der einem Cypressenwald glich, mit seinen großen, nach europäischer Art gebauten Kasernen, die Prinzeninseln, Prinkipo, Chalki, Antigona, auf der andern Seite Konstantinopel mit seinen vielfachen Moscheen und zahllosen Minarets, die, größtentheils vergoldet, hell in der Sonne glänzten, mit seinen alten Mauern, auf denen Kaiser Konstantin im Kampfe gegen die Ungläubigen fiel; am Ende der Stadt das alte in Trümmer zerfallene Schloß mit nur 3 Thürmen, das ehemals den fremden Gesandten zum Gefängniß gedient hatte, und unter dem Namen der sieben Thürme bekannt ist, weiterhin die Pulvermühle und noch weiter das schöne Dorf St. Stephano. Alles dieß bot sich abwechselnd meinen Augen dar, tauchte auf und verschwand, je nachdem der Wind unser Schiff vorwärts trieb. Indeß hielten mich widrige Winde und Windstillen über zwei Tage im Marmorameer auf, und erst am dritten Tage kamen wir an der Insel Marmora vorüber, und erreichten nicht ohne Mühe die Dardanellen. Diese Meerenge ist weit länger und beinahe aller Orten auch weit breiter als der Bosporus, bleibt aber an Mannichfaltigkeit und Schönheit der Aussichten weit hinter ihm zurück. Der Bosporus ist vom schwarzen Meere an, bis Konstantinopel, auf beiden Seiten mit Festungswerken, Batterien, Dörfern, Gärten, Palästen, Fontainen, Kaffeehäusern u. s. w. wie besäet; bei den Dardanellen aber sieht man nur einige kahle Berge, welche da und dort von ziemlich hübschen Thälern durchschnitten sind. Die Dörfer liegen größtentheils tief im Thale, und sind deßhalb den Blicken der Seefahrer verborgen, ihre Zahl ist an diesem Ufer auch sehr beschränkt, und man kann sie leicht alle aufzählen. Am Eingange dieser Meerenge fällt auf dem europäischen Ufer Gallipoli in die Augen, eine ziemlich große und volkreiche türkische Stadt; auf dem asiatischen Ufer die Orte Tschardag und Lampsakus; die Breite der Meerenge aber, welche hier mehr als drei Meilen beträgt, macht, daß man die Ufer nicht gut unterscheiden kann, und benimmt dem Gemälde von seinem Werth. Weiterhin wo die Meerenge sich verengert, in der Mitte derselben, sieht man die Trümmer der alten Schlösser Sestos und Abydos. Jetzt ist diese Gegend von einer Menge Windmühlen bedeckt. Wegen einer großen Sandbank in der Nähe von Abydos ist das Fahrwasser für die Schiffe, welche sich an das europäische Ufer halten müssen, hier sehr eng und von zwei türkischen, auf beiden Seiten liegenden Batterien bestrichen. Noch weiter hin an der engsten Stelle trifft man die stärksten Befestigungen und große Dörfer. Auf der asiatischen Seite ist Tschana-Kalessi (die Töpfer-Befestigung), welchen sonderbaren Namen sie von der großen und sehr bekannten Töpferwaarenfabrik erhielt, welche an diesem Orte sich befindet, und in welcher der die Dardanellenschlösser befehligende Pascha und alle europäischen Konsuln wohnen. Die hier so ziem-

*) Es ist ein kleines Fahrzeug mit einem Verdeck und einem Mastbaume, welches sehr schnell bei jedem Winde geht, und im Falle einer Windstille auch mit Rudern getrieben wird. Die Benennung kommt wahrscheinlich von dem griechischen Worte τρέχω, laufen.

**) So heißt der lange Schleier, den die türkischen Frauen tragen, und der das ganze Gesicht mit Ausnahme der Augen bedeckt.

lich nach europäischer Art erbauten Batterien sind namentlich durch ihre Mörser von ungeheurem Kaliber, und die mächtigen Kugeln von weißem Marmor bekannt, die hier umherliegen. Außer der obenerwähnten Töpferwaarenfabrik verdient dieses Dorf keiner Erwähnung; es ist indeß ziemlich bevölkert, und liegt in einem anmuthigen Thale. Itschkalessi (dreifache Befestigung) liegt auf dem europäischen Ufer an dem Abhange des Berges, und ist auf gleiche Art befestigt. Bei dem Ausgange aus den Dardanellen liegen noch andere, jedoch minder starke Befestigungen auf beiden Ufern; weiterhin im Meere zeigt sich links hin die Insel Tenedos, rechts Lemnos und Imbros.

(Schluß folgt.)

Die Mongolei und ihre Einwohner.

(Fortsetzung.)

Obgleich die nördliche Mongolei an das russische Reich stößt, erhält sie doch alle Waaren, deren sie bedarf, nur durch die Chinesen. Die gewöhnliche Nahrung der Mongolen ist Ziegelthee*) mit Hirse gemischt, der am Feuer geröstet wird. Zur Kleidung brauchen sie Nankin, Seide und wollene Tücher, Leder zu ihren Stiefeln und eiserne Kessel und Wärm-Flaschen zum Kochen ihrer Lebensmittel. Ihre andern Bedürfnisse sind unbedeutend. Thee, Nankin und Seide werden ausschließlich und in großer Menge von den Chinesen hergeführt. Rußland liefert bloß die wollenen Tücher und das Leder. Da in der Mongolei keine gangbare Münze sich findet, so wird der Handel selbst in den kleinsten Artikeln durch Tausch getrieben. Zu Urga und Kiachta allein dient Ziegelthee als Geld. Die Mongolei bezahlt demnach Alles, was sie von andern Nationen erhält, mit ihren eigenen Produkten, nämlich: Vieh, Butter, Schaffellen u. dgl. China bedarf dieser Artikel, weßhalb die Handelsleute dieses Landes solche gern im Austausch nehmen. Der südöstliche Theil von Sibirien hat Ueberfluß an Vieh und Wild, so daß ihm die Produkte der Mongolen unnütz sind, und auf der andern Seite kann derselbe den Mongolen nichts bieten, als Fuchspelze, russisches Leder, eiserne Werkzeuge und Tücher; die letzten meistens durch den Transito-Handel; alle diese Artikel werden jedoch nur in geringen Quantitäten verkauft. Die fortdauernde und sehr enge Verbindung mit China veranlaßt sie, chinesische Waaren vorzuziehen, was sogar in Sibirien bis an den Baikalsee der Fall ist, wo nicht bloß die Mongolen- und Tungusenstämme, sondern selbst die Russen an dem Gebrauch von Ziegelthee, chinesischen Seidenwaaren, Nankin und eines andern Baumwollenzeugs, welchen die Chinesen Ta-bu nennen, gewöhnt sind.

Die Mongolen sind ursprünglich tartarischen Stammes; sie wohnten südlich und östlich vom Baikal und zwischen den Strömen, welche in den oberen Amur fallen. Selbst zur Zeit Dschengiskhans zählten sie nicht über viermal hundert tausend Zelte. Der Name Mongol bedeutet in ihrer Sprache tapfer und stolz; dieser Name wird zuerst in den Werken der chinesischen Geschichtschreiber im 10ten Jahrhundert erwähnt, wo er Mung-wuh oder Mung-kuh-si geschrieben wird. Die Benennung Mung-ko, welche jetzt gebräuchlich ist, findet sich erst in den chinesischen Annalen v. J. 1135, oder 26 Jahre vor der Geburt Dschengiskhans. Nachdem dieser Eroberer den größten Theil der Mongolei unterworfen hatte, gab er seinem Volke den Ehrennamen Ku-kn-Mongol oder blaue Mongolen. Die Mongolen sind im Allgemeinen mittlerer Statur, schmächtig, aber muskulös. Ihr Haar ist schwarz, ihre Gesichtsfarbe braun und ihre Wangen blühend. Ihr Kopf ist rund und oben breit. Die Ohren stehen weit vom Kopfe ab und die Augen sind, wie bei den Chinesen, nur zum Theil offen, und erscheinen deßhalb ausnehmend klein. Der obere Theil der Nase ist platt, die Backenknochen sind hervorstehend und das Kinn klein. Das Gesicht des Mongolen erscheint deßhalb rund und unten spitzig. Seine Lippen sind schmal, seine Zähne weiß, sein Bart dünn, sein Blick ist lebhaft und durchdringend. Diese charakteristischen Züge haben die Mongolen mit einer Menge anderer Nationen von ganz verschiedenem Ursprung gemein. Naturforscher haben nichts destoweniger eine sogenannte mongolische Race aufgestellt, welchen Namen sie allen den Völkern beilegen, deren Augenlieder bis an die Schläfe reichen und gleichsam geschwollen sind, deren Gestalt klein ist, und welche vorstehende Backenknochen und dünnes, schwarzes, straffes Haar haben. Dieß ist aber ein Mißbrauch der Worte, den der Geschichtschreiber nicht dulden kann. Beinahe alle Nationen, welche jetzt den östlichen Theil des innern und den Norden Asiens bewohnen, so wie eine große Anzahl amerikanischer Ströme haben dieselben charakteristischen Kennzeichen: es ist deßhalb durchaus kein Grund vorhanden, eine der größten Unterabtheilungen des Menschengeschlechts mit dem Namen der mongolischen Race zu belegen. Was würde man sagen, wenn irgend Jemand alle Nationen Europa's und Asiens, unter denen eine physische Aehnlichkeit vorherrscht, mit dem Namen Gothen belegen wollte, bloß weil diese einst ein beträchtliches Reich bildeten? Offenbar sollten wir nur diejenigen Völker mongolische nennen, welche Dialekte sprechen, die aus demselben Stamme, wie die Sprache der heutigen Mongolen abgeleitet sind, nämlich: die eigentlich sogenannten Mongolen, die Kalkas, die Eleutes, oder Kalmücken und die Buräten in Sibirien.

Die Sitte, fortwährend zu Pferde zu seyn, auf einem hohen Sattel, mit kurzen Steigbügeln, macht, daß die Kniee der meisten

---

*) Bei den Chinesen Tschuand-Thee genannt. Es besteht aus schlechtem schwarzem und grünem Thee, Ueberreste und Gemisch anderer Sorten und selbst anderer Stauden, wird durch Schafblut und Ochsenblut kompakt gemacht und gleich Bouillontafeln zusammengepreßt, um bequem stückweise verbraucht und leicht verschickt werden zu können. Ganz allgemein wurde der Gebrauch des Thees im Norden Asiens dadurch, daß die Mandschukaiser ihre mongolischen Truppen mit solchen Theetafeln, wie die chinesischen Truppen mit Reiß, besoldeten, weßhalb dieselben unter jenen nomadischen Völkern als Handelsmünze in Kurs kamen, die jetzt überall in der Mongolei und in Daurien gültig ist. Die Mongolen haben sich seit der Einführung des Thees, deren Zeit sich indeß nicht genau angeben läßt, so daran gewöhnt, daß sie nur in den allerdringendsten Fällen Wasser trinken; dieß ist in geringer Menge vorhanden und meist schlecht; doch immer hinreichend, den Thee damit zu kochen, der auch das schlechteste Steppenwasser verbessert. (Nach Ritters Erdk.)

Mongolen auswärts gedreht sind, weßhalb ihr Gang ziemlich unsicher und ihre Haltung schief ist. Es fehlt ihnen nicht an natürlichem Verstand, auch sind sie höflich, artig und gefällig. Obgleich ihre Lebensart rauh und einfach ist, so zeigen sie doch wenig Rohheit in ihrem Benehmen; sie sind im Gegentheil gesitteter und artiger, als man von Nomaden erwarten sollte. Ihr Hauptfehler ist eine unmäßige Gewinnsucht, die sie häufig zu Diebstahl und Raub veranlaßt. Mordthaten auf offener Straße sind bei ihnen selten und beinahe unerhört. Im Kriege zeigen sie viel List, Verschlagenheit, Verrätherei und häufig Grausamkeit. Die Weiber gleichen den Männern, aber ihre Gesichtsfarbe ist, obgleich braun, doch lebhafter. Ihr Blick ist durchdringend und läßt vermuthen, daß ihre Keuschheit auf eben nicht zu harte Proben gestellt werden darf. Ein nomadisches Leben gewöhnt die Mongolen von Jugend auf an alle Entbehrungen und sie ertragen Nässe, Kälte und Hunger ohne Nachtheil für ihre Gesundheit. Von früher Jugend an handhaben sie den Bogen und sind treffliche Reiter, sowohl hinsichtlich ihrer körperlichen Stärke als der Gewandtheit ihrer Bewegungen. Nach ihrer Ansicht besteht kriegerische Tugend im Plündern ihrer Nachbarn, und hiebei achten sie weder Ehre noch Gerechtigkeit. Sie beginnen Krieg, um Beute zu erringen, und sie halten den schlechten Erfolg einer Unternehmung, und selbst Flucht, nicht für schimpflich. Ihre Feldzüge geschehen gewöhnlich im Herbste, wenn die Pferde gut gefüttert und voll Feuer sind. Getrocknetes Fleisch und das Gras, das den Boden bedeckt, dienen ihnen als Mundvorrath und Fourage. Fehlt es ihnen an Nahrung, so tödten sie einige Kamele und die Hengste ihrer Heerden. Bei so großer Leichtigkeit, Krieg zu führen, waren die Mongolen früher allen ihren Nachbarn furchtbar; jetzt aber, da sie durch die kluge Politik China's in Unterwürfigkeit erhalten werden, sind sie eine der friedlichsten Nationen Asiens geworden. Der Reisende kann durch die ganze Mongolei ohne Furcht seinen Weg nehmen, und wird allenthalben eine gastfreie Aufnahme finden: er muß sich indessen in Acht nehmen, daß er seinem gastfreien Wirth nicht durch Darlegung seines Reichthums die Augen blendet.

Die jetzt in China regierende Mandschu-Dynastie hat die Mongolen ihrem Scepter unterworfen, unter dem schmeichlerischen Vorwande, daß ihre Fürsten zu derselben Familie, wie sie selbst, gehören. Durch eine friedliche und väterliche Politik halten die Mandschu's die Mongolei getrennt in eine Menge kleiner, unabhängiger Fürstenthümer. Sie haben diesem Lande Gesetze und Institutionen gegeben, und die mongolischen Fürsten genöthiget, sich ihnen ohne Einschränkung zu unterwerfen. Um dieß System zu befestigen, haben sie dieselben des Rechts beraubt, im Falle eines Angriffs sich selbst zu vertheidigen und an ihren Feinden willkürliche Rache zu nehmen: ein Recht, welches früher die Hauptursache aller Unruhen unter den Nomaden Central-Asiens war. Die Mongolen würden sich nie einem Joche unterworfen haben, das sie ihrer Freiheit völlig beraubte, wenn die Kaiser von China nicht einen Augenblick von Erschöpfung benützt hätten. Der Hof von Peking nahm, wie wir sogleich sehen werden, die mongolischen Fürsten gleichsam in Sold und gab ihnen Jahrgelder so wie bedeutende Geschenke, welche mit dem kleinen Tribut, den sie dem Kaiser bezahlen, in keinem Verhältniß stehen. Das System kann natürlicherweise nicht länger dauern, als so lange China im Innern der Ruhe genießt, und im Stande ist, die Mongolen sowohl durch Waffengewalt als durch die regelmäßige Zahlung der Jahrgelder und Geschenke an ihre Fürsten in Unterwürfigkeit zu halten. Jeder Mongolenstamm ist in Fahnen abgetheilt, die unter Fürsten stehen; und obgleich die Mongolei auf diese Weise fast ohne allen inneren Zusammenhang zu seyn scheint, so kommen doch die Fürsten und andere Häuptlinge der verschiedenen Fahnen alle drei Jahre auf 10 Tagsatzungen zusammen, in welchen die Interessen des Landes und Gegenstände der allgemeinen Regierung berathen werden. Sechs von diesen Tagsatzungen werden in der südlichen und vier in der nördlichen Mongolei gehalten. Der Präsident jeder Tagsatzung gilt als das Haupt der daselbst anwesenden Fürsten. Diesen Tagsatzungen verdankt die Mongolei die Ruhe, welche bis auf die jetzige Zeit in derselben geherrscht hat; sollte aber irgend eine heftige politische Erschütterung oder eine Revolution in China die Macht der Mandschus zerstören, und den mongolischen Fürsten ihre alte Unabhängigkeit zurückgeben, so könnte man unmöglich die Folgen berechnen, welche eine solche Aenderung im östlichen Asien hervorbringen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in die kaukasischen Mineralbäder.

(Fortsetzung.)

Die sogenannten „parties de plaisir" unter den jungen Leuten sind sehr zahlreich. An einem schönen Tage kam bei uns eine Schaar junger Leute, die sich gern belustigten, zusammen, um zu berathen, was man zur Abwehr der Langweile thun solle. Man rieth bald zu dem, bald zu jenem, und kam endlich überein, tscherkessische Pferde zu nehmen und nach den Bergen auf die Jagd zu reiten. Man ließ sogleich satteln, nahm Flinten, Säbel und ritt fort unter dem lauten Bellen der ungeduldigen Hunde. Als man die Vorberge erstiegen hatte und nach wildreichen Gegenden gelangt war, stieg man von den Pferden, übergab sie den Kosaken und Alles zerstreute sich nun, um desto bequemer sich nach seinem Gefallen zu beschäftigen. Damit brachte man mehrere Stunden zu, aber die Jagd war nicht bei Allen glücklich von statten gegangen, und so versammelte man sich abermals, um über neue Unternehmungen zu berathschlagen. Wir schlugen vor, die Spitze des höchsten Berges in der ganzen Umgegend zu besteigen, und im Vorübergehen die in der Mitte desselben befindliche Höhle zu besehen, deren Ende noch unbekannt ist, denn kein Sterblicher hat es noch gewagt, dort hinein zu dringen. Dieser Vorschlag war jedoch nicht nach dem Geschmacke Aller, und es fanden sich nur fünf, die ihn ausführen wollten, die übrigen blieben kaltblütige Zuschauer eines so kühnen Unternehmens. Wir gingen einen Pfad hinan, der mehr einer Fährte wilder Thiere als einem Weg für Menschen glich, und uns durch stechende Hagebutten, dichtgeflochtene Weinreben, und fast undurchdringliche Dorngebüsche an Abgründen und hohen Felsen vorüberführte. Manchmal drangen wir auf einem Felsen vorwärts, der über einen sich schroff in die Tiefe senkenden Abgrund hing, in welchem ein reißender Waldbach brauste und schäumte; unmöglich konnte man hinabschauen, ohne daß das Herz erstarrte und das Gehirn schwindelte. Aber der Wunsch, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, das Bestreben, sich vor Andern auszuzeichnen, überwand Alles. So lange wir noch in den Bergen waren und der Wald uns deckte, konnten wir nicht sehen, was jenseits desselben vorging; sobald wir aber uns durch das Gesträuch durchgearbeitet hatten und uns dem kahlen Berggipfel näherten, stellten sich unsern Augen die Schneeberge dar, und wir sahen von ihnen herab einige dunkle Wolken gerade auf uns anrücken; der Wind wurde fühlbarer und mit jedem Schritte stärker und stärker. Wir hatten nur noch wenige Klafter bis an das Ziel unseres gewagten Zuges, stockten aber einige Zeit lang bei diesem Anblick, und beschlossen endlich nur nach gemeinsamer Berathung, unsern Weg fortzusetzen, da wir glaubten, die Wolken würden entweder an uns vorüberziehen oder sich bald zerstreuen; wir hatten aber die Höhe des Berges noch nicht erreicht, als das Ungewitter in seiner ganzen Furchtbarkeit losbrach: der Himmel überzog sich

mit einem dichten Nebel, der Wind pfiff und heulte, riß zu unsern Füßen die am Felsen emporgewachsenen Gesträuche weg, und schien, stets stärker werdend, uns mit von der Höhe hinabreißen zu wollen; gleich Schlangen fuhren unaufhörlich die Blitze in Feuerstreifen um uns her, schreckliche Donnerschläge krachten in den Bergen und widerhallten gleich Kanonenschlägen über unserem Haupte. Ein dichter, kalter Regen goß in Strömen herab, wir hielten uns gegenseitig an den Händen fest und standen mit unerschütterlicher Festigkeit mitten unter den kämpfenden Elementen. Bald indeß zerstreute sich das Gewitter, wir dankten unserm guten Geschick, sangen fröhliche Lieder und begaben uns nun auf den Rückweg, in voller Ueberzeugung, daß nun alle Gefahr vorüber sey. Aber die Elemente sind im Kaukasus heimtückischer Art, und man darf ihnen nicht trauen. Wir waren kaum die Hälfte des Berges hinabgestiegen, als wir von Neuem eine schwarze Wolke über uns erblickten, und es schien, als wollten die bösen Geister der Luft ihr bereits so gut durchgespieltes Drama nochmals beginnen. Zum Glück war die schon erwähnte Höhle nicht weit von uns entfernt, und wir bargen uns darin gegen das uns drohende neue Ungewitter. Der Eingang der Höhle war von dichten Baumzweigen bedeckt. Als das Gewitter zu toben anfing, wurde es völlig finster, so daß von uns keiner mehr den Andern sehen konnte, und wenn die zuckenden Blitze unsere von den verschiedenartigsten Gefühlen aufgeregten Physiognomien erhellten, erschien Einer dem Andern nur wie ein vorüberstreifendes Nachtgespenst. Der Sturm wüthete dießmal mit größerer Heftigkeit als vorher, stärker waren die Windstöße, schrecklicher das Rollen des Donners, und der Regen schäumte über unserm Dache gleich einem Wasserfall. Die Höhle schien uns die Behausung höllischer Geister oder der Aufenthaltsort reißender Thiere. Ich gedachte des Ereignisses, das einigen Engländern in den peruanischen Gebirgen aufstieß, und fragte meine Gefährten, ob es ihnen bekannt sey. Als sie es verneinten, erzählte ich ihnen die fast unglaubliche und doch wahre Begebenheit. Ich kam endlich zu dem Theile derselben, wo die kühnen Engländer, welche in den Bergen herumstreiften und gleich uns sich vor dem Sturme in eine Höhle flüchteten, an jungen in einer Ecke liegenden Thieren erkannten, daß sie sich in dem Lager von Tigern befanden, und schon hörten sie das durchdringende Gebrüll dieses reißenden Thieres im Walde widerhallen, das mit Beute heimkehrte und ein anderes Gebrüll auf der entgegengesetzten Seite beantwortete. Die Unglücklichen hatten nichts zur Vertheidigung gegen den Anfall dieser reißenden Bestien, denn ihre Zündpfanne, so wie die Ladung, war feucht geworden; — hier zuckte ein Blitz, der Donner rollte und neben uns rannten mit unglaublicher Geschwindigkeit zwei Thiere in die Tiefe der Höhle. Wir Alle schauderten und Einer von uns sprang mit Geschrei nach dem Eingang. Ich gestehe, eine Eiseskälte durchdrang unwillkürlich meine Glieder, aber es war nur die Folge des plötzlichen Schreckens und nicht der Furcht. Wir faßten uns bald wieder, denn wir waren ja bewaffnet, und hatten also nichts zu fürchten. Wir stritten uns nun über den Vorfall; der Eine behauptete, es seyen Wölfe, der Andere, es seyen Füchse, der Dritte, es seyen wilde Eber gewesen. In der Dunkelheit hatte aber keiner die Thiere genau erkannt. Aus Vorsicht stellten wir uns im Viereck auf, hielten unsere Gewehre bereit und erwarteten kaltblütig den feindlichen Angriff: in dieser Stellung setzte ich meine in diesem Augenblick belehrende Erzählung fort, und schloß sie mit dem Berichte über die wunderbare Errettung der Engländer aus der ihnen drohenden Todesgefahr. Indessen schwieg der Donner, der Regenbogen wölbte sich an der Feste des Himmels, und die vom Regen benetzten Baumblätter glänzten in den Sonnenstrahlen gleich Diamanten. Statt der stürmenden Winde herrschte eine wohlthuende Stille, statt des Getöses und der erschütternden Donnerschläge tönte in den strahlenden Thälern der volle Chor der Vögel; statt des rauschenden Wassergusses strömte ein erquickender Wohlgeruch, und wir befanden uns noch immer in der Höhle, und suchten zu erforschen, welches furchtbare Thier uns so erschreckt habe. Endlich beschlossen wir, in die Höhle hinein eine Salve zu geben, um es wo nicht zu tödten, doch mit gleicher Münze, nämlich mit Schrecken, zu bezahlen. Wir traten einige Schritte aus der Höhle zurück, machten Front gegen die Oeffnung: schlagt an! Feuer! Der Schuß hallte in den Bergen wider, und plötzlich rannten zwei sehr unschädliche, leichtfüßige wilde Ziegen an uns vorüber und in den finstern Fichtenwald hinein. Ein allgemeines schallendes Gelächter trat an die Stelle unseres Siegsgeschreies. Der Tag sank herab, wir kehrten gleich traurigen Rittern nach Hause zurück, versicherten aber unsern treulosen Gefährten, welche von dem tückischen, kaukasischen Himmel nicht weniger erduldet hatten, wir hätten im Gebirge einen hitzigen Kampf — mit wilden Ebern bestanden.

(Schluß folgt.)

Die Engländer in Canton und Macao haben zum Gebrauch der in China handeltreibenden Europäer einen Kalender für das Jahr 1835 drucken lassen, der nach der Form der europäischen Kalender eingerichtet ist, und außer den gewöhnlichen Jahresbegängnissen auch alle Feste der Chinesen und Christen enthält; erstere mit erklärenden Bemerkungen begleitet. Das chinesische Jahr ist ein Mond-Sonnenjahr, d. h. es ist nach den Bewegungen des Mondes eingetheilt, richtet sich aber auch, einigen unvollkommenen astronomischen Begriffen zufolge, nach der Sonne, indem, wenn es nöthig ist, ein dreizehnter Monat eingeschaltet wird. Das christliche Jahr 1835 entspricht dem chinesischen Jahr Kweitse oder dem dreißigsten des fünf und siebzigsten Cyklus von siebzig Jahren, und hat am 20 Februar begonnen. Es ist das dreizehnte des regierenden Kaisers Taukwang. Die chinesische Woche besteht, wie die unsrige, aus sieben Tagen, wovon einer der Feiertag oder Sabbath ist. Bei dem Fest des Frühlings oder dem Tage Leintschun, der am 15 Tage des 12 Monats fällt und in dem laufenden Jahre unserm 4 Februar entspricht, gibt der Kalender folgende Beschreibung desselben: „Es ist Dieß einer der größten Festtage des chinesischen Jahres, und wird von den Statthaltern wie von dem Volke mit dem größten Prachtaufwande begangen. Dieses Fest fällt in die Zeit, wo die Sonne in den 15 Grad des Wassermannes tritt. An diesem Tage bereitet man in jeder Hauptstadt zwei Bilder in Gestalt eines Menschen und eines Büffels. Am Vorabend erscheint der Tschefu, oder die höchste obrigkeitliche Person der Stadt, öffentlich, um den Frühling zu begrüßen, was sie Ying-Tschun heißen. Bei dieser Gelegenheit tragen alle Männer Kinder auf ihren Schultern, und Jedermann bemüht sich, seinen Nachbar im Putz der Kleinen zu überbieten. Der Tschefu tritt an diesem Tage als Priester des Frühlings auf, und wird in dieser Eigenschaft als die höchste Person der Provinz verehrt. Die höhern Staatsbeamten geben deßhalb auch den ganzen Tag nicht aus. Nachdem der Tschefu den Büffel zwei- oder dreimal mit einer Peitsche gehauen hat, um anzudeuten, daß jetzt die Arbeit des Landbaues beginne, wirft das Volk so lang mit Steinen auf das thönerne Bild, bis es in Stücke zerschlagen ist. Die Festlichkeiten dauern zehn Tage.“ — Unser 20 Februar ist, wie schon oben erwähnt, der erste Tag des chinesischen Jahres. Die Chinesen nennen ihn Yuentan oder den ersten Morgen. „Der neue Jahrestag, fügt der Kalender bei, ist fast der einzige, der in ganz China allgemein gefeiert wird; andere Jahresbegängnisse und die übrigen Jahreszeiten werden nur von einzelnen Ständen festlich begangen; aber bei der Wiederkehr eines Jahres tritt ein Stillstand aller Geschäfte ein. Der Beamte, der Kaufmann und der Arbeiter verlassen ihre Beschäftigungen, machen Besuche, geben Gastmäler und bringen unter gewissen Umständen auch Gaben in die Tempel der Gottheiten, deren besonderes Wohlwollen sie sich zu erkaufen wünschen. Die Geschäftslokale der Staatsverwaltung bleiben zehn Tage vor und zwanzig Tage nach dem neuen Jahr geschlossen, und diese ganze Zeit über macht man nur die dringendsten und wichtigsten Geschäfte ab.“ Am letzten Abend, der das Jahr beschließt, werden alle Rechnungen und die kleinen Ausstände der Kaufleute berichtigt, deßhalb heißt man diesen Tag vielleicht auch Choo seih (den Abend der Abschiede). Auch das Fest der Drachenschiffe, im Chinesischen Twan woo oder twang-yang, auch Tin-tschung genannt, verdient einer Erwähnung. Es fällt in diesem Jahr auf den 22 Junius. An diesem Tag fährt man in langen schmalen Booten, die in Gestalt und Bemalung Drachen gleichen, spaziren. Da diese Boote sehr eng sind und oft 60 Personen mit Rudern oder vielmehr Pagaien führen, so ereignet es sich oft, daß sie umschlagen, so daß dieses Fest selten ohne Unglücksfälle abläuft. Der 5 Julius, der 18 Tag des 5 Mondes, ist der Geburtstag des Astronomen Chang, über den der Almanach folgende Bemerkung mittheilt: „Dieser Mann, der die Verfertigung des ersten chinesischen Kalenders beaufsichtigte, lebt, der Volkssage nach, noch immer, und kündigt die Sonnen- und Mondsfinsternisse und andere astronomische und astrologische Konstellationen voraus.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 259. 16 September 1833.

Ueber die Mongolei und ihre Einwohner.

(Fortsetzung.)

Jetzt sind die mongolischen Fürsten, welche an der Spitze der Fahnen stehen, in fünf Klassen abgetheilt. Die beiden ersten, genannt Thin-Wang und Kion-Wang, haben den Titel Könige, während die Beiles und Beisses Fürsten niederern Ranges sind, und die Kongs ungefähr unsern Grafen gleichen. Die regierenden Taitzeis gehören zwar zu einer geringeren Klasse, haben aber dieselben Rechte und Vorrechte, wie die andern mongolischen Fürsten; der Distrikt, den ein Taitzei regiert, heißt sein Dzassak. In einigen der mongolischen Fahnen gibt es gleichfalls Erbfürsten, welche den Rang der drei letzten Haupt-Klassen besitzen; dieß sind aber bloße Titel, ohne daß die Herrschaft über ein Gebiet daran geknüpft wäre. Die Ehrenstelle eines mongolischen Fürsten geht nur auf seine männliche Nachkommenschaft, und zwar nach dem Erstgeburtsrechte über. Die Sanktion des Kaisers ist indeß bei jeder Uebertragung unerläßlich. Dieser Monarch hat also das Recht, die Verdienste mongolischer Fürsten durch ihre Erhebung zu einem höhern Range zu belohnen oder sie durch Degradation zu bestrafen. So wurde der mongolische Vicekönig, welcher zu Urga im Lande der Kalkas befehligte, und mit den Angelegenheiten der russisch-chinesischen Gränze beauftragt war, um einen Grad im Rang herabgesetzt, weil die russische Gesandtschaft des Grafen Golowkin, die er im Jahre 1806 empfing, sich nicht dem für kaiserliche Audienzen vorgeschriebenen Ceremoniel unterwerfen wollte. Die Regierung schrieb das Mißlingen der Unterhandlungen diesem Fürsten zu, weil er den Gesandten nicht gehörig in seinen Pflichten unterrichtet habe; und es ist wohl bekannt, daß in China ein Diplomat, dem seine Unterhandlung nicht gelingt, gleich jedem andern Beamten der Regierung eine seinem Vergehen angemessene Strafe erhält. Eine mongolische Fahne ist nichts Anderes, als ein Gebiet, das mit seinen Einwohnern eine Militärdivision bildet. Jede Fahne ist in Regimenter abgetheilt, deren Zahl nicht bestimmt ist. Ein Regiment besteht aus 6 Schwadronen von 150 Mann, wovon ein Drittheil Kürasse trägt. Der Fürst, der das Haupt einer Fahne ist, hat die Verpflichtung, seine Entscheidung nach dem Gesetzbuche über die Verwaltung der Mongolei zu reguliren. Dieß Gesetzbuch enthält eine allgemeine Uebersicht der Organisation der nomadischen Nationen, welche China unterworfen sind. Es wurde von der chinesischen Regierung entworfen und je nach den Umständen durch Supplementargesetze vervollständigt, welche dieselbe Kraft, wie die ursprünglichen haben. Das Siegel, welches jeder mongolische Fürst von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Peking erhält, muß anstatt der Unterschrift jeder seiner Entscheidungen angehängt werden. In gewöhnlichen Angelegenheiten richtet der von seinem Rathe umgebene Fürst in Gemäßheit des Gesetzbuchs, oder nach den Gewohnheiten der nomadischen Völker; in allen wichtigen Fällen aber muß er die Frage an die Vorstände der Tagsatzung bringen, welche sie durch das Ministerium zu Peking dem Kaiser zur Untersuchung und Entscheidung vorlegt. Früher hielt die chinesische Regierung außerordentliche Kommissäre oder politische Agenten in der Mongolei, um das Benehmen der Fürsten zu bewachen; da aber diese Beamten oft ihre hohe Stellung benützten, um sich zu bereichern und die Mongolen zu unterdrücken, so wurden sie abgeschafft und die innere Gerichtsbarkeit in die Hände der Fürsten gelegt, welche durch Garnisonen in den Festungen des Landes in Unterwürfigkeit gehalten werden. Diese Garnisonen bestehen hauptsächlich aus Mandschus, und aus denjenigen chinesischen Truppen, welche zur Zeit der Eroberung von China durch die Mandschus sich freiwillig mit den letztern vereinigten.

Die Einkünfte der mongolischen Fürsten und Taitzeis bestehen allein aus dem Erbzins, den sie nach dem Inhalte des Gesetzbuches von ihren Unterthanen erheben. Mehrere derselben erhalten, wie schon bemerkt, Jahrgehalte vom Hofe zu Peking, welche halb so groß sind, als die der Fürsten der acht Mandschu-Fahnen, welche in der Hauptstadt des chinesischen Reiches in Garnison liegen. Durch die Annahme dieser Jahrgehalte erkennen sie sich der That nach als Vasallen des Kaisers an; die Fürsten in der südlichen Mongolei müssen einmal in vier Jahren nach Peking gehen und den verlangten Tribut dahin bringen. Obgleich der Ertrag dieses Tributs von keiner Bedeutung ist, so hat er doch Wichtigkeit als ein Pfand der Unterwerfung desjenigen, von dem er eingefordert wird, und wegen der beträchtlichen Belohnung, die der Ueberbringer bei deren Uebergabe erhält. Der Kaiser z. E. gibt für jedes Pferd 10 Unzen Silber und 2 Stücke Atlas, für ein Schaf 10 Unzen Silber 4 Stücke

Nanlin; für einen Falken oder abgerichteten Jagdhund 10 Unzen Silber und 4 Stücke Atlas.

Die Geistlichkeit bildet die zweite von den drei Klassen der mongolischen Nation, und obgleich ihre Mitglieder im ehelosen Stande leben, ist sie doch sehr zahlreich, genießt große Privilegien und übt einen ungeheuern Einfluß über das Volk aus. Unter der Geistlichkeit wird der Rang nach einer Hierarchie bestimmt, deren Regeln streng beobachtet werden, und welche unter der unmittelbaren Aufsicht des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Peking steht. Die Religion der Mongolen ist wie bekannt Buddhismus unter der Form, welche derselbe in Tübet durch die Lamaische Hierarchie erhalten hat. Buddhismus, wie Brahmanismus, setzt eine fortdauernde Reihe von Schöpfungen und Zerstörungen der Welt voraus. Dieser rein metaphysische Glaube gibt das Daseyn eines höchsten Wesens nicht zu, an dessen Stelle ein lichtvoller Raum tritt, welcher die Keime aller künftigen Wesen in sich schließt. Aber dieser lichtvolle Raum ist nicht die höchste Region der Welt, über ihr ist eine dritte Region, welche ewig und unzerstörbar ist: hier wohnt die ursprünglicher Ursache der Zerstörungen der vergänglichen Welt. Das Daseyn wird von dem Buddhisten als ein wirkliches Uebel betrachtet, denn was auch immer zu existiren scheint, hat keine Wesenheit und ist bloß das Ergebniß einer Täuschung, welche die Sinne betrügt. Während alle durch die Materie von der höchsten Lichtregion bis zu den Gebieten der Unterwelt zerstreuten, intellectuellen Theilchen sich von jeder Materie zu reinigen, sich zu vervollkommnen und endlich zu vereinigen streben, bleibt der allgemeine unzerstörbare Geist, welcher alle Dinge einen unberechenbaren Zeitraum hindurch erhält, in einem Zustande von Ruhe, bis die Gesetze des Schicksals eine neue Schöpfung nothwendig machen, von der jedoch diejenigen Wesen frei sind, welche sich ganz von der Materie losgemacht haben, Buddhas geworden sind, und versenkt bleiben in der Ewigkeit der Austilgung oder des Nichtdaseyns, welcher Zustand dem der materiellen Existenz entgegengesetzt ist. Diese Wesen wohnen in der unzerstörbaren Region, welche jenseits des Lichtraums liegt. Um die Kenntniß der wahren Lehre zu bewahren und das Menschengeschlecht fähig zu machen, ihr zu folgen, steigen diese seligen Geister von Zeit zu Zeit auf die Erde herab, bekleiden sich mit einem Körper und enthüllen sich den Menschen. Die vorzüglichsten unter denselben erscheinen nur einmal, dieß sind die eigentlichen Buddhas; die andern Buddhi-Satwas enthüllen sich wiederholt und in verschiedenen Incarnationen, bis sie den Rang der ersten erreichen, wo sie dann sich der Welt nicht mehr offenbaren. Der letzte Buddha, welcher erschien, war Schakya-Muni, er ist der vierte dieses Weltalters; ein fünfter soll noch erscheinen vor ihrer Zerstörung, dieß ist der Buddha Maitari.

Die Buddhisten betrachten die höhern Mitglieder ihrer Geistlichkeit als eben so viele göttliche Incarnationen: in der tübetanischen Hierarchie nehmen der Dalai-Lama, und der Bantschin Erdini den ersten Rang ein. Nach ihnen kommen die Kutuktus; die beiden ersten sind eben nichts anderes als die regierenden Kutuktus. Die Kambas bilden die letzte Klasse der höhern Geistlichkeit unter den Mongolen; ihr Rang entspricht beinahe dem der Bischöfe in Europa. Der Kamba, welcher den Vorsitz über ein Konsistorium führt, heißt Dzassak-Lama, d. h. der leitende Priester. Die verschiedenen Grade der niedern Geistlichkeit sind die Gilungs, die Gitsuls, die Bandis, oder Schabis und die Obuschibs, welche bloß das Gelübde gethan haben, ein geistliches Leben zu führen. Sie sind durch äußerliche Zeichen, welche sie bei ihrer Einweihung erhalten, von einander unterschieden. Der allgemeine Name, den die Mongolen ihrer Geistlichkeit geben, ist Kubarak; der Titel eines Lama gehört nur den höhern Klassen. Es gibt auch Nonnen, Tschibganzas genannt, aber keine Klöster in der Mongolei; sie sind gleichfalls eingeweiht, haben das Haupt geschoren und tragen gegen die Bestimmungen des Gesetzbuches geistliche Kleider und eine rothe Kuppel über die Schulter. Sie wohnen in Häusern und oft mit Männern zusammen. Die Lamas werden von den Mongolen als die Gelehrten der Nation betrachtet, und sind auch deren Aerzte und Wahrsager. Sie preisen hauptsächlich den Einfluß ihrer Tarnis an, einer Art Zaubersprüche, welche in der heiligen Sprache Indiens geschrieben sind. Darum hegt das gemeine Volk eine tiefe Verehrung für die Lamas und bestrebt sich eifrig ihren Segen zu erhalten, welchen diese ertheilen, indem sie die Hand auf den Kopf des Bittenden legen. Da aber der Gottesdienst in tübetanischer, nicht in mongolischer Sprache gehalten wird, so leben viele der Lamas in tiefster Unwissenheit. Die Summe ihrer Kenntnisse beschränkt sich darauf, die heiligen Urschriften lesen zu lernen, und sich eine genaue Bekanntschaft mit dem Rituale zu verschaffen. Nur diejenigen Lamas, welche zu H'Lassa in Tübet studirt haben, besitzen eine tiefe Kenntniß der Lehrsätze ihres Glaubens; auch sind sie mit Magie, Astronomie und Physik bekannt. Obgleich gegen das Ende des letzten Jahrhunderts alle im Tübetanischen geschriebenen heiligen Bücher ins Mongolische übersetzt wurden, so ist es doch noch nicht gestattet, den Gottesdienst in letzterer Sprache zu halten, außer in dem Kloster Maka-Gala-Sumi zu Peking. Dieß Verbot wird stets die Mongolei in Abhängigkeit von der höhern tübetanischen Geistlichkeit erhalten und ist für den chinesischen Hof von großer Wichtigkeit.

(Schluß folgt.)

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Abreise aus Konstantinopel. — Dardanellen. — Poros. — Ankunft in Nauplia.

(Schluß.)

Um 8 Uhr Abends verließ ich Tschag-Kaleßi, wo alle Schiffe anhalten müssen, um ihre Pässe visiren zu lassen und ihre Firmans vorzuzeigen; als wir die Dardanellen verließen, war die Sonne bereits hinabgesunken und Befestigungen, Inseln und Meer deckte tiefe Nacht. Auf unserm Schiffe aber war man in großer Besorgniß; denn vorüberfahrende Schiffe hatten uns die Nachricht mitgetheilt, daß sich neuerdings Piraten im Archipel gezeigt hätten, und Dieß veranlaßte uns nöthigen Falls auf

unsere Vertheidigung zu denken. Drei oder vier Gewehre, welche im griechischen Kampfe gedient hatten, und seit 1825 im untern Schiffsraum lagen, wurden hervorgezogen, gereinigt und in Stand gesetzt, es fehlte nichts mehr als Pulver und Blei. Ich hatte einen kleinen Vorrath für die Pistolen, welche ich stets bei mir führte, theilte denselben mit den Matrosen und so beruhigten sie sich allmählich. Ein frischer Nordostwind trieb uns rasch gegen Negroponte zu, und bald sahen wir die vom Monde beleuchteten düstern Felsen der Insel Mitylene; zum Unglück aber erfreute uns dieser Wind nicht lange. Am zweiten Tage gegen Abend legte er sich, und die darauf folgende Windstille hielt uns einen ganzen Tag zwischen Andros und Negroponte zurück.*) Am zweiten Tage schleppten wir uns bis zu der Insel Cea fort, indem wir bei ziemlich schwachem Südostwinde lavirten.

Bei Sonnenuntergang aber fing der Wind an sich zu legen, und mit der Dunkelheit trat eine vollkommene Windstille ein. Wir befanden uns zwischen dem Vorgebirge Kolonna und der Insel St. Georg und ruderten langsam vorwärts. Alles war still. Plötzlich vernahmen wir das Geräusch von Rudern und Menschenstimmen von der Insel St. Georg her. Alles erbleichte; denn Jedem fiel der Gedanke an die Piraten ein, welche, wie bekannt, an dieser Insel anhalten. Die Matrosen ruderten rascher und bemühten sich, so wenig Geräusch wie möglich zu machen. Trotz aller ihrer Bemühungen aber kam das Fahrzeug immer näher und näher, und endlich hörten wir ziemlich deutlich das Gespräch der Leute, womit das Schiff angefüllt war, und die keinen andern Zweck hatten, als unser Schiff zu entern und vollständig auszuplündern.

Unsere Lage war höchst unangenehm, und wir brachten 2 Stunden in der quälendsten Ungewißheit zu, jeden Augenblick gewärtig, daß die uns verfolgenden Räuber unser Schiff erreichen möchten. Glücklicherweise erhob sich plötzlich ein günstiger Wind, und wir setzten alle Segel auf, und entkamen dadurch der kleinen Räuberbarke, welche im Rudern es uns zuvorthat, mit den Segeln aber zurückbleiben mußte. Dieser Wind brachte uns am andern Morgen nach Poros. An der sogenannten Klosterbucht vorbei, welche auf der südöstlichen Seite der Insel sich befindet und in der die kaiserlich russische Brigg Paris, die zur Abfahrt nach Konstantinopel sich rüstete, vor Anker lag, liefen wir in die große Bucht ein, die von der Halbinsel Dara oder Methana und der Insel Poros gebildet wird. Diese Bucht, welche nur zwei sehr enge Eingänge hat, gleicht einem großen See, bietet einen äußerst bequemen Hafen dar, ist gegen alle Winde geschützt, und deßhalb zur Herstellung der Schiffe äußerst bequem. Die griechische Regierung und das kaiserlich russische Geschwader im Archipel benützten sie zu diesem Zwecke und ich sah, wie daselbst die schöne russische Fregatte des Fürsten Lowicz ausgebessert wurde. Am Eingange dieser Bucht auf der rechten Seite liegt die Stadt Poros, welche an dem steilen Abhange eines kegelförmigen Berges erbaut ist. Die Häuser ohne Dach nach Art unsrer neurussischen Lehmhütten waren eben so weiß und reinlich von außen, als schmutzig von innen. Auf der linken Seite ist das moreotische Ufer, das ein lieblicher Limonenhain bedeckt. Der Stadt gegenüber, wo der Ueberfahrtspunkt ist, befinden sich einige kleine Häuser und der enge Eingang in die Bucht, welche von einer Menge Schiffe von verschiedener Form und Größe theils mit Rudern, theils mit weißen und orangefarbenen Segeln bedeckt ist. Der Anblick war reizend, und noch erhöht durch die Reinheit der Luft, und das klare Wetter, welche während des Monats April in diesen Gegenden anhaltend sind. Da ich meine Ankunft in Nauplia nicht verschieben wollte, so blieb ich nicht lange in Poros, und besuchte weder das alte Trözene, jetzt Demala, noch das Grabmal des Demosthenes, das auf dem Berge an der Klosterbucht sich befindet. Gleich nach dem Mittagessen, zu dem der Kapitän der Fregatte Lowicz mich eingeladen hatte, setzte ich mich in meine Barke, und schlug den Weg nach Nauplia ein. Der Wind begünstigte uns. In der Nacht kamen wir an Hydra vorüber, und am Morgen bei Sonnenaufgang befanden wir uns im Angesichte von Spezzia. Beim Einlaufe in den Golf von Napoli di Romania trieb uns ein frischer Nordwind schnell gegen die Stadt zu. Schon aus der Ferne bewunderte ich die Feste Palamidi, welche auf dem Rücken eines hohen Berges eine äußerst schöne Lage hat. Vier verschiedene Flaggen, die russische, griechische, englische und französische, wehten zugleich von ihren Bastionen. Als wir näher an die Stadt kamen, stellte sich die Festung Itschkale und eine andere, Burscha, welche mitten im Wasser liegt, unsern Augen dar. Die Geschwader der drei verbündeten Mächte, welche hier vor Anker lagen, gaben dem mannichfachen Gemälde einen großartigen Anstrich. Endlich warfen wir zu meiner größten Freude in der Nähe der Quarantäne Anker.

*) Diese beiden Inseln bilden hier eine Art Meerenge, welche Bocca Silota genannt wird.

Reise in die kaukasischen Mineralbäder.

(Schluß.)

Am Tage vor unserer Abreise aus Platigorsk, der zur Erholung von unserer Kur bestimmt war, trieb uns die Neugierde eine kleine Reise nach den 15 Werst von Platigorsk entfernten eisenhältigen Bädern zu unternehmen. Als wir den Bau derselben in Augenschein genommen, uns an der wunderbaren Lage des Ortes, an den mächtigen Wäldern und den zahllosen Weingärten ergötzt hatten, kehrten wir am Mittag zurück nach der schottischen Kolonie, welche auf der Mitte des Weges nach Platigorsk liegt und schon unter der Regierung Katharina II angelegt wurde; wir nahmen hier ein schmackhaftes Mittagsmahl ein und ruhten von unserer Reise aus. Die Schotten, welche in dieß entfernte Land gezogen, haben ihr Vaterland vergessen, aber ihre ehemaligen Sitten und Gewohnheiten beibehalten: in ärmlichen, aber äußerst reinlichen Häusern leben sie in völliger Zufriedenheit. Jedes Haus ist mit einem schönen Garten umgeben, der mit vorzüglichen Fruchtbäumen angefüllt ist. Mehr als Alles nahmen aber die Maulbeerbäume mit den zahllosen, darauf befindlichen Seidenwürmern unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf dem Rückwege nahmen wir auch ein Dorf friedlicher Tscherkessen in Augenschein. Welcher Unterschied in dem häuslichen Leben! Der tscherkessische Fürst nahm uns mit vornehmer Höflichkeit auf, und da er auf jede Weise uns ein Vergnügen zu machen suchte, so befahl er den Mädchen, ohne seine zwei artigen Töchter davon auszuschließen, sich zu versammeln und Tänze aufzuführen. Der tscherkessische Virtuos erschien, und spielte auf der erbärmlichsten, zerbrochenen Bauerngeige eine Symphonie in einem

etwas barbarischen Geschmack, — denn er sprang dabei rückwärts und vorwärts, und deutete den Takt mehr mit dem Stampfen seiner Füße als mit seinem Spiele an. Die Bergnymphen begannen mit niedergeschlagenen Augen und mit ärgerlicher Zaghaftigkeit und gleichgültiger Miene zu tanzen, beschrieben dabei einförmige Figuren und klopften zu Zeiten in die Hände. Man kann nicht daran denken, diesen Tanz mit der Lustigkeit unserer rothwangigen, geputzten Mädchen aus Torschok, Kostroma und den Vorstädten von Moskau zu vergleichen. Die Tscherkessinnen sind sehr hübsch: große, ausdrucksvolle schwarze Augen, griechische (aber nicht die widerliche romaische) Tracht, kleiner rother Mund, der zum Kusse einladet, schwarze Haare und sammetweiche, schöngewölbte Augenbraunen. Schon in früher Jugend gewöhnt man sie an einen Schnürleib, der den Körper fest einschließt und den sie bis zur Vermählung nicht ablegen. Nur die kecke Hand des jungen Ehemannes befreit mit seinem alle Zeit bereiten Dolche das Mädchen von der engen Hülle. Hierin besteht auch die Hauptceremonie der Heirath: die Schnürbrust austrennen, heißt zur Heirath schreiten. Sie tragen Kleider aus verschiedenen Stoffen in der Form unserer Sarafans. *) Die Aermel aber sind eng, von Leinwand und mit Streifen besetzt; über dem Rocke wird ein Spenzer ohne Aermel fest zugeschnürt. Die Tscherkessinnen sind schlank, wie Pappeln, den entblößten schwanengleichen Hals zieren schlechte Korallen. Auf dem mit einem Tuche umwundenen Kopfe glänzt eine mit Perlen, Bernstein und mannichfachen Steinen besetzte Kopfbinde. Der kleine Fuß wird von einem ledernen Schuh bedeckt, der reichlich mit silbernem Schmuck verziert ist. Die jungen Fürstinnen zeichneten sich, als wären sie schon etwas mit europäischer Bildung bekannt, vor den Andern durch ein ungezwungeneres Benehmen aus. Sie verstehen es bereits, ihre Flammenblicke verstohlen nach dem Fremden zu werfen und mit schlauer Gewandtheit deren Aufmerksamkeit auf ihre schlanke Taille zu locken. Ihre Erlauchten nahmen mit sichtbarer Freude das Lob auf, das wir ihrer Tanzkunst spendeten. Am folgenden Tage, den 10 Julius, begaben wir uns wieder nach Platigorsk. Kislowodsk ist von Platigorsk 40 Werste entfernt; der Weg führt in einem tiefen Thale zwischen Bergen hin an dem raschen Flüßchen Potkumek vorbei. Alle 5 Werste stößt man auf ein Kosakenpiket mit etwas Infanterie, und auf den einzelnen Höhen erscheint gleich einem beweglichen Schatten eine Schildwache mit ihrem durch den Nebel glänzenden dreischneidigen Bajonnet. Ohne alle Zufälle, was am Ende unsern Reisegenossen sehr leid that, erreichten wir Kislowodsk. Man stelle sich einen großen Berg mit ebenem glattem Gipfel vor, der vollkommen einer mächtigen, für Lustdrama's bestimmten Schaubühne gleicht; nach der einen Seite geben abgesonderte Berge von pyramidalischer Form, welche einen weiten Halbkreis bilden. Stolz erheben sie sich über ihre Umgebung, und stehen da gleich Mausoleen, errichtet in uralter Zeit. An den Abhängen der hintern Berge ist eine Feste mit einem Erdwall erbaut, an deren Ecken vier Kanonen stehen, welche für die unerschrockenen Söhne des Kaukasus so furchtbar sind. Hier liegt auch eine Kompagnie des Nawagischen Regiments. In der Mitte des Thales entspringt die kälteste Quelle, die mächtige Narsan, die auch in den zauberischen Erzählungen der alten Scheherazade erwähnt wird. Bei dieser Quelle sammeln sich täglich eine Menge Menschen, die aus den verschiedensten Gegenden zusammenströmen, um mit jedem Tropfen dieses heilsamen Wassers neue Kräfte und neues Leben zu gewinnen. Auf der rechten Seite der Narsan am Berge wird für den Sommer eine Restauration gebaut mit einem weiten Saale für die Tanzenden, und die unterhalb befindliche Höhle wird in eine schöne Laube umgewandelt, deren Mauern und Decke aus Mosaik besteht; welches aus verschiedenen Versteinerungen, als: Blättern, Bäumen, Schlangen, Fischen, Schnecken und dergleichen zusammengesetzt ist, welche in den dasigen Bergen gefunden werden, und beweisen, daß die Sündfluth sich bis hieher erstreckte, oder daß im grauen Alterthume das schwarze Meer mit dem kaspischen in Verbindung stand. Auf der linken Seite der Narsan sind die Bäder erbaut. Hier besteht der seltsame Glaube, daß, wer sich in der reinen, nicht mit warmem Wasser vermischten Narsan badet, gleich dem, der in den sylvanischen Teich untertauchte, von allen Krankheiten befreit wird. Hier kann man die feste Konstitution unserer Landsleute bewundern; viele davon machen aus einem heißen Bade von 37° ein Salto mortale in ein kaltes Bad von 10°, und bleiben eine Viertelstunde darin, als ob Dieß gar Nichts wäre. Man kann nicht ohne Vergnügen sehen, wie sie nach einem solchen Bade auf den Bergen und in den Alleen herumspringen, und es in solchem Laufe dem besten Traber zuvorthun. Von der Narsan beginnt eine dichte Allee von Linden, Pappeln, weißen Akazien u. dergl., welche am Ufer eines Flüßchens hinaufgeht, das mit unglaublicher Geschwindigkeit in einem Steinbette von den Bergen herabströmt, und die von den durchschlungenen Zweigen der Bäume beschatteten Felsen ewig mit seinem Wasser bespritzt. Derselbe führt nur Einen schmackhaften Fisch, die Forelle. Auf den Seiten der Allee sind in anmuthiger Unordnung Rosenbüsche und mannichfache Blumenbeete zerstreut. Geht man in dieser Allee unter dem harmonischen Klang der kriegerischen Musik fort, so steigt man unbemerkt aufwärts. Das Rauschen der Musik wird schwächer, und die Aufmerksamkeit wendet sich auf ein fernes undeutliches Geräusch. Mehr und mehr verhallen die Töne, endlich ersterben sie ganz an den Bergen, und an ihrer Stelle vernimmt man ein gewisses Tosen, das mit jedem Schritte zunimmt. Wenn man auf einer schönen Brücke über das Flüßchen gegangen ist, und sich dann links wendet, so steht man nach wenigen Schritten vor einem glänzenden Schauspiel, das eben so die Augen durch seine Pracht, als die Ohren durch ein donnerähnliches Getöse in Anspruch nimmt. Neben einem Erlengebüsch stürzt sich der Fluß von bedeutender Höhe in einen Felsenschlund hinab.

In Kislowodsk lebt man ohne Vergleich fröhlicher, als in Platigorsk; hier ist Hygiea, die Göttin der Enthaltsamkeit, völlig vergessen, und man opfert nur in vollem Maße der Göttin der Gesundheit, Panacee. Zweimal in der Woche ist Ball, und man tanzt hier lebhafter und länger als dort. Alles ist so schön! Nur eines beunruhiget hier den Besucher, namentlich die Damen und die Nervenschwachen, die Weichlichen und Empfindlichen. Dieser Gegenstand der Beunruhigung sind die Einfälle der Tscherkessen. Nicht lange vor unserer Abreise erscholl das Gerücht, daß der Fürst Tatamysch, der im vergangenen Jahre aus der durch die russischen Waffen unterworfenen Kabarda über den Kuban geflohen war, eine Schaar Transkubanen sammelte, um in die Kabarda einzudringen, und daß er seine Untergebenen mit Frauen, Kindern und allem Vermögen zusammengezogen habe, um sie nach dem neuen, von ihm jenseits des Kuban gewählten Wohnsitz zu führen. Sogleich wurde eine Abtheilung zur Beobachtung ausgesendet, und diese meldete mit Anbruch des Tages, daß die Tscherkessen über den Fluß gegangen seyen, und ihre Richtung nach Groß-Kabarda nehmen; nach wenigen Augenblicken sprengte ein Kosaken-Regiment mit einer Kanone ihnen entgegen. Gewöhnt an den Klang der Trompeten, das Rollen der Trommeln, den Donner des Geschützes und das ermunternde Hurrahgeschrei kam mein Blut in Wallung bei dem Anblick kriegerischer Bewegung, und eine unbezwingliche Begierde trieb mich hin auf das Schlachtfeld, um zu sehen, wie die Tscherkessen sich schlagen. Wir eilten unserer fünf den Kosaken nach. Sie stellten sich quer über den Weg auf und besetzten ein Defilé. Bald erschienen die Tscherkessen. Mit höllischem Geschrei, mit wildem Grimm und mit sinnloser Verzweiflung drangen sie mehreremale gegen das Geschütz vor, wurden aber durch die unerschütterliche Schlachtordnung der Kosaken zurückgeworfen. Es entspann sich ein langes Gewehrfeuer. Bemerkenswerth war es, den tückischen Tscherkessen zu sehen, der mit einem Panzerhemde bedeckt, von dem das tödtliche Blei unschädlich abprallte, auf einem feurigen Pferde gegen die feindlichen Reihen ansprengte, im vollen Lauf sein Gewehr anlegte, und mit seiner sichern Kugel einen Mann niederstreckte; das kluge Pferd wandte sich in demselben Augenblick und sprengte zurück mit gleicher Schnelligkeit. In sicherer Entfernung vor den Kartätschen machte der Reiter Halt, lud wieder sein Gewehr und wiederholte dasselbe Manövre. Zu rechter Zeit kamen die Linienkosaken, der Schrecken der auf den gewöhnlichen Kosaken gleichgültig blickenden Tscherkessen, fielen ihnen in den Rücken und zerstreuten in einem Augenblicke die wilde Schaar der verzweifelten Raubgesellen, die mit Schmach bedeckt in ihre Heimath zurückkehrten. — Dieß ist alles, was mir im Augenblick von meiner Reise in die kaukasischen Mineralbäder im Gedächtniß geblieben ist. Ein andermal vielleicht mehr.

*) Langes Kleid der russischen Bäuerinnen mit einer Reihe Knöpfe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 260. 17 September 1833.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Zweiter Brief.

Napoli di Romania. — Quarantaine. — Stadt. — Festungswerke. — Vorstädte. — Umgebungen.

Das Gefühl innerer Zufriedenheit, das ich bei meiner Ankunft in Nauplia über die glückliche Beendigung meiner achttägigen Seereise empfand, war nicht von langer Dauer; unangenehme Nachrichten über das Eindringen der Rumelioten in Morea und die völlige Anarchie, welche allenthalben in Griechenland herrschte, drangen sehr bald zu mir, und vermehrten noch die Unannehmlichkeiten, die meiner in der Quarantaine warteten, und die sogar meine weitere Reise verhindern konnten. Ein zerlumpter Bursche, der in einem kleinen, mit Brettern bedeckten Boote saß, das als Quarantaine-Wachtschiff diente, schrie das Boot an, in welchem ich angelangt war, und da er erfuhr, daß es aus Konstantinopel komme, so gestattete er nicht, daß es in der Nähe der Anfahrt anlege. Er verkündete unsere Ankunft in der Quarantaine, die aus zwei kleinen, mit einer ziemlich ärmlichen hölzernen Einfassung umgebenen Häusern bestand, und Alles gerieth darüber in Verlegenheit. Mehrere Personen in verschiedenen Trachten, einige in Fracks, andere in albanesischer Kleidung *) kamen abwechselnd an die Anfahrt herab, nahmen meinen Paß, fragten nach meinem Namen, nach den Gründen meiner Ankunft, besprachen sich unter einander, gingen zum Gouverneur, und kehrten dann zurück, ohne zu wissen, auf welche Art sie in diesem Falle verfahren sollten. Die Schwierigkeit bestand darin, wie sie mich während der Quarantainezeit unterbringen sollten, denn die obenerwähnten Häuschen waren von den Quarantaineoffizianten eingenommen. Diese Schwierigkeit stieg noch durch den vollständigen Regierungswechsel, der kurz zuvor eingetreten war. Graf Augustin Capodistrias war nach Corfu abgesegelt, und die Regierung Griechenlands blieb in den Händen einer aus sieben Mitgliedern bestehenden Kommission, welche Alles, was die vorige Regierung gethan hatte, umwarf, und damit anfing, alle Beamten, ohne Unterschied zu wechseln. So geschah es, daß bei meiner Ankunft die alten Beamten entlassen, die neuen noch nicht ernannt, und Papolero-pulo seit kurzem zum Gouverneur von Nauplia ernannt, in der ganzen Stadt der einzige funktionirende Beamte war. Alles wandte sich an ihn und er entschied zu meinem nicht geringen Vergnügen, daß man mich, um alle Schwierigkeiten mit einem Male abzuschneiden, ohne Aufenthalt und ohne Räucherung in die Stadt lassen solle. Die Quarantaineriegel fielen, ich ging in die Stadt, und quartierte mich in dem Hause eines Bekannten ein, der sich damals auf einer Sendung in Konstantinopel befand.

Ich blieb nicht lange in Nauplia und beschäftigte mich wenig mit der Besichtigung der Stadt, welche, die Wahrheit zu sagen, sehr wenig Bemerkenswerthes darbietet. Man rechnet die Zahl der Einwohner auf ungefähr 15,000; aber nach der Menge Menschen zu schließen, die sich unaufhörlich in der einzigen größern Straße drängt, welche von Norden nach Süden die Stadt beinahe in zwei gleiche Hälften theilt, könnte man glauben, die Einwohnerzahl sey doppelt so groß. Ich glaube auch, daß während meiner Anwesenheit die Zahl größer als gewöhnlich war, und die obige Angabe sicherlich übertraf, wenigstens was die Pflastertreter anbelangt, mit denen die obenerwähnte ziemlich lange Straße und der kleine daranstoßende Platz den ganzen Tag über und zum Theil die Nacht hindurch bedeckt war. Ein Grund des ungewöhnlichen Zusammenströmens von Menschen kann auch in dem Siege der Rumelioten liegen, welche in Argos, kaum 3 Stunden von Nauplia standen und nicht nur diese Stadt häufig mit ziemlich zahlreichen Schaaren *) besuchten, sondern sie sogar mit ihren Kapitäns, welche stets von einem zahlreichen Gefolge begleitet waren, und mit einer Menge Soldaten überschwemmten, welche einzeln und ohne Erlaubniß aus dem ganz zerstörten Argos kamen, um die Schenken und Garküchen zu besuchen, an denen allerdings zu jener Zeit in Nauplia kein

*) Die albanesische Kleidung ist sehr schön und in Griechenland ungemein üblich. Sie besteht in einer kurzen Weste ohne Aermel, gewöhnlich mit Gold oder Seide gestickt, und einem langen Hemde, das in reichen Falten bis unter die Kniee fällt; aus Stiefeletten, die gleichfalls mit Seide gestickt sind, und auf dem Kopfe sitzt die gewöhnliche rothe türkische Mütze.

*) Ich war selbst Augenzeuge, als General Griva, einer der Hauptanführer der Rumelioten, in Nauplia an der Spitze von 600 Mann Fußvolk und 200 Pferden einzog. Andere Generale, wie Grisioti, Hadschi-Christo, zogen gleichfalls ein und aus, aber nie anders, als mit einem Trompeter, einer Fahne und zum Mindesten 200 Soldaten zu Pferd und zu Fuß.

Mangel war. Fügt man hiezu noch den größten Theil der Einwohner von Argos und seiner Umgebung, so wie der von Nauplia selbst, welche die zügellose Plünderungswuth der Rumelioten nöthigte, ihre Wohnungen zu verlassen und Rettung namentlich in der Hauptstadt zu suchen, welche unter dem Schutze der verein gten Mächte stand, und deßhalb in kurzer Zeit von den Truppen einer dieser Mächte, nämlich von Franzosen, besetzt werden mußte, so wird man gestehen, daß der Zusammenfluß aller dieser unglücklichen Umstände einen bedeutenden, wenn auch nur temporären Einfluß auf die Vermehrung der Einwohnerzahl dieser Hauptstadt haben mußte.

(Schluß folgt.)

Die Mongolei und ihre Einwohner.

(Schluß.)

Da die Mongolen den Dalai-Lama und die andern Kutuktus als Wesen betrachten, welche durch eine lange Reihe von Incarnationen im höchsten Grade gereinigt sind, so erweisen sie ihnen eine unbegränzte Verehrung. Der Besuch, den ein Kutuktu einem Manne von hohem Range abstattet, wird als ein Ereigniß von ganz besonderer Vorbedeutung betrachtet. Die Regeneration eines Kutuktu hängt nicht von der Ernennung oder dem Willen des Verstorbenen ab, sondern nur von dem Wohlgefallen des Hofes von Peking, der nach seinen besondern Absichten, die Stelle und die Familie bezeichnet, welchen die Seele eines verstorbenen Kutuktu zu einer weitern Incarnation erwählt hat. Obgleich die Regeln der Lamaischen Geistlichkeit ausnehmend streng sind, und die Mitglieder derselben allen Arten von Entbehrungen und Kasteiungen sich unterwerfen, so scheint es doch sonderbar, daß sie in der Mongolei das Vorrecht genießen, das Fleisch jedes Thieres, ausgenommen Pferde-, Schweinefleisch und Fische zu essen. In der Nachbarschaft von Urga, im Lande der Kalkas wohnt eine der lebenden Gottheiten unter dem Titel Dschebzun-Damba-Kutuktu. Die Tempel, die er bewohnt, sind aus Holz gebaut; der bedeutendste hat eine vergoldete Kuppel. Die umherliegenden Wohnungen der Priester sind runde Filzzelte und mit rohen Baumwollstoffen bedeckt. Die Zahl dieser dem Hofe des Kutuktu beigegebenen Priester soll 10,000 betragen, welche zweimal des Tages, Morgens und Nachmittags Gottesdienst halten unter Gesang und Musik; der Abendgottesdienst wird bei dem Klang von Blasinstrumenten gefeiert. Die Priester werden zusammenberufen durch den Klang einer großen Seemuschel, welche man aus den indischen Meeren herbringt. Beim Eintritt setzen sie sich einander gegenüber auf Kissen, die am Boden liegen, und lesen in einem gedehnten Tone die heiligen Bücher ab. Gewöhnlich ist nur ein Aufseher des Tempels anwesend, um die Ordnung zu erhalten; wenn aber der Kutuktu selbst anwesend ist, so sitzt er in großem Staate auf einem Throne neben der Thüre den Götzenbildern gegenüber. Die Lamas, mit Talaren bekleidet, stehen in Reihen auf beiden Seiten und halten Gefäße mit Wohlgerüchen. Sie singen die Gebete sehr langsam, und der Kutuktu lies't mit lauter Stimme die Schlußworte jedes Gebets; er beginnt den Gesang, indem er mit einer kleinen Silberglocke schellt. Jeder Lama hat an seiner Wohnung eine kleine Kapelle, wo er seine Schüler unterrichtet, die man als seine geistlichen Kinder betrachtet. Sie betreten das Kloster gewöhnlich in einem Alter von 4 — 6 Jahren auf den Wunsch ihrer Eltern und mit Zustimmung der höhern Behörde. Eine solche Vereinigung von Wohnungen der Lamas und ihrer Schüler ist gewöhnlich mit einer Mauer umgeben und heißt im Mongolischen: Kiht. Die Tempel sind im Allgemeinen schlecht beleuchtet, ein schwacher Lichtstrahl bringt allein durch die Thüre und innen brennt nur eine einzige Lampe. Vorn auf einem hohen Piedestal stehen drei Bilder, Gurban Erdeni genannt, oder die drei Kostbaren. Das mittlere stellt den Schakya Muni dar, die beiden andern den Buddha der vergangenen Weltperiode und den der künftigen. Die andern Gottheiten oder Heiligen sind in Holz gehauen, oder auf Stücke Tuch, Seide oder Atlas gemalt. Die Opfer, welche man diesen Götzenbildern darbringt, werden auf einen langen Tisch gelegt, und bestehen gewöhnlich aus Kuchen von verschiedener Art und Gestalt, und aus Blumen, die aus bemaltem Hammelsfett gemacht sind. Im Winter werden ganze erfrorne Schafe vor den Gottheiten aufgestellt. Eine mit Butter gefüllte Schale brennt als Lampe auf demselben Tische und soll nie erlöschen. Ein anderes Gefäß ist mit heißer Asche angefüllt, auf welcher Räucherkerzchen in Form von Stäben liegen, welche man aus Tübet bringt und die angezündet einen angenehmen Geruch verbreiten. Es ist bei den Mongolen nicht Sitte, daß das Volk dem Gottesdienst im Tempel beiwohnt, der allein von den Priestern vollzogen wird.

Die Sommerkleidung der Mongolen besteht aus blauem oder braunem Nankin; im Winter kleiden sie sich in Schafpelze, welche manchmal einen Ueberzug von Nankin haben; bei regnigtem Wetter hüllen sie sich in Mäntel von grobem Tuch. Sie tragen um die Lenden einen Ledergürtel, an welchem ein Messer, ein Beutel für Pfeife und Tabak und hinten Stahl, Stein und Schwamm befindlich ist. Die Kleidung der Reichen und Armen ist im Ganzen gleich, nur zeichnet sich die der erstern durch die Feinheit des Tuches und der Pelze aus, so wie durch Stahl- und Silberschmuck. Regierungsbeamte tragen die Mandschukleidung nur bei besondern Gelegenheiten. Die Mongolen rasieren Bart und Kopf und lassen nur hinten einen Busch Haar wachsen, den sie in einen Zopf zusammenflechten. Die Kleidung der Priester ist von der der Laien verschieden; sie tragen Pelze und Staatsmäntel von Citronen-, goldgelber oder dunkelrother Farbe. Ihre Hemden gehen sehr tief hinab, weil sie keine Unterkleider haben. Ihre Hüte sind ungeheuer groß und von derselben Farbe, wie die übrige Kleidung. Sie haben gewöhnlich einen Rosenkranz in der Hand, oder hängen einen solchen um den Nacken. Bei den Priestern ist der Kopf und Bart völlig geschoren. Die Weiber kleiden sich manchmal wie die Männer, tragen aber gewöhnlich eine lange Tunika ohne Leib und darüber eine Art Weste ohne Aermel; gleich den chinesischen Frauen tragen sie alle weite Beinkleider. Ihre Mützen gleichen denen der Männer. Unverheirathete Mädchen von reichen Familien zieren ihren Kopfputz mit rothen Korallen, Türkissen und Perlen, und tragen große Ringe

in den Ohren; ihr Haar ist auf beiden Seiten geflochten und gleichfalls mit Ringen, Korallen und Perlen verziert. Die reichen Personen beider Geschlechter tragen Kleider von Atlas, da sie aber mit den Fingern essen, so sind ihre Kleider fast immer mit Flecken beschmutzt. Ueberhaupt ist Reinlichkeit keine Tugend der Mongolen; sie legen selten ihre Unterkleider ab, als bis sie in schmutzigen Fetzen vom Leibe fallen.

Die ununterbrochene Verbindung der Mongolen mit den Chinesen schon seit mehreren Jahrhunderten hat mehr oder minder auf ihre Sitten und Gewohnheiten eingewirkt. Ein Mann darf keine Frau aus seiner eigenen Familie heirathen; eine solche Verbindung gilt als blutschänderisch. Dagegen hindert ihn nichts, zwei oder mehrere Schwestern zu heirathen. Beim Abschluß einer Heirath kommen zwei Umstände vorzüglich in Betracht, erstens die Uebereinstimmung der astronomischen Zeichen, unter denen das Paar geboren wurde, und zweitens die Summe, welche der Bräutigam an die Eltern zu bezahlen hat. Wenn das himmlische Zeichen, welches bei der Geburt der Braut vorherrschte, in Widerspruch mit dem des Bräutigams ist, so betrachtet man diesen Umstand als für die künftige Wohlfahrt des Paares und das Glück ihres Ehestandes hinderlich, und die Verheirathung findet nicht statt. Der Preis, welchen der Ehemann für seine Frau zahlt, steht im Verhältniß zu der Mitgift der Letztern und ist selbst bei Fürsten durch das Gesetz geregelt. Wie unter den Chinesen wird auch hier die erste Frau als die einzig gesetzliche betrachtet, aber das Gesetz gestattet jedem, Frauen von untergeordnetem Rang zu heirathen, welche in Wahrheit bloß Beischläferinnen sind. Die Söhne derselben gelten nicht für gesetzmäßig und haben keinen Anspruch an das Erbe ihrer Väter. Wenn indeß ein Mann von seiner gesetzlichen Frau keine männlichen Kinder hat, so kann er mit Erlaubniß der Regierung diejenigen Söhne, die er vielleicht von seinen andern Frauen hat, legitimiren lassen. Die Begräbnisse finden nicht immer auf dieselbe Weise statt. Regierende Fürsten und Fürstinnen, kaiserliche Prinzen und Schwiegersöhne werden auf chinesische Weise und nach buddhistischem Ritus begraben. Die Leiche wird in Staatskleidung auf eine Todtenbahre gelegt, welche über dem Grabe steht, bis zur Ankunft eines Abgesandten vom Hof zu Peking, der den Auftrag hat, zur Ehre des Todten ein Opfer darzubringen; früher findet das Begräbniß nicht statt. Die Söhne und Enkel der Verstorbenen sind gehalten, jedes Jahr zu bestimmten, von dem Gesetze vorgeschriebenen Zeitperioden an dem Grabe desselben zu beten. Beim Tode anderer Mongolen kleidet man den Körper des Verstorbenen in das Kleid, das er am liebsten trug, und hüllt ihn in Filz ein. Die Lamas entscheiden, wie mit der Leiche verfahren werden, ob man sie zwischen die Zweige eines Baumes stellen oder auf den Boden niederlegen soll, mit einer leichten Decke von Erde und Steinen. In dem einen Falle verfault der Körper, im andern wird er von Hunden und Wölfen verschlungen. Die letztere Art von Bestattung ist die gewöhnliche, denn ein Mongole muß reich seyn, um einen Sarg erhalten zu können, oder ein Familien-Grabmahl zu besitzen. Die Lamas höhern Rangs werden auf einem Scheiterhaufen von wohlriechendem Holze verbrannt, und ihre Asche in einer Art Obelisk, Suharga genannt, aufbewahrt. Arme Priester und die von niederem Rang erhalten das allergewöhnlichste Begräbniß und werden wie die Laien die Beute der Hunde und Wölfe. Reiche Leute haben Lamas, um Gebete für die Todten vor deren Begräbniß herzusagen. Die große Messe für die Ruhe der Seele dauert siebenmal sieben Tage.

Die Verbrechen in England.

Die Eigenthümlichkeit, mit der die Verbrechen unter den verschiedenen Nationen der Erde auftreten, ist einer der wichtigsten Gegenstände für die Forschungen der Philosophie und der Politik. Durch die Betrachtung der Umstände, die den Unthaten, welche die Menschheit betrüben, vorhergehen, sie begleiten und ihnen folgen, gelangt man zur Einsicht der nothwendigen Verschiedenheit der Strafgesetze, welche die Staatsgesellschaften normiren, und zur Würdigung der Motive der Ungleichheit, welche man in der Natur und in der Anwendung der Strafen gewahrt, je nachdem sie bestimmt sind, das nämliche Verbrechen bei diesem oder jenem Volke zu bestrafen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint, zum Beispiel, der freiwillige Todtschlag in England unter einer Gestalt, die er in Frankreich beinahe nie annimmt. Bei den Engländern ist der Mord in der Regel die Folge einer ruhigen Berechnung, eines kalt gefaßten Entschlusses, eines Vorsatzes, der aus Hang zum Luxus oder dem Wunsche, ungestraft zu bleiben, entspringt. So sinnt, wie wir gleich sehen werden, der Engländer, um das Ehegeschenk wieder zu erlangen, während eines Jahres auf den Tod der jungen Gattin, welche in seinen Armen ruht, und nachdem er sie mit den zärtlichsten Liebesbezeugungen überhäuft, versucht er die Mutter zu morden, deren Leib er befruchtet hat, und das Kind, welches zur Welt kommen soll; um einen Leichnam für zwei Guineen zu verkaufen, bringt er einen Bettler, ein Kind, einen Greis ums Leben, und überliefert sie sodann dem Schabemesser des Chirurgen; um eine Aussage zu vermeiden, wie ungewiß und entfernt sie auch seyn möge, erdolcht oder vergiftet er, selbst ehe noch die Anklage gegen ihn erkannt ist, den Zeugen, welchen er fürchtet; in der nämlichen Absicht erstickt er in einem Sacke die Unschuld, welche er so eben geschändet, und wirft sie ins Grab; so endlich erschießt er, mit später Wiedererinnerung einer Rache, einen Unglücklichen, ohne Mißtrauen noch Gegenwehr, der von ihm einen Thaler fordert: er tödtet, ohne Wahnsinn, ohne Zorn, ohne Leidenschaft.

In Frankreich, im Gegentheil, entsteht, mit seltenen Ausnahmen, das Verbrechen, und namentlich der Todtschlag, aus einem Paroxysmus von Wuth oder Uebermaß von Elend. In Frankreich ist es selten, daß derjenige, der seine Hände in das Blut seines Nebenmenschen taucht, nicht einer augenblicklichen Leidenschaft, einer unerbittlichen Nothwendigkeit gehorche, die ihn fortreißt und in den Abgrund stürzt. In England ist es eine schreckliche Intelligenz, welche die größten Verbrechen verübt, in Frankreich ist es der Wahnsinn; in England ist das Verbrechen gewissermaßen ein Gewerb; in Frankreich ist es beinahe immer ein Zufall. Diese charakteristische Verschiedenheit reicht vielleicht hin, um die verhältnismäßige Mehrzahl der Hinrichtungen in England zu erklären. Und in der That, ohne über den Grundsatz der Todesstrafe abzusprechen, da die Staatsgesellschaften sich einmal dieses entsetzliche Recht anmaßen, so muß natürlich der Zügel der Hinrichtungen dringender seyn bei einem Volke, wo das Verbrechen aus Ueberlegung hervorgeht, als da, wo es nur aus Wahnsinn entspringt.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch folgenden Mordversuch veranlaßt, der in der Statistik der Verbrechen in England täglich neue Beispiele erhält. In der Gegend von Elworthy, Grafschaft Norfolk, lebte vor einiger Zeit, in der Eigenschaft als Haushälterin in einem reichen Hause, eine schöne und junge Wittwe. Nicht weit von da wohnte auch ein reicher Pächter, den seine Geschäfte häufig auf das Schloß riefen; dort sah er Elisa Rugg (dieß ist der Name der Wittwe), verliebte sich in sie und bot ihr seine Hand. Elisa wies lange Zeit diese Verbindung zurück; allein endlich, besiegt durch dringende Vorstellungen, durch glänzende Versprechungen, und vielleicht auch durch die Besorgniß einer ungewissen Zukunft, wurde sie die Gattin des Pächters, der ihr durch Ehevertrag eine Rente von 200 Pfd. St., die auf die aus der Ehe entspringenden Kinder übergehen sollte, zusicherte. Den Tag nach der Hoch-

zeit ziehen die beiden Eheleute nach Wellington, denn schon damals dachte das Ungeheuer auf ein Verbrechen, was er unter den Augen der Freunde seiner Gattin nicht zu verüben gewagt hätte. Hier, fern von allen Denen, welche sie beschützen konnten, fing er an, sie ohne Erbarmen zu quälen, um sie zu zwingen, auf das Heirathsgut zu verzichten, das er ihr zugesichert hatte; aber die Drohungen und selbst die Thätlichkeiten scheiterten an der Festigkeit der Frau, die um keinen Preis ein Witthum aufgeben wollte, was ihr nicht mehr angehörte, sondern das Eigenthum, die einzige Hülfsquelle eines Kindes war, was sie unter dem Herzen trug.

Von dem Augenblicke, wo die Schwangerschaft Elisa's nicht mehr zweifelhaft war, änderte ihr Ehemann sein Betragen. An die Stelle der härtesten Behandlung trat nunmehr die nachgiebigste Sorgfalt; seine Frau schien der Gegenstand seiner zärtlichsten Aufmerksamkeit geworden zu seyn. Eines Tages, es war im neunten Monat ihrer Schwangerschaft, von dem Mißbehagen ihres Zustandes gequält, läßt sie einige Klagen entschlüpfen; ihr Mann nähert sich ihr, küßt ihr die Hände, und bittet sie, ihre Arbeit zu verlassen, in ihr Zimmer sich zu verfügen und dort auf dem Bette einige Stunden Ruhe zu suchen; er folgt ihr in ihr Gemach, hilft ihr, sich auszukleiden, und entfernt sich, nachdem er die Verhänge des Bettes zugezogen hat. Eine halbe Stunde darauf kommt er leise in das Zimmer, horcht nach dem Geräusche ihres Athemzuges, und fragt sie, ob sie schlafe; sie antwortet nein, aber sie wünsche ruhig zu bleiben; nun legt der Pächter die Bettdecke über ihre Augen, damit, sagt er, sie den Glanz des Tageslichtes nicht vor Augen habe, und zieht sich von Neuem zurück. Zwanzig Minuten später kommt er abermals hinauf, nähert sich wiederum dem Kissen seiner Frau, an die er, mit leiser Stimme, die nämliche Frage stellt: Schläfst Du? Elisa war wach, aber sie wollte nicht antworten, in der Hoffnung, daß ihr Mann, wenn er sie eingeschlafen glaubte, sie nicht ferner belästigen werde. In diesem Augenblicke versetzte ihr das Ungeheuer auf den Kopf und den Bauch einen Schlag mit einem Hammer, der dazu diente, um Steinkohlen zu zerschlagen. Elisa, bereits voll Blut, vermeidet, indem sie sich in den Bettgang wirft, einen dritten Schlag, der sie wahrscheinlich getödtet haben würde. Sie stößt das Bett zwischen sich und ihren Mörder und erreicht die Treppe, von da die Thüre auf die Straße; aber zum Unglück findet sie diese verschlossen und ohne Schlüssel; der Schrecken gibt ihr übernatürliche Kräfte; sie zerbricht das Schloß, ehe ihr Mann sie einholen konnte, und in fliegenden Haaren, blutig, halbtodt stürzt sie in ein benachbartes Haus. Der Rasende verfolgt sie, und da er sie nicht erreichen kann, rennt er in das Feld unter dem Ausruf: „Ich bin verloren, ich werde gehängt.“

Durch die Hülfe der Kunst und die Sorgfalt ihrer Freunde zum Leben zurückgebracht, hatte die unglückliche Elisa die obigen Einzelnheiten erzählt, und die Konstabler des Bezirkes waren nach langen Nachforschungen dahin gelangt, den Mörder zu ergreifen. Vor dem Untersuchungsrichter, unmittelbar nach dem Verfall, als ihre Kräfte und ihre Ueberlegung noch durch den Schmerz vernichtet waren, konnte die junge Frau ihre erste Aussage nicht zurücknehmen. Als aber, vor wenigen Wochen, ihr Mann vor den Assisen von Wellington erschien, und Elisa sich ihrem Mörder gegenüber befand, vergaß sie ihre Angst und ihre Leiden, und gehorchte nur mehr den Gefühlen der Frau und Gattin. Wie groß auch die Zahl und die Augenfälligkeit der Belastungen seyn mögen, das englische Gesetz verlangt unerläßlich, daß diese Belastungen eidlich erhärtet seyn müssen, widrigenfalls selbst das Geständniß des Angeklagten keine Verurtheilung begründen kann; Elisa war zugleich das Opfer und der einzige Zeuge des Verbrechens ihres Gatten. Als ihr das Evangelium durch den Schreiber des Gerichtshofes vorgehalten wurde, und der Richter sie aufforderte, eidlich zu versprechen, die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu sagen, verweigerte die Unglückliche den Eid, und rettete auf diese Weise von einem schimpflichen und gewissen Tode den Nichtswürdigen, der unter so schauderhaften Umständen ein während zehn Monaten vorgefaßtes Verbrechen verübt hatte. Sie hatte das Bett dieses Ungeheuers getheilt, sie trug seinen Namen! ... So wahr ist es, daß in allen Ländern und zu allen Zeiten die Frauen besser sind als wir.

Der Pächter wurde am 3 Mai freigesprochen; am 8 ruhten Elisa und ihr Kind in einem und demselben Sarge auf dem Kirchhofe von Wellington!

Vermischte Nachrichten.

Der schnelle Fall der englischen Baumwollenwaaren hat nach und nach in ganz Indien die dort einheimische und seit Jahrtausenden mit der größten Vollkommenheit betriebene Manufaktur der Mousseline vernichtet. Zwar sind die indischen Produkte bis auf die letzte Zeit den englischen an Feinheit, Gleichheit und Dauer unendlich überlegen geblieben, aber die Wohlfeilheit der Maschinenarbeit mit der zunehmenden Verarmung der frühern Käufer der kostbaren Mousseline hat den Sieg über die bessere, aber unendlich theurere Waare hervorgebracht. Die feinsten Mousseline wurden in Dacca in Bengalen gewoben, die Baumwolle dazu wurde in der Umgegend der Stabt gewonnen. Das feinste Garn wurde von jungen Mädchen auf feinen Stahlspindeln gesponnen; sie konnten aber nur daran arbeiten, so lange Thau lag, sobald sich die Sonne zeigte, ertrug der feine Faden keine Manipulation mehr, ohne zu brechen; der Preis desselben war 5 Pfund Silber für 1 Pfund Garn. Im Jahre 1820 erhielt ein Engländer in Dacca von China den Auftrag, 2 Stück des feinsten Mousselins weben zu lassen, jedes war 1 Elle breit, 10 Ellen lang, kostete 100 Rupien und wog 10½ Rupie; es waren die letzten Stücke feinen Mousselins, die in Indien gewoben wurden, denn als er im Jahre 1822 eine neue Kommission erhielt, konnte er sie nicht mehr ausführen, die Weber und Spinner waren indeß verschwunden. Ehemals bezog der Hof von Dehli eine große Menge dieser feinen Gespinnste aus Dacca, aber die Armuth des großen Moguls erlaubt ihm dergleichen Luxus nicht mehr. Noch im Jahre 1801 kauften die Kompagnie und einige Handelshäuser in Calcutta jährlich für mehr als 25,000 Pfd. St. Mousseline in Dacca; im Jahre 1807 war die Summe auf 11,000 Pfd., im Jahre 1815 auf 4000 Pfd. gefallen. Seitdem hat der freie Handel nach Indien und der Fall der englischen Baumwollenwaaren alle Ausfuhr der indischen unmöglich gemacht. Die Kompagnie, die Franzosen und die Holländer haben ihre Faktoreien in Dacca aufgehoben, und die Stadt ist nach und nach von großem Reichthum in eben so große Armuth herabgesunken. Noch im Jahre 1814 bezahlten 21,600 Häuser Steuer, gegenwärtig nur noch 10,700. Die ganze Zahl der bewohnten Häuser betrug im Jahre 1830 16,279, die Zahl der Einwohner 67,000, wovon die Hälfte Hindus, die andere Mohammedaner sind. Noch im Jahre 1821 wurden für 14,000 Pfd. St. grobe Baumwollenwaaren ausgeführt, im Jahre 1829 war diese Summe auf 9000 Pfd. gefallen, und die Fabrikation wird in wenigen Jahren völlig aufgehört haben, indem im Allgemeinen dieselbe Qualität in Dacca gesponnen und gewoben zwei und ein halbmal theurer kommt, als englische Waaren. Viele Weber führen jetzt englisches Garn ein, aber auch dann kosten ihre Waaren noch 30 bis 40 Prozent mehr als englische. Das Elend, welches eine so plötzliche Zerstörung eines ausgebreiteten und erblich betriebenen Gewerbes verbreitet, ist unbeschreiblich.

•

Briefe aus Rio Janeiro vom 15 Junius bestätigen die friedliche Beilegung der Unruhen in den Bergbauprovinzen, doch scheint in Folge einiger vom Ministerium vorgeschlagener Maßregeln, nämlich einer Aushebung von 4000 Mann und einer Anleihe von 1,800,000 Milreis, in der Hauptstadt selbst eine politische Aufregung stattgefunden zu haben. Man hatte das Ministerium im Verdacht, es bezwecke im Geheimen eine Restauration des Kaisers Don Pedro; indeß war der eigentliche Beweggrund zu jenen Maßregeln wahrscheinlich kein anderer als der, sich gegen die verschiedenen ihm feindlichen Parteien in der gesetzgebenden Versammlung zu verstärken. Man war übrigens der Meinung, die Minister würden ihren Zweck nicht erreichen.

•

Nachrichten aus Bolivia bestätigen, daß die Regierung des Präsidenten Santa Cruz die Lage der Republik, die auch in finanzieller Hinsicht sehr blühend seyn soll, bedeutend verbessert habe. Die Ausgaben der Regierung sind unbedeutend; sie beliefen sich im vergangenen Jahre auf 1,586,026½ Dollars und die Einnahmen auf 1,700,719¾, mithin ergab sich ein Ueberschuß von 114,695 Dollars. Die Bevölkerung von Bolivia wird auf nahe an 1,200,000 Seelen angeschlagen. Dem Bericht des Finanzministers zufolge beträgt die Staatsschuld der Republik 1,658,000 Dollars, eine Summe, die sie binnen wenigen Jahren völlig abzutragen im Stande seyn wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 261. 18 September 1833.

Madagaskar und seine neuesten Staatsumwälzungen.

Das geheimnißvolle Verhängniß, das so lange seine Hand schützend über Afrika ausgestreckt hielt, alle Unternehmungen der Europäer auf diesem Kontinent scheitern ließ und ihnen bis auf diese Stunde noch dort nichts als einige schwache Niederlassungen und Faktoreien gönnt, scheint auch über Madagaskar gemacht zu haben, seit diese große Insel von den Portugiesen entdeckt wurde, die zuerst im Jahre 1506 an ihrer Küste landeten, aber von Indiens Schätzen angezogen, die ihrer Habgier eine reichere Beute versprachen, Madagaskar bald wieder verließen. Die Holländer, die den Portugiesen folgten und nicht den verheerenden Himmelsstrich von Java, Sumatra und den Molukken gescheut hatten, wichen hinweg von dieser Insel, die auf allen Seiten von einem Gürtel sumpfiger Gegenden umgeben, durchaus unzugänglich schien; obgleich nicht zu zweifeln ist, daß es ihnen gelungen seyn würde, eine Gegend gesund und bewohnbar zu machen, die auf keinen Fall unbewohnbarer ist, als Batavia, Amboina, Timor, Surinam und die andern Kolonien, wo sich ihr ausdauernder Unternehmungsgeist mit so vielem Erfolg entwickelt hat. Erst anderthalb Jahrhunderte später, nachdem die Holländer Madagaskar aufgegeben hatten, warf Frankreich zuerst seine Augen auf diese wichtige Insel. Die indische Kompagnie, der sie im Jahre 1649 der König von Frankreich zur Kolonisirung überließ, nahm Besitz von einem Theil der südlichen Küste, in der Nähe der Landspitze, wo sich in der Folge das Fort Dauphin erhob. Später setzte sie sich auch auf der östlichen Küste zu Tamatave, Foulepointe und Sainte-Marie fest. Die Geschichte dieser Niederlassungen ist eine lange Folge von Unfällen, die durch den tödtlichen Himmelsstrich, die Uneinigkeit unter den Chefs, die Unfähigkeit einiger derselben, den Fanatismus der Missionäre, die unersättliche Habgier der Kolonisten, und die Ausschweifungen aller Art, die sie sich gegen die Eingebornen erlaubten, herbeigeführt wurden. Dreimal sahen sich diese von Natur aus gutgearteten und sanftmüthigen Völker so weit gebracht, durch eine allgemeine Niedermetzlung ihre Unterdrücker aufzureiben, um ein unerträglich gewordenes Joch abzuschütteln. Das erste Blutbad ereignete sich im Jahre 1653 zu M[illegible]ghesia; das zweite im Jahre 1673 im Fort Dauphin, und das letzte im Jahr 1751 auf der Insel Sainte-Marie, die der Zufluchtsort aller Abenteurer aus Mauritius und Bourbon geworden war, von denen die meisten lange Zeit auf diesen Meeren Seeräuberei getrieben hatten. Von dieser Zeit an entsagte Frankreich gewissermaßen bis zum Jahr 1820 dem Gedanken, auf Madagaskar regelmäßige Niederlassungen zu unterhalten. Fort Dauphin, Tamatave und Foulepointe waren die einzigen Punkte, wo noch die französische Flagge unter dem Schutz einiger Europäer wehte, die kaum zu ihrer Vertheidigung hingereicht haben würden. Die Handelsleute, die sich dort niedergelassen hatten, trieben Verkehr mit den Eingebornen und versahen Mauritius und Bourbon von dort aus mit Reiß und Vieh, wie denn die Regierungsbehörden dieser beiden Inseln gleichfalls von Zeit zu Zeit Schiffe nach Madagaskar sendeten, um dort auf ihre Rechnung dergleichen Ladungen einzunehmen.

Als im Jahre 1810 die beiden letztgenannten französischen Kolonien in die Hände der Engländer fielen, so theilte natürlich auch Madagaskar ihr Loos und von diesem Zeitpunkte schreibt sich der Einfluß her, den die englischen Agenten auf dieser Insel erwarben. Durch den Vertrag von 1814 erhielt Frankreich Bourbon zurück und seine Rechte auf Madagaskar wurden von England anerkannt. Die französische Regierung sendete, mit dem Titel eines Handelsagenten, einen gewissen Sylvain Roux, der diese Funktion schon unter dem Kaiserreich bekleidet hatte, nach Tamatave. Es war ein Mann von geringen Fähigkeiten, großer Eitelkeit und voll Ehrgeiz, der jedoch bei dem Angriff einer englischen Fregatte auf Tamatave einigen Muth gezeigt hatte. Sylvain Roux faßte den ersten Gedanken zu einer Niederlassung auf der Insel Sainte-Marie, wobei er die Absicht hegte, dem König Rhadama einen Mittelpunkt des Widerstandes entgegenzusetzen, da dieser kriegerische Häuptling der Hovas mit jedem Tag dem Küstenland näher rückte; allein Sylvain Roux besaß nicht genug Fähigkeiten, eine solche Unternehmung gehörig zu leiten. Um jedoch zu zeigen, unter welchen Verhältnissen diese Niederlassung begann, wollen wir, bevor wir weiter gehen, einen Blick auf Madagaskar selbst, seine Einwohner und namentlich auf die Hovas werfen, die gegenwärtig auf dieser Insel die erste Rolle spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Napoli di Romania. — Quarantaine. — Stadt. — Festungswerke. — Vorstädte. — Umgebungen.

(Schluß.)

Kirchen gibt es in Nauplia sehr wenige. So viel mir bekannt ist, sind deren in Allem nur vier, worunter zwei Kathedral-Kirchen, nämlich die des heiligen Spiridon, bei welcher der Präsident Johann Graf Capodistria ermordet wurde, und die des heil. Georg, in welcher sein Körper bis zur Abführung nach Corfu beigesetzt blieb. Diese Kirchen sind zwar ziemlich geräumig, aber sehr ärmlich, ohne allen Schmuck, und was noch schlimmer ist, ziemlich unreinlich. Die beiden andern Kirchen, von denen eine der heiligen Panagia *) geweiht ist, sind sehr klein. Die Häuser sind größtentheils von Stein, haben zwei Stockwerke, sind nach europäischer Art gebaut, und haben nicht jenen Ueberfluß an Fenstern, der die türkischen Häuser auszeichnet. Von Außen haben sie ein ziemlich artiges Aussehen und fesseln den Blick dessen, der an türkische Dörfer und Städte gewöhnt ist. Prächtige Häuser gibt es in Nauplia gar nicht, und die Wohnung des Präsidenten, von der man wie von einem Palaste spricht, zeichnet sich in Nichts vor den andern aus, ja möchte vielleicht noch schlechter seyn, als einige Privathäuser. Da einmal von den Gebäuden die Rede ist, so kann ich die Kasernen der regulären Truppen nicht unerwähnt lassen, die zwar ein baufälliges und unfreundliches Aussehen haben, aber als das größte Gebäude von Nauplia bemerkenswerth sind. Sie sind auf einem sehr unregelmäßigen Platze gebaut, der nicht nur nicht gepflastert, sondern nicht einmal geebnet ist. Auf diesem Platze ist das Wirthshaus zum Löwen, die bekannteste Restauration in der ganzen Stadt, wo die Offiziere der erwähnten Truppen mit den Pfeifen im Munde vor der Thüre sitzend, den größten Theil des Tages zubringen, und von Politik reden. Die verschiedenen politischen Meinungen haben während meiner Anwesenheit mehr als einmal Anlaß zu Zank und sogar zu Schlägereien gegeben.

Was die Buden und Kaufläden betrifft, so findet sich außer dem gewöhnlichen Markt von Eßwaaren und einigen Kleinigkeiten in dieser sogenannten Hauptstadt Nichts, und die hier lebenden Fremden müssen Alles, selbst Kleider und Schuhe aus den Häfen des mittelländischen Meeres kommen lassen. Die obenerwähnte große Straße und der freie Platz sind nach makadamischer Methode gepflastert, und zwar durch unsere Matrosen. **) Die übrigen Straßen, welche man eher Nebengassen nennen sollte, sind gar nicht gepflastert, und im Frühling und Herbst mit unergründlichem Kothe bedeckt, was bei dem vollständigen Mangel an Kutschen um so unangenehmer für die Einwohner dieser Stadt ist, welche ohnehin sehr schlecht unterhalten wird, und sich durch ihren Schmutz auszeichnet. Die Griechen leben gleich allen Bewohnern südlicher Länder so zu sagen auf der Straße, und man kann in Nauplia alle Handwerke auf der Straße betreiben sehen, vom Schuhmacher und Schuhflicker an bis zum Fleischer, der ad libitum Ochsen auf der Straße schlachtet, ganz wie in den türkischen Städten und Dörfern, nur noch weit unreinlicher.

*) Panagia heißt eigentlich das Allerheiligste, und somit wäre hier eine Tautologie; in der griechischen Kirche bedeutet aber Panagia das Bild des Heilands oder der heiligen Jungfrau, und die ursprüngliche Bedeutung trat in den Hintergrund und blieb, wie in Rußland, ganz unbeachtet.

**) Die russischen.

Die Lage der Stadt in militärischer Hinsicht ist äußerst vortheilhaft, und man kann Nauplia als die erste oder mindestens als eine der ersten Festungen in ganz Morea betrachten, einem Lande, das mit Festungen überflüssig versehen ist, welche alle, ohne Ausnahme, von den Venetianern und Genuesern gebaut sind. Die Befestigungen von Nauplia sind von der alten venetianischen Bauart und zerfallen in drei Theile: in Palamidi, die Citadelle, Itschkale und Burscha.

1) Palamidi, die wichtigste von Allen, liegt auf dem Rücken eines sehr hohen und steilen Felsens, die Lage der Citadelle ist malerisch und vortheilhaft zugleich. Ich befand mich in einer unruhigen Zeit zu Nauplia und konnte mir deßhalb keinen Eingang ins Innere der Festung verschaffen, welche Anfangs von den Truppen, oder richtiger gesagt, von den Matrosen der vereinigten Mächte besetzt war, und nachher den französischen Truppen, welche gleich nach meiner Abreise, 700 Mann stark, aus Modon ankamen, übergeben wurde. So kann ich leider weder über das Innere noch über die Bewaffnung dieser Festung etwas Näheres hier mittheilen. Von der Stadt und dem Hafen aus, die sie beherrscht, betrachtet, scheint sie unersteiglich.

2) Itschkale, (die dreifache Festung), liegt am Fuße des obenerwähnten Felsens und vertheidigt die Stadt gegen jeden Anfall von der Seeseite. Seine Mauern, so wie die der ganzen Stadt, sind aus Backsteinen gebaut, wie alle übrigen genuesischen Festungswerke, die ich zu Gesicht bekam, und oben mit kleinen Zacken bedeckt, welche vielleicht zur Deckung der Leute dienten, die mit Gewehren herausschossen. Die wirkliche Höhe der Mauern jedoch läßt mich glauben, daß diese Zacken nur eine im Mittelalter sehr gewöhnliche Verzierung bilden. Die Festungswerke sind gegen das Meer zu gerichtet, und bilden den wichtigsten Vertheidigungspunkt der Stadt, die mit Mauern und einem ziemlich schmalen Graben umgeben ist. Von der Landseite hat sie nur Ein Thor, das Sommers um 9 Uhr Abends geschlossen wird: ein Kanonenschuß benachrichtiget hievon die Einwohner. Ein kleines Pförtchen verbindet die Stadt mit der Seevorstadt, und führt an den Landungsplatz bei der Quarantaine. In der Festung Itschkale ist gleichfalls ein Thor, oder eigentlicher zu reden, ein Pförtchen in der Batterie der „vier Brüder," welches gerade ans Meer führt. In Itschkale befinden sich Kasernen und ein Militärspital.

3) Burscha, die kleinste von allen diesen Festungen, liegt mitten im Golf und dient zum Schutz des Hafens. Hieher wurden aus dem Palamidi, dem gewöhnlichen Aufbewahrungsort für Verbrecher, zur Zeit meines Aufenthaltes 2 Soldaten, Mitschuldige der Brüder Georg und Konstantin Mauromichali geführt, welche zuerst auf den verewigten Präsidenten gefeuert hatten. Der Grund dieser Versetzung lag in dem Wunsche der damals herrschenden Partei, diese Leute in besserer Lage zu sehen,

und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, sich durch die Flucht zu retten. *)

Napoli hat 2 Vorstädte: Bronio, das in einiger Entfernung von der Stadt selbst, rechts vom Wege nach Liguria liegt, welches ein ziemlich großes, jetzt ganz zerstörtes Dorf ist. Diese Vorstadt ist noch nicht lange, und meist nach europäischer Art gebaut. Die Straßen sind vollkommen regelmäßig, die Häuser von Holz. Es wurde völlig verwüstet durch den letzten Einfall der Rumelioten, welche in die von den Truppen und Eskadren der vereinigten Mächte geschützte Stadt selbst nicht einzudringen vermochten, und ihren ganzen Zorn an diesen unglücklichen Wohnungen ausließen. Der große Weg zwischen dieser Vorstadt und dem obenerwähnten Festungsthore dient zum alleinigen Spaziergange aller Einwohner der Stadt ohne Unterschied. Hier steht in der Entfernung von etwa einem Werste ein einzelner Baum, eine Art italienischer Silberpappel, welchen die Einwohner ungemein schätzen, theils weil er der einzige seiner Art im Umkreise von einigen Meilen ist, theils weil zur Zeit des griechischen Krieges im Jahre 1821 und später noch unter dem Schatten desselben sich die Räthe des Volkes versammelten. Die andere Vorstadt hat keinen besondern Namen und bildet gleichsam einen Theil der Stadt, von der sie nur durch die sehr unbedeutende Festungsmauer getrennt ist. Das in derselben angebrachte Pförtchen dient, wie schon bemerkt, zur Verbindung der Vorstadt mit der Stadt, und bleibt aus Rücksicht für die Einwohner länger als die andern Eingänge, nämlich bis um 11 Uhr Abends offen. In dieser Vorstadt ist der Landungsplatz, die Quarantaine und der Markt.

Die Umgebungen von Nauplia sind ziemlich einförmig und bieten größtentheils einen Morast oder Granitfelsen dar, die mit Moos und niedrigem Gesträuche überwachsen sind. Selten nur stößt man auf ein kleines Thal, wo gegen die heftigen Winde geschützt, welche häufig in dem Meerbusen des Archipels wüthen, einige Limonen- oder Olivenbäume blühen, die mit vieler Mühe an den von den Höhen der umgebenden Berge herabfließenden Bächen gehegt werden. Port Tulon hat seinen Namen von einem sehr guten Hafen, der theils durch das bergige Ufer, theils durch einige unbewohnte Inseln, welche nur zwei sehr schmale Eingänge offen lassen, gegen alle Winde geschützt ist. Nur eine Meile von Nauplia entfernt, könnte dieser Ort einen sehr angenehmen Spaziergang darbieten, wenn die Einwohner dieser Stadt mehr Mittel und einige derselben mehr guten Willen hätten, solchen zu verbessern und durch Anbau zu verschönern. Als ich diesen Ort besuchte, fand ich in einem der kleinen Thäler einen mit Bäumen verschiedener Art reichlich besetzten Garten, Mandel-, Oliven-, Maulbeerbäume, namentlich aber Limonenbäume wechselten ohne Ordnung mit einander ab, und wuchsen theils am Ufer eines klaren Baches, theils auf einer kleinen Wiese und in der Nähe der ärmlichen Hütte eines den Garten bewachenden Kandiers, der mit einem langen Gewehre auf der Schulter, mit Pistolen und Jatagan im Gürtel, auf der Schwelle saß und mehr einem Räuber als einem friedlichen Landmanne oder Gärtner glich. Diese Gewohnheit, nie unbewaffnet auszugehen, schreibt sich noch von den Zeiten der türkischen Herrschaft her; übrigens wäre es auch jetzt nicht rathsam gewesen, sich ohne dieselben blicken zu lassen, denn man konnte nicht zwei Schritte vor das Thor hinausthun, ohne ausgeplündert, ja sogar vom Kopfe bis zum Fuße ausgezogen zu werden. Auf der andern Seite von Nauplia, auf dem Wege nach Argos, ist noch ein anderer Ort, die Mühlen genannt, der von den Einwohnern dieser Hauptstadt häufig besucht wird, oder vielmehr besucht wurde, denn die Rumelioten, welche sich seit Kurzem in Argos festgesetzt hatten, machten diesen Besuchen ein Ende, und waren Ursache, daß ich diese Gegend auch nicht näher in Augenschein nehmen konnte, die mir übrigens sehr morastig und mehr zur Jagd als zu einem einfachen Spaziergange passend schien. Port Tulon gegenüber, auf dem andern Ufer des Golfs, liegt die kleine Stadt Astros, die mit weißen, noch von den Genuesern erbauten Mauern umgeben ist; in der Nähe liegen einige Gärten und sie bietet einen sehr angenehmen Spaziergang für Denjenigen dar, der Zeit und Geld hat, sich länger als 24 Stunden aus der Stadt zu entfernen.

Nach viertägigem Aufenthalte in Nauplia, während welcher Zeit ich gemächlich alles Obenbeschriebene gesehen hatte, fing ich bereits an, an meine Weiterreise nach Aegina und Athen zu denken.

*) Man darf nicht vergessen, daß hier ein Russe spricht, der die Verwaltung des Grafen Capodistrias in allen Theilen billigt.

Das Schloß Windsor.

Windsor ist gewissermaßen das englische Versailles. Die Stadt liegt zwei und zwanzig englische Meilen (ungefähr vier deutsche) von London in einer herrlichen Gegend inmitten von Wiesen, welche die Themse bespült und an gut bewaldete sanft abhängige Hügel gelehnt, die eine höchst malerische Einfassung bilden; auf einem dieser Hügel liegt das königliche Schloß. Es war Zeuge der Pracht und der Feierlichkeiten der alten Ritterzeit, so wie der Regierung der Eduarde und Heinriche, und ist noch jetzt, wie vor sieben Jahrhunderten, ein Wohnsitz der Könige von England. Das Parlament hat erst kürzlich bedeutende Summen zu den Ausbesserungen und Verschönerungen, deren es bedarf, genehmigt, ein Geld, das, der allgemeinen Meinung zufolge, gut angewendet ist. Die im gothischen Style erbaute, dem heiligen Georg geweihte Kapelle des Schlosses ist die prächtigste in ganz England und vielleicht auch in Europa; gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen, wurde sie in den ersten Jahren des folgenden vollendet. Zu den Staatszimmern führt eine Terrasse, von der man eine weite Aussicht hat; man kann sich unmöglich einen reizendern Anblick denken, und wer ihn zum Erstenmal genießt, wird sich nicht leicht einer unwillkürlichen Gemüthsbewegung erwehren.

Das Alter des Schlosses Windsor verliert sich in die graue Vorzeit. Unter Wilhelm dem Eroberer und seinem Sohn Wilhelm dem Rothen scheint es als militärischer Posten benützt worden zu seyn. Die Legenden verlegen den Sitz des Königs Arthur und seiner berühmten Ritter von der Tafelrunde hieher; Froissart sagt, daß im sechsten Jahrhundert die Feste dieses Ordens in Windsor gefeiert wurden. Wie dem auch sey, Eduard III, der im achtzehnten Jahre seiner Regierung diesen Orden wieder herstellen wollte, ließ einen runden Saal von 200 Fuß im Durchmesser bauen, in dem er mit seinen Waffengefährten speiste: dieser Saal erhielt den Namen der „runden Tafel." Der Graf von Surrey, der in Windsor eingesperrt wurde, weil er am Fasttag Fleisch gegessen, hat über die Veranlassung seiner Ungnade und seiner Einkerkerung ein merkwürdiges Gedicht geschrieben, in dem die damaligen Sitten und Gebräuche des englischen Hofes keineswegs schonend behandelt werden. Windsor war der Lieblingsaufenthalt der Königin Elisabeth, die sich hier von den Beschwerden und der Langweile, die ihr die öffentlichen Angelegenheiten

machten, erholte. Man bewahrt noch eine Uebersetzung der „Dichtkunst“ des Horaz auf, eine Arbeit der Mußestunden der Königin in Windsor, von der noch jetzt eine der Galerien des Schlosses den Namen trägt. Eine Durchsicht der Rechnungen jener Zeit für die nöthigen Ausbesserungen des Schlosses selbst oder den Unterhalt seiner Bewohner gewährt hohes Interesse. Man sieht daraus, daß ein Monarch des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts weit weniger Bequemlichkeiten hatte, als der bescheidenste Bürger unserer Tage. Heinrich VIII z. B. hatte stets einen Schlosser in seinem Gefolge, der, weil es an einem Riegel fehlte, um sein Schlafgemach zu schließen, dieses Geschäft jeden Abend besorgen mußte.

Das Schloß Windsor war auch der letzte Kerker des unglücklichen Karls I, weßhalb das Parlament eine Garnison dahin verlegte. Georg I, so wie sein Nachfolger, hielten sich nur selten daselbst auf; die Könige Georg III und IV aber ließen große Ausbesserungen vornehmen, und verwendeten bedeutende Summen auf dieses Schloß. Die Staatszimmer enthalten herrliche Gemälde von Titian, Guido, Hannibal Carracci, van Dyck u. s. w. Eines derselben, in Rubens Geschmack, stellt die Schönheiten am Hofe Karls II vor, und ist der mannichfaltigen Figuren und des lebhaften Kolorits wegen ein merkwürdiges Bild. In der Kapelle des heiligen Georgs befindet sich das der Prinzessin Charlotte errichtete Grabmahl; einige Theile der Bildhauerarbeit sind gut, allein das Ganze macht keine befriedigende Wirkung.

Vermischte Nachrichten.

Die Erfindung einer musikalischen Sprache, oder vielmehr einer Sprache durch Töne eines musikalischen Instrumentes, die einen französischen Musiklehrer, Herrn Sudre, schon seit dem Jahre 1817 beschäftigte, ist endlich von ihm zu einer solchen Ausbildung gebracht worden, daß man unlängst Versuche damit auf dem Marsfelde anstellen konnte, die vollkommen befriedigend ausgefallen sind. Anfangs hatte Herr Sudre seine musikalische Sprache für die Violine eingerichtet, und davon Proben vor einer Kommission abgelegt, die aus den Hrn. Arago, Raoul-Rochette, Cherubini, Catel, Boieldieu u. s. w. bestand. Herr Sudre und einer seiner Zöglinge, den er in der musikalischen Sprache unterrichtet hatte, befanden sich bei diesem Versuche in zwei verschiedenen Zimmern, die durch ein drittes getrennt waren. Hr. Sudre übersetzte die ihm mündlich gegebenen Worte auf seiner Violine in die musikalische Sprache, deren Noten durch einen Baß im mittleren Zimmer dem Zöglinge mitgetheilt wurden, welcher sie sofort wieder in Worte übertrug. Es stellt sich hiedurch heraus, daß man der musikalischen Sprache sich auch wie eine telegraphische bedienen, und z. B. Befehle durch Vedetten, die in gewissen Zwischenräumen von einander aufgestellt, acht bis zehn Stunden weit gelangen lassen kann, ohne daß die Mittelspersonen von dem Inhalt desselben Kenntniß erhalten. General Després, dem man die Prüfung dieser Erfindung, in wie fern sie in der Kriegskunst anwendbar sey, aufgetragen hatte, machte Hrn. Sudre bemerklich, wie viel zweckmäßiger es seyn würde, wenn man zur musikalischen Sprache statt der Violine, ein heller tönendes Instrument, wie z. B. das Klairon, anwenden könnte, das bei allen französischen Regimentern eingeführt ist, und mit dem man kurz zuvor noch auf dem Marsfelde Versuche angestellt hatte, wie weit man es unter verschiedenen Bedingungen in der Ferne vernehmen könne, wobei sich dann ergeben hatte, daß man in der Nacht das Klairon auf eine ganze Stunde, und bei Kanonendonner und widrigem Wind eine Viertelstunde weit hören könne. Die Schwierigkeit war bei einem Instrumente, wie das Klairon, das nur drei Noten hat, nicht gering. Allein Hr. Sudre löste seine Aufgabe, und es wurden hierauf, sobald seine Arbeit vollendet war, Versuche auf dem Marsfelde angestellt. Die Befehle, die man auf diese Weise ergehen ließ, waren: „Um vier Uhr Morgens sich in Marsch zu setzen — Man soll um sechs Uhr Morgens die Brücke sprengen — Es fehlt an Pulver — Die Division wird um vier Uhr Morgens ihre Bewegung nach Auteuil zu ausführen — Der Fluß ist ausgetreten — Man hört von Issy Kanonendonner.“ — Einer dieser Sätze, mittelst des Klairons von einem Ende des Marsfeldes einer Vedette auf dem Erdhügel des Trocadero mitgetheilt, wurde von ihr gehört und das Zeichen, daß Alles verstanden worden sey, zurückgegeben — Alles in weniger als fünfzehn Sekunden. Der an das Kriegsministerium über den Erfolg dieser Versuche mitgetheilte Bericht schließt mit den Worten: „Was den Nutzen betrifft, den die musikalische Sprache im Kriege haben kann, so glaubt die Kommission, daß sie mit Vortheil angewendet werden kann, um den Truppen eines Heeres, die durch einen breiten Fluß, ein Thal u. s. w. getrennt sind, oder eine ausgedehnte und ständige Position eingenommen haben, die nöthigen Befehle zukommen zu lassen, eben so um zwischen einem Heere und seiner Avantgarde, die dessen Rückzug deckt, schnelle Mittheilungen zu bewerkstelligen. Man könnte sie auch mit Nutzen anwenden, um Arbeiten der Potonniers zu leiten, wenn eine Brücke über einen breiten und reißenden Fluß geschlagen wird u. s. w. Gleiche Versuche wurden mit der musikalischen Sprache auf der Rhede von Toulon angestellt, wo sich ihre Zweckmäßigkeit für den Seedienst noch besser herausstellte. Die Kommission fand, daß drei Befehle, wie sie aus dem Signalbuche genommen wurden, in zwei Minuten 1500 Toisen weit fortgepflanzt werden konnten. Vortrefflich wurde diese phonographische Mittheilung befunden, um während der Nacht und in der Nähe eines Feindes, dem man entgehen, oder den man überfallen will, zu korrespondiren, ohne dazu Signalfeuer anwenden zu müssen, welche die Stellung der Flotte verrathen können. Ein Gleiches würde bei starkem Nebel u. s. w. der Fall seyn. — Hr. Sudre hat seitdem den Gedanken gefaßt, seine musikalische Sprache auf alle Sprachen überhaupt anwendbar zu machen, und sechs Wörterbücher, ein französisches, italienisches, spanisches, englisches, deutsches und russisches, entworfen, wo sich neben jedem Worte seine Uebersetzung in der musikalischen Sprache findet. Hiemit ist noch ein Hauptwörterbuch der musikalischen Sprache mit Bezug auf die oben erwähnten Sprachen verbunden, wodurch es möglich würde, daß Jemand, der bloß die sieben Noten der Musik und ihre Stellung auf oder zwischen drei Linien kennt, die allein dazu erforderlich sind, mittelst eines musikalischen Wörterbuches Alles, was ihm in den sechs Sprachen geschrieben wird, lesen und übersetzen kann. Die französische Akademie der Wissenschaften hat eine Kommission ernannt, um diese neue Erfindung in ihrem ganzen Umfange zu prüfen.

*

Berichten aus Peru zufolge hatte Obrist J. O'Brien Lima verlassen, um das große indianische Land zwischen Cusco und La Paz zu durchforschen, das seit Pizarro's Eroberung noch von keinem Europäer bereist worden war. Er beabsichtigte Vögel, vierfüßige Thiere und andere seltene Gegenstände zu sammeln. Der Weg, den er sich vorgezeichnet hatte, war folgender: Zuerst wollte er über Arequipa und La Paz das Thal von Yungado und die Goldbergwerke von Sepuana besuchen, dann sich nach den Gebirgen von Caravar, von da aus nach den Seen von Tenacaca und dann in das Land Apolobamba begeben, wo er die Regenzeit abzuwarten gedachte. Dann hatte er sich vorgenommen die Thäler von Pancortambo zu besuchen, und im folgenden Jahre hoffte er Cusco zu erreichen; diese Reiseroute umfaßt eine Ausdehnung von 4000 Meilen. Die Regierung von Peru hatte ihm alle Unterstützung zugesagt. — Der berühmte englische Botaniker Herr Matthews war nach Lima zurückgekommen, hatte aber, um seine Sammlungen zu vermehren, seine Reise in einer andern als der vom Obrist O'Brien eingeschlagenen Richtung fortgesetzt. Er war über Serra Pasco nach den Thälern von Guanico gegangen, und hatte sich vorgenommen, den Rückweg an den Ufern des Amazonenflusses bis zu den Thälern von Xanjo und Tarma zu verfolgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 262. 19 September 1833.

Südcarolina und seine Sklavenbevölkerung.

Bei den Zerwürfnissen, in welche Südcarolina schon mehrmals mit der Unionsregierung gerieth, dürfte es nicht ohne Interesse seyn, einen Blick auf die Lage, Hoffnungen und künftigen Aussichten der Sklavenbevölkerung der Pflanzerstaaten zu werfen. Die vielen beunruhigenden Anzeichen von aufrührerischen Bewegungen und Verschwörungen zu Vertilgung der Weißen mögen wohl das Ihrige beigetragen haben, die Südcarolinier von Schritten gegen die Regierung abzuhalten, die nach aller menschlichen Voraussicht ihre tödtlichsten Feinde hätten entfesseln müssen. Von der Gefahr, die fortwährend über den Häuptern der Weißen dieser Staaten schwebt, kann man sich aus der folgenden Erzählung des im Jahre 1823 beabsichtigten, von dem wohlbekannten freien Neger Vesey Denmark geleiteten Aufstandes einen Begriff machen.

Dieser Mann war ein geborner Afrikaner, der als Knabe mit einem, nach einer der dänisch-westindischen Inseln bestimmten Sklavenschiff im Jahre 1797 gefangen und nach Charleston gebracht wurde, wo er bald nachher von dem Befehlshaber des Kriegsschiffs, das die Prise aufgebracht hatte, die Freiheit erhielt. Er verlegte sich hierauf auf das Brettsägen, wodurch er eine bedeutende Summe gewann, und stand zur Zeit des Aufstandes von 1823 im Ruf eines geschickten, betriebsamen und braven Freinegers. Gegen Ende dieses Jahres ging plötzlich das Gerücht, daß die Theilhaber eines drohenden Sklavenaufstandes von dem schwarzen Diener eines Herrn zu Charleston verrathen worden wären, worauf eine Anzahl der am meisten verdächtigen Freineger der Stadt verhaftet und ins Gefängniß geworfen wurde. Aus den Bekenntnissen eines derselben ergab sich nun, daß der Plan eines weit verzweigten Aufstandes zur Reife gekommen sey. Fast zwei Jahre lang hatte man sich mit Organisation der Verschwörung beschäftigt und mehr als 50,000 Neger waren ins Geheimniß gezogen und für den Tag des Ausbruchs in Bereitschaft. Der Operationsplan zeugte von dem blutgierigen Sinn der Sklavenbevölkerung dieser Staaten; es war ausgemacht, daß am Abend des nächsten Sonntags die Neger aller Pflanzungen im Umkreis der Stadt in die Straßen verschiedener Stadtviertel dringen und der Haupttrupp unter dem Befehl Vesey Denmarks das Zeughaus wegnehmen sollte, um sich der Waffen und Munition zu versichern. Die Stadt sollte zugleich an verschiedenen Orten in Brand gesteckt und die Weißen, so wie sie aus ihren Häusern kämen, um zu löschen, von den durch die Straßen ziehenden Negern umgebracht werden. „Wir wollen auch nicht Eine weiße Haut leben lassen," sagte Vesey, „die Schrift befiehlt's und auch in St. Domingo geschah so." Ein anderer Negertrupp sollte sich der im Hafen liegenden Schiffe versichern, so daß alle bei dem Aufstand Betheiligten nach Plünderung der Bank, der Magazine und der Privatwohnungen nach St. Domingo segeln könnten. In dem Hause Vesey's war seit mehreren Monaten eine große Anzahl von Lanzen verfertigt und sowohl bei ihm als auch in mehreren der religiösen Versammlungshäuser der schwarzen Bevölkerung der Stadt, von den Sklaven bedeutende Summen unterzeichnet worden. Die Sklaven der gütigsten Herren, die des größten Zutrauens gewürdigt wurden, waren gerade am tiefsten in die Verschwörung verwickelt; einer von diesen war Haussklave des Herrn Benett, des verstorbenen Gouverneurs von Südcarolina, eines gütigen alten Mannes, der zu seinem größten Staunen und Schrecken hörte, daß sein Diener, in den er ein wahrhaft väterliches Vertrauen gesetzt, seine für den Ausbruch der Verschwörung bereit gehaltenen Pistolen einem Kameraden mit den Worten gezeigt habe: „So wie das Feuer ausbricht, laufe ich die Treppe hinan und fertige den alten Mann ab."

Die Weiber und Töchter der reichsten Einwohner hatten die Empörer schon zum Voraus unter sich vertheilt; sie sollten nebst den Schätzen der Stadt nach St. Domingo geschafft werden, mit welcher Insel die Aufrührer seit zwei Jahren eine lebhafte Verbindung unterhalten hatten. Der Ausbruch der Verschwörung war auf Sonntag Nachts angesetzt, damit die Neger sich, ohne Verdacht zu erregen, in großer Anzahl in der Stadt auf dem damals üblichen Sonntagsmarkt versammeln könnten. Die Entdeckung des Anschlags und die Verhaftung der Anführer blieb indeß den Negern verborgen, die an dem bestimmten Tage von dem Militär auf den Straßen auseinander gejagt wurden. Bald darauf nahm das Verhör der Hauptverschwörer seinen Anfang; Vesey Denmark nebst etwa zehn seiner Mitschuldigen wurde zum Tode verurtheilt und am folgenden Tage hingerichtet. Alle starben mit dem größten Gleichmuth und riefen den versamm-

ten Negern zu, nicht eher zu ruhen als bis sie die Freiheit errungen.

Diese Verschwörung empörte die Einwohner von Charleston, die seit mehreren Jahren keinen Verdacht gegen die schwarze Bevölkerung hegten, und deßhalb die strenge Handhabung der Sklavengesetze des Staates um Vieles gemildert hatten, nicht wenig, und seit dieser Zeit wurden die strengsten Verordnungen erlassen und in Kraft gesetzt. Nach dem Läuten einer Glocke, nicht sehr spät in der Nacht, darf kein Neger sich bei schwerer Strafe auf der Straße blicken lassen. Allen Freinegern der nördlichen Staaten ist verboten, die Gränzen des Staats zu überschreiten, und selbst die schwarzen Köche und Proviantmeister der in den Hafen einlaufenden Schiffe werden sogleich in Gewahrsam gebracht. Todesstrafe trifft jeden Weißen, der aufreizende Schriften unter die Neger vertheilt, und alle Fremde werden mit einer Aengstlichkeit beaufsichtigt, die dem Reisenden, dem es ein verletzender Anblick ist, junge Weiber oder Haussklaven, von nicht dunklerer Hautfarbe als eine europäische Brünette, auf den Markt ausgestellt und im Aufstrich verkaufen zu sehen, sehr lästig fällt.

Alle diese Strenge kann indeß die in dem Neger kochende Wuth und Rache nicht beschwichtigen; unaufhörliche Unruhe herrscht in der Stadt, während der Nacht werden häufig Feuer angelegt und die auf das erste Zeichen mit der Glocke sich versammelnden Truppen, Wachen und bewaffneten Bürger zu Pferd und zu Fuß sind ein Beweis von der allgemeinen herrschenden Besorgniß. Alles deutet auf einen nahen blutigen Kampf und Einwohner und Fremde leben in augenscheinlicher Furcht vor dem im Finstern schleichenden Verrath. Am 4 Julius 1831 bei der Jahresfeier der amerikanischen Unabhängigkeit in Charleston war das Gerücht allgemein verbreitet, man habe vor einigen Tagen eine große unterirdische Aushöhlung nach dem Zeughaus hin und den Plan entdeckt, die Kirchen während des Gottesdienstes zu umringen. Mehrere unter den Sklaven haben eine gute Erziehung genossen, dienen als Gehülfen in Handlungen und Niederlagen und sind sehr gut von Allem unterrichtet, was in der Welt vorgeht. Aus dem Verhör der Verschwornen vom Jahr 1823 ergab sich, daß die Anführer mit Flugschriften, Büchern und den Zeitungen versehen waren, die von den Fortschritten der Sklavenfrage in den nordischen Staaten und im englischen Parlament handelten, und eine Rede Herrn Kings, eines Deputirten vom Staat Massachusetts im Congreß, war in den Händen der ganzen Sklavenbevölkerung. Daß eine so aufgeklärte Menschenmenge länger in der Sklaverei verharren werde, läßt sich nicht denken. Wenn bei der im Jahre 1823 beabsichtigten Verschwörung mehr als 50,000 Sklaven Mitwisser waren, wenn zwei Jahre mit Vorbereitungen hingingen und dennoch die ganze Sache eben erst am Vorabend der Ausführung entdeckt wurde, so läßt sich leicht erkennen, welch eine verderbliche Eintracht unter ihnen herrscht.

Die Negerbevölkerung frei geben, wäre ohne Zweifel das Klügste, was die südlichen Staaten thun könnten. Die Kosten, welche die Sklaverei verursacht, sind ungeheuer: die Ausgaben für Aufseher, Wachen, Truppen und Kerker zehren am Vermögen der Pflanzer und beweisen, daß unter einer Republik der Druck der Auflagen größer seyn könne als unter der kostspieligsten Monarchie. „Was die Sklaven stehlen, sagt Hr. Coltsworth, beträgt mehr als ein Drittel der ganzen Reißernte und der durch angelegte Feuer verursachte Schaden beläuft sich jährlich auf mehrere Millionen Dollars. Erzwungene Arbeit ist von geringem Werth, denn Herr M'Duffie hat bewiesen, daß das was ein starker Sklave an Baumwollenpflanzungen arbeitet, jetzt nicht höher als auf 6¼ Cents (ungefähr 19 kr.) täglich angeschlagen werden kann, wobei noch die Kranken, Alten, Kinder und alle Kosten der Bearbeitung des Bodens in Abrechnung kommen. Und dennoch wollen die Pflanzer in Vertheidigung dieses schlechten Systems ihr Leben wagen und es ist die allgemeine Meinung, daß der vor einiger Zeit gefaßte Beschluß, sich von der Union zu trennen, bei Vielen, welche die Folgen dieses Schrittes nicht gehörig aufzufassen im Stande waren, seinen Grund weit weniger in den aus dem Tarif entstehenden Nachtheilen hatte, als in der immer näher rückenden Frage über die Befugniß des Kongresses, die Sklaven freizugeben. Wie aber auch immer der Ausgang seyn möge, so wird doch immer der Reisende in den südlichen Staaten dieser großen Union die drei Wahrheiten erkennen: daß Vorurtheil das verderblichste Unkraut der Welt, Gerechtigkeit unser eigener Nutzen und Freiheit die beste Politik ist.

Madagaskar und seine neuesten Staatsumwälzungen.

(Fortsetzung.)

Wir wollen uns nicht weitläufig über die Vortheile auslassen, welche die Europäer, die verständig genug gewesen wären, sie zu benützen, aus Madagaskar hätten ziehen können. Diese bekanntlich größte unter allen Inseln des Erdballs, die bei einer Länge von 350 Lieues, 110 Lieues in ihrer größten Breite hält, wird, ihrer ganzen Ausdehnung nach, von einer zwölf- bis achtzehnhundert Toisen hohen Gebirgskette durchschnitten und von dieser in zwei Theile geschieden, von denen der östlich gelegene etwas breiter als der andere ist. Alle Geschenke, welche die freigebige Hand der Natur den Tropenländern gespendet hat, finden sich auf dem jungfräulichen Boden dieser Insel vereinigt. Hat man einmal den obenerwähnten Gürtel sumpfiger Gegenden hinter sich, so wird die Luft gesund, und der ganz ungewöhnlich fruchtbare Boden erzeugt nicht nur alle Früchte der Aequatorialgegenden, sondern auch noch einige dem Lande eigenthümliche Gewächse. Reiß wächst auf den sumpfigen Stellen im Ueberfluß; er ist das Hauptnahrungsmittel der Eingebornen, denen übrigens ihre zahlreichen Hornviehheerden, das allenthalben häufige Wildpret und die Fische, von denen es an den Küsten wimmelt, stets sichere Unterhaltsmittel bieten. Majestätische Waldungen voll werthvoller Holzarten und von in andern Ländern größtentheils unbekannten Thieren bewohnt, bedecken den größern Theil des Bodens; auch erfreut Madagaskar sich des Vorzugs, mit dem die Natur andere große Inseln, Cuba und Hayti z. B., begünstigte, daß sich nämlich kein dem Menschen furchtbares wildes Thier dort befindet. An mineralischen Schätzen wäre nicht minderer Ueberfluß, wenn sich nur geschickte Hände fänden, um sie auszubeu-

ten; die Gebirge im Innern des Landes verschließen Zinn, Blei, Kupfer, Eisen und sogar Gold, von dem man oft kleine Stücke in den Küstenflüssen findet.

Was die Einwohner betrifft, so erkennt man unter diesen mehrere scharf geschiedne Racen, welche die ganze Oberfläche der Insel einnehmen und, den genauesten Berechnungen zu Folge, eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 1,500,000 Seelen bilden. Die Araber, die seit undenklichen Zeiten einen ziemlich lebhaften Handel mit Madagaskar unterhalten und im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert sogar einen Theil der Insel erobert hatten, haben auf dem nördlichen Theil derselben eine Menge Spuren ihres Aufenthaltes hinterlassen. Die eigentlichen Neger bewohnen das westliche Küstenland, die Kaffern den Süden, und die östliche Küste ist von einem Menschenschlag bevölkert, der mit den Malaien die größte Aehnlichkeit hätte, wären nur seine Haare schlicht, wie die der letzteren, und nicht kraus, ohne jedoch dabei wollig zu seyn.

Diese gewöhnlich mit dem Sammelnamen der **Malgaschen** bezeichneten Menschen sind es, mit denen die Franzosen, seit ihrem Erscheinen im Lande stets verkehrten; sie bilden eine große Zahl kleiner, unabhängig von einander lebender Stämme, wie z. B. die **Bethsimsaves** von Foulepointe, die **Betanimenes** von Tamatave, die **Antavares** von Tintingue u. s. w., die unter in geringem Ansehen stehenden Häuptlingen leben. Sie sind im Ganzen groß und wohlgebaut, ihre Züge regelmäßig und nicht durch die gestülpte Nase und die dicken Lippen der Neger entstellt. Die Hautfarbe ist, je nach den Stämmen, verschieden: bei den einen schwarz, schwarzbraun oder kupferfarben bei andern, bei den meisten aber olivenfarbig. Die Gemüthsart fast aller dieser Stämme, die sich hauptsächlich mit Reißbau, Fischfang und Viehzucht beschäftigen, ist sanft und friedfertig. Einige Ausnahmen abgerechnet von wenig kriegerischem Sinn, haben sie den Hovas, von denen sie während der letzten Jahre unterworfen wurden, nur schwachen Widerstand entgegengesetzt, und werden allem Anschein nach das ihnen aufgelegte Joch noch lange tragen.

Diese Hovas, mit denen die Franzosen im letzten Kriege zu thun hatten, gehören einer andern, von den bereits erwähnten verschiedenen Race an und waren noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts kaum bekannt. Alles was man von ihnen wußte war, daß sie eine große, in den Gebirgen des Innern zwischen dem 16° und 19° südl. Br. gelegene Hochebene in Besitz hätten, und ein kriegerisches, seinen Nachbaren furchtbares Volk bildeten. Von den Malgaschen der Küste unterscheiden sie sich augenfällig durch kleinen Wuchs, schlichtes, dickes und, wie bei den Malaien, in die Stirn herabhängendes Haar, markirte, bei einigen Häuptlingen rauhe, gebieterische Gesichtszüge und endlich durch ihre Hautfarbe die, statt olivenfarbig, gelb ist, wie die der Mestizen und Quarterons*) in den französischen Kolonien.

(Fortsetzung folgt.)

*) Abkömmling eines Weißen und einer Mulattin, oder umgekehrt.

Briefe von Victor Jacquemont.*)

Lager von Cursall, im obern Dschumnah-Thale, nahe an den Quellen dieses Flusses, 2615 Metres über Calcutta. Am 15 Mai 1830.

Es ist schon ziemlich lange her, daß ich Dir, lieber Bruder, nicht geschrieben habe, und mein letzter, zu Delhi angefangener Brief an unsern Vater machte die Reise mit mir bis nach Kythul im Lande der unabhängigen Seiths, im Nordwesten der englischen Besitzungen, von wo er am 22 März nach Delhi und von da nach Calcutta abging, und seine lange abenteuerliche Reise in der Säbeltasche eines als Estafette abgeschickten seikhischen Lanzenreiters antrat.

Am 25 März stieg ich mit den Gefährten, an deren Geschick ich das meinige auf etwa vierzehn Tage geknüpft hatte, zu Pferde, und wir galoppirten nun drei Stunden lang fort, daß unsere Thiere hätten liegen bleiben mögen; dennoch kam mein treuer persischer Klepper, seines bescheidenen Aussehens ungeachtet, weit munterer an als die stolzen Araber meiner Gefährten, von denen jeder mit fünf- bis sechstausend Franken bezahlt worden war. Wir fanden eine andere Reihe Zelte aufgeschlagen, und vor unserm Lager die siebzehn Elephanten des Radschah von Pathalah nebst seinen vierhundert Reitern in Schlachtordnung aufgestellt. Ein einfaches, aber zierliches, gleich nach unserer Ankunft aufgetragenes Frühstück wurde schnell abgefertigt, und dann bestiegen wir jeder seinen Elephanten; mir überließ man aus Höflichkeit den des Radschah mit dem königlichen Sitz von Sammt und Flittergold. Wir kamen in den Mittelpunkt der von diesen Thieren gebildeten Reihe, von denen die meisten theils leer gingen, theils die Minister (Vakils) der umwohnenden Radschahs trugen, die sich als Abgesandte bei unserm jungen Freund, dem Unterresidenten von Delhi, befanden. Auf den Flügeln dieser ansehnlichen Linie breitete sich unsere Kavallerie aus, und unter dem Königsmarsch, der von den beiden voranschreitenden Trommelschlägern des Radschah geschlagen wurde, betraten wir die Wüste.

Dieß sind unermeßliche, sandige Salzebenen mit Dornensträuchen, hie und da auch mit großen Bäumen bedeckte, oder auch mit Gras bewachsene Steppen. Für die Elephanten gibt es kein Hinderniß, denn diese reißen die Bäume, zwischen denen sie nicht durch können, aus und brechen die Aeste ab, die bis auf die Jäger, die sie tragen, herabreichen. Von dem Wald aufgehalten war unsere Kavallerie zuweilen genöthigt einzeln hinter einander herzureiten, und so folgte sie uns in den Bogengang, den unsere Elephanten ausgebrochen hatten. Da wo sie sich frei bewegen konnte, bildete sie zu beiden Seiten einen Halbzirkel, der eine große Strecke einnahm und alles Wild der Ebene den Elephanten entgegentrieb. Unsrer sechs Jäger, die wir waren, erlegten hunderte von Hasen und Rebhühnern; eine Hyäne und mehrere Wildschweine brachen durch unser Feuer und wurden angeschweißt; unsere Reiter, die sie verfolgten, konnten sie indeß nicht einholen. Wir sahen Heerden von Antilopen und Nylgaus**), ohne ihnen bis auf Schußweite nahe kommen zu können, von Löwen aber auch nicht eine Klaue; wir vertrösteten uns indeß auf den andern Tag, und kamen mit Anbruch der Nacht in unser Lager zurück. Die Neuheit dieser Scene hatte unendlich viel Angenehmes für mich, und an dem heutigen Tag hatte ich mehr vom Orient gesehen als in dem ganzen Jahre, das ich nun schon in Indien zubrachte.

Nach der Rückkunft Bad und Toilette. Das Bad besteht in einem Schlauch mit kaltem Wasser, das ein Diener in einem Strahl auf Brust und Schultern springen läßt; die Toilette in einer leichten Bekleidung von Baumwollenzeug. Dann folgte eine Tafel unter einem ungeheuern, wie ein Ballsaal beleuchteten Zelt. Die Flaschen erlitten hier eine solche Niederlage, wie während des Tages die Hasen und Rebhühner; ich allein spielte bei beiden Festen eine Nebenrolle, indeß that ich doch mein Bestes. Das Wasser war verboten, gänzlich ausgeschlossen; statt dessen tranken die, so nicht viel vertragen konnten, Bordeaux, der nicht für Wein gilt;

*) Aus den jetzt unter der Presse befindlichen Briefen des am 22 December 1832 zu Bombay verstorbenen französischen Reisenden Victor Jacquemont, in der Revue des deux Mondes mitgetheilt.

**) Weißfüßige Antilopen.

den Champagner sogar läßt man nur als ein angenehmes Mittelding zwischen Wasser und Wein gelten. Mit diesem letztern Namen werden nur die spanischen und portugiesischen Weine beehrt. Der feste Theil unserer Mahlzeit kam, an Auswahl und Ueberfluß, dem flüssigen gleich, und damit bei dieser Abendgesellschaft, die bis Mitternacht dauerte, nichts fehlen möchte, traten beim Nachtisch auch noch persische Schauspieler auf, deren Darstellungen uns zwangen, von der Tafel aufzustehen und uns der Länge nach auf den Teppich zu legen, um mit weniger Gefahr lachen zu können. Nachdem diese abgetreten waren, kamen Tänzerinnen an die Reihe, die abwechselnd sangen und tanzten. Nichts Einförmigeres läßt sich denken als dieser Tanz, ihren Gesang etwa ausgenommen, der indeß doch nicht ohne Kunst ist; man will sogar behaupten, daß das zeitweise Erheben der Stimme über das schwache, klagende, kaum hörbare Murmeln denen ganz besonders gefalle, die Takt und Melodie europäischer Musik bereits vergessen haben. Hiezu bin ich nun freilich noch nicht Indier genug, indeß muß ich bekennen, daß ihr Tanz für mich der anmuthigste und verführerischste der Welt ist. Die Entrechats und Pirouetten, in der großen Oper, kommen mir, gegen ihn gehalten, wie die Luftsprünge der Wilden der Südsee und das alberne Getrippel der Neger vor. Im Norden Hindustans sind überdieß die berühmtesten dieser „leichtfertigen Mädchen" zu Hause.

Am andern Morgen um fünf Uhr weckte mich der Haushofmeister, wie am Tag zuvor, mit einer großen Schale voll des herrlichsten, besonders für unsern Freund den Franzosen bereiteten Mokkakaffees auf; ihre Tasse Thee schon im Leib, erwarteten mich meine englischen Freunde bereits zu Pferde. Wir legten eine Strecke von zehn Stunden im Galopp zurück, und fanden Alles, wie Tags vorher, unserer Ankunft harrend. Unsere Elephanten hatten während der Nacht andere Zelte, anderes Küchengeschirr u. s. w. fortgeschafft; unser ganzes Lager war in der Kühle vorwärts gegangen, und so fanden wir denn nach dem Frühstück, ausgeruht und erfrischt, dieselbe Schlachtordnung wieder wie Tags zuvor. Wir jagten den Tag über auf dieselbe Weise, und Dieß ging so acht Tage lang fort. Als wir endlich alle Gebüsche der ganzen Umgegend durchsucht, die wenigen zerstreuten Dörfer ausgesaugt und ruinirt, und die Seikhische Reiterei bis zum Tod ermüdet hatten, kehrten wir nach Hause zurück, nur von einer Anzahl Reiter und allen Elephanten begleitet, die zur Tigerjagd am Fuß der Gebirge verwendet werden sollten. Dieser fröhliche, prachtvolle Zug begleitete mich bis nach Sabarunpore, einer kleinen Stadt, wo die Regierung einen elenden botanischen Garten unterhält, dessen Direktor, der Arzt der Station, mir sehr nützlich werden sollte. Bei ihm rüstete ich mich zu meiner neuen Reise aus, ließ mein überflüssiges Gepäck und die seit Delhi begonnenen Sammlungen unter seiner Obhut, und nur das Nöthigste mit mir nehmend, sagte ich am 12 April, zwei Tage nach dem Umspringen der Passatwinde und dem Eintritt der Südwestwinde, bei einer Hitze von 55° R. bei Tage und 55° bis 51° bei Nacht, den Ebenen Lebewohl. Bis nach Dhevra im Dhoon reiste ich auf Karren mit Ochsen bespannt, die ich hier entließ, und meinen armen Klepper, den ferner zu reiten ich nicht übers Herz bringen konnte, in den Stall meines Botanisten in Sabarunpore zurückschickte. An seiner Stelle versah ich mich mit einem langen starken Bambus, und nachdem ich, während Sattler, Korbflechter und andere Handwerker in meinem Lager die Zurüstungen zu meiner Reise in Gegenden verfertigten, wo nur Menschen allein fortkommen können, diese erste Abtheilung der Gebirge genau besichtigt hatte, erstieg ich am 24 April die zweite Stufe des Himalaya. Man hat hier zu Lande noch keinen Reisenden mit so einfachen Zurüstungen gesehen: fünf und dreißig Träger genügen mir, die eine monatliche Ausgabe von fast 400 Franken erfordern; die Zahl meiner Bedienten habe ich indeß, mit Einschluß eines Gärtners, bis auf fünf herabsetzen können. Ueberdieß habe ich noch eine Schutzwache von fünf Gorkha-Soldaten, die von einem auserlesenen Havildar befehligt werden, der sich trefflich darauf versteht meine Leute im Gang zu erhalten, und ich bin folglich der Sechsundvierzigste. Du wirst glauben, daß Dieß ein königliches Gefolge sey, indeß habe ich dennoch täglich ein schlechtes Essen, und kann noch von Glück sagen, daß ich dieses bis jetzt noch alle Tage gehabt habe: gesottenen Reiß, ein Viertel von einer jungen, zähen und unschmackhaften Ziege, und Wasser aus dem nächsten Waldbach. Branntwein trinke ich nur bei Anbruch des Tages, um mich zu erwärmen, wozu einige Tropfen hinreichen. Ich schlafe auf einem ziemlich harten Bette ohne Matratzen, mein Zelt ist sehr leicht, und der Eiswind, der bei Nacht von den schneebedeckten Gebirgsgipfeln herabweht, streicht durch dasselbe, dringt in einzelnen Stößen von unten ein, und durchschauert mich selbst bekleidet und in Decken gehüllt. Ungewitter, von einer früher in diesen Gebirgen zur gegenwärtigen Jahreszeit ganz unbekannten Heftigkeit und Dauer, suchten mich gleich am andern Tag, nachdem ich diese Höhen bestiegen, heim. Diese Reihe von Widerwärtigkeiten war indeß noch nicht abgelaufen; täglich, um Mittag, überfällt mich ein kleines Donnerwetter mit Regen und Hagel. Zu Dhevra zerschmetterte der Blitz den Baum, unter dem mein kleines Zelt aufgeschlagen war, und zwei meiner Leute, die sich gerade bei mir befanden, waren einige Augenblicke auf der linken Seite gelähmt. Auf den Gipfeln des Messuri, die das Thal von Dhevra beherrschen, wurde der Raum um mich herum von den Trümmern eines Felsen bedeckt, in den der Blitz schlug, während ich mit hängendem Kopf und von Kälte und Feuchtigkeit erstarrend mein sorgenvolles, spärliches Mahl verzehrte. Es scheint wahrhaftig, als ob man es da oben auf mich gemünzt hätte; die beiden ersten Schläge haben nicht getroffen; bewahre uns Gott vor einem dritten.

Der Einfluß der Höhe macht den der Breite (51°) auf Klima und Erzeugnisse hier gänzlich unwirksam. Ich lagere hier in einem Wald von wilden Aprikosenbäumen, die jetzt erst Blätter zu treiben anfangen. Der Rasenplatz in meinem Zelte ist, ohne Uebertreibung, mit Blumen bedeckt; allein Dieß sind nichts als Erdbeerblüthen, die allenthalben zwischen dem Gras durchbrechen. Der Wind führt mir den Rauch des großen Feuers zu, um das meine Gebirgsbewohner schlafen; der Geruch ist angenehm, es ist Cedern- oder Pinienholz das sie verbrennen. Die meisten Bäume unserer Wälder, oder doch mindestens so nahe verwandte Gattungen, daß nur ein Botaniker den Unterschied bemerken könnte, wachsen, nebst einigen die uns fremd sind, jedoch in den Ebenen von Nordamerika sich gleichfalls finden, in der mittlern Zone des Himalaya.

Mein Gesicht hat seit einem Jahre bedeutend abgenommen; nur beim Lesen und Schreiben lege ich die Brille bei Seite, und selbst mit ihr sehe ich nicht weit genug, um mich meiner Flinte bedienen zu können. Mein Gewehr trägt gerade so weit als meine Augen, darum ließ ich sie in Sabarunpore zurück.

Das bereits Erwähnte ist indeß das einzige Gebrechen das ich fühle, und ein Jahre langer Aufenthalt in den Gebirgen hat meine Konstitution nicht angegriffen. Ich finde hier oben, daß ich meine Alpenbeine noch immer habe; ich leide von der Kälte, so wie früher zuweilen von der Hitze; allein diese entgegengesetzten Empfindungen haben wohl Einfluß auf meine Laune, nicht aber auf meine Gesundheit. Mein Schutzmittel gegen Cholera, Durchfall und das Dschungelnfieber, die drei Hauptkrankheiten Indiens, begleitet mich stets, und ich hoffe es nicht eher als in Paris öffnen, und nicht genöthigt zu seyn, es bis dahin neu bereiten lassen zu müssen. Es ist Dieß eine kleine Schachtel, in der die kräftigsten Mittel gegen einen Anfall, nebst einer trefflichen Gebrauchsanweisung verschlossen sind, die der geschickteste Arzt in Calcutta für mich verfertigte. Wenn ich mich seiner Aufmerksamkeit erinnere, so kann ich nicht umhin auch des Wohlwollens und der schmeichelhaften Rücksichten zu gedenken, mit denen ich seit meiner Ankunft in diesem Lande fortwährend überhäuft wurde; es hat mir in dieser Hinsicht nichts gemangelt, und es ist in der That merkwürdig, daß mich mein gutes Glück auch bei den Fashionables nicht verlassen hat. Obschon ich sieben- bis achthundert Stunden, ohne Peitsche und Sporen, zu Pferde gemacht habe, so behandeln mich doch die Offiziers des besten Reiterkorps der englischen Armee, und der Major, der sichs, um Obristlieutenant zu werden, 140,000 Franken kosten läßt, wie Brüder, und wenn ich im Oktober oder November von den Gebirgen herabkomme, so finde ich durch ihre Sorgfalt von Sabarunpore bis Meirut, sieben Tagreisen (50 Stunden), auf einer Strecke ohne alles Interesse, unterlegte Pferde für mich bereit.

Es ist schon spät, und ich muß Dir gute Nacht und für einige Zeit Lebewohl sagen. Morgen steige ich zu den Quellen des Dschumnah empor. Sie liegen, glaube ich, 2000 Metres über dem Ort, wo ich schreibe, und sind der letzte bewohnte Theil des Thales.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 263. 20 September 1833.

Gegenwärtiger Zustand der Armenier.

(Nach dem Asiatic Journal.)

Seitdem Rußland im Anfange dieses Jahrhunderts in den unbestrittenen Besitz Georgiens kam, hat es fortwährend dahin gestrebt, seine Gränze gegen Süden auszudehnen. Der letzte Friede mit Persien brachte es bis an den Araxes, und der Vertrag von Adrianopel dehnte seine Gränze gegen Erzerum und Trapezunt aus. Der Besitz der erstern Stadt, die an den Quellen des Euphrats liegt, würde Rußland nicht nur zum Herrn der großen Handelsstraße zwischen Persien und der Türkei machen, sondern auch die Ausführung des großen Planes, den Rußland schon so lange hegt, nämlich in den Besitz der Ufer des Euphrats und des Tigris zu kommen, mächtig befördern. Wenn Rußland diesen Plan ins Werk setzt, das noch übrige Armenien unterjocht, und sich in Mesopotamien und Irak-Arabi behauptet, so wird es die Landverbindungen mit Ober-Asien völlig abschneiden, seinen politischen Einfluß über Syrien, Kleinasien und alle Handelshäfen der Levante ausdehnen, und dadurch seinen Produkten einen sichern und vortheilhaften Markt verschaffen. Meister des kaspischen Meeres herrscht es über Persien; nichts kann es hindern, seinen Einfluß über Khiva und Bokhara auszudehnen und die Verbindungen zu stärken, welche es bereits mit den Fürsten von Afghanistan und des nordwestlichen Indiens angeknüpft hat. Bereits im Besitze des größern Theiles von Armenien findet es getreue Unterthanen an allen schismatischen Christen des Ostens, welche den Kaiser von Rußland als ihren legitimen Souverän betrachten, weil er im Besitze ihres alten Landes und des heiligen Klosters von Etschmiazin ist, wo der armenische Patriarch in Asien seinen Sitz hat. In Rußland genießen die Armenier die Rechte von Bürgern, dort finden sie Mittel, sich durch Handel zu bereichern, dort können sie ihren Reichthum genießen, ohne zu fürchten, daß man sie dessen beraube, und dort können sie auch der Hoffnung sich hingeben, mit geringen Geldopfern Auszeichnungen, Kreuze und Titel zu erhalten, wonach die Nation mit einer noch kindischeren Begierde geizt als die Russen selbst. In den russischen Provinzen jenseits des Kaukasus bilden die Armenier die gesammte Handelsklasse. Sie sind zu Tiflis sehr zahlreich, und in ganz Georgien bilden sie beinahe den dritten Theil der christlichen Bevölkerung. Ihre Anwesenheit in diesem Lande hat seinen Grund theils in dem Fall des Königreichs Armenien, und in der Unterdrückung, die sie von den persischen Moslemin erfuhren, theils in dem Umstande, daß der südliche Theil des Landes zu Alt-Armenien gehörte. Gleich allen schismatischen Armeniern in Asien erkennen die von Georgien die geistliche Oberhoheit des Patriarchen von Etschmiazin an. Dieses Haupt der Kirche ist von einem Rathe von Erzbischöfen und Bischöfen unterzeichnet, seine gewöhnliche Residenz ist das eben genannte Kloster, das in der Nähe des Berges Ararat im westlichen Armenien liegt: der Patriarch nimmt den Titel an: Diener Jesu Christi und durch seine Gnade Katholikos aller Armenier, oberster Patriarch der heiligen apostolischen Kirche Christi und des heiligen Sitzes von Etschmiazin zu Ararat. Seine Wahl geschieht auf zweierlei Weise; er wird entweder von seinem Vorgänger ernannt oder von einer Versammlung der zu Etschmiazin wohnenden Erzbischöfe und Bischöfe. Er ernennt die Erzbischöfe und Bischöfe aller Diözesen. Die hohen Würden werden, wie in der griechischen Kirche, stets an Klostergeistliche verliehen. Die Bischöfe ernennen die Pfarrer, welche meistens verheirathet sind.

In der armenischen Kirche werden die Prediger auf folgende Weise geweiht: Wenn Jemand in den Stand eines Weltgeistlichen treten will, so theilt er seinen Wunsch zuerst einem Bischof mit, der den Kandidaten einem Archimandriten zuweist, damit er in den Pflichten seines künftigen Berufes unterrichtet werde. Glaubt man ihn hinreichend vorbereitet, so wird zur Einweihung geschritten. Jeder Kandidat muß 40 Tage in einer Kirche bleiben; man beginnt damit, ihm die innere Handfläche mit dem heiligen Oele einzureiben, dann wird Baumwolle aufgelegt, und man bindet sie mit einem Band zusammen. Während dieser Zeit besteht seine Kleidung bloß in einem langen und weiten Rock von Baumwollentuch, welcher den Körper von den Schultern bis zu den Füßen bedeckt, welche nackt bleiben. Man gestattet ihnen nur einmal des Tages zu essen und dieses Mahl besteht bloß in ein wenig Gemüse. Nur Abends bei Sonnenuntergang darf er zur Kirche hinausgehen, muß aber sogleich zurückkehren. Nach Verlauf der 40 Tage wird ihm eine Pfarrei anvertraut, denn in der armenischen Kirche gibt es außer den Pfarrern keine Weltpriester. Die niedere Geistlichkeit ist im Allgemeinen sehr unwissend, ihre Sitten sind aber ziemlich rein. Die Klöster für

beide Geschlechter haben gewöhnlich kein bestimmtes Einkommen. Wer sich dem Klosterleben widmet, muß es auf eigene Kosten thun, denn Vermächtnisse an die Klöster sind weder zahlreich noch bedeutend. Die armenische Geistlichkeit ist vielleicht ärmer als jede andere christliche Geistlichkeit; sie lebt allein von den Almosen der Frommen. Ihre Einkünfte fließen aus nachstehenden Quellen: 1) Das heilige Oel zu Konfirmationen wird alle sieben Jahre nur zu Etschmiazin ausgetheilt, wohin eine große Menge Armenier aus verschiedenen Theilen Asiens und Europa's zusammenströmen; die Summe, die man dafür zahlt, richtet sich nach dem Vermögen des Empfängers. 2) Jeder Armenier gibt jährlich seinem Bischofe 40 Pf. Weizen in natura; der Werth hievon wird nach Etschmiazin gesandt. 3) Der Betrag der Almosen, welche in Kirchen bei Gelegenheit von Heirathen gesammelt werden, wird von den Pfarrern an den Diözesan-Bischof gesandt, der sie nach Etschmiazin weiter befördert. Die Gesammtsumme dieser Einkünfte wird zum Unterhalt des Patriarchen, der Erzbischöfe und Bischöfe verwendet. Die Pfarrer ziehen ihren Unterhalt bloß aus den Almosen, welche bei Taufen, Begräbnissen und für die Segensgebete gespendet werden, welche zweimal des Jahres für jedes Haus stattfinden. In den transkaukasischen Provinzen Rußlands muß jeder Armenier dem Pfarrer für die Taufe seines Kindes drei Abasen (etwas über einen Gulden) bezahlen.

Man muß sich hüten, die schismatischen Armenier nicht mit den katholischen zu verwechseln, welche die unversöhnlichsten Feinde der Ersteren sind, obgleich sie nur eine Nation bilden, und dieselbe Sprache reden. Es ist wohl bekannt, daß die Verschiedenheit zwischen beiden Klassen darin besteht, daß die katholischen Armenier gleich den meisten Christen anderer Konfessionen zwei Naturen in Christo anerkennen, die göttliche und die menschliche, während die Schismatiker ihm nur die göttliche Natur beilegen. Dieses Schisma fand statt nach dem allgemeinen Koncilium von Chalcedon im Jahre 451. Ein Theil der armenischen Nation erklärte sich gegen die Entscheidung des Konciliums, und troß der Bemühungen der bei jener Versammlung anwesenden Bischöfe war es unmöglich zwischen beiden Parteien eine Ausgleichung zu bewirken; andere Ursachen und die Ereignisse späterer Jahrhunderte erweiterten die Spaltung, welche bis auf den heutigen Tag fortdauert.

(Fortsetzung folgt.)

Madagaskar und seine neuesten Staatsumwälzungen.

(Fortsetzung.)

Die Sitten der Hovas sind von denen der Malgaschen nicht minder verschieden. Als Bewohner des innern Landes sind sie weder Fischer noch Seefahrer, sondern beschäftigen sich fast ausschließend mit Reißbau und Viehzucht, da sie mit dem letzten einen bedeutenden Handel nach der Küste treiben. Der Handelsgeist scheint ihnen angeboren zu seyn, denn während des letzten Kriegs sah man ihre Soldaten, nachdem sie ihren Dienst gethan hatten, gar oft in der Eile eine Bude aufrichten, kleine Wagen auspacken, die sie stets bei sich führen, und allen Lustragenden Eisen, Stoffe, Landeserzeugnisse und alles was sie sich nur verschaffen konnten, verkaufen. Nicht minder ausgezeichnet ist ihr Muth; in ihren verschiedenen Gefechten mit den Franzosen sah man sie oft ihr Leben an die Vertheidigung einiger elenden Schiffskanonen setzen, die sie in Holzklötze eingefugt hatten, und aus denen sich nur ein einziger Schuß thun ließ. Eben so gaben sie auch mannichfache Beweise ihrer Wildheit, da sie im Gefecht nie Gefangene machten, sondern Jeden der in ihre Hände fiel, tödteten und seinen Kopf auf der Spitze einer Lanze im Triumph davon trugen. Ein von Rhadama erlassenes und noch immer gültiges Gesetz verurtheilt jeden Soldaten, der in einem Gefecht die Flucht ergreift, zum Tode.

Das Naturell dieses Volkes ist für Civilisation sehr empfänglich, und es hat unter Leitung der englischen Agenten und Missionäre, die mit vieler Gewandtheit einer Rolle sich zu bemächtigen wußten, die in Madagaskar vor Allen Andern den Franzosen gebührt hätte, in dieser Hinsicht ziemlich bedeutende Fortschritte gemacht. Die Franzosen haben, zu ihrem großen Nachtheil, die Gelegenheit einen rechtmäßigen und dauernden Einfluß bei den Hovas zu gewinnen, sich entschlüpfen lassen, und wahrscheinlich dürfte sie so bald nicht wiederkehren, denn die letzten Ereignisse haben bei diesem Stamm einen unauslöschlichen Haß gegen ihr frühern Freunde entzündet. Man kann sich in Europa nicht leicht einen richtigen Begriff von dem Grad der Civilisation machen, den die Hovas bereits erreicht haben; viele von ihnen können in ihrer Sprache lesen und schreiben, ja es besteht sogar in Tananarive, ihrer Hauptstadt, eine von den Missionären errichtete Buchdruckerei, aus der kleine religiöse oder auf die Gewerbe, die sie im Lande verbreiten, bezügliche Schriften hervorgehen. *) Die regulären Truppen der Hovas sind mit Flinten bewaffnet, und das nöthige Pulver wird an Ort und Stelle verfertigt; die Generale tragen englische Uniformen und einige ihrer Frauen kleiden sich nach der Mode dieser Nation. Sogar Wägen beginnen schon in den Straßen von Tananarive zu rollen; kurz es bedarf nichts als Zeit, um diese keimende Civilisation zu größerer Entwicklung zu bringen. Die englischen Agenten, deren Werk sie zum Theil ist, wurden bei ihren Bemühungen keineswegs von uneigennütziger Menschenliebe geleitet; die Franzosen, mit denen die Einwohner früher aus alter Gewohnheit allein Handel trieben, aus Madagaskar zu verdrängen, oder wenigstens die von diesen beabsichtigten Niederlassungen zu hintertreiben, war stets der Zweck, auf den sie hinarbeiteten, und ihren Rathschlägen nicht minder als der Art, wie sie geleitet wurde, haben die Franzosen den unglücklichen Erfolg der letzten

---

*) Der folgende Vers aus dem Evangelium Matthäi, von den Missionären in die Sprache der Hovas übersetzt, kann einigen Begriff von ihrem Wohlklang und ihrer Weichheit geben:

„Ra hoy Jesoy-Christy: Raha natao ny tany Tayra sy ny Sidona, izay natao ny tamy nareo, dia efa ninenbaka ela tamy ny lamba fisaonana sy ny lavenona izy. Math. XI. 21.“ — „Jesus Christus sprach: Wären solche Thaten zu Tyro und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind, sie hätten im Sack und in der Asche Buße gethan.“



Expedition zuzuschreiben. Der erste Gebrauch, den die Engländer von ihrem Einfluß machten, der in die ersten Jahre des Kaiserreichs fällt, war, daß sie Andriampoyne, der damals über die Hovas herrschte, aufforderten, die benachbarten Stämme zu unterwerfen, und sich zum Herrn der ganzen Insel zu machen. Zu alt um einen so umfassenden Plan ausführen zu können, legte er ihn nur an, und vermachte seine Entwürfe seinem Enkel Rhadama, der ihm gegen das Jahr 1810 in der Regierung folgte. Dieser, in der Kraft seiner Jahre und voller Ehrgeiz und natürlicher Talente, führte aus was sein Großvater beabsichtigt hatte; die Regierung der Hovas, die bis dahin nur eine Art von unruhiger Aristokratie mit einem Häuptling an der Spitze gewesen war, nahm eine mehr despotische Form an, und die ganze Gewalt kam in die Hände Rhadama's. Alle Hovas wurden Soldaten, und mit Hülfe der Engländer zum Theil nach europäischer Disciplin gebildet. In langwierigen Kriegen, mit denen Rhadama die Stämme der Insel überzog, unterwarf er sie nach und nach mit Ausnahme einiger westlichen und südlichen, die ihre Unabhängigkeit mit Erfolg vertheidigten, und bis jetzt behaupteten. Diese Eroberungen beschäftigten ihn geraume Zeit, und so rückte er nur nach und nach gegen das östliche Küstenland vor, wo er, da die Franzosen weder irgend eine Macht, noch eine namhafte Niederlassung daselbst hatten, Tamatave und Foulepointe wegnahm.

Während dieser Feldzüge suchte Rhadama, dessen gesunder Verstand die Ueberlegenheit der Weißen zu schätzen wußte, ihre Künste und Sitten unter den Hovas einzuführen. Eine Gesetzessammlung wurde veranstaltet, junge Hovas nach England geschickt, um sich in europäischen Kenntnissen zu unterrichten, die Missionäre wurden unterstützt, und durch eine im Jahr 1825 von Rhadama erlassene Proklamation aufgemuntert, ließen fremde Handwerker sich im Lande nieder. In Tananarive, das bisher nichts als ein Haufen zerstreuter Hütten gewesen war, erhoben sich regelmäßige Häuser, denen auf Bourbon ähnlich, und ein französischer von dieser Insel gekommener Baumeister baute ein noch schöneres als die bereits aufgeführten, das der Palast des Eroberers wurde, so wie auch einen dem guten Geist, den die Hovas anbeten, geweihten Tempel, kurz das ganze Land nahm eine neue Gestalt an. Ohne sich von den Erfolgen dieser Civilisationsversuche eine übertriebene Vorstellung zu machen, kann man doch dem halbwilden Häuptling, der sie unternahm, außerordentliche Talente nicht absprechen; überdieß durfte Rhadama, wenn er den Eifer gewahrte, mit dem die Engländer von Mauritius seine Freundschaft nachsuchten, sich wohl für einen wichtigen Mann halten. Nicht zufrieden, ihre Agenten bei ihm zu haben, schickten sie ihm zu wiederholten Malen werthvolle Geschenke an Waffen, Kriegsgeräthen, Kleidungen, kostbaren Meublen und andern Gegenständen aller Art. Ungeachtet ihres Eifers seine Gunst zu erringen konnten sie, gegen Ende seines Lebens, doch nicht verhindern, daß er ihre Intriken entdeckte und einen ihrer Agenten schimpflich zurückschickte.

Kehren wir jetzt zu Silvain Roux zurück, der sich, wie bereits erwähnt, mit einem Kolonisationsentwurf beschäftigte. Er reiste im Jahr 1819 von zwei jungen Malgaschen-Prinzen, Berora, Enkel Réné's, vormaligen Häuptlings von Tamatave und Mandi-Tsara, Sohn Tsifanins, Häuptlings von Tintingue begleitet, die beide in Frankreich erzogen werden sollten, auf der Korvette Golo dahin ab. Der erstere von beiden lebt, so viel uns bekannt ist, als Offizier in einem Regiment, noch dort, der andere ist in Madagaskar gestorben, wohin er zurückkehrte, weil er sich nicht an das europäische Klima gewöhnen konnte.

Nach langen Intriken gelang es Silvain Roux endlich seinen Plänen bei der Regierung, die ihn zum Schiffskapitän und zum Befehlshaber auf Madagaskar ernannte und ihm 100,000 Franken gab, von denen er einen Theil noch vor seiner Abreise zu Privatbedürfnissen verwendete, Eingang zu verschaffen. Er reiste auf der von der Gabarre la Bachante begleiteten Korvette la Normande mit ungefähr 3000 Personen, worunter zweihundert größtentheils in Paris freiwillig angeworbene Handwerker sich befanden, von Brest ab. Diese wie gewöhnlich über die Natur des Landes, das sie bewohnen sollten, in Irrthum erhaltenen Unglücklichen ahneten wohl schwerlich das Schicksal, das ihrer harrte. Aus unverantwortlicher Nachlässigkeit war für ihre Aufnahme auch nicht das Geringste vorbereitet worden; die Expedition berührte Bourbon und landete am 21 Dec. 1821, im Anfange des Winters, einer selbst für solche Europäer, die durch langen Aufenthalt akklimatisirt sind, ungünstigen Jahreszeit, an den Küsten von Madagaskar. Sie war zuerst nach Tamatave bestimmt gewesen, da aber Rhadama während der Abwesenheit Sylvain Roux's dem Uferlande näher gerückt war, so beschloß man, um die künftige Niederlassung nicht zu gefährden, sich in Sainte-Marie anzusiedeln. Diese kleine von Madagaskar zwei Lieues entfernte, zwischen dem Süden von Foulepointe und dem Norden von Tintingue gelegene Insel hält einen Flächenraum von fünf Lieues Länge und einer Lieue in ihrer mittlern Breite. Sie bildet beinahe ein längliches Viereck und ihr westlicher Theil bietet eine ziemlich tiefe Bai dar, an deren Einfahrt ein zur Hälfte unfruchtbarer, von allen Seiten mit Riffen umgebener Felsen liegt, das Eiland Louquet genannt, das von der Küste nur einen Flintenschuß weit entfernt ist. Dieser leicht zu befestigende Punkt wurde zum Mittelpunkt der Niederlassung ausersehen, und die Auswanderer begannen hier Wohnungen und eine Kaserne zu erbauen. Während der für die Gesundheit gefährlichsten Jahreszeit, stets einer brennenden Sonnenhitze bloßgestellt, hatten diese Unglücklichen keinen andern Zufluchtsort als die Schiffe, an deren Bord sie jede Nacht zubrachten. Bald riß eine furchtbare Sterblichkeit unter ihnen ein und noch ehe drei Monate verliefen, waren auch schon zweihundert Menschen der neuen Kolonie nicht mehr am Leben. Hierüber entsetzt fuhren einige der Ueberlebenden nach der großen Insel hinüber, wo sie sich als Handelsleute niederließen, und die begonnenen Arbeiten wurden nun mit Beihülfe einiger Malgaschen, die man auf vierzehn Jahre in Pflicht genommen hatte, langsam fortgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Victor Jacquemont.

(Schluß.)

Lager von Kana, am 20 Mai.

Immer noch unter Aprikosenbäumen, aber zwei Tagreisen über meiner letzten Station, schreibe ich Dir, lieber Bruder, und obschon die Höhe, auf der ich mich jetzt befinde, die vorige um 2000 Metres übersteigt, so ist doch um diese Stunde, wo ich von Müdigkeit erschöpft und unpäßlich, wegen der veränderten Lebensordnung, zu der die Noth mich in den hohen Gebirgen drängt, ankomme, die Sonnenhitze ziemlich heftig. Seit sechs Monaten war das Hauptgericht meines Frühstücks und Mittagmahls Reiß; hier gibt es nichts als Roggen und Gerste. Ich glaubte hinlänglich mit meinem gewöhnlichen Futter versehen zu seyn, und da ich kein Freund vom Topfgucken bin, so glaubte ich meinem Tölpel von Koch aufs Wort, und es stellte sich denn bald ein gänzlicher Reißmangel ein. Mein Ghorka Havildar, mein Generallieutenant, der die Wohnungen der wenigen hier lebenden Menschen gewaltsam durchsuchte, fand indeß einige Körbe mit Erdäpfeln, hier oben ein köstliches Gericht, obschon ich sie, wie Napoleon die Artischocken, mit Salz speiste, wobei, wie Du Dich erinnern wirst, Einer, den man damals noch nicht Herzog von, ich weiß selbst nicht was, nannte, ausrief: „Großer Mann, in Allem bewundernswerth!“

Obgleich ich hier, in gewisser Hinsicht, auch ein großer Herr bin, so machte mir doch Niemand ein solches Kompliment, und der Uebergang von gebratener zu grüner Speise machte auf mich dieselbe Wirkung, die Du vor etwa 18 Jahren an den Ufern des Niemen erfuhrst, als Du aus Vorsicht zu Fuße gingst und mein Pferd am Zügel führtest. Das Wetter war indeß herrlich, und am Fuß der hohen Gipfel, wo ich lagerte, war Dieß ein zu köstliches Ereigniß, als daß ich es nicht sogleich hätte benützen sollen. Ich stieg zwei Tage lang aufwärts, hielt aber einen Tag dazwischen Rast; das Erstemal blieb ich, durch den Aberglauben und den Kleinmuth meiner Leute aufgehalten, weit unter dem Höhenpunkte, den ich mir zu erreichen vorgenommen hatte. Dieser Kleinmuth würde mich auch bei dem zweiten Ersteigen verhindert haben, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, hätte ich meinen Versprechungen nicht auch die Androhung einer Züchtigung für Jeden beigefügt, der sich weigern würde, vorwärts zu gehen. Nur ein Einziger, mein Gärtner, der dümmste und furchtsamste aller Hindus, blieb mir treu; die Uebrigen blieben hartnäckig auf einem Felsen, der aus der Schneedecke, auf der wir seit zwei Stunden gingen, hervorragte, in der Sonne hocken und riefen meinen armen Gärtner zu sich. Ich wartete nicht, bis seine Treue wanken werde, und obschon es höchst mühsam ist, auf weichem Schnee einige hundert Fuß auf einem gewissen Niveau emporzuklimmen, wo die dünne Luft das Athemholen beschleunigt, erschwert, und nach dreißig Schritten gänzliche Erschöpfung eintritt, so gab ich den Vorsprung, den ich bereits hatte, dennoch Preis, bog die Kniee leicht, hielt den Körper rückwärts, stützte mich mit beiden Händen auf meinen langen und festen Bambus, der, wenn ich ihn tiefer in den Schnee drückte, meine Geschwindigkeit mäßigte, und rollte nun wie ein Stein auf den Felsen zu, der den Heerd der Empörung bildete, und wo nun der Bambus eine ganz andere Rolle übernahm. Der Schurke, der meinen Gärtner gerufen hatte, und den ich an der Stimme erkannte, mußte für Alle bezahlen, und zwar ziemlich theuer. Die mindeste Nachgiebigkeit oder Schwäche hätte hier die gefährlichsten Folgen haben können, denn der Schuldige war gerade der gewandteste, stärkste und schlechtgesinnteste von Allen. Ich faßte ihn gleich Anfangs so hoch im Genick, daß er, wenn er es auch gewollt hätte, nichts dagegen thun konnte. Da diese armen Teufel, trotz ihres mühseligen und niedern Standes, einer hohen, militärischen Kaste angehören, so wußte ich in der That nicht, wie die übrigen diese Zurechtweisung aufnehmen würden. Obschon Radschputs und Gebirgsbewohner nahmen sie aber dennoch die Sache als ächte Hindus, d. h. sie falteten die Hände und baten um Gnade. Der Geschlagene stellte sich, nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, an die Spitze des Zugs, und hielt das Ende eines langen Seiles, an dem die Andern, aus Furcht vor den Klüften unter dem Schnee, wie an einem Treppengeländer emporklimmten. Auf diese Weise mit meinem botanischen Adjutanten zusammengespannt, schritt ich wie ein Schäferhund an der Seite des Zugs, und erschöpfte alle Tropen meiner hindustanischen Beredsamkeit, um die widerspenstigen Geister anzuspornen. Es gibt unter diesen Leuten auch nicht Einen, der nicht, mit einer Last von hundert Pfund beladen, selbst auf den abscheulichsten Gebirgspfaden, in der nämlichen Zeit einen dreimal weitern Weg als ich zurückzulegen vermöchte; allein solche Schneewüsten sind für sie etwas Ungewöhnliches. Auf andern Pfaden als denen, wo die Gewohnheit ihnen die oft todbringende Gefahr eines Fehltrittes verbirgt, verläßt sie ihr thierischer Instinkt beim Anblick dieser Schneehalden, wo es weder Gewandtheit noch Muth bedarf, denn die Gefahr eines Falles ist ganz unbedeutend. Ich bin oft gefallen, und kam damit ab, daß ich den Schnee von meinen Kleidern schüttelte. Ich wollte die Höhe bestimmen, wo die Gränzscheide aller Vegetation ist; ich konnte sie fast mit den Augen erreichen, aber der Aufenthalt und die außerordentliche Langsamkeit meines Zugs nöthigten mich, an den Rückweg zu denken, bevor ich noch die letzten Felsenkämme erreichen konnte, die über den Schnee emporragen, und die wahrscheinlich die Gränzlinie der Vegetation bilden. Nach meiner Rückkehr aus dem Lande Kanawer wird mir die Gelegenheit hiezu nicht fehlen, indeß hätte ich doch gewünscht, diesen Punkt auf verschiedenen Stellen der Centralkette des Himalaya bestimmen zu können.

Schilt unsern Friedrich nicht der Gewaltthaten halber, die er sich zuweilen in dem Land der Wilden erlaubt, das er bewohnt. Zwischen Hammer und Amboß, zwischen Verachtung und demüthiger Unterwürfigkeit gibt es weder für ihn auf seiner Insel, noch für mich in dem alten, knechtischen Lande, in dem ich reise, ein Mittelding. Die hier herrschenden knechtischen Gewohnheiten nöthigen mich, die Ansprüche unseres Bruders noch um Vieles zu steigern; er schlägt doch wenigstens die Leute nicht, die ihn nicht mit Herrlichkeit, Hoheit, Majestät anreden. Nun ist es aber in Indien Regel, daß die Eingebornen sich nur mit diesen Titeln (den nämlichen, die sie ihren Radschahs, Nawabs und dem Kaiser von Delhi beilegen) auch an den geringsten englischen Gentleman wenden. Einer meiner Leute redete mich, in übler Laune, diesen Morgen auf dem Weg mit Sir statt mit Ew. Hoheit an, ich mußte ihm also eine sehr strenge Lektion über die Höflichkeit geben, und war hiebei so ganz in meinem Recht als ein pariser Philantrop, der einen Ungeschliffenen, der ihn duzt, ohrfeigt. Ich muß um so mehr auf Anstand halten, als die Einfachheit meines Reisegeräthes, das rauhe Leben, das ich führe, so wie die Entbehrungen und Beschwerden, die ich gemeinschaftlich mit meinen Leuten trage, meine schlechte, dieser Lebensart angemessene Kleidung, kurz Alles an mir und um mich sie verleitet ihn zu verletzen. Ich begnüge mich auch deßhalb nicht mit dem gnädigen Herren, ich mache auf die Majestät oder doch wenigstens auf die Hoheit Anspruch.

Du würdest über diese Majestät lachen, wenn Du sie in ihren Kleidern von weißem Bärenfell und mit dem langen Schnurrbart, der den Leuten auf dem Himalaya, die kaum Flaum am Kinn haben, gewaltige Ehrfurcht einflößt, sehen könntest. Glücklicherweise habe ich keinen Spiegel bei mir, um die Frage entscheiden zu können, und stelle mir vor, daß der röthliche Schein, den ich unter meiner Nase gewahre, wenn ich die Augen niederschlage, nur von einem falschen Licht herrührt.

In mehr als einer verdrießlichen Hinsicht, lieber Porphyre, folgen meine kleinen Widerwärtigkeiten in achtungsvoller Entfernung dem Elend, das Du in Moskau erduldet. Die entsetzliche Unsauberkeit dieser Gebirgsbewohner, deren ich mich nicht zu erwehren vermag, ist eines der Uebel, in die ich mich am schwersten ergebe. Ich hoffe nicht, daß ich mich je daran gewöhnen werde.

Victor Jacquemont.

Die letzten Nachrichten von Kapitän Backs Nordexpedition, um den Kapitän Roß und seine Leute aufzusuchen (Siehe Ausland v. d. Jahr Seite 215), sind aus Fort Alexander an der östlichen Spitze des Sees Ouinipique, wo Herr George Simpson, Gouverneur des Gebiets der Hudsonsbaikompagnie, sie am 17 Julius (?) wohl und gesund gesehen hatte. Kapitän Back war mit den nöthigen Empfehlungsschreiben versehen, um allenthalben in den Niederlassungen der Kompagnie gute Aufnahme zu finden, und diese waren auch, wie dieß in den londoner Versammlungen bemerkt wurde, auf seine Ankunft vorbereitet worden. Man hat daher alle Ursache zu glauben, daß es ihm gelingen werde, auf dem Wege längs des großen Sklavensees u. s. w. bis die Meeresküste zu erreichen, und vor Schluß der Schifffahrt nach dem Innern des Landes in die Winterquartiere zurückkehren zu können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 264. 21 September 1833.

Madagaskar und seine neuesten Staatsumwälzungen.

(Fortsetzung.)

Der erste Anbau, mit dem die Kolonisten sich beschäftigten, war der des Gewürznelkenbaums und des Kaffeestrauchs. Die Hrn. Albran und Carayon in Vereinigung mit Hrn. Blevec, Kolonisten auf Mauritius und Kapitän des Geniekorps in französischen Diensten, legten zu Ankarema im südlichen Theil der Insel ziemlich bedeutende Pflanzungen von diesen beiden Produkten an, die sie jedoch später wieder aufgaben, um zu Tsabarac, im nördlichen Theil von Sainte-Marie, eine Zuckersiederei zu gründen, die indeß nie großen Vortheil brachte. Andere beschäftigten sich ausschließend mit dem Anbau von Lebensmitteln und versahen die Beamten der Regierung mit Früchten des Landes und den meisten europäischen Gemüsearten. Der Unterhalt der Kolonie aber beruhte größtentheils auf den Malgaschen von Madagaskar, welche Fische, Früchte, Wildpret u. s. w. zuführten.

Aller Anstrengungen ungeachtet gewann Sainte-Marie dennoch nie ein blühendes Aussehen; es war nichts als ein armseliger, von einigen Kanonen geschützter Felsen, der das Grab aller derer wurde, die ihre Geschäfte dorthin riefen, oder die von einem unruhigen Geist getrieben sich daselbst niederließen. Das erste, durch nicht zu entschuldigende Fahrlässigkeit herbeigeführte Mißgeschick hatte einen allgemeinen Schrecken verbreitet, und die Kolonie erhielt nur noch einige Verstärkungen von gewissermaßen preisgegebenen Menschen, die man von Zeit zu Zeit dahin schickte. Sie wurde sogar zu einem Verbannungsort, wohin man jene Leute sandte, deren man sich in Bourbon entledigen wollte. Die Verwaltung dieser Kolonie gab die unglücklichen Verbannten förmlich preis; kaum noch sah man in langen Zwischenräumen ein Schiff vor Sainte-Marie erscheinen, den Truppen fehlte es oft am Nothwendigsten und sie erhielten nur einen Theil der ihnen zugestandenen Rationen, so daß endlich die allgemeine Muthlosigkeit, die unter den Beamten eingerissenen Zwistigkeiten und die stets wiederkehrenden Niederlagen, die das verderbliche Klima anrichtete, diesen Erdenwinkel für Alle Jene, die ihr unglückliches Schicksal dorthin getrieben hatte, zu einem Aufenthalt des Entsetzens machten.

Nach drei Jahren einer bejammernswürdigen Verwaltung, die auch unter den meisten seiner Nachfolger keine günstigere Gestaltung gewann, fiel Sylvain Roux im Jahr 1825 als Opfer des Klima's. Rhadama hatte sich während dieser Zeit, ohne den mindesten Widerstand zu erfahren, aller Küstenpunkte bemächtigt, die von den Franzosen als Eigenthum angesprochen worden waren, doch hatte er bis dahin noch keinen Versuch gemacht, sie auch in Sainte-Marie zu beunruhigen. Der Tod raffte den Eroberer am 27 Jul. 1827 hin, ehe er noch alle seine ehrgeizigen Entwürfe ausgeführt hatte. Noch im kräftigen Alter erlag er, nach Einigen an den Folgen seiner Ausschweifungen, nach Andern von seiner Frau Ranavalona-Manjaca vergiftet, die seinen Tod fünf Monate lang verheimlichte. Sie benützte diese Zeit, um sich die Herrschaft zu sichern, deren sie sich zum Nachtheil der Brüder ihres Gatten bemächtigte, die, da dieser keine männlichen Erben hinterlassen, das nächste Recht darauf hatten. Sie wurde bei diesem Anschlag geleitet und unterstützt von Andremiahaja, ihrem Liebhaber, einem jungen Hova von seltner Schönheit, der durch Kenntnisse und Muth bis zum Rang eines Obristen und Adjutanten des Königs emporgestiegen war. Sein Rang ermächtigte ihn zu ungehindertem Eintritt bei der Königin, was er benützte, um sich bei ihr einzuschmeicheln und sie zu verführen. Alle die sich der Erhebung Ranavalona's und ihres Genossen widersetzen konnten, wurden ohne Schonung ermordet oder zur Flucht genöthigt; Rhateff, Schwager Rhadama's, fiel durch Meuchelmord. Einer der Brüder dieses letztern, Ramananulu, wurde, nachdem er eine Zeit lang Widerstand geleistet, im Fort Dauphin erdolcht, und mit ihm fielen sechzig Häuptlinge unterjochter Stämme, die Rhadama dort eingeschlossen hatte. Seinem zweiten Bruder, Ramanateck, gelang es nur mit Mühe, sich mit einem Theil seiner Anhänger und seinen Schätzen durch die Flucht nach Anjouan zu retten. Nach diesen blutigen Gräueln im Besitz der Gewalt, herrschte Andremiahaja im Namen der Königin, die er in ihrem Palast einsperrte, und schuf eine Art militärischer Oligarchie, indem er alle höhern Stellen mit jungen ihm ergebenen Offizieren der Armee besetzte. Diese, seines Despotismus müde, führten später seinen Untergang herbei; es gelang ihnen, ihn der Königin verhaßt zu machen, und so erhielten sie dann den Befehl ihn zu tödten. Er wurde im Jahr 1830 mit einem Lanzenstoß getödtet und starb muthig, ohne an Flucht zu denken. Nach ihm theilten die verschiedenen Häuptlinge sich in mehrere Faktionen, deren Aufzählung unnütz wäre.

Die Besetzung des Uferlandes durch die Hovas brachte die Niederlassung zu Sainte=Marie in eine so gefährliche Lage, und stellte die Lage der Sachen dergestalt auf die Spitze, daß der französischen Regierung nichts übrig blieb, als entweder gänzlich auf Madagaskar zu verzichten, oder ihre Rechte durch Gewalt der Waffen geltend zu machen. Zu diesem Ende war, sogar noch vor Rhadama's Tod, eine Expedition beschlossen worden. Die in dieser Hinsicht von einigen Personen an Ort und Stelle den Behörden auf Bourbon übergebenen Denkschriften waren günstig aufgenommen worden, und diese Kolonie hatte nun ihrerseits dem Unternehmen bei der Regierung Eingang verschafft. Unter den vorgelegten Planen befand sich einer, der eine langjährige Kenntniß des Landes verrieth und welcher, allem Anschein nach, den Erfolg des Unternehmens gesichert hätte. Der Verfasser stellte als ersten Grundsatz auf, daß man bei einem Krieg unter einem so verheerenden Klima durchaus nicht auf Europäer allein rechnen dürfe, und forderte deßhalb die Regierung auf, sich der von den Hovas unterdrückten Malgaschen zu versichern. Er rieth, einen Aufruf an ihre verschiedenen Stämme zu erlassen, sie mit Waffen und Schießbedarf zu versehen und sie zu organisiren, indem man europäische Offiziere und Soldaten an ihre Spitze stellte, um sie zusammenzuhalten und durch ihr Beispiel zu ermuthigen. Bevor man jedoch zu diesem allgemeinen Angriff schreite, müsse man die Hovas unter sich selbst zu entzweien suchen, indem man die der Königin feindliche Partei aufwiegle, zu welchem Ende es hinreiche, den nach Anjouan geflüchteten Prinzen Ramanateck aufzufordern, sein Erbfolgerecht anzusprechen, und ihn in diesem Unternehmen zu unterstützen. Von Frankreich unterstützt wäre es diesem Prinzen leicht geworden die Herrschaft an sich zu bringen, und er wäre dann sowohl aus Dankbarkeit, als auch um seines eigenen Interesse's willen ein treuer Bundesgenosse Frankreichs geworden. Dieser Weg war unstreitig der beste, den man hätte einschlagen können, allein derselbe Leichtsinn, der bei der Kolonisation von Sainte=Marie den Vorsitz geführt hatte, gab sich auch bei der vorgeschlagenen Expedition kund, und so war denn, wie wir bald sehen werden, der ganze Erfolg, den man erzielte, ein unnützes Blutvergießen.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand der Armenier.

(Fortsetzung.)

Die von den byzantinischen Kaisern in den beiden Armenien ausgeübten Bedrückungen, die raschen Fortschritte der Araber in Aegypten und Mesopotamien im 8ten Jahrhundert, und einige andere Umstände führten die Katastrophe von 813 herbei, wo der Patriarch Johann von Osni sich den Titel eines Hauptes der armenischen Nation anmaßte, und sich zu Motasim, dem Sohne des Kaliphen Harun=Erraschid, welcher damals Armenien und die angränzenden Länder beherrschte, begab, um sich unabhängig von der damals allgemeinen Kirche erklären zu lassen; er trieb auch die Sachen so weit, daß er den Kalender änderte und den Armeniern verbot, ihre Feste nach dem alten Rituale zu feiern. In Folge dessen mußten die katholischen Armenier 2 Jahrhunderte lang ihren Glauben verbergen, und erst als die Kreuzfahrer die Türken bedrängten, konnten sie sich nach Cilicien zurückziehen, wo sie ein Königreich bildeten. Von dieser Zeit an bis zum 14ten Jahrhundert herrschte eine lange Reihe von Königen und Patriarchen in diesem Lande. Obwohl die schismatischen Armenier in der Zwischenzeit wiederholt ein National=Koncilium vorschlugen und das Koncilium von Adana das Benehmen des Patriarchen Johann von Osni verdammte, so dauerte doch das Schisma fort, und wahrscheinlich haben die Kreuzfahrer wesentlich dazu beigetragen, die Schwierigkeiten einer allgemeinen Vereinigung der armenischen mit der römischen Kirche zu vermehren.

Die Fortschritte der Türken machten dem Königreich Cilicien ein Ende, und der letzte Patriarch der katholischen Armenier floh nach dem Berge Libanon, wo seine Nachfolger noch jetzt den Titel von Patriarchen der armenischen Nation behalten, in welchem Charakter der römische Hof sie anerkennt. Die schismatischen Armenier, welche reicher und mächtiger waren, erhielten leicht von den Türken Erlaubniß zur freien Ausübung ihres Gottesdienstes unter einem von der Pforte bestätigten Patriarchen, während die katholischen Armenier zerstreut und ohne ein anerkanntes Haupt nur mit Schwierigkeit ihre Kirchen und ihren Gottesdienst behaupteten. Indeß wurden sie in Georgien, Diarbekir und Mesopotamien stets geduldet.

Aus dem Gesagten ist leicht abzunehmen, welche von beiden Parteien das Opfer der Verfolgungen werden mußte, welche die durch ein solches Schisma nothwendiger Weise veranlaßte Eifersucht herbeiführte. Beide unterwarfen sich einer Regierung, die, über den Streitpunkt selbst vollkommen gleichgültig, nur dem ersten, durch einen annehmlichen Vorwand oder durch Privat=Interesse gegebenen Anstoß folgte. Seit der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken haben die katholischen Armenier oft grausame Verfolgungen erlitten, welche stets von den Patriarchen der schismatischen Armenier veranlaßt waren. Die Letztern, von der türkischen Regierung als das einzige religiöse Haupt der armenischen Nation anerkannt, hatten nach der Meinung der Türken das Recht und selbst die Verbindlichkeit, das Benehmen ihrer Landsleute zu beurtheilen, und im Falle der Nothwendigkeit sich an die ausübende Gewalt zu wenden, welche ohne weitere Untersuchung die Vorschläge des Patriarchen jederzeit billigte. Man braucht in dieser Beziehung nur die Verfolgung von 1707 zu erwähnen, welche beinahe 7 Jahre dauerte, die von 1810, die von 1811, welche zu Angora stattfand und endlich die Plackereien, welche ohne Unterbrechung von 1812 bis 1816 fortdauerten. Zu Konstantinopel und in der Türkei überhaupt konnten die katholischen Armenier diesen wiederholten und blutigen Verfolgungen nur dadurch entgehen, daß sie in den gefahrvollsten Umständen den Schutz und die Hülfe der Botschafter der christlichen Mächte bei der hohen Pforte nachsuchten, welche, bekannt mit den Intriguen der Patriarchen und mit den Mitteln, die sie anwandten, die Türken zur Verfolgung der katholischen Armenier, welche kein gesetzliches Organ zu ihrer Vertheidigung hatten, durch das sie ihre Vorstellungen an die Pforte hätten gelangen lassen können, aufzureizen, es für eine Pflicht

der Menschlichkeit ansahen, sich des Schicksals dieser unglücklichen Klasse anzunehmen. Im Jahre 1815 unterzeichneten die Weltpriester auf die Bitten des mit dem Tode bedrohten Patriarchen Paul eine Art von religiöser Unterwerfungsakte, aber die Masse der katholischen Bevölkerung protestirte förmlich und veranlaßte dadurch Verfolgungen, die über ein Jahr dauerten. In diesem Falle aber forschte die Pforte zum Erstenmale mehr als gewöhnlich nach und ließ einige Anstifter der Verfolgung hängen. Aber der von dieser kraftvollen Maßregel erwartete Erfolg war nur temporär, und man weiß, bis zu welchem Grade es dem Patriarchen in den Jahren 1827 und 1828 gelang, die türkische Regierung zu neuen Maßregeln zu vermögen. Dieß ist nicht der Ort, die an Männern, Weibern und Kindern begangenen Grausamkeiten und das Elend zu schildern, in welches friedliche und unschuldige Familien gestürzt wurden. Der armenische Patriarch zu Konstantinopel machte die Minister der Pforte auf die Verbindungen aufmerksam, welche seine von ihm verfolgten Landsleute mit den Franken unterhielten und gab zu verstehen, dieselben hätten weit mehr Anhänglichkeit an die christlichen Mächte, als an den Großherrn und seyen also treulose und gefährliche Unterthanen. Um den Sultan Mahmud desto leichter dahin zu bringen, daß er den schon lange gegen sie vorbereiteten Verfolgungsplan in Ausführung bringe, stellte man ihm vor, sie seyen Anhänger der Janitscharen. Glaubwürdige Personen, die damals zu Konstantinopel wohnten, haben erklärt, der Patriarch habe damals in Uebereinstimmung mit den in Rußland angesessenen Armeniern und im Interesse dieser letztern Macht gehandelt.

Es ist ein unwandelbarer Grundsatz der türkischen Regierung, sich nicht in die innern Angelegenheiten der verschiedenen christlichen Gemeinden, die unter ihrer Herrschaft leben, zu mischen, und sie begnügt sich damit, deren Oberhäupter für das gute Betragen der Einzelnen und ihre Treue als Unterthanen des ottomanischen Reichs verantwortlich zu machen. Die Pforte hat sich nie um den Grund des Schisma's bekümmert, das die armenische Nation theilt, und vielleicht ist es ihr völlig unbekannt. Indem sie aber die innere und religiöse Polizei dem armenischen Patriarchen als dem einzigen religiösen Oberhaupte der Nation übertrug, machte sie ihn zum obersten Richter eines Theils der Armenier, der, weit entfernt, ihn als ihr geistliches Oberhaupt anzuerkennen, sich seinen Entscheidungen nur zwangsweise unterwarf. Die katholischen Armenier hatten jedoch vor der Katastrophe von 1828 einen Bischof zu Konstantinopel; dieser aber stand in gar keinem Verkehr mit der Pforte, und mußte sich bei allen Gelegenheiten an den Patriarchen der schismatischen Armenier wenden, der natürlicherweise that, was den Interessen seiner Gemeinde förderlich war. Diese ungünstige Lage der katholischen Armenier trat noch deutlicher hervor, als die Pforte, welche im Jahre 1828, der Ungerechtigkeit und Uebereilung beschuldigt, das Uebel, das sie gethan hatte, wieder gut zu machen wünschte, die unglücklichen Opfer ihrer Verfolgung aus der Verbannung zurückzurufen beschloß. Eine große Anzahl von Firmans wurde zu dem Ende erlassen, aber nur eine kleine Anzahl unbedeutender Familien kehrte zurück, und selbst diese fanden unerwartete Schwierigkeiten. Als man nach den Ursachen dieser Verzögerung und der Hindernisse forschte, welche der Ausführung einer ebenso menschlichen als billigen Maßregel sich entgegensetzten, fand man sie in dem Einfluß mächtiger Personen unter den schismatischen Armeniern und in der unbeschränkten Macht des Patriarchen, dem als dem Haupte der Nation die Firmans übergeben worden waren, und der sie zurückbehalten oder nur denjenigen gegeben hatte, deren Anwesenheit er nicht fürchtete.

(Schluß folgt.)

Das Fest der Winzer zu Vevey in der Schweiz.

Wer die Schweiz besucht hat, kennt den großen Platz von Vevey, dem von der einen Seite die üppigen und fruchtbaren Hügel des Jura und von der andern der lemanische See und die steilen, rauhen Felsen von Meilleraie eine so theatralische, prachtvolle Ansicht mit so großartigen Verhältnissen gewähren, daß Napoleon sich veranlaßt fand hier jene siegreiche Armee von 25,000 Mann zu mustern, die auf dem St. Bernhard die Natur und bei Marengo die Oesterreicher besiegte.

Auf dieser Stelle befanden sich am verflossenen 8 August wenigstens 25.000 Zuschauer, die aus allen Kantonen der Schweiz und allen Ländern Europa's, doch nicht auf den Aufruf des Kriegsgottes, sich hier versammelt hatten. Der Gott des Weins war es, dem man huldigen wollte, denn es wurde das seiner ganz eigenthümlichen Gebräuche, so wie der Seltsamkeit des Ganzen und des langen Zwischenraumes von einer Feier zur andern wegen so berühmte Fest der Winzer begangen.

Die Mönche von Haut-Crêt, welche die damals noch unbebauten Felsen des Jura urbar machten, begingen um die Bemühungen der Winzer zu unterstützen, jedes Jahr zur Zeit der Weinlese zu Vevey eine Prozession, wo geistliche und weltliche Lieder gesungen wurden und an der der Landmann mit seinen Ackerwerkzeugen Theil nahm. Daher schreibt sich die Entstehung der Gesellschaft der Winzer und ihrer Feste, die sich jedoch seitdem, durch Einführung von Bacchus, Pales und Ceres, gar sehr von ihrer ursprünglichen Einfachheit entfernt haben. Dieses Fest, das seit 1797 nur im Jahre 1819 wieder gefeiert worden war, hat dieses Jahr an Pracht und Zurüstungen alle frühern übertroffen.

Auf dem Platz erhoben sich zwei große amphitheatralische Gerüste von mehr als 4000 Plätzen, wozu die Karten schon zum voraus zu 4 Fr. 50 Cent. ausgegeben worden waren. Diesen Gerüsten gegenüber befand sich die für die Schauspieler bestimmte eingeschlossene Bühne, die mit den Gerüsten vermittelst eines Ganges zusammenhing, auf dem sich ausgeschmückte und verzierte Bögen, welche die vier Jahreszeiten vorstellten, zu Ehren der gekrönten Winzer erhoben. Hier sollten die Tänze der verschiedenen Abtheilungen aufgeführt werden.

Von halb sieben Uhr Morgens an waren die Gerüste mit Zuschauern bedeckt, deren gewählte Kleidung an eine Vorstellung der großen Oper erinnerte. Um 7 Uhr langte der Zug unter Kanonendonner an, den eine in die alte Tracht der Schweizer gekleidete Abtheilung mit Musik an der Spitze eröffnete. Dann folgte eine Abtheilung blauer Schäfer mit rosenfarbenen Schäferinnen unter Vorauštritt ihrer Musik, und Gärtner gleichfalls mit ihrer Musik. Dann kam die Schaar der Pales: die Kuhhirten mit ihrem Vieh und Senngeräthe, die jungen Winzer und die Winzer des Frühlings begleitet von Ablauberinnen (effeuilleuses) und ihrer Musik; hierauf: die Schaar der Ceres mit allen zum Säen und Ernten nöthigen Werkzeugen unter Vorauštritt von ein und dreißig Musikanten; endlich kam die Schaar des Bacchus mit ihrer Musik, die Winzer des Herbstes begleitet von ihren Weinleserinnen, alle mit ihrem Geräth versehen und mit ihrer Musik, und endlich die ländliche Hochzeit nebst einer Abtheilung Schweizer in alterthümlicher Tracht, die den Zug schlossen.

Die verschiedenen Abtheilungen dieses Zuges nahmen auf der Bühne die ihnen bezeichneten Plätze ein, die so geordnet waren, daß das Ganze einen höchst malerischen Anblick darbot. Dann hielt der Präsident der Räthe vom Gerüst herab eine Rede an die gekrönten Winzer, denen er die Medaille anheftete und sie mit dem Ehrenmesser beschenkte. Als die

Krönung vorüber war, führten die verschiedenen Abtheilungen nach einander ihre Tänze und Gesänge auf, und ordneten sich dann sämmtlich zum Zug in die Stadt, nach welchem sich Alle, achthundert an der Zahl, auf der großen Promenade zu einem allgemeinen Mahl versammelten. Man denke sich diesen ganzen eben beschriebenen Zug an einer unter dem herrlichen Laubdach der Promenade de l'Aile, am Ufer des ruhigen majestätischen Genfersees, der von zierlich drappirten und mit schönen jungen Damen besetzten Fahrzeugen wie bedeckt war, bereiteten Tafel von achthundert Gedecken sitzen, und man wird sich einen Begriff von diesem herrlichen, romantischen Anblick machen können.

Unter den Tänzen war der der blauen Schäfer und rosenfarbenen Schäferinnen und dann der von Schnittern und Schnitterinnen ausgeführte Charaktertanz besonders anmuthig.

Unter den Gesängen fehlte es mehrern weder an Schmuck noch an Anmuth; dasselbe läßt sich jedoch nicht vom Versbau sagen, der sehr vernachlässigt war. Einige Strophen in den Chören und den Gesängen der blauen Schäfer machten jedoch in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Die Strophen des von den Kuhhirten gesungenen Kuhreigens hatten eine wunderbare Wirkung.

Die schönste Witterung begünstigte dieses Fest, das nur durch die traurigen Zwistigkeiten der Kantone Basel und Schwyz etwas getrübt wurde; auch war der Beifall nie einmüthiger, als da ein Mitglied des Raths in einigen Strophen die Eintracht, den Frieden und die Freiheit pries. An der Tafel auf der Promenade fanden ähnliche von Herrn Professor Porchat aus Lausanne aus dem Stegreif gedichtete Stanzen denselben Anklang und Beifall.

Am 9 August zogen die verschiedenen Abtheilungen, nachdem sie vor den Schaugerüsten die Vorstellungen des vergangenen Tages wiederholt hatten, in die Stadt, wo sie ihre Tänze und Gesänge vor den angesehensten Bewohnern derselben zum Besten gaben.

Daß eine Stadt von 4000 Einwohnern, wie Vevey, 25,000 Fremde unterbringen konnte, gereicht der Bereitwilligkeit, mit der die angesehensten Bewohner das Gastrecht übten, zum größten Verdienst. In den Wirthshäusern waren die Zimmerpreise sehr hoch; auf dem großen Platze kostete ein Bett im Durchschnitt zwei Louisd'or.

Die Kanäle von Panama und Suez.

Der große Handel, der Seehandel, welcher ehemals den Reichthum von Tyrus, Karthago, Alexandrien, sodann von Venedig und Genua begründete, so lange er im mittelländischen Meere koncentrirt war, hörte bekanntlich gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts durch die Entdeckung Amerika's und die Auffindung des Wegs um das Kap der guten Hoffnung auf, ein Privilegium für einige glücklich gelegenen Städte zu seyn; er gehört jetzt zur politischen Existenz der europäischen Nationen.

Die unermeßliche Bewegung, welche am Ende des 15ten Jahrhunderts begann, ist das 19te Jahrhundert berufen vollständig zu entfalten. Unterdessen ist die zufällige Beschaffenheit der Kontinente ein Hinderniß dieser raschen und mannichfaltigen Verbindungen der Nationen, welche der Seehandel unter ihnen anknüpfen soll. In der That, um auf der einen Seite nach Indien und Japan, auf der andern nach Chili und Peru zu gelangen, muß man große Festländer umschiffen. Vergeblich hat man seit 300 Jahren versucht diese langen Umwege dadurch zu vermeiden, daß man einen Durchgang in dem stillen Ocean durch die Hudsonsbai und einen andern nach Indien durch den Nordost und Nordwest von Europa suchte. Die Meerengen von Panama und Suez, welche man jetzt zu durchschneiden beabsichtigt, werden allen diesen fruchtlosen Versuchen ein Ziel setzen.

Die Schwierigkeiten, welche man gegen die Ausführung eines Kanals erhob, der den atlantischen und den stillen Ocean mittelst der Meerenge von Panama verbinden soll, sind weit geringer, als man anfänglich dachte. Der Boston Daily Advertiser und der Albany-Argus, Journale der Vereinigten Staaten, haben den Abschluß der Uebereinkunft zwischen dem Senat der Republik von Guatimala und dem Hause Palmer von New-York angezeigt.

Man wollte anfänglich den Chagre benutzen, welcher in den Meerbusen von Darien fällt; allein die Höhe der Berge beseitigte diesen Plan, und man entschloß sich für den Punkt von Nicaragua. Sechstausend Arbeiter werden zu diesem Unternehmen verwendet, zu dessen Beendigung wenige Jahre hinreichen werden. Das Kapital beträgt 5 Millionen Dollars. Die Unternehmer, unter dem Namen Atlantic and Pacific Company, haben eine Summe von 200,000 Dollars in die Hände der Regierung zu hinterlegen, um alle die zur Vertheidigung des Kanals erforderlichen Befestigungswerke zu beginnen, und verpflichten sich, in der Folge die Gelder herbeizuschaffen, welche nöthig erachtet würden, um den Eingang dieses Durchganges uneinnehmbar zu machen. Unter diesen Bedingungen wird die Kompagnie während 20 Jahren das Eigenthum dieser Meerenge und das Recht besitzen, alle Schiffe, von welcher Nation sie seyn mögen, einem Durchgangszoll zu unterwerfen.

Durch ein glückliches Zusammentreffen geschah es, daß während dieser Vertrag in Amerika abgeschlossen wurde, in Kairo davon die Sprache war, eine Seeverbindung zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meere herzustellen. Zu diesem Ende scheint der Pascha entschlossen zu seyn, einen Kanal durch die Meerenge von Suez graben zu lassen. Man gedachte zuerst, den alten Kanal Nechos wieder herzustellen, allein man hat sich überzeugt, daß er den heutigen Kauffahrern keine großen Dienste leisten könnte, weil er den Nil unterhalb Kairo erreichen würde, und der günstige Zeitpunkt der Winde im arabischen Meerbusen nicht der Zeit der Anschwellung des Nils entspricht. Man mußte also zur Durchstechung der Meerenge sich wenden. Bei der Abmessung dieses Erdstriches überzeugten sich die Ingenieure im Dienste des Pascha von der Möglichkeit, die beiden Meere zu vereinigen. Der Bericht von J. Marbois, französischem Ingenieur in Aegypten, ist hierüber sehr ausführlich. Als Resultat wird dieser neue Kanal, sagt man, von dem Hafen von Suez ausgehen, durch ein der Nivellirung sehr günstiges Thal gegen den See von Menzaleh vorschreiten, und bei Tineh auf das mittelländische Meer stoßen, wo bereits der Plan für die zur Vertheidigung nöthigen Festungswerke entworfen ist.

Vermischte Nachrichten.

Der Korvettenkapitän Herr Lavaud, Kommandant der Brigg Endymion und der Station von Neufundland, sagt in einem von der Rhede von Croc datirten Schreiben vom 28 Julius an den Marineminister: Die ältesten Fischer der Küste erinnern sich keines Jahres wie das gegenwärtige; das Meer bildet vom 50° bis zum 54° nördlicher Breite eine ununterbrochene Eisküste, und längs dieser Küste, vom 52° bis 57° westlicher Länge, trieben unausgesetzt von Nordnordwest nach Südsüdost eine unabsehbare Menge größtentheils 80, 100 und 150 Fuß hoher, auf einer dieser Höhe entsprechenden Grundfläche ruhender Eisberge. Die Erscheinung einer so großen Eismasse an dem Gestade von Neufundland erkläre ich mir folgendermaßen: Ich kann unmöglich glauben, daß sie sich an den Küsten dieser Insel oder an denen von Labrador gebildet haben sollte, man muß also annehmen, daß große Stürme oder starke Ueberschwemmungen diese ungeheuern Eismassen aus der Hudsons- und Baffinsbai und der Davisstraße losgerissen, und daß die hier durch neun Monate fast ununterbrochen herrschenden Nordwestwinde allein sie nach so südlichen Breiten treiben konnten, unter denen man sie dieses Jahr getroffen hat. Ihre ungeheure Größe setzt außer Zweifel, daß es nicht bloß Eismassen eines einzigen Winters sind, und ich gründe meine Meinung auf den Umstand, daß sie aus verschiedenfarbigen, auf einander liegenden Schichten bestehen. Außer der ihnen von dem Nordwestwind mitgetheilten Richtung bemerkte ich, daß sie auch noch eine ihnen eigenthümliche verfolgen, die von dem Schmelzen des Eises herkommt, das die von Norden nach Süden gehenden Strömungen um mehrere Minuten in 24 Stunden beschleunigt; sie selbst gehen nach diesem Windstrich und drehen sich während ihres Treibens unaufhörlich. In ihrer Nähe ist die Kälte außerordentlich und ihre Atmosphäre düster und nebelig. Das Reaumur'sche Thermometer zeigte in freier Luft 5° über Null.

Der berühmte englische Schauspieler Karl Kemble, der sich mit seiner Tochter, Miß Fanny Kemble, gegenwärtig die erste tragische Schauspielerin in England, seit zwei Jahren in den Vereinigten Staaten befindet, hatte während der ersten Theaterzeit seines dortigen Aufenthaltes 275,000 Franken eingenommen, und noch immer erfreuen beide sich des gleichen Beifalles und Erfolges.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 265. 22 September 1833.

Madagaskar und seine neuesten Staatsumwälzungen.

(Fortsetzung.)

Die Expedition begann mit dem Eintreffen zweier Kompagnien Yoloffs in Sainte-Marie, die man von Senegal aus dahin geführt und durch den Artilleriekapitän Schöll, einen tapfern, verdienstvollen Offizier, der im Laufe des Feldzugs blieb, auf 14 Jahre hatte anwerben lassen. Die fast gänzliche Hülflosigkeit, in der man diese Afrikaner ließ, so wie die Arbeiten und die schlechte Behandlung, mit denen man sie peinigte, veranlaßten eine Empörung, und man mußte, um sie zum Gehorsam zurückzuführen, mehrere erschießen lassen. Später leisteten sie der Expedition wesentliche Dienste. Der Schiffskapitän Gourbeyre, der diese zu leiten bestimmt war, verließ die Station Rio-Janeiro und kam am 19 Julius 1829 auf der Fregatte Terpsichore, begleitet von der Gabarre l'Infatigable, dem Transportschiff Madagaskar und dem Avisschiff der Colibri mit ungefähr 300 Mann Landungstruppen zu Sainte-Marie an. Bald darauf stießen die Korvette la Nièvre, die Gabarren la Chevrette und la Zélée noch zu ihm, welche Verstärkung an Bord hatten.

Wenige Tage nach seiner Ankunft ging der Kommandant mit der Division ab, um Tintingue zu recognosciren, das er einzunehmen beschlossen hatte. Tintingue ist eine sandige, durch einen schmalen Isthmus mit dem großen Land zusammenhängende, und der nördlichen Spitze von Sainte-Marie fast gegenüberliegende Halbinsel. Die Hovas hatten diesen wichtigen Punkt vernachlässigt, und er war damals gänzlich unbewohnt. Die nöthigen Arbeiten wurden auf der Stelle begonnen, und so thätig betrieben, daß binnen sechs Wochen eine unermeßliche Strecke Waldung gefällt war, aus deren Holz man ein Fort, Kasernen, Magazine und Häuser für die Beamten erbaute, die sämmtlich mit einer Einfassung von Pallisaden umgeben wurden, die wiederum von einer zweiten mit einem nach dem Feld führenden Thor versehenen Pfahlwerk umschlossen wurde, um die ganze Halbinsel gegen einen feindlichen Angriff sicher zu stellen. Am 8 Septbr. wurde die französische Flagge feierlich auf dem Fort aufgepflanzt.

Als die Expedition in Tintingue ankam, kamen die Malgaschen von allen Seiten herbei, um sich zur Verfügung des Kommandanten zu stellen und ihn ihrer Anhänglichkeit an die französische Sache zu versichern; die Hoffnung, von dem Joch der Hovas befreit zu werden, hatte sie in eine schwer zu schildernde Begeisterung versetzt. Sie arbeiteten emsig am Bau des Waffenplatzes und versahen ihn reichlich mit Reiß und Schlachtvieh. Eine umsichtige Politik hätte diesen Augenblick der Begeisterung benützt, um ihnen Waffen in die Hände zu geben; allein der Kommandant begnügte sich damit, sie als französische Unterthanen anzuerkennen, sie unter den Schutz der Flagge Frankreichs zu stellen, und ihnen Schutz zu versprechen gegen jede Beleidigung von Seite der Hovas. Die Malgaschen, voll Vertrauen auf diese Worte, ließen sich zu mehrern Tausenden in Tintingue nieder, und bauten in einiger Entfernung vom Fort Hütten, die bald zu einem großen Dorf anwuchsen.

Nachdem der Kommandant die nöthigen Verhaltungsbefehle in Tintingue hinterlassen hatte, ging er nach Tamatave unter Segel, von wo aus er eine mit Geschenken versehene Gesandtschaft an Ranavalona schicken wollte; allein der General der Hovas, Coroller, der den Platz befehligte, ließ sie nicht abgehen. Einige Zeit früher hatte die Königin gegen die Anwesenheit so bedeutender Streitkräfte an der Küste protestirt, worauf man durch die Aufforderung antwortete, die vormaligen französischen Besitzungen wieder abzutreten. Nach ihrer Weigerung bedurfte es nur einer Gelegenheit zum Ausbruch des Kriegs. In Madagaskar befand sich damals ein schon seit langer Zeit dort ansässiger Franzose, der unter Rhadama eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt hatte. Herr Robin, dieß ist sein Name, war, nachdem er in Frankreich als Unteroffizier gedient hatte, mit demselben Grad nach Bourbon versetzt worden; einer Pflichtverletzung halber entwich er, und begab sich nach Madagaskar, wo ihn Rhadama, als Belohnung für seine Dienste, zum Großmarschall des Palastes und zum Kommandanten von Tamatave erhoben hatte. Auf diesem Posten hatte Hr. Robin sich stets aufs Beste gegen seine Landsleute benommen, was denn die Verwaltung auf Bourbon, mit der er in häufigem Verkehr stand, bewog, in Frankreich um seine Begnadigung nachzusuchen, die auch ohne Anstand bewilligt wurde. Als Rhadama starb, hatte Robin das Glück, seinen Kopf in diesem so kritischen Zeitpunkt zu retten, und wurde nur seines Rangs und des Postens, den er bekleidete, entsetzt. Bei Ankunft der Expedition beeilte er sich dem Kommandanten seine Dienste anzubieten, der sie annahm, ohne jedoch viel auf seine Rathschläge zu geben. Die Gegenwart eines

Mannes, der durch seine Kenntniß des Landes sehr nützlich werden, und auf diese Weise einigen Einfluß erlangen konnte, hatte die Eifersucht Mehrerer rege gemacht, und zum Theil deßhalb richtete man, als man an eine Gesandtschaft nach Anjouan an den Prinzen Ramanateck dachte, sein Augenmerk auf ihn. Bei dieser Gelegenheit ergriff man abermals, wie man es rücksichtlich der Malgaschen gethan hatte, halbe Maßregeln; statt dem Prinzen hinreichende Unterstützung zu Bewaffnung seiner Leute zu schicken, empfing Robin nicht mehr als 60 Flinten, 20 Fäßchen Pulver, Briefe von unbestimmtem Inhalt, und so ging er am 4 Oktober auf der Zélée mit der niederschlagenden Ueberzeugung ab, eine vergebliche Reise zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand der Armenier.

(Schluß.)

In den persischen Provinzen, jenseits des Kaukasus, ist die Zahl der Armenier vom lateinischen Rituale weit geringer, als die vom schismatischen. In Georgien und Imerethi sind nur 7 bis 800 Familien; sie haben bloß zu Tiflis, Gori und Kutaissi Kirchen, die von Franziskanern, meistens Italienern, bedient sind, welche direkt von Rom gesendet werden.

Die Armenier wurden gleich allen Christen des Morgenlandes seit der Einführung des Islam von den Moslemin unterdrückt, und die Unterdrückung selbst fesselte sie an den christlichen Namen, da nur die Religion ihnen Trost gewähren konnte in dem Unglück, das ihr ganzes Volk, wie jeden Einzelnen traf. Aber diese Unterdrückung wirkte auch noch auf eine andere Weise. Um den Wirkungen der Tyrannei ihrer muselmännischen Beherrscher zu entgehen oder sie zu mildern, bequemte sich ihre Moralität häufig nach dem Willen des Despotismus, und es ist nicht ungewöhnlich, im Orient auf Christen zu stoßen, die sich dieses Namens rühmen und ihn so hoch schätzen als ihr eigenes Leben, die aber häufig auf Befehl der Tyrannen dieses schönen Theils der Welt sich zu den schwärzesten Thaten hergeben. In Folge dessen üben diese Christen zwar die äußerlichen Gebräuche ihrer Kirche mit der größten Gewissenhaftigkeit, sind aber tief verdorben, und unfähig eines offenen, kraftvollen Kampfes mit der Tyrannei zur Erhaltung ihres Lebens und Eigenthums. Statt dem Despotismus Widerstand und den Ungläubigen eine unerschütterliche Festigkeit entgegenzusetzen, suchen sie sich ihm nur durch Unterwürfigkeit, Ränke, Schlauheit, Lug und Trug zu entziehen. Da sie im Allgemeinen kein Grundeigenthum besitzen können, weil dieses sie den täglichen Launen ihrer Unterdrücker aussetzen würde, beschäftigen sie sich nur mit Handel und Gewerbe, weil sie hiebei besser den Belauf ihres Vermögens verbergen und sich der Unterdrückung, wenn sie unerträglich wird, entziehen können, indem sie ihre Familien und ihr Vermögen an einen andern Ort bringen.

Unter den Armeniern, überhaupt unter allen Asiaten, heirathen nur Wittwer und Wittwen untereinander, und es wird für schimpflich geachtet, wenn ein junger Mann eine Wittwe heirathet. Ehescheidung ist in der armenischen Kirche verboten, welche indeß mehrere Gründe der Trennung anerkannt, unter andern Ehebruch, jedoch ist Wiederverheirathung nicht gestattet. Die einzelnen Gewohnheiten bei Heirathen sind äußerst merkwürdig, aber allzu unanständig, als daß sie sich beschreiben ließen. Die Armenier halten, gleich den meisten Asiaten, die Geburt einer Tochter für ein Unglück; in diesem Falle finden keine Feste im Hause statt, was bei der Geburt eines männlichen Kindes immer der Fall ist. Die Frau bedient stets ihren Mann, namentlich bei Tische. Erwachsene Söhne, selbst wenn sie 40 Jahre alt, verheirathet und Väter sind, dürfen nie in Gegenwart ihrer Eltern sitzen; nur der älteste Sohn hat das Vorrecht, und alle andern Mitglieder der Familie sind verpflichtet, ihm zu dienen. Die Frauen zeigen sich nie, wenn Männer zusammenkommen. Dasselbe gilt hinsichtlich der Männer bei Versammlungen von Frauen, unter denen die Neuvermählteste den ältern gehorcht und nie mit Jemand im Hause, und noch weniger mit Jemand außer dem Hause zu sprechen wagt, bis der Ehemann es gestattet, was nicht geschieht, als bis sie 2 oder 3 Jahre verheirathet sind.

Die Unwissenheit und der Aberglaube der Armenier, welche die russischen, türkischen und persischen Provinzen in Asien bewohnen, übersteigt allen Glauben. Vor wenigen Jahren war die russische Regierung bemüht, Primärschulen in Tiflis zu errichten. Wie kann man aber von diesen Schulen erwarten, daß sie zur Aufklärung des Volks beitragen werden, da sie unter der Leitung unwissender, stupider Priester stehen, die selbst des Elementarunterrichts bedürfen, um zu etwas richtigern Ideen und einigen nützlichen Kenntnissen zu gelangen? Aberglaube und religiöser Fanatismus, welche in einem so hohen Grade unter der armenischen Nation herrschen, ließen selbst unter den reichsten und achtungswerthesten Familien, welche mehrere Generationen hindurch zu Moskau und Petersburg gewohnt hatten, niemals ihre Seelenkräfte des Rosts sich entkleiden, womit religiöser und politischer Despotismus sie seit so vielen Jahrhunderten überdeckt haben. Während wir die Armenier im Allgemeinen äußerst schlau und listig finden, treffen wir nur sehr wenige unter ihnen, die im Stande sind, logische Schlußfolgen zu machen oder klare Ansichten zu gewinnen. Wir sprechen hier freilich nicht von der achtbaren armenischen Geistlichkeit in dem St. Lazarukloster zu Venedig, welche die Vortheile europäischer Civilisation sich zu eigen gemacht hat, und ebensowenig von den aufgeklärten und höchst achtungswerthen Mitgliedern dieser Nation, welche dieselben Vortheile im britischen Indien genossen.

In den russischen Provinzen, südlich vom Kaukasus, bilden sie gewöhnlich den größern Theil der Städtebevölkerung, doch sind sie auch an einigen Orten in Dörfern angesiedelt. Ihre Lebensweise gleicht der der Georgier, von denen sie sich indeß durch ihren Glauben und ihre Beschäftigung unterscheiden. Sie treiben größtentheils Handel und Gewerbe, nur wenige treiben Ackerbau. Unter der Herrschaft der Könige von Georgien waren sie unterdrückt. Die Russen haben sie in alle politischen Rechte eingesetzt, welche die andern Einwohner des Landes genießen und

beschützen sie auf besondere Weise, weßhalb sie auch der russischen Regierung ausnehmend zugethan sind. *)

In diesem Lande sind viele adelige Familien; mehrere wurden indeß von den Russen in dieser letzten Eigenschaft anerkannt, welche keine gehörigen Ansprüche darauf hatten, wie z. E. die Meliks, Häuptlinge von Karabag. Wie in Polen Gewerbe und Handel nur von den Juden getrieben werden, so in Georgien hauptsächlich nur von den Armeniern, sogar der Adel und die Fürsten folgen diesem Beispiel.

Auch der armenische Bauer macht sich zum Kaufmann; er führt Waaren nach den verschiedenen Messen von Rußland und handelt daselbst, er geht sogar bis Nischnep-Nowgorod, Moskau und nach den verschiedenen Handelsstädten der Türkei und Persiens. Der ganze Handel mit den wilden Bergvölkern des Kaukasus ist in ihren Händen; sie sind die einzigen Fremden, welche sicher durch dieß Land reisen, und auf allgemeinen Schutz rechnen können. Die armenischen Kaufleute zu Tiflis fanden sich genöthigt, ihre Buden und Waarenhäuser zu vergrößern, da in den letzten 10 Jahren ihre Handelsunternehmungen an Umfang und Ausdehnung gewannen. Da die Vermehrung der Bevölkerung zu Tiflis den Preis der Buden in dem alten Bazar ungeheuer steigerte, so vereinigten sich die Armenier, um ein neues Karavanserai und einen neuen Bazar zu bauen, unter der Bedingung, daß die jährlichen Einkünfte daraus zur Unterhaltung zweier Schulen verwendet würden, wovon die eine zum Unterrichte der Armenier überhaupt, die andere für den besondern Unterricht der Geistlichkeit bestimmt ist.

*) So urtheilen indeß nicht Alle. Ein armenischer Priester, Namens Isaak Cator, der das britische Indien besuchte, ließ in den Meerut-Observer unter Anderm Nachstehendes einrücken. „Die christliche Bevölkerung Armeniens haßt die Russen mehr noch als die Mohammedaner, und allgemein herrscht der Wunsch, daß die Engländer sie in Schutz nehmen möchten. Die Russen schlugen, als Abbas Mirza in die transkaukasischen Provinzen eindrang, den christlichen Armeniern vor, sie auf der andern Seite des Gebirges am kaspischen Meere anzusiedeln, zwangen sie, mit ihrer Armee zurückzuwandern, und versprachen ihnen Häuser und Ländereien im russischen Gebiet. Die armen Armenier verließen ihre heimischen Berge und wurden in den russischen Städten am kaspischen Meere einquartirt, bis Niederlassungen für sie in Bereitschaft gesetzt seyen. Nach 2 Jahren war aber noch nichts geschehen, der Friede mit Persien wurde geschlossen, und die armen Wanderer kehrten heim, wo sie ihre Häuser geplündert und ihre Ländereien verwüstet fanden." Sehr interessante und authentische Nachrichten über diesen Gegenstand gibt eine im Jahr 1832 erschienene kleine Schrift: „Die Verpflanzung der Armenier nach den russischen Provinzen" betitelt. Nur die Schwierigkeit, sich russische Bücher zu verschaffen, hinderte die Redaktion, Auszüge aus derselben mitzutheilen.

Das Fort Saint Michel.

Eine Anzahl politischer Verurtheilten, die jüngst auf Befehl der französischen Regierung nach dem Fort Saint Michel gebracht worden sind, um hier ihre Strafzeit auszuhalten, hat die Aufmerksamkeit auf dieses in der neuern Zeit fast in Vergessenheit gerathene Staatsgefängniß gezogen. Der Berg Saint Michel liegt am äußersten Ende der Normandie. Die benachbarten Städte sind Granville im Norden, Avranches im Nordosten, Pontorson und Dol im Süden, Cancal im Südwesten und die offene See im Westen, auf zwei Stunden Entfernung. Dieser Berg, aus Granit bestehend, erhebt sich mit seinen Gebäuden ungefähr 500 Fuß über eine Bergebene von ¼ Stunde Umkreis; er steht isolirt in der Mitte eines weiten, weißen und einförmigen Strandes von acht Quadratstunden Oberfläche, welchen mehrere Bäche durchschneiden. Wenn das Meer steigt, was periodisch Morgens und Abends, vier Tage vor und nach dem Neulichte und dem Vollmonde geschieht, bedeckt es dieses lange Ufer mit seiner Fluth, dehnt sich um den Berg Saint Michel aus, strömt rasch darüber weg nach dem Uferstrande, dringt mit Ungestüm in das Bett der Flüsse, und steigt ihren Strom aufwärts weit in das Land; wenn es seinen höchsten Stand erreicht hat, zieht es sich wieder in seine natürlichen Gränzen zurück und läßt hinter sich einen unermeßlichen Strand trocken liegen, wo, wenige Stunden vorher, der Berg Saint Michel wie eine Pyramide mitten in einem See von weiter Ausdehnung erschienen war. Der sicherste Weg für diejenigen, die den Mont Saint Michel von der Seite von Avranches besuchen, ist der Küste zu folgen und sich an das Gestade der Gemeinde Arderon zu verfügen; dort findet man Führer, welche die Stunden kennen, in denen die See steigt und fällt.

Zu beiden Seiten des ersten Eingangsthores bemerkt man zwei alte Kanonen, die den Engländern bei der Belagerung des Forts im Jahre 1423 abgenommen wurden. In dem größten dieser Geschütze befand sich eine jener ungeheuern Kugeln von Stein, deren man sich damals bediente. Dieses Thor führt in einen Hof, in welchem eine Wachstube ist. Nachdem man durch zwei andere Thore gegangen ist, gelangt man an den Fuß einer Straße, in welcher mehrere Wirthshäuser stehen. Zwar kann man auf mehrern Fußwegen dem Schlosse sich nähern, doch ist es bequemer, der Straße zu folgen, oder die Wälle hinan zu steigen, an deren Ende mehrere Treppen angebracht sind, welche an das Thor des Schlosses selbst führen, das mit zwei Thürmchen aus Granit besetzt ist.

In diesem wahrhaften Labyrinthe sind die unterirdischen Gemächer, die Keller, die Pulver- und Kugelmagazine, das unermeßliche Gewölb, in welches man die Maschine gestellt hat, womit man die Vorräthe heraufzieht über eine Mauer von 70 Fuß Höhe, die Mordkammern, gräßliche Gefängnisse, welche in paco hießen, deren Eingang im Zickzack geht und das Licht schräg erhält, das Gewölb über den Falltreppen zu den Mordkammern und die weiten unterirdischen Räume von Montgomery und des Refektoriums, welche in einer Länge von 200 Fuß und 18 Fuß Höhe zusammenhängen, geeignet, die Aufmerksamkeit der Reisenden anzuziehen. Das Erdgeschoß enthält die Gemächer der Verwaltung, jene des großen und kleinen Exils, die Küche, das große Refektorium darüber; die Schlafstätten der alten Mönche, die Bibliothek, die Krankenstube.

In der Mitte der großen Verschiedenheit von Gebäuden, welche sich auf dem Gipfel des Felsen erheben und eines über das andere gewölbt sind, bemerkt man die Kirche und die unterirdischen Pfeiler, welche einen Theil davon tragen; die Länge der Kirche ist 170 Fuß; ihre Höhe 68 Fuß im Gewölbe und ihre größte Breite 150 Fuß. In dieser Kirche gewahrt man die Kapelle des Erlösers, wo die Reliquien aufbewahrt waren, der Schatz, das große Gemälde des heiligen Michael, seine Statue mit Goldblättern überdeckt, und über dem Altar hängt das große Wappen mit dem Namen und den heraldischen Zeichen der Tapfern, welche im Jahre 1423 die Engländer zurückgeschlagen haben. Man kann den Berg Saint Michel nicht verlassen, ohne die Höhe eines steilen mit Gebüsch bedeckten Felsens anzustaunen, auf dessen Gipfel man die sogenannte Merveille erbaut hat, die aus einer Reihe von sechs und dreißig Widerlagen besteht, deren Bestimmung ist, eine dicke Mauer von 250 Fuß Länge und einer Höhe, welche die Einbildungskraft entsetzt, zu stützen.

Der Berg Saint Michel diente lange Zeit zur Aufbewahrung der Staatsgefangenen. Franz I ließ Noël Beda, Syndikus der Fakultät der Sorbonne, Vorsteher des Kollegiums von Montaigu, dahin bringen. Er mußte Abbitte thun, „weil er den König geschimpft hatte." Er starb im Gefängniß.

Der eiserne Käfig, von welchem so viel gesprochen worden ist (in welchen Ludwig XIV einen holländischen Zeitungsschreiber, der es gewagt, üble Nachrede von dem großen König zu halten, hatte sperren lassen), war durch einen hölzernen Käfig aus ungeheuern Balken, von drei Zoll Zwischenraum der eine von dem andern, ersetzt worden. Zur Schreckenszeit diente diese alte Abtei als Gefängniß von mehr als 500 Geistlichen, die wegen ihres hohen Alters oder ihrer Gebrechlichkeit nicht hatten deportirt werden können. Heute dienen die Gemächer des Schlosses, die Abtei und selbst die Kirche als Centraleinsperrungshaus. Im Innern hat man Werkstätten angebracht, in welche die zahlreichen Bewohner dieses traurigen Aufenthaltes vertheilt sind.

Das Meer hat oft fürchterliche Verheerungen in den Dörfern angerichtet, die in der Nachbarschaft dieses Felsens liegen. Von den Westwinden getrieben hat es ihre Bewohner unter seinen Fluthen begraben. Zuweilen hat sich der Strand geöffnet, und in seinen Abgründen Heerden, Menschen und ganze Dörfer verschlungen.

Eine andere Notiz über den Berg Saint Michel gibt folgende Beschreibung: Dieses Fort liegt zwei Stunden entfernt von aller bewohnbaren Stätte; einsam wie jene alten Klöster von Theben, wo das Leben in der Einsamkeit anfing und endete. Auch war es ein altes Kloster, erbaut im 12ten Jahrhundert, genau wie die Pyramiden von Aegypten, mit großem Aufwand von Menschen und Frohnden, welche der Bischof von Avranches, so verschwenderisch in furchtbaren Exkommunikationen, vorschrieb. Das Kloster wurde in der Folge berühmt durch die Saturnalien seiner Bewohner: allmählich räumte die Religion der Politik den Platz ein. Hier wurden jene heimlichen Mordkammern vervollkommnet, welche aus einem Fenster in einen Brunnen von 400 Fuß Tiefe gingen, wo kreuzweise gestellte Sensen in einzelnen Zwischenräumen angebracht waren. Hierhin schickte die Regierung diejenigen, deren sie sich ohne Lärm entledigen wollte, und die schreckliche Falltreppe von Saint Michel war in der Gegend ein grauenvolles Geheimniß, wovon die Sage die entsetzlichste Erinnerung bewahrt hat. Im Fort Saint Michel wurden ferner jene eisernen Käfige von sechs Fuß Länge und drei Fuß Höhe bewahrt, in welchen ein Mensch sitzend und gebückt, nie in aufrechter Stellung sein Leben zubrachte, und in diesem voraus bereiteten Grabe etwas schwarzes Brod empfing, was seine Kräfte gerade so weit erhielt, daß er unausgesetzt seinen endlosen Todeskampf empfinden konnte. Der in einen dieser Käfige eingesperrte holländische Zeitungsschreiber hatte sich vermessen, übel von dem großen König zu sprechen, wer weiß, vielleicht zu sagen, daß er zu viele Maitressen habe! In dieser Gegend, wo der Lärm der Winde und die anschlagende Brandung allein die verzweiflungsvolle Stille unterbrechen, ist kein Raum für ein anderes Haus als die Kaserne und das Gefängniß. Dreihundert Mann ungefähr machen die Garnison aus, und man ist genöthigt, sie alle zwei Monate zu wechseln. Hie und da, am Fuße der Felsen, sieht man einige Fischerhütten, welche bei dem Fort Schutz gegen die Wogen der Fluth suchen. Im Uebrigen keine Bewegung, kein Halm, keine Stimme, keine menschliche Wohnung, nichts als einen Himmel, oft bedeckt mit Nebel so dicht als die Nacht; nichts als die See, welche in der Ferne rauscht, öfter aber ruhig und leblos ist. Man muß die finstern und kalten Treppen, die schwarzen und feuchten Säle dieses gothisch-normännischen Gebäudes durchwandert haben, um einen Begriff von seiner Ungesundheit zu erhalten. Die aus der Küste gezogenen Stoffe, und die Salze, mit denen die Winde der Bucht stets beladen sind, haben das Mauerwerk so sehr mit Steinausflüssen getränkt, daß die Wände, grün von Schlamm oder gebleicht von Nitrum und Salpeter, ohne Unterlaß ein salziges, schlammiges Wasser ausschwitzen. Die Luft, welche sich durch die verwitterten Luftlöcher einstiehlt, unterbricht kaum die Stagnation einer miasmatischen und strengen Atmosphäre, welche die Brust zusammenzieht und erschlafft.

Hier noch einige Thatsachen, welche vor einem Assisengerichte öffentlich zur Sprache gekommen sind: Mehrere Gefangene, von den stets wiederkehrenden Leiden dieses steinernen Pontons erschöpft, waren dahin gelangt, mittelst eines zinnernen Löffels mehrere Münzstücke zu fertigen, welche sie sogleich selbst dem Direktor zustellen ließen. Sie hatten sich unter die Todesstrafe gestellt; sie wußten es, und verlangten ihre Anwendung. Zur lebenslänglichen Zwangsarbeit verurtheilt, wünschten sie sich Glück, dem Fort Saint Michel durch die Galeere zu entgehen.

Richard Lander kam, den neuesten Nachrichten zufolge, am 1 Mai von dem Dampfboot „der Quorra,“ das er in der Nähe des Flusses Tschadda im tiefen Wasser gelassen hatte, in Fernando Po an. Er fuhr in einem Landeskanot den Niger hinab, und kam nach einer Fahrt von dreizehn Tagen, während welcher er jede Nacht in einem der an den Ufern des Niger gelegenen Dörfer zubrachte, am Bord der damals im Fluß Nun liegenden Brigg Columbine an. In Fernando Po befand Lander sich augenscheinlich sehr übel, doch genaß er schnell von einer Diarrhöe, an der er bereits einige Monate gelitten hatte. Er war deßhalb allein nach diesem Platz zurückgekehrt, um sich mit Arzneimitteln, Thee und andern Stärkungsmitteln zum Gebrauch der Kranken an Bord der Dampfboote zu versehen. Die Sterblichkeit unter der Mannschaft der Expedition hatte eine furchtbare Höhe erreicht, und noch ehe Lander die Reise nach der Küste unternahm, waren nicht weniger als fünf und zwanzig, worunter die meisten Offiziere und Ingenieurs, umgekommen. Die hauptsächlichsten Ursachen dieser traurigen Unfälle waren folgende: Die Schiffe wurden unglücklicherweise an einem Ort Namens Attah zurückgehalten — warum, wird nicht angegeben — bis Lander in Gesellschaft eines oder zweier seiner Begleiter sich endlich zum König begab. Sie wurden von der schwarzen Majestät, die in Seidensammet gekleidet und von ungefähr dreihundert gut angezogenen, sämmtlich verschnittenen jungen Leuten, die eine Art Leibwache vorstellten, umgeben war, sehr gut aufgenommen. Diesem Aufenthalt folgte ein anderer noch weit verdrießlicherer; das größere Dampfboot war von der starken Strömung auf eine Sandbank getrieben worden, wo es mehrere Wochen liegen bleiben mußte, bis es endlich durch das Anschwellen des Flusses wieder flott wurde. Bei der Untersuchung, die man jetzt vornahm, zeigte sich zwar, daß es keinen Schaden gelitten hatte, allein dieser sehr unzeitige Aufenthalt sowohl als auch der zu Attah, und vor Allem die beklagenswerthe Sterblichkeit an Bord der Schiffe, hatten die Expedition gehindert, ihre Handelsunternehmungen so erfolgreich zu betreiben als sie es wünschte. Als Lander den „Quorra“ verlassen hatte war eben ein Verkehr mit den Eingebornen eingeleitet worden, und da es allem Anschein nach Ueberfluß an Elfenbein im Lande gab, so läßt sich vermuthen, daß das Unternehmen auch in kaufmännischer Hinsicht so erfolgreich seyn werde, als die Unternehmer es wünschen können. Am 18 Mai verließ Lander Fernando Po in einem Landeskanot, um sich wieder zu seinen, ihn ohne Zweifel mit Verlangen erwartenden Gefährten zu begeben. — Der nachstehende Auszug aus einem am 25 Mai in Sierra Leone geschriebenen Briefe enthält über die frühere Geschichte von Landers Expedition noch Folgendes: „Die Boote des Schiffes der englischen Marine „Curlew“ hatten die Columbine, deren Kapitän einige Tage früher gestorben war, am 20 April erreicht. Der Schiffsarzt der Columbine hatte Briefe von Lander aus König Obie's Palast *) in Eboe, erhalten, welche vor ungefähr drei Wochen, nachdem sie die Einfahrt des Flusses Nun verlassen hatten, geschrieben waren. König Obie hatte die Reisenden sehr freundlich aufgenommen, und Landern einige Kanots sammt den zum Flußaufwärtsfahren nöthigen Ruderern geschenkt. Wenige Tage vor ihrer Ankunft in Eboe hatten die Dampfschiffe ihre Boote ans Ufer geschickt, um Holz zu fällen, da aber die Eingebornen auf die Mannschaft derselben schossen, so war diese genöthigt umzukehren. Am nächsten Morgen schickte man eine größere Anzahl bewaffneter Mannschaft aus, aber auch diese wurde von den Eingebornen mit Schüssen begrüßt. Der „Quorra“ warf eine Signalrakete in die Stadt und unterhielt aus seiner langen Kanone in Zwischenräumen ein anderthalbstündiges Feuer, das die Eingebornen erwiderten; die Mannschaft beider Dampfschiffe ging endlich ans Land, verjagte die Eingebornen aus der Stadt oder dem Dorf und zündete dieses dann an. Von den Eingebornen fand man drei todt und einen sterbend; von den Engländern waren einer oder zwei leicht verwundet. Die Nachricht von diesem Treffen kam noch früher als das Dampfboot nach Eboe, und Lander ist der Meinung, daß dieser Vorfall für die Einwohner am Fluß eine Witzigung seyn werde, sie von fernern Feindseligkeiten abzuhalten. Neun Mann sollen gestorben seyn, noch ehe sie den Fluß Nun verließen und zwei oder drei später.“ — Im Nun befand sich auch eine amerikanische Handelsbrigg, „die Agenoria,“ die zu Untersuchung des Nigers von einer Gesellschaft von Kaufleuten in New-Providence ausgerüstet worden war. Sie hatte zwei kleine Schooner bei sich, die den Fluß aufwärts fahren, während die Brigg an der Mündung liegen blieb. Fast die ganze weiße Mannschaft an Bord dieser Fahrzeuge war gestorben, und die noch Lebenden befanden sich in den elendesten Gesundheitsumständen. Den Vorsatz, mit den Schoonern flußaufwärts zu fahren, hatten sie ganz aufgegeben, da ihnen dieß mit einem Segelschiff unausführbar schien. Die Brigg war Willens eine Ladung Palmöl einzunehmen und damit nach den Vereinigten Staaten zurückzugehen; sie war von der Gesellschaft im Geheim ausgerüstet und vorgeblich auf den Wallfischfang ausgeschickt worden.

---

*) Siehe das Ausland vom vor. Jahre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 266. 23 September 1833.

Kommunikation mit Indien.

Das Bedürfniß einer schnelleren und sichereren Kommunikation zwischen Europa und Indien, das sich seit der Wichtigkeit, welche die europäischen Besitzungen im Orient erlangt haben, täglich mehr fühlbar macht, hat seit einigen Jahren eine Menge von Planen hervorgebracht, durch welche man diesen Zweck zu erreichen hoffte. Der Handelsstand von Calcutta hatte eine Prämie von 20,000 Pfund Sterling für das erste Dampfboot ausgesetzt, das das Cap der guten Hoffnung umfahren würde, und im Jahre 1825 erreichte das Dampfboot Enterprise Calcutta, nach einer Fahrt von 65 Tagen. Aber die Kosten waren so groß, daß der Plan aufgegeben werden mußte; das Boot wurde von der Compagnie gekauft und zum Transport der Truppen auf den Hoogly und dem Ganges gebraucht. Die Compagnie ließ hierauf Dampfboote in Bombai bauen, welche Arabien umfahren und das rothe Meer bis Suez durchschiffen sollten, es wurden Kohlenmagazine auf der Insel Socotora, die etwa halbwegs liegt, errichtet, und die Schiffahrt begann im Jahre 1829. Mehrere Dampfboote machten die Fahrt, die Reisenden und die Depeschen wurden von Suez auf Kamelen nach Cairo geschickt, von wo sie sich nach Alexandrien und von da nach Malta einschifften, wo sie die Postdampfboote der englischen Regierung fanden. Die Reise konnte in 60 Tagen gemacht werden, wenn Wind und Wetter zwischen Alexandrien und Malta günstig war; aber das mittelländische Meer ist sehr unsicher, und die letzten Depeschen, die in 24 Tagen von Bombai nach Aegypten gekommen waren, brauchten 60 Tage von Aegypten nach Malta. Diese Lage der Dinge hat mehrere neue Plane hervorgebracht, welche theils der englischen Regierung, theils der Compagnie, theils dem Pascha von Aegypten vorgelegt worden sind, und von denen ohne Zweifel einer oder der andere ausgeführt werden wird.

Der erste Mann, der sich ernsthaft mit dem Errichten von Dampfschiffen zwischen Europa und Indien beschäftigt hat, ist ein Engländer, Namens Waghorn; er war es, der die Bildung der ersten Committee in Calcutta veranlaßte, er bereis'te hierauf Syrien und Aegypten, um die beste Kommunikation auszufinden, wurde von den Beduinen geplündert und gefangen, erreichte aber endlich England, wo er an der Errichtung einer neuen Gesellschaft für seinen Zweck arbeitete. Er hat jetzt vorgeschlagen, Dampfboote von London nach Alexandrien zu organisiren, die Waaren und Depeschen auf dem Nil nach Cairo zu führen, in der Mitte der Wüste zwischen Suez und Cairo ein Caravanserai zu bauen, wo ein Agent wohnen sollte, der den Transport durch die Wüste mit Kameleu in 2 Tagen besorgen würde. Gegenwärtig gehen die Postdampfboote von Portsmouth nach Malta in 16 Tagen (wovon 2 in Gibraltar zugebracht werden), die Distanz ist 2250 englische Meilen, so daß die Dampfboote 6½ Meilen in der Stunde machen. In Malta könnte man 2 Tage anlegen, und hierauf in 6 Tagen nach Alexandrien kommen, von da zwei Tage zu Lande nach Cairo, 2 Tage in Cairo, 2 Tagreisen durch die Wüste, so daß die Reisenden und Depeschen den 30sten Tag in Suez ankämen. Hier würde man sich auf einem indischen Dampfboote einschiffen, das in 8 Tagen Aden in der Meerenge von Bab el Mandeb erreichte, zwei Tage zum Einnehmen von Kohlen anlegte, und nach einer neuen Fahrt von 10 Tagen, in Bombai an dem fünfzigsten Tage der Reise ankäme. Dazu werden Dampfboote von 4 — 500 Tonnen mit 140 Pferdkraft vorgeschlagen. Da die Dampfboote schon jetzt nach Malta gehen, so würde die neue Ausgabe dabei nur die Entfernung zwischen Malta und Alexandrien betreffen; sie ist für 12 monatliche Reisen auf 6000 Pf. Sterling berechnet. Der Transport in Aegypten, die Agenten und 20 Kamele eingerechnet, betrüge 1000 Pf. St., die 12 Reisen von Bombai nach Suez und zurück sind auf 30,000 Pf. angeschlagen. Dafür könnten 240 Reisende jährlich nach Indien und eben so viele zurück gebracht werden, wodurch allein die ganze Ausgabe gedeckt würde. Die Briefe und leichten Waaren würden eine beträchtliche Einnahme abwerfen, und diese Unternehmung erforderte keine weitern Vorbereitungen, keinen Kanalbau, keine diplomatischen Unterhandlungen, sie könnte sogleich ausgeführt werden, die Angaben sind bekannt, der Weg ist sicher und oft bereis't worden. Die Sicherheit und Schnelligkeit der Kommunikation wären für die Compagnie von unschätzbarem Werthe, die Entscheidung über wichtige Angelegenheiten, welche jetzt immer 7 Monate erfordert, bis die Antwort erfolgt ist, könnte auf diesem Wege in der Hälfte der Zeit gegeben werden. Gegenwärtig werden in solchen Fällen Couriere zu Land über Konstantinopel, und von da nach

Bassora geschickt, was mit vieler Unsicherheit verbunden ist und große Summen kostet.

Der zweite Weg, welcher vorgeschlagen worden, ist der von Bombai durch den persischen Meerbusen den Euphrat hinauf, quer durch Syrien nach dem Meerbusen von Scanderun, und von da auf dem mittelländischen Meere nach England. Ein Ingenieur-Offizier, Kapitän Chesney im Dienst der Kompagnie, schlug ihn vor. *) Dieser Weg wäre der kürzeste von allen, und ließe sich in 45 Tagen zurücklegen; aber es läßt sich nicht verkennen, daß die Schifffahrt auf dem Euphrat, abgesehen von allen natürlichen Schwierigkeiten, durch die Anwohner des Flusses sehr gefährdet wäre. Sie lassen kein Boot vorbei, ohne darauf zu schießen und zu versuchen, sich desselben zu bemächtigen, und eine so reiche Beute als ein indisches Dampfboot würde tausend Gefahren von ihrer Seite ausgesetzt seyn.

Kapitän Chesney schlägt daher selbst noch einen andern Weg vor, nämlich das Durchstechen des Isthmus von Suez; er würde einen Kanal von dem rothen Meer in den See Menzaleh graben, der sich von Damiette an, etwa 20 Stunden in den Isthmus hinein erstreckt. Der See ist beinahe überall 4 Fuß tief, und ist überall von Fischerbooten befahren. Der Theil des Isthmus zwischen ihm und dem rothen Meere ist vollkommen eben, leicht zu durchschneiden, und in einem Lande wie Aegypten, wo man Arbeiter in jeder Zahl erhalten kann, wäre es eine Unternehmung, die keine denkbare Schwierigkeit darböte; auf diesem Kanal könnten die indischen Dampfschiffe bis Damiette fahren, wo sie die europäischen fänden. Dabei läßt sich der Weg in 46 Tagen zurücklegen, und es wäre möglich weit mehr und schwerere Waaren zu transportiren, als sich auf Kamelen durch die Wüste thun ließe. Die alte Einwendung, daß das rothe Meer höher als das mittelländische stehe, daß daher Gefahr von ihrer Kommunikation zu fürchten sey, widerlegt er durch die einfache Bemerkung, daß das wenige Wasser, welches sich durch einen so kleinen Kanal in das mittelländische Meer ergießen würde, keinen andern Einfluß haben könne, als daß es den Einfluß von Wasser durch die Meerenge von Gibraltar um eben so viel vermindert.

*) Siehe den Bericht desselben im Ausland von d. J. Nr. 71 und 72.

Madagaskar und seine neuesten Staatsumwälzungen.

(Fortsetzung.)

Kurz vor seiner Abreise fielen zwei Ereignisse vor, die den Ausbruch der Feindseligkeiten herbeiführten. Der Magallon, ein kleines im Dienst von Sainte-Marie beschäftigtes Schiff, war nach Foulepointe gegangen, um Reiß zu laden, und der General Rakeli, der dort befehligte, verbot, ihm diesen Artikel zu verkaufen, mit der Erklärung, er habe zwar keinen Befehl von der Königin so zu handeln, aber er ergreife diese Maßregel auf eigene Verantwortlichkeit. Fast zur nämlichen Zeit wurde ein Handelsmann von Bourbon zu Fenerift angehalten, auf Befehl des Obristen Andriamifidi als Sklave verkauft, und erhielt seine Freiheit nur erst nach Erlegung einer Ablösungssumme von 50 Piaster wieder. Der einzige Grund, den der Obrist zur Beschönigung dieser Gewaltthat anführte, waren die merkwürdigen Worte: „Verkauft man schwarze Menschen, so kann man wohl auch weiße verkaufen."

Der Kommandant, der sich zu Tintingue befand, hatte nicht sobald Kunde von diesen Vorfällen erhalten, als er mit der Terpsichore, Nievre und Chevrette nach Tamatave unter Segel ging und am andern Morgen nach seiner Ankunft, am 11 Oktober, nach einigen Unterredungen mit dem General Coroller unvermuthet das Feuer auf das Dorf eröffnete. Die ersten Kugeln drangen in die innerhalb des Forts befindliche Pulvermühle, die mit einer gewaltigen Explosion in die Luft flog, und nach einstündigem Kampf existirte Tamatave nicht mehr. Die Hovas ergriffen mit Hinterlassung von etwa 40 Todten die Flucht, und zogen sich in die Wälder zurück; die Feindseligkeiten folgten nun rasch auf einander.

Am 16 verjagte eine zu Verfolgung der Hovas abgeschickte Abtheilung diese nach einem großen Gemetzel aus einer verschanzten Stellung, die sie zu Ambatumanuhi, vier Lieues von Tamatave, am jenseitigen Ufer des Flusses Ivondrun, inne hatten.

Am 26 ging die Division von Foulepointe, wo General Rakeli befehligte, vor Anker, und griff am andern Tage den Platz an; allein dießmal wurden die Franzosen mit einem Verlust von einigen Mann, unter denen sich der tapfre Kapitän Schöll befand, den sein Muth mitten unter die Feinde führte und der von den Seinigen nicht unterstützt wurde, zurückgeschlagen. Diese Niederlage wurde indeß nichtsdestoweniger in dem der Regierung erstatteten Bericht als ein Sieg dargestellt. (S. Moniteur vom 13 März 1830). Die Division ging hierauf nach Tintingue ab, wo sie einige Verstärkungen an sich zog, und zeigte sich am 3 November vor Pointe-à-Larrée, einer kleinen zwei Lieues südlich von Tintingue gelegenen Erdzunge, wo die Hovas sich verschanzt hatten. Nach einem ziemlich lebhaften Gefecht wurde das Fort genommen und angezündet; der Feind verlor ungefähr 120 Mann, und eine ziemlich große Menge von Waffen, Schießbedarf und Schlachtvieh fiel den Franzosen in die Hände.

Dieses Gefecht war das letzte. Die Hovas der Ueberlegenheit ihrer Gegner auf dem Schlachtfelde sich nur zu gut bewußt, nahmen ihre Zuflucht zu einer Art den Krieg zu führen, die in einem Lande wie Madagaskar gegen europäische Truppen unfehlbar von Erfolg seyn muß.*) Sie suchten nämlich Zeit zu gewinnen, indem sie fortwährend auf den Frieden hoffen ließen, ohne ihn jedoch zu bewilligen, und überließen dem Klima die Sorge, die Expedition aufzureiben. Am 20 Novbr. erschienen zwei Abgesandte an Bord der Terpsichore mit der Versicherung, daß die Königin geneigt sey, die Rechte der Franzosen anzuerkennen, daß sie jedoch keine Vollmacht hätten, den Frieden definitiv zu unterhandeln. Es wurde nun auf diese Grundlage hin eine vorläufige Uebereinkunft aufgesetzt, mit der die beiden Gesandten nach Tananarive zurück gingen, um sie ihrer Regierung zur Genehmigung vorzulegen.

(Schluß folgt.)

*) Toussaint-Louverture sagte, nachdem er kapitulirt und sich dem General Leclerc ergeben hatte, zu seinen Vertrauten: „Die Franzosen sind Herrn des Landes, aber ich rechne auf die Vorsehung." Diese Vorsehung blieb auch in der That nicht aus, denn es war dieß nichts Anderes als das Hospital dieses Namens (providence) zu Port-au-Prince.

Skizzen aus Paris.

Montmartre.

Wenn der Bürger und Handwerker von Paris sich gütlich thun, die Arbeit vergessen und den Sonntag genießen will, so geht er vor die Barrière; im Innern der Stadt ist der Wein viel theurer, und die Sitte gibt den Orten vor der Barrière den Vorzug. Wer an diesen Tagen gleichzeitig vor allen 56 Barrièren seyn könnte, würde erstaunen, überall eine Masse von Personen zu finden, deren Zahl ihm an einer einzigen auffällt. Eine der Lieblings-Barrièren und vorzugsweise besuchter Vergnügungsort ist Montmartre; der Pariser gefällt sich, von dieser Höhe auf seine unermeßliche Stadt herabzusehen und seinen etwas sauren Wein durch das Stolzgefühl einer solchen Heimath zu versüßen. Heinrich IV liebte auch diesen Anblick. Eines Tages, um das Gemälde mehr perspektivisch zu haben, bückte er sich und sah durch seine Beine durch, indem er dabei ausrief: Wie viele Hahnrei-Nester sehe ich! Sein Hofnarr, der die nämliche Stellung annahm, schrie: Sire, ich sehe das Louvre! An dem Tage, wo ich zum Letztenmale den Montmartre besuchte, war das Kirchweihfest daselbst. Alle Zugänge nach der Anhöhe waren dermaßen mit Menschen angefüllt, daß es kaum möglich war, sich Bahn zu schaffen. Oben auf der Anhöhe wimmelte es von allen Ständen und Altern, Jung und Alt, Häßlich und Schön, in buntem Chaos. Nichts ist zärtlicher als dieses Volk im Sonntagskleid, lachend und vergnügt, und alle Sorge weit von sich werfend; wer diese Leute hier sieht, sollte glauben, daß es für sie nie einen Montag gibt, und ich bin überzeugt, daß sie mindestens nicht daran denken. Was mich stets angezogen hat, ist die Zärtlichkeit und Gutmüthigkeit, mit welcher der Pariser seine Frau, die Bourgeoise, behandelt; ist ein Regenschirm, oder ein Kind, oder zwei, oder Alles zusammenzutragen, so ist es gewiß der Mann, welcher Dieß besorgt, und dabei noch aufmerksam wacht, daß die Frau nicht stolpert im Herabgehen. In der That, Paris ist das Paradies der Frauen. Das Vergnügen, welches man hier sucht, ist mannichfaltig, wie der Sinn und Geschmack der Gäste; hier wird getanzt, dort gespielt, dort auf dem Karoussel geritten, dort elektrisirt, dort die Karte geschlagen; dort wird getrunken, gesungen und geliebt. Alle Sehenswürdigkeiten des Boulevard du temple, als da sind: Klapperschlangen und Papagaien, Boa's und dressirte Pudel, Weiber mit Bärten und abgerichtete Frösche, Riesen und Zwerge, und die ganze Naturgeschichte sind hier aufgestellt, und das Wenigst Merkwürdige ist sicherlich nicht die Art und Weise, wie diese Künstler und Possenreißer ihre Seltenheiten empfehlen. Der Dialekt und ihre Sprache sind unnachahmlich und unbeschreiblich; Jeder hat sein eigenes Lexikon, was von Naivitäten wimmelt. Einer unter ihnen zeigte mit dem größten Ernste eine Art Kranich, welchen er das Animal royal nannte, und dem er auf dem Aushängeschild die drei Farben gegeben hat. Das Wunderbare an diesem Thiere sollte seyn, daß es einen silbernen Kamm trage, und damit man um so mehr gereizt sey, es zu sehen, versicherte der Ausrufer wiederholt, daß der Kamm sehr gut nachgeahmt (imité) sey! Lange Zeit war es mir ein Räthsel, wie eine Wirthschaft, eine Aufwartung, eine Bedienung mit einer solchen Menge von Konsumenten bestehen könne, wie die Wirthe nicht auf eine fürchterliche Weise geprellt und bestohlen werden? Allein die Erklärung ist einfach, und sie macht begreiflich, daß oft in einem einzigen Wirthshause der frequentirtesten Barrièren tausend und mehr Personen auf Einmal zu Tische sitzen. Wer Etwas zu haben wünscht, fordert und holt es selbst in der Küche, und bezahlt es sogleich. Aber das Geschirr, die Gläser, die Gabeln? Hier sehe ich Leute, welche Alles zerbrechen und fortgehen, und kein Mensch hält sie an oder macht sie zahlen! Sehr natürlich, Alles ist vorausbezahlt, Teller, Platte, Messer und Gabel, Flasche und Glas. Will es der Gast mitnehmen, will er es zerbrechen, es ist seine Sache, er kann damit anfangen, was er will. Was er beim Weggehen restituirt, wird ihm vergütet.

Während dem der Saus und Braus um meine Ohren schwirrte und der ganze Berg einem Ameisenhaufen in voller Thätigkeit glich, heftete ich meine Blicke auf die Gegend selbst und die Stadt, die sich unter meinen Füßen ausdehnte; der Berg ist jetzt sehr steil zu besteigen, weil, seitdem man mit Gyps baut, aller Stoff zu einem großen Theile der Häuser in Paris aus seinen Eingeweiden genommen wird. Wäre Dieß nicht, so würde der Berg nur leise und allmählich anheben, als eine Fortsetzung der Vorstadt Montmartre und der Rue des Martyrs. Allenthalben sieht man die Eingänge in die unterirdischen Gruben, der ganze Berg ist hohl, und an manchen Orten sind die darauf erbauten Häuser eingestürzt. Diese unterirdische Stadt dient häufig Dieben und Räubern zum nächtlichen Sommeraufenthalte, und vor Kurzem erst hat die Polizei eine organisirte Bande von solchen Gaunern aufgehoben. Aber weder Räuber und Gauner, noch die Aushöhlung des Berges können die Freude stören, welche am Sonntage da herrscht, und wäre der Tag des Einsturzes vorhergesagt, so würde der Pariser sich kaum dazu entschließen, seinem Vergnügen und dem seiner „Belle" zu entsagen. Einen ganz eigenen Anblick gewähren die vielen Windmühlen, welche auf dieser Höhe stehen. Die amphitheatralische Lage des Montmartre über dem mächtigen Paris gibt ihm einen imposanten Charakter, und die mechanische Bewegung dieser Riesengestalten über der leichten, flüchtigen, tanzenden Menge erinnert an kolossale Zuschauer einer andern verschwundenen Zeit. Außer dem gewöhnlichen Telegraphen ist jetzt ein Nachttelegraph angebracht, wie ein ähnlicher auf dem Boulevard-Montmartre besteht. Die Bewegung und die Bildung der Figuren geschieht mittelst Lichter, die nach dem Impuls der Mechanik bald steigen, bald fallen, bald links, bald rechts gehen und einzelne Formen annehmen, wie die Sternbilder am Firmament.... Welche Veränderungen sind hier vorgegangen seit jener Zeit, wo die gallischen und die römischen Gottheiten herrschten! Einst stand auf dem Montmartre ein heidnischer Tempel, dem Mars oder dem Merkur geweiht. Hier hat St. Denis mit seinen Gefährten den Märtyrertod erlitten, und von hier aus machte er sich mit dem Kopfe unterm Arme nach seiner Abtei auf den Weg. Als im 10ten Jahrhundert ein heftiger Sturmwind dieses alte Gebäude, Tempel oder Kapelle zusammenriß, sah man, so erzählt die Volkssage, teuflische Gestalten, welche den Tempel mittelst Balken zerstörten, die sie aus einer nahe gelegenen Kirche gerissen hatten; sie verwüsteten zugleich die Weinberge bis auf die Wurzel. An die Stelle des frühern Gebäudes wurde eine neue Kapelle gebaut, welche häufige Wallfahrten veranlaßte. Im 12ten Jahrhundert stifteten Ludwig der Dicke, König von Frankreich, und seine Gemahlin Adelaide ein Kloster von Benediktinerinnen auf dem Montmartre, in welchem die Königin selbst in ihrem Wittwenstande den Schleier nahm. Sie war ein Muster von Frömmigkeit, und verlieh dem ganzen Kloster diese Tugend in dem Maße, daß es berühmt wurde. Mathilde, Gräfin von Boulogne und Gattin des englischen Königs Stephan, ertheilte dem Kloster, in Anbetracht seiner Heiligkeit, die Vergünstigung, alljährlich 5000 Häringe in Boulogne holen zu dürfen. So sinnreich und pikant diese Belohnung und Anerkennung der Heiligkeit war, so konnte sie die Nonnen doch nicht in der Bahn der Reinheit erhalten. Die Chronisten erzählen, daß sie aufhörten, die 5000 Häringe zu verdienen. Dafür entschädigten sie sich auf andere Weise. Während der Kriege der Ligue erlitt Montmartre, wie alle Umgegenden von Paris, die Drangsale, Verheerungen und Zerstörungen des Streites, und die Nonnen des Klosters waren der Armee Heinrichs IV, der daselbst sein Hauptquartier hatte, eine willkommene Beute. Ein Theil derselben floh nach Paris, wo sie aber, mit veränderter Lebensweise, auch veränderte Sitten annahmen; die übrigen, und zwar die jüngsten, blieben auf dem Montmartre, den Offizieren Heinrichs IV Gesellschaft leistend, welche sich „mit ihrer Eroberung beschäftigten, in Erwartung jener von Paris."

Eine dieser Himmelsbräute war so glücklich — was übrigens kein Hexenwerk gewesen seyn mochte — das Herz des galantesten aller Könige zu rühren. Maria von Beauvillers war siebzehn Jahre alt und nicht minder schön als jung. Heinrich IV verliebte sich in sie und schmachtete nicht lange vergebens. Als er Montmartre verließ, warf Maria den Schleier von sich, und folgte als anerkannte Maitresse ihrem königlichen Liebhaber nach Senlis, wo sie mit aller Pracht empfangen wurde. Aber ihr Triumph war nur von kurzer Dauer. Heinrich IV sah Gabriele d'Estrée, und vergaß eben so schnell die arme Maria, als er sie geliebt hatte. Gabriele war weniger leicht besieglich, oder vielmehr verstand die Kunst, ihre Niederlage theurer zu erkaufen, als die naive und zärtliche Nonne; immerhin war es ein schlechter Liebesdienst, welchen sie ihrer Verwandtin erzeigte, denn sie war Geschwisterkind von Maria von Beauvillers. Als diese nach Verlauf von einigen Monaten nicht mehr bezweifeln konnte, daß ihre Herrschaft über den flatterhaften

Helden unrettbar zu Ende sey, faßte sie den muthigen Entschluß, wieder nach Montmartre zurückzukehren. War Heinrich IV nicht treu in der Liebe, so war er doch nicht undankbar. Etwa acht Jahre später starb die Aebtissin des Klosters, und der König ernannte Maria von Beauvillers an diese Stelle. In der Zwischenzeit, sey es aus eigenem Geschmack, sey es aus Nachahmung des Beispieles von Maria, hatten die Nonnen den Freuden ihrer neuen Lebensweise sich dergestalt hingegeben, und alle Schranken der klösterlichen Zucht so sehr verbannt, daß man die Abtei öffentlich „das Magazin der H.... der Armee“ nannte. Die gute Maria, welche als Aebtissin und nachdem sie im Alter einigermaßen vorgeschritten war, den scandalösen Lebenswandel der Nonnen nur mit dem größten Aergerniß sah, versuchte lange Zeit vergebens, die christliche Tugend und klösterliche Reinheit der Sitten zurückzuführen. Die Widerspenstigen verschmähten diesen ungewohnten Zwang, und verfolgten ihre Aebtissin auf jede erdenkliche Weise, selbst das Gift blieb nicht unversucht. Ein Chronikschreiber der Stadt Paris erzählt, daß ihm Maria folgende Beschreibung des Zustandes gegeben, in welchem sie das Kloster bei ihrer Ernennung als Aebtissin übernommen habe: „Der Garten lag ungebaut, die Mauern zur Erde, das Refektorium war in eine Holzkammer, der Kreuzgang, das Dormitorium und das Chor in einen Spaziergang verwandelt; wenig Nonnen sangen den Gottesdienst, die minder ausschweifenden arbeiteten um zu leben, und starben beinahe vor Hunger, die jungen trieben Koketterie, die alten hüteten die Kühe und dienten den jungen als Vertraute.“ Ueber den sittlichen Zustand der Klöster in jener Zeit möge folgende Unterhaltung als charakteristisches Bild dienen. Heinrich IV kam in das Kloster du Lys bei Melun, und nachdem er sich nach der Zahl der Nonnen und ihrer Gewissensräthe erkundigt, wunderte er sich, daß die Zahl der ersteren jene der lezteren nur einige überschreite. „Ah, Sire, erwiderte die Aebtissin, es ist Dieß eine Vorsorge der Gastfreundschaft für den Fall, wo wir Besuch erhalten!“ — Die erwähnte Abtei der Benediktinerinnen lag auf dem Gipfel des Berges, von wo die große Kälte in der spätern Zeit, im 17ten Jahrhunderte, die Nonnen herunter in die Priorei des heiligen Märtyrers auf halbem Berge trieb. In dieser lezteren Kapelle hat im Jahre 1534 Ignazius Loyola mit neun seiner Gefährten sein erstes Gelübde abgelegt. Auch dieses Gebäude wurde während der Ligue beinahe gänzlich zerstört, und erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts wieder hergestellt durch die Sorge der Aebtissin Maria von Beauvillers, welche in diesem löblichen Unternehmen von „verschiedenen Personen“ unterstützt wurde. Nach Sauval und seinen Antiquitäten von Paris hatten die armen Ehemänner, welche die Märtyrer ihrer bösen Frauen sind, im Gebrauche, eine Neuntags-Andacht in der Kapelle des Montmartre zu halten. Dagegen hatten die Weiber in der Kirche der Abtei einen besonderen Heiligen, welchen sie in der nämlichen Absicht anriefen. Dieser Heilige hieß Raboni, weil er nach dem Volksglauben die wunderbare Kunst verstand, de rabonnir les maris (die Ehemänner wieder gut zu machen)! Als man im 18ten Jahrhunderte in der Gegend des Berges, wo der frühere heidnische Tempel und die Kapelle des heiligen Dionysius gestanden haben sollen, Nachgrabungen hielt, entdeckte man wirklich alte Grundlagen, aber nicht eines Tempels, sondern eines Bades oder einer Gießerei. Ueber das Resultat dieser Nachgrabungen wurde ein untergeschobenes Protokoll und erdichtete Beschreibungen von Gold und Silber, die man gefunden habe, verbreitet; viele Badauds von Paris ließen sich anführen, und ritten nach dem Montmartre, um diese unterirdischen Schätze zu sehen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über die heutigen Chaldäer. *)

Die Chaldäer sind eines der Urvölker, die sich gleich nach der Vertheilung des Menschengeschlechts über den Erdball bemerkbar gemacht haben. Sie bewohnten große Ebenen in Mesopotamien, verlegten sich auf die Kenntniß des Laufes der Gestirne, und waren die ersten Astronomen, aber auch die ersten Astrologen; von tiefsinniger Natur und mit lebhafter Einbildungskraft begabt, schufen sie sich Geister, die in den verschiedenen Theilen des Weltalls walteten, und erwiesen ihnen göttliche Verehrung. Die Chaldäer sprachen hebräisch, allein sie bildeten in der Folge eine eigene Mundart, die die größte Aehnlichkeit mit dieser Sprache hat. Sie bewohnten die Ebenen von Sennaar, die in der Mitte des südlichen Theiles von Mesopotamien lagen; dieses Land ist auf den alten Karten mit dem Namen Chaldäa, auf den neuern hingegen mit Irak Arabi bezeichnet.

In den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche waren die Partherkönige aus der Dynastie der Arsaciden und die ersten Könige der Dynastie der Sassaniden im Besiz von Chaldäa, das unter ihrer Herrschaft großer Ruhe genoß, weil die Römer dort nur geringen Einfluß hatten, weßhalb auch im vierten Jahrhundert eine große Anzahl von Mönchen, Schüler des heiligen Antonius, sich in Chaldäa niederließ. Kurze Zeit nachher bemächtigte sich indeß der König Sapor dieses Landes, und verübte dort, fast vierzig Jahre lang, unerhörte Grausamkeiten. Chaldäa fing kaum an wieder aufzublühen, als die Christen, die sich gegen das fünfte und sechste Jahrhundert in drei Sekten theilten, nämlich in Orthodoxe, Nestorianer und Eutychianer oder Jakobiten, neue Verwirrung und Unordnung über das Land brachten. Die leztern der genannten Sektirer blieben die zahlreichern und stärkern; sie verbreiteten sich über ganz Asien und predigten ihre Lehre. Einige nestorianische Chaldäer vereinigten sich gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, unter Leitung ihres Patriarchen zu Ctesiphon, damals die Hauptstadt des Königreichs Persien, die von den muselmännischen Arabern genommen und gänzlich ausgeplündert wurde. Jesujabus, damals Patriarch, begab sich zu Mohammed, um ihn um Schuz und einen Zufluchtsort zu bitten, was dieser bereitwillig zugestand. Der Gründer des ottomanischen Reichs und seine ersten Nachfolger waren auch den Chaldäern, die ihnen wesentliche Dienste leisteten, sehr geneigt. Die Kaiser stellten eine große Anzahl von ihnen bei den Statthalterschaften der Provinzen und der eroberten Städte an. Die Kalifen und Paschas bedienten sich ihrer als Geheimschreiber und Aerzte, und nach der Gründung von Bagdad ernannte der ottomanische Kaiser einen Chaldäer zum Patriarchen dieser Stadt. Diese Begünstigungen dauerten indeß nicht lange, denn bald wurden alle Sekten auf gleiche Linie gestellt. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurde die Herrschaft der Araber von den Tataren oder Mongolen gestürzt; auf diese kamen die Turkomanen und dann die Türken. Fast drei Jahrhunderte hindurch wurde der ganze Orient durch Revolutionen erschüttert; dessen ungeachtet behaupteten sich die Chaldäer inmitten aller dieser Zertrümmerungen und Verheerungen, und wurden stets von Oberhäuptern oder Patriarchen geleitet. Mehreremale versuchten sie sich mit der römischen Kirche zu vereinigen; Entwürfe in diesem Sinn wurden den Päpsten Innocenz IV, Nikolaus IV, Julius III und Paul V vorgelegt, doch blieben alle diese Schritte erfolglos.

Gegenwärtig gibt es in Indien noch ungefähr 500.000 Chaldäer, die seit drei Jahrhunderten zur katholischen Religion zurückgekehrt sind, und 30 bis 40 mit chaldäischen Jakobiten bevölkerte Dörfer. In Mesopotamien findet man zu Mardin und Diarbekir Chaldäer; alle sind, so wie die zu Bagdad und im ganzen Paschalik, Katholiken. — Das ganze Paschalik Mosul ist ebenfalls mit Chaldäern bevölkert, und die Moslemin lassen sie ungehindert die Gebräuche ihrer Religion üben. In Kurdistan, Bah-Dinan, Agari und einigen Provinzen Persiens wohnen ebenfalls Chaldäer. Die Gesammtzahl der chaldäisch-katholischen Bevölkerung in der Diöcese Babylon, in Syrien und Armenien, mag sich gegenwärtig auf 250.000 Seelen belaufen.

Die Hierarchie der Chaldäer besteht aus einem Patriarchen, der seinen Siz im Paschalik Mosul hat, aus mehrern Bischöfen, Priestern und untergeordneten Kirchendienern. Die erste von den Christen Gott geweihte Kirche in Chaldäa erhob sich zu Seleucia, wo der Patriarch damals seinen Siz hatte; jezt ist diese Stadt nichts mehr als ein mit Gestrüpp und Dornen bedeckter Trümmerhaufe mit einigen von Beduinen-Arabern bewohnten Hütten, die sie Cokes nennen, ein Name, den Seleucia in den frühesten Zeiten trug und den die Mauren nach Spanien verpflanzt haben; denn im Spanischen heißt bicoca eine Hütte, ein Wort, das auch die Franzosen entlehnt und in bicoque verwandelt haben.

(Schluß folgt.)

*) Von dem, laut Briefen aus Bagdad, am 26 April vor. Jahres an der Cholera gestorbenen Bischof von Babylon, Herrn Coupperie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 267. 24 September 1833.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Dritter Brief.

Abreise aus Nauplia. — Schifffahrt. — Passagiere. — Ankunft in Aegina. — Quarantaine. — Münzhof. — Canaris. — Waisenhaus. — Wohnung des Präsidenten und Kathedral-Kirche. — Von der Stadt und ihren Einwohnern. —

Das Leben in Nauplia wurde mir bald zuwider; die Rumelioten verbreiteten sich mehr und mehr im Peloponnes und plünderten allenthalben ungestraft. Die Wege wurden Tag für Tag gefahrvoller, die Bauern verließen ihre Dörfer, suchten eine Zuflucht in den Städten, und eine Reise ins Innere der Halbinsel wurde beinahe unmöglich. So beschloß ich denn am 5ten Tage nach meiner Ankunft in der Hauptstadt von Hellas geraden Weges zur See nach Athen zu gehen, und auf dem Wege die Insel Aegina zu besuchen, die viel Merkwürdiges darbot, namentlich hinsichtlich der Ueberreste des Alterthums. Ich miethete von Neuem eine Trechandine, welche unaufhörlich zwischen allen Inseln des Archipels hin und hergehen, und die man wegen der schnellen und bequemen Verbindung, die sie unterhalten, Wasserdiligencen nennen könnte. Da ich das Boot eigentlich für mich allein gemiethet hatte, so benützte ich, da mit meiner Bewilligung auch andere Passagiere aufgenommen wurden, alle meine Vorrechte, welche darin bestanden, daß ich zu meiner unmittelbaren Verfügung die Kajüte, oder besser gesagt, ein sehr unreinliches Loch vorbehielt, das mit Schaben (Blatta orientalis) angefüllt und so eng war, daß man nicht anders, als auf allen Vieren hineinkommen konnte. In einer Ecke desselben hing ein kleines Bild, und davor brannte eine Lampe die ganze Zeit der Reise hindurch. Die Reisegesellschaft war belustigend genug: ein alter italienischer Schneider, der in Griechenland kein Glück gemacht, und noch dazu einen Prozeß bekommen hatte, der sich auf eine für ihn sehr unangenehme Weise endigte, hatte den Verstand verloren, und bildete sich ein, die griechische Regierung halte ihn für einen äußerst gefährlichen Menschen und suche alle möglichen Mittel hervor, ihn zu vergiften. Er erzählte in allem Ernste, in Nauplia sey in allen Restaurationen und Kaffeehäusern der Befehl ertheilt gewesen, in alle ihm gereichten Speisen oder Getränke Gift zu thun. Anfangs habe er diese Anschläge nicht gewußt, sey sehr oft vergiftet worden, und wäre wahrscheinlich längst gestorben, wenn er nicht ein besonderes, schnell und unfehlbar wirkendes Heilmittel hätte; da er endlich von diesen Verfolgungen kein Ziel abgesehen hätte, so habe er sich entschlossen, Morea zu verlassen, und in Aegina, in Athen, vielleicht gar bei den Türken eine Zuflucht zu suchen. Komisch war es zu sehen, wenn er sich bemühte, unserer Reisegefährtin, einer hübschen Griechin, die sich unaufhörlich mit ihrem Hündchen beschäftigte und es mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegte, seine Leiden zu erzählen.

Am 31 April Abends kam ich nach einer glücklichen Fahrt in Aegina an, einer auf dem östlichen Ufer der Insel gleiches Namens liegenden Stadt. Ehe wir in den guten und sehr geräumigen Hafen einliefen, der von einem dauerhaft gebauten steinernen Molo umgeben ist, mußten wir unsere Pässe vorzeigen, worauf wir ungehindert ans Ufer gelassen wurden. Ein dienstfertiger Matrose, der ein wenig russisch sprach, bot mir seine Dienste an, und in kurzer Zeit hatte ich mich in einem kleinen aber reinlichen Zimmer einquartiert, worüber ich nicht wenig erfreut war, denn ich wollte 2 Tage in der Stadt bleiben, und den ersten der Besichtigung der Stadt selbst und der verschiedenen gemeinnützigen Anstalten widmen, welche der verewigte Präsident Graf Johann Capodistrias im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Griechenland gegründet hatte, da er dieses größtentheils in Aegina, das er zur Hauptstadt des neu erstehenden Reiches machen wollte, zugebracht hatte. Am andern Tage wollte ich die Alterthümer, sowohl in als außer der Stadt, in Augenschein nehmen. Ich will deßhalb die Beschreibung meines Aufenthaltes in Aegina in zwei Hälften theilen, und in diesem Briefe bloß von der Stadt selbst und ihrem jetzigen Zustande reden.

Die Hauptstadt der Insel, welche früher im Innern lag, ist an das Meeresufer erst seit kurzer Zeit verlegt, nämlich seit 1825, wo die Türken die Insel Ipsara gänzlich verwüsteten, deren Einwohner beinahe alle nach Aegina flohen, und da sie geschickte Seefahrer waren, sich am Meeresufer, wo die jetzige Stadt liegt, niederließen, indem diese Stelle für den Handel und den innern Vertrieb der einheimischen Produkte ungemein bequem lag. Hiezu kam noch ein guter, natürlicher Hafen, den sie, wie oben bemerkt, mit einem dauerhaften Molo umgaben, dessen Material aber leider aus mächtigen, viereckigen

Steinen bestand, die aus einem nahgelegenen alten Tempel genommen wurden. Der vor der Raubsucht der Türken gerettete Reichthum der neuen Ankömmlinge, der wohl auch durch Seeraub erworben seyn mochte, ihre Industrie und Thätigkeit wandelten in kurzer Zeit die bescheidene Niederlassung in eine blühende Stadt um; die frühern Einwohner dieser Insel folgten ihrem Beispiel und so bildete sich die jetzige Stadt Aegina, die noch überdieß der verewigte Präsident durch Gebäude und Anstalten vergrößerte und verschönerte. Sie hat jetzt meist steinerne Häuser und gegen 10,000 Einwohner.

(Schluß folgt.)

Madagaskar und seine neuesten Staatsumwälzungen.

(Schluß.)

Während dieser Zeit langte Hr. Robin, von zwei Adjutanten begleitet, die Ramanateck mitgeschickt hatte, um seine guten Gesinnungen gegen die Franzosen zu bethätigen, auf Bourbon an; allein während seiner Abwesenheit hatten die Gesinnungen sich gänzlich geändert. Die von der Expedition errungenen Vortheile und besonders der erwähnte vorläufige Vortrag, an dessen Genehmigung man gar nicht zweifelte, hatten die Köpfe schwindeln gemacht. Man beobachtete daher die beiden Adjutanten des Prinzen kaum und behandelte sie mit unbegreiflicher Geringschätzung. Sie wurden nur ein einziges Mal im Regierungsgebäude zugelassen, wo die gerade anwesenden Personen sich gewissermaßen lustig über sie machten, und endlich samt Herrn Robin, in ein Wirthshaus verwiesen, wo man sie mit der schmählichsten Knauserei behandelte. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Kolonie schifften beide Adjutanten sich mit Herrn Robin ein, um nach Anjouan zurückzukehren, ohne daß man den geringsten Versuch gemacht hätte sie zurückzuhalten, so sehr glaubte man des Erfolges der Unterhandlungen versichert zu seyn. Das Fahrzeug, das sie trug, berührte Mauritius, wo die englischen Behörden, nach ihrer gewöhnlichen Politik, ihnen eine Aufnahme angedeihen ließen, die ganz geeignet war, sie für die eben erfahrne zu entschädigen. Alle nur möglichen, für ihren Gebieter schmeichelhaften Aufmerksamkeiten wurden verschwendet; der Gouverneur lud sie mehrere Male zu festlichen Tafeln, und gab Befehl, ihnen so oft sie öffentlich erscheinen würden, militärische Ehrenbezeugungen zu erweisen. Dieses dem der Franzosen so ganz entgegengesetzte Benehmen trug seine Früchte, und Ramanateck pries sich später glücklich, sich nicht persönlich den Wünschen der französischen Regierung gefügt zu haben.

Wie sehr sahen sich aber die Behörden von Bourbon getäuscht, als der nach Tananarive gesandte Vertrag ohne Genehmigung wieder zurückkam! Die Königin und ihre Minister verweigerten jede Abtretung des Uferlandes. Den Krieg fortzuführen, war unmöglich; das Klima hatte die Truppen gelichtet, und die übrigen waren außer Stand neue Beschwerden zu ertragen. Während man über einen zu fassenden Entschluß sich berieth, blieb man unthätig und die Lage von St. Marie und Tintingue wurde mit jedem Tage mißlicher. Die Hovas nahmen Tamatave, das die Franzosen nicht besetzt hatten, wieder in Besitz, und jede Verbindung mit der großen Insel wurde aufs Neue untersagt. Um diese Zeit riß die Hungersnoth ein, die eine große Zahl, besonders jener Malgaschen hinraffte, die sich in der Nähe von Tintingue, wo die Franzosen durchaus nichts weiter als die Halbinsel besaßen, angesiedelt hatten.

Dieser Zustand der Dinge, der weder Krieg noch Frieden war, weil man von beiden Seiten nicht das Geringste unternahm, dauerte mehrere Monate, als endlich die Verwaltung von Bourbon sich entschloß, die Unterhandlungen mit den Hovas wieder anzuknüpfen. Herr Tourette, Archivar der Kolonie von Madagaskar, wurde mit diesem Geschäft beauftragt; er reis'te am 20 Julius 1830 nach Tananarive ab, konnte aber den Ort seiner Bestimmung nicht erreichen, denn Andremiahaja, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, kam ihm entgegen und deutete ihm in öffentlicher Audienz an, daß, so lange Frankreich auch nur auf den kleinsten Theil von Madagaskar Anspruch mache, durchaus kein Friede zu hoffen sey.

Der Kommandant der Expedition, dessen Gesundheit schon seit länger durch das Klima gelitten, hatte Madagaskar im Monat März auf der Fregatte Terpsichore verlassen, um nach Frankreich zurückzukehren. Er kam auf seiner Fahrt nach Bourbon, wo die öffentliche Meinung sich stark gegen seine Leitung der Unternehmung aussprach. Zwischen ihm und den Mitgliedern des geheimen Raths der Kolonie fanden deßhalb sehr ernste Erörterungen statt, da aber beide Theile bei dieser Sache gleich bloßgestellt waren, so bemühte man sich, diese Mißhelligkeiten dem Publikum möglichst zu verheimlichen und verbreitete das Gerücht, daß im nächsten Jahr eine neue Expedition von Frankreich auslaufen werde, und der Kommandant nur deßhalb abreise, um sie zu organisiren.

Der Rest des Jahres verging, ohne daß irgend eine politische Veränderung in Madagaskar stattgefunden hätte, die Hungersnoth stieg indeß immer höher und die französischen Niederlassungen wurden der Schauplatz von Scenen, wie vielleicht nur die unglücklichsten Epochen der Geschichte ähnliche aufzuweisen haben. — Da von der großen Insel durchaus keine Mundvorräthe zugelassen wurden, so war man gezwungen, deren von der Insel Bourbon zu beziehen, die sie ihrerseits zu hohen Preisen in Mauritius aufkaufte. Die Weißen erhielten nur schmale Rationen, und doch waren ihre Leiden gegen die der auf der Halbinsel von Tintingue eingeschlossenen Malgaschen nur unbedeutend zu nennen. Der Fischfang konnte für den Unterhalt der großen Anzahl dieser armen Leute nicht ausreichen und jeder, der sich aus der befestigten Umfriedung auf die Jagd wagte, wurde von den in der Umgegend streifenden Hovas ermordet. Die Kasernen waren mit diesen Unglücklichen, mit denen die französischen Soldaten ihre Rationen theilten, überfüllt und die Noth stieg zu solcher Höhe, daß die Rinde aller Bäume, die ein rohes Nahrungsmittel bieten konnte, abgeschält und verschlungen wurde. Die Väter verkauften ihre Kinder zu den geringsten Preisen, ja sie boten sie oft um einige Hände voll Reiß aus. Verkäufe dieser Art wurden so häufig, daß man sich selbst gegen die einfache Verpflichtung, sie zu ernähren, Sklaven verschaffen konnte.

Sainte-Marie bot einen nicht minder herzzerreißenden Anblick; die gänzlich verlassenen, preisgegebenen Malgaschen erhoben bittere Beschwerden gegen die Franzosen, als die Urheber ihres Elends. Die Wälder waren mit Leichnamen besäet; die Unglücklichsten nahmen, wie ihre Landsleute in Tintingue, ihre Zuflucht zur Baumrinde, die übrigen aber brachen in die Pflanzungen ein und rissen Zuckerrohr, Maniok und andere Gewächse aus, selbst ehe sie noch ihre vollkommene Reife erlangt hatten; Weiber, Greise, Kinder, kurz die ganze Bevölkerung beging solche Diebstähle, die Gefängnisse wimmelten von Verbrechern, die bei solchen Vergehen betreten wurden, und waren endlich nicht geräumig genug, um Alle aufzunehmen. Die Heerden der Regierung sogar, die man anfänglich noch geschont hatte, wurden endlich eben so wie das Privateigenthum angegriffen, so daß man genöthigt war, sie von den für den gewöhnlichen Dienst kaum ausreichenden Soldaten der Garnison bewachen zu lassen. Man kann die Zahl der durch diese Hungersnoth umgekommenen Malgaschen ohne Uebertreibung auf viertausend anschlagen.

Im Monat Januar 1831 schöpfte man aus einigen Annäherungen des Generals Coroller neue Hoffnungen zu einer endlichen Ausgleichung; die Behörde von Bourbon entschloß sich deßhalb, abermals einen Gesandten an die Regierung der Hovas zu schicken und wählte hierzu wieder Herrn Tourette. Dießmal kam dieser zwar bis nach Tananarive, doch gelang es ihm nicht, eine Audienz bei der Königin zu erhalten. Nach Verlauf mehrerer Tage, die unter Festlichkeiten hingebracht wurden, welche die Hovas absichtlich so glänzend als möglich ausstatteten, um dem französischen Abgeordneten einen recht hohen Begriff von ihrer Civilisation beizubringen, trat eine Versammlung von Ministern und Generalen zusammen, um seine Vorschläge zu vernehmen. Die militärische Partei, die den Günstling Andremiadaja aus dem Wege geräumt hatte, war zu jener Zeit die mächtigste, und hielt durch das Heer die Königin, die Minister und das Volk selbst in Furcht. Alle Geschäfe wurden durch einen Rath von zwölf Generalen entschieden, deren Ansehen durch den Krieg noch erhöht worden war, und die folglich in Verlängerung desselben ihr Interesse fanden. In den Sitzungen, die wegen der Unterhandlungen mit Herrn Tourette statt hatten, waren diese Generale dreimal zahlreicher als die zum Frieden geneigten Minister und mithin wurden diese letztern überstimmt. Alle weigerten sich einen Vergleich einzugehen, so lange Frankreich noch irgend ein Recht auf Madagaskar ansprechen würde, und nach sehr stürmischen, vier Tage lang dauernden Erörterungen, bei denen diese sogenannten Wilden eine Festigkeit und Verschlagenheit entwickelten, die jedem europäischen Diplomaten Ehre gemacht haben würde, wurden die Unterhandlungen abgebrochen, ohne daß man zu einer Entscheidung gekommen wäre.

Herr Tourette kam also, wie das Erstemal, unverrichteter Sache wieder zurück, und wurde, wie man, aber sicher mit Unrecht, behauptet hat, bald nach seiner Rückkehr nach Tamatave beauftragt, mit der Regierung der Hovas die Abtretung der Niederlassung von Tintingue gegen tausend Stück Hornvieh und gewisse Handelsbegünstigungen vorzuschlagen. Da dieses Geschäft sich in die Länge zog und die Lage von Tintingue mit jedem Tage kläglicher wurde, so langte von Bourbon aus der Befehl an, diese Niederlassung zu verlassen und zu zerstören. Die Räumung geschah mit der größten Unordnung; man schiffte eilig in den auf der Rhede liegenden Fahrzeugen die der Regierung gehörigen Gegenstände, die Truppen der Garnison und die der Hungersnoth entkommenen Malgaschen ein und zündete Tintingue am 30 Jun. an. In einem einzigen Tag wurde diese schöne Niederlassung, die Frankreich so viel Geld und Menschen gekostet hatte, vom Feuer verzehrt. Was von ihr übrig geblieben war, überfüllte die Quais von Sainte-Marie, dessen Lage hierdurch nur noch verschlimmert wurde. Fünfzehnhundert Malgaschen, der Rest von denen, die sich bei Tintingue angesiedelt hatten, vermehrten noch eine bereits halbverhungerte Bevölkerung, und zehrten das Wenige, was dieser noch übrig war, vollends auf. Raub, Diebstahl und Verbrechen aller Art nahmen dergestalt überhand, daß es unmöglich wurde, sie zu unterdrücken. Nach Abfahrt der zur Räumung von Tintingue verwendeten Schiffe nach Bourbon, war die Garnison bis auf 36 dienstfähige weiße Soldaten, und die Yoloffs der afrikanischen Kompagnien herabgekommen.

Bald nach der Räumung von Tintingue untersagten die Generale der Hovas den Malgaschen des Uferlandes bei Todesstrafe jede Verbindung mit Sainte-Marie und jede Ausfuhr von Lebensmitteln dorthin, ein Verbot, das im Jahr 1832 vom General Coroller erneuert wurde. Allem Anschein nach ist es indeß seit dieser Zeit zurückgenommen oder wenigstens ermäßigt worden; denn den neuesten Nachrichten aus Bourbon zufolge ist den Küstenfahrern dieser Insel wieder erlaubt, nach Tamatave, Foulepointe u. s. w. zu kommen, wohin sie jetzt, wie früher, gehen, um Reiß und Schlachtvieh für die Kolonie einzukaufen. Dieser Handel ist indeß fast gänzlich in die Hände der Engländer auf Mauritius übergegangen, und die Lage von Sainte-Marie ist jetzt so, daß nur Gründe des Ehrgeizes dem gänzlichen Aufgeben einer so unnützen als kostspieligen Besitzung entgegen stehen können.

Waldbrände in Schweden.

In Schweden, Norwegen und Finnland stößt man oft auf unermeßliche Landstrecken, wo Alles Spuren der Zerstörung und Verwüstung trägt. Hier fand man ehemals herrliche Waldungen, oder war der Boden mit Gras und Getreide bedeckt, die sämmtlich von einer Feuersbrunst verzehrt wurden. Jetzt sieht man hier nichts mehr als einzelne geschwärzte, einige Zoll über den Boden emporragende Baumstöcke, die starken Bruchstücken von Steinkohlen aus irgend einer benachbarten Grube gleichen. Neben diesen traurigen Ueberresten dehnt sich eine kahle dürre Fläche aus, wo der Blick vergebens nach einem Ruhepunkt umherschweift. Diesen gewaltigen nordischen Feuersbrünsten, von denen unsere südlichern Gegenden nur seltene und schwache Beispiele bieten, liegen gar verschiedene Ursachen zum Grunde. Die Gewohnheit der schwedischen Bauern, die, wenn sie irgend einen Theil ihrer Waldungen umbrechen wollen, nicht etwa die Bäume fällen, sondern durch Feuer zerstören, ist eine der ersten. Die Arbeit wird auf diese Weise nicht nur um Vieles abgekürzt, sondern auch der Boden durch die zurückbleibende Asche gedüngt und mithin um so fruchtbarer gemacht. Aus diesem Grund wird auch das Verfahren, die Wälder anzuzünden statt sie zu fällen, beibehalten, und es ist nur zu beklagen, daß man dabei nicht mit der so nöthigen Vorsicht zu Werke geht. Statt den Theil, den man den Flammen preisgeben will, gehörig von dem übrigen Wald abzusondern, statt, was vor Allem zu berücksichtigen wäre, die heiße Jahreszeit vorübergehen zu lassen, nimmt der unvorsichtige schwedische Bauer diese Arbeit vor, wenn es ihm eben gelegen ist, und daher schreiben sich die furchtbaren Verwüstungen, die eine solche

Feuersbrunst hier zu Lande anrichtet, und von denen man anderswo keinen Begriff hat. Oft werden meilenlange Strecken von Wäldern oder bebauten Feldern im Augenblick von den Flammen umhüllt, und es verläuft eine geraume Zeit, bis man im Stande ist, ihre Fortschritte zu hemmen. Dieß ist ein eben so furchtbares als erhabenes Schauspiel: die Flamme wogt gleich einem Strom durch die Felder; Gras, Moos, Pflanzen, Alles ist in einem Augenblick verschlungen; die harzigen Fichten lodern gleich Fackeln empor; der Reisende sieht von Weitem diesen immer mehr anwachsenden dunkelrothen Horizont und kann sich die Ursache dieses Phänomens nicht erklären; er kommt näher und sieht sich nicht selten von den reißenden Wogen der Feuersbrunst umgeben. Was aber das Entsetzliche einer solchen Scene noch erhöht, ist das Brüllen der wilden Thiere, die, aus den Wäldern vertrieben, in die Wohnungen stürzen, Menschen und Heerden anfallen und allenthalben Schrecken und Verheerung anrichten. Nichts könnte erhabener und furchtbarer zugleich seyn, als der plötzliche Ueberblick einer solchen Scene von einem hohen Gebirg herab. Die Veränderung, die mit der bis dahin lachenden Scenerie der Landschaft vorgeht, je näher das furchtbare Element kömmt, ist eben so schnell, und bringt eine Wirkung hervor, die sich durchaus nicht beschreiben läßt.

Der große Naturforscher Linné wäre einst beinahe das Opfer einer solchen Feuersbrunst geworden. Er durchwanderte eine drei Stunden lange Waldstrecke, die der Blitz und nicht die Ungeschicklichkeit der Menschen in Flammen gesetzt hatte. Die Jahreszeit war außerordentlich trocken und das Feuer verbreitete sich mit der Schnelligkeit des Windes. Linné hat in seinen Werken eine sehr lebendige Beschreibung dieses Ereignisses gegeben. „Das Prasseln der Bäume, sagt er, wenn das Feuer sie verzehrte, tönte weit hin, als ob zwei große Armeen an einander gerathen wären. Von der einen Seite versperrte der Rauch uns den Weg, von der andern die Flamme, und die jeden Augenblick neben uns niederstürzenden halbverbrannten Bäume drohten uns zu zerschmettern. Nur dem Zufall, oder vielmehr der Vorsehung, so wie meinen Begleitern habe ich es zu danken, daß ich nicht das Opfer eines Unfalles wurde, aus dem nichts uns retten zu können schien.“

Skizzen aus Paris.

Montmartre.

(Schluß.)

Die Lage des Montmartre war in allen Zeiten des Krieges, wenn es darauf ankam Paris zu vertheidigen oder anzugreifen, ein wichtiger Punkt. Alle Belagerer der Stadt, die Normannen, Otto II, die Engländer, die Armagnac's in dem blutigen Kampfe der Armagnac's und der Bourgignon's während des Wahnsinns von Karl VI und der Minderjährigkeit Karls VII, die Armee Heinrichs IV haben von diesem Berge herab die Stadt bedroht. Im Jahre 1792 hatte die Nationalversammlung ein Lager von 20,000 Mann aus Paris dekretirt und verordnet, daß die Kanoniere von Paris ihre Artillerie auf dem Montmartre aufpflanzen sollten, um die Stadt im Zaum zu halten. Die Begebenheiten des Jahres 1814 sind bekannt; auf dem Montmartre hat ein kleiner Ueberrest der kaiserlichen Armee, von der Pariser Jugend unterstützt, zum Letztenmale Wunder der Tapferkeit verübt. Der Uebermacht weichend, räumten sie den Russen den Platz ein, welche bereits die Kanonen auf Paris gerichtet hatten, als sie von der abgeschlossenen Kapitulation Kunde erhielten. Zwischen dem Montmartre und Clichy soll eines der projektirten Forts angebracht werden, und was man damit bezwecke, die Vertheidigung von Paris gegen einen Angriff von Außen, oder aber die Sicherstellung der Regierung gegen einen Aufruhr im Innern der Hauptstadt und die Bändigung dieser letzteren durch die stets gegenwärtige Androhung eines Bombardements, darüber ist nichts geeigneter Licht zu verschaffen, als der Anblick der Stadt von den einzelnen Anhöhen herab. Ob diese Forts wirklich werden errichtet werden, kann aus mehrfachen Gründen als zweifelhaft betrachtet werden. Einstweilen scheint wieder ein Stillstand, eine Unterbrechung der angefangenen Arbeiten eingetreten zu seyn. Der Angriff der Presse, die öffentliche Aufregung und die Augenfälligkeit der Bedrohungen für Paris und die Umgegend wirkten so übereinstimmend in ihren Protestationen und dem erhobenen Allarm, daß die Regierung, für den Augenblick wenigstens, jetzt, im Julius, die Arbeit ausgesetzt zu haben scheint. Als die Alliirten im Jahre 1814 bei Romainville, Panthin und Montmartre angriffen, fuhren die Kugeln ihres Geschützes über die Anhöhen in die Stadt, warum sollten jene der Artillerie auf dem Abhange gegen Paris weniger weit reichen? Ueber diese Frage haben mehrere Abhandlungen, Karten und ein eigenes, so eben erschienenes, technisches Werk große Aufklärung gegeben, und es bleibt fortan erwiesen, daß man aus sämmtlichen projektirten Forts, mit Ausnahme eines einzigen, die Stadt Paris beschießen kann, ohne auch nur außergewöhnliches Kaliber zu nehmen, und daß nur vier der zu erbauenden Werke entfernt genug liegen, um die Stadt gegen das feindliche Geschütz von Außen sicher zu stellen. Die bildlichen Darstellungen der für Paris erwachsenden Gefahr haben nicht wenig dazu beigetragen, um das Volk aufmerksam zu machen. Die Presse ist unermüdlich, und die Blätter des Charivari und der Caricatur zeigen die Zukunft in plastischen Handlungen. Vor einiger Zeit gab der Charivari eine Zeichnung, auf welcher die Anhöhen von Paris mit schwerem Geschütze besetzt sind. An jedem einzelnen Mörser steht einer der gegenwärtigen Minister, und ein besonders großer Mörser ist durch eine Person bedient, welche jeder Zuschauer, auch ohne das Gesicht zu sehen, sogleich erkennt. Aus dem Geschütze fahren eine Menge feuriger Kugeln in der Gestalt von Birnen und zünden das gute Paris an allen Ecken an; die Artilleristen scheinen sich über den herrlichen Effekt ihres Geschützes zu freuen. Vor wenigen Tagen erschienen zwei andere Zeichnungen, die eine von dem Charivari, die andere von der Caricatur. Auf der ersteren stehen zwei Arbeiter, die an den entworfenen Werken beschäftigt sind. Der eine sagt mit einem pfiffigen Gesichte zu dem andern, welcher ihn mit gekreuzten Armen und offenem Munde anhört: „Du meinst, das sey für die Kosaken! Du bist mir auch ein Pariser! Das ist, um Dir das Leder zu gerben, wenn Du nicht zufrieden bist mit der Regierung!“ Auf einem Pfahle steht geschrieben: „Versteigerung der Arbeiten der Forts gegen die Stadt Paris,“ und unten daran ist die unvermeidliche Birne gezeichnet. Die Caricatur stellte den Angriff der Presse gegen die Fortifikation dar. Letztere war abgebildet in der Gestalt einer ungeheuern Birne mit Schießlöchern, aus welchen die Blätter des Ministeriums ihr Vertheidigungsgeschütz spielen lassen. Die Belagerung wird angeführt durch das Geschütz des National, der Tribüne, des Courrier français, des Corsaire, der Carricatur und des Charivari! — Als allmählich die Dämmerung eingebrochen war, verloren sich die einzelnen Hervorragungen minderer Auszeichnung über der Riesenstadt; das Ganze war eine ungeheure Masse, in welcher hier und da einzelne Lichter auftauchten und wieder verschwanden; Tuillerien und Palais-Royal, die Vendôme-Säule, die Madeleinen-Kirche, die Kammer der Deputirten, Punkte, welche das neugierige Auge von dem Berge herabsucht, waren in der Masse verschmolzen; doch unterschied ich fortwährend, links den Kirchhof des Père Lachaise, die Nôtre-Dame-Kirche im Centrum des alten Paris, und auf dem Hügel der Sainte-Geneviève das Panthéon, dieses herrliche, überall sich gleich zeigende, überall wundervolle und majestätische Denkmal menschlicher Kunst und Größe. Paris schläft und genießt der Ruhe; über ihm wacht ein mächtig schützender und unvergänglicher Talisman — das Panthéon!

Vermischte Nachrichten.

Das Journal de Genève erzählt ein Beispiel von einem Zweikampfe eigener Art, der auf der Spitze des Berges Salève zwischen zwei Stieren statt fand. Der eine durchbrach das Haag, innerhalb dessen sich sein Nebenbuhler befand, und ihm folgte eine zahlreiche Heerde junger Kühe. Der Kampf begann, die Kühe bildeten einen Kreis um die Kämpfenden, so daß kein Hirt, der etwa hätte geneigt seyn mögen, den Kampf zu hindern, sich nähern konnte. Er dauerte über zwei Stunden mit einer unglaublichen Erbitterung fort, und der Sieg erklärte sich endlich gegen den Angreifer, der von zwei Hornstößen in der Seite durchbohrt, todt auf dem Platze blieb.

*

Man hat in England den Plan gefaßt, eine Eisenbahn von London nach Merthyr Tydvil in Wales, wo die großen Eisenwerke sind, zu führen. Diese würde England in zwei Drittheilen seiner südlichen Breite durchschneiden.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 268. 25 September 1833.

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Nach dem United-Service-Journal.)

Die Belagerung der Citadelle Antwerpens nimmt einen besonders ausgezeichneten Rang in den Annalen der militärischen Kriegsführung ein. Die Thätigkeit und Geschicklichkeit, welche die Belagerer dabei entfalteten, so wie die schöne Ausdauer und Kraft der Belagerten; die verschiedenen, durch die französischen Ingenieurs geführten Operationen, und die praktische Entwicklung, wozu in der Geschichte des Angriffs und der Vertheidigung so selten Gelegenheit wird, sind hier vorzüglich beachtungswerth. Als Quellen zu dieser Beschreibung haben die Berichte des Marschalls Gerard, der Generallieutenants Haro und Neigre an die französische Regierung, die des Generals Chassé an den niederländischen Kriegsminister, und endlich die Noten von Augenzeugen, welche bei der Belagerung selbst beschäftigt waren, gedient.

Ohne die historischen Momente und früheren Schicksale Antwerpens zu berühren, die durch die öffentlichen Blätter bereits hinlänglich bekannt sind, gehen wir unmittelbar zu den vorbereitenden Bewegungen der Franzosen über, und machen unsere Leser aufmerksam, daß eine solche Zusammenstellung aller offiziellen Materialien, die klare Darstellung der Fortschritte in den verschiedenen Momenten der Belagerung, und die treffenden Bemerkungen, gestützt auf die wahren Grundsätze der Kriegskunst, von welchen unsere Blätter zwar nur einen gedrängten, aber möglichst vollständigen Auszug enthalten, bis jetzt dem Publikum noch nicht mitgetheilt wurden.

Nachdem das holländische Kabinet den von einem Theil der Londoner Konferenz vorgeschriebenen Bedingungen seine Zustimmung versagt hatte, schritt eine verbündete Flotte zur Blokade der holländischen Küsten, und gemäß der zwischen der französischen und englischen Regierung am 22 Oktober 1831 getroffenen Uebereinkunft wurde die französische Nordarmee in Marschbereitschaft gesetzt. Der den Holländern zur Räumung der Citadelle gegebene Termin erlosch mit dem 15 November, und nach den an das französische Hauptquartier gesandten Instruktionen setzte sich am Morgen des genannten Tags die Armee, bestehend aus 51 Bataillons, 56 Schwadrons, 66 Feldgeschützen, einem Reservepark und mit allen technischen Mitteln im Ueberfluß ausgerüstet, 55,000 Mann stark gegen Antwerpen in Bewegung. Den 20 verlegte Marschall Gerard sein Hauptquartier nach Borgerhout, während die Generallieutenants Haro und Neigre, welche die Genie- und Artillerie-Arbeiten dirigirten, ihren Stand in Berchem nahmen. Feldlazarethe wurden in Hoboken, Berchem, und rückwärts in Mecheln, Löwen und Brüssel errichtet. Die großen Parks wurden in Berchem und Wilryk gebildet, wo die Arbeiter mit Hülfe der belgischen Sappeurs und Mineurs, Massen von Schanzkörben, Faschinen, Sandsäcken und Bohlen zu Bettungen sogleich vorbereiteten.

Die belgische Armee, durch diplomatische Anordnungen genöthigt, den Operationen müßig zuzuschauen, konzentrirte sich durch einen Flankenmarsch auf ihren rechten Flügel; das Hauptquartier kam nach Lierre: die Spitzen der Kolonnen berührten die holländische Gränze, der linke Flügel stand in Turnhout, der rechte war durch die Moorgründe von Peel mit Venloo in Verbindung, während ein starkes Korps Maestricht beobachtete.

Den 26 wurden die französischen Truppen in die während der Belagerung ihnen bestimmten Kantonnirungen vertheilt. Das Belagerungsgeschütz, Schanzzeug und Munition, welche in Douai eingeschifft, und die Scarpe und Schelde abwärts nach Boom an der Ruppel gebracht wurden, langten erst den 23 und die folgenden Tage dort an, und die Generale Haro und Neigre konnten nicht vor dem 28 die genügende Einrichtung ihrer Parks melden. Nachdem nun alle Zurüstungen getroffen waren, verlegte der Marschall sein Hauptquartier nach Berchem, und befahl mit einbrechender Nacht die Operationen zu beginnen.

Um 8 Uhr Abends versammelten sich die zu diesem Dienste bestimmten Truppen, 18 Bataillone Infanterie, 900 Artilleristen und 400 Sappeurs unter dem Befehle des Herzogs von Orleans an den drei zu diesem Zwecke gebildeten Depots von Schanzwerkzeugen, der rechte Flügel nächst der Kirche von Berchem, die Mitte bei dem Krautpark, und der linke Flügel etwas rechts von der Straße nach Boom. Die Bedeckungstruppen aus den Voltigeurs-Kompagnien dieser drei Brigaden gebildet, durch 12 Achtpfünder und ein starkes Kavallerie-Piket unterstützt, rückten unter dem Schutze der Dämme und Hecken vor, und wurden nach der Angabe des Generals Haro, der mit seinen Offizieren die 1ste Parallele und ihre Annäherungen ausgesteckt hatte, aufgestellt. Diese Parallele lehnte sich an den bedeckten Weg der rechten Face des Forts Montebello, das linke Ende lief gegen Kiel in zwei Arme und berührte das

Ufer des Kieler-Baches und die gleichnamige Straße. Die kleinste Entfernung von den äußersten Werken der Citadelle war 325, die größte 435 Yards (1 Yard 3 engl. Fuß). Die Ausdehnung der Parallele betrug 1870 Yards, die der Annäherungen in ihrem Rücken 3750. Die Kommunikationen für den rechten Flügel und die Mitte gingen von der Straße nach Mecheln im Dorfe Berchem aus, und führten parallel zur Straße gegen den Harmoniegarten und das Fort St. Laurent; die zur Linken begannen am Heinrichsgarten, und eine vierte an der äußersten Rechten lief vom bedeckten Weg der linken Flanke von Montebello aus.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Abreise aus Nauplia. — Schifffahrt. — Passagiere. — Ankunft in Aegina. — Quarantaine. — Münzhof. — Canaris. — Waisenhaus. — Wohnung des Präsidenten und Kathedral-Kirche. — Von der Stadt und ihren Einwohnern. —

Wir wollen jetzt zur Beschreibung öffentlicher Anstalten schreiten, und mit der Quarantaine beginnen, die am Ufer, nicht weit vom Hafen, liegt, und der ein jeder Reisender unvermeidlich einen, wenn auch nur kurzen Besuch abstatten muß. Das Gebäude ist von Stein, im Jahre 1828 erbaut, als die griechische Regierung sich in dieser Stadt befand, und besteht aus zwölf kleinen abgesonderten Häuschen, welche, im Halbkreise gebaut, einen geräumigen Hof einschließen, der von einer hohen steinernen Mauer umgeben ist. Das Sprachzimmer, gleichfalls halbkreisförmig gebaut, und in der Mitte der geraden Mauer befindlich, welche die beiden Enden des Halbkreises verbindet, liegt zwischen den 2 Thoren, durch welche man ins Innere des Gebäudes geht, und hat 12 Fenster, welche den obenerwähnten zwölf Häuschen entsprechen. Sie sind von einander durch niedere Mauern getrennt, welche den Hof gleich Halbmessern eines regelmäßigen Halbkreises durchschneiden, so daß von oben herab gesehen das Gebäude einem ausgebreiteten Fächer gleicht. Als die Regierung von Aegina nach Nauplia verlegt wurde, wurde dieses Gebäude beinahe völlig unnütz, und zur Zeit meiner Anwesenheit war es nur von einigen aus Athen zurückkehrenden Reisenden besucht, welche sich gegen eine mäßige Bezahlung einer einfachen Räucherung unterwarfen. Jetzt, da Attica, und sogar Euböa beinahe ganz von den Türken geräumt sind, ist auch diese Vorsichtsmaßregel unnütz.

Der Münzhof ist nicht so bequem gelegen und befindet sich in einem nicht sehr geräumigen Privatgebäude. Die ganze Anstalt besteht aus drei dunkeln sehr unreinlichen Sälen; in dem ersten ist der Ofen zum Schmelzen des Metalls, in dem zweiten die Formen zum Gießen der Münze, und im dritten die Drehbank zum Ausprägen des Wappens und der Ueberschrift. Obgleich ich die Münze an einem Sonnabend Abends besuchte, so fand ich dennoch Alles in Thätigkeit, und da ich auch zum Andenken meines Besuches Etwas haben wollte, so bat ich mir einige Stücke der vor meinen Augen geschlagenen Münzen aus, die alle von Kupfer waren, denn Silber sah man in Griechenland schon lange nicht mehr, da die Phönixe keinen Curs mehr hatten, weil eine ungeheure Menge falscher Münzen geschlagen wurden und in kurzer Zeit sich allenthalben verbreiteten. So gab man mir denn nur 4 Leptas, eine Kupfermünze, die an Größe unsern Fünfkopekenstücken gleicht, und zwanzig türkische Paras, ungefähr zwölf Kopeken, gilt. Die jetzige Armuth dieses Landes ist so groß, daß man nicht im Stande war, den Stempel zu wechseln. Die Münzen trugen noch das Bild des Phönix und die Umschrift „Regierung Capodistrias" statt des neuen von der neuen Regierung unter dem Vorsitze von Conduriotis angeordneten Wappens, das die Minerva vorstellt. Auch das Material, welches aus alten metallenen Kanonen und dem kupfernen Beschläge von Schiffen bestand, gehörte nicht der jetzigen Regierung, sondern war von dem griechischen Admiral Canaris herbeigeschafft, um den seit einigen Monaten rückständigen Sold seiner Schiffsmannschaft zu bezahlen.

Im Verfolge dieses Spaziergangs traf ich mit eben diesem Canaris zusammen, welcher in dem ganzen Laufe des letzten griechischen Kriegs eine so ausgezeichnete Rolle gespielt hatte, und ich benützte dieses Zusammentreffen um so gerner, da ich ohnehin Aegina nicht verlassen wollte, ohne diesen geachteten Krieger gesehen zu haben, der die neue Regierung noch nicht anerkannt hatte, und mit den ihm anvertrauten Schiffen in dem äginetischen Hafen blieb nach dem Beispiel des Contre-Admirals Colendruzi, der mit seinen Schiffen die Insel Spezzia nicht verlassen hatte. Canaris, der von mir vernahm, daß ich mir vorgenommen hatte, ihn vor meiner Abreise zu besuchen, dankte mir höflich und wandte sogleich das Gespräch auf die unglückliche Lage seines Vaterlandes, und die Unthätigkeit der Regierung und sagte: Alle Truppen und so auch die Matrosen erwarteten mit gerechter Ungeduld die Bezahlung des ihnen schuldigen Soldes; erst in dieser Nacht hätte eine seiner Mystiks heimlich den Hafen verlassen, wahrscheinlich um auf Seeraub auszugehen; er habe sich deßhalb genöthigt gesehen, ihr zwei seiner leichten Schiffe nachzusenden. Er sprach das Italienische sehr schlecht und unterredete sich mit mir hauptsächlich vermittelst seines Adjutanten. Sein Aeußeres bietet nichts Besonderes dar und er hat ein fast gemeines Aussehen; nur der entschlossene Blick erinnert an die kaltblütige Tapferkeit, wodurch er sich in allen Gefechten mit den Türken auszeichnete. Er ist nicht sehr groß, Haare und Bart fangen an grau zu werden, und trotz seines muntern Wesens glaube ich, deß er ungefähr 60 Jahre alt seyn muß. Seine Kleidung ist sehr einfach; Rock und Pantalons von dunkelblauem Tuche, eine rothe Mütze auf dem Kopfe, und außerdem nicht die mindeste Auszeichnung.

Das Waisenhaus, von dem verewigten Präsidenten im Jahre 1829 gegründet, besteht in einem besonders hierzu erbauten, ziemlich schönen, geräumigen Gebäude, in welchem sich auch die Sammlung der in Griechenland gefundenen verschiedenen Alterthümer, wovon ich in meinem folgenden Briefe umständlicher reden will, und die Bibliothek befinden. Die Anstalt steht unter der Aufsicht des Archimandriten, der auch im Hause wohnt;

die Mönche führen die Aufsicht über die Schüler und geben ihnen auch den nothwendigsten Unterricht im Lesen, Rechtschreiben der griechischen Sprache, Arithmetik u. dgl. Die Zahl der Zöglinge ist 350. Sie müssen mindestens 3 Jahre in der Anstalt bleiben, wo sie Wohnung, Kost und Kleidung haben. Ihre Kleidung ist einfach und reinlich, sie besteht aus einem blauen Rock und grauen Beinkleidern. Beim Eintritt in den viereckigen Hof, wo die Zöglinge in den Mußestunden sich mit verschiedenen Spielen belustigen, zeigte man mir rechter Hand den Bibliothekssaal, der stets geschlossen ist, und nur mit Erlaubniß des Archimandriten, der den Schlüssel in Verwahrung hat, besucht werden kann. Die Bibliothek besteht aus einigen tausend Bänden alter griechischer Schriftsteller, worunter sich 15 Manuskripte, größtentheils von den heiligen Schriften, befinden. Außer den Bücherschränken ist auch in diesem Saale 1) eine vollständige Sammlung aller Arten von Steinen und Mineralien, die man nur in den verschiedenen Theilen Griechenlands finden kann, und darunter mehr als 30 Arten, die sich auf der Insel Aegina selbst finden. Ich bemerkte daselbst ein großes Stück Krystall aus einer Grotte auf der Insel Antiparos. 2) Eine zahlreiche und mannichfache Sammlung von Alterthümern, die gleichfalls größtentheils auf der Insel Aegina in Gräbern und Katakomben gefunden wurden, nämlich: a) einige hundert Vasen von verschiedener Größe und Form, welche zum Auffangen und Aufbewahren der Thränen gedient hatten; b) eine Menge verschiedenartiger, nicht sehr großer Begräbnißgefäße, zugleich mit der Asche der Todten, verschiedenen andern Gegenständen, selbst Speisen, wovon eines dieser Gefäße ein Beispiel darbietet, in welchem 2 Eier aufbewahrt waren, die jetzt nur noch eine Schale hatten, die so zart war, daß sie bei der geringsten Berührung in feinen Staub zerfiel; ein anderes halbkreisförmiges Gefäß, das mit schwarzem Lack überzogen war, und sich durch seine Größe auszeichnete, fand sich im Fundamente des Gebäudes. Die erwähnten Gefäße so wie eine Anzahl Lampen von verschiedener Größe sind aus Töpfererde gemacht.*) Endlich 3) eine sehr unvollständige Sammlung von Medaillen, die nur aus solchen besteht, die man in alten Gräbern findet, und gemischt mit goldenen Ringen, Antiken, Ohrringen u. dgl., die sich ebendaselbst finden. Um nichts in der Beschreibung dieses bemerkenswerthen Saales zu übergehen, muß ich erwähnen, daß außer einigen sehr schlecht gemalten Porträts sich hier auch die in Rom verfertigte Büste des verewigten Präsidenten findet, mit der griechischen Unterschrift: „Graf Johann Capodistria, Regent von Griechenland und Vater der Waisen J. 1830.“ Damals war die Büste mit einem schwarzen Flor bedeckt.

Ich besuchte auch die Wohnung des Präsidenten und die von ihm erbaute Kathedralkirche der heiligen Panagia. Das Haus bietet nichts Besonderes dar, außer daß es, trotz des, seit der Graf es verließ, verflossenen Zeitraums und trotz der unaufhörlichen Zänkereien unter den griechischen Kriegshäuptlingen, denen er als Opfer fiel, im Innern noch vollkommen in dem Zustande geblieben war, wie zur Zeit seiner Anwesenheit in Aegina. Die Kirche ist groß und sehr dauerhaft im alten byzantinischen Style gebaut; das Innere ist ziemlich reich geschmückt.

Die Lage der Stadt ist schön und der Boden muß weit fruchtbarer seyn als in Nauplia; wenigstens sieht man hier allenthalben Bäume. Die Stadt ist von bebauten Fluren umgeben und auf den Felsen sieht man Rosen und Caprifolien. Nicht weit von der Stadt lebt ein Engländer, Namens Filley, der eine Griechin geheirathet hat und schon seit mehreren Jahren sich hier niederließ. Der größere Theil der Einwohner sind Ipsarioten, welche sich unter Anderm mit dem Bau sehr großer Barken beschäftigen. Im Jahre 1826, nach der Verwüstung ihrer Insel durch die Türken, bauten sie in einem Jahre 25 Schiffe von verschiedener Größe. Die Ipsariotinnen sind sehr schöne Frauen, haben aber eine besondere und sehr seltsame Tracht, die in Betreff des langen Schleiers, der erst mit der Nase beginnt, der türkischen gleicht; hinsichtlich des Schnittes der Kleider aber und der Menge Glöckchen von Silber und andern Metallen mich an den Anzug unserer Bürgerfrauen in Nowitorg erinnern. Nichts aber mahnte mich mehr an Rußland, als die Bilder der Heiligen und die davor brennenden Lampen, die ich allenthalben, in reichen Häusern wie in der ärmlichsten Hütte, und sogar, wie ich oben erwähnte, in den kleinen Barken fand.

*) Alle diese Gegenstände finden sich noch jetzt in alten Gräbern; in Aegina kann man sie leicht um mäßigen Preis erhalten, es ist indeß zu bemerken, daß sie wegen der häufigen Ausgrabungen mit jedem Jahre seltener und theurer werden.

Nachrichten über die heutigen Chaldäer.

(Schluß.)

Die chaldäischen Katholiken haben sechs Bischöfe, die zu Diarbekir, Mardin, Sever, Karkuk, Salmas und Mosul residiren. Sie feiern viele Festtage im Jahre: der 15 Mai und 15 Junius sind zwei der heiligen Jungfrau, genannt: „Unsere Liebe Frau von den Kornähren,“ geweihte Tage. Es ist dieß ein von den alten Assyrern der Ceres, der Göttin des Ackerbaues, gefeiertes Fest. Als diese Völker sich zum christlichen Glauben bekehrten, änderten die Bischöfe den Gegenstand der Verehrung, und weihten diese Tage der neuen Religion, wie Dieß bei mehrern andern Gelegenheiten, und unter Anderm auch mit dem Fest der Reinigung, am 2 Februar, geschah.

Die Chaldäer haben noch den alten Kalender und kennen die vom Papst Gregor XIII eingeführte Verbesserung nicht. Sie richten sich nach einem Kalender, der alle Jahre in Venedig für die Armenier gedruckt, dann nach Konstantinopel und von da in die orientalischen Provinzen geschickt wird. So erfahren die Chaldäer in frühern Zeiten in der Astronomie waren, so unwissend sind sie heutzutage in dieser Wissenschaft. Die Chaldäer befolgen streng die alten Vorschriften der katholischen Religion; sie haben ungefähr 180 Fasttage im Jahre, doch erstreckt ihre Enthaltsamkeit sich nicht auf Getränke, denn sie trinken Kaffee ohne Bedenken. Indeß gibt es Schwärmer unter ihnen, die die Strenge so weit treiben, daß sie ihre Pfeife an Fasttagen durchaus nicht an der Flamme eines Talglichts anzünden, weil sie von dem Unschlitt genährt wird, das den Docht umgibt. Die Sprache ihrer Liturgie ist die syrische; im gewöhnlichen Leben hingegen sprechen sie Armenisch; die Priester verstehen von der erstern genau so viel als für ihre Gebete nöthig ist, doch sprechen sie sie nicht. In den Kirchen sind die Männer von den Frauen getrennt; sie bleiben in denselben, wie außerhalb, bedeckt, doch versäumen sie nie am Eingang ihre Schuhe abzulegen. Es gibt weder Bänke noch Stühle; im Sommer werden Matten und im Winter zuweilen Teppiche auf das Pflaster der Kirche gebreitet, auf denen sich das Volk auf die Kniee wirft oder noch öfter mit untergeschlagenen Beinen wie die Schneider niedersetzt.

Die Chaldäer der Städte treiben die Gewerbe der Maurer, Tischler, Färber, Weber u. s. w.; die reichsten widmen sich dem Handel, doch findet man keine Reichthümer bei ihnen. Im Grund ist es auch schwer für sie dergleichen zu erwerben, denn sie sind zu vielen ungünstigen Wechselfällen ausgesetzt. Ihre Karawanen werden oft von den Kurden und den umherschweifenden Horden angegriffen und geplündert, die, wenn sie sie auch nicht berauben, ihnen doch willkürliche Abgaben auflegen, wodurch aller Nutzen verloren geht. Die Zölle, die sie entrichten müssen, sind ungeheuer, und überdieß gestatten die Erpressungen der Regierung und Mangel an richtiger Zahlung den Kaufleuten keinen großen Gewinn. Auf dem Land beschäftigen die meisten Chaldäer sich mit dem Ackerbau; da sie aber, weil Grund und Boden der Regierung gehört, nicht Eigenthümer sind, so bleibt ihnen nach entrichteten Abgaben und Grundzins nur wenig übrig. Eine große Anzahl von ihnen befindet sich als Geschäftsführer im Dienst reicher Türken; sie stehen in dieser Hinsicht im Ruf großer Rechtschaffenheit. Die Chaldäer verfertigen auch jene schönen, selbst in Europa geschätzten Musseline, und drucken Baumwollenleinwand in Farben, die in jenen Gegenden starken Absatz finden. Ihre Verhandlungen, als Heirathen, Erbfolgen, testamentarische Verordnungen u. s. w., machen sie gewöhnlich unter sich oder vor ihren Priestern ab, und die mosleminische Regierung mischt sich nicht darein; legen sie indeß ihre Streitigkeiten dem Cadi oder irgend einem andern Richter zur Entscheidung vor, so kommen beide Parteien sehr übel weg, denn die verlierende muß auf der Stelle bezahlen, und die gewinnende hat die Gerichtskosten zu erlegen, die nichts weniger als mäßig sind.

Die Chaldäer haben, so wie alle Unterthanen des Großherrn, die nicht Moslemin sind, den Karadsch oder die Kopfsteuer zu bezahlen, die nach den verschiedenen Städten und Provinzen wechselt; es ist dieß eine Abgabe, die jeder männliche Unterthan, der das vierzehnte bis fünfzehnte Jahr erreicht hat, entrichten muß, und die seit der Regierung der Nachfolger Mohammeds von den Christen gefordert wurde; der Koran legt sie als Pflicht auf und man kann ihr auf keine Weise entgehen. Die Chaldäer tragen, so wie die übrigen Orientalen, seit dem frühesten Alterthum lange Kleider, eine Tracht, die weit würdiger und anständiger als die europäische ist; die Männer tragen eine rothe von einem Turban umschlungene Mütze, dessen Farbe sie als Christen bezeichnet. Sie führen im Ganzen eine rauhe Lebensart; ihre Mäßigkeit ist groß, und ihre Nahrung einfach und nichts weniger als reichlich; die Meisten haben kein anderes Bett als eine Matte oder einen Teppich, die sie auf den Boden breiten und auf denen sie unausgekleidet schlafen. Wenn man in den Legenden von den heiligen Vätern der Wüste liest, daß sie von nichts als Datteln lebten und unausgekleidet auf dem Boden schliefen, so thaten sie nichts als was die minder Wohlhabenden in der Levante thaten und noch thun. Die Frauen der großen Städte, wie Bagdad und Mosul, tragen, wenn sie auf die Straße gehen, nach Art der türkischen Frauen einen dichten Schleier über dem Gesicht; in den kleinen Städten und Dörfern hingegen tragen sie, wie die arabischen Frauen, das Gesicht unbedeckt; übrigens gehen sie sehr züchtig gekleidet. Die Heirathen werden schon in sehr jugendlichem Alter geschlossen, und die Verlobungen haben schon drei, fünf oder sechs Jahre vor der Hochzeit statt; die Verlobung wird im Hause begangen. Der Priester bringt der Braut einen Ring von dem Bräutigam und erhält ihre Einwilligung öffentlich; die Eltern des neuen Paares machen sich gegenseitig Geschenke, die man von Zeit zu Zeit erneuert, um sich die eingegangene Verpflichtung ins Gedächtniß zu rufen. Die Vermählung selbst wird in der Kirche vollzogen, worauf eine verschwenderische Libation in Branntwein, aber weder Fest noch Tanz folgt. Obschon die Polygamie nicht gestattet ist, so vermehrt sich die Menschenzahl doch zusehends; die Kinder sind zahlreich und kräftig, während bei den Arabern, Kurden und Türken, die doch mehrere Weiber haben, sich eine merkliche Ausartung zeigt. Eine empörende Sitte herrscht indeß bei den Chaldäern, und diese ist der Kinderverkauf; so verkauft ein armer, von seinen Gläubigern verfolgter Vater, oder der von der Regierung gemachte Vorschüsse zu bezahlen hat, seine Kinder ohne Umstände oft für eine geringe Summe. Diese Sitte ist von den Moslemin gestattet, bei denen sie, eben so wie bei den Georgiern und den Bewohnern des Kaukasus, üblich ist.

Die Chaldäer führen über Civilverhandlungen, Geburten, Ehen und Sterbefälle keine Register; der größte Theil ihrer Geschäfte wird mittelst Zeugen abgemacht, die nebst den kontrahirenden Parteien unterzeichnen und ihre Siegel beidrücken. Nur Wenige führen ihren Familiennamen, die meisten werden, wie bei den Alten, durch Vornamen und den Beisatz S o h n d e s s e n u n d d e s s e n bezeichnet; z. B. Peter, Sohn Johanns, Marie Tochter Simons. Ist eine genauere Bezeichnung nöthig, so wird das Gewerbe des Vaters beigefügt; z. B. Thomas, Sohn Jakobs des Maurers. Viele Beispiele dieser Art finden sich im alten und neuen Testamente; so wird St. Petrus Simon Barjonas, d. h. Sohn Johanns genannt; Bartholomäus bedeutet Sohn des Tholomäus; St. Simon Barsabbas, chaldäischer Bischof, bedeutete Simon Sohn des Färbers. In den fabelhaften Zeiten bedeutete Bacchus, Sohn des Chus, woraus der Name Bacchus entstand. Das Wort b a r bedeutet bei den Chaldäern Sohn, wie b e n bei den Arabern.

Die Lebensdauer der Chaldäer ist von keiner ausgezeichneten Länge; sie sind weniger Krankheiten unterworfen als die Europäer, was ein Glück für sie ist, da sie keine Aerzte haben; in Bagdad leben kaum vier oder fünf Personen, die sich mit der Heilkunde beschäftigen. Jeder der krank wird, behandelt seinen Zustand auf seine eigene Weise, oder, wie dieß vor Alters in Babylon geschah, nach den Rathschlägen des Ersten Besten. Oeffentliche Vergehungen gegen die guten Sitten sind in Chaldäa sehr selten, denn Jeder wird von der Furcht vor der schrecklichen Strafe zurückgehalten, die den Schuldigen entweder von Seite der Familie oder von Seite Derer unfehlbar trifft, die die Gewalt in Händen haben.

Dieß ist der gegenwärtige Zustand der Chaldäer, dieser so alten, so erlauchten und so unglücklichen Nation; seit länger als zweitausend Jahren schmachtet sie unter fremdem Joch, ohne Hoffnung jemals ihre alte Unabhängigkeit wieder erringen zu können.

V e r m i s c h t e   N a c h r i c h t e n.

Unter den Reformen in der Türkei, sagt ein Reisender, ist für den, der die frühere Verfassung des Landes kannte, die Aufhebung der sonst so streng beobachteten Kleiderordnung eine der auffallendsten. Die Griechen dürfen Turbans, gelbe Pantoffeln, kurz Kleidung von jedem beliebigen Schnitt und Farbe tragen. Dieß mag auf den ersten Anblick unbedeutend scheinen, allein dem ist nicht so. Die Unterscheidungszeichen zwischen Griechen oder Christen und Türken sind Kleidung, Name und Begrüßungsweise, und das Bedeutendste unter diesen ist die Kleidung. Ist nun dieser Unterschied ferner nicht mehr vom Gesetz geboten, so wird er mit der Zeit außer Gebrauch kommen, oder wenn er auch beibehalten wird, doch wenigstens nicht mehr, wie bisher, ein Zeichen der Bedrückung und Sklaverei seyn. Beide Völker werden sich zweifelsohne, wenn anders die begonnenen Fortschritte nicht durch irgend ein Ereigniß unterbrochen werden, mit der Zeit verschmelzen, und der ihnen angeborne gesunde Verstand macht ihre gegenseitige Annäherung um so leichter. In Monastir sagte ein Walache zu mir: „Wenn der Großwessier noch zehn Jahre lebt, so werden wir noch mit den Türken zur Fastenzeit zu Nacht und diese während des Ramazans mit uns zu Mittag speisen.“ Als ich mich Konstantinopel näherte, begegneten mir mehrere Abgeordnete, die mit Fermans zum Bau von Kirchen versehen wieder heimkehrten. Die Schwierigkeiten, welche die Türken solchen Bauten sonst in den Weg legten, so wie das Herzeleid, das sie den Griechen dadurch zufügten, sind bekannt; jetzt dagegen wird die Bewilligung nicht nur ohne Anstand ertheilt, sondern der Großwessier unterzeichnete sogar 80,000 Piaster zum Bau einer Kirche in Monastir, die, da die ganze griechische Bevölkerung das Werk mit Geld und Arbeit unterstützte, in unglaublich kurzer Zeit gegen Ende des Jahres 1851 vollendet wurde. Die Türken fragten die Griechen, „warum sie nicht vier Minarets auf das Gebäude setzten;“ — eine tiefe Bedeutung liegt in diesen Worten.

*

Anfangs August sah man in North-Shields zwei außerordentlich große Fliegenschwärme, die in westlicher Richtung vom Meer herkamen. Die Höhe der ganzen Masse des einen derselben wurde auf etwa 21 Fuß und die Breite auf 6 oder 8 Fuß geschätzt; sie brauchte mehrere Minuten, um an den sie beobachtenden Personen vorüberzukommen.

M ü n c h e n, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 269. 26 September 1833.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Vierter Brief.

Gang nach dem alten Tempel der Minerva. — Beschreibung dieses Tempels. — Katakomben. — Tempel der Venus Aphrodite. — Abreise aus Aegina. —

Am andern Morgen, als kaum die ersten Sonnenstrahlen sich zeigten, und die Spitzen der Berge mit Regenbogenfarben bestrahlten, welche sichtlich heller und immer heller wurden, war ich schon angekleidet und setzte mich mit meinem Führer und meinem Dolmetscher zu Pferde, um die gut erhaltenen Trümmer eines alten Tempels zu besuchen, der am andern Ufer der Insel lag, 3 Stunden von der Stadt und dem alten Athen gegenüber, das man von hier aus bei hellem Wetter mit bloßen Augen sehen konnte. Der ziemlich malerische Weg führt größtentheils zwischen Felsen, die mit wilden Blumen und verschiedenartigem Gebüsch bedeckt sind und zwischen tief eingeschnittenen, fruchtbaren Thälern hindurch, die mit einem sammtnen Grün bedeckt und von klaren Bächen bewässert waren, die in schnellem Lauf von den Höhen der Berge herabströmten. Zufälligerweise war es ein Sonntag und die uns begegnende Menge von Landleuten im Festkleide, die sich nach der Stadt zur Messe begaben, belebte das außerdem einförmige Gemälde, das auf einer Strecke von 3 bis 4 Meilen sich ohne Unterlaß wiederholte. Erst auf der Hälfte des Wegs sahen wir die Trümmer einer ehemaligen Stadt auf einem kegelförmigen Berge. Der Tempel selbst, den man irrigerweise einen Jupitertempel nannte, erhebt sich auf der Spitze eines der Felsen, womit die ganze Insel bedeckt ist und gewährt eine weite Aussicht aufs Meer. Der größte Theil dieses Tempels ist noch jetzt unversehrt erhalten, und jeder Reisende erstaunt über den Anblick von 22 mächtigen Säulen aus weißem Marmor, die schon so viel Jahrhunderte hier stehen. Die Säulen gehören der dorischen Ordnung an und stehen in einem Parallelogramm. Das Innere des Tempels ist mit gefallenen Säulen, Architraven, Marmorblöcken u. dgl. bedeckt. Etwas weiter unten sieht man einen alten Brunnen und eine Grotte mit einer Wasserleitung. Nach der Beschreibung des Pausanias und anderer alten Schriftsteller war dieser Tempel der Minerva geweiht; der dem Jupiter geheiligte, ein bloßer Altar und kein Tempel, befand sich noch höher oben, denn Pausanias sagt ausdrücklich, daß man von hier eine sehr weite Aussicht gehabt und die Vorgebirge Sunium, Colonna und das ganze ägeische Meer gesehen habe. Das Fundament und einige Ueberreste des Opferaltars sieht man noch jetzt auf einem der höchsten Felsen der Insel nicht ferne von dem beschriebenen Tempel.

Auf dem Rückwege beschlossen wir längs dem Ufer nach der Stadt zu gehen, fanden uns aber in unserer Erwartung betrogen, denn dieser Weg ist noch schlechter und einförmiger als der erste: gar nichts war zu sehen, als kahle Felsen, Sand, Meer und hie und da eine Fischerhütte oder Boote. Als wir uns der Stadt näherten, stiegen wir von den Pferden und gingen zu Fuße, um die Katakomben oder Grabmäler bequemer zu sehen, womit die ganze Umgegend derselben bedeckt ist, und wo alle Vasen, Gefäße, Lampen u. dgl., womit beinahe der ganze Saal im Museum zu Aegina angefüllt ist, gefunden wurden; mit einem Worte, die Umgebung der ganzen Stadt ist völlig um- und ausgegraben, und die Katakomben bilden gleichsam eine weitläufige Vorstadt. Jedes Grabmal ist in dem Boden ausgegraben und mit Steinen umlegt. Gewöhnlich finden sich darin drei Gräber von einerlei Größe, welche aus einigen großen Steinen gemacht sind, von denen der eine als Decke dient. Sie liegen in der Form eines ⊓ und lagen hier ruhig viele Jahrhunderte, bis die Hand der Neugierde, welche Nichts verschont, auch die Todten nicht ruhen ließ. Alle Katakomben um Aegina bestehen aus einer Menge solcher abgesonderten Grabmäler, von denen die dasigen griechischen Mönche 3 nahe an einander liegende mit einander verbanden; sie machten eine steinerne Trepe, um bequemer mit den Lebenden zu verkehren, und ließen oben kleine Oeffnungen, um das Licht hereinzulassen; sie bestimmten die größte zur Kapelle und in den andern wohnten sie. Ich besuchte sie in dieser wahrhaft mönchischen Wohnung, und staunte nicht wenig über die Ordnung und Reinlichkeit, die ich hier fand, und welche bei den Griechen überhaupt, besonders aber bei den Mönchen so wenig zu Hause ist; als ich aber herauskam, zeigten sie mir ein Häuschen, das ihre eigentliche Wohnung war, und somit löste sich das Räthsel der ungewöhnlichen Reinlichkeit. Im Hofe des Waisenhauses zeigte man mir ein Grabmal ganz anderer Art, rund mit zwei Säulen von korinthischer Ordnung, in welches eine enge schneckenförmige

Treppe hinabführt. Die dasigen Mönche schätzen es ungemein hoch, versperren es und zeigen nur mit einer gewissen Wichtigkeit einige hier befindliche schwarze Figuren und Inschriften, die ich sehr geneigt war für die Versuche irgend eines muthwilligen Schülers zu halten. Das bei diesem Waisenhause befindliche Museum hat eine ziemlich merkwürdige Sammlung von Alterthümern, welche in verschiedenen Theilen Griechenlands gefunden wurden, die meistens aus Grabsteinen, mit Basreliefs verziert, bestehen. Einige derselben haben auch Inschriften. Zu diesen letztern gehört der Grabstein des Demosthenes, der eine lange, griechische Inschrift hat, übrigens äußerst einfach, ohne alle Verzierungen ist, und auf der Insel Poros, nahe bei den Trümmern eines sogenannten Neptuntempels auf der Höhe über der Klosterbucht gefunden wurde. Unter den erstern muß man zwei sehr schöne Basreliefs erwähnen: das eine, in Aegina aufgefunden, stellt einen Mann vor, der ein Opfer darbringt, auf dem andern, aus Salamis, ist eine Gruppe von 5 Männern abgebildet. Im Ganzen zählte ich über vierzig Grabsteine. Statuen sind viele da; sie sind aber größtentheils etwas verdorben; besser als andere ist eine kleine Statue aus der Insel Delos erhalten, welche eine Harpyie vorstellt. Die andern bedeutenderen Statuen sind eine Dido, halb mit dem Schleier bedeckt; eine Venus, ein Merkur, und eine kolossale Statue ohne Kopf aus Megara, wo auch eine ägyptische Statue und eine Sphinx gefunden wurden, die nicht ganz vollendet sind. Außerdem befinden sich in demselben Museum zwei große Vasen aus Salamis, und eine Karyatide, welche in Astros, in der Nähe von Nauplia, gefunden wurde. Nicht weit von dem Hafen, ganz am Meeresufer, sieht man die Trümmer eines alten Tempels der Venus Aphrodite, ganz unbedeutend, sie ziehen aber dennoch die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich; sie bestehen aus einer einzigen Säule ohne Kapital und aus einem sehr hohen Fundament mit steinerner Treppe, die aber, wie schon oben bemerkt wurde, größtentheils zum Bau des Molo verwendet wurde. Der Boden aus Mosaik sehr schön gearbeitet, mit mehreren Figuren, befindet sich mitten in der Stadt, und wurde auf Befehl des Grafen Capodistrias zur bessern Erhaltung mit einer Steinmauer umgeben. Einige behaupten jedoch, er habe zu einem alten Bade und nicht zu einem Tempel gehört. Wahrscheinlicher als beides ist aber, daß er zu irgend einer byzantinischen Kirche des Mittelalters gehörte. Nachdem ich so alles Merkwürdige auf der Insel Aegina in Augenschein genommen, begann ich an die Abreise, d. h. an die kurze Fahrt nach Athen zu denken, die man bei günstigem Winde in drei, ja sogar in 2 Stunden zurücklegen kann. Ich fuhr am andern Morgen aus Aegina ab, blieb über 6 Stunden auf dem Wege und warf erst um 2 Uhr Nachmittags Anker in dem alten Pyräus oder Porto-Leone, so genannt wegen eines mächtigen marmornen Löwen, der in der Mitte des Hafens stand und zur Zeit der Belagerung Athens durch den venetianischen Heerführer Morosini nach Venedig gebracht wurde. Wir verschieben jedoch Alles, was sich auf die berühmte Theseusstadt bezieht, bis zum nächsten Briefe. —

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Das ungestüme Wetter verzögerte bis Mitternacht den Anfang der Arbeiten, weil aber die Natur des Bodens die Spitzare unnöthig machte, so förderten sich die Erdauswürfe leicht, und vor Tagesanbruch standen die Truppen vollkommen hinter ihnen gedeckt. Der Boden zwischen den Straßen nach Mecheln und Boom ist weich und schwammig, und gibt auf 18 bis 20 Zoll Tiefe bereits Wasser, wodurch manche große Hindernisse entstanden, die Laufgräben zum Theil unhaltbar wurden, und keine Möglichkeit vorhanden war, das Geschütz durchzuführen. Der steinlose Boden ohne harte Substanzen gewährte jedoch auch den Vortheil einer schnellen Aushebung, und hatte noch das wesentliche Verdienst die Gefahr wegen Splitter zu vermindern, da die Bomben sich darin so tief einsenkten, daß ihr Zerspringen ganz unschädlich wurde. Die Besatzung scheint durchaus ohne Kenntniß der eingeleiteten Operationen gewesen zu seyn, denn die holländischen Ingenieurs gewahrten erst um 9 Uhr Morgens die gemachten Auswürfe. Zwar dient zu ihrer Entschuldigung, daß die Nacht stürmisch und regnerisch war, und ein dichter Nebel die Atmosphäre verschleierte; daß der Boden zwischen der Straße nach Mecheln um Berchem und St. Laurent bis an den Fuß der Außenwerke in allen Richtungen mit Bäumen, Hecken, Pflanzungen, Gärten und Gebäuden durchschnitten ist, wodurch das Vorrücken der Truppen und der Arbeiter sehr leicht verborgen werden konnte. Selbst bei Tag war es schwer, Gegenstände auf 400 Yards Entfernung zu unterscheiden, bei Nacht aber völlig unmöglich, wenn nicht der Schall von Stimmen und von Werkzeugen die Annäherung entdeckte. Doch hätte andrerseits General Chassé wegen des beabsichtigten Angriffs wohl auf seiner Hut seyn müssen, den nur zufällige Umstände verzögert hatten. Nach der mit Belgien getroffenen Uebereinkunft war das Land auf 325 Yards Entfernung vom Fuße seines Glacis ihm zugewiesen, und obgleich er seine Pikets in den bedeckten Weg zurückgezogen hatte, blieb es gewiß die Pflicht eines wachsamen Befehlshabers, durch Patrouillen seine Fronte zu sichern, oder unternehmende Offiziere Nachts zu Recognoscirungen auszusenden, um von den feindlichen Operationen unterrichtet zu seyn. Die Anomalie in dem ganzen Verfahren, und die Erklärung, daß die streitenden Parteien nicht als gegenseitig Krieg führend zu betrachten seyen, welche Meinung der deutsche Bund nach dem 46sten Protokoll nicht zu theilen schien, gibt der Lässigkeit des Generals Chassé einige Vertheidigung, in der Voraussetzung, daß die Formalität einer Aufforderung jedem wirklichen Angriff vorausgehen müsse. Dadurch war es möglich eine Operation, die gewöhnlich einen beträchtlichen Verlust dem Belagerer zuzieht, ohne das geringste Hinderniß durchzuführen, und dieser unerwartete Vortheil ward durch die Artillerie noch erhöht, welche gleichzeitig mit der Bestimmung der Parallele 12 Batterien zu erbauen anfing, ein Ereigniß, das beinahe beispiellos in früheren Belagerungen ist. Das System, die Vertheidigungsmittel aufzusparen, bis die größere Nähe des Feindes jeden Schuß wirksamer macht, ist nicht passend, sobald der Angriff auf eine mehr als die Hälfte kürzere

Entfernung gegen die gewöhnliche Eröffnung der ersten Parallele geschieht.

Am 30 Morgens geschah die förmliche Aufforderung zur Uebergabe von Seite des Marschalls Gérard, die General Chassé verneinend beantwortete, und mit dem Schlage 12 Uhr Mittags begann die Citadelle das Feuer, doch mit geringer Wirkung. Um jede Kollision zwischen den Holländern und Belgiern zu verhüten, und die Stadt der Zerstörung durch Bomben möglichst zu entziehen, besetzten die Franzosen nach einer zwischen dem Marschall und dem Gouverneur von Antwerpen getroffenen Uebereinkunst das Fort Montebello, und nur die Thore und die inneren Vertheidigungswerke der Stadt waren den Belgiern überlassen. Während des 30 versuchten die Ingenieure das Wasser in den Laufgräben mittelst der aufgezogenen Schleußen von Kiel und der Nachbarschaft abzuleiten, und obwohl man dadurch 15 Zoll Fall bewirkte, so war doch im Ganzen bei dem anhaltenden Regen wenig geholfen, und der Schlamm und das Wasser blieben an manchen Orten zwei Fuß tief. Die Parallele und die Zugänge wurden erweitert und verstärkt, Antritte (banquettes) in verschiedenen Richtungen angelegt. Die Artillerie war eifrigst beschäftigt, die Batterien zu ergänzen, von welchen 10 für Kanonen und Haubitzen, 2 für Mörser bereits sehr vorgerückt waren, so daß man voraussetzte, in 36 Stunden das Geschütz einzuführen, und das Feuer am dritten Morgen zu eröffnen. Die Besatzung unterhielt ihr Feuer, doch in ungewöhnlich langen Zwischenräumen. Die Ablösung in den Laufgräben wurde durch eine Infanteriebrigade um 3 Uhr Nachmittags vollzogen, und diese Stunde für die Dauer der Belagerung beibehalten. Die Division Achard hatte unterdessen das rechte Ufer der Schelde, und General Sebastiani das linke besetzt.

In der Nacht vom 30 November wurde mit fünf Annäherungen aus der Fronte der ersten Parallele hervorgegangen; zwei in Richtung der Kapitale des Bastions Toledo, zwei auf die Kapitale der Lunette St. Laurent, und eine fünfte, welche zur äußersten Linken in einem Waffenplatze endigte. Die überflüssige Stärke der Besatzung, die 2000 mehr als die erforderliche Zahl betrug, und die zuletzt die Ursache zu großen Unbequemlichkeiten eher als zu Vortheilen wurde, im Verein mit dem entschlossenen Charakter des Gouverneurs, setzte die Belagerer in Erwartung eines kräftigen Ausfalls für diese Nacht. Aber nichts geschah, und die Laufgräben und Batterien waren bei Tagesanbruch ihrer Vollendung nahe. Das schwache nächtliche Feuer der Besatzung gewann mit Sonnenaufgang Kraft und es wurde beobachtet, daß es nur von 7 bis 9 Uhr Morgens und von Mittag bis 5 Uhr am heftigsten blieb. Das Gewehrfeuer und Wallbüchsenfeuer dauerte aber gleichförmig, und ward aus der Parallele und den Waffenplätzen, deren Brustwehr innen mit Sandsäcken gebildet waren, beharrlich erwidert. Abzugsgräben für das Wasser wurden in den Werken gezogen, und die Sohle mit einfachen selbst doppelten Faschinenreihen belegt, was dennoch gegen den Eindruck des schweren Geschützes keine hinreichende Festigkeit gewährte. Die Artillerie beschäftigte sich ihre Magazine zu errichten, Bettungen zu legen, und das Geschütz an die Ausgänge der verschiedenen Kommunikationen zu bringen, von wo es in die Batterien eingeführt werden sollte. Die Absicht des Marschalls war, die Beschießung von allen Theilen zugleich anzufangen. Nachmittags versuchten mehrere als Bauern verkleidete Soldaten die Gebäude, welche an den bedeckten Weg von St. Laurent gränzen, anzuzünden. Auffallend bleibt es, warum General Chassé die Fronte der Vertheidigung, welche von diesen Gebäuden, durch Baumhecken, Geländer und dammartige Aufwürfe beengt war, nicht früher reinigen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ersteigung des Peter-Botte-Berges auf der Insel Mauritius, am 7 Sept. 1832.

(Siehe die Beilage.)

In dem dritten Bande der „Zeitschrift der königl. geographischen Gesellschaft (Journal of the Royal Geographical Society)" lesen wir einen, dieser Gesellschaft von dem berühmten Geographen Barrow aus einem Briefe des Lieutenants Taylor mitgetheilten Bericht über ein wahrhaft außerordentliches Wagestück, das dieser mit noch einigen Landsleuten im September v. J. vollbracht hat, nämlich die Ersteigung des unter dem Namen Peter Botte bekannten Berges auf der Insel Mauritius. Die Insel Mauritius liegt bekanntlich mit der ihr nahe gelegenen Insel Bourbon an der Ostküste von Afrika, zwischen ihnen und dem Festlande jedoch noch die große Insel Madagaskar. Diese Inseln wurden im 16ten Jahrhunderte von dem Portugiesen Peter Mascarenhas entdeckt, von dem die Gruppe, zu der sie gehören, auch manchmal den Namen der Mascarenhas-Inseln führt. Ihr Entdecker selbst nannte die Insel Mauritius Ilha do Cerno. Die Portugiesen gründeten indessen hier nie eine Niederlassung, und im Jahre 1598 ward sie von dem holländischen Admiral van Neck in Besitz genommen und nach dem Prinzen Moritz von Oranien Moritzinsel genannt, unter welchem Namen sie jetzt allgemein bekannt ist. Die Holländer fanden sie indessen, wenn sie solche gleich im Jahre 1640 zu kolonisiren angefangen hatten, von geringem Nutzen, und gaben sie im Jahre 1712 zuletzt gänzlich auf, worauf sich im Jahre 1721 die Franzosen, welche schon seit einiger Zeit im Besitze der benachbarten Insel Bourbon gewesen waren, auf ihr anzusiedeln anfingen. Von ihnen bekam sie den Namen Isle de France; auch behielten sie dieselbe bis zum December 1810, wo sie ihnen von den Engländern abgenommen wurde, zu deren Kolonien sie jetzt noch immer gehört. Mauritius ist äußerst bergig und zeigt aller Orten die Kennzeichen vulkanischer Ausbrüche. Einige von diesen Bergen sind zwei- bis dreitausend Fuß hoch und einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt. Man findet unter ihnen mehrere von den seltsamsten Gestalten; die außerordentlichste Form aber hat der s. g. Peter-Botte-Berg, dessen Höhe nach dem nachfolgenden Berichte auf ungefähr 1800 Fuß anzunehmen seyn dürfte. Nach dieser kurzen Erläuterung lassen wir den Briefsteller selbst sprechen.

„Man hat den Peter Botte immer als unzugänglich betrachtet. Es besteht zwar eine Sage, wonach ein Mann dieses Namens ihn bestiegen und sein Leben auf dem Rückwege eingebüßt habe; allein sie findet wenig Glauben, da durchaus keine verbürgte Erzählung der Thatsache vorhanden ist. Vor zwei und vierzig Jahren wollte ein Franzose, seiner Versicherung nach, allein auf den Gipfel gelangt seyn und ein Loch in den Felsen zu einer Fahnenstange gemacht haben, was seine Landsleute natürlich glaubten; allein welchen Glauben jene Versicherung verdiene, mag man aus dem Verfolge der gegenwärtigen Erzählung ersehen. Die Besteigung ist in den letzten Jahren schon mehrfach versucht worden; einmal von den Offizieren des brittischen Schiffes Samarang, die sich verirrten, und von dem Peter Botte selbst durch eine tiefe Kluft im Felsen getrennt und deßhalb zur Rückkehr genöthigt sahen. Kapitän Lloyd, Ober-Civilingenieur, und Hr. Dawkins machten verwichenes Jahr (1831) den Versuch und erreichten glücklich einen Punkt zwischen der Schul-

ler und dem Halse,*) wo sie eine Leiter anlegten, die jedoch nicht einmal halbwegs eine senkrecht abfallende Felsenfläche hinaufreichte, welche sie am Weiterkommen hinderte. Dieß blieb der letzte Versuch. Kapitän Lloyd überzeugte sich jedoch damals so sehr von der Ausführbarkeit des Unternehmens, daß er sich vornahm, das Probestück dieses Jahr zu wiederholen, wozu er denn im Anfange dieses Monats (September) alle seine Vorkehrungen traf. Am 6ten brach er, begleitet von Lieutenant Philpotts (vom 29sten Regimente), Lieutenant Keppel (von der königl. Marine) und mir, von der Stadt aus auf. Zuvor hatte er schon zwei seiner Aufseher mit ungefähr 25 Negern und Seapoys-Sträflingen vorausgeschickt, um die nöthigen Anstalten zu treffen. Sie führten eine Art Zelt und Seile, Brecheisen, eine tragbare Leiter, Mundvorräthe, überhaupt Alles, was wir möglicher Weise auf drei bis vier Tage nöthig haben konnten, bei sich, da wir vorhatten, auf der Schulter des Berges zu verweilen, bis wir entweder unsere Absicht erreichten oder uns von der gänzlichen Unthunlichkeit der Sache überzeugten. — Die Leute hatten tüchtig vorgearbeitet; bei unserer Ankunft am Fuße des Berges fanden wir das Zelt und alle unsere Geräthschaften u. s. w. auf der Schulter des Peter Botte sicher untergebracht. Ich will hier gleich das Aussehen des Berges beschreiben: Von den meisten Ansichtspunkten aus scheint er aus der Bergkette, die fast in gleicher Linie mit dem die Bucht von Port-Louis bildenden Theile der Seeküste hinläuft, emporzusteigen; kommt man aber bis an seine Grundfläche, so findet man, daß er von der übrigen Kette durch eine Schlucht von schauderhafter Tiefe vollkommen getrennt ist. Von der Stadt aus gesehen**) stellt er sich wie ein Kegel mit einem großen überhangenden Fels an seiner Spitze dar, allein so außerordentlich scharf und messerähnlich ist dieser (eine den Felsen auf dieser Insel überhaupt gemeinsamen Eigenthümlichkeit), daß er — „von unten hinauf," wie die Matrosen sagen, betrachtet — fast lothrecht erscheint. In der That, ich habe ihn wohl schon von fünfzigerlei Punkten aus gesehen und beschaut, und bin doch nicht im Stande zu sagen, welche Form er eigentlich hat. Doch wieder zu meiner Erzählung.

Zu Mittag aßen und über Nacht blieben wir in dem Hause eines Franzosen in der Ebene, und standen früh am nächsten Morgen auf. Nachdem alle unsere Vorkehrungen getroffen waren, machten wir uns auf den Weg, und einen malerischern Zug habe ich selten noch gesehen. Unser Vortrab bestand aus ungefähr 15 bis 20 Seapoys in der mannichfaltigsten und buntesten Tracht, sammt einigen Negern, die unsere Lebensmittel, trockene Kleider u. s. f. trugen. Unser Weg führte eine sehr steile Schlucht hinauf, die in der nassen Jahreszeit von den Gußregen ausgewaschen worden, und da diese die Steine gelockert hatten, nicht angenehm zu ersteigen war; die Hintennachkommenden mußten sich mit den wackelnden und rollenden Felsbrocken wohl versehen, und einem von ihnen entgingen Keppel und ich fast nur durch ein Wunder.

Von dem oberen Ende dieser Schlucht aus schlugen wir uns seitwärts, an der andern Wand des Berges hin, und es muß ein Anblick zum Malen gewesen seyn, wenn man so unten von der Schlucht aus den langen Menschenfaden gesehen hätte, wie er langsam seinen schmalen Pfad an einem, an manchen Stellen nicht fußbreiten Felsrande hin verfolgte; und doch trugen die Neger ihre Last wohl dreihundert Ellen weit an dieser Bergwand entlang, indem sie sich an dem Gestrüppe ober ihnen festhielten, während unten nichts war, als ein Gewimmel von Baumwipfeln der Waldung, die sich über 900 Fuß tief den Berghang hinunterzog.

Als wir zur Schulter aufstiegen, zeigte sich uns mit einem Male ein Anblick, den ich nicht zu schildern vermag. Wir standen auf einer kleinen, schmalen, ungefähr zwanzig Ellen langen Klippenwand. Auf der Seite, die wir hinaufstiegen, sahen wir in die tiefe bewaldete Schlucht, die wir heraufgekommen waren, zurück, während auf der entgegengesetzten Seite, die zwischen 6 und 7 Fuß breit war, der Abhang 1800 Fuß tief schroff hinabging. Das eine Ende der Landzunge war gleichfalls abschüssig und das andere in einer Art abgegränzt, die den wundersamsten Anblick bot, den ich noch je sah. Ein schmaler, messergleich zugeschärfter, da und dort mit steilen Absätzen durchbrochener Fels lief in kegelförmiger Gestalt gegen 500 bis 550 Fuß über uns in die Höhe; und auf der obersten Zinne thronte in all' seiner Herrlichkeit der alte „Peter Botte." Ich habe mehrere Skizzen von ihm gezeichnet, von denen ich eine, von diesem Punkte aus gezeichnet, meinem Briefe hier beilege. (Schluß folgt.)

*) So genannt wegen der Aehnlichkeit dieser Theile des Berges mit den genannten menschlichen Körpertheilen. H und K bezeichnen zwei hohe, senkrecht ansteigende Felsen, an deren einem die Leiter angelehnt war.

**) Vergl. die beiliegende, der von dem „geographischen Journal" gegebenen, nachgezeichnete Abbildung.

Vermischte Nachrichten.

Sir Robert Ker Porter, der englische Konsul in Caraccas, hat von dem von Herrn von Humboldt seiner Ergiebigkeit und der kurzen Zeit wegen, die er zu seinem Wachsthum bedarf, so sehr gerühmten Weizen von Victoria, ein kleines Muster nach England geschickt. In La Victoria, in Südamerika, seinem Vaterland, trägt, wie Herr von Humboldt berichtet, ein mit dieser Getreideart besäeter Acre Landes (14,520 Quadratfuß) 2160 bis 2560 Pfund Weizen, während man in Frankreich von einem gleichen Raum nur 800 bis 900 Pfund erntet. Sollte er auch unter einem andern Himmelsstrich den Vorzug des schnellen Reifens beibehalten, so würde ein am 15 Februar mit diesem Weizen bestelltes Stück Feld schon am 1 Mai geschnitten werden können, und hierauf ausgedroschen und am 15 Mai abermals ausgesäet am 29 Julius eine zweite Ernte geben.

*

Die Einnahme der amerikanischen Kolonisationsgesellschaft betrug am Schluß des Jahres 1852/53, einen beim Beginne desselben in Kassa gebliebenen Saldo von 11,090 Dollars mit eingerechnet, 53,695 Dollars. Die Ausgaben beliefen sich auf 52,612 Dollars, wovon 36,892 Dollars für Transporte von Auswanderern, deren Unterhalt bis zur Einschiffung, während der Reise und nach ihrer Ankunft in der Kolonie, und dann zu Ankauf von für die letztere nöthigen Gegenständen verwendet worden waren. 5386 Dollars hatten die Besoldungen der Sekretäre, der Schreiber, Agenten u. s. w. in den Vereinigten Staaten, und 1782 Dollars die der Kolonialagenten, Aerzte und Unterbeamten in der Kolonie gekostet. Ferner wurden noch 5268 Dollars für Druckerkosten, worunter 50,000 Exemplare einer Adresse, und endlich 931 Dollars für Unterhalt und Erziehung von vier jungen Farbigen ausgegeben, die sich einst als Aerzte in der Kolonie niederlassen wollen.

*

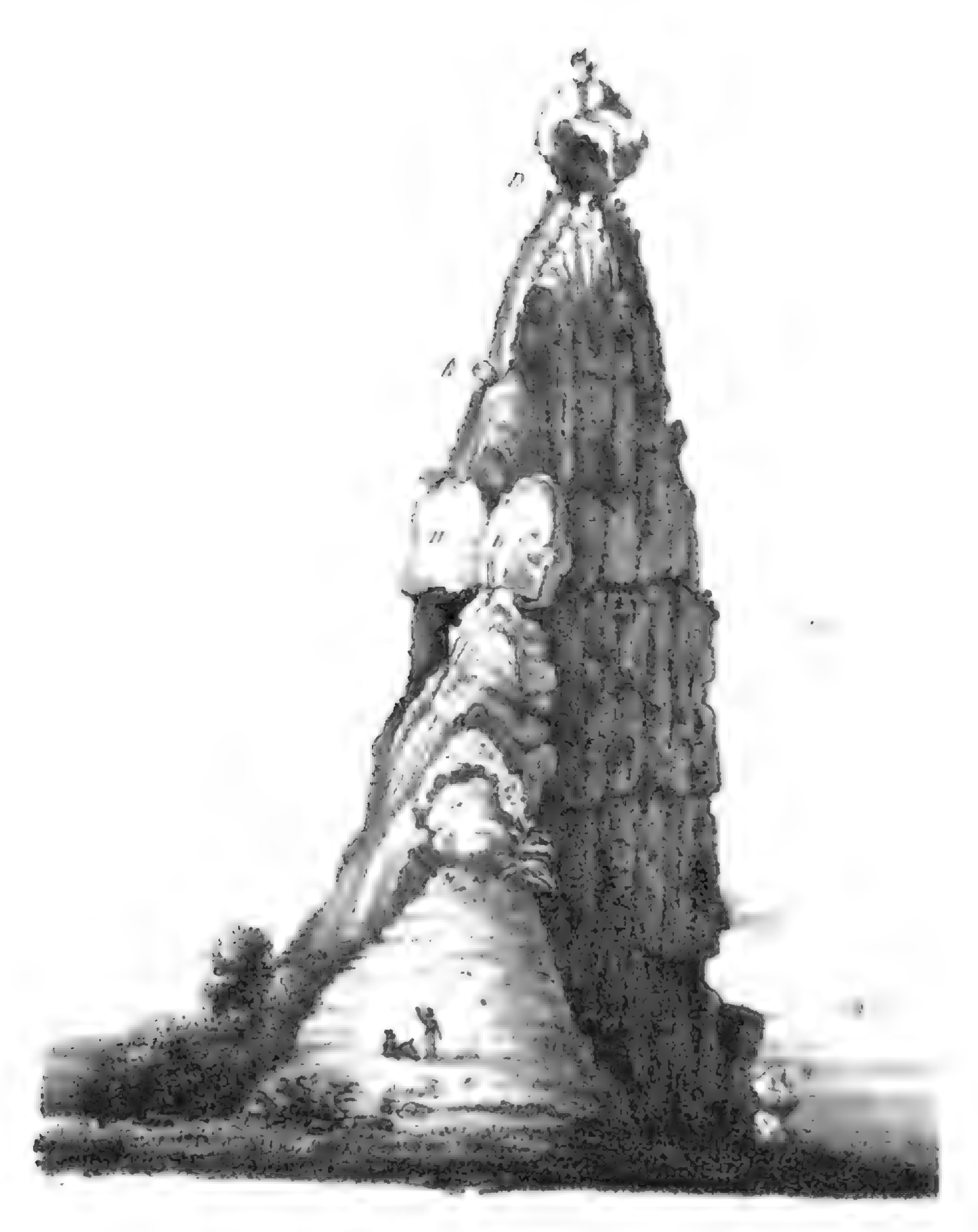
In Persien, nicht weit von der Stadt Kom, ist ein kahler, sehr steiler Berg, der, je näher man ihm kommt, immer neue Formen und Ansichten bietet. Von welcher Seite man ihn auch betrachten mag, so hat man den Gipfel sich stets gegenüber, so daß es dem Beschauenden vorkommt, als drehe sich der Berg, so wie er um ihn herumgeht, um seine eigene Axe. Diese Erscheinung beruht unstreitig auf einer ganz natürlichen Ursache, die ohne Zweifel ihren Grund in den verschiedenen Ansichten hat, die dieser Berg bietet, und die hier eine ähnliche Wirkung hervorbringen, wie jene sinnreichen Gemälde von magischen Landschaften, die dem, der sie von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet, immer neue Gegenstände enthüllen. Der Boden dieses Berges besteht aus einer schwarzen Thonerde, die viele Aehnlichkeit mit der verbrannten Erde hat, die man in der Nähe von Vulkanen sieht. Dieser bezauberte Berg, den die Perser in ihrer Sprache Telesme nennen, und woraus einige Nationen von Süd- und Mitteleuropa das Wort Talisman gebildet haben, ist fast auf seiner ganzen Oberfläche mit Rissen bedeckt. Die Einwohner behaupten, daß noch alle Reisenden, die ihn besteigen wollten, im Flugsand wie im Wasser versunken wären.

*

In der Stadt Sunderland lebt ein Kind, das mit dem Mal eines Schmetterlings im Gesicht geboren wurde. Dieses Mal erleidet folgende seltsame Veränderungen: Im Sommer tritt der Kopf desselben besonders stark hervor, die Flügel, Füße u. s. w. sind von hochrother Farbe, und das Ganze weit heißer anzufühlen als irgend ein anderer Körpertheil des Kindes; im Winter dagegen sind Flügel, Füße u. s. w. kaum bemerkbar, der Kopf schwindet zu einem bloßen Flecken, und das ganze Mal ist eiskalt anzufühlen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Hierzu eine Beilage: Der Peter-Botte-Berg.)



Der Peter Botte, auf der Insel Mauritius
erstiegen am 7ten Septbr. 1833.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 270. 27 September 1833.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Fünfter Brief.

Reise aus dem Pyräus nach Athen. — Hadrians Portikus. — Der Tempel des Castor und Pollux. — Akropolis. — Tempel der Venus Hippolytia. — Propyläum. — Tempel der ungeflügelten Victoria. — Parthenon. — Tempel der Minerva Pollias und der Minerva Pandrosia. — Erechtha. —

Es war 2 Uhr Nachmittags, als ich aus dem Boot kroch und den klassischen Boden Attika's betrat. Der großartige Anblick der Akropolis oder Citadelle von Athen machte trotz der beträchtlichen Entfernung einen solchen Eindruck auf mich, daß ich auch nicht einen Augenblick im Pyräus bleiben wollte, sondern baldmöglichst Pferde nahm und mich auf den Weg begab, der ziemlich breit, aber schlecht unterhalten war, und 2 Stunden lang größtentheils durch ödes Land führte. Endlich erreichte ich einen ziemlich dichten Olivenhain, ließ den sogenannten Museumshügel und die Akropolis links liegen und erblickte am Fuße derselben eine Stadt, welche von einer verfallenen ungleich hohen Mauer umgeben und so sehr zerstört war, daß kaum der dritte Theil der Häuser bewohnt werden konnte. Dieß war Athen, einst berühmt und blühend, das aber in späteren Zeiten eine Menge Unheil erduldet hatte, und jetzt ein Gemälde völliger Verwüstung darbot. Ich ritt durch ein elendes hölzernes Thor, an dem zwei Türken mit ihren Turbans saßen und in größter Gemächlichkeit ihre Pfeifen rauchten, ohne sich um mich und meine Begleiter im mindesten zu bekümmern. Dieß Thor steht an der Stelle des alten δίπυλον (Doppelthor), und wird häufig mit dem alten Pyräusthor verwechselt; ich berufe mich aber auf Plutarch, der bei der Beschreibung der Belagerung Athens durch den Dictator Sulla ausdrücklich sagt, daß er in der Mitte zwischen dem Pyräusthore und dem sogenannten δίπυλον in die Stadt gedrungen sey. Durch dieß letztere Thor zog nun auch ich, nicht als Sieger, sondern als ein friedlicher Reisender, ließ den jetzt noch wohl erhaltenen Theseustempel links liegen, ging durch eine Menge krummer, durch Schutt, Steine u. dgl. unwegsamer Straßen und erreichte endlich ein Haus von ziemlich gutem Aussehen, in welchem ich eine in jeder Beziehung reinliche und gute Restauration fand, die ein Herr Casali hielt, welchen ich allen denen, die nach diesem klassischen Lande reisen, mit gutem Gewissen empfehlen kann. Da nun einmal von Empfehlungen die Rede ist, so sey es mir gestattet, auch einen Athener, Herrn Petaki, zu empfehlen, welcher zwar nicht von dem alten Pittacus, einem der 7 Weisen Griechenlands abstammt, aber nichts desto weniger Alterthumsforschung leidenschaftlich liebt und als Cicerone vortreffliche Dienste leisten kann.

Als ich vom Pferd gestiegen, war es 5 Uhr, und bis ich mich völlig einquartirt und zu Mittag gegessen, war die Sonne untergegangen und ich mußte zu Hause bleiben. Den Abend wandte ich an, um mehrere Reisebeschreibungen und andere, die merkwürdige Stadt, in der ich mich befand, besonders betreffende Bücher zu durchblättern. Ich blickte in die Reisen Chandlers, Villiers, Porters, und blieb endlich bei der Beschreibung des Pausanias, die ich mit der größten Neugierde durchlas, obgleich sie mir an mehreren Stellen wegen ihrer außerordentlichen Kürze ungenügend schien. Vor Allem wünschte ich die alte Citadelle oder Akropolis von Athen zu sehen und am andern Morgen, als die verfallenden Mauern und das Dach des Parthenons vom Widerschein der ersten Strahlen der Sonne erglänzten, welche wolkenlos hinter dem Berge Hymettus emporstieg, ging ich in Begleitung des Herrn Petaki dahin. In der Stadt, nicht weit von der Restauration, in der ich wohnte, fielen mir einige hohe, mächtige Säulen von sehr dunkler Farbe in die Augen. Diese sieben Säulen sind von korinthischer Ordnung, aus dem schwärzlichen Marmor des Berges Hymettus gehauen, und gehören zu dem Portikus Hadrians, einem alten sehr weitläufigen viereckigen Gebäude, in dessen Innerem sich der Palast Hadrians, seine merkwürdige Bibliothek und das Pantheon oder der allen Göttern geheiligte Tempel befand. Dieß Gebäude war rings von einer Marmormauer umgeben, deren drei Seiten noch jetzt zu sehen sind, wiewohl in einem ziemlich schlechten Zustande. Dasselbe war eine Stadie oder 600 Schritte lang und bot von den zwei einander entgegengesetzten Seiten eine gleiche Façade dar, nur mit dem Unterschied, daß die vordere mit Säulen, die hintere mit Pilastern, d. h. viereckigen nicht von der Wand getrennten Säulen verziert war. Die oben erwähnten sieben Säulen bildeten nur ein Drittheil der vordern Façade und standen gerade in der Mitte derselben zwischen zwei Thoren, deren im Ganzen vier, nämlich auf jeder Seite zwei waren:

zum Beweise hievon dienen die Spuren der Säulen, deren vor jedem Thore vier standen, und von denen eine, gleichfalls von korinthischer Ordnung, nur wenig beschädigt, etwas kleiner war, als die übrigen und ein dreieckiges Kapital hatte, woraus sich schließen läßt, daß sowohl auf dieser Seite, als auf allen andern, Dreifüße standen, in denen man Abends Feuer anzündete. An dem Orte, wo das Pantheon lag, sieht man noch die Ueberreste einiger Tempel, z. B. vier Säulen von weißem Marmor und dorischer Ordnung mit ihren Architraven, die zu einem alten Junotempel gehörten, an dessen Stelle sich jetzt eine Kirche der Mutter Gottes befindet, und nicht weit davon liegt ein Stein mit griechischer Inschrift, aus der man schließen muß, daß hier einst auch ein Neptunustempel stand. Nachdem wir uns an dem Orte, wo der alte Tempel des Castor und Pollux, διοσκουρεῖον genannt, stand und wo sich jetzt auch nicht Ein Ueberbleibsel mehr findet, eine Zeit lang verweilt hatten, gingen wir ohne weitern Aufenthalt geraden Weges nach der Akropolis. Dieß griechische Wort bedeutet jetzt eine Höhe, welche sowohl durch ihre Lage als durch die darauf erbauten Befestigungen eine Stadt beherrscht und schützt, mit einem Wort eine Citadelle. Es behaupten indeß einige, die alte von Cekrops gegründete und Cekropia genannte Hauptstadt Attika's habe auf diesem Berge gelegen und in der Folge sey die unten am Fuße des Berges gegründete Stadt zur Unterscheidung von der erstern κατωπολις, die erstere dagegen ἀκροπολις, d. h. untere und obere Stadt genannt worden.

Diese alte, gleich der ganzen Stadt, der Minerva geweihte Citadelle lag auf einem kleinen Berge so ziemlich in der Mitte des weiten athenischen Thales, gerade über der Stadt, der sie gegen jeden Anfall von der Seeseite Schutz gewährt. Der größte Theil der Mauer so wie der hohe Thurm im Innern ist von den Venetianern, also aus Backsteinen, gebaut und weiß angestrichen; an einigen Stellen aber sieht man auch jetzt noch die Ueberreste der ältern, ursprünglichen Mauern, die Pelasgischen genannt *), die aus großen, viereckigen Marmorblöcken von einerlei Größe bestehen.

An einer Stelle bemerkte ich sogar runde Marmorblöcke, als wären es Trümmer einer Säule; nach der Tradition sollen dieß Ueberbleibsel des ehemaligen von dem Perserkönig Xerxes zerstörten Parthenons seyn, welche absichtlich in die Mauer der Akropolis eingesetzt wurden, damit die Athener sie stets vor Augen hätten, und weder ihre Schmach noch ihren unauslöschlichen Haß gegen die Perser vergäßen. Unter den Mauern sieht man an einigen Stellen noch Gewölbe, welche die Särge des Eumenes heißen und von den Römern zum Theil zerstört wurden.

*) Die Pelasger sind einer der ältesten griechischen Stämme, welche aus Kleinasien nach dem Peloponnes auswanderten: Aus ihnen entsprang das in Arkadien nomadisch lebende Volk, dem man die Erbauung der fast wie von der Natur gebildeten Mauern zuschreibt, die man in vielen Theilen Morea's trifft, und nicht selten mit den cyklopischen Mauern verwechselt; diese letztern sind aber ohne alle Kunst und Regelmäßigkeit aus gewöhnlichen Steinen verschiedener Größe von einem andern nomadisch lebenden Stamme Griechenlands, der von einigen Cyklopen genannt wird, erbaut.

Auf dem alten Hügel des Talus steht eine Schanze, welche von den Franken noch zur Zeit der Kreuzzüge angelegt wurde. Ein wenig weiter entfernt liegt eine zweite, welche die Athener im letzten Kriege mit den Türken im Jahre 1823 namentlich unter Anführung des Odysseus erbauten, der später, überführt, mit dem Feinde in Verbindung gestanden zu seyn, von dem Kapitän Gura ergriffen, und von dem obenerwähnten venetianischen Thurme hinabgestürzt wurde. Mit einem Worte, die Mauern dieser merkwürdigen Citadelle bieten eine ziemlich sonderbare Mischung von Erinnerungen dar. Ursprüngliche Mauern, Werk der alten Pelasger, überbaut von schlechten, ungleichen türkischen Mauern: die der Venetianer stützen sich auf römische Arkaden; eine Schanze der jetzigen Athener erhebt sich auf den Ueberresten eines Baues von Pericles, alles ist auf diese Art durch einander gemischt, Gutes mit schlechtem, Vortreffliches mit Gewöhnlichem, Hohes mit dem Niedrigsten. Von der obenerwähnten Schanze, welche die Odysseische heißt, führt eine guterhaltene Marmortreppe von 100 Stufen zu einem tiefen Brunnen hinab, der die seltsame Eigenschaft hat, daß das Wasser einmal im Jahre völlig verschwindet. Aus diesem Grunde sowohl, als wegen der Lage muß dieser Brunnen die alte von den Athenern κλέψυδρα genannte Quelle seyn.

(Schluß folgt.)

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Den 1 December wurden die Annäherungen der vorigen Nacht mit zwei Zickzacks, gegen die Kehle von St. Laurent und auf die Kurtine zwischen den Bastions Toledo und Fernando vermehrt. Der starke und unaufhörliche Regen machte trotz allen Bemühungen und Maßregeln der Ingenieurs die Laufgräben fast ungangbar. Ein Ausfall der Besatzung von 600 Mann bei Tageslicht und unter dem Feuer ihrer Werke unternommen, wurde mit unbedeutendem Verlust zurückgewiesen. Die leichte Kavallerie streifte fortwährend an der holländischen Gränze, und es zeigten sich keine Symptome einer Bewegung von Seite des Prinzen von Oranien, um den Platz zu entsetzen. In der That, wenn man erwägt, daß dieser Prinz nur 45,000 Mann mit 80 Geschützen, 66,000 Belgiern und noch 30,000 verfügbaren Franzosen, die 200 Geschütze mitführten, entgegensetzen konnte, so wird dessen Unbeweglichkeit während der Operationen nicht befremden. Am 2 December wurden 4 neue Zickzacks auf der Rechten und im Centrum vorgetrieben; zur Linken arbeitete man an einer Halbparallele zur Verstärkung des Waffenplatzes. Die Spitzen wurden bis auf 135 Yards vom Fuße des Glacis geführt. Die Batterien 1, 2, 3, 4, 5, 6 und 9 nebst zwei Mörserbatterien waren fertig, und zum Demaskiren bereit. Die feste und schöne Konstruktion dieser Batterien, die Solidität der Bettungen und Handmagazine waren bewunderungswürdig. Nr. 7, 8 und 10 zur Linken konnten wegen der übergroßen Schwierigkeiten noch nicht armirt werden; ein umgestürzter 21Pfünder an der Mündung der Kommunikation versperrte die Einfuhr der Uebrigen. Jede Anstrengung, die Laufgräben an einigen Stellen für Artillerie fahrbar zu machen, war vergebens. Das Uebel vermehrte sich bei dem

unablässigen Regen durch die Risse, Rinnen und Gossen, welche den Boden durchfurchten. Ungeachtet der erklärten belgischen Neutralität arbeiteten anfänglich 3 Kompagnien Artillerie dieser Nation gemeinschaftlich mit den Franzosen, und mehrere Offiziere blieben den Generalen Haxo und Neigre zur Dienstleistung zugetheilt. Die zweite Parallele wurde am 3ten begonnen; das rechte Ende lehnte sich an das Glacis der Contregarde, und war nebst dem Centrum 130 Yards vom bedeckten Weg der Bastion Toledo entfernt, links schloß sie an die rechte Seite des bedeckten Wegs von St. Laurent auf 90 Yards von dem Brustwehrkamm und 15 vom Fuße des Glacis. Die äußerste Halbparallele zur Linken war jenseits der Boomer Straße in der Direktion des Vorsprungs vom bedeckten Weg der Lunette Kiel projektirt. Auftritte in der Fronte, und Stufen im Rücken wurden durchaus angebracht, da das Wasser in den Laufgräben bis zur Höhe des Wallgangs auf dieser Seite gestiegen war. Die Länge der zweiten Parallele war 1250 Yards und mit den Annäherungen von der ersten Parallele 3025 Yards. Nr. 7, 8 und 10 wurden diese Nacht bewaffnet. Der gänzlich durchweichte Boden machte jede Anstrengung, durch Menschen und Pferde oder die Hülfsmittel der Kunst das Geschütz fortzubringen, unnütz. Ein kühner Plan wurde deßhalb entworfen und glücklich ausgeführt. Die Kommunikation zur Linken der Kieler Straße wurde zu einem Durchgang durchschnitten, der Laufgraben mit Faschinen ausgefüllt, jedem Geschütze noch mehrere Pferde vorgelegt, und auf festerem Boden, dem Feuer der Belagerten gänzlich preisgegeben, führte man auf die Entfernung von 220 Yards von den Werken, die Stücke ohne Unfall in die Batterien 7 und 8 ein. Wäre ein kräftiger Ausfall von dem Feuer des Platzes unterstützt zu dieser Zeit geschehen, so würden die Belagerer großen Verlust erlitten haben; doch hier wie bei mehreren anderen Gelegenheiten wurde der günstige Augenblick von der Besatzung versäumt, was die allgemeine Ansicht bestätigte, daß sie sich nur auf eine passive Vertheidigung beschränken, und der Geschicklichkeit und dem Muthe ihrer Artillerie lieber als der Wissenschaft ihrer Ingenieurs und der Tapferkeit ihrer Infanterie vertrauen wolle. Nachdem die Bewaffnung der Batterien vollendet war, wurden sie um 11 Uhr Morgens demaskirt, und auf einen Signalschuß von Nr. 5 begann das Feuer vom Centrum gegen die Flügel, diesen Tag hindurch ohne Unterlaß. Die Anordnung derselben war folgende:

Nr.	24 Pfdr.	16 Pfdr.	Achtzöllige Haubitzen.	
1	4	2	2	gegen die Kehle von St. Laurent. und die linke Face von Toledo.
2	2	2	2	gegen die rechte Face von Toledo.
3	4	2	2	gegen die zurückgezogene Flanke. von Paciotto, und die Rückseite des Ravelins.
4	0	2	2	gegen die linke Face des Ravelins.
5	4	3	0	gegen die Kurtine zwischen Paciotto und Toledo.
6	0	2	2	gegen die rechte Face von St. Laurent.
7	4	2	0	gegen die linke Face von Toledo.
8	0	3	2	gegen die linke Face von St. Laurent.
9	0	0	8	gegen die linke Face der Lunette Kiel.
10	8	0	0	gegen den Vorsprung und die linke Face von Paciotto.
A)	10 und 8zöllige Mörser		12	
B)			9	
	26	18	41	im Ganzen 85.

(Fortsetzung folgt.)

Ersteigung des Peter-Botte-Berges auf der Insel Mauritius, am 7 Sept. 1832.

(Schluß.)

Nach einer kurzen Rast gingen wir wieder ans Werk. Eine Leiter (K) war verwichenes Jahr von Lloyd und Dawkins zurückgelassen worden. Sie war ungefähr zwölf Fuß lang, reichte aber nur etwa halbwegs eine senkrechte Felswand hinauf. Ihr unteres Ende, das mit Eisen beschlagen und zugespitzt war, ruhte auf einem vorstehenden Felsrande, der so schmal war, daß auf beiden Seiten nur drei Zoll Raum übrig blieb. Ein Enterhaken-Tau war auch noch vom letzten Jahre her da, wurde aber nicht benutzt. Einer von Lloyd's Negern kletterte nun von der Leiterspitze an der Spalte in der Vorderfläche des Felsens weiter, da er seine Körperwucht dem alten und zerfressenen Entertau nicht anvertrauen mochte. Um die Mitte des Leibes hatte er einen dünnen Strick gebunden; und es war furchtbar anzusehen, wie er kalt und ruhig seinen Weg fortklimmte, wo ihn ein einziger loser Stein, oder ein unsicherer Austritt rettungslos in den Abgrund hinabschleudern mußte; doch er krappelte ohne Furcht weiter und weiter, bis wir ihn endlich von dem Hals her sein „Oben, oben!" mit lauter Stimme rufen hörten. Diese Neger bedienen sich ihrer Füße gerade wie die Affen, indem sie sich mit ihnen beinahe so fest wie mit den Händen an jedem Vorsprunge anzuklammern wissen. Den mit hinaufgenommenen Strick machte er oben fest, und wir klommen nun alle vier an ihm hinauf. Es war, ohne allen Scherz, ein schauderhaftes Stück Arbeit. An mehreren Stellen schärfte sich der Felsrücken zu einer kaum fußbreiten Kante zu, und ich hätte, wie ich halb sitzend, halb knieend über den Felsrücken hinaufrutschte, meinen rechten Schuh in die Ebene unten auf der einen Seite und meinen linken in die Tiefe der Schlucht auf der andern abschlenkern können. Was mich einzig in Erstaunen setzte, war mein eigenes festes Aushalten und Freiseyn von allem Schwindel. Ich hatte beim Hinaufwege durch die Schlucht am Morgen meine Nerven angegriffen gefühlt; allein nach und nach wurde ich so aufgeregt und entschlossen, daß ich jene schwindelnde Höhe ohne das geringste Gefühl von Schwindel hinabsehen konnte; dessen ungeachtet arbeitete ich ungemein eifrig fort, und war gar nicht unzufrieden, als ich mich wohlbehalten unter dem Halse befand. In einer außerordentlicheren Lage befand ich mich aber auch nie. Der Kopf — eine ungeheure, gegen 35 Fuß hohe Felsenmasse — hängt auf allen Seiten viele Fuß weit über seine Basis hinaus. Ein ziemlich ebener Felsensaum läuft in einer Breite von etwa 6 Fuß rund um drei Seiten der Basis, und wird überall durch den steilen Rand des jähen Absturzes begränzt oder abgeschnitten, außer an dem Punkte, wo der Rücken, den wir hinaufklommen, sich an sie anschließt. An einer Stelle reicht der Kopf, wenn er schon seine Basis um mehrere Fuß überhängt, nur senkrecht über den Rand der jähen Tiefe, und zum größten Glücke war das gerade die Stelle, wo wir hinaufstiegen. Hier war es, wo wir hinaufzukommen hofften: mit der Schulter wurde eine Verbindung durch eine doppelte Reihe Seile hergestellt, und wir machten uns nun daran, das nöthige „Material" — Lloyd's tragbare Leiter, verschiedene Bündel Seile, Brecheisen u. s. f. — heraufzuziehen. Allein nun entstand die Frage, und eine, die nicht wenig Kopfbrechens kostete, wie die Leiter gegen den Felsen hinaufbringen? Lloyd hatte einige eiserne Pfeile mit Ledersträngen hergerichtet, um sie oben hinüber zu schießen; nachdem er eine Flinte heraufgezogen hatte, band er sich rund um den Leib einen Strick fest, den wir Alle hielten, ging dann an den Rand des Absturzes auf der entgegengesetzten Seite, beugte sich, auf den Strick gelehnt, zurück, und schoß nun über den am wenigsten hervorspringenden Theil des Kopfes hinweg. Wäre der Strick gebrochen, so wäre er 1800 Fuß tief hinabgestürzt. Zweimal mißglückte der Versuch, und nun nahm er seine Zuflucht zu einem großen Steine mit einer Senkbleischnur, was, da jetzt die Schwingung in schräger Richtung ging, sich leichter machte; mehrere Male machte er prächtige Würfe; allein die ärgerliche Schnur wollte nicht packen, und neben hinaus ging der Stein, bis endlich Aeolus — über seine Beharrlichkeit, vermuthe ich, erfreut — uns etwa eine Minute einen günstigen Wind verlieh, und hinüber flog der Stein und ward mit eifriger Hast auf der entgegengesetzten Seite*)

*) Wo die standen, welche den Strick hielten.

gefaßt. — „Hurrah, Jungens, ausgehalten, es gilt!“ Drei Längen der Leiter wurden an der Felsleiste zusammengestoßen; eine dicke Schnur wurde an die, die bereits über dem Kopfe war, festgebunden und sorgfältig hinaufgezogen, und endlich ein zwei Zoll dickes Seil, an dessen Ende wir die Spitze der Leiter festknüpften. Als auch diese hinübergezogen und festgemacht war, stieg Lloyd munter hinauf und wir drei Anderen kletterten ihm nach. Das Banner der vereinigten drei Königreiche und ein Bootshaken wurden hinaufgeschafft, und Alt-Englands Banner flatterte frei und stattlich auf dem gefürchteten Peter Botte. Nicht so bald sah man sie wehen, als die Fregatte „the Undaunted“ (der Unerschrockene) einen von unserer Gewehrbatterie kräftig erwiderten Feiergruß abschoß; denn obschon unsere Expedition geheim gehalten worden war, bis wir uns auf den Weg machten, so kam sie doch am Morgen unserer Bergfahrt zur allgemeinen Kenntniß, und Alles auf dem Schiffe war, wie wir nachher hörten, auf der Wache. Wir schafften nun eine Flasche Wein auf den Gipfel des Felsens, tauften ihn „König-Wilhelms-Spitze (King Williams Peak),“ und tranken, die Hände um die Flagge, Sr. Maj. Gesundheit unter lautem Hurrah-Rufen.

Eine begeisterte Erhebung, wie in diesem Augenblicke, hatte ich in der Art noch nie empfunden gehabt; selbst die Neger unten auf der Schulter jauchzten unsere Hurrahs nach, und tief unten konnten wir das fernersterbende Geschrei der erstaunten Bewohner der Ebene hören. Wir hatten uns vorgenommen, nichts halb zu thun, und machten deßhalb Anstalten, unter dem Halse (D) über Nacht zu bleiben, wozu wir Decken, Matrosenjacken, Branntwein, Cigarren u. s. w. heraufhißten. Unterdessen ward unser Mittagmahl auf der Schulter unten zubereitet, und um 4 Uhr Nachmittags stiegen wir denn unseren kitzlichen Pfad herunter, um an der Fleischtäfelchen-Suppe, dem eingemachten Lachs rc. Theil zu nehmen. Unsere Gesellschaft ward jetzt durch Hrn. Dawkins und seinen Vetter (Lieutenant auf dem Talbot) vermehrt, denen wir geschrieben und sie von unseren Hoffnungen auf einen günstigen Erfolg in Kenntniß gesetzt hatten. Nach dem Essen, als es zu dunkeln anfing, faßte ich Muth, und klimmte nach unserem wunderlichen Neste empor, gefolgt von Tom Keppel und einem Neger, der etwas trockenes Holz aufgeladen hatte und ein Feuer in einer Ritze unter dem Felsen anmachte. Auch Lloyd und Philpotts kamen bald nach, und wir begannen nun, uns für die Nacht einzurichten, indem ein Jeder ein Glas Branntwein zum guten Anfang zu sich nahm. Ich hatte zwei Paar Schifferhosen, eine Jagdweste, zwei Jacken über einander, eine dicke wollene Matrosenmütze auf dem Kopfe und zwei Decken. Jeder von uns zündete sich eine Cigarre an, als wir uns hinsetzten, um die für unser Signal des glücklich erreichten Nachtlagers vorbestimmte Stunde zu erwarten. Es war ein herrlicher Anblick, hinab zu schauen von dieser schwindelnden Felszacke hin über das ganze Eiland, wie es so ruhig und schön im Mondscheine da lag. Ein Licht konnten wir da und dort in den Ebenen blinken sehen oder das Feuer einer Zuckersiederei; doch kein Laut irgend einer Art drang bis zu uns herauf, außer manchmal ein heller Ruf von der Gesellschaft unten auf der Schulter (wir vier waren nämlich die Einzigen oben. Endlich blitzte in der Richtung von Port-Louis eine helle Flamme auf, und nach einem langen Zwischenraume dröhnte das brummende „Bum“ der Abendkanone. Nun setzten wir unser vorher ausgemachtes Signal in Bereitschaft, und — zisch! — auf stieg eine Rakete aus unserem Horste und beleuchtete einen Augenblick die Bergspitzen unter uns, dann war wieder tiefe Nacht. Nun zündeten wir ein Schiffs-Signallicht (blue light) an, und nichts vollendet Schöneres läßt sich denken, als der breite Widerschein an den überhangenden Felsen. Die wildaussehende Gruppe, die wir in unseren Vermummungen bildeten, und die schmale Felsleiste, auf der wir standen, Alles zeigte sich in taghellem Scheine, während viele von den durch uns aufgescheuchten tropischen Vögeln glotzend gegen das Licht anflogen, und dann kreischend in das Dunkel hinab flatterten; denn die Bergschlucht zu unserer Linken war schwarz wie der Erebus. Wir zündeten ein neues Schiffs-Signallicht an und ließen zwei weitere Raketen steigen, bis wieder mit der Erschöpfung unseres Laboratoriums der geduldig zuschauende Mond in seine vollen Rechte eintrat. Wir wickelten uns nun fest in unsere Decken, und versuchten, nachdem wir Philpotts, der ein ausgemachter Nachtwandler ist, an Keppels Bein angebunden hatten, einzuschlafen; allein es blies scharf, ehe der Morgen kam, und war sehr kalt. Wir tranken allen unsern Branntwein auf und schlugen fröstelnd unsere Decken die ganze Nacht über immer enger um uns; allein es half nichts! Mit Tagesanbruch standen wir steif, kalt und hungrig auf, und ich will nur noch zum Schlusse kurz bemerken, daß wir nach vier- bis fünfstündiger harter Arbeit ein Loch in den Felsen zuwegbrachten, in das wir das untere Ende unserer zwölf Fuß langen Leiter so tief als möglich hineinpflöckten, während wir an ihre Spitze ein Wasserfäßchen, als eine Landmark, festbanden, und vor Allem eine lange Stange mit der flatternden Nationalflagge. Dann stiegen wir nach der Reihe zu oberst auf die Leiter, um noch einen Abschiedsblick auf eine Aussicht zu werfen, wie wir wohl nie wieder eine vor die Augen bekommen dürften; sagten dem Schauplatze unserer Mühen und endlichen Sieges Lebewohl, stiegen die Leiter zum Halse herab, thaten die Taue und Zugseile weg, und schnitten so alle Verbindung mit der Spitze ab.

Um Zeit zu ersparen und unnöthige Gefahr zu vermeiden, befestigten wir jetzt ein Seil von dem Halse auf die Schulter, und zwar so straff wie möglich, hingen dann unsere Habseligkeiten vermittelst Ringen daran und ließen sie ein Stück nach dem andern hinabrutschen, und hinunter flogen sie, daß das Seil rauchte. Es kam auch Alles glücklich auf die Schulter herunter, einen unglücklichen Pack ausgenommen, der eine Parthie Decken, mein Fernglas und verschiedene andere Sachen enthielt, und der, da er nicht stark genug festgemacht war, die Haltschnur sprengte und hinabpolterte in den Abgrund. Endlich stiegen auch wir herunter und erreichten insgesammt wohlbehalten und ohne irgend einen schlimmen Zufall (den mit den besagten Decken ausgenommen) die Schulter und hatten auch nicht Ein Kabelgarn (rope-yarn) dahinten gelassen, das hätte zeigen können, wo wir hinaufgekommen waren. Wir frühstückten dann und kamen, nach einem langen und etwas beschwerlichen Herabwege, wieder auf ebenen Boden, und fuhren in Lloyd's Wagen nach der Stadt, wo wir aufs Herzlichste von allen unseren Landsleuten bewillkommt wurden, wogegen uns, wie mich bedünken will, die französischen Einwohner nicht so ganz warm begrüßten, da sie jetzt zur Ueberzeugung gekommen seyn müssen, daß ihr Landsmann allein die Großthat nicht vollbrachte, und das brittische Landesbanner das erste gewesen ist, das auf dem gefürchteten Peter Botte wehte.“

Vermischte Nachrichten.

Aus einer offiziellen Angabe geht hervor, daß in den Vereinigten Staaten von dem Jahre 1795 bis 1830 im Ganzen 57 Millionen Dollars ausgemünzt wurden; im Jahre 1831 betrug die Ausmünzung 3.933.473½ Dollars, nämlich 714.270 D. in Gold, 517.560 D. in Silber und 88.603½ D. in Kupfer. Im Jahre 1832 wurden 3.401.055 D. gemünzt, nämlich 798.435 D. in Gold, 2.579.000 D. in Silber und 25.620 D. in Kupfer. Von dem im Jahre 1831 gemünzten Golde kamen etwa für 150.000 D. aus Südamerika und Westindien, für 27.000 D. aus Afrika und für 518.000 D. aus den Vereinigten Staaten selbst. Die übrigen 59.000 D. sind nicht spezifizirt. Von dem im Jahre 1832 gemünzten Golde kamen etwa 80.000 D. aus Mexiko, Südamerika und Westindien, 28.000 D. aus Afrika, 578.000 D. aus den Vereinigten Staaten und 12.080 D. aus nicht angegebenen Quellen. Vergleicht man die verschiedenen Angaben, so ergibt sich, daß nur die Hälfte des in den nordamerikanischen Minen gewonnenen Goldes in Nordamerika ausgemünzt ward, die andere Hälfte wird entweder ausgeführt oder sonst verbraucht; während des vergangenen Jahres betrug das in den Vereinigten Staaten gewonnene Gold 1½ Mill. Dollars, ungefähr ⅓ Theil alles in den Minen von Amerika und Europa im vorigen Jahr gewonnenen Goldes.

*

Der Kongreß der vereinigten mexikanischen Staaten hat 30.000 Dollars zum Ankaufe periodischer Schriften angewiesen, welche natürlich beinahe alle aus fremden Ländern eingeführt werden müssen. Das Haus der Repräsentanten hatte fürs erste 25.000 Dollars bewilligt, später aber die vom Senat vorgeschlagene Erhöhung angenommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 271. 28 September 1833.

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Die Besatzung, bisher auf den Wällen sichtbar, wurde nun zurückgezogen, und verhielt sich, wenn die Dienstpflicht nicht rief, ruhig in den Kasematten. Die Artillerie antwortete mit Lebhaftigkeit, und öffnete neue Schießscharten gegen die Batterien auf der Verlängerung der Facen. General Chassé erwähnt in seinem offiziellen Berichte der zerstörenden und unwiderstehlichen Wirkung der Haubitzen, welches einen schlagenden Beweis gewährt für den Vortheil der Hohlkugeln, sowohl im Ricochet- als im offenen Zielschuß. Das Feuer der Belagerer zerschmetterte vor der Dämmerung viele Blendungen, Schießscharten und Brustwehren der Bastion Toledo; auch zwei Geschütze waren unfähig gemacht. Die Vedetten auf dem Frauenkirchthurme meldeten, daß die Bomben an manchen Stellen der Citadelle gezündet hätten, der Brand aber von der Besatzung noch vor ernstem Schaden gelöscht wurde. Das Feuer von Montebello schien den Feind hauptsächlich zu quälen, und da der rechtmäßige Gebrauch dieses Forts von den Franzosen noch im Zweifel war, so besorgte man, daß Chassé die Stadt zuletzt noch beschießen würde. Weil der Abend jedoch ohne Beunruhigung verfloß, so hielt man die Stadt für gesichert. Die vorzügliche Stärke und Festigkeit aller Werke, die zum Theil mit der fliegenden Sappe erbaut waren, wirkte auf die moralische Kraft der jungen Truppen höchst vortheilhaft ein, In der That muß man den französischen Ingenieur- und Sappeuroffizieren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß von der ersten Eröffnung der Laufgräben bis zu den Vorbereitungen zum Grabenübergang ihre Operationen durch Schönheit und Wirksamkeit bewunderungswürdig waren; sie hatten eher das Aussehen von Uebungsarbeiten zum Unterricht von Kadetten, als offensiver Werke, unter einem heftigen Feuer und bei den größten Hindernissen von Grund und Wetter erbaut. Nachdem so die Batterien ihr Feuer am 5ten Morgens eröffnet, die Sappe am Fuße des Glacis von St. Laurent vorgetrieben, und der Wall in der Kehle bereits eingestürzt war, wurden Vorbereitungen zum Sturm des Werks getroffen. Da aber der Marschall keine Zeit, wohl aber das Leben der Truppen schonen wollte, die Ingenieurs überdieß so viel Uebung als möglich wünschten, und Operationen auszuführen gedachten, die sonst bei Belagerungen selten vorkommen, so wurde der Sturm gegen die sichere Methode das Herabsteigens in den Graben und der Mine aufgegeben. In der Nacht vom 4 wurde eine Annäherung aus der zweiten Parallele beinahe in gerader Linie auf den Vorsprung von St. Laurent geführt, und mittelst eines rückwärts laufenden Zweiges in den bedeckten Weg eingeschnitten. Die Besatzung gewahrte dieses um 2 Uhr Morgens, und suchte durch ein scharfes Feuer aus der Lunette und von den Wällen die Arbeit zu verhindern. Doch wurde mit Befremden bemerkt, daß die überstarke Besatzung den bedeckten Weg der Lunette verließ, während sie das Vorrücken der Sappe dort am wirksamsten hemmen konnte. Dasselbe geschah an den übrigen Stellen im Verlaufe des Angriffs. Der Tag wurde wie gewöhnlich zur Verstärkung und Vollendung der nächtlichen Arbeiten angewandt. Zwei neue Mörserbatterien begannen ihr Feuer mit der Dämmerung, und die Gesammtzahl der in Batterie gestellten Geschütze war nun 105. Es brannte an mehreren Orten der Citadelle, und die obgleich stark geblendeten Magazine, Barracken und die Kirche litten bedeutend; die in den Kasematten zusammengedrängte Mannschaft war dort einer verdorbenen Luft ausgesetzt. Die Unsicherheit der Blendungen und der temporären bombenfesten Räume wurde die Ursache großer Plage und Gefahr. Das unausgesetzte Feuer der Belagerer beschädigte die Werke sehr. Einiges schwere Geschütz auf den Facen von Toledo war dadurch unbrauchbar geworden, und die Besatzung mußte ihr Feuer schwächen, um die Beschädigungen auszubessern, und Reserve-Laffetten aufzustellen. Der Mangel an langen Haubitzen und anderm Geschütz auf erhöhten Rädern, wie Obrist Paixhans so sehr empfiehlt, wurde lebhaft gefühlt. Eine lange Zeit hindurch war in Europa dasselbe Geschütz zu den verschiedensten Zwecken verwendet gewesen. Erst seit 60 Jahren ist für den Feld-, den Belagerungs- und den Küstendienst eine ausscheidende Auswahl getroffen, aber bis zur gegenwärtigen Stunde ist noch kein besonderes Geschütz ausschließlich zur Vertheidigung in Festungen bestimmt worden. Die Zahl indessen der in festen Plätzen benöthigten Artillerie beläuft sich auf $^2/_3$ des ganzen Vorrathes in jedem Staate. Nimmt man z. B. die Verhältnißzahl 100 an, so erfordert in Frankreich der Felddienst davon 10, der Belagerungspark 4, die Küstenvertheidigung 20, und der Festungsdienst 66. Da das Feuer aus Montebello die Belagerten im Ravelin und in St. Laurent aufs

äußerste belästigte, so gab dieß zu einer neuen Korrespondenz zwischen General Chassé und Marschall Gérard Veranlassung, worin Ersterer mit der Beschießung Antwerpens drohte, wenn nicht Montebello von den Angriffspunkten ausgeschlossen würde. Marschall Gérard berief sich neuerdings auf frühere Beispiele (1736 und 1792), und machte Chassé für die Folgen seiner Drohung verantwortlich. Da er aber diese Drohung nicht ausführte, so wurde sie lediglich zur Aufmunterung für die Belagerer, und diente als ein Beweis von Schwäche. Sein Brief an den Marschall Gérard gab überdieß Grund zu glauben, daß er sich durchaus nur auf eine passive Vertheidigung beschränken wolle. Belgischer Seite wurde die größte Sorge getragen, daß kein Schuß von der Stadt gegen die Citadelle geschah.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Reise aus dem Pyräus nach Athen. — Hadrians Portikus. — Der Tempel des Castor und Pollux. — Akropolis. — Tempel der Venus Hypolytia. — Propyläum. — Tempel der ungeflügelten Victoria. — Parthenon. — Tempel der Minerva Pollias und der Minerva Pandrosia. — Erechtheum.

(Schluß.)

Beim Eingang in die Akropolis an den Thoren sieht man eine zertrümmerte kolossale Statue, eine Arbeit des Dädalus, welche eine sitzende Minerva (das Palladium) vorstellt und ein schönes Basrelief mit einer Gruppe von 5 Figuren, das aber unglücklicherweise von den Türken zerbrochen wurde. Außerhalb der Thüre auf dem Wege zu den Propyläen sieht man einige Säulenüberreste und einige Kapitäler von jonischer Ordnung, die aller Wahrscheinlichkeit nach zu dem alten Tempel der Venus Hippolytia gehörten, welchen Phädra im Angesichte des Meeres erbaute, um dem auf eine Insel des athenischen Meerbusens verbannten Hippolyt zu zeigen, wie sehr sie ihre ungerechte Verläumdung bedaure.

Das Wort Propyläen bedeutet Vorhallen des Tempels. Propyläen hießen bei den alten Griechen die Säulenreihen, welche den vor dem Tempel befindlichen, gewöhnlich viereckigen Platz umgaben, auf dem der Opferpriester unter freiem Himmel stand. Die bedeutendsten, prachtvollsten Propyläen in Athen, welche zur Akropolis führten, und gleichsam deren Vorhalle oder nach einigen die des Parthenons oder Tempels der Minerva bildeten, wurden unter der Herrschaft des Perikles nach dem Plan und unter der Leitung des Architekten Mnesikles errichtet. Sie bestanden außer dem Hauptgebäude, das als Eingang in die Citadelle diente, aus zwey Seitengebäuden, deren eines, mit kostbaren Materialien verziert, als Museum diente; das andere dagegen war ein Tempel der ungeflügelten Victoria und erhob sich an derselben Stelle, von welcher Aegeus sich ins Meer stürzte. Jetzt noch sieht man vierzehn Säulen, die zu den alten Propyläen gehörten, obgleich auch sie von den Backsteinmauern der Venetianer überbaut sind. Zwölf derselben, von dorischer Ordnung, haben 22' Höhe, gehörten zum Hauptgebäude und bildeten den Eingang in die Akropolis. Sie sind in zwei Reihen, sechs auf jeder Seite aufgestellt, und durch eine hohe Marmormauer von den drei Thoren getrennt, deren mittleres, über welchem noch jetzt ein mächtiger Marmorblock zwei und zwanzig Fuß lang zu sehen ist, zum Durchgang für Reiter und Wagen bestimmt und deßhalb auch bei weitem breiter als die übrigen war, die nur den Fußgängern diente. Die übrigen zwei Säulen, welche nur 18' Höhe haben, standen vor dem Eingang ins Museum. Im Alterthum waren die Propyläen mit mannichfachen vergoldeten Verzierungen und großen Kupferplatten bedeckt, was in der Sonne den blendendsten Anblick darbot. Auch führten von den obigen Säulen an marmorne Stufen bis an den Fuß des Berges hinab, auf dem die Akropolis stand.

Beim Heraustreten aus den Propyläen ging ich gerade nach dem bekannten Parthenon, das auch ἑκατόμπεδον d. i. hundertfüßig genannt wird, auf der nördlichen Seite der Akropolis liegt, und nach der Zerstörung durch die Perser prächtiger als das erste wieder aufgebaut wurde auf Befehl des Perikles im Jahr 444 v. Chr. durch die drei Baumeister Phydias, Ichthynos und Kallikrates. Dieser Tempel, in einem regelmäßigen Parallelepipedon erbaut, hatte 200' Länge, 98' Breite, 65' Höhe und war von 56 Säulen dorischer Ordnung umgeben, von denen noch jetzt 52 unverletzt erhalten sind. Im Innern stand die bekannte Statue der Minerva, das Werk des Phidias; Basreliefs und Statuen zierten das Vordertheil dieses prächtigen Gebäudes und waren von ausgezeichneter Schönheit: jetzt aber ist durch die Gnade Lord Elgins beinahe keine Spur mehr übrig. Auf der Vorderseite standen 18 Statuen, die Geburt der Minerva vorstellend; 16 davon wurden von Lord Elgin weggeführt und nur zwei, Hadrian und seine Gattin Cupilla, sind noch übrig. Auf der Hinterseite standen eben so viele Statuen, den Streit der Minerva mit Neptun über den Namen, den Athen haben sollte, vorstellend. Jetzt sind nur noch die Ueberreste eines Pferds zu sehen. Der Fronton selbst war auf der Außenseite über den Säulen mit verschiedenen Basreliefs geschmückt, die in Triglyphen abgetheilt waren, und auf der Nordseite den Krieg der Amazonen mit den Athenern, auf der Ostseite die Thaten verschiedener Heroen und Halbgötter und auf der Westseite den Sieg zu Marathon darstellten. Von allen diesen Schönheiten ist jetzt durchaus nichts mehr übrig. Der Fronton um die Tempelmauer her war im ganzen Umkreise mit einem Basrelief geschmückt, das von Westen nach Osten fortlief und das Fest der Panathenäen darstellte. Von diesem ganzen Basrelief ist nur noch der Theil über dem Eingang unverletzt. Von 18 Marmorsitzen, die vor dem Eingang in den Tempel standen, ist nur noch einer übrig, und von 4 marmornen Löwenköpfen, die an jeder Ecke zur bessern Ableitung des Regens angebracht waren, ist nur der an der nordwestlichen Ecke noch vorhanden. Die Decke, welche die Kolonnade mit der Tempelmauer verband, war aus Astragalen gemacht, d. h. aus kleinen etwas vorstehenden Quadraten, der Tempel selbst hatte kein Dach und war nur mit übergespannter Leinwand bedeckt, die man beim Opfer wegnahm. Das Innere des Parthenons so wie aller griechischen Tempel hatte drei Abtheilungen.

Der größte Platz, der nur zur Darbringung der Opfer bestimmt war, theilte sich in zwei Theile, die man den Tempel und den Vortempel nannte; der Rest, der kaum den vierten Theil des ganzen Tempels ausmachte, war durch eine steinerne Mauer abgesondert. Hier wurden die Geräthe und Schätze des Tempels aufbewahrt und die Opferpriester bekleideten sich hier mit dem priesterlichen Schmucke. Das Parthenon litt am meisten im Jahre 1527 zur Zeit der Belagerung Athens durch den venetianischen Feldherrn Morosini, durch das Auffliegen eines Pulvermagazins, das die Türken darin angelegt, und die venetianischen Bomben entzündet hatten. Seit dieser Zeit blieb dieß merkwürdige und prachtvolle Gebäude in dem obenerwähnten Zustande, nur daß Lord Elgin noch seine Plünderungen und einige andere gelehrte Reisende ihre Verwüstungen vornahmen, indem sie aus unbegreiflicher Leidenschaft von den schönsten Ueberresten Stücke abschlugen, um sie zum Andenken mitzunehmen. Neben dem Parthenon besuchte ich einen andern Tempel der Minerva, welcher gleichfalls durch das Auffliegen eines darin angelegten Pulvermagazins, jedoch erst in neuerer Zeit gelitten hat. Dieses Gebäude umschließt zwei Tempel, von denen der eine der Minerva Pandrosia, der andere der Minerva Pollias geweiht war. Jeder dieser Tempel hatte nur am Eingang eine Reihe Säulen; der erste vier und zwei Pilaster; der letztere sechs, alle von jonischer Ordnung; jetzt sind von allen zusammen nur noch sieben vorhanden. Der Tempel der Minerva Pandrosia war von dem der Minerva Pollias durch eine marmorne Mauer getrennt. Da aber der erstere etwas tiefer stand, als der letztere, so wurden zur bequemern Verbindung Stufen angebracht, welche noch jetzt zu sehen sind. An diesem letztern Tempel sind zwei ziemlich seltsame Gebäude angebaut; das eine auf der westlichen Seite heißt das Erechtheum und war nach der Meinung einiger dem Neptun geheiligt, das andere auf der entgegengesetzten Seite war weit kleiner, und diente als Aufbewahrungsort für die Geräthe beider Tempel. Das erstere Gebäude war von sehr leichter Bauart, auf drei Seiten offen, und seine mit Astragalen verzierte Decke wurde von sechs Säulen der gemischten jonisch-dorischen Ordnung getragen. Unglücklicher Weise wurde im Jahre 1828 bei der letzten Belagerung Athens durch die Türken die Ecksäule durch das Sprengen einer Bombe umgeworfen, die Hälfte des Gebäudes stürzte ein, und jetzt stehen nur noch drei Säulen. Das zweite Gebäude ist gleichfalls von drei Seiten offen und von sechs Karyatiden gehalten, von denen vier unbeschädigt aufrecht stehen, eine ist umgelehnt, und die sechste völlig zusammengestürzt. Diese Karyatiden, das Erechtheum, die Tempel der Pandrosia und Pollias, das Parthenon, die Propyläen und überhaupt alle Gebäude im Innern der Akropolis sind aus dem besten weißen Marmor von dem pentelikischen Berge aufgeführt. Außer diesen Gegenständen, die ich ziemlich weitläufig beschrieb, und welche beim ersten Anblick einen starken Eindruck auf mich machten, bemerkte ich im Innern der Akropolis zwei Steine mit alten griechischen Inschriften und einige andere aus dem Mittelalter, worauf Kreuze, römische Adler u. dgl. abgebildet waren. Doch diese letztern bekümmerten mich wenig, ich kehrte zurück in meinen Gasthof, wo ich die Feder ergriff, und, um nichts zu vergessen, diese lange Epistel niederschrieb.

Reise in der Mongolei.

Die nachfolgenden Auszüge aus dem Tagebuch eines Mitglieds einer russischen Mission, welche von Kiachta über Urga tiefer in die Mongolei hinein reiste, sind aus der nordischen Biene (Nr. 126 und 127) entlehnt. Wir theilen sie unverändert mit, theils weil die Mission denselben Weg zog, wie Timkowsky 11 Jahre früher, theils weil sich nicht undeutlich die Absicht erkennen läßt, wozu die russische Regierung diese Missionen benützt. Es scheint nämlich, daß Rußland Absichten hegt, im Falle eines Zerwürfnisses mit China diesen Theil der Mongolei bis an die Wüste Gobi mit seinen übrigen Besitzungen in Sibirien zu vereinigen. Die Auszüge beginnen seltsamerweise mit Nr. 2, und der Bericht über die erste Tagreise von Kiachta nach der Station Ibitsych fehlt.

Station Ibitsych, den 31 August 1830.

Beim Anbruch der Morgenröthe erinnerte uns das Knarren der Wagen, das Wiehern der Pferde und das Brüllen der Kamele an die baldige Weiterreise. In diesem Augenblick waren die Blicke aller Reisenden gegen Kiachta gerichtet, das stolz am Abhang des Berges sich erhob. Die Thürme der Kirchen des wahren Glaubens und die Kuppeln des Fohitempels schimmerten hell im Widerscheine der Sonnenstrahlen. Um 10 Uhr Morgens waren alle Vorbereitungen geendigt, der Wagen fuhr ab, und die Jurten, welche man für die Mission aufgeschlagen hatte, wurden sogleich von den Mongolen fortgetragen; der Vorstand der Mission und einige von den Missionären setzten in Begleitung des Tußulaktschi und des Dzanghin *) die Reise zu Pferde fort. Nachdem wir von Gbilar-Ner aus sieben Werste zurückgelegt hatten, kamen wir in einen dichten Fichtenwald, der zehn Werste weit sich ausdehnte, und erreichten das Flüßchen Ibitsych; von hier aus erblickten wir ein reizendes zwischen hohe Berge eingeschlossenes Thal. Die am Ibitsych gelegene Gegend besteht aus vortrefflichen, grasreichen Weiden, auf denen zahlreiche Heerden fetten Viehes weideten. Die Einwohner waren allem Anschein nach mit ihrer Lage zufrieden. Nachdem wir auf der Station angekommen waren, quartierte sich die Mission in drei besonders zu diesem Zwecke in Bereitschaft gesetzten Jurten ein. Unsere Karawane glich jetzt einem Kriegslager: gegen siebzig zweiräderige Karren wurden im Kreise umher aufgestellt und umfaßten einen weiten Raum; die fröhlichen Kosaken saßen um das brennende Feuer und sangen ihre Nationallieder. Die neugierigen Mongolen in ihren bunten Kleidern kamen haufenweise, um die Russen zu sehen. Nachdem wir ein wenig ausgeruht, machten wir einen Gang nach einem nahe gelegenen Berge. Als wir dessen Gipfel erreicht hatten, ergötzten wir uns lange an der prachtvollen Landschaft: rechts vor uns lag ein weites Thal, das die verschwenderische Natur mit ihren mannichfachen Gaben überflüssig ausgestattet hatte; in der Mitte desselben floß langsam ein silberheller Bach, Narin-Mogoi; auf der linken Seite hoben sich in blauer Ferne hohe Gebirgsrücken empor, die in langen Absätzen gegen Westen hin sich erstreckten. Der Abend sank herab, und wir mußten von der schönen umliegenden Landschaft Abschied nehmen.

Station Iro, den 1 September.

Um 10 Uhr Morgens kam aus Kiachta ein Fürst, der Sohn des vormaligen Wangs von Urga nach Ibitsych. Er war in Dienstgeschäften an die Gränze geschickt worden, und kehrte nun, nachdem er seinen Auftrag vollzogen hatte, nach Urga zurück. Der Vorstand der Mission begab sich mit einigen Mitgliedern derselben zu ihm, um ihn zu begrüßen; nach den wechselseitigen Höflichkeiten bewirthete der Fürst seine Gäste nach der in den Steppen herrschenden Sitte mit Ziegelthee. Nachdem der Besuch vorüber, fuhren wir weiter und passirten das Flüßchen Ibitsych durch eine Furt, stiegen dann einen langen steilen Berg hinan, von wo wir nach dem Narin-Mogoi hinabzogen; von hier an schlugen wir sieben Werste lang einen Weg durch enge Thäler ein, und mußten endlich noch den hohen Gebirgsrücken Zagan-Daba ersteigen. Als wir den höchsten Punkt erreicht hatten, erblickten wir eine Menge Obos, welche von frommen Schigemunianern **) errichtet waren. Jeder Reisende, der an solchen Stellen vorbeizieht, muß einige Steine auf den Haufen legen, oder ein Chadak (Halstuch) aufhängen: dieß ist das Opfer für die erhaltenden Geister (Ongon); die uns begleitenden Mongolen gaben sich mit Ehrfurcht

*) Die Erklärung dieser Titel folgt weiter unten.

**) Schigemuni ist derselbe Buddha, der in Indien Schakhia-Muni heißt.

tung ähnlicher Obos unter dem fortwährenden Gebete: Ommani-Bad-Me-Chum *) viele Mühe. Als wir hierauf in ein weites Thal hinabgestiegen und acht Werste weiter gezogen waren, gelangten wir um 5 Uhr an die Station, die am Flüßchen Iro angelegt war, welches durch die Flüßchen Chodon-Chongl, Schara-Lun und Jisylao gebildet ist; die Quelle dieses letztern entspringt im Gebirge Ghentei und besteht aus heißen Mineralquellen, welche bei Lähmung, Rheumatismen und Lustseuche äußerst nützlich sind. Der Iro ist, wie alle ssibirischen aus den Gebirgen entspringenden Flüsse, äußerst reißend in seinem Laufe. Hier schlug die Mission ihr Nachtlager auf.

Station Iro, den 2 September.

An diesem Tage begann die Ueberfahrt über den Iro. Zwei verbundene Flöße dienten als Fähre. Inzwischen begab sich der Vorstand und einige Mitglieder der Mission nach dem nahe gelegenen Tempel Dajann-Keit-Dartscha-Gumbulik; nach der Aussage der dasigen Mongolen wurde dieser Tempel auf Kosten Namitschil-Lama's erbaut, welcher nach seinem Tode ein Chubilgan (Heiliger) wurde. Sein Vater, welcher Tassiron hieß, war Tussalaktschi der Suwang-Dertschi Fahne. **) Er hatte nur einen einzigen Sohn, den er zum geistlichen Stande bestimmte; als Namitschil sein 18tes Jahr erreicht hatte, verließ er das Haus seiner Eltern und begann ein Einsiedlerleben zu führen, aber der Wunsch, sich durch Kenntniß der heiligen Bücher (Nom) zu bereichern, veranlaßte ihn sich auf die Reise zu begeben. Der Ruf von der Heiligkeit des Ghegbens von Urga lockte ihn in dessen Gesellschaft, wo er sechs Jahre blieb und durch fortgesetzten Umgang mit gelehrten Lama's seine Religion gründlich kennen lernte. Seine Lust, umherzuwandern, ließ ihn indeß nicht lange an einem Orte bleiben. Er machte sich auf den Weg nach Peking, wo er alles Merkwürdige sah, und von da nach Tübet, dem einzigen Ziel seiner Wünsche. Hier vor dem Throne Dalai-Lama's übte er sich etwa drei Jahre lang mit Eifer in den Pflichten eines Mönchs. Da er ausgebreitete Kenntnisse in seiner Religion besaß, so begann er bereits dieselbe im Verhältniß zu ihren moralischen Wirkungen aufzufassen, und gleich Schikbemuni ergründete er alle ihre Schwächen. Um den Samen der Religion Schikbemunis in seinem eigenen Lande noch weiter auszusäen, kehrte er endlich in seine Einsiedelei zurück. Hier baute er den Dajan auf eigene Kosten und starb 49 Jahre alt. Zwei Jahre nach seinem Tode ward er, nach der Sage, wiedergeboren in der Familie Zassak-Namitschils, ***) dessen Schwester, Namens Ssildo, Mutter dieses Chubilgan wurde. Der Dajan Namitschils ist aus Backsteinen, mit zwei Zaza's (Kapellen) an der Seite, von chinesischen Meistern gebaut, die aber, wie es scheint, schlechte Architekten waren. Das Innere des Tempels hat keine Verzierungen, außer einigen bemalten Burchans und einem hölzernen Bilde des Ghegben von Urga. Um diesen Tempel stehen fünf steinerne Suburgans, †) die von frommen Mongolen errichtet wurden. Auf dem Rückwege nach unserm Standlager ritt ich an einige Jurten heran, um die häuslichen Sitten der chinesischen Mongolen zu beobachten, allenthalben aber sah ich denselben Schmutz, dieselbe Unreinlichkeit und dieselbe Rohheit wie bei unsern Buräten. Beim Eingang in die Kibitke, der Thüre gegenüber, steht ein Schrank mit verschiedenen Götzenbildern (Burchan) und davor ein Tischchen, worauf die Naiman-Takily (die acht Geweihten) nämlich Schalen mit Gerste (Zukbuza), Wasser, Branntwein und Thee stehen; auf dem untersten Vorsprung stand eine längliche Schüssel mit Asche, um die tübetanischen Rauchkerzen anzuzünden. Auf der rechten Seite der Jurte, nahe am Eingang, steht alles Hausgeräth, nämlich der Salzschüssel, Tröge, hölzerne Tassen, Schaumlöffel u. dgl.; in der Mitte steht ein eiserner Dreifuß mit einem Kessel darüber zum Kochen des Thees oder des Fleisches. Die Mongolen zeichnen sich allgemein durch ihre Gastfreiheit aus: wer in eine Jurte kommt, Fremder oder Eingeborner, kann eines höflichen Empfanges stets sicher seyn. Im Sommer, wenn das Vieh reichliche Milch gibt, bereiten die Steppenbewohner ihren Kumys und Arak; wer fünf oder sechs Kühe hat, bereitet um diese Zeit täglich ein gegohrnes *) Getränke aus Milch und trinkt solches warm; der übrigbleibende Schmierkäse wird theils sogleich verspeist, theils für den Winter aufbewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die bekannte buddhistische Gebetsformel.

**) Choschon im Mongolischen. Man sieht aus einem frühern Artikel des Auslandes (Nr. 257 u. ff.), daß unter der Benennung Fahne ein gewisser von mongolischen Fürsten verschiedenen Ranges beherrschter Distrikt verstanden wird.

***) Zassak ist kein Name, sondern eine Würde.

†) Suburgan ist eine Art Obelisk, in welchen man die Asche von vornehmen Lama's aufbewahrt.

*) Im Texte heißt es Branntwein.

Vermischte Nachrichten.

Im Laufe der diesjährigen Parlamentssitzung wurde von dem Unterhause eine Committee niedergesetzt, um den jetzigen Zustand des Ackerbaues in dem vereinigten Königreiche zu untersuchen. Sie erstattete am 2 August ihren Bericht, dem zufolge sie eine große Anzahl wirklicher Landwirthe und Agenten von Grundbesitzern befragte, deren Zeugnisse 543 enggedruckte Folioseiten einnehmen. Die große Mehrzahl der Zeugen erklärt, daß der Zustand der ackerbautreibenden Klasse schrecklich darnieder gedrückt sey. In den letzten 20 Jahren, namentlich aber in den letzten 10 Jahren, ging es den Landbesitzern immer schlechter und schlechter. Ihr Viehstand sowohl, als die Masse ihrer Ackergeräthschaften, nahm, so wie ihr Kapital, von Jahr zu Jahr ab, und der Boden wurde so sehr verschlechtert, daß Grundstücke von geringerer Qualität gar nicht mehr bebaut wurden. In Shropshire, Cheshire, Wiltshire und der Insel Thanet war dieß Letztere zwar nicht der Fall, aber auch hier mußten die Landbesitzer ihr Kapital angreifen, um den Pachtschilling zu bezahlen und den Bau ihrer Pachtgüter fortzusetzen. Die Zeugen erklärten einstimmig, daß der Zustand der Taglöhner auf dem Lande sich nicht mit dem Zustande des Bodens und der Pächter verschlimmert habe; in keinem Theile des Landes sey ihre Lage schlimmer, als vor 10 Jahren, ja sie habe sich meistens bedeutend verbessert. In vielen Theilen des Landes war seit dem Kriege keine Verminderung des Taglohns eingetreten, obgleich der Ueberfluß an Arbeitern größer angegeben wird, als er je gewesen sey, und die Zahl derjenigen, welche von Armentaxen erhalten werden, bedeutend zunahm. Herr Jacobs, Vorsteher des Korndepartements bei dem Handelsbüreau, der erste und gewiß einer der wichtigsten Zeugen, erklärte, daß seit dem Jahre 1827 der Kornvorrath zur Zeit der Ernte nicht den Bedarf eines Monats überschritten habe, statt daß früherhin der Bedarf für 4, 5 bis 6 Monate gedeckt gewesen sey; hieraus zog er den beunruhigenden Schluß, daß wenn eine schlechte Ernte, wie im Jahre 1816, eintrete, der Mangel durch keine Zufuhr, wie groß diese auch immer seyn möge, gedeckt werden könne. In Irland verbessert sich allmählich der Anbau des Bodens, aber die Lage der Taglöhner wird immer bejammernswürdiger. Die Meinungen der großen Mehrzahl der Zeugen über die Ursachen der gedrückten Lage des Ackerbaues lassen sich in Folgendes zusammenfassen: niedere Preise, hohe Pachtschillinge, hohe Armentaxen und hoher Arbeitslohn.

*

Welche ungeheure Summen in England als Armentaxen bezahlt werden, geht aus einem Berichte hervor, welcher in diesem Jahre dem Parlamente vorgelegt wurde. Diesem zufolge zahlen nachstehende sechs Grafschaften folgende Summen:

				Bevölkerung.
Sussex	327,861	Pf. 14	Sch.	272,328
Kent	425,578	— 10	—	479,155
Lancaster	411,292	— 12	—	1,336,854
Middlesex	958,545	— 15	—	1,358,541
Norfolk	562,132	— —	—	390,054
Surrey	564,485	— 15	—	486,326

*

In der Stadt und in den Vorstädten von Havanna starben nicht weniger als 8255 Personen an der Cholera, worunter 2365 Weiße; doch ist dieß nur die officielle Angabe. Nach Handelsschreiben soll die Anzahl der Umgekommenen wenigstens um die Hälfte mehr betragen haben. Auch hier läßt sich der Unterschied zu Gunsten der Weiber bemerken, denn von denen, deren Geschlecht dem Magistrate angezeigt wurde, sind 4300 männlichen und nur 5480 weiblichen Geschlechts.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
(Beilage: Literarische Anzeigen.)

Literarische Anzeigen.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und wird demnächst an alle Buchhandlungen als Fortsezung versandt:

Technologische Encyklopädie
oder
alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche
für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.
Herausgegeben von
J. J. Prechtl,
k. k. Regierungsrath und Direktor des k. k. polytechnischen Instituts in Wien ꝛc.

Vierter Band.

Die grossen und mannichfaltigen Fortschritte, welche seit 25 Jahren in den technischen Künsten gemacht worden sind, machen dem Technologen, dem Kameralisten, dem Fabrikanten, dem Kapitalisten, dem Oekonomen und für verschiedene Fälle jedem Manne von Bildung ein Werk zum Bedürfnisse, das als ein technisches Repertorium, als eine technologische Hand-Encyklopädie in alphabetischer Ordnung der Artikel eine vollständige und gründliche Uebersicht aller derjenigen Einrichtungen und Verfahrungsarten gewähre, welche der Gegenstand aller Zweige der Manufaktur-Industrie sind.

Die Haupttendenz des Werkes ist daher praktisch, und man wird alles rein Wissenschaftliche, das nicht unmittelbar und wesentlich begründend mit der technischen Ausführung in Verbindung steht, so viel die gründliche und deutliche Darstellung des Ganzen erlaubt, ausschliessen, und sich auf dasjenige beschränken, was zunächst und eigentlich in die Anwendung der physisch-chemischen, mathematischen und naturhistorischen Wissenschaften auf die Geschäfte der Gewerbsindustrie gehört. Diese Gegenstände umfassen in den einzelnen Artikeln die gesamten Zweige der chemischen, empirischen und mechanischen Technologie, folglich auser den chemisch-technischen und empirisch-technischen Gewerben und Verfahrungsarten, das gesamte praktische Maschinenwesen in seinen verschiedenen Anwendungen auf Künste und Gewerbe.

Sowol aus dem Grunde der Raumersparniß, als zur leichteren und vollständigeren Uebersicht wird man die häufigeren Nachweisungen von einem Artikel auf den andern, das mannichfache Zerspalten zusammen gehöriger Gegenstände in viele einzelne Artikel nach Art eines Wörterbuchs, und daher möglichst alle Wiederholungen vermeiden. Um jedoch bei dieser Einrichtung das Aufsuchen einzelner Notizen zu erleichtern, und für die Erklärung der Kunstwörter einen anderweiten Raum zu gewinnen, wird man dem Werke in Form eines Registers ein Wörterbuch der technischen Kunstausdrüke anhängen, in welchem auf die bereits in dem Werke selbst gegebenen und dort mit der verwandten Sache im Zusammenhange vorkommenden Erklärungen bezogen wird.

Dieses Werk, in welchem nicht nur der Herausgeber die Resultate seiner vieljährigen technologischen Studien und Beobachtungen niederlegt, sondern das auch durch die Beiträge einiger in diesen Fächern ausgezeichneter Mitarbeiter unterstüzt wird, soll mit Einschluß des Registerbandes den Umfang von 10 Bänden gr. 8., jeden von etwa 40 Bogen, mit 10 bis 12 Kupfertafeln, nicht überschreiten.

J. J. Prechtl.

Der so eben fertig gewordene vierte Band hat 28 Kupfertafeln (in obiger Anzeige sind per Band nur 10 bis 12 Kupfertafeln zugesagt).

Inhalt: Dampfschiff. – Dampfwagen. – Decken. – Destillation. – Digestor. – Dochte. – Drath. – Drathabeiten. – Drathspinnerei. – Drathstifte. – Drechslerkunst. – Drehstuhl. – Durchschlag. – Durchschnitt. – Dynamometer. – Edelsteine.

Der Subscriptionspreis für diesen Band, mit zugezogener Pränumeration auf den Betrag des lezten Bandes, ist 9 fl. 36 kr. rhein. oder 5 Rthlr. 8 gr. sächsisch.

Ladenpreis für obigen Band, ohne Vorauszahlung, 6 fl. rh. oder 3 Rthlr. 12 gr. sächsisch.

Die Preise des ersten bis dritten Bandes, 57 Kupfertafeln enthaltend, sind:

Subscriptionspreis unter Verbindlichkeit der Abnahme des ganzen Werkes 14 fl. 24 kr. rhein. oder 8 Rthlr. sächs.

Ladenpreis (ohne Pränumeration auf den lezten Band) 18 fl. rhein. oder 10 Rthlr. 12 gr. sächs.

Alle Sortiments-Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. In Wien kan ebenfalls bei allen Buchhandlungen, vorzüglich aber bei Herrn Gerold, unterzeichnet werden.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sehr interessantes neues Buch
für
Botaniker, Landwirthe und Gartenfreunde.

Bei uns hat die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

A. P. Decandolle's
Pflanzen-Physiologie,
oder
Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse in drei Theilen. Aus dem Französischen von Joh. Röper,
Prof. der Botanik in Basel.

Erster Theil. Preis 4 fl. 30 kr.

Dieses Werk des berühmten Verfassers schließt sich an die früher bei uns erschienene „Organographie der Pflanzen" an, und ist für den Botaniker vom Fach, wie für den Forstmann, Gärtner, Gartenfreund und Landwirth, in gleichem Grade empfehlenswerth, ja unentbehrlich. Es enthält nicht allein eine sehr faßliche Darstellung des Pflanzenlebens (Wachsthum, Ernährung, Fortpflanzung, Keimung u. s. w.), so wie eine Darstellung des Einflusses, den Luft, Wärme, Kälte, Nässe, Dürre u. s. w. darauf üben, sondern ausserdem alle praktischen Erfahrungen der Landwirthschaft. Es handelt von der Bewässerung, vom Einflusse des Bodens und der verschiedenen Dungarten auf die Vegetation, von den schädlichen Thieren und Pflanzen, von der zwekmäßigen Aufeinanderfolge der Getreide und Futterkräuter, von der vortheilhaften Eintheilung der Felder, den Unkräutern, dem Beschneiden der Fruchtbäume u. s. w.

Der berühmte Name des Verfassers überhebt uns jeder Lobpreisung des Inhalts. Wir bemerken nur, daß Decandolle auf Befehl Napoleons 8 Jahre lang das gesamte ehemalige französische Kaiserreich bereiste, um einen umständlichen allgemeinen Bericht über den Zustand des Akerbaus, der Forstwissenschaft und Gartenkunst zu entwerfen, daß er seitdem mit den französischen, deutschen, englischen und italienischen Landwirthen in steter Verbindung blieb, und alle Erfahrungen seines reichen Lebens in vorstehendem Werke niedergelegt hat.

Dem Uebersezer stand nicht allein Decandolle's Original-Manuskript zu Gebote, wodurch ihm möglich wurde, den durch mehrere hundert Drukfehler entstellten Text der französischen Ausgabe zu verbessern, sondern derselbe wurde auch durch seinen Aufenthalt in Genf so wie durch sein Verhältniß zum Verfasser, in den Stand gesezt, manche erläuternde und berichtigende Anmerkungen beizufügen. Die Uebersezung kan sonach füglich als eine zweite verbesserte Ausgabe des Originals angesehen werden.

Aus Obigem wurde besonders abgedrukt, um als eigene Tabelle in den Ateliers der Chemiker, Apotheker, Materialisten u. s. w. zum täglichen Gebrauche zu dienen:

Tabellarische Uebersicht
der
Elementar-Zusammensezungen
der
einfachen Pflanzen-Verbindungen, mit einer Anweisung zum Gebrauche derselben.

Preis: 1 fl. 21 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Werke
des
Freiherrn von Malchus.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Statistik und Staatenkunde.
Ein Beitrag
zur
Staatenkunde von Europa
von
A. Freiherrn v. Malchus.
gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr.

Handbuch
der
Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung
von
demselben Verfasser.
2 Theile. gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das Kaiserreich Marocco,
oder das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksâ, von Graberg v. Hemsö. Aus der schwedischen Handschrift übersezt von
Alfred Reumont.
8. Preis: 2 fl. 15 kr.

Wir empfehlen diese Schrift allen Freunden der Länder- und Völkerkunde; sie ist das Resultat langjährigen Aufenthalts an Ort und Stelle, und gibt über ein so wenig bekanntes und doch

ß in vielen Beziehungen höchst interessantes Land die genügendsten Aufschlüsse.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Oken's Entomologie der Insekten.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einleitung in die Entomologie, oder Elemente der Naturgeschichte der Insekten,

von

Wilhelm Kirby und **Wilhelm Spence.**

Herausgegeben von

Oken.

Vierter und lezter Band. Preis 4 fl. 30 kr.

Inhalt: Innere Anatomie der Kerfe. Empfindung. Athmung. Kreislauf. Verdauung. Absonderung. Fortpflanzung. Bewegung. Krankheiten. Sinne. Orismologie. System. Geschichte der Entomologie. Geographische Verbreitung. Entomologische Werkzeuge. Untersuchung der Kerfe. Genitalia. Beschreibung neuer Sippen. Litteratur und Verzeichniß der Schriftsteller. Anatomisches und terminologisches Register. Systematisches allgemeines Register.

Und so wäre denn dieses eben so reichhaltige und unterrichtende, als anziehende Werk geschlossen, das dem Gelehrten vom Fache eben sowol, als dem denkenden Freunde empfohlen werden kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ritual nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche,

oder

praktische Anleitung für den katholischen Seelsorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgischen Amtes. Zugleich ein Erbauungsbuch für die Gläubigen.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Die günstige Aufnahme, deren sich dieses Werk im katholischen Deutschland zu erfreuen hatte, machte nach Verlauf von zwei Jahren eine neue Ausgabe nöthig. Der Herausgeber (Freiherr v. Wessenberg), die ihm bekannt gewordenen Kritiken beachtend, unterwarf das Werk einer sorgfältigen Revision. Die Taufformulare sind noch durch ein kürzeres vermehrt worden. Der Verbesserungen sind im Einzelnen viele angebracht, die demjenigen nicht entgehen werden, der eine Vergleichung anstellt. Die Verlagshandlung aber hat Allem aufgeboten, um den Gebrauch des Werkes zu erleichtern. Der Druk der zweiten Ausgabe ist weit größer, als der der ersten, so daß jezt die blödesten Augen den Text ohne Anstrengung zu lesen vermögen. Auch ist ein weißeres, schöneres Papier gewählt werden. Die Seitenzahl der ersten Ausgabe war 486, die der zweyten ist 520. Dessen ungeachtet hat die Verlagshandlung den frühern Preis von 2 fl. nicht erhöht.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rhetores graeci, ex codicibus florentinis, mediolanensibus, monacensibus, neapolitanis, parisiensibus, romanis, venetis, tauriensibus, et vindobonensis emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Chr. Walz. 8 maj. Vol. I. XII et p. 668.

Schreibpapier . . .	9 fl. — kr.
Drukpapier	7 fl. 12 kr.

Inhalt.

I. *Ἑρμογένους προγυμνάσματα.*

II. *Ἀφθονίου προγυμνάσματα.*

1) *Ματθαίου τοῦ Καμαριώτου ἐπιτομὴ εἰς τὰ τῆς ῥητορικῆς προγυμνάσματα.*

2) *Ἀνωνύμου περὶ τῶν τοῦ Ἀφθονίου προγυμνασμάτων.*

III. *Θέωνος προγυμνάσματα.*

Σχόλια εἰς τὰ αὐτά.

IV. *Νικολάου προγυμνάσματα.*

V. *Νικηφόρου τοῦ Βασιλάκη προγυμνάσματα.*

VI. *Ἀδριανοῦ μελέται.*

VII. *Σευήρου διηγήματα καὶ ἠθοποιΐαι.*

VIII. *Γεωργίου τοῦ Παχυμεροῦς προγυμνάσματα.*

IX. *Ἀνωνύμου προγυμνάσματα.*

Vol. IV. X et p. 846.

Schreibp. . .	10 fl. 48 kr.
Drukp. . . .	8 fl. 36 kr.

Inhalt.

Εἰσαγωγὴ σχολίων ἐκ διαφόρων τεχνογράφων εἰς τὰ προλεγόμενα τῆς Ἑρμογένους ῥητορικῆς.

Συριανοῦ καὶ Σωπάτρου καὶ Μαρκελλίνου εἰς Στάσεις τοῦ Ἑρμογένους.

Vol. V. IV et p. 620.

Schreibp. . . .	8 fl. — kr.
Drukp. . . .	6 fl. 24 kr.

Inhalt.

I. *Σωπάτρου σχόλια εἰς τὰς Στάσεις.*

II. *Μαξίμου τοῦ Πλανούδου σχόλια εἰς τὴν Ἑρμογένους τέχνην.*

III. *Μαξίμου περὶ τῶν Ἀλύτων ἀντιθέσεων.*

IV. *Ἀνωνύμου περὶ Στάσεων.*

V. *Μιχάηλα τοῦ Ψέλλου περὶ Συνθήκης τῶν τοῦ λόγου μερῶν.*

Σύνοψις τῶν ῥητορικῶν Ἰδεῶν.

VI. *Προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς.*

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Pestalozzi's sämtliche Schriften,

in 15 Bänden,

und dessen

Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk.

4 Theile, in wohlfeilen Ausgaben.

Um dem bei Herrn Meyer und Zuberbühler in Trogen erschienenen Nachdruk von Pestalozzi's Lienhard und Gertrud entgegen zu wirken, hat sich die unterzeichnete Verlagshandlung, einzig rechtmäßige Verlegerin dieses Buchs und der sämtlichen Schriften des verewigten Verfassers, entschlossen, den Preis dieses werthvollen Volksbuchs auf den des Nachdruks, nämlich auf 2 fl. rh. herabzusezen, obgleich ihre Original-Ausgabe ganz vollständig (was der Nachdruk nicht ist) und in der Bogenzahl mehr als ein Alphabet stärker ist als der Nachdruk.

Eben so sezen wir

Pestalozzi's sämtliche Schriften

in 15 Bänden, bisheriger Preis 28 fl. 6 kr., auf den Preis von 15 fl. auf unbestimmte Zeit herab, damit auch Minderbegüterte in den Stand gesezt sind, diese schöne Sammlung volksthümlicher Schriften kaufen zu können.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz, vorzüglich aber Herr Sauerländer in Aarau, nehmen Bestellungen darauf an.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Carl Mayer.

8. Velinpapier. brosch. Preis 2 fl. 42 kr.

L. Uhland's Gedichte.

6te Auflage.

8. Velinpap. Preis 3 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige

für Freunde von gediegener Lektüre, Lesebibliotheken und Leih-Kabinette.

Christoph Columbus Leben und Reisen.

Von Washington Irving.

Aus dem Englischen übersezt.

8. Preis 2 fl. 24 kr.

Ob in jenen ältesten, jenseits der Geschichte und aller Tradition liegenden Zeiten bereits ein Verkehr zwischen den entgegengesezten Ufern des großen Oceans statt gefunden hat? ob die von Plato erwähnte ägyptische Sage von einer Atlantis wirklich keine Fabel, sondern die Ueberlieferung von irgend einem Lande war? Diese Fragen bleiben wohl immer der Gegenstand ungewisser, blos die Phantasie beschäftigender Betrachtungen. So weit die authentische Geschichte reicht, war nichts von dem Festlande und den Inseln der westlichen Halbkugel, bis zu ihrer Entdekung gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt.

Zufällig mag lange vor Erfindung des Kompasses ein irrendes Boot die Gränzen des alten Kontinents aus dem Gesichte verloren haben, und durch Stürme über die Wüste der Wasser getrieben worden seyn; keines aber ist je zurükgekehrt, um die Geheimnisse des Oceans zu enthüllen; und wenn auch von Zeit zu Zeit irgend ein Merkzeichen von dort zur alten Welt herüber geschwemmen ist, und hier den erstaunten Bewohnern Kunde von einem Lande, jenseits ihres wasserbegränzten Horizontes gebracht, so hat doch Niemand vor jenem Zeitpunkte es gewagt ein Segel zu entfalten, und das in Geheimniß und Gefahren umhüllte Land aufzusuchen.

Der Zwek des vorliegenden Werkes ist es, die Thaten und Schiksale des Seefahrers zu erzählen, welcher zuerst den Scharfsinn, um die Geheimnisse dieser gefahrvollen Tiefe zu errathen, und die Kühnheit ihnen zu trozen besaß, und der durch seine Geisteskraft, seine unerschütterliche Beharrlichkeit und seinen Heldenmuth die Enden der Erde mit einander in Verbindung gebracht hat. Die Darstellung seines bewegten Lebens bildet gleichsam die Kette, welche die Geschichte der alten Welt mit jener der neuen verknüpft; sie ist, wie überhaupt die Geschichte jedes großen Mannes, so anziehend und voll Interesse, daß sie mit Recht empfohlen werden kann, indem sie Belehrung mit Unterhaltung verbindet.

Weishaar's Privatrecht.

Dritter Theil.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt sich hiemit anzuzeigen, daß der dritte und lezte Theil von

Weishaar's

Handbuch

des

Würtembergischen Privatrecht's,

dritte umgearbeitete Ausgabe,

gegenwärtig unter der Presse sich befindet, und in kurzer Zeit den resp. Subscribenten zugesandt werden wird. — Um allen spätern Nachfragen zu begegnen, macht sie zugleich bekannt, daß der für alle 3 Bände auf 9 fl. festgesezte Subscriptionspreis nur noch bis zum Erscheinen dieses dritten Bandes fortbestehen, und alsdann der auf 3 fl. 45 kr. per Band erhöhte Ladenpreis unabänderlich eintreten wird.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[882] Des Freiherrn von Zedlitz Gedichte und Todtenkränze (Canzonen).

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Fein Velinpap. mit Umschlag. Preis 3 fl.

Inhalt: I. Romanzen; Balladen; Lieder; Gelegenheitsgedichte; Sonette; Uebersezungen; Epigramme. II. Canzonen: Vorwort; Todtenkränze; das Kreuz in Hellas.

Bei dem ungemeinen Beifall, welchen die Canzonen des gefeierten Zedlitz durch ganz Deutschland und in mehreren Auflagen erhalten haben, dürfte die Anzeige dieser seiner gesammelten Gedichte allerorten um so freudiger aufgenommen werden, als man hier in Einem, typographisch auf das eleganteste ausgestatteten, Bande alle seine Dichtungen vereinigt findet, während die früheren Editionen nur die Todtenkränze enthalten.

Von demselben Verfasser ist in unserem Verlage erschienen:

Der Stern von Sevilla.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Nach dem gleichnamigen Schauspiel des Lope de Vega bearbeitet

von

J. Ch. Baron von Zedlitz.

Preis Drukpap. 1 fl. 12 kr. Velinp. 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die vollständigsten und wohlfeilsten französisch-deutschen und deutsch-französischen Wörterbücher:

NOUVEAU

DICTIONNAIRE COMPLET

A L'USAGE DES ALLEMANDS ET DES FRANÇAIS

composé

d'après les meilleurs Dictionnaires de langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour, contenant l'explication des mots des deux langues, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire connaître l'emploi et les différentes acceptions: les principaux synonymes, les termes du Code français, les monnaies, poids, mesures des divers États; les noms de personnes, de pays, de peuples, villes, fleuves. etqui diffèrent pour le genre ou par quelque nuance dans la traduction; 2de édition, entièrement refondue et augmentée de plus de 20,000 articles. 4 tomes en grand 4°, chacun d'environ 80 feuilles.

PAR M. M. L'ABBÉ MOZIN.

Ladenpreis für alle 4 Bände 18 fl.

PETIT

DICTIONNAIRE PORTATIF

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND.

EXTRAIT

DU DICTIONNAIRE DE POCHE COMPLET DE L'ABBÉ MOZIN,

contenant

les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles reales et des Instituts des deux sexes par L'ABBÉ MOZIN et le Dr. EISENBACH.

2 Vol.

Kleines

deutsch-französisches u. französisch-deutsches

aus dem

vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm und von Dr. Eisenbach

bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnüzlichsten Wörter nebst der Aussprache.

Zum Gebrauche der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Zwei Theile.

Dieses Dictionnaire, welches an Vollständigkeit und Reichthum Alles übertrift, was bisher in diesem Fache geleistet worden ist, und dessen Druk bei weitem größer und für die Augen weniger angreifend ist, als der des Dictionnaire de Poche, kan mit Recht dem Sprachkundigen eben sowol als dem Anfänger, dem Uebersezer und Geschäftsmann empfohlen werden.

Das Bedürfniß Aller wird mit demselben befriedigt werden. Uebrigens ist es neben der Gediegenheit und dem Reichthum dieses Wörterbuchs, auch noch der ungemein niedrige Preis desselben, der es ganz besonders empfiehlt, und zur Einführung in Schulen und Anstalten, so wie zur Anschaffung für minder Bemittelte geeignet macht.

Der Preis für beide Theile von 55½ Bogen ist nemlich unerachtet der gegen die frühere Berechnung sich bedeutend vergrößerten Bogenzahl nur auf 1 fl. 30 kr. festgesezt. Bei 25 und mehreren Exemplaren wollen wir denselben sogar nur auf 1 fl. 12 kr. stellen; jedoch ist bei diesen Preisen baare Bezahlung verstanden.

NOUVEAU

DICTIONNAIRE DE POCHE

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND

CONTENANT

LES MOTS REÇUS DANS LES DICTIONNAIRES MODERNES DE LANGUES OU SCIENCES, LA PRONONCIATION DE CEUX QUI PEUVENT OFFRIR QUELQUE DIFFICULTÉ, QUANTITÉ DE PHRASES etc., PROPRES A EN INDIQUER LES DIVERSES ACCEPTIONS, OU A EMPÊCHER DE LES CONFONDRE, LES NOMS PROPRES DE PERSONNES, DE PAYS, VILLES, FLEUVES etc., QUI DIFFÈRENT DANS L'UNE OU L'AUTRE DES DEUX LANGUES,

PAR

L'ABBÉ MOZIN.

Deux Volumes.

Neues

deutsch-französisches u. französisch-deutsches

Taschen-Wörterbuch,

welches

die in den neuern Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigeren, viele die verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechselung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse rc., die in beiden Sprachen nicht gleich lauten, enthält.

Von

Abbé Mozin.

Der frühere Ladenpreis dieses Taschenwörterbuchs in 2 Theilen war 4 fl. 30 kr.; um dasselbe aber wegen seiner Gemeinnüzigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir diesen, bei der großen Bogenzahl immer noch sehr billigen Preis auf 3 fl. auf unbestimmte Zeit herabgesezt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[1284] Herabgesezter Preis von Schiller und Goethe's Briefwechsel.

Die Anzeige von dem Erscheinen des Goethe'schen Nachlasses von 15 Bänden, durch welchen sofort die sämtlichen Werke des großen Dichters geschlossen werden, hat aller Orten und so allgemein Anklang gefunden, daß es wohl geeignet seyn dürfte, hiermit eine wiederholte Anzeige von dem

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe

in 6 Bänden fl. 8.

zu verbinden. Je mehr sich dieses Werk, seiner innern Bedeutsamkeit nach, an die sämtlichen Goethe'schen Werke anschließt, um so häufiger dürfte der Wunsch entstehen, dasselbe der Sammlung lezterer anzuschließen. Unsererseits dis möglichst zu erleichtern, sind wir entschlossen, noch auf einige Zeit genannte 6 Bände um den herabgesezten Preis

von 11 fl. 48 kr. auf Velin-} Papier
und 9 fl. 30 kr. auf Druk-}

zu erlassen, während der nachher wieder eintretende Ladenpreis 23 fl. 36 kr. und 19 fl. ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Die Briefe
des
Freiherrn von Stein
an den
Freiherrn von Gagern
in den Jahren 1813 — 1831
mit Erläuterungen,
oder:
Mein Antheil an der Politik.
IV.
Einsamkeit.
Preis: 3 fl. 24 kr.
Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Goethe,

lithographirt von Strixner, mit Thon und auf Karton aufgezogen. Preis 48 kr.
Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen von E. Neureuther, lithographirt. 4 Hefte. Preis 10 fl.
Randzeichnungen zu den Dichtungen deutscher Klassiker von E. Neureuther, lithographirt. 6 Hefte. Preis 7 fl. 12 kr.
München.
Litterarisch-artistische Anstalt.

[1413] **Retzsch Umrisse**
zu
Schiller's Lied von der Gloke
und dessen
Pegasus im Joche.

Den Verehrern von Retzschens Grabstichel zeigen wir hiermit an, daß an lezter Ostermesse erschienen und an alle Buchhandlungen versandt wurde:
Retzsch, M. Umrisse zu Schiller's Lied von der Gloke, in 43 Blättern mit Text in groß Quart 6 fl.
— Umrisse zu Schiller's Pegasus im Joche, in 12 Blättern mit Text in gr. Quart 3 fl.
Zugleich machen wir auf die früher erschienenen Werke dieses Meisters, welche längst rühmlich bekannt sind, wiederholt aufmerksam:
Retzsch, Umrisse zu Goethe's Faust 26 Blätter in Quart . . . . 3 fl. 36 kr.
— Umrisse zu Schiller's Fridolin in 8 Blättern, gr. 4. . . . . . . 1 fl. 40 kr.
— Umrisse zu dessen Kampf mit dem Drachen. 16 Blätter in Quer-Folio 4 fl.
Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Reisekarte der Schweiz.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen:
Reisekarte der Schweiz, schwarz 4 fl. — kr.
Dieselbe — — kolorirt 4 fl. 30 kr.
Dieselbe — — kolorirt aufgezogen u. in Etui 5 fl. 24 kr.
München, im Mai 1833.
Litterarisch-Artistische Anstalt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen:
Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms zu Köln, mit Ergänzungen nach dem Entwurfe des Meisters, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst und vergleichenden Tafeln ihrer vorzüglichsten Denkmale, von Dr. Sulpiz Boisserée, in Kupfer gestochen von den ersten Künstlern Deutschlands. 4 Lieferungen. gr. Welt-Papier.
Jede Lieferung vor der Schrift auf chinesisch Papier 150 fl.
auf Velinpapier 120 fl.
mit der Schrift auf Velinpapier 60 fl.

Sammlung alt-, nieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder S. und M. Boisserée und J. Bertram, lithographirt von Strixner, 1ste bis 32ste Lieferung. gr. Fol. Jede Lieferung zu 3 Blättern mit einem Umschlag, und die Abdrüke auf farbigen Karton aufgezogen 15 fl.
Ein Blatt einzeln von 5 bis 10 fl.

Königl. Bayerische Gemäldesammlung zu München und Schleißheim, herausgegeben v. Piloty, Selb und Komp. lithographirt von Flachenecker, Piloty, Strixner und Andern, je die Lieferung zu 4 Blatt.
Das einzelne Blatt 3 fl.

Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der Pinakothek in München, als Folge obiger königl. bayerischen Gemäldesammlung zu München u. Schleißheim, lithographirt von Borum, Hohe, Leiter, Piloty u. A., in Heften von 3 — 4 Blättern, 1ste bis 4te Lieferung. gr. Folio. Jedes Heft auf chinesisch Papier 11 fl.
auf weiß Papier 8 fl.
Einzelne Blätter auf chinesisch Papier 5 fl. 30 kr.
weiß Papier 4 fl.

Herzoglich Leuchtenbergische Gallerie, eine Auswahl der vorzüglichsten Bilder, lithographirt von Borum, Hohe, Leiter, Piloty u. A. In Heften von 3 — 4 Blättern, 1ste bis 4te Lieferung.
Jedes Heft auf chinesisch Papier 11 fl.
weiß Papier 8 fl.
Einzelne Blätter auf chin. Papier 5 fl. 30 kr.
weiß Papier 4 fl.

Denkmale der Baukunst vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert am Niederrhein, von Dr. S. Boisserée, 12 Lieferungen, Royal-Folio à 6 Blatt 48 fl.

Sammlung architektonischer Entwürfe, welche ausgeführt oder zur Ausführung entworfen wurden, mit erläuterndem Text, von L. v. Klenze, 1stes bis 3tes Heft, jedes mit 6 lithographirten Blättern, gr. Folio. Jedes Heft 4 fl.

Fresko-Gemälde aus der Geschichte der Bayern, in den Arkaden des Hofgartens zu München, herausgegeben und lithographirt von einigen Malern derselben, in 35 Blät., gr. Fol. 10 fl.

Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen von E. Neureuther, lithographirt 4 Hefte. 10 fl.

— — zu den Dichtungen deutscher Klassiker von E. Neureuther, 6 Hefte. 7 fl. 12 kr.

Erinnerung an Rom, Florenz und Neapel, Monumente und Volksscenen Italiens darstellend, v. W. Gail, 6 Hefte, mit 30 lithographirten Blättern. Fol. 11 fl.

Sammlung von Contouren der vorzüglichsten Gemälde aus der Glyptothek, Pinakothek und den Arkaden in München, 16 Blatt mit erläuterndem Text. 2 fl. 48 kr.

Tempel-Ruine von Korinth, mit Pallikaren, welche ihre Beute auf Kamelen durch gefangene Araber fortbringen lassen, gemalt von Heydeck und auf Stein gezeichnet v. Hohe. 4 fl.

Goethe, lithographirt von Strixner, mit Thon auf Karton aufgezogen. 48 kr.
In München.
Litterarisch-Artistische Anstalt.

Neue Landkarten.

In der litterarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:
Karte v. Europa, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet, 4 Blatt, kolorirt 2 fl. 48 kr.
— v. Deutschland, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet, 4 Blatt, kolorirt 2 fl. 48 kr.
Uebersichtskarte v. Königr. Bayern, vom Major v. Pflummern, kolor. 36 kr.
Karte des Isarkreises 1 fl. 48 kr.
— zur Reise von München ins bayerische und salzburgische Hochgebirg, 2 Blatt, jedes 1 fl. 12 kr.
Landgerichtskärtchen v. Bayern, Subskriptionspreis für die ganze Sammlung per Blatt 15 kr.
Das einzelne Blatt 24 kr.
Bis jezt sind erschienen: Beilngries, Weilheim, Kelheim, Riedenburg, Werdenfels, Ingolstadt, Landsberg, Stadtamhof, Eichstädt, Pappenheim, Schongau, Abensberg.
Karte von Schlesien, nebst Theilen der angränzenden Länder, von Macco 1 fl. 12 kr.
— des osmanischen Reichs in Europa u. einem Theil desselben in Asien, 6 Blatt 4 fl.
— von Frankreich, für den Hand- und Reisegebrauch, in Kupfer gestochen von Seitz, kolorirt 2 fl. 48 kr.
— von Italien nebst den nördlich angränzenden Ländern, zum Hand- und Reisegebrauch, kolor. 1 fl. 48 kr.
Reisekarte d. Schweiz, schwarz 4 fl.
kolor. 4 fl. 30 kr.
kolorirt auf Leinwand aufgezogen und in Etui 5 fl. 24 kr.
Karte v. Ungarn u. Siebenbürgen, nebst Theilen der angränzenden Länder 2 fl.
— des osmanischen Reichs in Europa, 1 Blatt 1 fl. 36 kr.
Karte des Königreichs Griechenland, nach den neuesten Gränzbestimmungen, in Kupfer gestochen von Schleich und Seitz, groß Landkarten-Format, schwarz 2 fl. 48 kr.
kolor. 3 fl. 24 kr.
auf Leinwand gezogen u. kolor. 4 fl.
Karte von Georgien und des Hochlands des Armenien 2 fl.
Geschäfts- und Reise-Tableau für Deutschland und die angränzenden Länder, in Kupfer gestochen v. Seitz 2 fl. 42 kr.
auf Leinwand und in Etui 4 fl.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neueste Geographie,
oder:
kurze und faßliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung.
Für Schulen und den Selbstunterricht.
Von
Johann Heinrich Müller,
Rektor der Stadtschule in Lennep.
Dritte verbesserte u. sehr vermehrte Auflage.
Düsseldorf, bei J. E. Schaub.
258 S. in 8. Preis 10 gGr. oder 45 kr.

Da dis Buch seiner Zwekmäßigkeit und Wohlfeilheit wegen in vielen Schulen eingeführt wurde, so wurden die beiden frühern Auflagen schnell abgesezt. Der Verfasser hat diesen ihm ehrenvollen Beifall dazu benuzt, sein Werk aufs sorgfältigste zu vermehren und zu verbessern. Reichhaltigkeit des Inhalts, nach Verhältniß der Stärke des Buchs, überlegte Auswahl und strenge Richtigkeit finden sich darin mit einem faßlichen Vortrage vereinigt. Es ist daher gleich brauchbar für Schulen und für den Selbstunterricht.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 272. 29 September 1833.

Wanderungen in Senegambien. *)

2. Reise von St. Louis, Hauptort der Kolonie am Senegal, nach Podor, flußaufwärts, im Jahre 1825.

In den ersten Tagen des Monats April 1825 schiffte ich mich auf der Goelette der Regierung, „der Colibri,“ ein, die den Dienst zwischen St. Louis und Dagana versah; das leztere ist ein großes, im Lande Ualo am rechten Ufer des Senegal, ungefähr 45 Stunden von St. Louis gelegenes Dorf, wo sich ein französischer Militärposten befindet. Wir gingen um fünf Uhr Nachmittags bei einem eben so heftigen als unangenehmen Nordwind unter Segel, und konnten nur mit Mühe das höchstens eine Stunde von St. Louis entfernte Sumpfwasser Khaza noch vor Schlafenszeit erreichen. **) Mehrere Tage hinter einander war es, der Heftigkeit des Windes wegen, nicht möglich, auf andere Weise als durch Verholen ***) des Schiffes von einem Punkt zum andern fortzukommen. Diese außerordentlich langsame Fahrt wurde dadurch, daß die Reisenden, durch die sumpfigen Ufer verhindert, nicht ans Land gehen konnten, nur noch ermüdender; denn nur erst acht bis zehn Stunden oberhalb St. Louis werden die Ufer des Flusses fester. Vom Dorf Maka an, bis über das ungefähr 60 Stunden von der Mündung von St. Louis gelegene Dorf Podor hinaus, wo die Franzosen vor Kurzem, zum Schutz des Handels auf dem obern Flusse, ein Fort errichteten, konnte ich beide Ufer des Senegal untersuchen.

Von der Insel Babaghe, links, und der Insel Thionk, rechts an bis zum Dorf Maka ist der Senegal von schönen, immergrünen Wurzelträgern (Rhizophora) begränzt. Mit ihren zahllosen, in einander geschlungenen, bloßliegenden und eine Art von Faschinen bildenden Wurzeln setzen diese Bäume der Strömung des Flusses einen unverwüstlichen Damm entgegen, der den Austritt über die Ufer verhindert. Auf den angeschwemmten Ufern des Meeres besonders dient der von den Negern von Uolof Khekh genannte Wurzelträger Schaaren von Reihern und andern hier heimischen Wasservögeln, so wie auch den sehr zahlreichen Krokodilen zum Aufenthaltsort. Besonders mit Einbruch der Nacht setzen sich Tausende von Reihern auf die Wurzelträger, wo die außerordentliche Weiße ihres Gefieders, nebst dem glänzenden Grün der Blätter der Rhizophora, seltsam gegen die traurige Eintönigkeit der weiten unfruchtbaren Flächen dieser Gegend absticht, und durch den Widerschein auf dem Spiegel des Flusses einen malerischen Anblick gewährt. Von der Mündung des Flusses an, bis oberhalb St. Louis, ist das rechte Ufer des Flusses, Küste der Berberei genannt, gänzlich von aller Vegetation entblößt; nur wenige Stengel von convolvulus soldanella sprossen vereinzelt aus dem Flugsand der Sahara empor. Der bereits verstorbene Herr Potin, Kaufmann in St. Louis, versuchte vor Kurzem, unterhalb Ghet-en-n'dar, die Anlage einer ziemlich bedeutenden Kokospflanzung; allein die jungen Stämme verdorrten in dem brennenden, gänzlich unfruchtbaren Sande gar bald und gingen zu Grunde. Einen ähnlichen Versuch hatte Herr Potin vorher auf der Insel Babaghe unternommen, der zwar nicht vollkommen glücklich ausfiel, doch aber auch nicht gänzlich scheiterte, denn die meisten der gepflanzten Kokosbäume stehen noch; sie haben bereits eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreicht, und werden sicher fortkommen, wenn man Sorge trägt, sie gegen den Muthwillen der Eingebornen zu schützen.

Die Insel Babaghe, bei einer mittlern Breite von 220 Metres, 3700 Metres lang, liegt in einiger Entfernung unterhalb von St. Louis; ihr Boden, der eben so flach und sandig ist, als der von St. Louis, hat indeß doch einige Anhöhen, die seine Einförmigkeit unterbrechen. Am westlichen, von dem großen Arm des Flusses bespülten Theile ist leicht zu landen, der andere Arm des Senegal aber ist an dieser Stelle nur von geringer Tiefe und nur ungefähr 330 Metres breit.

Die Insel Safal ist von der nämlichen Beschaffenheit wie die vorige; ihre Länge von Norden nach Süden beträgt 5500, und die mittlere Breite 300 Metres. Man hat hier Versuche mit Anbau von Baumwolle gemacht, die jedoch fehlgeschlagen sind.

*) Fortsetzung des Artikels in Nr. 72 u. f. des Auslandes von diesem Jahre.

**) Der Reisende, Hr. Perrottet, bemerkt hier, daß sich in den Bericht über seine Fahrt nach dem See N'gher ein bedeutender Fehler eingeschlichen habe. Es heißt nämlich dort (Siehe Ausland v. d. J. Seite 289, Spalte 1, Zeile 14 v. o.): „Ich schäzte seine Geschwindigkeit auf ungefähr vier Stunden in Einer;“ es muß heißen: „Vier Knoten in einer Minute,“ was ungefähr etwas mehr als eine Lieue in einer Stunde ausmacht.

***) Verholen nennt man, wenn das Schiff an Tauen durch Menschenarme oder die Schiffswinde vorwärts gezogen wird.

Die Insel Laybar liegt in dem Sumpfgewässer oder kleinen Arm des Flusses hinter Babaghe. Sie ist von fast kreisrunder Gestalt, und hält 180 Metres im Durchmesser; ihr höchst unfruchtbarer Boden macht sie für den Anbau nicht geeignet.

Das Dorf Maka liegt am linken Ufer des Flusses, ungefähr acht Stunden oberhalb der Insel St. Louis; es steht auf sandigem Boden und liegt hoch genug, um gegen die jährlichen Ueberschwemmungen geschützt zu seyn. Ein wenig oberhalb des Dorfes und dicht am Ufer des Flusses befindet sich ein mehrere Klafter hoher Hügel oder kleiner Berg, auf dem verschiedene, diesem Punkt fast ausschließend eigenthümliche Pflanzengattungen wachsen. Von diesem Dorf an, und selbst schon ein wenig oberhalb desselben, verschwindet der Wurzelträger fast gänzlich und macht Gruppen von typha latifolia, arundo altissima und cyperus articulatus Platz.

Die meist lehmigen und jährlich vom Senegal überschwemmten Ebenen sind mit perennirenden Grasarten bedeckt, von denen eine unter andern, lange, dünne und sehr zähe Stengel treibt. Unter diesem mehr oder minder hohen Pflanzenwuchs stehen hie und da einige verkrüppelte Tamariskensträuche, deren außerordentlich dünnes Laub beständig voller klarer, stark mit Meersalz geschwängerter Wassertropfen hängt.

Rechter Hand, flußaufwärts, bemerkt man schon von Maka aus, oder ein wenig oberhalb, die hohen Dünen von Lam=sar, und die Halden im Innern des Landes in der Nähe des See's N'gher. Der Fluß beschreibt hier, wie allenthalben, zahllose Krümmungen, durch welche die Fahrt außerordentlich verlängert und ermüdend wird.

Acht oder zehn Stunden oberhalb Maka nimmt das Schilf schon merkbar ab, verschwindet endlich ganz und wird durch acacia arabica und adansonii ersetzt. Tamarisken sind hier sehr häufig und kommen allenthalben als große Gesträuche vor. Der mit perennirendem Graswuchs bekleidete Boden läuft fortwährend unmerklich aufwärts. Große von aller Vegetation entblößte Strecken berühren mitten in diesen weiten grünen Ebenen, die von Tausenden von Vögeln aller Gattung, worunter vorzüglich der gehaubte Kranich, durchzogen werden, das Auge höchst unangenehm. Auch findet man hier sehr häufig den bekannten äthiopischen Eber (Bam=hal der Neger), den Schakal, die gestreifte Hyäne, den Löwen und eine Unzahl von Schlangenarten, unter andern die bekannte gefleckte Boa.

Auf den holzigen Wurzeln der Tamarix und Nitraria, mit denen die Sandhügel überkleidet sind, fand ich die, durch ihre mit den schönsten orangegelben Blumen bedeckten Stengel ausgezeichnete phillepea africana sehr häufig. Die nitraria, an deren Fuß ich mehrere Stengel pflückte, trug längliche, korallenrothe Früchte, deren mild säuerlicher Geschmack die Vögel sehr anzieht, unter denen besonders die Rebhühner und die hier sehr häufigen Perlhühner lüstern darnach zu seyn scheinen. Gestalt und Farbe dieser Früchte erinnern an die des Sauerdorn; die Blätter sind weich und fleischig und schmecken etwas herbe oder nach Meersalz."

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Die Arbeiten am bedeckten Weg von St. Laurent waren am 5ten bis zur ersten Traverse vorgerückt; das sehr wachsame und derbe Feuer der Belagerten zwang die Ingenieurs, die volle Sappe statt der fliegenden zu gebrauchen. Der Zweig, welcher rechts der zweiten Parallele ausging, wurde über die Boomerstraße gegen die äußerste Rechte des bedeckten Wegs der Contregarde fortgeführt, jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten und Verlust; das Pflaster und der Grundbau der Straße waren sehr hinderlich, und ein Schanzkorb nach dem andern wurde durch das wohlgerichtete Feuer der Festung zerschmettert, so daß öftere Pausen in der Arbeit nothwendig wurden. Ein Moment panischen Schreckens trat bei den jungen Soldaten ein, die über den Glanz der Leuchtballen, Raketen und anderer Zündkörper Nachts in Bestürzung geriethen. Es bedurfte der Ueberredung ihrer Offiziere, um sie an dieses schwarzgelbe grelle Leuchten, und den Unterschied mit den geworfenen Hohlkugeln allmählich zu gewöhnen. Für unerfahrne Soldaten, aus welchen größtentheils die französische Armee bestand, ist keine Lehre schlimmer als die bei einer Belagerung; nichts kann gefährlicher auf ihr Gemüth einwirken und sie zur Mißkenntniß ihrer Pflichten bei andern Gelegenheiten verleiten. Die Offiziere sollen ihre Leute in den Laufgräben verdeckt erhalten, und sie wegen persönlicher Gefahr und in ihrem Muthe eher beschränken als aneifern. Der Soldat bewacht den Flug der Projectilen, und sucht dagegen Schutz, indem er die Stelle verläßt oder sich bei der Explosion zur Erde niederwirft. Das was im offenen Felde für eine Handlung der Feigheit gelten würde, wird hier zur Pflicht. Nichts kann widersprechender seyn. Wenn Bomben in die Parallelen einfallen, verbietet man ihm gedrängt beisammen zu stehen, und sich selbst bloß zu geben, und bei einem Ausfalle verlangt man, daß er unter dem schärfsten Feuer hervorstürze und das bloße Blinzeln des Auges wird dann für Mangel an Muth angesehen. Wenn auch der Offizier und Veteran die Nothwendigkeit und diese Verschiedenheit begreifen mag, so können doch Rekruten, welchen einmal gesagt wird, daß es thöricht sey, sich persönlich der Gefahr auszusetzen, nicht verstehen, warum es bei einer andern Gelegenheit, und vielleicht auf demselben Fleck bei einem Zwischenraum von höchstens fünf Minuten entehrend ist, sich zu verbergen.

Der Zickzack nächst der Contregarde wurde längs der Brustwehr bis zum Ende der rechten Flanke auf 180 Yards von der Contrescarpe der Bastion Toledo und Fernando geführt. Zwei Verschanzungen, geblendet und mit Faschinen gedeckt, jede für 6 Wallgeschütze, um den bedeckten Weg von Toledo abzunehmen, und das Innere der Lünette zu durchbohren, wurden errichtet. Andere Einschnitte für einen oder mehrere Soldaten wurden angelegt, um den Wall und die Kurtine der Bastion zu beschießen. Die Belagerten hatten sie mit Sandsäcken bedeckt und unterhielten ein der Sappe sehr hinderliches Feuer aus Standbüchsen. Die ganze Aufmerksamkeit der Belagerer strebte dahin, die Sappe in der Richtung von Toledo vorzutreiben und die Lünette einzunehmen, ohne welche die weiteren Operationen nicht gefördert

werden konnten. Kurz der Angriff beschränkte sich nun zwischen dem bedeckten Weg der Contregarde und der Kapitale von St. Laurent. Um Mitternacht versuchten 100 Mann der Belagerten gegen die Verschanzung der Kapitale einen Ausfall, wurden aber bald zurückgetrieben. Diese schwachen und unwirksamen Versuche, welche mehr das Ansehen von Rekognoscirungstrupps, als von kühnen Ausfällen hatten, waren unbegreiflich. Sie dienten nur die Bedeckungstruppen in der größten Wachsamkeit zu erhalten. Ueber die neuen Haubitzen, sagt General Chassé in seinem Bericht vom 10 December: „Der Feind hat uns jetzt Geschütze neuer Erfindung, Pairhans genannt, entgegengestellt. Nichts kann ihrer Gewalt widerstehen, die große Zerstörung in den Gebäuden und Blendungen verursacht.“

Während des Tages brachen die Flammen wieder an manchen Punkten in der Citadelle hervor, und mit der Dämmerung braunte das große Proviantmagazin, obgleich sorgfältig geblendet, trotz der Anstrengungen der Besatzung völlig ab. Das bombenfeste Hospital hatten Kugeln durchlöchert, und die Kranken und Verwundeten wurden deßhalb mit Hülfe der Boote der Flotille nach der Tête de Flandre durch die überschwemmten Polders geführt. In der Nacht vom 5ten segelte das Geschwader unter Vizeadmiral Lewe stromaufwärts, legte sich in Schußweite des Forts la Perle vor Anker, und eröffnete sein Feuer gegen dieses Fort, St. Marie und die besetzten Ufer. Da aber dieser Angriff keinen besonderen Eindruck erzeugt hatte, und der Admiral durch eine Granate tödtlich verwundet worden war, so schwamm das Geschwader mit Anbruch der Nacht wieder gegen Fort Lillo herab; der Erfolg dieses Gefechts gab einen starken Beweis für den Nachtheil der Kriegsschiffe, wenn sie in einem schmalen Kanal, und bei schneller Ebbe und Fluth dem Feuer der Landbatterien und des Kleingewehrs ausgesetzt sind, besonders aber wenn die Artillerie einen reichlichen Gebrauch von Hohlkugeln machen kann, deren Wirkung auf den vollgestopften Verdecken nur höchst verderblich seyn kann. Das holländische Geschwader, beinahe 30 Segel stark, gut befehligt, und mit braven Seeleuten bemannt, konnte gegen 200 Kanonen in Linie stellen, und wurde nicht allein aufgehalten, sondern sogar zum Rückzuge, durch wenige in der Eile aufgeführte Geschütze gezwungen. Niemand bezweifelt die Geschicklichkeit und den Muth der holländischen Flotte; tapferere und bessere Mannschaft ist nicht zu finden, aber der Befehlshaber fühlte, daß er die Hälfte seiner Schiffe gewagt hätte, wollte er mit Gewalt den Durchgang erzwingen, und zog sich daher klüglich aus dem Feuer. Dieses ist bloß jenen zur Beachtung bemerkt, welche glauben, daß eine englische oder französische Flotte, um den Eingang der Schelde zu bewältigen, nur durchsegeln dürfte, und daß die Forts und Batterien, welche den Fluß von Vliessingen bis Batz bestreichen, augenblicklich zerstört werden könnten. Am 6ten zwang eine neu errichtete Batterie 24Pfdr. bei Burcht, und eine zweite vor Hoboken die Kanonenboote ihre Stellung zu verändern und sich neben der Tête de Flandre aufzustellen. Das Feuer der Belagerten verstärkte sich am Abend aus der geblendeten Mörserbatterie von Paciotto, aus der zurückgezogenen linken Flanke dieser Bastion und von den Kurtinen rechts und links derselben, wodurch die Arbeiter an der Sappe beträchtlich litten. Gegen St. Laurent wurde auf das thätigste mit der Sappe vorgerückt, die erste Traverse durchstochen, und die Arbeit fortgesetzt, um eine Deckung für den Zweig im Rücken zu bilden. Das helle Mondlicht war dem schnellen Fortschreiten der Annäherungen höchst ungünstig, doch wurde dieses zugleich in mancher Beziehung den Belagerern vortheilhaft. Es verhütete eine große Verwirrung in den Kommunikationen, setzte die Truppen in Stand sich unter dem Schutze der Hecken und des durchschnittenen Bodens zu bewegen, und Beobachtungen Nachts wie beim Tage anzustellen. Da kein Kopf sich über die dunkle Randlinie der hohen Wälle zeigen durfte, ohne scharf gesehen zu seyn, so hatten die Schützen und Artilleristen sichere Zielpunkte, und standen dabei im Schatten der niederen Brustwehren und Laufgräben verborgen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in der Mongolei.

(Fortsetzung.)

Station Iro, den 3 September.

An diesem Tage wurde das Gepäck auf das linke Ufer des Iro übergesetzt; der Vorstand der Mission lud seine chinesischen Begleiter Batcheschi und Boschcho zum Mittagsmahle ein, und sie ließen sich dießmal überreden. Sie versicherten in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, daß sie alle von ihnen abhängigen Maßregeln ergreifen würden, um unsere Mission während der Reise vor allen Ungelegenheiten zu schützen; inzwischen sandten sie zum Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnung dem Vorstande einen Hammel, das Geschenk eines Steppenbewohners. Die Beamten, welche von der chinesischen Regierung in Dienstgeschäften versandt werden, beziehen während ihrer Reise je nach ihrem Range gewisse Rationen; der Schatz gibt ihnen in solchen Fällen kein Geld, sondern legt den Einwohnern gewisse Verbindlichkeiten auf, welche von diesen bei der Reise solcher Gesandten in natura bezahlt werden. Die Herren Batcheschi und Boschcho erhielten als Ration zwei Hämmel täglich.

Station Kuitun, den 4 September.

An diesem Tage nahmen wir Abschied von der reizenden Gegend am Flusse Iro und von den treuherzigen dasigen Mongolen, welche, wie es schien, die Russen mit Bedauern abziehen sahen. Drei Werste von der Station hatten wir einen hohen Berg zu ersteigen, von dem wir nachher in eine breite, mit Hügeln besäete Ebene hinabstiegen. Hier erhoben sich auf beiden Seiten steile Felsen von Granit, auf denen wieder andere, noch mächtigere lagen, die man von fern für stolze Riesen ansehen konnte. Wir setzten unsere Reise fort, und kamen um drei Uhr Nachmittags an den Fluß Kuitun (der kalte), wo wir unser Nachtlager aufschlugen. Bei der Ankunft auf der Station machte der Vorstand der Mission mit einigen Mitgliedern derselben dem Batcheschi und Boschcho einen Besuch, und sie wurden von ihnen mit Thee und einem Mittagsmahl nach chinesischem Geschmack bewirthet. Der hiesige Dzankhin (Aufseher) empfing die Russen mit unverstellter Freude. Er hatte im Jahre 1819 die Mission begleitet, und konnte nicht ohne lebhaftes Vergnügen sich an seine ehemaligen Bekannten erinnern. Das exemplarische Betragen unserer Landsleute während ihrer Reise in der Mongolei hatte die Bewohner auf eine bemerkenswerthe Weise zu Gunsten der Russen gestimmt; früher hatte der Mongole sich von dem Russen wie von einem Feinde entfernt gehalten, jetzt behandelt er ihn wie einen Freund. Die uns begleitenden Mandschuren fanden hier eine minder günstige Aufnahme, wie die Russen, denn gegen den Stamm der Erstern als ihrer Besieger nähren die Mongolen einen erblichen Haß, der vom Vater auf den Sohn sich fortpflanzt; gegen uns aber als friedliche Nachbarn hegen sie ein freundschaftliches Zutrauen.

Station Urschuttu, den 5 September.

An diesem Tage kam der mongolische Damaia zu uns, der in seinem Choschun für einen geschickten Arzt gilt. Er besprach sich mit unserm

Arzt Herrn Kirileff über den Sitz einiger Krankheiten, und wunderte sich ausnehmend über die ausgebreiteten Kenntnisse dieses jungen Mannes. Als das Gespräch auf die Chirurgie fiel, zeigte der mongolische Aeskulap seine Instrumente, nämlich Lanzetten von verschiedener Art, Nadeln zum Durchstoßen der Geschwüre u. s. w. Um 9 Uhr Morgens machten wir uns auf den Weg nach dem Flusse Schara (der gelbe), welcher in den Kuitun fällt. Auf diesem Zuge begegneten wir mongolischen Pilgrimen, welche bei den benachbarten Nomadenlagern umherzogen und Almosen bettelten. Diese Bettler sind Lama's, welche ohne Zufluchtsort in ihrer eigenen Heimath von Jurte zu Jurte ziehen und nur von Almosen leben. Da sie durchaus keine Bildung besitzen, so können sie auch in ihren Dazanen von keinem Nutzen seyn. Wir zogen weiter fort an den Abhängen der an der Schara liegenden Berge, wo wir chinesische Hausirer sahen, welche an den Lagerplätzen der Mongolen herumziehen; gewöhnlich machen sie an dem Maimatschin *) von Urga ihre Einkäufe in kurzen Waaren und vertauschen sie hier gegen mongolische Geräthe, und noch mehr gegen verschiedene Arten Bilze, welche in bedeutender Menge in diesen Gegenden gesammelt werden. Auf dem linken Ufer der Schara, am Fuße des Berges, finden sich zwei kleine Tempel, deren Armseligkeit wahrscheinlich eine Folge der dürftigen Opfer der umliegenden Gemeinden ist. Innerhalb der Mauer eines Klosters stehen drei Jurten für Lama's, welche hieher zum Gebete kommen. In der Nähe lebt eine Tschabagantsa (Nonne), welche dieß Heiligthum der Schithemunianer hütet. Nachdem wir im Ganzen ungefähr 24 Werste gemacht, blieben wir bei dem Orte Nomtu oder Urschuktu.

Station Bain-Gol, den 6 September.

Wir verließen Urschuktu, zogen etwa 15 Werste vorwärts und blieben an dem linken Ufer des Bain-Gol. Der Weg führt auf einer abschüssigen, mit gutem Grase bedeckten Ebene hin. Hier sind im Thale die Jurten zerstreut, und die Einwohner sind offenbar wohlhabend, denn fettes Vieh zog in zahlreichen Heerden auf den Weiden herum, welche ihnen überflüssiges Futter lieferten.

Bain-Gol, den 7 September.

An diesem Tage hielten wir Rasttag. Unsere chinesischen Begleiter Balcheschi und Boschcho verlangten von dem Vorstand eine genaue Angabe über die Zahl der Leute, des Viehes und der Fuhrwerke. Sie hatten bisher sich nicht um genaue Angabe über die ihnen anvertraute Karawane bekümmert; so wie sie aber Urga sich näherten, trieb sie die Furcht vor ihrer Verantwortlichkeit, in diesem Punkte aufmerksamer zu seyn. Von dieser Zeit an wurden sie immer inquisitorischer, je weiter wir kamen.

Station Chara-Gol, den 8 September.

Am Morgen fiel Schnee. Das Reaumur'sche Thermometer zeigte 5° Kälte, mit Aufgang der Sonne aber wurde es wärmer. Um 8 Uhr brachen wir auf. Fünf Werste von Bain-Gol erstiegen wir den hohen Berg Temenge, von dessen nördlicher Seite ein Bach gleiches Namens herabfließt. Auf der Höhe des Berges stehen zwei große Obo's, auf denen weiße Chadaks und Pferdeschweife, die Opfergaben frommer Reisenden, flattern. Hier ist auch die Gränze zwischen den zwei Choschuns, Namtschil-Dortschi und Jeren-Dortschi, durch Steinhaufen bezeichnet. Jeden Choschun oder Fahne verwaltet ein Tzassak; bei ihm befinden sich einige Hülfsbeamte (Tussulaktschi's), welche über eine bestimmte Anzahl von Stationen die Jurisdiktion üben; bei jeder Station ist ein Aufseher (Djanthin), sein Gehülfe (Kundui) und vier gemeine Mongolen. In dem Gebiete der Gouverneurs von Urga erhalten diese Stationsbeamten einen Sold von neun Lan *) Silber und vier Hämmel jährlich; in den Gebieten des Tschassaktu-Khan, der Tschachors und an andern Orten, welche bei der Hauptstadt liegen, wird dieser Sold verdoppelt; denn in diesen Choschuns lasten auf den Stationsbeamten größere Verbindlichkeiten, wie z. B. die häufigen Durchreisen von Courieren und andern Beamten, welche aus Peking abgesendet werden. Als wir den Berg mit Mühe überstiegen hatten, zogen wir in das Thal von Temelhei hinab, aus welchem wir uns sodann östlich wandten und durch eine enge Schlucht fortzogen. Als wir einen zweiten Berg Schara-Kutul erstiegen hatten, zeigten sich vor uns auf der Nordseite finstere steile Felsen, deren Scheitel noch mit Schnee bedeckt waren. Von hier zogen wir bis zum Nachtlager auf abschüssigem Boden bis zum Chara-Gol hin. Kaum hatten wir die Station erreicht, als sich die Mongolen in Schaaren an unsern Jurten sammelten. Voller Neugierde gafften sie Alles mit Staunen und Verwunderung an. Hieher kamen auch einige Kranke, um von unserm Arzte Arzneimittel zu verlangen. Trotz der Gegenwart ihrer Lama-Doktoren gestanden die Mongolen offen, daß diese Letztern ihnen in Heilung der Krankheiten nur allzu wenig Hülfe leisteten. Merkwürdig war es unter Anderm zu sehen, wie Mongolinnen und junge Kinder auf Pferden unsern Lagerplatz umkreisten. Das Reiten ist hier die gewöhnlichste Sache von der Welt, denn Kinder, welche kaum die Füße bewegen können, machen sich schon mit der Kunst, ein Pferd zu lenken, bekannt. Das Pferd, der unzertrennliche Gefährte des Steppen-Mongolen, ist die wesentlichste Zubehör seines Hauswesens. In der Mongolei begegnet man sehr selten einem Fußgänger, denn selbst der Aermste besitzt gewiß irgend einen schlechten Klepper.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eigentlich Maimaitschin, was nicht, wie viele glauben, der Name der Stadt ist, welcher Kiachta gegenüber liegt, sondern das Wort bedeutet Handelsstadt, und kommt allen den großen Marktplätzen in der nördlichen Mongolei zu.

*) Der Lan ist etwa zwei Silberrubel oder nahe an 4 Gulden.

Vermischte Nachrichten.

In England kommen immer noch Ehescheidungen unter der Form von Verkäufen vor. Am 25 August kam ein ordentlich gekleideter Mann, Namens Georg Wearne, aus dem Dorfe Mylor in das sogenannte neue Wirthshaus nach Falmouth, um seine Frau zu verkaufen. Er bot sie für fünfzig Pfund aus, pries ihre vorzüglichen Eigenschaften und persönlichen Reize, erklärte, sie sey vollkommen geeignet, einen Mann glücklich und zufrieden zu machen, und gab als den einzigen Grund seiner Trennung von ihr an, daß er die Flasche mehr als die Gesellschaft einer Frau liebe. Der Käufer fand den Preis bei weitem zu hoch und bot fünf Schilling. Wearne war zwar über das niedrige Gebot etwas erstaunt, erklärte aber nach einigem Hin- und Herreden, er wünsche diesen Abend ein gutes Tröpfchen zu trinken und wolle seine Frau für 10 Schillinge verkaufen. Der Kauf wurde sogleich geschlossen, der Käufer zahlte die Summe, Wearne trennte sich von der Theilnehmerin seiner Leiden und Freuden, traktirte den Käufer noch mit einem guten Tröpfchen, und wünschte ihm und seinem Kauf ein langes und glückliches Leben.

*

In England ist während der letzten Parlamentssession eine Akte erschienen, der zufolge alle streitigen Zehentansprüche binnen 10 Tagen gerichtlich anhängig gemacht werden müssen. Seitdem sind eine ungeheure Menge Zehentprozesse, in dem Kirchspiel Guiseley in der Grafschaft York z. B. allein 2 bis 500, anhängig gemacht worden, und die Zehentansprüche sind zum Theil ganz unerhörter Art. Von vielen armen Familien, die kaum sich selbst ernähren können und eine Kuh halten, wurden 5 Schillinge abgefordert, anstatt des Milchzehentens. Andere Personen, welche Land besaßen, das seit undenklichen Zeiten zehentfrei war, weil dasselbe zu aufgelösten Klöstern gehört hatte, wurden gleichfalls gerichtlich belangt. Vorstellungen waren vergebens. Der Dekan und das Kapitel ließen sich nicht herab, ihre Rechtsansprüche zu beweisen, sondern verlangten mit der ganzen Anmaßung einer reichen Hierarchie, daß der Beweis der Zehentfreiheit geführt werden solle. Der Leeds Mercury setzt sarkastisch hinzu: Diese kirchlichen Korporationen thun wohl ihr Haus in Ordnung zu bringen; denn der Besen, den sie so geschäftig zusammenbinden, werde sicher ihre Nester und die darin nistenden Fledermäuse hinwegfegen.

*

Während der letzten drei Jahre bemerkte man in England eine allmähliche Abnahme des Gebrauchs geistiger Getränke, was man größtentheils dem Einfluß der Mäßigkeitsgesellschaften und der steigenden Bildung unter den niedern Klassen des Volks zuschreibt, welche allmählich erkennen, daß sie sich mit ihrem Gelde ein gesünderes Getränke anschaffen können. In Schottland betrug der Minderverbrauch des vergangenen Jahres im Vergleiche mit dem vorhergehenden Jahre 859,174 Gallons, also über $\frac{1}{3}$ Gallon auf den Kopf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 273. 30 September 1833.

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Die holländische Artillerie, welche während der Belagerung den unerschütterlichsten Muth und die rastloseste Thätigkeit mit einer nicht übertroffenen praktischen Uebung bewährte, fing nun an das Vertikal-Feuer (Senkschuß) zu gebrauchen. Die Wallspitze in der Kehle von St. Laurent war durch das Feuer von Montebello zu einer Sturmlücke geöffnet worden, und der Sturm für den Abend war bereits beschlossen, doch bei näherer Untersuchung der zahlreichen Wolfslöcher und des noch wirksamen Vertheidigungsstandes des Werks wurde das Vorhaben wieder aufgegeben. Weil die Zeit nicht drängte, würde es nutzlos und unmenschlich gewesen seyn, werthvolle Leben zu opfern, um etwas früher durch Gewalt zu erlangen, was unfehlbar später durch die Kunst fallen mußte; auch waren die französischen Ingenieurs nicht betrübt, den Uebergang über einen nassen Graben, eine seltene Gelegenheit in Belagerungen, ausführen zu dürfen. Unter den bestehenden Umständen war diese kluge Enthaltsamkeit höchst preiswürdig, doch in rein militärischer Beziehung ist es nöthig zu bemerken, daß keine besondere Kühnheit bei dem Angriff dieses unbedeutenden Außenwerks entwickelt wurde. Mit dem Verlust von 100 oder 150 Mann wäre St. Laurent durch Leiter-Ersteigung genommen worden, sobald der Waffenplatz, seinem Vorsprung gegenüber, und der Laufgraben zur Linken vollendet war; um so leichter, als der verdeckte Weg des Ravelins zu dieser Zeit weder vertheidigt noch pallisadirt war, und die in Holz aufgeführte Caponniere sehr schwach war, und daher geringen Widerstand leisten konnte. Es hat sich bestätigt, daß von 31,000 Hohlkugeln, welche gegen die Citadelle geschleudert wurden, der achte Theil das Ziel überflog. Genug jedoch fielen innerhalb der Wälle nieder, um diese Bomben-Bewerfung ohne Beispiel in ihrer Dauer und Wirkung zu machen. Keine Sprache vermag die angerichtete Zerstörung zu beschreiben. Es beweist, daß wenn auch die Besatzung keine außerordentliche Thätigkeit oder Kunst in ihrer Vertheidigung entfaltete, der Grad der Geduld, Resignation und Kraft, welche sie an den Tag legte, unbestreitbar von den best disciplinirten und ältesten Soldaten nicht übertroffen werden kann. Nach Maßgabe, als die offensiven Arbeiten der Festung näher rückten, erhöhte sich auch das Interesse durch die Art des Angriffs und der Vertheidigung. Viel indessen mangelte in der letzteren, um ihr den Charakter der Energie und vorgreifenden Wachsamkeit zu verleihen, der mit der Reputation des Gouverneurs, der Stärke seiner Besatzung, und den überreichlichen, ihm zur Verfügung gestellten Mitteln übereinstimmte. Durchaus zeigte sich eine Säumniß, eine Langsamkeit, ein Mangel jener Kühnheit, die den Gegner ermüdet, und jener Vereinigung von Wissenschaft und Kraft, welche das Kriterion einer wohlgeordneten nachdrücklichen Vertheidigung ist. Während der ganzen Belagerung wurde keine Aufsehen erregende That ausgeführt. Wenn man auch über das schlaffe Feuer der ersten vier Tage, wo die Stellung der unvollendeten Batterien hinreichend gekannt war, hinweggeht, und wobei keine Ausfälle, keine falschen Allarmirungen gemacht wurden, so bleibt es immer befremdend, daß der bedeckte Weg weder pallisadirt, noch mit Stücken besetzt war, daß keine Gegenarbeiten von den Ingenieurs gemacht wurden, welche vorher die unvermeidlichen Folgen der vorrückenden Annäherungen auf bestimmte gegebene Punkte kennen mußten, daß keine Gegenminen von St. Laurent, oder vom bedeckten Weg und Glacis des Ravelins oder der Bastion Toledo geführt wurden, obgleich der Angriff auf diesen Seiten klar bezeichnet, und die Konstruktion der Kontre- und Bresche-Batterien so offen sich entwickelte, als wenn sie schon voraus abgesteckt gewesen wären. Eine zahlreiche, zu zahlreiche Besatzung wurde müßig in den Kasematten zurückgehalten, während sie entweder um die Belagerer abzumatten, oder den Gang der Belagerung zu verzögern, verwendet werden konnte. Auf der andern Seite ist es gerecht zu bemerken, daß der Angriff in vielen Stücken den Charakter der Vertheidigung theilte. Gibt man auch die unübertroffene Gewandtheit der Ingenieure, die Schönheit und Festigkeit der Hauptparallelen zu, so geschah doch außer der glänzenden Geschütz-Einführung in die Batterien 7 und 8, und der Einnahme von St. Laurent, das übrigens keinen Widerstand dabei leistete, nicht eine Operation, welche an die kühnen den Franzosen in früheren Kriegen so vertrauten Unternehmungen erinnern.

Die erzählten Ereignisse sind hier aus dem rein militärischen, nicht aus dem politischen Gesichtspunkte beurtheilt. Unbekümmert um die diplomatischen Beweggründe halten jene sich bloß an die Thaten und Wirkungen, und die Operationen sind daher nicht geschildert, wie sie sich in Folge politischer

Zwecke darstellten, sondern wie sie sich für die Blätter einer Kriegsgeschichte eignen. Die Brunnen der Citadelle waren durch das Einstürzen des Ablaufs von dem Sumpfboden verdorben, und nur durch Beimischung von Weinessig und anderen Reinigungsmitteln trinkbar, und dieser Nachtheil bewies nebst den übrigen mannichfaltigen Unbequemlichkeiten abermals die Ausdauer der Soldaten. Am 7ten schlug eine Granate in das Laboratorium, und entzündete die dort geladenen Bomben so wie andere brennbare Körper. Dieses wurde ein Gegenstand großer Besorgniß für den Gouverneur und seine Offiziere, da sie die bedeutendsten Schutzpunkte mit Zerstörung bedroht sahen, ohne Mittel zu besitzen diesem zu entgehen. Manche Stellen im Berichte des Generals Chassé deuten nicht allein diese Leiden an, sondern auch den traurigen moralischen Eindruck dieser Zertrümmerungsscenen auf die Besatzung, und bestätigen, wie unumgänglich nöthig luftige, ausgedehnte und bombenfeste Räume sind. Es erfordert keinen großen Scharfsinn, aus den Briefen des Generals zu ersehen, daß die geistige Energie der Besatzung durch die Unsicherheit ihrer Lage geschwächt war, und gewiß ist es nicht zu verwundern, daß diese Männer ohne Ruhe, ohne hinlängliche Mittel zum Kochen, bei dem verlornen Zutrauen an die Festigkeit ihrer Schutzorte, während sie Tag und Nacht durch den Einsturz der Gebäude geängstigt wurden, und zwischen Thüren, unsichern Blendungen, in Kellern, dumpfen Kasematten und verdorbenen Kommunikationen zusammengeschaart waren, dabei größtentheils unthätig bleiben mußten, auch verzagt wurden, und keineswegs in der Verfassung waren, kräftige Ausfälle oder andere kühne Thaten zu unternehmen. Diese Bemerkungen treffen indessen die Artillerie nicht, welche, stets beschäftigt, und dem feindlichen Feuer bloßgestellt, ihren Muth und ihre Seelenkraft nicht verläugnete.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Die Vegetation nimmt zu, je weiter man den Fluß aufwärts kommt; die Akazien und Tamarisken sind noch immer die am häufigsten vorkommenden Bäume. Der Sab=Sab (Sesbania punctata) ist hier selten; weiterhin sind jedoch die Ufer fast ausschließlich damit besetzt. Dieser schöne Strauch erreicht eine Höhe von acht bis zehn Fuß, sein Wipfel ist dicht belaubt, und seine schönen gelben und schwarz punktirten Blüthen stehen in gipfelständigen Trauben beisammen.

Eine neue, sehr merkwürdige Gattung Polygonum umgränzt an mehreren Stellen nebst der Sesbania das Bett des Senegal; sie zeichnet sich besonders durch lange, röhrenförmige, gegliederte und cylindrische Stengel, so wie durch eine Menge Büschel von weißlichen Querfäserchen an jeder Knotenweite aus.

Mehrere Gattungen von Enten, der gehaubte Kranich, der Ibis, die Löffelgans, der Flamingo und andere Sumpfvögel finden sich häufig hier ein. Bei Nacht wird man durch das unausgesetzte Brüllen der Löwen, das Geheul der Hyänen, das katzenartige Geschrei der Panther, das Kläffen der Schakals, das Grunzen der Schweine, das klägliche, weinerliche Geschrei der Krokodile, und endlich durch das unaufhörliche Quaken der Enten im Schlafe gestört. Die zahllosen Gattungen und Arten von Fischen verursachen ebenfalls durch ihre unausgesetzte Bewegung im Wasser ein den Ohren des Reisenden lästiges Rauschen und Plätschern; und fügt man hiezu noch das dumpfe Geschrei der Eulen, so kann man sich einen Begriff von den mannichfaltigen Tönen machen, von denen die Luft in den finstern Nächten Senegambiens in der Nähe des Senegal bewegt wird.

Die Strecken Salzbodens von verschiedener Größe, die hie und da mitten in den weiten grünen Ebenen, von denen der Fluß umgeben ist, zerstreut liegen, sind oft mit Salvadora=, Tamarisken= und Salsolabüschen bedeckt oder vielmehr eingezäunt. Diese merkwürdigen Pflanzen bezeichnen dem Reisenden die Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie wuchern, denn bekanntlich kommen sie nur da fort, wo es Salz im Ueberfluß gibt.

Die längs dem rechten Ufer des Flusses in weiter Ferne sich verlierenden Sanddünen nehmen sich von Weitem recht gut aus, und die Linie, die sie beschreiben, scheint nur vom Horizont begränzt zu seyn. Man könnte vermuthen, daß sie nur deßhalb da seyen, damit die jährlichen Ueberschwemmungen, denen das Land ausgesetzt ist, nicht zu weit um sich greifen. Die unermeßlichen Ebenen, zwischen den Dünen und dem Fluß gegen die Sahara hin, sind unbewohnt, werden aber von den Mauren der Wüste, jedoch nur während der trocknen Jahreszeit durchzogen, weil sie in der Regel zur Regenzeit und zur Zeit des periodischen Austretens des Senegal mit Wasser bedeckt sind.

Nachdem wir das Sumpfwasser der Maringuins *) hinter uns hatten, wurde der Nordwind, der seit unserer Abfahrt von St. Louis uns fortwährend entgegen gewesen war, auf einmal günstig; die Strömung änderte ihren Lauf an dieser Stelle beiläufig von Norden nach Ostnordost, und wir wurden mit Einem Windstoß und mit großer Schnelligkeit an mehrern Dörfern, Eskal de Darmankur, der Niederlassung Faf vorüber, die an den beiden Ufern des Flusses liegen, nach Richard=Tol geführt.

Vom Sumpfwasser der Maringuins an sind die Ufer des Senegal stärker bewaldet als unterhalb dieses Punktes; sie werden hier von nicht eben hohen, aber dichten Gruppen von Acacia arabica, Adansonii und Sesbania punctata gar anmuthig beschattet, die den Krokodilen, von denen der Fluß wimmelt, eine sichere Zuflucht gewähren. Einige Fächerpalmen von bedeutender Höhe machen sich in einiger Entfernung gegen Nordost durch ihre gleichsam in der Luft schwebenden Blätterkronen bemerkbar, denn den geringelten Stamm, auf dem sie ruhen, kann man vom Fluß aus kaum unterscheiden.

Auf der steilen Seite des Ufers und den höher gelegenen Punkten sieht man Zizyphus orthacantha, Zizyphus baclei, Bauhinia reticulata und Tamarisken in großen Gebüschen bei=

*) Ein kleiner Arm des Senegal, wo die Laptats (Kanotführer) von St. Louis, den Europäern, die zum ersten Mal den Fluß hinauf fahren, die Taufe bezahlen lassen.

sammen, in denen unzählbare Kitten von Perl- und Rebhühnern Zuflucht suchen; auch stößt man hier häufig auf den ungeheuern äthiopischen Eber, der den Boden allenthalben nach Wurzeln aller Art, besonders aber nach den der hier sehr häufig wachsenden Nymphäa aufwühlt.

Der Ghuiessig der Eingebornen, oder das bekannte Krokodil des Nigers, ist hier nicht minder häufig als eine andere von ihnen Maisch-Medo genannte Gattung des nämlichen Thieres. Bei Annäherung eines Schiffs gleiten diese Amphibien gemächlich ins Wasser und entziehen sich so dem Blicke des Reisenden. Am rechten Ufer des Flusses, nicht weit von der Niederlassung Richard-Tol, stieß ich auf eine ungeheure Boa, die eben einen noch lebenden, von den Negern Leck genannten Hasen mit den Windungen ihres Körpers umschlungen hielt. Das kleine Thier marterte sich vergebens ab, den Riesenringen, die es umklammert hielten, zu entschlüpfen; die ungeheure Schlange hatte sich unter der rechten Schulter des Hasen eingebissen und trank sein Blut in langen Zügen. In dieser seltsamen Stellung schoß ich nach ihr und traf sie so gut, daß sie augenblicklich todt blieb. Der Hase war durch einen wunderbaren Zufall von den Schroten durchaus nicht verletzt worden, starb aber einige Augenblicke später an den Folgen der Verblutung. Wir bereiteten uns ein köstliches Mahl aus ihm, und die Laptats ein noch besseres aus der Schlange, die groß genug war, um sie alle zu sättigen. Ich kostete von dem letztern Gerichte, das einen herrlichen Duft verbreitete, und fand es köstlich; die amerikanische Boa, von der ich früher öfter gegessen hatte, hatte ich minder schmackhaft gefunden.

Am 20 April kamen wir endlich von Beschwerden erschöpft und von Lebensmitteln aller Art entblößt, nach Richard-Tol. Zu dieser Ueberfahrt von höchstens 40 Stunden hatten wir neun Tage gebraucht, während deren wir in einem engen Fahrzeug, in dem Alles in vollkommener Unordnung durcheinander lag, wo die ekelhafteste Unreinlichkeit herrschte, und wo wir zu allem Ueberfluß von Tausenden von Kakerlaken gepeinigt wurden, eine Hitze von 30 bis 33° R. auszustehen hatten. Die neun Tage, die wir auf dieser Fahrt zubrachten, möchten hinreichen, einen Jeden von dem Gedanken, den Fluß aufwärts zu befahren, abzuschrecken; will man sich ferner nicht der Gefahr aussetzen, unterwegs am Nothwendigsten Mangel zu leiden, so ist man genöthigt, sich vor der Einschiffung eben so mit Geräthe und Lebensmitteln zu versehen, als wollte man nach den Inseln des Grünen Kaps oder den Antillen unter Segel gehen; oft genug trifft es sich, daß man erst nach 14 Tagen in Richard-Tol ankommt. Diese Fahrt wird übrigens nur dann schwierig, wenn der Fluß ausgetreten ist, der Nordwind regelmäßig weht und die Strömung reißend ist. Diese beiden Umstände treten gewöhnlich erst mit Ende Septembers ein und halten bis in die erstern Tage des darauf folgenden Januars an. Die Reise, von der hier die Rede ist, fand vor dieser Zeit statt, und dennoch hatten wir sehr heftige Nordwinde.

(Fortsetzung folgt.)

Der türkische Garten und die elysäischen Felder.

Paris hat diesen Sommer eine neue Art von Vergnügungen erhalten, die in Deutschland längst bekannt sind und zum nationalen Genusse gehören: die Musikabende im Freien. Leider ist es keine deutsche Musik und wird es wohl nie werden, der musikalische Instinkt, das Gefühl der Harmonie ist der französischen Musik nicht wie der deutschen angeboren. Diese Abendkoncerte haben an zwei verschiedenen Plätzen statt, in den elysäischen Feldern und im türkischen Garten auf dem Boulevard du Temple. Seit längerer Zeit war dieser Jardin turc, trotz seiner Vergoldungen, Pagoden, Kiosken und Schnörkel verlassen wie das Grab, langweilig wie der Marais, an den er gränzt, und die Hunderttausende von Franken, welche seine Einrichtung gekostet haben mag, waren in der Rente al pari mit dem miguelistischen Anleben. Nichts ist magischer in Paris als die Neuheit, nichts ist unvermeidlicher als die Nachahmung; in diesen beiden Thätigkeiten treibt sich die pariser Bevölkerung: die eine hebt unaufhörlich die andere auf. Von den Koncerten in den elysäischen Feldern sogleich. Als das Publikum Gefallen daran fand und alle Blätter von ihrem Lob überflossen, gerieth der Eigenthümer des Jardin turc auf die Idee, seinem kranken Islamismus durch ein Konterfey der elysäischen Felder aufzuhelfen. Der Jardin turc wird auch seine Koncerte haben, er wird seine Laubgänge, seine Kiosken, seine Pagoden, seine Halbmonde, seine gemalten Zimmerdecken und die tausendfachen Thier- und Menschengestalten mit einer doppelten Zahl farbiger Lichter beleuchten, er wird nach dem Muster der elysäischen Felder ein neues Orchester in Form eines achteckigen Tempels bauen und einen Musikdirigenten mit einem langen Titel und einer Virtuosität taliter qualiter hineinstellen, der den gewöhnlichen und bekannten Meistern, Rossini, Auber u. s. w. durch sein eigenes Talent einen größern Schwung verleiht; ist Dieß geschehen, so wird der industriöse Unternehmer für eine wohlkonditionirte Anzeige in irgend einem der gelesensten Tageblätter Sorge tragen; nichts übersteigt die Pracht seiner Anstalt, und der Sitz der Götter ist eine Wüste in Vergleich mit dem geschmackvollen und ausgezeichnet zierlichen Vergnügungsort des Jardin turc. Der Journalist ist nicht karg mit seinen Redensarten, er weiß warum und hat nichts zu verantworten, der Besteller liebt auch eher das Uebertriebene, als die vielleicht kalte Wahrheit; er kennt die Natur seiner Gäste und beeilt sich von dem ephemeren Eindruck der Anzeige den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Auf diese Weise entsteht dann eine öffentliche Bekanntmachung, in welcher man unter andern überfluthenden Süßigkeiten Folgendes liest:

„Am Eingange des Gartens erhellt eine farbige Beleuchtung bald in Gestalt von Garben, bald in jener des Taxus mit sanftem Lichte die Menge der Spaziergänger, welche sich herandrängen, um dieses Schauspiel zu genießen. Im Innern des Gartens außerhalb des ausgezackten Portikus läßt ein breiter, wohl und fein ausgesandeter Weg, der mit Rasen und Blumenbeeten umgeben ist, den Blick auf grünen Büschen umherschweifen bis zu der Galerie im Hintergrunde, welche ganz durchsichtig von Spiegeln und mit farbigem Fensterglase bemalt ist; von einer beleuchteten Terrasse übersieht man den Boulevard, welcher das Leben, das in lauten Tönen aus diesem Mittelpunkte von Vergnügen entschlüpft, empfängt und wiedergibt. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein achteckiger Pavillon, wohl in Verhältniß mit der maurischen Bauart des Kaffeehauses, hoch genug, um einen freien Durchgang unter seinem Boden zu belassen, zierlich und buntfarbig, von einem weiten Dome bedeckt, der als runder Reflektor bestimmt ist, die Töne des Orchesters, welches unter ihm wohnen soll, zurückzugeben. Im Sommer wird er offen und von zwei Eingangs- und zwei Ausgangsthüren durchschnitten seyn, im Winter aber wird er sich mit schönen Rahmen und Einfassungen, gleichfalls mit farbigem Fensterglase schmücken, und einen Saal für Bälle oder Erfrischungen abgeben, ähnlich einem arabischen Zelte oder jenen Moscheen, deren Muster uns Grenada und Cordova aufbewahrt haben.

„Von diesem musikalischen Mittelpunkte rauschen die Töne eines zusammenwirkenden Orchesters, welches nur schweigt, um die Harmonie eines andern Orchesters hören zu lassen. Einige unserer alten Nationallieder, gleichsam um diesen Festen einen ganz französischen Charakter zu verleihen, mischen sich unter die neuern Partituren, welche bald leicht, bald großartig, zierlich oder ernst sich in Kontretänzen zerstücken, in

Galoppen dahin brausen, in Variationen glänzen, oder in majestätischen Ouverturen ausdehnen.

„Und unter den nahe gelegenen Laubgängen, duftend von Wohlgerüchen, kann der indolente Städter, dem auf den Wink frische und vorzügliche Getränke zu Gebot stehen, das Ohr von so mannichfaltiger Melodie geschmeichelt, ohne besondere Vermehrung der Ausgaben seines Budgets, sich nach der Ferne in das Land des Propheten versetzt glauben. Er träumt vom Bosporus und Propontis, vom schwarzen Meere, von grünen Inseln, von vergoldeten Minarets und Bajaderen, er wählt zwischen dem Ganges und dem Euphrat, zwischen dem lauen Asien und dem brennenden Syrien; selbst die Pyramiden und die langen Karawanen, sodann die schönen Gewässer des Tigris mit den besternten Nächten von Bagdad sind seinen Ideen unterthan. Er hat unter seiner Botmäßigkeit Asien und Afrika nach Paris versetzt, kurz den ganzen Orient zwischen dem Obelisken von Luxor und dem türkischen Garten!"

Und wenn dann der spekulirende Aristipp, froh über den neuen Fund, nach dem türkischen Garten eilt, wo ihm alle Freuden des Orients lachen, und wahrscheinlich die Houris von Mohammed selbst den Mokka reichen, so trifft er mancherlei, wovon er vorher nichts ahnete, wovon ihm auch der Verfasser des angeführten Artikels aus bewegenden Gründen nichts gesagt hat; er trifft mancherlei ganz anders, viel anders als es ihm beschrieben ward, und Manches des Beschriebenen findet er gar nicht. Er trifft die Veranlassung, über die Kunst aus Nichts ein großes Ding zu machen, reichlich nachzudenken, diesen Stoff hat ihm der Journalist durch seinen schönen Aufsatz geliefert, und in diesem Nachdenken steht es ihm frei, sich noch viel weiter zu versetzen, und ganz andere Räume zu überschreiten, als ihm in dem Loblied des Jardin turc angewiesen waren. Wenn er endlich in diesen Garten eintritt, so gewahrt er allerdings ein Kaffeehaus, welches ein buntscheckiges Gemisch von Orient und Occident, von Türkei und Frankreich, Arabesken und Flitter, im Ganzen übrigens einen originellen Anblick von Neuheit und Pracht darbietet. An einige kleine Nebenumstände, wie modern französisches Geräth und Geschirr, darf man sich nicht stoßen. Der Saal des Kaffeehauses und der bedeckte Gang davor sind das schönste der Anstalt. Aus diesem Gange sieht man in einen Garten, der in durchaus regelloser Form wahrscheinlich auch den maurischen Styl nachahmen soll. Die ganze Fläche mag ungefähr einen halben Morgen betragen, sehr viel als Handelsgegenstand in Paris, sehr wenig um einen Lustgarten zu bilden. Gegen die Boulevards hin ist der Grund erhoben, und bildet eine Terrasse, von welcher man auf die belebte Straße sieht; dieß ist der angenehmste Sitz im Freien. Im Hintergrunde sind mehrere Räume, theils Galerien, theils Tempelchen, welche durch ihre Beleuchtung das Gemisch des Anblickes erhöhen; diese verschiedenen Theile neben und hinten sind erhöht und nehmen den größern Theil des Raumes weg; endlich bleibt noch in der Mitte ein Platz, in welchem der Tempel, Pavillon oder das Haus für das Orchester angebracht ist. Sie sehen, Mehreres ist ganz anders, als uns der gefällige Feuilletonist der Zeitung versprochen; besonders konnte ich von der fern hinschweifenden Aussicht von dem vordern Wege her nichts wahrnehmen; ohne Zweifel ist mein kurzes Gesicht schuld daran. Allein auch meine Ohren waren nicht mit dem Abend zufrieden; wo sind die majestätischen Töne der großen Partituren, wo die glänzenden Variationen, wo die sich dehnenden Ouverturen? Vergebliches Hoffen! Ich vernahm eine Musik, deren Hauptinstrumente die große Trommel, die Trompete und die Klarinette in schnarrendster Vollkommenheit waren. Die gespielten Stücke bestanden aus Kontretänzen, Quadrillen, Galopp und militärischen Märschen, sämmtlich höchst mittelmäßig zugerichtet. Ich weiß nicht, welches eigene Verhängniß dieser Musik anklebt, es ist weder Seele noch Harmonie darin, die gewöhnlichste Bande unserer herumziehenden Prager sind Virtuosen dagegen, das gewöhnlichste Lied unserer Handwerksburschen ist Vollkommenheit daneben; auch habe ich nie einen französischen Handwerker gehört, der singen konnte. Nichts ist unterhaltender, als die Wichtigkeit, mit welcher der Direktor dieser Musik die großen Formen und die Gravität eines Dirigenten in dem Conservatoire oder in der großen Oper nachäfft, um einige trübselige Stücke seiner eigenen Komposition aufzuführen, die alle ohne Anfang sind, keine Mitte haben und das Ende nicht finden können. So wie es mir oft in den Vaudevilles gegangen, daß ich über dem ewigen Einerlei der Melodien und der damit dennoch verknüpften Verwirrung und Vermischung ganz irre daran wurde, ob ich in diesem oder jenem Stücke sey, so auch war es mir hier in diesem göttlichen Jardin turc vor dieser himmlischen Musik. Ein unverschämter Diebstahl aus allen denkbaren Ouverturen, Symphonien und Arien kreuzweise vermengt und gehörig mit Trommel und Trompete begleitet — dieß sind die graciösen Kompositionen des Herrn Direktors der Musik im Jardin turc. Im Vaudeville ist dergleichen erlaubt, es ist sogar sein Charakter, und Niemand erwartet etwas Anderes; allein im türkischen Garten ist es, was ich so eben genannt habe. Es gibt dafür nur Eine Entschuldigung, das ist, daß die Musik hier überhaupt nicht auf ihrem klassischen Boden lebt, und daß die Leute wahrscheinlich bessere Produkte gäben, wenn sie könnten. Damit will ich mich trösten, und mich von Neuem erinnern, daß es nur drei Orte hier gibt, an welchen man dem musikalischen Sinne nicht vergeblich einen genußreichen Abend verspricht: das Conservatoire, der Inbegriff der Vollkommenheit, die große Oper und die italienische Oper. Am Ende ist es nichts als Gerechtigkeit: Paris kann nicht im Besitz aller Vorzüge seyn, und wenn gleich unser oft erwähnter Lobredner über diese Invasion der Musik und die herrliche Erfindung der offenen Koncerte jubelt, „deren ähnliche man selbst in dem harmonischen Deutschland nicht kenne," so wird doch Frankreich in Deutschland, Paris in Wien noch lange, sehr lange einen unerreichbaren Meister haben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Kurator der russischen Universität Kasan, Mussin-Puschkin, hatte im Jahre 1827 die Aufmerksamkeit des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts darauf gerichtet, wie nothwendig und nützlich das Studium der mongolischen Sprache seyn würde, sowohl wegen der politischen und Handelsverbindungen mit den Völkern, welche diese Sprache reden, als wegen der wissenschaftlichen Nachforschungen über die lamaische Religion und die Geschichte Ostasiens, namentlich im Mittelalter. Auf dieses hin wurde der Kurator ermächtigt, zwei Studenten nach Irkutsk zu senden. Diese, mit Namen Kowalewsky und Popoff, blieben 5 Jahre theils zu Irkutsk, theils zu Kiachta und unter den Buräten jenseits des Baikals; der Erstere begleitete auch die russische Mission nach Peking, und der Letztere ging nach Urga, der Hauptstadt der nördlichen Mongolei. Beide machten große Fortschritte, und wurden nach ihrer Rückkehr von einem Mitgliede der Akademie, Herrn Schmidt, geprüft und fähig befunden, als Professoren dieser Sprache aufzutreten. Sie wurden auch ohne Verzug dazu ernannt, und dieß ist die erste Professur der mongolischen Sprache in Europa. Die Druckerei der Universität Kasan kaufte von der Akademie der Wissenschaften die mongolischen Lettern, um die Elementarbücher drucken zu lassen.

•

Obrist Hodges erzählt in seiner Geschichte der Expedition nach Portugal folgendes lächerliche Ereigniß: „Die miguelistischen Agenten waren seit einiger Zeit Tag und Nacht, mit Konstabeln und Verhaftsbefehlen wohl versehen, auf den Beinen, um die Offiziere, welche zu Wapping, Deptford und andern Orten in der Nähe der Themse mit Einschiffung der Truppen beschäftigt waren, zu verhaften. *) Durch die Intriguen der Gegner sowohl, als durch die besondern vorwaltenden Umstände war ich genöthigt, selbst zur List meine Zuflucht zu nehmen, und gewann einen Spion der Gegenpartei, dessen Ehrlichkeit keinen Anstoß daran fand, beiden Parteien zu dienen, und der uns bis zum Ende treu und ergeben blieb. Dieser Mensch hatte gute Zeit, so lange die Expedition in London vorbereitet wurde, denn er erhielt von den Miguelisten 10 Schilling täglich und 15 von den Konstitutionellen. Er war früher im Sold der londoner Polizei gewesen, und hatte seitdem als Mouchard in Paris figurirt."

*) Das Gesetz gegen die Anwerbung für auswärtigen Dienst wurde natürlicherweise von den Ministern je nach ihrer Konvenienz streng oder lässig in Ausführung gebracht; es stand aber Jedem frei, Leute, welche Soldaten für fremden Dienst anwarben, in Gemäßheit dieser Akte zu verhaften und vor Gericht zu stellen, wenn man sie nämlich auf der That ertappen konnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 274. 1 October 1833.

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Der Zustand der Citadelle bereits in diesem Stadium der Belagerung war der Art, um die Nerven des ältesten Soldaten zu erschüttern, und die Erfahrung lehrt, daß sobald Entmuthigung in die Herzen der Kämpfenden einschleicht, die Ansteckung so schnell und deren Wirkungen so verderblich sind, daß jedes Beispiel und jeder Beweisgrund der Offiziere unnütz wird. Es gibt keine herbere Prüfung für den Soldaten, als den, unthätig in starkem Geschützfeuer zu verweilen, oder ihn eine geraume Zeit hindurch zum müßigen Zuschauer der Zerstörung der zu seinem Schirm errichteten Wälle zu machen, unter deren Einsturz er aufgefordert wird, nicht die Stärke seiner Waffen, wohl aber seines Gemüths darzuthun. Die hohe Bedeutung räumlicher und undurchdringlicher Kasematten wird jeden Tag fühlbarer; nach den gemachten Fortschritten im Geschützwesen ist die Zeit nicht mehr fern, daß die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung sich auf einen Kampf zwischen Bomben und bombenfesten Bauten beschränken wird; der Versuch mit dem Mörser-Ungeheuer, durch Obrist Paixhans entstanden, und zu Lüttich gegossen, ist ein erstaunlicher Schritt in der Wissenschaft und Anwendung der Projektile. Der Durchmesser der bisher bei Belagerungen gebräuchlichen Waffen ist mit einmal verdoppelt worden, und es soll später an der geeigneten Stelle über diesen Gegenstand Näheres gesagt werden.

Das wohlgezielte und lebhafte Feuer der Belagerten im Verein mit dem hellen Mondscheine hinderten das Vorrücken der Sappe gegen St. Laurent. Schanzkorb nach Schanzkorb wurde zerschmettert, die Arbeiter waren gezwungen, sich über die gewöhnliche Tiefe einzugraben, und oft sogar auszusetzen. Vorbereitungen wurden übrigens zu einem geblendeten Absteigen in den Graben gemacht. Der in der vergangenen Nacht begonnene Zweig nach dem einwärtsgehenden Waffenplatz der Lünette wurde fortgeführt, und ein neuer angefangen, um die Verschanzung zunächst der zweiten Traverse damit zu verbinden. In dem Tagebuch des Generals Haxo ist bemerkt, daß nun zum Erstenmal seit Eröffnung der Laufgräben die anbefohlenen Arbeiten in der vorgeschriebenen Zeit wegen des gewaltigen Feuers und der Schwierigkeiten des Bodens nicht vollendet werden konnten. Zwei kleine Ausfälle um 8 und 11 Uhr Nachts aus dem Ravelin wurden zurückgeworfen, verzögerten indessen die Arbeiten, zwangen die Sappeurs zu größerer Vorsicht, und gaben ein Beispiel, was sie, wenn mit größerer Kraft und öfters wiederholt, hätten wirken können.

In der Stadt hatte sich allmählich Vertrauen wieder eingefunden, Geschäfte wurden wieder gemacht, die Kaufläden geöffnet, und der Markt mit Allem reichlich versehen. Haufen von Fremden füllten die Gasthäuser, und hätte nicht der Donner der Kanonen, durch das Echo der Kathedrale vergrößert, an das gegenwärtige Ereigniß gemahnt, so wäre es unmöglich gewesen, sich auf 1000 Yards einer so furchtbaren Belagerung nahe zu glauben. Liebhaber aus allen Ländern und Offiziere aller Nationen fanden sich bald ein, und suchten Erlaubniß nach, die Laufgräben zu durchwandern, oder die Thürme und Gebäude der Stadt zu besteigen. Von der Thurmzinne zu Unserer Frau beherrschte das Auge die Gegend auf mehrere Stunden im Umkreise; man konnte vollkommen den durch die Ueberschwemmungen erzeugten Schaden beurtheilen, welche die ganze Ausdehnung der fruchtbaren Polders in eine breite Fläche verdorbenen Wassers verwandelt hatten. Dort floß der mächtige Strom, nur von wenigen Kanonenbooten befahren, während mehr abwärts gegen Lillo die stolzen Masten der holländischen Schiffe durch den Nebel sichtbar waren. Am linken Ufer flatterte das Banner Hollands auf der Ueberschwemmung, und bezeichnete die drei auf dieser Seite besetzten Forts. In der Mitte lag die edle Stadt, vom Schall menschlicher Stimmen, dem Gerassel der Wagen und dem Geklapper der Pferdehufe erfüllt, deren Einwohner ihren täglichen Geschäften nachgingen; die Straßen durch die Vorübereilenden vollgedrängt, die so wenig von dem Vorfalle ergriffen schienen, als wenn die Citadelle meilenweit entlegen gewesen wäre. Gegen Süden zeigte sich die Festung selbst, zum Theil in Schatten eingehüllt, oder durch die Rauchstreifen erkenntlich, ein Theil der Profile ihrer Bastions aber hell durch die Sonnenstrahlen beleuchtet, die aus ihren Wassergräben zurückprallten. Ihr Inneres schien öde, hätten nicht manche Säulen von Licht und kräuselndem Rauch, dem das laute Echo des Geschützes und das schärfere Knattern des kleinen Gewehres folgte, dem Zuschauer verrathen, daß die Besatzung noch fest auf ihren Posten stand. Wegen des Rauchs und Dunsts, welcher über der Gegend hing,

war es selbst mit dem besten Fernrohr schwer, die Randlinien der offensiven Werke zu entdecken, und das Auge suchte begierig nach den winkeligen Erdauswürfen, hinter denen man wußte, daß Tausende der Angreifer emsigst beschäftigt waren.

In manchen Momenten ergab sich dort eine tiefe Stille, so daß man an wirklichen Feindseligkeiten zweifeln konnte; aber plötzlich machte dann der wirbelnde Rauch, hier und dort im Halbzirkel aufsteigend und von einem starken Knall begleitet, die Stellung der französischen Batterien deutlich; mit schrecklichem Geräusch zersprang hier eine Bombe in der Luft, während eine andere mindere Zerstörung durch ihren Fall auf Gebäude verursachte; oder ein Rollschuß, der zischend und spritzend in die Schelde fuhr, überzeugte jeden, daß kriegerische Thätigkeit sich hier lebhaft entwickle. Von dem Thurme der Kirche St. Andrea verfolgte auch König Leopold mit ängstlichem Blicke die Operationen, welche seinem Reiche den Besitz dieses Hauptplatzes des belgischen Handels sichern sollten. Ueberhaupt war es merkwürdig zu sehen, wie jeder Schuß beobachtet wurde, und welche Urtheile man fällte, wenn eine Bombe ober der Citadelle schwebte, und harmlos in den Fluß oder auf der Esplanade niederfiel. Eine der seltsamsten Anomalien während der Belagerung war die Umwandlung des Theaters in einen Beobachtungspunkt für die Operationen. Dieses Gebäude, hart am Thore nach Mecheln, war sehr günstig zur Uebersicht gelegen. Ein Theil des Daches wurde deßhalb in eine Platform verändert, und die Vorsteher zogen von der ungestümen Neugierde der Fremden Nutzen, indem sie Folgendes öffentlich anschlugen: „Das Publikum wird verständigt, daß Plätze im Théatre des Variétés zur Ansicht der Belagerung zu haben sind."

Das geblendete Absteigen in den Graben wurde am 8ten ohne besondere Belästigung bis auf drei Fuß zur Contrescarpe fortgesetzt; die letztere aber nicht durchschnitten, um der Besatzung den Standort, bis Alles gehörig vollendet sey, zu verbergen. Ein neuer Zweig mit voller Sappe wurde zwischen der ersten und zweiten Traverse begonnen, und der auf den einspringenden Waffenplatz fortgeführt. Das Feuer der Belagerten zerstörte mehrere Theile der Arbeiten; die kleinen Coehorn-Mörser und die Haubitzen warfen senkrecht, und die Rollschüsse und Bomben stürzten die Schanzkörbe um, und nahmen die Brustwehren weg. Ein kleiner Ausfall vom Ravelin wurde von den Anfangs überraschten Sappeurs selbst zurückgetrieben. In der Nacht hatte man eine neue Batterie für 6 Mörser in der ersten Parallele, 220 Yards von der Kapitale von St. Laurent, vollendet, eine andere von vier 24Pfdrn. wurde neben angebaut. Sie sollten Toledo und die umliegenden Kurtinen beschießen, und die rechte Flanke dieser Bastion einwerfen. Zur Rechten wurde mit der Annäherung gegen den eingehenden Waffenplatz der linken Face von Toledo fortgefahren. Ein Versuch mit der fliegenden Sappe gegen den Vorsprung von Toledo anzurücken, hatte durch das furchtbare Vertikalfeuer der Belagerten geringen Fortgang. Die Sappeurs waren genöthigt, 10 bis 12 Mal neue Schanzkörbe aufzustellen. Sie trugen nach altem Gebrauche Helm und Küraß, welche den Gewehrkugeln Widerstand leisteten, gegen Kartätschen und Splitter aber nicht schützen konnten. Die Arbeiter waren eifrig, um den erlittenen Schaden an den Brustwehren auszubessern, und das Wasser oder den Koth aus den Kommunikationen abzuleiten, wovon viele, obwohl mit Faschinen auf der Sohle belegt, beinahe ungangbar blieben. Es ist jedoch nothwendig, anzuführen, daß mit Ausnahme der von der Boomerstraße durchschnittenen Punkte der Boden für die Operationen sehr günstig war; ein weicher Lehm oder fester Sand ohne Beimischung von Steinen und anderer harten Substanzen machte die Aushebung leicht und sicherte gegen die im Kiesboden so gefährliche Wirkung der Splitter.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Nach einem Aufenthalt von etlichen Stunden in der Niederlassung Richard-Tol, um die zu unsrer Reise nach Futa-toro nöthigen Gegenstände einzukaufen, schifften wir uns nach Podor ein. Der Wind war günstig, aber schwach; mit Einbruch der Nacht nahm er indeß zu, und so kamen wir nach und nach vorwärts. Hier sowohl wie auch unterhalb Richard-Tol sind die Ufer des Flusses mit sesbania punctata, polygonum fistulosum nob. und, jedoch seltner, mit cyperus articulatus besetzt. Eine neue Gattung Reiß, dem Anschein nach perennirend, wächst an den seichtesten Stellen des Stromes im Ueberfluß.

In der Nähe der Insel Kuma, und zwar zwischen ihr und dem Festland, sahen wir bei Mondschein zwei Flußpferde (Leber bei den Uolofs) von riesenmäßiger Größe, die wechselsweise ihre ungeheuren Köpfe über den Wasserspiegel emporstreckten, und dabei ein dem Pferde ähnliches Wiehern hören ließen. Dieses merkwürdige Pachyderm zieht gewisse Oertlichkeiten jeder andern vor; man versichert, daß die in der Nähe der Insel Kuma hausenden diese Gegend nur selten und nur dann verlassen, wenn sie reichlicherer Nahrung bedürfen, die ihnen hier zuweilen mangelt. Es vergeht selten eine Nacht, in der man nicht ihr Geschrei in der Pflanzung Richard-Tol hört, welche einige Minuten von der ihrem Zufluchtsort benachbarten Insel liegt. Gewöhnlich kommen sie nur des Nachts und zwar sehr spät ans Land, wo sie ihr, bekanntlich aus Kräutern, Wurzeln und Baumzweigen bestehendes Futter suchen; sie sollen auch Fische fressen, was indeß nicht wahrscheinlich ist. Man sieht sie übrigens nie anders als paarweise oder von ihren Jungen begleitet, so lange diese nämlich in dem Alter sind, wo sie Pflege bedürfen.

Der Boden unmittelbar am Ufer des Flusses ist hier weit höher als unterhalb der Insel Kuma, die man übrigens auch die Kaimaneinsel nennt, der großen Anzahl dieser Thiere wegen, die sich hier aufhält. Dieser Kaiman ist das eigentliche Krokodil des Nigers, von dem man zwei Gattungen kennt, die von den Negern mit den Namen Ghuiessit und Maischmedo bezeichnet worden; die letztere hat einen weißlichen, die erstere aber einen schwärzlichen oder sehr dunkelfarbigen Rücken. *) Die

*) Die nachfolgenden Thiere werden von den Negern am Senegal mit den beigesetzten Namen bezeichnet: Die Hiäne Thill, das

Bäume sind dort zahlreicher, größer und belaubter; das rechte Ufer ist vorzugsweise besonders mit bauhinia reticulata, zizyphus orthacantha und ziz. baclei besetzt.

Unter den bereits namhaft gemachten Pflanzen weiter unten am Ufer des Flusses, finden sich einige Sträuche von salix aegyptiaca (Keblebleh bei den Uolofs), die wegen ihrer gelben Blüthenkätzchen und des schönen Grüns ihrer Blätter bemerkenswerth sind. Dieser schöne Strauch wird höher und allgemeiner, je näher man Podor kommt; derselbe Fall ist es mit allen Vegetabilien in der Nachbarschaft des Flusses.

Das linke Ufer des Senegal oberhalb der Kaimansinsel ist etwas höher als das rechte und hat an mehreren Stellen bald stärkere, bald schwächere Brandungen. Innerhalb dieser steilen Ufer wachsen hie und da mehrere große Mertensien, Büsche von Sapindus senegalensis, diospyros dioica, crataeva adansonii u. s. w. Die von den Termiten aufgeworfenen Haufen sind hier in größerer Menge zu sehen als sonst wo, und oft mehrere Klafter hoch; sie unterbrechen die Gleichförmigkeit des Bodens. Diese kegelförmigen, durchhöhlten Hugel tragen auf ihrer Spitze meist einige Büsche von grewia betulaefolia, cadabas farinosa, capparis tomentosa, capparis corymbosa und celastrus.

Die Tamariske und die Salvadora werden immer seltener, je weiter man sich von den Salzstrecken entfernt, häufiger dagegen accacia arabica und adansonii, die man in zahlreichen und dichtbelaubten Gruppen antrifft.

Die Fächerpalme (lontarus flabelliformis) ist bis zu den Umgebungen von Dagana sehr selten, und auch hier wächst sie nur auf dem diesem Dorf gegenüberliegenden Ufer. Die Capparis sind dagegen sehr häufig, und unter ihren großen Sträuchen nisten zahllose Kitten Perl- und Rebhühner, von denen das Land fast allenthalben wimmelt.

Auf allen sandigen und dürren Stellen dieser Gegend findet sich auch der Niotutt der Uolofs (heudelotia africana der Flora von Senegambien) sehr häufig. Dieser Strauch von der Familie der Therebinthaceen, und der Gattung rhus (Sumach) verwandt, wächst gewöhnlich in geraden, noch öfters aber in verkrüppelten, höchstens acht bis zehn Fuß hohen Büschen. Seine Stengel, von denen die dicksten selten zwei Zoll im Durchmesser halten, sind fast immer mit Dornen besetzt, die aus nicht zur Reife gekommenen Aestchen entstehen, und mit einer bräunlichen, glatten oder rissigen Rinde bekleidet. Aus diesen meist blätterlosen, aber mit kleinen rothen, ganz aufsitzenden Blumen versehenen Stengeln schwitzt das in Europa unter dem Namen Bdellium bekannte Gummiharz, von dem diese Pflanze um so mehr absetzt, je trockener und wärmer der Ostwind weht. Dieses Harz schwitzt in Thränenform von der Größe einer gewöhnlichen Haselnuß aus dem Stengel und bleibt lange an der Rinde hängen, von wo es endlich durch das Gewicht seiner eigenen Schwere und die Einwirkung der unaufhörlichen Winde auf den Boden fällt. Ich sammelte eine Menge dieser kleinen Kugeln, die ich mit nach Frankreich brachte, wo Hr. Guillemin, der sie untersuchte, sie als das ächte Bdellium der Apotheker erkannte und mich versicherte, man habe bis jetzt noch nicht gewußt, von welcher Pflanze es gewonnen werde.

Adanson, in seiner Reise am Senegal, sagt zwar, daß der Niotutt der Neger eine Art unter dem Namen Bdellium bekannten Gummiharzes liefere, aber er beschreibt weder die Pflanze, noch bemerkt er, welcher Familie sie angehört. Auf den ersten Blick gesellte ich sie der Gattung rhus bei und Hr. Richard, der in der Flora von Senegambien die Familie der Therebinthaceen behandelte, fand in der That, daß sie dieser verwandt sey, und ein neues Geschlecht derselben bilden müsse. Er hat sie unter dem Namen Heudelotia africana beschrieben, ohne jedoch von ihrem Produkt zu sprechen, das er damals noch nicht kannte, weil ich vergessen hatte, ihm die nöthigen Bemerkungen mitzutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Der türkische Garten und die elysäischen Felder.

(Schluß.)

Ich war im türkischen Garten, ich werde schwerlich dahin zurückkehren, und mein Vorsatz war sogleich, mich am folgenden Abend in den elysäischen Feldern für diesen Fehlgang zu entschädigen. Das ist doch die wohlthätige Folge der Abwechslung und der Gewinn der Kontraste, ich kenne nichts Besseres, um das Vergnügen zu steigern. Als ich das Erstemal das Koncert in den elysäischen Feldern besuchte, ging ich unzufrieden weg, ich mußte erst im Jardin turc gewesen seyn, um die Vortrefflichkeit des ersten Ortes zu würdigen. Und in der That, diese Abende in den elysäischen Feldern, unter den herrlichen hohen Bäumen, umgeben von dieser Welt, die hin und her wogt, in der Nähe der Tuilerien, der Seine und des schönen Revolutionsplatzes mit seinem Obelisken von Luxor, und einer eben so zahlreichen als ausgesuchten und glänzenden Gesellschaft, sind eine wahrhaft ausgezeichnete Lust. Alles hier ist großartig, der Raum, die Einrichtung und die fernere wie die nahe Umgebung; der Cirkus allein, in welchem das Orchester und die Sitze der Zuhörer sich befinden, ist mindestens zweimal so groß als der ganze türkische Garten. Auch die Musik ist ungleich vorzüglicher, und gibt durch eine sorgfältige Auswahl das Bestreben zu erkennen, dem Publikum einen wirklichen Kunstgenuß zu gewähren, nicht bloß sein Trommelfell zu erschüttern. Dafür aber zahlt man für den Eintritt vier zwanzig Sols mit der Befugniß, eine Dame mitzubringen, während man im Jardin turc nur zehn Sols erlegt. Die Gesellschaft beträgt jeden Abend wohl mehrere tausend Personen. Das gestrige Programm enthielt folgende Stücke: Ouverture von Fra Diavolo; Guarache aus der Stummen von Portici von Auber; die Ouverture aus dem Pré aux clercs von Herold; der Walzer des Herzogs von Reichstadt; Ouverture aus Ludovic, einer neuen Oper; Variationen für die Flöte; Ouverture aus Othello; Quadrillen aus dem Pré aux clercs; Ouverture aus der Gazza ladra und mehrere Quadrillen; neue Walzer und Galopps von Musard, dem Direktor des Orchesters. Mit den eigenen Kompositionen des Dirigenten verhält es sich nicht viel besser als mit jenen seines Kollegen im Jardin turc, es ist dieselbe Nachahmung der bekannten Meister, dieselbe Leerheit an Ideen und Harmonie. Musard hat einen sogenannten neuen Walzer de Marie Louise komponirt, der unter aller Kritik ist. Der Anfang ist eine matte Nachbildung des schönen und gemüthlichen Walzers des Herzogs von Reichstadt, alles Uebrige ist Hudelei. Ich kenne den Komponisten des Walzers des Herzogs von Reichstadt nicht, es muß aber ein Deutscher seyn, nach dem Charakter und der Sprache der Musik, es ist wahrhafte Wehmuth. Schade daß man die Begleitung des Orchesters, namentlich der Bässe, nicht sorgfältiger eingerichtet hatte. Während man diesen Walzer, der so mancherlei Bilder erweckt, spielte, beobachtete ich eine junge, sehr schöne Pariserin in meiner Nachbarschaft, sie war ganz Ohr und bezeugte ihrer

---

Flußpferd Leber, Rebhühner Thioferr, Perlhühner Nales, der Löwe Gaindeh, das Stachelschwein Dions-Kob, der Panther Segueh, der Fischadler Buliba, der Trompetenvogel oder gehaubte Reiher Diambeh, der Strauß Bandioli, der Marabut Gbuehi und der Schakal Bukit.

Nachbarin ein unendliches Vergnügen, — ich glaubte über den schönen Walzer und nahm Theil an ihrer Freude, nur konnte ich nicht verstehen, daß sie zuweilen Bewegungen von Ungeduld machte. Sie wußte, was am Schlusse des Walzers kommen werde, und konnte es nicht erwarten, ein Galopp aus dem Gehirn des Herrn Musard, ein wüthendes rasendes Ding, ohne Sinn noch Verstand, aber eine wahre Bachanalie, das hatte der geniale Direktor an jenen Walzer angeknüpft, ohne weitern Uebergang als den des Bogenstriches; meine Pariserin jubelte, ich sah den Augenblick, wo sie der unwiderstehlichen Einladung zum Tanz folgen würde. Es ist eine schöne Sache um den reinen Kunstsinn! Die verschiedenen Ouvertüren, unter denen ich gern einen unserer deutschen Meister gesehen hätte, wurden mit Fleiß aufgeführt, besonders jene des Fra Diavolo; es ist Dieß eine Musik, von der ich nicht wüßte, daß sie unter die Meisterwerke gerechnet werde, die aber dennoch stets von Neuem das größte Vergnügen gewährt, es mag viel schwierigere, nicht leicht aber eine lieblichere, gefälligere Musik geben. Der Pré aux clercs ist bekanntlich das vorzüglichste Produkt des verstorbenen Herold, was in Paris außerordentlich beliebt ist, auf allen Straßen von allen herumziehenden Orgeln gespielt wird, eine Unzahl von Kontretänzen, Quadrillen, Walzern und Galopps geliefert hat, und in der komischen Oper bereits nahe an die 120 Mal aufgeführt wurde. Es ist eine leichte, wenig gekünstelte Musik, die viel von den ächt französischen Melodien enthält, und wahrscheinlich auch darum in dem Publikum den großen Beifall findet; übrigens ist keine Originalität darin, und nach genauer chemischer Ausscheidung der fremden Elemente, von Auber, Rossini u. A., besonders der beiden genannten, möchte wenig heroldischer Urstoff übrig bleiben. Als die Ouverture beendigt war, hörte ich mit halbem Ohre folgendes Gespräch meiner zwei Nachbarn, eines Herrn in mittlern Jahren und eines andern ältern Mannes, der mit zusammengekauertem Körper eher an eine Prozentrechnung als an Musik zu denken schien. „Wie gefällt Ihnen diese Musik?“ fragte der Jüngere. „Ach, das ist zu gelehrtes Machwerk, das....“ — „Mein Herr, fiel eine Dame daneben ein, zu dem Jüngern gewendet: Was ist das, die médecine homéopathique?“ — „Ja, das ist.... Sie meinen ja die médecine homéopathique von Herrn Ahnemann? erwiderte fragend der Angeredete. Die médecine homéopathique.... wie soll ich Ihnen das schon erklären, das ist: wenn sie verstopft sind und nehmen Wasser aus der Seine, um zu purgiren.... ja, das ist's, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen.“ — „Ach!.... Das ist wohl für die Erschütterung, nahm der ältere Herr das Wort, aber nichts für die Seele, nein, nichts für die Seele.“ — „Wie, meinen Sie? fragte sehr erstaunt der gelehrte Ausleger der Homöopathie, was hat das Purgiren mit der Seele gemein?“ — „Ach, entschuldigen Sie, ich sprach vom Pré aux clercs.“ — Meine Galoppliebhaberin war unterdessen eingeschlafen.

Vermischte Nachrichten.

Die englische Zeitschrift, „das Athenaeum,“ führt als einen Beweis, welche Absichten das russische Kabinet hinsichtlich Asiens verfolge, die mannichfachen Ermunterungen an, welche in Rußland dem Studium der orientalischen Sprachen zu Theil werden. Bei der letzten öffentlichen Prüfung der Klassen des orientalischen Instituts zu St. Petersburg war der Vicekanzler Graf Nesselrode über die Fortschritte der Zöglinge so erfreut, daß er einen besondern Bericht hierüber an den Kaiser machte. Die Professoren Charmoy und Demange wurden Ritter des Wladimirordens 3ter Klasse, und Mirza Dschafar, ein Tatar aus den kaukasischen Provinzen, welcher Herrn Charmoy im Unterrichte des Persischen unterstützt, erhielt das St. Annenkreuz 2ter Klasse; die vier Zöglinge, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten, erhielten jeder einen Diamantring zum Geschenke.

*

Ein englisches Blatt, der „Mirror,“ erwähnt eines furchtbaren Aberglaubens, der im südlichen Ireland herrscht, daß nämlich die linke Hand einer Leiche, wenn man sie ins Butterfaß eintauche, zu bewirken im Stande sey, daß der Rahm mehr und bessere Butter gebe, als sonst. Im Jahre 1816 wurde ein Weib angeklagt, daß sie vermittelst einer todten Hand den Rahm „zum Steigen gebracht habe“ (raise cream). Zum Beweis wurden zwei Hände in einem furchtbaren Zustande von Fäulniß vorgelegt. Es wurde indeß nachher bewiesen, daß diese Hände von einigen Leuten, welche der armen Frau Schaden thun wollten, in die Milchkammer derselben gebracht worden seyen. Diese gerichtlich verhandelte Klage beweist hinreichend das Daseyn dieses Aberglaubens, der damals der allgemeine Gegenstand des Gespräches in der Umgegend wurde.

*

Die nordische Biene vom 24 August (5 September) enthält Nachstehendes aus Kiachta: „Am 4 Junius (16 Junius) d. J. starb in Peking die Gemahlin des chinesischen Kaisers (Bogdokhans), und die Regierung ordnete sogleich allenthalben die Anlegung der Trauer an. Die mandschurischen Beamten sind gehalten, 57 Tage lang weiße Kleider aus grober Leinwand, Mützen ohne Quaste und Kugel zu tragen, und 100 Tage lang das Haar nicht zu scheeren; die mongolischen Beamten und Aeltesten müssen dasselbe thun, nur sind sie nicht zur weißen Kleidung angehalten, und die Chinesen dürfen das Haar nicht scheeren und müssen 7 Tage die Mützen ohne Quaste tragen. Das Recht, für den Bogdokhan die erste Gemahlin zu wählen, gebührt seiner Mutter, welche innerhalb drei Jahren aus seinen fünf Frauen ihm eine solche bestimmen muß.“

*

Die Kosten der von London nach Brighton (etwa 24 Stunden) führenden projektirten Eisenbahn sind auf 825.000 Pf. und die Einnahme auf 125,000 Pf. berechnet.

Dr. F. Lautenbacher.

Die öffentlichen Blätter haben bereits den schmerzlichen Verlust verkündet, den die deutsche Journalistik erlitt, durch den Tod des noch in vollster Jugendkraft dahin gegangenen Mannes, dessen Name bisher die Bürgschaft wie die Zierde dieses Blattes bildete. Was ein so ruhig-energischer Charakter, ein so tief und vielseitig gebildeter Geist, voll des beweglichsten Lebens und der zartesten Auffassung, in der einem großen Theile nach noch so gehaltlosen periodischen Literatur Deutschlands hätte leisten können, das lag in diesen Blättern, deren Leitung er seit mehreren Jahren vorstand, mehr still angedeutet, als laut ausgesprochen. Ungleich den meisten jungen Schriftstellern unsrer Zeit, die nicht genug eilen können, ihre kleine Habseligkeit auszukramen, und in einem, höchstens zwei Jahren ihr ganzes inneres Leben bis auf die Hefe aufzubrauchen, hielt der nun Entschlafene seine Kraft nahe zusammen, nur Schritt für Schritt eingehend in das öffentliche Leben, in stillem Vertrauen die Zeit erwartend, wo auch ihm vergönnt seyn würde, als Ebenbürtiger zu erscheinen in den vorderen Linien der geistigen Vorkämpfer seines Volks. Sie ward ihm nicht vergönnt diese Zeit, und seine Freunde mußten ihn trauernd unter die Erde legen, ehe auch nur der tausendste Theil seines reichen Innern erschlossen war. Aber Eines hinterließ er seinen Freunden: die ermuthigende Erinnerung, und von ihr belebt haben sie sich zusammengestellt, um wenigstens diese Blätter, an denen er bis wenige Tage vor seinem plötzlich hereinbrechenden Tode mit Liebe arbeitete, so viel an ihnen ist, seiner würdig fortzuführen. Die verantwortliche Unterzeichnung derselben hat einstweilen Dr. Le Bret, seit zehn Jahren Mitredakteur der Allgemeinen Zeitung, übernommen, während die Redaktion im engern Sinne von einem mehrjährigen Mitredakteur des Auslands geleitet wird, dem ein anderer mehrjähriger Mitredakteur der Allgem. Ztg., welcher einst das Ausland mit gründete, zur Seite steht. Zur definitiven Ersetzung der Stelle sind bereits Unterhandlungen mit einigen Gelehrten von bewährtem Rufe angeknüpft, über deren Resultat wir demnächst dem Publikum das Weitere vorlegen zu können hoffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 275. 2 October 1833.

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Ein dritter Auswurf für Wallbüchsen wurde dem Profil der rechten Flanke der Contregarde gegenüber gemacht. Das wohlgezielte Feuer der Schützen in dem bedeckten Weg, und gegen die Rückseite der Lunette war sehr mörderisch. Die Laufgräben waren außerordentlich schmal und tief, und die Verschanzungen in demselben Verhältnisse, so daß die Mannschaft nur durch Vertikalfeuer getroffen werden konnte. Aus der Besichtigung dieser Arbeiten zu verschiedenen Zeiten ergab sich, daß äußerst wenige Hohlkugeln in ihrem Innern niederfielen. Diese Sicherheit erhöhte das Zutrauen und schärfte die Genauigkeit des Zielens. Die Einsicht der Soldaten, um den günstigen Augenblick zum Feuern abzuwarten, so wie die allgemeine Fröhlichkeit und gute Laune waren höchst preiswürdig. Der Verlust, welchen die Sappeurs bei dem Vorschreiten der Arbeiten erlitten, wurde doppelt stärker, als bei den übrigen Heeresabtheilungen gefühlt. Für jeden Tag entwarf General Haro eine Skizze der zu leistenden Operationen; die leitenden Offiziere auf den verschiedenen Punkten erhielten davon Kopien, und der früher erhaltene Unterricht der Truppen machte möglich, daß so die wichtigsten Operationen ohne weitere Oberaufsicht geführt werden konnten. Eine Batterie von 6 Mörsern zur Rechten vor der ersten Parallele, und eine gleich starke, hinter der zweiten Parallele, eröffneten ihr Feuer; auch wurden Bettungen für vier Mörser in Montebello gelegt, deren Feuer gegen Toledo und die rückwärts stehenden Gebäude gerichtet wurden. Am vorhergehenden Tage sah man bereits aus der großen Kaserne Rauch- und Flammensäulen aufsteigen, obwohl das obere Stockwerk mit Erde und Mist gedeckt war. Nachdem aber eine Granate im Balkenwerk eingedrungen war, brachen die Flammen mit unwiderstehlicher Wuth hervor. Der Brand währte den Tag und die Nacht durch. Die ganze Atmosphäre war auf große Entfernung Abends beleuchtet. Diese Feuerzungen, welche durch die langen Fensterreihen hervorschossen, gewährten den Anblick einer großen scenischen Darstellung, die von dem Donner des Geschützes und dem krachenden Bersten der Bomben noch erhöht wurde. Nach Mitternacht wich das Gebälke, das Dach stürzte mit lautem Geprassel ein, erstickte die Flamme, und verursachte eine plötzliche Verwandlung von dem glänzendsten Licht in die schwärzeste Dunkelheit. Am 8ten Nachmittags zeigte das Ganze nur noch einen Haufen Asche. Dieser Verlust vermehrte noch die Leiden der Besatzung. Das Laboratorium, die Küchen, die Kirche, das Hospital, die Magazine und alle Gebäude waren entweder zerstört, oder von Kugeln so durchbohrt, daß man sich den zusammenstürzenden Mauern nur mit großer Gefahr nähern konnte. Die Hauptoperation in der Nacht vom 9ten war der Anfang der dritten Parallele, 130 Yards vor der zweiten. Der rechte Flügel ging von der Boomerstraße aus, und der linke vereinigte sich mit dem parallelen Zweig zum Fuße des Glacis von St. Laurent. Ein dichter Nebel begünstigte die Arbeit, während das Feuer der um St. Laurent hinter den Brustwehren vertheilten Schützen die Aufmerksamkeit der Besatzung auf sich zog. Die Parallele rückte mit der fliegenden Sappe so schnell vor, daß die Arbeiter gedeckt, und die Schanzkörbe und Auswürfe schon befestigt und gefördert waren, ehe die Belagerten es bemerkten. Zehn Kanonen und fünfzehn Laffetten waren auf der angegriffenen Fronte bereits untauglich geworden. Die Belagerten konnten sie während der Nacht durch kein frisches Geschütz ersetzen. Nur aus den zurückgezogenen Flanken und Blendungen der Bastionen Paciotto und Toledo, so wie aus ihren Mörsern und dem Feldgeschütz, mit welchem sie kühn über Brustwehr schossen, konnten sie das Feuer erwiedern. Durchgeht man den Bericht des Generals Chassé an seine Regierung, ein Bericht, der offenbar mit der Freimüthigkeit und dem unverhehlten Gefühle eines tapfern und rechtlichen Mannes niedergeschrieben ist, so ist man gleichwohl über das häufige Wiederholen der durch das französische Haubitzenfeuer entstandenen Wirkung betroffen; nichts indessen überrascht mehr als die Bemerkung, „daß die Gebäude dem gewaltigen Feuer des Feindes erlagen, der durch einen brutalen Mißbrauch seiner gigantischen Zerstörungsmittel einen Zweck zu erreichen strebte, welchen er sonst nur durch viele Zeit, Arbeit und Blutvergießen errungen hätte.“ Das französische Feuer war zwar heftig und wirksam, doch weder zerstörender noch schneller, als nach der großen Anzahl des Batteriegeschützes und der Dauer dessen Gebrauchs erwartet werden durfte. 40 Mörser, 20 Haubitzen und im Durchschnitt 40 schwere Kanonen waren in beständiger Arbeit. Die Gesammtzahl der gegen die Citadelle geschleuderten Schüsse von 11 Uhr Morgens den 4ten bis neun Uhr am Morgen des 23sten, belief

sich auf 63,000. Nimmt man die Zahl der Batteriegeschütze auf 105 an, welche 19 Tage feuerten, so treffen täglich 3300, und für jedes einzelne Geschütz in diesem Zeitraume 600 Schüsse; daher 31 für ein Geschütz während 24 Stunden, oder 1 Schuß in 40 Minuten. Die Dauer der Beschießung und nicht die Schnelligkeit ermüdeten demnach am meisten. Es möchte der belagernden Armee, hätte die Zeit gedrängt, und bei dem Ueberflusse der Munition nicht schwer gefallen seyn, im Durchschnitt 4 Schüsse in einer Stunde aus jedem Geschütz zu feuern, wodurch die tägliche Zahl auf 10,080, und die Gesammtzahl in 19 Tagen bis auf 191,720 Schüsse gestiegen wäre. Dieses beweis't endlich, daß die Belagerer wohl einen kräftigen Gebrauch, doch keinen Mißbrauch von ihren verfügbaren Mitteln machten. Hätte General Chassé eine volkreiche Stadt, gefüllt mit reichen Magazinen von Privateigenthum zu vertheidigen gehabt, wären seine geblendeten Werke mit den Gütern arbeitsamer Kaufleute besetzt, seine Kasernen ein Zufluchtsort für arglose Weiber und Kinder gewesen, dann in der That hätte man die Beschießung einen Mißbrauch der Gewalt nennen können; aber so ein alter und erfahrner Soldat wie General Chassé durfte es ernstlich nicht für einen Fehler halten, daß die Belagerer mit aller Anstrengung die Vertheidigung zu schwächen, und ihn mit der Besatzung in die größte Enge zu treiben suchten. Der Floß an der Blendung im Graben von St. Laurent wurde vorbereitet, das Herabsteigen selbst noch nicht beendigt. Ein zweites Absteigen, doch ungeblendet, wurde links des ersten begonnen. Die dritte Parallele wurde verstärkt und erweitert, und vier Coehorn Mörser in dem Zweige zunächst des Grabens der Contregarde gegen das lästige Feuer von Paciotto aufgestellt. Am 10ten nach eingetretener Dämmerung geschah ein Ausfall gegen die Sappe nächst der Contregarde, die Sappeurs wurden überrascht, ein Theil der Arbeiten zerstört, doch trieben zwei herbeieilende Kompagnien der Laufgrabenwache den Ausfall bald zurück. Der Floß wurde in den Graben gelassen, und Mineurs arbeiteten nun an einer Oeffnung im Mauerwerk; die Sappen auf dem Glacis und dem bedeckten Wege von St. Laurent wurden verbunden, ebenso wurde zur Rechten an der Vereinigung der vorgetriebenen Zweige gearbeitet. Die Operationen hatten nun den Fuß des Glacis erreicht. Antritte und Schießscharten für klein Gewehr, so wie Stufen in Front und Rücken wurden in der dritten Parallele erbaut und eingeschnitten. Das überschüttende Mörserfeuer der Belagerten gegen die Sappenspitzen zwang neuerdings mit der Arbeit einzuhalten.

Die Batterie in Montebello wurde mit vier neuen Mörsern verstärkt, und 30 Mörser aus der ersten Parallele in Batterien der zweiten vertheilt. Bisher war der Verlust der Artillerie, obgleich ein Hagel von Projektilen, besonders um Montebello niederfiel, gering gewesen; zum Theil ist dieß dem soliden Bau der Batterien, besonders aber dem weichen Grund beizumessen, der keine Splitter erzeugte, und die Hohlkugeln häufig erstickte. Auch waren die Schießscharten aller Batterien, welche nicht unmittelbar dem Kanonenfeuer ausgesetzt waren, mit Holzläden, die den Gewehrschuß aushielten, verschlossen. Sie öffneten sich senkrecht auf ihre Mitte, liefen in Rahmen, und hatten eiserne Angeln und Griffe. Die Besatzung fing nun an, wegen Mangel an gutem Wasser, große Leiden zu erdulden. Am 11ten wurden zwei Petarden in die gemachte Oeffnung gebracht, welche während eines starken klein Gewehrfeuers eine weite Mauerspalte bewirkten, und die Mineurs konnten nun zum Bau einer Gallerie unter der Bekleidung schreiten. Die zwischen Laurent und Toledo vorgetriebenen Annäherungen wurden zu einer vierten Parallele verbunden. Die Arbeiten förderten sich bei dem dichten Nebel Nachts sehr, und obwohl die Belagerten viele Leuchtballen warfen, so gestattete dennoch die dicke Atmosphäre keine Aussicht.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Die Stämme welche das westliche Afrika bewohnen, besonders die Mauren der Sahara, bei denen, wie Caillé bemerkt, der Niotutt sehr gemein zu seyn scheint, bedienen sich sehr häufig des Bdelliums, das die Reisenden gewöhnlich mit dem sehr unpassenden Namen **Weihrauch** bezeichnen. Sie verbrennen es des Wohlgeruchs wegen in ihren Hütten und Zelten, und die Weiber räuchern sich mit dem Bdellium ein, das sie auf glühende Kohlen in kleinen Becken streuen, die sie unter sich stellen und sich dabei mit ihren Schürzen bedecken. Wird irgend Jemand in einer Familie krank, so beeilt man sich, Bdellium zu verbrennen, um die bösen Geister zu verjagen, deren Gegenwart, ihrer Meinung nach, alles Uebel herbeiführt. Die Männer, besonders aber die Weiber, verfertigen aus jungen Zweigen des Niotutt **Sokin** oder **Sokio**, eine Art Zahnbürsten, deren sie sich beständig bedienen. Sie zerschneiden die Zweige in Stücke von fünf bis sechs Zoll Länge und reiben sich mit beiden Enden die Zähne, wodurch diese außerordentlich weiß bleiben. Keine andere Pflanze wird in dieser Hinsicht von den Afrikanern so hoch geschätzt.

Das Bdellium von heudelotia africana erkennt man an den länglichen, fast runden, zuweilen etwas runzeligen oder eingedrückten Tropfen, die an der Seite wo sie anklebten in eine kleine Spitze oder Narbe, das Merkmal, daß sie hier an dem Stengel festhingen, auslaufen. Es ist röthlich, nur halb- oder auch zuweilen gar nicht durchsichtig und erweicht sich zwischen den Fingern. Auf dem Bruch ist es fast glasartig; es schmeckt außerordentlich herb und bitter und hinterläßt einen höchst widerlichen Nachgeschmack. Der Geruch auf dem Bruch ähnelt ein wenig dem der Myrrhe oder des Terpenthins, und nach dem Verbrennen hinterläßt es einen ziemlich angenehmen Duft nebst einem starken Rückstand.

Ungefähr drei Stunden oberhalb Richard-Tol auf dem nämlichen Ufer, liegt das Dorf **N'Bilor**, wo vor nicht langer Zeit der berüchtigte Kampf zwischen den Anhängern des neuen Mahdi oder Propheten und denen Maghiogors oder Diondines, Fürsten und Oberbefehlshaber des Heeres von Ualo, vorfiel. Dieses Dorf, das wie alle in dem Bericht über die Reise am See N'gher bereits beschriebenen gebaut ist, ist nach der jährlichen Ueber-

schwemmung von großen Feldern umgeben, auf denen die Einwohner Hirse, Baumwolle, Tabak, Niebbeh (eine Art Schminkbohne), Melonen, Mais u. s. w. bauen.

Ungefähr eine Viertelstunde oberhalb dieses Dorfes liegen die Pflanzungen N'barul und Torbeck, dem bereits verstorbenen Hrn. Potin und Hrn. Lézongard gehörig. Diese beiden für Betreibung des Ackerbaus bestimmten Anlagen, von denen jede ein von Backsteinen erbautes, mit einer Mauer umgebenes Haus hat und wo sich eine, beiden gemeinschaftliche, von Mauerwerk aufgeführte Indigofabrik befindet, sind gegenwärtig, wie alle Anlagen dieser Art, gänzlich verlassen; nur die Häuser stehen noch, werden aber nicht unterhalten.

Eine Stunde unterhalb N'barul, und immer auf dem nämlichen Ufer, liegt die königliche Pflanzung Koilel, die vormals von Hrn. Roger, der zu ihrem Direktor ernannt ward, für Rechnung des Königs von Frankreich angelegt wurde. Diese Niederlassung, in der ein ungewöhnlich großer Kasuarbaum Aufmerksamkeit erregt, ist schon seit lange der Willkür der Eingebornen überlassen, und von dem, was sie vormals war, sind jetzt nur noch Spuren übrig.

Ungefähr drei Viertelstunden oberhalb Koilel und beiläufig 45 Stunden von St. Louis, liegt der Militärposten Dagana am Ufer des Flusses, und dem Dorf gleichen Namens gegenüber. Zum Theil hieher verlegt, um die Pflanzungen und den Handel auf dem Fluß zu schützen, befindet er sich durch einen seltsamen Zufall an das äußerste Ende aller Niederlassungen und auf einen von den meisten sehr entfernten Punkt versetzt; deßhalb konnte er auch in keine Hinsicht dem Zwecke seiner Gründung entsprechen. Als man ihn an dem äußersten Ende einer unermeßlichen, von aller Vegetation entblößten Ebene gründete, hatte man weniger die Gesundheit der Mannschaft, die ihn besetzen sollte, als den Umstand im Auge, daß es hier sehr leicht sey, sich gegen einen plötzlichen Ueberfall der Eingebornen zu vertheidigen; die Garnison verliert auch alljährlich viele Leute.

Diese unabsehbare dürre Steppe, die dem Blick keine Gränze bietet, wird fast jedes Jahr durch den periodischen Austritt des Flusses unter Wasser gesetzt, und bildet folglich nach dem Rücktritt der Gewässer einen Herd der Ansteckung. Der Europäer, der dem Tod, oder wenigstens schweren Krankheiten entgehen will, muß sich beeilen dieses ungesunde Land zu verlassen.

Das Dorf Dagana, das vor der Begründung des Militärpostens beständig der Habsucht und den Räubereien der Mauren der Wüste bloßgestellt war, wird jetzt von den Batterien des Forts bestrichen, die es hinlänglich schützen. Die Eingebornen, höchst zufrieden unter dem Schutz französischer Artillerie zu stehen, zeigen sich dankbar und beunruhigen die in der Umgegend wohnenden Europäer nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in der Mongolei.

(Fortsetzung.)

Station Chorimtu, den 9 Septbr.

Um 8 Uhr Morgens verließen wir unser Nachtlager und zogen weiter. Nachdem wir über den Chara-Gal gegangen, setzten wir unsern Weg in einem angenehmen Thale fort, welches vorzügliche Weiden darbietet; von der östlichen Seite desselben fließt das Flüßchen Bera herab, aus welchem eine Menge Gräben abgezogen sind, um die besäeten Felder zu bewässern. Die hiesigen Mongolen beschäftigen sich eifrig mit dem Getreidebau, und in diesem Jahre hat sich ihre Arbeit mit Ueberfluß belohnt, denn beinahe bei jeder Jurte stehen Getreidehaufen von Gerste und Hirse; zum Umpflügen der Felder gebrauchen sie den Hackenpflug, der dem russischen so ziemlich ähnlich ist. Wenn das Getreide reif geworden, reißen die Mongolen, weil sie keine Sicheln haben, solches mit der Wurzel aus, binden es in Garben und legen es an einen gereinigten Ort, wo sie es mit langen Stöcken ausdreschen. Da sie weder Wasser- noch Hand-Mühlen besitzen, so bereiten sie die Hirse auf folgende Weise zu: Sie nehmen eine gewisse Menge davon, schütten es in einen am Feuer stehenden Kessel, und backen es so lange, bis die Hülse von selbst ausfällt; hierauf kochen sie solche mit Thee, der dann einen ziemlich dicken Brei gibt. Auf der zweiten Hälfte unseres Zugs sahen wir in geringer Entfernung vom Wege eine sehr große Jurte, welche ungefähr 4 Saschenen (28') im Durchmesser hatte. Dieß war der für den Augenblick errichtete Bettempel, wo zu bestimmten Zeiten die umwohnenden Lama's sich versammelten, um ihren Gottesdienst zu vollziehen. Jede Choschun oder Fahne hat einige solche Jurten, weil die eigentlichen Klöster oder Tempel so weit entfernt sind, daß nicht jeder zur Verrichtung seiner geistlichen Pflichten dahin sich begeben kann. Uebrigens befinden sich alle um diese Bettempel herum wohnenden Lama's in unmittelbarer Abhängigkeit von dem Vorstande (Schirfiui) des nahegelegenen Dazan. Obgleich die chinesische Regierung durch strenge Gesetze die Zahl der Lama's beschränkte, so hält doch, trotz dieser Verordnung, jeder Mongole, der zwei Söhne hat, es für eine unerläßliche Pflicht, einen derselben dem geistlichen Stande zu widmen. Ihre Seelenhirten predigen mit Berufung auf ihre Bücher, daß die Ausbreitung der Religion in der Vermehrung der Lama's besteht, welche die unzertrennlichen Begleiter und Diener des Gottes (Burchani) Schigemuni sind. Nach ihrer Meinung kann der weltliche Mensch keine Gebete zum Himmel emporsenden ohne Vermittlung der Lama's, und dieß ist kein Wunder, denn alle ihre heiligen Bücher sind in tibetischer Sprache geschrieben, und nur der Geistlichkeit zugänglich. In den Tempel selbst kann der weltliche Mensch nur zu bestimmten Zeiten hineingehen, um den Segen zu empfangen, sonst aber muß er außerhalb stehen bleiben. Als wir noch 7 Werste bis zur Station zurückzulegen hatten, überfiel uns ein Sturm mit kaltem schneidendem Winde, wir eilten nach den nicht fern vom Wege stehenden Jurten, — ein anderer Zufluchtsort war nirgends zu finden, — und traten freudig in eine der Filzhütten ein. Die treuherzigen Bewohner bewirtheten uns mit Ziegelthee, der nach einiger Zeit unsere durchfrornen Glieder erwärmte. Nachdem wir von unserer ermüdenden Reise ein wenig ausgeruht hatten, wollten wir uns eben aus unserem bescheidenen Zufluchtsorte entfernen, als ein junger Mongole, den wir bisher nicht bemerkt hatten, auf seiner in den Steppen gebräuchlichen Geige (Churr) zu spielen anfing; das Gefühl, mit dem er die Töne seiner traurigen Lieder vorbrachte, schien mit der Natur umher zu harmoniren, und stimmte unwillkürlich zur Melancholie. Wir dankten nun den guten Leuten für ihre Aufnahme, zogen weiter und erreichten um 2 Uhr Nachmittags die Station Chorimtu.

Ueber die Weiterreise und den Aufenthalt in Urga theilt die nordische Biene noch zwei Briefe mit (s. Nr. 128 u. 135). „Von Iro bis nach Urga an den Ufern der Flüsse und an Abhängen der Berge, welche die nördliche Mongolei erfüllen, fand ich eine große Menge Gräber. Die Lokal-Ueberlieferungen, daß hier einst Kerglisen *) gewohnt, führt zu einem Schluß auf die Züge dieses von alter Zeit her kriegerischen Volks und seine Wanderungen nach dem Norden von Asien. Ohne Zweifel dürfen Vermuthungen keinen Platz in der Geschichte finden, die nur der Wahrheit geweiht ist. Aber Vermuthungen, welche auf Ueberlieferungen und einige historische, von den Chronisten angeführte Vorfälle ge-

*) So mit dem umgekehrten russischen Є, und nicht Kirgisen ist das Wort geschrieben. Ritter zählt in seiner Geographie Asiens diese sogenannten Kirgisen-Gräber als die fünfte und niedrigste Klasse der Tschuden-Gräber auf, bemerkt aber, er hätte bis jetzt keine Spur gefunden, daß sich dergleichen Gräber südlich von Klachta in der Tiefe der Mongolei fänden.

gründet sind, können einen neuen Gesichtspunkt für den Forscher der Alterthümer und der Geschichte des mittlern und nördlichen Asiens enthüllen, die noch so wenig bekannt und augenscheinlich von den chinesischen Schriftstellern nicht immer getreu dargestellt wurde. In dem Theile der Mongolei, welchen ich besuchte, wohnen die Kalkas-Mongolen, welche durch die Politik des Mandschurischen Hauses, welches China unterwarf, unter einer Herrschaft vereiniget wurden. Ihre Fürsten zahlen an den Bogdokhan *) Tribut, und erhalten dagegen bedeutende Geschenke, bekleiden die Aemter des Landes und ordnen ihre Angelegenheiten auf einem allgemeinen Landtage. Zwischen die Herrschaften Zezen-Khans und Tuschetu-Khans drängt sich die mächtige Hierarchie des von allen Mongolen verehrten Kutuktu Gheghen. Dieser, welcher unmittelbar von dem Willen des Bogdokhan abhängt, unterwirft ihm die Mongolen und knüpft sie eng an Tübet, wo der Dalai-Lama, das Haupt der buddhistischen Geistlichkeit, seine Hauptstadt hat. Am 11 Sept. Abends, als wir uns Urga näherten, zogen uns dreißig mongolische, mit Bogen und Pfeilen gerüstete Reiter auf Befehl der Ambans **) mit Freudengeschrei entgegen; dann kamen drei von den drei verschiedenen Gewalten abgesandte Beamte, nämlich der Kja (Leibwächter) ersten Grades mit der Pfauenfeder auf der Mütze, Delgerssun vom Tuschetu-Khan, der Kja-Dugartschap-Tsalan mit einer Rabenfeder auf der Mütze von Seite Zezen-Khans, und Tsaissan-Lama-Eonomtschap, welcher fünfmal von dem dasigen Gheghen mit Geschenken an den Dalai-Lama nach Tübet gesandt worden war, von Seite der geistlichen Gewalt. Endlich kamen die Beamten der Jamunj ***) von Urga. Zahlreiche Schaaren von Lama's sammelten sich auf dem Wege, um die russischen Reisenden zu sehen; viele setzten sich auf die Dächer der Jurten und hölzernen Häuser, welche die Hauptstadt des Kutuktu ausmachen. Keine von allen frühern Missionen erhielt so viele Ehrenbezeigungen, wie die jetzige. In dem russischen Klosterhofe wurden wir in sechs Jurten einquartiert, welche von der dasigen Geistlichkeit in Bereitschaft gesetzt worden waren. Bald erschienen bei dem Vorstand der Mission die Beamten, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen. Auch wurden einige kleine Trachten Speise herbeigebracht. Am 15 September drei Stunden nach dem Mittagsmahle wurden mongolische Pferde für die Mitglieder der Mission hergeführt, welche sich in Bereitschaft gesetzt hatten, sich zu den Gränzgouverneuren von Urga zu begeben. Schaaren neugieriger Mongolen, besonders Lama's, umgaben schon vom Morgen an unsern Klosterhof. Zum Glück ließ die Ehrenwache, welche an dem Doppelthore aufgestellt war, außer den an uns gesendeten Beamten Niemand herein. Als die Mission Nachricht erhielt, daß die Ambans in dem Jamunj (Kanzleigebäude) angelangt seyen, begaben wir uns in folgender Ordnung dahin: 1) zehn Kosaken, je zwei und zwei; 2) der Vorstand des russischen Klosterhofs, Taitschi-Tschiltschik, der Inspektor der Posten, Tar-Tussulaktschi, der Dzanghin von Kiachta, Jampil, unsere aus Peking zugesandte Vorsteher, Betschetschi-Fang und Boschko-Fusinga mit ihren Dienern (Nerbo); 3) der Vorstand der Mission mit seinem ersten Sekretär, seinem Reise-Marschall und seinem Dolmetscher; 4) Studenten; 5) Geistliche Mitglieder der Mission in Kutschen, mit zwei Unteroffizieren an der Seite; 6) Kosaken mit Geschenken für die Ambans, und 7) zum Schlusse 100 Kosaken und Mongolen. An dem südlichen Thore des Jamunj's ordneten sich unsere Kosaken rechts, die mongolischen Soldaten links. Hier ließen wir unsere Pferde und traten in den Hof, der in das Gebäude führte, wo die Beamten sich je nach ihrem Range niedergesetzt hatten. Zuerst wurde der Vorstand der Mission mit seinem Sekretär, dem Reise-Marschall und dem Dolmetscher eingeführt, die übrigen Mitglieder blieben im ersten Zimmer. Auf dem Divan saßen mit untergeschlagenen Beinen die Ambans Beiße und Chen, welche nur ein kleiner Tisch von einander schied. Auf der rechten Seite von dem Amban Beiße standen der bei dem Siegelamte des Gouvernements (Tamagain) befindliche Dsargutschei und Tschen-Sian, Dsargutschei des Maimaitschin von Urga; auf der linken Seite Dortschi-Namkai, Sohn des verstorbenen Wang Jung-Dung-Dortschi und Neffe des Kriegsministers Sung, eines in China wegen seiner Wohlthaten unter dem Namen der göttliche Herr (Burchan-Amban) bekannten Mannes. Die Mauern dieses kleinen Empfangzimmers waren mit chinesischen Inschriften bedeckt. Der Vorstand der Mission bezeugte im Namen des Gouverneurs von Irkutsk seine Ehrerbietung und fragte nach dem Befinden der Ambans, welche sogleich nach dem Befinden des Gouverneurs, dann nach der Reise in der Mongolei, der Ernte in Rußland, und dem Befinden des Vorstands fragten. Nun wurden die Geschenke und ein Schreiben des Gouverneurs vorgelegt. Mit Bewilligung der Ambans wurden die geistlichen und weltlichen Mitglieder der Mission eingeführt. Der Amban Beiße, welcher sich erinnerte, daß die Regierung ihnen einen zehnjährigen Aufenthalt in Peking gestattet hatte, rieth ihnen, sich eifrig mit Erlernung der Sprachen zu beschäftigen, und auf diese Weise die Wahl und die Erwartungen ihrer Regierung zu rechtfertigen. Der Vorstand und die übrigen Mitglieder der Mission wurden nun zum Sitzen eingeladen, und mit starkem Thee ohne Zucker in chinesischen Tassen bewirthet. Endlich übergab der Vorstand die Geschenke: dem ältern Amban zwei große gläserne Lampen von grüner Farbe und mit Bronze verziert, einen facettirten Pokal von weißem Glase, eine Maschine, um Platina mittelst Vitriolsäure zu schmelzen, eine gläserne Pfeife und eine Tabaksdose mit Musik; dem jüngern Amban zwei gläserne Blumenvasen von grüner Farbe und vergoldet, einen facettirten Pokal, und eine Pfeife von Glas. Die Ambans nahmen die Geschenke und richteten ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Maschine, welche Platina ohne Feuer schmolz. Bei dieser Gelegenheit machte sie der Vorstand mit den Eigenschaften der Vitriolsäure und des Metalls bekannt, das in unsern uralischen Gebirgen in großer Menge gewonnen wird, und setzte hinzu, daß man in Rußland Münzen daraus schlage. Amban Beiße wünschte eine solche zu sehen und der Vorstand sandte ihm am folgenden Tage drei Platina-Münzen. Auf die Frage, wann die Mission von Urga wieder abzureisen gedenke, erwiderte der Vorstand, dieß hänge von der Anordnung der Gouverneure ab, diese aber stellten es seinem Willen anheim. Auf die Bitte des Vorstandes, die Tempel in Urga und den Ghegben besuchen zu dürfen, bewilligten die Ambans das Erstere und erwiderten auf das Zweite, daß bei dem Kutuktu sich ein Lehrer befinde, dessen Zustimmung unerläßlich sey, und daß er mit diesem sich darüber zu verständigen habe. Endlich verabschiedeten wir uns von den Gouverneuren und kehrten in unsere Jurten zurück. Uns auf dem Fuße folgten, von den Ambans gesendet, zwei Beschko's, zwei Nerbo's, und zehn Diener, welche vier Becher mit Wein, und auf vier Tischen 96 kleine Schüsseln mit verschiedenen chinesischen Gerichten trugen. Am 16 Septbr. besuchten wir den Maimaitschin, den Dsargutschei desselben, den Tempel des Geler und einige Kaufmannshäuser. Nach vorgängiger Verabredung besuchte die Mission den Schantsap, den Vorstand der dem Ghegben von Urga unterworfenen Geistlichkeit. Dieser Beamte hat eine rothe platte Kugel auf der Mütze, das Siegel von Bogdokhan, in sechs Peking'schen Galaten oder Tribunalen einen eigenen Sitz, und führt die Aufsicht über die ökonomischen Geschäfte des Kutuktu von Urga. Er nahm uns äußerst höflich auf, und gab beim Abzuge den Wunsch zu erkennen, uns auf dem Rückwege wieder zu sehen. Am Abend brachte ich in Auftrag des Vorstands, mit dem Dolmetscher Froloff, dem Schantsap Geschenke, welche in einem gläsernen Service und einer Tabaksdose mit Musik bestanden. Wir nahmen noch, mit Ausnahme des dem Ghegben geweihten, alle Tempel zu Urga in Augenschein, und besuchten den Dortschi-Namkai, den Sohn des verewigten Wangs. Heute reisen wir aus Urga ab.

(Fortsetzung folgt.)

*) So heißt in der Mongolei der chinesische Kaiser.

**) Dieß bedeutet im Mandschurischen einen Großen des Reichs. Der chinesische Ausdruck ist Ta-tsin.

***) Jamunj bedeutet die Kanzlei der Gränzangelegenheiten.

Vermischte Nachrichten.

Die Möbeln, deren sich die Herzogin von Berry im Schlosse Blaye bediente, wurden von einem Tapezirer von Bordeaux ersteigert, der einen guten Gewinn zu machen hofft, indem er sie einzeln an die Legitimisten von Guyenne verkauft. Er verlangt gewöhnlich für jedes Stück das Fünf- oder Sechsfache seines wahren Werths.

*

Es bestehen jetzt in Amerika 56 religiöse Journale. Eines derselben hat 28,000 Abonnenten, ein anderes 10,000 und mehrere darunter über 3000.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 276. 3 October 1833.

Die Absetzung König Ferdinands von Spanien durch die Cortes im Jahre 1823. *)

In den ersten Tagen des Monats Junius 1823 verbreitete sich in Sevilla das Gerücht, daß die Franzosen gegen die Sierra Morena vorrückten, und man fürchtete, sie würden die Gebirge überschreiten, und ohne auf bedeutenden Widerstand zu stoßen, in Andalusien eindringen. Die Sierra war von 4000 Mann Infanterie, fast lauter Rekruten, und einer Abtheilung vortrefflicher Kavallerie vertheidigt, die jedoch bei der Beschaffenheit des Bodens keine wesentlichen Dienste leisten konnte. Das Ministerium theilte die Furcht der noch übrigen Liberalen, und am 4 Junius ward eine Versammlung von Generalen berufen, die man um ihre Meinung befragte, ob es möglich sey, Andalusien zu vertheidigen, und wohin die Regierung sich zurückziehen könne, im Fall die Franzosen in die Provinz dringen sollten. Die Generale waren einstimmig der Meinung, daß es unmöglich sey, den Uebergang der Franzosen über die Sierra Morena zu hindern, und daß Cadiz der einzige Platz sey, wo die Regierung Schutz gegen einen plötzlichen Ueberfall finden könne. Am Morgen des 10 Junius hielten die Cortes eine geheime Versammlung, in welcher der Minister Calatrava einen offiziellen Brief von Quijana, dem politischen Chef von Ciudad Real, vorlas, der mit dem seltsamen Bekenntniß anhob: „wir haben Alles verloren — sogar unsre Ehre," und es bestätigte, daß die Franzosen, die Abwesenheit des Brigadegenerals Plasencia benutzend, der mit der Kavallerie gegen die Guerillas von Locho gezogen war, die Division der Sierra Morena verjagt und die Gebirge überstiegen hätten. Die Cortes gingen auseinander, indem sie die Minister aufforderten, ihre Schuldigkeit zu thun, und da der einzige Ausweg der war, sich so schnell als möglich nach Cadiz zu begeben, so zeigten die Minister dieß dem König an, indem sie ihn zugleich von dem Beschlusse der Versammlung der Generale in Kenntniß setzten. Der König erklärte jedoch, sich nicht eher für irgend einen Schritt entscheiden zu können, bevor er nicht den Staatsrath um seine Meinung befragt habe. Die Mitglieder desselben kannten, wie Jedermann in ganz Sevilla, die Neigungen und Wünsche des Königs nur zu gut und ertheilten, theils aus Furcht einen Anstoß zu geben, theils auch weil sie selbst in nicht geringer Unruhe waren, die ungereimtesten und abgeschmacktesten Rathschläge. Einige riethen zur Flucht nach Algesiras und von da nach Ceuta; andere schlugen Gibraltar vor; mehrere wollten weitere Nachrichten abwarten, und nur Ciscar allein stimmte mit den Ministern für die dringende Nothwendigkeit sich nach Cadiz zu begeben. Die Minister gingen nun sämmtlich zum König, der ihnen seinen Entschluß eröffnete, Sevilla nicht zu verlassen, wofür er als Ursache die mögliche Gefahr anführte, in Cadiz vom gelben Fieber befallen zu werden, wenn es etwa, wie dieß zuweilen der Fall gewesen sey, dort ausbrechen sollte. Die Minister bestanden dringend auf der Abreise, allein der König blieb fest, und die Minister mußten sich entfernen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, den Entschluß des Königs auch nur im Geringsten wankend zu machen.

Unter den Liberalen herrschte mittlerweile die größte Bewegung; alle die verschiedenen geheimen Gesellschaften hielten in dieser Nacht Generalversammlungen, und in einigen wurde der Vorschlag gemacht, den König hinzurichten. Man hat später erfahren, daß diese Vorschläge von Personen kamen, die geheime Emissarien des Königs waren, ein Beweis, daß sie nur gemacht wurden, um die Gesinnungen der Liberalen in dieser Hinsicht zu erforschen. Der Vorschlag ward indeß allenthalben verworfen, denn einige wenige einflußreiche Männer waren der Meinung, daß die Hinrichtung des Königs nicht nur eine gänzlich zwecklose Maßregel, sondern auch ihrer Sache höchst nachtheilig seyn würde, und da die Minister die Vorsicht gehabt hatten, die Antwort des Königs nicht bekannt zu machen, so beschloß man nach sehr stürmischen Debatten in allen Versammlungen, den nächsten Tag abzuwarten, in der Hoffnung, der König werde sich doch noch entschließen, Sevilla zu verlassen.

Die Royalisten waren inzwischen nicht müßig. General Downie nebst den Domherren und Ordensgeistlichen, die die leitende Junta der Partei bildeten, traten zusammen und beschlossen, dem König zu rathen, diese Nacht noch Sevilla insgeheim zu verlassen und zu den Franzosen überzugehen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es ihm sehr leicht gewesen wäre, dieß zu thun, und ein solcher Schritt hätte der liberalen Partei den

*) Nach dem Manuscripte eines Irländers, Namens Patrick Buttler, der sich längere Zeit in Spanien aufgehalten und genaue Mittheilungen von einem Spanier, Don J. Lopez Quiros, erhielt, in dem Athenäum mitgetheilt.

Todesstreich versetzt; allein es fehlte dem König an Muth, und er wagte kaum sich zu rühren. Die Junta beschloß daher, den Pöbel von Sevilla aufzuwiegeln; Downie ward ausersehen den Aufstand zu leiten und zu befehligen, und empfing eine große Summe, um sie unter das Volk zu vertheilen. Noch in derselben Nacht begann er seine Rekrutirung, allein seine Wirksamkeit fand, wie wir gleich sehen werden, bald ihr Ziel.

Am 11 Junius Vormittags zehn Uhr waren sämmtliche Cortes versammelt und der Minister Calatrava berichtete ihnen, schon im Vorzimmer, ehe die Sitzung begann, ausführlich, was in der vergangenen Nacht zwischen dem König und den Ministern vorgefallen war. Calatrava war sichtbar heftig bewegt und bat die Deputirten dringend, die Minister nicht bloßzustellen, indem er noch hinzufügte, daß sie, da sie keine Hoffnung gehabt, den König zu einer Aenderung seines Entschlusses zu vermögen, ihm ihre Entlassung angeboten hätten, die er sich jedoch geweigert habe, anzunehmen. Es war nun klar, daß die Minister es nicht wagten zu so außerordentlichen Maßregeln zu schreiten, als nöthig waren, den König zur Abreise von Sevilla zu zwingen, und daß, wenn nicht die Cortes alle Verantwortung auf sich nähmen, sie entweder von den Franzosen überrumpelt werden, oder, was noch wahrscheinlicher war, die Liberalen in offenen Aufstand ausbrechen würden. Da nun die Garnison von Sevilla gerade zu den exaltirtesten der ganzen Partei gehörte, so war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie den König und die Cortes mit dem Bajonnette zwingen würde Sevilla zu verlassen; und wer konnte dann die Folgen einer solchen Verwirrung und Zügellosigkeit voraussehen? Damals, und zwar zum ersten Male, geschah es, daß ein wohlbekanntes Mitglied den Vorschlag machte, den König abzusetzen, und seine Absicht kund gab eine Resolution in dieser Hinsicht in Anregung zu bringen. Andere jedoch bezeichneten Galiano zur Leitung dieses wichtigen Geschäfts der Sitzung, was auch sogleich genehmigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Das der Niederlassung Dagana gegenüberliegende Ufer ist ziemlich holzreich, besonders sieht man viele Fächerpalmen. Die wie ein Fächer ausgebreiteten, auf langen, an den Seiten mit scharfen Stacheln versehenen Blattstielen sitzenden Blätter krönen den geringelten Stamm dieser Palme auf eine bewundernswerthe Weise. Die wiederholten Holzschläge, die jedes Jahr hier vorgenommen werden, müssen diesen Baum an den Ufern des Senegal endlich ausrotten; überhaupt ist den Niederlassungen der Europäer im Lande Ualo zum Theil die Abnahme der Fächerpalme zuzuschreiben, denn man hat deren eine große Menge zum Bau der Häuser und zu den Wasserleitungen verwendet.

Der Salix aegyptiaca, oder Kehlehleh der Eingebornen, kommt schon in der Umgegend von Dagana sehr häufig vor, wo er mehr oder minder nahe beisammen stehende Gruppen bildet. Die Hecken, welche dieser schöne Strauch macht, scheinen nicht allein bestimmt den Boden gegen den Einbruch des Wassers, sondern auch die Hirsenfelder, mit denen der Fluß zu der bereits erwähnten Zeit umgränzt ist, gegen die Gewalt der Winde zu schützen.

Ungefähr zwei Stunden oberhalb Dagana verschwindet die Fächerpalme gänzlich und wird fast ausschließend von zahlreichen Gruppen von Akazien verschiedener Art ersetzt; schmale Tabakfelder laufen hier dicht an den Ufern des Flusses hin, und weiter gegen das Innere des Landes bauen die Eingebornen Hirse. Zwei und eine halbe Stunde ungefähr oberhalb dieses Punktes liegt der Handelsplatz Gahe, wohin die Bracknas-Mauren den Gummi bringen, den sie verkaufen wollen. Einige, Einwohnern von St. Louis gehörige, Fahrzeuge hatten hier angelegt und schienen sich noch etwas mit dem Handel zu beschäftigen. Wir fuhren Nachts bei herrlichem Mondschein und warmer trockner Witterung an dieser Rhede vorüber.

Das linke Ufer des Flusses ist hier holzreicher als am untern Theil seines Laufes; die längs desselben mit ziemlich hohen Weiden besetzten Hirse- und Tabakfelder dauern hier ohne Unterbrechung fort. Am rechten Ufer, wo man die nämlichen Gattungen von Bäumen findet, wie am linken, weiden große Hornvieh-, Ziegen- und Schafheerden, die den nomadischen Mauren der Sahara gehören. Die Bäume sind hier im Ganzen genommen höher als in der Gegend von Dagana. Der größte Theil der Weiden, die hier den Senegal beschatten, sind wenigstens 15 Fuß hoch, und breiten sich längs des Flusses wie eine ununterbrochene Wand aus; ihre Stämme halten meist $4^1/_2$ bis 5 Zoll im Durchmesser. Der Kehlehleh ist nur an den kühlen und oft unter Wasser stehenden Abhängen der Ufer des Flusses von so kräftigem Wuchs, und hier ist er eine mächtige Schutzwehr gegen das Unterwühlen der Strömung; auch stürzt, wo dieser Strauch häufig wächst, weder das Ufer ein noch sieht man irgend eine Aushöhlung.

An den Stämmen und Aesten dieses schönen kätzchentragenden Strauchs sieht man stets eine Gattung sehr bemerkenswerthen loranthus mit rothen Blüthen, deren Wurzeln mit der Rinde der Weide, in der sie haften, verwachsen zu seyn scheinen. Uebrigens schien mir diese Schmarotzerpflanze auf einer großen Anzahl von Bäumen und Sträuchen der verschiedensten Art zu wuchern, denn man sieht sie an der Tamariske, dem Celastrus, der Caillea dychrostachys, den verschiedenen Arten der Akazie, der Mertensia, dem Sapindus senegalensis, der anthostema u. s. w.

Mitten unter diesem Dickicht von Weiden wächst eine neue Gattung von Asclepias, deren Stängel selbst die höchsten Zweige umschlingen, und dann in längern oder kürzern Blumengewinden herabhängen. Die Blätter sind klein, herzförmig und leicht zugespitzt; die Blüthen sind kleine, nicht leicht zu unterscheidende blaßrosenfarbene Kelche, die gegen die gelben Blüthen und das blaßgrüne Laub der Weiden, an denen sie empor ranken, gar seltsam abstechen.

Die zwischen den bereits erwähnten Sandbänen liegenden Ebenen sind hier mit dicht belaubten, aber nicht hohen Bäumen bedeckt, unter denen man meist den Khos der Eingebornen, Nauclea africana, Bauhinia reticulata und Schmidelia africana

bemerkt. Der Boden, auf dem sie wachsen, ist, wenigstens auf seiner Oberfläche, mehr lehmig als sandig, die tiefer liegenden Schichten scheinen von verschiedenartiger Mischung zu seyn; bald ist es Sand und Kies, bald sind beide getrennt und zeigen sich in aufeinander liegenden Schichten. Der meist in geringer Menge vorhandene Thon hängt sich, je nach der Oertlichkeit, stark an die Zunge und nimmt eine weißliche oder mehr oder minder gelbe Farbe an. Die Ufer des Flusses werden immer holzreicher, je weiter man aufwärts kommt; große Gruppen von Acacia arabica und adansonii sieht man, besonders in der Nähe des Handelsplatzes Coq. Das rechte Ufer ist hier, während der trockenen Jahrszeit, meist von den Mauren des Stammes Braknas bewohnt, die sich mit ihren zahlreichen Heerden hier aufhalten. Die Anwesenheit dieser nomadischen Hirten unter dem Klima dieser Gegend ist für das Land um so nachtheiliger, als sie allenthalben Feuer anlegen und so die Vegetation in wenigen Stunden bis auf die Wurzel zerstören. Diese Sitte wird stets das Aufkommen von Waldungen verhindern und das Land in Unfruchtbarkeit halten. Aus der nämlichen Ursache wird jede Kolonisation erfolglos bleiben.

Die am linken Ufer von den Peulhs bewohnten Stellen sind stets mit Feldern von Ghniarnatt oder Moorhirse, Mais, Tabak und Baumwolle bedeckt. Der Tabak gedeiht um so besser, je näher am Wasser er angebaut wird, und deßhalb pflanzt man ihn auch am Rand des Flusses, wo der Boden stets die gehörige Feuchtigkeit hat.

Die ununterbrochene Bewegung der zahlreichen Gattungen von Fischen, von denen der Fluß allenthalben wimmelt, gewährt den Reisenden eine angenehme Zerstreuung. Viele von diesen Wasserbewohnern schnellen außerordentlich hoch über den Spiegel des Flusses empor und fallen pfeilschnell, nach allen Richtungen hin schießend, wieder zurück. Dieses immerwährende Umtreiben der Fische hört auch bei Nacht nicht auf; ohne Unterlaß peitschen sie das Wasser mit dem Schweif und machen so ein Geräusch, das man weithin hört.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

Unter obigem Titel wird General Dermoncourt in französischer und englischer Sprache, in Paris und London zugleich, ein Werk herausgeben, an dessen hohem Interesse sich nicht zweifeln läßt, da es nähere Aufschlüsse über die Schicksale einer Dame enthält, deren Abenteuer einen so höchst romantischen Anstrich haben, daß man Erzählungen längst vergangener Zeiten zu hören glaubt. Die Einleitung zu diesem Werk, aus dem englische Blätter die nachstehenden Auszüge mittheilen, enthält eine kurze historische Skizze von der Stellung Frankreichs gegen Europa und der Vendée gegen das übrige Frankreich, zu der Zeit, als die Herzogin es unternahm, sich in das Land zu wagen und den Wechselfällen eines Bürgerkriegs auszusetzen. Die ganz eigene Lage der Vendée, ihre alten bourbonischen Vorurtheile, nebst den sich widerstrebenden Interessen der neuen Eigenthümer, die liberalen Gesinnungen der konskribirten Soldaten und die erweiterten Aussichten und Interessen, eine Folge des durch die von Napoleon im Lande angelegten Straßen emporgekommenen Handels und Manufakturbetriebs, werden hier mit großer Treue geschildert. Im Jahre 1794 war das ganze Land nur von Herren und Dienern — Edelleuten und Pächtern *) — fast sämmtlich Bourbonisten, bewohnt; im Jahre 1832 aber waren die Käufer des Nationaleigenthums, die zurückgekehrten Konskribirten, die Kauf- und Handelsleute sämmtlich für die Revolution. Auf den Hauptstraßen, sagt der General, wo man mit dem, was in der Welt vorgeht, vertrauter ist, hegt das Volk liberale Gesinnungen; allein diese werden immer kälter, je weiter man sich zu beiden Seiten von den Straßen entfernt und in die weniger besuchten Gegenden des Landes kommt.

*) Man sehe hierüber den in Nr. 182 u. f. des Auslandes vom vor. Jahre abgedruckten Artikel: „Die Vendée und Schottland."

Der Verfasser ist der Meinung, daß die Regierung Ludwig Philipps im ersten Augenblick eben nicht ängstlich bemüht war, die Vendée zu beruhigen, denn die dortigen Unruhen waren ein willkommener Anlaß, um die Aufmerksamkeit des Publikums von der zaudernden auswärtigen Politik des Ministeriums abzulenken. Deßhalb wurde auch General Lamarque im Kommando durch General Bonnet ersetzt, und als dieser, eben so fest und entschlossen als sein Vorgänger, sich entschieden weigerte, den Instruktionen, die ihm Zaudern vorschrieben, Folge zu leisten, so kam er um seine Entlassung ein, und erhielt den General Solignac zum Nachfolger. Es wurde endlich hohe Zeit, den Aufstand niederzuschlagen, und nun erhielt General Dermoncourt den Befehl über die militärische Unterabtheilung zu Nantes.

Ich habe, sagt der Verfasser, stets von mir selbst eben so freimüthig gesprochen als von Andern, und kann daher sagen, daß meine Anstellung ein Beweis war, daß die Minister mit den Insurgenten nicht länger gelinde zu verfahren gedachten. Vier und vierzig Dienstjahre in Europa, Asien und Afrika, die Riesenschlachten, die ich mitgefochten, und gegen welche die unserer Tage nur unbedeutend zu nennen sind, hatte mir eine gewisse Todesverachtung eingeflößt, und mein Degen ging leicht aus seiner Scheide. Ueberdieß waren meine Ungnade unter der Restauration, der thätige Antheil, den ich an der Verschwörung von Belfort genommen, wobei ich nahe daran war, meinen Kopf zu verlieren, und die Bereitwilligkeit, mit der ich der provisorischen Regierung im Julius 1830 meine Dienste anbot, ein sicheres Unterpfand des Eifers, mit dem ich gegen die Chouans ziehen würde.

Gegen Vendéer scheitert jede strategische Berechnung militärischer Kunst, und besonders solche Plane, die mit Rücksichtnahme auf freies Feld entworfen sind. Das Heer, dem man jeden Tag zu begegnen erwartet, verschwindet gleich dem Rauch, denn es hat auch in der That gar keinen Bestand. Ist ein Tag zu Ausführung eines Schlags bestimmt, so wird mit Tagesanbruch, oder auch während der Nacht, in dem zum Sammelplatz bestimmten Dorfe die Sturmglocke geläutet, und die benachbarten Dörfer erwidern das gegebene Zeichen auf gleiche Weise. Die Bauern verlassen nun bei Nacht ihre Hütten, bei Tage den Pflug, nehmen die Flinte auf die Schulter, von der sie sich nur selten trennen, stecken Patronen in den Gürtel, binden das Schnupftuch um den breitgekrämpten Hut, der das sonnenverbrannte Gesicht beschattet, halten an der Kirche still, um ein kurzes Gebet zu sprechen, und strömen dann von allen Seiten dem gemeinschaftlichen Sammelplatze zu, begeistert von dem zweifachen Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit ihrer Sache. Dann kommen ihre Anführer, um sie von der Ursache des Aufgebotes zu unterrichten, und gilt es irgend eine patriotische Abtheilung anzugreifen, so bezeichnen sie die Straßen, auf der sie ziehen, und die Stunde, in der sie vorüberkommen wird. Haben nun Alle die ertheilten Nachweisungen vollkommen begriffen, so ertheilt ihnen der den Oberbefehl habende Anführer den Schlachtplan mit den Worten: „Jetzt zerstreut euch, brave Bursche!" Jeder Einzelne bricht nun nicht aus der Reihe, sondern aus der Gruppe heraus, schlägt vorsichtig und schweigend seinen eigenen Weg ein, und binnen Kurzem verbirgt jeder Baum, jeder Strauch, jeder Ginsterbusch zu beiden Seiten der Landstraße einen Bauer, der mit der Flinte in der einen Hand und mit der andern sich stützend, hier bewegungslos, kaum Athem holend, gleich einem wilden Thier zusammengekauert, auf der Lauer liegt.

Die patriotische Abtheilung rückt mittlerweile, beunruhigt durch den Gedanken an irgend eine verborgene Gefahr, gegen den Engpaß vor, voraus ihre Patrouillen, die, ohne etwas zu sehen, vorübergehen, und die man auch ungehindert ziehen läßt; kaum aber befindet die nachfolgende Kolonne sich in der Mitte des Passes, zwischen zwei Anhöhen, wie in einem ungeheuern Wagengleise eingezwängt, wo sie sich weder zur Rechten noch zur Linken ausbreiten kann, so wird an dem einen Ende ein Zeichen gegeben, das sich längs der ganzen Hinterhaltslinie wiederholt, um anzudeuten, daß sich jeder auf seinem Posten befinde, und dann ertönt eine menschliche Stimme, ein Ruf des Kriegs und des Todes. In einem

Augenblick blitzt es nun hinter jedem Strauch, hinter jedem Ginsterbusch hervor, und ein Hagel von Kugeln streckt die Soldaten reihenweis zu Boden, ohne daß sie des Feindes, der sie mordet, ansichtig werden können. Todte und Verwundete liegen an der Straße auf einander gehäuft, und ist die Abtheilung nicht ganz in Unordnung gerathen, können die Stimmen der Offiziere das Feuer noch übertönen, sammeln die Truppen sich, um den Feind, der sie schlug, ohne sich zu zeigen, Mann gegen Mann zu bekämpfen, erklimmen sie den Abhang gleich einem Glacis und erklettern die Hecken gleich Wällen, so haben die Bauern bereits Zeit gehabt, sich hinter einen zweiten Versteck zurückzuziehen, von wo aus sie ihr Feuer so mörderisch als zuvor fortsetzen. Würde auch diese zweite Hecke erstürmt, so bieten zehn, zwanzig, ja hundert ähnliche Verschanzungen dem mörderischen Hinterhalt nach und nach ähnliche Verstecke, denn das ganze Land ist zum Schutz seiner Bewohner, denen der mütterliche Boden überall Schutz und ihren Feinden ein Grab bietet, allenthalben auf gleiche Weise durchschnitten. Das eben Gesagte wird erklären, warum der Konvent, der vierzehn von Königen und Prinzen angeführte Armeen überwand, die von wenigen Bauern in Gährung erhaltene Vendée nie beruhigen konnte, und warum Napoleon, der ganz Europa Gesetze vorschrieb, seinen Befehlen in drei Departements von Frankreich keine Achtung verschaffen konnte.

Ich sah nach meiner Ankunft auf meinem Posten sogleich, daß ein allgemeiner Aufstand vorbereitet war; ja die Luft selbst führte einen Kriegsgeruch mit sich, den ein alter Soldat aus Instinkt kennt. — Da die Herzogin sich entschlossen hatte, ihre Familie zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, so erhielt sie von dem Exkönig einen aus Edinburgh datirten, an die Royalisten des Landes gerichteten Brief des Inhalts, daß diese Letztern Marie Karoline Herzogin von Berry als Regentin anerkennen möchten. Mit diesem Brief verließ die Herzogin England, von einigen ihr treu gebliebenen Hofleuten begleitet. Im Junius 1831 kam sie durch Holland, und hielt sich auf ihrer Reise einen oder zwei Tage in Frankfurt am Main und Mainz auf. Sie reiste dann durch die Schweiz, kam nach Piemont, und hielt sich endlich unter dem Namen einer Gräfin Sagana in Sestri auf, einer kleinen, zwölf Stunden von Genua auf dem Gebiet des Königs Karl Albert gelegenen Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in der Mongolei.

(Fortsetzung.)

Auszug aus dem Schreiben eines russischen Reisenden, Hrn. K.., d. 13 Okt. 1830, aus dem Distrikte Erga.

Noch einen Brief aus den mongolischen Steppen, und vermuthlich den letzten. Er geht mit dem Tussulaktschi Lesoron — Tschan ab, der die Peking'sche Mission durch das Kalkhasgebiet bis an die Gränze der sannitischen Mongolen begleitet hatte, welche, wie auch die auf sie folgenden Zacharen, unter dem Gussal Amban stehen, der seinen Sitz in Chalgan hat. Wir sind, Gott sey Dank, alle gesund; das Zugvieh ist wohl genährt, die Peking'schen Vorsteher sind höflich gegen uns, und bemühen sich, der Mission alle möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen. Wir haben gute Jurten und trockenen Argal, *) was in einer Steppe wie Gobi ein wichtiges Erforderniß für Reisende ist. Unlängst übernachteten wir bei dem Tempel Abargain Sume, von dem Timkofsky in seiner Reise lobende Erwähnung thut, und welcher jetzt durch ein starkes Erdbeben von Grund aus zerstört ist. Auf 25 Werste in der Umgegend dieses Punktes hört man zweimal und auch öfter des Tags ein dumpfes unterirdisches Getöse. Wir erfuhren in diesem Nachtlager ein furchtbares Ungewitter, das acht Stunden lang fortdauerte und unsere Wagen und Jurten erschütterte; mehrmals vernahm man auch starke unterirdische Schläge. In dem Berge nordwestlich von unserm Lagerplatz öffnete sich eine Spalte drei Fuß weit und dreißig Zoll lang. Der in seine Heimath zurückgekehrte Taitschi-Tschiktschid, welcher Vorstand unseres Klosterhofes in Urga gewesen war, überbrachte die für den Bewohner des Landes fröhliche Nachricht, daß dieß Erdbeben nach dem Ausspruche des gotterschaffenen Kutuktu Gheghen von Urga weder Menschen noch Vieh den geringsten Schaden thun werde. Dieß Eine Wort des Hohenpriesters verjagte die Furcht aus den Gemüthern der Anhänger Schighemunis. Zu bemerken ist, daß dieses Erdbeben beinahe zu gleicher Zeit, nämlich vom 25 auf den 26 Julius, auch zu Troizkosawsk sich verspüren ließ. Nachdem wir von unserer Station aus ein kleines Thal durchzogen hatten, erstiegen wir eine bedeutende Höhe, Chamarein-Ulan-Obo, von welcher aus sich eine entzückende Aussicht auf die fernen argalinischen Gebirge, auf die Thäler mit den darin emporragenden Hügeln, und auf die mit Steilfelsen wie mit einem Walde bedeckten Gebirgsketten darbot. In der ärmlichen und einförmigen Steppe, in der die Mission langsam vorwärts zog, wird man durch die Gebilde der wilden Natur und durch das Spiel der mannichfachen Gegenstände entzückt, die den Blick des ermüdeten Reisenden zerstreuen. Mit unaussprechlichem Vergnügen betrachtet man in solchem Lande eine Gegend, die uns mit allen ihren Reizen an das Vaterland erinnert. Die warme Witterung steigerte meine angenehmen Erinnerungen an die Vergangenheit, und unvermerkt näherte ich mich der den Weg durchschneidenden felsigen Bergkette, und fand an dem Fuße eines Hügels sehr schöne Stücke eines bläulichen Chalcedons; weiterhin bedeckt das pfriemenartige Steppengras (Deresu) das Thal. Von Osten nach Westen erstreckt sich eine lange Kette von Kalkgebirgen. Von Norden nach Süden zwischen zwei Steilfelsen, welche nicht mehr als zehn Saschenen (70 Fuß) von einander entfernt sind, führte uns der Weg durch, der von mächtigen Felsen beschattet ist, welche die Natur selbst auseinander riß. Dieses einsame natürliche Thor, durch welches wir in die eigentliche größere mongolische Steppe, welche unter dem Namen Gobi oder Schamo bekannt ist, zogen, heißt Arunte (das nördliche); während ich und der Doktor B... die Steine am erwähnten Steilfelsen betrachteten, erscholl plötzlich eine durchdringende Stimme von der Höhe des Felsen her, welcher über unsern Häuptern hing: „geht gerades Weges fort, hier ist heiliger Boden (Manlin-Gazari), berühret ihn nicht!“ Wir sahen empor und erblickten einen ausgemergelten Einsiedler, einen Lama in rothem Kleide mit einer kegelförmigen hohen Mütze und einem Rosenkranz in der Hand; sein Name war Lodon Zeben. Er glaubte, wie wir nachher erfuhren, wir hätten die Absicht, mit den Steinen nach ihm zu werfen, erschrak darüber, und glaubte durch sein Geschrei uns entfernen zu können. Aus seinen Reden erfuhr ich, daß er schon ungefähr vier Jahre diese Felsen bewohnt, sich nur von den Almosen der umliegenden Bewohner nährt, und mit Hersagen von Gebeten zu seinem eigenen und zum Seelenheile derjenigen beschäftiget, welche sich mitleidig gegen ihn benehmen. Als wir uns links in eine Schlucht zwischen den Steilfelsen wandten, sahen wir eine lange Höhle, die Wohnung des Einsiedlers. Der erschreckte Lama zeigte zitternd den auf dem Wege ziehenden Mongolen den Hohlweg, in dem wir uns befanden. In unserm Lager angekommen, machte ich mich abermals mit dem Doktor B... zu Fuße auf nach dem erwähnten Hohlwege, von wo aus wir die Höhle bemerkt hatten. Ueber scharfe Felstrümmer stiegen wir hinan. Der Einsiedler war schon nicht mehr da, in seiner Höhle aber fanden wir nur Hirse in einem Säckchen und eine eiserne Schale. Der Lama las in unserer Jurte Gebete mit allen einem Priester des Schighemuni eigenthümlichen Bewegungen; er erhob seine Hände, verschränkte eine über die andere, ließ seinen Rosenkranz durchlaufen, und verdrehte Lippen und Augen auf die seltsamste Weise. Dann trank er zwei Gläser starken Branntwein, und erzählte, daß er 49 Jahre alt sey, und im 23sten sich völlig von den Menschen entfernt habe; einmal des Tages nimmt er Speise, liest unaufhörlich Gebete und gibt sich höhern Betrachtungen hin; endlich zeigte er eine menschliche Hirnschale, die er statt einer gewöhnlichen Lama'schen Tasse gebrauchte. Als man ihm vorschlug, einige Zukari *) mit sich zu nehmen, nahm er einige und vertheilte sie sogleich unter die anwesenden Mongolen. „Ich esse nur einmal des Tages, sagte er, und nichts darf bei mir zurückbleiben auf den folgenden Tag.“ Endlich bat er sich noch ein Glas Branntwein aus, trank es und ging dann in die Jurte des Tussulaktschi, wo ihm bemerkt wurde, daß Gott ihm wegen des übermäßigen Gebrauchs von Branntwein abgeneigt seyn werde. „Allerdings, erwiderte der Einsiedler, sind Branntwein und Tabak meine zwei Lieblingsdinge. Branntwein trank ich des Tags bis fünf Flaschen und war nie betrunken, mein Gott entfernt sich nie von mir;“ und hiemit entfernte er sich in seine Höhle.

(Schluß folgt.)

*) Pferde- und Rindvieh-Mist zur Feuerung.

*) Eine Art russischen Zwiebacks.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 277. 4 October 1833.

Die Absetzung des König Ferdinands von Spanien durch die Cortes im Jahre 1823.

(Fortsetzung.)

Es ist vielfältig behauptet worden, daß die Absetzung des Königs in den Sitzungen der geheimen Gesellschaften schon vorher erörtert und genehmigt worden sey, allein dieß ist unrichtig. Der Verfasser dieser Skizze war zu jener Zeit Meister vom Stuhl einer der Freimaurerlogen; es war seine Pflicht sich ins Kapitel oder die Hauptloge zu begeben, um Befehle einzuholen, und nach einer stürmischen Diskussion ward er beauftragt, sich mit mehreren Andern zu den beiden Versammlungen der Communeros zu begeben und ihnen den Vorschlag zu machen, an eine Versammlung der Repräsentanten der drei Gesellschaften Deputirte zu schicken. Diese Maßregel blieb ohne Erfolg, weil die konstitutionellen Communeros kein Vertrauen zu der andern Gesellschaft hatten; jedoch hörte er nicht ein Wort von der Absetzung des Königs, obschon noch weit gewaltsamere Maßregeln zur Sprache kamen. Jene Cortes, welche zu diesen Gesellschaften gehörten und den Versammlungen, mit Ausnahme einer einzigen, beiwohnten, riethen ernstlich bis zum Morgen zu warten, und ihr Einfluß und ihre Bemühungen waren hauptsächlich Ursache, daß Sevilla in dieser Nacht nicht der Schauplatz aller Gräuel der französischen Revolution wurde. Der Gedanke an eine temporäre Absetzung des Königs war eine natürliche Folge der Lage, in der sich die Cortes befanden, und der beste Beweis hiefür ist, daß viele ihre Zustimmung gaben, die nicht zu der geheimen Gesellschaft gehörten, und deren einziger Wunsch war, Unordnungen und blutigen Auftritten vorzubeugen. Bei dieser wichtigen Sitzung waren alle in Sevilla anwesenden Deputirten, 102 an der Zahl, gegenwärtig; von diesen waren 45 Exaltados, 41 gehörten zur Partei des Arguelles und 13 galten mehr für Royalisten als Liberale, obgleich sie dieß in Abrede stellten. Mit Anfang der Sitzung erhob sich Galiano und machte den Vorschlag, daß die Cortes die Minister vorladen sollten, um von ihnen die wahre Lage des Landes und die ergriffenen Maßregeln zu erfahren. Dieser sowohl als auch der von Arguelles gemachte Vorschlag, die Sitzung für permanent zu erklären bis die Absicht der Cortes erreicht sey, ward auf der Stelle genehmigt. Die Minister erschienen, allein bevor sie noch zu sprechen begannen, erhob sich General Alava und sagte, da die gegenwärtige Debatte von der höchsten Wichtigkeit sey, so wäre es dringend nothwendig, das Gesetz, das allen auf den Galerien anwesenden Personen verböte, weder Beifall noch Mißfallen auszudrücken, in seiner ganzen Strenge aufrecht zu erhalten. Dieß ward einstimmig genehmigt und der Präsident erklärte nun, daß er Gehorsam zu erzwingen wissen werde, wenn die Zuhörer ihre Schuldigkeit vergessen sollten. General Alava's Forderung war in der That ein Wort zu rechter Zeit, denn die Galerien waren mit enthusiastischen Liberalen angefüllt, die ihre Meinung bereits hatten laut werden lassen; als sie aber die Drohung des Präsidenten hörten, begab sich der größte Theil sogleich hinweg — zu welchem Zweck werden wir bald sehen.

Galiano fing sogleich damit an, den Kriegsminister um die Stellung und Stärke des Feindes und über die bewaffnete Macht die er ihm entgegenstellen könne, zu befragen. Konnte irgend etwas die Cortes verstummen machen, so war es die Antwort des Ministers, der sich in einer langen Rede zu beweisen bemühte, daß durchaus keine Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, dem Feind mit Erfolg widerstehen zu können. Da nur zu gut bekannt war, daß der Minister die Stärke der französischen Armee um Vieles übertreibe und die der spanischen viel zu gering anschlage, so glaubte man, da er ein Mann von zu anerkannter Rechtlichkeit war, als daß man ihn einer absichtlichen Täuschung hätte fähig halten können, er sey nicht recht bei Sinnen, was auch dadurch, daß er sich einige Tage später selbst ums Leben brachte, einige Wahrscheinlichkeit gewann. Die Deputirten zeigten während der Rede die größte Ungeduld, und Galiano, der die Frage gestellt hatte, war über die unerwartete Antwort nicht wenig bestürzt, verlangte jedoch ohne weitere Bemerkung, von einem andern Minister zu wissen, was für Maßregeln man vorbereitet habe, um gegen einen Ueberfall und die Gefangennehmung des Königs gesichert zu seyn. Calatrava berichtete hierauf als Antwort die bereits erwähnte Entscheidung der Versammlung der Generale nebst dem Beschluß des Staatsraths und fügte bei, daß die Minister dem König diese Meinungen vorgelegt, dieser aber noch keine entscheidende Antwort ertheilt habe. Galiano schlug nun vor, sogleich eine Deputation an den König zu senden und ihm vorzustellen, wie dringend nöthig es sey, Sevilla zu verlassen, um der Gefangenschaft zu entgehen. Diese sowohl

als noch zwei andere Motionen wurden genehmigt; die eine betraf die Nothwendigkeit der Entfernung der ganzen königlichen Familie, und die andere drang darauf, daß ihre Abreise nicht über den nächsten Tag verschoben werde. Die Mitglieder der Deputation wurden nun ernannt und in Antwort auf die Anfrage der Cortes, wann der König geruhen wolle sie zu empfangen, setzte dieser die Audienz um 5 Uhr des nämlichen Tages an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

General Chassé ist des höchsten Lobes wegen der bewiesenen Loyalität und Menschlichkeit würdig, nicht weil er die Stadt verschonte, sondern weil er sein Feuer nicht gegen die im Rücken des Angriffs liegenden Dörfer Berchem und St. Laurent, die mit Truppen, Vorräthen, Parks und Hospitälern gefüllt waren, richtete. Seine Vertheidigung beschränkte sich auf den Angriff und die Batterien vor ihm, und bei dem ausgezeichneten Eifer und der Genauigkeit seiner Artillerie ist der unbedeutende Verlust der Belagerer höchst auffallend. Das Labyrinth der Laufgräben und Annäherungen, die Stärke der Aufwürfe und der weiche Boden können dieses allein aufklären; denn es ist nicht zu viel behauptet, daß man kaum zwei Quadrat-Yards Boden zwischen den Parallelen und Zweigen finden konnte, die von Kugeln nicht durchfurcht, oder von Bomben nicht aufgewühlt waren. Um 11 Uhr eröffneten die Mörserbatterien der zweiten Parallele ihr Feuer ge..en Toledo und die Kurtine zu seiner Linken. Die Belag...n erwiderten es allmählich schwächer, mehreres Geschütz ..rde unbrauchbar, und einige Handmagazine flogen auf. Noch ein Gebäude in der Citadelle stand in Flammen, aber die Bomben hatten dem Feuer nur wenig zur Zerstörung übrig gelassen. Außer den nackten Mauern stand nichts mehr aufrecht, und diese stürzten schnell zu Staub zusammen, und zeigten nur ein schwarzes ausgebranntes Chaos von Trümmern, das auch die tapfersten Herzen entmuthigen konnte. Die Mineurs hatten zugleich ihre Galerien unter St. Laurent vollendet, und legten drei Minenkammern an. Vorbereitungen wurden getroffen, um mit der doppelten Sappe aus der vierten Parallele zur Krönung des Glacis vorzurücken. Das Feuer wurde auf das Kräftigste von der Citadelle unterhalten. Die holländische Flotille auf der Schelde konnte bei der Wachsamkeit der Divisionen Achard und Sebastiani nichts ausrichten; dem Obrist Koopman, Befehlshaber derselben, wurde es nur mit großer Wagniß möglich, die Depeschen des Gouverneurs an die Regierung zu befördern. Vertraute und kühne Matrosen schifften mit umhülltem Ruder in kleinen Nachen während der Fluthzeit durch die Ueberschwemmungen, und strichen im Schatten der Ufer an den Vedetten und Forts vorüber, ja selbst wenn sie angerufen wurden, segelten sie auf der Mitte des Stromes mit Verachtung des Feuers weiter. Den 12ten waren die Minen unter St. Laurent noch nicht beendigt, und die Besatzung bemerkte durch die Ableitung des Wassers im Graben, daß etwas im Werke sey; sie hatte auch die Flöße entdeckt, ohne jedoch die Mineurs sehen zu können. Der bedeckte Weg der linken Face von Toledo wurde auf 65 Yards Länge gekrönt; die Belagerten wandten ihr Vertikalfeuer tüchtig an, doch die Angriffsbatterien arbeiteten äußerst thätig. Marschall Gérard sagt in seinem Bericht vom 13ten. „Ich habe Befehl gegeben, unser Feuer in der Art zu unterhalten, daß fortwährend eine Kugel und eine Bombe die Luft durchschneide. Der Feind hat durch diese Maßnahme keine Ruhe, und kann seine Kasematten nicht verlassen." Nachdem den 19ten Tag 63,000 Schüsse, worunter 33,000 Kanonenkugeln, 14,000 Bomben und 16,000 Granaten, gegen die Citadelle geschleudert waren, scheint es, daß des Marschalls Befehle genau befolgt wurden, und daß wenn man den Projektilen die nöthige Zeit zu ihrer parabolischen Bahn zugibt, wenige Sekunden verflossen, ohne daß Kugeln oder Bomben im Fluge waren. Die Belagerungsbatterien waren nun auf den bestimmten Punkten in Thätigkeit, bis die weitern Annäherungen den Bau der Contrebatterien erlaubten. Offiziere auf dem Thurme der Kathedrale beobachteten die Schußweite zum wesentlichen Vortheil und zur Beseitigung jeder Unsicherheit. Vor Dämmerung waren die drei Kammern jede mit 420 Pfd. Pulver geladen, und der Sturm für die Nacht anbefohlen. Nach 16 Tagen offener Laufgräben waren den 13ten die Vorbereitungen dazu vollendet. Es ist in militärischer Beziehung zu viel über dieses Außenwerk gesprochen worden, welches bei seinen schwachen Vertheidigungsmitteln bereits in der 4ten oder 5ten Nacht erobert werden konnte. Da aber das Feuer des Platzes die Lunette unhaltbar machte, bis die vorgerückten Parallelen der Belagerer sie als einen Stützpunkt des linken Flügels benützen konnten, und der von dem Marschall angenommene Plan dahin zweckte, seinen Truppen und vorzüglich den Ingenieurs eine bewunderungswürdige Uebung in ihren Funktionen zu gewähren, so war dieser eher wissenschaftliche als kühne Angriff ganz sachgemäß. Das geblendete Herabsteigen wurde mit der Dämmerung geöffnet, Faschinen am Rande des Grabens gehäuft, und die drei Flöße mit einander verbunden. Drei Abtheilungen des 65sten Regiments waren in den nächsten Annäherungen zum Sturme aufgestellt, eine vierte Kolonne sollte die Kehle des Werks angreifen. Diese Abtheilungen waren von Reserven unterstützt und während des Angriffs sollten das Gewehrfeuer aus den Waffenplätzen der zweiten Parallele, und eine besondere Thätigkeit der Batterien gegen die zunächst liegenden Werke noch mitwirken. Mehrere unerwartete Verzögerungen in den Details verursachten, daß erst am Morgen des 14ten die Minen gezündet werden konnten. Drei nacheinanderfolgende Stöße und Explosionen zeigten, nachdem sich der Rauch und Staub vertheilt hatte, eine weite und gangbare Bresche in der Escarpe; da aber ein Theil der gelegten Faschinen zerrüttet auf einen Floß gesunken war, so bedurfte es einer halben Stunde Zeit zur Ausbesserung, bevor die in fieberhafter Aufregung bereitstehenden Kolonnen, ohne einen Schuß zu thun, das Werk erstürmen konnten. Die Besatzung, entweder auf den Angriff unvorbereitet, oder durch die plötzliche Wirkung der Minen bestürzt, ergab sich ohne Widerstand. Auf dem Gipfel der Bresche wurde sogleich eine Verschanzung eingeschnitten, und die Kehle des Werks mit einer Annä-

berung aus der vierten Parallele verbunden, so daß bis 6 Uhr Morgens, trotz des furchtbaren Hagels von Kugeln und Granaten des Platzes, die Arbeitenden bereits gedeckt waren. Während die Besatzung ihre Aufmerksamkeit gegen diese Erstürmung richtete, wurde die vierte Parallele vertieft, erweitert und verstärkt. Die Arbeiten gegen die linke Flanke von Toledo rückten am 14ten unter dem schärfsten Feuer der Belagerten vor. Die Artillerie schritt zur Errichtung einer Batterie von drei 16Pfr. an der linken Flanke der Contregarde, welche mit der Tenaille hinter Montebello verbunden ward. Der bedeckte Weg an der linken Face von Toledo war beinahe vollständig gekrönt, und es wurden daher Vorbereitungen zum Bau einer Breschebatterie gemacht. Auch eine Contrebatterie gegen die zurückgezogene rechte Flanke von Fernando, so wie die ersten Arbeiten zum Absteigen in den Graben, wurden begonnen. Die Reservedivision unter Generallieutenant Schramm übernahm von diesem Tage an den Dienst mit der übrigen Armee vor der Citadelle. Am 15ten Abends wurde mit der doppelten Sappe längs der linken Seite der Kaponniere vorgearbeitet, und so weit geführt, um den bedeckten Weg der linken Face des Ravelins zu krönen. Der Regen und die Finsterniß hinderten die Artillerie ihre gewöhnliche Energie zu entfalten; sie begann eine neue Batterie für vier 16Pfr. im einspringenden Waffenplatz der linken Lunetteface. Im Hauptquartier liefen Berichte von Bewegungen in der holländischen Armee ein. Es ergingen daher Befehle Truppen nöthigenfalls in der Richtung von Turnhout zu konzentriren, während die Belagerung dennoch mit hinreichender Zahl fortgesetzt werden konnte. Diese Maßnahme schien aber überflüssig zu seyn, da man versichert war, daß das preußische Observationskorps mit den Holländern nicht gemeinschaftlich wirken würde, und dessen Aufstellung bloß aus politischen Gründen nach dem Beschlusse des deutschen Bundes geschehen war. Andererseits schien es nicht glaubbar, daß der Prinz von Oranien, obwohl begierig, sich mit der belgischen Armee zu messen, einen Angriff gegen die vereinten und weit überlegenen Kräfte der Franzosen und Belgier unternehmen würde. Die holländischen Truppen befanden sich, wie man sagte, in einem vortrefflichen Zustande. Die Artillerie wurde als die Elite angesehen; auch ihre schwere Kavallerie war ausgezeichnet, indessen ihre leichte Reiterei und die Infanterie waren dem Aeußeren nach nicht mit den belgischen Truppen zu vergleichen, und diesen weder in der Abrichtung noch in der Bewegungsfähigkeit überlegen. Für ihre Ausrüstung bleibt im Allgemeinen wenig zu wünschen übrig, und mit Ausnahme der englischen Soldaten, welchen sie in ihrem starken physischen Bau ähnlich sind, ist es nicht leicht möglich, in Europa einen schöneren Schlag Leute zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in der Mongolei.

(Schluß.)

Um sieben Uhr Abends beschlossen wir dem Einsiedler in seinem Zufluchtsorte einen Besuch zu machen. Wir nahmen einige Mongolen mit uns, und gingen bei dem schwachen Schein einer Laterne die steinigen Schluchten hinauf, welche zu dem Felsen führen. Die tiefste Stille herrschte in unserem Lager und den umliegenden Bergen. Der Mond schien hell am Himmel. In der Ferne vernahm man den Klang einer Glocke und einer Trommel; an dem Felsen flimmerte ein Licht. Dieß war die Höhle, wo der Einsiedler bei dem Scheine der Lampen Gebete las, und Glocke und Trommel, die Attribute eines Geluns, ertönen ließ. Auf unsere Bewillkommnung antwortete er ohne Furcht mit Höflichkeit, lud uns in seine Höhle ein und setzte seine Litanei fort. Es war eine ächte, von der Natur selbst gebaute Einsiedler-Wohnung. Eine Filzdecke und ein Schafpelz waren sein Bett und sein Schutz gegen Kälte; eine kleine eiserne Pfanne und ein Menschenschädel all sein Geräthe. Ein Säckchen mit Hirse und ein Fläschchen mit Oel seine Nahrung; einige kupferne Götterbilder und ein Portrait des Dalai-Lama die Gegenstände seiner Verehrung; in einem kleinen runden Mantelsack bewahrte er zwei Meßgewänder (Namtschir und Tschathe), eine Glocke (Chonchο) und eine Trommel (Damara), die Attribute des geistlichen Grades eines Geluns, und Mützen auf, wie der Dalai-Lama und Kutukin sie tragen. Lodon Zeden bewirthete uns mit Kuhfett; auf unsere Bitte verließ er seine Höhle und setzte sich auf einen vorspringenden Stein am Abhang des Berges. Wir setzten uns weiter unten im Kreise umher, die bei uns befindlichen Mongolen und Kosaken auf Felstrümmer. Nach asiatischer Sitte brachten wir ihm ein halbes Buch weißes Papier und Bleistift, etwas Rauchtabak, eine Wachskerze, ein Spiegelchen und ein Scheermesser, lauter Dinge, die unserem seltsamen Wirthe nöthig waren. Lange wollte der Einsiedler diese Kleinigkeiten nicht annehmen, und berief sich auf die Mongolen, welche wohl wüßten, daß er in äußerster Armuth lebe, außer Almosen nichts von ihnen erwarte, und uns kein Gegengeschenk machen könne. Endlich nahm er die Geschenke, las ein Dankgebet, worauf er sagte, daß er wahrlich sich des von uns gebrachten Opfers würdig gemacht habe. „Zehn von euch," fuhr er fort, „gehen nach Peking, aber zwei Schüler werden unfehlbar in ihr Vaterland zurückkehren, denn sie können die hiesige Erde und das Wasser nicht vertragen." Dann betrachtete er unsere Handflächen und bestimmte darnach unsere Lebensdauer. Aus den Linien meiner Hand schloß er, daß ich weder Vieh noch Geld hätte, d. h. arm sey und in Peking bleiben werde. Die übrigen Mitglieder der Mission würden nach zehn Jahren glücklich nach Rußland zurückkehren, und hier noch mit ihm zusammentreffen; dann schrieb er tübetische, chinesische, mandschurische und mongolische Worte auf ein Papier, zog seine Meßgewänder an und las beim Klange der Glocke und der Trommel Gebete. Sonderbares Schauspiel! ein Priester des Schigemuni in voller Priestertracht, in der Steppe, zwischen zwei brennenden Lichtern auf einem mächtigen Felsen unter dem freien Himmel der Mongolei, beim Schimmer des Mondes, umgeben von russischen Reisenden am Thore der Gobi, sprach heilige tübetische Worte aus und schickte warme Gebete zu seinen Göttern, um einen glücklichen Ausgang und gute Gesundheit auf der von uns unternommenen Reise; gewiß eine seltsame Erscheinung! G... fragte den Einsiedler, ob er ihm nicht seinen menschlichen Hirnschädel zum Andenken überlassen wolle. — „Unter keiner Bedingung kann ich euern Wunsch erfüllen, erwiderte der Priester, diese Tasse wurde mir in Tübet gegeben, mit ihr bin ich stets satt und gesund. Im Laufe der Nacht beschäftige ich mich mit Gottesdienst, bei Tagesanbruch lege ich mich schlafen. Meine Speise ist mir zugemessen; fehlt diese, so nähre ich mich von Erde und Gras." Plötzlich ergriff er eine Handvoll Sand und Gras, stopfte sie in den Mund und schluckte sie hinab. — „Was willst du denn aber mit diesem Hirnschädel thun?" — „Erzürne dich nicht!" erwiderte der Einsiedler. Noch lange las er Gebete und sagte sodann: „kehrt in eure Jurten zurück, es ist Zeit, daß ich mich in meine Höhle begebe und dort wie gewöhnlich meinen Gottesdienst fortsetze." Als wir uns von ihm verabschiedet hatten, begaben wir uns auf dem vorigen Wege in das Lager zurück. Durch eine Oeffnung der Höhle schimmerte Feuer, und der Gesang des Einsiedlers und der Klang seiner heiligen Instrumente widerhallte in den Felsen. Am folgenden Tage Morgens früh besuchte uns Lodon Zeden; Branntwein trank er keinen, weil er die ganze Zeit im Gebete zubringen müsse, mit Vergnügen aber nahm er die ihm auf einem Teller vorgesetzten gebackenen Pflaumen und Mandeln. „In unsern Gegenden sagte er, ist es am Fasttage nicht gestattet, Thee und Milch zu genießen, Fleisch zu essen und Tabak zu rauchen; aber es ist erlaubt, trockene Früchte zu genießen." Auf unsere Frage, wie viele Einsiedler

seiner Art man in Tübet zähle, antwortete er: „Nicht mehr als vier, und diese sind alle in die Register eingetragen, als Personen, die der Regierung bekannt sind. Ich bin aus Tübet, lebe aber unter Mongolen und muß sehr vorsichtig seyn. Die Gesetze sind streng; vor einiger Zeit wollte ich mich nach Rußland entfernen, aber die Mongolen ließen es nicht zu. Ich hoffe, euch in meiner Höhle wieder zu sehen. Lebt wohl." — Zugleich mit dem Vorstand begaben wir uns noch einmal zu dem Einsiedler, welcher uns auf der Hälfte des Weges entgegen kam und dem Vorstande ein gegossenes kupfernes Bild des Schilhemuni übergab. In der Höhle las er ein Gebet und sagte ihm voraus, daß der Bogdokhan ihn zu sehen wünsche und gütig empfangen werde. Endlich gestattete er einem der Unsrigen ihn zu zeichnen, und setzte sich zu dem Ende in voller Priesterkleidung unbeweglich an die Oeffnung der Höhle, bis unser Maler seine Arbeit geendiget hatte. Auf der folgenden Station erhielten wir von Lodon Zeden eine Handvoll Sand zugestellt, die er uns beim Eintritt durch das Thor der großen Mauer zu kleinen Theilen nach beiden Seiten werfen hieß. Der von ihm abgesendete Mongole kündigte an, daß der Einsiedler ein geheimes Gebet über den Sand gesprochen habe. — Unser Gepäck ist schon voraus in die sunnitischen Steppen, und wir werden uns noch in dieser Stunde auf den Weg machen."

Zur Erklärung über diese Missionen müssen wir noch Folgendes beifügen: Man weiß, daß von allen europäischen Nationen nur die Russen das Vorrecht genießen, eine dauernde Niederlassung in der Hauptstadt des chinesischen Reiches zu haben. Folgendes ist der Ursprung dieses Rechts: In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts dehnten die Kosaken, welche Sibirien der russischen Herrschaft unterworfen hatten, ihre Eroberungen sehr weit gegen Osten aus, und bemächtigten sich der Ufer des obern Amur. Die Mandschu-Kaiser betrachteten diese Gegenden als einen integrirenden Theil ihres alten Landes, und verlangten, daß die Russen dieselben räumen sollten; da aber diese Forderung ohne Erfolg blieb, so machten sie dieselbe mit Gewalt geltend, und nahmen mehrere von den Russen in der Nachbarschaft des Amur errichtete Forts durch Kapitulation ein. Eine beträchtliche Zahl von Gefangenen fiel bei dieser Gelegenheit den Mandschu's in die Hände. Diese wurden nach Peking gesandt und in den umliegenden Dörfern vertheilt. Bei dem Frieden, der in Bezug auf den Handel für beide Parteien vortheilhaft war, wurde ausgemacht, daß die russischen Gefangenen die Wahl haben sollten, im chinesischen Gebiete zu bleiben oder in ihr Vaterland zurückzukehren. Da die meisten sich angebaut und Frauen des Landes geheirathet hatten, die sie nicht mit fortführen konnten, so wählten sie das erstere, und wurden Unterthanen des chinesischen Kaisers. Der Hof von St. Petersburg machte sich indeß eine Gewissenssache daraus, keine so große Anzahl Christen in einem heidnischen Lande zu lassen, und verlangte beim Abschluß des Handelsvertrages im Jahre 1727 die Erlaubniß, in Peking ein Kloster und eine Kirche zu gründen, und alle zehn Jahre vier Mönche unter Leitung eines Archimandriten hinzusenden, damit sie über das Seelenheil dieser ehemaligen Einwohner Rußlands wachen sollten. Der chinesische Kaiser hatte aus ihnen ein Bataillon seiner Leibwache gegründet, welches noch jetzt unter dem Namen der russischen Kompagnie besteht. Zugleich wurde ausgemacht, daß mit diesen Geistlichen vier junge Leute nach Peking kommen sollten, um das Chinesische und das Mandschu zu lernen, damit sie bei ihrer Rückkehr als Dolmetscher in diesen beiden Sprachen dienen können. Seit dieser Zeit gehen russische Mönche und Studenten nach Peking, und durch diese unterhält der russische Hof seine Verbindungen mit China. Die zu Peking sich aufhaltenden Russen sind beiden Reichen unterworfen, und werden zugleich von China und Rußland besoldet. Sie können keine Korrespondenz mit ihrem Vaterlande unterhalten; alle fünf oder sechs Jahre kommt ein russischer Aufseher nach der chinesischen Hauptstadt und bringt ihnen Geld, Nachrichten und andere für Europäer nothwendige Dinge.

Vermischte Nachrichten.

Daß man nicht bei uns allein über ungünstige Witterung Klage führt, beweist ein in französischen Blättern mitgetheiltes Schreiben aus Tarbes vom 9 September. „Seit zehn Tagen, heißt es in demselben, hat bei uns der Winter begonnen, und die Kälte ist so empfindlich als in der strengen Jahreszeit. Der Wein und Mais kommen nicht zur Reife und der Schnitt des Nachheus (Grummet) ist sehr verspätet. Ein anhaltender Regen hat fast alle unsere Flüsse aus ihren Ufern getrieben und bedeutenden Schaden verursacht. Vor Allem aber hat sich in unsern Bädern die Einwirkung dieser ungünstigen Jahreszeit fühlbar gemacht, denn alle Badegäste beschleunigen ihre Abreise. In Bareges werden die Anstalten zu diesem Zweck mit der größten Thätigkeit betrieben; die Straße war von der Ueberschwemmung weggerissen worden, sie wurde indeß schnell wieder hergestellt, und jetzt reist man mit aller Sicherheit auf ihr. Minder glücklich als die Badegäste von Bareges waren die von Cauterets, denn diesen war es unmöglich gemacht, nach einem mildern Klima zu flüchten. Ein ungeheures Felsenstück, das der Regen vom Gebirge abgelöst hatte, sperrt die Straße dergestalt, daß nur für Fußgänger ein enger beschwerlicher Pfad frei ist. Die Behörde läßt das Abräumen mit der größten Thätigkeit betreiben, und es läßt sich hoffen, daß schon nach Verlauf zweier Tage die Fahrt wieder gänzlich frei seyn wird. Die von den Eigenthümern ins Gebirge auf die Weide geschickten Heerden von Schafen und Stuten litten von dem frühzeitig gefallenen Schnee außerordentlich, so daß eine Menge dieser Thiere umkam. Die Zahl der in den Schneemassen versunkenen Pferde gibt man auf mehr als 150, und die der Schafe noch weit höher an. Man nennt Eigenthümer, die zwölf Stück Pferde eingebüßt haben.

*

Einer im achtzehnten Jahre der Regierung Kea-Kings (1813), des jetzigen Kaisers von China, vorgenommenen allgemeinen Volkszählung zufolge, wäre der gegenwärtige Stand der Bevölkerung des himmlischen Reichs folgender:

Provinzen.	Einwohner.	Familien.
Tschili	27,990,871	—
Schantung	28,958,764	—
Schansi	14,004,210	—
Honan	23,037,171	—
Keangsu	37,843,501	—
Ganhwuy	34,168,059	—
Keangse	30,426,999	—
Fuhkihn	14,777,410	—
Formosa	1748	—
Tschekiang	26,256,784	—
Hupih	27,370,098	—
Hunan	18,652,507	—
Schensi	10,207,256	—
Kansuh	15,193,125	—
Barkul und Oroumtsi	161,750	—
Szetschuen	21,435,678	—
Kwangtung (Canton)	19,174,030	—
Kwang-se	7,313,895	—
Yunnan	5,561,320	—
Kweitschou	5,288,219	—
Schinking (Leaoutung)	942,003	—
Kirin	307,781	—
Hihlung-Keang (Tsitsihar)	—	2398
Tsinghae (Kokonor)	—	7842
Zinspflichtige Horden unter Kansuh	—	26,728
Zinspflichtige Horden unter Szetschuen	—	72,547
Tübetanische Kolonien	—	4889
Ele und seine Lehen	—	69,644
Turfan und Lobnor	700	2551
Russische Gränze	—	1900
Gesammtzahl	361,693,879	188,326

Die Gesammtzahl der Familien mit 4, als Durchschnittszahl für die einzelnen Individuen, aus denen jede besteht, multiplicirt . . . 4

Macht . . . 753,304
Hiezu . . . 361,693,879

So beträgt mithin die Bevölkerung des chinesischen Reichs 362,447,183

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 278. 5 October 1833.

Die Absetzung König Ferdinands von Spanien durch die Cortes im Jahre 1823.

(Fortsetzung.)

Wir wollen jetzt die Cortes verlassen, um zu sehen, was bei der andern Partei vorging. Der König war, seitdem er von seinen geheimen Emissarien erfahren hatte, daß die Chefs der Liberalen der Meinung seyen, es wäre ihrem Interesse angemessener ihn nicht zum Tode zu verurtheilen, guten Muthes und beschäftigt, sich mit einer im Palast versammelten Junta, zu der General Downie, Obrist Cabanos nebst einigen Domherrn und Ordensgeistlichen beigezogen waren, über die unter den vorliegenden Umständen zweckmäßigsten Maßregeln zu berathen. Downie versicherte, daß es im gegenwärtigen Augenblick äußerst schwer halten würde, den Pöbel zum Aufstand zu bewegen, da dieser zu viele Furcht vor der Nationalmiliz habe, doch glaubte er, daß es während der Nacht geschehen könne, und er und die übrigen Mitglieder der Junta riethen dem König den Palast zu verlassen, sobald die Unruhen ausbrächen und in der Kathedrale oder in einem der Klöster Schutz zu suchen. Dem König war jedoch dieser Vorschlag nicht genehm, sondern er befahl dem General Downie, während der Nacht und im Geheim so viele Freunde in den Palast zu führen, als er nur aufbringen könne, um, im Fall der Palast angegriffen werde, seine Person zu vertheidigen. Eben als die Junta auseinander gehen wollte, erhielt der König Nachricht von dem, was in der Versammlung der Cortes vorgegangen war, und von der Deputation, die man ihm senden wolle, man blieb daher noch beisammen, um die Antwort, die der König zu ertheilen habe, zu berathen und zu bestimmen.

Während der König und seine Camarilla so auf höchst unbesonnene Weise bemüht waren, einen Aufstand zu erregen, rüsteten sich die Truppen der Garnison zu offner, ernstlicher Empörung. Die Liberalen, welche die Galerien des Saales der Cortes verlassen hatten, weil sie in Folge von General Alava's Bemerkung weder durch Bezeugung des Beifalls noch des Mißfallens einen Einfluß auf die Deputirten üben sollten, gingen geraden Wegs zu den Seesoldaten und der Miliz von Madrid, welche fast allein die ganze Garnison bildeten, und ergossen sich in den bittersten Beschwerden gegen die Minister, ja gegen die Cortes selbst. Viele von ihnen schlugen vor, sich in Masse nach dem Palast zu begeben, und den König und die königliche Familie zu zwingen, Sevilla ungesäumt zu verlassen. Glücklicher Weise wollten einige der Offiziere diese Maßregel, ohne vorherige Zustimmung der einflußreichen Deputirten nicht genehmigen, und drangen darauf, daß man sich zu diesen begeben, und sich mit ihnen berathen solle. Da fast die ganze Madrider Miliz zu einer oder der andern der geheimen Gesellschaften gehörte, und da viele der Chefs dieser Gesellschaften Cortesmitglieder waren, so wurde dieser Vorschlag mit der Bedingung genehmigt, daß nur solche Mitglieder um Rath gefragt würden. Man wählte vier Offiziere zu Abgeordneten, und diese begaben sich sogleich nach dem Saal der Cortes, wo sie sich mit fünf der eben erwähnten Deputirten besprachen und ihnen ihren Auftrag mittheilten. Die Deputirten, von diesen drohenden Aussichten natürlicher Weise höchst beunruhigt, drangen in die Offiziere, zu ihren Freunden zurückzukehren und sie zu versichern, daß sie, wenn der König sich nicht darein fügen wolle, Sevilla zu verlassen, entschlossen wären, ihn abzusetzen, eine Regentschaft zu ernennen und am folgenden Tag aus der Stadt abzuziehen; bemerkten aber dabei, daß es vor Allem nöthig wäre, daß auch nicht der geringste Anschein zu Aufstand oder Unordnung vorhanden sey. Der Sprecher der Deputation, ein sehr einflußreicher Offizier der Madrider Miliz, ließ sich auf eine weitläufige Erwiderung ein: Er sagte, daß es höchst ungereimt sey zu verlangen, man solle in ihrer jetzigen Lage gesetzliche Formen beobachten, und daß man Zeit sparen und Unruhen vermeiden würde, wenn man sich gemeinschaftlich in den Palast begebe, den König nebst seiner Familie auf den ersten besten Wagen oder Karren setze, und gerade nach Cadiz abführe. Er bemerkte, daß er sehr zweifle, ob die guten Deputirten (hier meinte er die seiner eigenen Partei) über eine hinreichende Majorität zu gebieten im Stande seyn würden, wenn man für nöthig finden sollte den König abzusetzen, und daß alle liberalen Parteien es dringend wünschten, die Verantwortlichkeit einer gezwungenen Entfernung zu theilen; ferner machte er auf die persönliche Gefahr aufmerksam, der die Deputirten in Folge des Beschlusses der Cortes, daß die Sitzung für permanent erklärt sey, bis der König Sevilla verlassen habe, ausgesetzt wären, und daß die Cortes, der Willkür eines von den Priestern aufgereizten Pöbels bloßgestellt, in der Stadt zurückbleiben müßten, weil die wenigen Truppen genöthigt wären den König zu begleiten.

Als er endlich darauf bestand, daß sich die größten Vortheile daraus ziehen ließen, wenn man einen kleinen Aufstand (una asonadita) errege, ward er von den Deputirten mit der Versicherung unterbrochen, daß sie, im Fall es nöthig sey den König abzusetzen, über eine hinreichende Majorität gebieten könnten; daß sie, was Verantwortlichkeit und Gefahr beträfe, damit zufrieden wären diese gemeinschaftlich zu tragen; daß man die Folgen eines Aufstandes, die Schmach, welche auf die Liberalen und besonders auf die in Amt und Würden stehenden falle, ungerechnet, nicht voraussehen könne, und beschworen ihn endlich zu seinen Freunden zurückzukehren und seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um sie ruhig zu halten. Hierauf begab sich die Deputation nach den Baracken zurück, wo der Bericht des Erfolges ihrer Sendung bei den Truppen, die auf eine ganz andere Antwort gerechnet hatten, ein unbeschreibliches Mißvergnügen erregte; sie wagten indeß nicht, sich den Wünschen ihrer Anführer zu widersetzen, und so blieb es ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Der 16 December, als der Geburtstag des belgischen Königs, wurde durch ein großes Tedeum in der Kathedrale zu Unserer Frau gefeiert. Es war ein höchst ergreifender und ehrfurchtgebietender Anblick, den weiten Raum dieses Tempels mit dichten Massen von Soldaten und Bürgern gefüllt zu sehen, die in andächtiger Aufmerksamkeit dem ernsten Gesange der Choristen und den schwellenden Tönen der Orgel lauschten, während zwischen den Uebergängen des Instruments und den Pausen der Singstimmen das donnernde Echo des Geschützes und das Bersten der Hohlkugeln in der Luft die hohen Fenster klirren machte, und selbst den gewölbten Fußboden erschütterte. Es war einer der seltsamen Augenblicke im Leben, der an der Wirklichkeit dessen, was man hörte und sah, zweifeln ließ; denn der Kontrast zwischen der frommen Stellung der gemischten Menge, der Melodie dieser vollen Stimmen, dem durchschauernden Klange der Orgel, und dem Anblick dieser Gottesdiener in ihren reichen Meßgewändern und Skapulieren gegen den Donner der Kanonen, die zerspringenden Bomben und gegen die Erinnerung der furchtbaren Thätigkeit auf wenige Schritte von da, war so groß, daß es nothwendig wurde, diesen Träumereien entrissen zu werden, ehe man glaubte, daß das Ganze nicht eine dramatische Täuschung sey, und daß diese Männer, die mit gebeugtem Knie demüthigst Gottes Segen und Schutz erflehten, mit Begierde streben sollten, den Thoren der Stadt zu entstürzen, um ihre Hände in Blut zu tauchen.

Der strömende Regen machte den 16ten die erste und zweite Parallele beinahe ungangbar. In dem bedeckten Wege des Ravelins wurde zu einem freien Absteigen in den Graben geschritten. In die Batterie zur linken Flanke von St. Laurent führte man in dieser Nacht vier 16Pfr. ein. Wegen des sumpfigen und verdorbenen Bodens war es nothwendig, für jedes Geschütz neue Gleise zu bauen, und sie mit der größten Anstrengung durch den Koth zu schleppen. Mit Ausnahme der Bewaffnung dieser Batterie und der in der Contregarde förderten sich die Arbeiten in diesen 24 Stunden nicht sehr. Das furchtbare Wetter, die Masse der geworfenen Leuchtkugeln und das unausgesetzt thätige Feuer der Belagerten verursachten diese Zögerung. Der berühmte und vielbesprochene Mörser traf an diesem Tage ein. 19 Coehorn Mörser im Centrum der vierten Parallele und das Wallbüchsenfeuer aus den Werken an der Contregarde hielten die Besatzung des Ravelins nieder. Das Wetter blieb fortwährend ungestüm, doch die Menge der Arbeiter und ein Ueberfluß von Schanzkörben und Faschinen erlaubten, die Sappen am 17ten mit mäßiger Geschwindigkeit zu führen. Viele Durchschnitte wurden zwischen den Zweigen und Laufgräben gemacht, und jener Theil der Kommunikationen, durch welchen das Breschegeschütz vorgebracht werden sollte, mit Hurden und Faschinen belegt. Das Gewehr- und Steinfeuer, so wie die vertikalen Projektilen, verursachten indessen vieles Schwanken und manche Unterbrechung. Die Batterie an der Contregarde beschoß nun die Schleußenwehr des Hauptgrabens, wo mit Tagesanbruch bereits ein Durchbruch sichtbar wurde. Das Einführen der Geschütze war nur durch die Kommunikationen möglich, indem doppelte Reihen Faschinen, mit starken Hurden bedeckt, gelegt wurden. Beim Untersuchen der Brunnen in der Citadelle fand sich eine solche Wasserabnahme, daß das gänzliche Austrocknen zu befürchten stand: ein unersetzliches, schreckliches Mißgeschick. Da St. Laurent dem Feuer des Platzes zu sehr bloßgestellt war, so wurde es nur als ein Stützpunkt des linken Flügels der Parallele benützt. Ein Ausfall war nicht leicht zu befürchten, die Kommunikationsbrücke vom Platze zum Ravelin war zerstört, das Thor, bis zum Durchgang für einen Mann vermauert, und der bedeckte Weg des Ravelins war mit Ausnahme eines Reduits im rechten eingehenden Waffenplatz verlassen worden. Am 18ten war das Absteigen in den Graben des Ravelins bis zum Wasserspiegel gefördert; die Ingenieurs wollten einen Faschinenübergang versuchen, und das Werk sollte durch einen Handstreich genommen werden. Die Gelegenheit zu einem so glänzenden Unternehmen wäre günstig gewesen, da aber durch das unausgesetzte Feuer der Besatzung großer Verlust zu befürchten stand, so wurde das Vorhaben aufgegeben. Die ganz überschwemmten Laufgräben machten die Arbeiten höchst peinlich; ein starker Wind, mit Hagel und Schnee vermengt, der die Kleider der Mannschaft durchdrang, zwang sie, unbeweglich zu bleiben. Die Schützen konnten sich nicht an die Brustwehr anlehnen, ohne in Koth zu versinken; die Sappeurs hatten dabei noch mehr auszustehen; dennoch zeigten die Truppen einen höchst bemerkenswerthen Grad von guter Laune und charakteristischer Fröhlichkeit. Die Breschebatterie war am Morgen vollendet, die Contrebatterie dagegen konnte wegen des kräftigen Feuers von Fernando wenig vorrücken. Zwei neue Batterien wurden angefangen; eine für 10 Mörser auf 200 Yards vom Vorsprunge der Bastion Toledo auf dessen Capitale, wozu das hinter der ersten Parallele in Batterie gestandene Geschütz verwendet wurde; eine andere für sechs Steinmörser in Front des linken einspringenden Waffenplatzes am Ravelin. Das

Feuer wurde beiderseits mit größter Thätigkeit fortgesetzt; aber die sich wiederholenden Unglücksfälle machten die Lage der Besatzung immer elender. Gegen 30 Geschütze und 39 Laffetten waren entweder dienstunbrauchbar oder zerschmettert worden. Mehrere Pulvermagazine waren aufgeflogen, kaum daß eine Blendung oder Schutzwehr unbeschädigt geblieben war. Die Brunnen waren am Auslaufen, und der Zufluß unmöglich, da die Rinnen zur Leitung des Regenwassers beim Einsturze der Gebäude zerstört, und die Cisternen durch die Massen der ausgebrannten Trümmer verstopft waren. Wenn daher die Vertheidigung nicht durch Anstrengung preiswürdig sich zeigte, so bot sie doch ein seltenes Beispiel von Geduld und Resignation dar, welches in der Militärgeschichte nicht übertroffen ist. Versuche mit dem, nach englischem Maße, 24zölligen Mörser wurden in Gegenwart vieler Generale und Offiziere bei dem Dorfe Braeschaet gemacht, da die in Lüttich angestellten entweder wegen der mangelhaften Bomben oder der Art zu feuern nicht gelungen waren. Nach mehreren Abänderungen an dem Spiegel und der Dicke, vorzüglich des Bodenstücks der Bombe, wurden die Versuche, wobei man stufenweise mit der Ladung bis zu 30 Pf. stieg, wiederholt. Von 6 Bomben zersprang nur Eine zunächst der Mündung. Die Bomben wurden mittelst eines besonderen Gestells, woran ein dem Projektil beinahe gleichkommendes Gegengewicht, leicht eingeführt; die erforderliche Zeit zur Ladung betrug 37 bis 50 Minuten. Die Oeffnung wurde durch einen Springdeckel verschlossen, und der abfeuernde Artillerist stand hinter einer Traverse, und zog den Deckel durch einen daran befestigten Strick herunter. Es wurde beschlossen, das Mörserungeheuer im bedeckten Wege der Stadtbastion zwischen Montebello und dem Thore nach Mecheln aufzustellen. Es bedurfte acht Pferde, um ihn auf dem besonders erbauten Wagen von der Stelle zu schaffen, und acht andere für dessen Stuhl oder Block. Mit Ausnahme des Mörsers in Moskau, welcher 36 Zoll Durchmesser an der Mündung hat, und der, wenn er jemals gebraucht wird, nur Granitmassen schleudern kann, übersteigt das Mörserungeheuer jede andere in dieser Art bekannte Waffe. Die Erfindung gebührt dem Obrist Paixhans; er wurde unter der Direktion des Barons Evain in Lüttich gegossen.*) (Nach verlässigen Berichten ist es bei andern Versuchen nächst Antwerpen den 18 Junius d. J. in zwei Stücke zersprungen.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Durchmesser betrug . . . . . 24″
Die Eisenstärke ohne Bodenstück . . . . 2½″
Gewicht der leeren Bombe . . . . . 916 Pf.
Ladung der Bombe . . . . . 99 Pf.
Gewicht des Metallmörsers . . . 14,700 Pf.
Gewicht des Holzstuhls . . . . 16,000 Pf.
Die Ladung der Kammer, welche 19″ Tiefe und 9″ Breite maß . . . . . 30 Pf.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Ihr Inkognito war indeß ganz nutzlos, da es sich nicht einmal auf die sie begleitenden Personen erstreckte. Man hätte ihre Spur von Gasthof zu Gasthof verfolgen können, denn in jedem Fremdenbuche waren die Unterschriften des Herrn von Menars, von Duras und anderer Personen ihres Gefolges zu lesen.

Die Heerstraßen der Lombardei und Piemonts waren von französischen Royalisten bedeckt, die von der Ankunft der Herzogin in der Nähe der Gränze von Frankreich Kunde erhalten hatten, und alle Welt wußte, daß die Gräfin Sagana die Herzogin von Berry sey, um so mehr, da sie selbst kein Geheimniß daraus machte. Jeden Sonntag ging sie, mit demselben Gefolge, das sie in Paris zu begleiten pflegte, zu Fuß nach der ungefähr zweihundert Schritte von ihrem Wohnort gelegenen Kirche, und zwar meist durch ganze Reihen von Volk, das die Neugier herbeigezogen hatte.

Die französische Regierung erhielt demnach gar bald Nachricht von der Anwesenheit der Herzogin in Piemont, die sie sehr übel aufnahm. Herr de Cases, der französische Konsul zu Genua, wußte, daß die Gasthäuser der Stadt mit Franzosen überfüllt waren, von denen auch nicht ein einziger zu ihm kam, um seinen Paß visiren zu lassen, weil die meisten Royalisten sich Pässe von fremden Gesandtschaften zu verschaffen gewußt hatten, und mithin als dermalige brittische, deutsche oder italienische Unterthanen, unter angenommenen Namen, zu den betreffenden Gesandtschaften gingen, um dort ihre Pässe vorzuzeigen. So wohnten im Hotel von Malta in Genua wohl ein Dutzend Reisende von allen europäischen Nationen, nur keine Franzosen, die aber, wenn sie zusammenkamen, nichts als Französisch, und zwar eben so rein als Herr de Cases selbst sprachen. Dieß beunruhigte den Konsul nicht wenig, und er erstattete sogleich Bericht an seine Regierung, worauf diese sogleich ein Schreiben an die sardinische Regierung erließ, in welchem sie sich beschwerte, daß Karl Albert in seinen Staaten einer Verschwörung Vorschub leiste, die nur gegen Frankreich gerichtet seyn könne.

Karl Albert schrieb nun an die Herzogin und unterrichtete sie von dem von den übrigen Staaten rücksichtlich Frankreichs angenommenen System. Der lange diplomatische Brief schloß mit der höflichen Bitte, die aber, obschon alle Gründe der Länge nach angeführt waren, nichts desto weniger ein strenger Befehl blieb, die sardinischen Staaten zu verlassen, da der Aufenthalt der Herzogin daselbst zu bekannt geworden sey; doch ward ihr Erlaubniß ertheilt, wenn es ihr immer gefiele, unter einem strengern Inkognito, das es dem König von Sardinien möglich mache, ihre Anwesenheit in seinen Staaten gegen Ludwig Philipp zu läugnen, wieder dahin zurückzukehren.

Dieser Brief entrüstete die Herzogin, deren selbstständiger und herrschsüchtiger Charakter sie verleitete, sich eher jeder Gefahr und Beschwerde auszusetzen, als auch nur den leisesten Widerspruch gegen ihren Willen zu erdulden, nicht wenig. Sie konnte nicht begreifen, wie Karl Albert, den sie mit rothwollenen Epaulets als Freiwilligen bei dem nach Spanien bestimmten Heer gesehen hatte, die freundliche Aufnahme habe vergessen können, die er am Hofe Karls X gefunden hatte, und wie er acht Jahre später, nachdem er selbst König geworden war, sie aus seinen Staaten weisen könne. Dieser Brief war eine Demüthigung für sie, auf die sie im Gespräch mit den Franzosen, die sich in Sestri einstellten, um ihre Befehle zu empfangen, immer wieder zurückkam. „Hoheit, sagte sie zu einem derselben, ist vergänglich wie Gebäude. Mein Urgroßvater baute Paläste, mein Großvater Häuser, mein Vater Hütten und mein Bruder wird ohne Zweifel Rattennester bauen. Mein Sohn aber soll, so Gott will, wenn die Reihe an ihn kommt, wieder Paläste bauen.“

Die Herzogin entschloß sich endlich, Piemont zu verlassen, gab aber den Royalisten, die sich in Sestri bei ihr eingefunden hatten, ihr Wort, sich auf den ersten Ruf und bei der ersten ihnen günstig scheinenden Gelegenheit in Frankreich einzufinden. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Modena ging sie durch das Toskanische nach Rom, und damals war es, als der Papst ihr den bekannten Deutz vorstellte.

Die Höflinge, von denen die Herzogin umgeben war, suchten sie nun mit aller Kraft der Beredsamkeit zu überzeugen, daß es das Beste sey, wenn sie selbst plötzlich in Frankreich erscheine. Die Unzufriedenheit im Süden wurde ihr als offene Empörung, die Vendéer als ein organisirtes und gerüstetes Heer, und die republikanischen Bewegungen als ein royalistischer Aufstand geschildert. Alle Briefe, in denen das Unkluge eines so raschen Schrittes gezeigt wurde, unterschlug man, und zeigte nur solche auf, die mit dem gegebenen Rath übereinstimmten. Von diesen letztern habe ich mehrere vor mir, sagt der Verfasser, die von einer kaum glaublichen Verblendung und Unvorsichtigkeit zeugen, und von Pairs von Frankreich geschrieben sind, deren Stimmen damals nichts weniger als entscheidend waren. Der Verfasser gibt in seinem Werk Auszüge aus einigen

solchen in Chiffern geschriebenen Briefen, durch welche, wären die Namen der Schreiber nicht unterdrückt, wohl Mancher, von dem man es bis jetzt nicht geglaubt hätte, bloßgestellt werden würde. Durch solche Aufforderungen angetrieben, entschloß sich die Herzogin endlich, Alles zu wagen, und dem zufolge wurde den Getreuen folgendes Schreiben zugesendet:

„Ich will in Nantes, Angers, Rennes und Lyon wissen lassen, daß ich mich in Frankreich befinde. Bereitet euch, zu den Waffen zu greifen, sobald ihr diese Nachricht erhaltet, die euch wahrscheinlich vom 2 auf den 3 des nächsten Monats Mai zukommen wird. Sollte es den Boten nicht möglich seyn, durchzukommen, so wird das öffentliche Gerücht euch meine Ankunft verkünden, und dann werdet ihr ohne Verzug zu den Waffen greifen." Marie Karoline.

Am 15 April 1832.

Am 21 schiffte sich die Herzogin am Bord des Dampfboots „Carlo Alberto" ein. Am 29 befand sie sich auf der Höhe von Marseille, und in der Nacht desselben Tages sollte der Aufstand in dieser Stadt ausbrechen. Das Wetter war indeß zum Landen an der Küste nicht günstig; das Meer ging hoch, der Wind blies heftig, und ein Versuch, an einer andern Stelle als auf der Rhede von Marseille zu landen, würde das Schiff der größten Gefahr ausgesetzt haben. Der Kapitän erbot sich gegen die Herzogin, es dennoch zu wagen, was diese aber bestimmt untersagte, und nur bat, daß man ein Boot aussetzen möge, auf dem sie entschlossen war, die Landung zu versuchen. Der Kapitän weigerte sich lange, allein die Herzogin ertheilte ihre Befehle sehr entschieden, und so blieb ihm, da das Schiff für ihre königliche Hoheit gemiethet war, mithin unter ihrer Verfügung stand, nichts übrig, als zu gehorchen. Ueberdieß waren die Gründe, die sie angab, triftig: Sie selbst, sagte sie, habe die Stunde zum Ausbruch des Aufstandes bestimmt, und wolle deßhalb durchaus gegenwärtig seyn, damit nicht der Thron ihres Sohnes und das Leben derer, die bereit seyen, Alles für ihre Sache zu wagen, Gefahr laufe.

Der Kapitän ließ demnach das Boot aussetzen, das die Herzogin nebst zwei Personen, dem Herrn von Menars und dem General Bourmont, bestieg. Die Ruderer nahmen ihre Plätze, das schwache Fahrzeug trennte sich von dem Dampfboot und verschwand zwischen zwei berghohen Wogen, um bald darauf auf der Spitze einer Welle gleich einer Schaumflocke wieder zu erscheinen. Es war ein halbes Wunder, daß ein so gebrechliches Fahrzeug der tobenden See drei Stunden lang widerstand. Die Herzogin war auch hier, wie immer in wirklicher Gefahr, ruhig, ja fast munter. Sie ist eines jener zarten weiblichen Wesen, von denen man glauben sollte, daß der leiseste Hauch sie beugen könne, und die dennoch nur in Stürmen, die über ihrem Haupte oder in ihrem Busen wüthen, sich ihres Lebens freuen.

Die abenteuerlichen Reisenden landeten endlich gegen Abend unbemerkt an der Küste. Da sie nicht wagten in ein Haus zu treten, so entschlossen sie sich, zu übernachten wo sie waren; die Herzogin schlief, in einen Mantel gewickelt, unter einem Felsen, während Herr von Menars und General Bourmont bis Tagesanbruch Wache bei ihr hielten. Der erste Blick, den die Morgendämmerung nach der Stadt erlaubte, überzeugte die Herzogin, daß ihre Befehle befolgt worden seyen. Die weiße Fahne hatte die dreifarbige vom Thurm der Kirche St. Laurent verdrängt, und die Sturmglocke hallte in tiefen, lang gehaltenen Tönen von ihm herab. Man mußte die Herzogin fast mit Gewalt von ihrem Vorhaben, in die Stadt zu gehen, zurückhalten, und nur mit Mühe gelang es ihren Gefährten, sie zu bewegen, noch einige Zeit zu warten. Bald sah man eine zahlreiche Volksmasse sich auf die Esplanade von La Tourette drängen und nach dem Meer hin auf das Dampfboot „Carlo Alberto" blicken; denn es hatte sich ein Gerücht in der Stadt verbreitet, daß die Herzogin von Berry und General Bourmont an Bord dieses Schiffes seyen, und daß die Regentin und der Marschall gekommen wären, um die eben ausgebrochene legitimistische Bewegung zu unterstützen.

Um acht Uhr hörten die Herzogin und ihre Gefährten den Alarm, der in allen Theilen der Stadt geschlagen wurde. Dieß dauerte bis eilf Uhr, ohne daß jedoch geschossen wurde, und dann war Alles ruhig. Um 9 Uhr hatte die dreifarbige Fahne auf der Kirche St. Laurent ihren Platz wieder eingenommen, und um zwölf Uhr zerstreute sich, beim Anrücken der Nationalgarde und der Linientruppen, deren Waffen die Herzogin in den Sonnenstrahlen glänzen sah, das auf der Esplanade La Tourette versammelte Volk. Um zwei Uhr Nachmittags lief eine Fregatte mit der dreifarbigen Flagge, zwischen einer Menge von Schiffen durch, aus dem Hafen und näherte sich rasch dem Dampfboot, das ungefähr vier Stunden von der Küste wie ein Kork auf den Wellen wogte. Dieß gewahr werdend setzte der „Carlo Alberto" sich in Bewegung und verschwand bald in der Richtung gegen Toulon.

Alles dieß waren lauter ungünstige Zeichen. Länger da bleiben, wo man sich befand, wäre unklug gewesen, und deßhalb schlug General Bourmont der Herzogin vor, in eine nicht weit entfernte Hütte zu treten, während er selbst auf Entdeckungen ausgehen wollte. Diese Hütte gehörte einem Kohlenbrenner. Um 4 Uhr kehrte General Bourmont mit folgendem Bericht zurück: Während der ganzen Nacht vom 29 bis zum Morgen des 30 hatten sich Haufen von Legitimisten versammelt, und waren mit der weißen Fahne, unter dem Geschrei: „Es lebe Heinrich V!" durch alle Straßen der Stadt gezogen. Um 3 Uhr Morgens waren einige bewaffnete Leute, nachdem sie die Schlüssel mit Gewalt genommen hatten, in die Kirche St. Laurent gedrungen, und hatten statt der dreifarbigen, die weiße Fahne aufgepflanzt. Andere Bewaffnete waren nach dem Patoche und dem Wachthaus gedrungen, hatten die dreifarbige Fahne herabgerissen und in den Koth getreten; der größere Haufe aber war unter dem Geschrei: „Es lebe die Ligue! es lebe Heinrich V!" nach dem Gerichtshof gezogen. Ein Unterlieutenant vom dreizehnten Regiment, der sich hier befand, forderte das Volk auf auseinander zu gehen, und auf die Weigerung des Rädelsführers, des Obristen Lachaud, ergriff er diesen beim Kragen und schleppte ihn nach heftigem Widerstand in die Wache. Ein allgemeines: „Rette sich wer kann!" wurde hierauf laut, und während des Auflaufs ergriff man noch drei andere Personen, die Herren de Candolle, Laget de Podio und Chevalier.

Die von der Mehrheit der Bevölkerung an den Tag gelegten Gesinnungen, und die geringe Theilnahme, welche diese legitimistische Unternehmung erregt hatte, waren schlechte Anzeichen für den Erfolg der Unternehmung. Kaum zweihundert Karlisten hatten Theil an der Bewegung genommen, obschon sechs- bis achttausend in der Stadt sich befanden, und es war nur zu wahrscheinlich, daß die andern südlichen Städte sich nicht erheben würden, wenn Marseille, die vornehmste unter ihnen, nicht mit gutem Beispiele voranginge. Dieß waren traurige Nachrichten, und die Herzogin und ihr kleiner Rath beriethen sich nun eifrig, was zu thun sey. Ein Entschluß zu irgend Etwas war dringend, denn ihre Lage wurde immer bedenklicher und die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick. Um ihr Mißgeschick zu vollenden, hatte das Verschwinden des „Carlo Alberto" ihnen auch noch den Rückzug zu Wasser abgeschnitten, und es blieb ihnen folglich nur noch die Wahl, entweder das Land, das die Rhone von den Alpen trennt, zu durchreisen, diese Gebirge zu übersteigen und nach Piemont zu gehen, oder sich westlich zu halten, Frankreich fast seiner ganzen Breite nach zu durchschneiden und Schutz in der Vendée zu suchen. Dieser letztere Plan, obschon der Ausführung nach der gefährlichste, bot doch die Aussicht eines wahrscheinlichen Erfolgs, und wurde deßhalb von der Herzogin gewählt; sie erklärte, da sie Frankreich einmal betreten habe, so wolle sie es auch nicht wieder verlassen, und deßhalb ertheilte sie mit der ihr eigenen Entschlossenheit Befehle zur augenblicklichen Abreise.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In den Vereinigten Staaten und in England breiten sich die sogenannten Büchergesellschaften immer mehr aus. Sie vertheilen Bücher an die Arbeiter, unter denen der Geschmack an Bildung und Wissenschaft sich verbreitet. Die Arbeiter haben sogar solche Gesellschaften schon unter sich selbst gebildet, um gemeinschaftlich Bücher zu kaufen. Es bestehen welche zu Leeds, Glasgow und vielen andern Orten, und die Ausgaben derselben sind im Vergleich mit dem Nutzen, den sie stiften, ungemein gering.

*

Die Gesammtzahl der Backsteine, welche vom 5 Februar 1832 bis zum 5 Februar 1833 in England und Schottland fabricirt wurden, beträgt 998,346,580; die davon erhobene Abgabe 294,328 Pf. 9 Sch. 1¾ D. Die Zahl der in demselben Zeitraum gefertigten Ziegel beträgt 76,601,051, die Abgabe davon 38,010 Pf. 17 Sch. 0½ D.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 279. 6 October 1833.

Die Absetzung König Ferdinands von Spanien durch die Cortes im Jahre 1823.

(Fortsetzung.)

Um fünf Uhr verfügte sich die Deputation der Cortes, der Bestimmung gemäß, nach dem Palast. Solche Deputationen waren bisher immer von den höchsten Würdenträgern des Hofes und mit der gehörigen Etikette empfangen worden, allein die gegenwärtige sah sich von Küchenjungen und Stallknechten umringt, die sich auf die frechste Weise gegen sie benahmen. Endlich erschien der König und nachdem er sich auf dem Thron niedergelassen hatte, wendete sich General Valdes an ihn mit der Erklärung, daß die Cortes, wegen Annäherung des Feindes, ihre Sitzungen permanent erklärt und unter diesen Umständen sich entschlossen hätten, eine Deputation an Se. Majestät zu senden, um sie zu beschwören, ihrer persönlichen Sicherheit halber Sevilla zu verlassen, und sich am folgenden Tag nach Cadiz zu begeben. Der König antwortete: Daß er für seine Person bereit sey ein Opfer zu bringen, daß aber, als König, sein Gewissen ihm nicht gestatte Sevilla zu verlassen. General Valdes erwiderte, daß Se. Majestät Gewissen auf alle Weise unbelastet bleibe, weil er, als konstitutioneller König, keine Verantwortlichkeit und kein Gewissen habe als das seiner gesetzlichen Rathgeber; er fügte noch einige andere Gründe an und schloß damit, daß er den König beschwor, die Mitglieder der Deputation zu hören. Der König brach indeß die Unterredung kurz mit der Bemerkung ab: „Ich habe Alles gesagt, was ich zu sagen habe," stand auf und begab sich hinweg.

Als die Deputation zu den Cortes zurückkam und ihr Sprecher berichtet hatte, daß Se. Majestät beschlossen habe Sevilla nicht zu verlassen, erhob sich Galiano und forderte, nach einem sehr beredten Vortrag, in dem er des Königs Weigerung, sich an einen sichern Ort zu begeben, der Einwirkung eines periodischen Wahnsinns zuschrieb, daß man den Artikel 187 der Konstitution, kraft dessen die Cortes ermächtigt seyen, eine Regentschaft zu ernennen, wenn der König durch irgend ein moralisches Gebrechen verhindert sey die Regierung fortzuführen, in Wirksamkeit setze, und schloß mit dem Vorschlag: „Die Cortes erklären, daß die Weigerung des Königs, seine königliche Person gegen Gefangenschaft in Feindeshänden sicher zu stellen, nach Artikel 187 der Konstitution anzusehen sey, und setzen daher, um seine Entfernung zu bewerkstelligen, eine provisorische Regentschaft ein."

Nun erhob sich Vega Infanzon und sprach länger als zwei Stunden gegen diese Motion, indem er zu beweisen bemüht war, daß es besser sey, sich lieber nach Algesiras und Ceuta, oder im schlimmsten Fall nach Gibraltar, als nach Cadiz zu begeben, und schloß mit dem Vorschlag eine zweite Deputation an den König zu senden. Arguelles antwortete auf diese Rede und nach ihm verlangte Romero, daß einige Aerzte aufgefordert werden sollten über den wahren Zustand des Königs zu berichten, wobei er sich gegen die Einsetzung einer Regentschaft erklärte und den Wunsch aussprach, daß ein Comité mit der Vollmacht ernannt werden möge, die Entfernung des Königs zu bewerkstelligen. Oliver antwortete auf diesen Vorschlag und da kein Mitglied weiter gegen die Motion sprach, so kam sie zur Abstimmung und ging durch. Noch keine Debatte war so wichtig als diese, aber auch noch keine, was die Reden und Diskussionen betrifft, so unbedeutend, Galiano's Eröffnungs-Adresse ausgenommen. Der weitschweifige, unzusammenhängende Vortrag Vega Infanzons war keiner Erwiderung würdig, und Arguelles berührte ihn nur flüchtig und schloß so kurz als möglich.

Noch muß bemerkt werden, daß neunzehn Mitglieder abtraten, bevor noch die Motion zur Abstimmung kam, daß sie aber von den drei und achtzig zurückbleibenden, Vega Infanzon allein ausgenommen, einstimmig angenommen wurde. Die Regentschaft ward nun ungesäumt ernannt; die Generale Valdes, Ciscar und Vigodet gingen, nachdem sie den von der Konstitution vorgeschriebenen Eid geleistet hatten, an ihr nicht beneidenswerthes Geschäft und begaben sich, von einer von Riego angeführten Comité der Cortes begleitet, unter dem Zujauchzen der Liberalen, die sich zuletzt mit dem Beschluß und der Entscheidung der Deputirten zufrieden zeigten, nach dem Palast.

Während die Cortes so beschäftigt waren, fing der König an über die möglichen Folgen seiner Weigerung unruhig zu werden, obschon er nicht glaubte, daß die Liberalen Stimmen genug für seine Absetzung zusammenbringen würden. Er schickte sogleich nach Downie und befahl ihm, so viele von seinen Anhängern als er nur aufbringen könne, heimlich in den Palast einzulassen, um im Fall eines Angriffs seine Person zu schützen. Downie beeilte sich diesen Befehlen nachzukommen, allein die

Haltung der Liberalen hatte die Royalisten dergestalt eingeschüchtert, daß er nicht mehr als ein halbes Dutzend stellen konnte. Diese versammelten sich in einem Zimmer des Palastes, und beriethen eben über die zu nehmenden Maßregeln, als ein Militärarzt Namens Lopez, der sie zufällig bewaffnet hatte kommen sehen, plötzlich eintrat, sie Verräther nannte, dem General Downie den Degen, den dieser gezogen in der Hand hatte, ohne den geringsten Widerstand abnahm, die Soldaten der Wache vom Fenster aus heraufrief und so von den sieben Anwesenden drei zu Gefangenen machte; die übrigen retteten sich durch die Flucht. Daß Downie, der so viele Beweise persönlichen Muthes gegeben hatte, sich so willig gefangen gab, ist eine von jenen unerklärlichen Erscheinungen, die bei Revolutionen zuweilen vorkommen. Den König befiel tödtlicher Schrecken, als er das Geräusch der Waffen seiner königlichen Person so nahe hörte und seine Hoffnungen scheitern sah; die Mitglieder der royalistischen Junta waren durch Downie's Schicksal so eingeschüchtert, daß auch nicht Eines sich in die Nähe des Palastes wagte — ein Benehmen, für das sie vom König, als er nach vier Monaten wieder nach Sevilla zurückkehrte, streng getadelt wurden.

(Schluß folgt.)

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Fortsetzung.)

Den größern Theil des 19ten beschäftigten sich die Arbeiter die Parallelen und Laufgräben zu reinigen, dennoch erforderte das Einführen des Geschützes in die Breschebatterie, durch den tiefen Koth, eine Zeit von 11 Stunden und unerhörte Anstrengung; auch wurde am Bau der Contrebatterie, obgleich das Feuer von Fernando geraume Unterbrechungen veranlaßte, fortgearbeitet. Die Absicht, im Graben des Ravelins überzugehen, wurde wieder aufgenommen, und selbst Abtheilungen zum Sturm in Bereitschaft gesetzt. Die Belagerten indessen hatten einen 24P . und einen Steinmörser im Ravelin aufgestellt, und unterhielten einen Regen von Leuchtballen, Steinen, Bomben und Musketenkugeln, während bei der Dämmerung ein durch eine Traverse in der rechten Flanke von Toledo geschützter 12Pfr. ein so heftiges Kartätschenfeuer unterhielt, daß die Fortsetzung der Operation nicht für rathsam erachtet wurde. Das Feuer des Platzes wurde Nachmittags am 20sten schwächer als vorhergehend, und hauptsächlich nur gegen die Breschebatterie konzentrirt. Bereits in der verflossenen Nacht hatte man mit der doppelten Sappe gegen die Contreskarpe der linken Face von Toledo vorgearbeitet. Das Absteigen in den Graben wurde mit geblendeter Deckung angefangen, und damit ein offenes Herabsteigen rechts auf kurze Entfernung verknüpft. Die Contrebatterie konnte nach vielen Mühseligkeiten erst bis 6 Uhr Abends an diesem Tag vollständig bewaffnet werden. Um 11 Uhr wurden die Bresche-, Contre- und Mörserbatterien demaskirt und eröffneten ihr Feuer. Alle Batterien, deren Schußweite nicht durch die vorgerückten Arbeiten beeinträchtigt war, erhöhten ihre Thätigkeit, und von diesem Zeitpunkte bis zur letzten Stunde der Belagerung unterhielten 40 Mörser, 20 Haubitzen, 6 Steinmörser, 19 Coehorns, 30 24Pfr. und 15 16Pfr., im Ganzen 130 Geschütze, ein rastloses Feuer. Die Breschebatterie war 52 Yards von der Bekleidung entfernt; ihre zu lösende Aufgabe war eine Bresche von 100 Fuß zu bilden. Zwei Geschütze feuerten zugleich auf einen Punkt in horizontaler Linie mit dem Wasserspiegel, und mußten so fortfahren, bis sich die Bekleidung von der Erde getrennt hatte, wonach sie in vertikalen Richtungen zu beiden Seiten die Sturmlücke vollenden sollten. Die Contrebatterie auf 350 Yards von der Flanke der Bastion Fernando beschoß diese und das Reduit in seinem Rücken; aber die Belagerten zielten mit so bewunderungswürdiger Genauigkeit, daß zwei Geschütze bald zum Schweigen gebracht waren. Die Besatzung hatte 10 Stück des schwersten Kalibers für die Flanken von Paciotto und Fernando aufgespart. Schuß vor Schuß traf in die Scharten, zerstörte die Backen, Solen und Wälle. Das holländische Feuer war dem französischen auf dieser Seite überlegen, und es bedurfte der größten Energie der Artillerieoffiziere den Schaden wieder auszubessern. Die Breschebatterie konnte nur durch Vertikalfeuer und Hohlkugeln getroffen werden. Das doppelte Absteigen in den Graben wurde fortgesetzt, doch mußte die Arbeit dreimal während der Nacht wegen des scharf treffenden holländischen Mörserfeuers ausgesetzt werden. Um 4 Uhr Nachmittags lösten sich bereits große Massen von der Bekleidung ab. Die gebrauchten Geschütze, obwohl sie nur 6 oder 7 Schüsse in der Stunde, oder 80 bis 90 von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang machten, zeigten schon Schwächen und Sprünge an den Mündungen, wodurch die unendliche Ueberlegenheit des eisernen Materials statt Metall zu Belagerungsparks eine neue Bekräftigung erhielt. Bei dem einbrechenden Regen und Nebel am Abend des 21sten stellten alle Kanonenbatterien ihr Feuer ein, und Toledo wurde nur mit Hohlkugeln allein beworfen, um die Belagerten an Ausbesserung der Bresche und Verschanzung desselben zu verhindern. Da sie noch immer einen Angriff des Ravelins erwarteten, so unterhielten sie auf dem Graben ein scharfes Musketen- und Kartätschenfeuer gegen den unvollendeten Uebergang; sie wurden in dieser Täuschung durch die fortwährende Erwiderung der Schützen, welche in den zunächst liegenden Kommunikationen vertheilt waren, unterhalten. Das doppelte Absteigen machte große Fortschritte, das zur Linken hatte die Contreskarpe erreicht. Um Mitternacht geschah der erste Wurf aus dem 24zölligen Mörser. Die ungeheure Bombe fiel nächst dem großen Pulvermagazin in der Kehle der Bastion Fernando nieder und zersprang. General Chassé sagt in seinem Bericht vom 21sten: „Der Feind hat das Siegel auf sein barbarisches und brutales Verfahren gedrückt, indem er jetzt das so lang angekündigte Mörserungeheuer angewendet." Die Artillerie der Festung war unterdessen nicht müßig. Jedes aufgesparte Geschütz von den nicht angegriffenen Seiten ward herbeigebracht. Man war gezwungen diese Geschütze über Trümmer, zusammenstürzende Wälle und das herabfallende Gebälke, über einen mit Bomben durchfurchten Boden und unter dem konzentrischen Feuer von 60 Mörsern und Haubitzen heran zu schleppen.

Unendliche Noth hatten die Belagerer durch ihre Artillerie

erzeugt, und zuverlässig verdient dieses wackere Bestreben die größte Empfehlung; wir glauben übrigens, daß General Chassé seinen eigenen Truppen kaum volle Gerechtigkeit widerfahren ließ; er hat viel, doch nicht genug, wenigstens nicht in seinem öffentlichen Bericht erwähnt; denn es läßt sich kühn behaupten, daß Obristlieutenant Selig und seine Artilleristen jeden Ruhm und jede Belohnung verdient haben. Sie, und beinahe sie allein, führten die Vertheidigung, und die Meinungen von Offizieren aller Länder, welche bei den Operationen gegenwärtig waren, oder später das Innere der Festung besichtigten, bestärken uns darin. Die Ingenieurs konnten nicht so viel leisten, die Infanterie noch weniger, und die Gesundheit des Generals war so schwankend, daß dieser tapfere Veteran die nöthige körperliche Thätigkeit nicht entwickeln konnte. Mit Tagesanbruch wurde das Feuer aus allen Batterien heftiger als in den verflossenen Tagen. Die Bekleidung der Eskarpe war von der Spitze 100 Fuß weit längs der Face eingefallen, und zeigte nur sechs Strebpfeiler, welche die Brustwehr noch hielten. Da man vermuthete, daß General Chassé den Versuch machen könnte, sich mit der Besatzung einzuschiffen, die Werke zu sprengen, und während der Verwirrung den Fluß herabzuschwimmen, oder in der Tête de Flandres zu landen, um dort seine Bedingungen zu stellen, so wurde den Batterien bei Burcht und H obken befohlen, die Kanonenboote scharf im Auge zu halten.

(Schluß folgt.)

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin hatte einen in der Nähe von Montpellier wohnenden Freund, auf dessen Treue sie sich verlassen konnte, da aber die Gesellschaft weder Wagen noch Pferd oder Maulthier hatte, so blieb kein anderer Ausweg, als zu Fuß dahin zu gehen; man machte sich demnach auf den Weg, entschlossen, die erste Station so lang als möglich auszudehnen. Unsere Reisenden verließen jetzt das Meeresufer; die Nacht war dunkel, und sie konnten Marseille am andern Ende der Bai nur aus den zahllosen Lichtern erkennen, die gleich Sternen leuchteten. Dann und wann erhob sich ein Geräusch in der aufgeregten Stadt, das die sanfte, feuchte Nachtluft zu den Ohren der Wanderer trug. Dann kehrte sich die Herzogin immer um, warf einen Blick auf die Stadt, wo ihre Hoffnungen gescheitert waren, und setzte dann mit einem Seufzer ihre mühselige Reise fort.

Da sich vermuthen ließ, daß nach dem, was in der Stadt vorgefallen war, die Straßen beaufsichtigt werden würden, und daß Reisende ihres Aussehens zu Fuße Aufmerksamkeit erregen müßten, so wurde beschlossen, sich von dem Kohlenbrenner durch die Gebirge führen zu lassen. Nach fünf Stunden ermüdender Wanderung gestand der Führer, daß er bei der Dunkelheit der Nacht den Weg verloren habe; die Herzogin war so ermüdet, daß sie nicht weiter gehen konnte, sie hüllte sich also in ihren warmen Mantel, legte ihr Haupt auf den Mantelsack, und fiel bald in einen so tiefen Schlaf, als wäre sie in den Tuilerien gewesen, während ihre Gefährten sie bewachten. Die Herzogin erwachte mit Tagesanbruch, und es war bereits hell genug, daß der Führer seinen Irrthum erkennen konnte. Er hatte sich zwei Stunden von dem Fußpfad entfernt, den er hätte einschlagen sollen, und um ihn wieder zu gewinnen, hätten die Reisenden eine Stunde weit durch offenes Land gehen müssen, wo sie Gefahr liefen, erkannt und angehalten zu werden. Die Herzogin bemerkte in diesem Augenblick ein nicht weit entferntes Landhaus und fragte, wem es gehöre. „Einem wüthenden Republikaner, antwortete der Führer, der noch dazu Maire der Gemeinde ist.“

„Wohl, erwiderte die Herzogin, führe mich dorthin.“

Ihre Gefährten blickten sie voll Erstaunen an.

„Meine Herren,“ sagte die Herzogin, indem sie sich zu ihren Gefährten wendete, ohne ihnen Zeit zum Sprechen zu lassen, und in einem Ton, den sie immer annahm, wenn ihr Entschluß unwiderruflich war, „der Augenblick ist gekommen, wo wir uns trennen müssen, denn einzeln laufen wir weniger Gefahr, als wenn wir beisammen bleiben. Sie, Herr von Bourmont, sollen meine Befehle in Nantes erhalten, gehen Sie dorthin, und warten Sie auf mich. Sie, Herr von Menars, gehen nach Montpellier, dort sollen Sie erfahren, wo ich bin. Leben Sie wohl, meine Herren; ich wünsche Ihnen glückliche Reise, Gott sey mit Ihnen!“ Mit diesen Worten reichte sie den beiden Herren die Hand zum Kusse und beurlaubte sie. Beide entfernten sich, weil sie wohl wußten, daß Vorstellungen nichts fruchten würden.

Als sich die Herzogin allein sah, wiederholte sie dem Führer ihren Befehl, sie zu dem Landhause des Maires zu begleiten, und eine Viertelstunde später stand sie im Besuchzimmer desselben. Der Hausherr, dem man ihre Ankunft hatte wissen lassen, erschien etwas später, die Herzogin ging ihm entgegen und redete ihn mit den Worten an: „Ich weiß, mein Herr, Sie sind Republikaner, allein politische Meinungen finden auf eine Verbannte, Flüchtige keine Anwendung. Ich bin die Herzogin von Berry, und gekommen, Sie um einen Zufluchtsort zu bitten.“

„Mein Haus steht zu Ihren Diensten, Madame.“

„Ihre Stellung setzt Sie in den Stand, mich mit einem Paß zu versehen, und ich habe darauf gerechnet, daß Sie mir einen solchen ausstellen werden.“

„Ich will Ihnen einen verschaffen.“

„Bis Morgen muß ich in die Nachbarschaft von Montpellier, wollen Sie mir dazu behülflich seyn?“

„Ich selbst werde Sie dahin begleiten.“

„Jetzt, mein Herr, fuhr die Herzogin, ihm die Hand reichend, fort, lassen Sie mir ein Bett in Bereitschaft setzen, und Sie sollen sehen, daß die Herzogin von Berry ruhig unter dem Dach eines Republikaners schlafen kann.“

Am nächsten Abend befand sich die Herzogin in der Nähe von Montpellier, wohin sie, an der Seite des Maires sitzend, in dessen Wagen gefahren war, und sobald Herr von Menars sie hier gefunden hatte, wurden Anstalten zur Abreise getroffen. Beide stiegen in eine Kalesche, der Marquis von L., in einen Kutschermantel gehüllt, nahm Platz auf dem Bock, und die Reisenden fuhren nun, mit regelmäßigen Pässen versehen, mit Postpferden auf der Heerstraße von Montpellier nach Carcassonne. Zu Toulouse hielten sie sich einen Tag auf, und wollten dann über Bordeaux nach einem in der Nähe von St. Jean d'Angely gelegenen Schloß reisen, das einem Freunde des Marquis von L. gehörte, für dessen Treue dieser sich verbürgte, obschon er sich des ihm zugedachten Besuchs nicht versah. Von diesem Schloß aus wollte die Herzogin dann den Legitimisten in Paris Nachricht von ihrer Ankunft geben, und ihre ersten Proklamationen an die Vendéer ergehen lassen.

Die Bequemlichkeit und Sicherheit, mit der sie von Montpellier nach Toulouse gereist war, flößten ihr eine solche Zuversicht ein, daß sie mehrere Freunde in letzterer Stadt von ihrer Ankunft in Kenntniß setzte und ihre Besuche annahm. Sie verließ indeß Toulouse noch in der Nacht nach ihrer Ankunft, setzte die Reise am folgenden Tage in einer offenen Kalesche fort, fuhr, ohne sich aufzuhalten, durch Bordeaux, ging über Dordogne und Cublac, und kam dicht unter den Mauern von Blaye vorüber, wo sie damals noch keineswegs daran dachte, daß sie binnen Kurzem eine Gefangene in diesen Mauern seyn würde.

Am Abend hielt der Wagen vor dem Thor des Schlosses. Der Marquis von L. sprang vom Bock herab, und schellte ganz so heftig an, wie Einer, der nicht Willens ist, lange zu warten. Der Lärm und die ungewöhnliche Stunde, in der er sich vernehmen ließ, veranlaßte den Herrn des Hauses, selbst herbeizukommen. „Ich bin es, von L.,“ sagte der Marquis, als er ihn gewahrte, „öffne rasch das Thor, denn ich bringe Dir Ihre königliche Hoheit, die Herzogin von Berry.“

Der Herr des Hauses stand starr vor Staunen und Schreck. „Die Herzogin von Berry, stammelte er, wie Madame —“

„Sie selbst, öffne schnell das Thor!“

„Aber Sie wissen nicht, daß ich zwanzig Personen im Hause habe, die alle im Besuchzimmer versammelt sind und —“

„Mein Herr, sagte die Herzogin, haben Sie nicht zufällig eine Base, die fünfzig Stunden von hier lebt.“

„Ja, Madame.“

„Nun wohl, so öffnen Sie das Thor und stellen mich diesen zwanzig Personen als ihre Base vor.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und der Herr des Hauses, der diese Einwendungen nur aus Besorgniß für die Sicherheit der Herzogin gemacht hatte, öffnete sogleich; die liebenswürdige Heldin hüpfte aus dem Wagen, nahm den ihr dargebotenen Arm und trat in das Haus. Die Gäste hatten sich indeß, da sie das Verschwinden ihres Wirths gewahrten, größtentheils in ihre Schlafzimmer begeben, so daß die Herzogin, als sie mit Herrn von Menars und dem Marquis von L. ins Zimmer trat, nur noch die Frau vom Hause nebst zwei oder drei Personen vorfand, und mithin die Einführung der Fremden nur wenig Umstände machte.

Am nächsten Morgen stellte sich die Herzogin den Gästen beim Frühstück vor, und spielte ihre Rolle als Verwandte des Hauses so natürlich, daß Niemand auch nur den geringsten Verdacht schöpfte, wobei ihr der Umstand zu Statten kam, daß keiner der Anwesenden sie früher gesehen hatte. Am folgenden Sonntag kam der Geistliche der kleinen Gemeinde von S., zu der auch die Bewohner des Schlosses gehörten, wie gewöhnlich zum Frühstück, und auch diesem wurde die Herzogin als eine Base des Hausherrn vorgestellt. Der Geistliche trat vor, um ihr seine Achtung zu bezeugen, blieb aber plötzlich so betroffen stehen, daß die Herzogin in ein lautes Gelächter ausbrach. Der gute Geistliche war der Herzogin von Berry im Jahre 1828 während ihrer Anwesenheit in Rochefort vorgestellt worden.

„Was fällt Ihnen denn an meiner Base so sehr auf?“ fragte der Hausherr.

„Wie, erwiderte der Geistliche, das ist Madame —! Ihre — Base! — Ah! aber wahrhaftig, das ist erstaunlich!“

„Aber was ist denn da zu erstaunen?“ fragte die Herzogin, die sich an der Verwirrung des Geistlichen ergötzte.

„Es ist, daß — Ihro königliche Hoheit ist — ich meine, daß Herrn —'s Base ihrer königlichen Hoheit außerordentlich ähnlich sieht; — kurz ich hielt Sie für — und selbst jetzt noch — ich wollte darauf schwören, daß —“

Die Herzogin war außer sich vor Lachen, und in diesem Augenblick rief die Glocke zum Frühstück. Sie setzte sich an der Tafel dem Geistlichen gegenüber, der, ganz in Gedanken verloren, den Gegenstand seiner Verwirrung unverwandt ansah und des Essens darüber vergaß, oder wenn man ihn daran erinnerte, die Gabel bewußtlos zum Munde führte, sie aber gleich wieder auf den Teller legte und ausrief: „Es ist unglaublich! eine solche Aehnlichkeit ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.“

Die Herzogin blieb acht Tage in diesem Schloß; sie schickte von hier aus Briefe an ihre Freunde in Paris und der Vendée ab, und erließ eine von ihr als Regentin von Frankreich unterzeichnete Proklamation an das Volk. Sie war indeß nicht allein rücksichtlich der Vorbereitungen, sondern auch über die Gesinnungen in den westlichen Departements sehr im Irrthum. Sie beurtheilte diese Provinzen nach den südlichen, die durch einen einfachen Aufruf zur Empörung verleitet und durch einen einzigen Unfall entmuthigt werden können. Der Vendéer ist ernst, kalt und schweigsam; er prüft jeden Plan bedächtig und sorgfältig, und wägt die möglichen Wechselfälle des Erfolgs und Fehlschlagens genau gegen einander ab. Sind die erstern die überwiegenden, dann reicht er seine Hand, sagt Ja, und stirbt erforderlichen Falles für Erfüllung seiner Zusage. Da nun aber bei ihm Ja und Nein Worte des Lebens und des Todes sind, so besinnt er sich auch, ehe er sie ausspricht.

In der That weigerten sich auch mehrere der Häuptlinge der Vendée, Folge zu leisten, als sie den Befehl erhielten, zu den Waffen zu greifen, und erklärten das Unternehmen für fruchtlos und verderblich; sie schlossen mit der Versicherung, daß sie für ihre Person mit Freuden ihr Blut auf Befehl der Herzogin vergießen würden, warnten sie aber zugleich, nicht die schwere Verantwortung auf sich zu laden, und die Bauern zu einem gewagten Unternehmen aufzufordern. Sogar Herr von Coislin, dessen Versprechungen die Herzogin hauptsächlich bestimmt hatten, erklärte sich in einer langen Denkschrift gegen ihr Unternehmen. Die Herzogin war indeß fest entschlossen, ihr Glück dem Zufall zu vertrauen und das Unternehmen zu wagen; sie erließ deßhalb folgende Antwort an Herrn von Coislin:

„Ich habe alle Ursache über die in Ihrem Schreiben enthaltenen Angaben bekümmert zu seyn. Sie werden sich des Inhalts Ihrer frühern Briefe wohl erinnern; diese Briefe sowohl, als eine Pflicht, die mir heilig ist, vermochten mich, dem bekannten Biedersinn dieser Provinzen zu vertrauen. Als ich am 24 den Befehl ertheilte, zu den Waffen zu greifen, so geschah es, weil ich Ihrer Theilnahme gewiß zu seyn glaubte, und in Folge bestimmter Nachrichten aus dem Süden und von andern Punkten Frankreichs. Ich würde meine Sache als für immer verloren ansehen müssen, wäre ich genöthigt, aus dem Lande zu fliehen, und dieß werde ich zu thun gezwungen seyn, wenn nicht sogleich die Waffen erhoben werden. Es bliebe mir dann nichts übrig, als fern von Frankreich zu beklagen, daß ich den Versprechungen derer zu viel vertraute, zu deren Besten ich allen Gefahren trotzte, um die meinen zu erfüllen. Ich muß bekennen, daß es mir, des Raths des Herrn Marschalls beraubt, schwer fällt, einen solchen Entschluß ohne ihn fassen zu müssen; allein ich hege die Zuversicht, daß er auf seinen Posten gehen wird, wenn er nicht bereits dort ist.

„Ich hätte sehr gewünscht für den Mangel seines Raths durch den Ihrigen entschädigt zu werden; allein die Zeit war dringend, und ich fühlte mich daher verbunden, ihrer Ergebenheit und ihrem Eifer zu vertrauen. Der durch ganz Frankreich erlassene Befehl, am 24 dieses Monats zu den Waffen zu greifen, bleibt demnach für den Westen in voller Kraft.

„Es bleibt mir nun nichts übrig, mein Herr, als Ihre Aufmerksamkeit auf das Heer zu lenken. Es wird uns den Erfolg sichern, und es ist deßhalb unsere Pflicht, bei ihm alle nur möglichen Mittel der Ueberredung zu versuchen. Sie werden daher Sorge tragen, daß meine Proklamationen und Ordonnanzen zwei Tage vorher vertheilt werden, und ich mache Ihnen zur Pflicht, nicht eher feindselig gegen dasselbe zu verfahren, als bis alle Versuche zur Vereinigung erschöpft sind. Dieß ist mein unabänderlicher Wille.

„Nachschrift. Ich ersuche Sie, diesen Brief sogleich den Personen mitzutheilen, die den Ihrigen an mich mit unterzeichnet haben. Ich muß ihnen nochmals wiederholen, Herr Marquis, wie sehr ich auf Ihre Ergebenheit rechne, von der Sie mir schon so viele Beweise gegeben haben, und die mir in diesem entscheidenden Augenblick wichtiger ist als je.“

Marie Karoline,
Regentin von Frankreich.

Vendée, am 18 Mai 1832.

(Fortsetzung folgt.)

Das „Birmingham Journal“ erzählt nachstehende Probe von Dampfwagenfahrt: Am 28 August machten die Brüder Heaton einen abermaligen Versuch, mit ihrem Dampfwagen einen Hügel hinauf zu fahren, dessen Boden aus einem so losen Sande besteht, daß die Räder ihrer ungefähr 5000 Pfund wiegenden Maschine einen 5 Zoll tiefen Aufwurf von Sand vor sich her schoben. Der Hügel ist ungefähr 800 Schritte lang, seine Ansteigung verhält sich zur Ausdehnung seines Wegs wie 1:9, an einigen Stellen wie 1:8, und einige erfahrene Wegaufseher erklären dieses Stück Straße für das schlechteste im Königreich. Die Maschine, an welcher eine 1500 Pfund schwere und mit neun Personen angefüllte Kutsche angehängt war, fuhr in Gegenwart von etwa 200 Zuschauern in 9 Minuten den Hügel hinauf. Nun nahmen sie 25 Personen ein, und fuhren nach Bromsgrove bis auf den Marktplatz; hier wandten sie die Maschine um und fuhren zurück bis zum Wirthshaus von Crab-Mill, ungefähr 15 englische (3 deutsche) Meilen. Dieß Alles geschah trotz des wiederholten Anhaltens in 2 Stunden 25 Minuten; nachdem sie geraume Zeit in dem Wirthshaus geblieben waren, kehrten sie zurück, hielten an verschiedenen Orten an, wo sie des Morgens angehalten hatten, und empfingen den Glückwunsch ihrer Freunde, da sie das Höchste geleistet hatten, was die Geschichte der Dampfwagenfahrt auf gewöhnlichen Wegen erwähnt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 280. 7 October 1833.

Die Guillotine.

Die große Frage der Todesstrafe kehrt in Frankreich periodisch wieder, mit stets wachsender Kraft, und es wird endlich der Zweifel gelöst werden müssen, ob das Schutzrecht des Staates bis dahin reiche, das Leben irgend eines Bürgers zu vernichten, ob der Mensch überhaupt ein Gut antasten dürfe, was er nicht mittheilen kann, und ob nicht die Todesstrafe bei der bestehenden Möglichkeit der Staatsgesellschaft, sich auf anderweitige Art zu schützen, als eine unnütze Grausamkeit zu verwerfen sey? Einstweilen ist die in Frankreich bestehende Vollziehungsart der Todesstrafe, als die zweckmäßigste, als die schnellste, als die am wenigsten schmerzliche anerkannt; diese Betrachtungen haben der Guillotine über den Strang, das Beil und das Schwert den Vorzug ertheilt. Wenn aber diese Schnelligkeit der Lebenserlöschung nicht bestünde, wenn die Rumpfstrennung noch ein Gefühl, eine Empfindung, einen Schmerz fortbestehen ließe; wenn der Kopf, vom übrigen Körper weggerissen, noch *hören, sehen fühlen und empfinden* könnte? — „Einmal unabänderlich festgestellt, sagt ein französischer Jurist aus der Behaglichkeit seines Studirzimmers, daß die Todesstrafe fortbestehen müsse und dem Hingerichteten mit Recht auferlegt worden, so kann die Frage, ob die Ausübung dieser an sich unbezweifelten Gerechtigkeit von der kurzen Fortdauer der Empfindung und des Schmerzes nach der Enthalsung begleitet sey oder nicht, von keinem wesentlichen Belang seyn; die Frage ist nicht sowohl, welchen Eindruck die Hinrichtung auf den Verstorbenen, als vielmehr welchen Eindruck sie auf die Ueberlebenden mache?“ Es mag seyn, daß diese menschenfreundliche Ansicht viel für sich habe, allein wer nicht bloß die eisernen Formen und beliebten Vordersätze einer gefühllosen Staatsmechanik, sondern seine menschlichen Empfindungen zu Rathe zieht, dem muß die gestellte Frage, ihre Bejahung und die Reihe der sich daran schließenden Unterstellungen Grausen erregen. Die Phantasie führt hier zum Schrecklichsten. Wie lange dauert die Empfindung fort; ist sie mit einiger Thätigkeit der Sinne verbunden, so daß z. B. der Kopf, obschon vom Rumpfe getrennt, sehen und hören und äußere Berührungen fühlen kann? Sollte gar diese animalische Thätigkeit mit einem Rest von geistigem Bewußtseyn begleitet seyn, sollte der Kopf seinen Zustand begreifen, wissen und z. B. die Trennung vom Rumpfe empfinden? Bis hierher werde mit der Ueberzeugung des Gegentheils verfahren, und diese heute erschütterte Voraussetzung wird zur verzweiflungsvollen Demüthigung alles menschlichen Wissens, wenn man erwägt, daß wir wahrscheinlich niemals Gewißheit über diesen Gegenstand erhalten werden.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften von Paris vom 15 September verlas ein junger Gelehrter, Julia de Fortenelle, eine Denkschrift vom größten Interesse über die hier angeregte Frage, ob die durch die Guillotine Hingerichteten nach der Enthalsung noch eine Empfindung des Schmerzes behalten oder nicht?

Derjenige, dessen Name auf das Todes-Werkzeug übergegangen ist, Doktor Guillotin, Petit, Cabanis und einige Physiologisten haben den Schmerz nach dieser Todesweise geläugnet. Viele andere, an deren Spitze Sömmering, Sue, Mojon, Castel u. s. w., haben das Gegentheil behauptet. Die Gründe ihrer Ansicht sind im höchsten Grade merkwürdig und bestehen in folgenden Thatsachen:

1) Der Doktor Sue schnitt einem welschen Hahn den Kopf ab; während anderthalb Minuten behielt der Kopf alle seine Bewegungen, die Ober- und Unterkinnbacken, so wie die Pupille, bewegten sich heftig, und die Augenlieder zuckten. Der Körper, welcher seit einer Minute ohne alle Bewegung war, erhob sich, erhielt sich während anderthalb Minuten auf seinen Füßen, ging, schwang die Flügel, brachte eine Pfote an den Hals und starb nach sechs Minuten. Die Enthalsung eines andern welschen Hahnes ergab das nämliche Phänomen. Wenn man ihm mit einer Nadel in die Muskeln der Flügel, des Halses u. s. w. stach, so zeigten sich zusammenziehende und konvulsivische Bewegungen dieser Theile;

2) Ein Hammel wurde in zwei Sekunden enthalst; der Kopf behielt alle seine Bewegungen während zwei Minuten und der Körper während zwölf Minuten. Die Bewegungen waren so heftig, daß es dreier Männer bedurfte, um ihn zu bändigen. Die nämlichen Resultate bewährten sich bei einem trächtigen Schafe, mit dem geringen Unterschiede, daß die Bewegungen des Kopfes zwei und eine halbe Minute und jene des Körpers eilf Minuten dauerten. Bei einem Widder von drei Jahren, welcher enthauptet wurde, reichten drei Männer kaum hin, um

ihn zu halten, nachdem der Kopf gefallen war, und seine Bewegungen dauerten 15 Minuten.

3) Bei einem Kalbe, dessen Kopf in anderthalb Sekunden abgeschlagen wurde, zeigte dieser Kopf während sechs und einer halben Minuten sehr deutliche Bewegungen der Augenlieder, der Pupille, der Ohren, der Nasenlöcher, der Muskeln des Gesichtes und der Lippen; der Körper fuhr fort, sich während sieben Minuten zu bewegen; der Ausdruck des Schmerzes war auf den verschiedenen Theilen des Kopfes gemalt.

Sue schließt hieraus, daß das Leben und die Empfindung in dem ganzen System verbreitet sind, daß man folglich die besondern Wirkungen des Vergnügens und des Schmerzes in dem Orte, wo sie statt haben, unterscheiden müsse von denjenigen, welche sich an andern Theilen zutragen. Aldini überzeugte sich durch vergleichende Versuche, welche er im Jahre 1803 in London und in Italien an einem Erhenkten und an Guillotinirten anstellte, daß die Zusammenziehung der Muskeln des Kopfes der Enthaupteten drei viertel Stunden und jene der Gehenkten zwei Stunden lang daure. Dieses veranlaßt ihn zu glauben, daß die Individuen, an welchen man die galvanischen Versuche gemacht hatte, deren Wirkungen spüren und empfinden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Absetzung König Ferdinands von Spanien durch die Cortes im Jahre 1823.

(Schluß.)

Die Regentschaft hatte viele Mühe die Minister, die ihre Stellen niederlegen wollten, von diesem Schritt zurückzuhalten, endlich aber willigten doch alle ein, mit Ausnahme Pando's, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, im Amt zu bleiben. Sogleich wurde nun alles Nöthige vorbereitet Sevilla zu verlassen, und mit Genehmigung des Königs beschlossen, am folgenden Tag um zwei Uhr abzureisen.

Die Deputirten blieben inzwischen im Saal der Cortes versammelt. Zwar hielten sie sich unthätig, doch waren sie stets zum Handeln gerüstet, wenn die Umstände es erfordern sollten. Um Mitternacht bot die Versammlung einen seltsamen Anblick; hier schliefen Deputirte auf den harten Bänken, dort auf dem Boden ausgestreckt; todtenähnliche Stille herrschte jetzt da, wo noch vor kurzem ein König abgesetzt worden war, doch blieben die Helden dieses großen Drama's gegenwärtig, um nöthigenfalls die letzte Hand an ihr Werk zu legen.

Am 12 Junius um drei Uhr Morgens schickte die Regentschaft einen Bericht an die Cortes, um sie zu unterrichten, daß die Civil- und Militärbehörden ihren Befehlen unverweigert nachgekommen wären, und daß die öffentliche Ruhe nicht gestört worden sey. In der That ging auch Alles bis zwei Uhr Nachmittags in bester Ordnung, und nur aus den geräuschvollen Vorbereitungen zur Abreise und der innern Unruhe, die sich auf allen Gesichtern malte, konnte man auf die wahre Lage der Dinge schließen.

Endlich schlug die bestimmte Stunde, die Truppen stellten sich vor dem Palast auf, die königlichen Wägen fuhren am Hauptthor vor. Der Präsident der Regentschaft begab sich nun zum König, um ihm anzuzeigen, daß Alles bereit sey; dieser hingegen blieb taub gegen alle Bitten, und obschon er sich nicht geradezu weigerte abzureisen, so war er doch nicht dazu zu vermögen sich in Bewegung zu setzen. Vergebens beschwuren ihn die Regenten mit der größten Höflichkeit seine Reise anzutreten, er beharrte in seinem Schweigen, und so waren diese endlich genöthigt abzustehen. Die Lage der Regentschaft war in diesem Augenblick höchst kritisch; die Truppen fingen an äußerst ungeduldig zu werden, und ihr Unmuth stieg wegen der von boshaften, verrätherischen Menschen verbreiteten Gerüchte, daß die Franzosen unweit von Sevilla stünden und der König nur Zeit zu gewinnen suche, mit jeder Minute. Es war bei dieser Lage der Dinge unmöglich alle Folgen zu berechnen, und ohne den persönlichen Einfluß der Regenten und die guten Gesinnungen vieler Offiziere der Madrider Miliz wären sie in der That fürchterlich gewesen.

Die Mitglieder der Cortes theilten die allgemeine Unruhe und viele von ihnen begaben sich auf den Platz, um den Truppen zuzureden, und wo möglich Unordnungen zu verhüten. Obschon versammelt und zum Handeln bereit, waren die Cortes dennoch bestrebt strengere Maßregeln, als die bereits ergriffenen, zu vermeiden und sie kamen unter sich überein, wenn es nicht durchaus nöthig würde, der fortdauernden Widersetzlichkeit des Königs nicht zu erwähnen. Diese ängstliche Ungewißheit hatte fast fünf Stunden gedauert, als der die Truppen befehligende General, der seinen Leuten erlaubt hatte ihre Gewehre in Pyramiden zu stellen, zu den Waffen schlagen ließ. Dieser Lärm ließ den König das Schlimmste befürchten, und ohne nur auf seinen Hut zu warten, rannte er, von seiner Familie gefolgt, die Treppe hinab an den Wagen, und nach halb sechs Uhr setzte sich der Zug in Bewegung.

Die Cortes erhielten sogleich offiziellen Bericht, daß der König Sevilla verlassen habe; sie gingen nun unverweilt an ihre Geschäfte, beschlossen auseinander zu gehen, und so ward um acht Uhr Abends eine Sitzung aufgehoben, die um zehn Uhr Tags vorher begonnen hatte.

Die Lage der Cortes war jetzt höchst gefährlich; nach den kühnen und entschiedenen Maßregeln, die sie ergriffen hatten, standen sie gewissermaßen ganz allein, keine andern Truppen zu ihrer Vertheidigung als ein einziges Bataillon Artillerie, fast ganz aus Rekruten bestehend, eine kleine Anzahl Nationalmilizen von Sevilla und etwa fünfzig Mann der Madrider Miliz, während sie sich von dem wildesten, fanatischsten Pöbel Spaniens umringt sahen, der von einer noch ungezügeltern und fanatischern Geistlichkeit bearbeitet wurde. Es war beschlossen worden, daß die Cortes die Stadt in einem Dampfboot verlassen sollten, das jedoch nicht eher als am nächsten Morgen mit Eintritt der Fluth absegeln konnte. Zwischen eilf und ein Uhr in der Nacht versammelten sich die Mitglieder in dem Dampfboot unter dem Schutz von nur fünfzig Mann der Madrider Miliz, und da ihre Familien und Gepäck nicht untergebracht werden konnten, so ma-

ren sie genöthigt sich an Bord der eben im Fluß anwesenden Fahrzeuge zu begeben.

Die Mitglieder der royalistischen Junta, die, obschon von Downie's Schicksal eingeschüchtert, sich nicht in den Palast wagten, versammelten sich doch noch in derselben Nacht und beschlossen, seine Befreiung zu versuchen; allein der Obrist Cabanos, Haupt der Verschwörung, konnte seine Anhänger nicht dazu vermögen, sie zu unternehmen. Am folgenden Tag kam man abermals zusammen und entschloß sich nach des Königs Abreise das Dampfboot, auf dem alle Deputirte versammelt waren, zu überfallen und so mit Einem Streich dem Krieg ein Ende zu machen. Der Anschlag war leicht auszuführen; das Dampfboot lag an einer offenen Stelle des Flusses, und die Maschinerie konnte wegen Mangels an Wasser nicht in Bewegung gesetzt werden; in der königlichen Gießerei waren Kanonen genug, die binnen wenigen Minuten ans Ufer gebracht werden konnten und die Truppen in der Stadt waren außer Stand, dem Pöbel lange zu widerstehen, besonders da in Folge eines mißverstandenen Befehls die Nationalmiliz von Sevilla nach eilf Uhr abzog. Die Junta that was sie konnte, um ihre Anhänger zum Angriff zu bewegen, allein vergebens; sie waren zwar bereit, wollten aber erst am nächsten Morgen losbrechen. Das Dampfboot setzte sich nicht eher in Bewegung als bis das Feuer begann, die Rekruten der Artillerie waren bald überwältigt, die Schiffe des Flusses wurden überfallen und geplündert und die größten Ausschweifungen begangen.

Begum-Somru. *)

Die neuesten englischen Reisenden, welche ihre Abenteuer in Indien publicirt haben, der Major Archer, der Hauptmann Mundy und der Hauptmann Skinner erzählen die Geschichte einer kriegerischen Frau, deren Geschichte nicht minder poetisch ist, als jene der berühmten Lady Stanhope.

Sirdanah ist die Hauptstadt der Begum oder Prinzessin Somrou. Ihre Besitzungen, welche früherhin nur sechs Laks Rupien eintrugen, ertragen deren jetzt acht in Folge ihrer geschickten Verwaltung. Obgleich man die Spur ihrer Ankunft in Indien verloren, und sie sogar daselbst geboren zu seyn scheint, so lassen dennoch ihre weiße Haut und der Ausdruck ihres Gesichts vermuthen, daß ihre Familie mindestens von nördlicher Abkunft gewesen sey. Zur Zeit, als sie nur noch eine irrende Dirne war, fiel ihre Schönheit einem deutschen Abenteurer, Namens Somrou auf, der diese Art von Spitznamen wegen seines beinahe beständig finstern Aussehens erhalten hatte. Dieser Somrou hatte die Ermordung der Mitglieder der englischen Fakterei in Patna im Jahre 1765 geleitet. Als er vor der Rache der Engländer, welche bald darauf Patna wieder nahmen, fliehen mußte, begab sich Somrou nach Oberindien, wo er in die Dienste des Rajah von Bhurtpore und darauf in jene von verschiedenen andern Häuptlingen des Landes trat, bis er, einige günstige Umstände sehr geschickt benutzend, Besitzer einer ausgedehnten Strecke Landes nördlich von Delhi wurde. Somrou hatte die Begum geheirathet. Als er mächtig und reich starb, ohne Kinder zu hinterlassen, beerbte ihn die Begum und behielt seinen Namen.

Nach einiger Zeit Wittwenstandes heirathete die Begum in zweiter Ehe einen Franzosen Namens Le Vassu. Sey es aus nationaler Wankelmüthigkeit, sey es aus Ueberdruß der barbarischen Größe, welche bei ihm das Andenken an das Vaterland nicht auslöschen konnte, Le Vassu entschloß sich, nach Europa zurückzukehren, und wollte seine Frau dahin mit nehmen, indem er behauptete, mit allem ihrem Golde und ihren Edelsteinen seyen sie viel glücklicher in Paris als in Sirdanah. Die Begum sah die Sache unter einem andern Gesichtspunkt; sie fürchtete, daß in Europa ihre Wichtigkeit als Fürstin vernichtet und ihre Würde als Frau erniedrigt werde, da die europäischen Weiber ihren Männern unterthan sind. In Sirdanah war sie es, welche herrschte, nicht Le Vassu. Sie nahm indessen doch den Schein an, als ob sie die Ansicht ihres Mannes theile, allein erst nachdem sie zuvor ihre wahren Absichten den Offizieren ihrer Truppen eröffnet hatte; sodann sprach sie Le Vassu von der Besorgniß, die sie hege, daß ihre projektirte Flucht entdeckt werden möchte, und von der Schande, die auf sie fiele, wenn ihre Unterthanen sie wider ihren Willen nach Sirdanah zurückführen würden. Was sie angehe, versicherte die Begum, sie werde diese Schande nimmermehr ertragen und lieber sich selbst den Tod geben. Durch diese Rede nöthigte sie Le Vassu, ihr das feierliche Versprechen zu geben, sie nicht zu überleben, wenn sie verfolgt und eingeholt werden sollte.

Mitten in der Nacht bestieg Le Vassu seinen Elephanten und die Begum ihren Palankin. Sie reisten ab. Am bestimmten Orte stand der Hinterhalt bereit und Alles ging nach Wunsch der Begum. Die Begleiter des flüchtigen Herrscherpaares wurden verjagt. In der Ferne hörte man einen Schuß, und als ein der Begum ergebener Diener zu Le Vassu mit der Nachricht kam, daß seine Gemahlin sich so eben erdolcht habe, lief er auf den Palankin zu, um ihren letzten Athemzug zu vernehmen und mit ihr zu sterben. Man kam ihm unterwegs entgegen mit einem blutigen Tuche. „Hier ist ihr Lebewohl, welches Sie Euch schickt, sagte man ihm, sie ist nicht mehr!“ Der unglückliche Gatte, der nur seiner Verzweiflung Gehör gab, nahm eine Pistole aus seinem Gürtel und erschoß sich. Im nämlichen Augenblick zog die Begum, welche bis zu diesem Augenblick sich niemals außer ihrem Schlosse gezeigt hatte, die Vorhänge ihres Palankins auf, stieg herab und auf einen Elephanten. Sie redete die Soldaten an, erklärte ihnen, daß ihre Anhänglichkeit an sie stärker gewesen als ihre Liebe zu ihrem Gemahle, und daß sie fortan keinen andern Wunsch mehr habe, als stets an ihrer Spitze zu gehen und ihre Reichthümer mit ihnen zu theilen. Die Neuheit der Lage verlieh dieser Frau Stärke, nachdem bisher bloß ihre Schönheit von ihr hatte sprechen machen. Ihre Anrede machte Eindruck, und ihre Truppen führten sie im Triumph in ihr Lager zurück.

Seit dieser Zeit regierte die Begum allein über ihre Staaten und befehligte ihre Truppen in Person. Man sah sie mehr als einmal mit einer außerordentlichen Kühnheit und Geistesgegenwart kämpfen.

Heute, wo die Begum alt ist, hat sie alle ihre Aufmerksamkeit auf den Ackerbau gerichtet. Ihre Felder und ihre Besitzungen sind grüner und reicher an Ernte, ihre Dörfer volkreicher und blühender als jene der Provinzen der Kompagnie. Als friedliche und gastfreundliche Fürstin verleiht sie den Reisenden in ihren Staaten Schutz und Unterstützung. Lange Zeit suchte sie nach einer Religion, in der Ueberzeugung, daß ohne Religion keine vollständige Civilisation bestehe. Nachdem sie den Mohammedanism versucht, hat sie sich seit einiger Zeit zur katholischen Religion bekehrt, und ist von Priestern und mehreren ihrer Offiziere, die wie sie katholisch sind, umgeben. Ihr Eifer für die römische Religion geht sogar so weit, daß sie die Tempel von Rom nachahmen will. Man bewundert in ihrer Hauptstadt eine Kirche nach dem Muster von St. Peter, welche wenigstens der Vollendung nahe war, zur Zeit als der Major Archer sie sah. Der Altar besonders ist von einer seltenen Pracht aus weißem Marmor von Typour, mit Steinen von verschiedenen Farben belegt.

Sey es, daß man die Begum verläumde, wie alle guten Fürsten, sey es, daß sie vor ihrer Bekehrung wirklich Anfälle von Grausamkeit gehabt habe, man erzählt von ihr einige Züge, welche ihrer Sanftmuth nicht besonders zum Lobe gereichen. Im Punkte der Züchtigkeit war sie stets so streng, als die Königin Elisabeth. Man behauptet, daß sie eine ihrer Sklavinnen, welche sie auf einem Liebesverhältniß ertappt, zur Strafe der Vestalinnen, d. h. lebendig begraben zu werden, verdammte. Das Urtheil wurde vollzogen; allein da sie das Mitleiden bemerkte, welches das Loos dieser Unglücklichen erregte, so wollte sie sich versichern, daß man ihr nicht zu Hülfe komme. Zu dem Ende befahl sie, daß ihr königlicher Teppich auf dem verhängnißvollen Gewölbe ausgebreitet werde, wohin sie sich begab, um zu schlafen, und ihre Houka während drei Tagen zu rauchen.

In Merut wurde Lord Combermere, welcher in Indien kommandirte, eingeladen, mit seinem ganzen Generalstabe bei der Begum zu Mittag zu speisen. Als der General in den Palast trat, fand er die Leibwache der Fürstin, welche ihm das Gewehr präsentirte. Sie selbst

---

*) Vergleiche Nr. 138 und 139 von diesem Jahre.

erwartete ihn auf den Stufen des innern Portikus. Damals (1831) war sie nahe an 80 Jahre alt, der Major Archer sagt, ihre Haut sey von einer merkwürdigen Weiße, ihre Züge scharf, ihr Blick fein. Sie scheint noch sehr stolz auf ihre Hände, ihre Arme und ihre Füße, welche in der That von seltener Schönheit sind. Das Mittagsmahl wurde in europäischem Geschmacke aufgetragen. Es bestand aus 60 Gedecken; die Begum war die einzige Dame am Tisch. Sie war sehr aufgeräumter Laune, und machte herrliche Witze, welche ihre Gäste sehr ergötzten.

Vermischte Nachrichten.

Längs der Ufer des bei der indischen Stadt Sylhet vorbeiströmenden Flusses bemerkt man an gewissen Stellen breite und tiefe Aushöhlungen, die Gräber einer Bostbun genannten Hindu-Sekte, deren Frauen noch muthvoller als die von Malabar sind, weil sie sich lebendig begraben lassen, während die letzteren nur den Holzstoß besteigen. Die Kaste der Bostbuns besteht aus den Reinsten aller übrigen, und ihre Glieder stehen in noch größerem Ansehen als die Fakirs. Der erste Glaubensartikel dieser Sekte ist, das Leben als einen unheilvollen Augenblick zu betrachten, dem nur der Tod ein Ziel setzen könne, mit dem das wahre Leben beginne. Diese Ueberzeugung treibt diese düsteren Philosophen zur Verachtung aller Güter dieser Welt, und man hat reiche Leute Alles verlassen sehen, um Mitglieder der Sekte der Bostbuns zu werden, wobei sie nur so viel Almosen annahmen, als gerade hinreichte, um ihr Leben zu fristen, das sie, trotz ihrer Verachtung desselben, dennoch ohne Murren tragen müssen. Eine gleiche Verachtung treibt sie auch ihre moralischen Fähigkeiten zu vernachlässigen und sich zu den dümmsten Menschen in der Welt zu machen, als ob Vernunft und Aufklärung Zweifel an die Unsterblichkeit der Seele erregen könnten. Ein Bostbun gibt vor, sich des Vergangenen nie erinnern zu können, und wenn man ihn fragt, welches Gewerbe er vor seinem Eintritt in diese erhabene Sekte getrieben habe, so versichert er ganz ernsthaft, er habe es vergessen; er behauptet sogar, sich dessen nicht mehr zu erinnern, was er am Tage vorher that. Die Bostbuns haben keine bestimmten Namen, um Personen oder Sachen zu bezeichnen; ihre schweigsame Sprache besteht fast nur in Zeichen, und selbst diese sind so veränderlich, daß man, wofern sie unter sich nicht etwa anders als mit Fremden verkehren, sich wundern muß, wie sie sich gegenseitig verständlich machen können. Ihr Wunsch zu sterben macht, daß sie das Alter als den glücklichsten Zustand betrachten, und Greise eben so beneiden, wie wir reiche Leute. Beim Tod eines Mannes gräbt seine Familie ein ungefähr acht Fuß tiefes cylinderförmiges Loch, auf dessen Boden der Leichnam, mit seinen besten Kleidern angethan, auf eine Bank gesetzt wird. Die Wittwe setzt sich auf die Kniee des Todten, und wenn die Lampe, die man ihr mitgibt, angezündet ist, und sie die Früchte, den Reis und Alles in Empfang genommen hat, was ihr auf die Reise mitgegeben wird, so wirft jeder der dem Leichenbegängniß beiwohnenden eine Hand voll Erde auf die Gatten. Die Märtyrerin ruft: „Dziboll!" und die Familie läßt dann sogleich einen großen Schieber vor das schauderhafte Grab fallen, der mit Erde und Steinen bedeckt wird. In mehrern solcher durch das Einsinken des Bodens geöffneten Gräber fand man wirklich menschliche Gebeine.

*

Fast allenthalben in den Vereinigten Staaten ist es Sitte, einer Frau, sie sey welches Standes sie wolle, wenn sie nur nicht von farbiger Abkunft ist, in einem öffentlichen Fuhrwerk oder Paketboot den besten Platz zu überlassen, und dieß ist im Wagen der Hintersitz. Herr Stuart, dessen Reisen kürzlich herausgekommen sind, wußte dieß, und da er, ohne große Beschwerde, nicht mit dem Rücken gegen die Pferde sitzend fahren konnte, so machte er einst, um der Verpflichtung, den sogenannten Ehrenplatz abtreten zu müssen, zu entgehen, auf dem Postbüreau beim Einschreiben die ausdrückliche Bedingung, daß er während der ganzen Fahrt im unbestrittenen Besitz desselben verbleibe. Der Wagen fuhr ab, und schon wünschte er sich Glück, mindestens auf dieser Reise seine Bequemlichkeit pflegen zu können; allein sein Traum war nur von kurzer Dauer. Der Kondukteur ließ vor einem Hause in der Vorstadt halten, die Thüre öffnet sich, und der gewöhnliche Ruf: „Platz für die Damen," verkündet dem Reisenden, daß seinem vermeinten Recht Gefahr drohe. Vergebens schützte er die getroffene Uebereinkunft vor, sie wurde gleich im Voraus durch alle Instanzen für ungültig, null und nichtig erklärt. Kutscher, Thürhüter, Reisende, Zuschauer, kurz alle Anwesenden erklärten sein Vorgeben für unerhört und gänzlich unstatthaft; die Damen weigerten sich einzusteigen, und selbst die Schwelle ihres Hauses zu verlassen, wenn der ihnen gebührende Platz nicht geräumt werde. Es war ein Lärm und eine Verwirrung, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Man schickte nach dem Herrn des Hauses, von wo aus der Wagen abgegangen war, um den Streit zu entscheiden. Dieser erklärte auf der Stelle die von seinem Kommis bewilligte Anordnung für ungültig, sowohl weil dieser ohne seine Zustimmung nicht befugt gewesen sey, sie zu treffen, als auch wegen ihrer ganz ungewöhnlichen Art. Da Herr Stuart gegen alle Vorstellungen, Ermahnungen und Schmähungen taub blieb, so erklärte der aufgebrachte Eigenthümer endlich, daß wenn er seinen Platz behaupten wolle, ihm dieß frei stehe, daß ihm aber seine Hartnäckigkeit keine Früchte bringen solle, weil man dann die Pferde ausspannen und sie vor einen andern Wagen legen werde, in welchem die Damen den ihnen gebührenden Platz einnehmen würden. Da diese Drohung keine größere Wirkung machte, als alle frühern, so schritt man sogleich zur Ausführung. Als der Reisende nun sah, daß der Wille eines Einzelnen gegen das Vorurtheil einer ganzen Nation zu schwach sey, so sah er sich endlich genöthigt, unter dem Gelächter und den Spöttereien der zusammengelaufenen Menge bei seinen Reisegefährten im andern Wagen Platz zu nehmen. Nach einigen Augenblicken gegenseitigen Maulens thaten die liebenswürdigen Räuberinnen seines Rechts den ersten Schritt zur Versöhnung, und ihr trauliches Geschwätz entschädigte den Reisenden hinlänglich für seinen Unfall.

*

Französische Kolonien. — Die „Annales Maritimes," ein unter Sanktion der Regierung erscheinendes Werk, enthält folgende Angaben über Bevölkerung und Handel der französischen Kolonien im Jahre 1831. 1) Martinique, freie Bevölkerung 23,117, Sklaven 86,299, Waareneinfuhr 13,654,477 Frcs., Ausfuhr 12,421,565 Frcs. 2) Guadeloupe und davon abhängende Inseln, freie Bevölkerung 22,524, Sklaven 97,339, Waareneinfuhr 11,053,998 Frcs., Ausfuhr 16,511,171 Frcs. 3) Guyana, freie Bevölkerung 5786, Sklaven 19,261. In dieser Kolonie ist das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen 266 zu 417. Dieß Mißverhältniß, welches sich namentlich unter den Sklaven bemerklich macht, rührt von dem Mißverhältniß der Geschlechter her. Auf 7485 Männer von 14 bis 60 Jahren kommen nur 5835 Weiber, so daß die Bevölkerung jährlich abnimmt. Die Einfuhr beträgt 1,715,100 Frcs., die Ausfuhr 1,655,294 Frcs. 4) Insel Bourbon, freie Bevölkerung 27,645, Sklaven 70,285, wovon 46,803 männlichen und nur 25,482 weiblichen Geschlechts sind; die Gesammtbevölkerung beträgt 100,558 mit Einschluß von 2628 freien Indianern. Die Einfuhr beträgt 7,545,755 Frcs., die Ausfuhr 9,910,930 Frcs.

*

Nach einem Schreiben aus Alexandria vom 29 Junius hatte Mehemed Ali allen auf der Douane von Kairo lagernden Mokka-Kaffee, der von europäischen und inländischen Kaufleuten von Alexandrien nach ersterer Stadt geschickt worden war, mit Beschlag belegen, und ihn, ohne Veränderung des Gewichtes und der Zeichen, trotz aller Vorstellungen und Einsprüche mehrerer Konsular-Agenten in seine Magazine schaffen lassen. — Eine andere nicht minder ungerechte Maßregel wurde in Alexandria gegen die Sarraffs oder Geldmäkler ergriffen. Ihre Buden wurden geschlossen, und ihnen bei Todesstrafe verboten, sie wieder zu öffnen. Alles was diese Unglücklichen an türkischen Münzen von Konstantinopel besaßen, ward weggenommen und größtentheils vor ihren Augen zerstört. Die Regierung beschuldigt diese Sarraffs, die größtentheils Israeliten sind, an dem immer wachsenden Zuflusse der Talari (Silbermünze, ungefähr 2 fl. 24 kr. werth) Schuld zu seyn, während doch der Pascha selbst, der seine Landesprodukte und besonders Baumwolle, den wichtigsten seiner Handelsartikel, nur gegen baare Talari verkauft und die Annahme seiner eigenen Münzen verweigert, die Anhäufung dieser Geldsorte herbeiführt. Und dennoch wundert er sich, daß die in Aegypten ansässigen Kaufleute die Annahme von Zahlungen in einer Münze ablehnen, die er, der Herr des Landes und der einzige Handelsmann mit dessen Erzeugnissen, durch seine Weigerung sie zu nehmen, selbst für schlecht erklärt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 281. 8 October 1833.

Die Guillotine.

(Fortsetzung.)

Mojon, Professor der Physiologie in Genua, hat im Jahre 1801, gemeinschaftlich mit Guillotin, Aldini und Nauche einige Versuche an Guillotinirten gemacht. Sie bewiesen ihnen: a) Daß wenn man während einer Viertelstunde nach der Enthauptung den Kopf dem Sonnenlichte aussetzt, die aufgezogenen Augenlieder sich sogleich wieder schließen; b) daß der Kopf des Enthaupteten empfindlich ist gegen die Einwirkung von Reizmitteln; c) daß die Zunge, wenn sie aus dem Munde hervortretend, von einer Nadel gestochen wird, sich zurückzieht, und die Züge des Gesichtes eine schmerzhafte Empfindung äußern; d) daß das Gehörorgan gleichmäßig die Töne aufnimmt. Der Kopf eines Guillotinirten, Namens Tillier oder Dutillier, drehete die Augen nach der Seite wo man rief, und ich bin beinahe geneigt zu glauben, sagt der Berichterstatter, Julia de Fontenelle, daß auf dem Kopfe der Charlotte Corday, welchem der Scharfrichter in dem Augenblick, wo er ihn dem Publikum zeigte, eine Ohrfeige gab, sich, wie man es erzählte, ein Gefühl von Entrüstung gemalt habe.

Weicard sah die Lippen eines Mannes, welcher so eben war enthauptet worden, sich bewegen; zweimal hat der Berichterstatter selbst diese nämliche Thatsache wahrgenommen. Der Verfasser der „Thierkunde" versichert, daß, während der Kopf die Augen verdreht, um den Schmerz auszudrücken, die Lippen sich bewegen und in die Erde beißen und auf der andern Seite das Herz während einiger Augenblicke fortschlägt.

„Es ist nöthig, sagt Sue, bei der Hinrichtung eines Verurtheilten zu wissen, ob alle Theile zugleich sterben, oder ob sie einzeln absterben; denn wenn der abgeschnittene Kopf das Gefühl oder das Bewußtseyn seines Schmerzes, oder vielmehr seiner Hinrichtung, auch nur während einer Sekunde hat, so muß die Idee, daß der Gedanke in einem vom Körper getrennten Kopfe bestehen kann, den geübtesten Verbrecher und denjenigen, welcher verdammt ist, über ihn zu urtheilen, schaudern machen. Wenn der Körper nach seiner Trennung auch nur örtlich leidet, d. h. ohne alle Wechselbeziehung, so ist nichts desto weniger wahr, daß er leidet. Warum die Schmerzen des Körpers für nichts erachten, weil dieser nicht mehr mit dem Kopf zusammenhängt? Er leidet als Körper und der Kopf als Kopf." Nach diesen Wahrnehmungen ist der Mittelpunkt der Gehirnsthätigkeit beträchtlich vermehrt, und die Denkkraft, weit entfernt, erloschen zu seyn, lebt vollständig. Man bemerkt noch in den vom Rumpfe getrennten Köpfen verschiedene Bewegungen der Augenlieder, der Augen, der Lippen, selbst Konvulsionen in den Kinnladen, wenn der Scharfrichter sie bei den Haaren in die Höhe hält. Inmitten aller dieser Unordnung der Nerven, der Gefäße und Muskeln ist es beinahe gewiß, daß die Denkkraft die Trennung ihres ganzen Wesens hört, sieht, fühlt und beurtheilt, mit einem Wort, ihre Persönlichkeit, das lebende Ich erkennt. Noch mehr, Alles strebt dahin zu beweisen, daß der Hals, die Brust, der Unterleib und die Endtheile auch ihre Empfindung, ihr besonderes Ich haben. Die Versuche, welchen er an der Medicinalschule von Edinburg beigewohnt, und jene, welche er in den verschiedenen Hospitälern Frankreichs angestellt hat, haben ihm die Ueberzeugung gegeben, daß die getrennten Theile leiden. In der That, in Gefolge der Amputationen von Fingern, Händen, des Armes, des Fußes u. s. w. hört man oft die Amputirten, mehrere Tage und selbst mehrere Monate nach der Operation rufen: Welche Schmerzen habe ich an meiner Hand, an meinem Arm, an meinem Fuß, an meinem Bein! Der Doktor Petit hat deren gesehen, welche diese Schmerzen sechs Jahre nach der Amputation empfunden haben; das nennt Sue sehr geistreich das Gedächtniß des Schmerzes.

Doktor Castel behauptete, daß der Kopf nach der Enthauptung noch eine Empfindung habe, und daß diese Empfindung in ihm schneller erlösche als im Rumpf, weil der einem jeden Organe zugewiesene Antheil von Empfindung ihm unmittelbar vor der Enthauptung zugeflossen war. Diese Empfindung konnte nicht plötzlich erschöpft seyn; auch dauern die Zusammenziehungen des Herzens während einiger Zeit fort. Diese Zusammenziehungen, verbunden mit dem Reste der Empfindung, bewirken die Erhaltung des Lebens in dem Körper. Im Kopfe nun hat das Gehirn kein Blut mehr aus den Pulsadern empfangen, ohne welches die übrigen Aufregungen sehr kraftlos sind, aber der Umlauf der kleinen Gefäße dauert noch fort. Wenn also das absolute Erlöschen des Lebens in dem Kopfe rascher ist, so kommt dieß daher, daß das kräftigste aller Reizmittel fehlt. Aber die Empfindung hat ihn nicht verlassen, sie bleibt darin angehäuft. „Ich nehme keinen Anstand zu versichern, fügt er bei, daß ein Kopf

in den Augenblicken, welche auf die Enthauptung folgen, sehen, hören, und den Schmerz empfinden kann."

Julia de Fontenelle ist nicht ganz gleicher Ansicht, denn nach seiner Erfahrung behält der Kopf nach stattgehabter Enthalsung, während einiger Minuten das Pulsaderblut, welches ihm die Arterien des Halses und des Wirbelbeines zugeschickt haben. Sobald diese Arterien durchschnitten sind, ziehen und drängen sie sich zusammen, und so lange dieser Zustand von Krampf dauert, lassen sie nur sehr wenig Blut entrinnen. Das Gegentheil trifft beim Rumpfe ein; das Herz, welches seine Oeffnungen und Schließungen fortsetzt, unterhält während seiner Bewegung vier Blutausgüsse aus den durchschnittenen Arterien; dieser große Blutverlust ist die Ursache, daß der Körper schneller erkaltet als der Kopf. Es ist augenfällig, daß die Lebenskraft des Gehirnes sich länger erhält als jene des Rumpfes. Professor Sue hat die gleiche Meinung aufgestellt. Es scheint, sagt er, daß die Empfindung über eine Viertelstunde lang in den verschiedenen Theilen des Kopfes dauern könne, was in dessen Dicke und runder Form, die geeigneter sind, um die Lebenswärme zu erhalten, seinen Grund hat. Wenn man die Anatomie des Gehirns erwägt, und besonders die Art und Weise, wie die Pulsadern des Halses und des Wirbelbeines sich vertheilen; wenn man aufmerksam ist auf die Lage ihrer drei Krümmungen, ehe sie dahin gelangen; auf ihre unzählbaren Abtheilungen und mehr noch auf ihren eigenthümlichen Bau; wenn man sie hierauf in ihren Verbindungen mit den Adern und den Sinus dieser innern Theile verfolgt, deren vielfältige Beugungen und gekrümmte Formen die Blutentleerung in die Höhlen der Halsadern in hohem Grade verzögern: so wird man keinen Zweifel haben über den langsamen Gang des Blutumlaufes im Gehirn, und man wird sich leicht überzeugen, daß die Kreisbewegung, ehe sie das ganze System von Arterien, Venen und Höhlen in diesem Theile durchlaufen kann, langsamer von Statten gehe als in den übrigen Körpertheilen. Von einer andern Seite strebt die Bewegung der Arterien stets dahin, das Blut nach dem Theile zu treiben, welcher ihm am wenigsten Widerstand entgegensetzt. Man möge nicht etwa glauben, daß das durch die Hals- und Wirbelbeinarterien gegen den Kopf getriebene Blut durch die nämlichen mit dem Kopfe zusammenhängenden Gefäße nach ihrer Durchschneidung ausgetrieben werde. Das Blut, welches in den mit dem Kopfe zusammenhängenden Arterien enthalten ist, fährt fort, vermöge ihrer zusammenziehenden Kraft gegen die Orte seiner Bestimmung getrieben zu werden. Der Umlauf muß also in diesem Organe so lange fortbestehen, als der Lebenseinfluß oder die Lebenskraft fortdauern, d. h. bis zur Erlöschung aller Lebenswärme.

(Schluß folgt.)

Die Belagerung von Antwerpen am Ende des Jahres 1832.

(Schluß.)

Der Zustand der Besatzung wurde nun sehr mißlich. Die Mannschaft war ermüdet, und gab Anzeichen von Niedergeschlagenheit. Mehrere Pulvermagazine waren aufgeflogen, 30 Geschütze unbrauchbar geworden. Alle Gebäude, die nicht in Mauerwerk kasemattirt waren, hatte das Feuer, mit Ausnahme des Hospitals, rasirt oder verbrannt, und dieses Letztere neigte sich schon bedeutend von seinem senkrechten Stand. Die Brunnen waren durch Filtration entweder aufgezehrt oder durch die herabgestürzten Trümmer verstopft. Die rothe Ruhr fing an sich unter den Truppen zu verbreiten, und weiches Wasser war nur spärlich zu erhalten. Der Kriegsrath versammelte sich, und stattete genauen Bericht an den Gouverneur ab. Die Ingenieurs erklärten die Bresche in weniger als 34 Stunden ersteigbar. Der Artilleriebefehlshaber bemerkte, daß ihm kein Reserve-Geschütz mehr übrig blieb, und daß, im Falle noch die Stücke in der Flanke von Fernando unbrauchbar würden, wenig Hoffnung vorhanden sey den Fuß der Bresche zu vertheidigen oder den Uebergang zu wehren. Munition war aber noch im Ueberfluß vorräthig, und die Werke im Allgemeinen noch in guter Verfassung; so daß, konnte man auf die Truppen bauen, es möglich würde, den Sturm abzuschlagen. Der Gouverneur beschloß die Vertheidigung fortzusetzen, bis der Zustand der Bresche ihn ehrenvoll zur Uebergabe berechtige. Die Artillerie erwiderte unbezwungen und unverdrossen das Feuer, besonders mit ihrem leichten und dem Wurfgeschütz. Der 24zöllige Mörser feuerte in Zwischenräumen diesen Tag hindurch. Man sah die Bomben, einem großen Balle ähnlich, ihre Bahn durchfliegen, und mit aller Genauigkeit einfallen. Die Contrebatterie wurde am 22sten verstärkt und ausgebessert, die Traversen erhöht, das Absteigen in den Graben so weit geführt, um den Mineur anzusetzen. Das Material, zum Uebergang wurde für die folgende Nacht in Bereitschaft gehalten. Alle Batterien waren in voller Thätigkeit, und die Belagerten antworteten mit größerem Nachdruck als gewöhnlich. Mit Tagesanbruch den 23sten wurde das Feuer der Belagerungsbatterien heftiger.

Die Erde an der Bresche hatte schon eine bedeutende Böschung genommen, und versprach in wenigen Stunden eine gangbare Bresche. Um 8 Uhr indessen zeigte sich eine Waffenstillstandsflagge am abgebrannten Arsenal, und zwei Offiziere der Besatzung mit einem Briefe des Generals Chassé wurden in das Hauptquartier des Marschalls Gérard nach Berchem geführt. Die Unterhandlungen begannen, und um 10 Uhr Morgens war das Feuer beiderseits eingestellt, nachdem es die Holländer von Mittags den 30 November, 22 Tage und 22 Stunden, die Franzosen vom 4 December Morgens 11 Uhr, im Ganzen 18 Tage und 23 Stunden unterhalten hatten. Die ersteren hatten 42,000, die letzteren gegen 63,000 Schüsse abgefeuert. Nach der Kapitulation, worin bekanntlich Obrist Koopman mit seinen Kanonenbooten eingeschlossen wurde, sollte die Besatzung, sobald der König von Holland in die Räumung der Forts Lillo und Liefkenshoek willige, bis zu ihrer Gränze geleitet, und dann freigegeben werden. Obrist Koopman aber entschloß sich zu dem kühnen Wagniß mit der Flotille während der Dunkelheit mit günstigem Winde und vollen Segeln die Schelde herabzuschwimmen, und nur die Wachsamkeit des polnischen Obristen Praszynski, in belgischen Diensten, verhinderte die Ausführung. Die

Flotille kehrte nun zur Tête de Flandre zurück, und wurde dort theils verbrannt, theils durchlöchert und versenkt, so daß bei Tagesanbruch davon keine Spur mehr übrig war. Zu gleicher Zeit versuchte eine Abtheilung von 2000 Holländern, den Truppen von Vliessingen und Batz entnommen, und an Bord des Geschwaders gebracht, einen Angriff des linken Flügels der Division Sebastiani bei Doel, um die Uferbatterien zu zerstören, und die Dämme zur Ueberschwemmung des Doeler Polders zu durchstechen. Nach einem sehr ernsten Gefecht wurden die Holländer gezwungen, sich wieder einzuschiffen. Die Franzosen nahmen am Morgen des 24sten Besitz von der Citadelle. Die Stärke der Besatzung belief sich bei der Uebergabe auf 129 Offiziere und 3797 Mann mit 300 Verwundeten, und mit Einschluß der Tête de Flandre und der abhängigen Forts auf 1815 Mann und 550 Kranke oder Verwundete. Den 27sten traf eine abschlägige Antwort wegen der Uebergabe von Lillo und Lieffenshoek aus dem Haag ein, auch wurde die Ratifikation der Unterhandlung verweigert, und die Besatzung demgemäß kriegegefangen nach Frankreich abgeführt. Nach der Beurtheilung dieser Operationen stehen wir nicht an zu erklären, daß Angriff und Vertheidigung der Art waren, daß sie keinen Vergleich mit anderen Belagerungen gestatten. Die Angreifer drängte die Zeit nicht, und ihre Hauptabsicht war, Menschenleben zu schonen, während die Vertheidiger wußten, daß sie keinen Entsatz zu hoffen hatten, auf einen enggedrängten Raum unter einem beständigen in der Geschichte unerhörten Feuer beschränkt waren, und mit einer so überwiegenden Stärke an Truppen und Material angegriffen wurden, wie noch nie gegen eine Festung vereinigt ward; diese Kraft arbeitete ohne Unterbrechung mit allen Vortheilen der Kunst und der Hülfsmittel, und ohne einen äußern Feind als den Regen und den Koth befürchten zu müssen.

Ein merkwürdiges Kapitel aus der Geschichte des Ministeriums Fouché. *)

Im April 1809 verließ Napoleon Paris, um den Feldzug gegen Oesterreich zu eröffnen. In der letzten Unterredung, die er kurz vor seiner Abreise mit Fouché hatte, fragte er diesen ganz unerwartet: „Was würden Sie thun, Fouché, wenn eine Kugel oder sonst ein Ereigniß meinem Leben ein Ende machte?“ — „Sire, antwortete dieser, ich würde, so viel ich könnte, von der Gewalt an mich reißen, um die Ereignisse zu beherrschen, und nicht von ihnen beherrscht zu werden;“ worauf der Kaiser, einen Augenblick überlegend, bemerkte: „Freilich — das ist Spielrecht.“

Bald darauf mißlang, wie bekannt, Napoleons Plan bei Eßling, seine Brücken wurden durch die Donau fortgerissen, und seine auf beiden Ufern befindliche Armee war von einander getrennt. In dieser mißlichen Lage, zu deren Beseitigung nicht nur Wunder von Arbeit, Anstrengung und Kühnheit, sondern auch Zeit erfordert wurde, hatte eine englische Expedition unter dem Kommando von Lord Chatham, Pitts Bruder, sich Vliessingens bemächtigt, näherte sich Antwerpen und bedrohte Belgien. Bei der ersten Nachricht berief der Reichserzkanzler den Ministerrath zusammen. Der Herzog von Otranto, seit 5 Jahren wieder im Ministerium, stimmte für einen unmittelbaren Aufruf an die Nationalgarden, die er dem Feinde nach und nach entgegengeschickt wissen wollte. „Was, bemerkte er dabei, würde der Kaiser, würde die Armee dazu sagen, wenn Frankreich, durch sie in der Ferne vertheidigt, den eigenen Herd ungestraft beschimpfen ließe, und abwarten wollte, bis sie ihm zu Hülfe kommen?“ Cambacérès erwiderte (es sind seine eigenen Worte): „Ich, meines Theils, habe nicht Lust, mich köpfen (décoller) zu lassen; ich habe einen Courier an den Kaiser geschickt, man muß die Antwort abwarten.“ — „Und ich werde unterdessen meine Schuldigkeit thun,“ entgegnete Fouché. Noch an demselben Tage erließ er sein Manifest an den Muth der Franzosen, kraft dessen die Nationalgarde im ganzen Reich unter die Waffen gerufen wurde. Diese Maßregel war vielleicht übertrieben, allein sie fand überall Anklang, sie war entscheidend. So stellte — die Sache ist außer allem Zweifel — das Departement des Nordens allein 14.000 Mann, in Uniform, bewaffnet und vollständig equipirt, und die letzte Abtheilung marschirte am siebzehnten Tage nach Erlaß des Manifestes nach Antwerpen ab. Der Baron von Pommereull war damals Präfekt dieses volkreichen und kriegerischen Departements. Ich würde den Präfekten von Metz, Vaublanc, noch vor ihm genannt haben, wenn ich über die Zahl der hier Eingeschriebenen eben so genau, wie dort, unterrichtet wäre; allein er fand, bei seinem unermüdlichen Eifer, so viele Bereitwilligkeit von Seite seiner Departementsangehörigen, daß mehr als die Hälfte der waffenfähigen Mannschaft an die Schelde marschirte. Ich habe dieß aus seinem eigenen Munde. Napoleon billigte, im ersten Augenblick, das Geschehene. Fouché, weil er die Initiative zu dieser ungeheuren Bewegung gegeben, bemächtigte sich auch der Hauptleitung derselben, die Minister des Kriegs und des Innern spielten dabei nur eine passive Rolle. Den Befehl über diese Bürgersoldaten übertrug er dem Marschall Bernadotte, ohne sich durch den Umstand davon abhalten zu lassen, daß der Kaiser eben damals sehr übel auf den Marschall zu sprechen war, und ihn wegen seines unzeitigen Tagsbefehls an das sächsische Armeekorps von der Armee entfernt hatte. Der Fall war überhaupt nicht selten, ja es war eigentlich eine Manier des Herzogs von Otranto, den von Napoleon getroffenen Verfügungen, auch den besten, gewisse ihm (Fouché) eigenthümliche Ansichten beizumischen, welche Napoleon, ohne Inkonsequenzen, davon zu trennen fast nicht mehr im Stande war. Die Wahl, die der Minister hier getroffen hatte, war nicht ohne Popularität. Sollte man, indem man sie nicht anerkannt hätte, die Ergebenheit eines Ministers und eines Marschalls verunglimpfen, und dadurch bewirken, daß dieses lebendige Interesse, dieser freiwillige Eifer, dieser nationale Aufschwung erkalte, abnehme, aufhöre?

Zu derselben Zeit schloß sich der Minister an den Fürsten von Talleyrand, der ebenfalls in der Ungnade des Kaisers war, an. Obgleich von der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten entfernt, hatte der Fürst doch das Zutrauen des Kaisers auf einen gewissen Grad bis zu dessen plötzlicher Rückkehr aus Spanien sich zu erhalten gewußt. Diese erfolgte am 25 Januar 1809, und am 28 wurde dem Fürsten der Oberstkammerherrnschlüssel abgenommen, und am nämlichen Tage dem Grafen von Montesquiou *) übergeben. Während Napoleon die englische Armee, inmitten einer allgemeinen Insurrektion, bis an das Ende der Halbinsel verfolgte, wollte es Vielen in Paris vorkommen, als sey der Kaiser, in Folge allzu großer Uebereilung, und weil er den guten Rath, den man ihm gegeben, nicht befolgt habe, dort an eine sehr gefährliche Klippe verschlagen. Und gerade um diese Zeit war es, wo Talleyrand, der Mann der Zukunft und guter Rechner, sich im Salon des Herzogs von Otranto zeigte, in dem nämlichen Salon, wo kurz vorher der Minister mich laut fragte, ob noch Raum im Tempel sey? und dann, mitten in der Gesellschaft, weiter beifügte: „Es ist nur darum, um diesem Talleyrand ein Quartier dort anzuweisen, er soll mir ihn nicht gestohlen haben.“ Diese alte Antipathie der beiden Principalminister hatte dem Kaiser von jeher nichts weniger als mißfallen. Wie sehr mußte ihm daher, wenn man auch gleich oft sich versteht, ohne sich zu sprechen, diese Annäherung, zu der überdieß die Höflinge noch den Kommentar gaben, auffallen! Hierin lag eine Hauptursache seiner unerwarteten Rückkehr aus Spanien. Und sie war nicht ohne Erfolg, denn Alles zog sich in die alte Dunkelheit zurück.

Sechs Monate später erwachte jedoch diese Vertraulichkeit wieder, es war, wie schon bemerkt, zur Zeit, wo gleichzeitig über der Donau und über der Schelde ein Gewitter sich zusammenzog. Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten von Napoleons Schicksal, stets von einer Krisis zur andern überzugehen, und bei jeder wahrzunehmen, wie, neben ihm, die verschiedenartigsten Interessen sich dann gleich zusammenfanden. Talleyrand, nun auf gutem Fuße mit Fouché und dessen Ansichten theilend.

---

*) Aus der am Ende März d. J. erschienenen Schrift: Témoignages historiques, ou quinze ans de haute police sous Napoléon, par M. Désmarets, Chef de cette partie pendant tout le Consulat et l'Empire. Paris chez A. Levavasseur 1833.

*) Montesquiou-Fézensac.

unterstützte dessen patriotische Rekrutirung mit seinem ganzen Einfluß. „Jetzt,“ äußerte er unter Anderm in seinem Cirkel, „gilt es, sich zu zeigen, wenn man anders es sich nicht gefallen lassen will, künftig nichts als Mameluken und Polen zu haben.“

Die englische Expedition verschwand bei der Annäherung der Nationalgarden, und ließ ihre Eroberung von Vlissingen im Stiche. Der Kaiser, nachdem er den Frieden zu Wagram diktirt hatte, kam den 28 Oktober 1809 in Fontainebleau an. Ich müßte lügen, wenn ich sagte, was hin und wieder behauptet worden, Napoleon habe diesen rühmlichen Aufstand der Milizen ungern gesehen; er tadelte bloß dessen übermäßige und unzeitige Ausdehnung gelegenheitlich bei der Nachricht, daß untergeordnete Behörden in Piemont, in Folge des ersten Impulses, noch immer darauf los organisirten. Uebrigens drückte er offen sein Erstaunen darüber aus, oder hob er vielmehr, um es richtiger zu sagen, das Mißliche des Umstandes heraus, daß ein Minister in seinen Staaten so viel Macht besitze, um allein ein ganzes Land unter die Waffen zu rufen. Und doch wäre eine solche Macht im Jahre 1814 nicht zu verachten gewesen! Und Fouché hätte damals, nach meiner bestimmten Ueberzeugung, sich ihrer selbst bis auf die Sturmglocke und die Barrikaden in Paris bedient. Sein Glaube an Napoleons Glück stand noch fest, und über das Loos das ihm, im Fall einer Restauration, zufiele, war er noch nicht beruhigt.

Allein noch ein weiteres Gravamen erhob sich gegen den Minister, das bei weitem augenfälliger war, und auf das Napoleon um so größeres Gewicht legte, weil er, in Folge seiner neuen Vermählung, die Dienste desselben entbehren zu können glaubte. Im Mai 1810 erfuhr der Kaiser durch seinen Bruder Ludwig in Antwerpen, es seyen Unterhandlungen mit England angeknüpft, und Labouchère, vom Hause Hope in Amsterdam, sey der Vermittler, veranlaßt durch Ouvrard, der im März desselben Jahres eigens, und als vom Herzog von Otranto autorisirt, das englische Kabinet über die Mittel zu einer Annäherung zu sondiren, nach Holland gekommen sey, auch den Entwurf zu dieser Uebereinkunft in Labouchère's Hände gelegt habe. Der Kaiser kam am 2 Junius nach Saint Cloud zurück und versammelte sogleich seine Minister. Fouché, über diese Unterhandlungen befragt, erklärte, er habe weder Vollmacht, noch Instruktionen gegeben, „er habe Ouvrard, der sich in der Lage glaubte, durch Labouchère, den Schwiegersohn von Francis Baring, das Terrain in London in Beziehung auf den Frieden sondiren zu lassen, bloß anempfohlen, über die Stimmung des dortigen Ministeriums Erkundigung einzuziehen ...“ — „Ouvrard, erwiderte Napoleon, ist weiter, viel weiter gegangen, er hat Eröffnungen gemacht, er hat Artikel übergeben. Wenn er nicht von Ihnen autorisirt war, so muß er, als gefährlich, als strafbar, arretirt werden.“ Der Minister, Ouvrards zu weit gegangenen Eifer durch die gute Absicht, die er dabei gehabt, entschuldigend, behauptete, daß er das nicht verdiene. „Herzog von Otranto, bemerkte Napoleon, Sie könnten Ihren Kopf aufs Schaffot bringen,“ und zum Justizminister,*) indem er sich an diesen wandte, sagte er: „Was sprechen die Gesetze gegen einen Minister, der ohne Willen seines Souveräns mit dem Feinde unterhandelt?“ — „Eure Majestät haben es so eben ausgesprochen, das Gesetz ist in dieser Beziehung klar und bestimmt,“ war die Antwort des Großrichters.

Während der Sitzung hatte man sich der Person Ouvrards und seiner Papiere bemächtigt. Der Kaiser hatte den Herzog von Rovigo mit diesem Auftrage nach Paris geschickt, noch ehe man dort wissen konnte, was in Saint Cloud vorging. Ouvrard wurde bei Madame Hamelin arretirt, im Augenblick, wo Talleyrand dort anwesend war. Am nämlichen Tage wurde die Entlassung des Ministers verlangt, gegeben und angenommen, letzteres in der Form, wie er es wünschte. Tags darauf legte der Herzog von Rovigo, sein Nachfolger, den Eid in die Hände des Kaisers ab.

Aus den Papieren Ouvrards ergab sich Folgendes: 1) daß er, durch Labouchère's Vermittlung, mit dem englischen Premierminister, Marquis von Wellesley, wirklich unterhandelt hatte;

2) daß er dabei als Basis festgesetzt hatte: „Der Kaiser sey geneigt, jedoch nur allein aus Rücksicht auf seine Heirath, auf Malta, Neapel, die jonischen Inseln, Holland und selbst auf Spanien zu verzichten“ — urkundlich die Worte, wie solche eine von der Hand eines Neffen Ouvrards geschriebene, dem Kaiser durch den König von Holland mitgetheilte und diesem von Labouchère zugestellte Note enthielt;

3) daß man dem Marquis von Wellesley zu erkennen gegeben hatte, man werde sich wegen der Vereinigten Staaten von Amerika verstehen, d. h. ein französisches Korps auf einer englischen Flotte dorthin senden.

Der letzte Artikel ist merkwürdig, und ich bedaure deßhalb um so mehr, in meinem Notenjournal hier auf ein unbeschriebenes Blatt zu stoßen. Wahrscheinlich wurde ich durch meine Geschäfte mit dem neuen Minister in der Fortsetzung unterbrochen, und ich weiß aus meinem Gedächtniß, so gut es auch sonst ist, das Fehlende hier nicht zu ergänzen. Doch füge ich folgenden wesentlichen Umstand bei. Ich wurde beauftragt, Ouvrard zu vernehmen. Ich fand ihn sehr ruhig, und, gegen alle meine Erwartung, versicherte er mich, daß er nicht ohne Vorwissen des Kaisers gehandelt, daß er dessen positive Genehmigung, wiewohl indirekt, erhalten habe. Ich erwiderte, in diesem Falle, der ja leicht sich bestätigen ließe, sey die Sache von keiner weitern Bedeutung, und würde innerhalb 24 Stunden beendigt seyn. Und so geschah es auch. Ouvrard hatte sich besser vorgesehen, als der Minister, der, wie es schien, nicht so viel Wichtigkeit auf diese Pourparlers legte, da er zu gleicher Zeit einem irländischen Offizier, Namens Fagan, denselben Auftrag ertheilte.

Durch die dem Kaiser bequeme und für den Minister, wegen seiner Ernennung zum Botschafter in Rom, ehrenvolle Entfernung desselben schien Alles ausgeglichen zu seyn, als auf einmal der Polizeipräfekt Graf Dubois in Fouché's Schlosse zu Ferrières erschien, um dessen Papiere unter Siegel zu legen. Einige Tage später wurde Graf Réal beauftragt, dasselbe, und zwar ohne alle weitere Untersuchung, wieder aufzuheben. Doch hatte er zugleich den Auftrag, dem Minister seine ganze Korrespondenz mit dem Kaiser abzufordern und sich solche einhändigen zu lassen. Réal war Fouché's persönlicher Freund, und um jede Unruhe, die sein Erscheinen im Schlosse erregen könnte, im Voraus zu beseitigen, kam er in einer offenen Kalesche, seine Tochter ihm zur Seite, dort an. Er sah aus der Ferne ein gesatteltes Pferd im Schloßhof stehen, das Pferd verschwand bei seiner Annäherung und der Herzog war nirgends zu finden. Die Herzogin, in Thränen, obgleich nun beruhigt, wußte weder, wohin er sich begeben hatte, noch ob er zurückkomme. Réal berichtete diesen Vorfall auf der Stelle nach Paris, und erhielt darauf die Weisung, zu verfügen, was ihm gut diente. Glücklicherweise kam der Herzog Nachts um 11 Uhr wieder zurück. Er hatte, wie er selbst gegen Réal äußerte, einen höchst unruhigen Tag zugebracht, indem er, nachdem er am Morgen eine bedeutende Summe Geldes bei seinem Pächter erhoben, sich auf den Weg gemacht habe, bald in der Richtung nach Saint Cloud, um dort seine Feinde, wie einst Richelieu, durch ein „Journée des Dupes“ zu verwirren, bald in der Richtung nach England und zuletzt nach Hause, um Kundschaft hier einzuziehen.

Graf Réal nahm die Siegel ohne weitere Formalitäten ab. Von den Briefen des Kaisers versicherte Fouché auf die entschiedenste Weise, er habe sie sämmtlich den Flammen übergeben, was ihm zwar Niemand glaubte, womit jedoch die Sache ein für allemal abgethan war. Wahrscheinlich fielen hiebei dem Kaiser seine früher erwähnten Worte: „Das ist Spielrecht.“ und dem Minister die gleichfalls angeführten Worte des Reichserzkanzlers: „Ich habe nicht Lust, mich köpfen zu lassen.“ ein. Und, in der That, konnte er wohl aller seiner Garantien sich entäußern, nachdem er einmal zu der Maxime: „So viel Gewalt als möglich an sich zu reißen.“ sich bekannt, und dadurch, daß er zu gleicher Zeit in Kriegs- und in Friedensangelegenheiten sich einließ, solche auch ausgeführt hatte?

Die Botschaft nach Rom unterblieb, Fouché zog sich in seine Senatorerie nach Aix zurück, wurde dann zum Gouverneur von Illyrien ernannt und blieb daselbst bis zum Jahre 1814.

So endigte nach sechs Jahren dessen zweites Ministerium. Im Jahre 1815 sollte er von Napoleon noch einmal dazu berufen werden, aber unter andern Auspicien und mit einem ganz verschiedenen Ausgange. Dießmal schickte der Minister den Kaiser fort — ein für ihn zwar eklatanter, aber bei weitem nachtheiligerer Triumph, als seine frühere Ungnade, indem ein schnelles und unwiderrufliches Exil bekanntlich die Frucht davon war.

*) Graf Regnier, später Herzog von Massa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 282. 9 October 1833.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Die meisten Fische des Senegals sind, ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen, von seinen an den Ufern wohnenden Europäern sehr gesucht; die Eingebornen nähren sich das ganze Jahr hindurch von ihnen, und essen sie, wie es scheint, mit immer neuem Vergnügen. Ich selbst muß bekennen, nie bessere Fische gegessen zu haben.

Der Hay- und Sägefisch, obschon Meerfische, bringen dennoch bis auf 50 Stunden herauf in den Senegal ein; die Fischer dieser Gegend fangen deren oft sehr große an der Angel. Ich kaufte ihnen einst einen Sägefisch ab, der mehr als acht Fuß lang und ungefähr drei Fuß breit war; die eigentliche Säge war wenigstens 3½ Fuß lang.

Das Krokodil, dieses furchtbare Amphibium, das den Fluß auf allen Punkten bevölkert, zeigt seinen breiten gepanzerten Rücken sehr häufig auf der Oberfläche des Wassers; oft geht es auch ans Land, wo man es nicht selten ganz gemächlich fortkriechen und eine sonnige Stelle aufsuchen sieht. Es nährt sich größtentheils von Fischen und seltner von den Gazellen, deren es sich in dem Augenblicke bemächtigt, wenn sie an den Fluß kommen, um zu trinken. Uebrigens sucht es Alles in seine Gewalt zu bekommen, was ihm auf seinem Weg begegnet, selbst den Menschen.

Gegen fünf Uhr Morgens, bei trockner und fortwährend sehr heißer Witterung, kamen wir bei dem Handelsplatz Coq an. Es wurde ausgemacht, daß wir den Tag über hier bleiben wollten, um auszuruhen und diesen Gummimarkt genauer zu besichtigen. Die Rhede dieses Handelsplatzes war mit Fahrzeugen von verschiedener Größe bedeckt, die sämmtlich Einwohnern von St. Louis gehörten. An ihrer Spitze befand sich der Strauß, Goelette der Regierung, befehligt von dem Schiffsfähndrich, Herrn Reslou. Dieses mit mehrern Kanonen besetzte Kriegsfahrzeug war zum Schutz des Gummihandels und zu Aufrechthaltung der guten Ordnung hier. Neben dieser Goelette, an deren Bord wir eine sehr gute Aufnahme fanden, legten wir an.

Der Handelsplatz Coq ist, vom Sumpffluß der Maringuins an, der bedeutendste am Senegal. Große Karawanen Mauren, vom Stamm der Bracknas, kommen hier mit Ladungen von Gummi an, die sie im Wald von Afataeh und an andern Orten sammeln. Diese Nomaden führen ihre aus Filz von Ziegen- und Kamelhaaren oder Schafwolle roh gearbeiteten Zelte mit sich, schlagen sie am Ufer des Flusses auf und errichten daneben eine Art Magazine in Hütten, in denen sie den Gummi nebst andern mitgebrachten Waaren aufspeichern, und ihre mit deren Bewachung beauftragten Sklaven darin ihr Lager aufschlagen lassen. Diese Hütten von mehr oder weniger länglich viereckiger Gestalt, sind im Innern in drei, zuweilen auch vier Gemächer abgetheilt, 10 bis 12 Fuß hoch und mit Stroh oder Schilf gedeckt; den Eingang bildet ein viereckiges Loch von höchstens 4½ Fuß Höhe bei drei Fuß Breite. Einige von diesen Hütten sind von Schmieden, Sattlern oder Schustern desselben Stammes bewohnt, die den Markt über verschiedene in ihr Handwerk einschlagende Gegenstände verfertigen und sie dann an die Handeltreibenden verkaufen. Vor dem Lager der Mauren und am Ufer des Flusses sind die Werften der Einwohner von St. Louis, eine Art von mit Stroh gedeckten Schuppen, unter denen die Kähne gebaut und ausgebessert werden, deren die Handeltreibenden bedürfen, um die Verbindung mit ihren Schiffen zu unterhalten. Diese letztern sind Kutters von mannichfaltiger Größe, die in verschiedenen Entfernungen vom Lande vor Anker liegen; einige können indeß so nahe kommen, daß die Mannschaft mittelst einer fliegenden Brücke ans Ufer gehen kann. Ueber jedes dieser Schiffe ist ein Zelt von Leinwand gespannt, unter dessen Schatten der Kaufmann wohnt, der diesen luftigen Aufenthalt dem in der Kajüte vorzieht, wo die eingeschlossene Hitze unerträglich ist.

Diese Kaufleute, gewöhnlich Mulatten, gehen nicht eher ans Land, als bei Ankunft der mit Gummi beladenen Karawanen. Jene die Eile haben, gehen ihnen sogar entgegen, um die Konkurrenz ihrer Nebenbuhler zu vermeiden, allein die verschlagenen und mißtrauischen Mauren verstehen sich selten dazu, mit den zuerst Kommenden einen Handel abzuschließen; sie warten im Gegentheil, bis alle Kaufleute der Rhede ihre Anträge gemacht haben, und überlassen ihre Waare nur dem, der ihnen den höchsten Preis bietet und dessen Tauschartikel ihnen die besten zu seyn scheinen.

Der Boden in der Umgegend von Coq ist gänzlich von allem Holzwuchs entblößt; an dem Ufer besonders, auf dem der Markt

gehalten wird, sieht man auf eine weite Strecke nichts als etwas dürres, nicht hohes Gras, an das die Mauren gleich bei ihrer Ankunft Feuer legen.

Der Gummihandel dauert hier, so wie an den übrigen Handelsplätzen, ungefähr vier Monate; er nimmt gewöhnlich in den ersten Tagen des Aprils seinen Anfang und dauert bis Ende Julius; zu dieser Zeit findet die zweite Ernte statt. Die ununterbrochene Lebhaftigkeit am Handelsplatze selbst und in dessen Umgegend ist dann nicht ohne Interesse und der Aufmerksamkeit des Reisenden würdig. Außer den Gruppen von mit Zelten von allen Farben bedeckten Schiffen, sieht man auch noch die schlecht gebauten Piroguen der Peulhs langsam hin und her fahren, in denen die Mauren an Bord der Kauffahrer gebracht werden. Die braune Gesichtsfarbe dieser im Hintergrund dieses gebrechlichen Fahrzeugs hockenden Araber sticht seltsam gegen das schwarze Gesicht und den Krauskopf des Fährmanns ab. An ihm vorüber fährt mit der Schnelligkeit des Blitzes ein zierlicher Kanot, der den trägen, seine Cigarre gemächlich rauchenden Mulatten trägt. Am rechten, sandigen Ufer des Flusses folgen sich in ununterbrochener Reihe zahlreiche Karawanen von Kamelen, Ochsen und Eseln, die fast der Last des ihnen aufgeladenen Gummi's erliegen; dort kniet der betriebsame Schmied neben seinem Ambos, und bearbeitet mit verdoppelten Schlägen das rothglühende Eisen, aus dem er Dolche verfertigt.

Die verschiedenfarbigen Weiber aller dieser Leute tragen nicht wenig dazu bei, den Eindruck zu erhöhen, den der Anblick dieses lebenden Gemäldes auf den Beschauer macht; die Einen sind, ihrer Gewohnheit zufolge, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, fallen aber durch die Verschiedenheit ihres Kopfputzes auf. Viele, und dieß sind meist die Weiber der Peulhs oder Pulhs, haben den Kopf dick mit Butter eingeschmiert; ihr Kopfputz besteht in einer Menge kleiner geflochtener Zöpfe, an denen Glasperlen von verschiedenen Farben, Muscheln und Amulette hängen. Andere, z. B. die trägen Maurinnen, tragen die Haare meist lang und fliegend; sie schmieren sie ebenfalls mit Fett ein, und flechten auch wohl auf dem Wirbel einen einzigen Zopf, den sie an den Seiten des Kopfs aufwickeln und mit Ringen von Elfenbein, Korallen, Kupfer, Eisen und Amuletten schmücken. Die Negerinnen von Ualo und St. Louis haben den Kopf ebenfalls dick mit Butter eingesalbt und ihre krausen Haare sind sorgfältig in eine Menge außerordentlich feiner Zöpfe geflochten, an die sie einige Gold- oder Silberstücke, Ambraperlen und stets kleine runde oder viereckige Säckchen befestigen, in denen Talismane verborgen sind, denen ihr Aberglaube unschätzbaren Werth beimißt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Guillotine.

(Schluß.)

Man findet auch in den wissenschaftlichen Journalen und in den Werken und Memoiren von Cotugno, Egel, Galvani, Gren, Hunter, Hermestaed, Jacquin, Lussenberg, Mojon, Moll, Schörer, Sommering, Sue, Valli, Vassali sehr merkwürdige Thatsachen, sowohl über die Enthauptung als über die Phänomene des Lebens.

Wenn wir von den Wirkungen der Enthauptung bei dem Menschen auf jene bei einigen Thieren übergehen, so finden wir kostbare Belege zu Gunsten der Meinung, welche wir zu begründen suchen.

So z. B. lebt eine Schildkröte, welcher man das Gehirn herausnimmt, während sechs Monaten fort, und vollzieht alle ihre gewöhnlichen Verrichtungen; man hat Beispiele von Schildkröten, welche mit abgeschnittenem Kopfe von zwölf Tagen bis zu sechs Monaten fortgelebt haben.

Charras schnitt einer Viper den Kopf ab; mehrere Tage hernach biß dieser Kopf einen seiner Schüler sehr gefährlich. Man findet in den wissenschaftlichen Sammlungen mehrere ähnliche Fälle.

Galianus erzählt, daß der Kaiser Commodus Straußen sehr rasch den Kopf abgeschlagen, und daß diese nach wie vor bis an das Ende der Bahn gelaufen seyen. Es ist bekannt, daß, nachdem Boerhaave einem Hahne, in dem Augenblick wo er nach dem Futter lief, was man ihm auf mehr als zwanzig Schritte vorhielt, den Kopf abgeschlagen, der Rumpf des Thieres seinen Lauf bis dahin fortgesetzt hat. Perault hat gleichmäßig eine enthauptete Viper bis an den Steinhaufen kriechen sehen, welcher ihr zum gewöhnlichen Schlupfwinkel diente.

Desmortiers enthauptete einen Drachen (ein Insekt) und legte den Körper auf den Rücken; der Rumpf des Thieres machte die nämlichen Bewegungen, als ob er unverletzt wäre. Acht und vierzig Stunden nachher brachte er den Kopf an die Sonne, und dieser lebte in einigen Minuten wieder auf. Er hielt ihm nun den kleinen Finger vor und ward so heftig gepackt, daß er die andere Hand anwenden mußte, um die Hörner herauszuziehen, welche eine halbe Linie tief in das Fleisch gedrungen waren. Der Maikäfer bewegt sich gleichfalls nach der Enthauptung fort; so verhält es sich auch mit den Schmetterlingen, welche wie die Fliegen fortfliegen, und Boyle hat von diesen letztern Thieren enthauptete sich paaren und das Weibchen Eier legen sehen.

Bei dem Geflügel finden wir gleichfalls auffallende Beispiele einer Lebensfortdauer nach der Enthauptung. Es ist bekannt, daß die Ente, welcher man den Kopf abschlägt, ziemlich weit fortfliegt, und wenn sie zur Erde niederfällt, sich fortschleppt und das Ende des Halses in die Erde steckt; man sieht die Augen in ihrer Höhle rollen. So auch die Gänse und Strauße.

Die Hühner schlagen mit den Flügeln und bewegen sich nach der Enthalsung. Endlich die Schlangen, die Eidechsen, die Aale, die Würmer, in Stücke zerschnitten, bewegen sich in jedem einzelnen Theile, und man sieht, namentlich bei den froschartigen Thieren, die Bewegungen der Augen und des Mundes fortdauern und die Köpfe verschiedener Schlangen, Eidechsen u. s. w. noch mit Heftigkeit beißen.

Die Polypen bieten noch merkwürdigere Beispiele von Lebenskraft. Wenn man sie in verschiedene Theile zerschneidet, so besitzen sie die Kraft sich zu reproduciren, in der Art, daß an jedem der abgeschnittenen Theile derjenige Theil oder diejeni-

gen Theile nachwachsen, welche ihm entrissen worden sind, und welche ihm fehlen, um ein vollständiges dem ursprünglichen ganz gleiches Thier zu bilden. Die Nais, die Plattwürmer u. s. w. wachsen gleichfalls nach, wie die Pflanzen.

„Wir wollen, so schließt Julia de Fontenelle seinen merkwürdigen Vortrag, hier nicht die große moralische Frage untersuchen, ob es im 19ten Jahrhundert erlaubt ist, einem Menschen das Leben zu rauben und ihn zu verstümmeln; wenn das Gesetz Ja sagt, so sagen die Philosophie und die Menschheit Nein. Dem Schöpfer allein gebührt das Recht, über das Leben des Menschen zu verfügen. Bereits haben menschenfreundliche Gesetzgeber und Richter ihre beredte Stimme gegen die Todesstrafe erhoben. Wir wollen hoffen, daß es nicht vergeblich geschehen ist. Man hat Martern ersunden, um die Schmerzen verschiedenartig zu machen, und selbst den Todeskampf zu verlängern; man hat durch die Tortur, das Viertheilen, das Rad, das Feuer, den Galgen, die Enthauptung u. s. w. Tausende von Schuldigen, Unschuldigen und selbst Geistesverwirrten hingerichtet; dennoch ist die Zahl der Hinrichtungen, mit unbedeutenden Abwechslungen, stets die nämliche geblieben: dieß sind also unnütze Grausamkeiten. Die großen Verbrecher fürchten weniger den Tod als die langen Schmerzen; sie wichen ehedessen nicht vor den Foltern und den schaudervollsten Martern zurück, um wie viel weniger also jetzt, wo man ihnen sagt, daß die Enthauptung von der Art ist, daß eine Sekunde hinreiche, um ohne alle Schmerzen in das Nichts überzugehen. Wir bekämpfen mit Nachdruck diesen Irrthum. Die Enthauptung ist eine um so grausamere Todesart, als der Kopf und der Körper, besonders der Kopf, während einiger Zeit schreckliche Schmerzen ausstehen. Diese Hinrichtung ist schrecklich, und die Anstalten dazu die gräßlichsten, die es gibt... Blut! welch widriger Anblick! Und dennoch läuft das Volk darnach wie zu einem Feste! Es macht sich vertraut mit dem Blute, und vor kurzer Zeit noch, wenn der Henker unter Verhöhnung aller Achtung, die man dem Unglücke schuldig ist, dem Publikum diesen Kopf entgegenhielt, auf welchem sich die Zeichen der größten Schmerzen malten, klatschte es unmenschlichen Beifall über diese blutige Trophäe. Welche Erniedrigung des Menschengeschlechts! Möge der Gesetzgeber begreifen, daß es gefährlich ist, die Massen an den Anblick des Blutes zu gewöhnen. — Wir wiederholen: die Hinrichtung der Guillotine ist eine der schrecklichsten, der grausamsten und schmerzhaftesten; wir fügen bei, daß der Kopf die Empfindung behält bis beinahe zur gänzlichen Erlöschung der Lebenswärme. Wer weiß, ob die Kenntniß dieser Wahrheit nicht manchmal den Verbrecher vor einem verlängerten Tode zurückweichen macht, welchem er oft nur darum trotzt, weil er glaubt, nur einen Augenblick zu leiden zu haben!"

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin hegte die größte Hoffnung, daß das Heer sich für sie erklären werde; die Berichte über die geheimen Versuche, es zu gewinnen, beweisen nur zu sehr, wie schlecht sie unterrichtet war. Sie hatte mittlerweile, wie bereits erwähnt, am 15 Mai um 11 Uhr das Schloß verlassen, in dem sie eine so gastliche Aufnahme fand, und die Vendée betreten. Sie wollte am folgenden Tage in der Nähe von Montaigu mit Herrn von Charette zusammentreffen, und war deßhalb genöthigt, den Rest des Tages und die ganze darauf folgende Nacht auf der Reise zuzubringen. Sie hatte beschlossen, auf halbem Wege im Hause eines Geistlichen einzukehren, der von Herrn von Charette bereits unterrichtet, und als ein eifriger Anhänger der legitimen Sache erbötig war, sie an den Ort der Zusammenkunft zu begleiten. Die Herzogin erreichte sein Haus gegen acht Uhr Abends, und kam allein, weil sie fürchtete, eine zahlreiche Begleitung möchte Verdacht erregen. Von hier aus hatte sie noch sieben Stunden zurückzulegen.

Sobald die Herzogin zu Nacht gespeist hatte, bat sie den Geistlichen, während sie ihre Vorbereitungen treffe, die nöthigen Befehle zur Abreise zu geben. Bald war Alles bereit, und als nach Verlauf einer Viertelstunde der Geistliche das Zimmer der Herzogin wieder betrat, um ihr zu melden, daß ihr Pferd gesattelt stehe, fand er sie in einen Bauerburschen von etwa 18 Jahren verwandelt; ihre langen, lichtbraunen Haare waren unter einer braunen Perücke verborgen. Der Geistliche rief nun seinem Pathen, einem Aufschößling von etwa 16 Jahren, und sagte diesem, indem er auf die Herzogin deutete, nur die wenigen Worte: „Hier ist ein junger Mann, den Du hinter Dich aufs Pferd nehmen sollst; er muß nach — gebracht werden."

Der Bursche blickte den seiner Führung Anvertrauten flüchtig an und erwiderte dann: „Sehr wohl, Herr Pfarrer, er soll dahin gebracht werden." Die Herzogin stieg nun, nachdem sie von dem Geistlichen Abschied genommen, hinter ihrem Führer aufs Pferd, und fort ging's im Trab, ohne daß die beiden Reisenden nur ein Wort gewechselt, oder der Führer sich nur ein einziges Mal nach seinem Gefährten umgesehen hätte. Nach drei Stunden erreichten sie den bestimmten Ort.

Die Herzogin gab sich hier zu erkennen, und trat in das Haus, in dem man sie erwartete. Der Bursche aber, der sie gebracht hatte, kehrte sogleich zurück, ohne ein Wort zu sprechen, oder eine Belohnung zu fordern.

Dieser junge Mensch hatte die Herzogin im Jahre 1828 gesehen, und sie selbst unter ihrer Verkleidung wieder erkannt. In diesem Benehmen spricht sich der ganze Charakter der Landleute der Vendée aus; er ist unwandelbar derselbe — kalt, schweigsam und treuergeben.

Charette traf zur bestimmten Stunde ein, und ritt dann mit der Herzogin weiter bis in die Nähe von Grand-Lieu. Kaum hatten sie auf diesem Wege etwa eine Stunde zurückgelegt, als sich ein Unfall ereignete, der beinahe dem ganzen Feldzug noch vor dem Beginn ein Ende gemacht hätte. Als nämlich die Reisenden ein wenig unterhalb Remouilli auf einer Brücke oder vielmehr einem Damm von nassen Steinen über die Maine gingen, glitschte der Herzogin der Fuß aus und sie stürzte in den kleinen Fluß. Charette sprang augenblicklich nach und trug sie ans jenseitige Ufer, wo sich die Herzogin, die als Mann gekleidet war und keine Kleider zum Wechseln bei sich hatte, in großer Verlegenheit befand. Da sie aber in der Nähe ein Haus bemerkte, so ging sie hinein, entkleidete sich und hüllte sich, bis ihre Kleider trocken waren, in ein Betttuch; dann kehrte sie ins Vorhaus zurück, wo sie eine Schüssel saure Milch und ein Stück schwarzes Brod, die ihr Gefährte verlangt hatte, mit diesem theilte.

Von Aigrefeuille aus, wo die Herzogin wieder Kleider ihres Geschlechts und einen Wagen erhielt, fuhr sie auf der Heerstraße bis Couffon, wo sie in ein Haus trat. Bald darauf kam eine mit ihren Kleidern bekleidete Frau aus demselben, und stieg in den Wagen, der auf der Straße nach Nantes fortfuhr. Die Herzogin hatte indessen die von der Frau abgelegten Kleider angezogen und begab sich dann auf einem Seitenweg in den unwegsamsten Theil des Landes. Sie hoffte auf diese Weise, wenn man ihr nachstellen sollte, ihre Verfolger auf eine falsche Spur zu leiten.

An demselben Tage noch (17) verbarg sich die Herzogin in einer ärmlichen von jeder andern Wohnung entlegenen und gegen zufällige Entdeckung vollkommen gesicherten Hütte. Von hier aus gab sie Herrn von Bourmont Nachricht von ihrer Ankunft in der Vendée. Der General war, nachdem er über Lyon und Moulins Frankreich durchreist hatte, an demselben Tage in Nantes eingetroffen. Hier erhielt die Herzogin Herrn von Coislins Zuschrift und den Besuch des Herrn von Guibourg.

Während die Herzogin in der Vendée thätig war, hielten ihre einflußreichsten Freunde in Paris, die indeß an dem guten Erfolg ihres Unternehmens zweifelten, Zusammenkünfte. Es war deßhalb dringend nöthig, der Herzogin durch einen Mann von unzweifelhafter Zuverlässigkeit ihre Ansichten mittheilen zu lassen. Der Herzog von Fitzjames, der Vicomte von Chateaubriand und Hyde de Neuville waren von der Regierung zu streng beaufsichtigt; man beschloß also, daß Herr Berryer, der Advokat, unter dem Vorwand eines Prozesses vor den Assisen von Vannes die Herzogin besuchen, ihr einen kurzen Aufsatz über die in der Versammlung ausgesprochenen Meinungen überbringen und das Uebrige mündlich mittheilen solle. Der Bericht über diese abenteuerliche Reise ist höchst interessant.

Herr Berryer verließ Paris am Morgen des 20 und kam am 22 nach Nantes. Bei seiner Ankunft erfuhr er, daß Herr von Bourmont seit zwei Tagen hier sey, und begab sich sogleich zu ihm. Herr von Bourmont hatte am 15 den Befehl erhalten, am 24 zu den Waffen zu greifen; allein nach Allem, was er während seines kurzen Aufenthalts in Nantes gehört hatte, war er mit Herrn Berryer der Meinung, daß auf diesen Aufstand, den er als einen beklagenswerthen, übereilten und thörichten Einfall betrachtete, durchaus keine Hoffnung zu gründen sey.

Der Marschall war in der That so sehr dieser Meinung, daß er es auf sich nahm, den allgemeinen Aufstand bis auf weitere Befehle zu verschieben. Er war mit dem Beweggrund der Reise des Herrn Berryer höchlich zufrieden, und noch an demselben Tage war alles Nöthige zu dessen Abreise bereit. Um zwei Uhr Nachmittags war das kleine Fuhrwerk, das ihn weiter bringen sollte, vor seiner Thür; ehe er es jedoch bestieg, fragte er den vertrauten Agenten der Herzogin in Nantes, wo Madame sich aufhalte und welche Straße er einschlagen müsse. Der Agent erwiderte, indem er auf einen an der Ecke der Straße, auf einem grau gefleckten Pferde haltenden Bauern deutete: „Sehen Sie dort diesen Mann, dem dürfen Sie nur folgen.“ Und in der That, kaum sah der Bauer, daß Herrn Berryers Fuhrwerk sich in Bewegung setze, so trabte er in gemessener Entfernung voran, daß ihn Herr Berryer stets im Gesicht behielt. Auf diese Art ging es über die Brücken ins freie Feld; der Bauer sah sich nie nach Herrn Berryer um, sondern trabte anscheinend so unbekümmert um das Fuhrwerk, dem er zum Führer dienen sollte, voran, daß Herr Berryer mehr als einmal auf den Gedanken kam, man habe ihn zum Besten. Dem Kutscher konnte er, da er nicht in das Geheimniß eingeweiht war, keinen Aufschluß über den Weg geben, den er einzuschlagen habe, und wenn ihm auf seine Frage, wohin er fahren solle, die Antwort wurde: „Folge jenem Mann!“ so gehorchte er der erhaltenen Anweisung buchstäblich, und kümmerte sich weiter so wenig um den Führer, als dieser sich um ihn kümmerte.

Nach einer Reise von 2½ Stunden, während deren Herr Berryer sich sehr unbehaglich fühlte, kamen sie in eine kleine Stadt, wo der Bauer auf dem Pferd vor dem Wirthshaus hielt und abstieg. Der Kutscher lenkte augenblicklich auch dahin und Herr Berryer stieg aus. Der Bauer setzte von hier aus seinen Weg zu Fuß fort, und nachdem Herr Berryer seinem Kutscher bedeutet hatte, hier bis um 6 Uhr des nächsten Abends auf ihn zu warten, folgte er seinem seltsamen Führer.

Nachdem sie etwa hundert Schritte gegangen waren, trat der Führer in ein Haus, und da ihn Herr Berryer auf dem kurzen Weg bald eingeholt hatte, so folgte er ihm auf der Ferse. Der Mann öffnete die Thüre zur Küche, in der sich die Hausfrau allein befand, und sagte auf Herrn Berryer deutend: „Hier ist ein Herr, der geführt werden muß.“ — „Er wird geführt werden,“ war die Antwort. Kaum waren diese wenigen Worte gesprochen, so öffnete der Bauer die Thüre und verschwand, ohne Herrn Berryer Zeit zu lassen, ihm zu danken oder ihn zu belohnen. Die Hausfrau gab dann dem Fremden ein Zeichen sich zu setzen, und fuhr, ohne eine Sylbe zu sprechen, in Besorgung ihrer häuslichen Angelegenheiten fort, als ob sie allein wäre.

Das Schweigen mochte ungefähr drei Viertelstunden gedauert haben, als es durch die Ankunft des Hausherrn unterbrochen wurde, der den Fremden zwar begrüßte, aber sonst weder Ueberraschung noch Neugier zeigte. Er blickte nur seine Frau fragend an, und diese wiederholte, ohne sich vom Platz zu bewegen oder ihre Arbeit zu unterbrechen, die früher vom Führer gesprochenen Worte: „Hier ist ein Herr, der geführt werden muß.“ Der Hausherr warf einen jener raschen, argwöhnischen und forschenden Blicke auf seinen Gast, die dem Vendéer Bauer so eigen sind, und dann nahmen seine Züge wieder den gewöhnlichen Ausdruck der Leutseligkeit und Unbefangenheit an. Den Hut in der Hand trat er zu Herrn Berryer und fragte: „Der Herr will unser Land bereisen?“ — „Ja, ich wünsche weiter zu kommen.“ — „Der Herr hat ohne Zweifel Papiere bei sich?“ — „Ja.“ — „Die in gehöriger Ordnung sind?“ — „In der besten.“ — „Wollte der Herr sie mir nicht zeigen? ich würde ihm dann sagen, ob er sicher durch unser Land reisen kann.“ — „Hier sind sie.“

Der Bauer nahm die Papiere und überlief sie flüchtig; kaum hatte er aber den Namen Berryer erblickt, so faltete er sie zusammen und gab sie mit den Worten zurück: „Es ist Alles in Ordnung, mit diesen Papieren kann der Herr reisen wohin er will.“ — „Und Ihr werdet mir den Weg zeigen?“ — „Ja, Herr.“ — „Ich möchte sobald als möglich fort.“ — „Ich will die Pferde satteln.“

Der Bauer ging hinaus und kam nach zehn Minuten mit den Worten zurück: „Die Pferde stehen bereit.“ — „Und der Bote?“ — „Er wartet.“ An der Thüre fand Herr Berryer in der That einen bereits zu Pferde sitzenden, zur Pachtung gehörigen Burschen, der ein anderes gesatteltes Pferd am Zaum hielt, und kaum hatte der Pariser Advokat den Fuß im Steigbügel, als der neue Führer, eben so stumm als sein Vorgänger, sich auch schon in Bewegung setzte.

Nach ungefähr zwei Stunden, während welcher Herr Berryer auch nicht Ein Wort mit seinem Führer wechselte, langten sie mit Einbruch der Nacht an der Thüre eines jener Pachthäuser an, die man mit dem Namen eines Schlosses beehrt. Es war halb acht Uhr, und Herr Berryer stieg nebst seinem Begleiter ab und ging ins Haus. Der Letztere wendete sich an einen Diener und sagte: „Da ist ein Herr, der den Deinigen sprechen muß.“ Dieser Letztere war indeß bereits im Bette, weil er in der vergangenen Nacht einer Zusammenkunft beigewohnt hatte und den ganzen Tag zu Pferde gewesen war; zu ermüdet, um aufstehen zu können, fand sich einer seiner Verwandten an seiner Stelle ein.

Sobald Herr Berryer diesem gesagt hatte, wer er sey, und daß er die Herzogin von Berry zu sprechen wünsche, wurden sogleich Anstalten zur Abreise getroffen; jener Verwandte übernahm es selbst, den Reisenden zu führen, und binnen zehn Minuten saßen beide zu Pferde. Nach einem Ritt von etwa einer Viertelstunde ertönte einige hundert Schritte vor ihnen ein lauter Ruf; Herr Berryer hielt sein Pferd an, und fragte, was dieß zu bedeuten habe. „Es ist unsere Wache, entgegnete der Vendéer Anführer ruhig, die auf ihre Weise fragt, ob die Straße frei sey; horchen Sie nur auf und Sie werden bald die Antwort vernehmen.“ Bei diesen Worten ergriff er Herrn Berryer am Arm und nöthigte ihn vorwärts zu reiten, und einen Augenblick später ertönte ein zweiter noch entfernterer Ruf als der erste, von dem er ein Echo zu seyn schien, so vollkommen ähnlich war der Ton. „Jetzt können wir zu reiten, sagte der Führer, indem er seinem Pferd die Sporen gab, die Straße ist frei.“ — „Geht und denn eine Patrouille voraus?“ fragte Herr Berryer. „Ja; wir haben einige hundert Schritte vor und hinter uns einen Mann.“ — „Aber wer sind diese?“ — „Bauern, deren Hütten an der Straße liegen. Geben Sie Acht, wenn wir an einer vorüber kommen, werden Sie ein kleines Fenster öffnen und den Kopf eines Mannes an demselben erscheinen sehen. Wären wir Soldaten einer benachbarten Kantonnirung, so würde der Mann, den Sie bemerkt haben, augenblicklich durch eine Hinterthüre schlüpfen, und befände sich etwa ein Sammelplatz in der Nähe, den wir zu überrumpeln vorhätten, so erhielte man dort eine Viertelstunde vor unserer Ankunft Nachricht.“ Hier brach der Vendéer plötzlich ab. „Horchen Sie auf,“ sagte er, indem er sein Pferd anhielt. „Was gibt's, fragte Herr Berryer, ich höre nichts als den Ruf unserer Patrouille.“ — „Ganz recht, aber der Ruf wird nicht erwidert, folglich sind Soldaten in der Nähe.“ Dieß sagend setzte er sein Pferd in Trab, Herr Berryer folgte ihm, und fast im nämlichen Augenblick wurden sie von dem Mann in ihrem Rücken eingeholt, der eilig herbeiritt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 283. 10 October 1833.

Die Obelisken von Luxor *).

Die ältesten und vielleicht die erstaunenswerthesten Denkmale des Alterthums werden bald in der Mitte von Paris sich erheben; Großartigkeit und Eleganz, Schönheit des Stoffes und Vervollkommnung der Arbeit, Alles findet sich in diesen riesenhaften Monolithen von 75 Fuß Höhe vereint. Bei ihrem Anblick fragt man sich, wer sind die Menschen, welche solche ungeheure Massen aus den Steinbrüchen fortgeschafft haben, zu welchem Zweck und durch welche Mittel geschah es? Was bedeuten diese geheimnißvollen Embleme, diese magischen Charaktere, wie Lucian sagt, welche ihre Wände bedecken? Diese verschiedenen Fragen werden wir nun zu beantworten suchen. Alle Völker hatten Tempel und Paläste, das Heiligthum der Gottheit und die Wohnung der Könige waren stets vor Privatgebäuden ausgezeichnet; aber die Aegyptier allein haben vor diesen Gebäuden solche Denkmale aufgestellt, die deren Bestimmung anzeigten. Das war der Zweck der Obelisken, auf denen der Name des Herrschers eingegraben war, der das Gebäude errichtet hatte, und des Gottes, dem es geweiht war. Die Formeln, welche uns Hermapion, der letzte der Griechen, welcher Kenntniß der Hieroglyphensprache gehabt zu haben scheint, hierüber hinterlassen hat, stimmen mit der neuen Erklärung des Herrn Champollion zusammen. Die Obelisken sind demnach wesentlich geschichtliche und heilige Denkmale, und wahrscheinlich wurden sie theils deßwegen, theils wegen ihrer Schönheit so lange Zeit geachtet. Als der wilde Cambyses die Denkmale Aegyptens zerstörte, schien seine Wuth einzuhalten vor diesen Obelisken und er ließ zu Theben den Brand löschen, ehe derselbe sie erreichte. August ging noch weiter; er faßte den Plan, sie nach der Hauptstadt der Welt zu versetzen. Er hatte Rom von Backsteinen erbaut gefunden, und wollte es, wie er sagte, von Marmor erbaut hinterlassen. Darum mußte er suchen sie durch einen neuen, bisher unbekannten Stein zu schmücken, den Granit, der, wie man sagte, die Strahlen der Sonne zurückwarf, und mit Goldtropfen besäet schien; ein ungeheures Schiff wurde zu dem Ende erbaut, und brachte aus Alexandria zwei Obelisken, von denen der eine in dem großen Cirkus, der andere auf dem Marsfelde aufgestellt wurde. Wahrscheinlich war es bei dieser Gelegenheit, daß die Römer nachforschten, wie die Aegyptier so ungeheure Blöcke aus den Steinbrüchen fortschaffen und aufrichten konnten. Aber alle Nachforschung war vergebens; es fand sich keine Spur mehr, und die Sage selbst hatte sich seit langer Zeit verloren. Der Baumeister des Ptolomäus Philadelphus fand, um einen dieser Obelisken von Theben nach Alexandrien zu bringen, kein anderes Mittel, als vom Nil aus einen Kanal bis unter das Monument zu graben; zwei Schiffe, durch ein Gewicht doppelt so groß als das des Obelisken in das Wasser gedrückt und sodann um die Hälfte erleichtert, hoben den umgestürzten Obelisken auf und schafften ihn weiter durch ein Mittel, das, wie man sieht, eben so lang als kostspielig war. Diodor von Sizilien spricht von schiefen Flächen, von gemachten Bergen, welche dazu dienten, die verschiedenen Steinlagen emporzuheben. Mehrere in den Künsten nicht sehr fortgeschrittene Völker des Ostens heben auch jetzt noch schwere Lasten durch ähnliche Mittel. Zu den Fabeln kann man rechnen, was Plinius sagt, daß man 20,000 Menschen gebraucht habe, um einen dieser Obelisken aufzurichten. Man thut den Aegyptiern, welche den Darstellungen auf ihren Grabmälern zufolge in den mechanischen Künsten schon so weit vorgeschritten waren, in der That Unrecht, wenn man glaubt, daß sie so schwache Mittel angewandt hätten. Sie hoben nicht nur mit Leichtigkeit solche Monumente, von denen das größte nicht 700,000 Pf. wog, sondern ganze Tempel aus einem Stück, wie die von Sais und Butos, welche 6 — 8 Millionen Pf. wogen.

Nach dem Beispiele des Augustus brachte Caligula einen dritten Obelisken nach Rom und das Schiff oder der Floß, dessen man sich bediente, war so ungeheuer, daß er allein hinreichte zum Bau der einen Seite des Hafens von Ostia. Diese Obelisken waren indeß nicht die höchsten, und man scheint die Schwierigkeit, die andern von der Stelle zu rücken, gescheut zu haben. Konstantin wollte in dieser Beziehung seine Vorgänger übertreffen und einen dieser Obelisken von Theben nach Byzanz schaffen lassen. Er brachte ihn glücklich nach Alexandria, sein Sohn Constantius aber wollte ihn nach seines Vaters Tode nach Rom bringen lassen, und ließ zu dem Ende einen Floß bauen, größer als

*) Von dem Moniteur mitgetheilt nach einer kleinen Schrift von de Laborde. Ueber das Verfahren beim Transport s. Nro. 248 und 249 v. d. J. Beigefügt mag hier werden, daß nach einer neuern Berechnung dieser Transport die französische Regierung 2½ Millionen Franken kostete.

Alles, was man bisher ausgedacht hatte. 500 Ruderer führten ihn und zwei Männer konnten den Hauptmast nicht umfassen. Er kam glücklich bis ans Ufer der Tiber, um ihn aber zu Lande fortzuschaffen, mußte man unerhörte Anstrengungen machen, welche auf die damalige Unvollkommenheit der mechanischen Kunst zu Rom schließen lassen. Man erbaute nach Ammianus Marcellinus mit der größten Gefahr ein Gerüste von hohen Baumstämmen, welche einem Walde glichen; die Balken, die Seile, die Taue verdunkelten den Himmel, und mehrere tausend Menschen waren beschäftigt, diesen mit Schriftzügen bedeckten Berg, wie er sich ausdrückt, in die Höhe zu heben.

Die Errichtung eines andern Obelisken einige Zeit später unter der Regierung des Theodosius zu Konstantinopel zeigt noch weniger Geschicklichkeit. Man brauchte 32 Tage dazu. Die Zurüstung, deren man sich bediente, und welche auf dem Piedestal abgebildet ist, zeigt eine runde Plattform, die man für ein Rad genommen hat, die aber offenbar nur das Bild einer schiefen Fläche ist, auf welche der Obelisk sich stützt und sich durch Anwendung einer geringen Anzahl von Krahnen emporhebt. Diese unvollkommenen Mittel beweisen hinreichend, daß man jede Tradition der ägyptischen Wissenschaft verloren hatte. Der Einbruch der Barbaren begrub die Obelisken Roms mit seinen andern noch übrigen Denkmalen und viele Jahrhunderte verflossen, ehe man daran dachte, sie wieder aus dem Staube zu erheben. Sixtus V faßte zuerst den Gedanken, den Obelisken des Caligula wieder aufzurichten und setzte einen Preis auf diese Unternehmung. Mehrere Vorschläge wurden eingereicht und der von Fontana eingereichte erhielt den Vorzug; aber welcher Vorschlag! die Wiederholung der von Ammianus Marcellinus beschriebenen Scene. 800 Menschen, 30 Pferde, 400 Krahne und ein Wald von Balken, das Dreifache der nöthigen Kraft ward angewendet zu einer Operation, die man dennoch für wunderbar ansah, und die durch zwanzig große Zeichnungen der Nachwelt überliefert wurde. Seit dieser Zeit war keine Rede mehr von Obelisken, und man beschränkte sich auf eine unvollständige Nachahmung einiger derselben in mehreren Absätzen, was den Charakter dieser Denkmale völlig veränderte.

Seit zehn Jahrhunderten war Aegypten wieder in Barbarei gefallen und nur wenigen Reisenden gelang es, in dieses Land einzubringen, wo Pythagoras und Plato einst nach Wissenschaft geforscht hatten.

Endlich kam Napoleon in dieses Land und seine triumphirende Armee rückte vor gegen Theben; hier hielt sie plötzlich an, staunend bei dem Anblicke dieser bewunderungswürdigen Denkmale. In ihrem Enthusiasmus hätte sie gern alle nach der Hauptstadt gesendet mit den Fahnen der bezwungenen Feinde. Aber der fortdauernde Krieg mit England schnitt jede Verbindung ab. Dreißig Jahre sind seitdem verflossen und nichts Großes wäre von diesem Zuge übrig geblieben, wenn man nicht auf den Einfall gekommen wäre, einen dieser Obelisken nach Frankreich zu bringen. Wer verfiel hierauf? Viele ausgezeichnete Männer streiten sich um die Ehre des Gedankens. Aber die Hauptehre gebührt denjenigen, welche ihn so geschickt und glücklich ausführten, und dieß Verdienst nimmt die französische Marine in Anspruch.

Als man den Schutt aufgeräumt hatte, um bis auf den ziemlich tief verschütteten Sockel zu kommen, stellten sich erst die beiden Monumente in ihrer ganzen Größe dar. Nachstehendes ist die Abbildung des kleinern Obelisken von der nordwestlichen Seite.



Beide sind von bewunderungswerther Arbeit und vollkommen gut erhalten. Der größere hat 75, der kleinere 72′ Fuß Höhe.

Um so viel wie möglich diese Verschiedenheit zu verbergen, hat man den kleinern vor den größern gestellt, und zwar auf einen etwas größern Sockel. Drei vertikale Reihen Hieroglyphen bedecken die Seiten dieser beiden Denkmale: die mittlere Reihe ist 15 Centimeters tief ausgegraben, die beiden andern nur leicht eingehauen, und diese Verschiedenheit des Reliefs vermannichfaltigt den Reflex und das Spiel der Schatten. Die vielfachen Einfassungen enthalten alle den Namen und Vornamen des Rhemesses oder Sesostris nebst einer langen Lobrede und dem Bericht seiner Thaten. Der neu aufgegrabene Sockel hat auf seiner nordöstlichen und südwestlichen Seite die Bilder von vier Affen mit Hundsköpfen, welche auf der Brust dieselbe Umschrift des Rhamesses haben: „Geliebt von Ammon, gebilligt von der Sonne u. s. w., die man auch an der Grundlage des Denkmals findet. Es ist schwer, genau den Zeitpunkt und den Rang anzugeben, den dieser Herrscher in der Reihenfolge der ägyptischen Dynastieen einnimmt; gewiß ist aber, daß er derselbe Krieger ist, dessen Eroberungen sich, wie über Oberägypten und Nubien, so auch über Syrien, Aethiopien und selbst Griechenland ausdehnten. Nach einer Stelle des Tacitus kann man nicht zweifeln, daß dieser Rhamesses derselbe ist mit dem Sesostris des Herodot und Strabo und dem ersten König der 19ten Dynastie des Manetho. Sein Bild, seine Tracht, sein Name und Vorname finden sich auf den größten Denkmalen und namentlich auf denen von Ibsambol und Derri.

Die Verschiedenheit der Größe beider Obelisken ist wahrscheinlich eine Folge der Schwierigkeit, zwei solche Massen mit einem Male aus einem einzigen Steinbruch, dem von Syene, zu ziehen, welcher den schönsten röthlichen Granit enthält. Man mußte zuerst in den Bergen eine Masse Granit finden ohne Spalten und ohne Fehler von 90′ Länge und ungefähr 12′ Breite, man muß e diese Masse aus dem Steinbruche losmachen und fortschaffen, ohne den schlanken Schaft zu zerbrechen. Eine solche Operation konnte nicht immer gelingen, und dieß ist ein Theil der Schwierigkeiten, die auch bei dem letzten Transport zu überwinden waren. Indeß ist Alles ganz nach Wunsch gelungen. Der Luxor kam glücklich in Toulon an, ging aber sogleich wieder von dort ab, legte bei Gibraltar an, wo er Kohlen einnahm, und am 3 Julius wieder abfuhr. Am 12 September kam er endlich nach Havre, wo ihn das Dampfboot La Heva ans Schlepptau nahm, und ihn am 14 nach Rouen brachte. Man hofft, daß er bald in Paris eintreffen wird, wo man ihn auf dem Platze de la Concorde (dem ehemaligen Revolutionsplatze) aufstellen wird.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Straße theilte sich jetzt in zwei Wege und hier fanden sie ihre Wache bestürzt und unentschlossen stehen. Ihr Ruf war von keiner Seite her erwidert worden, und der Mann wußte nun nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, denn beide führten nach dem Ort, wohin die Reisenden wollten. Der Anführer und die Wache sprachen einige Augenblicke leise zusammen, worauf dann die Wache den Hohlweg rechter Hand einschlug und bald in der Dunkelheit verschwand. Fünf Minuten später ritten der Anführer und Herr Berryer auf derselben Straße weiter, und ließen auf der Stelle, von der sie abritten, den zweiten Mann zurück, der ihnen dann nach fünf Minuten ebenfalls folgte.

Ungefähr dreihundert Schritte weiter fanden die Reisenden den voraus reitenden Mann unbeweglich halten; er gab ihnen ein Zeichen sich ruhig zu halten, und flüsterte ihnen die Worte zu: „Eine Patrouille.“ Wirklich hörten sie auch gleich darauf den gemessenen Schritt von Soldaten; es war dieß, sagt der General, eine von meinen mobilen Kolonnen, die eben ihre Nachtrunde machte.

Das Geräusch kam bald näher, und nun konnten die Reisenden die Bajonnette der Mannschaft unterscheiden. Die Abtheilung hatte, um dem in den Hohlwegen rinnenden Wasser auszuweichen, keinen von den beiden Pfaden eingeschlagen — was die augenblickliche Unschlüssigkeit des Führers verursacht hatte — sondern die Anhöhe erstiegen, und ging nun auf der andern Seite der Hecke auf dem Boden, der den ihn begränzenden Hohlweg beherrschte. Die Lage der Reisenden war in diesem Augenblick höchst kritisch, denn es durfte nur eines der vier Pferde wiehern, so waren sie entdeckt und alle zu Gefangenen gemacht. Die Thiere hielten sich indeß so ruhig, als ob sie die Gefahr, in der ihre Herren schwebten, gekannt hätten, und so zogen denn die Soldaten vorüber, ohne zu ahnen, wer in ihrer Nähe halte. Als die Fußtritte endlich in der Ferne verhallten, setzten auch die Reisenden ihren Weg fort.

Um halb zehn Uhr lenkten sie von der Straße ab in ein kleines Gehölz, wo sie abstiegen, ihre Pferde der Obhut der beiden Bauern übergaben und ihren Weg zu Fuße fortsetzten. Sie befanden sich nun nicht mehr weit von der Pachtwohnung, in der die Herzogin von Berry sich aufhielt; da es aber ihre Absicht war, durch eine Hinterthüre in dieselbe zu treten, so mußten sie einen Umweg durch Sümpfe machen, in denen sie oft bis an die Kniee einsanken. Endlich gewahrten sie einen dunkeln Punkt, und das war die von Bäumen umgebene Pachtwohnung. Sie erreichten nun bald die Thüre, an die der Führer auf besondere Weise anklopfte. Fußtritte und der Ruf: „Wer ist da!“ ließen sich nun von Innen vernehmen, den der Führer durch ein verabredetes Losungswort beantwortete, auf das sich die Thüre öffnete. Ein altes Weib, das aber zu größerer Sicherheit von einem starken, rüstigen, mit einem Knittel (einer furchtbaren Waffe in seinen Händen) bewaffneten Bauer begleitet war, versah das Amt eines Thürhüters.

„Wir möchten Herrn Karl sprechen,“ sagte der Führer. „Er schläft, erwiderte das alte Weib, aber er hat befohlen, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn Jemand kommen sollte. Kommt nur mit in die Küche, ich will ihn wecken.“ — „Sagt ihm, daß Berryer von Paris da ist,“ sagte dieser.

Das alte Weib ließ die beiden Reisenden in der Küche, und kehrte nach etwa zehn Minuten mit der Nachricht zurück, daß Herr Karl Herrn Berryer erwarte. Dieser folgte nun der Alten, die ihn eine außerhalb des Hauses angebrachte gebrechliche Treppe hinan zu einem kleinen Zimmer im ersten Stock, dem einzigen bewohnbaren des Hauses, führte. Dieß war die Wohnung der Herzogin von Berry, in die ihn die Alte eintreten hieß, dann die Thüre abschloß und außerhalb stehen blieb.

Herrn Berryers ganze Aufmerksamkeit war jetzt auf die Herzogin gerichtet, die sich in ihrem Bett befand, das auf einer roh mit der Axt zusammengezimmerten hölzernen Bettstatt ausgebreitet war. Sie hatte Betttücher von der feinsten Leinwand, und war mit einem schottischen, grün und roth gestreiften Teppich zugedeckt. Auf dem Kopf trug sie eine wollene Haube, wie die Frauen des Landes sie zu tragen pflegen, deren Flügel über die Schultern herabfallen. Die Wände des Zimmers waren kahl, und die Heizung geschah durch ein plump gearbeitetes Kamin von Pariser Stuck. Außer dem Bett bestand das ganze Geräth in einem neben demselben stehenden mit Papieren bedeckten Tisch, auf dem noch zwei paar Pistolen lagen, und aus einem Stuhl, der in einem Winkel stand und den ein vollständiger Anzug eines Bauerburschen nebst einer schwarzen Perücke einnahm.

Der Zweck von Herrn Berryers Besuch war, wie bereits erwähnt, die Herzogin zu bereden, Frankreich zu verlassen; da ich indeß den eigentlichen Inhalt ihrer Unterredung nicht angeben kann, ohne mehrere Personen bloßzustellen, so übergehe ich ihn mit Stillschweigen. Der Leser kann diesen Mangel durch aus dem bereits Gesagten geschöpfte Vermuthungen leicht ergänzen. Um drei Uhr Morgens fügte die Herzogin sich endlich den Gründen, die Herr Berryer sowohl in seinem Namen als in dem seiner Partei anführte; aber dennoch gab sie, obschon sie sich selbst bereits überzeugt haben konnte, wie wenig von einem bewaffneten Aufstande zu erwarten sey, nur mit Thränen und Ausrufen der Verzweiflung nach.

„Wohlan denn, sagte sie, es ist beschlossen, ich muß Frankreich verlassen; ich werde nicht wiederkehren, Sie können sich darauf verlassen, denn ich will nicht mit fremden Heeren zurückkommen. Man will nur, wie Sie wohl wissen, eine gewisse Zeit abwarten, und dann, wenn der Tag gekommen ist, wollen sie meinen Sohn rufen. Nicht etwa, daß sie sich viel mehr um ihn kümmerten als um Ludwig XVIII im Jahre 1815, nein, er soll nur als Mittel dienen, daß sie eine Partei in Paris bilden können. Gut, aber sie sollen meinen Sohn nicht haben; unter keiner Bedingung sollen sie ihn haben, lieber wollte ich, daß er in den Gebirgen Calabriens von seiner Hände Arbeit lebte. Sehen Sie, Herr Berryer, und wenn er den Thron von Frankreich durch Abtretung einer Provinz, einer Stadt, einer Festung, eines Hauses, ja einer Hütte, wie ich jezt bewohne, erkaufen könnte, so gebe ich Ihnen mein Wort, als Regentin und Mutter, er soll nie König werden.“

Um vier Uhr schien die Herzogin vollkommen resignirt zu seyn. Herr Berryer nahm Abschied von ihr, und erhielt die Zusage, daß sie ihn Nachmittags an dem zweiten Hause, an dem er am vorigen Abend Halt gemacht hatte und das vier starke Stunden von der Herberge entfernt war, wo er seinen Kutscher gelassen, treffen wolle. Dort wollte sie in seinen Wagen steigen, mit ihm nach Nantes zurückkehren, dann, mit einem falschen Paß versehen, Post nehmen, quer durch ganz Frankreich reisen und bei Mont Cenis über die Gränze gehen.

Herr Berryer hielt an dem bezeichneten Ort und wartete von Mittag bis sechs Uhr Abends, wo er endlich ein Schreiben von der Herzogin erhielt, das ihn belehrte, daß sie sich eines Andern besonnen habe. Sie bekannte, daß sie zu viele Interessen an das ihrige gefesselt hätte, als daß sie sich entschließen könne, sich den Folgen ihres Eintritts in Frankreich zu entziehen und sie auf Andern lasten zu lassen, und daß sie deßhalb fest beschlossen habe, das Schicksal derer, die sie in Gefahr gebracht, bis zum Aeußersten zu theilen. Nur die auf den 24 Mai angeordnete Erhebung der Waffen war bis zur Nacht vom 3 auf den 4 Junius verschoben. Tief betrübt kehrte Herr Berryer allein nach Nantes zurück.

Am 25 erhielt Herr von Bourmont den folgenden Brief von der Herzogin, der den Herrn Berryer eröffneten Entschluß vollkommen bestätigte:

„Da ich den festen Entschluß gefaßt habe, die westlichen Provinzen nicht zu verlassen, sondern mich ihrer lang erprobten Treue zu vertrauen, so rechne ich wegen Verkehrung der nöthigen Anstalten zu Erhebung der Waffen in der Nacht vom 3 auf den 4 Junius auf Sie, lieber Freund. Ich rufe alle tapfern Männer unter meine Fahne; Gott wird uns helfen, daß wir unser Vaterland retten; keine Gefahr, keine Beschwerde soll mich entmuthigen, ich werde auf den ersten Sammelplätzen erscheinen.“

Marie Karoline,
Regentin von Frankreich.

Vendée, am 26 Mai 1832.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Stévenard, Uhrmacher in Boulogne-sur-Mer, hat kürzlich einen der merkwürdigsten Automaten vollendet, die man noch je gesehen hat. Auf einem mit mannichfachem Schnitzwerk verzierten Sockel von Palixander- oder Veilchenholz ruht ein mit sehr reich, obschon einfach ausgearbeiteten gewundenen Verzierungen und Akanthusblättern geschmücktes Fußgestell von matt versilberter Bronze, auf dessen Fläche der türkisch gekleidete und ungefähr sechs Zoll hohe Automat auf einem Sopha sizt. Vor ihm steht ein kleiner Tisch von vergoldeter Bronze, dessen Verzierungen einen Teppich bezeichnen, und zu seiner Rechten ein Gueridon, auf dem drei Becher nebst einer Art hohler Trommel von größerm Umfang als die Becher liegen. Der innere Mechanismus spielt nun zuvörderst eine Ouverture, bei der man die Wahl hat, ob man die von Moses, Tankred oder dem Barbier von Sevilla hören will; kaum ist sie geendet, so erhebt sich der Automat und grüßt die Zuschauer dreimal, wie Taschenspieler gewöhnlich zu thun pflegen. Hierauf ergreift er zwei von den Bechern und führt nun das bekannte Becherspiel mit drei kleinen silbernen Kugeln aus, die er nach und nach unter beide Becher bringt und sie endlich unter einem in der Mitte des Tisches stehenden vereinigt. Dann stellt er seine Becher an ihre Stelle, und nun kommt die Trommel herab, die er dreimal schlägt, worauf sie sich aufhebt und eine kleine Tänzerin sehen läßt, die vorn auf dem Tisch unter Musikbegleitung des Mechanismus einen Tanz ausführt. Die Trommel senkt sich dann wieder herab, und wenn sie sich abermals aufhebt, ist die Tänzerin verschwunden. Der Automat, der während des Tanzes nicht aufhört, durch Kopf- und Körperbewegung seinen Beifall auszudrücken, ergreift nun den dritten Becher, den er bis jezt noch nicht berührte, stellt ihn in die Mitte des Tisches und hebt ihn bald wieder auf, um ein silbernes Ei sehen zu lassen. Ein neues Wunder überrascht jezt den Zuschauer, aus diesem Ei kriecht ein herrlicher buntfarbiger Vogel von unglaublicher Kleinheit hervor, hüpft auf das Ei, schlägt, über seine Befreiung höchst erfreut scheinend, auf die den Vögeln eigene Weise, mit der sie ihr Vergnügen auszudrücken pflegen, mit den Flügeln, dreht den Kopf und singt ein Liedchen. Der Automat bedeckt ihn dann wieder und Alles verschwindet; hierauf stellt er langsam seinen Becher bei Seite, grüßt die Zuschauer und sezt sich wieder. Ein zweites Musikstück schließt das Schauspiel. Dieses Meisterstück, zu dessen Vollendung der Verfertiger 5 Jahre brauchte, ist um 300,000 Franken verkauft worden.

*

Folgendes ist ein Verzeichniß der politischen Blätter, die mit Umgehung des Gesezes in England ungestempelt ausgegeben werden, nebst ungefährer Angabe der gegenwärtig in Umlauf gesezten Exemplare:

	Exemplare.
Poor Man's Guardian (des armen Mannes Wächter). Dieses Blatt wird von Hetherington, einem irischen Papisten und Exstudenten von Maynooth herausgegeben	16,000
Destructive (der Zerstörende). Herausgegeben von demselben. Die Grundsäze, die dieses Blatt ausspricht, lassen sich leicht errathen; sie sind jakobinisch und von blutiger Farbe. Es muß erinnert werden, daß Hetheringthon den Gebrauch des Dolches, als eines Werkzeugs der Rebellion, empfohlen hat. Der Poor Man's Guardian und der Destructive circuliren in Lancashire	8000
Gauntlet (die Spießruthe). Redakteur dieses Blattes ist der bekannte Carlile — sein Name genügt	22,000
Cosmopolite. Herausgeber Detrosier; Grundsäze owenisch *) und republikanisch	5000
Working Man's Friend (des Arbeiters Freund). Herausgeber Watson; Grundsäze republikanisch	7000
Crisis. Redaktoren Herr Owen und Morgan, Herausgeber des „Wrath of the Bees“ (der Zorn der Bienen); Herrn Owens Name enthebt der Nothwendigkeit, die Grundsäze dieses Blattes anzudeuten	6000
The Man (der Mensch). Redaktoren Lee, der Präsident der Versammlungen zu Coldbath-Fields, und Petrie. Grundsäze republikanisch	7000
Reformer. Grundsäze republikanisch und revolutionär, Herausgeber Lorimer	6000

Dieß sind die bedeutendsten unter den Blättern, die in London ungestempelt ausgegeben werden. In der Provinz gibt es ebenfalls viele ungestempelte Zeitungen, besonders in Leeds, Bradford, Manchester u. s. w., die sämmtlich im Geist des Poor Man's Guardian geschrieben werden. (Standard.)

*

Unter der gemäßigten Zone zu säen und unter den Tropen zu ernten ist gewiß eine sonderbare Sache. Es geschieht indeß häufig; denn die großen Schiffe der ostindischen Kompagnie haben nach dem Beispiele der Holländer, welche zuerst diesen Gebrauch einführten, kleine Gärten in Holzkisten, welche sie auf dem Hintertheile des Schiffes aufstellen. Man pflanzt darin Salat; die Keime, der Einwirkung einer stets wachsender Hize ausgesezt, entwickeln sich mit einer überraschenden Schnelligkeit, die Ernten vermehren sich ins Unendliche und lassen sich gar nicht mehr zählen: kein Glashaus könnte solche Wunder hervorbringen.

*) Owens Grundsäze ergeben sich aus der Ueberschrift des Saals, in welchem er Vorlesungen hält: „All that is wrong, comes from church and government“ (alles Böse kommt von der Kirche und Regierung).

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 284. 11 October 1833.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Beredsamkeit in England. *)

Longinus sagt, nur Freie seyen beredt. Longinus schoß weit vom Ziel. Die Sklaven des Morgenlandes sind beredt; — die Irländer sind beredt; — die Amerikaner scheinen nicht eben glänzende Muster einer lauteren Redekunst darzubieten, und die Engländer besitzen sehr wenige Bruchstücke in sehr wenigen Reden, die man als Muster wirklicher Beredsamkeit der Bewunderung der Nachwelt übergeben könnte.

Bei uns betrachtet man die Beredsamkeit nicht als eine Kunst, sie wird nicht studirt, außer nur von ganz Wenigen, die die grobstoffigen Bestandtheile des bloßen Redehaltens viel zu viel im Auge behalten, und außer Acht lassen, daß, wie in der Poesie, so in der Beredsamkeit, die Seele Alles ist. In England wird ein Mann gemeiniglich durch die bloße Uebung im Aneinanderreihen von Gedankensätzen ein öffentlicher Sprecher, ohne daß er dabei irgend eine regelrechte oder vorher überdachte Aufmerksamkeit auf die unendlichen Tonbiegungen der Stimme, auf die anmuthigen Formen des Vortrags, oder auf die redekünstlerischen Verfahrungsweisen im Einschrecken oder Bewältigen eines Zuhörerkreises widmete; die Leute meinen,

*) Aus dem New-Monthly-Magazine, Augustheft 1833, S. 393 bis 399. Mit diesem Hefte tritt der bisherige Herausgeber dieser Zeitschrift, Edward Lytton Bulwer, von deren Redaktion aus Gründen ab, die er in seinen innigen Abschiedsworten an die Leser so anziehend darlegt, daß wir durch die Mittheilung dieses „Farewell“ denen, die Bulwer nur als Romanschriftsteller kannten und liebgewannen, einen angenehmen Dienst zu erweisen glauben. D. Ueb. — Es lautet:

„Lieber Leser! Es ist nun ein Jahr und neun Monate — wiewohl mir's vorkommt, als sey es erst gestern — seit ich zuerst die Leitung dieser Zeitschrift übernahm. Ich stehe jetzt im Begriffe, Abschied von dir zu nehmen: mit diesem Hefte beschließe ich meine Pflichten als Herausgeber des „New-Monthly-Magazin.“ Der Drang des öffentlichen Geschäftswesens hat in jüngster Zeit so sehr zugenommen, daß ich mich genöthigt sehe, den Kreis meiner gewählten Berufsarbeiten enger als bis daher abzustecken. Auch fühle ich, daß in den Zwischenzeiten des Ausruhens von den parlamentarischen Arbeiten einige Erholung und einiges Pflegen des dolce far niente diesem Sklaven, dem Körper, nothwendig ist, dessen Dienste sonst die Seele leichtlich ganz zu verlieren gewärtigen müßte. Nicht immerfort kann der Bogen gespannt bleiben. Der Schulknabe wie sein Lehrer müssen ihren Feiertag haben; und lange läßt sich kaum straflos die unaufhörliche erschöpfende Anstrengung literarischen Mühens zu dem unablässigen Aufmerken in einem Hause der Gemeinen fügen, das seine jetzigen Mitglieder aus lauter Ehrfurcht vor dem Gedächtnisse der ihnen Vorangegangenen fast abtödtet.

Ich lege mein Amt als Herausgeber dieses Magazins nieder; hoffen aber möchte ich, daß ich ihm, und durch es, der Meinung überhaupt einigen, wenn auch unbedeutenden Dienst geleistet, daß ich einige, wenn auch nur wenige Zwecke, die ich mir bei Uebernahme der Aufgabe setzte, erreicht, daß ich während der Zeit, wo es meiner Leitung anvertraut war, nirgends, weder als Kunstrichter noch als Staatsbetrachter die Macht, die es mir etwa verlieh, zu selbstischen Absichten mißbraucht habe. Indem ich das Amt, deine Muße unterhaltend auszufüllen oder deine Meinungen stellvertretend auszusprechen, in andere Hände lege — darf ich da, lieber Leser, mich dem wohlthuenden Gedanken überlassen, daß du die Gefühle freundlicher Erinnerung an das Band, das zwischen uns bestand, mit mir theilest? Hat doch ein Werk dieser Art die ihm eigene Macht, viele theure Erinnerungen zu hinterlassen? Bringt es auch, in offenerer Gestalt, den Zorn von Feinden über uns — so vereinigt es dafür mit uns, unter dem Banner einer gemeinsamen Sache die Freunde, die wir sonst vielleicht nie erprobt, ja nie kennen gelernt haben würden! Und verbindet sich mit ihm auch der Gedanke, wie Vieles wir mit mehr Geschick hätten thun können — so bleibt dafür eben so mit ihm die Erinnerung an das verbunden, was wir ehrlich gethan haben. In der Wagschale des Guten und Schlimmen kann ein Freund für hundert Feinde schadlos halten, ein nützlicher, erreichter Zweck uns für hundert unerfüllt gebliebene trösten.

So scheide ich denn, jegliche freundliche Erinnerung frisch im Herzen, von denen, die meine gelegentlichen Lucubrationen in dieser Zeitschrift gelesen, und von denen, die mich so wirksam mit ihren eigenen unterstützt haben. Was die Letzteren betrifft, so vertraue ich zuversichtlich, daß sie die Bemühungen fortsetzen werden, die dieser Zeitschrift zum kräftigen Beistand und in gleichem Maße zur Förderung der Literatur selbst gereichen. Nur Weniges wüßte ich, das mir größeres Vergnügen gewähren könnte, als eine Zeitschrift (die nach ihrer Verbreitung und ihrem Rufe ein so wirksamer Hebel zur Beförderung der geistigen Genußfreuden meiner Landsleute seyn könnte) immer mehr, je weiter sich der Lesekreis des Bürgerverbandes ausdehnt, beim Volke beliebt werden, sie schöner und schöner in der Gunst Aller durch steigende Bestrebungen, die Achtung Aller zu gewinnen, reifen zu sehen. — Lebe denn wohl, lieber Leser, und nimm sie auf, so wie sie gemeint, die Scheidewünsche Deines aufrichtigen Freundes

London, 1 August 1833.

Edward Lytton Bulwer.“

es sey hinreichend, verständliche Gedankensätze in lauten Tönen herzusprechen, und die Folge ist, daß es viele gute Sprecher und sehr wenige Redner gibt. Um so besser vielleicht für das Land: wir haben mit diesem Punkte nichts zu thun; wir wollen hier bloß den Zustand und nicht die Vorzüge der Kunst etwas näher betrachten.

In keiner stellvertretenden Versammlung vielleicht gab es je so viele gute Sprecher, als gegenwärtig im Hause der Gemeinen. Ein Beamter des Hauses, der nun schon ins dreißigste Jahr damit zu thun hat, sagte uns, es sey ihm noch kein erstaunlicherer Gegensatz vorgekommen, als die Menge von vortrefflichen Sprechern jetzt im Vergleiche mit der Anzahl von nur erträglichen Sprechern ehedem. Und doch läßt sich von keinem dieser vortrefflichen Redner sagen, daß er sich zur eigentlichsten Höhe der Beredsamkeit aufgeschwungen habe. Das große bezeichnende Merkmal der Redekunst des Volksrathes ist — Alltäglichkeit. Die schönen Redner schmücken sie aus; die kaltverständigen Redner geben sie orakelmäßig von sich; die feurigen Redner lassen sie herausströmen, als wäre sie der Erguß eines begeisterten Gemüths; hervortritt aber immer noch dabei die Alltäglichkeit. Nichts Neues oder Geistveredelndes im Gedanken — nichts Herzerregendes oder Erhabenes im Gefühl kommt je über die Lippen Stanley's oder Peels, der zwei Anführer des nächtlichen Scharmützels oder der festgeordneten Feldschlacht. Stanley zeigt ja offen, daß es ihm nicht darum zu thun ist, über eine bestimmte Gränze im Beredtseyn hinauszugehen. Kühn und klar, richtig denkend und sprechend und schnell bei der Hand, strebt er nie nach der Beherrschung der Leidenschaften oder der Allgewalt über die Herzen. Sein Geist ist wie dazu geschaffen, sich mit den Notherforderniffen des Wortkampfs herumzuschlagen, er fürchtet nichts und übergeht nichts. Er tritt dem Feind entgegen, sey es über was es, und wäre es noch so kitzlich, sey es, wo es wolle. Er nimmt jeden Vortheil wahr und verfehlt nie, ihn aufs Bestmögliche zu benützen. Weit weniger Achtung gebietend als Peel, ist er weit natürlicher. Nie mischt sich etwas Künstliches unter die ernste Einfachheit seiner Gebärdensprache und ganzen Haltung. In der bemerkenswerthen Schlichtheit seines kraftvollen und markigen Vortrags, in der durchsichtigen Reinheit seiner Sprache, unterscheidet er sich wesentlich von allen seinen Amtsgenossen, von Broughams sorgsam ausgearbeiteter und überstudirter Darstellung, von Peel's schwellender Feierlichkeit, von der anmuthigen Redezier Canning's, von Shiel's künstlichberechneten Wirkungen, von den unendlichen Bildungen und Verschlingungen des Tons und der Gebärde, welche O'Connell'n die Lebenserfahrung gelehrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Alle diese Weiber, obschon von verschiedenen Nationen, tragen noch als Schmuck ungeheure Ohrgehänge von gutem Gold, Halsbänder von Bernstein, Korallen, Gewürznelken, Perlen oder Glaskorallen; an den Armen Ringe von gutem Gold, Silber, Kupfer oder Eisen; als Gürtel eine große Menge Schnüre von Glaskorallen von allen Farben, und auch oberhalb des Knöchels Ringe oder Ketten von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Perlen und sehr schön geflochtenen Binsen; eine Jede richtet sich, rücksichtlich des Stoffs, aus dem dieser Schmuck gearbeitet ist, nach ihrem Vermögen. Auf ihre Zähne, die so weiß wie Elfenbein sind, wenden sie meist sehr viele Sorgfalt, und reiben sie beständig mit kleinen Stücken von den Zweigen der Akazie, der Weide oder eines andern Baumes. Diese Holzstückchen haben vor den Bürsten, deren wir uns bedienen, den Vorzug, daß sie die Zähne weiß erhalten und vollkommen reinigen.

Auch die Männer, besonders die von Futa toro, haben die ekelhafte Gewohnheit, die Haare mit Fett einzuschmieren; so wie die Weiber flechten sie sie ebenfalls in eine Menge kleinerer oder größerer Zöpfe, tragen aber auf der Stirne keine andere Zierde als höchst unsaubere Säckchen von Baumwollenzeug, in denen ihre Gris-gris oder Amulette verborgen sind. Hals, Arme und die Mitte des Leibes dagegen sind mit einer Unzahl von Ringen und ledernen Schnüren überladen, an welchen letztern ein Dolch, mehrere Hornspitzen von Ziegen, Gazellen und Widdern, Hauer von Ebern und besonders eine Menge kleiner, auf verschiedene Weise geordneter Pakete mit Amuletten hängen.

Oft begegnete ich einigen dieser Afrikaner, deren Haare dergestalt mit Butter eingeschmiert waren, daß ihr Kopf mit einer Art undurchsichtiger, glänzender Plattmütze bedeckt schien. Diese Salbe kann jedoch nicht lange halten; die Sonne und die Wärme des Kopfes selbst, zerschmelzen gar bald diesen seltsamen Putz, der auf den Körper herabträuft und einen ekelhaften Anblick gewährt. Durch diese höchst unsaubere Gewohnheit zeichnen sich besonders die Puhls aus, denen man im Lande den Namen Laobeh beilegt; sie sind ein nomadischer Stamm, der durchaus keinen Begriff von Vaterland hat, und von seinen Arbeiten und dem Ertrag seiner Heerden lebt. Die Laobehs verfertigen Baganen, Mörser, Stößer, um den Hirse zu zerreiben, Lapots, hölzerne Löffel u. s. w.

Die Lieblingsbelustigungen der Bewohner dieses Theils von Afrika sind Tanz, Musik, Gesang und das Getös des Tamtam. Dieses Instrument ist eine Art Trommel, die aus einem Stück von einem hohlen Baumstamm verfertigt wird, dessen beide Oeffnungen mit einem gegerbten und stark angespannten Schaffelle überspannt sind. Sie genießen dieses Vergnügen fast jeden Abend, zu welchem Ende sie sich auf einem Platze in der Mitte des Dorfs oder sonst wo versammeln, und versagt der Mond sein Licht, so zünden sie große Feuer an. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts schmücken sich bei solchen Gelegenheiten allgemeiner Fröhlichkeit mit ihrem schönsten Putz; Zuschauer und Tänzer bilden einen Kreis, aus dem ein junger Mann und ein Mädchen langsam hervortreten, und nun wechselsweise eine Art Tanz ausführen, der von eben so lächerlichen als sonderbaren Grimassen, Gebärden und Verdrehungen begleitet wird. Diese Tänze werden vom Getöse des Tam-tam, dem Händeklatschen und dem Gesange der Zuschauer begleitet. Diejenigen, welche

den Tam-tam spielen, stehen in der Mitte des Kreises, und machen ebenfalls Grimassen und Verdrehungen aller Art.

Die Umgegend von Coq wird durch die periodischen Ueberschwemmungen des Senegal jährlich unter Wasser gesetzt, was diesen Ort nach dem jedesmaligen Rücktritt der Gewässer zu einem sehr ungesunden Aufenthalt macht; ein Uebelstand, der durch den gänzlichen Mangel aller Vegetation noch erhöht wird.

Auf unsrer weitern Reise nach Podor fanden wir weder rücksichtlich der Vegetation noch des Bodens, eine Veränderung. Das von den Pulhs bewohnte Ufer ist stets gut mit Hirse, Mais und Tabak bebaut. Die bereits erwähnten heckenähnlichen Weidengebüsche werden immer höher und dichter, sie beschatten und fassen den Fluß auf eine dem Auge sehr gefällige Weise ein.

Oberhalb, und zwar nicht weit von Coq, liegt das Dorf Nehuleh, von allen, die wir bisher gesehen hatten, eines der am vortheilhaftesten gelegenen. Die Umgegend ist mit Hirsenfeldern und die Ufer des Flusses, wie allenthalben, mit Tabakpflanzungen bedeckt. Vor dem Dorf und in demselben steht man hochwipfelige Bäume, unter denen mertensia senegalensis, bauhinia reticulata, tamarindus indica und besonders eine schöne, noch nicht beschriebene Gattung von Feigenbaum, bemerkenswerth sind, dessen horizontal ausgestreckte Aeste ihn schon von weitem kenntlich machen. Es scheint, daß die Einwohner diese großen Bäume sorgfältig unterhalten, weil sie unter ihnen Schutz gegen die Sonnenhitze finden, die unter diesem Klima oft schwere Krankheiten veranlaßt. Von Nehuleh bis Podor dauern der Hirse-, Tabak- und Baumwollenbau fast ohne Unterbrechung fort.

Obschon der Boden, gegen den Spiegel des Flusses betrachtet, hoch zu seyn scheint, so wird er doch fast jedes Jahr überschwemmt, weßhalb er auch zum Anbau tüchtig wird, und reiche Ernten von Moorhirse liefert.

Die am rechten Ufer des Flusses, Dagana gegenüber, so häufige Fächerpalme fehlt hier gänzlich; dagegen sind Akazien aller Art, die hier eine ungewöhnliche Größe erreichen, desto zahlreicher. Der Boden, den sie beschatten und dessen einzige Zierde sie sind, ist von allem andern Pflanzenwuchs gänzlich entblößt, und die Erde ist hier so glatt und kahl, als ob sie gekehrt worden wäre. Ihre Härte und Gleichförmigkeit gibt ihr das Ansehen einer Dreschtenne.

(Fortsetzung folgt.)

Yacht-Klubs.

Die Zeitungen haben bei Gelegenheit der Nachrichten über den neulichen Aufenthalt des Königs der Franzosen zu Cherbourg des dort zur Begrüßung Louis Philipps versammelten englischen Yachtklubbs, der festlichen Wasserwettfahrten, die letzterer dem französischen Monarchen zu Ehren zu geben beabsichtigte und dergleichen mehr gedacht. Einige Notizen über diese Yachtklubs aus einem unlängst erschienenen englischen Werke werden deßhalb vielleicht nicht ohne Interesse gelesen werden. *)

*) Der vollständige Titel dieses, mannichfache Belehrung gewährende, bequem zum Nachschlagen (die Artikel sind in alphabetischer Ordnung gegeben) eingerichteten Werks ist: The Field Book, or Sports and Pastimes of the United Kingdom; compiled from the best Authorities, Ancient and Modern. By the Author of „Wild Sports in the West." 1833. London, Effingham Wilson. 8. Mit vielen gelungenen Holzschnitten u. s. w.; 600 enggedruckte Seiten.

Der königliche Yachtklub *) (Royal Yacht-Club) zählt gegenwärtig ungefähr 588 Mitglieder, und zwar 136 wirkliche und 452 Ehrenmitglieder. Unter den Erstern sind etwa ein Fünftheil Pairs, zwölf Baronets, vier Knights, drei Generale, drei Obristen, acht Kapitaine, zwei Geistliche und neun und siebzig Partikuliers. Unter den Letztern (den Ehrenmitgliedern) findet man neunzehn Admirale, neun und zwanzig Viceadmirale, ein und dreißig Kontreadmirale und dreihundert zwei und sechzig Kapitäne, und außerdem noch eilf, in der Ehrenmitgliederliste obenan stehende, vornehme Personen vom Civilstande. Die Zahl der Yachten beträgt 109 — von diesen sind sieben und achtzig Kutters, zehn Schooners, drei Briggs, vier Jöllen, zwei Dreimaster, zwei Zweimaster und ein Einmaster. Die Mehrzahl dieser Fahrzeuge gehört nach Cowes und nach Southampton, der Rest ist unter den verschiedenen Häfen der drei Königreiche vertheilt. Die dem Klub zugehörigen Schiffe halten zusammen 7250 Tonnen. **) Nun führt, nach einer mäßigen Berechnung, jedes Fahrzeug im Durchschnitt zehn Mann; dieß gibt eine Totalzahl von 1060 Mann, die in Lohn und Dienst des Klubs stehen. So darf man denn wohl sagen, daß während in den Sommermonaten, so lange die Wasserwettfahrten gehalten werden, der königliche Yachtklub über eilfhundert Menschen Brod und Arbeit gibt. Bei Annäherung des Winters werden diese verabschiedet und die Yachten für die nächste Saison aufgehoben, und nur der Schiffer ***) (master) und ein Mann wird fortbezahlt. Die so entlassenen Matrosen finden auf Kauffahrteischiffen oder sonst einen Dienst für den Winter, und werden in der Mitte Frühjahrs gemeiniglich auf den Yachten, auf denen sie früher gedient haben, aufs Neue eingeschifft. Rührige und fleißige, mit guten Zeugnissen versehene Leute dürfen unter diesen Bedingungen immer mit Sicherheit auf eine bleibende Dienstbeschäftigung beim Klub zählen; und viele Mitglieder setzen mit Recht ihren Stolz auf die tüchtige Schiffszucht, das männliche Betragen und das vorzügliche Aussehen ihrer Mannschaft. Die Stelle eines Schiffers (master) ist mit vieler Verantwortlichkeit verbunden und in jeder Hinsicht achtbar ausgefüllt. Auf einigen der größten Fahrzeuge findet man wohl jüngere Offiziere von der Marine, die dieses Amt annehmen. Die Blume von Yarrow †) (the Flower of Yarrow), das Eigenthum des Herzogs von Buccleugh, ist von einem der ältesten Lieutenants im Seedienste befehligt, und so ist es mit andern, worüber wir hier nicht in Einzelnheiten eingehen können.

Wie bereits bemerkt, führen die dem Klub gehörigen Schiffe 7250 Tonnen. Nun kommt, unseres Wissens, ein Schiff von 100 Tonnen dem Eigner selten weniger als von fünf bis zu sechstausend Pfund zu stehen, eine Summe, die natürlich je nach den verschiedenen Ausziерungen, der innern Einrichtung und andern, nicht wesentlichen Zuthaten sich bis auf zehntausend Pfund erhöhen kann. Nach diesem Berechnungsverhältniß würden die sämmtlichen Fahrzeuge des Klubs über eine halbe Million Pfd. St. gekostet haben; allein es läßt sich hierüber durchaus nichts Bestimmtes sagen; denn die erste Kostenauslage für die Yachten weicht so sehr ab, und die vielerlei Arten der „Takelung" (rig) sind mit so unendlich verschiedenen Ausgaben verbunden, daß es vergebliche Mühe wäre, eine haltbare Meinung aufstellen zu wollen.

Der nördliche Yachtklub (the Northern Yacht-Club) ist eine höchst interessante Gesellschaft, wenn er gleich nach Zweck und Umfang nicht so ausgedehnt ist, wie der königliche Klub. Er zählt gegen 550 Mitglieder. Die Verzeichnisse und Nachweisungen für 1830 geben 92 Mitglieder in der schottischen und 90 in der irländischen Abtheilung an,

*) Lord Yarborough ist bekanntlich Kommodore dieses Klubs; eine Abbildung seiner wunderschön gebauten und durch ihre ausgewählte Bemannung vorzüglich ausgezeichneten Yacht findet man in dem eben erwähnten Werke.

**) Tuns — halbe Last (= 2000 Pfund in der Seefahrt), also hier = 14,500,000 Pfund.

***) Der Kapitain eines Kauffahrteischiffs, überhaupt der Befehlshaber oder Führer eines Fahrzeugs, das nicht Kriegsfahrzeug ist, heißt in England Master — Schiffer, Schiffsführer.

†) Vergleiche über diesen historischen Namen W. Scotts Erläuterungen zum „Lied des letzten Minstrel," Anmerkung 10 zum 4ten Gesang, wo ein liebliches Gedicht über diese Blume von Yarrow (Marie Scott) mitgetheilt ist.

nebst 52 Ehrenmitgliedern, wozu noch die 95 ebenfalls als Ehrenmitglieder gezählten und aufgeführten Mitglieder des Corker Yachtklubs kommen. Der nördliche Klub hatte im Jahre 1830 sechzig Yachten, deren Tonnengehalt jedoch verhältnißmäßig dem Cowesklub *) nicht gleich kam, da auch kleinere Fahrzeuge zugelassen werden. Viele Mitglieder des königlichen sind auch zugleich Mitglieder des nördlichen Yachtklubs; so unter Andern der Marquis von Donegal, Earl Belfast, Herzog von Portland, Dionysius George und Kapitain Kean. Kommodore der irländischen Abtheilung ist John E. Matthews Esq., der auf der Water-Witch **) (Wasserhexe), einem dreimastigen Schooner von 75 Tonnen, seine Flagge aufzieht; und der Herzog von Portland auf seinem Clown ***), einer Kitsch ****) von 156 Tonnen, ist noch immer Vorstand der schottischen Abtheilung. Es gibt viele schöne Fahrzeuge im Klub. Kutter sind, wie gewöhnlich, am zahlreichsten zu finden, doch gibt es auch viele schoonerartig gebaute sogenannte „Clippers“ (Kipper); und was in „Damenaugen“ noch mehr ist: ihre Namen sind eben so artig als wohlgewählt.

Nachdem noch der Verfasser den Corker Hafenklub, „einer der vornehmsten seiner Entstehung nach, abgesehen davon, daß seine Regatta †) für die älteste im vereinigten Königreiche gilt,“ sodann den Dubliner Klub, so wie den Plymouther Regattaklub und Yachtverein aufgezählt hat, bemerkt er:

„Nach der niedersten Berechnung beträgt die Zahl der gegenwärtig in diesem Königreiche ††) zum Vergnügen verwendeten Fahrzeuge nicht unter drei bis vierhundert, von zehn bis zu dreihundert und fünfzig Tonnen Gehalt. Dieses Schiffheer ist mannichfach an unsern Küsten hin vertheilt, und bringt seinen Geldsegen in jeden größern und kleinern Hafen der Schwesterinseln. Allein nicht bloß von dieser Seite, auch von einer andern, bisher vielleicht noch zu wenig beachteten, gewähren die Yachtklubs einen Vortheil; ich meine in Bezug auf unser Verhältniß als ein Seevolk. Die Bollwerke Englands sind seine „hölzernen Mauern;“ und sind unsere Schiffe Eichenherzen, so wollen wir nicht vergessen, daß „Eichenherzen“ unsere Männer gleichermaßen sind; und nie dürfen wir das stolze Gefühl der Oberherrschaft zur See einschrumpfen und verfallen lassen. Die Yachtklubs, indem sie dieses Gefühl lebendig erhalten, nähren die Flamme der Vaterlandsliebe, und erhalten, mit gerechtem Ehrgeiz, unsere Hoffnungen, unsere Ehre und unsern Ruhm aufrecht.“

Aus einem andern Artikel des Field-Book entnehmen wir noch zum Schlusse das Folgende:

„Die Schifffahrtklubs auf der Themse begreifen die königliche Schifffahrtgesellschaft (Royal Sailing-Club), den königlichen Themse Yachtklub, den Clarence-, britischen-, königlichen Yacht- und mehrere kleinere Vereine. So lange die Fahrtzeit (season) dauert, werden allerlei Preise, Becher und dergleichen mehr alljährlich ausgetheilt; und die ernstgemeinten und hitzigen Kämpfe zwischen den schönen kleinen Fahrzeugen, aus denen diese kleinen Flotten bestehen, gewähren ein höchst anziehendes Schauspiel.

„Die Wettfahrten auf dem Flusse †††) theilen sich in zwei Klassen, in die oberhalb der Brücken und in die unterhalb der Brücken. Die kleinern, von sechs bis zu sechs und zwanzig Tonnen haltenden Yachten sind gewöhnlich für die erstern eingeschrieben, während eine zahlreichere Klasse Preiswettfahrten zwischen Greenwich und Gravesend hält.

Die Chouans.

Der „Auxiliaire Breton“ erzählt folgenden Auftritt: „Peter Blanche, Füsilier im 55sten Linienregimente, war bekannt in Morbihan, wo er geboren war, und hatte den Truppenabtheilungen, welche den Distrikt von Josselin durchstrichen, als Führer gedient. Diesen unglücklichen Soldaten hat die schrecklichste Rache getroffen. Seine Schwester hatte einen gewissen Cato, Ackersmann des Dorfes Braugoarnay, geheirathet, und von Zeit zu Zeit ging Blanche diese besuchen und übernachtete bei ihnen. Vor sechs Tagen, in der Nacht, treten fünf bewaffnete Männer zu Cato in das Haus und verlangen Blanche zu sehen; auf die Antwort, daß er noch nicht da sey, erwarten sie ihn. Bald darauf erscheint der Unglückliche in Begleitung eines Mannes Namens Jarno; alsbald werfen sich die fünf Chouans auf ihn und ergreifen ihn. Bei diesem Anblick springt seine Schwester aus dem Bette, und fleht, daß man ihn verschonen möge. Cato, welcher jetzt bemerkt, daß eine Flinte gegen ihn gerichtet ist, um ihn wegen seiner Beschwerden zu bestrafen, wendet das Gewehr ab, dieses geht los und tödtet seine Frau, welche leblos zu seiner Seite niederfällt. Hierüber erschrocken ziehen er und Jarno sich ins Haus zurück, verbarrikadiren sich darin und überlassen Blanche seinem Schicksale. — Hierauf fingen die Martern dieses Unglücklichen an; sie müssen lang gewesen seyn, nach der Verstümmelung des Leichnams zu schließen. An der Stelle, wo er gefunden wurde, war die Erde aufgerissen, das Gras von den Füßen zermalmt. Beinahe die ganze Haut des Körpers war zerschnitten und von Einschnitten von einem Zoll Tiefe befurcht; die Muskeln waren zerquetscht wie Brei; die Ohren waren abgeschnitten, und jedes Glied der Finger war zerbrochen; drei tiefe Wunden endlich bedeckten den Kopf. Sehr starke Dornhecken lagen noch bei der Leiche, und bezeugten den schrecklichen Gebrauch, welchen man davon gemacht hatte!“

Vermischte Nachrichten.

Jemand, der 9000 über Selbstmorde aufgenommene Protokolle durchgesehen hat, die von 1796 bis 1830 in Paris begangen wurden, glaubt Folgendes aufstellen zu können: 1) daß der philosophische, oder mit Ueberlegung vollbrachte Selbstmord, während der Nacht und zwar kurz vor Sonnenaufgang vollbracht wird; 2) daß der unvorbereitete Selbstmord während des Tages begangen wird, weil da die ihn herbeiführenden Ursachen, als: Zänkereien, traurige Nachrichten, Spielverlust, Unmäßigkeit u. s. w., wirksam sind. In jedem Alter greift der Mensch zu besondern Mitteln, um sich das Leben zu nehmen. In früher Jugend bedient er sich des Stricks, den er bald verschmäht, um zu Feuerwaffen zu greifen, und in dem Maße, als die Lebenskraft abnimmt, kehrt er zu dem erstern Behelf zurück, denn Greise pflegen sich meist aufzuhängen. Diese Betrachtungen sind für die gerichtliche Arzneikunde von hohem Interesse; die nachstehende Tabelle gibt eine Uebersicht von den in den verschiedenen Altersstufen am häufigsten vorkommenden Arten des Selbstmords.

	Pistole.	Strick.
Von 10 bis 20 Jahren	61	68
Von 20 bis 30 Jahren	285	51
Von 30 bis 40 Jahren	182	94
Von 40 bis 50 Jahren	150	188
Von 50 bis 60 Jahren	161	256
Von 60 bis 70 Jahren	126	255
Von 70 bis 80 Jahren	55	108
Von 80 bis 90 Jahren	2	0
	1000	1000

*

Ein deutscher Kaufmann zu Valparaiso hat durch einen sehr verständigen dänischen Matrosen, Namens Kenus, einige Landstriche von Chili untersuchen lassen, welche vielleicht niemals von europäischen Reisenden besucht wurden. Dieser Mann soll erstaunenswerthe Entdeckungen gemacht haben. Unter Anderm fand er in den Anden von Chillan eine Ebene, die weit und breit mit den Ruinen einer beträchtlichen Stadt überdeckt war. Da die jetzigen Indianer von Chili stets Nomaden waren, und die Inkas niemals ihre Herrschaft über dieß Land befestigen konnten, so muß diese Stadt von einem seitdem völlig verschwundenen civilisirten Volke erbaut und bewohnt gewesen seyn. Bekannt ist, daß man auch in andern Theilen von Amerika Spuren einer großen Civilisation entdeckte, wovon bei den Indianern, die jetzt diese Gegenden bewohnen, keine Spur mehr zu finden ist.

*) D. h. dem königlichen Yachtklub, dessen Fahrzeuge, wie oben bemerkt, mehrentheils in Cowes liegen.

**) Erinnerung an Coopers „Wasserhexe.“

***) Erinnerung an die Clowns (Tölpel) der englischen Komödie (s. z. B. Shakspeare's „Dreikönigsabend“).

****) Ketch — Art zweimastiger Schiffe.

†) Wasserwettfahrt.

††) England.

†††) Der Themse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 285. 12 October 1833.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Beredsamkeit in England.

(Fortsetzung.)

Der Genius eines verständigen, unverzagten, klugen, aber immer nur aufs Wesentliche sehenden und feuriger Begeisterung nicht empfänglichen Volks tritt in Stanley's Redekunst verkörpert vor uns. Stanley ist durch und durch englisch. Er ist ein bewunderungswürdiger Sprecher, ein beredter jedoch ist er kaum. Ihm mangelt vielleicht nicht sowohl das geistige Vermögen als das Herz zum Beredtseyn. Weit weniger schadet ihm sein überheißes Blut, als die Kälte seiner Gemüthsanlagen. Seine Seele scheint aufzugehen, wenn er sich auf einen Trugschluß wirft, aber langsam und maschinenmäßig sich zu bewegen, wenn er auf eine herrliche Wahrheit zugeht. Des Hörers Bewunderung fühlt sich gerade durch seine Geistesvorzüge oft erkältend berührt. Es liegt etwas Engherziges in seinem vorsichtigen, das Blut ganz aus dem Spiele lassenden Verschlossenhalten jeglicher leidenschaftlicheren Regung oder Neigung. Gibt es etwas Anziehenderes, Gewinnenderes, als die offene Herzlichkeit eines liebreichen Benehmens? Ist Stanley in der einen Richtung der Denkweise und Gemüthsart ein vollkommener Engländer, so ist dieß Lord Grey durch und durch in der andern. Es ist nicht möglich, einen Mann zu sehen, zu hören, der, so wie er, in Allem so deutlich ausgeprägt, den Stempel des „Edeln" an sich trägt. Die hohe Stirn, die feinen Züge, die gebietende Gestalt, die offene würdevolle Haltung: Alles ist edel; die Gefühle, die Beredsamkeit entsprechen der ganzen äußern Erscheinung und Gestalt. Ein hohes und stolzes, dabei aber großsinniges und durchaus nicht zurückstoßendes Gemüth athmet überall aus ihnen. Von ihm mag man wohl sagen, was von Bussy d'Amboise: „homme de sang et de feu." Allein auch ihm, dem trefflichsten und würdereichsten Sprecher seiner Zeit, dürfte man, wie Stanley, Beredsamkeit in ihrer erhabensten Bedeutung abzusprechen haben. Um jedoch in unserer Begriffsbestimmung dieses Worts nicht mißverstanden zu werden, wollen wir hier sagen, was wir unter „beredt" verstehen; wir verstehen darunter nämlich die Art der Gedankenäußerung vermittelst der Sprache, bei der man sich an den Verstand (understanding) durch das Medium der Leidenschaften wendet; kurz eine Kunst, ähnlich der des Dramatikers oder des Poeten, oder selbst des Malers, die in ihrem höchsten Fluge weit weniger zur Einbildungskraft, als zur Seele sprechen; bei denen Wahrheit das Strebeziel der Dichtung ist; und die, an die Sinne sich wendend, die Urtheilskraft bezaubern und dadurch überreden, besänftigen, gebieten oder schrecken. Das sind die wahrhaft Beredten. Die, welche in ihren mancherlei Kunstrichtungen die größte Herrschaft über die Leidenschaften ausgeübt haben, diese haben immer auch den Verstand am meisten befriedigt. So ist es mit Demosthenes, so mit Homer, so mit Sophokles, so ist es mit Michel Angelo. Mirabeau war beredt, als er ausrief: „es ist nur ein Schritt vom Kapitol zum tarpejischen Fels." Die Größe des Gedankens liegt in seiner durchschütternden Richtigkeit. Martin ist beredt, wenn er in seinem Gemälde der „Sündfluth" den Mond, die Sonne und einen Kometen an einem Himmel aufgegangen zeigt. Entsetzen ergreift den Beschauer bei dem Gedanken an die neue und doch wahrscheinliche Lösung der schrecklichen Naturerscheinung. Voltaire ist beredt, wenn er sagt: „Gäbe es keinen Gott, so müßten wir einen erfinden." Hier nöthigt er die Seele still zu halten, indem er zu der Vernunft spricht. Demosthenes war beredt, als er ausbrach in sein: „Was liegt daran, o Athener, ob Philipp todt ist oder am Leben? Wenn der Himmel euch von ihm befreit haben wird, so werdet ihr selbst ein anderer Philipp seyn!" Das sind Beispiele der höchsten Stufe von Beredsamkeit; ihre Erhabenheit liegt in ihrer überraschenden Zusammendrängung der Wahrheit. Eine Beredsamkeit auf dieser Stufe begegnet uns selten in irgend einem unserer größten Redner. Es bleibt noch zweifelhaft, ob überhaupt die Zuhörer vorbereitet dazu wären. Die Beredsamkeit Chathams liegt zum größten Theile in kühner und markiger Deklamation, Sheridan's in prächtig einherziehendem Wortprunk, Burke's (und Broughams nicht minder) in der stattlichen Sprache eines wohlausgearbeiteten Aufsatzes. Eines der wenigen Beispiele dieser höheren Art der Redekunst (wiewohl in weit niedrerem Grade), die uns unter unsern Amtsgenossen vorkommen, findet sich in einer von Croker's Reden, bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Reformbill. Von der Gefahr, die dem Unterhause aus irgend einem glücklichen Versuche, das Oberhaus zu stürzen, erwachsen könnte, sprechend,

näherte er sich langsam dem Tische und seine Augen auf den Führer der ministeriellen Mehrheit heftend, sagte er: „Rechnet die Zahl der Tage nach, die verstrichen, nachdem einmal das Haus der Gemeinen das Daseyn der Erbkammer wegvotirt hatte, ehe Cromwell dieß Spielzeug (das Scepter berührend) von Eurem Tische wegthun ließ!" Blick, Ton, Miene des Sprechers, Alles trug zur Wirkung mächtig bei. Man konnte sich nichts Beredteres denken; und doch war es nur ein Berufen auf eine einfache geschichtliche Thatsache!

Was wir also sagen wollen, wenn wir einen Zweifel äußern, ob zwei der geschicktesten Redner unserer Zeit beredt in dem wahren Sinne des Worts zu nennen seyen, ist — sie rühren die Leidenschaften nicht an. Wir fühlen uns nicht fortgezogen, nicht blitzgleich durchzuckt, nicht des Athems beraubt, nicht mit Einem Herz, Seele, Urtheilskraft zugleich zu ihren Gunsten gestimmt. Wir sagen: „Es ist ein vortrefflicher Redner;" nicht aber — „Laßt uns gegen Philipp ausziehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Das rechte, noch von den Braknas-Mauren bewohnte Ufer ist nur stellenweise holzreich; der Boden scheint im Ganzen genommen hier höher als auf dem linken Ufer zu seyn. Zahlreiche Hornvieh- und Schafheerden weiden hier und kommen zum Fluß zur Tränke, von dem sie sich, besonders in der trocknen Jahreszeit, selten weit entfernen. Der Löwe scheint in dieser Gegend zahlreicher zu seyn als anderswo; alle Nacht läßt er sein Gebrüll hören, das fürchterlich genug ist, um dem Reisenden, der diese großen Einöden zum erstenmal betritt, Furcht einzustößen. Die Mauren leiden oft großen Schaden durch die Niederlagen, die dieses furchtbare Thier unter ihren Hornviehheerden anrichtet. Das Flußpferd schien dem Kielwasser unsers Fahrzeugs zu folgen und kam uns oft so nahe, daß wir es deutlich unterscheiden konnten. Die Jagd auf dasselbe ist sehr schwierig, weil es fast nur des Nachts aus dem Wasser geht.

Im Jahre 1828 fingen die Einwohner von Bokol, einem am äußersten Ende des Königreichs nicht weit von Dagana gelegenen Dorfe, ein junges Flußpferd, das von der Mutter am Ufer des Flusses verlassen worden zu seyn schien. Sie trugen es in einer Wanne nach dem Fort von Dagana, wo der Arzt des Postens es für einige Ellen blauen Guineazeug kaufte. Man ließ es am Leben; da man es aber in einer Wanne mit Wasser gefangen hielt, aus der es nie herauskam, so starb es nach einigen Tagen. Herr Gerbidon, Interimsgouverneur von Dagana, schickte es, in Weingeist gesetzt, an das Museum der Naturgeschichte nach Paris, wo es sich noch vollkommen wohl erhalten befindet.

Ein leichter Nordost, der sich bei Nacht erhob, trieb uns nach und nach bis vor Podor, wo wir gegen zehn Uhr Morgens anlegten. Wir fanden angemessen, uns weit vom Ufer zu halten, um den lästigen Besuchen der Einwohner und der hier zu Lande so zahlreichen Müßiggänger zu entgehen.

Die glühende Hitze des Ostwinds, die uns auf dem ganzen Wege fast zu Boden gedrückt hatte, nahm so zu, daß das Thermometer in der Kajüte, von 28 auf 32° stieg. Diese unerträgliche Hitze, der ähnlich die aus einem geheizten Backofen strömt, wurde uns so lästig, daß wir nur mit Mühe athmen konnten. Noch nie hatte ich so viel gelitten, es war wahrhaft unerträglich. Um ans Land zu gehen, mußten wir in dieser peinlichen Lage ausharren, bis die Sonne tiefer stehen und der Ostwind sich etwas gelegt haben würde.

Wir schickten uns eben an, dem Barom-bek, oder Häuptling des Dorfs, einen Besuch abzustatten, als der Patron des Colibry, der vom Bord aus mit den Einwohnern des Orts schwatzte, uns benachrichtigte, daß dieser abwesend sey und der Stellvertreter uns aufwarten wolle. Das Boot des Colibry fuhr ans Land und holte ihn an Bord. Nach vielen Komplimenten und Begrüßungen bat uns der Häuptling, als Beweis seiner Freundschaft und seiner Ergebenheit gegen unsre Regierung, den Ochsen anzunehmen, den er mit sich gebracht hatte. Des wohlbegründeten Widerwillens ungeachtet, den wir gegen Annahme dieses Geschenks hatten, konnten wir es doch nicht ausschlagen, und gaben ihm als Gegengeschenk ein Stück blauen Guineazeugs und einen Säbel, womit der Neger zufrieden schien. Er gestattete uns hierauf sehr gnädig, sein Gebiet zu besuchen, und versicherte uns, daß wir nicht das Geringste zu befürchten hätten, was indeß unglücklicher Weise nicht der Fall war.

Zuerst besuchten wir die Baumwollenpflanzungen links und rechts des Dorfs längs des Flusses. Der Anbau dieses schönen Strauches wird hier thätiger betrieben als von den Bewohnern des Landes Ualo, wo er ganz unbedeutend ist. Hier gedeiht die Pflanze sehr gut und trägt eine große Menge Samenkapseln, die jedoch nicht alle gänzlich reif werden. Der Baumwollenstrauch wird hier nur dicht am Ufer des Flusses gepflanzt, wo der Boden das ganze Jahr hindurch einen gewissen Grad von Feuchtigkeit behält. Bei den meisten dieser Pflanzungen war der Boden mit sehr weißer Baumwolle bedeckt, die abgefallen und von den Einwohnern nicht aufgelesen worden war.

Das Einsammeln der Baumwolle wird nur dann vorgenommen, wenn man deren zu Bereitung der Schürzen bedarf; da hiezu aber nur sehr wenig gebraucht wird, so bleibt der größte Theil der Ernte am Boden liegen und geht verloren. Jedes einzelne Feld ist übrigens mit einer, selbst für wilde Thiere, undurchdringlichen Hecke umgeben, doch sind sie weder regelmäßig angelegt, noch nach der Schnur bepflanzt: bei halbwilden Völkerschaften fehlt es bei allen Arbeiten an Ordnung und Uebereinstimmung. In ihren Umfriedungen wächst Hirse, Mais, Baumwolle, Indigo, mehrere Gattungen Bohnen, Pataten, Wassermelonen und verschiedene Kürbisarten, Alles durcheinander. Diese Unordnung kommt auf Rechnung der Sorglosigkeit und Faulheit, wodurch die Negerstämme sich auszeichnen. Wäre diese Art des Anbaus, die das Auge beleidigt, das Ergebniß des Nachdenkens oder der Beobachtung, so könnte man sie nur billigen, um so mehr, da das Klima darauf hinzudeuten scheint; denn die Erfahrung lehrt in der That, daß in Masse angebaute Pflanzen, unter einem heißen Himmelsstriche, sich gegenseitig

gegen die Sonnenstrahlen schützen. Allein die Bewohner dieser Gegenden sind zu unwissend und stumpfsinnig, als daß man eine solche Beobachtungsgabe bei ihnen voraussetzen könnte.

Von weitem gesehen scheinen Futa-toro und besonders die Umgebungen von Podor mit dichten Waldungen bedeckt zu seyn; durchreist man aber das Land, so erstaunt man über den leeren Raum, der sich oft zwischen jedem einzelnen Baum befindet; dagegen wird man von ihrer Größe und der Breite ihres Wipfels überrascht, woran hinwieder eben die Entfernung, in der sie von einander stehen, Ursache ist. Die Gattungen bleiben indeß die nämlichen wie die bereits erwähnten, und Acacia arabica und adansonii sind auch hier die am häufigsten vorkommenden.

Der äthiopische Eber findet sich hier häufiger als an andern Stellen der Ufer des Senegal. Man trifft ihn oft in großen Rudeln, doch stets nur in der Nähe von Sümpfen und Morästen von süßem Wasser beisammen, wo Nymphäa und andere Pflanzen wachsen, deren Wurzeln seine Lieblingsnahrung sind.

Besondere Aufmerksamkeit widmete ich den zahlreichern Dörfern und Weilern des Landes, und war nicht wenig darüber erstaunt, daß deren Bewohner allenthalben bald mehr, bald minder feindselige Gesinnungen gegen die Weißen zeigten; traurige Merkmale des Fanatismus und Aberglaubens dieser armen Leute. Wehe dem Reisenden unsrer Farbe, der einzeln in die Hände dieser Wilden fällt: die grausamste Behandlung erwartet ihn; denn es ist hier wie bei den Mauren der Wüste, wo die Mißhandlung des Weißen für eine verdienstliche Handlung gilt. Meine Gegenwart und die zweier andern Europäer, die mich begleiteten, flößte besonders den Einwohnern der Dörfer im Innern des Landes eine Art schwer zu beschreibenden Abscheus ein. Bei unserm Erscheinen machten Weiber und Kinder sich von allen Seiten unter Heulen und Geschrei auf die Flucht, und verschlossen sich in ihre Hütten, oder hüllten sich in ihre Schürzen, um unsern Blicken zu entgehen. Der Dolmetscher aus Uolof, der uns begleitete, fragte sie mehreremale um die Ursache dieser plötzlichen Flucht, und erhielt jedesmal die mit dem Ton des Zorns und Abscheus ausgesprochene Antwort, daß unsre Anwesenheit ein unglückliches Anzeichen, und daß wir von Gott verlassene Christenhunde seyen.

An andern Orten widersetzten sich nicht weniger wilde Männer unserm Eintritt in die Dörfer und schrien uns entgegen: „Christenhunde, ihr dürft nicht zu uns kommen; nie werden wir zugeben, daß unreine Seelen eurer Art die geheiligten Stätten unsrer Wohnungen und Gebete verunreinigen.“

(Schluß folgt.)

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Als ein Beispiel der Art, wie der Krieg in der Vendée geführt wurde, führen wir die Beschreibung des in öffentlichen Blättern vielfach erwähnten Kampfes in und bei dem Schlosse Penissière bei:

Für den 6 Junius war auf dem 1½ Stunde von Clisson entfernten Schloß La Penissière de la Coeur eine Versammlung anberaumt. der Zweck derselben war, gegen Cugnan und Bussière aufzubrechen und die Nationalgarde zu entwaffnen. Um 9 Uhr Vormittags hatten sich 45 Chouans an dem genannten Orte versammelt, sämmtlich junge Leute von guten Familien, die von zwei Brüdern, Exoffizieren der königlichen Garde, angeführt wurden, und zwei Bauern bei sich hatten, die in Nantes das Jägerhorn der leichten Infanterie hatten blasen lernen und ihre Musikbande vorstellten.

Der Adjudant-Major des 29sten Regiments, der in Abwesenheit des Bataillonschefs George von dieser Versammlung benachrichtigt worden war, marschirte mit 45 Voltigeurs und zwei Gendarmen nach dem zum Sammelplatz der Chouans bestimmten Schloß. Als er vor demselben anlangte, fand er, daß seine Mannschaft nicht zahlreich genug sey, um es einzuschließen. denn das Schloß war von einer Mauer beschützt, welche einen Park umgab. Es wurde also ein Gendarm abgeschickt, um Verstärkung herbeizuholen, und bald langten auch noch weitere vierzig Mann unter dem Befehl des Lieutenants Saneo an. Der Adjudant-Major befahl jetzt anzugreifen; nach einer kurzen Vertheidigung wurde die äußere Mauer verlassen und die Chouans zogen sich in das Haus zurück, wo sie alle Eingänge verrammelten. Sie vertheilten ihre Streitkräfte zu ebener Erde und im ersten Stock, gaben jeder Abtheilung einen Hornisten bei, der während des ganzen Gefechts nicht aufhörte zu blasen, und eröffneten nun aus den Fenstern ein eben so gut unterhaltenes als wohl gezieltes Feuer. Zweimal drangen die Soldaten bis auf zwanzig Schritte vom Gebäude vor, und wurden eben so oft zurückgeschlagen.

Der Adjudant-Major befahl jetzt einen dritten Angriff zu machen, und während die Vorbereitungen hiezu getroffen wurden, rückten vier Mann mit Hülfe eines Maurers gegen das Schloß vor, und sahen sich einen Theil des Giebels aus, der keine Oeffnung nach dem Garten hatte, wo also der Zugang auch nicht vertheidigt werden konnte. Dort glücklich angekommen, legten sie eine Leiter an, stiegen auf das Dach des Hauses, in das sie eine Oeffnung brachen, warfen brennende Pechkränze unter den Dachstuhl und zogen sich dann zurück. Kaum war dieß geschehen, so schlug auch schon eine Rauchsäule aus dem Dach; die Soldaten erhoben ein lautes Geschrei und rückten abermals gegen die kleine Veste, die eine flammende Fahne auf ihrer Zinne aufgesteckt zu haben schien. Die Belagerten hatten das Feuer zwar wohl bemerkt, aber keine Zeit zum Löschen, und da die Flamme bekanntlich immer aufwärts steigt, so hofften sie, daß wenn nur erst das Dach abgebrannt seyn würde, das Feuer wohl aus Mangel an Nahrung von selbst erlöschen werde. Sie erwiderten das Geschrei der Soldaten mit einem eben so gut unterhaltenen Feuer als das frühere, während dessen ganzer Dauer die Hornisten nicht aufhörten kriegerische Weisen zu blasen.

Um diese Zeit langte der Bataillonschef Georges von einigen Mann begleitet an. Er befahl augenblicklich zum Sturm zu schlagen, und die unter einander wetteifernde Mannschaft drang nun gegen das Schloß vor. Dießmal erreichte sie die Thüren des Gebäudes, und die Sappeurs und Mineurs machten Anstalt sie aufzubrechen. Die die Chouans befehligenden Offiziere befahlen den zu ebener Erde aufgestellten Leuten, sich sogleich in den ersten Stock zu verfügen, ein Befehl, den diese augenblicklich ausführten, und während nun die Thüren aufgebrochen wurden, feuerte die eine Hälfte der Belagerten auf die Stürmenden, die andere Hälfte aber hob die Ziegel des Fußbodens auf, schlug Löcher durch denselben und empfing die eindringenden Soldaten zwischen den Stützbalken durch mit einem Hagel von Kugeln. Die Stürmenden mußten sich zurückziehen, und die Chouans begleiteten den Rückzug mit ihren gellenden Hörnern und dem lauten Geschrei: „Lange lebe Heinrich V!“

Der Bataillonschef befahl nun, daß das Erdgeschoß eben so in Brand gesteckt werden solle, wie der Dachstuhl. Die Mannschaft rückte demnach mit brennenden Fackeln und dürrem Holze vor, welches Alles durch die Fenster ins Haus geworfen wurde, und binnen zehn Minuten hatten die Chouans über und unter sich Feuer. Es schien jetzt unmöglich, daß sie dem Tod entgehen könnten, und das Feuer, das sie noch immer ununterbrochen fortsetzten, war allem Anschein nach die letzte Rache zur Verzweiflung getriebener Männer. Ihre Lage war in der That entsetzlich;

das Feuer erreichte bald die Stützbalken der Decke und erfüllte die Zimmer mit Rauch, der durch die Fenster qualmte, es blieb also den Belagerten nur die Wahl, lebendig verbrannt, vom Rauch erstickt oder von den Soldaten niedergemetzelt zu werden.

Die Anführer der Rebellen griffen indeß zu einem verzweifelten Mittel, sie beschlossen nämlich einen Ausfall zu wagen. Da es nun vor Allem nöthig war, dessen Erfolg so viel als möglich zu sichern, so sollte er durch ein Musketenfeuer gedeckt werden, das die Soldaten in Athem hielte; die Anführer der Chouans fragten demnach ihre Leute, wer von ihnen sich freiwillig für die Sicherheit seiner Kameraden opfern wolle, wozu acht von ihnen sich bereit erklärten. Dieß kleine Schaar wurde nun in zwei Pelotons abgetheilt; 55 Mann nebst einem Hornisten sollten versuchen, das nur von einer Hecke umschlossene andere Ende des Parks zu erreichen, und die übrigen acht Mann nebst dem zweiten Hornisten diesen Ausfall decken. Die beiden Brüder (die Anführer der Chouans) umarmten sich, denn sie mußten sich trennen, weil der eine die Zurückbleibenden, der andere aber den Ausfall befehligte.

Die Zurückbleibenden unterhielten nun, von Fenster zu Fenster laufend, ein ziemlich lebhaftes Feuer, während die Uebrigen auf der den Belagerern entgegengesetzten Seite des Hauses ein Loch in die Mauer brachen, und als dieß zum Durchgang groß genug war, im Geschwindschritt, den Hornisten an der Spitze, in guter Ordnung nach dem mit einer Hecke umschlossenen Ende des Parks rückten. Die Soldaten schickten dem Rückzug eine Musketensalve nach, durch welche von den Chouans getödtet wurden; ein dritter, tödtlich verwundet, verschied an der Hecke. Der voranschreitende Hornist erhielt drei Schüsse, und fuhr noch immer fort zu blasen; es thut mir sehr leid, sagt der Verfasser, daß ich die Namen solcher Männer nicht wohl nennen kann.

Die Lage der in dem Gebäude Zurückgebliebenen wurde mittlerweile immer gefährlicher. Die brennenden Balken krachten und schienen das Gewicht der Belagerten nicht länger tragen zu können, weßhalb sie sich in eine Art Vorsprung, den die Mauer bildete, zurückzogen, entschlossen sich hier aufs Aeußerste zu vertheidigen, und kaum war dieß geschehen, so stürzte der Fußboden mit furchtbarem Krachen ins Erdgeschoß hinab. Die Soldaten erhoben bei diesem Anblick ein Freudengeschrei, denn das Musketenfeuer hörte in demselben Augenblick auf, und mithin glaubten sie, die Belagerten seyen unter den Trümmern begraben, ein Irrthum, der diesen das Leben rettete.

Als die Chouans dieß von ihrem Versteck aus gewahrten, hielten sie sich still und regungslos, das Militär dagegen verließ mit einem bei solchen Vorfällen natürlichen Abscheu eilig das brennende Gebäude, dessen Flammen Freund und Feind, Todte und Lebende, ohne Unterschied verzehrte. Die Nacht war mittlerweile hereingebrochen, und von ihrer Dunkelheit begünstigt, glitten nun die todtgeglaubten acht Chouans, gleich umgehenden Gespenstern, längs der heißen Mauer herab, und erreichten glücklich die Hecke, durch die ihre Kameraden entkommen waren, so daß nichts auf dem Schlachtfeld blieb, als die rothglühenden, rauchenden Trümmer des Hauses, und rund um dieselben herum einige Leichen, die von dem letzten aufflackernden Licht der erlöschenden Flamme beleuchtet wurden.

Ueber die Gefangennehmung der Herzogin theilt der Verfasser Folgendes mit:

Das herumschweifende gefahrvolle Leben wurde der Herzogin endlich unerträglich. Auch in der ärmlichsten Hütte konnte sie nicht eine einzige Nacht ungestörter Ruhe genießen, denn die Agenten ihres königlichen Oheims, durch Gold und Hoffnung auf Beförderung gespornt, waren ihr unablässig auf der Spur. Jeder Tag, der ihren unruhigen Schlummer unterbrach, weckte sie zu neuen Beschwerden und Gefahren. Die heldenmüthige Mutter des jungen Heinrich klagte zwar nicht, aber die Anführer der Vendéer wollten sie nicht länger diesen stündlichen Gefahren preisgeben; sie hielten deßhalb einen Rath, und schlugen einmüthig vor, daß die Herzogin nach Nantes zu kommen suchen solle, wo schon lange ein sicherer Zufluchtsort für sie bereit war. Die Herzogin willigte ein, und machte selbst den Antrag, die gefährliche Wanderung in Begleitung der Demoiselle Kersabiec und des Herrn Grafen von Menars, sämmtlich als Landleute verkleidet, zu Fuß anzutreten. Am nächstfolgenden Markttag (16 Junius) um 6 Uhr Morgens verließ die Herzogin mit ihren Begleitern die Hütte nächst Chateau Thebaut, in der sie die Nacht zugebracht hatte, und trat ihren gefährlichen Weg an. Nach Verlauf einer Stunde drückten die groben wollenen Strümpfe und schweren mit Nägeln beschlagenen Schuhe die Herzogin so stark, daß sie sie auszog, in ihre großen Seitentaschen steckte und den Weg barfuß fortsetzte. Die Landleute strömten nach der Stadt, und da sie fürchtete, durch die „aristokratische Weiße ihrer Füße“ verrathen zu werden, so paßte sie einen günstigen Augenblick ab, zog sich hinter eine an der Straße angebrachte Ruhebank zurück, rieb dort ihre zarten Füße mit Erde ein und schritt dann muthig vorwärts. Als die Gesellschaft sich der Stadt näherte verminderte sich ihre Furcht; die Herzogin fand sich besser in ihre Kleidung, und ehe sie die Stadt betrat, zog sie ihre groben Strümpfe und Schuhe wieder an. Als sie auf die Brücke Pyrmil kam, gerieth sie unter eine Abtheilung Soldaten, die von einem vormaligen Offizier der königlichen Garde geführt wurde, den sie in den Tuilerien oft im Dienst gesehen hatte. Dem Bouffai gegenüber machte ein Schlag auf die Schulter, daß sie sich schnell und erschrocken umsah; das alte Marktweib, das sich diese Freiheit genommen hatte, rechtfertigte sie gegen die Herzogin und Demoiselle Kersabiec mit den Worten: „Meine Kinder, helft mir doch da meinen Aepfelkorb auf den Kopf heben, und ich will jedem von euch auch einen Apfel für eure Mühe geben.“ Die Herzogin ergriff sogleich die eine Handhabe des Korbs, Demoiselle Kersabiec die andere und bald war er im gehörigen Gleichgewicht auf den Kopf des guten alten Weibes gestellt, die jedoch, die versprochene Belohnung vergessend, weiter gehen wollte, als Madame sie am Arm hielt und sagte: „Nun, Mutter, wie steht's mit meinem Apfel?“ Das alte Weib langte nun etwas verdrießlich ein paar Aepfel herab, die von den Damen, denen der fünfstündige Spaziergang Appetit gemacht hatte, auf der Stelle verzehrt wurden. — Als sich die Herzogin jetzt umsah, war das Erste, was ihr in die Augen fiel, ein großer Anschlagzettel, an dessen Spitze mit großen Buchstaben die unheilverkündenden Worte: Belagerungszustand, zu lesen waren. Den ängstlichen Bitten der Demoiselle Kersabiec ungeachtet, blieb die Herzogin stehen und las den Anschlag, der sie und ihre treuen Anhänger außer dem Gesetz erklärte, bedächtig durch. Bald hernach erreichten sie glücklich das Haus, in dem sie erwartet wurden, und hier legte die Herzogin ihre Verkleidung ab, die dort sammt Allem, was von der Straße an ihr hängen geblieben war, heilig aufbewahrt wird. Das flüchtige Kleeblatt begab sich dann nach dem Hause der Demoiselle Duguigny in der Straße Haut-du-Chateau Nr. 5, wo ein Zimmer nebst einem Versteck in Bereitschaft gesetzt war. Das Zimmer war eine bloße Dachkammer im dritten Stock, und das Versteck ein Winkel, den das vorspringende Kamin bildete, der durch eine geheime aus einer Eisenplatte bestehende Thüre, die eine verborgene Feder öffnete, verschlossen war. Die Herzogin ging also jetzt mit einem Male aus einem höchst bewegten Leben zu einem Zustand der quälendsten Unthätigkeit über. Ihre Korrespondenz, die sie selbst führte, beschäftigte sie nur wenige Stunden des Tags, und dann wurden die übrigen ihr um so lästiger. Zuweilen unterhielt sie sich damit, die unscheinbaren Wände ihres Zimmers mit Zeitungen auszuschmücken und mit andern Handarbeiten; ihre Lieblingsbeschäftigung aber bestand im Malen und Sticken, worin die Herzogin ausgezeichnete Geschicklichkeit besitzt. Bei dem leisesten Verdachte wurde zu ebener Erde eine Glocke gezogen, die in das Zimmer der Herzogin ging, zum Zeichen sich in den Versteck hinter dem Zimmer zu verbergen.

Zum Mittagessen kam die Herzogin in den zweiten Stock herab, wo sie gewöhnlich in Gesellschaft des Grafen Menars, der Demoiselle Stylite von Kersabiec, der beiden Demoiselles Duguigny und des Herrn Guibourg speiste, der aus dem Gefängniß zu Nantes entwischt war. Das Gerücht, daß sie in der Stadt verborgen sey, wurde indeß fast allgemein, und ich war nur zu gut überzeugt, daß es gegründet sey. Da jedoch nur wenige ihrer treuesten Anhänger um das Geheimniß ihres Verstecks wußten, so schienen alle unsere eifrigsten Nachforschungen nur geringen Erfolg zu versprechen. Die Vorsicht der Herzogin und ihrer Freunde ging überdieß noch so weit, daß sogar Herr von Bourmont nur auf wiederholtes und dringendes Bitten zu ihr gelassen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 286. 13 October 1833.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Beredsamkeit in England.

(Fortsetzung.)

Wir sprechen hier über englische Beredsamkeit und umgehen deßhalb eine Erläuterung unseres Gegenstandes mittelst weitschichtiger Beispiele, die wir von den Irländern herholen könnten, einem Volke, unter dem, bei seiner Lebhaftigkeit und feurigen Einbildungskraft, jene Kunst dereinst in ihrem höchsten Ruhme gedeihen dürfte; das heißt nämlich, so bald einmal die politische Ueberreizung in jenem unglücklichen Lande sich etwas gelegt haben und das Urtheilsvermögen sich abkühlen, den Geschmack sich verfeinern lassen wird, wenn unpaßliche Bilder und eine schwülstige Sprache einer wahrheitstreueren, und darum doch nicht minder mächtig wirkenden Vollkraft der Diktion und Gedankenlogik Platz gemacht haben werden. Wir können schon bei O'Connell, dem großen Meister des hitzigen Volksgeistes, sehen, wie wenig er von der Blumenüberfülle und Aufgeblasenheit an sich hat, die die Redekunst seiner Landsleute so eigenthümlich zu bezeichnen pflegt. Seine Hauptkunst liegt darin, „eine Frage festzustellen." Er bringt sie auf den uneinnehmbarsten Boden hin, den er ausfindig machen kann; und die Eisenstärke seines Verstandes verbirgt sich nur selten unter Festtagskränzen. Ungleich Stanley, verdankt er die Wirkung seiner Redekunst seinem anscheinenden Mitempfinden aller edlen und großen Gefühlsregungen. Wenn er sich ihnen überläßt, wie leuchtet da sein Auge, wie scheint da die tiefe Musik seiner unvergleichlichen Stimme zu stocken, unsicher zu werden. Es mag dieß ein Ergebniß seiner Kunst seyn, denn er ist ein hocherfahrener Meister in seinem Fache, allein immerhin scheint es Natur. Nie vielleicht brachte er eine siegreichere Wirkung auf seine Zuhörer hervor, als einmal, wo er in seiner Erwiderung der Rede Stanley's über die irländische Zwangsbill, von dem Strome heftiger Zornworte, in den er sich, wie man nach dem von ihm bisher Gesagten hätte erwarten sollen, nun einlassen wollte, plötzlich selbst zurückhielt: „Allein der höchstehrenwerthe Herr," sagte er mit verändertem und gesänftigtem Tone, „hat ja erklärt, daß Irland ihm theuer sey. Ich danke ihm für diese Versicherung. Ich widerrufe, was immer ich Hartes gesagt haben mag; ich unterdrücke, was immer von noch zornigerer Gefühlsregung mir auf den Lippen geschwebt haben mag. Der Mann, der mir gesagt hat, Irland sey ihm theuer, hört auf mein Feind zu seyn!" Durch die ganze feindliche Mehrheit zuckte eine schmerzliche Bewegung: kaum Einer war unter ihr, der nicht gerührt schien.

Diese Beredsamkeit, aus der einzig die Stimme edelherziger und wohlwollender Gefühlsregungen zu sprechen schien, ist bei englischen Rednern in der That selten; wir unseres Theils wenigstens wüßten aus unseren Erinnerungen nicht Ein Beispiel davon anzuführen.

Von O'Connell durchaus verschieden, unterscheidet sich Shiel doch in einer Hinsicht wesentlich von den irländischen Rednern im Allgemeinen; er ist, und darin wird er O'Connell wieder gleich, logisch. Mit all dem Glühenden und Schimmernden einer Diktion, die sich indessen von dem antithetischen Spitzwesen und dem überfließenden Redeschmuck, die zuerst eher gegen sein glückliches Auftreten in einer kalten englischen Versammlung streiten mußten, zu läutern beginnt, vereinigt er eine bemerkenswerthe Klarheit des Urtheils und der Schlußfolgerung; und gerade seine Vorliebe für die Antithese in Worten führt zu jener Antithese im Beweiseaufstellen, die an sich schon ein Syllogismus ist.

Diese Kraft der bündigen Beweisführung würde vielleicht, wie nicht zu läugnen, deutlicher hervortreten, wenn seine Vortragsweise weniger heftig und sein Gebärdenspiel freier von jenen überraschen und rastlosen Absprüngen wäre, die seinen Zuhörern als etwas Studirtes, auf bloße Deklamation Berechnetes, vorkommen müssen. Er würde mehr Wirkung hervorbringen, wenn er weniger darauf dächte, Wirkung hervorzubringen; und mit weniger Wärme würde er Engländern (die Kälte für Aufrichtigkeit halten) aufrichtiger erscheinen. Doch kein Sprecher vielleicht wird im Hause so gern gehört, wie er, und das weniger wegen des seltenen Reichthums seines Geistes, seiner strengen Logik, seines durchdringenden und festen, tausenderlei Einzelnheiten in seinem durch einen Grundsatz starken, Eisengriff umfassenden Wissens, als wegen der Kraft seines bittern Spottes, wegen seiner beißenden und doch ergötzlichen Ironie, wegen seiner unvergleichlichen Kunst, den Mangel an Folgerichtigkeit, die Schwäche oder die Unredlichkeit seines Gegners mitten im anscheinend schmeichelnden Hervorheben seiner Vorzüge darzulegen. Und dieß erschließt uns mit einem Male das große Geheimniß der

Gemüthsneigungen und der Sinnesrichtung des englischen Unterhauses, seine Vorliebe nämlich für ein Angreifen der Person: der am mindesten zu entschuldigende und wieder gut zu machende Fehler ist, daß es sich durch das, was zu seinen schlimmsten Leidenschaften spricht, am meisten einnehmen und zu dem höchsten Begriffe von den Gaben und Kräften des Redners bestimmen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Senegambien.

(Schluß.)

Nur mit Mühe konnten wir uns der Wuth dieser Schwärmer entziehen; wir wurden nicht nur von Allen, die uns begegneten, mit Schimpfreden überhäuft, sondern sie drohten auch noch uns mit Sagayen und Speeren zu durchbohren. Unsre Einschiffung länger verzögern, wäre Thorheit gewesen, um so mehr, da der Häuptling, der uns schützen konnte, abwesend war. Wir eilten also dem Ufer zu, wo unser Schiff lag und hatten kaum Zeit das Dorf Podor, eines der größten dieser Gegend, zu besuchen. Im Mittelpunkt desselben sahen wir die Ruinen eines von den Franzosen erbauten und später von den Eingebornen zerstörten Forts. Podor steht auf einem sandigen Boden, den die jährlichen Ueberschwemmungen des Senegal nicht erreichen; die Häuser liegen ohne alle Ordnung durcheinander und stehen durch kleine enge, mit Pallisaden von Schilf, mit denen auch die Höfe der Häuser umgeben sind, eingefaßte Fußpfade in Verbindung. In diesen kleinern oder größern Höfen werden häusliche Arbeiten verrichtet; die Häuser sind übrigens ganz den bereits beschriebenen anderer Dörfer ähnlich. Die Bevölkerung dagegen ist verhältnißmäßig bedeutender als in den übrigen an den Ufern des Senegal gelegenen Dörfern; man kann sagen, daß es hier von Kindern wimmelt. Im Innern der Hütten herrscht die ekelhafteste Unsauberkeit, und oft strömt ein pestartiger Gestank aus ihnen, der, nebst dem dem Neger eigenthümlichen Geruch, dem Europäer den Besuch dieser Wohnungen fast unmöglich macht. Ueberdieß beherbergen sie eine ungeheure Menge kleiner Läuse, die dem der hier eine Zuflucht sucht, keine Ruhe gönnen, denn sogar der Boden ist ganz schwarz von ihnen. So groß ist die Unreinlichkeit der Pulhs oder Laobehs.

Gegen 4½ Uhr Nachmittags schifften wir uns ein und steuerten auf St. Louis zu. Zwei Tage später legten wir zu Richard-Tol an, wo ich einige Zeit verweilte, um meine besondern Aufträge zu besorgen.

Ich hatte eine Reise von ungefähr 60 Stunden längs des Flusses zurückgelegt, und auf derselben und meinen Ausflügen ins Innere des Landes eine große Menge größtentheils neuer Gegenstände gesammelt. Ueberdieß hatte ich Gelegenheit gehabt, fast alle wildwachsenden Pflanzen, so wie alle Thiere dieser Gegenden kennen zu lernen und zu studiren; mein Herbarium vermehrte ich mit v len ganz neuen Pflanzen und ersetzte durch vollständige Exemplare jene, die ich früher nur in Bruchstücken besaß. Ferner hatte ich Gazellen, Ichneumons, das fliegende Eichhörnchen, eine ganz neue Gattung von Spitzmaus, mehrere andere Säugethiere, eine große Menge Vögel, verschiedene Arten von Fischen, Krokodile, worunter ein sehr großes, Schlangen, Vipern, Nattern, Boas, Eidechsen, Salamander u. s. w., und endlich auch eine Auswahl von Mineralien gesammelt.

Unter den Fischen befand sich eine neue Gattung Gymnarchus, ihrer Organisation und Lebensweise halber merkwürdig. Dieser sonderbare Fisch scheint Aehnlichkeit mit denen von der Klasse der Platygiens und besonders mit dem Anabas Indiens zu haben. Den Schriftstellern zufolge, die den letztern beschrieben haben, scheint er auch wirklich, wie der in Frage stehende, mit der Fähigkeit begabt, längere Zeit außer dem Wasser leben zu können.

Derjenige vom Senegal, von den Negern Eß genannt, hat, was die Gestalt betrifft, mehr Aehnlichkeit mit dem Aal als mit dem Anabas, und hält sich vorzugsweise in den Sümpfen und an nieder gelegenen Stellen im Innern des Landes auf, die durch die Ueberschwemmung jedes Jahr mit Wasser angefüllt werden. Ist dieses verdunstet, so sucht der Eß sich durch verschiedene Wendungen des Leibes in den Schlamm einzuwühlen, um dort zu bleiben, bis die Erde von Neuem getränkt wird; hier wird er nun nicht nur die Beute der zahllosen Wasservögel, sondern auch der Neger, die, so zu sagen, nur vom Fischfang leben. Diese ziehen alle Morgen schaarenweis aus, um die einzelnen Moräste aufzusuchen und kehren Abends mit Fischen beladen wieder zurück. Herr Cuvier führt vom Anabas einen sehr merkwürdigen Umstand an.*) „Der Anabas Indiens,“ sagt er, „hält sich gewöhnlich in dem Schlamm der Weiher auf, geht aber mehrere Stunden lang aufs Trockene, wohin er durch die Biegsamkeit seines Körpers gelangt; mit Hülfe seiner ausgezähnten Schilde und den Stacheln an seinen Flossen klettert er auf die in der Nähe der Weiher stehenden Palmen, über die das Wasser herabrinnt, das durch den Regen auf ihren Kronen sich sammelt. Die Fischer erhalten ihn 5 bis 6 Tage lang in einem Gefäß ohne Wasser, und bringen ihn so aus den Morästen des mehr als 150 (engl.) Meilen entfernten Distrikts Pazo lebend auf den Markt von Calcutta. Da man sie oft weit vom Wasser entfernt antrifft, so glaubt das Volk, sie seyen vom Himmel gefallen, eine Meinung, die es auch von einigen andern mit denselben Eigenschaften wie der Anabas begabten Fischen hegt, und die diese der gleichen Bauart, besonders der Oplicephalen, verdanken.“

Die beiden Krokodile meiner Sammlung waren am rechten Ufer des Flusses, der Senegalaise genannten Pflanzung gegenüber, in einem Netz gefangen worden. Die Neger, die sie fingen, verfuhren, indem sie das Netz an das Land zogen, so geschickt, daß sie die Thiere in seine Maschen verwickelten, ihnen so die Klauen und den Rachen fesselten und sie mir lebendig ins Haus bringen konnten.

Dieser Fang war für unsre Neger ein wahres Fest; ihr größtes Vergnügen bestand darin, sie zornig zu machen, indem sie sie auf alle nur mögliche Art neckten. Um dieß desto besser

*) Histoire des poissons T. VII chap. VI p. 285.

thun zu können, lösten sie ihnen die Klauen auf, fanden aber gar bald Ursache diese Unvorsichtigkeit zu bereuen, denn das stärkste der beiden Krokodile zerriß mit seinen Klauen den Strick der ihm den Rachen fesselte, und bedrohte jeden, der sich in seine Nähe wagen würde, mit seinem furchtbaren Gebiß. Ein Stück Holz, mit dem man es reizte, zerbiß es, so daß man genöthigt war, ein anderes Stück auf es zu werfen, das ihm die obere Kinnlade zerschmetterte; nun bemächtigte man sich seiner und fesselte es aufs neue. Auf diese Weise gelang es mir seinen Panzer abzulösen; es war noch ganz lebendig, bewegte sich aber nur dann erst, wenn ich seine Gliederfugen verletzte; die konvulsivischen Bewegungen, die es dann machte, stürzten den jungen Neger, der mir bei der Operation half, zu Boden. Nach abgestreiftem Panzer und ausgenommenen Eingeweiden wog der Körper noch 205 Pf.; er wurde unter die Arbeiter vertheilt, die sich ihn köstlich schmecken ließen. Das andere, weit kleinere, wog nur 80 Pf., und sein minder zähes Fleisch wurde noch zarter und duftiger gefunden.

Ein Maure vom Stamme Azuma, der in Ualo wohnte und die Nacht in Dagana zugebracht hatte, kam bei früher Tageszeit an das Sumpfwasser; da er an dem gewöhnlichen Ueberfahrtsort keinen Kahn fand, so war er, nachdem er lange gewartet hatte, genöthigt, über diesen Arm des Flusses zu schwimmen. Er war glücklich genug, ohne Unfall ans jenseitige Ufer zu kommen; da es aber bei den Moslemin Gesetz ist, nicht eher aus dem Wasser zu gehen, als bis mehrere Abwaschungen vollzogen sind, so erfüllte er eben diese heilige Pflicht, als er sich plötzlich unter dem Wasser gefaßt und seines rechten Beins beraubt fühlte. Sein durchdringendes Geschrei lockte die Ziegelstreicher von Richard-Tol herbei, die ihn im Wasser liegen fanden, das er mit seinem Blut röthete. Man schaffte ihn ans Land und lief nach Richard-Tol, wo ich mich zufällig befand; wir begaben uns sogleich an Ort und Stelle, allein der arme Maure erlag dem heftigen Schmerz und verschied im Augenblick, als wir bei ihm anlangten.*)

*) Der Verfasser berichtigt noch einen Irrthum in seiner Reise am Eee N'gher; dort heißt es (s. Seite 562 des Auslands von diesem Jahr, die Note), als vom Kha-Kham die Rede ist, daß diese Pflanze cenchrus hordeiformis sey. Perrottet hat sie jedoch seitdem für ein neues Geschlecht erkannt und ihr den Namen cenchrus arctioides gegeben, um auf die Frucht der unter dem Namen Klette bekannten, zur Familie der zusammengesetzten und zum Stamm der cinarocephales gehörigen Pflanze anzuspielen. Statt cenchrus hordeiformis muß es also heißen: cenchrus arctioides nob.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Das Auftreten des Deutz bei der Herzogin und die Geschichte seines Verraths, wobei indeß sichtlich Manches übergangen ist, erzählt der Verfasser auf nachfolgende Weise: Die Herzogin wurde von ihrer Umgebung mit sehr eifersüchtigen Augen gehütet, und eine Koterie hatte sich ihrer Person dergestalt versichert, daß sie jeden Besuch ihrer Freunde zu verhindern wußte. Dieser Umstand war Ursache, daß die Verrätherei des unwürdigen Deutz fast gescheitert wäre. Dieser Mensch wußte zwar wohl, daß sich die Herzogin zu Nantes aufhalte, doch wußte er hierüber nicht mehr, als die ganze Stadt. Es galt das Haus zu wissen, in dem sie lebte, und dieses kannte Deutz nicht. Es gelang ihm indeß, sie von seiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen, da aber die Herzogin fürchtete, es sey diese Nachricht eine ihr von der Polizei gelegte Schlinge, oder eine andere Person wolle unter Deutz Namen Zutritt zu ihr erhalten, so weigerte sie sich ihn zu sehen, wofern er nicht seine Papiere einer Person, die sie ihm schicken wolle, anvertrauen würde. Deutz lehnte dieß ab, mit dem Bemerken, er werde sich auf einige Tage nach Paimboeuf begeben, und dann, in Hoffnung eines glücklichern Erfolgs, die Ehre haben, abermals um eine Audienz bei Madame nachzusuchen. Er verließ Nantes in der That, blieb zehn Tage abwesend, und suchte bei seiner Rückkehr abermals um eine Zusammenkunft nach, die ihm indeß wieder abgeschlagen wurde.

Endlich bequemte er sich doch, der Herzogin die wichtigen Papiere, die er bei sich hatte, durch eine dritte Person zu senden, und da nun die Herzogin bei Empfang derselben keinen weitern Zweifel über die Identität der Person des Deutz hegte, so willigte sie ein, ihn vor sich zu lassen. Dem zufolge wurde er nun Mittwochs am 31 Oktober um 7 Uhr Abends in das Haus der Demoiselles Deguigny geführt, das er jedoch betrat, ohne zu wissen, wo er sich befände, und selbst ohne die Straße zu kennen, in der es lag.

Nach einem anderthalbstündigen Gespräch nahm Deutz Abschied von der Herzogin, überzeugt daß sie das Haus mit ihm zugleich verließ, und daß sie ihn, wie einst in Massa, nicht in ihrer eigenen, sondern in der Wohnung einer ihr ergebenen Person gesprochen habe. Er war also unvermögend, weder irgend eine zuverlässige Nachricht über das Haus, wo er sie gesehen, zu geben, noch den Ort genau zu bestimmen, wo man die Flüchtige finden werde. Es wäre daher thöricht gewesen, einen Versuch zu ihrer Verhaftung zu machen, denn ein solches Unternehmen würde sie nur noch vorsichtiger gemacht haben.

Deutz bat also um eine zweite Audienz unter dem Vorwand, daß der Anblick der Herzogin bei der letzten ihm bewilligten Zusammenkunft ihn so sehr ergriffen, daß er vergessen habe, ihr höchst wichtige Dinge mitzutheilen. Die Herzogin machte um so weniger Schwierigkeiten, dieß Verlangen zu bewilligen, als sie selbst ihm Depeschen zu übergeben hatte. Eine zweite Audienz wurde also auf Donnerstag den 6 November angesetzt, von der er sogleich die Polizei in Kenntniß setzte.

Um 4 Uhr wurde Deutz zur Herzogin geführt, doch scheint es, daß ihm einige gewandte Polizeiagenten folgten, die alle seine Bewegungen beobachteten.

An demselben Tage, ungefähr um 2 Uhr, war der Elende vor dem Hause vorübergegangen, das die Herzogin barg, ohne Zweifel, um das Aeußere desselben sich um so besser einzuprägen. Kaum war er eingetreten, als er es auch sogleich wieder erkannte; es war also wahrscheinlich, daß die Herzogin hier wohne. Als er ihr Zimmer betrat, fand er sie bleich und sehr bewegt. Sie stand auf, ging, einen Brief in der Hand zusammendrückend, gerade auf ihn zu, und blickte ihn so scharf an, als ob sie seine innersten Gedanken erforschen wolle.

„Mein Herr, sagte sie, wissen Sie, was man mir von Paris schreibt? Man sagt mir, daß ich verrathen sey; bin ich's durch Sie?“

Deutz schwieg bei diesem unerwarteten Empfang, denn es fehlten ihm die Worte zu seiner Vertheidigung.

„Sie sehen, mein Herr,“ fuhr die Herzogin fort, indem sie ihm den Brief zeigte, „ich soll morgen verhaftet werden. Wissen Sie nichts davon?“

Deutz nahm, nachdem er sich in Etwas gefaßt hatte, eine gewisse Zuversicht an. Er schob die Verwirrung bei ihrer Beschuldigung auf sein verletztes Gefühl, betheuerte seine Unschuld und Treue, und berief sich, um seine Unbestechlichkeit zu bekräftigen, auf die Klugheit und Sparsamkeit, mit der er alle ihm von ihr übertragenen Geschäfte besorgt habe. Die Herzogin erkannte dieß auch an, und erklärte endlich, daß sie ihn einer solchen Niederträchtigkeit unfähig glaube. Dieß Gespräch dauerte ungefähr eine Stunde.

Als Deutz sich wegbegab, ging er am Speisezimmer vorüber, das eben offen stand. Ein schnell hinein geworfener Blick überzeugte ihn, daß die Tafel für sieben Personen gedeckt sey, und da er wußte, daß die Demoiselles Deguigny allein lebten, so schloß er hieraus, daß die Herzogin zu Tisch herabkomme. An diesem Tage hatte sie Madame de Charette und Demoiselle Kersabiec eingeladen mit ihr zu speisen. Alle diese Be-

merkungen theilte Deutz sogleich der Polizei mit, und sobald nun der General Gewißheit rücksichtlich des Hauses hatte, in dem die Herzogin so lange Zeit hindurch das Fegefeuer ihrer Selbsteinkerkerung erduldet hatte, traf er geschickt und vorsichtig alle nöthigen Vorkehrungen, um jeder Möglichkeit ihres Entkommens vorzubeugen, und umstellte an einem verhängnißvollen Abend um sechs Uhr, in Verbindung mit der Polizei, das Haus und die Nachbarschaft mit 1200 Soldaten. Der Mond stand hell und glänzend am Himmel, und die Herzogin, die gerade an diesem Tag einen unheilverkündenden Brief von Paris erhalten, aber noch keine Ahnung von der großen Gefahr hatte, die ihr drohte, genoß eben, vorsichtig in eine Ecke des Fensters gedrückt, des herrlichen Abends, als Herr Guibourg plötzlich die blitzenden Bajonnette der vom Obristen Lorrier geführten anrückenden Militärabtheilung gewahrte. In demselben Augenblick zog er sich von dem Fenster zurück und rief: „Retten Sie sich, Madame, retten Sie sich!“ Die Herzogin und ihre Gesellschaft flüchtete sich eilig hinauf zur Mansarde, deren verborgene Thüre offen stand, und nun entspann sich hier ein Wettstreit der Großmuth, wer zuerst den Versteck betreten sollte. Es war kein Rangstreit oder sonstige leere Förmlichkeit, sondern der Eingang war eng, und leicht hätte es geschehen können, daß die Soldaten heraufkamen, noch ehe der Letzte der Flüchtigen sich versteckt hatte. In dieser seltsamen Verlegenheit entschied die Herzogin, daß die Reihenfolge nach der körperlichen Größe geordnet werden solle; Herr von Menars ging also voran und Herr Guibourg war der zweite; allein Demoiselle Stylite weigerte sich entschieden, vor der Herzogin einzutreten, worauf diese lachend sagte: „Nach den Regeln der Strategie, Stylite, ist es, wenn es zum Rückzug kommt, die Schuldigkeit des Befehlshabers, die Nachhut zu bilden.“ Demoiselle Kersabiec gehorchte jetzt, die Herzogin folgte, und kaum war die Thüre des Verstecks geschlossen, so wurde auch schon die Hausthüre von den Soldaten gesprengt.

Die Soldaten traten, von den Polizeikommissarien von Paris und Nantes geführt, die geladene Pistolen in den Händen hatten, von denen eine aus Ungeschicklichkeit losging und ihren Träger in die Hand verwundete, in das Erdgeschoß. Der Kommissär, Herr Joly, fand alle von dem Verräther Deutz gemachten Angaben vollkommen genau; der gedeckte Tisch mit sieben Couverts stand bereit, obschon noch Niemand an demselben Platz genommen hatte. Die beiden Demoiselles Duguigny, die Baronin Charette und Demoiselle Celeste waren die ganze sichtbare Gesellschaft; sie wurden auf der Stelle verhaftet, und Herr Joly, der durch Deutz von des Hauses Gelegenheit unterrichtet war, stieg in das Dachzimmer der Herzogin hinan und rief an dessen Thüre, laut genug, daß Madame ihn hören konnte: „Hier ist das Audienzzimmer!“ Die Herzogin war nun überzeugt, daß die Warnung, die sie an diesem Tag von dem Verrath des Deutz von Paris erhalten hatte, nur zu gegründet sey. Dieser Brief, den sie unvorsichtiger Weise auf dem Tisch hatte liegen lassen, gab Herrn Joly, der ihn fand, Gewißheit, daß Madame sich wirklich im Hause befinde.

Die Bauverständigen, die den Auftrag erhielten, das Zimmer zu untersuchen, erklärten, entweder aus Unwissenheit oder aus Mitleid, daß sich hier kein Versteck befinden könne. Sie gingen dann in die benachbarten Häuser, und schlugen dort so heftig an die an den Versteck stoßenden Mauern, daß der Kalk u. s. w. mitten unter die hinter dem Kamin versteckten erschreckenen Flüchtlinge herabfiel.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die sich oft so sehr widersprechenden Schilderungen von Mehemet Ali, die wir bis jetzt erhielten, sind zu Bildung einer richtigen Ansicht von dem wahren Charakter dieses merkwürdigen Mannes durchaus unzureichend. Das in dieser Hinsicht herrschende Dunkel wird durch eine in englischen Blättern enthaltene briefliche Mittheilung, von einem angeblich achtungswerthen wahrheitliebenden Engländer, der sich einige Zeit in Theben und andern Theilen Aegyptens aufhielt, nur noch vermehrt, denn ist die hier folgende Angabe gegründet, so stünde Mehemet Ali mit Mulei Ismael und andern grausamen Tyrannen des Orients auf gleicher Stufe. „Der Pascha, schreibt jener Engländer, hat eben eine wichtige Reform in seinen Staaten eingeführt, die in nichts Geringerm besteht, als daß er durch einen Regierungsbefehl den Werth der spanischen Thaler von 20½ Piaster auf 15 herabgesetzt hat, und Jedem, der eine solche Münze höher oder geringer annimmt oder ausgibt, wird die Nase abgeschnitten, und der Unglückliche gezwungen, sie zu verschlingen. Man sieht bereits viele Leute ohne Nasen auf den Straßen, und einem solchen armen Mann, der diese Strafe erlitten hatte, wurden noch beide Hände abgehauen und die Stumpfen in siedendes Oel getaucht. Die beiden abgehauenen Hände hing man ihm dann um den Hals und ließ den Unglücklichen von Polizeisoldaten durch die Straßen der Stadt führen. Dieß geschah vor ungefähr drei Jahren. Alle Verbesserungen des Pascha sind militärischer Natur; das Volk ist in der allertraurigsten und ärmlichsten Lage, und wird gleich wilden Thieren für den Militär- und Seedienst eingefangen. Wer jedoch einmal Soldat ist, hat keine Ursache mehr sich zu beklagen. Auch Papiergeld ist im Umlauf, das 40 Prozent verliert, von Jedermann aber für voll angenommen werden muß. Der Pascha ist ganz der Mann dazu, so widerstrebende Elemente in Ordnung zu halten.“

*

Der Temps theilt über die Zahl der Mitglieder der Ehrenlegion am 1 Januar 1835 Folgendes mit:

Gesetzliche Anzahl		Grade.	Mit Besoldung.	Ohne Besoldung.	Gesammtzahl im Jahre 1835.
ursprüngliche.	unter dem Kaiserreich				
—	60	Großkreuze	97	5	102
105	103	Großoffiziere	181	15	196
300	500	Kommandeure	665	151	816
450	450	Offiziere	3082	1266	4348
3665	6665	Ritter	22,994	19,628	42,622
4550	6580		27,019	21,065	48,682

Die Stärke der Landmacht wird auf folgende Weise angegeben:

Waffen.	Offiziere.	Unteroffiziere und Soldaten.	Pferde.
Generalstab	2752	1511	—
Gendarmerie 24 Legionen .	622	15,277	12,260
Linien-Infanterie 67 Regtr .	7711	204,216	—
Leichte Infanterie 21 —	1848	46,584	—
Fremde, Arbeiter, Zoaven .	305	10,477	—
Kavallerie, Karabiniere 2 Reg.	102	1896	1740
Kürassiere 10 Reg. . .	518	9480	8706
Dragoner 12 Reg. . .	612	11,426	10,447
Lanciers 6 Reg. . .	306	5688	5210
Jäger 14 Reg. . .	721	15,272	12,187
Husaren 6 Reg. . .	306	5688	5222
Jäger von Afrika 2 Reg.	102	1896	1580
Kavallerieschule, Remonten u. dgl.	218	1697	775
Artillerie 11 Reg. . .	936	24,881	21,997
Pontoniers, Train . .	255	7715	7692
Ingenieur-Korps 3 Reg. und Arbeiter	247	7806	769
Kriegsgeräthe . . .	127	4364	5126
Veteranen u. dergl. 111 Komp.	466	12,841	—
Soldatenkinder . . .	—	3554	—
Gesammtzahl	18,155	392,847	93,509

*

Der Kapitain eines Wallfischfängers, Herr Harwood, stieß, als er von Japan aus südwärts gegen Neuholland steuerte, unter 5° 45′ n. Br. und 152° 55′ ö. L. (nach dem Meridian von Greenwich, also etwa 172 ö. L. von Ferro) auf eine Inselgruppe, die noch nicht auf den Karten verzeichnet ist. Die Mannschaft des Schiffs landete, und wurde von den Eingebornen freundlich behandelt. Die Inseln sind sehr dicht bevölkert, und haben Ueberfluß an Kokospalmen und Früchten jeder Art, namentlich solche, wie sie für Schiffe nothwendig sind, die von Japan mit dem Scharbock kommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 287. 14 October 1833.

Der letzte Sklavenaufstand in Jamaika von einem Augenzeugen.

(Aus dem United Service Journal.)

Die Christfeiertage wurden von der schwarzen Bevölkerung mit der gewöhnlichen Festlichkeit begangen. Die Neger brachten von allen Seiten Felderzeugnisse zu Markt und kauften von ihrem Erlös Fische, Fleisch oder Luxuswaaren. Mitten unter dieser lebhaften Geschäftsbewegung sah man tanzende Mädchen in den Straßen, welche den ausnehmenden Grad von Fröhlichkeit an den Tag legten, der den Schwarzen, sie mögen sich in einem Welttheile befinden, wo sie wollen, so eigenthümlich ist. Troz dieser anscheinenden Ruhe und Zufriedenheit konnte indeß ein erfahrner Kolonist manche verdächtige Anzeichen bemerken; nur die Weiber nahmen Theil an Tanz und andern Festlichkeiten, die Männer versammelten sich auf den benachbarten Pflanzungen, zwischen denen eine lebhafte Verbindung stattfand, und die Anführer blieben ganz daheim, um durch diese anscheinende sorgfältige Beaufsichtigung die Pflanzer in Sicherheit einzuwiegen. „Es ist ein bemerkenswerther Zug bei diesem Aufstande," sagte der Gouverneur in seiner Rede an die Repräsentantenkammer in Jamaika," daß die Haupträdelsführer des Aufstandes fast ausschließlich aus solchen Sklaven bestehen, denen man von Seite der Pflanzer ein besonderes Vertrauen schenkte."

Unter den Sklaven herrschte die Meinung, sie würden am 1 Januar von England aus ihre Freiheit (free Paper, wie sie es nannten) erhalten, ihre Herren enthielten ihnen die Freiheit widerrechtlich vor, und sie müßten deßhalb solche mit Gewalt in Anspruch nehmen. Woher diese Meinung entsprang, läßt sich nicht leicht erklären, außer die Sklaven müßten eine solche Ansicht aus den heftigen Erklärungen der englischen Zeitungen gegen die Sklaverei geschöpft haben. Wie dem auch seyn mag, die Ansicht herrschte bei Jung und Alt, und schon während der Christfeiertage sprachen sich viele Sklaven ohne Rückhalt über den nahenden Augenblick aus, wo der Unterschied zwischen Herrn und Sklaven verschwinden würde, und zeigten bereits einen hohen Grad von Widerspenstigkeit und Ungehorsam.

Der Gouverneur erhielt indeß Nachricht, daß die Neger der Kirchspiele St. James, Trelawney und Hannover der Empörung nahe seyen, und bald darauf erfuhr er, daß sie die Pflanzungen in Brand gesteckt hätten. Eine ähnliche Mittheilung wurde dem Kommodore Farquhar gemacht, mit dem Verlangen, ohne Verzug ein Kriegsschiff nach demjenigen Theil der Insel zu senden, wo der Geist des Ungehorsams sich gezeigt hatte. Der Racehorse wurde nach Montego Bai beordert, da man hoffte, daß die Anwesenheit eines Kriegsschiffes Ruhe und Ordnung wieder herstellen würde; kurz darauf aber erhielt man weitere Nachrichten über den bedeutenden Umfang des Aufstandes, wo denn der Generalmajor Sir Willoughby Cotton den Truppen befahl, sich zur Einschiffung bereit zu halten, um nach dem westlichen Ende der Insel abzugehen. Mit größter Thätigkeit ging man zu Werke und in wenigen Stunden war eine hinreichende Truppenmacht in Bewegung, um Leben und Eigenthum der Pflanzer zu schützen, und die glückliche Stillung des Aufstands mit einem verhältnißmäßig geringen Verlust von Menschenleben liefert den deutlichsten Beweis von Eifer und von verständigem Benehmen bei dieser Gelegenheit.

Ein Kriegsschiff, das im Port Royal lag, wurde am 25 December nach Port Antonio gesandt, mit dem allgemeinen Auftrage, alles Mögliche zum Schutze der Einwohner nach bestem Wissen und Gewissen zu thun. Unglücklicherweise wurde das Schiff auf der offenen See von einer Windstille überfallen und brauchte drei Tage zu einer Fahrt, die man sonst in Einem zurücklegt. Als das Schiff sich vor dem Hafen befand, kam ein Lootse an Bord und brachte die Nachricht, daß die Miliz unter den Waffen stehe, und man einen allgemeinen Aufstand der Neger am Neujahrstage erwarte. Es ist zu bemerken, daß vor den Christfeiertagen stets vorsichtshalber ein Kriegsschiff nach den verschiedenen Häfen der Insel fährt, um den Militärposten und Forts Munition zu bringen; während der Feiertage wird zugleich eine Kompagnie Miliz aufgerufen, um die Ordnung zu erhalten, und die zahlreichen und zügellosen Versammlungen der Schwarzen durch Schrecken zu bändigen. Das Schiff, welches nach Port Antonio beordert war, hatte gerade vorher diesen Dienst versehen, und die Mannschaft desselben wurde besonderer Vorsicht wegen im Feuer exerzirt. Dieser Umstand mag wesentlich zur Unterdrückung des Aufstandes beigetragen haben, da der Donner des Geschützes weithin in den Bergen und Thälern widerhallte, und die Neger dadurch von der Anwesenheit eines

Kriegsschiffes in Kenntniß gesetzt wurden. *) Die Neger verschoben deßhalb ihre Zusammenrottungen und Brandstiftungen, in der Hoffnung, daß der Anschein von Ruhe und Ordnung die Wiederabfahrt desselben beschleunigen würde. Dieses Zögern wurde indeß den Negern verderblich, denn die Miliz hatte auf mehreren Pflanzungen die Rädelsführer ergriffen und die übrigen wurden dadurch so erschreckt, daß eine vollständige Enthüllung ihrer Anschläge die Folge war. Aus den aufgenommenen Akten geht hervor, daß die Neger unmittelbar nach den Christfeiertagen statt zu der Feldarbeit zurückzukehren, insgesammt sich ans Werk machen wollten (strike work, wie sie sich ausdrückten). Es war abgeredet, daß die Sklaven einer hochgelegenen Pflanzung in der Nachbarschaft zuerst die Gebäude in Brand stecken sollten, als Signal zum allgemeinen Aufstand: aller Feuerwaffen der Aufseher und Geschäftsführer wollten sie sich bemächtigen und alle, die ihrer Verschwörung entgegen waren, Schwarze oder Weiße, ohne Unterschied ermorden. Der Aufstand sollte sich dann fortwälzen bis zur Stadt Port Antonio, die zum Vereinigungspunkt ausersehen war.

(Schluß folgt.)

Ueber den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Beredsamkeit in England.

(Fortsetzung.)

Es gibt jedoch, das ist wahr, zwei sehr ehrenwerthe Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel, sich Gunst zu erwerben; es sind dieß Lord Althorp und Hr. Macaulay: der Eine greift nie muthwillig an und der Andere, mit seiner ganzen gewaltigen Streitkraft auf die Grundsätze des gegenüberstehenden Heeres sich werfend, läßt sich selten herbei, irgend einen einzelnen Krieger zu beachten und seltener noch, ihn anzufallen; hin rollt die flugschnelle und glitzernde Heerfolge seiner heißen Worte, seiner weitgelegten, aber bisweilen unhaltbaren Meinungsaufstellungen, und überstürmt, überwältigt die Sache seiner Gegenkämpfer, scheint aber die Gegenkämpfer selbst verachtend zu übersehen. Das ist's was ihn im Redehalten siegreich über Alle seine Amtsgenossen emporhebt, ihn aber zum Ringkampf mit kurzem Schwert und zum Streit Mann gegen Mann im Wortgefecht untauglich macht. Er kann sich nicht bewegen, ohne ein Heer von Worten hinter seiner Beweisführung nachzuziehen. Einem Einzelkämpfer gegenüber den Stoß zu pariren und selbst nachzustoßen, liebt er, weiß er — nicht; er ist wundervoll in der allgemeinen Feldschlacht, im Zweikampf dagegen verhältnißmäßig unbehülflich. Es ist indessen zu vermuthen, daß ihm lange Uebung in dieser letztgenannten und häufigeren Fechtweise mehr Kunstfertigkeit geben wird, und die Uebung wird, weil und wie er an Macht gewinnt, nothwendig und fortgesetzt werden. Dieser merkwürdige Mann besitzt vielleicht im Ganzen genommen größeres Rednervermögen, als irgend ein Engländer seiner Zeit. Er kommt jener Beredsamkeit, die wirklich zu den Leidenschaften spricht, nahe — er treibt an — er regt auf — er entflammt, während er spricht. Allein der Fehler ist, daß der Eindruck wieder vorübergeht. Er verachtet den Gebrauch solcher Sophistereien, die das nähere Bedenken des folgenden Tages nicht leicht aushalten, zu wenig. Er meint vielleicht, ein Redner müsse etwas von einem Sophisten seyn. Er überzeugt uns eher von dem leidenschaftlichen Feuer seiner geistigen Natur, als von der festen Stärke seiner Grundsätze, und man kann sich des Zweifels nicht erwehren, ob er denn eine bestimmt gezogene Norm für seine Grundsätze habe: man möchte fast glauben, er sey zu sehr Einer von der „Priesterschaft des, für den Augenblick helfenden Gottes (priesthood of expediency)!" Treffendes Wort! herausgestammelt vom Herzog von Newcastle, wiewohl nicht treffend gegen den weisesten und aufgeklärtesten Prälaten seiner Zeit angewendet.

Daher geht bis jetzt noch Macaulay's Beredsamkeit jene gewichtige und dauernde und prachtvoll gewaltige Macht ab, die in den höchsten Flügen der Kunst sich kund gibt; die Seele tritt zu wenig hervor, die Einbildungskraft, das Wissen, sie sprechen mehr und nicht er selbst. Das unnennbare Etwas fehlt.

Es ist dieß gerade der umgekehrte Fall wie bei Peel; bei ihm bewundert man, während er spricht, den Mann noch mehr, als seine Eigenschaften. Man hört den vollendeten Mann des Raths, wie er seine Meinungen ausspricht, irrig zwar oft, seicht oft, alltäglich oft, aber immer seine eigenen, wie aufgeschmückt sie auch durch die glücklich gelungene Wahl der Ausdrücke, wie hingezwungen sie auch durch eine gewisse Feierlichkeit des Vortrags (die, wenn schon an sich etwas zu weit getrieben, doch recht gut zu seiner Stellung und der Eigenthümlichkeit seiner Denk- und Gemüthsweise stimmt) seyn mögen; immerhin fühlt man lebhaft, daß alle die Ansichten, denen er Worte gibt, nicht für den Bedarf des Augenblicks geborgt, sondern ein Theil und Abschnitt seines Selbst sind. Macaulay spricht wie ein Redner, Peel wie ein Senator. Doch mag Macaulay noch vorbehalten seyn, allen den Mängeln seines großen Geistes abzuhelfen, die Erfüllung eines Looses herbeizuführen, zu dem ihn bis jetzt eher seine Geistesgaben, als seine Gemüthsrichtung geeignet machen; er klammert sich fest an eine Partei, sein Fehler ist Schüchternheit, er hütet und pflegt seinen Ruf und seine Glücksgaben zu zärtlich, die Natur bestimmte ihn zum Zugführer, und er zieht vor, ein Lohnkämpfer zu seyn.

Wenden wir uns von dem Volksrath nach den Gerichtsschranken, so fühlen wir sogleich, daß wir abwärts müssen. An den Rechtshöfen ist im gegenwärtigen Augenblicke Alles arm, zahm, auf niederer Stufe; Erskines Amtsmantel fiel auf keines Nachstrebenden Schultern, Broughams tiefe Stimme blieb ohne Widerhall. Die vertraulichen Süßreden Scarlett's, und Sugdens gezierte Schulfüchsereien bilden zu dieser Stunde die berühmtesten Redeproben des Forums. Follet verheißt indessen Besseres als seine Amtsgenossen. Klar und eindringlich in seinen Aufstellungen, nicht sowohl in den leidenschaftlichen Ge-

---

*) Der Name des Kriegsschiffes ist nicht genannt, weil ein Offizier desselben der Verfasser dieser Schilderung ist, die hier nur sehr im Auszuge mitgetheilt wird, da sie keineswegs wegen ihrer Vollständigkeit, sondern nur wegen der enthaltenen Lokalzüge bemerkenswerth ist.

fühlsregungen, als vielmehr zu den edleren und allgemeineren Empfindungen sprechend, voll Wohlklang der Stimme und viel weiteren Herzens als die gesetzlichen Wortkämpfer sonst zu seyn pflegen, gibt uns Follet die Hoffnung, daß er den verbleichenden Ehrenglanz der Gerichtsschranken wieder herstellen dürfte, und sofern er einmal in das Unterhaus treten sollte, den Ruf, den er sich so reißendschnell erwarb, mit Geschick aufrecht erhalten wird.

(Schluß folgt.)

Chunkiar-Skelessi.

Chunkiar-Skelessi, welches die Franken in Pera die Treppe des Großherrn nennen, liegt in der Tiefe einer Bai, welche gegen die Stürme und Windstöße des schwarzen Meeres durch das kleine Vorgebirge Selvi-Burnu geschützt ist. Dieß ist eine unermeßliche ewig grüne Ebene, welche mit alten, kräftigen Platanen besetzt ist. Chunkiar-Skelessi besitzt eine Papierfabrik, welche nebst einem eleganten kaiserlichen Kiosk ihr einen äußerst malerischen Anstrich gibt. Diese Papierfabrik ist ein ausgezeichneter Beweis, welche Keime der Civilisation der unglückliche Sultan Selim ausgestreut hatte. Sultan Mahmud fügte eine Gerberei hinzu, die Anfangs unter der Leitung eines Engländers stand, dessen stets wiederkehrende Geldforderungen endlich die Regierung dahin brachten, daß man ihn seiner Dienste entließ und einen geschickten türkischen Gerber an seine Stelle setzte. Unter der Leitung desselben kam die Gerberei in einen immer bessern Zustand, die Leder, die sie jetzt liefert, sind vortrefflich, und können gar wohl die Vergleichung mit denen, welche der englische Gerber bereitete, aushalten. Diese Anstalt hat indeß für einen Augenblick ihre Arbeiten eingestellt, da die Regierung für die Zeit des Aufenthalts der russischen Truppen das Lokal dem russischen General Murawieff eingeräumt hatte. Ein wasserreicher Bach durchströmt die große Ebene, liefert den beiden Fabriken das nöthige Wasser, treibt sodann eine der Regierung gehörige Mühle und fällt endlich in den Bosporus. Hinter dem unbedeutenden Vorgebirge Selvi-Burnu erhebt sich mit Stolz der Riesenberg, eine Fortsetzung der rhodopischen Berge, welche sich bis an den Fluß Rheba ausdehnen. Diese ganze Kette besteht aus einem vulkanischen Boden, wo man bei jedem Schritte Spuren von Kalcinirung, von Steinkohlen und Metallen findet, welche über die Losreißung dieses Theils vom Kontinente durch den Einbruch des schwarzen Meeres keinen Zweifel übrig lassen. Von der Spitze des Riesenberges verbreitet sich die Aussicht über das schwarze Meer, und man behauptet sogar, daß man bei ruhigem Wetter die Küsten der Krimm unterscheiden könne. Von derselben Stelle aus beherrscht man alle Batterien, welche die französischen Ingenieure, Monnier und Fontaine, und Baron Tott erbaut haben. Diese prachtvolle Aussicht ist im Westen durch die festen Schlösser begränzt, welche die Einfahrt des Bosporus vertheidigen, und dieselben mit einigen Verbesserungen und bei gutem Willen völlig unthunlich machen würden.

Chunkiar-Skelessi hat auch seine Tradition. Amycus, König der Bebryker, ein Zeitgenosse der Argonauten, zwang alle Fremden, die an seinen Hof kamen, ihre Kräfte gegen ihn zu versuchen. Als die Argonauten auf ihrem Zuge hieher kamen, nahm Pollux die Aufforderung des Königs an und tödtete ihn im Kampfe. Sein Volk begrub ihn auf der Spitze des Berges; seine Größe soll 8 Ellen (Coubees) betragen haben. Die fabelhafte Geschichte dieses auf dem Berge begrabenen Riesen gelangte im Laufe der Zeiten bis zu den Türken, die sie — der Wundersucht orientalischer Völker gemäß — mit Begierde auffaßten und nach ihren Ideen zustutzten. Aus dem Riesen Amycus ward ein heiliger Derwisch, bei dessen Grabe stets einige Derwische seines Ordens Gebete verrichten. Die Russen haben die Geschichte von Chunkiar-Skelessi mit einem neuen Kapitel vermehrt. Sie lagerten auf dem Vorgebirge Selvi-Burnu und ihr Lager dehnte sich aus bis zum Abhang des Riesenberges. Hieher begab sich der Sultan, begleitet von allen Großen seines Reichs, um den Revüen beizuwohnen, und Einsicht in die Organisation europäischer Armeen zu gewinnen. Nicht weit von dem Riesenberge sieht man die Ruinen einer alten Feste des griechischen Kaiserreichs, welche auf den Grundlagen eines alten Jupitertempels erbaut seyn soll. Die Bewohner eines anliegenden Dorfes behaupten, daß man in einer ähnlichen Feste auf der andern Seite des Kanals in Europa eine ungeheure eiserne Kette aufbewahre, die bestimmt sey, den Kanal zu schließen und die Durchfahrt der Schiffe zu verhindern; die, welche in der Nachbarschaft der zerstörten Feste in Europa wohnen, behaupten dasselbe von der asiatischen Feste, was jedoch einige Reisende nicht abhielt, von dieser Kette als von einem wirksamen Vertheidigungsmittel zu sprechen, und Einige behaupten sogar, sich mit eigenen Augen von ihrem Daseyn überzeugt zu haben.

Beschreibung der Stadt und des Kreises Beresoff.

Die Stadt Beresoff liegt unter dem 65sten Grade n. Br. auf dem linken Ufer des Flusses Ssoßwa, der von Westen her in den Ob fällt, ungefähr 20 Werste von der Mündung; auf der einen Seite ist sie von dem Flüßchen Mogulka, auf der andern von einer Schlucht umgeben, in welcher im Frühjahr ein Bach fließt, der in die Ssoßwa fällt. Dieser Fluß läuft mit dem Ob beinahe parallel: zwischen ihnen dehnen sich weithin niedrig gelegene Wiesen aus, welche jedes Jahr überschwemmt werden, und nur das nördliche Ufer der Ssoßwa ist durch seine hohe Lage hievon frei. Kurz nach der Eroberung Sibiriens im Jahre 7102 *) unter dem Großfürsten Fedor Iwanowitsch wurde von dem Wojewoden Nikephor Trochaniotoff zuerst ein Ostrog (ein mit Pallisaden geschützter Platz) erbaut, und im Jahre 7109 folgte von dem Czaar und Großfürsten Boris Fedorowitsch eine Urkunde, die den Ort für eine Stadt erklärte. Die Hauptrücksicht bei ihrer Gründung war, daß die Gegend, in der sie liegt, so ziemlich den Mittelpunkt aller wogulischen und ostjakischen Ortschaften bildet, und theils zur Erhebung des diesen Völkerschaften auferlegten Tributs, theils zur Unterwerfung der Samojeden sehr bequem lag. Ihren Namen erhielt sie wahrscheinlich von einem Städtchen, das vier Werste oberhalb der Stadt auf einem hohen, vorspringenden Berge lag, und von den Ostjaken Ssugmut Wasch, von den Wogulen Ißm Usch genannt wurde; Ssugmut und Ißm bedeuten in der Sprache dieser Völker eine Birke (russisch: beresa). Jetzt finden sich in der Stadt zwei steinerne Kirchen und 140 hölzerne Häuser; die Zahl der Einwohner beiderlei Geschlechts beträgt 900 Seelen, meistens Nachkömmlinge der Kosaken, die früher vom Don hergeführt wurden, um die Stadt zu bevölkern. Bei ihrer Erbauung wurden längs des Flusses Handelsbuden aufgerichtet, und ein Hafen erbaut, in welchen zur Sommerszeit Schiffe aus Tobolsk mit dem für dieß Land nöthigen Getreide und andern Waaren kommen, und zugleich Fischfang treiben. Die beresoffsche Kaufmannschaft, die Bürger und zum Theil die Kosaken treiben den Handel mit den Eingebornen, gehen in ihre Jurten und an ihre Versammlungsorte, bringen ihnen die nöthigen Waaren und tauschen dagegen Pelzwerk, Rennthierhäute, Störeleim, Zirbelnüsse und Mammuthsknochen ein. Im Frühjahr und Herbst beschäftigen sich die Einwohner mit dem Fischfang, der aber nicht sehr beträchtlich ist, und mit dem Vogelfang, der hauptsächlich zum Unterhalt ihrer Familien das Jahr hindurch dient. Unter der Regierung Peters I und II, der Kaiserinnen Anna Iwanowna, Elisabeth Petrowna und Katharina der Großen wurden viele bedeutende Beamte, die in Ungnade gefallen waren, in die Verbannung nach Beresoff geschickt. Im Jahre 1727 wurde der Generalissimus Fürst Menschikoff mit seiner ganzen Familie dahin gesandt; er starb auch daselbst im Jahre 1729, und ist neben der Kirche begraben, die auf seine Kosten, und namentlich durch seine Bemühung erbaut wurde. Ferner kamen dahin die Fürsten Dolgorucki, Graf Tolstoi, Kanzler Ostermann und viele polnische Magnaten, von denen mehrere zurückkehrten, andere aber in Beresoff ihr Leben beschlossen. Der beresoffsche Kreis besteht aus den Distrikten Obdor, Kondin und Surgut; er gränzt an die Provinz Tobolsk und an die Gouvernements Tomsk, Jeniseisk, Wologda und Archangel. Seine Einwohner bestehen großentheils aus Eingebornen, theils ansässigen, theils Nomaden und herumziehenden Jägern. Sie sind auf der ganzen Ausdehnung des festen und zum Theil auch des niedern, von Wasser überström-

*) Man rechnete damals in Rußland noch nach dem Jahre von Erschaffung der Welt, wie dieß sehr lange in der griechischen Kirche stattfand; obiges Jahr entspricht dem Jahre 1592 unserer Zeitrechnung.

ten Landes zerstreut, das 82 Millionen Dessjatinen umfaßt, und von dem togurischen Kreise des Gouvernements Tomsk an, längs dem Laufe des Ob bis zum Eismeer auf 300 Werste sich erstreckt; auf der rechten Seite dieses Flusses befinden sich die Wohnungen der Russen, indem von Zeit zu Zeit Postknechte (die in Rußland eine eigene Klasse bilden) und Klosterbauern daselbst angesiedelt wurden; ihre Anzahl beträgt in diesem Distrikte ungefähr 25.000 Seelen. Der Hauptfluß Ob nimmt in seinem Laufe den bedeutenden Irtysch und kleinere von dem Uralgebirge und dem Norden herkommende Flüße, wie die Ssosswa, den Kasym, Matjam, Jandyr, Mulm, Ssob, Woitar, Ssinj, Kunowat, Polui und andere, im Ganzen dreißig an der Zahl, auf. Der Boden in den Gebirgen am Ob ist rauh, mit Morast und Wald bewachsen. Die am häufigsten vorkommenden Bäume sind der Zirbelbaum, der in günstigen Jahren den Eingebornen grosen Nutzen gewährt, die Tanne, die Fichte, und in geringerer Menge die Birke. Das rauhe Klima läßt keinen Getreidebau zu, mehrere deßhalb angestellte Versuche blieben ohne Erfolg. Die Eingebornen wurden erst bekannt, als im Jahre 1585 Ssibirien dem russischen Scepter unterworfen wurde; damals unterwarfen sich auch ihre eingebornen Fürsten Obdor und Kunowaj, denen deßhalb Gnadenbriefe ertheilt wurden. Die Wohnungen der Eingebornen sind zerstreut, auch wechseln sie solche je nach den Jahreszeiten; im Winter halten sie sich in den Wäldern auf, im Sommer in der Nähe der Flüße, wo sie sich mit Fischfang und der Jagd wilder Thiere beschäftigen. Mit ihren Familien und ihrem Vieh ziehen sie, namentlich die Samojeden, in entlegene Gegenden, oft in die Gouvernements Archangel und Jeniseisk. Diejenigen Eingebornen, welche näher an der Stadt und den russischen Pflanzstädten wohnen, haben zwar das griechisch-russische Glaubensbekenntniß angenommen, leben aber in tiefster Unwissenheit, und beten förmlich den Satan (!) an; die entfernter Wohnenden sind Heiden. Ihre Rechtsverhältnisse beruhen von Alters her auf eingewurzelten Gewohnheiten, und nur im Fall sie sich nicht vergleichen können, nehmen sie ihre Zuflucht zu den Landgerichten. Ihr Geschäft besteht in der Jagd und dem Fischfang. Die Thiere, die sie jagen, sind: Biber, Fischottern, verschiedene Arten Füchse, besonders auch Steinfüchse, Eerbunke, Hermeline, Wölfe, Vielfraße, Bären, Hasen und Zobel; die Vögel: Adler, Schwäne, Gänse, Enten u. s. w. Die dortigen Fische sind: der Stör, der Nelma (eine Art Lachs), die Quabbe, die Stinte u. dergl. Die Eingebornen ernähren sich im Winter mit Rennthierfett und gedörrten Fischen, im Sommer mit frischen Fischen und wilden Gänsen und Enten, die sie auf eine sehr geschickte Art und in groser Menge fangen. Seit der Errichtung von Magazinen versorgen sie sich aus denselben mit Getreide. Die Eingebornen, die am Ob wohnen, beschäftigen sich auch mit Fischfang, fangen aber wenige, da ihnen das dazu Erforderliche fehlt. Jahrmärkte sind zu allen Zeiten des Jahres; bemerkenswerth ist der zu Obdorsk im Januar, wohin die Eingebornen den Jassak (Tribut) bringen, und die ihnen nöthigen Sachen einkaufen; man bringt Waaren dahin aus den Gouvernements Beresoff, Tobolsk und Archangel; aus Obdorsk nimmt man mit fort: Rennthierhäute, Pelzwerk und Mammuthsknochen, welche von Samojeden und Ostjaken an den Ufern des Eismeers gesammelt werden. Die Zahl der Leute, die auf den Jahrmarkt kommen, beträgt gegen 2000. Die Einwohner des beresoffschen Kreises, Russen sowohl als Eingeborne, sind beinahe alle von mittlerer Größe und starkem Körperbau; man kann sie ziemlich schön nennen, auch erreichen sie ein hohes Alter.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten indischen Zeitungen bringen einige seltsame Dokumente über unsern alten Bekannten, Herrn Joseph Wolf, der, wie unsere Leser wissen, den Orient mit seinen besondern Ansichten über die christliche Lehre aufklären will. Das erste ist die Uebersetzung eines Briefes des großen Moguls an ihn: das Siegel von Abu-Nasser Moyen-Eddin, Mohammed Akbar-Schah Padischah-Gasi.*) „Wisset, ehrwürdiger Herr Wolf, getreuer Freund, über welchen die Gnade des Hohen (Akbar-Schah) herabsteigt, daß ihr, welcher bei diesem Hofe (auf welchen die Welt Vertrauen setzt) anwesend seyd, eure Treue und eure eifrige Ergebenheit gegen seine Herrlichkeit gezeigt habt. Seine Herrlichkeit hat viel Vergnügen und Freude aus eurer Kenntniß und Weisheit geschöpft. Ihr sollt euch ansehen, als im Genusse der königlichen Gunst, welche mit euerm Glücke vergesellschaftet ist. Uebrigens denket, daß ihr mit der königlichen Gunst beehrt seyd." — Der König von Audh hat ihn gleichfalls bekomplimentirt, aber der interessanteste Brief ist von Molla Mohammed Isaak, Oberrichter von Delhi: „Ich antworte Folgendes dem ehrwürdigen Joseph Wolf: in allen Religionen sind einige Punkte von radikaler Wichtigkeit, andere sind mehr Nebensachen. Von den geoffenbarten Religionen von Moses, Christus und Mohammed besteht die Wurzel aus drei Theilen, nämlich der Einheit Gottes, einem Zustande der Vergeltung und der Sendung von Propheten. Obgleich aber einige die göttliche Sendung unseres Propheten zugeben, so wird sie doch von andern geläugnet. Die Juden erkennen den Prophetencharakter von Jesus und Mohammed an, aber die Christen (Nazaräer) läugnen den des letzten. Die Moslemin begründen die göttliche Sendung unseres Propheten durch zahlreiche Beweise, von denen ich drei anführen will: 1) daß Mohammed, der Sohn Abdallah's, aus dem Stamme Koraisch von Mekka und Medina, ein von Gott gesendeter Prophet war, ist durch seine Wunder bewiesen; denn jeder, der Wunder vollbringt, ist unbezweifelbar ein Prophet Gottes. Er selbst forderte die Anerkennung hievon, und Niemand läugnete dieß oder die Wahrheit seiner Wunder, welche einander in regelmäßiger Reihe folgten. Ihre Wirklichkeit wurde eben so wenig bezweifelt, als daß Konstantinopel, London und Abyssinien existiren, oder daß Hatim, Rustum und Isfendiar lebten. Die Beweise, auf welche sich deren Existenz gründet, sind wesentlich dieselben wie die, worauf die Wunder und der prophetische Charakter Mohammeds beruhen. 2) Daß der Koran aus dem Munde Gottes ist, kann man eben so wenig bezweifeln, als daß das alte und neue Testament und die Weissagungen von ihm ausgingen; denn Niemand kann läugnen, daß die Abfassung des Korans ohne Beispiel ist, und daß die darin enthaltene Entfaltung der Vergangenheit und Zukunft nur von Gott seyn kann. Die Juden und Christen, welche seinem göttlichen Ursprung feindlich sind, waren, obgleich in seiner Sprache gewandt, doch nicht im Stande, auch nur einen gleich vollkommenen Werk hervorzubringen. In der That, bis jetzt, im Jahre der Hedschra 1228, war kein Araber, kein Perser, kein Bewohner der Christenheit oder Indiens, kein menschliches oder übermenschliches Wesen je im Stande, ein so vollkommenes und überwiegendes Werk zu schreiben. 3) Seine göttliche Sendung ist in den zahlreichen Kapiteln und Versen dieses Werks, welche ich anzuführen bereit bin, erwiesen. Uebrigens besaß der Prophet manche Eigenschaften, die kein anderer Mensch besitzt. Seine körperliche Stärke übertraf weit die anderer Menschen, eben so seine Milde, seine Freigebigkeit, seine Weisheit, und sein Vertrauen auf Gott, seine Wahrheit, Redlichkeit und Wohlthätigkeit, seine Fassungskraft, Gerechtigkeit und sein Mitleiden; die Freundlichkeit seiner Züge und seines Wesens, der Duft seines Körpers, seine Frömmigkeit gegen Gott, sein strenges Leben und eifrige Beobachtung religiöser Gebräuche, nebst andern ausgezeichneten Eigenschaften. Auch er sprach Gottes Einheit aus, und daß er weder Theilhaber noch seines Gleichen habe, daß der Mensch zuerst beten und in seinem Namen Almosen den Armen, seinen Verwandten, den Unglücklichen und den Frommen geben, Gerechtigkeit beobachten, und sich des Mords, der Hurerei, des Fluchens und Diebstahls, der Ränke und des Trugs, der Falschheit, des Bruchs von Versprechungen und der Liebe zu dieser Welt enthalten solle; wenn unter tyrannischer Gewalt, so befahl er uns, dem Tyrannen zu vergeben, Gott durch das Opfer von Thieren zu versöhnen und Gastfreiheit zu beobachten. Wer immer diese und ähnliche Eigenschaften zeigt, muß in der That ein Prophet seyn." In diesem Tone fährt er fort und meint, derjenige müsse unsinnig seyn, welcher läugnet, daß Mohammed auch ein Prophet sey; „unsere wohlbegründete Religion, fährt er fort, herrscht in vielen Ländern und Städten, und wird von Gelehrten und heiligen Männern gepredigt. In Arabien, Turan, Persien, der Türkei, Khorasan, Indien, Bokhara, Abyssinien und Moghrib sind viele Seelen dadurch beglückt worden, und erhielten Vergebung ihrer Sünden." Nachdem er auf diese Weise die Wahrheit seiner Religion vertheidigt, kam er an den polemischen Theil und bestritt die christlichen Glaubenslehren.

*) Dieser Titel: Padischah-Gasi (der siegreiche Herrscher), wird auch sehr abusive noch nach alter Weise fortgeführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 288. 15 October 1833.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

Unter dem Ministerium des Baron d'Haussez wurde dem Fregattenkapitän Laplace der ehrenvolle Auftrag zu Theil, sowohl zur Sicherung und Erweiterung des französischen Handels als zur Vervollkommnung der begonnenen hydrographischen Arbeiten, eine Reise um die Welt anzutreten. Auf der Corvette „la Favorite," die nach einem neuen Plan erbaut und vortrefflich mit allem Erforderlichen ausgerüstet war, segelte er, mit einer aus 165 Mann bestehenden Besatzung an Bord, am 1 Januar 1830 von Toulon ab, langte am 1 März desselben Jahres am Vorgebirge der guten Hoffnung an, landete am 1 Februar 1831 auf der Küste von Cochinchina, besuchte am 1 Julius van Diemensland, durchsegelte dann den südlichen Ozean, traf im October 1831 auf der Westküste Südamerika's in Valparaiso ein, umschiffte am 1 Januar 1832 die Südspitze des Patagonenlandes, legte in Rio Janeiro an und kehrte glücklich im Mai 1832 nach Toulon zurück. Der Verfasser dieser Reisebeschreibung, welcher 1793 zur See geboren, fast beständig auf dem Meere lebte, spricht sich über den Zweck derselben auf eine höchst bescheidene Weise aus: „Ich werde das, was ich gesehen habe, erzählen; ich habe weder in einer Bibliothek nachgeschlagen, noch irgend ein Werk zu Rathe gezogen; der Umgang mit unterrichteten und höheren Ständen angehörigen Männern ist die einzige Quelle, aus der ich meine Belehrung schöpfte; es kann darum nicht meine Absicht seyn, die Meinung irgend eines Andern zu bekämpfen oder gar der meinigen den Sieg verschaffen zu wollen; ich wiederhole es von Neuem, meine einzige Absicht bestand darin, durch Bekanntmachung der Wahrheit, wenn nicht zu belehren doch wenigstens die Neugierde zu fesseln." Man wird sich indessen aus den hier mitgetheilten Bruchstücken aus seiner Reise leicht überzeugen, daß der Verfasser, ein sehr wissenschaftlich gebildeter und mit vielen Charaktervorzügen begabter Mann, zur näheren Kenntniß der von ihm besuchten Länder einen wesentlichen Beitrag geliefert hat, der um so dankenswerther ist, je seltener sich Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit in so hohem Grade zusammenfinden.

*) Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine, exécuté sur la corvette de l'état la Favorite pendant les années 1830 — 1832, sous le commendement de M. Laplace, capitaine de Frégatte; publié par ordre de Mr. le Vice-amiral Comte de Rigny, ministre de la marine et des colonies. Tom. II. Paris, imprimerie royale.

Ile de France. (Mauritius.)

Eine herrliche Mondbeleuchtung zeigte uns Ile de France in seiner ganzen Pracht, wir lagen vor Port Louis, und ein bewunderswürdiger Anblick stellte sich in der Ferne unsern Augen dar. Uns zur Rechten war der große Fluß, welcher, sich mitten durch Pflanzungen hinschlängelnd, sein Wasser zwischen Klippen in das Meer ergoß, das, von einem leichten Seewinde sanft bewegt, eine weiße Schaumlinie bildete, worin sich die ersten Sonnenstrahlen spiegelten. Eine Menge Schifferkähne durchfurchten diese von der Natur gebildeten Bassins und Küstenfahrzeuge, welche mit vollen Segeln die engen Pässe durchschnitten, um den Fluß hinaufzufahren, und vollendeten dieses bezaubernde Gemälde. Zu unserer Linken verschwand die Küste, mit ihren langen Felsenreihen, einer natürlichen Schutzwehr gegen den unermeßlichen Ozean, immer mehr nach Norden zu. Ein ferner bläulicher Schatten bezeichnete die Stelle des Coin de Mire und anderer Felsriffe, welche nordwestlich die Aussicht schließen. Dieser ganze Theil der Insel ist niedrig, sehr gut angebaut und mit Zuckerrohr ganz bedeckt, aus dessen noch frischem Grün der niedere Kirchthurm und die weißen Firste der Wohnungen sehr anmuthig hervortreten. Unsere Blicke wendeten sich jedoch gegen unsern Willen auf Port-Louis, dessen großartiger und doch lieblicher Anblick unsere Bewunderung erweckte. Welche reizende Perspektive gewähren den durch eine lange Fahrt ermüdeten Augen des Seemannes jene beiden vorgeschobenen Batterien, die so wie die Kokosgesträuche, welche mit ihrem hohen Blätterwerke die weißen mit zahlreichen Kanonen versehenen Mauern umranken, dem Meer entsprossen zu seyn scheinen. Sie bilden und vertheidigen den engen gewundenen Paß, in den zwei Schiffe nicht zu gleicher Zeit eindringen können, und der auf die mit einem Walde von Masten bedeckte Rhede führt. Weiter im Innern entdeckten wir die Stadt und die sie umgebenden Gärten, die am Fuße der düstern und majestätischen Berge, welche die Stadt rings um beherrschen, einen von tausend Farben durchflochtenen Kranz bilden.

Unsere Augen verloren bald die Spuren menschlichen Fleißes in den steilen Höhen des Pouce mit seiner runden Kuppe, des Peter-Botte mit seinem steilen Bergwipfel, des Rempart mit

den seltsamen, wilden Formen, in den ungeheuren, von Wäldern bedeckten und von Gießbächen durchfurchten Erdmassen, deren Höhen fast beständig mit Wolken umhüllt sind. — Ich schickte einen Offizier an den Gouverneur, um unsere Ankunft zu melden; seine Antwort war sehr verbindlich und drückte den lebhaften Wunsch aus, mich zu sehen; auch waren die Befehle zur Salutirung schon gegeben. Die englische Flagge wurde mit 21 Kanonenschüssen begrüßt; die französische empfing sogleich dieselbe Ehrenbezeugung. Nach diesen Ceremonien stieg ich ans Ufer, wo ich den Kapitän einer englischen Corvette fand, der die Gefälligkeit hatte, mich bei dem Gouverneur einzuführen, der mich mit vieler Auszeichnung empfing und mich einlud, den Nachmittag auf seinem Landsitze, wo er während dieser Jahreszeit (April) sich beständig aufhielt, zuzubringen. Mit meiner neuen Bekanntschaft, dem englischen Kapitän, stieg ich in einen der Wagen Sr. Excellenz, und wir gelangten bald zu dem Reduit, einem prachtvollen, auf einem hohen Hügel, in einer herrlichen Gegend gelegenen Landhause. Unter der Herrschaft der Franzosen hatte es dieselbe Bestimmung, war aber unter seinen neuen Herren sehr vergrößert worden. Der General Coleville, Bruder des schottischen Lords gleichen Namens, war seit zwei Jahren Gouverneur dieser Insel: er war ein bejahrter Militär und hatte mit Auszeichnung in Europa und Indien gefochten. Sein biederer, offener, fester und dabei versöhnlicher Charakter machte ihn bei allen Personen seines nähern Umgangs beliebt; aber an die Spitze der Geschäfte in einer schwierigen Zeit gestellt, und genöthigt die strengen Befehle eines Gouvernements zu vollziehen, das sich wenig geneigt zeigt, seine neuen Unterthanen glimpflich zu behandeln, konnte er unmöglich von Leuten richtig beurtheilt werden, welche nur zu viele Gründe zur Unzufriedenheit hatten, und sich jeden Tag, seinen Bemühungen zum Trotze, weiter von ihm entfernten. Zu jener Zeit bot die Kolonie den Anblick eines immerwährenden Kampfes zwischen den so verschiedenen Sitten, Vorurtheilen und Charakteren der beiden großen Nationen dar; diese in so hohem Grade französische, so lustige, lebhafte und für ihre glorreichen Kriegserinnerungen begeisterte Bevölkerung beugte sich nur ungern seit 20 Jahren unter das drückende Joch unserer Nebenbuhler, welche eifersüchtig und unzufrieden mit einem Widerstande sind, den weder die Zeit noch die Gewalt unterdrücken konnten. Ein Zustand gegenseitiger Gereiztheit erzeugte von der einen Seite vielleicht ungerechte Vorwürfe, und von der andern eigenthümliche Plackereien und eine zu große Voreiligkeit, neue Gesetze in Kraft zu bringen, welche den Sklaven eben so günstig als den alten Vorurtheilen der Kolonisten zuwider sind. Kurz, die Gesellschaft selbst zerfiel in zwei Parteien, welche von dem Geiste der Bitterkeit und Ausschließung, der politische Meinungen begleitet, gleicherweise ergriffen waren. Vergeblich bemühte sich Lady Coleville, eine Dame von hoher Geburt und liebenswürdigem, sanftem Charakter, durch große und prachtvolle Gesellschaften eine Annäherung herbeizuführen; man erschien, aber neue Eifersucht erweckte neue Erbitterung.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Beredsamkeit in England.

(Schluß.)

Die Kanzelberedsamkeit zeichnet sich bei uns durch eine eigenthümliche abgemessene Kälte des Vortrags aus, sie besteht meistentheils bloß in einer zierlich geglätteten, in wohlmodulirten Tönen vorgetragenen Sprache: „Haben Sie Herrn N. N. gehört? das ist ein Prediger, so gelassen, kein Gepuffe aufs Kissen, was für eine angenehme Stimme, und wie schön sein Periodenbau ist!“ So lautet das gewöhnliche Lobgerede über einen von der Mode besuchten Redner im Priesterrock! Beliebte Prediger gibts genug, wo aber sind die großen? Wo sind die Vorträge, die der Gottesgelehrtheit eines Volks würdig wären, das einen Taylor den Seinen nannte? Wo die wundertiefe Weltanschauung, die reiche quellende Wortfülle, und dabei jedes Wort ein Gedanke! jene Allgewalt über die Leidenschaften, die den klassischen Predigern unseres, eines jeden Landes, eigen waren? Nehmen wir einmal eine der hochgefeierten Stellen aus Jeremias Taylor, sie ist bildergeschmückt, wir gebens zu, doch was für ein tiefer Pathos in jeder Zeile: „Mächtig ist der Wechsel, den der Tod bei einem Jeden hervorbringt, und sichtbar uns, die wir noch am Leben. Siehe nur hin von dem muntern Glanz der Jugend, den hellen Wangen und den vollen Augen der Kindheit, hin von der blühenden Kraft und den starken Biegungen der Glieder des 25jährigen Jünglings auf die Eingesunkenheit und Leichenblässe, auf den Ekelanblick und das Grausen eines Begräbnisses von drei Tagen, und wir werden finden, daß der Abstand sehr groß und sehr seltsam ist. So sah ich eine jüngst aus ihrer Hülle entknospete Rose, und sie war Anfangs frisch, wie der Morgen, und voll vom Thaue des Himmels, wie eines Lämmchens Fließ, als aber ein rauherer Hauch ihr jungfräuliches Insichschmiegen aufgezwungen, ihre jugendlichen unreifen Blätterverstecke auseinandergerissen hatte, da fing sie an zu trauern, und weicher und weicher zu werden, und die Merkmale des kränkelnden Alters zu zeigen, sie senkte das Haupt und es knickte der Stiel, und bei Nacht, nachdem sie einige ihrer Blätter verloren hatte und alle ihre Schönheit, fiel sie in das Loostheil des Unkrauts und der abgewelkten Gesichter.“ *)

Diese Stelle hebt die ächte fromme und sittenbildende Beredsamkeit zur Vollkommenheit. Wer strebt jetzt nach solchen Flügen? Alles moderne Predigen ist abgedroschen und matt, und seelenlos im Vergleich gegen eine solche shakespearische Schönheit des Gedankens und der Sprache. Wir haben dem Gott, der uns Leidenschaften gab, einem andern zu Liebe, der uns guten Geschmack gab, entsagt:

> „Eine Gottheit setzen wir an seine Statt,
> Die eine vollkommene Erziehung erhalten hat.“

Die Beredsamkeit kehrt dem rechtgläubigen Prediger den Rücken

---

*) „it (the rose) fell into the portion of weeds and worn-out faces“ Der Uebersetzer glaubte, diese etwas dunkle Stelle, so wie geschah (das „weeds“ auf die Rose als Blume, das „worn-out faces“ auf die Rose als Sinnbild der verkörperten Jungfräulichkeit beziehend) wiedergeben zu müssen. Anm. d. Ueb.

und sucht eine sturmvolle Zuflucht in den tollen Schwärmereien des caledonischen Bethauses.

Die Gabe der Rede gehört indessen vielleicht nur zwei Perioden mit Recht an, der einer verfolgten Kirche oder der eines despotischen und feierlichsteifen Hofe.

Es ist denn endlich die Kunst öffentlich zu sprechen, allgemein unter den Engländern verbreitet und erhebt sich auch zu einer gewissen, nicht unbeträchtlichen Höhe bei einer in diesem Lande vielleicht größern Zahl von Sprechern, als irgend einem andern, ermangelt aber meistens der Begeisterung und der Gluth

„des innern Gesichts, des göttlichen Vermögens"

die nur solchen Männern eigen sind, die das vorübergehende Treiben der Stunde mit unvergänglichen Farben festzuhalten wissen und die zugleich die Gebieter der Menge und die abgöttisch verehrten Lieblinge der Nachwelt sind.

Wir wüßten diesen Aufsatz nicht besser zu schließen, als durch die nachfolgende Anführung aus einer nur wenig bekannten Rede, die an und für sich selbst ein Muster einer höchst erhabenen und kühnen Beredsamkeit ist und von einem gegenwärtig unter uns weilenden großen Manne, Lucian Bonaparte, gehalten ward. Wir kennen nichts Schöneres, als die nachstehende Personifikation zweier großen Zeitabtheilungen, die sich auch auf die gegenwärtige Zeit anwenden läßt, wenn wir statt Jahrhundert — Aera lesen. Am Jahrestage der Gründungsfeier der Republik (22 Sept. 1800) äußerte Lucian Bonaparte im Verlaufe seiner Standrede: „Mich dünkt, ich sehe das nun scheidende Jahrhundert sinnend an den zerbrochenen Standbildern und den modernden Grüften der alten Herrscher Frankreichs stehen. Es ist mir, als höre ich es zu dem jetzt kommenden Jahrhunderte die Worte sprechen: Ich hinterlasse dir ein ruhmreiches Erbe. Man nannte mich das Jahrhundert des denkenden Forschens, sey du nun, mein Nachfolger, das Jahrhundert des kräftigen Handelns! Mögen diese Gewitterstürme, die sich um mich gesammelt haben, hinabsinken mit mir in die Nacht der Zeit!"

Nachbemerkung des Uebersetzers. Der voranstehende Aufsatz ist offenbar aus Bulwer's Feder selbst: dieß deutet die dem Original untersetzte Chiffre an, zeigt noch mehr die Schreibart und am meisten eine Vergleichung der hier entwickelten Ansichten mit denen, die Bulwer in seinem neuesten Werke England and the English niedergelegt hat (S. Buch III, Kapitel 4, S. 204 ff.; Buch V, Kapitel 6 S. 458 ff.; Anhang, S. 498, nach der Galignani'schen Ausgabe dieses Werkes, Paris 1833.)

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Treue der Kammerfrau, Charlotte Moreau, und der Köchin, Marie Bossi, war durch nichts, weder durch Gold noch durch Stahl, zu erschüttern, obschon ihnen das erstere wiederholt geboten wurde, und der Anblick so vieler bloßen Schwerter und Bajonnette sie in nicht geringen Schrecken setzte. Die Nachsuchungen wurden noch immer fruchtlos fortgesetzt, und man fing schon an zu glauben, daß die erwartete Beute entschlüpft sey. Die Nationalgarde wurde herbeigerufen, um das ermüdete und mißmuthige Linienmilitär abzulösen; die Umgebung indeß so streng bewacht als vorher, und zwei Gendarmen in die Mansarde gestellt, die an den bis jetzt noch unentdeckten Versteck stieß. Das Ungemach, das die Herzogin und ihre Gefährten zu erdulden hatten, kann man sich leicht vorstellen, wenn man weiß, daß ihr Zufluchtsort nur 5½ Fuß lang, und an dem einen Ende 18 Zoll, an dem andern aber nur 8 oder 10 Zoll breit war. Herr von Menars und Guibourg besonders müssen fürchterlich gelitten haben, denn der Raum war so niedrig, daß sie, selbst wenn sie die Köpfe zwischen die Dachsparren steckten, kaum aufrecht stehen konnten. Die Nacht war so durchdringend kalt, daß die beiden alten Gendarmen es nicht aushalten konnten; der eine ging also hinab, um Brennmaterial zu holen, und nun wurde ein Feuer angezündet, das die verborgene eiserne Thüre bald erhitzte, und der versteckten, vor Kälte fast erstarrten Gesellschaft Anfangs eine willkommene Wärme mittheilte. Die Mauern des Verstecks wurden indeß bald so heiß, daß man sie nicht mit der Hand berühren konnte, und die verborgene Thüre, die man sich wie eine Ofenthüre vorstellen muß, ward rothglühend. Um ihre Leiden noch zu erhöhen, fingen die Arbeiter schon vor Tagesanbruch wieder an die Mauern, und besonders an die ihres entsetzlichen Kerkers, mit solcher Wuth zu klopfen an, daß es schien, als wolle nicht nur das Haus, sondern auch die benachbarten Wohnungen zusammenstürzen und sie unter den Trümmern begraben. Verbrannt oder zerschmettert zu werden schien unvermeidlich. Die Herzogin behielt noch immer ihre Fassung, und lachte sogar über das Gespräch der beiden nichts argwohnenden Gendarmen, von denen der eine endlich, trotz des Getöses, das die Arbeitsleute machten, in einen tiefen, hörbaren Schlaf fiel, während sein Gefährte, der sich hinlänglich gewärmt hatte, das Feuer nach und nach abgehen ließ, so daß Mauern und Thüre wieder eine gemäßigtere Wärme ausströmten.

Herr von Menars wagte es jetzt, einige Steinplatten des mit Schiefer gedeckten Daches aufzuheben, um etwas frische Luft einzulassen. Der schlafende und der schlaftrunkene Gendarm, die beide von der Kälte munter gemacht wurden, zündeten jetzt das Feuer mit mehreren Bündeln Zeitungen wieder an, die sie in einem Winkel des Zimmers fanden. Dieses Papierfeuer war noch weit erstickender als die frühere Torfflamme, der Rauch drang durch die durch das Klopfen an der Mauer entstandenen Risse, und die die Thüre bildende Platte erhitzte sich zu einem fürchterlichen Grade. Die Luft in dem Versteck wurde mit jedem Augenblick weniger zum Einathmen geeignet, und die armen Flüchtlinge waren genöthigt, den Mund an den Schiefer der Bedachung zu legen, um ihren brennenden Athem zu kühlen. Die Herzogin litt am meisten, denn sie stand, da sie zuletzt eingetreten war, dicht an der eisernen Platte. Ihre Gefährten erboten sich zu wiederholtenmalen, die Plätze zu wechseln; allein sie schlug es stets aus.

Endlich gesellte sich zu der Gefahr zu ersticken, noch die des lebendigen Verbrennens; die Platte wurde rothglühend, und die Kleider der Herzogin fingen zweimal Feuer, das sie immer mit den Händen ausdrückte, wovon die Brandmale noch lange nachher sichtbar waren. Mit jedem Augenblick wurde die Luft in dem Versteck dünner, und die äußere konnte nicht in der zum freien Athemholen nöthigen Menge zuströmen. Die Gefangenen litten an entsetzlichen Brustbeklemmungen, und ein Aufenthalt von nur noch zehn Minuten in dieser glühenden Atmosphäre würde das Leben der Herzogin gefährdet haben. Ihre Gefährten beschworen sie herauszugehen, allein sie weigerte sich auf das Bestimmteste. Große Thränentropfen, die der Zorn ihr auspreßte, rollten über ihre Wangen, und wurden von der heißen Luft augenblicklich aufgetrocknet; ihre Kleidung fing noch einmal Feuer, und noch einmal drückte sie es aus; allein die Bewegung, die sie dabei machte, hob den Drücker auf, der die eiserne Platte schloß, und diese öffnete sich ein wenig. Demoiselle Kersabiec, die auf der Stelle zugriff, um sie wieder zu schließen, verbrannte sich die Hand fürchterlich.

Endlich erklärte die Herzogin doch, sie fühle sich unvermögend, diese Qualen länger auszuhalten, und so öffnete denn Herr von Menars die Platte zum großen Erstaunen der Gendarmen, die laut ausriefen: „Wer da!" — „Ich!" erwiderte die Herzogin, „ich bin die Herzogin von Berry, thut mir nichts zu Leide."

Die Gendarmen sprangen sogleich zu und traten das Feuer aus. Die Herzogin kam zuerst heraus, wobei sie genöthigt war, Hände und Füße auf den noch heißen Herd zu stellen; ihre Gefährten folgten. Es war jetzt halb neun Uhr Vormittags, und folglich hatten die armen Eingekerkerten sechzehn Stunden in diesem furchtbaren Aufenthalt zugebracht. Die Herzogin schickte sogleich zu dem General Dermoncourt, dem sie sich als Gefangene überlieferte.

Ich führte sie, fährt der General fort, zu einem Sessel. Ihr Gesicht war bleich, ihr Haupt entblößt und das Haar über der Stirn stand empor wie bei einem Mann. Sie trug ein einfaches, unterhalb an mehrern Stellen verbranntes Kleid von braunem Merino und an den Füßen kleine Pantoffeln. Als sie sich niedersetzte, sagte sie, indem sie meinen Arm stark drückte, mit besonderm Nachdruck: „General, ich habe mir nichts vorzuwerfen; ich habe nur die Pflicht einer Mutter erfüllt, indem ich das Erbe meines Sohnes wieder zu erlangen suchte.“ Kaum hatte sie Platz genommen, als sie sich auch nach den übrigen Gefangenen umsah, die sämmtlich zugegen waren, mit Ausnahme Herrn Guibourgs, nach dem, auf ihr Verlangen, sogleich geschickt werden sollte. Sie wendete sich dann zu mir und sagte: „General, ich wünsche von meinen Unglücksgefährten nicht getrennt zu werden.“ Dieß versprach ich ihr auch im Namen des Grafen Erlon, der, wie ich fest überzeugt war, mein Wort lösen würde.

Die Herzogin schien sehr durstig zu seyn, und obschon bleich, befand sie sich doch in einem so aufgeregten Zustand, wie eine Fieberkranke. Ich hatte ihr ein Glas Wasser gebracht, sie tauchte ihre Finger hinein, und diese Kühlung schien ihre Schmerzen etwas zu lindern. Ich bat sie, auch ein Glas zu trinken, was sie genehmigte; da aber im ganzen Hause das Oberste zu unterst gekehrt war, so hielt es sehr schwer ein zweites Glas Wasser herbeizuschaffen.

Mein Sekretär und mein Adjutant waren inzwischen, der Eine zum Grafen d'Erlon, der Andere zu Herrn Moriz Duval gegangen, um sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten und um ihre Gegenwart zu bitten. Herr Duval kam zuerst. Er trat in das Zimmer, wo wir uns befanden, den Hut auf dem Kopf, als ob keine gefangene Dame zugegen gewesen wäre, die aus Rücksicht gegen ihren Rang und ihr Unglück größere Achtung und Ehrerbietung verdiente, als selbst in den Tagen ihres Glücks. Er näherte sich der Herzogin, legte nachlässig die Hand an den Hut, den er kaum lüftete, rief aus: „Ja wahrhaftig sie ist's,“ und ging dann hinaus, um seine Befehle zu geben.

„Wer ist der Mann?“ — „Errathen Madame es nicht?“ war die Antwort. Sie sah mich an und lächelte. „Er kann nichts als ein Präfekt seyn,“ erwiderte sie, und wahrlich sie traf die Wahrheit, als ob sie seine Bestallung gesehen hätte. „Hat er unter der Restauration gedient?“ fragte sie weiter. „Nein, Madame.“ — „Das freut mich um der Restauration willen herzlich.“

In diesem Augenblick trat Graf Erlon ein. Die Herzogin stand rasch auf und ging gerade auf ihn zu. „Herr Graf, sagte sie, ich habe mich dem General Dermoncourt anvertraut, und bin überzeugt, sie werden mir die Gefälligkeit erzeigen, ihm zu erlauben, bei mir bleiben zu dürfen. Ich habe ihn gebeten, mich nicht von meinen Unglücksgefährten zu trennen, und er hat es mir in Ihrem Namen zugesagt; werden Sie sein Wort in Ehren halten?“

„Der General, entgegnete der Graf, hat nichts versprochen, was ich nicht bereit wäre, zu genehmigen; und Sie können versichert seyn, daß Sie mich stets bereit finden werden, Ihren Wünschen in Allem, was in meiner Macht steht, zu entsprechen.“ Diese Worte beruhigten die Herzogin. Ich näherte mich ihr jetzt, um ihr zu sagen, daß es, wenn sie sich besser fühle, nöthig sey, das Haus zu verlassen. „Wohin soll ich?“ sagte sie, mich starr anblickend; „wohin wollen Sie mich bringen?“ — „Nach dem Schloß, Madame.“ — „Ah! gut, und von da aus ohne Zweifel nach Blaye?“ Sie nahm bei diesen Worten meinen Arm. „General,“ sagte sie, einen Scheideblick auf das Zimmer und die offene Platte im Kamin werfend, „hätten Sie nicht einen Krieg gleich dem Märtyrthum des heiligen Laurentius gegen mich geführt, ein Krieg, fügte sie lachend hinzu, der eines ächten Ritters unwürdig ist, so würden Sie jetzt meinen Arm nicht unter dem Ihrigen haben.“

Die Herzogin war von dem ausgestandenen Ungemach so erschöpft, daß sie das kaum 200 Schritt entfernte Schloß nur mit Mühe erreichte. Bei ihrer Ankunft im Zimmer des Artillerieobristen, der Kommandant des Schlosses war und dieses Zimmer sogleich zu ihrem Gebrauch eingeräumt hatte, fühlte sie sich besser, und sagte mir, sie wünsche etwas zu essen. „Denn, fügte sie bei, da ich eben zu Tisch gehen wollte als Sie kamen, so habe ich seit 36 Stunden nichts gegessen.“

Da Graf Erlon und der Präfekt sich zu den Truppen begeben wollten, wobei ich gegenwärtig seyn mußte, so bat ich die Herzogin um Erlaubniß, mich beurlauben zu dürfen. „Und wann werde ich Sie wiedersehen?“ fragte sie. „Wann immer Eure königliche Hoheit nach mir schicken werden; Sie wissen, Madame, daß ich ganz zu Ihren Befehlen stehe.“ — „Und Sie würden diesen gehorchen?“ sagte sie lächelnd. „Es wird mir stets Ehre und Pflicht seyn,“ versetzte ich mit einer Verbeugung, und verließ das Zimmer.

Kaum hatte ich mich etwa dreißig Schritte vom Schloß entfernt, so kam auch schon ein Trompeter der Gendarmerie ganz außer Athem hinter mir drein, um mir zu sagen, daß die Herzogin befohlen habe, auf der Stelle zu ihr zurückzukehren, und daß sie sehr erzürnt gegen mich zu seyn scheine. Ich fragte den Mann, ob er die Ursache dieses plötzlichen Zornes nicht wisse. So viel er aus einigen Worten der Herzogin zu Demoiselle Kersabiec schließen könne, war die Antwort, betreffe es den Umstand, daß Herr von Menars, statt in ein Zimmer neben dem ihrigen, in den Thurm gebracht worden sey. Da ich fürchtete, man habe diesem Herrn die Achtung und Aufmerksamkeit nicht bewiesen, die ich zur Pflicht gemacht hatte, so begab ich mich auf der Stelle in sein Zimmer, und fand ihn so krank, daß er, zu schwach sich zu entkleiden, sich in seinem Anzug auf das Bett geworfen hatte. Ich erbot mich zu seinem Kammerdiener, da sich aber weder Tisch noch Stuhl im Zimmer befand, so war dieß kein leichter Dienst. Ich rief also einen Gendarmen herein, und unsern vereinten Bemühungen gelang es ihn zu Bette zu bringen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das brittische Museum. — Die Anzahl der Manuskripte im brittischen Museum im Jahre 1821 betrug 17,937, ungerechnet 16,415 Urkunden und dergl.; seit dieser Zeit kamen 3667 Bände hinzu, was die Anzahl der Manuskripte auf 21,604 vermehrte. In demselben Zeitraum kamen auch 2670 Urkunden und dergl. hinzu. Von gedruckten Büchern betrug die Zahl der Bände im Jahre 1821 115,925, und im Jahre 1852 216,357. Zu dieser starken Vermehrung trug ein Geschenk König Georgs IV. von 7000 Bänden, und ein anderes von 2000 über italienische Geschichte und Topographie von Sir R. C. Hoare, das meiste bei. Auch andere Privaten schenkten sowohl Manuskripte als Bücher, unter welchen auch der auf dem Continent vielfach bekannte G. Coxe genannt wird. Die Verwilligungen des Parlaments sind nicht immer dieselben; im Jahre 1821 betrugen sie 10,007 Pfd., im Jahre 1824 aber nur 4748, im Jahre 1825 wurden 15,516 Pfd., und außerdem noch zu besondern Zwecken 7500 Pfd. verwilliget. Noch etwas größer waren die Verwilligungen der folgenden Jahre, und das Museum besitzt außerdem noch ein kleines Einkommen von 1289 Pfd. aus Landeigenthum. Im Jahre 1852 betrugen die sämmtlichen bestimmten und zufälligen Einnahmen 19,506 Pfd. 8 S. 4 d., und die Gesammtausgabe 18,572 Pfd. 5 S. 2 d., wovon 9925 Pfd. zu Besoldungen und für außerordentliche Dienste verwendet wurden, und 4522 Pfd. 1 S. 11 d. zum Ankauf von Gegenständen der Literatur, der Wissenschaft, der schönen Künste u. s. w. In den Jahren 1831 und 32 verkaufte das Museum 12,558 Bände gedruckter Bücher, welche eine Summe von 2045 Pfd. 17 S. 5 d. eintrugen. Das Museum steht dem Publikum jeden Montag, Mittwoch und Freitag, die Christ-, Oster- und Pfingstwoche, so wie den Aschermittwoch und die Festtage abgerechnet, offen; den Monat September hindurch ist es jedoch fortwährend geschlossen. Die Stunden dauern von 10 bis 4 Uhr. Das Lesezimmer ist, Sonntag und die genannten Wochen und Festtage abgerechnet, jeden Tag offen.

•

Die Gesammtmasse der in Großbritannien und Irland im Jahre 1852 eingeführten Wolle betrug 28,128,975 Pfd.; hievon wurden zum heimischen Verbrauche behalten und mit 1 d. (3 kr.) pr. Pfd. verzollt 25,619,901 Pfd; zu einem halben d. verzollt 1,571,528, zu 6 d. verzollt (rothe Wolle) 1150 Pfd.; zollfrei als Produkt brittischer Kolonien wurden 2,475,991 Pfd. eingeführt. Die Wiederausfuhr betrug 555,014 Pfd.; die Masse der am 5 Febr. 1855 in Waarenhäusern vorhandenen Wolle betrug 3,165,651 Pfd.; englische Wolle wurde im Jahre 1852 ausgeführt 4,199,825 Pfd.; wollenes Garn 2,204,464 Pfd., wovon 1,128,196 Pfd. nach Deutschland gingen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 289. 16 October 1833.

Ueber das Opium-Rauchen in China.

Jedermann kennt die Art, auf welche man sich in der Türkei und in Persien des Opiums bedient, um den gewünschten narcotischen Erfolg hervorzubringen; man nimmt es in Pillen entweder ein, oder mit Gewürzen vermischt, um seinen unangenehmen Geschmack zu vermindern. Auf diese Art genommen, bringt es eine augenblickliche Anfregung hervor, auf welche eine eben so große Erschlaffung folgt, bis eine neue Dosis die Organe wieder reizt. Der Mißbrauch des Opiums bringt bald eine gänzliche Zerrüttung der Lebenskräfte hervor; der Appetit verschwindet, die Kräfte verlieren sich, der Opiumesser ist niedergeschlagen, und versinkt am Ende in gänzliche Stupidität. Die Chinesen und Malayen suchen den schädlichen Folgen dieses Genusses durch eine andere Art der Bereitung des Opiums vorzubeugen; sie essen es nie, sondern rauchen es, nachdem sie es zuvor auf folgende Art gereinigt haben. Man löst das Opium in einer gleichen Quantität Wasser auf, läßt es kochen bis es völlig austrocknet und in Staub zerfällt, rührt es dann um, bis es sich bräunt, doch ohne zu verkohlen; hierauf gießt man wieder Wasser auf, und seiht es durch Papier oder Leinwand; den Rest wäscht man verschiedenemale, um Alles was sich auflösen läßt, herauszuziehen. Das gewonnene mit Opium gesättigte Wasser läßt man ausdünsten bis es etwa die Zähigkeit von Syrup angenommen hat. Die Quantität welche man so erhält, ist sehr verschieden, nach den verschiedenen Arten von Opium die angewendet werden; diese sind in China ausschließlich türkisches, bengalisches, und Malwa Opium (das letztere wird in Mittelindien in den verschiedenen mahrattischen Staaten bereitet): hundert Theile liefern von bengalischem Opium 48, von türkischem 35, von Malwa-Opium 75 Theile Resultat; aber türkisches Opium gilt für höchst ungesund, und wird nie allein geraucht, sondern für alte Opiumraucher mit indischem gemischt, weil es berauschender ist, als dieses. Dieser Extrakt behält alle Bitterkeit des Opiums, hat aber den widrigen Geruch verloren; er ist stärker als rohes Opium, aber seine Wirkung ist weniger zerstörend für die Organisation, erhitzt weniger, und läßt weniger Kopfschmerzen nach sich. Während der Bereitung erheben sich starke narkotische Dämpfe, welche betäubend wirken. Die Pfeife aus der es geraucht wird, besteht aus dem Gelenk eines Bambusrohrs, das an einer Seite offen ist; nahe an dem geschlossenen Ende ist eine Seitenöffnung, auf welche eine metallene Schale angepaßt ist, die in der Mitte eine sehr enge Oeffnung hat. Wenn man rauchen will, so zündet man eine Lampe mit einer sehr kleinen Flamme, die mit gereinigtem Oel genährt wird, an, taucht eine kleine eiserne Nadel in das Opium und hält den Tropfen der daran hängen bleibt, über die Flamme um ihn zu trocknen; hierauf bringt man ihn an die Oeffnung in der Schale der Pfeife, nähert sie der Flamme, zieht stark an sich, und die Flamme verzehrt im Augenblick das Opium; der Rauch kommt in den Mund, man verschlingt einen Theil desselben, behält den Rest möglichst lange im Munde, und stößt ihn durch die Nase aus. Hierauf fängt man dieselbe Operation wieder an, und wiederholt sie bis man satt ist; selten rauchen die Chinesen mehr als 20 Tropfen auf Einmal, aber sie wiederholen es mehreremale täglich. Sie halten sich dabei in einem finstern Zimmer so viel wie möglich von allem Geräusch entfernt, und auf einem Kanapee liegend. Diese Art Opium zu nehmen soll weit unschädlicher seyn als das Essen desselben, dennoch stumpft der Mißbrauch auch hier vollkommen ab, und eingefallene Augen und beständiges Zittern verrathen einen alten Opiumraucher, und die zunehmende Erschöpfung macht ihm immer größere Dosen und ihre immer häufigere Wiederholung nöthig, bis er seine Lebenskräfte völlig aufgezehrt hat. Daher hat das chinesische Gouvernement die Produktion von Opium, und die Einfuhr von Außen verboten, ist aber nicht im Stande die letztere zu hindern; die englischen und amerikanischen Schiffe welche mit Opium handeln, werfen am Eingange des Flusses von Canton auf der Rhede von Lintin Anker; der Kapitän benachrichtigt seinen Korrespondenten in Canton von der Quantität und Qualität des Opiums, das er an Bord hat, dieser verkauft es an den chinesischen Kaufmann gegen baares Geld, und liefert ihm dagegen eine Anweisung an den Kapitän, eine gewisse Anzahl von Kisten abzugeben; diese Anweisung wird gegen Abend von stark bemannten Booten an das Schiff gebracht, die Kisten zerschlagen, das Opium in Säcke gefüllt und weggeführt. Von Zeit zu Zeit ergehen die strengsten Befehle von Peking den Handel zu verhindern; die bewaffneten Boote der Douane halten bessere Wache, oder verlangen eine höhere Summe für ihre Konnivenz, und der ganze Erfolg ist, daß der Preis des Opiums auf den Schif-

sen sogleich fällt, weil die Kosten des Schmuggelns größer werden. Die chinesische Marine ist nicht stark genug diesen Verkehr zu unterbrechen, und die Zunahme der Einfuhr von Opium ist unbegreiflich schnell. Im Jahre 1817 wurden 3660 Kisten, zu einem Werthe von 6,800,000 Sp. Dollars eingeführt, im Jahre 1831 war die Einfuhr auf 20,108 Kisten zu einem Ankaufspreise von 18,000,000 Dollars angewachsen. Nationalökonomisch ist das Verbot eine große Thorheit; würde die chinesische Regierung die Einfuhr je unter einem hohen Zoll erlauben, so würde sie die Engländer zwingen, sogleich den Preis um eben so viel herabzusetzen. Der Erfolg wäre bloß, daß sie jährlich 5 bis 6,000,000 Dollars an Zoll einnehme, welche gegenwärtig die Kompagnie aus ihrem Monopol zieht. Das einzige Resultat, welches die chinesische Regierung durch ihr Verbot erreicht hat, ist die Vertheurung des Opiums, welche zur Folge hat, daß wenigstens die große Masse keinen übermäßigen Verbrauch von demselben machen kann; aber die täglich sinkenden Preise und die daraus folgende große Zunahme der Einfuhr vernichten auch dieses Resultat immer mehr, und ein hoher Zoll würde ein wirksameres Mittel seyn; aber es scheint, daß die moralische Heuchelei, welche ein Hauptgrundsatz der innern Politik von China ist, dem Gouvernement nicht erlaubt etwas an seinem Verbot zu ändern.

Der letzte Sklavenaufstand in Jamaika von einem Augenzeugen.

(Schluß.)

Sobald diese Anschläge entdeckt wurden, setzte man sich ohne Zeitverlust in Verbindung mit dem im Hafen liegenden Kriegsschiffe; man verabredete Signale für den Tag und die Nacht zwischen dem Schiffe und dem Fort George auf den Fall eines plötzlichen Angriffes von Seite der Sklaven und man beschloß, ohne Zeitverlust reguläre Truppen und Miliz nach den unruhigen Distrikten zu senden, um die Plane der Empörer zu vereiteln. Am 1 Januar 1832 um 2 Uhr Morgens wurden die Pinasse, der Kutter und die Jölle mit ungefähr 50 Mann regulärer Truppen und mit Miliz nach dem sogenannten „blauen Loche" (blue Hole) gesendet, welches sie Morgens mit Tagesanbruch erreichten; dieß ist ein ausnehmend enger Paß, und wäre eine ungemein wichtige Position für die Neger gewesen, wenn sie auch nur mittelmäßige Entschlossenheit gezeigt hätten, allein auch hier begünstigte die Engländer ihr gutes Glück; denn da die Truppen während der Finsterniß der Nacht nach ihrem Landungsplatze segelten, so mußte das leitende Boot, das den Lootsen an Bord hatte, ein Licht führen, damit der Kutter und die Jölle ihm folgen konnten. Dieses Licht bemerkten die Neger, welche bereits in den Zuckerrohrfeldern im Hinterhalt lagen, mit allen Feuerwaffen deren sie sich hatten bemächtigen können, und noch einmal befolgten sie ihr System von Zögerung, das ihren Anschlägen bereits so verderblich geworden war. Die Neger wurden mit geringem Widerstande aus ihren Stellungen vertrieben, einige wenige wurden ergriffen und sogleich erschossen, der größere Theil kehrte zu den Pflanzungen zurück, zu welchen sie gehörten. So wurde der Sklavenaufstand in diesem Theil der Insel unterdrückt, denn der unbedeutende Widerstand, den einige Schwarze den zu ihrer Ergreifung abgesendeten Maronnegern leisteten, verdient kaum diesen Namen.

Noch ist uns übrig, einige Worte über diese Maronneger zu sagen, von denen den Plantagenbesitzern in Jamaika die größte Gefahr droht, wenn irgend ein Umstand eine Verbindung zwischen den Maronnegern und der Sklavenbevölkerung herbeiführen sollte; denn da sie von ihrer frühesten Jugend an die Gebirge der Insel in allen Richtungen durchziehen, so sind sie mit allen Defileen und dem ganzen Terrain aufs genaueste bekannt, sie sind im Gebrauche des Gewehres geübt, haben eine ungemeine Fertigkeit darin erlangt, und besitzen, was noch wichtiger ist, eine vollkommene Kenntniß der besonderen Art von Kriegführung, welche für dieses Land sich auf eine so besondere Weise eignet.

Man kann die Marons die eingeborne Miliz des Landes nennen. Sie entsprangen aus den entlaufenen Sklaven, welche die Einsamkeit und die Oede der wilden Gebirge, im Genusse einer unbeschränkten Freiheit, dem Feldbau und den Sklavenarbeiten vorzogen; endlich aber verließen sie ihre natürlichen Felsennester und zogen sich herab in die Wälder, die ihnen eine angenehmere Wohnung darboten. Als sich in einer Reihe von Jahren und bei der Sicherheit, welche die Wälder ihnen darboten, ihre Anzahl bedeutend vermehrte, so begannen sie allmählich Reisende zu überfallen und die Sklaven, welche Felderzeugnisse zu Markte brachten, zu plündern. Die Kolonialregierung fand es endlich für nöthig, die Unabhängigkeit der Maronneger anzuerkennen, und bot ihnen gewisse Belohnungen für das Auffangen entlaufener Sklaven und für die Sicherheit der Wege in den Gebirgen: ein ähnliches System, wie es bei den Pindarees in Ostindien stattfindet. Sie bildeten bald Niederlassungen in verschiedenen Theilen der Insel und machten das Entlaufen der Sklaven beinahe unmöglich, so daß sie in Kurzem ein Gegenstand des Schreckens für dieselben wurden und nach und nach jenes Gefühl des Stolzes sich zu eigen machten, das einem privilegirten Stande so natürlich ist. In dem ersten Maronkriege erfuhr die Insel Jamaika zum erstenmal die schlimmen Folgen eines Zustandes der Dinge, welcher bei jedem augenblicklichen Aufbrausen und bei jeder Unzufriedenheit dieser mächtigen Menschenklasse ihre politische Existenz bedroht. Ein Schwein war über das Gehege der Felder in der Nähe einer Maronniederlassung gebrochen, und, nachdem man den Eigenthümer des mannichfachen Schaden anrichtenden Thiers wiederholt davon benachrichtigt hatte, endlich niedergeschossen worden, worauf sämmtliche Maronneger, welche durch den einem ihrer Genossenschaft zugefügten Schaden sich für höchlich beleidigt hielten, ihre Räubereien wieder begannen. Als man Militär gegen sie aussandte, schlugen sie sich tapfer mit diesem herum, so daß die Kolonialregierung, obgleich die Truppen es keineswegs weder an Muth noch an Thätigkeit fehlen ließen, sich endlich genöthigt sah, sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen. Seit dieser Zeit bilden die Maronneger einen bedeutenden Theil der Landmiliz, sind gleich den regulären Linienregimentern in Bataillone und Kompagnien organisirt, erhalten jährlich eine Summe von der Regierung, und wenn

sie zum aktiven Dienst aufgerufen werden, oder das Martialgesetz proklamirt wird, denselben Sold wie die Miliz.

Die Gebirge in Jamaika sind mit dichten Wäldern besetzt, und bieten dem Durchzug einer regulären Armee mit allen ihren Feldrequisiten bedeutende Hindernisse dar. Eine leichte Muskete, ein kurzer Säbel, den man selbst im Dickicht zum Gefecht in der Nähe brauchen kann, und ein paar Pistolen sind die sämmtlichen Angriffs- und Vertheidigungswaffen des Maronnegers. Sie tragen keine Uniform und haben auch keine nöthig, sondern sie kleiden sich je nach ihrem Geschmack und nach ihrem Vermögen. Die um Port Antonio sind gewöhnlich wie die englischen Matrosen gekleidet, nämlich in einen rohen dunkelfarbigen Kittel und Hosen mit einem Hute von der gröbsten Art oder einer eben so groben wollenen Mütze. Sie beschränken sich auf die einfachsten Theile des Peloton-Exercitiums; wenn sie aber in die Wälder kommen, zerstreuen sie sich und umwickeln ihren Körper und ihre Gewehre mit Baumzweigen, so daß sie durchaus nicht wohl im Gebüsche unterscheidbar sind. In diesem Aufzuge durchsuchen sie die Wälder und Berge. Wenn sie einem Feind oder entlaufenen Sklaven, den sie überfallen wollen, nahe gekommen sind, so legen sie sich der Länge nach auf den Boden und kriechen auf diese Weise fort, indem sie ihre Waffen mit der einen Hand nach sich ziehen. Endlich springen sie mit der überraschenden Schnelligkeit eines Raubthieres auf ihre Beute ein, ehe der erstaunte und erschreckte Sklave auch nur ihre Nähe bemerkt. Sie haben nämlich ein Interesse dabei, den Sklaven einzuholen, ohne ihm ein Leid zuzufügen, da natürlich der Eigenthümer, im Falle der Sklave verstümmelt wäre, das Wiedereinfangen derselben minder freigebig belohnen würde. Wenn die Anwesenheit eines thätigen und entschlossenen Feindes die Maronneger zum Gebrauche der Feuerwaffen nöthigt, so beugen sie einen biegsamen Baumzweig auf die Erde nieder und machen sich daran fest. Wenn sie nun ihr Gewehr abgeschossen haben, lassen sie sich von dem rückkehrenden Zweig in die Höhe heben, wo sie durch Blätter und Buschwerk gedeckt, nicht wohl zu erblicken sind. Ohne diese rasche und augenblickliche Flucht würde der Pulverdampf sogleich ihre Stellung verrathen, und dem Feinde einen Zielpunkt für seine Schüsse darbieten. Die Maronneger haben unter dem Namen Oberaufseher einen Offizier zum Befehlshaber, von dem sie alle Befehle und Instruktionen bei gewöhnlichen Gelegenheiten empfangen, und an welchen sie sich in allen Streitigkeiten und Ruhestörungen wenden, die unter ihnen selbst vorfallen. Willig und mit Ergebung unterwerfen sie sich dem Schiedsspruche ihres Oberaufsehers, den sie, wenn er zu ihnen kommt, mit allen Zeichen der Achtung empfangen.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Schluß.)

Ich ging nun zur Herzogin, die, sobald sie mich erblickte, mehr auf mich zustürzte als ging, und im höchsten Zorn zu mir sagte: „Fangen Sie so an, mein Herr? Halten Sie so Ihr Versprechen? Dieß läßt für die Zukunft nichts Gutes erwarten. Es ist entsetzlich!“ — „Was ist geschehen, Madame?“ fragte ich. „Sie versprachen, keinen meiner Gefährten von mir zu trennen, und doch haben Sie bereits Menars in ein anderes Gebäude gebracht.“ — „Sie irren sich, Madame,“ erwiderte ich; „Herr von Menars ist zwar im Thurm, aber der Thurm gehört zu dem von Ew. königl. Hoheit bewohnten Hauptgebäude.“ — „Wenn das ist, so kommen Sie sogleich mit mir, mein Herr, ich will den armen Menars auf der Stelle sehen.“ Mit diesen Worten ergriff sie mich am Arm und zog mich nach der Thüre; hier stand ich still und sagte: „Haben Ew. königl. Hoheit vergessen, daß Sie in Verhaft sind?“ — „Ach ja!“ erwiderte sie seufzend, es ist wahr, ich glaubte in einem Palast zu seyn, und befinde mich in einem Kerker. Auf alle Fälle, General, hoffe ich, daß mir nicht verwehrt ist, zu ihm zu schicken und mich nach seinem Befinden zu erkundigen.“ — „Ich habe ihn eben gesehen, und bin gekommen, Ew. königl. Hoheit zu unterrichten, wie er sich befindet.“ — „Nun, wie geht es ihm?“ Ich erzählte der Herzogin nun, was ich eben gethan. „General,“ sagte sie hierauf in einem Ton, der deutlich zeigte, daß ihr Zorn gänzlich vorüber sey, „ich danke Ihnen für Ihre Güte gegen Menars; er ist ihrer vollkommen würdig, denn er hat meinem tollen Unternehmen nicht das Wort geredet. Er bot Alles auf, um mich davon zurückzubringen, aber als er sah, daß ich durchaus darauf bestand, so sagte er: „Madame, ich bin seit sechzehn Jahren um Sie, und es ist meine Pflicht, Ihnen zu folgen; indem ich dieß aber thue, geschieht es ohne ihr Unternehmen, das für Sie selbst und für Frankreich die traurigsten Folgen haben kann, zu billigen.“ Die Herzogin hielt hier einen Augenblick inne und setzte dann seufzend hinzu: „Der arme Menars hat vielleicht Recht.“

Als die Herzogin fragte, ob ihr Zeitungen gestattet seyen, und dieß bejaht wurde, nannte sie unter denen, die sie zu lesen wünschte, auch den Ami de la Charte. Als ich hierüber mein Befremden nicht unterdrücken konnte, gab sie folgende seltsame und nicht unweisliche Ursache an: „Dieß hat seinen eigenen Grund, General,“ sagte sie im Ton tiefer Betrübniß, „in jenem Blatt werde ich immer Karoline genannt; dieses ist der Name meiner Kindheit, an den ich mich stets mit Wehmuth erinnere, weil der, den man mir nach meiner Vermählung beilegte, nie Glück gebracht hat.“

Herr Duval, der Präfekt, beleidigte die Herzogin abermals; er kam, ohne sich anmelden zu lassen, zu ihr, ging gerade auf den Kredenztisch los, und aß, der Herzogin den Rücken zukehrend, ein paar Rebhühner. Sie blickte ihn mit einem Ausdruck an, den ich nie vergessen werde, wendete sich dann zu mir und sagte: „Wissen Sie, General, was ich bei dem Rang, den ich verloren habe, am meisten bedaure?“ — „Nein, Madame.“ — „Daß ich nicht über ein paar Diener gebieten kann, um diesen Menschen für seine Unverschämtheit zu züchtigen.“ Das Benehmen des Präfekten entrüstete mich auch in der That nicht weniger als die Herzogin selbst.

Aus der nachfolgenden Unterredung der Herzogin mit dem General scheint nicht undeutlich hervorzuleuchten, daß sie die Hoffnung hegte, sie werde öffentlich bekannt gemacht werden.

„Sahen Sie jemals meinen Sohn, General?“ — „Ich hatte die Ehre, Madame.“ — „Es ist ein gutes Kind, ein Tollkopf, wie ich, sehr hartnäckig, wie ich, aber, eben so wie ich, Frankreich mit Leib und Seele ergeben.“ — „Sie lieben ihn ohne Zweifel sehr?“ — „So zärtlich als nur immer eine Mutter ihren Sohn lieben kann.“ — „Wenn dem so ist, so müssen Ew. königl. Hoheit mir die Bemerkung erlauben, daß ich nicht begreifen kann, warum Sie, nachdem doch nach den Gefechten in Vieillevigne und La Penissière in der Vendée Alles vorbei und jede Hoffnung verloren war, nicht darauf bedacht waren, zu dem Sohn, den Sie so zärtlich lieben, zurückzukehren. Wir ließen Ihnen Zeit und Gelegenheit genug dazu.“ — „Sie, General, waren es ja, wenn mir Recht ist, dem meine Korrespondenz in die Hände fiel?“ — „So ist's, Madame.“ — „Und Sie haben meine Briefe gelesen?“ — „Ich war allerdings so unbescheiden.“ — „Nun wohl, so müssen Sie ja auch aus diesen Briefen wissen, daß ich, von dem Augenblick an, als ich mich an die Spitze der tapfern Vendeer stellte, fest entschlossen war, alle Folgen des Aufstandes über mich ergehen zu lassen. Sie erhoben sich für mich, sie wagten ihr Leben für mich, und ich hätte sie verlassen sollen? Nein, General, nimmermehr; ihr Schicksal war das meine und ich habe mein Wort gehalten. Uebrigens wäre ich schon längst Ihre Gefangene, schon längst würde ich mich, um der Sache ein Ende zu machen, ergeben haben, läß

nicht Eine Sorge mich zurückgehalten." — „Darf ich fragen welche?" — „Mir war bekannt, daß sobald ich eine Gefangene seyn würde, Spanien, Preußen und Rußland meine Auslieferung verlangen würden. Die französische Regierung dagegen würde mich natürlicherweise vor ein Gericht gestellt, und die heilige Allianz nie geduldet haben, daß ich vor einem Assisenhof erscheine, denn dadurch wäre die Würde eines jeden gekrönten Hauptes von Europa beschimpft. Von einem solchen Konflikt der Interessen zu gegenseitiger Kälte und von dieser Kälte zum Krieg ist nur ein Schritt, und ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich nie die Veranlassung zu einem Invasionskrieg seyn wollte. Alles für und durch Frankreich war mein Losungswort, das mir immer zur Richtschnur diente. Wer hätte mir überdieß dafür bürgen können, daß Frankreich bei einer neuen Invasion nicht getheilt worden wäre? und ich will das Ganze oder nichts." Ich lächelte. „Warum lächeln Sie darüber?" sagte die Herzogin. Ich verbeugte mich, ohne etwas zu erwidern. „Nein, nein, sagte sie, sprechen Sie; warum lachten Sie! ich will es wissen." — „Ich lächelte darüber, entgegnete ich, bei Ew. königl. Hoheit so große Furcht vor einem auswärtigen Krieg zu finden." — „Und so geringe vor einem Bürgerkrieg. Das meinen Sie doch?" — „Ich bitte Ew. königl. Hoheit wohl zu bemerken, daß Sie meine Gedanken, nicht aber mein Urtheil ergänzt haben." — „Oh, ich fühle mich nichts weniger als beleidigt darüber, denn ich kam von Täuschung, rücksichtlich der öffentlichen Meinung, befangen nach Frankreich. Ich glaubte, das ganze Königreich würde sich für mich erheben und das Heer sich mir anschließen. Kurz ich erwartete eine Art Rückkehr von Elba. Nach den Gefechten zu Vieillevigne und La Penissière gab ich allen meinen Vendéern den ausdrücklichen Befehl, nach Hause zu gehen, denn vor Allem, General, bin ich ein französisches Weib, und Beweis davon ist, daß ich nur jene guten französischen Gesichter zu betrachten brauche, um mir einzubilden, ich sey keine Gefangene mehr. Meine einzige Furcht ist, daß man mich wo anders hin senden wird; ich bin überzeugt, man wird mich nicht hier lassen, denn hier bin ich dem Herd des Aufstandes zu nahe. Doch das thut nichts, sie sind doch noch weit mehr in Verlegenheit als ich, darauf können Sie sich verlassen, General."

Als sie diese Worte gesprochen hatte, stand sie auf, und schritt, die Hände auf dem Rücken, wie ein Mann, durch das Zimmer, und stand dann einen Augenblick später still. — Es war jetzt halb sechs Uhr, und da die Herzogin speisen wollte, so beurlaubte ich mich. „Gott befohlen bis morgen," sagte sie mit kindlicher Lebhaftigkeit zu mir.

Das Uebrige ist bekannt, denn ihre fernern Begebenheiten sind weitläufig in öffentlichen Blättern besprochen worden.

Das **Athenäum** sagt: Die englische (jetzt gleichfalls erschienene) Ausgabe dieses Werks enthält mehrere wichtige Dokumente, die man in Paris nicht bekannt zu machen wagte, damit das Werk nicht konfiscirt würde; hierauf fügt dieß Blatt noch folgende Aeußerungen des Uebersetzers bei: Der General (Dermoncourt), ein äußerst liebenswürdiger Mann, würde sich nur schwer entschließen, selbst unwürdigen Individuen Unannehmlichkeiten zu machen. Da ich mit allen auf dieß Werk bezüglichen Gegenständen aufs genaueste bekannt bin, so nehme ich keinen Anstand, die Neugierde des englischen Lesers durch Ausfüllung einer Lücke zu befriedigen. Der Schreiber des Briefes, worin die Herzogin von Berry benachrichtigt wurde, daß sie verrathen sey, und verhaftet werden würde, wenn sie nicht Nantes augenblicklich verlasse, ist der Minister D'Argout, der seit langer Zeit der Herzogin geheime Nachrichten gegeben hatte, und sie von allen Geheimnissen des Kabinets von Louis Philipp in Kenntniß setzte. In der vom General Dermoncourt weggenommenen Korrespondenz befanden sich Briefe, welche mehrere Minister, namentlich den Marschall Soult kompromittirten. Diese Briefe wurden nach ihrer Wegnahme sogleich an die **geeignete** Behörde gesendet, welche gerade eine der kompromittirten Personen war. Der Marschall Soult schrieb an die Herzogin, er sey ganz der ihrige, wenn sie zu seinen Gunsten das Amt eines Konnetable's von Frankreich wieder herstelle. Die Antwort der Herzogin ist sehr charakteristisch: „Mein Herr Marschall! Das Schwert eines Konnetable's von Frankreich ist nur auf dem Schlachtfelde zu gewinnen: ich erwarte Sie hier." Der Uebersetzer fügt hinzu, der Leser könne sich auf die Richtigkeit dieser Angaben verlassen.

Vermischte Nachrichten.

Die Gazette d'Odessa meldet aus Kertsch vom 21 Julius: Man hatte auf der äußersten Ostseite des Berges des Mithridat eine runde, regelmäßige, acht Saschenen (56') weite Aushöhlung bemerkt. Der Gouverneur von Kertsch und Jenikale vermuthete, es sey hier eine Reservoir gewesen, das die Bewohner des alten Panticapäums, deren Häuser sich am Fuße des Hügels befanden, mit Quellwasser versah, und beauftragte einen Angestellten, der sich mit Aufsuchen von Alterthümern dieser beiden Städte abgab, Nachgrabungen anzustellen. Man stieß bald auf Mauern mit gehauenen Steinen, und fand Wasser. Als man hierauf den Nachgrabungen größere Ausdehnung gab, stieß man auf andere Mauern, auf Platten von weißem und farbigem Marmor, so wie auf Bruchstücke eines Gesimses; weiterhin fand man einen ungeheuern Block von graulichem Marmor, und unter demselben ein Schwert von Eisen. Nach der Stellung der Mauern zu schließen, war dieß ein altes Grabmal. Der Marmorblock, dessen oberer Theil schmaler wird, hat so ziemlich die Form eines Sarkophagdeckels. Seine Länge beträgt eine Saschene zehn Werschok (9'), seine Breite 1⅔ Arschine (4',8''), seine Dicke 1 Arschine (5',2''). Unglücklicher Weise hat man bis jetzt noch keine Inschrift entdeckt.

*

Das „Quarterly Journal of Agriculture" enthält Folgendes: „Man berechnet, daß selbst auf dem besten Boden nur ein Drittheil des ausgesäeten Saatkorns wirklich aufgeht, und andere zwei Drittheile gehen zu Grunde. Die Zahl der angebauten Acres in Großbritannien und Irland beträgt 47.000.000, wovon 30.000.000 unter dem Pfluge sind. Zwei Fünftheile hievon oder 12,000,000 Acres werden jährlich mit Cerealien angebaut. Die drei Arten von Korn im Durchschnitt genommen, kann man annehmen, daß 4⅔ Bushels auf den Acre ausgesäet werden, wonach die jährliche Aussaat 7.000,000 Quarters beträgt. Wenn zwei Drittheile hievon durch irgend eine bis jetzt unbekannte Einwirkung zu Grunde gehen, so werden also 4,666,666 Quarters Korn jedes Jahr verschwendet, eine Masse, mit der man über eine Million Menschen ernähren könnte.

*

Es ist Aussicht vorhanden, daß in wenigen Jahren, vielleicht Monaten, das ganze System der Dampfmaschinen eine Revolution erfahren wird. Keine Veränderung wird indeß Eingang finden, wenn der Erfinder nicht im Stande ist, bei den Feuerungskosten eine Ersparniß von wenigstens fünf Achteln zu bewirken, weil sonst der Besitzer einer Maschine für die Aenderung nicht entschädigt wäre. Ein Herr Ericsen in England ist im Begriff, ein Patent für die Anwendung einer neuen Kraft, nämlich erhitzter Luft, zu nehmen, wobei an der Feuerung 4 Fünftheile erspart werden. Er hat die Ausführbarkeit seines Plans hinreichend bewiesen, denn eine Maschine von einer Pferdekraft ist bei ihm seit den letzten drei Monaten mit vollständigem Erfolg im Gange. Die ausgezeichnetsten Sachverständigen Englands haben sie bereits in Augenschein genommen.

*

Was in England die Anzeigen in Zeitungen kosten, hievon ein Beispiel. Das „**Westminster Review**" macht bekannt, daß die Seite Avertissements 3 Pfd. 3 Sch. (37 fl. 48 kr.) kostet, die halbe Seite 1 Pf. 18 Sch. (22 fl. 48 kr.), die Viertelseite oder halbe Columne 1 Pf. 4 Sch. (14 fl. 24 kr.). Eine Ankündigung, die nicht über acht Zeilen beträgt, 8 Sch. (4 fl. 48 kr.), jede Zeile darüber 6 d. (18 kr).

*

Nach einer Berechnung, die der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen scheint, würde die von Havre nach Marseille führende Eisenbahn, nach dem höchsten Anschlage, auf 150 Millionen Franken kommen. Man hat berechnet, daß die zwanzig Departements, die sie durchschneiden, und deren Wohlstand sie nothwendig verdoppeln müßte, die Interessen der Summen, welche diese großartige Unternehmung kosten würde, mittelst Erlegung von zehn Zusatzcentimen zu der sich gegenwärtig auf 61,341,620 Franken belaufenden Grundsteuer tilgen könnten.

*

Nach einem kürzlich zu Odessa aufgenommenen Census enthält diese Stadt mit ihren Vorstädten eine Bevölkerung von 50,000 Seelen, mit Ausschluß von 10,000 andern, die nicht regelmäßig daselbst wohnen. Die Zahl der steinernen Häuser ist 5000, der Kaufläden 980, und der kleinen Häuser 1064.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 290. 17 October 1833.

Feldzug von Buenos-Ayres an den Rio-Colorado.

Die neuen Staaten Amerika's rechtfertigen die alte Bemerkung Montesquieus, daß niemals ein Volk zur Eroberung geneigter ist, als nach einer Revolution und einem Bürgerkrieg. Kaum in Ruhe nach einem langen Kampfe gegen das Mutterland und noch längern einheimischen Kämpfen ist die argentinische Republik bereits bemüht, die Einigkeit und den Frieden, der unter den verschiedenen Staaten der Föderation herrscht, zu benützen, und ihr Gebiet mit den Waffen auszudehnen. In das Innere des ungeheuren Dreiecks, das zwischen dem Rio de la Plata, dem Cap Horn und Santiago in Chili liegt, in jene Centralgegenden, wo die eingebornen Stämme noch unabhängig herrschen, will sie das lange aufgeschobene Werk der ersten spanischen Eroberer fortsetzen. Die kriegerischen Stämme zwischen dem La Plata und Patagonien, wovon die Charruas ein Ueberrest und eine Probe sind, machten häufig Einfälle in das Gebiet der Republik und führten nicht nur Viehheerden, sondern auch Menschen, namentlich Weiber, mit sich fort in ihre unermeßlichen Savannen. Um sich von dieser unbequemen Nachbarschaft zu befreien, schlugen die Staaten von Cordova und Santa-Fe, welche den Angriffen der Wilden mehr ausgesetzt sind, dem Staate Buenos-Ayres vor, gemeinschaftlich eine Expedition auszurüsten, um die Wilden zu verjagen, ihr Land zu erobern, und neue Niederlassungen daselbst anzulegen. Buenos-Ayres ging auf diesen Vorschlag ein, und die drei Staaten bildeten aus ihren vereinten Truppen eine kleine Armee unter dem Oberkommando des Generals Don Juan Facundo Quiroga. Diese Armee ist in zwei Hauptkorps abgetheilt, wovon das eine, die Division des rechten Flügels genannt, und aus den Kontingenten von Cordova und Santa-Fe gebildet, unter dem Befehl des Generals Aldao so nahe wie möglich dem großen Gebirgszuge der Anden folgt, und gerade südlich marschirt. Das andere Korps, die Division des linken Flügels genannt und aus dem Kontingent von Buenos-Ayres gebildet, marschirt in derselben Richtung nahe am Meeresufer; es ist von dem General Rosas kommandirt, welcher zweimal zum Gouverneur erwählt wurde und zweimal freiwillig die oberste Magistratur niederlegte. Einige von diesem Korps abgesendete Truppen unter den Befehlen des Obristen Huidobro tragen den Namen Division des Centrums und dienen zur Verbindung der beiden Hauptkorps. Die Expedition setzte sich im März d. J. in Marsch. Ein Bericht des Generals Aldao, datirt von der Insel Limeimaguida in dem Rio-Salado, kündigt an, daß in der Mitte Aprils die Division des rechten Flügels alle indischen Stämme, die sie auf ihrem Wege fand, in die Wälder der Cordilleren gejagt, ihre Lager (Tolderias) verbrannt, mehrere gefangene Kreolen befreit, eine große Anzahl Gefangene gemacht, und 200 Pferde, 3 bis 400 Ochsen und 10,000 Schafe und Ziegen erbeutet habe. Aldao verfolgte lebhaft den Kaziken Yanquetruz, eine Art von wildem Agamemnon, dem die Krieger aller Stämme gehorchten, und der bei den letzten Einfällen in das Gebiet der Republik zum Anführer erwählt worden war. Im Monat Mai war der linke Flügel an den Rio-Colorado gelangt, einem der großen Ströme der neuen Welt, die nur an ihrer Mündung wo sie sich in den Ocean verlieren, bekannt sind. Er war an der Bergkette der Ventana, welche die Eingebornen Katalil nennen, fortgezogen, hatte über die Flüsse der großen und kleinen Weide gesetzt, und Bahia blanca berührt, einen Punkt an der Küste, wo die französische Regierung ein Botany-Bay hatte errichten wollen. Der Rio-Colorado diente der Armee zum Führer, welche auf dieser Seite zum erstenmal in die unbekannten Tiefen des amerikanischen Kontinents eindrang, und während sie an seinem Ufer fortzog, segelten leichte Fahrzeuge unter dem Befehl von Kommodore Bathurst den Fluß hinauf, um dessen Bett zu untersuchen. Rosas hatte unter seinen Befehlen eine wohlberittene Kavallerie und Infanterie, welche gleichfalls zu Pferde marschirt, — denn in diesem Lande geht Niemand zu Fuße, — aber zu Fuße kämpft, nebst einigen Stücken Geschütz von kleinem Kaliber. Seine Flanken und seinen Marsch deckt ein Korps Hülfsindianer gleichfalls zu Pferde, welche in Wintermäntel von hellrothem Flanell gekleidet und nicht mit Kanonen und Gewehren, sondern mit dem Bogen, dem Laso, und der Kugel, diesen seltsamen Waffen gerüstet sind, deren furchtbaren Gebrauch die Charruas gezeigt haben. Einige Wagen bilden die ganze Bagage, aber in diesem Lande ohne Straßen, das nicht angebaut, und von Flüssen und Schluchten durchschnittes ist, halten selbst diese wenigen Fuhrwerke oft den Marsch der ganzen Armee auf. Um steile Anhöhen hinaufzukommen, muß man 15 Ochsen an einen Wagen spannen und bei schroffen Anhängen sind oft 150 Menschen beschäftigt, die Wagen zurückzu-

halten. Auf diesem Wagen befindet sich indeß nichts als Munition, Branntwein und Tabak. Statt aller Mundvorräthe treibt die Armee große Ochsenheerden vor sich her, von denen sie jeden Tag Hunderte schlachtet. Nur zwei Dinge muß sie auf ihrem Marsche treffen, Wasser, dessen sie für sich, für ihre Pferde und ihre wandelnden Lebensmittel nöthig hat, und Holz, ein unentbehrlicher Artikel für Leute, die ohne je auf ein wirthliches Dach zu stoßen, Gegenden durchziehen, deren natürliche Rauhheit noch durch eine strenge Winterkälte vermehrt wurde. Das Wasser ist weder gut, noch immer im Ueberfluß vorhanden, und das Holz fehlt öfters. Gewöhnlich hat man, um sich zu wärmen, nur verkrüppelte Weiden und Fenchelgebüsche.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Meine Besuche in Reduit waren ziemlich häufig; eingeladen mit meinen Offizieren, ganze Tage dort zuzubringen, fand ich stets die zuvorkommendste Aufnahme. In dieser schönen Wohnung genoß ich einige Augenblicke der Ruhe und der Freiheit; ich suchte Frankreich mitten in diesem frischen, dichtbelaubten Gehölze, neben den in tiefen, von keinem Auge ergründeten Schluchten brausenden Wasserfällen. An dem Vereinigungspunkte zweier solcher Abgründe, in deren Tiefe Bergströme tosen, liegen auf einem schmalen, 800 Fuß über der Meereshöhe sich erhebenden Plateau die Gebäude und Gärten. Wie oft brachte ich, mit meinen Gedanken beschäftigt, ganze Stunden in der Einsamkeit an dem hervortretenden durch die Spitze eines Winkels gebildeten Punkte zu, der wegen seiner wilden, majestätischen Lage den Namen „le bout du monde" erhielt. Unter meinen Füßen breiteten sich zwei ungeheure, vulkanische Steinmassen mit ihren seltsamen Formen aus, welche noch die Spuren der unterirdischen Erdbeben, denen sie ihre Entstehung verdanken, an sich tragen; ihre kahlen, röthlichen Gipfel, über tiefe Schluchten hervorragend, warfen einen ungeheuren Schatten auf die Felsblöcke, welche die Waldströme mit Schaum bedeckten und aus ihren Wurzeln zu reißen schienen; ihre durch heftige Regengüsse angeschwollenen Gewässer vereinigten sich in dem unermeßlichen, vor meinen Augen sich öffnenden Abgrund, dann von Schlucht zu Schlucht in ungleichem Laufe, dessen dumpfes Getöse bis zu mir drang, sich fortwälzend, bilden sie zuletzt „den großen Fluß," den ich in der Ferne erkannte. Ich durchwanderte das kleine Gehölz, welches „le bout du monde" umgibt und ihn von den Gärten trennt, und fand zu meinem Vergnügen alle Anmuth der civilisirten Natur: schöne, dichtbelaubte Alleen schließen auf beiden Seiten den steilen Rand des Plateaus, in dessen Mitte große Grasplätze, von passend vertheilten Baumgruppen umgeben, sich befinden. Das Wohnhaus mit seiner von Blumenbeeten umgebenen Façade und den links und rechts stehenden Gebäuden bildet die dritte Seite. Gleich allen Wohnungen der Kolonien ist es mehr lang als breit, von Holz erbaut und hat nur ein Stockwerk. Zu ebener Erde befinden sich die Empfangsäle und darüber die einzelnen Gemächer, deren Anzahl, für die große Menge der sich beständig bei dem Gouverneur einfindenden Fremden viel zu beschränkt, durch die Bancalangs bedeutend vermehrt ist, eine Art kleiner Pavillons, welche, einzeln stehend und ohne Stockwerk, den dem Garten gegenüber liegenden Hofraum einnehmen. Das Ameublement ist zwar nicht kostbar, aber für die große Hitze sehr bequem eingerichtet; fast ganz aus China bezogen, sind alle Meubles aus Bambus und indischem Rohre verfertigt. Die europäischen Meubles würden nicht lange dem heftigen und anhaltenden Winde, der die Erde vom Mai bis September austrocknet und noch weniger der heißen Feuchtigkeit widerstehen, während deren die Kolonisten sich in ihre Landhäuser zurückziehen, um eine weniger erstickende Luft dort zu genießen. Die europäischen Meubles, welche der Luxus durchaus nöthig macht, werden in kurzer Zeit der Aufenthalt einer Menge ekelhafter und gefährlicher Insekten; die Mauern, ganz von Holz, dienen den Skorpionen, Schlangen u. d. dgl. zur Zuflucht; die Eidechse, die Hausfreundin des Menschen, ist nicht im Stande, die Myriaden von kleinen rothen Würmern zu zerstören, deren man sich durch die größte Sorgfalt nicht entledigen kann; endlich vermehren jene fatalen Mosquitos, deren Gesumme den Schlaf des durch eine Gaze vor ihren schmerzhaften Stichen geschützten Unglücklichen stört, die Liste der Qualen, um deren Preis die Europäer das schöne Klima der tropischen Länder genießen; aber die Gewohnheit macht sie vergessen, und eine stets angenehme Temperatur, eine süße Freiheit und die liebenswürdige Gastfreundschaft der Bewohner werden jederzeit Ile de France für den Reisenden zu einem anmuthigen Aufenthalte machen. Indem ich den Landsitz des Gouverneurs etwas umständlicher beschrieb, habe ich zugleich die meisten der reichen Wohnungen geschildert. In Allem findet der Europäer dieselbe Größe, denselben Luxus und jenen Schwarm von Dienerschaft, welcher seine leisesten Wünsche sogleich in Erfüllung bringt: obgleich im Genusse einer vollkommenen Freiheit, ist er doch der Gegenstand jenes verbindlichen Wohlwollens und einer zarten Aufmerksamkeit, wodurch die Kinder Frankreichs die Gastfreundschaft zu verschönern wissen.

Als ich im Jahre 1810 nach der Kapitulation der Garnison und der Uebergabe der Fregatten, auf deren einer ich mich als Seekadett erster Klasse eingeschifft hatte, Ile de France verließ, erblickten seine Häfen nur von fern einige europäische Fahrzeuge; alle Ausfuhr von Produkten hatte aufgehört, der Handel nährte sich nur noch von den dem Feinde genommenen Prisen; allein es blieb seinen eingegangenen Verpflichtungen treu: die Verträge waren zwar von wenig Bedeutung, doch wurden sie stets mit gewissenhafter Pünktlichkeit erfüllt; eine alte Einfachheit beschränkte den den Kolonien so gefahrbringenden Luxus. Welche Veränderungen hatte er in Ile de France seit 20 Jahren erzeugt! Anfangs geblendet, gewann ich bald die Ueberzeugung, daß dieser äußere Schein von Wohlstand eine Handelskrise verberge, welche in den Kolonisten die Sehnsucht nach einer weniger glänzenden, aber glücklicheren Zeit erwecken würde. Während der ersten Jahre des Friedens erhob sich Ile de France; sein Zucker und Kaffee, in Europa sehr gesucht, fanden zahlreiche Käufer, wodurch sie zu einem hohen Preise stiegen; die Pflanzungen gewan=

nen einen unermeßlichen Umfang und gelangten zu einem beträchtlichen Werthe; aber der Luxus, zu welchem die Engländer zuerst das verderbliche Beispiel gaben, stellte sich zugleich mit dem Glücke ein; Anfangs gleichen Schritt damit haltend, überflügelte er bald dasselbe: der glückliche Wohlstand der frühern Zeit verschwand; zahlreiche und glänzende Equipagen, mit großen Kosten aus England oder dem Vorgebirge der guten Hoffnung herbeigeschafft, durchflogen die Straßen, welche früherhin nur bescheidene Palanquins gesehen hatten; auf allen Theilen traten an die Stelle der alten dürftigen Wohnungen ungeheure, luxuriös meublirte Paläste; herrliche Straßen, von den indischen aus Bombay und Madras geschickten Sträflingen mit vielem Aufwande erbaut, durchschnitten die Berge und gestatteten die Insel in allen Richtungen zu Wagen zu befahren. Damals hatte jene leidenschaftliche Sucht nach gewagten Unternehmungen, welche in den großen Handelsstädten Europa's so viele Unglücksfälle herbeiführte, die Meere überschritten und neue Opfer in den Kolonien aufgesucht, deren Bewohner sich nur allzu geneigt zeigten, ihren gefährlichen Täuschungen zu folgen. Der Kolonisten von Ile de France und Bourbon schien sich ein wahrer Schwindel zu bemächtigen: ein Schwarm von Glücksjägern, durch den schlimmen Stand ihrer Geschäfte aus Europa vertrieben, vermehrte noch das Uebel. Da der Zuckerverkauf mit Vortheil verknüpft schien, so verdrängte dessen Anbau alle übrigen Handelszweige: die Kaffeepflanzungen wurden ganz vernichtet. Die Wohnungen, zu enormen Preisen erkauft, sollten auf die künftigen Revenuen zahlbar seyn, an deren Sicherheit Niemand zu zweifeln wagte; kurz die Bewohner der beiden Kolonien überließen sich allen Thorheiten, wovon die alte Welt uns Beispiele hinterließ. Bald waren die Märkte Europa's mit Zuckersendungen aus allen Kolonien und selbst aus mehreren Gegenden Asiens überschwemmt. Die Preise mußten natürlich bedeutend sinken; dieses war das Ende des Traumes. Der Zentner Zucker, welcher bis zu dem ungeheuren Preise von neun Piastern gestiegen war, fiel im April 1830 zu vier Piaster herunter, ohne daß die Zukunft eine günstigere Aussicht hoffen ließ. Die Kolonisten, welche in ihrer Verblendung fast alle Felder, die sonst ihre Sklaven ernährten, mit Zuckerrohr bepflanzt hatten, mußten nun die Nahrungsmittel zu einem ungeheuren Preise kaufen; diese neuen Lasten vergrößerten noch die Unmöglichkeit, frühere beschwerliche Verpflichtungen, die sie sowohl gegen die alten Eigenthümer der Wohnungen als die ihrem ausschweifenden Luxus Vorschüsse machenden Kaufleute übernommen hatten, zu halten. Die Bankerotte vervielfältigten sich, ihre Vermögensumstände wurden entweder ganz zu Grunde gerichtet oder sehr erschüttert, ohne daß sich der Geschmack an Aufwand, der zum Theil ihr Unglück herbeigeführt hatte, verminderte. Die Gesellschaft mußte die Folgen so starker Erschütterungen ebenfalls mitfühlen; die geselligen Vereinigungen wurden selten, und Port-Louis, einst der Sitz des Vergnügens, verödete immer mehr. Diese Veränderung war übrigens nicht bloß eine Wirkung der unglücklichen Handelsverhältnisse; eine weit ältere Ursache übt einen Einfluß aus, der in der nächsten Zukunft sehr schlimme Folgen äußern kann.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuigkeiten.

Paris, den 1 Oktober 1833.

Der fünfte und letzte Band der Voyages d'Italie von Valery ist erschienen. Das Werk umfaßt ganz Italien, und ist bestimmt, den Reisenden die langweiligen Cicerone's zu ersetzen, welche der Fluch der italienischen Reisen sind. Der Verfasser scheint nichts von Kunst zu verstehen, obgleich seine fünf Bände mit nichts angefüllt sind als Notizen und Urtheilen über alle behauenen Steine und bemalten Wände in Italien. Er zählt an jedem Ort auf, was man dem unglücklichen Reisenden zeigt; wiederholt die gewöhnlichen Phrasen über alle diese Kuriositäten, und gibt so seinen Nachfolgern, die die Sachen mit seinem Buch in der Hand besehen wollen, das Mittel eine anständige und hergebrachte Meinung über Dinge, die sie nicht verstehen, aufzunehmen, so daß sie bei ihrer Zurückkunft ihre Gelehrsamkeit und Kenntniß mit Ehren am Theetisch zeigen können. Das Buch macht denselben Eindruck, den die Erklärungen eines Galerieaufsehers zurücklassen, man dankt Gott, daß man seine Pflicht gethan, so viele berühmte Gegenstände gesehen hat, und wieder frei athmen und sich Gottes Natur freuen kann, wenn es vorbei ist. Er gibt ganz Italien das Ansehen eines Kunstkabinets, die Bewohner sind dazu da, die Herrlichkeiten zu zeigen, der Fremde kommt, sie sich erklären zu lassen, bezahlt sein Trinkgeld, gähnt, und schreibt in sein Tagebuch, welchen glücklichen Tag er mitten unter diesen Schätzen zugebracht hat. Natur und Menschen verschwinden vollkommen, alles wirkliche und lebendige Interesse. Alles was sich regt und rührt, ist aus diesen schrecklichen Katalogen verbannt, und wenn der Verfasser sich eine Abschweifung erlaubt, so besteht sie in den süßlichen Melancholien, mit denen alle französischen Reisenden seit Chateaubriand die leeren Blätter ihrer Tagebücher ausfüllen. In diesem letzten Bande spricht der Verfasser z. B. von den Marmorbrüchen in Carrara, und erzählt, daß man so eben einen neuen Bruch, den Michel Angelo angefangen, endlich vollendet habe. Der Leser hofft etwas von diesem merkwürdigen Lokale zu erfahren, aber statt dessen erfreut und belehrt ihn Valery mit einer oder zwei Seiten Betrachtungen über das traurige Schicksal dieser schönen Steine, daß sie zu den Bildsäulen so vieler menschlichen Ungeheuer und Tyrannen haben dienen müssen, und wünscht, daß sie eher im Schoß der Erde verborgen geblieben wären. Auf diese Art ist das ganze Buch behandelt, es läßt sich nichts Hohleres denken, der Styl ist dem Rest angemessen, platt, unlogisch und voll der gröbsten Fehler. Doch ist wenigstens Eines an dem Buche zu loben, der Verfasser erlaubt sich nie eine Indiskretion über seine Bekannten in Italien, und ist vollkommen frei von der gegenwärtig so allgemeinen Unart, vermöge der die Reisenden sich erlauben ihre Leser von dem Familienleben der Männer zu unterhalten, von denen sie in fremden Ländern freundlich aufgenommen worden sind. Bei allen Fehlern und bei allem Mangel an Talent und Lebendigkeit kann dieses Buch doch Reisenden gute Dienste leisten, und ihnen das noch langweiligere Geschwätz der Cicerone ersparen.

Die Akademie der Inschriften hat einen Beschluß gefaßt, die Herausgabe ihrer Memoiren zu beschleunigen. Der letzte Sekretär derselben, Dacier, hatte durch Krankheit und Indolenz den Druck derselben so vernachlässigt, daß ein Memoire oft zehn und mehr Jahre liegen blieb, ehe es im Druck erschien, daher zogen die Mitglieder oft vor ihre Arbeiten, statt sie in der Akademie zu lesen, wodurch sie Eigenthum derselben wurden, auf andere Weise herauszugeben, und die Akademie litt natürlich sehr darunter. S. de Sacy, der Nachfolger von Dacier, hat den Druck sogleich in Gang gebracht; im Laufe des Jahres werden zwei Bände erscheinen, und die Memoiren, welche im laufenden Jahre gelesen werden, können dann immer im nächsten erscheinen.

Es ist eine Grammatik des catalonischen Dialekts im Druck. Der Verfasser ist A. Testu; sie wird bei dem zunehmenden Interesse an dem Studium der ältern romanischen Dialekte ein wahres Bedürfniß befriedigen. Eben so ist der Druck des Provenzalischen Wörterbuchs von Raynouard angefangen. Das ganze Werk wird 5 Bände 8. betragen; es enthält: 1) ein erklärendes Wörterbuch; 2) ein etymologisches; 3) einen Nachtrag zu der Sammlung der Troubadours.

Unter dem Pseudonym Dr. Dauern ist der erste Band einer Sammlung von Briefen über die französischen Methodisten erschienen (Lettres sur les Méthodistes, Paris 12.). Der Verfasser scheint ein Genfer zu seyn, der viel unter den methodistischen Damen der vornehmen protestan-

ńischen Familien dort gelebt hat. Seine Prätension ist Pascal nachzuahmen, und obgleich es ihm nicht an Geist und Witz mangelt, so ist er doch an Eleganz, Scharfsinn und feiner Ironie weit unter seinem Vorbild geblieben. Er kennt diese widrige Sekte sehr gut, und stellt ihre Intoleranz, ihre Bitterkeit und die Absurdität ihrer eigenthümlichen Lehren nicht schlecht dar. Uebrigens haben die französischen Methodisten diese Fehler nicht in demselben Grade und mit demselben Raffinement angenommen, wie in England. Ihre Masse ist zu klein, und die sie umgebende Gesellschaft viel zu geneigt über sie zu lachen, als daß sie den ganzen Rigorismus, in dem sich eine gute englische Methodistin gefällt, auszusprechen wagten. Der Verfasser ist nicht ganz gerecht gegen die Sekte, welche bei ihrem unerträglichen Aeußern viele Rechtlichkeit und eine große Wohlthätigkeit ausübt, und wer mit ihnen gelebt hat, muß wissen, daß sie dieselbe Energie, mit welcher sie in ihrem Haß der Ungläubigen eine so unbegreifliche Masse von Bitterkeit koncentriren, auf die menschenfreundlichsten Bestrebungen für Arme, Waisen und Wittwen zu verwenden wissen.

Beschreibung der Stadt und des Kreises Beresoff.

(Fortsetzung.)

Die Dörfer der russischen Bauern unterscheiden sich sehr von den Wohnungen im europäischen Rußland; man darf nur in ein russisches Dorf gehen, so fällt die Verschiedenheit sogleich auf. Die Dörfer in diesem Kreise sind gewöhnlich unregelmäßig durch einander gebaut, meist in niedrigen Gegenden, an den Ufern der Flüsse Irtysch und Ob. Viele leben im Ueberflusse, und haben ganz artige Häuser, die sich, einzeln betrachtet, recht ordentlich ausnehmen; aber die unordentlich durch einander gebaute Masse derselben macht keinen angenehmen Eindruck. Im Innern der Häuser suchen selbst die Aermsten Reinlichkeit zu erhalten: selten findet man, daß alle Wirthschaftsgebäude im Umfange eines Hofes eingeschlossen sind, die Viehställe stehen meist um das Dorf her und sehen aus, wie ein Haufen Balken, den man über das Haus hergelegt hat. Da die hiesigen Bauern kein Getreide bauen, so lieben sie schwere Arbeit nicht, und sind in ihrem landwirthschaftlichen Leben ziemlich sorglos. Die Bäuerinnen sind größtentheils von gesunder Leibeskonstitution, über Mittelgröße, hübsche Gesichter, von lebhaftem, fröhlichem Charakter und putzsüchtig; sie lassen sich die Reinlichkeit im Hause sehr angelegen seyn, übrigens lieben sie Feste und gemeinschaftliche Gastmähler ausnehmend. Die Ostjaken sind Nomaden, und bilden einen ziemlich bedeutenden Theil der Bewohner dieses Kreises. Sie sind finnischen Stammes, und man kann nicht umhin anzunehmen, daß sie aus Europa herübergewandert sind, weil der Ausdruck ihrer Gesichter und ihrer Sprache mit den übrigen Ssibirien bewohnenden Nationen nichts gemein hat. Sie sind nicht groß, aber meist derb und fest gebaut, in ihren Zügen unterscheiden sie sich wenig von den Europäern; sehr wenige von ihnen sind bräunlich, sondern sie haben meist breite, runde, ziemlich angenehme, hübsche und keineswegs dumme Gesichter: ihre Augen sind nicht groß, aber offen. Sie sind freundlich, gastfrei, dienstfertig und offenherzig; da sie aber dem Naturzustande sehr nahe stehen, und die Gesetze einer strengen Moral nicht kennen, so vermögen sie ihre Leidenschaften nicht zu beherrschen, sind wie in der Freundschaft so auch im Hasse ausschweifend und einige von ihnen ziemlich rachsüchtig. Viele behaupten, daß die Zeit ihre Rache nicht schwäche, und daß sie listig und unermüdlich die bequeme Gelegenheit abpassen, um sich an ihren Feinden grausam zu rächen. Auch die Weiber haben eine mäßige Größe und runde, nicht unangenehme Gesichter; da sie aber in ihren Jurten ein sitzendes Leben führen, so haben sehr wenige von ihnen eine frische Gesichtsfarbe und lebhafte Augen; übrigens besorgen sie auch die weiblichen Geschäfte am Herde, wo den ganzen Tag das Feuer nicht verlöscht, weßhalb sie nicht selten an Augenentzündung leiden. Ihre Lebensart ist in dem ganzen Distrikte dieselbe. Bei ihrer Trägheit und Sorglosigkeit ist ihnen die Landwirthschaft gänzlich unbekannt; man kann sagen, daß sie immer nur für Einen Tag leben und selten an den künftigen denken. Der Schmutz ihrer Wohnungen und ihrer Kleidung unterscheidet sie von den dasigen russischen Einwohnern und ist ein bedeutender Grund der unter ihnen herrschenden Krankheiten. — Für Musik und Tanz ist dieß Volk leidenschaftlich eingenommen. Ihre Nationalinstrumente sind 1) das Lebedj, ostjakisch: Chotol, welches einigermaßen der Harfe gleicht, jedoch mit dem Unterschiede, daß es 8 kupferne Saiten hat; 2) die Domra, welche dem Gußli*) gleicht; von den Saiten sind fünf auf ziemlich hohen Stegen aufgespannt. Der Bau der Instrumente beweist ihre Kunst in der Mechanik, so wie ihre Einsicht in die Verschiedenheit der Töne und in die Harmonie, obgleich sie ziemlich grob gebaut sind. Ihre Musik und Gesang sind zu monoton, und gleichen dem Gesang der russischen Klageweiber auf den Dörfern. Sie haben keine besonders abgefaßten Gedichte, und jeder dichtet nach Phantasie und Gefühl, wie es ihm in den Sinn kommt. Als Stoff dienen ihnen die sie umgebenden Gegenstände, oder auch ein merkwürdiger Vorfall, der einem von ihnen zustieß. Wenn die Einbildungskraft eines Ostjaken entflammt ist, dann durchläuft er im Gesange sein angenehmes Leben, beschreibt die Neigungen und Leidenschaften seiner Freunde und Feinde, kurz alle angenehmen und unangenehmen Gegenstände und Beschäftigungen: dann gibt er sich seiner Phantasie so hin, daß nichts ihn hindert, nichts seinen Gesang aufhalten kann, besonders wenn er diesem Feuer noch von Zeit zu Zeit durch eine angemessene Portion Branntwein nachhilft; — sein Gesang endet nicht eher, als bis Seele und Leib erschöpft sind; hiebei muß man noch bemerken, daß ohne Beihülfe des Branntweins man ihn nur mit Mühe zum Singen bringt. Die Tänze der Ostjaken haben dieselbe Grundlage, wie der Gesang: sie erfinden solche je nach den Leidenschaften, sie ahmen die Mienen, Manieren, den Gang eines ihnen bekannten Mannes nach, auch stellen sie ihre beim Einfangen wilder Thiere gebrauchten Listen oder sonstige dergleichen Vorfälle dar: bei Gesang und Tanz aber zeigen sie häufig eine so zurückstoßende Wildheit, daß wenn man daraus auf den Charakter der Nation schließt, sie sehr im Nachtheil sind. Aehnliche Tänze führen sie auch bei ihrem heidnischen Gottesdienst auf.

Bau ihrer Jurten. Die Ostjaken bauen hölzerne Jurten: im Innern gleichen dieselben den kleinen Stuben der russischen Bauern: beim Bau derselben denkt man an keine Ordnung, an keine Regelmäßigkeit der Straßen, eben so wenig an Reinlichkeit im Umkreise um die Jurten. Im Innern derselben ist keine Zwischenwand: rings an den Mauern sind breite Bänke, wie die Pritschen in den Kasernen, und diese dienen abwechselnd als Schlafstelle, Tisch und Stuhl, so daß sie der Sorge, andere Möbel zu haben, überhoben sind. Ihre Oefen sind nicht groß im Verhältniß zu dem Kessel, den sie darin einkitten, und in welchem sie für die ganze Familie Mittags und Abends kochen. Um einen solchen Ofen her ist in jeder Jurte ein Herd, der einem Kamin gleicht, und auf welchem, besonders im Winter, den ganzen Tag das Feuer brennt: in einigen Jurten sind keine Oefen, sondern bloß Herde, welche jedoch bei der unter den Ostjaken allgemein herrschenden Unsauberkeit den Vortheil haben, daß sie die Jurte erwärmen und zugleich die Luft darin reinigen. Einige Ostjaken leben stets an demselben Orte, einige Familien in kleinen Dörfern beisammen: der größere Theil richtet sich aber nach der für die Geschäfte bequemen Zeit, und wechselt unter drei oder vier in verschiedenen Gegenden gelegenen Wohnungen ab.

(Fortsetzung folgt.)

Die medicinische Schule in Paris war im Anfang September der Schauplatz einer interessanten Feierlichkeit. Ein junger Mensch von olivenfarbigem Teint, der das Französische ziemlich rein, obgleich mit einem fremden Accente sprach, bestand die letzte Prüfung zum Doktorate. Dieser junge Mensch ist ein Moslem aus Cairo, einer der Aegyptier, welche Mehemet Ali nach Frankreich sandte, und heißt Ali Heibasch. Es ist dieß gewiß der erste Moslem, der auf einer europäischen Universität den Doktorgrad erhielt. Seine These beweist, daß er reich an theoretischem und praktischem Wissen in sein Vaterland zurückkehren wird, so daß er mit gutem Gewissen die Ausübung der Medizin beginnen kann. Als er in Marseille landete, bestand sein ganzes Wissen im Koran, den er auswendig wußte. In sieben Jahren lernte er hinreichend französisch, griechisch, lateinisch und Mathematik, um zum Studium aller Zweige der Medicin übergehen zu können. Er beabsichtigt, nur die eigentliche Medicin auszuüben, da die europäischen Aerzte und die Schüler Clot Beis für die Ausübung der Chirurgie schon zahlreich genug sind.

*) Ein Instrument, das beinahe einem Klavier gleicht, die Saiten werden jedoch wie bei der Harfe mit den Händen gerissen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 291. 18 October 1833.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Die Engländer bemerkten schon in den ersten Jahren ihrer Herrschaft nicht ohne Besorgniß, daß die Abneigung der Bewohner gegen ihre Regierung statt abzunehmen, mit jedem Tage wachse, wodurch, bei dem ersten feindlichen Kanonenschusse, Frankreich wieder zu seiner alten Besitzung gelangen könnte. Um die Anzahl dieser gefährlichen innern Feinde zu mindern, und die Kolonisten zum Verkaufe ihres Eigenthums an die Engländer zu nöthigen, sparte man weder Maßregeln noch Plackereien jeder Art; aber die Auswanderung ging langsam von Statten und hatte nicht die gewünschten Resultate; man mußte zu einem andern Mittel greifen und die Opposition, vor der man sich fürchtete, wurde getheilt. Bis dahin hatten die Weißen und die Farbigen in gutem Einverständnisse mit einander gelebt: diese letztere Kaste, friedeliebend und arbeitsam, bereicherte sich unter dem Schutze ihrer früheren Herren, deren Vorurtheile gegen dieselbe, so schmachvoll noch in den andern Kolonien, hier ihre schändliche Strenge verloren hatten. Diese Vortheile, welche den Mulatten zu genügen schienen, waren die Belohnung für das von ihnen beobachtete Betragen während der Gräuel der Revolution der Schwarzen, bei deren Unterdrückung sie den Kolonisten Beistand leisteten. Dieses Einverständniß flößte der englischen Regierung Besorgnisse ein, welche durch Vernichtung desselben ihre Autorität auf festere Grundlagen gebaut hat. Die seit dem allgemeinen Frieden von dem englischen Parlamente erlassenen Gesetze über die Sklaverei der Schwarzen und vollkommene Gleichheit der Weißen und der Farbigen erzeugte und erzeugt noch jetzt eine heftige Opposition in Westindien; sie wurden ohne alle Schonung für so viele verletzte Interessen und Vorurtheile, auf Ile de France gleichfalls in Wirksamkeit gesetzt. Die Mulatten schienen im Allgemeinen Anfangs einer Rechtstheorie nicht sehr zugänglich, welche wenig oder keine vortheilhaften Veränderungen in ihre bisherige glückliche Lage brachte; gleichwohl ohne von den Weißen sich zu entfernen, schlossen sie sich einem Gouvernement an, welches sie mit Begünstigungen überhäufte, und mußten wenig Lust fühlen, jenes zurückzuwünschen, das sie derselben würde beraubt haben. Wären diese angeblich liberalen Maßregeln hierbei stehen geblieben, so hätten die nur in ihren Vorurtheilen angegriffenen Kolonisten mit der Zeit sich darein gefunden; aber ihre Unzufriedenheit kannte keine Schranken mehr, als sie, unter dem Vorwande der Philanthropie, Agenten eines Gouvernements, dessen wohlwollende Ansichten für die Kolonie wenig Zutrauen einflößten, zwischen sich und ihre Sklaven, den kostbarsten Theil ihres Eigenthums sich stellen sahen, um unter dem Titel von Beschützern der Schwarzen, die ohnehin so schwer in der Abhängigkeit zu erhalten sind, dieselben allmählich, durch Schwächung der Bande, die sie mit ihren Herren vereinigten, zu einer allgemeinen Empörung oder Befreiung zu führen. Durch dieses Mittel hat das englische Gouvernement, indem es nach der Anhänglichkeit der Sklaven strebte, ein neues und kräftiges Bollwerk gegen die Versuche Frankreichs zur Wiedererlangung seiner alten Kolonie erhoben. Dieser neue Umstand hätte die von gleicher Gefahr bedrohten Weißen und Mulatten einander näher bringen sollen, aber eine schwer zu beseitigende Eifersucht befreite die Engländer von der Besorgniß, welche diese Vereinigung ihnen einflößen konnte. Die Frauen von Ile de France genießen in Indien und Europa mit vollem Rechte des Rufes der Schönheit: sie sind artig, graziös und von reizender Haltung; mit einem lebhaften und muntern Charakter ist sehr häufig viel Geist und eine sorgfältige Erziehung verbunden. Ohne Zweifel verdanken sie diese Vortheile dem in ihren Adern fließenden Blute; zum Theil schöpften auch aus derselben Quelle die farbigen Frauen ihre Gabe zu gefallen: sie haben einen schlanken, üppigen Wuchs; schöne Augen, feine Züge und eine interessante Gesichtsbildung sichern diesen gefürchteten Nebenbuhlerinnen über die Männer eine Herrschaft, die nicht immer uneigennützig blieb, und häufig gab dieser Erfolg zu den Klagen der Frauen und Mädchen Veranlassung, deren Gatten oder Anbeter von den Mulattinnen zu Grunde gerichtet oder verführt wurden. Die Rache führte zur Ungerechtigkeit und oft erduldete die hübsche Mulattin, von ihrer erbitterten Feindin einer insolenten Gebärde oder Blickes beschuldigt, eine sehr unedle Züchtigung: selten konnte, ungeachtet der zu ihren Gunsten sprechenden Gesetze, die farbige Sklavin die Freiheit erhalten, welchen Preis sie auch dafür bieten mochte. Der Wechsel der Herrn führte in der Kolonie einen sehr verschiedenen Zustand der Dinge herbei: die von dem neuen Gouverneur begünstigten farbigen Frauen benützten ihre verbesserte Lage, um sich an ihren frühern Herrinnen zu rächen, deren

Kostüm und Gewohnheiten sie nun sogleich annahmen: den bescheidenen baumwollenen Rock und die einfach anmuthige Kopfbinde von Madras vertauschten sie gegen die reichen Stoffe und Hüte von Paris; ihre kleinen, bisher nackten Füße wurden in die europäischen Schuhe gepreßt, und diese neuen Stutzerinnen stiegen von der Galerie des Schauspielhauses, wohin sie die Sitte verwiesen hatte, keck in die ersten Logen herab, wo sie in kostbarer und ausgesuchter Toilette mit den vornehmsten Damen der Kolonie wetteiferten; diese, durch eine Gleichheit, die ihre stärksten Vorurtheile antastete, und die sie als den empfindlichsten Schimpf ansahen, verletzt, erschienen nicht mehr im Theater und auf den Spaziergängen, und so blieben die farbigen Frauen im Besitze aller öffentlichen Vergnügungsorte.

(Fortsetzung folgt.)

Feldzug von Buenos-Ayres an den Rio-Colorado.

(Schluß.)

Rosas, ein aufgeklärter Mann, wollte die Expedition, die er befehligt, auf mannichfache Weise nützlich machen. Es ist weniger ein Feldzug, als eine von einer Armee unternommene Entdeckungsreise. Seit dem Ausmarsche hielt er ein getreues Tagebuch, worin er nicht nur die Vorfälle auf dem Marsch, sondern auch astronomische Bemerkungen, überhaupt Alles aufzeichnet, was die Geographie oder Naturgeschichte interessiren kann. Die Zeitungen von Buenos-Ayres machen Fragmente aus diesem Journal bekannt, so wie solches der Regierung zukommt. Nichts ist merkwürdiger, als die einfache Erzählung von dem Marsch einer Armee, wo die beiden Stämme, der Eroberer und der Eroberte, vereinigt sind und mit ihnen die alten Sitten Europa's und Amerika's, einer Armee, die an ihren Rasttagen Ringelrennen hält und militärische Spiele treibt, wie im Lager Ferdinand des Katholischen vor Grenada, und welche unter die christlichen Rosenkranzgebete heidnische Begrüßungen an die Sonne mischt. Man glaubt sich in die Zeit von Cortez und Balboa versetzt.

Um eine Idee von dieser Expedition zu geben, können wir nichts Besseres thun, als einen Auszug aus dem Tagebuch derselben mittheilen, und wir wählen hiezu den Bericht vom 25 Mai, dem Jahrestag der Unabhängigkeits-Erklärung und dem Hauptfeste der Republik.

„25 Mai. Dieser Tag war ganz religiösen Uebungen, patriotischen Erinnerungen und ehrenhaften Belustigungen geweiht. Eine halbe Stunde vor Tagesanbruch waren alle Truppen in Schlachtordnung aufgestellt, mit dem Gesicht gegen Osten und erwarteten schweigend die Erscheinung der Sonne des Mai. Der General, begleitet von allen Anführern und Offizieren des Hauptquartiers, wohnte persönlich dieser Feier bei. Der Obrist Don Ramon Rodriguez befehligte die Linientruppen. Alle waren in ihrem Paradeanzug. Als der Tag anbrach, war der Himmel mit Wolken bedeckt, und gab wenig Hoffnung, daß die Sonne sich blicken lassen würde. Um 6 Uhr 55 Minuten jedoch, und im Augenblick, wo man sie begrüßte, erschien sie zwischen dem Horizont und einem Wolkengürtel mit eben solcher Pracht und Majestät, wie am schönsten Tag. Sobald aber die Begrüßung vorüber war, verbarg sie sich wieder von Neuem. Hierauf zählte der General in einer lakonischen, aber ausdrucksvollen Rede die ruhmvollen Erinnerungen des 25 Mai's und die Namen der Väter des Vaterlandes auf, welche den ersten Ruf der Freiheit ertönen ließen. Man verlas sodann den Tagsbefehl, worauf die Truppen frühstückten, um dann an denselben Ort zurückzukommen und den Rosenkranz zu beten. In der Zwischenzeit wurde Seine Herrlichkeit in Ihrem Hauptquartier von den Anführern und Offizieren mit Reden begrüßt, die dem Tage entsprachen, und die ihnen auf dieselbe Weise erwidert wurden. Hierauf erhielten die Truppen ihre Rationen von Branntwein, Papier, Tabak und Matekraut; auch die befreundeten Indianer erhielten dasselbe. Um 10 Uhr wurde der General benachrichtigt, daß die Truppen versammelt seyen, um den Rosenkranz zu beten; auf dem Wege nach dem Ort, wo diese religiöse Handlung stattfinden sollte, kam ihnen der Marinekapitän Bathurst entgegen, welcher die Rekognoszirung, womit er beauftragt gewesen war, vollzogen hatte. Der General empfing mit der größten Freude die Nachricht von diesem glücklichen Erfolge, und begab sich dann an den Ort, wo ihn die Truppen erwarteten. Man las den Rosenkranz und bei den Worten: gesegnet und gelobt sey das hochheiligste Sakrament, welche der General auf den Knien und mit lauter Stimme aussprach, gab man eine Salve. Die Indianer knieten während dieser Ceremonie alle nieder.

„Man zog sodann durchs Loos (Rifa) fünfzig Preise, jeden von 20 Piastern für die befreundeten Indianer, dann für die Armee 100 Preise von derselben Summe. Der Vortrab, obwohl abwesend, wurde bei der Ziehung mit inbegriffen und gewann die meisten Loose. Während der Ziehung langte von dem Kapitän Iturra ein Bote mit der Nachricht an, daß 40 oder 50 Leguas aufwärts am Colorado eine feindliche Macht stehe; hierauf hielt man ein Ringelrennen und setzte einen Preis auf die Ersteigung eines Klettermasts (Palo jabonnado). Die Sonne blieb den ganzen Tag versteckt. Eine halbe Stunde vor ihrem Untergang stellten sich die Truppen von Neuem in Schlachtordnung, und um 5 Uhr Abends, gerade, ehe sie unter dem Horizont verschwand, ließ sich die Sonne noch einmal sehen wie am Morgen bei ihrem Aufgang. Man erwies ihr die letzte Huldigung und die Truppen zogen sich zurück. Nach dem Gebete kamen alle Anführer und Offiziere ins Hauptquartier auf die Einladung des Generals, der ein Gastmahl, so gut es die Umstände zuließen, hatte bereiten lassen. Die befreundeten Kaziken, Catrie, Kahul, Llanquelen, Antuan, und der ältere Nikasio wohnten dem Feste, das um 6½ Uhr begann, gleichfalls bei. Die Tafel war zwischen dicken Bäumen am linken Ufer des Flusses aufgestellt, und mit möglichster Eleganz ausgerüstet. Es wurde gutes Fleisch, Wein, Zwieback, Käse und Kuchen aufgetragen. Durch Stimmenmehrheit wurden erwählt, zum Präsidenten: der Bürger General Don Juan Manuel de Rosas und zum Vicepräsidenten der Bürger Obrist Don Manuel Corbalan. Gegen 8 Uhr begannen die regelmäßigen Toasts, in den vom

Reglement vorgeschriebenen Ausdrücken. Dann folgten die allgemeinen Toasts, in denen der reinste Patriotismus, die edelsten Erinnerungen, der lebhafteste Enthusiasmus brüderlicher Gesinnung, und der heiligste Eifer für wohlverstandene Freiheit sich aussprachen. Das Lied Patria wurde wiederholt gesungen. Der Präsident bat, in der Mitte der Toasts, daß man mit ihm auf die Entdeckung des Hafens und auf die Gesundheit des Marinekapitäns trinken möchte.

„Links und rechts von dem Tische waren zwei große Freudenfeuer angezündet zu Ehren des 25 Mai's. Um Mitternacht stand man vom Tische auf und die Gäste entfernten sich, aber die Tänze dauerten fort bis 2 Uhr Morgens. Die Nacht war ziemlich mild. Die Truppen schlachteten Vieh und schmausten. Holz war im Ueberfluß vorhanden und das Wasser gut. Man hat keine Beobachtungen gemacht."

Die Journale von Buenos-Ayres enthalten auch die von dem Kommodore Bathurst an den Kommandanten der Goelette Saint Martin gesendete Instruktion über die Art, in den Fluß einzudringen. Das Einlaufen in die Mündung des Rio-Colorado, welche unter 39°, 55′ s. Br. liegt, ist äußerst schwierig wegen der geringen Tiefe des Wassers, die bei der Ebbe nur 1½ Faden beträgt und wegen mehrerer Sandbänke, die weithin unter dem Wasser fortlaufen. „Der Punkt der Mündung, wo man einlaufen kann, heißt es in diesen Instruktionen, zeichnet sich durch eine rothe Strömung (Corriente colorado) aus, die man mitten in den Wellen bemerkt, welche sich an den Sandbänken brechen." Der Strom verdankt auch wirklich seinen Namen der ganz besondern Färbung seiner Gewässer. Diese Farbe kommt ohne Zweifel, wie bei einigen Ueberschwemmungen des Nils, von dem röthlichen Thon her, den die Strömung mit sich führt.

Die Expedition des General Rosas ist erst an ihrem Anfang; wenn er, wie Alexander und Columbus, es dahin bringt, daß man ihm folgt bis zu dem Ziele, das er erreichen will, so ist nicht zu zweifeln, daß der Reisebericht seiner militärischen Karawane auch interessante Ereignisse liefern und noch merkwürdigere Beschreibungen enthalten wird, als die von seinem Lager an einem Festtage.

Korrespondenz aus Paris.

September 1833.

Zwei neue Stücke sind dem Publikum der großen Oper für die Wintermonate versprochen. Don Juan von Mozart, welcher, sonderbar genug, bisher noch nicht an der großen Oper war aufgeführt worden, und eine andere Oper, deren Namen noch unbekannt ist. Die Vorbereitungen sollen glänzend und prachtvoll seyn, und aus Don Juan insbesondere will der Direktor eine Vorstellung machen, welche des großen Meisters und der Akademie der Musik würdig seyn soll. Einstweilen füllen abwechselnd Robert der Teufel, Gustav von Schweden und Ali Baba den Opernsaal; Robert der Teufel noch immer wie in den ersten Vorstellungen, so daß viele der Liebhaber gar keinen Platz finden können. Schwerlich wird jemals eine Oper mit solcher Beharrlichkeit das Publikum fesseln und ein mehr verdienter Beifall gezollt werden. Ali Baba hat die Periode der Neugierde noch nicht durchgemacht, und der bisherige Besuch dieser Oper kann keinen Maßstab für ihren Fortbestand abgeben. Nichts ist verschiedener als das Urtheil der sogenannten Kunstrichter über die Musik von Ali Baba. Während die Einen eine kalte, wenig ansprechende Instrumentirung darin vernehmen, können die Andern nicht Worte genug finden, um die hohe Kunst, die meisterhafte Komposition und regelrechte Schule zu bewundern. „Es ist wundervoll und herrlich, nur findet man es nicht leicht." Damit will ich mich, des impliciten Tadels gegen die Profanen ungeachtet, trösten und mich unter die große Fahne der Nichtbegeisterten stellen. In der That, „man findet es nicht," und ich bin in aller musikalischen Einfalt des Dafürhaltens, daß dieses Urtheil sehr charakteristisch und erschöpfend, aber auch sehr ungünstig ist. Was ein so tausendfach gemischtes Publikum nach fünf und sechs Vorstellungen in der großen Oper zu Paris, bei einem so vollkommenen Orchester, bei Sängern und Sängerinnen, wie Nourrit, Levasseur und Madame Damoreau-Cinti nicht findet, nicht entdeckt, das muß sehr künstlich versteckt oder gar nicht vorhanden seyn. Man frage doch alle diejenigen, welche zum Erstenmal Don Juan, den Freischütz, Wilhelm Tell, Robert den Teufel gehört haben, ob sie nicht Tage lang die Melodien mit sich herumgetragen haben, ob nicht gleich der erste Anblick einen bleibenden Eindruck zurückgelassen hat? Die beste Antwort hierauf sind die Straßen, die wandernden Orgeln und Zitter- und Harfenschläger; sie spielen und singen nichts Anderes als die Dichtungen jener großen Meister. Die größte Allgemeinheit ist in der Musik das größte Lob, und das Volk ist hier der höchste Richter. Ich habe Ali Baba zweimal gehört, und muß bekennen, daß ich von der großen Meisterschaft Cherubini's, welche ihm seine Verehrer beilegen, keine Anklänge bemerken konnte, so sehr ich auch mit aller Aufmerksamkeit und Unbefangenheit zum Lobe geneigt, und so sehr auch die bewundernswürdige Anmuth der Madame Damoreau-Cinti geeignet war, die Schönheiten der Komposition zu erheben. Einige Ensemblestücke abgerechnet, eine Arie von Nourrit im ersten Akt, ein Terzett der Räuber und den Chor der Räuber im vierten Akt ging das Ganze spurlos an mir vorüber, und ich war fortan überzeugt, daß es keine jener Musiken sey, welche in ihren Tönen das beredteste Lob ihrer Vortrefflichkeit besitzen. Von dem Sujet der Oper kann ich Ihnen kaum ohne Aerger sprechen. Sie kennen das schöne Mährchen aus Tausend und einer Nacht; Herr Scribe hat es nicht passend für die Bretter der großen Oper gefunden, sondern ein Machwerk à la Scribe daraus gefertigt. Ali Baba ist nicht mehr der gute und glückliche arme Holzhauer, welcher den Schatz in der Räuberhöhle entdeckt, sondern ein reicher, garstiger, geiziger Filz von Schmuggelhändler in Ispahan, der seine Tochter einem gewissen Nadir, einem armen Teufel nicht geben will, eben weil er nichts hat und ein armer Teufel ist; die schöne Delia ist für den Chef der Douane bestimmt, durch dessen Verwandtschaft Ali Baba sich einen Freibrief für seine Kontrebande zu verschaffen hofft. Die Schicksale, welche in dem Mährchen Ali Baba selbst erfährt, sind in der Oper für Nadir; dieser entdeckt die Höhle und bereichert sich mit Schätzen, so daß der bisher hartherzige Schwiegervater sich erweichen läßt, jedoch unter einer Bedingung, daß Nadir ihm das Geheimniß entdecke, welches ihm den Eingang zu der Räuberhöhle geöffnet habe. Dieß geschieht; Ali Baba kommt auch in die Höhle, vergißt aber das magische Wort und wird von den Räubern überrascht und gefangen genommen. In dem Hause von Ali Baba, wohin der Räuberhauptmann seinen Gefangenen begleitet, haben sich heimlicherweise die übrigen Räuber eingefunden, und in eine Reihe von Kaffeeballen, die man aufgestellt sieht, versteckt, um zur rechten Zeit zur Plünderung bereit zu seyn; allein der Chef der Douane, welcher von diesem geschmuggelten Kaffee Kenntniß hat, kommt mit seinen Leuten herbei und läßt Feuer in das Magazin legen, in der Meinung, die eingeschwärzte Waare zu verbrennen. So wird denn Ali Baba von seinen ungeladenen Gästen befreit und Nadir erhält die Hand der schönen Delia. Mit dieser Umbildung der ursprünglichen Erzählung war ich, wie leicht zu erachten, wenig zufrieden. — Morgen wird die italienische Oper eröffnet; wenn es mir möglich ist, durch den ungeheuern wahren und künstlich gebildeten Andrang hinein zu gelangen, so verspreche ich Ihnen einen Bericht über die neuen Künstler und den Charakter, unter welchem die dießjährige Gesellschaft ihren Antritt feiert.

Beschreibung der Stadt und des Kreises Beresoff.

(Fortsetzung.)

Religion. Die Ostjaken, die von Tobolsk bis Surgut und Beresoff wohnen, sind alle griechisch-russischer Konfession; sie nahmen auf das dringende Zureden des Bischofs von Tobolsk, Theophil, den christlichen Glauben an: die, welche von Beresoff bis Obdorsk und weiter hin wohnen, sind Heiden; indeß sind auch diejenigen, welche den christlichen Glauben angenommen haben, äußerst abergläubisch, und haben noch immer, wie Meinungen, so auch Ceremonien, mit den Heiden gemein. Der Ursprung der Götterlehre dieser letztern ist ihnen selbst unbekannt, doch kann man vermuthen, daß sie denselben vor den Russen geheim halten wollen, weil sie auf die Frage: warum verehrt ihr dieß Stück Holz, das ihr selbst zugeschnitzt habt? oder: warum erweist ihr dem Bären und dem Wolfe, die ihr doch tödtet, göttliche Ehre? keine andere Antwort geben, als: unsere Väter haben sie verehrt, und uns gelehrt, dasselbe zu thun. Von der andern Seite ist nicht zu zweifeln, daß dieser schwache Beweis doch der einzige ist, den sie für ihre eigene Ueberzeugung von der Richtigkeit ihrer Gottesverehrung haben; denn die herrschsüchtigen Schamanen, welche ihren Vortheil wohl erkennen, wären sehr unbesonnen, wenn sie das Volk zu vernünftigen Begriffen vom Glauben kommen ließen. Sie predigen ihnen von der Rache der Götter gegen freche Neugier, sie haben ein sicheres Mittel, ihnen die Binde fest um die Augen zu halten, und unterdrücken mit leichter Mühe die Fähigkeiten der einfältigen und leichtgläubigen Ostjaken. Sie glauben, daß die Götter eine unbeschränkte Gewalt haben, den Menschen Gutes und Böses zu thun, und darum sind einige von ihnen gute, andere böse Götter. Ein guter Gott, der Beherrscher des Erdkreises, heißt Torym. Ihn verehren die Ostjaken als den obersten Gott, bilden ihn auf keine Weise ab, und glauben, daß der Himmel seine beständige Wohnung sey. Es ist ungewiß, ob sie glauben, daß er von Ewigkeit her bestehe, oder ob sie seinem Daseyn einen Anfang zuschreiben, und seinem Namen zu Ehren Tempel bauen. Uebrigens errichten sie zu Ehren anderer Götter in dichten Wäldern Tempel oder Götzenbilder, und bekleiden solche mit dem reichsten Pelzwerk. Außer dem höchsten Gotte haben die Ostjaken noch eine Menge anderer Götter, namentlich den Ortin, welchen sie als den zweiten nach Torym und namentlich als dessen Helfer verehren. Sein Bild ist folgender Art: den Kopf stellt ein hölzerner Klotz vor, an welchem ein hölzernes mit gediegenem Silber beschlagenes Gesicht angebracht ist: den Rumpf bildet ein Sack, den sie dick mit Pelzwerk vollstopfen, das dem Ortin geheiligt ist: die Hände stehen aus tuchenen Aermeln hervor. Füße hat er nicht. Die ganze wunderliche Gestalt ist mit einem Tuchrock bekleidet, und an der vordern Ecke des Hauses aufgestellt auf einer tischförmigen Erhöhung, die mit Säbeln und Lanzen umgeben ist, welche darin festgesteckt werden. Diesem Gotte bringen sie alle Opfer, ihm nahen sie sich mit allen Bitten; wenn ihre Jagd nicht glücklich war, so entleihen sie von ihm Pelzwerk, um den Jaßak (Tribut) abzutragen. Ein anderer ihrer Götter heißt Long. Warum sie ihn Maßter Long nennen, ist unbekannt. Sie verehren ihn als Beihelfer Ortins, als Gesandten der höhern Götter, so wie auch als den Gott der Gesundheit. Hinsichtlich seines Amts und seiner Götterkräfte gleicht er sehr dem alten Merkur, aber die Art, wie man den Long abbildet, hat mit dem Bilde Merkurs nicht die mindeste Aehnlichkeit. An der vordern Ecke eines dem Long geheiligten Hauses steht ein großer Sack, der mit verschiedenen Arten von Pelzwerk dick vollgestopft und zugebunden ist: in der Mitte dieses Sacks nun ist ein silberner Teller angebunden, so daß die Vertiefung nach außen steht; das Band, wodurch es festgehalten wird, bildet eine Art Gürtel, und dieser Sack nun stellt den Long vor. Ein Kranker, der Genesung von ihm verlangt, muß unfehlbar ihm einen neuen Rock aus Leinwand, Tuch oder Seidenstoff zusammennähen; einer aus Fellen wird zum Opfer nicht angenommen; eifrige Anbeter bringen auch Geldstücke oder andere Sachen aus Silber; Pelzwerk wird ihm nicht dargebracht. Der Gott Eljal wird als der Diener der höhern Götter verehrt: sein Bild ist aus einem Klotze gemacht, in den ein Gesicht eingeschnitten ist: der Kopf ist etwas spitzig, der übrige Theil des Klotzes bleibt roh oder wird nur ein wenig abgehobelt. Dieß Götzenbild hat weder Hände noch Füße, und besteht entweder bloß aus einem Baumstamm ohne Decke, oder wird, den Kopf ausgenommen, ganz mit Tuch überzogen: manchmal schmücken sie auch den Kopf mit einer Mütze, die aus einem schwarzen Hundshalz gemacht wird; wenn sie sich ihm mit Bitten nähern, hängen sie Ringe und Metallknöpfe an, bringen Tuch dar und schlachten Rennthiere ihm zum Opfer. Melk, der Gott des Bösen, ist aus Holz gebildet und mit einem Biberfell bekleidet, ohne sonstigen Schmuck. Wenn sie sich in den Wäldern und Steppen verirrt haben, so rufen sie seinen Beistand an, und suchen ihn durch alle Opfer, die ihm nur angenehm seyn können, zu versöhnen: dieser Gott hat auch viele Helfer und Diener bei sich. Außer einer Menge höherer und niederer Götter, wovon die Ostjaken Bildnisse haben, machen sie noch zu Ehren eines jeden in der Familie Verstorbenen ein hölzernes Bild: dieß ist das Geschäft der Weiber. Drei Jahre lang behalten sie solche Bilder als ihre Penaten, und erweisen ihnen alle der Gottheit gebührende Ehre; bei jedem Mittags- und Abendessen geben sie ihm von Allem, was sie für sich bereitet haben, und zwar setzen sie ihm so viel Speise vor, als er im Leben hätte genießen können; wenn die Zeit verstrichen ist, wo er es hätte verzehren können, dann nehmen sie es weg, und essen es selbst oder geben es den Armen. Nach Verlauf von drei Jahren begraben sie das Bild. Wenn ein Schamane stirbt, so machen sie gleichfalls zur Ehre seines Andenkens ein Bild, aber nicht nur die Weiber seiner Familie, sondern auch die mit ihm verwandten Männer arbeiten daran, und verehren es von Geschlecht zu Geschlecht, wie eine Gottheit. Die Ostjaken, nicht zufrieden mit der Anbetung der Säcke und hölzernen Bilder, haben auch lebende Götter. Bären und Wölfe ehren sie als Gottheiten. Man muß glauben, daß diese Verehrung daher kommt, daß diese die stärksten aller ihnen bekannten Thiere sind, und bei ihren Angriffen auf die Rennthierheerden häufig auch ihre Herren nicht verschonen. Andere besondere Eigenschaften oder Verdienste, die eine solche Verehrung rechtfertigten, sucht man vergebens. Die Ostjaken halten es für einen heiligen, furchtbaren Eid, bei einer Bären- oder Wolfshaut zu schwören, und würden es nicht wagen, einem solchen Eid entgegen die Unwahrheit zu sagen: wer kann aber ihre Ehrfurcht gegen diese Thiere damit vereinigen, daß sie es nicht für Sünde halten, diese ihre Götter zu tödten, zu vergiften, in Schlingen zu fangen und ihr Fleisch zu verzehren! Noch sonderbarer und unbegreiflicher ist es, daß wenn sie einen Bären oder Wolf getödtet haben, sie sich versammeln, um ihm die gebührende Ehre zu erweisen: zuerst ziehen sie ihm die Haut ab und stopfen sie mit Heu aus, dann packen sie solche mit den Händen, reißen sie mit den Zähnen, treten sie mit Füßen, spucken darauf, und spotten auf jede Weise darüber, daß so ein starkes Thier sich durch eine Falle betrügen ließ, daß er nichts vermochte gegen den sicher treffenden Pfeil des Ostjaken, und daß er ihm jetzt keinen Schaden mehr zufügen kann: sie tanzen, singen Spottlieder auf ihn, endlich stellen sie ihn ans Vordereck einer Jurte, mit den Hinterfüßen auf ein Kästchen, und bezeugen ihm Verehrung, wie einer Gottheit. Solche einander widersprechende Ceremonien beobachten sie gegen das Fell drei Tage, ja eine Woche lang, je nach dem Stande dessen, der über seinen starken Gott den Sieg errang. Die einfältigen, auf nichts gegründeten Begriffe der Ostjaken von der Gottheit geben das Recht zur Vermuthung, daß sie entweder ganz einfältig, oder ausnehmend leichtgläubig und wetterwendisch sind. Da sie indeß in mancher andern Hinsicht Verschlagenheit zeigen, so kann man ihre Verstandesfähigkeit nicht in Zweifel ziehen; leichtgläubig aber kann man sie um so eher nennen, da sie zwar leicht auffassen, zum Nachdenken aber durchaus zu träg sind; ein Beweis davon ist, daß sie nur einen Vorschlag zu hören brauchen, so sind sie gleich bei der Hand ihn zu dem ihrigen zu machen, geben ihn aber, wenn sie von einem zweiten hören, mit der gleichen Leichtigkeit wieder auf, ohne nach den Gründen für den einen oder andern zu fragen, oder selbst Vergleichungen darüber anzustellen. Um sich die Mühe zu ersparen, selbst zu urtheilen und in den Nutzen und die Gründe eines Vorschlags einzudringen, stürzen sie ihn durch den Einwurf um, daß dieß von Alters nicht bei ihnen stattgefunden habe; und auf die Frage, wie es denn vor Alters bei ihnen gewesen sey: kann man von keinem Ostjaken eine bessere Antwort herausbringen, als: so wie jetzt. Aus allem diesem kann man bemerken, daß dieß Volk von seinen Vätern nichts ererbte, als eingewurzelte, rohe und einfältige Begriffe von heiligen Wahrheiten, die Faulheit aber, die Fähigkeit, manchmal selbst seine Lehrer zu betrügen, den Trunk und eine mörderische Krankheit lernte es von seinen Nachbarn kennen. (Forts. folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 292. 19 October 1833.

Briefe deutscher Auswanderer aus Nordamerika.

Wir theilen hier drei Briefe deutscher Auswanderer mit. Ihr Interesse besteht in der ganz speziellen Aufzählung ihres Thuns und Treibens, und sie geben deßhalb ein lebendiges Bild von dem Leben dortiger Ankömmlinge. Daß sich in einem Lande, welches alle Vortheile der Civilisation darbietet, ohne den Nachtheil derselben, die Uebervölkerung, welche in Europa so lästig fällt, ganz angenehm hausen läßt, ist sehr natürlich und mag zum Theil die Seitenblicke auf das ehemalige Vaterland der Auswanderer entschuldigen.

Erster Brief.

Neue Anlage bei Paducat den 20 März 1833.

Wir würden Euch schon längst geschrieben haben, allein es fehlte uns an Zeit und Gelegenheit, indem wir gewissermaßen in einem förmlichen Naturzustande lebten. — Wir blieben nur kurze Zeit in New York und machten uns auf den Weg nach Pittsburg, und zwar mit dem Dampfschiff bis Neu-Braunschweig, und von da zu Fuß weiter. Die Neujahrsnacht kampirten wir unter freiem Himmel auf dem höchsten Gipfel des Alleghanygebirges in Pennsylvanien. In der Regel sind im Winter die Alleghany mit 5 bis 6 Fuß hohem Schnee bedeckt, und es ist dort außerordentlich kalt; allein dieses Jahr war die Kälte ziemlich gelinde und wenig Schnee gefallen. Das Wetter begünstigte sehr unsere Reise. Von den Alleghany bis Pittsburg stiegen wir unaufhörlich von himmelhohen Bergen in die tiefsten Schluchten, mitunter führte der Weg durch große Waldungen von 200 Fuß hohen Weihmuthskiefern. Unter diesen belaubten Domen herrschte selbst beim hellsten Sonnenschein eine feierliche Dämmerung, in welcher die gefiederten Waldbewohner in unzähliger Menge umherflatterten und die Luft mit ihrem Gesang erfüllten. Oft ging der Weg zwischen ungeheuer hohen überragenden steilen Felswänden durch. Diese Gegenden haben etwas sehr Großartiges und Romantisches. — In der Stadt Pittsburg hielten wir uns einige Zeit auf. Sie ist gleichsam nur eine Fabrik; beinahe in jedem Hause sieht man Dampfmaschinen, welche Tag und Nacht in unaufhörlicher Thätigkeit sind. Pittsburg ist die gewerbfleißigste Stadt in den Vereinigten Staaten. In der Nähe derselben richteten wir einige Spiritus-Fabriken und Brennereien ein, wodurch unsere Kasse einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Von hier fuhren wir den Ohio hinab nach Cincinnati, strichen mehrere Tage in der dortigen Gegend herum und überzeugten uns, daß im Ohiostaate für uns nichts zu machen sey; alles gute Feld ist daselbst längst vergriffen, und die Auswanderungen dahin haben auch schon seit geraumer Zeit aufgehört. Unser dortiger Aufenthalt war daher nicht von langer Dauer. Wir fuhren mit dem Dampfschiff weiter nach Louisville im Staate Kentucky; hier schienen uns die Verhältnisse zwar günstiger, allein auch dort ist kein geeignetes Feld mehr zu haben; wir setzten daher die Reise stromabwärts fort bis Paducat, einer an der Mündung des Tenesseeflusses in den Ohio gelegenen Stadt, welche gleichsam den Eingang zu fünf Staaten bildet. Diese sind: Missouri, Arkansas, Indiana, Illinois und Kentucky. Wir sahen augenblicklich das höchst Vortheilhafte und Günstige ihrer Lage ein. Die Landesprodukte sind hier in einem höheren Preise als selbst in New-York, und stehen fast in gleicher Höhe mit denen in New-Orleans, der theuersten Stadt in den Vereinigten Staaten.

Der südwestliche Winkel von Kentucky ist erst seit ungefähr einem Jahr kolonisirt, nämlich seit Beendigung des letzten Krieges mit den Indianern, in Folge dessen letztere für immer und gänzlich von dem linken Ohio-Ufer vertrieben wurden. Damals stand von Paducat noch kein Haus, und jetzt ist es schon ein ansehnliches Städtchen; die Lage ist aber höchst vortheilhaft. In unbedeutender Entfernung von der Mündung des Ohio in den Missisippi, am Ausflusse des Tenessee in den Ohio, ist Handel und Schifffahrt jetzt schon außerordentlich lebhaft, und in täglichem Zunehmen begriffen. Nicht selten liegen 40 bis 50 Dampfschiffe vor Paducat, welche bei niedrigem Wasser oft 4 bis 6 Wochen daselbst verweilen müssen. Beständig halten sich eine Menge Fremder in dieser Stadt auf, was hauptsächlich die so große Theuerung der Lebensmittel verursacht. Hier ist die Angabe der gewöhnlichen Preise einiger der nothwendigsten Gegenstände: Butter, 1 Pfd. 36 kr.; Milch, 1 Maaß, 24 kr.; Eier, ein Dutzend, 18 kr.; Weißmehl, der Ctr., 8 bis 10 fl.; Welschkorn, der Ctr., 2 à 2 fl. 30 kr. Dagegen ist das Fleisch sehr billig, und um 5 à 6 kr. per Pfd. zu haben; eben so Früchte, z. B. die schönsten Orangen, welche man fast täglich frisch von New-Orleans erhält, und von welchen das Stück 2 bis 3 Cents oder 3 bis 4 Kreuzer kostet. Ananas und andere Südfrüchte sind in demselben Verhältniß wohlfeil.

Nach Beendigung des Kriegs mit den Indianern waren über 3 Millionen Acres Staatsländereien zu vergeben, welche zu 25 Cents oder 1/4 Dollar = 37 kr. per Acre (1 Acre beträgt ungefähr 5/4 hessische Morgen) von der Regierung verkauft wurden. Im Laufe weniger Monate war der beste und wohlgelegenste Theil dieser Ländereien vergriffen. Viele Spekulanten haben sich durch die vorzügliche Güte des Landes, so wie durch sonstige Nebenumstände und den äußerst geringen Preis verleiten lassen, weit über ihre Kräfte und pekuniären Mittel zu kaufen, und finden sich dadurch in diesem Augenblicke in Verlegenheit und Geldnoth. Wer im Stande wäre, diese Lage zu benutzen, könnte sehr glänzende Geschäfte machen, und Ländereien, welche jetzt schon 8 bis 10 Dollars werth sind, und in Kurzem wahrscheinlich das Doppelte und mehr gelten werden, um einige Dollars kaufen. Wir haben eine solche Gelegenheit benutzt, um uns hier anzusiedeln. Nachdem wir 8 bis 10 Tage im Land herumgezogen waren und uns überzeugt hatten, daß im westlichen Amerika wohl schwerlich ein günstigerer Punkt zur Niederlassung zu treffen seyn möchte, schlossen wir mit einem Spekulanten aus Paducat den Handel über eine halbe Sektion, circa 400 hessische Morgen, ab. Wir gaben ihm mehrere aus Europa mitgebrachte uns gänzlich überflüssige Gegenstände in Zahlung, und außerdem noch 600 Dollars in baarem Gelde, und können annehmen, daß uns der Acre kaum 3 Dollars kostet. Wir besitzen nun ein schönes zusammenhängendes, aus dem vorzüglichsten Boden bestehendes Gut. Der größte Theil ist mit Holz bedeckt, und es befinden sich darauf mehrere starke Quellen von vortrefflichem Wasser. Die Entfernung von Paducat beträgt ungefähr 2 Stunden. — Wir waren seit unserer Ankunft nicht müßig, und haben schon tüchtig gearbeitet. Das Gebäude besteht einstweilen nur aus einem kleinen Wohnhause, wobei sich ein geschlossener Hofraum befindet.

Das Klima, obgleich ziemlich heiß, ist doch sehr gesund. Baumwolle, Reiß, so wie Tabak gedeihen vortrefflich. Im Durchschnitt soll es im Sommer kaum so heiß seyn, wie am Rhein in den Hundstagen. Die Hitze wird sehr gemäßigt durch kühle Nächte, häufigen Westwind und beinahe täglichen Regen, welcher nicht wenig zur Vermehrung der unbeschreiblichen Fruchtbarkeit des Landes beiträgt. Muskitos (Schnaken) gibt es hier keine, schädliche Raubthiere, als Wölfe, Bären u. s. w., sind große Seltenheiten, noch seltener die Schlangen, desto häufiger aber Hirsche, Feldhühner, überhaupt Vögel, kleine Hasen 2c. In Unzahl gibt es Eichhörnchen, deren Fleisch wohlschmeckend und gut zu essen ist. Das Land ist ganz vorzüglich zum Obstbau geeignet. Pfirsiche aus Kernen gezogen, tragen reichlich im dritten Jahr, eben so Aepfel im fünften.

Für Menschen, welche harmlos leben wollen, und Vergnügen an mäßiger Arbeit finden, gibt es nichts Schöneres als der Aufenthalt in Amerika. — Es ist daselbst der Ackerbau ganz anders als in Europa und der Unterschied zwischen hier und Deutschland sehr groß. Es gilt hier nämlich der Grundsatz, durch geringe körperliche Anstrengung und nur mit Hülfe der Naturkräfte und des Bodens so viel wie möglich zu erzeugen und zu gewinnen. Die Verfahrungsart, um dieses Resultat hervorzubringen, werde ich in meinem nächsten Briefe mittheilen. — Mit Politik haben wir nichts zu schaffen; außer einem Steueroffizianten, welcher jährlich circa 1 fl. Steuer von unsern 400 Morgen erhebt, sehen wir keinen Angestellten. Der Diebstahl ist hier etwas Seltenes, und Mord ganz unerhört.

Vor den Indianern ist man jetzt bei uns so sicher wie in Europa. Die kleine Spannung mit Süd-Carolina war unbedeutend und von kurzer Dauer.

Die Quitten sind hier vortrefflich, eben so gibt es ganz vorzügliche in Deutschland unbekannte Arten von Melonen. Wir sind eben im Begriffe eine große Menge von Obstkernen und andern Samen zu legen.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Die Weißen, welche fast alle in Verhältnissen zu beiden Parteien standen, hielten sich lange neutral; doch endlich, durch den Geist der Unabhängigkeit, und sogar der Anmaßung, welcher bereits große Fortschritte unter den Sklaven gemacht hatte, und der durch die vom Gouverneur in Vollzug gebrachten Gesetze immer gefährlicher zu werden schien, aufgeschreckt, wollten sie ihre Privilegien vertheidigen; da der physische Widerstand unmöglich war, so ergab sich allenthalben die moralische Opposition. Die Engländer und ihre Anhänger wurden aus den französischen Gesellschaften verscheucht, denen wegen der allgemeinen Gereiztheit alle Heiterkeit und Freiheit entwichen war; Politik und gegenseitige Verunglimpfung bildeten die einzigen Gegenstände der Unterhaltung. Neutralität war unmöglich; ohne Zweifel gaben einige Fräulein den Wünschen der schönen Garnisonsoffiziere nach und gingen in das feindliche Lager über; aber, zur Ehre des patriotischen Geistes unter dem schönen Geschlechte von Isle de France, die Anzahl der Ueberläuferinnen war sehr gering. Im Theater zeigte sich die Unzufriedenheit noch viel lebhafter; diejenigen Stücke, welche die meisten der englischen Nation nachtheiligen Anspielungen enthielten, wurden vorzugsweise gespielt und wüthend von einer exaltirten Jugend applaudirt, welche jederzeit dem Muthe den ersten Rang unter ihren schätzbaren Eigenschaften einräumte; mehreremale stieg die Unordnung sehr hoch; endlich ließ das Gouvernement, durch diese stets wachsende Erbitterung besorgt gemacht, den Saal schließen. Die Schauspieler hatten sich wenige Tage vor meiner Ankunft nach Bourbon eingeschifft. Dieses war der Zustand, worin ich jene Gesellschaft fand, die ich früher so angenehm und gesellig verließ; doch die Herzen hatten sich nicht geändert. Wie zuvorkommend betrugen sich die ehemaligen Kolonisten gegen uns! Meine Offiziere, weniger gebunden als ich, konnten alle ihnen angebotenen Zerstreuungen genießen; jeden Tag empfingen sie neue Einladungen, selbst von den Bewohnern des Innern, welche das lebhafteste Bedauern äußerten, wenn ihre Einladungen nicht angenommen wurden. Auf solche Weise durchwanderte ich die Umgebungen von Port-Louis und bewunderte die schönen, malerischen Ansichten, welche die Berge bei jedem Schritte darbieten; ich besuchte

die schöne, unweit des Redult gelegene Cascade. Der einsame Strom, zwischen zwei mit dichten Waldungen bedeckte Berge getheilt, stürzt sich hundert Fuß hoch in einen Felsenabgrund; wie eine ungeheure Schaummasse fällt er in die Tiefe, um seinen Lauf zwischen Schluchten fortzusetzen. Dann begab ich mich zu den anmuthigen Wohnungen des Quartiers der Pamplemousses und des hohen Plateaus der Wilhelmsebene: überall, so weit das Auge reicht, breiten sich Zuckerpflanzungen aus; reiche Ernten bedeckten viele erst vor Kurzem urbar gemachte Felder. Vergeblich suchte ich jedoch nach jenen so angenehmen und frischen Orangen- und Citronenwäldern, wo ich oft in meiner Jugend Früchte gepflückt hatte, und nach jenen langen Alleen der bois noirs, in deren Schatten die Kaffeebäume der zu großen Hitze und dem schlechten Wetter Trotz boten; jener Schmuck der Ebenen und der Hügelabhänge ist verschwunden und mußte dem bösen Spekulationsgeiste zum Opfer werden. — Wir waren nun gerade in jener Epoche des Jahres, wo die Regenzeit mit dem Eintritt der Sonne in die nördliche Hemisphäre aufhört und der Trockenheit und dem schönen Wetter Platz macht. Die Nächte wurden schon frischer, aber noch fiel kein Thau; die dichten Nebel verschwanden allmählich; die hohen, seit mehreren Monaten mit Schnee bedeckten Berge ließen wieder ihre Gipfel hervorblicken; die Bergströme waren weniger angeschwollen und reißend, und in diesem Jahre war Ile de France den furchtbaren von Bernardin de Saint-Pierre beschriebenen Stürmen entgangen. Diese Geisel erscheint in den unheilvollen Jahren gewöhnlich im März oder April, ohne im Gange der Jahreszeiten eine Veränderung herbeizuführen; vom Nov. aber bis zum Mai treten heftige Westwinde ein, und führen Ströme von Regen mit sich; die Epoche der Orkane schließt diese erste Periode, auf welche eine Windstille folgt, während deren plötzlich das schöne Wetter sich einstellt, die frischen, anhaltenden Südostwinde wehen im Junius und herrschen dann das ganze Jahr hindurch. Die Schifffahrt von Ile de France wird beinahe zu allen Zeiten betrieben, weßhalb die Handelsverbindungen dieser Insel sich auf viele Länder erstrecken. In wenig Zeit treffen die Schiffe von Neu-Süd-Wales und van Diemensland ein, um gegen Zucker, Rhum und die europäischen Waaren Mehl, Hämmel und Bauholz, woran diese beiden Länder Ueberfluß haben, auszutauschen; die Kolonie erhält von dem Vorgebirge der guten Hoffnung Pferde, Früchte und andere Produkte, gegen die sie zum Theil die ihrigen vertauscht.

(Schluß folgt.)

Miscellen aus Neapel.

I. Camaldoli.

Wer ist in Neapel gewesen und kennt nicht diesen berühmten Ort? — Die reizende und vielleicht nirgends übertroffene Aussicht hat Hr. Castel aus Berlin in einem seiner schönsten Gemälde eben so unübertroffen dargestellt. Ich meine hier Camaldoli bei Neapel, denn es gibt noch ein anderes Kloster dieses Ordens bei Torre del Greco, auf einem Hügel am Fuße des Vesuvs, auch mit einer schönen Aussicht, die aber der vom Gipfel des Berges natürlich nachsteht. Man sollte glauben, daß diese letztere, von einer so beträchtlichen Höhe, die an 5500 Fuß beträgt, schöner seyn müßte, als die von den Camaldoli bei Neapel, die nur etwa 1000 Fuß hoch liegen. Aber dieß ist nicht der Fall, denn einmal ist man dort viel weiter von den gerade unten liegenden Gegenständen entfernt, dann übersieht man zwar den Golf sehr gut, aber nicht die entgegengesetzte Landseite, und endlich hat man auf dem Vesuv nicht die Fernsicht von ihm selbst, welche gerade von den Camaldoli einen der schönsten Prospekte gewährt. Jener treffliche Künstler hat auf seinem Gemälde nur die eine Seite, — den Golf, — dieser entzückenden Aussicht geben können; vielleicht macht er noch einmal, — und er ist seitdem wieder nach Neapel gekommen, — die andere nicht minder schöne Rückseite zum Gegenstand eines zweiten Gemäldes. Doch ich muß es versuchen von beiden, durch diese Andeutungen, eine Idee zu geben. Wendet man den Blick nach Norden, so verfolgt er links das Ufer des Meeres bis nach Terracina, etwas mehr rechts hingegen beginnt mit dem Berge bei Gaeta und dem näher liegenden Mondragone, ein Halbkreis von Gebirgen, gebildet von den höchsten Apenninen, wo man im Vordergrunde den 6800 Fuß hohen Monte Meta, und am äußersten Horizont die Berge der Abruzzen mit der Mayella, die über 8000 Fuß hoch ist, entdeckt. Kehrt man diesem schönen Panorama den Rücken, so erblickt man ein anderes, vielleicht noch schöneres, aber von ganz verschiedenem Charakter, — den Golf mit allen seinen Inseln, und in großer Ferne die von Ponza, Ventotiene u. s. w. Die Höhen von Posilippo und die Küsten von Puzzuoli und Bajä bilden den Vordergrund, auf welchem zunächst der Lago d'Agnano, der Kessel von Astruni, und ganz in der Tiefe die Oerter Fuor di Grotta, Pianura und Soccava liegen. Wendet man sich wieder dem Lande zu, so steht der Vesuv, in der Mitte der Berge von Caserta, Nola und derjenigen, die, den hohen Monte S. Angelo an der Spitze, sich in die Erdzunge von Sorrento hineinziehen, wie ein schwarzer Riese da, von einer immensen Vegetation umgeben. Alles ist hier beisammen, um den großartigsten Eindruck hervorzubringen. Der Fleck, von wo aus man diese Wunder betrachtet, ist der äußerste Vorsprung der Terrasse des Klostergartens, rundum von Abgründen umgeben, bei einer von hohen schönen Bäumen beschatteten Ruhebank. — Leider ist das schöne Geschlecht von diesem Platze ausgeschlossen, da er innerhalb der Klausur liegt. Die Damen müssen sich begnügen, entweder das nahe Thürmchen des Telegraphen (was aber nicht immer angeht), oder einen unterhalb liegenden, mit Weinreben bepflanzten Hügel zu besteigen, von wo sie freilich den Golf fast eben so gut, nicht aber die Gebirgsseite sehen können, die von der höher liegenden Terrasse verdeckt wird. Doch ist der Papst zuweilen so galant, an vornehme Frauen Dispensation zu ertheilen. — In dem Kloster befinden sich einige zwanzig Mönche, alle ohne Ausnahme den vornehmsten Familien des Landes angehörend, meistens ehrwürdige Greise in den 80ger Jahren. Der Bruder Pförtner, welcher die Fremden herumführt und auch bewirthet, Fra Benedetto, ein Neapolitaner, hat eine offene einnehmende Physiognomie. Er ist seit 35 Jahren hier. Das Kloster war sonst sehr reich, hat aber den größten Theil seiner Besitzungen verloren, welche unter Murat an dessen Minister Ricciardi mit dem einigermaßen sonderbaren Titel: Conte de' Camaldoli übergegangen sind. Jetzt bilden die Geschenke der Besuchenden einen nicht unwillkommenen Theil ihrer Einnahme. Diese setzen überdieß die Einwohner des kleinen Fleckens Antignano in Nahrung, der, auf der Hügelkette il Vomero liegend, der Ort ist, wo man sich beritten macht, und von da in einer Stunde hinaufreitet. Der Weg, der sonst ziemlich beschwerlich war, wird jetzt ausgebessert. Als ich daher neulich die Camaldoli wieder besuchte, mußte ich einen andern einschlagen, über Arenella, i Canciani und Nazaretto, der weniger freiliegend als der gewöhnliche, doch recht angenehm ist, indem er beständig zwischen den schönsten Gärten sich hinzieht.

Astruni.

Ich habe einer kesselartigen Vertiefung erwähnt, die man so nennt, und will hier einige nähere Auskunft darüber geben. Oben von der Terrasse der Camaldoli sieht man in einen trichterförmigen Schlund hinein, der von oben bis unten mit Bäumen dicht bewachsen ist. In der Tiefe befindet sich ein kleiner See; hier hausten sonst eine Menge wilder Schweine, und es war daher ein Haupt-Jagdort der Könige Ferdinand und Franz. Da der jetzige König aber überall die Jagden hat eingehen lassen, so sind die wilden Schweine fort, und man kann jetzt bis hinuntersteigen. Es ist offenbar nichts Anderes, als ein gänzlich ausgebrannter Krater, so wie die nahe dabei liegende Solfatara ein nur halber-

loschener ist. An der nördlichen Seite des Trichters von Astruni findet man noch Spuren von Lava. Der Lago d'Aguano ist nur ein paar hundert Schritte von ihm entfernt.

Das Fischen bei Nacht im Golf.

In schönen und ganz ruhigen Sommerabenden und Nächten sieht man unzählige hell erleuchtete Fischer-Barken den Golf in allen Richtungen durchkreuzen. Die Neugierde der Fische wird hier zu ihrem Verderben benutzt. Der helle Schein, den sie tief im Grunde sehen, lockt sie an die Oberfläche, wo der Tod ihrer wartet. — An dem Vordertheil der kleinen Barke ist auf einer Stange ein eiserner Rost angebracht, auf welchem die Flamme lodert. Dahinter steht der Fischer mit einem langen Stabe, der mit einem scharfen Eisen beschlagen ist. Vor ihm liegt ein Vorrath Späne, mit denen er das Feuer auf dem Rost unterhält. Ein zweiter rudert im Hintertheil. Sobald jener einen großen Fisch ansichtig wird, sticht er nach ihm, und meistens nicht vergebens. — Diese wandernde Erleuchtung des schönen Golfs bei erfrischender Abendluft, die nach der Hitze des Tages so unendlich wohlthuend ist, gewährt ein nicht zu beschreibendes Vergnügen.

Vermischte Nachrichten.

Die Errichtung eines Viehmarkts in der Nähe von London und die sofortige Abschaffung des seit so langer Zeit in Smithfield höchst unzweckmäßig bestehenden, war ein so allgemein gefühltes und vielfältig besprochenes Bedürfniß, daß man sich um so mehr wundern muß, daß bei den fortschreitenden Verbesserungen in jener Hauptstadt dieser Gegenstand unberücksichtigt blieb, als die Gemeinde von London selbst wenigstens zehnmal um Verlegung oder Erweiterung des gegenwärtigen Viehmarktes einkam. Was indeß den von der öffentlichen Meinung unterstützten Bemühungen einer ganzen Körperschaft nicht gelingen wollte, ist jetzt von einem Privatmann auf eigene Kosten und nach seinem eigenen, in seiner ganzen Anlage höchst einfachen, aber sehr zweckmäßig berechneten Plan, der sogleich ausgeführt werden kann, ins Werk gesetzt worden. Diese neue, so mannichfache Vortheile betreffende Anlage befindet sich in Lower-road Islington, und wurde Anfangs dieses Monats von Sachverständigen besichtigt. Der neue Platz hält 22 Acres (519.140 Quadratfuß), und stößt unmittelbar an Lower-road Islington. Die Lage ist gesund, luftig, und schon deßhalb ganz besonders für ihren Zweck geeignet, weil die Hauptstraße nach den nördlichen und östlichen Theilen des Landes hier vorbei führt, von woher die meisten Viehlieferungen für London kommen. Ein unermeßliches Viereck ist von hohen Mauern umschlossen, um welche herum eine zusammenhängende Reihe von mit Schiefer gedeckter Schuppen läuft, deren Dachung von nicht weniger als 244 einfachen dorischen Säulen getragen wird, und wo das Vieh bei jeder Jahreszeit Schutz gegen die Witterung findet. Diese Schuppen sind in zahllose Ställe abgetheilt, deren jeder seine besondern, vorne mit eichenen Pfählen umschlossenen Stände hat, in denen man die Thiere anbinden oder frei herumlaufen lassen kann, und wo die Käufer sie bequem besichtigen können. In jedem Stand befindet sich ein Wassertrog, der mittelst unter dem Boden laufender Röhren aus zwei ungeheuern Behältern, die durch Maschinenwerk aus zwei eigens zu diesem Zwecke gegrabenen geräumigen Brunnen fortwährend gefüllt werden, stets mit frischem Wasser versehen wird. Die Länge dieser Schuppen ist im Durchschnitt etwa 850 Fuß; sie können wenigstens 4000 Stück Vieh fassen, und diese von einem Markttag zum andern, oder so lange hier bleiben, bis es den Käufern genehm ist sie wegzutreiben, ein in Smithfield durchaus nicht zu erreichender Vortheil. Der offene Raum innerhalb der Mauern ist wiederum in vier von breiten Gängen durchschnittene Vierecke abgetheilt, auf denen bequem zugängliche Schafpferche für ungefähr 40.000 Stück angelegt werden sollen, und wozu auch das Baumaterial schon bereit liegt. Andere Ställe für Kälber, Schweine und andere Thiere, die man auf Viehmärkte zu bringen pflegt, werden nach einer einfachen, jede Verwirrung beseitigenden Eintheilung ebenfalls noch gebaut werden. Die für die Verkäufer und Marktschreiber nöthigen Gemächer werden im Mittelpunkt auf einem geräumigen Platze errichtet, und den Eingang bildet ein breiter gepflasterter Gang, der unter dem Markthaus durchführt, einem schönen dauerhaften Gebäude, das zu beiden Seiten Zimmer für die Marktaufseher, und im obern Stock andere Gemächer theils für Wechsler, theils für mit den Geschäften der Anstalt in Verbindung stehende Zusammenkünfte enthält. Von dem flachen mit Blei gedeckten Dache dieses Hauses hatten die die Anstalt besuchenden Sachverständigen eine Uebersicht des ganzen Markts und der umliegenden Gegend, und konnten sich von der Zweckmäßigkeit des gewählten Platzes, der viermal größer als der in Smithfield ist, überzeugen. Die Gänge und Ställe sollen sämmtlich mit stark gebrannten Backsteinen gepflastert werden, und die Abzugsrinnen sind so angelegt, daß auch bei der ungünstigsten Witterung für größte Reinlichkeit gesorgt ist. — Ferner sollen noch mit diesem Markt in Verbindung stehende Schlachthäuser erbaut werden, in denen man entweder besondere Schlächtereien einrichten, oder das geschlachtete Vieh gegen eine bestimmte mäßige Abgabe unter die Obhut besoldeter Aufseher stellen kann, so daß alle aus dem bisherigen Gebrauch, das Vieh an den Markttagen durch volkreiche Straßen zu treiben, entspringende Kosten, Unbequemlichkeiten und Unglücksfälle vermieden werden. Ein Marktwirthshaus nebst Stallungen und Schupfen, um Pferde und Fuhrwerke der den Markt besuchenden Personen unterzubringen, nebst einer Reihe von Läden zum Verkauf von Gegenständen, die auf den Bedarf derer, die ihr Beruf hieher führt, berechnet sind, werden ebenfalls noch gebaut; kurz es ist für Alles gesorgt. Der Nutzen dieser Anstalt für die Einwohner von London ist einleuchtend, und auch die Pächter und Viehhändler gewinnen nicht minder dabei, weil ihr Vieh von der Heimath weg in gute Stallungen kommt, wo es sorgfältig gefüttert und gewartet, bis zum Anfang des Markts in Ruhe bleiben kann, statt daß es bisher von Ort zu Ort getrieben, bei schlechter Wartung und beständiger Unruhe nothwendig an Werth verlieren mußte.

*

Noch vor wenigen Jahren wußte man das Meergras, womit die Küsten von Großbritannien bedeckt sind, zu nichts Anderm zu verwenden, als zu Dünger, bis endlich Herr Guilhem zu Conquet eine Sodasiederei anlegte, denn bekanntlich wird die Soda (kohlensaures Natron) aus Meergras gezogen. Diese Fabrikation, die nach sehr kleinem Maßstab eröffnet wurde, hat binnen kurzer Zeit eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen, und es wird jetzt auch noch Jodine, Hydrate und Nitrate von Pottasche, und die Sulfate von Soda (Glaubersalz) erzeugt. Dabei erwächst dem Lande noch der Vortheil, daß die Fabrik die Asche um die Hälfte des Preises abgeben kann, den sie bisher kostete.

*

Während der letzten fünfzig Jahre, heißt es in Gaskells Manufacturing Population, erfuhr die gesammte Bevölkerung Englands eine schnelle Umwandlung, da die Manufakturisten eine bedeutende numerische Ueberlegenheit über die Landbauer gewannen. Im Jahre 1800 rechnete man, daß die erstern zu den letztern sich wie 2 zu 5 verhielten; im Jahre 1825 wie 3 zu 5, und im Jahre 1830 wie 3 zu 1. Führt man diese Berechnung weiter zurück, so wendet sich das Blatt, und die Landbauer bilden die Mehrzahl. Im Jahre 1780 waren beide Gewerbsklassen, rücksichtlich der Zahl, einander so ziemlich gleich; 1760 verhielten sich die Landbauer zu den Manufakturisten wie 8 zu 5; 1750 wie 3 zu 1; 1700 wie 2 zu 1, und so fort bis zu der Zeit, wo die Gesammtmasse der Bevölkerung sich ausschließlich dem Ackerbau widmete. Zu jener Zeit war das durchschnittliche Verhältniß der Sterblichkeit 1 von 56; im Jahr 1780, als das Fabrikwesen seinen ersten großen Aufschwung nahm, 1 von 40; im Jahre 1810, als die große Masse des Volks in den Fabriken beschäftigt war, 1 von 52; im Jahre 1820 1 von 57, und im Jahre 1830 1 von 60. Es ergibt sich also, daß während des Uebergangs von einer Beschäftigungsweise zur andern, die mittlere Lebensdauer nach und nach zugenommen hat, und daß sie sich, gegen das Verhältniß gehalten, das sich im Jahre 1700 herausstellte, gegenwärtig um das Doppelte verbesserte. Wie ungereimt erscheint demnach die Behauptung, daß Fabrikarbeit der Lebensdauer nachtheilig sey; man könnte im Gegentheil sagen, daß, wenn die Bevölkerung eine ständige und von nüchternem, sittlichem Charakter wäre, sich immer noch ein gegen Ackerbau treibende Länder unendlich vortheilhaftes Sterblichkeitsverhältniß herausstellen würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 293. 20 October 1833.

Briefe deutscher Auswanderer aus Nordamerika.

Zweiter Brief.

Neue Anlage bei Paducat, am Ausflusse des Tenessee in den Ohio, den 12 Julius 1833.

Ich will mit Beantwortung Deiner eigenen Fragen beginnen, als dem sichersten Mittel, Deine Ansichten zu berichtigen und Deine Zweifel zu entfernen. — Was das gesellige Leben anbelangt, so sind wir bei weitem nicht so einsam, als wir es wünschen; wir erhalten so viele Besuche, daß sie uns oft lästig werden. Die Amerikaner kommen, sehen Alles ein, setzen sich eine halbe Stunde hin, sprechen kein Wort und gehen wieder fort. Daß sie uns so überlaufen, hat seinen Grund darin, daß wir alle Einrichtungen nach unserer Art und Weise, und nicht wie es hier gebräuchlich ist, getroffen haben. So haben wir z. B. das höchste Haus im ganzen Kanton; dieß ist nun etwas Neues, geeignet die Gaffer zu beschäftigen, und neugierig sind alle Amerikaner im höchsten Grade. — Die Quellen, die wir auf unserem Landgute besitzen, sind nicht reichhaltig; auf den bereits angebauten 16 Morgen befinden sich deren 3, im Hofraume eine, auf der Viehweide eine andere. Wir haben erst einen Sonntag der Aufsuchung der Quellen gewidmet, und bereits 15 auf unserm Terrain gefunden. Diese Quellen haben herrliches gesundes Kieswasser. Eine Mühle wollen wir nicht einrichten, sie würde keinen bedeutenden Gewinn abwerfen; denn wenn eine Mühle von großem Nutzen seyn sollte, müßten die vorhandenen Bäche eine stärkere Strömung haben, was jedoch in hiesiger Gegend stets mit dem Nachtheil der Ueberschwemmung verbunden ist, und Sümpfe und Ungezieser erzeugt. Eine Mühle für Zucker, Branntwein u. s. w. können recht gut auch Ochsen treiben, welche letztere zu halten keine Ausgabe verursacht, indem ohne dieß ein jedes Gut einen weit größern Viehstand besitzt, als es bedarf. — Deine Einwendungen in Betreff der Sklaverei haben allerdings ihre Richtigkeit; dieser Schandfleck der Menschheit ist im Staate Kentucky noch nicht vertilgt; allein großes Mitleid haben wir doch beim Anblick der Sklaven nicht gefühlt. Sie selbst fühlen ihre Abhängigkeit und das Drückende ihrer Lage nicht, auch gewähren ihnen die Gesetze hinlänglichen Schutz gegen Mißhandlungen, und ihre materielle Lage ist der des Gesindes und der Taglöhner in Deutschland weit vorzuziehen, daher man schwerlich einen Neger finden dürfte, der sich zurück in seine afrikanische Heimath wünschte. Fern sey von mir, die Sklaverei in Schutz nehmen zu wollen! Nichts desto weniger kann sie keinen Grund abgeben, einen Staat zu meiden, dessen sonstige Einrichtungen und Gesetze so große Vorzüge haben. Uebrigens steht es einem Jeden frei sich der Sklaverei zu bedienen oder nicht. Daß die Südstaaten die Schwarzen noch nicht freigegeben haben, ist dem Klima, insbesondere der großen Hitze zuzuschreiben, die den Weißen nicht gestattet, sich ohne Nachtheil für ihre Gesundheit längere Zeit der Hitze auszusetzen. Wollte man in den südlichen Staaten der Union die Sklaverei abschaffen, so würde der Anbau des Reißes, des Zuckers, der Baumwolle u. s. w., so wie überhaupt der Wohlstand dieser Länder, sehr darunter leiden, wo nicht gänzlich in Verfall gerathen. Was nun die freigegebenen Neger anbelangt, über die Du einigen Aufschluß zu erhalten wünschest, so sind sie hier und zwar mit Recht Jedermann ein Gräuel. Braucht ein Weißer falsche Zeugen vor Gericht, so findet er für einige Thaler stets Schwarze genug, welche Alles beschwören, was sie nie sahen, noch sehen konnten. — Je weiter nach Norden, desto quittengelber werden diese Afrikaner. Sie sind äußerst faul und träge, daher krüppelhaft, elend und dem Auge eben so zuwider wie der Nase. Doch gehen wir von diesem widrigen Gegenstand zu einem andern für eine Hausfrau, so wie den Naturforscher einladendern über. Dieser für Ansiedler wichtige Gegenstand betrifft das Geschlecht der Fische, deren es in unserer Gegend eine unglaubliche Menge gibt. Kleine Bäche, welche nur eine Rinne Wasser haben, sind voll von den besten eßbaren Fischen; in jeder Lache findet man sie zu Tausenden. Vergangenen Sonntag brachte ich einen 60 Pfd. schweren Buffalo, eine Art Karpfen, nach Hause. 200 Pfd. schwere Fische sind gewöhnlich. Die Seefische kommen herauf bis zu uns. Ein gutes Fischernetz würde uns vortreffliche Dienste leisten. Mit einem Wurfgarn könnten wir hier in einigen Stunden so viele Fische fangen, daß ein Pferd daran zu ziehen hätte. Den größeren Theil müßten wir gleich den Bücklingen und Häringen zurichten, was wenig Zeit erfordert. — Bis jetzt haben wir die erlegten Eichhörnchen alle gebeizt, man kann sie aber auch auf andere Art zubereiten. Sie sind dreimal größer als die in Deutschland, und ihr Pelz gibt gute Frauen-

schuhe. — Unser Viehstand hat sich um eine Schildkröte vermehrt; sie war nämlich für die Abendtafel bestimmt, legte aber, bevor sie gesotten werden sollte, so schöne weiße Eier, daß wir ihr das Leben schenkten, und nun ist sie unser getreuer Gefährte schon seit sechs Wochen, und reinigt das Haus von Ungeziefer. — Unsere Augen haben sich sehr gestärkt, noch nie sahen wir so gut in der Ferne und Nähe, was wir dem thätigen Leben in der freien Natur zuschreiben. Du schreibst, wir hätten es mit unserer Landwirthschaft schon weit gebracht: zu dieser Bemerkung spricht unser armer Rücken unaufgefordert ein seufzendes Ja. Noch nicht einen Tag haben wir ganz gefeiert, selbst in den stärksten Regentagen und Sonntags arbeiteten wir wenigstens einige Stunden. Bei allen unseren Arbeiten dachten wir an die Zukunft, und führten dieselben nach einem großen Maßstabe aus. So legten wir z. B. den Garten in der Art an, daß er nie mehr verändert zu werden braucht; wenn ihr euch nur alle entschließen wolltet zu kommen, er wäre doch noch groß genug. Die Mitte des Gartens ließen wir für den Augenblick unbebaut. Mit Einem Wort, unsere Ansiedelung ist bedeutender, als manche andere, welche schon 4, 5 und mehr Jahre besteht. — Den in deinem Brief besprochenen Vorschlag, die Ueberfahrt für Andere bezahlen und ihnen hier die Kosten abverdienen lassen zu wollen, halte ich unter allen möglichen schlechten Spekulationen für die schlechteste. Die europäischen Verträge gelten hier nicht, und wie die Ehre und Dankbarkeit die Klasse der Arbeiter binden, wisset ihr aus Erfahrung. Sie würden hier angekommen zu Jedem laufen, der ihnen Einen Kreuzer mehr an Taglohn anböte. — Wir bekommen nächsten Sommer schon reife Pfirsiche an einigen Bäumchen. Diese Fruchtart trägt hier schon im dritten Jahr aus Kernen gezogen edle Früchte; Setzlinge, deren uns mehrere ein Nachbar mittheilte, tragen nach Verlauf Eines Jahres. Diese Obstgattung gedeiht hier vortrefflich. Auch viele 1000 Aepfelkerne, die wir gesetzt haben, sind schon aufgegangen und stehen theilweise schuhhoch. Aprikosen und Mandeln gedeihen ungemein gut. Kirschen sind bis jetzt noch keine entkeimt. Wer künftiges Jahr zu uns kömmt, dem können wir schon eine Menge des besten Obstes vorsetzen. Auch Federvieh, Hühner, Gänse, Enten, welsche Hahnen, Perlhühner, die wohl in keinem Lande besser als hier fortkommen, hoffen wir bald in großer Anzahl zu besitzen. Bisam-Enten sind erst seit Kurzem hier eingebracht worden. Die Federviehzucht ist in unserer Gegend vom größten Nutzen wegen der Leichtigkeit des Transports mittelst der Dampfschiffe nach Neu-Orleans, wo es, so wie auch die Eier, zu hohen Preisen verkauft wird. Fast möchte man der Natur den Vorwurf der Verschwendung machen, wenn man die Unzahl von wilden Truthühnern und andern Vögeln, welche die hiesigen Waldungen bevölkern, erblickt. — Der Anbau unseres Landguts ist nun so weit vorgerückt, daß wir keinerlei Mangel zu befürchten haben. Früher mußten wir freilich, da wir keine großen Jäger und zur Fischerei nicht eingerichtet sind, manchmal fasten, auch sonstige Strapazen ertragen, allein nun nicht mehr.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Madagaskar dient für einen großen Theil der aus England und Indien bezogenen Waaren als Absatzort, der mit jedem Jahre an Wichtigkeit zunimmt und eine große Menge von Küstenfahrzeugen beschäftigt, welche mit einer Ladung Ochsen zu einem niederern Preise zurückkommen. Die ungeheure Quantität von Zucker, welche diese Insel erzeugt, wird großentheils nach dem Mutterlande geschickt, und der Rest davon in die ganze Welt verbreitet. Der französische Handel mit Ile de France war während der ersten Friedensjahre von Bedeutung; die Expeditionen von Bordeaux vervielfältigten sich, allein die auf unsre Weine und Manufakturartikel als Luxusgegenstände gesetzten hohen Abgaben machten bald die Konkurrenz mit England unmöglich, dessen Schiffe zu einem bessern Preise als die unsrigen in Frankreich Ladungen einnahmen, welche nach England und von da in die indischen Meere geführt, weit geringere Abgaben zu zahlen hatten; auch kamen ihnen die bei ihren Landsleuten so häufigen Nationalvorurtheile zu Statten, indem dieselben diese Waaren lieber um einen höhern Preis kauften, als die von französischen Kaufleuten in gleicher Güte und zu niedrigerem Preise gelieferten; andrerseits entbehren unsre Kaufleute der Rückfracht, indem sie keinen Kolonialzucker, der in Frankreich als ausländisches Produkt mit hohem Zoll belegt ist, als Austausch dagegen nehmen können. Diese Schwierigkeiten haben den französischen Handel mit Ile de France auf Nichts herunter gebracht. Die Lage dieser Insel auf dem Wege von Indien nach Europa, die Sicherheit ihres Hafens, welche den Schiffen jede Art von Ausbesserung möglich macht, machen diese Kolonie zu einem vortrefflichen Ruhepunkt und sichern ihr einen Handelszweig, der nicht zu ihren unbedeutendsten gehört; denn Alles kostet einen enormen Preis. Wehe den Assureurs der Schiffe, welche das schlimme Wetter des Golfes von Bengalen, die Stürme oder die Windstöße des Vorgebirges der guten Hoffnung nöthigen, in Port-Louis Anker zu werfen! Aller Gewinn, den sie hofften, ist kaum im Stande, die Kosten der Reparaturen zu decken; die Tarife vermehren sich mit der Noth; wegen dieser letztern mußte eine holländische, entmastete Fregatte für einen neuen Mast 150,000 Frk. zahlen. — Die Anzahl der in Port-Louis ansässigen Franzosen ist beträchtlich; sie theilen mit den Engländern den Großhandel; auch der Detailhandel ruht großentheils in ihren Händen; sie erhalten wenig direkt aus Frankreich kommende Schiffe; doch lagen mehrere große Dreimaster, aus Indien kommend, im Hafen, um den Rest ihrer Ladungen ans Land zu bringen und ihre Schiffsschäden auszubessern. Indem ich durch die Stadt wanderte, vergaß ich leicht, daß sie nicht mehr den Franzosen gehört. Sprache, Gewohnheiten und Kleidermode hatten nichts Fremdes für mich; ungeachtet der großen Feuersbrunst, welche einige Jahre nach dem Frieden die Quartiere des Südwesttheils des Hafens zerstörte, fand ich sie wenig verändert. Die große Straße längs des Ufers, welche von einem Ende der Stadt zum andern läuft, war neu erbaut. Jene kleinen Wohnungen von einem Stockwerke, buntfarbig bemalt

und mit Fenstern, welche durch grüne Rohrgitter geschlossen sind, versehen und das sie umgebende Palmenlaubwerk boten noch denselben malerischen Anblick und hatten dasselbe nette und gefällige Aussehen wie früher.

Mit Vergnügen sah ich jene schönen, mit prächtigen Häusern besetzten Baumalleen wieder, wo die reichen Kaufleute, ermüdet von ihren Tagsgeschäften, des Abends an der Seite ihrer Familien der Ruhe pflegen. Die Wohnung des Gouverneurs war immer noch eben so geräumig, traurig und wenig solid wie im Jahre 1810. Die Appartements, welche in allen Ecken die Spuren großer Feuchtigkeit tragen, sind zu weitläufig und schlecht vertheilt; ihr Ameublement entbehrt der Zierlichkeit und Frische und man merkt leicht, daß das Rebuit den Vorzug hat. Nicht alle Monumente von Port-Louis sind eben so zerbrechlich und von kurzer Dauer: die Wasserleitung, welche das Wasser von dem Flusse bis zur Stadt über eine tiefe Schlucht hinwegführt, und von Steinen und Ziegeln erbaut, sehr lang und hoch, von solider und eleganter Bauart ist, ist ein würdiges Denkmal des berühmten Labourdonnais, unter dessen Verwaltung sie errichtet wurde. Die Spaziergänge sind unbedeutend, traurig und wenig besucht; in der großen Straße und auf den Hafendämmen versammeln sich nach Sonnenuntergang die Spaziergänger. Dann hat die Arbeit ein Ende; die zahlreichen Negerbanden lassen nicht mehr den seltsamen und monotonen Gesang ertönen, dessen Kadenz ihre langwierigen, mühsamen Arbeiten erleichtert. Die Werkstätten für die Erbauung und Ausbesserung der Schiffe, welche am Meeresufer liegend den ganzen Tag über von Geräusch widerhallen, sind verlassen und stille; aber die von Lichtern wiederstrahlenden Magazine, in denen alle Luxuswaaren der Hauptstädte Europa's ausgestellt sind; der Schwarm von Müßiggängern, welche, mit der Cigarre im Munde, die Frische des Abends genießen und nach Neuigkeiten fragen, bieten während der schönen Jahreszeit ein eben so belebtes als unterhaltendes Schauspiel.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer."

1. Charaktere.

Eines der ergötzlichsten Kapitel dieses Werks ist das „fünfte" des „ersten Buchs," wo Bulwer einzelne Charaktere theils bekannter Zeitgenossen, nur mit Veränderung des Namens, theils von Gattungstypen, schildert. Die wahren Namen und Personen jener, die Originale zu diesen, wird ein aufmerksamer Beobachter des jetzigen Englands, oder vorzugsweise Londons, sey es aus eigener Anschauung, sey es aus Gelesenem und Gehörtem, leicht und vergnüglich erkennen.

Sir Harry Hargrave ist ein trefflicher Gentleman; sein Gewissen ist so fein wie ein Haarsieb; er ist wohlthätig, gastfrei und großmüthig. Den Geboten der Ehrenhaftigkeit und Menschlichkeit zuwiderhandeln wird Sir Harry Hargrave nie, außer aus den allertriftigsten Gründen. Er hat, zum Beispiel, einen höchst nichtswürdigen jüngern Sohn; durch seinen Einfluß beim Bischof von — erhielt er für den Bruder Liederlich eine der schönsten Pfründen; der neue Pfarrrektor hat zwanzigtausend Seelen unter seine Obsorge zu nehmen, und Sir Harry weiß recht gut, daß, so lange noch Wachtelhunde und Billardtafeln zu finden sind, das hoffnungsvolle Früchtchen nicht einmal seiner eigenen je einen Gedanken zuwenden wird. Sir Harry Hargrave, sagt Ihr, ist ein trefflicher Gentleman, und doch bewegt er Himmel und Erde, um seinem Sohn eine verantwortungsschwere Stelle zu verschaffen, für die der Spitzbube, wie er wohl weiß, gänzlich untauglich ist. Allerdings; Sir Harry Hargrave wünscht sich beifällig Glück dazu: er nennt das „für seine Familie sorgen." Sir Harry Hargrave verschenkt jeden Winter zweihundert und zwei Laibe Brod an die Armen; es ist löblich, dem Arbeitsmanne dann und wann einen Laib Brod umsonst zukommen zu lassen: wäre es denn nicht eben so löblich, Sir Harry, ihm die Möglichkeit zu erleichtern, immer wohlfeiles Brod zu bekommen? Wohlfeiles Brod! Was fällt Euch ein? Sir Harry denkt an seine Pachtgelder, und sieht Euch, für die Frage, als einen Revolutionär an. Sir Harry Hargrave ist aber, wendet Ihr ein, ein Menschenfreund und gegen die Armen mild gesinnt. Wie reimt sich das mit seiner Gewissenhaftigkeit? Allerdings, mein Bester; er hält es für seine erste Pflicht — sich „um das Grundeigenthum anzunehmen." Sir Harry Hargrave's Kellermeister hat ihn unverschämt bestohlen; der gute Mann kann's nicht über das Herz bringen, gegen den Schurken gerichtlich einzuschreiten; er jagt ihn bloß aus dem Dienst. Was für ein vortreffliches Herz er haben muß! Das hat er; und doch brachte er verwichenes Jahr fünfzehn Wilddiebe ins Gefängniß. Sonderbare Inkonsequenz! — Ganz und gar nicht: — „Was soll aus dem Landedelmann werden, wenn sein Wild nicht gehörig geschützt wird?" Sir Harry Hargrave ist ein Mann von der strengsten Rechtschaffenheit; sein Wort ist so gut wie Brief und Siegel — er dürfte, wie jener Kirchenvater, sagen, „er würde Einen nicht anlügen und wenn er den Himmel damit gewinnen könnte;" und doch hat Sir Harry Hargrave schon sechsmal in seinem Leben baare fünftausend Pfund dreihundert Wählern in Cornwall bezahlt, die, wie er wußte, insgesammt den Bestechungseid (bribery oath) ablegen würden, daß sie nicht einen Schilling von ihm bekommen hätten. Den Lügner würde er nimmermehr machen, sagt Ihr; und doch macht er dreihundert Menschen zu Meineidigen! Getroffen; und wenn Ihr versucht, an dieses Spiel mit falschen Schwüren zu rühren, so wird er sich Euch bis zu seinem letzten Athemzuge widersetzen: allein wer dürfte ihn darüber schelten — „er ist ja nur der ehrwürdigen Verfassung seiner Altvordern treulich zugethan!" Sir Harry Hargrave ist ein Muster von einem gebildeten Mann und ein ausgemachter Gelehrter; und doch ist er einer der unwissendsten Menschen, die Einem nur vorkommen können. Sein Kopf ist voll von den seltsamsten Irrthümern; eine wahre Monmouth-Straße*) voll der veraltetsten Vorurtheile: fällt einmal ein Lichtschein der Wahrheit auf ihn, so wirkt er in seinem gewohnten Gedankengang so störend, wie ein verirrter Sonnenstrahl in einem Keller voll Fledermäuse. Er genießt bei seinen Bekannten den höchstmöglichen Ruf der Weisheit und Tugend: er gilt für den allerzuverlässigsten Menschen unter der Sonne! Zuverlässig! — Ja, als Parteimensch!

Tom Whitehead**) ist eine ganz verschiedene Person; er ist klug, scharfsichtig, schlau, hat lange in Paris gelebt. Er lacht über das Alterthum; er hat nichts Poetisches in seiner Natur; er glaubt an keine Tugend; nach ihm „sind alle Menschen Lügner." In seinen jüngern Jahren war er ein arger Spieler; er denkt und spricht aufs Zuchtloseste von dem weiblichen Geschlecht; er hat sein halbes Vermögen durchgebracht; er ist in seinen Staatsansichten ein Liberaler, und schwört zu Lord Grey's Fahne. Sein Vater war ein Whig; und die letzten zwanzig Jahre der schwatzte er immer vom „Geiste der Verbesserung." Er ist in den Klubs gar gern gesehen; ein ehrlicher Kerl, weil er so frank und frei über anderer Leute Ehrlichkeit lacht. Er ist ein halber Atheist, weil er es für Scheinheiligkeit hält, mehr als ein halber Glaubender zu seyn. Religion ist indessen eine recht gute Sache fürs Volk; das, nach seiner Meinung, trotz dem, daß er immer von Aufklärung schwatzt, ein kluger Staatsmann über die Reformbill hinaus ja nicht hellsehend werden lassen darf. Er ist fürs Fortschreiten bis zu einem gewissen Punkt — bis nämlich seine Partei ans Ruder kommt; dann wird er ein Erhaltungsmann (conservative) — damit seine Partei nicht vom Ruder kommt. Er hat wohl da einen Einfall gehabt, alte Vorurtheile aus seinem Kopfe

*) Straße in London, wo hauptsächlich die mit alten Kleidern u. dergl. handelnden Trödler und dergleichen Leute wohnen.

**) Wörtlich: Thomas Weißkopf.

fahren zu lassen, sich aber nie die Mühe gegeben; ihre Stelle mit neuen Grundsätzen auszufüllen; er hält sich für gewaltig aufgeklärt, weil er die Gebrechen anderer Leute sieht; er ist höchst unwissend, weil er nie über seine eigenen nachgedacht hat. Er ist eine Art Volksfreund; allein nur von dem Theil des Volks, „der Etwas hat;" — vor der „Canaille" hat er einen gewaltigen Abscheu. Wie Robert Hall*) vom Bischof Watson sagte, „er heirathete die Staatstugend in seiner Jugend, hat aber seitdem immer mit seinem Weibe in Hader gelegen." Seine Partei hält ihn für den geradsinnigsten Menschen von der Welt; denn er stimmte niemals gegen sie, und wird's auch nie.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der bekannte, in diesen Blättern oft erwähnte Ram Mohun Roy, starb nach kurzem Krankenlager am 27 September zu Stapleton Grove bei Bristol. Er kam noch vor Beginn der einzuleitenden Untersuchungen in Betreff der Erneuerung der ostindischen Charte nach England, um die nöthigen Nachweisungen zu ertheilen, und die Interessen seiner Landsleute durch Ansprechung eines freien Verkehrs mit Indien zu befördern; sein Rath war bei dieser Angelegenheit bekanntlich von großem Nutzen. Während seines Aufenthalts in England war er, da ihm das Klima durchaus nicht zusagte, stets kränklich, und litt augenscheinlich an jenen Ergießungen der Galle, die eine Folge des krankhaften Zustandes des Magens zu seyn pflegen, ein Leiden, das seinen Grund in der gegen die seines Vaterlandes um so viel dichtern Atmosphäre Englands hatte. Er war ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, schrieb und sprach das Englische mit Leichtigkeit, Korrektheit und sogar Zierlichkeit, und benahm sich überdieß mit so viel Anstand und Bescheidenheit, daß er auf Alle, die ihn sahen oder sprachen, den angenehmsten Eindruck machte. Die angesehensten Leute suchten seinen Umgang, aber dennoch änderte er, obschon er eigene Equipage hielt, nicht das Mindeste in seiner einfachen Lebensweise, noch wollte er im geringsten von seinen religiösen Meinungen abweichen. Er besuchte regelmäßig die Kirchen der Unitarier in Hackney, Moorfields, Esserstreet oder Regentstreet, wo er während des Gebets stets in gebeugter Stellung verharrte und die Predigt mit der größten Aufmerksamkeit anhörte. Einer der vertrauteren Freunde des Verstorbenen gibt noch folgendes Nähere über ihn an: „Er war ein Bramine der höchsten, oder vielmehr der in Bengalen dafür gehaltenen Klasse, das heißt, seine Vorfahren stammten nicht aus Bengalen, sondern aus Audh, und er war ein Abkömmling eines Braminengeschlechts, das noch vor der mohammedanischen Eroberung aus dem letztern Lande nach Bengalen kam. Ram Mohun war der Schöpfer seines eigenen Glücks, indem er sich aus einer sehr niedern Sphäre emporgeschwungen hatte. Er verstand das Persische und Arabische sehr gut, und besaß ziemliche Kenntnisse in der hebräischen und den indischen Sprachen; des Sanskrit, des hinduschen und hindustanischen war er vollkommen mächtig. Seine Kenntniß der englischen Sprache war um so ausgezeichneter zu nennen, als er bereits zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt war, bevor er sich mit ihr beschäftigte und nie einen Lehrer hatte. Ram Mohun war der erste Hindu von Erziehung, der seinen Unglauben an die Hindureligion öffentlich bekannte, und viele Tausende folgten ihm nach. Er nahm indeß nie eine der christlichen Konfessionen an, und die Behauptung, er sey Unitarier gewesen, ist irrig. Bischof Heber bezeichnete ihn und seine Anhänger als atheistische Braminen, allein dieß ist eine Verläumdung, denn Ram Mohun war ein reiner Deist und glaubte an Gott und dessen Einheit. In politischer Hinsicht war er ein Republikaner, oder vielmehr, was man jetzt in England einen Radikalen nennt. Ram Mohun war in London der akkreditirte Agent des großen Moguls, und es hatte ihm eben geglückt, zu dem diesem gestürzten Fürsten bewilligten Gehalt einen Zuschuß von 50,000 Pfd. St. zu erwirken. Die Bedeutung der seinen Namen bildenden sanskritischen Worte ist: Der dem Rama Theure, von königlicher Ankunft."

*) Einen interessanten Aufsatz über das Leben und die Werke dieses geistreichen, für alles Edle und Sittliche feuereifrigen „Dissenters" gibt das Märzheft 1833 von Taits Edinburgh Magazine.

Ein Büchsenschmied zu Ixelles in Belgien, Namens Montigny, hat in Gegenwart mehrerer Offiziere einige sehr glückliche Versuche mit einer Muskete von neuer Konstruktion gemacht, für die er ein Patent nahm. Die Ladung wird hinten eingesetzt. Er lud und feuerte 21 Mal in drei Minuten, während drei geübte Schützen ihre Büchsen mit einander nicht mehr als 14 Mal in derselben Zeit luden.

*

Die so bekannten Gewürznelken sind die unaufgeblühte Knospe eines ostindischen Baumes, der rücksichtlich der Höhe der paarweis beisammen stehenden, länglichen, breiten, lanzenförmigen und glänzend grünen Blätter viele Aehnlichkeit mit dem Lorbeerbaum hat. Die Blüthen hängen an der Spitze der Zweige in Büscheln beisammen, und der Kelch ist in vier kleine zugespitzte Segmente abgetheilt. Die Blüthenblätter sind klein, zugerundet und von bläulicher Farbe. Der Anbau des Gewürznelkenbaumes war vormals eine der vorzüglichsten Beschäftigungen der holländischen Kolonisten auf den Molukken oder Gewürzinseln, und man hat behauptet, daß die Holländer, um sich das Monopol des Gewürznelkenhandels zu erhalten, diesen Baum auf allen übrigen Inseln ausrotteten, und den Anbau einzig auf Ternate beschränkten. Allein im Jahre 1770 und 1772 wurde der Anbau von Gewürznelken und Muskatnüssen auf die französischen Inseln und Bourbon ausgedehnt, und folglich auch in einigen der Kolonien von Südamerika eingeführt. Zu einer gewissen Zeit im Jahr trägt der Gewürznelkenbaum eine große Menge Blüthen; haben diese dann ungefähr eine Länge von einem halben Zoll erreicht, stehen die vier durch die Einschnitte am Kelch gebildeten Punkte heraus, falten die Blüthenblätter sich in deren Mitte zusammen, und bilden einen kleinen Knopf, ungefähr von der Gestalt einer Erbse, so ist die Blüthe zum Einsammeln reif. Dieses Geschäft wird vom October bis Februar vorgenommen, und zwar theils mit der Hand, theils mit Haken, theils werden aber auch die Blüthen mit Bambusstäben abgeschlagen. Man breitet dann entweder Tücher unter dem Baum, oder mäht das Gras ab, und läßt die herabgeschlagenen Blüthen auf den Boden fallen. Dann werden sie durch Rauch von Holzfeuer und später an der Sonne getrocknet. Gleich nach dem Einsammeln sind sie röthlich, nach dem Trocknen aber dunkelbraun. Frischgebrochen geben die Gewürznelken, wenn sie gepreßt werden, ein starkriechendes, dickes und röthliches Oel, aus dem man das in den Apotheken sich findende helle und reine Nelkenöhl gewinnt. Ein aus den Gewürznelken bereiteter Syrup war bei unsern Voreltern eine Art Universalmedizin.

*

Die nordische Biene theilt eine Angabe über das in der ersten Hälfte dieses Jahres in den uralischen Bergwerken gewonnene Gold und Platina mit:

	Pud.	Pf.	Sol.
An Gold wurde gewonnen in			
4 kaiserlichen Bergwerken . . .	75	15	$84\,^{4}/_{9}$
15 Privatbergwerken . . .	105	5	32
	180	18	$66\,^{4}/_{9}$
An Platina in			
2 kaiserlichen Bergwerken . . .	—	2	$54\,^{56}/_{96}$
4 Privatbergwerken . . .	80	13	$86\,^{56}/_{96}$
	80	15	$91\,^{1}/_{10}$

Von dieser Masse sind 79 Pud 2 Pfd. $18\,^{7}/_{16}$ Sol aus dem einzigen Bergwerke von Inschetal, das den Erben Demidoffs gehört. Ein anderes, der Gräfin Polier gehöriges Bergwerk lieferte 1 Pud 9 Pfd. $52\,^{5}/_{6}$ Sol. Die vier übrigen zusammen also nur wenige Pfunde.

*

Am verflossenen 4 (16) Julius d. J. fand im Gouvernement Tobolsk bei dem Dorfe Nachratschin eine bemerkenswerthe Naturerscheinung statt. Um drei oder vier Uhr Nachmittags erhob sich von Westen her eine Wolke, aus der bei starkem Sturm und Regen ein Hagel in der Größe von Gänse-Eiern herabschoß, und zwischen hinein fielen auch wirkliche Steine von vier Kubikzoll und darunter, welche in dem Dorfe Nachratschin alle Scheiben zerschlugen und an Bäumen und Früchten großen Schaden anrichteten. Von Tobolsk sind es nach dem genannten Dorfe im Winter 500, im Sommer 600 Werste.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 294. 21 October 1833.

Phrenologische Gesellschaft in Paris.

Die Phrenologie hat zum Gegenstande, die Prinzipien der Handlungen des Menschen, das Geheimniß seiner Laster und Tugenden zu enthüllen; sie gründet sich auf die Wahrheit, daß die moralischen und intellektuellen Erscheinungen sich nur unter gewissen Bedingungen physischer Organisation äußern können; ferner auf die andere Wahrheit, daß die Abwesenheit des Gehirnes alle diese Erscheinungen zerstört. Ihre Aufgabe ist, zu ergründen, mit welchen Modifikationen des Gehirnes die unermeßlichen Abweichungen der Intelligenz in entsprechender Verbindung stehen. Zu dem Ende fängt sie damit an, die Meinung zu beseitigen, nach welcher das Gehirn nur eine einzige Masse wäre, und stellt das große Prinzip der Mehrheit der Gehirnsorgane auf. Die phrenologische Lehre hat den berühmten Gall zum Stifter; sie wurde später durch die Sorgfalt von Spurzheim verbreitet. Heute, wo sie durch zahlreiche Kritiken verfolgt, noch empfindlicher durch die Gleichgültigkeit vieler Gelehrten verletzt, gleichwohl aber durch zahlreiche, wenn auch nicht stets sehr glänzende Bekehrungen genährt wird, hat sie zum besondern Organ und Vertreter eine Gesellschaft in Paris, welche vor einigen Tagen ihre dritte Jahressitzung gehalten hat. Napoleon und Cuvier hatten keinen Geschmack für die Phrenologie: Cuvier fand das Gebäude von Gall im seiner Grundlage zu schwach, und Napoleon, welcher das Phantom der Ideologie stets verfolgt hat, sah in den Phrenologen etwas nicht weniger Entsetzliches, eine Sekte grober Materialisten. Allein die Phrenologen antworten auf Cuvier und Napoleon in geschickter Weise; sie befühlen den Hirnschädel des einen und des andern, und schwören, daß dort die Bestätigung aller ihrer Ansichten liege; sie verzeihen Napoleon und Cuvier, weil sie herrliche phrenologische Subjekte sind.

Hier folgen einige der Gegenstände, welche in der letzten Sitzung abgehandelt worden sind:

Ein Individuum, welches mit einer Entzündung der Eingeweide behaftet war, und bei dem man eine auffallende Entwicklung des Gehirn-Organes der Töne bemerkte. Dieses Individuum überließ sich während seiner Krankheit Gesängen von erstaunenswürdiger Stärke und Rüstigkeit, während es für jedes andere Ding in einem Zustande gänzlicher Abspannung war; es behielt keine Erinnerung, gesungen zu haben, und läugnete es sogar.

Mehrere Köpfe in Gyps abgebildet sind der Gesellschaft geschenkt worden; sechzig wenigstens, wovon die Hälfte in furchtbarer Mißgestaltung, waren auf dem Schreibtische aufgelegt; der größere Theil war Gegenstand von Erklärungen und diente zur Rechtfertigung der Lehre. In dem Kopfe von Saint-Amand Bazard, einem der Chefs des Sanct-Simonismus, fand Broussais alle Merkmale eines Mannes von Thatkraft, Beharrlichkeit Intelligenz, Achtung seiner selbst. Der Neger Eustache, welcher im vorigen Jahre, 69 Jahre alt, gestorben ist, nachdem er zuvor den ersten Tugendpreis erhalten hatte, gibt in seinem ganzen Leben die merkwürdigste Vereinigung von Handlungen der Hingebung; das Organ des Wohlwollens ist bei ihm hervorstechender als auf irgend einem andern Hirnschädel, den die Phrenologen beobachtet haben; er zeigt eine wahre Monomanie von Wohlwollen an, oder, wie man sich im Institut ausdrückte, eine unverbesserliche Großmuth. Bei dem berüchtigten Caréme erkannte Broussais als sehr ausgesprochen die Organe der Idealität, der Achtung für sich selbst und des Verlangens nach Beifall. Dieses nämliche Organ der Idealität fand sich auch bei Maria von Weber, dem berühmten Komponisten, jenes der Beharrlichkeit bei dem großen geschickten Tonsetzer Hérold.

Drei Köpfe von Kriminal-Verurtheilten gaben Anlaß zu interessanten Verhandlungen.

Benoit, welcher am 30 August 1832 im Alter von 20 Jahren als Mörder seiner Mutter und seines Freundes, des jungen Formage hingerichtet wurde, war verschmitzt, kalt, argwöhnisch; er hat den Schlaf seiner beiden Schlachtopfer benützt, um sie zu ermorden; sein Gehirn war merkwürdig durch eine sehr breite Basis, Zeichen der Vorherrschaft der Leidenschaften über die Intelligenz; bei ihm war das Organ der Festigkeit und jenes der Vorsicht ungeheuer. Régez, der Mörder von Ramus, war ein Raufer von Gewerb nach dem was Broussais sagt (der Assisenprozeß scheint indessen hierüber keine Beweise geliefert zu haben); er schlug sich, er tödtete ums Geld, er reizte durch eine Ohrfeige einen Menschen, den man ihm bezeichnete, und seine Gewandtheit machte, daß die Zahl der Opfer jener seiner Duelle gleich stund; er hatte deren bereits acht gehabt, d. h. er hatte acht Mordthaten begangen, als Ramus verschwand. Am egaT

nach dem Verbrechen verließ Regez Paris und gelangte an die Gränze. Hier erfuhr er, daß sein Sohn im Gefängniß sey, beunruhigt und verdächtigt; alsbald kehrt er zurück, um seinen Sohn zu rechtfertigen; auf diese Weise konnte die Justiz seiner habhaft werden. Welches war der Zustand seines Gehirnes! Wohlwollen: Nichts; Intelligenz unterdrückt durch die instinktiven Massen, Habsucht, Schlauheit, Festigkeit, Vorsichtigkeit, und was noch? das Organ der Kinderliebe sehr ausgesprochen.

Neun Schädel von Selbstmördern wurden durch die phrenologische Gesellschaft untersucht: jener von Saint-Simon, jener eines Studirenden der Medizin, der Saint-Simonianer war, jene von drei Weibern, und endlich jene von den drei Männern, welche sich durch freiwillige Nahrungsentziehung getödtet haben. Der eine hatte schon mehreremale seine Tage abkürzen wollen; er hat alle Nahrung zurückgewiesen, welche man ihm mit Gewalt beibringen wollte: nach einem verlängerten Kampfe unterlag er. Der Zweite, in der Furcht, daß ein Verbrechen, welches er begangen, ihn aufs Schaffot bringen werde, ertrug während 69 Tagen den Hunger und den Durst, und starb erst nach dieser Agonie von länger als 2 Monaten. Der dritte war ein Soldat, welcher mehr als 30 Tage gelitten hatte. Bei diesen neun Individuen bemerkte man als ausgesprochen: die Organe der Festigkeit, der Zerstörung, des Muthes, des Verlangens nach Beifall; die Liebe zum Leben und die Hoffnung waren beinahe ausgestrichen; jedoch war das Organ der Liebe des Lebens bei dem Manne, welcher 69 Tage der Qual ausgestanden hatte, im gewöhnlichen Zustande: dieß rührte daher, daß er sich nicht aus Verzweiflung getödtet, sondern aus Furcht, seine Kinder möchten, falls er zum Tode verurtheilt würde, seiner Erbschaft beraubt werden.

(Schluß folgt.)

Briefe deutscher Auswanderer aus Nordamerika.

Zweiter Brief.

(Schluß.)

Unsere Lebensart ist folgende: Morgens stehen wir mit dem beginnenden Tage auf, und verrichten irgend eine Nebenarbeit, bis wir zum Frühstück gerufen werden: dieß geschieht gewöhnlich um 5½ Uhr. Unser Frühstück besteht aus Milch und Welschkornbrod, früher bestand es aus den Ueberbleibseln des Abendessens, oder manchmal aus Waldfrüchten. Nach dem Frühstück gehen wir an die wichtigste Tagesarbeit, die gegenwärtig der Bau des Mais ist, der nunmehr gehackt wird. Um 12 Uhr machen wir Mittag. Unser Essen besteht meistens in grünen Erbsen, Bohnen oder in sonstigem Gemüse, in etwas Wildpret, Fischen, gutem Wasser und Maisbrod. Bevor der Garten in vollem Ertrag war und als er nur so viele Pflanzen enthielt, als wir zur nächsten Aussaat bedurften, ging es uns wie dem Tantalus; wir hatten die schönsten Pflanzen vor uns und durften sie nicht essen. Während des Nachmittags ruhen wir aus, denn es ist alsdann sehr heiß. Diese Zeit verwenden wir, um das Tagebuch und die Wirthschaftsbücher zu schreiben, um Plane zu entwerfen und Berechnungen anzustellen. In diesem Augenblick nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit die Fertigung des Melonenzuckers in Anspruch. Abends ist die Arbeit nicht so bedeutend; Morgens von 4 bis 12 geschieht das Meiste. Vor dem Nachtessen waschen wir die ermüdeten Glieder mit frischem Wasser, worauf uns ein Gericht gekochte Brombeeren, die der Gesundheit sehr zuträglich sind, oder eine Schüssel Gurkensalat, Kartoffeln etc. vortrefflich schmecken. Dürre Bohnen erhalten wir schon dieses Jahr mehr als 10 Familien verzehren können. Nach dem Abendessen sitzen wir eine Zeit lang vor der Hausthüre, unterhalten uns von euch und sprechen den Wunsch aus, euch recht bald bei uns zu sehen. Mit der Nacht geht es ins Bett. Wir haben im zweiten Stock, welcher mit sauber abgehobelten Pappelbrettern gedielt ist, zwei nette Bettstellen stehen, die mit gutem weichem Bettzeug versehen sind. Unsere wenigen Möbel sind auf deutsche Art von weißem Pappelholz, das sich sehr gut bearbeiten läßt, und sich schön ausnimmt, verfertigt. Im untern Stock befindet sich noch eine dritte Bettstelle für die Magd; da steht auch ein Schreibtisch, ein Büchergestell, ein Speikästchen, Stiefelzieher und sonstige kleine Möbel, die wir uns bereits angeschafft haben. Samstags baden wir uns in einer Bütte voll Wasser, die Magd reinigt die Wäsche und putzt die Zimmer. Die größte Reinlichkeit auf dem Körper wie in der Wohnung hat hier einen besonders wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit. Sonntags benutzen wir die Ruhe um Plane zu entwerfen. Gegenwärtig arbeiten wir an dem Modell einer Windmühle von Holz, die den Winter über, wenn wir Zeit haben, gemacht werden soll. Die Zeichnung dieses Modells ist in der Encyklopädie enthalten, die wir mitgenommen haben. Sind wir damit fertig, so nehmen wir wieder etwas Anderes vor, was Werth für uns hat, als da sind, das Urbarmachen und Besäen neuer Ackerstücke, Quellen und Werkholz aufsuchen, Zeichnen, Fischen, Jagen u. s. w. Unser Garten wird mit jedem Tage schöner; von den deutschen Sämereien, die wir von Koblenz, Mainz, Rotterdam und New-York mitgenommen, haben wir schon reifen Samen erhalten. Porch, Senf, Kresse, Rettig, Zuckererbsen, grüne Erbsen, säen wir schon in größeren Quantitäten, da sich deren Aussaat verzwanzigfacht hat. Die zweite Saat ist noch besser als die erste aufgekommen, nachdem durch den Anbau der Boden lockerer und milder geworden war. Ich glaube wir haben mehr als 30 Sorten guter Gartengewächse, die in hiesiger Gegend noch nicht bekannt sind; unter diesen gedeihen die Spargeln ganz besonders. Aus Holland brachten wir eine äußerst schätzbare Bohnenart mit; sie trägt ganz unglaublich, 100 der schönsten Bohnen bekommen wir von einigen Pflanzen. Holländische Erbsen haben wir auch schon geerntet und einen Theil wieder gesetzt. Den Samen der Artischoken so wie des Kerbels haben wir leider verloren. Wir besitzen auch deutsche Aprikosen, die sehr gut fortkommen. Es ist uns sehr leid, daß uns deutscher Kartoffelsamen fehlt; die Kartoffeln sind hier ausgeartet, nur durch Samen können sie wieder veredelt werden. Linsen haben einen schlechten Fortgang. Die deutschen Ansiedler in Kentucky behaupten, sie kämen gar nicht auf. Die Zwetschgen sollen ausarten; die von uns gesetzten Kerne sind indessen auf-

gegangen, und zwar besser als am Rhein. Den nächsten Herbst säen wir Weizen, welchen wir gegen Mais eintauschen, und wenn es zu haben ist, auch Korn, welches man hier antrifft. Gerste gibt es keine hier, doch kann man sich dieselbe ohne große Kosten verschaffen. An Verschönerungs-Projekten fehlt es uns auch nicht, doch ist es noch nicht an der Zeit, sie auszuführen. Früher gab es in hiesiger Gegend Bären, Wölfe, Büffel, Vielfraße u. s. w., allein sie scheinen mit den Indianern ausgewandert zu seyn. Ein Wolf ist hier so selten wie in den deutschen Wäldern. — Dem strengen Recht nach war es ein großer Gewaltstreich, die Indianer aus ihren alten Wohnsitzen, aus Kentucky, Tenessee und Mississippi zu vertreiben; nach den Ansichten der Amerikaner gibt der Ackerbau und die Kultur, ohne welche der Mensch sich nicht vervollkommnen und seine Bestimmung erreichen kann, das erste Recht (summum jus civilisationis). Dieß ist aber nur das verkappte Recht des Stärkeren. Die wahre Gerechtigkeitsliebe befördert die Civilisation mit Hülfe der Aufklärung, und nicht wie Mohamed mit Hülfe des Schwerts. In Folge der erlittenen Verfolgungen ist die Zahl der Indianer in ganz Nordamerika auf 300,000 herabgesunken. Bald werden sie ganz verschwunden seyn. Diejenigen, welche in den Südstaaten wohnten, sind nun alle nach Merito verdrängt worden. In unserer Gegend, wo sie noch vor zwei Jahre haus'ten, sind sie ebenfalls verschwunden. Einige ausgehöhlte Steine um Mais zu zerdrücken, und Grabmäler von erschlagenen Weißen, die sich in ihre Nähe wagten und von ihnen ermordet wurden, sind die einzigen vorhandenen Spuren ihres früheren Daseyns. Groß sind die Gräuel, welche die von Rachsucht entflammten Indianer, namentlich in den 4 Kantonen jenseits des Tenessee (West-Kentucky) verübt haben! Sie klopften an die Thüren ihrer weißen Nachbarn, und wußten unter mancherlei Vorwänden diese zu bewegen, aus ihrer Behausung zu treten, oder das Fenster zu öffnen. Kaum hatte der unvorsichtige Ansiedler den Kopf hervorgestreckt, so spalteten sie ihm denselben mit der Axt und zogen ihm die Haut ab. Durch einige Soldaten werden sie leicht in die Flucht gejagt; offen und männlich dem Feinde entgegenzutreten verstehen sie nicht. Sie besitzen mehr List als Muth, und ihre so sehr gerühmte Seelenstärke vermag fast nie einem Glas Branntwein zu widerstehen. Alle Verbrecher, denen es gelingt zu entkommen, lassen sich bei den Indianern nieder, die in ihnen Leidensbrüder ersehen. Wie nachtheilig eine solche Gesellschaft auf ihre Moralität wirken muß, bedarf keiner Erwähnung. Sie sind nicht mehr, was sie vor zwanzig Jahren waren; 50 Jahre später gibt es vielleicht keine mehr in der Union. Alle Laster der Europäer nehmen sie an, und das Gute und Schöne, was Kunst und Wissenschaft erwecken, stoßen sie von sich. Mag es immer angenehm seyn, sich die Winterabende am Kamin mit Coopers Erzählungen indianischer Waffenthaten zu verkürzen, aber sie in der Nähe zu wissen, ist mehr als unheimlich, wenn auch viele ihnen den Namen der freundlichen Indianer beilegen. Vergesse man doch nie, daß es auch zahme Tiger gibt; läßt aber der Zufall sie Blut riechen, so erwacht sogleich die alte Mordlust wieder. Wohl uns, daß die Indianer vertrieben und 500 Meilen jenseits des Mississippi und Ohio zurückgedrängt sind. Ich schließe mit dem Wunsch, daß ihr so bald als möglich kommen möchtet; wenn ihr euch auch morgen einschiffet, so findet ihr keine Wildniß mehr.

P. S. Sollte die hessische Auswanderungs-Gesellschaft in Gießen wirklich zu Stande kommen, so macht sie doch aufmerksam auf die höchst günstige Lage von Paducat. Es sind noch mehr als 100,000 Acres hier für 1 fl. 15 kr. bis 2 fl. 30 kr., und wie ich neuerdings vernommen, auch noch viele 1000 andere von der Regierung für 38 kr. zu kaufen, alles vortreffliches Feld, wie ich schon früher gemeldet habe.

Uebersicht der i. J. 1832 in der Stadt und im Königreich Neapel unternommenen Vaccinirungen.

Jeder der beiden Prospekte enthält vier Kolumnen, in der ersten die Zahl der Geburten, in der zweiten die der Vaccinirungen, in der dritten das Verhältniß der letztern zu den erstern, und in der vierten die Anzahl der durch die Vaccine geretteten Leben, wobei angenommen wird, daß unter 100 Vaccinirungen je 17 wirklich Lebensrettungen gewesen sind.

I. Stadt Neapel. Von 17,002 gebornen wurden 7958 vaccinirt. Das Verhältniß, in welchem die verschiedenen Stadtviertel dabei betheiligt sind, ist sehr verschieden. So z. B. kommen in dem Viertel S. Giuseppe 95% vaccinirte auf 100 geborne, dahingegen in dem bei Mercato nur 12%. Beide liegen in der alten Stadt, und kein auffälliger Grund dieser großen Verschiedenheit ist zu entdecken.

II. In den 14 Provinzen des Königreichs diesseits des Faro kamen auf 219,261 Geburten 75,866 Vaccinirungen, wobei wieder, wie bei den Stadtvierteln Neapels, große Verschiedenheit unter den Provinzen sich kund gibt. Es kamen z. B. in Calabria Ulter. IIda. 76% Vaccinirungen auf 100 Geburten, und in Abruzzo Ulter. Imo. nur 9%. Im Ganzen betragen die Lebensrettungen nach obiger Annahme 12,889.

Beschreibung der Stadt und des Kreises Beresoff.

(Fortsetzung.)

Die Schamanen heißen bei den Ostjaken Diener der Altäre der Götter. Sie hören die Bitten der Gläubigen an, bringen sie vor das Götzenbild, und zeigen dann den Bittenden an, ob ihre Bitte angenehm ist oder nicht, und welches Opfer sie bringen müssen. Bei dem Vollzug der Opferceremonien kündigen sie abermals den Bittenden an, ob das dem Götzenbild dargebrachte Opfer genügt, oder ob es ein neues verlangt. Wenn es genügt, so verspricht er zugleich, die Bitte zu erfüllen, und gibt häufig auch die Anweisung, wie sie erlangt werden soll. Die Kunst Opfer darzubringen, die Gabe des Prophetenthums und ihre Würde vererben die Schamanen auf eines ihrer Kinder; hier gilt aber kein Erstgeburtsrecht, sondern nur die Fähigkeiten. Kinderlose übertragen das Recht an Freunde oder Schüler, deren Talente ihnen bekannt sind. Die Schamanen sind gar nicht einfältig, und benützen, wie es scheint, die besondere Ehrfurcht der Ostjaken und deren unbegränzten Glauben an sie; deßhalb ist es nicht zu verwundern, daß sie nach Willkür über ihre Gefühle und Begriffe und zugleich auch über ihr Vermögen gebieten. Die Ostjaken versammeln sich zu gewissen Zeiten zum Gottesdienste, der um 8 Uhr Abends anfängt und bis 2 Uhr Morgens dauert. Die Kinder laden dazu ein, indem sie von Jurte zu Jurte laufen und wie im Schrecken in verschiedenen Tönen laut schreien; dann kommen die Ostjaken in der zum Gottesdienst bestimmten Jurte zusammen. Beim Eintreten werfen sie sich dreimal vor dem Götzenbild nieder, und setzen sich dann auf der rechten Seite auf die Bank oder auf den Boden, reden mit ihren Nachbarn und beschäftigen sich überhaupt nach Gefallen. Die linke Seite der Bänke ist mit einem Vorhang bedeckt, hinter welchem die Weiber singen; auch diese werfen sich beim Eintritt dreimal nieder. Wenn Alle versammelt sind, macht der Schamane mit den unter dem Götzenbild vorher bereit gelegten Säbeln und Lanzen einen Lärm, gibt allen männlichen Anwesenden einen Säbel oder eine Lanze, er selbst faßt einen Säbel mit beiden Händen und stellt sich mit dem Rücken gegen das Götzenbild. Beim Empfange der gezogenen Säbel stellen sich die Ostjaken längs der Jurte in Reihen auf, und werfen sich dann Alle plötzlich dreimal nieder, wobei sie den Säbel oder die Lanze gerade vor sich hin halten. Der Schamane schlägt sodann mit seinem Säbel auf die der Anwesenden nach einander, dann erheben sie, wie auf's Kommando, plötzlich ein Geschrei in verschie-

denen Tönen, bald langsam, bald rasch auf einander, ohne daß Einer dabei sich um den Andern kümmerte, und bei jeder Wiederholung des Ausrufs: **Gal**, wackeln sie bald rechts, bald links, bald lassen sie Säbel und Lanze sinken, bald heben sie solche hoch empor. Dieß Geschrei und diese Bewegungen dauern ungefähr eine Stunde. Je mehr sie schreien und hin und her sich schwingen, desto bälder kommen sie in eine Art von Besinnungslosigkeit, und endlich werden sie so schwach, daß man sie nicht ohne Mitleiden ansehen kann; endlich schweigen sie, werfen sich wieder auf den Boden, und übergeben den Schamanen Säbel und Lanzen; dieser nimmt sie zusammen, und legt sie wieder an den Ort, wo sie vor dem Gottesdienste waren; die Ostjaken setzen sich dann wieder auf die Bänke und den Boden. Der Vorhang, welcher die Weiber verbarg, wird endlich aufgezogen, man fängt an, auf der Domra zu spielen, und Männer und Weiber eröffnen den Tanz. Dieser ist abwechselnd bald wild, bald lächerlich, bald ziemlich unzüchtig, und dauert geraume Zeit; auch geschieht es, daß um diese Zeit Possenreißer auf den Schauplatz treten, und in ihren Tänzen allerlei närrisches Zeug darstellen. Nun theilt der Schamane von neuem Säbel und Lanzen aus, die Ostjaken werfen sich wie früher zu Boden und sprechen ohne Unterlaß das Wort Gal aus. Zum Beschlusse stoßen sie mit den Spitzen der Säbel und Lanzen dreimal auf den Boden, übergeben solche dann dem Schamanen und kehren in ihre Jurten zurück. Bei der Geburt von Kindern und bei Hochzeiten beobachten die Ostjaken keine religiösen Feierlichkeiten; vor dem Begräbniß der Todten rufen sie den Schamanen herbei, welcher den Todten hin und her wendet, von allen Seiten betrachtet, und den zurückgebliebenen Verwandten verkündet, dieser oder jener Gott sey die Ursache des Todes, indem er seine Tugenden liebgewonnen, oder über seine Fehler sich erzürnt habe; nach den Kennzeichen, die er an dem Körper des Todten findet, sagt er den Verwandten sein künftiges Schicksal voraus. Auf dem Grabe des Entschlafenen werden die an einen Schlitten gespannten ihm gehörigen Rennthiere geschlachtet, und nebst dem Schlitten mit ihm ins Grab gelegt; auch legen sie eine Pfeife, Tabak, Feuerzeug und Schwamm, nebst einigen andern Hausgeräthschaften hinein, weil sie glauben, dieß Alles sey ihm durchaus nöthig; hieraus kann man zum mindesten schließen, daß die Ostjaken an die Unsterblichkeit der Seele glauben.

Die Ostjaken zahlen den Eltern der von ihnen gewählten Braut einen bedeutenden **Kalym**, was die Armen häufig der Annehmlichkeiten des Familienlebens beraubt. Bei Hochzeiten finden keine Ceremonien statt, der Bräutigam holt, wenn er den abgeredeten Kalym gezahlt hat, die Braut, und führt sie mit Rennthieren oder Hunden fort; hat er aber weder das eine, noch das andere, so spannen sich Verwandte oder Freunde selbst an den Schlitten, und führen die Braut aus der väterlichen Jurte nach der des Bräutigams; zu Fuße darf sie nicht gehen, wenn sie auch aus der Jurte des nächsten Nachbars genommen wäre. Sobald die Braut in die Jurte des Bräutigams gebracht ist, setzt man sie ins Eck auf die Bank und verhüllt sie mit einem Tuche; hier muß sie drei Tage sitzen, während der Bräutigam mit den Gästen schmaust. Nach Verlauf des dreitägigen Termins schlüpft die Braut aus ihrer Verhüllung hervor, und beschäftigt sich in ihrer Jurte mit der Wirthschaft, womit dann die Vermählungsfeierlichkeiten beendigt sind. Die Ostjaken, welche noch Heiden sind, haben je nach ihrem Vermögen eine bis sechs Frauen; eine leibliche Schwester darf man nicht heirathen, sonst steht aber keine Verwandtschaft der Ehe entgegen. Die Ostjaken stehen noch größtentheils auf der untersten Stufe der Bildung; ihre Götterbilder sind wenig von ihnen geachtet, denn sobald diese vermeintlichen Götter ihre Bitten nicht erhören, geben sie solche auf, werfen sie ins Wasser, oder überhäufen sie mit Vorwürfen, schlagen sie, ja zerstören sie völlig; von einer künftigen Vergeltung haben die Ostjaken keinen Begriff. Ihre Gottesverehrung kann man abtheilen in Verehrung der Natur und Verehrung von Personen. Zu der ersten gehören die Elemente und die Berge, die auch von den Bewohnern des Kaukasus, den Persern, Arabern, den alten Deutschen, den Mongolen, Peruanern und Buräten für Götter gehalten wurden; Flüsse und Quellen, wie bei den Indiern und Kamtschadalen; Wälder und Bäume, denen auch Slawen, Tscheremissen und Jakuten göttliche Ehre erweisen; Steine, wie bei den Syrern, Phrygiern und Lappländern, und Thiere, wie bei den Aegyptern und andern Nationen.

Ein anderer Stamm sind die **Samojeden**. Sie sind von kleinem, aber ungemein festem Körperbau, haben ein hübsches Gesicht, sind lebhaft und thätig. Diese wohlthätigen Geschenke der freigebigen Natur haben sie bis jetzt noch nicht verloren, was, wie es scheint, keinen andern Grund hat, als den, daß sie entfernt von den großen Straßen nomadisch umher ziehen, und wenig Gelegenheit haben, die Beispiele der Trägheit und Schwelgerei nachzuahmen, die schon einen sehr bedeutenden Theil der Ostjaken zu Grunde richteten. Die Samojeden gleichen den Asiaten nicht, weder in Gesichtsbildung, noch Sprache; diese letztere klingt dem Ohre sehr angenehm, und ihre Aussprache hat Aehnlichkeit mit der der Franzosen. Die Sicherheit, und in manchen Fällen auch die Gründlichkeit ihrer Urtheile läßt vermuthen, daß sie in frühern Zeiten ein gebildeteres Volk waren, oder stammen sie nicht vielleicht von Menschen ab, die in wohlgeordneten Gesellschaften lebten? Sie sind in mehrere Geschlechter abgetheilt, und haben unter sich gewählte Stammesälteste, in jedem Stamm einen, auch zwei und drei, welche einzeln die Angelegenheiten einer geringen Menschenzahl leiten. Diese Aeltesten versammeln die übrigen Samojeden ihres Stammes zu bestimmter Zeit, und machen sich mit ihnen auf den Weg, um den Tribut in die Aemter zu bringen, wohin es vorgeschrieben ist. Bei solchen Zusammenkünften werden alle Streitigkeiten, die sie unter sich haben, sogar Familienfeindschaften, der Entscheidung der Aeltesten unterworfen, die, da sie keine Gesetze haben, nach eigenem oder allgemeinem Urtheil sprechen; im Fall man sich nicht verständigen kann, und in zweifelhaften Fällen, wenden sie sich an den Stammfürsten, und wenn dieser nicht entscheidet, an den Beisitzer eines Distriktsgerichts. Die Hauptauszeichnung der Aeltesten besteht darin, daß sie für sich einen Tribut von 10 bis 20 Eisfüchsen zahlen, weßhalb sie auf samojedisch **arkajumir parte**, d. h. Leute von hohem Tribut, genannt werden. Die übrigen Samojeden bezeigen gegen sie, als ihre Oberhäupter, besondere Verehrung und Gehorsam. Sie führen ein nomadisches Leben, in dem sie je nach der Jahreszeit und ihren Geschäften stets von einem Ort zum andern ziehen. Sie machen diese Züge mit ihrer ganzen Familie, mit ihren Rennthierheerden, ihrer Wirthschaftseinrichtung, überhaupt mit ihrem ganzen Vermögen; aber auf ihren Zügen beschäftigen sie sich an wohlgelegenen Orten einige Zeit mit der Jagd der wilden Thiere und Vögel und mit dem Fischfang, sobald aber diese Beschäftigung nicht mehr einträglich ist, ziehen sie weiter. Ihre Züge erstrecken sich von dem uralischen Gebirgsrücken nach dem nördlichen Theile des beresoff'schen Kreises bis gegen Turuchansk und Jeniseisk. Ihre Wohnungen sind entweder Strohhütten oder Zelte aus zusammengenähten Rennthierfellen, die sie bei ihren Zügen von einem Orte zum andern auf besonders dazu gemachten Schlitten mitführen. Sie sind kegelförmig, und man steckt die Stangen, über welche die Felle hingebreitet werden, pyramidalisch in den Boden, wie die Soldaten ihre Gewehre. Im Innern werden an den Seiten niedere Tische angebracht, mit Binsenmatten und dann mit den Fellen alter Rennthiere belegt, und dienen auf diese Weise auch als Stuhl und Bettstatt. In der Mitte des Zeltes oder **Tschum**, wie sie es nennen, legt man zwei oder vier Scheiter Holz ins Quadrat, und darüber eine eiserne Platte, welche als Feuerherd dient; an diese befestigt man zwei Stangen, zwischen denen der Kessel mit den zu kochenden Speisen hin und her schwankt. Oben am Schirmdach wird eine Oeffnung gemacht, um den Rauch hinaus zu lassen; um dieß zu befördern, macht man unten eine zweite; wenn aber beim Einheizen ein starker Wind geht, so gewähren diese beiden Oeffnungen nur wenig Schutz gegen den Rauch. Die ganze Habe, Kleider, Thierfelle, Speisevorräthe u. dergl. legt man um die Hütte her auf Schlitten, einige Sachen werden mit Stricken zugebunden, das Uebrige nur mit Rennthierfellen bedeckt; denn der Eigenthümer dieser beladenen Schlitten legt sich nach des Tages Arbeit ruhig zum Schlafe nieder, und verläßt am andern Morgen die Hütte auf längere Zeit, ohne zu fürchten, daß der Nachbar ihn beneide und ihn der Früchte seiner Arbeit beraube. Dieß ist ein schöner Zug ihrer noch durch keine Laster verdorbenen Sittlichkeit. Trotz ihrer Entfernung von der Gemeinschaft mit den russischen Einwohnern dieses Kreises, trotz ihrer nomadischen Lebensweise, woraus jeder, der sie nicht gesehen hat, auf Rohheit des Verstandes und des Charakters schließen würde, sind die Samojeden doch für Aufklärung weit empfänglicher, als ihre Nachbarn, die Ostjaken.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 295. 22 October 1833.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Die Insel Bourbon.

Ihr Anblick ist düster, wild und majestätisch zugleich; die Berge, von röthlich-vulkanischer Farbe und auf ihren Höhen von aller Vegetation entblößt, gruppiren sich um den Mittelpunkt der Insel, wo sich die mit ewigem Schnee bedeckten, hohen Salazes erheben; die Küste, in Halbzirkelform, senkrecht abgeschnitten und sehr schwer zugänglich, hemmt gleichsam ihren jähen, von zahlreichen, bis zum Meer sich erstreckenden Schluchten durchfurchten Absturz. Vergeblich sucht das Auge die reizenden Prospekte von Ile de France; nachdem der Blick auf einigen Baumgruppen, angebauten Feldern und dicht an der Küste zerstreuten Wohnungen sich verweilt hat, trifft er wieder auf jene Massen mit scharfen, schneidenden Formen, deren Anblick Traurigkeit und unheimliche Empfindungen weckt. Obwohl das Wetter schön, der Himmel heiter und das Meer ruhig war, hatte doch der Anblick von Saint-Denis nichts Reizendes: die Küste ist dürr und mit Stücken von platten Steinen, Galets genannt, bedeckt; es sind dieß die Resultate der mit großen Kosten unternommenen Dammarbeiten, wodurch man die kleinen Schiffe und die beim Aus- und Einladen der auf der Rhede liegenden Handelsfahrzeuge gebrauchten Schaluppen gegen das Meer und die Stürme sichern wollte; jedoch der erste Orkan zerstörte dieses kostspielige Monument, und von dem Ganzen blieb nichts übrig, als ein kleiner Hafen, worin kaum ein Boot Platz hat. Seit der Zerstörung dieses Dammes ist der Ankerplatz, wo die Handelsschiffe liegen, noch unsicherer geworden; der Grund ist mit solchen Galets bedeckt, wo die Anker nicht leicht festen Boden fassen können, und häufig werfen, während der schönen Jahreszeit, wenn die Ebbe eintritt, ungeheure Wogen die Fahrzeuge an die Küste.

Ich befand mich in einer französischen Kolonie, und Alles schien fremd um mich; vergebens erwartete ich jene ehrenwerthe Gastfreundschaft, jenen entgegenkommenden, verbindlichen Empfang, den wir in Ile de France fanden und den die Marineoffiziere allenthalben, wo ihre Flagge erscheint, finden. Doch erhielt ich eine Entschädigung in der liebevollen Aufnahme, welche mir von Seite eines wohlhabenden, edelgesinnten Einwohners zu Theil ward, der aufrichtig das Glück der Kolonie, wo er geboren ist, wünscht, und eine vollkommene Kenntniß der Interessen des Landes besitzt. Er unterrichtete mich von den Fortschritten, welche die Kultur des Bodens seit einigen Jahren gemacht, über den gegenwärtigen Zustand und den nachtheiligen Einfluß eines Spekulationssystemes, das man in Bourbon mit einer eben so verderblichen Eile als auf Ile de France annahm. Dieselben Ursachen führten beinahe dieselben Wirkungen herbei, doch blieben sie weniger nachtheilig. Die Zuckerproduktion ist in Bourbon gleicherweise zum Schaden der übrigen Kultur, und besonders der zur Erzeugung der Lebensmittel bestimmten Felder, auf eine ungeheure Höhe gestiegen. Glücklicher Weise hat man die Kaffeepflanzungen nicht verachtet; sie bilden, während der Zucker ganz im Preise gefallen und die Gewürznelken keinen Absatz mehr finden, den bedeutendsten Handelszweig. Wenige Wohnungen haben ihren Herrn geändert; aber es gibt deren viele, welche, während der dem Zuckerhandel günstigen Periode, durch den Ankauf von Sklaven oder Grund und Boden ihre Pflanzungen allzusehr ausgedehnt haben, und nun mit drückenden Verbindlichkeiten belastet sind, deren sie, selbst in entfernter Zeit, sich kaum werden entledigen können. Die seit mehreren Jahren die Kolonie in der schlechten Jahreszeit verheerenden Stürme erschweren noch diesen schlimmen Zustand. Die kleine Anzahl der für die Ernährung der Sklaven bestimmten Pflanzungen wurde oft von Stürmen verwüstet oder von Bergströmen mit fortgerissen. Man mußte zu einem sehr hohen Preis den Reiß aus Indien oder Madagaskar beziehen, und oft ließen die Ladungen lange auf sich warten; endlich haben die zahlreichen Schiffbrüche den Ruin vieler Einwohner herbeigeführt. Alle diese unglücklichen Umstände zusammengenommen, brachten den Handel der Kolonie ganz herunter; ihre Verbindungen mit Indien sind fast null, und die mit China nur noch unbedeutend. Einige Ladungen Gewürznelken wurden jedes Jahr zu Macao gegen Produkte chinesischer Industrie umgesetzt; von da segelten die Schiffe nach Manilla oder Java, um Reiß für Bourbon als Rückfracht zu nehmen. Die letzten Expeditionen verunglückten alle, und waren die Ursache, daß man den Anbau der Gewürze ganz aufgab, obwohl ihre Verpflanzung in die Kolonie große Kosten verursacht hatte, und Vortheile versprach, welche durch die Rivalität von Sumatra und jene von Cayenne nun verloren gegangen sind. Die Nachbarschaft von Ile de France ist für die Kolonie ohne allen Ge-

winn; ein gegenseitiges Prohibitivsystem verhindert jeden Handel. Indessen liefert Bourbon seiner Nebenbuhlerin als Contrebande Kaffee, weil dessen Anbau nicht einmal mehr die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen vermag. Aus Madagaskar bezieht unsre Kolonie einen großen Theil der nöthigen Lebensmittel; darum sind sie auch sehr theuer, in geringer Quantität und von schlechter Beschaffenheit. Der Reisende, welcher in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts die Nachbarkolonien besuchte, mußte über die auffallende Verschiedenheit erstaunen, welche seit dieser Epoche in den Charakteren und Sitten ihrer Bewohner herrschte; sie scheint die Wirkung des heitern oder düstern Eindrucks zu seyn, welchen der Anblick des einen oder des andern Landes macht. Gleichwohl wurde Bourbon auch durch Franzosen bevölkert und hat vor dem Frieden von 1814, der es wieder an Frankreich brachte, nur einen Augenblick seinen Herrn gewechselt. Erst von dieser Epoche an spielte diese Insel eine etwas bedeutendere Rolle: bis dahin war sie nur ein vernachlässigtes Anhängsel ihrer glänzenden Nebenbuhlerin, die der Mittelpunkt des Handels und der Sitz des Gouvernements war. Damals hatte Bourbon noch nicht seine jetzige Bevölkerung; seine Produkte, ein vortrefflicher Kaffee und Zucker von geringerer Qualität wurden nach Port-Louis von Küstenfahrern gebracht, welche europäische Waaren dagegen austauschten. Eine glückliche Einfachheit herrschte auf der Insel, welche den Luxus nicht kannte, und der Fremde fand eine entgegenkommende Gastfreundschaft. In Wohnungen lebend, die, von einander getrennt, mitten in den Bergen lagen, mußte der Kolonist eine Rauhigkeit der Manieren, eine Heftigkeit des Charakters und eine ungewöhnliche Selbstsucht annehmen, als natürliche Folgen der Vereinzelung und des Mangels an Erziehung; aber wie viele herrliche Eigenschaften lagen hinter diesen Mängeln verborgen! Aufrichtig, loyal, seinem Worte treu, ist der Bourbonnese wegen seines Muthes und seiner Gewandtheit unter den Kolonisten von Ile de France berühmt, welche öfters unter schwierigen Umständen Schaaren dieser muthigen Freiwilligen zu ihrer Hülfe herbeieilen und den Feind zurücktreiben sahen. Sie sind unermüdlich; ihre Körper, durch die Jagd mitten in Schluchten und Abgründen abgehärtet, groß und wohl proportionirt; ihre regelmäßigen, von der Sonne gebräunten Gesichtszüge zeigen Entschlossenheit, und haben zu gleicher Zeit etwas Würdiges und Stolzes. Eine höhere Civilisation, ein lebhafter Handel, der Zufluß von Reisenden, die Sucht nach Luxus und Vergnügungen hatten auf Ile de France, wie fast in allen Kolonien eine Art von sorgloser Fröhlichkeit verbreitet, welche gern den Händen des Gouvernements allen Einfluß überließ. Bourbon dagegen, außer aller Beziehung zu Europa, durch den gefährlichen Zugang seiner Küsten und die wenigen Vortheile, die es den Kaufleuten bieten konnte, ganz isolirt, hatte alle Formen der ursprünglichen Verwaltung beibehalten, in welche das Ansehen eines nicht sehr einflußreichen Gouverneurs und eine schwache Garnison nur wenige Veränderungen brachten. Die ältesten und reichsten Familien der Insel übten in ihren verschiedenen Theilen einen die amtliche Gewalt ersetzenden Einfluß; sie lenkten die Meinung und das Betragen der Masse, deren Existenz und Interessen von den ihrigen abhingen, und nicht immer geschah es in einem den Interessen Frankreichs vortheilhaften Geiste. Die Eifersucht auf die benachbarte Insel, die Hoffnung aus einem Wechsel der Herren Vortheile zu ziehen, überlieferten fast ohne Kampf den Engländern im Jahre 1809 die Kolonie, ein Jahr später unterlag Ile de France nach einer hartnäckigen Vertheidigung den zahlreichen Streitkräften, welche später Java eroberten. Bourbon von Neuem unter den Einfluß seiner Nebenbuhlerin gestellt, gewann wenig oder nichts bei diesen Veränderungen; erst nach dem Frieden von 1814 verließ es die Dunkelheit, zu der es die Natur in stiefmütterlicher Behandlung für immer verdammt zu haben schien — und diese Kolonie, der Rest unsrer indischen Macht, wurde troz der Gefahren und Hindernisse, die sie der Schifffahrt entgegenstellt, der Mittelpunkt unseres Handels. In wenig Jahren konnten ihre Reichthümer und Produkte mit denen seiner unter der englischen Herrschaft stehenden Nachbarin den Vergleich aushalten.

(Fortsetzung folgt.)

Phrenologische Gesellschaft in Paris.

(Schluß.)

Nach Broussais nahm Foissac das Wort, er unterhielt die Gesellschaft von Casimir Perrier, Lamarque und von Cuvier. Sein Vortrag erhält mehrfachen Beifall. Auf dem Schädel von Perrier bezeichnete Foissac das Organ der Philogenitur, dessen Entwicklung in Verhältniß stand mit der Sorgfalt, welche er stets auf die Erziehung seiner Kinder verwendet hatte: das Organ des Muthes, jenes des Verlangens nach Beifall, jenes der Umsicht waren ziemlich wenig entfaltet; jenes der List war nichts.

Die Vergleichung und die Causalität zeigten sich sehr vorragend bei Perrier, und wir wissen nicht, ob dieß das System der Phrenologie unterstützt; Foissac glaubte es, denn er sah darin die Zeichen des überlegten, tiefen und rüstigen Geistes, welcher, nach seiner Ansicht, den ehemaligen Präsidenten des Ministerrathes auszeichneten. Was die *Veneration* angeht, die besonders von religiösem Glauben verstanden wird, so bemühte sich Foissac nachzuweisen, daß sie bei Perrier ein Beweis, nicht zwar der Frömmigkeit, denn er war kein Frömmler, allein mindestens seiner Liebe für die *Gesetzlichkeit* und das *Königthum* sey, indem das Organ der Veneration sich eben so gut auf diese beiden irdischen Dinge, als auf die Gottheit selbst beziehe!?

Der Hirnschädel von Lamarque zeigte alle Eigenschaften eines großen Feldherrn: Muth, Umsicht, Schlauheit, unerschütterliche Festigkeit, Verlangen nach Beifall. Zugleich bemerkte man daran das Organ der Idealität und des politischen Talentes, Zeichen seiner glänzenden Beredsamkeit; immerhin, sagte Foissac, waren die Worte Lamarques als Deputirter von den Erinnerungen des Generals angefüllt; mitten durch die friedlichsten Reden des Gesetzgebers sah man die Degenspitze des Kriegsmannes.

Nach der Revue britannique macht die Phrenologie, die wegen ihrer materialistischen Tendenz in Deutschland wenig Anklang fand, und in Frankreich zwar anfänglich mit vielem Eifer ergrif-

sen, aber später wieder vernachlässigt worden (die Berichtigung dieser Ansicht ergibt sich aus vorstehender Mittheilung über die diesjährige Sitzung der Gesellschaft), in England große Fortschritte; sie zählt hier eine große Anzahl enthusiastischer Anhänger; sie hat ihre öffentlichen Kurse, ihre Akademien und ihre Journale. Als Spurzheim die Phrenologie auf englischen Boden verpflanzte, hatte er die Gewandtheit, diese Wissenschaft unter einer neuen und den religiösen Begriffen dieses Landes entsprechenden Gestalt darzustellen. Seine erste Sorge war, ihren moralischen und metaphysischen Theil so zu formuliren, daß er keine Bedenken verletze, an kein Vorurtheil anstoße; übrigens war der politische und anwendbare Theil dieser Theorie zu reizend, als daß die Engländer sie nicht hätten umfassen sollen. Vereinigt man mit diesen Gründen die natürliche Hartnäckigkeit des Nationalcharakters, welcher ein Ding niemals zur Hälfte bloß unternimmt und sich nicht leicht entmuthigt, so wird man eher die Fortschritte begreifen, welche die phrenologische Wissenschaft in England gemacht hat.

Man zählt jetzt in dem vereinigten Königreiche 28 Gesellschaften, welche sich speziell mit Forschungen in der Phrenologie beschäftigen: 22 in England, 4 in Schottland und 2 in Irland. Außerdem beschäftigt sich der größere Theil der medizinischen Gesellschaften in London häufig mit Fragen der Phrenologie, und es gibt in England wenig wissenschaftliche Zirkel, in welchen nicht die Phrenologie häufig ein Gegenstand der Diskussion wäre. Diese verschiedenen Gesellschaften publiziren Memoiren, und haben zum offiziellen Organ das Edinburgh phrenological journal, welches monatlich einmal erscheint. Nebstdem werden von dem Doktor Combe, von Herrn Chenenevix und Herrn Makenzie geschätzte Werke herausgegeben.

Folgende sind die merkwürdigsten phrenologischen Sammlungen der drei Königreiche: die Gesellschaft von London besitzt ungefähr 300 Menschenschädel; die Sammlung des verstorbenen Spurzheim besteht aus 8 bis 900 Schädeln; Herr Deville hat ungefähr 5000 Köpfe van Vögeln und andern Thieren zusammengebracht; Herr Holme hat 3 bis 400 menschliche Hirnschädel; Herr Child besitzt circa 300 Gypsabdrücke von Schädeln, die Männern angehört haben, die während ihres Lebens irgendwie berühmt waren. Herr Stark von Norwich hat auch eine Sammlung, und man bildet eine andere zu Raslaw und zu Chatham unter Genehmigung der Regierung. Außerdem sind zu Aberdeen, Enfield und Ongar phrenologische Schulen gestiftet worden, in welchen die Kinder Hirnschädelprüfungen unterworfen werden, um ihre Neigungen und Anlagen zu entdecken.

Psychologie. Merkwürdige Fälle von Monomanie.

Alle Narren sind nicht eingesperrt; die Gesellschaft enthält eine große Zahl Individuen, welche eines Theiles ihrer Verstandeskräfte beraubt sind, und nichts destoweniger die Unabhängigkeit ihrer Handlungen genießen. Zu gewissen Epochen ist man ganz erstaunt, diese versteckten Monomanien sich aussprechen und eine bestimmte Gestalt annehmen zu sehen. Gewisse Verbrechen werden volksthümlich, gewisse regelwidrige Gewohnheiten verbreiten sich in der Masse; seltsame Neigungen ergreifen ganze Bevölkerungen. Es gibt, wie einen Magnetismus der Thorheit oder der Verbrechen, zuweilen der Tugend und Hingebung; die Gewalt des Beispiels ist wirklich ansteckend. Während der französischen Revolution füllten die Revolutionsgerichte den verhängnißvollen Karren, und die Verurtheilten gingen zum Tode, beinahe ohne daran zu denken. Unter Ludwig XIV vergiftete man; unter der Regentschaft lebte man der Ausschweifung; in diesen letztern Zeiten legte man Brand an; zu einigen andern schlug man sich im Duell, Alles aus Mode.

Die Geschichte der Narrheit und der sich daran knüpfenden Affekte wäre sicherlich die merkwürdigste aller Geschichten; denn sie würde, allerdings in etwas übertriebener Form, die Thorheiten darstellen, welche zu allen Epochen mehr oder minder die Gesellschaft beherrscht haben, Thorheiten, deren die Schriftsteller keine Erwähnung thun, und welche dennoch einen großen Raum im menschlichen Leben einnehmen. „Man kann, sagt der Doktor Pougens, sich keine genaue Vorstellung von den tausenderlei Sonderbarkeiten machen, denen der menschliche Geist ausgesetzt ist, wenn er sich unter einem krankhaften Einflusse befindet. So habe ich einen Narren gesehen, welcher sich einbildete, er trage den Himmel auf seiner Fingerspitze; auch hielt er ihn beständig in die Höhe, aus Furcht, der Himmel möge herabstürzen und die Welt erdrücken. Ein anderer glaubte in einen Hahn verwandelt zu seyn, dessen Schrei und Flügelschlag er nachahmte. Ein dritter, der in der Ueberzeugung war, er sey in einen irdenen Krug verwandelt, wagte nicht, sich zu zeigen, in der Besorgniß, er möge bei dem geringsten Anstoß zerbrochen werden. Ein vierter glaubte ohne Kopf zu seyn; man heilte ihn dadurch, daß man ihm eine bleierne Kappe aufsetzte, deren Gewicht ihn von seinem Irrthum zurückbrachte. Ein fünfter, welcher sich todt glaubte, verweigerte alle Nahrung, indem er sagte, die Todten äßen nicht. Einer seiner Freunde, um ihn aus diesem Wahn zu reißen, kam auf den Einfall, den Todten zu spielen. Man legte ihn in einen Sarg vor den Melancholischen, und einige Augenblicke darauf brachte man ihm das Mittagessen; als der eingebildete Todte seinen Nachbar und alten Freund essen sah, befolgte er sein Beispiel und ward geheilt."

Die Oeffentlichkeit, die so großen Vortheil gewährt, hat zuweilen das Unglück, diese Volksmanien zu verbreiten, und die Gerichte von London haben davon ganz neuerlich ein seltsames Beispiel geliefert. Vor einiger Zeit hatten einige Uebelthäter, durch eine Bekehrung zu bessern Gesinnungen, den Einfall einer ganz neuen Art von Heroismus; sie klagten sich freiwillig wegen der Verbrechen an, die sie begangen hatten. Andere fanden nicht minder schön, sich mit Verbrechen zu belasten, welche sie nicht begangen hatten. Hier ist ein Beispiel dieser heroischkomischen Selbstverläugnung. Miß Elms, in Diensten bei einem Krämer der City, verschwindet; ihr Dienstherr, ein Mensch von schlechter Lebensweise und beinahe immer betrunken, stellte sich ins Gefängniß und klagte sich als den Mörder von Miß Elms an. Er erzählte alle Umstände des Mordes, er beschrieb genau sein Verbrechen. Einige Tage darauf fand sich Miß Elms wieder; sie sagte, sie habe das Haus ihres Dienstherrn verlassen, weil sie auf eine wenig anständige Weise daselbst behandelt werde, und die ganze Geschichte ihrer angeblichen Ermordung sey nur eine Fabel; man befragte nun den armen Teufel, welcher sich angegeben hatte. Seine Antworten sind merkwürdig genug, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Anfänglich beharrte er bei seiner ersten Erklärung; als man ihn aber mit Fragen drängte, gestand er endlich die wahre Ursache seiner Angabe:

„Es sind, sagte er, die verdammten Zeitungen, welche mich verrückt haben; das Lesen darin und die Erzählungen von Mordthaten und Geständnissen der Mörder haben mein Gehirn gänzlich in Verwirrung gebracht; ich wollte auch in den öffentlichen Blättern figuriren, und so habe ich mich in die üble Lage gebracht, in welcher ich bin. Seyn Sie versichert, daß ich nie mehr eine Zeitung lesen werde."

Gewiß ein wunderliches Argument gegen die Oeffentlichkeit! — Uebrigens ist es eine drollige Erscheinung um die Erklärung dieses Mannes, welcher weder seine Mängel noch seine Fehler, noch seine Gewohnheitsvöllerei, sondern einzig und allein das Lesen der Journale bereut! Als vor einem Jahr das Brandlegen in den englischen Pachthöfen den Schrecken auf dem Lande verbreitete, als die Zeitungen von dem Lärm dieses Verbrechens wiederhallten, klagten sich mehrere Bauern an, Feuer in die Scheunen ihrer Nachbarn gelegt zu haben, und es wurde bewiesen, durch unwiderlegliche Alibi, daß sie das Verbrechen, dessen sie sich beschuldigten, nicht begehen konnten. Je mehr man den Menschen studirt, desto mehr ist man erstaunt über die Schwäche einer Intelligenz, die so stolz auf ihre Thaten ist, und über die Gebrechlichkeit einer Vernunft, die so hoch triumphirt.

Beschreibung der Stadt und des Kreises Beresoff.

(Schluß.)

Als Gott verehren die Samojeden einen Einzigen, den sie als Schöpfer und Regenten alles Bestehenden betrachten. Sie haben keine demselben geweihten Tempel, auch machen sie kein Bildniß von ihm, wohl aber bringen sie Bitten und Dankopfer dar, und zwar an allen Orten, namentlich aber da, wo sie zur Bewunderung sich gedrungen fühlen durch seine Größe und Weisheit; so bringen sie Opfer auf einem Steine, an einem Baum, oder in einem Thale, das ihren Begriffen nach einen reizenden oder wunderbaren Anblick darbietet, überhaupt überall, wo sie zu Gefühlen der Ehrfurcht gegen das höchste Wesen sich aufgefordert finden. Zum Darbringen der Opfer haben sie keine Schamanen, noch überhaupt irgend geistliche Personen, sondern jeder Samojede übt das vollständige Recht aus, seinen Gottesdienst nach seinen Gefühlen und Begriffen zu üben, und Opfer darzubringen je nach seiner Inbrunst und seinem Vermögen. Die Samojeden sind gutmüthig, gefühlvoll, lieben ihre Weiber und achten die unbefleckte Jungfräulichkeit für etwas sehr wichtiges, weßhalb sie auch Liederlichkeit hart bestrafen; allgemeine Verordnungen oder Gesetze über Sitten und gesellschaftliches Leben haben sie nicht; sie sind offenherzig, aber nicht sehr zutraulich; Gastfreiheit ist bei ihnen etwas so gewöhnliches, daß derjenige, der in einer Hütte Schutz sucht und die treuherzige Freundlichkeit seines Wirths in Anspruch nimmt, es nicht für nöthig hält, mit Worten dafür zu danken, vielleicht weil die samojedische Sprache kein Wort hat, das dem Begriff „danken" entspricht; wenn sie aber zum Beispiel beim Zusammentreffen mit Russen nicht umhin können, ihren Dank auszudrücken, dann gebrauchen sie ein verdorbenes russisches Wort; übrigens erinnern sie sich erwiesener Gefälligkeiten gar wohl, danken dafür mit der That, und verlangen gleiche Dankbarkeit auch von den Russen.

Trotz der nomadischen Lebensart und der sie umgebenden furchtbaren Kälte des wilden Nordens haben die Samojedinnen doch sehr angenehme Gesichtszüge, und sehr viele von ihnen könnten nicht nur einer Hauptstadt zur Zierde, sondern auch Malern und Bildhauern als Modelle dienen; sie sind von mittlerm Wuchse, selten fett, aber Alle munter und gesund. Der Grund hievon scheint kein anderer, als die oftmaligen Züge von einem Orte zum andern, und der stete Aufenthalt in freier Luft. Sie haben keine besondern Namen, sondern man nennt sie bloß Großmutter, Frau, Mädchen, und man unterscheidet sie bloß durch den Zusatz, daß sie die Mutter, die erste oder zweite Frau, die Tochter u. s. w. von diesem oder jenem ist; manchmal werden sie auch durch Zahlen unterschieden. Diese Sitte, die Weiber nur mit einem allgemeinen Namen zu benennen, ist freilich für Juristen und verliebte Dichter sehr unbequem; aber die Samojeden haben keine Juristen, und obwohl sie den Werth der Schönheit wohl fühlen und zu schätzen wissen, so liegt doch bei ihnen glücklicherweise die Poesie in der Seele und nicht in schönen Reimen. Ueber den Charakter der Weiber läßt sich nichts sagen, als daß die Männer sich große Mühe geben, sich ihnen mit reichem Putze und vorzüglichen Rennthieren gefällig zu erzeigen, man kann also glauben, daß es ihnen an Liebe nicht fehlen wird. Die Beschäftigung der Samojeden besteht fast bloß aus dem Fischfang am Ob und der Jagd wilder Th[illegible]re, in ihre Hütten gehen sie nur, um auszuruhen; alle übrigen G[illegible]schäfte der Wirthschaft fallen ausschließlich den Weibern anheim. Hiera[illegible], sieht man, daß die Vielweiberei bei den Samojeden auch einen ökonomischen Nutzen hat, und bei ihrer nomadischen Lebensart, wie es scheint, fast unentbehrlich ist, denn viele von ihnen haben Rennthiere zu Tausenden, deren Hegung, besonders zur Winterszeit, wenn sie Kälber *) werfen, von den Weibern besorgt wird; die Zubereitung der Fische, um sie aufbewahren zu können, das Gärben der Felle und eine Menge anderer Geschäfte könnte Eine Frau unmöglich allein versehen.

Die Schwangerschaft der Weiber hindert die Samojeden nicht im geringsten an Fortsetzung ihrer Geschäfte und ihres Wanderlebens. Die schwangere Frau muß oft auf dem Zuge niederkommen, und obwohl die Samojeden ihre Zelte mit sich führen und zum Ausruhen und Nachtlager aufschlagen, so gebären doch die Weiber nie darin, sondern gehen heraus auf den Schnee, der in den ersten Minuten des Daseyns dem Neugebornen als Bette und Bad dient. Der kalte Empfang, den die Samojeden den kleinen Ankömmlingen beim Eintritt in die Welt bereiten, erkältet dann auch wohl bei einigen die Lust, das Leben zu genießen, die Uebrigbleibenden werden aber ausnehmend gesund. Die Kinder erstarken und wachsen heran auf dem Schnee unter Schneegestöber und Kälte. Die Knaben werden vom sechsten Jahre an gewöhnt, den Bogen zu handhaben, die Mädchen begleiten ihre Mütter zu ihren Arbeiten und wirthschaftlichen Anordnungen; die Einen wie die Andern gewinnen dadurch Neigung, und zugleich dann auch Geschicklichkeit in diesen Beschäftigungen. Schulen gibt es natürlicherweise keine, und sie bilden daher die Begriffe ihrer Kinder nur durch Erfahrung und Bedürfnisse aus. Einige Einzelnheiten sind noch heraus zu heben. Der Schwur eines Ostjaken ist von einer wunderlichen Ceremonie begleitet: er reißt mit den Zähnen die Wolle aus dem Felle eines wilden Thieres, kaut und verschlingt sie zum Beweis, daß er vor Gericht die Wahrheit gesagt, oder daß er sein Versprechen heilig erfüllen werde; dabei spricht er: „Möge der Bär oder Wolf mich zerreißen, wie ich jetzt sein Fell zerreiße, wenn ich die Unwahrheit sage, oder mein Versprechen nicht erfülle." Für heiliger wird noch der Schwur gehalten, wenn man bei einem Bärenmaul schwört.

Ihre Schlitten sind auf hohen Eisenstangen gebaut, kurz und im Verhältniß zu ihrer Größe sehr breit. Die Samojedinnen fahren auf besondern Schlitten und lenken ihre Rennthiere selbst; über denselben bringen sie eine Bedeckung an, meist aus Tuch, welche die Form eines viereckigen Zeltes hat; unter dieser Bedeckung schützen sie ihre Kinder gegen die heftigen Winde. Die obenbeschriebenen Zelte, Tschumen, brauchen die Samojeden im Sommer nicht; sondern nähen sich auf dieselbe Weise ein Schirmdach aus Birkenrinde, die sie, um sie leichter nähen zu können, in Wasser kochen, wodurch sie sehr geschmeidig wird, und beim Durchstechen mit der Nadel nicht springt.

Der Abscheu der Samojeden gegen Sittenlosigkeit der Mädchen ist so groß, daß wenn man ein solches Mädchen, ohne von dem Mann einen Kalym zu verlangen, verheirathen wollte, auch ein Armer sich nicht entschließen würde, sie zum Weibe zu nehmen. Ich halte es nicht für überflüssig, hier zwei Anekdoten einzuschalten, welche die Denkungsart der Samojeden deutlich bezeichnen. Ein Mann starb und hinterließ eine junge Wittwe mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen; diese ging zu dem Gemeindeältesten, um ihn zu bitten, daß die Brüder des Verstorbenen angehalten würden, zu ihrem und ihrer Kinder Fortkommen behülflich zu seyn. Die Brüder konnten ihrer Seits lange nicht einig werden, einer schickte sie zum Andern, und vielleicht hätte die Sache kein Ende genommen, aber der Dorfälteste fragte den Einen: Bist Du verheirathet? Nein. Den Andern: Hast Du Kinder? Nein. Nun entschied er ihren Streit folgendermaßen: Zu dem Verheiratheten sagte er: „Du nimmst Deinen Neffen, zum Dank für Deine Erziehung wird er Dir später wie ein Sohn helfen; und Du, sagte er zum Andern, heirathe die Mutter und ernähre die Tochter, denn der Kalym für die Erstere ist von Deinem Bruder schon bezahlt, und Du brauchst ihn nicht mehr zu bezahlen." Die Brüder bedachten sich ein wenig, gaben sich dann die Hand und gingen zufrieden fort. — Ein armer Samojede entwendete seinem reichen Nachbar ein Rennthier aus seiner Heerde. Der Bestohlene klagt den Dieb an, dieser rechtfertigt sich damit, ihm habe es für diesen Tag an Speise gefehlt, er habe seinen Nachbar um ein Rennthier gebeten, um seinen Hunger zu stillen, da er aber eine abschlägige Antwort erhalten, so habe ihn der Hunger genöthigt, eines zu stehlen. Der Gemeindeälteste erwog dieß und sagte zu dem Kläger: „Er hat Dich um ein Rennthier, Du kanntest seine Armuth und schlugst es ihm doch ab; er hat Recht; für ihn war es schrecklich Hungers zu sterben, Du aber bist ein harter Mann!"

Bei den Samojeden wird Alles, statt nach Geld, nach einer bestimmten Anzahl Fuchspelze gerechnet. Münzen haben unter ihnen keinen Lauf, ja sie kennen den Werth derselben nicht.

Bei den Ostjaken herrscht die Sitte sich die Hände zu tättowiren, was sie dadurch bewerkstelligen, daß sie die Haut mit einer Nadel durchstechen, und dann die kleinen Wunden mit Ruß oder Pulver einreiben. Die Sitte, sich die Haut mit verschiedenen Figuren zu bemalen, herrscht übrigens bei vielen Asiaten; es geschieht indeß bloß zur Zierde, und sie verbinden keine besondere Bedeutung damit.

*) Diese werden auf samojedisch Papsik genannt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 296. 23 October 1833.

Geschichte der Ausrottung der Janitscharen, von dem türkischen Reichsgeschichtschreiber Assad Effendi. *)

Erster Artikel. — Versuch einer Reorganisation.

Die Zerstörung der Janitscharen ist ein Ereigniß von so großer Wichtigkeit für die Zeitgeschichte, daß sie wohl verdient hat, das Objekt eines eigenen Werkes zu seyn. Ihre Folgen haben sich schon jetzt in Fülle gezeigt, und werden auch in der bevorstehenden Zeit einen großen Einfluß auf das Schicksal des türkischen Reichs ausüben. Das vorliegende Werk ist die officielle Darstellung dieser blutigen Episode, geschrieben von einem Manne, der eine nicht unwichtige Rolle darin spielte, von Allem was vorging vollkommen unterrichtet war, und dessen Bericht von dem kaiserlichen Hofe als authentisch anerkannt, und auf öffentliche Kosten gedruckt wurde. Er selbst gibt sich keineswegs für einen unpartheiischen Zeugen, er erzählt die Gnaden, welche ihm seine Theilnahme an diesen Ereignissen zugezogen; die Geschenke und hohen Ehren, welche ihm und seiner Familie dabei zugefallen sind, und die persönliche Dankbarkeit, welche er dem Sultan schuldig sey. Die Besiegten haben natürlich keinen Lobredner gefunden, doch scheint der officielle Berichterstatter ein verständiger und nicht unbilliger Mann, der wenigstens Eine, und wahrscheinlich die beste Seite dieser Scenen in ein helles Licht setzt. Sein Styl ist für einen Türken ziemlich einfach, und die Eleganz nie so weit getrieben, daß sie den Sinn verdeckt, wie es bei nur allzuvielen Schriftstellern seiner Nation der Fall ist.

Er beginnt mit einer Aufzählung der Ursachen des Zerfalls des türkischen Reichs, unter denen er den Mangel einer disciplinirten Infanterie als die erste und größte rechnet. Diesen schreibt er der fehlerhaften Organisation der Janitscharen und den Mißbräuchen zu, die sich unter ihnen eingeschlichen. Der Sold wurde an Leute gegeben, welche nie Waffen geführt hatten; das Korps litt besonders von dem schlechten Betragen der subalternen Offiziere, welche mit den Rationen, die den Kompagnien gereicht wurden, handelten, und dann beim Ausbruch eines Krieges ein zusammengelaufenes Gesindel ins Feld führten, von dem die friedlichen Bewohner mehr als der Feind zu fürchten hatten. Griechische Spione hatten sich in den Kompagnien eingeschlichen, welche die Truppen demoralisirten, und sie gegen den Sultan aufhetzten, und der Erfolg war die beständigen Niederlagen der türkischen Truppen und ihre Unfähigkeit die Griechen zur Unterwürfigkeit zu bringen. Mehrere Sultane hatten schon versucht diesem Zustand abzuhelfen, und die Janitscharen zu reformiren. Mahmud I, Mustafa III, Abdulhamid und Selim III, versuchten es umsonst; die regelmäßigen Truppen, welche die letzteren gebildet hatten, wurden von den Janitscharen geschlagen und zerstreut, der Sultan selbst fiel in diesem Bürgerkrieg. Mahmud beschloß, eine Reform auf jede Gefahr hin zu erzwingen, und fragte darüber Hussein Pascha, der früher Janitscharen-Aga gewesen war, um Rath; dieser war für gewaltsame Maßregeln, er stellte dem Sultan vor, daß das ganze Korps der subalternen Offiziere der 51 Regimenter, die in Konstantinopel liegen, gänzlich verdorben sey, daß sie in den Kasernen den Ton angäben, sich keiner Reform unterwerfen, und immer die Macht und den Willen haben würden, die Truppen zur Empörung zu bringen. Er rieth, sie auf einmal zu zerstören. Der Sultan wollte zuerst mildere Mittel versuchen. Er ließ die ersten Generale des Janitscharenkorps kommen, überredete sie von der Nothwendigkeit, ein disciplinirtes Korps Truppen zu bilden, und beauftragte sie, alle Offiziere von Einfluß in den Plan zu ziehen. Man theilte ihnen Geld aus, und versprach mehr, so daß nach und nach alle Männer von Einfluß gewonnen wurden. Den 25 Mai 1826 wurde ein großer Rath beim Mufti gehalten, in welchem der neue Plan untersucht und gebilligt wurde. Die hohe Geistlichkeit erklärte, daß es Pflicht der Mohammedaner sey die Kriegskunst zu erlernen, der Aga der Janitscharen bezeugte, daß die Offiziere seines Korps bereit seyen, die Reform zu unterstützen, und man beschloß, daß den nächsten Tag die neuen Ordonnanzen mit großer Feierlichkeit bekannt gemacht werden sollten. Der Verfasser dieser Geschichte setzte in der Nacht die nöthigen Formeln auf, den 28 Mai versammelten sich im Palast des Mufti die Minister, die Oberrichter von Rumelien und Ana-

*) Gedruckt in Scutari, aus dem Türkischen ins Französische übersetzt von Caussin de Perceval. Paris 1833. Wir haben zwar bereits im Laufe dieses Jahres einen Artikel über diesen Gegenstand aus Michauds Reisen mitgetheilt, glauben aber doch, daß diese Schilderung nach einem eingebornen und officiellen Geschichtschreiber, wäre es auch nur der Vergleichung wegen, hinreichendes Interesse darbieten würde.

tolien, die Kadis, die ersten Rechtsgelehrten, die hohe Geistlichkeit, die Großoffiziere des Palastes, und der Generalstab der Janitscharen, der Großwessir hielt eine lange und wehmüthige Rede über den Zerfall des Reichs und der türkischen Waffen, über die Mißbräuche in der Armee, und besonders unter den Janitscharen; über die Verläumdungen, denen die Regierung durch Verräther ausgesetzt sey, die sich unter sie gemischt haben, über den Zerfall der alten Organisation dieses Korps, und verlangte von der Versammlung die Mittel diesem Zustand der Dinge abzuhelfen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten nahm hierauf das Wort und stellte die zunehmenden Eingriffe der fremden Mächte in die Angelegenheiten des Reichs dar, und besonders die Einmischung, welche sie sich in die griechischen Angelegenheiten erlaubt hätten, und schloß seine Anrede mit dem Satze: von dem Wenigen was ich gesagt habe, möget Ihr auf das schließen was ich verschweige. Die Ulemas erklärten hierauf, daß es in dieser Lage des Reichs Pflicht für Mohammedaner sey, die Kriegskunst zu erlernen, und dann dem Sultan unbedingt zu gehorchen. Der Generalstab der Janitscharen erkannte an, daß die Disciplin des Korps nicht so sey, wie sie sollte, und daß sie verbessert werden müsse. Der Großwessir ließ nun das kaiserliche Dekret lesen, welches die Errichtung eines neuen Korps, genannt Eschkentschis, verordnete; es sollte aus 7500 Mann bestehen, welche aus den 50 Regimentern Janitscharen, die in Konstantinopel liegen, gezogen werden sollten; ihre Organisation, ihr Sold, ihre Kriegsübungen, ihre Art im Felde zu kampiren, das Avancement der Offiziere waren in 46 Artikeln bestimmt; der Großwessir ließ es von dem Mufti bestätigen, ließ den Generalstab seine Einstimmung geben und alle Anwesende unterfertigten es mit Hand und Siegel. Das Ganze dieser Scene aus dem Innern eines großen türkischen Reichsraths ist mit Talent und nicht ohne Kunst geschrieben, und gibt ein lebhaftes und vortheilhaftes Bild der würdevollen Art des Divans, Staatsgeschäfte zu betreiben. Hierauf begaben sich der Aga der Janitscharen und die vornehmsten Rechtsgelehrten in großem Pomp in seinen Palast, wo sie die Offiziere des Korps versammelt fanden, ihnen das Dekret und die Befehle des Mufti vorlasen, und sie aufforderten zu unterschreiben. Anfangs wollte es Niemand thun, endlich aber fingen einige der Hauptleute an, und bald drängte sich das ganze Offizierkorps zur Unterschrift, und zeigte seinen Mangel an Erziehung in der groben Art, wie sie sich drängten und einander auf die Füße traten, wie der Verfasser mit Ekel anmerkt. Diese Unterschriften, das Dekret und die Beschlüsse der Ulemas wurden dem Wessir, und von ihm dem Sultan übergeben, der ihre Ausführung befahl, und sie in der Staatskanzlei niederlegen ließ. Nun begannen die Waffenübungen; die Offiziere wurden von drei Instruktoren, worunter ein ägyptischer Obrist, in Stellungen u. s. w. geübt, und der Plan des Sultans schien ohne Schwierigkeiten durchzugehen. Man kann sich nicht enthalten, der Mäßigung und Umsicht seinen Beifall zu geben, mit der der Divan dabei zu Werke ging: er ließ den bestehenden Regimentern ihren Sold, wie bisher, nur wurde verboten, mit den Anweisungen auf die Erhebung der Rationen wie bisher zu handeln. Dieser Mißbrauch war bei den Janitscharen bis ins Unerträgliche getrieben worden, so daß bisweilen Ein Mann den Sold von hundert, ja von fünfhundert erhob. Aber die Abstellung dieses Unfugs war hinreichend den Grimm dieser zügellosen und verdorbenen Miliz zu erregen, wie die Folge zeigte.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Dieser neue Zustand führte große Veränderungen mit sich, die Bevölkerung vermehrte sich beträchtlich durch einen Schwarm von Kaufleuten, Schiffern und Glücksrittern, welche diese neue Mine ausbeuten wollten. Sie brachten wenig Kapital, aber Industrie, Sucht nach Reichthümern und unglücklicher Weise solche Gewohnheiten mit, deren Beispiel nur allzusehr auf den Geist der alten Bewohner wirkte. Der Luxus folgte auf die frühere Einfachheit; die Nachahmung der großen Städte Europa's machte reißend schnelle Fortschritte; St. Denis und St. Paul vergrößerten sich bedeutend und lernten Bälle und Festlichkeiten kennen; aber von dieser Zeit an hörte die Gastfreundschaft auf in Ehren zu stehen, die Verpflichtungen waren nicht mehr heilig, die unheilvollen Bankerotte erschütterten das Vermögen und verscheuchten das Vertrauen. Die Gesellschaft bisher so friedlich, sah in ihrem Schoße Eifersucht und gegenseitige Anfeindung entspringen; die Parteien, an deren Spitze natürlich die Häupter der einflußreichen Familien standen, suchten den Gang des Gouvernements nach ihren Interessen oder ihren Ansichten zu leiten und brachten Zwietracht in den großen Kolonialrath, dessen Mitglieder sie waren. Die zahlreiche Klasse der kleinen Handelsleute, fast ganz aus Europa stammend, ergänzt sich nicht bloß aus den neuen Ankömmlingen, sondern auch aus der Klasse der armen Kreolen, welche, ohne deßhalb mehr als früher zur Arbeitsamkeit Lust zu haben, neue Bedürfnisse kennen lernen. Diese Masse von Individuen enthält viele unruhige und neuerungssüchtige Menschen, welche kein Mittel zur Verbesserung ihres elenden Zustandes scheuen. So hatte sich zwischen den Eigenthümern und dem besitzlosen Haufen jener Kampf entsponnen, welcher durch Aufwieglung der Sklaven Frankreich um seine schöne Kolonie St. Domingo brachte, Guadeloupe und Martinique zu Grunde richtete und dem Ile de France nur durch die entschlossene Haltung seiner Bewohner entging. Bis jetzt, glaube ich, steht für Bourbon dieses Unglück noch nicht zu befürchten; wie auf Ile de France sind die farbigen Menschen, welche von den Kolonisten gut behandelt niemals etwas vom Einflusse der Kastenvorurtheile litten, sanften und ruhigen Charakters, und besitzen fast Alle einen gewissen Grad von Wohlstand unter dem Patronat der weißen Familien, mit denen sie durch Bande des Blutes verknüpft sind. Diese letztere Bürgschaft, in den andern Kolonien fast ganz vernichtet, hat in Bourbon ihren vollen heilsamen Einfluß behalten; die schwarzen Sklaven selbst werden im Allgemeinen mit mehr Milde behandelt. Bis jetzt sind Verbrechen und Empörungen unter ihnen noch unbekannt; aber was steht nicht von den Bemühungen so vieler böswilligen Leute zu befürchten, und

von jenem unaufhörlich mitten unter einer Bevölkerung ausgesprochenen Worte „Freiheit,“ dessen Sinn und Bedeutung sie nicht fassen kann; endlich von dem Beispiele einer benachbarten Kolonie, welche mit großen Schritten der endlichen Befreiung der Schwarzen entgegen schreitet? Bourbon hat mit keiner andern Kolonie Aehnlichkeit: der Beobachter bemerkt in den Sitten Unterschiede, welche ihre gute Seite haben können, aber dem allgemeinen Besten nicht günstig sind. Der größere Theil der reichen Kolonisten, welche auf ihren Landsitzen gleichsam wie Fürsten leben, und einen großen Einfluß auf ihre Nachbarn üben, kann nur ein schwaches Interesse an dem Wohle einer Stadt nehmen, die sie nur selten besuchen. In die verschiedenen Konseils, denen sie angehören und wo sie sich ihren Nebenbuhlern gegenüber befinden, bringen sie einen hochfahrenden, wenig zur Versöhnung geneigten Geist mit.

Hieraus entspringt die Opposition, welche sich den weisesten Maßregeln entgegenstellt. In Ländern, wo der Reichthum allein die Trennungslinie zwischen den Ständen der Gesellschaft bildet, muß die öffentliche Autorität mit einer vornehmen Repräsentation umgeben seyn. Das englische Gouvernement fühlt diese Wahrheit, indem es den Gouverneurs seiner Kolonien die Mittel gewährt, ihre Würde auf eine imponirende Weise zu behaupten, so daß sie in keinem Falle als untergeordnet erscheinen kann. Die Stellung der ersten Autorität in Bourbon schien mir nicht geeignet; ich will nicht von seinen Einkünften sprechen, welche, obgleich sie nicht den dritten Theil derjenigen betragen, welche der Gouverneur von Ile de France bezieht, doch hinreichen müssen und sich in den Schranken halten, die ein ökonomisches Gouvernement nicht überschreiten darf; aber sein Wohnhaus will ich erwähnen, welches von allen Seiten den Einsturz droht und aller innern Annehmlichkeiten, der Gärten und des sonstigen Zubehörs entbehrt, welche alle wohlhabenden Bewohner von St. Denis besitzen. — Den mit Geschäften verknüpften Sorgen hat man jenen frostigen Empfang und jene wenig ansprechenden Manieren des größern Theils der Bewohner von St. Denis gegen neu angekommene Reisende beigemessen; ohne Zweifel ziehen sie aus derselben Ursache die Einsamkeit ihres Hauses der Gesellschaft vor, deren Annehmlichkeiten sie nicht zu kennen scheinen. Die großen Gastmähler und zahlreichen Gesellschaften sind die einzigen Gelegenheiten, wo man sie beisammen sieht; strenge Ceremonie und drückende Etiquette führen dabei den Vorsitz; die Rivalität zwischen den reichen Familien und ihren Anhängern verscheucht vollends alles Vergnügen. Auf den Bällen, welche der Gouverneur an den hohen Jahresfesten gibt, erscheinen die Notabilitäten aus der Stadt und dem Innern der Insel: die Damen wetteifern in Luxus und ausgesuchter Toilette, und erkämpfen Triumphe, welche neuen Zwist und unversöhnlichen Haß erzeugen. Ich hörte von Vielen die Versicherung, daß diese Assembleen sehr glänzend wären und mit jenen der Hauptstadt, nicht bloß in Hinsicht der Frische der Toilette und des Reichthums der Diamanten, sondern auch rücksichtlich der Schönheit der Damen, verglichen werden könnten. Die Frauen von Bourbon sind im Allgemeinen hübsch und wohlgebildet; ihre Haltung ist sehr reizend; sie haben kleine Füße, zarte Hände, eine schlanke, schön geformte Taille und ausgesuchte Manieren; aber ihre Physiognomie verräth Kälte und abstoßenden Stolz vorzüglich gegen Fremde, deren Urtheile ihre sehr empfindliche Eigenliebe zu fürchten scheint; ein weniger zurückgezogenes Leben, ein weniger langer Aufenthalt in einsam liegenden Wohnungen und mehr Umgang mit der Welt würden bald einen kleinen, durch so viele Reize ausgeglichenen Fehler verschwinden lassen. Die Damen von Bourbon, deren viele in Europa erzogen wurden, besitzen Geist und viele Talente der Unterhaltung; ihr Geschmack, in der Art sich zu kleiden, ist bemerkenswerth und macht ihnen um so mehr Ehre, als sie aus Frankreich nur die Stoffe und Modelle beziehen. Man sieht sie — eine in den Kolonien seltene Erscheinung, welche noch von den alten Gewohnheiten herstammt, — im Innern ihrer Wohnungen sich mit der häuslichen Ordnung und Oekonomie beschäftigen, während die Kolonisten mit ihrem charakteristischen Unternehmungsgeist Handelsgeschäfte treiben, oder ihren gutangebauten Landgütern ihre Thätigkeit widmend, die Mittel zur Bestreitung des Aufwandes zu erwerben suchen, zu dem sie ihre Leidenschaft für den Luxus und die Prunksucht fortreißt.

(Schluß folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

Im Laufe des vorigen Jahres wurde die Wissenschaft und die Welt durch einen beklagenswerthen Verlust eines der berühmtesten Männer beraubt: Herr Delpech fiel als das Opfer eines Mannes, welchen er gepflegt und von einer furchtbaren Krankheit geheilt hatte. Eine ähnliche Begebenheit, jedoch unter bestimmtern und dramatischern Umständen, hat sich in einer kleinen Stadt des Departements de l'Allier zugetragen.

Ein junger Mensch aus einer achtbaren Familie ward von einer Geisteszerrüttung befallen. Ein Arzt des Orts, welcher in einer Entfernung von einigen hundert Schritten von der Stadt eine Krankenanstalt in sehr gesunder Luft gelegen besaß, verstand sich dazu, die Heilung des jungen Menschen zu übernehmen, um so williger, als seine Geistesabwesenheit sanft und ruhig war.

Beinahe zwei Monate waren verstrichen, ohne in dem Zustande des Kranken eine Aenderung herbeizuführen; man hatte alle Mühe von der Welt, um ihm die seinem Zustande angemessenen Arzneimittel beizubringen; er hielt sich in seinem Zimmer eingesperrt, wollte Niemanden sehen, und verweigerte alle Zerstreuung und Bewegung, was eine der ersten Bedingungen seiner Behandlung war.

Plötzlich gewahrte der Arzt, daß jedesmal, wo der junge Mensch in der Nähe seiner Tochter war, sein stumpfsinniges Gesicht Ausdruck annahm, und daß man viel leichter von ihm erlangte, was man wollte; er beauftragte daher die junge Person, so zu sagen die Krankenwärterin des jungen Mannes zu seyn, welcher hierauf der willigste Mensch wurde und sehr bald seinen Verstand wieder erlangte.

Er kehrte zu seiner Familie zurück; allein von Allem, was während seiner Krankheit vorgefallen, war ihm nur eine Erinnerung geblieben, jene des jungen Mädchens, welches ihn mit so vieler Sorgfalt und Güte gepflegt hatte. Obschon er damals seiner Vernunft beraubt war, so hatte doch sein Herz den Eindruck einer heftigen Liebe empfangen, und die Mittel des Arztes besaßen nicht die Gewalt, ihn von dieser Leidenschaft zu heilen, welche er mit viel größerer Wärme empfand, nachdem die Gesundheit zurückgekehrt war.

Er machte dem Vater des jungen Mädchens einen Besuch, eröffnete ihm seine Gefühle mit einer Aufregung, welche den Arzt erschreckte, und begehrte von ihm die Hand seiner Tochter. Der Arzt, welcher einsah, daß es nicht gerathen sey, ihn auf eine heftige Weise abzuweisen, sagte ihm, daß er seine Tochter befragen und ihm Antwort mittheilen werde. Am nämlichen Tage begab er sich zu den Eltern des jungen Mannes, sagte ihnen, was vorgegangen sey, denn sie wußten von dem Schritte

ihres Sohnes nichts; — stellte ihnen vor, daß er seine Tochter einem jungen Menschen nicht geben könne, dessen schwache Organisation ihn fortwährend der Möglichkeit des Wahnsinnes aussetze, und ersuchte sie, ihren Sohn von seinem Vorhaben abzubringen.

Als der Unglückliche diese traurige Nachricht erhielt, verfiel er in stupide Unbeweglichkeit, sagte kein Wort und schloß sich in sein Zimmer ein, in welchem er vierzehn Tage blieb, mit Ausnahme der Stunden der Mahlzeit. Eines Abends ging man wie gewöhnlich, um ihn zum Nachtessen zu rufen. Er war abwesend. Die Zeit vergeht, die Nacht verstreicht, er kehrt nicht wieder. Bei Tagesanbruch fand man den Arzt auf dem Wege zu seinem Krankenhause ausgestreckt, den Kopf beinahe ganz vom Rumpfe getrennt, und zu seiner Seite ein Gartenmesser, welches als den Eltern des Wahnsinnigen angehörig erkannt wurde. Ihn selbst konnte man, aller Nachsuchungen ungeachtet, nicht weiter entdecken.

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer.“

1. Charaktere.

(Fortsetzung.)

William Muscle ist ein gewaltiger Mann; er ist einer aus dem Volk, radikal bis in den Herzbeutel; von der alten Radikalen-Schule; — er haßt die Philosophen wie Gift. Er hält Thistlewood *) für einen herrlichen Kerl, und sein Haß gegen Wilhelm Pitt läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Er hat es endlich bis ins Parlament gebracht, das er immerdar erklärt hat, in vierzehn Tagen überzeugen zu wollen, daß er, er allein auf der weiten Erde der Mann sey, der England zu regieren verstehe; — so oft er spricht, sagt er allemal ein Wort über England, gegen fünfzig über Amerika. Präsidenten, mit fünftausend Pfund des Jahres, sind die Truggestalten, die ihm immerfort vor den Augen herumtanzen; er sieht nicht ein, warum denn der Sprecher des Hauses der Gemeinen mehr als hundert Pfund des Jahres haben sollte; er kennt manch' einen braven Mann unter seinen Konstituenten, der für weit weniger Sprecher seyn würde. Er beschuldigt die Aristokratie eines förmlichen heimlichen Bündnisses, die guten Bürger seines Wahlfleckens **) am Narrenseil zu führen. Er denkt sich, Lord Grey und Sir Robert Peel kommen insgeheim zusammen, um Rath zu halten, wie sie die arbeitenden Klassen recht mit Steuern belegen möchten. Er kann die Juden nicht leiden, weil sie nicht den Pflug führen. Er hat gar kein Verlangen, daß der Arme Unterricht erhalte. Das Geschrei über die Auflagen auf Kenntnisse (taxes on knowledge) ist seiner Meinung nach lauter Gewinsel. Er hat einen tödtlichen Haß gegen Museen, und möchte wissen, wozu Insekten nütz sind. Sein ganzes Dichten und Trachten für die Armen geht darauf, wie sie wohl Brod und Speck bekommen könnten; er verachtet den Mann, der Thee lieber als Ale trinkt. Er ist durch und durch englisch; kein anderes Land hätte die Gebeine und Knorpeln seines Kopfs hervorbringen können. Er schreibt einen schlichten kräftigen Styl, und spricht die ungeheuersten, unglaublichsten Dinge aus, als wären sie unbestreitbar. Schöne Worte und gute Perioden sind ihm ein wahrer Greuel. Sich selbst findet er vor allen Menschen am achtungswürdigsten. Er glaubt, die Minister hätten mehrere Male über die Nothwendigkeit, ihn zu vergiften, Rath gehalten. Er entrüstet sich, wenn Andere sich herausnehmen, dem Volk zu dienen; dieß gebührt ihm ganz allein. Er ist die Verkörperung der Vorurtheile und des natürlichen Sinnes des Volks. Er ist veränderlich wie ein Wetterhahn, weil er ganz Leidenschaft ist. Er ist das leibhaftige Bild des alten John Bull; stirbt er, so stirbt seine Art mit ihm; es erfordert Jahrhunderte, so viel Verstand, Unsinn, Kraft und Schwäche in einen Mann von 5 Fuß 8 Zoll zu verschmelzen; er ist der Altvater der Radikalen — die große Stammwurzel alles Trachtens nach jährlichen Parlamenten; er ist der Wegweiser zur Reform seit fünfzig Jahren; Ihr mögt ihn frisch anstreichen und neue Buchstaben auf ihn setzen; er bleibt doch immer stehen, wo er stack; er rührt sich nicht von der Stelle, um sich nach den wunderlichen Einfällen der Philosophen zu bequemen. Er hat sein Werk gethan; eine Maschine, vortrefflich zu ihrer Zeit — plump, mächtig, groß, massiv und gediegen, unbehülflich, nicht leicht aus der Ordnung zu bringen, aber nie vollkommen richtig gehend. Die Leute haben neue Maschinen erfunden, besser wohl, weil sie weniger roh und nach einem weisern Grundsatze regulirt, wenn gleich aus einem minder starken Stoffe gearbeitet sind.

*) Der bekanntlich unter Castlereaghs Ministerium mit mehreren Andern aus dem Volke des Hochverraths beschuldigt im Jahre 1817 in London hingerichtet ward.

**) Oldham.

Samuel Square *) ist aus einer neuen Radikalen-Schule; auch er ist Republikaner. Er ist kein Philosoph, wohl aber philosophirt er in Einem fort. Er lebt von lauter „Urgrundsätzen.“ Ueber sie hinaus kann er keinen Schritt machen. Er hat das Fußwerk seines Verstandes in Verschläge gesteckt, damit es nicht größer wird, und hält es für einen Vorzug, daß es zum Alltagsgehen nicht zu brauchen ist. Was auch immer von Jemand gegen seine Redeschlüsse gesagt werden mag, er hat immer nur eine Antwort — „ein Urgrundsatz.“ Biegsamkeit des Geistes geht ihm ganz ab. Er ist außer Stande, einen Irrthum nachzuweisen und zu widerlegen. Statt einer Entgegnung stellt er eine unläugbare Wahrheit auf, die durchaus in keinem sichtbaren Zusammenhange mit der Sache, über die gestritten wird, steht. Er meint, die Menschen hätten keine Leidenschaften, er sieht sie für bloße Uhrwerke an, und holt seinen ewigen „Urgrundsatz“ hervor, als das einzige Instrument, mit dem sie sich aufziehen ließen. Er hat die sichere Ueberzeugung, daß alle Menschen von allen Ständen, Berufsgeschäften und Geistesfähigkeiten von Vortheilsrücksichten geleitet werden, und wenn er ihnen sagt, ihr Vortheil erfordere es so und so, so werden sie nothwendiger Weise so und so handeln.....! Vergebens zeigt man ihm, daß er noch keinen Menschen überzeugt habe, er kommt Dir mit einem „Urgrundsatz,“ um Dir daraus, Deinen fünf Sinnen zum Trotze, zu beweisen, daß er es allerdings gethan hat. Er hat sich selbst zufrieden gestellt — was braucht er weitern Beweis?! Er ist lediglich zu nichts auf Erden nütze, wenn er sich gleich mit einer vermeintlichen Nützlichkeitslehre (utilitarianism) gewaltig viel weiß. Er kann so, daß man ihn zu lesen vermöchte, nicht schreiben, weil er sich einbildet, alles angenehm Geschriebene sey gefährlich. Er kann so, daß man ihn zu verstehen im Stande wäre, nicht sprechen, weil er immer nur in Syllogismen spricht. Er hat weder Kraft noch Saft in sich; er ist so trocken wie ein Bein. Er lebt durchaus systematisch; — geliebt hat er in seinem Leben nie. Ein fröhliches Glas schlägt er aus; ißt wohl gar nichts als Pflanzenspeise. Für Dich hat er kein menschlich fühlendes Herz, wohl aber ist er ein besorgter Menschenfreund für die, die etwa nach tausend Jahren geboren werden sollen. Er hilft nie Jemand aus der Noth; er zeigt nie Jemand ein freundliches Gesicht; er hat kein Gefühl für irgend Jemand — er weiß nur mit Jedermann zu disputiren — und das auf dem allerschmalsten Zolltheil gegenseitiger Meinungsübereinstimmung, den er nur finden kann. Wäre er verheirathet gewesen, so würde ich ihn für den Vater halten, der eines Tags seine entlaufene Tochter in den Zeitungen ausschreitend [sic] sie hat, „wenn sie zu ihren trostlosen Eltern nicht zurückkehren wolle, möge sie ihnen doch wenigstens den Schlüssel zum Theekästchen wieder schicken.“ *) Das Seltsamste aber an ihm ist, daß er die ganze übrige Welt für ausgemacht närrisch hält, und doch glaubt, sie lasse sich allein mit Vernunft lenken. Man kann ihm ein Narrenhaus besuchen sehen und ihn hier einem Wahnsinnigen versichern hören, daß es höchst vernunftwidrig sey, den Verstand zu verlieren. Er weiß nicht einen Menschen von dem andern zu unterscheiden; sie kommen ihm vor, wie Schafe oder Puppen uns vorkommen — ganz gleich. Er meint, er müsse auch die Hand in den Staatsgeschäften haben — was der Allmächtige verhüten wolle! Das ist ein Sprößling vom Baum der neuen Radikalen; er hat wenig Brüder; er nennt sich einen Philosophen oder bisweilen einen Anhänger Benthams. Er gleicht dem einen oder dem Andern wie eine Holzfigur einem Menschen. Er ist eine Holzfigur.

*) Wörtlich: Samuel Quadrat, Winkelmaß.

*) Historisch.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 297. 24 October 1833.

Die Ausrottung der Janitscharen.

Zweiter Artikel.

Der Aufruhr und seine Folgen.

Die Offiziere der Janitscharen hatten ihre Zustimmung zu der Reform gegeben, weil sie nicht wagten, sich öffentlich zu widersetzen. Aber einige der einflußreichsten unter ihnen hielten noch denselben Abend, an welchem sie das Dekret angenommen und besiegelt hatten, eine geheime Zusammenkunft, in der sie sich über die Mittel beriethen, die Ausführung der Reform zu hindern. Die Meinungen waren getheilt; die Einen wollten die Waffenaustheilung an die neue Miliz abwarten, um sich ihrer Munition zu bemächtigen, die Andern sogleich losbrechen, weil sie die zunehmende Stärke dieser neuen Regimenter fürchteten. Die Minister bemerkten sichtbare Zeichen eines kommenden Sturmes, und erwarteten das Ereigniß mit Bangigkeit; es scheint nicht, daß sie Maßregeln genommen hätten, welche sie gegen die Plane der Verschwornen in Sicherheit stellen konnten. Endlich in der Nacht des 25 Junius 1826 versammelten sich die Unzufriedenen auf dem Platz Etmeidan, und schickten Abgeordnete an den Generalintendanten des Korps, Hussein Aga, um ihn einzuladen gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Er erklärte, daß er abwarten wolle, auf welche Seite sich der Sieg neige. Die Verschwornen griffen den Palast des Janitscharen-Aga an, er selbst entging ihnen durch einen Zufall; sie plünderten und verwüsteten das Gebäude, und versuchten es in Brand zu stecken. Gegen Morgen brachten alle Regimenter ihre Kessel aus den Kasernen, was bekanntlich das Zeichen zu offenem Aufruhr ist, sie verbreiteten in allen Theilen der Stadt Gerüchte von dem Tode des Großwessirs und anderer Großen, und versammelten bald um sich die ganze Masse von Gesindel, das sich in dem Hafen und der Stadt herumtreibt. Sie plünderten die Paläste des Großwessirs, und des ägyptischen Gesandten, wo sie mehrere Millionen Geldes fanden. Der Großwessir, der Mufti, und mehrere Paschas versammelten sich im Serail, man schickte Befehle an die Paschas der getreuen Regimenter, an die Generale der Artillerie, der Bombardiere, des Geniekorps, und des Train, ihre Truppen und Artillerie ins Serail zu führen; der Mufti befahl den Doktoren und Studenten sich ebendahin zu begeben. Während dieser Zeit benachrichtigte man den Sultan, der in seinem Sommerpalast war, und sogleich von einem Hausoffizier begleitet zu Wasser kam, und eine Rede an die Versammlung hielt, in der er von seiner Langmuth gegen die Janitscharen, von ihrer Verrätherei, und der Nothwendigkeit sie mit Gewalt zu unterdrücken sprach, und die Ulemas aufforderte zu erklären; ob der Fall gekommen sey, gegen Gläubige mit den Waffen zu streiten. Die Ulemas bejahten es einstimmig, und die ganze Versammlung erklärte sich bereit ihr Leben für den Sultan aufzuopfern. Nun wurden die kräftigsten Maßregeln ergriffen; der Gerichtshof erhielt den Befehl, durch alle Imams in den Straßen die Mohammedaner zu den Waffen rufen zu lassen, und bald erschienen Massen von Studenten und Bürgern mit der Geistlichkeit ihrer Quartiere an ihrer Spitze in den Höfen des Serails. Der Sultan übergab die Reichsfahne dem Großwessir, man vertheilte die Waffen des Arsenals, der Sultan begab sich auf das kaiserliche Thor des Serails, um leichter Nachrichten zu erhalten, die Großen des Reichs errichteten ihr Hauptquartier in der Moschee von Achmed, man bildete drei Kolonen aus den Truppen, der Artillerie und dem bewaffneten Volk, die sich auf verschiedenen Wegen gegen den Etmeidan, den Sammelplatz der Janitscharen richteten, wo diese sich barrikadirt hatten. Ein Artilleriehauptmann, Ibrahim Aga, genannt der schwarze Teufel, forderte sie auf sich zu ergeben, und bot ihnen Gnade an; sie antworteten mit wüthendem Geschrei. Ibrahim ließ das geschlossene Thor des Platzes mit Kanonen einschießen, und die Masse der Janitscharen widerstand der Artillerie nicht lange, sie schloß sich in die Kaserne und ein Kloster das an dem Platze lag, ein, man umringte ihre Quartiere, pflanzte Batterien vor den Gebäuden auf, steckte diese in Brand, und beschoß die ganze Oberfläche des Platzes mit Kartätschen. Der Verfasser eilt schnell über diese Gräuelscenen hinweg, aber man weiß von Augenzeugen, daß 20,000 Mann in diesem Brand zu Grunde gingen; sie machten viele Versuche aus den brennenden Gebäuden zu entfliehen, aber die Kartätschen trieben sie immer wieder in die Flammen zurück. Der Sieg war vollkommen, und man verlor keine Zeit ihn zu benützen; der Großwessir hielt Kriegsgericht auf dem Hippodrom, alle Thore von Konstantinopel wurden besetzt, die Kasernen der verschiedenen Regimenter durchsucht, und alle Mittel ergriffen, die welche dem Brand und den Kugeln entgangen waren, zu ergreifen. Den nächsten Tag hielt der Großwessir neue Kriegsge-

richte in einem der Säle der Moschee Achmed; die gefangenen Anführer wurden vor ihn gebracht, und sogleich den Henkern überliefert, die sie erdrosselten; die Zahl der Gerichteten an diesem Tage betrug 340, worunter viele hohe Offiziere. Die gänzliche Unterdrückung der Janitscharen wurde in einem großen Reichsrath den nächsten Tag beschlossen, von den Ulemas bestätigt, von dem Sultan gebilligt, und sogleich wurde ein Firman in allen Moscheen vorgelesen, der das Ereigniß den Gläubigen bekannt machte. Man kündigte dann die Errichtung einer neuen Miliz an, und versprach den treugebliebenen Janitscharen ihren Sold fortzubezahlen. Dieser Firman wurde sogleich an alle Gouverneurs der Provinzen geschickt, mit dem Befehl die Regimenter aufzulösen, ihre Kessel, Waffen, Fahnen u. s. w. nach Konstantinopel zu schicken, und ihren Namen nicht mehr auszusprechen. Man ging jedoch mit vieler Klugheit zu Werke; eine Menge von Offizieren des Korps wurden zu neuen Aemtern ernannt, und nach Konstantinopel berufen, um sich ihrer Treue zu versichern. Die Hinrichtungen in der Stadt dauerten noch mehrere Wochen fort, und man benutzte diese Gelegenheit sie von einer Masse von Gesindel zu reinigen, das unter dem Schutz der Janitscharen gelebt hatte, und von dem neue Unruhen zu besorgen waren; man schickte mehr als 20,000 Menschen in ihre Heimath zurück, und verbot ihnen bei Lebensstrafe, Konstantinopel wieder zu betreten.

Dieser große Schlag hatte alle Theile der Armee erschüttert, und ihre Lust sich den Reformen des Sultans zu widersetzen, gebrochen, das Ministerium bediente sich dieser Gelegenheit sie aufzulösen, und neue Truppen zu bilden. Nach wenigen Tagen erschien ein Firman, der eine lange Liste von Anklagen gegen die Spahis, die regelmäßige Kavallerie, enthielt, und ihre Auflösung befahl; eben so wurden die Regimenter der Yamaks, denen die Besetzung der Festungen des Bosporus anvertraut war, wegen ihrer alten Neigung zu Empörungen, die Bostandzis, die Dschebedjis, die Mahteris, die vier Regimenter Solaks von der Infanterie der kaiserlichen Garde, und andere Korps der Haustruppen reformirt. Ein Mönchsorden, die Bektaschis, war von jeher in enger Verbindung mit den Janitscharen gestanden, und hatte ausgebreitete Ramifikationen im ganzen türkischen Reich; in Adrianopel allein bestanden 14 Klöster dieses Ordens, und er hatte nach und nach durch Legate und Erbschaften ungeheure Besitzungen erworben. Man klagte die Mitglieder dieses Ordens an, das Glaubensbekenntniß der Schiiten, d. h. der in Persien herrschenden Sekte zu theilen, und mit diesen Erbfeinden der orthodoxen Gläubigen in geheimer Verbindung zu stehen; man behauptete, unter dem Haufen von todten Janitscharen viele Bektaschis gefunden zu haben, und Zeugen versicherten, daß sie die entlegenen Quartiere der Stadt durchlaufen, um die untern Klassen zur Theilnahme am Aufruhr zu bewegen, daß sie Emissäre in die Festungen des Bosporus geschickt, um die Garnisonen aufzuwiegeln, kurz daß sie auf jede Art die Interessen der Janitscharen befördert hätten. Der Mufti hielt eine Versammlung der Ulemas, in der das Betragen des Ordens untersucht und verurtheilt wurde, die drei Generale desselben wurden enthauptet, die Güter des Ordens konfiscirt, und mit den Staatsdomainen vereinigt, ein Theil der Brüder gestraft, andere exilirt, ihre Bücher konfiscirt, und ihre Lehren verurtheilt. Man fand in dem Hause eines ihrer Generale Weinkrüge, deren Pfröpfe aus Blättern des Koran gemacht waren, was den heiligen Unwillen der Gläubigen mehr als alle ihre politischen und bürgerlichen Sünden erregt zu haben scheint. Der Sultan ertheilte hierauf Gnaden an seine getreuen Diener, an Ehrenstellen, Geld und Palästen, die er unter sie vertheilte. Der Mufti erhielt eine ehemalige Kaserne der Janitscharen als Amtspalast, und der Sultan scheint mit dem Betragen der hohen Geistlichkeit überaus zufrieden gewesen zu seyn, denn er ertheilte den abgesetzten Muftis, welche früher aus politischen Gründen genöthigt worden waren, ihr Leben in völliger Einsamkeit zu beschließen, die Erlaubniß, künftig sich frei in die Gesellschaft zu mischen. Der Verfasser erhielt bedeutende Geldsummen, wurde zum Reichsgeschichtschreiber und Doktor erster Klasse ernannt, und mit reichen Pfründen beschenkt, so daß er alle Ursache hat, sein Buch mit Segenswünschen für den Sultan zu endigen.

Dieses Buch ist in vieler Hinsicht ein ausgezeichnetes Werk. Der Verfasser erzählt mit Ordnung und Klarheit, die Reden welche er dem Sultan, dem Großwessir und dem Mufti in den Mund legte, sind wo nicht der genaue Ausdruck dessen was sie gesagt haben mochten, doch so wie sie gesprochen haben könnten, und das Ganze ist ein dramatisches Bild von dem Innern einer wichtigen Verhandlung des Divan. Die Zeit ist noch nicht gekommen dieses Ereigniß historisch zu beurtheilen, aber das vorliegende Werk wird jedenfalls seinen Platz unter den Quellen der ottomanischen Geschichte nehmen, und der Uebersetzer verdient den Dank seiner europäischen Leser, daß er es ihnen zugänglich gemacht hat.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

(Schluß.)

Der südöstliche Theil von Bourbon wird pays brûlé genannt: Lava und Asche, wovon er ganz bedeckt ist, eine Folge des vulkanischen Auswurfs, gaben ihm diese Benennung. Dieser Küstenstrich, durch den Südostwind, welcher einen großen Theil des Jahres über weht, ganz von Vegetation entblößt und von einem stets stürmischen Meer umbraust, bietet den Anblick der Verwüstung dar. Der westliche Theil dagegen, durch hohe Gebirge, deren Seiten an, wenn auch jähen Abhängen, sehr schönes Erdreich für jede Art von Pflanzungen gewähren, ist mit herrlichen Landsitzen, deren Erzeugnisse nach St. Denis und St. Paul versendet werden, bedeckt. Diese beiden kleinen Städte theilen unter sich die Anhänglichkeit der Bewohner und die Reichthümer der Kolonie, deren Ruhe sie durch ihre beständigen Zwistigkeiten stören. St. Paul, weniger bedeutend als St. Denis, welches der Hauptort der Insel und der Mittelpunkt der Geschäfte ist, hörte niemals auf, seine Ansprüche auf die Residenz des Gouverneurs geltend zu machen. Als Gründe führt es an, daß seine Lage an dem Rande einer Ebene weit anmuthiger und zweckmäßiger ist, als die seiner Nebenbuhlerin, welche zwischen die

See und steile Gebirge zusammengedrängt, den Anbau nicht gestattet und die Verbindungen mit dem nördlichen Westtheile der Insel sehr erschwert, daß seine Rhede geräumiger ist und mehr Landungspunkte besitzt, da hier das Meer nicht so stürmisch ist, als bei St. Denis. Die Anhänger der entgegengesetzten Meinung unterstützen sie gleichfalls durch Gründe, welche die Vortheile und Nachtheile ins Gleichgewicht stellen und ein bis jetzt noch nicht beseitigtes Schwanken herbeiführen. Man kann wohl denken, daß dieser Streit zwischen den beiden Hauptpunkten der Insel das Gouvernement bis jetzt verhindert hat, St. Denis zu verschönern und es mit mehreren Monumenten des öffentlichen Nutzens oder des Luxus auszustatten, woran ein Fremder die Residenz des Gouverneurs und den Mittelpunkt des Handels einer Kolonie erkennt. Die Stadt hat ein trauriges, vernachlässigtes Aussehen, welches nur zu sehr mit dem Anblicke der Verödung, den die Küste darbietet, zusammenstimmt; vergeblich suchen die Augen jene Hafendämme und Sandstriche, welche in den übrigen Kolonialplätzen stets von einer thätigen Bevölkerung belebt sind; man erblickt nur ein ungleiches Terrain, Steinhaufen und einiges Gemäuer, welches der aufsteigende Rauch und das wiederhallende Getöse der Hämmer als die für die Ausbesserung der Schiffe bestimmten Werkstätten bezeichnen. Zur Linken befinden sich die Ruinen des alten Hafendammes, welcher mit seinen Trümmern einen ziemlich weiten Umfang bedeckt; rechts gewahrt man einen großen Schuppen, Bancassal genannt, welcher, aus Holz erbaut, dicht am Meere liegt, das bei jedem Sturme ihn erschüttert und einen Theil mit fortreißt. Auf derselben Seite, in einiger Entfernung, oberhalb einer mit mehreren Kanonen besetzten Batterie liegt die Wohnung des Gouverneurs: der untere Theil besteht aus Steinen, das Uebrige von Holz; der Hof vor dem Eingange und die beiden Seitenflügel, welche durch ein vierstöckiges Gebäude verbunden sind, dessen Hälfte eine ungeheure Gallerie einnimmt, geben derselben einen gewissen Schein, welcher die Wirklichkeit weit übertrifft. Dieses Gebäude, von sehr alter Konstruktion, bedarf großer Verbesserungen oder vielmehr einer ganz neuen Aufführung, seine Lage ist sehr übel gewählt und fast ganz einsam; die inneren Appartements, schlecht vertheilt und ärmlich meublirt, sind nicht hinreichend, um dem Gouverneur eine ehrenvolle Gastfreundschaft gegen Fremde zu gestatten. Wenn man sich weiter von dem Ufer entfernt, so verändert sich die Scene ein wenig: mitten unter vielen unscheinbaren Hütten ragen einige ziemlich hübsche und reinliche Wohnungen von Holz hervor; die Straßen sind weder gepflastert noch gut unterhalten; das Regenwasser sammelt sich in Lachen, welche sie oft ungangbar machen und nach ihrer Austrocknung bleibt ein feiner Sand zurück, welcher, beständig vom Winde aufgejagt, den Augen der Vorübergehenden sehr nachtheilig wird. Die Stadt, obwohl an hohe Berge gelehnt, welche eine Menge Quellen enthalten, entbehrt der Brunnen; ein einziger findet sich in dem obersten Theile der Stadt und sehr weit von dem Meeresufer entfernt. Verläßt man den Mittelpunkt der Stadt und wendet sich links, so merkt man, daß St. Denis seit einigen Jahren Fortschritte gemacht hat: eine schöne und breite Allee, auf beiden Seiten mit eleganten, von den reichsten Kaufleuten bewohnten Häusern besetzt, führt durch eine sanftansteigende Anhöhe zu dem „Garten des Königs." Diese in der Kolonie so berühmte Promenade schien mir in keiner Hinsicht ihres Rufes würdig. Das Gebäude des öffentlichen Kollegiums macht dem Geschmacke und dem Talente seines Architekten Ehre: kurz vor unserer Ankunft wurde es mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Die Anzahl der Schüler ist zwar noch unbeträchtlich, vermehrt sich jedoch mit jedem Tage. Die Talente des Direktors und die hohe Achtung, in der er steht, sichern den Erfolg einer Einrichtung, welche in einem Lande, wo die Primärerziehung bis jetzt so vernachlässigt war, sich als sehr nothwendig erweist. — Wehe dem europäischen Fremdlinge, welcher nicht mit sehr dringenden Empfehlungsbriefen ausgestattet ist, die ihm die Gastfreundschaft irgend eines wohlhabenden Einwohners sichern: denn in dieser Stadt gibt es kein einziges Gasthaus, keine Schenke oder Kaffeewirthschaft, wo ein Fremder ein passendes Unterkommen finden könnte und kein Einheimischer wird sich beeilen, ihn aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Rechnet man zu dieser begründeten Furcht vor einer so wenig erfreulichen Aufnahme die Schwierigkeit, frische Lebensmittel zu finden, ferner ihre schlechte Beschaffenheit und ihren ungeheuern Preis; so begreift man leicht die Abneigung, welche die Seeleute im Allgemeinen gegen diese Kolonie hegen. — Das Problem der Existenz der Kolonien ohne den Sklavenhandel, dessen Lösung seit dem Beginne unsers Jahrhunderts versucht wurde und noch nicht allenthalben gelungen ist, wurde in Bourbon auf eine Art, welche nur für diese Kolonie sich eignet und noch von der Zeit ihre Probe erwartet, gelöst. In der Epoche, wo der Sklavenhandel von der Regierung verboten wurde, und eine bleibende Schiffsstation ihn unmöglich machte, entbehrte Bourbon der Arme für seine Pflanzungen, welche das Aufblühen des Handels mit jedem Tage vermehrte. Die Kolonisten konnten nicht das Beispiel der Bewohner von Ile de France nachahmen, welche den Pflug und das Zugvieh anwendeten, indem diese Mittel in einem bergigen, unebenen Lande nicht zulässig waren, das allein von der Hand des Menschen bebaut werden kann. Genöthigt auf die Sklaven von Afrika und Madagaskar zu verzichten, wendeten sie sich an die freien Menschen auf der Halbinsel von Indien: in der französischen Besitzung auf dieser Küste fand man Indier, welche sich für eine mäßige Summe monatlich und freie Fahrt anheischig machten, einige Jahre über die Pflanzungen von Bourbon zu bebauen.

Obgleich von der Verwaltung sehr unterstützt, waren die Versuche Anfangs nicht glücklich: nur sehr Wenige ließen sich anwerben, da diese Menschen, einer andern Religion angehörend und Sklaven ihrer Vorurtheile, die Arbeit und das Auswandern gleicherweise haßten. Andere Hindernisse zeigten sich in der Kolonie selbst, welche jedoch die Klugheit der Behörden allmählich überwand. Die armen Emigrirten wurden der Gegenstand einer aufmerksamen Sorgfalt; sie werden gut behandelt, von ihren neuen Herrn richtig bezahlt und ihre Zukunft gegen die bei Geschäften so leicht möglichen Wechselfälle sicher gestellt, wodurch sich die Eigenthümer von Pflanzungen und Sklaven ändern; endlich konnten die Indier ihren Familien Nachrichten und den Ertrag ihrer Arbeit zukommen lassen. So viele Sorgfalt und Treue in den Versprechungen

verdienten das Zutrauen der neuen Bebauer; sie kamen in großer Anzahl auf den von der Kolonie ausgeschickten Fahrzeugen herüber und die Kaufleute machten Spekulation damit. Kein Indier wurde eingeschifft, es sey denn, daß er ein Certifikat des Gouverneurs der französischen Kolonie, wo er bisher gelebt hatte, mitbrachte. Ich fand die Kolonisten mit ihren neuen Anbauern zufrieden: es ist wahr, sie sind nicht so stark und ausdauernd als die Neger; aber sie sind sanfter, trinken nur Wasser, versäumen nie ihre Arbeit und stehlen nicht, indessen die Andern mehr dem Trunke ergeben, träge, ausschweifend und lüderlich sind. Bis jetzt war es unmöglich, die Indier zu vermögen, ihre Weiber mit sich zu nehmen; sobald ihre Dienstzeit abgelaufen ist, kehren sie mit ihrem Gewinnste in ihr Vaterland zurück; da jedoch Mehrere wieder zurückgekommen sind, so darf man hoffen, daß sie diese Abneigung endlich ablegen und sich in der Kolonie ansiedeln werden.

Vermischte Nachrichten.

Die Canadian Gazette theilt folgende Beschreibung der Feierlichkeiten mit, welche bei Einweihung indianischer Häuptlinge stattfinden: Am 21sten Nachmittags 5 Uhr kamen in St. Regis, in Folge einer Einladung der Einwohner dieses Dorfes, ungefähr 120 Indianer von Coghnawogo und dem See der zwei Gebirgsstämme in zwei großen und vier kleinern birkenen Kanots an, um den Feierlichkeiten der Amtseinsetzung von fünf neuen Häuptlingen an die Stelle von vier verstorbenen und einem entlassenen beizuwohnen. Sobald man die Kanots erblickte, wurden ihnen drei Boote entgegengesandt, die den Fremden eröffneten, daß der Quai des Herrn Taylor ihnen als Landungsplatz angewiesen sey. Als sie den Fluß herauf- und am Dorf vorüberfuhren, wurden sie zu Ehren der sieben Stämme in Niedercanada mit sieben Schüssen begrüßt. Als das vorausfahrende Kanot an der Spitze der Insel angekommen war, machte es Halt, um die Ankunft der übrigen zu erwarten, und einige Indianer gingen ans Ufer, um ihre Gesichter schwarz zu malen, eine Bezeichnung der Veranlassung, welche die Zusammenkunft mit ihren Brüdern veranlaßt hatte. Dieser Verzug hatte der Menge Zeit gelassen, sich nach dem angegebenen Landungsplatz zu verfügen, und die indeß am Quai angekommene Kanone feuerte nun einen Schuß als Signal ab, daß die Kanots landen sollten. Als sie die Mitte des Kanals erreicht hatten, zogen die Indianer ihre Ruder ein, und trieben nun mit der Strömung abwärts, in tiefem feierlichem Schweigen, das nur die Todtenklage der Kriegshäuptlings unterbrach, die wie aus dem Wasser heraufzukommen schien, und von Allen an Bord mit den klagenden Worten lohe ihe beantwortet wurde; ein Schuß, der von Zeit zu Zeit aus der Kanone am Ufer dazwischen hallte, gab dem Ganzen etwas Feierliches und Düsteres, das sich unmöglich beschreiben läßt. Als die Kanots das Ufer erreichten, herrschte Todtenstille; nicht ein Wort, ja nicht einmal ein Blick wurde zwischen den Ankömmlingen und den Anwesenden gewechselt. Da alle Zurüstungen getroffen waren, so begaben sechs von den Indianern von St. Regis sich in die Kanots, nahmen die Flagge von einem jeden in Empfang und blieben dann in zwei Reihen am Ufer aufgestellt, während die Uebrigen Kanots und Gepäck versorgten. Nachdem die fremden Indianer sich den Flaggenträgern angeschlossen hatten, wurde noch ein Schuß, und zwar der letzte, als Zeichen abgefeuert, sich nach einer in der Mitte des Dorfs eigens für diese Gelegenheit errichteten Laube zu verfügen. Die Fremden schritten nun mit allen Indianern des Dorfs in einem Trauerzug, während dessen in vielen Gesichtern die tiefste Betrübniß, ja sogar Thränenströme sichtbar waren, ohne Zweifel dem Gedächtniß abgeschiedener Verwandten geweiht, für die jetzt einer der fremden Häuptlinge in klagenden Tönen einen Todten- oder Grab-Gesang anstimmte, den die ganze Versammlung in Zwischenräumen mit dem Todtengeschrei beantwortete, dessen durchdringender Ton einen schauerlichen Eindruck hinterließ. Als der Zug die Laube erreicht hatte, stellten die Flaggenträger sich links und rechts auf und machten den fremden Häuptlingen Platz zum Eintritt. In der Mitte der Laube war ein Schirm von Segeltuch aufgehängt, hinter dem die Häuptlinge des Dorfes, nebst dem bevollmächtigten Offizier, den Blicken der Fremden verborgen sich befanden. Nach kurzer Pause erhob sich der oberste Häuptling vom See Ganawato und hielt eine lange Rede über die Unsicherheit des Lebens und die Gewißheit des Todes; er pries das Andenken der verstorbenen Häuptlinge, und führte seinen Zuhörern zu Gemüthe, wie unheilbringend die Weissagungen der alten Propheten (daß nämlich sündige Menschen in spätern Zeiten den Zorn des großen Geistes über sie bringen würden) an ihrem Dorf in Erfüllung gegangen wären. „Wie fürchterlich diese Warnung des Herrschers über uns sich bestätigt hat, bezeugen die Thränen der Wittwen und vaterlosen Waisen unter uns." — Am Schluß dieser Rede stand einer der Indianer von St. Regis auf und sagte: „Ich höre eine Stimme, es ist die Stimme eines Fremden." Ein anderer Häuptling erhob sich jetzt und sprach: „Ich kenne diese Stimme, es ist die unsers Bruders von unterhalb, der gekommen ist, einen grünen Baum zu pflanzen (einen neuen Chef zu machen), hebe die Decke (den Schirm) auf und wir werden ihn sehen." Der Schirm wurde nun weggenommen, die Häuptlinge näherten sich einander, schüttelten sich die Hände und tauschten ihre Wampums gegen einander aus, worauf der Redner der St. Regis-Indianer, Aronienens, aus dem Stegreif eine Rede hielt, an deren Schluß er den Fremden im Namen der vornehmsten Häuptlinge, deren Organ er war, sagte, daß er ihre Gesichter nicht kenne; einige seyen sehr schön, einige roth und andere braun, gleich seinem eigenen, weßhalb er sie nicht genug unterscheiden könne. Da er aber voraussetze, daß jeder seine Flagge kenne, so möge er dieser folgen, und sie werde ihm in die für ihn bereitete Wohnung den Weg zeigen. Den ganzen Sonntag über herrschte die größte Eintracht und Ordnung im Dorfe, und, ganz ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, enthielten sich die Indianer an diesem Tage jedes Gelags. Am Montag Vormittags um eilf Uhr ward die Ceremonie der Einsetzung in Gegenwart von 500 oder 600 Personen vollzogen, nach welcher man, der indianischen Sitte gemäß, die Ruder der Gäste versteckte, um dadurch anzudeuten, daß sie noch nicht abreisen sollten, und nun erfolgte eine Aufforderung zum Kampfspiel, die angenommen wurde. Ungefähr um 4 Uhr Nachmittags standen acht athletische aus den beiden Stämmen, vom See und Coghnawogo, gewählte Männer und acht eben so gut gebaute St. Regis-Indianer, sämmtlich nur mit dem Schurz bekleidet, in Schlachtordnung einander gegenüber; das interessante Kampfspiel begann und wurde dießmal von den Regis-Indianern gewonnen. Gegen sieben Uhr desselben Abends eröffneten acht von den Fremden und acht von den Regis-Indianern einen Wettlauf von 4½ (englische) Meilen, bei dem ein kleiner Mann vom Gebirgssee den Preis gewann, indem er den Weg in 17 Minuten zurücklegte und seinen Mitbewerbern fast eine Viertelmeile voraus war. Am Dienstag fand ein anderes Kampfspiel statt, bei dem auf jeder Seite neue Kämpfer standen; dießmal siegten die Fremden nach einem der hitzigsten Kämpfe, die vielleicht je noch stattfanden. Nachdem die Nacht mit Tänzen und andern Vergnügungen hingebracht worden war, verließen die fremden Indianer St. Regis am Mittwoch guten Muths unter Kanonenschüssen und Freudengeschrei.

*

Die unternehmenden Bewohner der Kapkolonie sind entschlossen, eine Expedition auszusenden, um einige unbekannte nach der Mitte von Afrika zu gelegene Gegenden zu erforschen. Die Leitung derselben soll einem Stabsarzte, Namens Smith, anvertraut werden, der bereits mehreremal über die Gränzen der Kolonie hinaus bedeutende Reisen gemacht hat. Die Bewohner des Kaps sind sehr für den Plan eingenommen, und auch der Gouverneur unterstützt ihn auf alle Weise. Zu Bestreitung der Ausgaben sind 600 Pfd. unterzeichnet, man fürchtet aber, dieß werde nicht hinreichen. Dr. Smith verlangt keine Belohnung; mehrere andere Herren haben gleichfalls ihre unentgeldlichen Dienste angeboten, und es ist zu hoffen, daß aus jedem englischen Regimente zwei, und von dem eingebornen Kapregiment der berittenen Schützen sechs als Wache werden mitgehen dürfen, außer dreißig gemietheten Hottentotten, Alle wohl bewaffnet, um keinen feindlichen Angriff der Wilden befürchten zu dürfen. Sechs, acht oder zehn starke Ochsenwagen, sowohl für den Transport der Expeditionsmannschaft, als der Bagage, Waffen, astronomischen Geräthschaften, Mundvorräthe und Handelsartikel, werden für die Expedition in Bereitschaft gesetzt, die ein, vielleicht auch zwei Jahre ausbleiben wird, je nachdem sie im Stand ist, tiefer ins Innere einzudringen. Dr. Smith hofft manche Ausbeute für die Naturgeschichte, Mineralogie und dergleichen zu machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 298. 25 October 1833.

Gegenwärtiger Zustand von Neubritannien oder des nördlichen englischen Amerika's. *)

Als der im Jahre 1815 mit den Vereinigten Staaten geschlossene Friede Großbritannien den Besitz des unermeßlichen zwischen 240° und 325° L. und 42° und 78° n. Br. gelegenen, gemeiniglich Neubritannien genannten Gebietes gesichert hatte, bot die englische Regierung Alles auf, um die Kolonisation dieses Landes zu begünstigen, und Dank sey es den geschickten Männern, die sie nach jenen Gegenden sandte, der Erfolg der Unternehmung hat die Erwartungen weit übertroffen. Indem die britische Regierung das Gedeihen dieser Kolonien beförderte, hatte sie zwei Hauptzwecke im Auge: erstens, sich der überflüssigen Bevölkerung zu entledigen, und zweitens in diesen entfernten Gegenden der immer wachsenden Macht der amerikanischen Konföderation ein hinreichendes Gegengewicht entgegenzustellen. Ohne Aufsehen zu erregen, aber mit Beharrlichkeit, hat die Regierung ihren Plan verfolgt und man darf sich daher nicht wundern, wenn alle in die Geheimnisse der Verwaltung nicht Eingeweihte in England, und besonders auf dem europäischen Kontinent, in jenem Theil von Nordamerika nichts Anderes sehen wollen, als einen Sammelplatz halbwilder Jäger, eine Station für die Fischer von Neufundland und Labrador, einen fürchterlichen Aufenthalt für Verbannte oder einige unglückliche Auswanderer, die hier einer rauhen Witterung ausgesetzt und genöthigt sind, mit wilden Thieren um ihre tägliche Nahrung zu kämpfen. Die meisten Kaufleute kennen den Reichthum und den Werth dieses Landes noch so wenig, daß seit dem Jahre 1825 die Dampfschifffahrtsgesellschaft zwischen Halifax in Neuschottland und Port-Valentia in Irland, ungeachtet der Vortheile, die diese Unternehmung allen mit den Oertlichkeiten Vertrauten bietet, nicht zu Stande kommen konnte.

Ehe wir von den mannichfaltigen Hülfsquellen reden, welche Neubritannien hinsichtlich des Ackerbau's, der Gewerbe und des Handels darbietet, von dem System, nach dem man bei der Gründung und Beförderung von Ansiedlungen verfuhr und von den unermeßlichen Arbeiten, durch die dieses Land eines der blühendsten der neuen Welt wurde, muß noch bemerkt werden, daß Neuschottland, Niederkanada, die Inseln Neufundland, Kap-Breton und Prinz-Eduards-Insel eine Handelsmarine besitzen, welche zahlreicher ist als der dritte Theil der gesammten französischen, daß sie dem Handel des vereinigten Königreichs jährlich eine große Anzahl in ihren Häfen gebauter Schiffe liefern, daß die Werften der Kriegs- und Handelsmarine Großbritanniens und Irlands von diesen Kolonien große Quantitäten des herrlichsten Bauholzes beziehen, und daß endlich die sehr ergiebigen Steinkohlengruben auf der Insel Kap-Breton, in Picton und Neuschottland die Wichtigkeit noch vermehren, welche dieser Theil der neuen Welt durch seine Fischerei, seine herrlichen Häfen und seine für den Handel und die Herrschaft auf dem Meer so günstige Lage ohnehin schon besitzt.

Die englischen Besitzungen in Nordamerika bilden keinen zusammenhängenden Landstrich, und wir wollen deßhalb die Gränzscheiden von Neubritannien und einigen der dazu gehörigen Länder anführen. Es ist im Norden vom arktischen Ocean, im Osten vom Baffinsmeer und der Meerenge von Davis, die es vom dänischen Amerika trennen, im Süden vom atlantischen Ocean und der anglo-amerikanischen Konföderation, und im Westen vom großen Ocean und dem russischen Amerika begränzt. Es befinden sich in diesem Theile des amerikanischen Kontinents eine große Anzahl von Flüssen, die sich in verschiedenen Richtungen in fünf verschiedene Meere ergießen und auf diese Weise den Erzeugnissen des innern Landes eine Menge von Absatzwegen eröffnen. Die Hauptflüsse, welche vorzüglich zu Begründung eines ausgedehnten Binnenschifffahrtssystems benützt werden können, sind folgende:

Der Mackenzie, der am Abhange der Missouri-Columbi-

*) Die französischen und englischen Geographen verstehen unter diesen beiden verschiedenen Benennungen eine und dieselbe Ländermasse. Ober- und Niederkanada, Neubraunschweig, Neuschottland, die Insel Kap-Breton, die Prinz-Eduards-Inseln und Neufundland, so wie die großen Landstriche, welche von den Jägern im Sold der neuen Kompagnie der Hudsonsbai besucht werden, nennen die erstern Neubritannien (Nouvelle Bretagne) und die letztern das britische Nordamerika (British North-America). Die übrigen englischen Besitzungen in Amerika werden mit dem Namen englisch-westindische Kolonien (British West-Indian Colonies) und Inseln unter dem Wind (Leeward-Islands) bezeichnet. Die erstere Benennung begreift die Antillen, Lukaischen Inseln, die Bermuden, Guyana und die Niederlassung von Yucatan; die zweite die Inseln Antigoa, Montserrat, Levis, St. Christoph, Barbados, Tortola und einige andere minder beträchtliche.

schen Gebirge entspringt, und der Coppermine- oder Kupferminenfluß, der durch viele Seen strömt und mehrere Strudel und Wasserfälle bildet; beide ergießen sich in den nördlichen Ocean.

Der Churchill oder Missinippi, dessen Quelle man noch nicht kennt; der Nelson, aus der Vereinigung zweier Arme gebildet, dem nördlichen und südlichen Saskatchawan, die aus den Missouri-Columbischen Gebirgen herabkommen, und die Severn, welche insgesammt in das Hudsonmeer fallen. Der Miramichi, dessen Lauf zwar sehr beschränkt, dessen Bassin aber wegen der schönen Waldungen merkwürdig ist, die es umgeben, und aus denen die an seinen Ufern befindlichen zahlreichen Werften versehen werden, und der St. Lorenzo, der größte Fluß von englisch Amerika; beide ergießen sich in den vom atlantischen Ocean gebildeten Golf von St. Lorenzo; bei Tadusac fällt die Saguenay in den St. Lorenzo. Die Untersuchungen, welche die Regierung von Kanada auf diesem Fluß vor Kurzem unternehmen ließ, haben die physische Geographie mit einer bis jetzt auf dem Erdball noch nicht beobachteten Erfahrung bereichert. Die Tiefe des Bettes der Saguenay wechselt auf einer Strecke von ungefähr 60 Meilen, zwischen 600 bis zu 900 englischen Fuß; bei ihrer Vereinigung mit dem St. Lorenzo hat sie um 600 Fuß mehr Tiefe als dieser, und da nun die Tiefe des Bettes des St. Lorenzo an dieser Stelle 240 Fuß beträgt, so hat olglich das der Saguenay 840 Fuß Tiefe.*)

(Fortsetzung folgt.)

Briefe deutscher Auswanderer aus Nordamerika.

Dritter Brief.

Neue Anlage bei Paducat, am Ausflusse des Tenessee in den Ohio, den 22 Julius 1833.

Wie wir hören gehen viele deutsche Auswanderer nach Arkansas. Dieses Gebiet liegt auf der andern Seite des Missisippi gegen den Tenessee-Staat über, und zwar 2 bis 3 Grad südlicher als Paducat. Schon diese südlichere Lage macht die Ansiedlung daselbst nicht rathsam. Hierzu kömmt noch die Nachbarschaft der Indianer und der Ruf der Ungesundheit, in welchem seit den frühesten Zeiten Louisiana steht, u. von einer Ansiedlung in diesem Lande abzuschrecken. Und wirklich kommen auch schon viele Auswanderer von den Ufern des Missisippi zu uns herüber, die übermäßige Hitze fliehend, welche alle geistigen und körperlichen Kräfte erschlafft. In hiesiger Gegend ist es zwar auch schon sehr warm, aber doch erträglich. Was die größere Nähe von Arkansas gegen Orleans zu betrifft, so machen hierin 40 bis 50 Meilen, in Berücksichtigung der großen Schnelligkeit der Dampfschifffahrt keinen Unterschied. Was aber in merkantilischer Hinsicht sehr zu Gunsten von Kentucky spricht, ist die größere Frequenz seines Handels und seiner Schifffahrt, und der dadurch erleichterte Absatz der Handelsprodukte. Kentucky gränzt an drei kultivirte Staaten, und ist selbst größtentheils angebaut. Arkansas ist noch eine Wildniß. Die Dampfschiffe, welche den Tenessee, Cumberlandriver und Ohio befahren, berühren nicht Arkansas, während sie stets in Paducat verweilen, und meistens umladen oder ihre Ladung verändern, was daselbst einen Zusammenfluß vieler Menschen veranlaßt und den Produkten Nachfrage verschafft. Auch gibt es in Arkansas weit mehr Raubthiere und schädliches Gewürm, als bei uns. Die größte Klapperschlange, welche wir bis jetzt hier getödtet haben, war nicht länger als 6 Fuß; die größten sollen 8 Fuß messen. Glaubt nur nicht, die Schlangen seyen wirklich eine Plage; sie entfernen sich schnell von Orten, wo die Kultur sich verbreitet und der Pflug hinkömmt. Man stellt sich in Europa diese Dinge alle weit ärger vor als sie wirklich sind. — Hier in Westkentucky liegen noch mehr als eine Million Acres unbenutzt; sie gehören theils dem Staat, theils dem Militärfonds, theils auch schon Privaten, und sind alle käuflich zu haben. Der Staat nimmt nicht mehr als 25 Cts. (37 kr.) für den Acre; das Militärland dagegen, von welchem große Stücke Privatpersonen angehören, kostet 50 bis 100 Cts. Von Privatleuten kauft man zu demselben Preis, nämlich den Acre für 1 fl. 15 kr. bis 2 fl. 30 kr. Ist aber das Terrain schon gelichtet, so fordert man natürlich mehr. Ich kenne ein Stück von circa 1200 Morgen, welches 2½ Meilen vom Tenessee, 2 Meilen vom Clarkeriver und 10 Meilen von Paducat liegt, wofür man einen Käufer sucht. Es enthält 300 Morgen Wald und 900 Morgen Wiesen, ist äußerst fruchtbar, mit prächtigen Baumgruppen und guten Quellen versehen, wofür man 1500 Thlr. verlangt. Der Bevollmächtigte dieses Militärstücks wohnt in Paducat. Wir haben gegenwärtig keine Zeit, um uns um solche Dinge bekümmern zu können, allein dieser Ländereien gibt es noch eine Menge; ich habe schon von 6 bis 8 sprechen hören.— In diesem Augenblick werden in unserer Nähe wieder 4 Mühlen erbaut. Auch beginnt man den Weizen in größeren Quantitäten zu säen. Das Weizenmehl wurde bis jetzt zu hohen Preisen von Pennsylvanien, ja selbst von Orleans bezogen. Noch sind keine Fabriken in Westkentucky. Dieß hat zur Folge, daß hier wenig Geld im Umlauf ist. — Eine wichtige Rolle im Ackerbau spielen die Pankins und Melonenarten. Pankins sind eine Art Kürbisse, aber zuckersüß, und ein ganz vortreffliches Futter für jede Viehgattung. Kartoffeln, Bohnen, Erbsen ꝛc. werden hier nur als Gartengewächse gezogen. Den Kleebau dagegen kennt man hier nicht. Die Schwein- und Rindviehzucht, wie sie hier betrieben wird, verursacht nicht die mindeste Arbeit. Ein mittelmäßiger Gutsbesitzer hält 2 bis 300 Schweine. Diese laufen im Walde herum; Morgens und Abends ruft ihnen der Eigenthümer und gibt ihnen pro forma eine Hand voll Mais, was sie an die Niederlassung gewöhnt und sie verhindert sich zu verlaufen. Oft sieht ein Eigenthümer keine Spur mehr von seinen Schweinen vom Frühjahr bis zum Spätherbst, wo sie plötzlich mit einer Schaar von halbwüchsigen Jungen heimkehren. Man rechnet hier auf die Mästung eines Schweines fünf Büschel Mais, wofür man Thiere erhält, die 150 bis 200 Pfd. wiegen. Eben so wenig Mühe macht das Rindvieh. Nur die Kälber hält man zu Hause; alsdann kommen die Mutterkühe regelmäßig Morgens und Abends; man läßt das Kalb die Milch anziehen, melkt

*) Dieß läßt sich nur durch Annahme einer tiefen, von dem Strom stets mehr ausgehöhlten Erdspalte erklären.

dann die Kuh und den Rest trinkt das Kalb noch vollends aus. Dieß geht so lange fort, bis sie wieder ein Kalb bekömmt. Das frühere, nun zum Rind herangewachsene, läuft alsdann mit der Heerde. Schafe gibt es noch wenige hier, obschon die Wolle sehr theuer ist. Dieß mag wohl daher kommen, weil sie ohne Aufsicht weiden; sie laufen immer ins Sumpfland und ziehen sich dadurch allerlei Krankheiten zu. Die Federviehzucht ist hier ein wahres Vergnügen. Ein Huhn legt im Sommer und Winter, und brütet viermal im Jahr Junge aus; auch reicht man ihnen kein Futter, weßhalb sie sich größtentheils nur von Ungeziefer ernähren, das sonst lästig fallen würde. Wenn deutsche Ansiedler hier wären, so könnte man in Gemeinschaft seine Produkte in sogenannte Flottboote thun und nach Orleans bringen, wo alles fünfmal theurer ist als hier. Auch hätte man noch den Vortheil, die nöthigen Manufakturwaaren in Orleans zu kaufen, wo Alles um die Hälfte oder ein Drittheil wohlfeiler, als in Paducat ist. Die Dampfschifffahrt zwischen Pittsburg und Orleans hat eine außerordentliche Thätigkeit; man kommt selten in den Fall einen halben Tag auf ein Dampfschiff warten zu müssen, um strom- auf- oder abwärts zu fahren. Was die Fahrt mit den Flottbooten anbelangt, so wäre es nöthig, daß einige Gutsbesitzer sich vereinigten und sie gemeinschaftlich betrieben, denn einer allein vermag selten ein Flottboot zu laden. Dadurch würden Kosten und Zeit erspart. Auch ist es für einen Deutschen nicht rathsam, sich in Geschäfte mit den Nordamerikanern einzulassen. — Wir besitzen nun auch eine Kuh und ein Kalb, und haben uns ferner einen Hahn und eine Henne angeschafft. Letztere hat bereits schon 26 Junge ausgebrütet und bald wird unser Hühnerhof bevölkert seyn. Die Kuh gibt täglich 4 Maaß Milch. Sonntags essen wir schon junge Hahnen. Am meisten Speisen liefert uns indessen unser Garten, der vortrefflich gedeiht. Von den bereits angebauten 16 Morgen haben wir einen Morgen mit Kartoffeln, 10 mit Mais und die übrigen m Bohnen, Punkins und verschiedenen Melonenarten bestellt. Meine ganze Aufmerksamkeit ist nun auf die Wassermelonen gerichtet; alles was ich darüber erfahren konnte, so wie Alles was ich darüber weiß, stimmt darin überein, daß dieses Produkt sehr viel krystallisirbaren Zucker enthält. Der Ertrag eines Acres wäre, — gesetzt auch, es enthielt dieses Erzeugniß nur 15 Proz. Zucker, — dennoch sehr bedeutend. — Unser Häuschen hat in jedem Stock erst Ein mit Glas versehenes Fenster, so wie Eine Thüre, die geschlossen werden kann; der Speicher ist noch zur Zeit nur mit einem Laden versehen, so wie auch die Küche. Wir haben auch ein Hühnerhaus erbaut, welches aufs Beste eingerichtet ist, ferner einen Hundsstall, und ein kleines Häuschen für eine Art Vögel, welche man hier Mardens nennt. Diese Thierchen pickten und buhlten so lange vor unserm Fenster, bis wir ihnen ein Häuschen unter das Dach machten. Kaum war es fertig, so nahmen sie es auch schon in Besitz, und nun fressen sie uns die Fliegen vor der Thüre weg, und des Abends erfreuen sie uns durch ihren Gesang. — Den nächsten Herbst werden wir suchen einige Quellen zu reinigen, und in einer Rinne nach dem Haus zu leiten. Ich glaube, daß Bohrversuche sehr günstig ausfallen würden. — Wir haben auf unserm Gebiet Urbäume von 5 bis 6 Fuß im Durchmesser und darüber. Um Dachschindeln zu machen, haben wir einen solchen gefällt von vollen 6 Fuß im Durchmesser. Allein dazu muß man schlechterdings amerikanische Aexte haben, mit deutschen würde man 14 Tage an solchen Bäumen fällen, eine Arbeit, die wir hier in einigen Stunden verrichten. Ich habe leider auch schon ein schweres Lehrgeld bezahlen müssen; bei einer solchen Arbeit hätte ich mir beinahe den Fuß in zwei Theile gehauen. Vier Tage lang hatte ich das Wundfieber, aß nichts, und trank täglich mehr als 10 Maaß Wasser. Den sechsten Tag konnte ich schon wieder herumhinken, und nun ist mein Fuß vollständig geheilt. Das nenne ich eine Kur in sechs Tagen! Der geschickteste Wundarzt in Mainz hätte Wochen lang an mir gepflastert. Jetzt verstehe ich auch vollkommen mit der Art umzugehen und kann mich darin mit jedem Amerikaner messen. Wir haben hier fünf bis sechserlei Nußarten, aber alle für Menschen ungenießbar, indem ein Ambos nöthig wäre, um die kleinen Kernchen aus der harten Schale zu bekommen. Auch gibt es hier bei uns 6 bis 8 Eichenarten, Sassafras, Pappeln rc. und wilde Obstbäume von allen Gattungen. — Daß das amerikanische Klima den Zähnen nachtheilig seyn soll, scheint mir ungegründet, wenigstens stehen die unsrigen fester als je; überhaupt waren wir nie so gesund als jetzt. Die Mäßigkeit gebot uns schon die Noth, denn erst seit Kurzem ist es uns gelungen, gegen einen Theil unserer Maisernte, Brod zu erhalten, das wir später zurückgeben müssen. Das Welschkorn ist hier viel besser als in Deutschland, und gibt vollkommen weißes Brod.

(Schluß folgt.)

Römischer Staatshaushalt.

Wenn es wahr ist, was irgend ein Schriftsteller gesagt hat, daß man aus dem Ausgabenbuch einer Person deren Charakter, Sitten und Gewohnheiten kennen lernen kann, so dürften die nachstehenden beiden Budgets, da man diese doch gewissermaßen die Wirthschaftsbücher der Staaten nennen kann, allerdings einen Maßstab zu Beurtheilung des Charakters der römischen Staatsverwaltung bieten. Sie sind von den Jahren 1822 (dem Todesjahre Pius VII) und 1831, und ihre Vergleichung ist nicht ohne Interesse.

Da wir hier nur die bedeutendern Summen anführen wollen, so bemerken wir zuvörderst, daß sich im Jahre 1822 am Ende der Verwaltung des Kardinals Gonsalvi ein Ueberschuß der Einnahme von 88,858 Piastern, nahe an 500,000 Franken, ergab; jetzt findet sich ein Deficit von 1,206,000 Piastern, mehr als 6,500,000 Franken; man sieht hieraus, was das Pontifikat Leo's XII gewirkt hat. Die Interessen der Staatsschuld beliefen sich im Jahre 1822 auf jährlich 920,000 Piaster; jetzt betragen sie 1,050,000 Piaster, was einen Unterschied von 150,000 Piastern oder 700,000 Franken, oder mit andern Worten, von 11 Millionen Kapital ausmacht.

Der Unterschied der Einnahme von 1831 gegen die von 1822 beträgt 1,755,207 Piaster; dieses Deficit hat aber seinen Grund nicht bloß in der Verminderung der Einnahmen, sondern hauptsächlich in der Vermehrung der Ausgaben. Der Papst hat seine Civilliste, und diese enthält die zum Unterhalt seiner Paläste, seiner Gärten, seiner Garden, seines Hauses und seiner Person ausgesetzten Summen. Der Gesammtbetrag derselben belief sich im Jahre 1822 auf 279,854 Piaster (ungefähr 1,530,000 Fr.), die sich folgendergestalt vertheilten:

Unterhalt der Gärten und Paläste . . .	200,000	Piaster
Nobelgarde	36,000	—
Schweizergarde	6600	—
Stadtgarde	654	—
Museum und Kunstgegenstände . . .	36,600	—

Diese Civilliste beträgt im Jahre 1831 305,000 Piaster, also 25,000 Piaster mehr, und man kann dabei zuversichtlich behaupten, daß keine-

wegs die persönlichen Bedürfnisse des Papstes Ursache an dieser Erhöhung sind, denn es kann, da sie keinen Hof halten, nichts Einfacheres geben als das Leben und den Haushalt der Päpste. Nur der schlechten Verwaltung wegen ist die päpstliche Regierung keine wohlfeile, denn die Lebensart der Herrscher selbst, die sehr oft aus einem Kloster auf den Stuhl des heiligen Petrus kommen, würde die Staatsverwaltung, die Mißbräuche abgerechnet, zur sparsamsten in der Welt machen.

Im Jahre 1822 belief sich der den Kardinälen, deren Pfründen nicht 15.000 Franken eintragen, bewilligte Gehaltszuschuß auf 49.000 Piaster, jetzt beträgt er 100.000 Piaster.

Das Budget des Jahres 1822 hat indeß auch theurere Abschnitte als das von 1831.

Im Jahre 1822 kosteten das Landheer und die Marine 1,376,865 Piaster, die sich folgendergestalt vertheilten:

Linientruppen, Artillerie und Kavallerie .	949,474	Piaster
Zwei Regimenter Karabiniers . . .	330,000	—
Provinzialtruppen	45,000	—
Römische Bürgergarde	21,000	—
Marine in Civita Vecchia	9,820	—
Pompiers in Rom	6,480	—
Pompiers in Bologna	1,256	—
Stadtgarde in Ferrara	8,500	—
Unterhalt der deutschen Truppen in Ferrara	5,935	—

Im Jahre 1831 kostet dieser Abschnitt nur 1,150.000 Piaster. Folglich findet sich hier eine Verminderung von 226.000 Piaster; es scheint beinahe, als habe der Papst, voraussichtiger als die übrigen Souveräne Europa's, seine Land- und Seemacht nach der Julinsrevolution nicht vermehrt.

Der öffentliche Unterricht kostete im Jahre 1822 66.900 Piaster; im Jahre 1831 dagegen, nebst den auf schöne Künste und Museen verwendeten Ausgaben, 125,000 Piaster. Hat diese Vermehrung hauptsächlich im Interesse des öffentlichen Unterrichts stattgefunden, so darf das Land sich Glück wünschen. Ueberdieß muß man berücksichtigen, daß der öffentliche Unterricht in den römischen Staaten von religiösen Vereinen ertheilt wird, er ist also keineswegs dem Staate gänzlich zur Last, und es würde folglich unbillig seyn, wenn man den öffentlichen Unterricht in den päpstlichen Staaten nach den in den Budgets von 1822 und 1831 ausgeworfenen Summen beurtheilen wollte. Die Mühe und Arbeit der religiösen Vereine, die sich mit dem öffentlichen Unterricht beschäftigen, wie z. B. der Brüder der frommen Schulen, der Somaschi und der Jesuiten, vertreten eine weit bedeutendere Summe als die 66.000 Piaster von 1822 und die 125.000 von 1831.

Herr Valery gibt in seinen Voyages historiques et littéraires en Italie einige Nachweisungen über den öffentlichen Unterricht, die der päpstlichen Regierung zur Ehre gereichen, und zugleich beweisen, daß sie keineswegs eine so entschiedene Freundin der Unwissenheit ist, als man dieß gewöhnlich glaubt. „Sechzig Schulen, sagt er, Bezirksschulen (regionarie) genannt, die von Laien geleitet werden, und in denen man monatlich 5 bis 10 Paoli bezahlt, unterrichten ungefähr 2000 Zöglinge. Die sieben Kirchspielschulen, die ihren Unterricht ganz unentgeltlich ertheilen, zählen 500 Zöglinge, und die sieben übrigen der Weltgeistlichen 2000. Eine wahre Mustervolksschule ist die von St. Nikolaus in der Strada Giulia; hier finden achtzig Kinder von Handwerkern, wenn sie Abends von der Arbeit heimkehren, würdige Geistliche versammelt, die ihnen unentgeltlich im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilen, und noch Papier und Tinte dazu liefern. Die Anfangsgründe der Zeichenkunst machen in den drei Kirchspielschulen der sogenannten Frères ignorantins einen Theil des Unterrichts aus. Mehrere Artikel der Schulordnung zeugen von großer Umsicht; Züchtigungen z. B. dürfen nur mäßig angewendet werden, und, ein ächt italienischer Charakterzug, kein mißgestalter Mensch darf Unterricht ertheilen, damit die Spottlust der Kinder nicht gereizt werde."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitschrift „The Naturalists Library" enthält einen interessanten Bericht über die Jagd eines riesenhaften, rothen Orangutangs: Die Brigg Mary Anne Sophia hatte an der Westküste von Sumatra ein Boot ans Land geschickt, um Wasser zu holen; an einer Stelle, wo viel angebauter Boden, aber wenig Bäume waren, entdeckte die Mannschaft auf einem derselben einen riesenhaften Affen. Als die Leute näher kamen, stieg er herab, und suchte, als man ihn verfolgte, auf einem andern Baum in einiger Entfernung Zuflucht. Seine Gestalt glich der eines schlanken Menschen, er war mit glänzenden braunen Haaren bedeckt, sein Gang aufrecht, aber etwas watschelnd, manchmal nahm er seine Hände zu Hülfe oder schwang sich vermittelst eines Baumzweiges weiter. Seine Bewegung auf dem Boden war offenbar nicht sein natürlicher Gang, denn er war langsam und schwankend, selbst wenn er seine Hände oder einen Stock zu Hülfe nahm; um von seiner Gewandtheit und Stärke einen rechten Begriff zu bekommen, mußte man ihn unter den Bäumen sehen. Als man ihn endlich auf einen ziemlich einsam stehenden Baum getrieben hatte, erreichte er mit einem Sprung einen sehr hohen Zweig, und schwang sich dann mit der Leichtigkeit und Behendigkeit eines andern Affen hin und her. Wäre das Land mit Bäumen bedeckt gewesen, so hätte man sein Entkommen nicht wohl verhindern können, da er von einem Baum auf den andern mit der Schnelligkeit eines Pferdes auf ebenem Boden sprang; selbst zwischen den wenigen Bäumen, die auf dem Platze standen, waren seine Bewegungen so rasch, daß es sehr schwer war, gehörig auf ihn zu zielen, und seine Verfolger waren nur dadurch, daß sie einen Baum nach dem andern niederhieben, und somit ihn auf einen immer engern Raum beschränkten, im Stande, ihm nach und nach mehrere Schüsse beizubringen, von denen einige ihm durch den Unterleib gingen. Nachdem er fünf Kugeln erhalten hatte, ließen seine Anstrengungen nach: er lehnte sich erschöpft an einen Baumzweig und warf eine bedeutende Menge Blut aus. Die Munition der Jäger war jetzt zu Ende, und sie waren genöthigt, den Baum zu fällen, um an den Affen zu kommen; sie thaten dieß in voller Zuversicht, daß seine Kräfte so weit erschöpft seyen, daß sie sich seiner ohne Mühe versichern könnten, waren aber nicht wenig erstaunt, daß der Affe, als der Baum fiel, mit anscheinend unverminderter Kraft seinen Rückzug auf einen andern Baum bewerkstelligte. Sie waren auch in der That genöthigt, alle Bäume niederzuhauen, ehe sie ihn dahin brachten, auf dem ebenen Boden seine Feinde zu bekämpfen, gegen die er noch immer erstaunenswerthe Kraft und Gewandtheit zeigte, obgleich er endlich durch die Anzahl überwältigt und durch Speerstöße und Steinwürfe getödtet wurde. Schon sterbend packte er noch einen Speer aus biegsamem Holze, welcher der Kraft des stärksten Mannes widerstanden haben würde, und zerschellte ihn in Stücke, als wäre er ein leichtes Rohr. Die, welche ihn umbringen halfen, sagten aus, der menschenähnliche Ausdruck seines Gesichts und die mitleiderregende Art, wie er seine Hände auf die Wunden hielt, habe ihre Gefühle lebhaft angeregt, und in ihnen beinahe den Gedanken erzeugt, sie begingen ein Verbrechen. Als er todt war, betrachteten Eingeborne und Europäer seine Gestalt mit Erstaunen, denn er maß zum wenigsten über 6 Fuß.

*

Als einen Beweis, in welcher Achtung gegenwärtig in England Kirche und kirchliche Angelegenheiten stehen, führen englische Blätter Folgendes an: Die Kathedrale zu Bath war kürzlich der Schauplatz sehr tumultuarischer Vorfälle. In der Abteikirche wurde eine Versammlung gehalten, um wegen einer Forderung der Kirchenvorsteher von mehr als 400 Pfd. St. ein Uebereinkommen zu treffen. Die einzelnen Rubriken der Forderung wurden untersucht und bei mehreren derselben Vorschläge in Anregung gebracht, um die Zahlung zu verweigern. Andern wichtigen Punkten versagte man ebenfalls die Genehmigung, doch ward die weitere stürmische und unziemliche Erörterung vertagt. Bei der zweiten Versammlung ging es noch tumultuarischer zu; eine in Vorschlag gebrachte Steuer zum Besten der Kirche von 4 Pfenningen wurde mit Heftigkeit verworfen, und aller Anstand verletzt; die Versammlung schloß unter dem unziemlichsten Geschrei, und die Bücher konnten nur durch Dazwischenkunft der Konstabeln vor Vernichtung geschützt werden. — Die Abgabe ist demnach verweigert und erklärt worden, daß jeder fernere Versuch, eine solche zu Deckung der Auslagen des Kirchenvorstehers durchzusetzen, unberücksichtigt bleiben soll. Solche Auslagen seyen künftig durch Privatunterzeichnungen zu decken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

№ 299. 26 October 1833.

Phrenologische Gesellschaft. Nachtrag.

In dem vorigen Artikel haben wir von mehreren interessanten Wahrnehmungen gesprochen, welche die in Paris bestehende phrenologische Gesellschaft bei ihrer letzten Zusammenkunft dargelegt hat. Mehrere derselben bezogen sich auf die Bildung des Hirnschädels von Kriminalverurtheilten, und ließen eine hochwichtige Gleichmäßigkeit zwischen den äußern Kennzeichen des Kopfes und den Gemüths- und Charaktereigenschaften der verschiedenen Individuen erkennen. Diese Kunst, aus der Oberfläche eines Theils des menschlichen Körpers die Geheimnisse seiner innersten Neigungen, seine Tugenden, seine Laster, seine vorherrschenden, die ihm gänzlich abgehenden Empfindungen zu enthüllen, bietet im Allgemeinen ein ausgezeichnetes Interesse dar; allein ihr Werth wäre unschätzbar, wenn man sie mit immer wachsender Gewähr auf die Entdeckung begangener Verbrechen, auf die psychologische Beurtheilung eines Angeklagten, bei Handhabung der strafrichterlichen Gerechtigkeit anwenden könnte, um durch die äußere Beschauung und das Gefühl die in dem Beschuldigten etwa liegende Schwäche und seine Unvollkommenheiten von der zu einem speziellen Verbrechen erforderlichen absoluten Verderbtheit und Lasterhaftigkeit zu unterscheiden. In dieser Beziehung möchten die Annalen der Kriminalfälle, die Protokolle der strafrechtlichen Gerichtsverhandlungen, zusammengehalten mit den Personalbeschreibungen der Angeklagten und ihrem nähern Signalement, Momente von dem größten Werthe umfassen.

Als Beitrag zu der Geschichte der Phrenologie und der Gewähr ihrer Wahrnehmungen folgenden, in einer wichtigen französischen Kriminalsache aktenmäßig konstatirten Fall:

Vor längerer Zeit wurden in Montmorency zwei junge Eheleute an ihrem Feuerherde durch zwei Fremde ermordet, welche sie in ihrem Gasthause aufgenommen; die einzelnen Umstände dieses mit einer entsetzlichen Kaltblütigkeit begangenen Mordes sind in Aller Gedächtniß geblieben; die Schuldigen waren zwei Kriminalsträflinge, welche ganz kurz vorher aus der Galeere von Rochefort entwichen waren, wohin sie durch ein Urtheil des Assisenhofes zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt waren: sie waren entkommen, trotz der Aufsicht zahlreicher Soldaten, trotz der dreifachen Hindernisse, welche ihnen das tiefe Flußbett der Charente, die Mauern des Hafens und die Wälle der Stadt entgegensetzten, trotz der doppelten Kette, welche Tag und Nacht den lebenslänglich Verurtheilten belastet. Die Geschichte dieser Menschen war ein langes Gewebe von Verbrechen; wegen der nämlichen Thatsachen zusammengekettet, hatte die Gemeinschaft eines elenden Daseyns, und vielleicht auch die schreckliche Aehnlichkeit ihrer Seele eine enge Sympathie zwischen ihnen entstehen lassen. Auch hatte man ihnen auf der Galeere den romantischen Namen der „Waffenbrüder" gegeben.

Einer dieser seltsamen Freunde hieß Daumas-Dupin.

Nach seinem Verbrechen flüchtete er sich nach Italien, allein Frankreich erhielt seine Auslieferung; er ward nach Frankreich zurückgebracht und vor Gericht gestellt. Alle diejenigen, welche der Verhandlung dieser Sache beigewohnt haben, werden das zurückstoßende Aussehen dieses Mannes nicht vergessen können; er sprach mit Leichtigkeit, selbst mit Geist, und dennoch machte sein Anblick einen widrigen Eindruck. Seine Lippen waren dünn und schmal, die Nase spitz mit weiten Nasenlöchern, die Augen grau und lebhaft; besonders auffallend war sein Kopf, welcher schmal an dem vordern Theile gegen oben und hinter den Ohren stets breiter sich ausdehnte und von einem schwarzen, dichten, steifen und gelockten Haarwuchse bekleidet war, welcher einer Löwenmähne auf einer Tigerstirne nicht unähnlich sah.

Nach den Prozeßakten war das Entsetzen, welches er einflößte, so groß, daß eine jener verworfenen Dirnen, die an den Straßenecken der Hauptstadt mit ihrem Körper Gewerb treiben, das Gold von Daumas-Dupin ausschlug und seine Anträge zurückwies, indem sie als einzigen Grund angab, daß er ihr zu Angst und daß sein Anblick sie zittern mache.

Daumas-Dupin wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Sein Mitschuldiger hieß Robert Saint-Clair. Dieser Mann, mit einer wunderbaren Stärke und einem erprobten Muthe begabt, übertraf noch seinen Gefährten an Energie und Wildheit. Er war es, der den Plan der Flucht entwarf und ausführte. Die beiden Gefangenen sprangen von den Mauern herunter, welche Rochefort umgeben und mehr als zwanzig Fuß Höhe haben. Saint-Clair fügte sich kein Leid zu, aber Daumas Dupin brach das Bein und blieb auf dem Platze liegen; sein Gefährte lud ihn auf die Schultern, und mit diesem ungeheuern Gewicht, in den Banden seiner Ketten machte er in der sumpfigen Ebene der

Charente über zehn Stunden, ohne anzuhalten. Er war es auch, welcher zu dem Morde von Montmorency rieth und den Haupttheil des Verbrechens übernahm.

Nachdem die Ermordung verübt war, stritt er sich mit seinem Mitschuldigen um die Beute die sie gemacht, zwang ihn sich zu entfernen und verschwand. Vergeblich wurden die eifrigsten Nachforschungen gemacht, um ihn einzufangen. Man erfuhr, daß er Piemont, sodann die Schweiz und Deutschland durchreist und auf der türkischen Gränze sich aufgehalten habe. Dort erfuhr man, daß er in eins der Regimenter einverleibt worden sey, die bestimmt sind, die Gränzen der beiden Reiche zu schützen. Nach einiger Zeit berichteten bestimmte und amtliche Nachrichten, daß er in einem Gefechte gegen die Horden von Räubern, welche in jenen Gegenden hausen, gefallen sey, nachdem er Wunder von Tapferkeit gethan, und daß somit dieser Elende, von einer Kugel ins Herz getroffen, den schönsten Tod, den Tod eines tapfern Soldaten gestorben sey.

(Schluß folgt.)

Briefe deutscher Auswanderer aus Nordamerika.

(Schluß.)

Was den Gottesdienst und die Sonntagsfeier anbelangt, so ist dieß in den alten Staaten allerdings etwas Lästiges; aber hier in Westkentucky wußten wir kaum etwas davon, wenn wir nicht zuweilen Sonntags eine Karawane Ladies auf ihren Kleppern vorbeireiten sähen, um sich nach der nächsten Kirche zu begeben. In den neuen Staaten legt man der Feier des Sonntags weit weniger Wichtigkeit als in den alten bei. Hier bei uns kann man Sonntags auf die Jagd gehen, und treiben was man will. Um nochmals auf die Zähne der Amerikaner zurückzukommen, so sind diese zwar nicht besonders schön, allein von Zahnraffeln, deren du erwähnst, habe ich nichts entdecken können. Achtzigjährige Männer kauen noch recht gut ihr in Butter hart gebackenes Schweinefleisch. Sollten übrigens auch die Amerikaner die Zähne früher verlieren als die Europäer, was ich übrigens nicht weiß, so liegt dieses keineswegs im amerikanischen Klima, sondern in der unmäßigen Lebensart der Bewohner; alles was der Garten hervorbringt, essen sie roh, selbst Kartoffeln. Schon jetzt sieht man hier kein Obst mehr an den Bäumen; die gefräßigen und naschigen Bewohner haben es bereits verschlungen. — Die Art und Weise, wie die Einwanderer von den hier wohnenden deutschen Ansiedlern behandelt werden, ist sehr verschieden. Manchmal mußten wir auf unserer Reise, bei schlechter Bedienung, theuer bezahlen; manchmal aber räumte man uns das einzige Bett im Hause ein; die Familie schlief auf dem Boden, und wenn wir Morgens bezahlen wollten, fanden sich unsere biedern Wirthe dadurch beleidigt. Leider ist es nur zu wahr, daß die letzten hier eingetroffenen Auswanderer aus Würtemberg einen sehr bösen Eindruck gemacht haben. Nirgendswo haben sie bezahlt, überall gebettelt, was in der ganzen Union unerhört ist, auch Ungeziefer aller Art zurückgelassen. Sie hatten Geld, prahlten damit, und benahmen sich wie Gesindel. Wenn man reist und seine Zeche bezahlt, so findet man immer, wenn auch keine besonders zuvorkommende, doch jederzeit bereitwillige Aufnahme. In Deutschland reist man allerdings mit mehr Bequemlichkeit, doch hier, mittelst der Dampfschiffe, weit schneller und wohlfeiler. — Die Landwirthschaft in Amerika ist in jeder Hinsicht ganz geeignet, um Unabhängigkeit und Glück zu verschaffen. Jährlich kömmt einmal der Steuerbote, um die Steuer fürs ganze Jahr zu holen, die für unsre 400 Morgen Einen Gulden beträgt; sonst stehen wir in keiner Berührung mit der Regierung. Hat man hier auch kein Geld, so kann man doch stets seine Bedürfnisse gegen Produkte eintauschen. Geld bekomme ich nicht immer für meine Früchte, allein alle Waaren, welche ich wünsche. Eine gut eingerichtete Haushaltung besitzt stets etwas Baumwolle, Reiß, Rum, Arrak, Branntwein, Spiritus, Seife, Lichter, Wein, Bier, Cyder, Zucker, Essig, eingemachte Früchte, alle Arten von Melonen, wildes und zahmes Geflügel, Wildpret, Schildkröten, Fische jeder Art, Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleisch, Gemüse, Salat, überhaupt Alles, was nur der Garten hervorbringt; Ananas werden täglich von New-Orleans zugeführt und kosten sehr wenig. Südweine, z. B. Malaga, sind auch nicht theuer. Eier, Butter gibt es ohnedieß in Menge, Mehl ist hier feiner als in Deutschland. Alles Fleisch von Thieren, welche mit Welschkorn gemästet werden, ist viel besser als bei euch. Von allen diesen Erzeugnissen hat man stets einen großen Vorrath im Hause. — Unter den Sklaven dürft ihr euch nichts Anderes als für Kost, Kleidung und Wohnung lebenslänglich engagirte Taglöhner vorstellen. Wenn man ihnen satt zu essen gibt, und ihnen nicht zu viel Arbeit zumuthet, so sind sie auch willig und recht vergnügt. Den Taglöhnern muß man 2 bis 3 fl. per Tag geben, oder 1 fl. und sie an seinem Tisch sitzen haben; sie sind faul und arbeiten schlecht. Ich würde keinen nehmen, selbst wenn er mir allein um die Kost arbeiten wollte. Sie sind nur zu gebrauchen, um Riegel und Schindeln im Akkord zu spalten. — Alle mit dem Ackerbau verträglichen Gewerbe, wie z. B. die Branntweinbrennerei, Essigsiederei, die Gewinnung der Pottasche, des Theers und besonders des Melonenzuckers versprechen dem Unternehmer bedeutenden Gewinn. Was die hülflosen in Amerika ankommenden Auswanderer anbelangt, so verbieten nunmehr die Gesetze dem Schiffskapitän, denselben die Fracht abverdienen zu lassen, und alle darauf sich beziehenden Verträge sind null und nichtig. Hinsichtlich der Sicherheit unseres Gutes und erworbenen Eigenthums könnt ihr vollkommen beruhigt seyn. Erstens haben wir die Staatsverkaufs-Akte in Händen; zweitens die Uebertragungs-Akte von Zeugen unterschrieben und auf dem Landoffice einregistrirt; drittens besitzen wir eine schriftliche Erklärung vom Staatsfeldmesser, daß unser Territorium dasselbe in der Akte beschriebene ist, und viertens ist der Verkäufer unsers Guts ein sehr achtbarer und reicher Mann. Allein es ist gewiß, man kann sich nicht genug in Acht nehmen; es sind uns schon mehrere Ländereien angetragen worden, welche den vermeintlichen Eigenthümern gar nicht angehörten. — Zu den Produkten, die hier gedeihen, bleibt mir noch übrig die Trauben zu rechnen; wenigstens gibt es in einer Entfernung von 100 englischen Meilen von hier Weinberge, welche viel

Wein geben. Die wilden Reben, welche man bei uns antrifft, wachsen sehr üppig und werden ziemlich dick. Diesen Winter wollen wir eine Planke von Reben im Garten anlegen, um Schatten zu haben. Macht, daß ihr eine ganze Kolonie zusammenbringt, dann wird mit Hülfe der Geselligkeit sich unser Aufenthaltsort in ein wahres Paradies verwandeln. Da ihr uns Hoffnung macht zu kommen, so verdoppeln wir unsern Eifer, damit ihr bei eurer Ankunft einen recht behaglichen Wohnsitz finden möget. Je mehr Auswanderer zu uns kommen, je besser ist es. Wir wollen sie gleich mit jungen Obstbäumen versehen, im Ackerbau können wir sie unterrichten, so wie auch im Häuserbau. Wir haben auch viel gutes Handwerksgeschirr, welches wir ihnen leihen können, und wegen des Ankaufs aller nothwendigen Bedürfnisse sind wir gleichfalls im Fall ihnen gute Dienste leisten zu können. Das Praktische im Ackerbau ist hier ganz verschieden von dem in Deutschland. Noch ein wichtiger Gegenstand, den ich zu besprechen habe, ist die Angabe dessen, was Ihr mitzubringen habt. Mein Rath ist, daß Ihr Alles mitnehmet, was nicht zu viel Raum einnimmt. Die Fracht von Mainz bis Rotterdam könnt ihr leicht erfahren; sie ist unbedeutend, die Seefracht dagegen ist kaum nennenswerth. In New-York kömmt Alles ins Kielboot, und geht auf dem nun beendigten Nordkanal bis Pittsburg, und von da im Dampfschiff bis Paducat, zu Land braucht nichts transportirt zu werden. Leinwand ist zu hohem Preise hier kaum zu haben. Das Einzige, was man nicht mitnehmen soll, ist Werkzeug zum Schneiden, was hier von besonderer Güte ist. Mit deutschen Aexten kann man hier kein Holz hauen, indem letzteres viel zu hart ist. — Schreibt nur, daß ich euch bald abholen soll; wir können eure Ankunft kaum abwarten. Sind wir nur einmal wieder vereinigt, dann wollen wir erst recht vergnügt seyn und glücklich leben. Es thut uns wahrhaft wohl, wenn wir zurückdenken, wie noch vor Kurzem unser ganzes Gebiet in Urwald bestand, und wenn wir sein jetziges durch die begonnene Kultur verschönertes Ansehen mit der frühern Wildniß vergleichen. — Unsere Aecker sind sehr fruchtbar; das Ganze besteht in sanften Hügeln und Thälern, die alle mit dem Pflug bebaut werden können. In ganz Westkentucky gibt es kein schlechtes Feld; der Charakter des Bodens wechselt zwischen dem sandigen bis zum gebundenen Lehm. Die Unterlage besteht in Kies und Sand. Wir hatten noch keine Zeit nach Steinen zu suchen. — Wir wollen suchen uns einen Plan von Westkentucky zu verschaffen mit den Sektions-Abtheilungen und wollen so gut es geht das freie Feld bemerken, so wie auch das Militärland. Eure Briefe erhalten wir sehr schnell. — Wir haben auch einen zahmen Kolibri, welcher unsern Garten belebt. Sagt Hrn. N., daß das bloße Seifensiedergeschäft kaum eine Rolle hier spielt, ein jeder macht sich seine Seife selbst. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß in Amerika jede Einseitigkeit nichts taugt; man muß was man nennt auf allen Sätteln reiten können. Die Gerberei verdient eine besondere Aufmerksamkeit, denn die Lohe kostet hier nichts und ist sehr gut, die Häute sind äußerst billig, und das Leder ist furchtbar theuer. Macht euch so bald wie möglich auf die Reise zu uns und nach dem schönen Kentucky. — Unsere getreue Begleiterin Lene ist uns wahrhaft unentbehrlich; sie ist musterhaft fleißig und bei allen Nachbarn und in der Stadt sehr beliebt. Eine Dame aus Paducat hat ihr vor Kurzem eine schöne Haube gemacht, hier high flyer (Hochflieger) genannt. Sie ist von Tüll und steht nach allen Richtungen der Windrose, — ein passendes Gegenstück zu den deutschen Puffärmeln.

Ueber die Schicksale einiger andern, in diesen Briefen erwähnten Auswanderergesellschaften erhalten wir noch nachstehendes Schreiben aus Mainz vom 7 Oktober: So eben treffen hier sehr traurige Nachrichten hinsichtlich der Gesellschaft ein, die im verflossenen Frühjahr von hier nach Louisiana ausgewandert ist und sich an den Ufern des Arkansas niedergelassen hat. Am Ohio soll diesen Sommer große Dürre geherrscht haben, dagegen am Arkansas und dem Mississippi der Regen in Strömen gefallen seyn, worauf eine übermäßige Hitze eintrat, was zur Folge hatte, daß die Cholera mit erneuter Wuth wieder in Neu-Orleans ausbrach und sich auch in den benachbarten Ländern verbreitete. Von dieser Seuche wurde auch die Pfälzer Gesellschaft, die sich in der Nähe von Little-Rock angesiedelt hatte, heimgesucht. Nachdem mehrere Mitglieder an der Cholera gestorben waren und die allenthalben eingetretene Ueberschwemmung neue Verheerungen befürchten ließ, trennte sich die Gesellschaft in vier oder fünf Banden, von welchen einige, größtentheils aus Landleuten bestehend, in die Gebirge (Rocky-Mountains) sich flüchteten, die Gefahr vor den Indianern weniger als die Cholera fürchtend. Welche Richtung andere Abtheilungen der erwähnten Gesellschaft eingeschlagen haben, und ob, ungeachtet des erlittenen Ungemachs, ein Theil der erwähnten Gesellschaft in Arkansas verblieben ist, ist bis jetzt noch unbekannt. Die erhaltenen Nachrichten sind theils über Neu-Orleans, theils aus Missouri, wohin sich einige Auswanderer begeben haben, theils über Philadelphia, wo einer der Ausgewanderten eingetroffen war, und bei einem dortigen Kaufmann, Herrn Lennig aus Mainz, Aufnahme gefunden hatte, eingetroffen. Während mehrerer Monate war in Neu-Orleans die Sterblichkeit so groß, daß alle Schiffe diesen Hafen mieden. Beim Abgang der aus dieser Stadt erhaltenen vom 12 Julius datirten Briefe starben täglich noch 150 Menschen an der Cholera, wiewohl die Wuth dieser Seuche sich vermindert hatte. — Man kann nicht genug den Auswanderern, deren Anzahl sehr bedeutend zu werden beginnt, anrathen, mit der größten Vorsicht in der Wahl ihres künftigen Wohnplatzes zu Werke gehen. Aus den bis jetzt gemachten Erfahrungen läßt sich im Allgemeinen die Folgerung ziehen, daß es für den nördlichen Europäer mit Gefahren für seine Gesundheit verbunden ist, sich in Ländern anzusiedeln, die südlicher als der 38ste Breitegrad liegen. Das Klima, welches dem Deutschen am meisten zuzusagen scheint, findet man in dem nördlichern Theil der Union. Herr von Buseck aus Oberhessen, der seit mehreren Jahren in Erie am Ufer des Sees dieses Namens wohnt, macht von dieser Gegend die vortheilhafteste Schilderung, die durch den Umstand, daß er nunmehr seine ganze Familie zu sich kommen läßt, vollkommen gewährleistet wird. Daß Arkansas sich nicht zur Ansiedlung für Deutsche eignet, hat neuerdings eine theuer erkaufte Erfahrung bewiesen. Auch zwei hiesige junge Leute, die Herren Reiwart und Wipfler, die sehr achtbaren Familien angehören, haben ihr Grab am Arkansas gefunden. Möchte ihr trauriges Schicksal und der Kummer ihrer trostlosen Eltern Andern zur Warnung dienen. — Mit weit mehr Umsicht scheint die Auswanderungsgesellschaft in Gießen, an deren Spitze die Herren Follenius, Vogt u. s. w. stehen, zu Werke zu gehen. Sie hat schon vor mehreren Monaten zwei Bevollmächtigte nach Nordamerika geschickt, um eine geeignete Gegend zur Ansiedlung ausfindig zu machen. Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, weil auch, abgesehen vom Klima, die übrigen Verhältnisse des Landes bei der Ansiedlung, je nach den Bedürfnissen, den Kräften und den Fähigkeiten der Ansiedler, sorgfältig berücksichtigt werden müssen.

Römischer Staatshaushalt.

(Schluß.)

Die sämmtlichen Abweichungen der beiden Budgets von 1828 und 1833 mit einander verglichen, stellen sich folgendermaßen heraus:

Im Jahre 1822 betrug die Einnahme 5.972.207 Piaster; die Ausgabe 5.888.352, folglich Ueberschuß 82.854. Im Jahre 1831 beliefen sich die Einnahmen auf 4.399.000 Piaster; die Ausgaben auf 5.605.000, folglich ergibt sich ein Deficit von 1,206.000 Piastern. Um dieses zu decken, hat die päpstliche Regierung mehrere Anleihen eröffnet. Indem sie so die Art, wie die weltlichen Regierungen sich aus Verlegenheiten ziehen, nachahmte, mußte sie noch weiter gehen, und auch die Weise nachahmen, wie diese die Bezahlung ihrer Schulden verbürgen und ihren Kredit aufrecht halten. Die päpstliche Regierung hat also, durch ein Edikt vom Junius 1831, eine Schuldentilgungskasse errichtet, und für die dieser zugewiesenen Güter eine Kommission eingesetzt, die deren Verwaltung zu beaufsichtigen und die Ablösung zu bewerkstelligen hat. Diese Kommission wurde, ein bis jetzt in Rom unerhörtes Ereigniß, aus vier Laien, zwei großen Eigenthümern und zwei Wechslern zusammengesetzt. Die dieser Beaufsichtigungskommission ertheilten Vollmachten waren in Rom eine eben so große Neuerung als ihre Zusammensetzung selbst. Zum Erstenmal war man bei Finanzgegenständen öffentlich zu Werke gegangen; das Edikt erklärt, daß die Liste der abgelösten Inskriptionen veröffentlicht werden soll, und daß man die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe jährlich drucken und austheilen lassen wird.

Es soll hier diesen Reformen keineswegs ein größerer Werth beigelegt werden, als sie wirklich besitzen; allein man muß nicht außer Acht lassen, welches Dunkel bis jetzt die römischen Finanzen umhüllte, und ein wenig Licht in großer Finsterniß ist immer etwas werth. Vor nicht gar langer Zeit konnte man einen römischen Bankier fragen, wie hoch sich das Interesse der Staatsschuld belaufe, er wußte es nicht, lieh aber deßhalb doch und war seines Gewinnes sicher. Kein Mensch wußte weder den Belauf der Ausgabe, noch der Einnahme, denn das Budget wurde jedes Jahr zwischen dem Papst und dem Herrn Tesoriere verhandelt. Man wird es vielleicht nicht minder seltsam finden, daß hier eines Anleiheedikts als einer Verbesserung gedacht wird; allein man muß Regierungsangelegenheiten nicht wie Familien- und Wirthschaftsangelegenheiten beurtheilen. Für Privatleute freilich pflegen Anleihen selten heilbringend zu seyn, für Völker dagegen sind solche, die die Regierungen zu machen genöthigt sind, glückliche Ereignisse. Wenn man entlehnt, muß man erklären, auf welche Weise man wieder bezahlen will, und folglich seine Hülfsquellen und Mittel zur Kenntniß bringen. Durch die Anleihen, durch Geldverlegenheiten, sind die Erörterungen und Untersuchungen über öffentliche Angelegenheiten in der heutigen Welt eingeführt worden; die Völker lassen sich die Interessen für ihr Geld mit Freiheit bezahlen. Geldbedarf hat die Parlamente Englands, die Stände Frankreichs, und, um das Kleinere mit dem Größern zu vergleichen, die Beaufsichtigungskommission in den päpstlichen Staaten geschaffen. Betrachtet man die Sache genau, so haben die Anleihen bei weitem mehr Freiheiten als Unruhen erzeugt.

Die römische Anleihe ist ein Beweis für die Fortschritte der weltlichen Macht in Rom, denn nichts ist so weltlich als eine Anleihe. Baares Geld ist in Rom ein eben so weltlicher Gegenstand, als es vor 1789 in Paris ein bürgerlicher war. Baares Geld ist ein Ergebniß des Handels, und die römische Geistlichkeit befaßt sich so wenig mit demselben, als der alte französische Adel es that, und wer folglich in Rom Geld entleihen will, muß sich an den Laien wenden, wie vormals in Paris an den Bürger. Wer leiht, tritt in ein untergeordnetes Verhältniß; nun kann man zwar in Rom dem Laien, so gut wie früher dem Bürger in Paris, jede Befähigung, in öffentlichen Angelegenheiten einzuschreiten, absprechen; allein Niemand kann läugnen, daß die Laien allein im Stande sind, Geld herzuleihen, und die Ueberlegenheit des Gläubigers ist der erste Schritt zu allen übrigen.

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter schreiben aus Perpignan: Man unterhält sich hier seit einigen Tagen angelegentlich von den glänzenden Erfolgen, die ein artesischer Bohrversuch in der Gemeinde Bages, zwei Stunden südlich von der Stadt, hatte. Bei dem ersten Bohrversuch sprang, nachdem man 80' tief gekommen war, ein dünner Wasserstrahl hervor, den man auf zwei Hektoliters in der Stunde berechnete. Bei einem zweiten nur 4½' von dem ersten vorgenommenen Bohrversuch kam man auf 140' Tiefe hinab, als plötzlich die Sonde um mehrere Fuß einsank, und sobald man sie herausgezogen hatte, sahen die Arbeiter mit Erstaunen und Schrecken aus einer Oeffnung von nur 3½'' im Durchmesser eine majestätische Wassersäule emporspringen, die ohne Rohr sich auf 4½' über den Boden erhob, und dann in Vasenform sich ausbreitete und zurückfiel. Nach acht Tagen hatte die Wassermasse eher zu- als abgenommen, und man schätzte sie auf 1200 Kubikmeter in der Stunde. Das Wasser ist von guter Qualität, löst vollkommen die Seife auf und kocht Hülsenfrüchte. Seine Temperatur ist 15° Reaumur. Die erste Quelle, welche gleichfalls nicht abnahm, ist um einen halben Grad kälter. Diese Entdeckung ist für das Thal von sehr großem Werthe, welches kein fließendes Wasser, sondern nur einige Brunnen hatte.

*

Herr Achille Murat stellt zwischen englischen und amerikanischen Sitten folgende Vergleichung an: Die große Verschiedenheit zwischen amerikanischen und englischen Sitten, welche die beiden Gesellschaften vollständig charakterisirt, ist der gänzliche Mangel jenes Geistes gesellschaftlicher Servilität in Amerika, welcher in England einen so auffallenden Kontrast mit den freien Institutionen des Landes bildet. Es gibt keinen Mann und keine Frau in England, die nicht stets von der Sehnsucht geplagt werden, etwas mehr zu scheinen, als sie sind. Es gibt keine Niedrigkeit, die sie nicht begehen, um in eine Gesellschaft eingeladen zu werden, die einen Grad höher steht, als ihre eigene. Der Kaufmann und Krämer spricht nicht von den Geschäften, den Gastmahlen oder Bällen seines Nachbars, er wird aber niemals fertig mit dem Geschwätz über das Diner dieses Herzogs oder die Gesellschaft jenes Grafen, mit dem er nie in Berührung kommt, und den er bloß dem Namen nach kennt. Jedermann weiß die Genealogie der Pairs auswendig, und sie kümmern sich weit mehr um die Verbindungen derselben unter einander, als um die ihrer eigenen Freunde und Bekannten. Sobald ein Fremder der Familie auch eines reichen Kaufmanns vorgestellt wird, so ermangelt die Frau vom Hause nie, ihm die Namen aller Adeligen aufzuzählen, welche ihr die Ehre angethan haben, mit ihr zu sprechen, und sie glaubt dadurch dem Fremden einen sehr hohen Begriff von ihrer achtungswerthen Stellung in der Gesellschaft zu geben. Diese ärmliche Servilität besteht in den Vereinigten Staaten durchaus nicht. Jeder Amerikaner würde erröthen, nach Einladungen zu streben, und er hat zu viel Stolz, um anzuerkennen, daß irgend eine Gesellschaft an Würde über der seinigen stehe. Man findet den gewöhnlichen Handwerksmann bei politischen Gastmahlen, wenn er Lust dazu hat, an der Seite eines reichen Mannes zu sitzen, und jede anständige Frau kann Subskriptionsbällen beiwohnen, was auch ihre Stellung in der Gesellschaft seyn mag. Dagegen werden unter den verschiedenen Cirkeln Abscheidungen unterhalten durch den Stolz jedes Einzelnen, Verbindlichkeiten anzunehmen, die er nicht erwidern kann.

*

Ein Blatt aus der französischen Schweiz erzählt folgenden wunderlichen Zweikampf: Eine Frau aus Chenes-Bougerie, 66 Jahre alt, aber von kräftiger Konstitution, hatte mit einem Bäcker einen Streit, der sich von 28 Jahren her schreibt. Sie forderte ihn wiederholt zum Zweikampfe mit blanker Waffe heraus, der auch in der That am 5 September zu Villette stattfand. Dreimal wurde der Kampf erneuert, bis endlich die Frau schwer verwundet wurde; man glaubte sie verloren, und erst nach drei Tagen schöpfte man Hoffnung, sie retten zu können. Sie ist bereits wieder geheilt, und gedachte nach ihrer völligen Genesung den Kampf zu erneuern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 300. 27 October 1833.

Gegenwärtiger Zustand von Neubritannien oder des nördlichen englischen Amerika's.

(Fortsetzung.)

Von den Flüssen, die das englisch-amerikanische Gebiet bewässern, ergießt nur ein einziger sich in den Golf von Mexiko und dieser ist der Missisippi, einer der größten von ganz Amerika. Der Poumaroun, der das englische Guyana bewässert; der Essequebo, der Demerary, von dessen Quellen und oberm Theil seines Bassins man noch nichts Zuverlässiges weiß, und der die blühende Kolonie Demerary von Süden nach Norden durchströmt; der Berbice, dessen Lauf mit dem des Demerary fast parallel ist; der Corentyn oder Corentine, der von Süden nach Norden läuft und das englische Guyana von dem holländischen scheidet, und der St. Johann, der von der Gränze von Maine in den Vereinigten Staaten herkömmt und den großen Landstrich durchströmt, der von der einen Seite von England und von der andern von den Vereinigten Staaten angesprochen wird; alle diese Flüsse ergießen sich in den atlantischen O an.

Der große Ocean nimmt noch mehrere andere Flüsse auf, die das Gebiet von englisch-Amerika bewässern; allein sie sind theils zu wenig bekannt, theils zu unbedeutend, als daß sie hier angeführt werden könnten. Um sich indeß einen Begriff von dem Binnenschifffahrtssystem dieses Landes zu machen, ist eine Aufzählung der schiffbaren Flüsse allein nicht hinreichend, man muß auch die großen hydraulischen Arbeiten kennen, die theils zu Herstellung neuer Verbindungswege, theils zu Erleichterung und Abkürzung der von der Natur gebotenen unternommen wurden. Die vorzüglichsten, theils beendigten, theils noch im Bau begriffenen Kanäle sind folgende:

Der Welland-Kanal wurde in Obercanada gegraben, um den Niagarafall zu umgehen und eine Verbindung zwischen dem Ontario- und Eriesee herzustellen. Seine Länge beträgt zwar nur 56 (engl.) Meilen, allein die der Arbeit hinderliche Beschaffenheit des Bodens, sein starker Fall, der den Bau von 34 Schleußen nöthig machte, reihen ihn unter die kostspieligsten hydraulischen Werke. Sein Hochpunkt ist 334 Fuß, seine Tiefe beträgt 8½ und seine Breite 59 Fuß.

Die Unternehmung des noch nicht vollendeten Rideau-Kanals ward durch die großen Schwierigkeiten veranlaßt, welche die Engländer während des letzten kanadischen Kriegs zu besiegen hatten, als sie mit Lebensmitteln den St. Lorenzo hinauffuhren. Dieser Kanal soll den Ontariosee mit dem Ottawa, einem Beiflusse des St. Lorenzo verbinden; er fängt in Kingston am Ontariosee an und endet zu Bytown nicht weit vom Zusammenfluß des Ottawa und St. Lorenzo. Seine ganze Länge von Kingston bis Bytown, die Schifffahrt auf den Seen und Flüssen mit eingerechnet, beträgt 160 Meilen (32 deutsche Meilen). Sein Hochpunkt oberhalb des Ottawa ist 590 Fuß; dieser Fall machte auf der Seite von Kingston den Bau von 19 und auf der Seite von Bytown den von 34 Schleußen nöthig. Die Kosten des Baues belaufen sich auf 500,000 Pf. St. Dieser Kanal, der eine bequeme Verbindung durch Gegenden eröffnet, die dem Feind unzugänglich sind, wird viel zur Sicherheit Canada's in Kriegszeiten beitragen; allein außer diesem militärischen Nutzen wird er auch einem großen, fruchtbaren Landstrich, dem es bis jetzt an einem Markt für seine Erzeugnisse fehlte, unermeßliche Verbindungswege eröffnen.

Der China-Kanal, der unmittelbar oberhalb Montreal anfängt und die Insel dieses Namens durchschneidet, ward im Jahre 1821 von einer Gesellschaft unternommen und hat, wie man sagt, 130,000 Pf. St. gekostet; er hält 6 Meilen in der Länge, 20 Fuß Breite und 5 Fuß Tiefe.

Der Kanal von Graneille, dessen Bau vor Kurzem erst von der Regierung in der Nähe dieses Fleckens unternommen wurde, um den Strudeln auszuweichen, welche die Fahrt auf dem untern Theil des Ottawa so schwierig machen, erstreckt sich von Vaudreuil bis Long-Saut; man rechnet, daß die Kosten seines Baues sich auf 180,000 Pf. St. belaufen werden.

Der Kanal von Halifax, der bald vollendet seyn wird, ist bestimmt, eine Verbindung zwischen der Stadt dieses Namens und dem Shubenacady herzustellen, und folglich den atlantischen Ocean mit der Bai Fundy zu vereinigen. Seine Länge wird 54 Meilen, seine obere Breite 60 Fuß und auf dem Grund 36 Fuß betragen; er wird für Schiffe fahrbar seyn, die acht Fuß tief im Wasser gehen. Wenn diese Arbeiten fortgesetzt werden, was bei dem beharrlichen Charakter der Engländer nicht zu bezweifeln ist, so wird die künstliche Schifffahrt dieses Theils von

Neubritannien nicht minder merkwürdig, als es seine natürliche bereits ist.

Diese an und für sich schon so wichtigen Kanäle gewinnen indeß eine noch weit höhere Bedeutung, wenn man sie als eben so viele einzelne Abtheilungen betrachtet, die, eine mit der andern verbunden, eine große Verbindungslinie zwischen dem St. Lorenzo und dem obern See bilden. Diese Schiffsahrtslinie, nachdem sie das ungeheure, gemeinschaftliche Bassin im östlichen Theile des Landes erreicht hat, durchschneidet es in seiner ganzen Länge, und wird in der Folge durch Beiziehung und Kanalisirung aller in dieser Richtung strömenden Flüsse bis zum stillen Ocean verlängert werden. So stellt sich also durch diese großartigen Unternehmungen in einem fruchtbaren Lande ein Kreislauf im Verkehr her, der, um dem Lande gedeihlich zu werden, nur noch recht vieler Absatzwege bedarf, und so sieht man jetzt in dem alten Akadien der Franzosen, deren unüberlegte Kolonisationsentwürfe hier ein so trauriges Ende nahmen, ein neues Volk sich sammeln und blühende Städte sich erheben, die in Luxus, Reichthum und Industrie mit denen der alten Welt wetteifern.

(Fortsetzung folgt.)

Phrenologische Gesellschaft. Nachtrag.

(Schluß.)

Im Jahre 1830, an einem schönen Herbsttage, befand sich eine zahlreiche Gesellschaft in dem großen Saale des vorzüglichsten Gasthauses von Valence, im Dauphiné, vereinigt. In Valence, wie in allen Städtchen des mittäglichen Frankreichs, bestehen keine anderen Speisewirthe als die Gast- und Fremden-Häuser, kein anderer Tisch als die table d'hôte. In dieser Jahrszeit werden diese schönen Gegenden stets von zahlreichen Reisenden durchstreift; auch hatte sich, wie schon erwähnt, eine zahlreiche Gesellschaft an diesem Tage um den Tisch des hôtel de l'Europe in Valence versammelt.

Es ist ein eigenes Schauspiel, ein solcher Wirthstisch, an welchem der Zufall eine Menge Leute aller Länder, aller Stände, jedes Alters zusammenführt. Es ist eine sonderbare und doch thatsächliche Erscheinung, diese vertrauliche Bekanntschaft, welche sich sehr bald unter allen den Personen anknüpft, die sich bis zu diesem Tage nicht gesehen hatten, und die einen Augenblick darauf, vom Tische weggehend, sich trennen, um sich nicht wieder zu sehen. Selten geschieht es, daß bei Gastmählern dieser Art nicht irgend ein Sprecher sich befinde, welchem das Scepter der Unterhaltung zufällt. Ist es ein Handelsreisender, so thut man am besten, die Flucht zu ergreifen, so schnell man kann; dieß geschieht sehr häufig; zuweilen begegnet man auch einem von jenen Leuten, welche man nicht müde wird anzuhören, weil man empfindet, was sie sagen: keiner könnte es sagen wie sie.

So geschah es an dem Tage, wovon wir sprechen. Derjenige, dem diese Rolle beschieden war, war ein Mann von mittlerem Alter, welcher, abgesehen von der Geläufigkeit seiner Sprache und der Autorität, welche er seinen Worten gab, nichts Ausgezeichnetes besaß, es sey denn, da er trotz der herrschenden Hitze von Kopf bis zu Fuß ganz schwarz gekleidet war, nach Art der Aerzte, Advokaten und Gelehrten aller Städte Europa's.

Die Unterhaltung war auf das System Lavaters und die neuen phrenologischen Lehren gefallen. Der schwarze Herr, so nannten ihn die Gäste unter sich, sagte, Lavater habe, trotz seines Charlatanismus eine Menge richtiger und interessanter Wahrnehmungen gemacht; er behauptete, daß die Hauptzüge unseres Lebens tiefe Spuren auf dem Angesicht der Menschen, diesem untrüglichen Spiegel der Seele, zurücklassen; daß die Wiederkehr der nämlichen Gedanken, daß die Verfolgung der Gewissensbisse und heftiger Leidenschaften die Züge des Gesichts auf eine stets einförmige Weise zusammenziehen; er fügte bei, daß diese Spuren, verbunden mit den phrenologischen Beobachtungen, welche die Studien von Gall und Spurzheim fortan der Wissenschaft unwiderruflich erworben haben, hinreichten, um dem Beobachter die Neigungen, welche die Natur oder die Gewohnheit jedem Menschen gegeben, und die Handlungen, zu welchen er sich verleiten lassen, zu enthüllen.

„Was mich angeht, sagte er schließlich, ich habe mich nie getäuscht."

Begreiflicher Weise erhob sich bei diesen Worten mehr als Eine Stimme, um von dem schwarzen Herrn die Beweise seiner Kunst zu begehren. Er machte an mehreren der Anwesenden die Probe seiner Wahrsagung. Die ernsthaften Kriminal-Akten erwähnen nicht, ob Einige Ursache hatten, über das Mitgetheilte unzufrieden zu seyn, ob nicht mehr als eine der schönen Reisenden ihre Wangen erröthen fühlte über die Antworten, welche ihre neugierigen Fragen veranlaßt hatten. Gewiß aber ist es, daß die Ueberzeugung vollständig war, und daß die Kunst des schwarzen Herrn keinen Ungläubigen fand; doch, einen Einzigen. Einer der Gäste wollte sich nicht überzeugen lassen; es war ein Mann, welcher bisher an der allgemeinen Unterhaltung keinen Antheil genommen, und welchen man nicht bemerkt hatte. „Ich behaupte, sagte er, mit einem unaussprechlichen Blick auf die Gesellschaft, daß Alles falsch ist in diesem Systeme; daß die Gedanken des Menschen sich eben so wenig auf seinem Gesichte lesen lassen, als seine Neigungen sich in seinem Gehirne nach Fächern ordnen und in der knochigen Schale seines Gehirnes äußere Abdrücke bilden. Wenige Leben waren unruhiger als das meinige, fügte er mit einem bittern Lächeln bei, wenig Gedanken müßten so tiefe Spuren zurückgelassen haben, als die meinigen, und ich fordere Sie heraus, zu sagen, wer ich bin."

Während der Unbekannte sprach, hatte der schwarze Herr beständig seine Augen auf diesen seltsamen Gast geheftet, und schien von einem schmerzlichen Gefühle bewegt; er schwieg. Hierauf drang man von allen Seiten in ihn, zu antworten, und der Unbekannte selbst, mit einem Ausdrucke von Zorn und Beleidigung, wiederholte: „Ich wette, Sie können nicht sagen, wer ich bin." Wohlan! sagte endlich der schwarze Herr, immer mehr bewegt, und wie von einem mächtigen und gebieterischen Willen beherrscht, welcher ihn gegen seinen Wunsch nöthigte, zu sprechen: Sie haben Recht, diese Wissenschaft ist nicht untrüglich, und Sie sind glücklich, daß man dieß sagen kann; denn sonst wären

Sie einer der größten Verbrecher, welchen die Erde getragen; Sie haben alle Zeichen, an welchen man einen Mörder erkennt."

Bei diesen Worten, welche mit bewegter Stimme gesprochen waren, erhob sich in dem Saale ein dumpfer Lärm, und darauf ward Alles stille.

Der Unbekannte sprang mit schrecklichem Ungestüm auf, sein Gesicht war von Zorn und Beleidigung entstellt; in diesem Augenblick war er schrecklich anzusehen. Alle Anwesenden erblaßten. Plötzlich vernahm man von Außen einen großen Lärm; der Eigenthümer des Gasthauses trat ganz außer sich in den Saal, und zeigte an, daß in dem benachbarten Dorfe ein Diebstahl von Silber begangen worden; daß der dieses Verbrechens Verdächtige sich in der Gesellschaft befinde, und daß die Gerichtsbehörde komme, um eine Nachsuchung zu machen.

Alle Blicke richteten sich auf den Unbekannten, dessen Zorn bei dieser Nachricht plötzlich zu erkalten schien. Die gestohlenen Gegenstände wurden in seinem Koffer gefunden; man nahm ihn fest. Nach einigen Tagen eines hartnäckigen Stillschweigens machte er gräßliche Geständnisse. Dieser Mann war Robert Saint-Clair, der Mitschuldige von Daumas-Dupin, der Mörder von Montmorency!

Er war nicht gestorben, wie man geglaubt hatte, sondern nach vielen Wechselfällen und von einem unwiderstehlichen Verhängnisse getrieben, war er in sein Vaterland zurückgekehrt, um dem Schaffotte sein Haupt zu überbringen.

Was den schwarzen Herrn angeht, so ist sein Name nicht genannt; nach eingezogenen Erkundigungen sollen seine Züge große Aehnlichkeit haben mit jenen eines Arztes in der Gegend von Lyon, der wegen seiner phrenologischen Studien sehr bekannt ist, und der eine ziemlich schöne Sammlung von Hirnschädeln guillotinirter Verbrecher besitzt, die in seinem Empfangzimmer sehr zierlich auf Gestellen von Mahagony-Holz geordnet sind.

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer."

1. Charaktere.

(Fortsetzung.)

Der Geist des Stutzerthums, wie er sich auf dem Festlande findet, erscheint gewissermaßen als ein verkehrtes Wohlwollen; — er ist das Verlangen, zu gefallen, auf eine wunderliche Weise ausgedrückt. Bei uns findet gerade das Gegentheil statt; bei uns erscheint er als eine verkehrte Bosheit; — er ist das Verlangen, zu mißfallen; — es gibt jedoch eine Art des Stutzerthums, die ich zuvörderst schildern will; passiv und harmlos besteht sie in gar keinem Verlangen.

Lord Mute *) ist ein englischer „Elegant" — ein Dandy. Was er war, das wissen die Götter. Es will Einen bedünken, als hätte er gar nie Knabe gewesen seyn können; so ganz ist jeder Schein von Natur von ihm gewichen. Er ist sechs Fuß Leere in Kleidertuch eingewickelt! Du kannst nicht glauben, daß Gott ihn geschaffen habe — Stulz **) muß

*) Wörtlich: Stumm.

**) Der bekannte Londoner Modeschneider, der als Millionär auf seinem Ruhesitze, einem Schlosse im südlichen Frankreich, allgemein wegen des edeln und wohlthätigen Gebrauchs, den er von seinem Gelde machte, verehrt, im Jahre 1832 starb, nachdem er nicht lange vorher wegen seiner vielen wohlthätigen Stiftungen für verschiedene Orte seines Vaterlandes (Stulz ist ein geborner Badener) von dem Großherzog von Baden in den Adelstand, unter dem Namen eines Barons von Ortenberg, erhoben worden war.

sein Frankenstein *) gewesen seyn. Er weiß sich schön zu kleiden — das läßt sich ihm nicht absprechen — es ist nichts an ihm „outrirt;" man sieht an ihm die nachlässiglose Pracht anderer Völker nicht. Seine Wäsche — wie weiß! Seine Hemdknöpfe — wie regelmäßig eingesetzt! Seine Farben — wie gut gewählt! Seine Stiefel sind das einzige glänzende Ding an seinem ganzen Anzug. Lord Mute hat unstreitig sehr viel Geschmack; das zeigt sich an seinen Pferden, seiner Equipage, seiner Livree, seinem Kabriolet. Er ist groß in einer Schule der fehlerlosesten Einfachheit. In Equipage und Anzug übertreffen doch die Engländer alle andern Europäer.....! Lord Mute läßt sich jedoch nie in ein Gespräch ein. Wenn er angezogen ist, so ist es auch Alles. Die Uhr tickt nicht, wenn sie gleich geht. Er und seine Brüder sind stumm wie die Sterne.

„Sie alle dreh'n in feierlichem Schweigen
Um diesen dunkeln Erdenball den Reigen."

Doch ich thue ihm Unrecht — er spricht allerdings, nur ein Gespräch führt er nie. Er hat ein Dutzend ständige Redensarten, die er alltäglich wieder vorbringt: „er kann dreimal hm! machen und summen eben so oft." Er versteht nichts von Politik, Litteratur und Wissenschaft. Er liest die Zeitung — aber mechanisch; die Buchstaben lassen ihn so erinnerungsleer, wie weißes Papier. Er ist ein ächter Philosoph; die Welt ist sturmbewegt — er weiß es nicht! Das Brüllen wilder Volksherrschaft, der Staaten wechselnd Geschick, das Krachen stürzender Herrschersitze — nichts rührt ihn an. Er läßt sich nicht einmal so weit herab, von dergleichen Kleinigkeiten zu sprechen. Er steht zu seinem Tagewerk auf, geht aus, besucht den Klub, speist, spricht sein Gesetzchen her, und erscheint in der Oper glänzend und gleichmüthig, wie immer.

„Des Himmels Frieden strahlt auf seinem Antlitz wieder."

Er läßt sich nie zu leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen hinreißen. Er lacht nicht laut. Seine Stirne bleibt runzellos bis ins späteste Alter. Er sieht dem Spiel des Lebens aus einer Loge vom ersten Range **) zu. Sollte ein Sonnenstich seine Dame versehren, so würde er mit Major Longbow ***) sagen: „Bringt frische Gläser und schwemmt Eure Geliebte mit hinab." Das würde übrigens eine lange Rede für ihn seyn. Lord Mute ist kein unbeliebter Mann; er ist einer von den gutartigen Dandy's. Lord Mute, fürwahr, ist nicht! — sein Kabriolet und sein Rock, die sind. Wie kann der Allerrachsüchtigste einen Stock und ein Kabriolet hassen?!

Sir Paul Snarl ****) dagegen gehört zur schädlichen Art — er ist ein Hornißdandy gegen einen Drohnendandy. Er ist ein Stück von einem klugen Kopfe; er hat Bücher gelesen, und kann, nöthigenfalls, Daten anführen, um einen guten Spaß zu verderben, indem er einen Anachronismus nachweist. Er dehnt, wenn er spricht, und zieht die Augenbraunen hochtrabend in die Höhe. Sir Paul ist aus einer Familie zweiten Ranges und von mäßigen Glücksumständen. Er hat sich erst seinen Weg in der Welt machen müssen — — durch das Bestreben, liebenswürdig zu seyn? — nein; durch das Bestreben, widerwärtig zu seyn. Immer im Zweifel über seine eigene Stellung, hat er sich bemüht, Andern als ein Höherer zu erscheinen, indem er that, als kümmere er sich nicht einen Pfifferling um sie. Sein Wunsch war emporzusteigen, indem er Andere hinabdrückte, und ein großer Mann zu werden, indem er zeigte, daß er Andere für ausnehmend klein halte. Und sonderbar, es ist ihm geglückt. Er gehört in der That zu der äußerst zahlreichen Klasse der mit Glück auftretenden Dandy's, ein Exemplar einer häufig

*) Frankenstein, der Menschenbilder, in Mistreß Shelley's bekannten bizarren Romane gleiches Namens.

**) From one of the dress-boxes — von einer der Logen aus, wo die geputzte vornehme Welt sitzt.

***) Major Aufschneider. Man erzählt sich von einem englischen Major als Münchhausiade, daß dieser, unter allerlei andern Lügengeschichtchen über seinen Aufenthalt in Ostindien, als Beweis der dort herrschenden gewaltigen Hitze angeführt habe, seine Geliebte sey von einem Sonnenstrahl getroffen und zu Asche verbrannt worden; allein er, den kein Wunder und kein Unglück anzufechten vermöge, habe darüber bloß seiner Gesellschaft zugerufen — was oben im Texte steht.

****) Wörtlich: Knurrian, Brummer.

verkommenden Gattung. Die Leute meinen, ein Mann, der so wenig an sie zu denken scheint, müsse gar viel an sich denken. Die ehrenwerthen Hausfrauen sagen zu ihren Hausherren: „Wir müssen den widerwärtigen Sir Paul zum Essen einladen; es ist gut, ihn sich zum Freunde zu machen, er hat so eine böse Zunge; zudem, da er die vornehmste Gesellschaft gewohnt ist, wird er den Herzog von Haut-ton antreffen; den besten Koch müssen wir ohnehin zum Kochen haben.“ So wird Sir Paul — der pfiffige Kerl! — nicht nur überall hin eingeladen, sondern auch ohne Ausnahme gehätschelt und geschmeichelt, einzig weil er so unerträglich unangenehm ist!

Sir Paul Snarl gehört zu den Dandy's, aber — versteht mich wohl — Dandy bedeutet nicht bloß einen Mann, der sich gut zu kleiden weiß; es kann Jemand schlampig und doch ein Dandy seyn. Dandy ist und heißt ein Mann, der viel mit Personen à la mode umgeht, auf vertrautem Fuße mit der Dandy-clique steht, und bei anständiger Herkunft und Vermögenslage, gewisse richtige, allgemeine Begriffe von jenem unnennbaren Ding, „guter Geschmack“ *) genannt, besitzt. Sir Paul kleidet sich wie andere Leute. Unter sehr gut sich Kleidenden würde er eher schlecht gekleidet heißen; unter der großen Menge würde er für ein Muster gelten. So viel bleibt gewiß, von dem allerfeinsten Ton ist er hinsichtlich seines Aeußern nicht; es mangelt ihm senatorius decor; man könnte ihn auch für eines Herzogs Kammerdiener nehmen, ohne sich Mangel an Weltkenntniß vorwerfen lassen zu müssen. Sir Paul und seine Klasse sind die „Fremdthuer“ **) in der Gesellschaft. Lord Mute thut selten fremd, es sey denn Jemand sehr schlecht (very) gekleidet, wahrhaftig (indeed); ***) er kennt seine Rangstellung instinktmäßig; er ist nicht vernichtet durch ein „Wer ist Ihr dicker Begleiter?“ Mit Sir Paul dagegen ist es etwas ganz Anderes; seine ganze Stellung ist falsch — er ist nicht in der Lage, eine Bekanntschaft wegzuwerfen, er kennt keine seltsamen Leute; ****) zweifelt er im Mindesten an Eurem comme il faut, so hat die Bekanntschaft mit Euch Augenblicks ein Ende (he cuts you immediately). Er schwebt in beständiger Besorgniß, die Leute möchten herausfinden, was er eigentlich ist; seine Existenz hängt davon ab, daß man ihn für etwas Besseres hält, als er wirklich ist; ein staatskluges Verhalten, indem man thut, als kenne man nur Solche, die etwa über, aber ja keine Solche, die unter einem sind; das ist das wahre Wesen und der bestimmende Begriff von Sir Pauls Geltung und Bedeutenheit! Sir Pauls Eitelkeit besteht darin, einen Dämpfer auf die Eigenliebe eines jeden Andern zu setzen. Erzählt Ihr eine gute Geschichte, so nimmt er eine Prise und wendet sich an seinen Nachbar mit einer Bemerkung über die Almacks; †) bildet Ihr Euch etwa ein, Ihr hättet eine Eroberung an Miß Blank gemacht, so nimmt er Anlaß, Euch par parenthèse zu sagen, daß sie gesagt habe, sie könne Euch nicht ausstehen; habt Ihr eine Rede im Oberhause gehalten, so macht er sich ganz vertraut an Euch mit einem frohlockenden Gelächter und einem „Ei, laßt's Euch nicht anfechten, 's nächste Mal wirds schon besser gehn;“ habt Ihr ein neues Pferd um einen unmäßigen Preis gekauft, und augenscheinlich Euern Stolz und Eure Freude daran, so sagt er Euch lächelnd langsam hingeworfen, es sey ihm um die Hälfte dessen, was Ihr dafür bezahltet, angeboten worden, allein er möchte es nicht umsonst haben; sprecht Ihr, so hört er Euch mit abgewendeten Blicken zu; geht Ihr, so besieht er Euch mit aufgeworfener Lippe; speist er bei Euch, so schiebt er Euern besten Rheinwein mit einem verzogenen Gesichte zurück. Sein einziges Dichten und Trachten ist, Euch an der empfindlichsten Stelle zu verwunden. Er ist ein, diesem Zeitalter und dieser Nation eigener Geck, und thut, was Andere aus Bösartigkeit thun, aus Geckerei. Es gibt eine Unzahl solcher Sir Pauls in der Londoner Welt; Männer von Verstand sind ihnen ein Schrecken und im Innersten zuwider. Es sind Thiere, leicht zu erlegen — mit einer Dosis ihrer eigenen Unverschämtheit nämlich. Da der einzige Halt ihres Ranges nur ein eingebildeter ist, so haben sie keinen weitern Stützpunkt, wenn man ihnen vor aller Welt zeigt, daß man sie verachte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Guter Geschmack ist eine besonders beliebte Redensart bei der englischen Aristokratie; sie bringt sie bei der Kanzel und dem Unterhause mit: „der und der predigte in einem recht guten Geschmack;“ oder: „in welchem vortrefflichen Geschmack N. N's Rede war!“ Guter Geschmack auf die Gesetzgebung und Erlösung angewendet! — Was will die Redensart eigentlich sagen? Gott weiß, was sie auf der Kanzel sagen soll; beim Unterhause heißt sie immer so viel, als den alten Mitgliedern schmeicheln und bescheidentlich Unverschämtheit verrathen. D. Verf.

**) Cutters — von cut: Modewort — Einen Bekannten, aus Gründen, nicht kennen wollen (zunächst von cut an acquaintance, eine Bekanntschaft abschneiden).

***) Very und indeed sind bekanntlich im englischen (namentlich weiblichen) Munde fast immer das dritte Wort, wie man zu sagen pflegt.

****) Odd people — Leute, aus denen man nicht weiß, was man machen soll.

†) Die bekannten Modebälle.

Vermischte Nachrichten.

Man hat in Nordamerika die Bemerkung gemacht, daß wie die Civilisation gegen Westen verrückte, mit dem Indianer sich auch der Büffel verlor. Die Annäherung der Weißen war für beide das Signal zum Rückzug. Einst waren die Ebenen von Illinois und noch östlicher gelegene Staaten mit Büffeln bedeckt, und die Indianer hausten dort in großen Schaaren. Jetzt sind beide fort über das große Wasser, den Missisippi; auch dorthin scheint ihnen ein panischer Schrecken gefolgt zu seyn, denn sie sind weiter fortgewandert an die Rocky-Mountains. Die Indianer müssen folgen, denn diese Thiere liefern ihnen Nahrung und Kleidung. In der jetzigen Lage dieser Indianer sind sie ihnen zum Daseyn unentbehrlich. Es ist kein Wunder, daß man sie als halbverhungert schildert, und daß die Handelsleute, ihrer gewöhnlichen Unterhaltsmittel beraubt, ihren Vorrath an Büffelzungen angreifen müssen, um das Leben zu fristen. Allzu lange haben die Handelsleute Krieg geführt gegen die Büffel wegen ihrer Zungen und ihres Talgs. Man sagt, der Büffel fühle sich sicher unter den Indianern, fliehe aber bei der Annäherung des Weißen, und werde beunruhigt durch den Knall seiner Flinte. Der Grund liegt darin, der Indianer schießt: der scharfe Ton seines Gewehrs verhallt, und wird nicht sobald wiederholt; er geht zu dem geschossenen Thiere, schneidet das Fleisch aus und ist zufrieden. Des Weißen Flinte kracht unaufhörlich: ganze Heerden werden niedergeschossen, nicht um von dem Fleisch der erlegten Thiere zu leben, sondern um die Zungen und den Talg als Handelsartikel zu gewinnen. 10 bis 12,000 Zungen wurden oft in einem einzigen Boote zu Markt gebracht! Dieß mag der Grund seyn, warum der Büffel aus den unermeßlichen Ebenen verschwand, die er Jahrhunderte hindurch bewohnt hatte.

*

Das Glasgow Chronicle vom 4 September enthält Folgendes: Die Gesellschaft, welche sich gebildet hatte, um das Kochen der Speisen durch Gas in Gang zu bringen, hatte ihren neuen Apparat in einem Hause aufgestellt, und die Direktoren der Kompagnie haben sich, um die Sache zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, zu einem Gastmahl in der Küche vereinigt und mehrere Personen dazu eingeladen. Man hat eine Hammelskeule gebraten, eine Menge Kartoffeln gesotten, und die Anwesenden waren ungemein erfreut über die Leistungen des Apparats, der so viele Vortheile vereinigt. Sechs und dreißig Personen waren am Tisch, und Alle fanden die Speisen, namentlich das Hammelfleisch, vortrefflich.

*

Englische Blätter erzählen unter der Aufschrift „Yankee*)-Speculation“ Folgendes: Ein herumziehender Krämer aus Connecticut reiste kürzlich durch Virginien, und schüttelte jedem, den er traf, mochte er nun etwas von seinen Waaren kaufen oder nicht, herzlich die Hand. Bald zeigte sich indeß, daß er jedem, dem er so freundlich die Hand reichte, die Krätze mitgetheilt habe. Kurz darauf kam ein anderer herumziehender Krämer, sein Handelsgenosse, mit einem guten Vorrath vortrefflicher Krätzsalbe, und man kann sich leicht denken, daß er seinen ganzen Vorrath zu einem guten Preise verkaufte.

*) Dieß ist bekanntlich der Spottname, den die Engländer den Nordamerikanern geben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 301. 28 October 1833.

Gerard und Burns Berichte von Bamian, Balkh und Bokhara.

Es sind in dem Journal der asiatischen Gesellschaft von Calcutta einige neue Fragmente aus dem Tagebuch von Dr. Gerard erschienen, der in Begleitung des Lieutenant Burns bekanntlich auf Befehl der englischen Regierung eine Reise durch Mittelasien unternommen hat. Bei dem fast gänzlichen Mangel europäischer Berichte von diesen Ländern, und bei der geringen Wahrscheinlichkeit, daß die Berichte der beiden Reisenden im Druck erscheinen können, verdienen diese beiden allzukurzen Fragmente große Beachtung.

Nachdem die Reisenden von Peschawer aus Cabul erreicht, und von dort den Hindukusch überstiegen hatten, in der Absicht, ins Thal des Orus zu gelangen und Bokhara zu erreichen, kamen sie auf dem nördlichen Abhange des Hindukusch zuerst nach Bamian, einer eben so berühmten als unbekannten Lokalität, welche durch zwei Kolosse bekannt ist, die Anlaß zu vielen Spekulationen und Hypothesen gegeben haben. Die Beschreibung derselben von Gerard ist folgende: „Die Kolosse von Bamian stellen einen Mann und eine Frau vor, die in dem Abhange des Gebirgsrückens, welcher das Thal gegen Osten begränzt, ausgehauen sind. Sobald ich ihnen näher kam, sah ich aus der Natur des Gebirgs, daß sie nur aus einer weichen Kalkmasse gebildet seyn konnten. Ein sehr intelligenter Mann, Namens Hadschi Baba, bestand darauf, sie seyen aus Felsen gehauen, welches um so sonderbarer gewesen wäre, da das Ganze der umliegenden Hügel aus einem Alluvialboden von Erde, Lehm und Conglomerat besteht. Ich war gewiß, daß die Kolosse aus Erde seyn mußten, und so fand es sich; dennoch sind sie merkwürdige Gegenstände, als Monumente einer Zeit, die jenseits unserer geschichtlichen Kenntnisse liegt. Der Mahabharat (wenn er nicht durch mythologische Zahlen verunstaltet seyn sollte) gibt als die Zeit ihrer Errichtung das Jahr 56 v. Chr. an; jedenfalls ist gewiß, daß sie vor der Zeit der mohammedanischen Eroberung dieses Landes bestanden. Man könnte sich wundern, daß Monumente aus solchem Material der Wirkung der Zeit während so langer Jahrhunderte widerstanden haben; aber meine Erfahrung von der erhaltenden Natur des Klima's jenseits des Himalaya, wo Erdwälle, Bücher und andere Gegenstände, die wir als höchst zerstörbar anzusehen gewohnt sind, eine fast unzerstörbare Dauer haben, erklärt dieses. Die Trockenheit der Atmosphäre hier ist der von Tübet gleich, wo nichts fault oder sich zersetzt, sondern nur aus Alter in Staub zerfällt; dazu kommt die Natur des Materials der Kolosse, welches bei der Aussetzung an der Luft eine steinartige Härte gewinnt.

„Doch abgesehen von den Idolen gibt es keinen Ort, der ein geeigneterer Schauplatz für Fabeln von Dämonen und Geistern seyn könnte. Die Oberfläche der Hügel ist durchaus nackt und ohne alle Spur von Vegetation; Alles ist ausgebrannt, so zu sagen weiß gebacken, und von der Sonnenhitze zerrissen. Diesem scheußlichen Anblick der Gegend geben die Höhlen der Ungläubigen noch einen wilderen Charakter; sie sind noch bewohnt, obgleich die Race, welche sie früher bewohnte, längst verschwunden ist. Die Wände des Gebirges sind voll Höhlen, und gleichen einigermaßen einem Honigkuchen; ganze Familien wohnen in diesen Löchern, von Rauch und Finsterniß umgeben, sogar einer der Kolosse ist bewohnt, und bis hoch hinauf an den Bergen sieht man einzelne Nischen und schwarze Gesichter, die herausschauen. Nachts machen die Lichter und der Lärmen der unsichtbaren Bewohner einen höchst sonderbar wilden Eindruck, und man kann seine Augen von dem Anblick nicht abwenden, bis man sich wirklich in der Region der Dämonen glaubt. — Die Idole scheinen mir mehr der Form von Buddhabildern, wie ich sie in Tübet gefunden habe, als irgend einer andern nahe zu kommen. — Bamian liegt am nördlichen Abhang des Hindukusch, innerhalb seiner hochliegenden Verzweigungen, in einem Felsenspalt oder Thale, das sein Wasser in den Orus ergießt. Es bildet die nördliche Gränze von Cabul und liegt etwas über 8000 Fuß hoch; es ist von Schneekuppen umgeben.“

Von da an traten die Reisenden in das Gebiet von Murad-Beg, einem Neffen des Sultans von Bokhara ein, dem das Territorium von Balkh gehört. Sie stiegen durch gefährliche Päſſe, zwischen ungeheuern Felsenmauern in das Orusthal hinab, und kamen durch Khulen und Mazar nach Balkh, wo sie beim Eintritt in die Stadt von turkomanischen Douanenbeamten angehalten wurden, und 10 Prozent ihres baaren Geldes bezahlten. „Wir befanden uns nun in der ältesten und berühmtesten Stadt der Welt, aber nichts um uns her erinnerte uns an die großen Ereignisse, die hier vorgefallen waren, und nach der kleinen Anzahl

der noch übrigen Einwohner zu schließen, schien es mehr ein Ort für die Todten als für die Lebenden zu seyn. Die Ruinen, welche meistens aus Erdwällen bestehen, sind von großer Ausdehnung, aber sie zeigen nur die neuere Ausdehnung der Stadt. Die Ungesundheit von Balkh ist sprüchwörtlich, und scheint eine Folge der früheren Größe der Stadt zu seyn. Die 18 prachtvollen Wasserleitungen, von denen es bewässert wurde, und die jetzt nicht mehr unter kunstreicher Aufsicht stehen, überschwemmen die Gegend mit ihrem Wasser, und verwandeln sie in einen Morast.

(Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand von Neubritannien oder des nördlichen englischen Amerika's.

(Fortsetzung.)

In Niedercanada, am linken Ufer des St. Lorenzo, erhebt sich die anmuthige Stadt Quebec. Ein herrlicher Hafen in dem mehrere Flotten sicher ankern könnten, ein schöner, breiter Fluß, allenthalben von sehr steilen Felsen begränzte Ufer, die hier mit Wäldern bedeckt und dort von Häusern überragt sind, die beiden Vorgebirge Pointe-Levi und Kap Diamant, die niedliche Insel Orleans und der majestätische Wasserfall des Flusses Montmorency; alles dieß trägt dazu bei, die Ansicht der Hauptstadt von Niedercanada zu einer der anmuthigsten und prachtvollsten zu erheben. Quebec ist in zwei gänzlich abgesonderte Städte getheilt; die obere Stadt an den Abhang des Kaps Diamant gebaut, dessen Gipfel sich 350 englische Fuß über den Fluß erhebt, ist die schönste; die untere Stadt, auf einem den Fluthen durch Kunst abgewonnenen Boden gelegen, hat nicht ein einziges ausgezeichnetes Gebäude. Diese Stadt, die einst einer der festesten und wichtigsten Plätze des englischen Amerika's seyn wird, ist der Sitz eines Gerichtshofs, eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs, welchen letztern man als den Primas aller Katholiken dieses Theils von Amerika ansehen kann; auch ist sie die Residenz des Generalgouverneurs, der den Titel eines Generalkapitäns des ganzen englischen Amerika's führt. Die Einwohnerzahl von Quebec ist nicht genau bekannt; M'Gregor schätzt sie indeß, die Vorstädte mitgerechnet, auf 30,000 Seelen.

In der unmittelbaren Umgebung von Quebec liegt Beaufort, ein kleiner Flecken, merkwürdig wegen der großen Sägemühle, die Herr Patterson von Kurzem dort erbaute. Diese Mühle hat 80 senkrechte und fünf zirkelförmige Sägen, welche, von Wasser getrieben, die durch einen sinnreichen Mechanismus eingeschobenen Baumstämme mit erstaunlicher Geschwindigkeit durchschneiden. Nicht weit von da liegt der artige Flecken Orleans auf der Insel gleiches Namens, auf deren Werften im Jahr 1824 der Columbus und im Jahr 1825 der Baron Renfrew, zwei ungeheure Schiffe, jedes von mehr als 300 Fuß Länge gebaut wurden; diese beiden Kolosse sind nach Europa gekommen; allein der erstere ging auf der Rückkehr nach Amerika unter, und der zweite litt bei Gravelingen Schiffbruch.

180 Meilen oberhalb Quebec liegt auf einer Insel des Flusses, am Zusammenflusse mit dem Ottawa, Montreal, eine ziemlich hübsche Stadt, die man als den ersten Handelsplatz nicht nur von Canada, sondern auch vom ganzen englisch-amerikanischen Kontinent ansehen kann. Von allen öffentlichen Gebäuden, welche diese Stadt zieren, ist das schönste und prachtvollste die neue katholische Kirche, deren Bau im Jahr 1825 begonnen und die im Jahr 1829 eingeweiht wurde; sie ist 255 Fuß lang, 234 Fuß breit, und ihre Mauern haben eine Höhe von 112 Fuß. Ihre großen Verhältnisse stellen sie unter die größten Kirchen der neuen Welt; sie faßt zehn- bis zwölftausend Menschen. Seinem blühenden Handel und den Kolonisten, die sich dort ansiedeln, dankt Montreal die außerordentliche Zunahme seiner Bevölkerung; im Jahr 1815 schätzte man sie auf 15,000 Seelen; im Jahr 1825 belief sie sich schon auf fast 21,090 und jetzt (1830) beträgt sie fast 40,000, die Bevölkerung der nächsten Umgebung mitgerechnet. Diese Stadt ist der Sitz der bekannten nordwestlichen Kompagnie, deren Unternehmungsgeist größtentheils den Handel der Hudsonsbai-Kompagnie vernichtete. Während diese ehemals so mächtige Gesellschaft kaum ungefähr 250 Personen in ihren Diensten hatte, unterhielt die von Montreal fast 3000. Durch eine im Jahr 1827 abgeschlossene Uebereinkunft haben beide Gesellschaften sich unter dem Namen der Hudson's-Bai Fur Company vereinigt. *) Diese Vereinigung machte dem offenen Krieg ein Ende, den die verschiedenen Agenten beider Gesellschaften auf ihren Posten gegen einander führten. Obschon Montreal durch diese Vereinigung viel verloren hat, so kann es dennoch immer noch als der erste Platz in Amerika für den Pelzhandel angesehen werden; Fort-William hingegen, am nördlichen Ufer des obern See's, ist stets der Hauptstapelplatz für diesen Handel im Innern von Nordamerika.

Fort-William ist der jährliche Sammelplatz aller im Dienst der Kompagnie stehenden Leute geworden, die hier die Ausbeute ihrer Jagd oder ihrer Ankäufe niederlegen und sich mit den für den nächsten Auszug nöthigen Artikeln versehen. Von den letzten Tagen des Monats Mai an bis Ende Augusts hat dieser Flecken das Ansehen einer Messe; er ist ein Unterhaltungs- und Vergnügensort, der Karneval der Jäger und Angestell-

---

*) Wenn auch diese beiden englischen Gesellschaften durch ihre Vereinigung dem Schaden, den sie sich durch ihre Eifersucht gegenseitig zufügten, ein Ende gemacht haben, so läßt sich doch nicht wohl annehmen, daß es ihnen auch eben so leicht werden würde, die Konkurrenz der amerikanischen Kompagnie sich vom Halse zu schaffen, die es sich aufs äußerste angelegen seyn läßt den Engländern alle Märkte für Pelzwaaren zu entziehen. Zum Zweitenmale hat sie ein Dampfschiff auf den Missouri ausgesandt, das so eben zurückgekehrt ist. Nach einer Reise von fast 700 Stunden auf diesem Fluß, ist es diesesmal 260 Stunden höher hinaufgedrungen als im Jahr vorher, und hat sich von der Möglichkeit überzeugt, diesen großen Strom in seiner ganzen Ausdehnung zu befahren. Es hat von dieser langen Reise eine reiche Ladung Pelzwerk mitgebracht; Tausende von Wilden haben das Feuerschiff besucht, und ihre Neugierde brachte großen Vortheil, denn alle Stämme welche kamen um es zu besehen, brachten das schönste und seltenste Pelzwerk. Nach einem von Hrn. John Jakob Astor, dem Kriegssekretär der Vereinigten Staaten gegebenen Bericht, besitzt die amerikanische Kompagnie ein Kapital von mehr als einer Million Dollars (5,370,000 Fr.), und ihre jährlichen Ankäufe belaufen sich im Durchschnitt auf 500,000 Dollars. Fol-

ten der Kompagnie. Zu dieser Zeit ist Fort-William der Sammelplatz der verschiedenartigsten Menschen, die es auf dem Erdball gibt; da sieht man zu gleicher Zeit Engländer, Irländer, Schotten, Franzosen, Deutsche, Italiener, Dänen, Schweden, Holländer, Canadier, Anglo-Amerikaner, Afrikaner von der Goldküste, Sandwichs-Insulaner, Bengalesen und sogenannte Bois-Brulés, Mestizen von eingebornen Frauen und canadischen Kaufleuten oder Angestellten der Kompagnie. Alle Häuser sind mit hölzernen Befestigungen und Bollwerken umgeben, die sie gegen Ueberfälle der eingebornen Stämme schützen. Ganz nahe am Ort und außerhalb der Ringmauern ist eine Werfte, auf welcher die Kompagnie alle Schiffe bauen und ausbessern läßt, die für ihre Rechnung den See befahren.

(Fortsetzung folgt.)

---

gendes ist das Verzeichniß der verschiedenen von ihr von 1832 bis 1831 eingekauften Pelzwaaren:

Gattung.	Zahl der Felle.
Biber	17,599
Bisamratten	337,191
Waschbären (ursus lotor.)	111,669
Kaninchen	4,966
Büffel	26,333
Damhirsche	136,233
Elen	149
rothe Füchse	4,766
graue Füchse	2,169
Steppenfüchse	3,966
Bären	5,965
junge Bären	1,715
Fischottern	9,816
amerikanische Zobel	5,566
Marder	17,198
Wiesel	16,166
Luchse	1,216
Canadische Katzen	5,133
Wilde Hunde	806
Weiße Bären	18
Panther	15
Dachse	161
Polecat (Stinkthier)	726
Rehe	31
Beutelthiere	26
Schwäne	63

Die Gerichtshöfe von Peking.

Die nachstehende Uebersicht der Gerichtshöfe des chinesischen Reichs, in deren Organisation sich eine Aehnlichkeit mit der französischen Gerichtsform nicht verkennen läßt, ist aus einer alles Vertrauen verdienenden Quelle geschöpft. Ueberhaupt zeugt jede von dorther kommende Mittheilung von der vorgerückten Civilisation dieses Landes, und läßt es um so mehr bedauern, daß deren genaueres Studium allen andern Völkern so gut als verschlossen ist.

Der großen Gerichtshöfe in Peking sind zehn; sie führen den Namen Lku-Puh, oder oberste Gerichtshöfe, und ihre Namen nach der Rangordnung nebst den ihnen obliegenden Verpflichtungen sind folgende:

Der Puh oder Civilgerichtshof beschäftigt sich, wie schon sein Name anzeigt, mit allen Streitigkeiten, die sich zwischen Privaten erheben können; er erkennt auch in Handels- und selbst solchen Angelegenheiten, die in Frankreich in den Bereich der Friedensgerichte gehören. Er ist gewöhnlich aus zwei Präsidenten (Schang-Schuhs) und vier Vicepräsidenten (Schelangs) zusammengesetzt; einer dieser Letztern führt den Titel Sin-ke-Heang, was so viel heißt, als Oberaufseher von Peking.

Der Huh-Puh, oder Gerichtshof der Einkünfte, ist eine Art von Rechnungshof, der die Ausgaben und Einnahmen der verschiedenen Minister untersucht und beanstandet, ihre Rechnungen abschließt, neue eröffnet u. s. w., und seine Vollmacht des Visa auf fast unumschränkte Weise ausübt. Nur das kaiserliche Haus allein ist von den Untersuchungen dieses furchtbaren Rechnungshofes befreit. Am 4 Januar d. J. bestand er aus zwei Präsidenten, vier Vicepräsidenten und zwei Mantschu's, welche den Titel der Herren der drei Schätze führten. Diese drei Magistrate sind beauftragt, die Amtsverrichtungen des Huh-Puh zu beaufsichtigen.

Der Li-Puh, oder Gerichtshof der Kirchengebräuche, ordnet gewisse Ceremonien des Kultus, entscheidet religiöse Streitigkeiten, erkennt über gotteslästerliche Verbrechen, Angriffe auf die für göttlich geachtete Person des Monarchen, und endlich über alle Vergehen, die unmittelbaren Bezug auf die Staatsreligion haben. Dieses Tribunal hat, wie die vorhergehenden, zwei Präsidenten, aber nur drei Vicepräsidenten.

Der Ping-Puh, oder oberster Kriegsgerichtshof, hat denselben Wirkungskreis, wie die europäischen Kriegsräthe; er entsetzt und richtet Generale, Offiziere und Soldaten, die sich gegen die Disciplin vergangen haben, und verurtheilt sie, je nach der Schwere ihres Vergehens, zur Bastonade, zum Tod oder zur Cangue.*) Der Ping-Puh besteht aus zwei Präsidenten und vier Vicepräsidenten. Die Generalgouverneure der Provinzen sind ex officio Präsidenten dieses Tribunals, und die Fuh-Yuens (abgeordneten Gouverneure) Vicepräsidenten.

Der Hing-Puh, oder Gerichtshof der Bestrafungen, ist der eigentliche Assisenhof der Chinesen, jedoch mit ausgedehntern Vollmachten, als die mit diesem Namen bezeichneten Gerichtshöfe in Frankreich. Der Hing-Puh ertheilt, ohne daß gegen seinen Spruch Berufung stattfindet, über alle Verbrechen, mit Ausnahme 1) derer, die sich auf Militärdisciplin beziehen, und mithin vor den Ping-Puh gehören; 2) derjenigen, welche die Religion betreffen, und 3) der Angriffe auf die Person des Kaisers, welche beiden letztern Arten von Verbrechen unter der Gerichtsbarkeit des Lih-Puh stehen. Das Tribunal der Bestrafungen hat als Vorstand einen Oberaufseher oder Großrichter; derjenige, welcher gegenwärtig diesem hohen Amte vorsteht, heißt Luh-yin-Fuh und ist ein Chinese. Die beiden Präsidenten sind ebenfalls Chinesen, die vier Vicepräsidenten aber Mantschus.

Der Kung-Puh, oder Gerichtshof der öffentlichen Arbeiten, spricht Recht über alle Forderungen, welche von den beim Bau der Brücken, Straßen, Kanäle, Wasserleitungen, öffentlichen Gebäuden, oder der Verschönerung und Ausbesserung aller im ganzen Umfang des Reichs bereits vorhandenen angestellten Arbeitern erhoben werden. Er schreitet bei Aufständen unter diesen Arbeitern, oder bei Streitigkeiten zwischen den Lieferanten und den Agenten der Regierung ein, und entscheidet über dieselben. Er hat zwei Präsidenten, vier Vicepräsidenten und einen Oberaufseher. Die beiden ersten Vicepräsidenten sind Chinesen und die beiden andern Tataren.

Abhängige Gerichtshöfe. Außer diesen sechs höchsten Gerichtshöfen bestehen in Peking noch, außer dem Musikrath, von dem sogleich die Rede seyn wird, fünf große Tribunale, von denen zwei unter den höchsten Gerichtshöfen stehen; die drei übrigen aber sind von ihnen ganz unabhängig. Folgende sind die Namen der erstern:

Der Lang-Puh, oder Gerichtshof der Uebersetzungen; dieser wird von einem Oberaufseher präsidirt, der, so wie die Mitglieder, deren Vorgesetzter er ist, zum mindesten, die Muttersprache ungerechnet, vier Sprachen verstehen muß; nämlich: Das Mantschu, das Mongolische, Hindustanische und Tatarische. Der Lang-Puh gehört zum Lih-Puh (Gerichtshof der kirchlichen Gebräuche); er verdolmetscht die Reden der Gesandten, und untersucht die Genauigkeit gerichtlicher und anderer ihm vorgelegten Uebersetzungen.

Der Keat-Yang-Mun, oder Gerichtshof der Aufsicht, ist das Zuchtpolizeigericht von Peking. Er verurtheilt Tumultuanten, Vagabunden, Taugenichtse, und Alle, die sich Vergehen gegen die Straßen-

*) Ein einige hundert Pfund schweres viereckiges Stück Holz, mit einer großen Oeffnung, in die der Hals, und zwei kleinern, in welche die Hände befestigt werden. Der so es trägt, kann sich nicht niederlegen, um auszuruhen, sondern muß immer stehen bleiben; diese Strafe ist entehrend.

polizei u. s. w. zu Schulden kommen lassen. Er hat überdieß die Aufsicht über die Straßen der Hauptstadt und in deren Nachbarschaft, und steht unmittelbar unter dem Kung-Pu oder höchsten Gerichtshof der öffentlichen Arbeiten.

Der Yuh-Puh, oder Musikrath, ordnet die Feste im Reich und bestimmt den Text der Musik, die bei dieser oder jener Feierlichkeit in irgend einer Pagode aufgeführt werden soll. Er hat unter Andern auch zu entscheiden, ob die kaiserliche Musikbande „die Hymne der göttlichen Hymnen“ oder „den Gesang der heiligen Gesänge“ anstimmen soll. Er steht unmittelbar unter dem Lih-Puh oder Gerichtshofe der kirchlichen Gebräuche.

Unabhängige Gerichtshöfe. — Der Fan-Yuen, oder Kolonialgerichtshof, entscheidet über die von den Kolonien des Reichs vorgelegten Klagen, und spricht Recht über die Forderungen der Ausländer; es ist dieß die einzige Stelle, welche besonders dazu bestimmt ist, diesen Letztern zu ihrem Recht zu verhelfen. Er besteht aus einem Mongolen, einem Chinesen und zwei Mantschus.

Der Tuh-scha-Yuen, oder beurtheilende Gerichtshof, ist gewissermaßen, was man in Frankreich einen Kassationshof nennt. Er hat den Auftrag, die andern Tribunale zu kontroliren, aber nur von Amts wegen und nie auf Berufung der Parteien. Ist irgend Jemand verurtheilt worden, so läßt der Tuh-scha-Yuen sich sogleich die Akten des Prozesses vorlegen, und je nachdem er nun das Urtheil gerecht oder ungerecht findet, bestätigt oder vernichtet er es, ohne daß der Verurtheilte darum einkommt. Dieses Tribunal besteht aus einem Oberrichter und zwei Unterrichtern.

Der Lin-Ko, oder der die richterliche Gewalt beaufsichtigende Gerichtshof, steht auf der höchsten Stufe der Gerichtsordnung. Dieses Tribunal hat außer den Richtern der übrigen Gerichtshöfe auch noch die im Dienst des kaiserlichen Palastes angestellten Beamten zu beaufsichtigen, was einige schlecht unterrichtete Reisende zu dem irrigen Glauben veranlaßte, daß diese Aufsicht sich auch über den Kaiser selbst erstrecke.

Einfuhrhandel von Peru.

Den Gesammtbetrag des Einfuhrhandels von Peru kann man im Durchschnitt jährlich auf 40 Millionen Franken annehmen.

Hievon kommen auf England ungefähr 18,200,000 Fr., wovon für 6,500,000 Fr. Baumwollenwaaren, für 5,500,000 Fr. Wollenwaaren, für 3,500,000 Fr. Leinwand und Hanfgewebe, für 1,400,000 Fr. Messerschmiedwaaren u. s. w. Die Vereinigten Staaten liefern für 5,500,000 Fr. Waaren verschiedener Gattung.

Frankreich schickte im Jahre 1831 für 6,565,800 Fr. Waaren nach Peru, worunter hauptsächlich folgende:

Seidenwaaren	1,105,200 Fr.
Wollenwaaren	900,200 —
Baumwollenwaaren	812,100 —
Leinwand und Hanfgewebe	960,000 —
Seide	106,100 —
Weißes und buntes Papier	150,000 —
Quincaillerien und Messerschmiedwaaren	148,900 —
Parfümerien	109,000 —
Weine	68,600 —
Droguerien und Gewürze	97,500 —
Meubeln	81,000 —

Der Ausfuhrhandel Peru's beschränkt sich fast gänzlich auf Gold und Silber; doch wird auch Baumwolle, Zucker, Tabak, Cacao, Indigo u. s. w. in ziemlich beträchtlicher Menge gebaut, allein keiner dieser Artikel ist ein Gegenstand des Handels mit den über das Kap Horn hinaus gelegenen Ländern. Sie finden dagegen Absatz in Chili, Bolivien und den übrigen neuen Staaten von Amerika, die auch etwas zu Cusco verfertigtes grobes Tuch, Weine und Branntweine von Peru beziehen. Die gesammte Ausfuhr für diese verschiedenen Staaten beläuft sich nicht über 3,500,000 Fr.

Peru erzeugt auch eine unermeßliche Menge von Salpeter, von dem man vor drei oder vier Jahren nach Bordeaux schickte, wo die mit demselben angestellte Untersuchung ergab, daß je 50 Kilogramme, 48 Kilogramme reinen Salpeter enthielten. Auch nahmen im vergangenen Jahr vier französische Schiffe 5000 Centner ein, was zu 64 Fr. für 50 Kilogramme 170,000 Fr. ausmacht.

Vor Zeiten wurde aus dem Bezirke Huamaly eine große Menge China ausgeführt; allein seit Entdeckung des schwefelsauren Chinins haben die europäischen Chemiker sich überzeugt, daß die Rinde der Halisaia, einer in Bolivien einheimischen Gattung, am meisten Chinin enthält, und somit ist die China-Ausfuhr Peru's gegenwärtig höchst unbedeutend.

Den vorzüglichsten und fast einzigen Reichthum des Landes machen die Gold- und besonders die Silber-Bergwerke aus. Den auf gesetzlichem Wege aus Peru im Jahre 1831 nach Frankreich ausgeführten Werth an baarem Gelde kann man auf 1,500,000 Fr. annehmen; eine Summe, welche die Ausfuhr der vorigen Jahre übersteigt, obschon der Verkehr zwischen beiden Ländern im vergangenen Jahr minder lebhaft war. Diese Zunahme wird indeß durch den Abgang einer größern Anzahl von Kriegsschiffen und Handelsfahrzeugen nach den französischen Küsten im Jahr 1831 erklärlich.

Fügt man zu diesen 1,500,000 Fr. und den 170,000 Fr. für Salpeter noch ungefähr 30,000 Fr. für verschiedene Gegenstände, so ergibt sich, daß der gesammte Ausfuhrhandel Peru's nach Frankreich während des genannten Jahres nur 1,700,000 Fr. betrug, eine Summe, in der für ungefähr 500,000 Fr. aus Bolivien kommende Chinarinde und Pelzwerk nicht mitbegriffen sind, obschon diese beiden Artikel zu Arica auf französische Schiffe geladen wurden.

Wir haben aber gesehen, daß, während England für ungefähr 18 Millionen Fr. Waaren nach Peru führt, die französische Ausfuhr nach diesem Lande nicht ganz 5 Millionen Fr. beträgt. Dieser Unterschied entspringt hauptsächlich aus dem Umstande, daß der Handel Frankreichs mit Peru, so wie mit dem übrigen Südamerika, in den Händen einzelner Kaufleute ist, denen es zu sehr an ausgebreiteten Verbindungen in Europa sowohl, als auch im Lande selbst, und an Kapitalien, Kredit und den nöthigen Kenntnissen fehlt, um sich in einträglichere und umfassendere Unternehmungen einlassen zu können. Die französischen Schiffe, die in die Südsee kommen, segeln ohne alle bestimmte Richtung auf gut Glück von Valparaiso bis Kalifornien; sie versuchen es an allen Plätzen, verlassen sie wieder ohne sie kennen gelernt zu haben, und bringen sehr unzuverlässige Nachrichten mit zurück, die sie dennoch nichts desto weniger als Grundlage zu neuen Unternehmungen anpreisen.

Die Engländer dagegen besitzen zu Lima, Valparaiso und Buenos-Ayres bedeutende Handelshäuser, die von Londoner und Liverpooler Kapitalisten sogleich nach der Unabhängigkeitserklärung der vormaligen spanischen Kolonien an diesen Plätzen errichtet wurden. Diese gegenseitig unter sich verbundenen und unter Einer Leitung stehenden Häuser werden von London und Liverpool aus beschäftigt, wo der Einfluß der dortigen Kaufleute die englischen Schiffsrheder und Fabrikanten veranlaßt, ihre Schiffe an diese Nebenhäuser zu adressiren, bei denen sie überdieß gewiß sind, die zuverlässigste und uneigennützigste Auskunft über den Bedarf der dortigen Märkte zu erhalten. Diese Häuser erleichtern durch ihren Kredit und ihre Kapitalien die Rückladung, und oft schicken sie dem Londoner Haus Waarensendungen oder Aufträge von amerikanischen Häusern. Ihr längerer Aufenthalt im Lande setzt sie überdieß in den Stand, den europäischen Fabrikanten von den durch Geschmack und Mode bedingten Veränderungen Nachricht zu geben.

Begreiflicherweise müssen so klug berechnete und von geschickten Händen geleitete Anstalten ein bedeutendes Uebergewicht geben, und, so zu sagen, der Mittelpunkt aller Unternehmungen der amerikanischen Kapitalisten selbst seyn.

Die peruanische Regierung hat am 11 April 1832 ein Dekret erlassen, das die Ausfuhr von 100,000 Mark Silber piña gestattet, wovon 50,000 Mark aus dem Bezirk Arequipa und 50,000 aus dem Bezirk la Libertad bezogen werden dürfen; der Ausgangszoll ist auf einen Piaster für die Mark festgesetzt.

Man ist der Meinung, daß diese temporäre Maßregel, bei der man sowohl das Interesse der Bezirksbesitzer, als auch eine Vermehrung der Staatseinkünfte im Auge hatte, die gänzliche Freiheit des Handels mit rohem (piña) Silber, gegen einen Ausfuhrzoll, zur Folge haben werde, was für Peru's Wohlstand und die Erweiterung seiner Handelsverbindungen mit dem Auslande vom größten Nutzen seyn würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 302. 29 October 1833.

Gegenwärtiger Zustand von Neubritannien oder des nördlichen englischen Amerika's.

(Fortsetzung.)

In Neuschottland, im Hintergrund einer der schönsten Baien, die der atlantische Ocean aufzuweisen hat, erhebt sich Halifax, die Hauptstadt dieses Landes, eine artige, regelmäßig gebaute Stadt, mit breiten, geraden, macadamisirten Straßen; doch sind alle Gebäude von Holz. Der Provinzialpalast (Province Building) ist ein großes in schönem Styl aus behauenen Steinen errichtetes, mit jonischen Säulen verziertes Gebäude, das für das ausgezeichnetste von ganz englisch Amerika gilt, und in dem sich die Tribunale, die Bureaux der Verwaltung und die öffentliche Bibliothek befinden; auch der Rath und die gesetzgebende Verwaltung haben Säle in demselben, in denen sie ihre Sitzungen halten. Der Hafen von Halifax, der zu jeder Jahreszeit offen ist, ist einer der schönsten in ganz Amerika; die Engländer haben hier auch eine große Werfte, wo ihre Schiffe sich mit allem Nöthigen versorgen und erlittene Beschädigungen schnell ausbessern können, und die für die größte Anstalt dieser Art gilt, die sie außer den vereinigten Königreichen besitzen. Die Paketboote der Regierung und der Kompagnie laufen regelmäßig jeden Monat einmal von hier aus; die der Regierung segeln nach Falmouth und die der Kompagnie nach Liverpool. Diese letztere Ueberfahrt von ungefähr 2500 Meilen wird in wenigen Tagen zurückgelegt und kostet auf den schönen Schiffen der Kompagnie, mit Einschluß einer trefflichen Beköstigung nur 25 Pfd. St.; andere Paketboote segeln regelmäßig von Halifax nach Boston und jede Woche laufen Schiffe nach New-York und den Antillen aus.

Es wären hier noch mehrere andere Städte des Gouvernements Neubraunschweig, der Eduardsinsel und Neufundlands anzuführen, als: Fredericktown, Newcastle, Saint-John, Charlotte-Town, Placentia u. s. w., da aber die meisten derselben mehr wegen ihrer seit einigen Jahren gewonnenen schnellen Zunahme und hauptsächlich der Wichtigkeit wegen, die sie in der Zukunft erreichen können, als wegen ihres gegenwärtigen Zustandes bemerkenswerth sind, so geben wir hier keine genauere Beschreibung derselben, und wollen nur das an der Mündung des Cataraqui und dem Ausfluß des St. Lorenzo aus dem Ontariosee, auf derselben Stelle gelegene Kingston anführen, wo einst das alte Fort Frontenac stand. Diese Stadt ist die festeste, blühendste und treibt den lebhaftesten Handel von ganz Obercanada; sie hat ein Arsenal, eine Werfte für Kriegsschiffe und einen schönen Hafen, in dem die englische Flotte des Landes stationirt; im Jahr 1826 erschienen hier zwei Zeitungen. Die Bevölkerung wird auf 5000 Seelen angegeben. Der St. Laurent von 112 Kanonen, die Fregatte Psyche und andere Kriegsfahrzeuge verfaulen abgetakelt im Hafen, weil, einem Artikel des letzten Vertrags zufolge, weder die Engländer noch die Anglo-Amerikaner auf den Seen eine Seemacht unterhalten dürfen. Die Engländer unterhalten jedoch auf den bedeckten Werften des Arsenals zwei Schiffe von 74 Kanonen, eine Fregatte und andere geringere Fahrzeuge mit der größten Sorgfalt. Diese Anstalt ist eine der schönsten und bedeutendsten, die es inmitten der Kontinente gibt; nur jene, welche die Anglo-Amerikaner in Sakket's Harbour, 21 Meilen von Kingston, auf der andern Seite des Ontariosees errichtet haben, kann sich mit ihr messen; allein auch hier verfaulen der Ohio von 102 Kanonen und mehrere andere schöne Schiffe aus derselben Ursache im Hafen.

Die kleine, im Jahr 1814 von Lord Selkirk am Ufer des Flusses, inmitten der Ländereien, die er im Jahr 1811 von der Hudsonsbai-Kompagnie gekauft hatte, begründete Kolonie Kildonan ist wegen der blutigen Zwistigkeiten bemerkenswerth, deren Schauplatz sie war. Schon im ersten Jahr ihrer Gründung zählte diese Kolonie 200 Einwohner, größtentheils Schotten, denen sich, von der Fruchtbarkeit jener Gegend angezogen, noch 90 andere schottische Hochländer anschlossen, als im Jahr 1815, von der nordwestlichen Kompagnie aufgestiftet, der größte Theil der Kolonisten entwich und die Zurückbleibenden, von den freien Canadiern und den Bois Brulés mehreremale mit gewaffneter Hand überfallen, gezwungen waren ihre Häuser und Felder zu verlassen, die unmittelbar nach ihrer Flucht von den Räubern angezündet und verwüstet wurden. Dieser ungerechte Angriff gab Veranlassung zu einem langen Prozeß zwischen Lord Selkirk und den Agenten der nordwestlichen Kompagnie, der von den europäischen und amerikanischen Journalen vielfältig besprochen wurde. Hr. Roß Cox, der diese Kolonie kürzlich besuchte, versicherte, daß sie jetzt sehr blühend sey; im Jahre 1829 zählte sie schon 1052 Einwohner und 178 Häuser; 672½ Morgen waren bebaut, und

114,105 wurden als Wiesen benutzt. Einem seit einiger Zeit dort lebenden Missionär war es gelungen, mehrere Eingeborne der benachbarten Stämme zu bekehren.

Da diese Kolonien ihren jetzigen Wohlstand vorzüglich den von der englischen Verwaltung befolgten weisen Maßregeln, dem ermäßigten Abgabensystem, das sie einführte, und den Unterstützungen und Erleichterungen verdanken, die den Auswanderern zu Begründung ihrer Niederlassung bewilligt worden, so wollen wir hier einen kurzen Ueberblick des Systems, nach welchem dieses Land verwaltet wird, folgen lassen. Der Oberbefehl in Neubritannien ist einem Generalgouverneur übertragen, der von einem aus zwölf Mitgliedern bestehenden Rath unterstützt wird. Er hat seinen Sitz in Quebec und überträgt seine Gewalt an die Gouverneurs der verschiedenen Provinzen. In seinen Händen ruht die vollziehende Gewalt und alle Chefs der Civilverwaltung so wie die Befehlshaber der Truppen stehen unter seinen unmittelbaren Befehlen. Er beruft die Miliz, die in Niedercanada allein bereits 81,619 Bewaffnete zählt; er führt den Vorsitz bei allen Verhandlungen mit den Indianern und Emigranten, und erläßt alle für Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und die Sicherheit des Handels und der Schifffahrt nöthigen Gesetze. Er schlägt neue Gesetze vor und genehmigt oder verwirft die von der Legislatur vorgelegten. Er hat das aufschiebende Veto, bedarf aber der Mitwirkung der Kammern, um die innern Verbesserungen, die er für nöthig erachtet, zur Ausführung zu bringen, und nur mit deren Bewilligung kann er neue Auflagen ausschreiben, oder die bereits bestehenden erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

Gerard und Burns Berichte von Bamian, Balkh und Bokhara.

(Schluß.)

Von Balkh bis zum Oxus ist die Gegend beinahe eine Wüste, an einigen Orten trifft man Turkomanenlager, und die Hügel sind mit Gesträuch bekleidet. Die Straße galt für unsicher, und wir folgten daher dem Laufe des Thals, und erreichten den 19 Junius nach einem Ritt von 12 Stunden die Ufer des Oxus, wo wir uns lagerten; der längstgewünschte Punkt war endlich erreicht, und wir gaben uns nicht zufrieden, bis wir die Füße im Strome hatten. Hier saßen, schliefen und blieben wir drei Tage lang mit mehr Ruhe, als wir hätten am Ufer des Ganges erwarten können; denn wir hatten hier weder Alligators noch andere Feinde zu fürchten. — Der Oxus ist ein beträchtlicher Strom, dessen Masse unsern Erwartungen entsprach, obgleich sie nicht im Verhältniß zu seinem Stromgebiet seyn mag. Aber die Wüsten und Gebirge, welche einen großen Theil desselben bilden, tragen wenig zu seiner Vergrößerung bei; der Hindukusch gibt nur einen geringen Beitrag von seinem Schnee, die große Masse kommt von Osten und Südosten, aus dem Westabhange des Himalaya. Der Strom ist schlammig, wie die indischen Flüsse, hat aber ein regelmäßigeres Bett mit höheren Ufern, und fließt mit größerer Schnelligkeit zwischen dichtbewachsenen Ufern hin; wo wir über ihn setzten, strömt er mit einer Schnelligkeit von drei englischen Meilen in der Stunde, und bei 20 Fuß Tiefe. Da kein Regen in dieser Gegend fällt, so besteht seine ganze Wassermasse aus geschmolzenem Schnee; es ist schwer, seine Größe vergleichungsweise zu bestimmen, doch ist er wohl kaum so groß als der Indus bei Attok. Die Fähren sind schlecht mit Booten versehen; diese sind jedoch solid und sehen europäischen Schiffen ähnlich. Aber die Leute haben keinen Begriff von Schifffahrt, ihre Ruder sind von der gröbsten Art, und nur eines oder zwei in jedem Boote; der hauptsächlichste Impuls wird mit Pferden gegeben, welche auf beiden Seiten des Boots angespannt werden, und es schwimmend über den Strom ziehen. Ich hatte früher von dieser Gewohnheit gehört, aber daran gezweifelt, bis ich es sah. Von hier bis zu seinem Ausfluß in den Aral gibt es keine Furten, aber Winters überfriert er hinlänglich, um Karavanen zu tragen.

Das Land vom Oxus bis Bokhara ist mehr oder minder eine Wüste in jedem Grad, von Hügeln, die oben mit Sträuchen bedeckt sind, bis zu hartgebranntem Boden und tiefen Sandhügeln. In den ersten vier Tagen trafen wir keine Dörfer, sondern nur Turkomanenlager; alles Wasser war salzig. Der Wind trocknete uns aus wie Pergament, aber die Nächte waren kühl gegen Tagesanbruch, wo einige Stunden Schlaf uns wunderbar erholten, nachdem wir die ganze Nacht auf Kamelsrücken geschaukelt worden waren. Die Gegend ist sehr uneben, fast gebirgig, am Ende kamen wir zu Wellen von Sand, welche ihre Lage wie die in der Sahara verändern sollen; aber Alles was ich sah, bestand in Massen leichten Sandes, die der Wind von den Gipfeln der Sandhügel wegführte, während die Hauptmasse ruhig liegen blieb. In Carschi, das halbwegs zwischen dem Oxus und Bokhara liegt, bekamen wir Fieber; wir fanden hier Gärten wie die, welche die Dichter in Bokhara und Samarkand besingen, legten uns zwischen Aprikosen und Eis nieder, und erlabten uns trotz des Fiebers, das uns schüttelte, an beiden. Die noch übrigen vier Tagreisen bis Bokhara führten durch eine etwas weniger wüste Gegend; die Undulationen des Landes dauerten fort, ebenso das Salzwasser. Den 27 Junius (1832) kamen wir in dieser Stadt an, die uns noch vor wenigen Monaten so ungewiß und entfernt geschienen hatte; die Regierung ist sehr mohammedanisch bigott, und alle religiösen Gebräuche werden mit der größten Strenge gehalten. Die Kleidung für alle Ungläubigen ist festgesetzt, und darauf wird ohne alle Ausnahme gehalten. Wir tragen eine schwarze Mütze, und ein Strick um die Mitte des Leibes macht uns noch interessanter; doch hat man uns nach einiger Unterhandlung erlaubt in einem Privathause zu wohnen, während das öffentliche Karavanserai unser eigentlicher Platz wäre. Wir dürfen innerhalb der Mauern der dichtbewohnten Stadt nicht reiten, sondern müssen uns durch die mit Menschen angefüllten Straßen drängen, was nothwendig unser Interesse an den Scenen im Bazar und unsere Ausflüge in einer so warmen und staubigen Atmosphäre sehr verkümmert. Alle andern Ungläubigen, Hindus, Armenier, Juden, sind ungefähr ebenso gekleidet wie wir, besonders die Juden sind uns in Allem ähnlich, außer den Gesichtszügen.

Im Ganzen war unsere Aufnahme in Bokhara anständig und höflich, und bei dem Volke, sey es in den Bazars oder in öffentlichen Gebäuden, in Privatkorrespondenz oder in den Moscheen, ist unser Name als Engländer überall eine Empfehlung, anstatt eine Veranlassung zu Schimpfworten, wie man in dieser orthodoxen Stadt glauben könnte, wo mohammedanische Prinzipien mit einer furchtbaren Willkür aufrecht erhalten werden. — Die Bazars hier sind prachtvoll, und die Polizei bewundernswürdig. Bokhara ist eine dichtbevölkerte Stadt, 8 englische Meilen im Umkreise, und allen andern Städten, die wir auf unserer Reise getroffen haben, weit überlegen. Sie enthält viele schöne Madreße's (Schulen für Theologie und Rechtsgelehrsamkeit) und andere Gebäude; die Uzbeken sind ein schöner Menschenschlag, dennoch aber sind ihnen darin die Juden, und besonders die Jüdinnen sehr überlegen. Man findet hier mehr Religion, mehr Gesetz und Recht, und mehr Verbrechen als in irgend einer Stadt von Asien in gleicher Größe, aber Leben und Eigenthum sind sicherer als in den meisten Städten der Welt. Die Bewohner sind weit mehr mit den Russen als mit Engländern bekannt, und man erwartet nächstens eine neue russische Gesandtschaft. Man findet Leute aller Nationen, ausgenommen vielleicht Chinesen; Jedermann trinkt Thee, gewöhnlich auf europäische Art, aber ohne Milch; sie haben hier eine gute Art Thee, den sie Banka nennen: er kommt aus China über Rußland auf gerader Linie, ohne Jarkend zu berühren, nach Orenburg. Er kostet 10 Rupien per Pfund, und es wird ein ausgedehnter Handel damit getrieben, die ersten Zuckerhüte sahen wir in Khulen, sie sind europäischen ähnlich. In Bokhara sieht man viele Uhren, fast ohne Ausnahme von englischen Fabriken, in den Bazars sahen wir Theeurnen, mit dem Eisen in der Mitte, das man glüht, um das Wasser warm zu halten: überhaupt erinnert uns Vieles an Europa. Das Wetter ist unbequem warm, doch macht es die große Trockenheit der Luft erträglich; der Winter ist sehr kalt, wie die großen Eisblöcke in den Bazars beweisen.

Wiedereröffnung des italienischen Theaters zu Paris.

2 Oktober 1833.

Die italienische Oper hat gestern ihre erste Vorstellung der Wiedereröffnung gegeben mit Anna Bolen von Donizzetti. Seit einem Monate waren alle Blätter voll des Lobes über die wundervollen neuen Sänger, welche der Direktor engagirt, über die lieblichen und göttlichen Sängerinnen, die das seltene Talent haben sollten, neben der schönen Julie Grisi zu glänzen, über die Zusammensetzung des Orchesters, einen eigenen von Italien beschriebenen Dirigenten, über die Ausbesserung und Verschönerung des Opernhauses, der Logen und des Foyer; es war der Modeartikel des Tages, und kein Journal hätte in diesem großen Gerede zurückbleiben wollen. Die geringste Kleinigkeit wurde hervorgehoben und ausposaunt, oder in solchem Maße übertrieben, daß der spätere Anblick der Wirklichkeit nothwendig darunter leiden mußte. Selbst der Constitutionnel, seligen Andenkens, ließ sich aus seinem rückgängigen Schlafe und seinem tiefen Plane über Verfolgung und Vernichtung der Jesuiten, die einst in Frankreich bestanden haben, aufwecken, um allerlei über Musik, über Italien, über Sängerinnen und dergleichen aus dem Gebiete des „musikalischen Horizontes“ in höchst naiver Weise vorzutragen. Naiv seyn ist, wie Sie wissen, die Haupttugend des Patriarchen der Journalistik, sobald er von Etwas spricht, was die Gränzen seines vor drei Jahren geschlossenen Reiches überschreitet; naiv in Kunstliteratur, naiv oder einfach, oder einf......, und was Politik betrifft: abwesend, nie zu Hause, sobald es sich von einer Lebensfrage handelt, entweder ein Jahrzehent zurück, oder auf der Höhe einer versteinerten Austernbank auf einer Spitze der Alpen, oder aber im tiefsten Grunde seiner baumwollenen Kappe (Emblem seiner Jugendfrische), jedenfalls bedeutend weit von dem Interesse des Tages und den Bestrebungen des Augenblickes, so weit, daß beide den Nachzügler hinter sich und in seiner Plattheit versinken lassen. Also selbst der Constitutionnel mischte sich in die große Vorausverkündung der Herrlichkeiten der dießjährigen Operngesellschaft; kein Wunder, daß Alles sich nach dem Musentempel drängte. Auch habe ich nicht weniger als zwei und eine halbe Stunde queue halten müssen, um endlich mit Mühe einen Platz in dem kleinen Parterre zu erhalten. „Ich gehe nicht gern in die Italiener, sagt der Verfasser eines höchst anziehenden, pikanten und maliciösen Werkes über die Theater in Paris: Gilblas des théatres; ich gehe nicht gern zu den Italienern, so vortrefflich auch Rubini und Tamburini singen, so bewunderungswürdig Madame Pasta, so unnachahmlich Madame Malibran auch seyn mögen; es ist mir widerlich, in den Logen auf die Gesichter von Ministern und Pairs zu stoßen, es ist genug, daß man sie in den Kammern sehen muß!“ Der Verfasser wäre dießmal vielleicht mehr befriedigt gewesen, denn die Logen gerade waren, ob aus Ton oder einer zufälligen Ursache, weniger besetzt als gewöhnlich, und wenn Herr Argout eine seiner Antipathien ist, so kann ich ihm versichern, daß er nicht zugegen war, mindestens sah ich seine Nase nirgendwo einen kolossalen Schatten werfen, oder die Aussicht nach der Bühne wie ein schwarzer Streif verdunkeln. Der ohnehin sehr zierliche Saal ist auf das geschmackvollste aufgeschmückt, und die ganz offenen Logen mit einem hellgrünen Anstrich bilden für den glänzenden Anzug der Damen, der hier Styl ist, einen vortheilhaft berechneten Hintergrund. Die Gänge nach den Logen sind allenthalben mit dickem rothem Tuch belegt, so daß kein Geräusch der Gehenden und Kommenden vernehmbar ist und im Winter alle Kälte verbannt seyn muß. Ein unbefangener Beschauer muß Alles dieß schön und vortrefflich finden, nur bleibt mir immer eine vergleichende Erinnerung, die mir während der letzten sechs Monate, wie alles Angenehme, zur eingebildeten Nothwendigkeit geworden ist, die Größe, das Großartige, Alles überstrahlende der großen Oper, welche keine Zusammenstellung mit irgend einem andern Theater duldet, sondern Alles neben sich erdrückt. Wir werden sie nächstens etwas näher betrachten, heute gebührt unsere Aufmerksamkeit den Italienern allein.

Die Rollen der aufgeführten Oper waren folgendermaßen vertheilt: Heinrich VIII: Tamburini; Percy: Iwanoff; Anna Bolen: Demoiselle Julie Grisi; Jeanne Seymour: Demoiselle Schulz. Tamburini ist wie ein Veteran an der italienischen Oper, sein schöner Baß ist sprüchwörtlich und sein Lob stereotyp geworden, ich wüßte dem heute nichts Neues mehr beizufügen. Es ist traurig, wenn man so schön singt, daß die Kritik nichts mehr zu sagen weiß. Iwanoff ist, wie sein Name zeigt, oder um richtiger zu sprechen, wie sein Individuum jetzt gezeigt hat, Russe, was die allgemeine Neugierde in erhöhtem Maße erregte; ein Russe an der italienischen Oper zu Paris als Sänger engagirt, lautete Vielen so befremdend, daß man es nicht glauben, und in der Anzeige des Direktors lieber ein Industriemittel und einen Reiz der Neuheit erblicken wollte. Aber Herr Iwanoff ist wirklich russischer Abkunft, und wenn das Publikum in politischer Beziehung seiner Nation nichts weniger als geneigt und hold ist, so hat es dagegen bei dem Künstler gezeigt, daß es im Reich der Musen keine Gränzen anerkennt. Das erste Auftreten des Sängers war ungünstig, er ist von Gestalt eher klein als groß, eher, ja viel eher häßlich als schön, sein Kopf trägt das Gepräge tatarischen Ursprungs in auffallendem Maße; vorstehende Backenknochen, kleine enggeöffnete Augen, kleine unangenehm gebildete Nase, aufgeworfenen und zum Ueberflusse fürchterlich großen Mund; mit solchen Vorzügen ausgerüstet bleibt der Person wenig Hoffnung auf Erfolg, der Schauspieler und Sänger muß Alles thun. Iwanoff ist vor dieser Aufgabe nicht zurückgewichen; sein erstes Spiel war etwas bewegt und schüchtern, wie ganz natürlich vor einem so ausgesuchten und neuen Publikum; er faßte sich allmählich, das Interesse wurde rege und endigte in einem stürmischen Beifall, in verlangtem Wiederholen der schönen Arie, welche er im Gefängniß singt, und in seinem Hervorrufen nach beendigter Oper. Ein solcher Triumph beim ersten Auftreten in den Italienern zu Paris ist

ein glänzendes Zeugniß von Talent und eine sichernde Eröffnung seiner zukünftigen Laufbahn. Die Stimme Iwanoffs ist rein, klangvoll und geschmeidig, weniger stark, besonders in den accentuirten Tönen als zart und lieblich und von Ausdruck, und berechtigt zu der Ueberzeugung, daß der Sänger nach einiger Zeit, wenn er die vorzüglichen Meister, namentlich Rubini, gehört, Ausgezeichnetes leisten werde. In diesem Sinn ist auch der Beifall des Publikums von gestern zu würdigen, denn was vor einem Akteur von Ruf nicht als eine vollkommene Leistung gegolten hätte, durfte in Betracht der Neuheit des Angekommenen und seines ersten Erscheinens auf dieser Bühne billig den gezollten Beifall veranlassen. Iwanoff hatte noch einen andern Vortheil, den der Vergleichung mit dem gleichfalls frisch auftretenden weiblichen Akteur, Demoiselle Schulz, von welcher ich sogleich sprechen werde, und den andern eines gefühlvollen richtigen Spiels; er ist nicht bloß Sänger, sondern Schauspieler, welcher den Geist seiner Rolle erfaßt, und durch richtige Mimik den Worten seines Gesanges die ergänzende und belebende Bedeutung gibt, ein Talent, was in der Regel von den Sängern zu sehr vernachlässigt wird, obschon es zu einer vollendeten Kunstaufführung in hohem Maße unentbehrlich ist. In Summe, ein gelungenes Debût. Nach dem ersten Akt ging ich in den Foyer, theils um die neuen Verschönerungen, die Malereien am Kamine, die Stuckarbeiten und die glänzenden Vergoldungen der Wandsäulen zu bewundern, theils um den ersten Effekt der neuen Schauspieler zu beobachten. Allenthalben sah ich nur den Ausdruck des Wohlwollens und der Zufriedenheit in Hinsicht auf Iwanoff, überall die Aeußerung, daß der Anfang bedeutenden Fortschritt verspreche. Hievon also wird der endliche Ruf und die Gunst des Publikums für den Ankömmling abhängen. Aber Demoiselle Schulz? Das ist ein Anderes. Was man von ihr sagen werde, war ich gar nicht begierig zu hören; im Gegentheil, in meiner patriotisch-solidarischen Theilnahme fürchtete ich von jedem Anwesenden, von jeder Gruppe wirklicher oder vermeintlicher Kunstrichter ein fürchterliches Wort zu hören, ein entsetzliches Wort, ein Urtheil im Großen, über Bausch und Bogen, tödtend, und um so empfindlicher, als es sich einer detaillirten Nachweisung überhebt, um so beleidigender als es — wahr ist; ich fürchtete, irgend ein Franzose könne die impertinente Phrase aussprechen: C'est une vraie Allemande! Auf allen Gesichtern las ich die Disposition hiezu, und ich weiß nicht, ob es wirklich gesagt worden ist, oder ob die drohende Möglichkeit, daß es geschehen könne, mich daran glauben machte. Es ist hart, von seinen Landsleuten nicht das Beste sagen zu können, aber Gott und der Wahrheit die Ehre: Demoiselle Schulz war entsetzlich! von wannen und woher und mit welchen Zeugnissen ausgestattet sie auch kommen mochte. Vor allen Dingen ist es anstößig auf der italienischen Oper in Paris mit derben rothen Backen zu erscheinen, so daß rothe und weiße Schminke zu Schanden gemacht werden; das indessen mag nur ein Unglück seyn, aber was soll ich von der Haltung, von der Gestalt, von der Sprache, von dem Spiel, von dem Ausdruck, von der ganzen Person sagen? Ein zum Erstenmal, zur Feier der ersten Kommunion stattlich aufgeputztes Mädchen mit allen den Ungelenkigkeiten dieses neuen Zustandes — das ist im Umrisse das Bild dieser Aktrice, wenn man sie so nennen kann. Gehen, wo sie stehen soll, stehen, wo sie gehen soll, eingebogene Brust, vorgehängten Kopf, das Kleid vorn zu kurz, hinten zu lang, braune Arme, dunkle Hände mit Ringen überladen, die Ellbogen weit vom Leibe und Alles in viereckigen, rechtwinkligen Bewegungen, als ob die Harmonie nicht Feindin aller Quadratur, als ob die Töne nicht rund, die Grazie nicht das entgegengesetzte aller spitzen und rechten Winkel wäre! Von Spiel, von Gefühl in der hiezu so günstig geeigneten Rolle der Nebenbuhlerin von Anna Bolen auch keine Spur! In der schönsten und bewegtesten Scene, wo sie sich der Königin als ihre Nebenbuhlerin nennt, eine Scene, welche Demoiselle Grisi mit entzückendem Talente spielte, war sie traurig anzusehen. Sie erinnerte mich an einen berühmten Deputirten der badischen Ständekammer, welcher im Jahre 1835 drei Meilen lange Reden hält, um seinem badischen Vaterlande die ganz neue Wahrheit zu beweisen, daß die Preßfreiheit, fein mäßig und bescheiden, ein gut Ding und der Deutsche ihrer nicht unwürdig sey. Der Unglückliche! Urtheilen Sie danach, wie entsetzlich langweilig Demoiselle Schulz seyn muß! Und doch ist ihre Stimme nicht unangenehm und nicht ungebildet, allein sie konnte unter dieser dicken Haut von unästhetischer Unbeholfenheit gar nicht hervorkommen; ihr Effekt war nichts, und ich kann es nur als eine wirklich gutmüthige und wohlwollende Aufmunterung des Publikums betrachten, wenn es nicht nur kein Zeichen des Tadels an den Tag legte, sondern mehrmals einige schmeichelhafte Aeußerungen vernehmen ließ. Wahrlich wer irgend wirkliche Vorzüge hat, darf nicht fürchten, daß sie vor dieser Versammlung unanerkannt bleiben; man ist sehr geneigt dem Talente alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Nachsicht zu üben so lange es nur gehen kann. Seitdem ich Phrenologie studire, werde ich anmaßend in meinen Urtheilen auf den ersten Blick, und erweitere nach Wohlgefallen den Cirkel der Anschauungen und Schlußfolgerungen: Demoiselle Schulz wird niemals eine Demoiselle Mars im Spiel, noch eine Madame Malibran oder Pasta im Gesang werden; sollte sie sich aber bemerkenswerth bessern, so bin ich bereit, mein Horoskop umzustoßen, und der Wahrheit im Guten die Ehre zu lassen, wie ich es heute im Bösen gethan. Sie kann sich mit der Versicherung trösten, daß wofern Demoiselle Ungher dem ihr vorausgehenden mächtigen Rufe nicht entspricht, sie gleichmäßig der unbarmherzigsten Kritik verfallen werde; so will es das Interesse der Kunst und eine Beurtheilung, die nicht Sache der Koterie ist. Zudem wer von Demoiselle Sonntag die schmeichelhaftesten Handbillets als Anerkennung eines ausgezeichneten Talentes empfangen hat, darf die Schärfe der unparteiischen Würdigung nicht vermeiden wollen. Das Zeugniß der Demoiselle Sonntag ist viel, doch die Ohren und Augen des Publikums sind mehr.

Demoiselle Grisi: Sie war mit entschiedenem Glücke voriges Jahr aufgetreten, sie war in der Gunst des Publikums rasch gestiegen, und hat Alles, was sie versprochen, in reichlichem Maße geleistet. Sie ging mit hoffnungsvollen Anlagen weg und ist mit vollendeter Meisterschaft wiedergekehrt. Anna Bolen war der Triumph der Madame Pasta; ich habe sie nie selbst gesehen, man sagt aber, sie sey unübertrefflich in dieser Rolle. Hat Demoiselle Grisi sich nach diesem Muster gebildet? Sicher ist es, daß wenn Madame Pasta dem hohen Ausdrucke von tragischem Spiele und dem herrlichen Gesange dieser jungen Aktrice auch nur gleich käme, sie die allgemeine Bewunderung in ausgezeichnetem Maße verdienen würde. Die Scene am Schluß des ersten Aktes zwischen der Königin und dem König, die Scene zwischen Anna Bolen und Johanna Seymour, die Schlußscene der Oper, Anna im Wahnsinn und sterbend sind von hinreißender Vollkommenheit. Vereinigen Sie damit die Zugabe einer seltenen Anmuth, Liebenswürdigkeit und Körperschönheit, so werden Sie begreifen, daß man mit verschwenderischer Gunst die rückkehrende Sängerin aufgenommen hat, und daß ihr Talent bei solcher Belohnung sich immer schöner entfalten muß. Sie ist schön, sagte ich; hören Sie lieber meinen Nachbar im Parterre. Nachdem er eine Zeit lang das Doppelglas auf sie gerichtet und von Neuem dahin gesehen hatte, sagte er für sich hin: Fürwahr das ist das schönste Weib, was je auf der Bühne war! Auch den Metapher abgerechnet bleibt des Lobes genug in diesem Urtheil. Als sie im vorigen Winter zum Erstenmal aufgetreten war, fand sich einer der Kritiker so von ihren Talenten und ihrer Gestalt hingerissen, daß er nach einer langen Aufzählung aller ihrer Vorzüge mit dem schmeichelhaftesten aller Vorbehalte schloß: „Sobald ich einen Tadel an ihr werde entdeckt haben, will ich ihn melden.“ Glückliche Melomanen!

Vermischte Nachrichten.

Während des verwichenen Sommers ward die Ausfuhr von Talg aus Rußland sehr bedeutend. Bis zum 22 September gehen die letzten Nachrichten aus Petersburg, und geben an, daß seit der letzten Post 5000 Fässer angekauft wurden. Der Preis war 131 Rubel für das Pud. Seit dem Anfang der Schifffahrt dieses Jahres waren 127,000 Fässer verschickt worden, 7500 andere waren angekauft, aber noch nicht abgesendet, und 40,000 Fässer standen noch zum Verkaufe aus, was also zusammen eine Ausfuhr von 174,500 Fässern Talg beträgt.

*

Nahe bei Baena in Andalusien wurde kürzlich das Grabmal der römischen Familie Pompejus aufgefunden; die Inschriften lassen hierüber keinen Zweifel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 303. 30 October 1833.

Hayti.

(Auszug aus dem Schreiben eines Reisenden.)

Gestern am 15 December 1831 Morgens 9 Uhr erreichten wir den Hafen der Insel Hayti, Mole St. Nicholas genannt. Der Kapitän und ich gingen ans Land, um Briefe und Depeschen für Portauprince dort abzugeben; und so kam ich denn endlich auf die Insel, mit welcher ich früher in so enger Verbindung gestanden, und habe in der Nähe gesehen, was mir freilich schon oft von Augenzeugen geschildert worden war. Die Scene war originell in hohem Grade; ich will versuchen ein Bild davon zu entwerfen.

Als wir mit dem Boot in die Bucht ruderten, gewahrten wir auf beiden Seiten Batterien, welche den Eingang vertheidigen, und bei Ansicht der französischen Flagge die wir führten, die haytische, blau und roth in paralleler Linie, aufzogen. Wir wollten in der Nähe des Regierungs-Gebäudes landen, wurden aber von zwei Soldaten und einem Offizier, die man uns zusandte, bedeutet, daß wir tiefer in den Hafen fahren und an der Douane landen müßten. Der Anblick von schwarzen Männern in europäischer Uniform von Tuch, blau und roth mit weißen ledernen Bandeliers, schlechten Flinten und Säbeln, Tschako's, Pantalons ad libitum und nackten Füßen, erschien mir, ich gestehe es, seltsam und komisch genug. Zur Ehre des haytischen Militärs sey jedoch hier gesagt, daß der Offizier nicht barfuß ging, sondern Schuhe an den Füßen und einen großen dreieckigen Sturmhut mit Kokarde auf dem Kopf trug.

Der erhaltenen Weisung gemäß stiegen wir bei der Douane ans Land; auch hier waren die Menschen, welche wir zu Gesicht bekamen, schwarz und mit stark afrikanischen Zügen bezeichnet, nämlich platte breite Nasen, hohe Backenknochen und dick aufgeworfene Lippen. Die Zähne der jüngeren Personen sind weiß, ohne blendend weiß zu seyn, und mehr stark als schön.

Der Direktor an der Douane war ein junger, sowohl von Wuchs wie von Gesichtszügen schöner Mann, und würde gewiß bei manchen unserer Damen, trotz seiner schwarzen Farbe, Glück gemacht haben. Er sprach ein angenehmes und richtiges Französisch und schien unterrichtet; meine Fragen, welche Bevölkerung das Städtchen habe, das er mit Wohlgefälligkeit eine Stadt nannte, beantwortete er mir ausweichend; wahrscheinlich um nicht in Widerspruch mit seiner Benennung des Orts zu gerathen.

Der Postsekretär, dem wir unsere Briefe und Depeschen gegen eine Bescheinigung zu übergeben hatten, war ein Mulatte und sprach und schrieb gut französisch; der Obrist, der auf geschehene Meldung uns auf der Hauptwache besuchte, war ein Neger, zwar wie es schien, noch jung, aber ohne körperliche Energie; er klagte über zu große Hitze (es war den 15 Decbr.) und ich konnte ihm nur Recht geben, denn ich litt selbst davon. Dieß gab Gelegenheit von der natürlich noch weit größeren Hitze des Sommers und ihren Wirkungen zu sprechen; der Obrist schilderte sie als extrem und versicherte, daß nicht allein an der Küste, sondern auch im Innern des Landes, die Sommerhitze mörderische Klimafieber erzeuge, und daß die Eingebornen eben so wenig wie Ausländer sich dann ungestraft der Sonne zu sehr aussetzen dürften; jetzt im December ginge es noch an, aber im Sommer, wo die Strahlen senkrecht fielen, sey die Hitze oft unerträglich.

Das Französische des Herrn Obristen war nicht das reinste, und er schien sich besser auf sein Kreolisch (ein korruptes Französisch, welches sich auf den Inseln nach und nach zu einem förmlichen Patois gebildet hat, und von den Einwohnern allgemein gesprochen wird) zu verstehen. Von den europäischen Angelegenheiten war er ziemlich gut unterrichtet, bedauerte die Polen, qui avaient si bien assisté la France autrefois, und fällte ein richtiges Urtheil über die belgischen Angelegenheiten: ce pays n'ayant maintenant plus la même importance qu'auparavant u. s. w. — Im Ganzen genommen gab mir die Unterhaltung mit dem Obristen nicht den angenehmen Eindruck, wie jene mit dem Direktor der Douane.

Der General, der Anfangs auch auf die Hauptwache zu uns kommen wollte, ließ der großen Hitze wegen absagen, was ich bedauerte, da ich ihn gern gesprochen hätte; wären wir des günstigen Windes wegen nicht so sehr eilig gewesen, so würde ich dem General meine Aufwartung gemacht haben, was mir jedoch unmöglich war. Bei Gelegenheit der Meldung vom General ermangelte der Herr Obrist nicht seine Autorität dadurch kund zu thun, daß er der Ordonnanz in meiner Gegenwart einen derben Verweis wegen des Tragens eines Kopftuchs unter dem Tschako ertheilte.

Da wir etwas Erfrischung für das Schiff mitzunehmen beabsichtigten, so fragten wir den Obrist, ob und wo diese wohl in der Stadt zu haben wären? worauf er uns erwiderte, daß wenn man uns früher heransegeln gesehen hätte, ohne Zweifel und wie üblich, alle Arten von Erfrischungen aus der Nachbarschaft vom Lande herbeigebracht worden wären; so aber sey es zweifelhaft, ob wir fänden, was wir suchten; er wolle jedoch den Kapitän mit uns schicken, um uns die Wohnung des Schlächters u. s. w. zu zeigen! Dieß gibt den Maßstab des Verhältnisses zwischen Militär und Bürger auf Hayti! Der Kapitän übernahm den Auftrag sehr gern, und wir fanden bei dem Schlächter, dem einzigen des Orts, frisches Rindfleisch; wir kauften dessen ein gutes Viertheil.

Die Frau des Schlächters hatte ein acht Wochen altes Kind im Schooße liegen, welches mit Ausnahme des Kopfes mir viel kleiner schien, als Kinder gleichen Alters bei uns; ich hatte nachher Gelegenheit diese Bemerkungen an mehreren neugebornen Kindern, die man den Fremden keineswegs verbirgt, zu machen; wenn sodann diese Kinder heranwachsen, so haben sie bis zum 14 oder 15 Jahr einen sehr dicken hervorstehenden Leib und sehr dünne Beine, auf welchen sie indessen ganz lustig einherhüpfen, und weder ihren nackten Körper durch Bekleidung oder Kopfbedeckung gegen die Sonne, noch ihre bloßen Füße gegen den brennenden Boden zu schützen bemüht sind.

Es schien dem obenerwähnten Herrn Obristen zu gefallen, daß ich einen solchen kleinen nackten Homunculus zu mir rief, auf den Schooß nahm, ihn um seinen Namen befragte und liebkos'te; es ging mir aber ganz von Herzen, denn das schwarze Kind lächelte mich so freundlich an mit seinen milchweißen Augen und elfenbeinernen Zähnen, daß ich mich sehr zu ihm hingezogen fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand von Neubritannien oder des nördlichen englischen Amerika's.

(Fortsetzung.)

In Neuschottland sind die Provinzialausgaben durch einige geringe Auflagen auf Wein, gebrannte Wasser und Luxusgegenstände, und durch den Ertrag der bei Verkauf von unbeweglichen Gütern zu entrichtenden Steuer gedeckt. Diese verschiedenen Zweige der öffentlichen Einkünfte beliefen sich im Jahr 1829 auf 60,000 Pfd. St. (1,500,000 Fr.) und wurden nach den von der Legislatur der Provinz getroffenen Verfügungen auf folgende Weise verwendet:

Regierungsverwaltung	2800	Pfd. St.	70,000	Fr.
Ausgaben der Legislatur	3000	—	75,000	—
Richter und Gerichtshöfe	5000	—	125,000	—
Bau und Unterhaltung der Heerstraßen	30,000	—	750,000	—
Miliz	2000	—	50,000	—
	42,800	—	1,070,000	—
Transport	42,800	Pfd. St.	1,070,000	Fr.
Sicherheit des Handels und der Schifffahrt	3000	—	75,000	—
Oeffentliche Schulen	3500	—	87,500	—
Oeffentliche Gebäude	10,000	—	250,000	—
Erhebungskosten der Steuern	500	—	12,500	—
Unvorgesehene Ausgaben	200	—	5000	—
	60,000	Pfd. St.	1,500,000	Fr.

Die Einkünfte von Niedercanada, die im Jahre 1807 kaum 31,000 Pfd. St. (775,000 Fr.) betrugen, beliefen sich im Jahre 1829 auf nahe an 144,000 Pf. St. (3,600,000 Fr.) Sie sind, wie in Neuschottland, größtentheils der Ertrag von Steuern auf Luxusgegenstände und auf den Verkauf unbeweglicher Güter, allein die größten Summen wirft der Zins ab, den die französischen Jesuiten von dem unermeßlichen Grundeigenthum, das sie besitzen, bezahlen und die Gebühren, die in den Häfen von Saguenay und Portneuf und in den bedeutenden Stationen der Hudsonsbai-Kompagnie erhoben werden. Die Einkünfte von Niedercanada werden zu Besoldung der Centralverwaltung, zum Bau von Straßen, Kanälen und öffentlichen Gebäuden und zu Unterstützung des Unterrichts, Ackerbaus, Handels und vorzüglich neu angekommener Auswanderer verwendet. Diese letztern sind noch überdieß Gegenstand besonderer Sorgfalt der englischen Regierung, die ihnen, um ihren Unterhalt von der Zeit ihrer Ankunft an bis dahin zu sichern, wo sie von eigenem Anbau leben können, eine bedeutende Prämie für die Einfuhr von Getreide in Canada bewilligt hat.

Um den guten Erfolg dieser Maßregeln zu sichern, und zugleich selbst Nutzen davon zu ziehen, läßt es sich die Kompagnie von Canada angelegen seyn, den Auswanderern sogleich am Tag ihrer Ankunft Arbeit zu verschaffen. Der von ihr bezahlte Lohn beläuft sich, außer Kost und Wohnung auf zwei bis drei Pfd. St. (50 bis 75 Fr.) monatlich; hat aber der Auswanderer Geld, so überläßt ihm die Kompagnie einige Morgen Land zu 10 oder 14 Schilling (12 Fr. 50 Cts. oder 13 F. 15 Cts.), woran er zwei Schilling am Tag des Kaufabschlusses und das übrige in zwei oder drei Terminen von sechs Monaten, 1½ und 3 Jahren bezahlt. Unstreitig muß man diesen wohlberechneten Maßregeln das schnelle Gedeihen der englischen Kolonien in Nordamerika und die großen Auswanderungen zuschreiben, die jedes Jahr dahin abgehen. In den sechs ersten Monaten des Jahres 1831 belief sich die Gesammtzahl der Emigranten aus dem vereinigten Königreich auf 65,888, von denen 15,724 sich nach den Vereinigten Staaten, 428 nach Australien und 49,383 nach Canada wandten.

Um zu verhüten, daß die Auswanderer nicht mehr Land ankaufen, als sie anzubauen vermögen, fordert die Kompagnie daß in die Bank von Quebec oder Montreal, die zum Anbau des Landes, das man zu kaufen beabsichtigt, erforderliche Summe hinterlegt werde, und so wird, obschon der Ankauf von 500 Morgen nicht mehr kostet als 125 Pfd. St., der Verkauf doch nur mit dem geschlossen, der in einer von den beiden genannten Banken ein Kapital von 1000 Pf. St. niederlegt. Durch diese Einrichtung ist man versichert, daß jeder Auswanderer, der Ei-

genthümer geworden ist, im Stande seyn wird, das ihm überlassene Land gehörig anzubauen und bald bedeutenden Nutzen davon zu ziehen.

Zu besserer Verständigung möge hier eine Ausgabeberechnung einer aus acht Personen bestehenden Familie folgen, die sich mit einem Kapital von 1500 Pfd. St. (37,500 Fr.) nach Canada begibt; man wird daraus ersehen, daß der Nutzen, den sie selbst im ersten Jahre ziehen kann, sehr bedeutend ist und daß dieser Umstand, verbunden mit dem Schutz, den die Regierung den Eigenthümern angedeihen läßt, hinreicht, die große Menge von Auswanderern und Kapitalien, die sich dort sammeln, zu erklären.

	Pfd. St.	Fr.
Ueberfahrt und Verköstigung für 8 Personen von Portsmouth nach Quebec	100 Pfd. St.	2500 Fr.
Reise von Quebec nach Montreal	15 —	375 —
Aufenthalt in Montreal	3 —	75 —
Reisen und nöthige Gänge, um den Boden, den man kaufen will, zu besichtigen, die Unkosten für Führer und Sachverständige mitbegriffen. (Hiezu sind stets mehrere Monate erforderlich).	68 —	1700 —
Summe der Ausgaben bis zum Augenblick der Besitznahme	186 —	4650 —
Abgaben, Kosten der Ankaufsakte und erste Hälfte des Kaufschillings	225 —	5625 —
Mundvorrath auf ein Jahr	100 —	2500 —
Ein Pferd	15 —	375 —
Zwei Paar Ochsen	20 —	500 —
Vier Kühe und sechs Mutterschweine	16 —	400 —
Fünfzig Schafe	30 —	750 —
Nöthiges Ackergeräthe	15 —	375 —
Nöthiges Hausgeräthe, wobei jedoch vorausgesetzt wird, daß die Betten aus Europa mitgebracht wurden	20 —	500 —
Bau eines Wohngebäudes, 50 Fuß lang und 30 breit mit 4 Gemächern und 4 Kaminen von Backsteinen	40 —	1000 —
Bau von Ställen, Speichern und einer Scheune	50 —	1250 —
Summe der Ausgaben bis zum Eintritt der Familie in ihr Eigenthum	717 —	16,925 —

Dieser Berechnung zufolge bleibt der Familie noch baar 783 Pfd. St. (19,595 Fr.) zu Urbarmachung der erkauften Ländereien. Sämmtliche 500 Morgen können natürlich nicht gleich im ersten Jahr in Stand gesetzt werden, woran hauptsächlich die Schwierigkeit eine hinreichende Anzahl Arbeiter zu erhalten und die Versuche Schuld sind, die gewöhnlich von den Auswanderern angestellt werden. Nur selten werden im ersten Jahre mehr als 100 Morgen angebaut, selbst den Wiesgrund mitgerechnet, dessen Herstellung wenige Umstände macht. Nehmen wir indeß an, daß auch nur 70 Morgen bebaut wurden, so wird sich, vorausgesetzt, daß die Kultur nach der folgenden Eintheilung unternommen wurde, von der ersten Ernte, nach den beigesetzten Marktpreisen, nachstehender Ertrag ergeben:

	Dollar	Fr.
20 Morgen Getreide, jeder zu 18 Schäffel à $^3/_4$ Dollar der Schäffel	270 Dollar	1431 Fr.
10 Morgen Klee, jeder zu 2 Schäffel Kleesamen à 7 Dollar der Schäffel	140 —	742 —
6 Morgen Mais, jeder zu 25 Schäffel à $^1/_2$ Dollar der Schäffel	75 —	397 —
Werth von 30 Schweinen auf Mastung gestellt, um im nächsten Jahr verkauft zu werden	360 —	1908 —
Butter und Käse	60 —	318 —
Werth von 20 Lämmern und 50 Widdern	70 —	371 —
Werth von zwei Kälbern (die übrigen dienten der Familie zur Nahrung)	60 —	318 —
Eier, Geflügel rc.	10 —	53 —
Gesammtertrag der 60 Morgen	1045 —	5538 —
Ausgaben für Urbarmachung u. Anbau	563 —	2984 —
Reiner Nutzen	482 —	2554 —

Durch diesen Erfolg ermuthigt kauft der Ansiedler im folgenden Jahre eine große Heerde; die Urbarmachung wird nach größerem Maßstab unternommen, seine Gebäude werden vergrößert und fester gebaut, und bald wird er einer der reichsten Eigenthümer seines Distrikts seyn. In weniger als vier Jahren hat sein Kapital sich verdreifacht, und seine Zukunft ist gesichert. Wenn man so den jetzigen Wohlstand Neubritanniens, und die reißenden Fortschritte, die er noch täglich macht, betrachtet und sich dabei an die traurige Lage erinnert, in der dieser Theil der neuen Welt im Jahr 1801 sich befand, wo man kaum einige Morgen bebauten Landes zählte, so kann man sich des Staunens nicht erwehren.

(Schluß folgt.)

Die Brutöfen der Aegyptier.

Zum Ausbrüten der Eier ist es durchaus nöthig eine gleichmäßige Wärme von 96° F. oder 32° R. zu unterhalten, denn bei einer niedrigern Temperatur scheint das im Ei enthaltene Lebensprinzip starr und unfähig zu werden, sich die für die Ernährung des Embryo vorgesehene Nahrung anzueignen. Von diesem Grundsatz ausgehend, ist es den Aegyptiern sowohl, als auch denen, die den Versuch in Europa machten, gelungen, durch künstliche Wärme, und ohne Hülfe der Mutter, Eier auszubrüten. Neuere Reisende geben von dem Verfahren, das die Aegyptier hiebei beobachten, sehr unvollkommene Berichte, worüber man sich indeß nicht wundern darf, denn der Pater Sicard sagt, daß diese Kunst in Aegypten selbst als Geheimniß behandelt wird, und nur den Bewohnern des Dorfes Berme und einiger angränzenden Ortschaften auf dem Delta bekannt ist, die sie ihren Kindern, unter dem Verbot, sie Fremden mitzutheilen, als Erbgut hinterlassen. Wenn der Herbst, als die zum Brüten günstigste Jahreszeit, herannaht, so zerstreuen die Bewohner dieses Dorfes sich im Land, und jeder übernimmt die Behandlung einer Anzahl von Eiern, die seiner Sorgfalt, von denen die mit der Kunst bekannt sind, anvertraut wird.

Den besten Beschreibungen zufolge, die wir von dem ägyptischen Mamal oder Brutofen haben, ist dieß ein von Backsteinen aufgeführtes, ungefähr neun Fuß hohes Gebäude. Die Mitte desselben bildet ein ungefähr drei Fuß breiter und acht Fuß hoher, von einem Ende bis zum andern laufender Gang. Dieser Gang bildet den Eingang zum Ofen, und beherrscht dessen ganze Ausdehnung, um die verschiedenen nöthigen Verrichtungen zu Erhaltung des zum Brüten gehörigen Wärmegrades

zu erleichtern. Zu jeder Seite dieses Ganges befindet sich eine Reihe über einander stehender Abtheilungen, von denen jede einzelne genau so groß ist als die andere, nämlich 3 Fuß hoch, 4 oder 5 breit und 12 oder 15 lang. Diese haben in der Mitte eine runde Oeffnung von ungefähr 1½ Fuß Durchmesser, die weit genug ist, daß ein Mann durchkriechen kann, und in jede solche Abtheilung werden vier- bis fünftausend Eier gelegt. Die Zahl dieser Abtheilungen in einem solchen Mamal wechselt von drei bis zwölf, und in einem Ofen dieser Art können mithin von vierzig- bis zu achtzigtausend Eier ausgebrütet werden, die man nicht auf den bloßen Backsteinboden, sondern auf eine Matte oder eine Unterlage von Flachs oder einen andern nicht leitenden Stoff legt. In jeder obern Abtheilung befindet sich ein Feuerplaz, um die Abtheilung unterhalb zu erwärmen, und die Wärme theilt sich durch eine in der Mitte befindliche große Oeffnung mit. Der Feuerplaz ist eine Art Rinne, zwei Zoll breit und sechs tief, am Rand des Bodens der Abtheilung, und zuweilen ganz, meist aber nur an zwei Seiten rund. Da Holz oder Kohlen ein zu lebhaftes Feuer geben würden, so brennt man Küh- oder Kameldünger, der, mit Stroh vermischt, in Ziegel geformt und getrocknet wird. Die in den Gang gehenden Oeffnungen dienen als Kamin, um den Rauch durchzulassen, der dann durch in die Wölbung des Ganges angebrachte Oeffnungen entweicht. Das Feuer in den Rinnen wird, einigen Berichten zufolge, nur eine Stunde des Morgens und eine Stunde in der Nacht unterhalten, was die Aegyptier das Mittag- und Nachtmahl der Küchelchen nennen, während Andere sagen, es werde des Tags viermal angezündet. Der Unterschied beruht wahrscheinlich auf der Temperatur der Witterung. Hat der Rauch des Feuers sich gelegt, so werden die in die Galerie gehenden Oeffnungen mit Büscheln Werg verstopft, wodurch die Hitze mehr beisammen gehalten wird, als dieß durch eine hölzerne Thüre geschehen könnte. Ist das Feuer eine unbestimmte Zahl von Tagen, acht, zehn oder zwölf, je nach der Witterung, unterhalten worden, so wird es ausgelöscht, weil die jezt den Oefen mitgetheilte Hitze hinreichend ist, um das Ausbrüten zu vollenden, das hier eben so lange dauert als die Henne dazu braucht, nämlich 21 Tage. Um die Mitte dieser Zeit wird eine Anzahl der in den untern Abtheilungen liegenden Eier in die obern versezt, damit die Küchelchen die Schale leichter durchbrechen können, als dieß der Fall wäre, wenn mehrere Eier auf einander liegen.

Die Anzahl der in den verschiedenen Bezirken Aegyptens zerstreuten Oefen ist auf 386 angegeben worden, und diese Anzahl kann weder ab- noch zunehmen, da jeder Ofen von einem Bewohner von Berme besorgt werden muß, deren keiner seine Kunst ohne einen Erlaubnißschein des Aga von Berme ausüben darf, dem für jeden solchen Schein zehn Kronen (30 Gulden) bezahlt werden müssen. Wenn man also annimmt, daß in jedem Ofen jährlich sechs- oder achtmal gebrütet wird, und daß jede Brut aus 40,000 bis 80,000 Eiern besteht, so ergibt sich, daß im Durchschnitt jährlich in Aegypten 100 Millionen Küchelchen ausgebrütet werden. Man rechnet, daß ungefähr ein Drittel der in den Ofen gelegten Eier zu Grunde geht; die Bermer wenigstens stehen nur für zwei Drittel der ihnen von dem Unternehmer übergebenen Eier gut, so daß sie für 45,000 ihnen übergebene Eier nur 30,000 Küchelchen zu liefern verpflichtet sind. Was sie über diese Zahl ausbrüten, kommt ihnen zu gut, und außerdem erhalten sie nebst der Verköstigung noch 30 bis 40 Kronen (90 bis 120 Gulden) für eine Arbeit von sechs Monaten.

Der russische Invalide enthält folgende Uebersicht der Militärschulen in Rußland während des Jahres 1831: Die erste Militärschule wurde im Jahre 1731 unter der Herrschaft der Kaiserin Anna gegründet, und ist jezt das erste Kadettenkorps. Dreißig Jahre später wurde die Artillerieschule errichtet, welche jezt das zweite Kadettenkorps bildet; von nun an wuchs die Zahl der Militäranstalten mit großer Schnelligkeit. Außer denen, welche bereits zu Moskau, Tamboff und Tula bestehen, wurde vor einigen Jahren vorgeschlagen, auch zu Nowgorod, Polozk, Pultawa und Elisabethgrad Kadettenkorps, jedes zu 400 Schülern, zu gründen. Diese Korps sollen die Schüler mehrerer Gouvernements aufnehmen, welche an ihrem Unterhalt durch freiwillige Beiträge Theil nehmen sollten; die zu dem Ende zusammengebrachten Summen betrugen im Jahre 1829 bereits dritthalb Millionen Rubel. Die oberste Leitung aller Kadettenkorps und Militärschulen für die Edelleute, mit Ausnahme des Korps der Marinekadetten, steht jezt unter dem Großfürsten Michael und einem unter seiner Direktion stehenden Kriegsschulrath. Im Jahre 1831 hatte dieser Rath unter seiner Leitung das Korps der Pagen, das erste und zweite Kadettenkorps, die Korps von Paul und Alexander, die zu Moskau, Tamboff und Tula, das Adelsregiment zu St. Petersburg und die Neplujeff'sche Schule zu Orenburg, so wie das Lyceum von Zarskojeselo, dessen Schüler auf den Civildienst vorbereitet werden; unter der unmittelbaren Leitung des Großfürsten stehen die höhere Ingenieurschule, die höhere Artillerieschule, und die Schule der Fähndriche und Unteroffiziere der Garde. Außer diesen Anstalten wurde im Jahre 1830 auch die Errichtung einer Militärakademie vorgeschlagen, um Offiziere für den Dienst des Generalstabs zu bilden und militärische Kenntnisse zu verbreiten. Die Militäranstalten unter Leitung der Marine sind folgende: Das Korps der Marinekadetten, die erste Halbequipage der Lootsen und die Kompagnie der Lootsen vom schwarzen Meer. Uebrigens besizt die Flotte des schwarzen Meers eine Artillerieschule für die Soldatenkinder und zwei Schifffahrtsschulen, die eine zu Nikolajeff, die andere zu Sebastopol. Um die Soldatenkinder auf einem Punkt zu koncentriren, wurden im Jahre 1798 unter der Benennung Sektionen der Militärwaisen verschiedene Anstalten gegründet, und im Jahre 1824 unter die Leitung des Generalstabs des Kaisers für die Militärkolonien gestellt. Im Jahre 1826 wurden sie in Bataillone und Kompagnien von Militärkantonisten umgewandelt und in 8 Brigaden getheilt. Außer dem allgemeinen Zweck dieser Anstalten wurde das Bataillon von St. Petersburg noch besonders beauftragt, Lehrer für die andern, so wie Topographen und Kondukteure für die Armeen zu bilden. Im Jahre 1827 wurde die Sektion der Militärwaisen von Moskau in ein zweites Instruktionsregiment von Karabiniers umgewandelt, um der Armee gute Unteroffiziere und Musikanten zu liefern. Die Sektion von Kronstadt wurde in eine Marineequipage umgewandelt, welche der Flotte und der Marineartillerie unterrichtete Feuerwerker und Unteroffiziere liefern soll. Zugleich wurde zu Petersburg eine Unterrichtsequipage der Marinearbeiter gegründet, um für die Admiralität Offiziere und Kondukteure des Marineingenieurkorps, so wie die für die Flotten nöthigen Arbeiter jeder Art zu bilden. Die nachstehende Tabelle gibt den Stand der verschiedenen Militärschulen im Jahre 1831 an:

	Gesammtzahl.	Ausgetreten.
Korps der Pagen	168	51
Erstes Kadettenkorps	697	78
Zweites Kadettenkorps	702	67
Kadettenkorps Pauls	500	47
Kadettenkorps von Moskau	635	12
Kadettenkorps Alexanders	129	72
Kadettenkorps von Tamboff	101	—
Kadettenkorps von Tula	95	25
Adelsregiment	897	—
Schule von Neplujeff in Orenburg	50	6
Höhere Ingenieurschule	165	33
Artillerieschule	182	30
Schule der Fähndriche und Unteroffiziere der Garde	102	69
Kaiserliches Lyceum von Zarskojeselo	50	—
	4767	468

Im Jahre 1831 zählte das Marinekorps 402 Kadetten, 111 sogenannte Gardesmarine und 16 Midshipmen, im Ganzen 529. Sechzehn davon wurden zu Fähndrichen der Landartillerie, 15 zum Grade eines Gardesmarine befördert, 2 zur Armee als Unteroffiziere geschickt, 2 zu Midshipmen ernannt und 39 Midshipmen auf die Flotte gesandt. Die Zahl der Kantonisten in den verschiedenen Anstalten, so wie bei der Armee und in den abgesonderten Korps betrug im Jahre 1831 160,105. Die Halbequipage der Lootsen zählte 300 Kadetten, wovon 21 Kondukteure wurden; in der Kompagnie der Lootsen vom schwarzen Meere befanden sich 232 Kadetten, wovon 9 Kondukteure wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 304. 31 October 1833.

Hayti.

(Fortsetzung.)

Ich sah nachher noch viel recht hübsche Kinder beiderlei Geschlechts, worunter mir besonders ein Knabe von etwa 13 Jahren, für dieses Alter recht groß und stark, durch sein intelligentes offenes Gesicht gefiel. Es war der Sohn eines wohlhabenden Mannes, bereits in einer Erziehungsanstalt in Portauprince gewesen, und sollte zur Vollendung seiner Studien wieder dahin zurück. Daß dieser Jüngling und seine sechs Geschwister bis auf die jüngsten von wenigen Jahren, die bloß ein schneeweißes Hemd übergeworfen hatten, sehr ordentlich gekleidet gingen, versteht sich von selbst.

Der Vater, der wie alle Einwohner die es vermögen, eine Boutique hielt, ein noch junger Mann, erzählte mit Wohlgefallen, daß er sieben Kinder habe, die alle um uns herumstanden, aber seine Frau, die vor uns saß, zeigte auf ihren hochschwangern Leib und fügte hinzu: und hier ist das achte! Da Mann und Frau nicht von einer Gesichtsfarbe waren, er schwarz und sie dunkelbraun, so fand ein großer Unterschied unter den Kindern statt; sie waren Mulatten und negerartig gemischt.

Man kann überhaupt keine mannichfaltigere Abstufung der Gesichtsfarben sehen, als auf Hayti. Mulatten die fast weiß sind, braun und olivenfarb in allen Nüancen und ganz schwarz. Diese letztere Hautfarbe gefällt mir nach der weißen am besten, und erscheint dem Auge am reinlichsten. Nicht minder, als die Hautfarbe weichen die Gesichtszüge von einander ab, und man erkennt deutlich die große Verschiedenheit der afrikanischen Völkerschaften, welche die frühere Sklaveneinfuhr auf dieser Insel einheimisch gemacht hat. Der Schnurrbart, den die Militärs, wie es scheint, gern tragen, steht einigen schwarzen Gesichtern gar nicht übel, andern desto schlechter. Den älteren Leuten ergrauen wie bei uns, Haupt- und Barthaare, was gegen die schwarze Hautfarbe unangenehm absticht.

Unter den Weibern sah ich mehrere hübsche Figuren. Alle jüngeren haben volle Brüste; bei den älteren ist das Gegentheil der Fall, und diese scheinen überhaupt sehr häßlich zu werden. Die Haltung des Körpers bei den jüngeren Weibern ist sehr gerade und hat in dieser Hinsicht einige Grazie; desto mehr fehlt ihnen diese im Anzug, den sie troß ihrer Putzsucht äußerst nachlässig um den Körper hängen haben, und der mithin die Schultern entblößt, ungefähr wie heutigen Tages bei unsern jungen Schönen auf den Bällen, beides wohl Folge der allzu großen Hitze, zu welcher sich, freilich nur auf Hayti, die einfachere Bekleidung unserer Mutter Eva (versteht sich nach der Apfel-Katastrophe) weit besser passen würde, als die Robes von englischen gedruckten Callicos oder weißen Musselinen! Die Kopftücher die hier à la française getragen werden, kleiden gut und geben den Weibern ein reinliches Ansehen. Ueberhaupt scheint Reinlichkeit des Körpers sowohl wie der Häuser in hohem Grade bei diesen Leutchen zu herrschen, und ich könnte im lieben Vaterland gar manchen Ort nennen, der sich in dieser Hinsicht mit St. Nikolas auf Hayti nicht vergleichen kann.

Die ärmeren Weiber die uns Früchte, Fische u. dgl. zum Verkauf brachten, trugen schneeweiße Hemden, und obgleich diese zum Theil sehr zerrissen waren, so stach die schwarze Hautfarbe darunter minder unangenehm hervor, als es unter ähnlichen Umständen die oft schmutzige Hautfarbe einer zerlumpten deutschen Bauersfrau gethan haben würde.

Die Männer sind einfacher, und deßhalb für's Auge angenehmer gekleidet; auf dem Kopf das bekannte mouchoir, leichte baumwollene Jacke und Pantalons, bilden den gewöhnlichen Anzug, einige wohlhabendere tragen tuchene Jacken und graue Hüte und kleiden sich überhaupt mehr europäisch, für welche Eitelkeit sie denn durch vermehrten Schweiß gehörig büßen.

Der Charakter dieses Völkchens scheint sehr gutmüthig und der Empfang, der uns überall und ohne Ausnahme zu Theil ward, konnte nicht freundlicher seyn; auch waren die Preise, welche man uns für die verschiedenen Früchte, wie Orangen, Ananas, Bananen, Kokosnüsse u. dgl., ferner Fische, Fleisch u. s. w. abforderte, troß dem, daß man sah und wußte, daß wir die Dinge haben mußten, keineswegs übertrieben, und auch hierin dürfte ein Vergleich mit manchem europäischen kleinen Hafen zu Gunsten des haytischen ausfallen. Etwas träge scheint das Volk zu seyn, wie wäre dieß aber auch unter einem solchen Himmelsstrich anders zu erwarten? und wer will es Menschen unter der tropischen Zone verargen, wenn sie ungezwungen nur so viel arbeiten, als sie zu einer bequemen, alle ihre Bedürfnisse befriedigenden Existenz bedürfen. Die Bevölkerung der Insel muß indessen den Ackerbau in ziemlich hohem Grad trei-

ben, da sie jährlich circa 12 Millionen Pfund Kaffee liefert, und diesen gegen europäische und amerikanische Waaren austauscht.

Diesen direkten Handel betreiben indessen nur die größeren Häfen der Insel, wie Portauprince, Kap Français u. s. w. St. Nikolas hat daran keinen Theil; es verkehrt nur mit Portauprince, bezieht von daher die europäischen Manufakturwaaren, die es an die in seiner Nähe gelegenen Pflanzer gegen Kaffee absetzt, und diesen sodann nach Portauprince als Zahlung sendet.

Bei Gelegenheit dieser Erläuterungen erfuhr ich mit großem Interesse, daß in der Nähe von St. Nikolas noch die Rudera einer deutschen Kolonie, etwa 80 Menschen, existirten, welche sich als fleißige Pflanzer auszeichnen und für die Kaufleute zu St. Nikolas gute Kunden sind. Es waren hier früher viele, welche das französische Gouvernement vor der ersten Revolution dahin gesendet hatte, und die sich, wie mir versichert worden, ganz wohl befanden; der berüchtigte Christoph hatte sie aber als Nichtneger zu vertilgen gesucht; das jetzt noch vorhandene kleine Häufchen ist seiner Wuth entgangen, und von der nunmehrigen Republik entschädigt und in ihr Eigenthum wieder eingesetzt worden. Sehr habe ich bedauert, diese kleine Kolonie trotz ihrer Nähe aus Mangel an Zeit nicht besuchen zu können; sie wird noch immer als deutsche bezeichnet, mischt sich jedoch natürlich jedes Jahr mehr mit den Eingebornen des Landes, und wird sich mithin dieser sowohl in Farbe als in Charakter und Sitten, welche letzteren von den deutschen vermuthlich noch mehr abweichen als die erstere, immer mehr nähern.

(Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand von Neubritannien oder des nördlichen englischen Amerika's.

(Schluß.)

Die folgenden Angaben werden den genauesten Begriff von dem gegenwärtigen Zustand des Landes und seinem agrikolen und kommerziellen Reichthum geben.

Gebiets- und Verwaltungseintheilung.	Anzahl.					
	Einwohner.	Morgen bebauten Landes.	Pferde.	Hornvieh.	Schafe.	Schweine.
Die beiden Canada	880,000	25,000	96,000	540,000	620,000	550,000
Neubraunschweig.	110,000	265,000	12,000	64,000	56,000	45,000
Neuschottland.	155,000	660,000	15,000	142,000	186,000	88,000
Insel Prinz Eduard.	35,000	185,000	4500	32,000	48,000	30,000
Labrador u. Neufundland.	75,000	25,000	500	7000	8000	10,000
Summe	1,255,000	4,635,000	128.000	785.000	918.000	723,000

Der Werth des agrikolen Kapitals von Neubritannien stellt sich fol ndermaßen heraus:

4,735,000 Morgen bebautes Land à 60 Sch. für den Morgen . . .	13,905,000 Pfd. St.	347,615,000 Fr.
128,000 Pferde à 12 Pfd. St. eins	1,536,000 —	38,400,000 —
785,000 St. Hornvieh à 5 Pfd. St. . . .	3,925,000 —	95,635,000 —
823,000 Schweine à 1 Pfd.	723,000 —	18,075,000 —
918,000 Schafe à 10 Schilling	459,000 —	11,475,000 —
Mühlen, Hüttenwerke und andere landwirthschaftliche Gebäude . . .	2,100,000 —	52,600,000 —
Summe . .	22,648,000 —	563,700,000 —

Da es unmöglich ist, eine ähnliche Schätzung des kommerziellen und industriellen Kapitals dieser Kolonien vorzulegen, so müssen wir uns auf Angabe der genauesten Berichte, die über diese beiden wichtigen Zweige zu erlangen waren, beschränken. In dem, welcher der Komité der Fischereien in Halifax erstattet wurde, wird der Werth der Gebäude und der zur Kabeljaufischerei, dem Robben- und Wallfischfang nöthigen Geräthe auf 1,815,580 Pfd. St. (47,075,000 Fr.) geschätzt. Aus der im Jahr 1830 von der Douane dem Generalgouverneur vorgelegten Rechnung ergibt sich, daß der Werth der von dem Mutterlande den Kolonien zugeführten Waaren sich auf 2,386,549 Pf. St. (59,662,725 Fr.) und der der ausgeführten Erzeugnisse auf 1,482,647 Pfd. St. (37,066,175 Fr.) beläuft. Diese Zahlen bezeichnen indeß bei Weitem noch nicht den Gesammtbetrag des Handels von Neubritannien, denn dieses Land unterhält auch noch direkte Verbindungen mit den Vereinigten Staaten, den südamerikanischen Republiken und den Antillen; seine Schiffe besuchen auch den australischen Archipel und die meisten Häfen des europäischen Kontinents. Da aber die Regierung noch keine Aufnahme der nach diesen verschiedenen Ländern gehenden, oder von daher kommenden Ladungen veranstaltet hat, so ist es unmöglich, etwas Näheres in dieser Hinsicht anzugeben.

Einen Begriff von der kommerziellen Wichtigkeit dieser Kolonien erlangt man indeß durch einen Blick auf die Bewegung in ihren Häfen und die Tonnenzahl ihrer Handelsmarine. Ihr Handel mit dem Mutterlande beschäftigt 22,000 Seeleute und beträgt 400,000 Tonnen, der mit den Antillen, die Fischerei einbegriffen, beschäftigt 12,000 Seeleute und 2500 Schiffe, und der Küstenhandel beschäftigt 32,000 Seeleute mit 4000 Schiffen; folglich kann man, diese verschiedenen Zweige zusammengestellt, sagen, daß der Seehandel der nordamerikanischen Kolonien 780,000 Tonnen beträgt und 65,000 Seeleute beschäftigt.

Diese großen, binnen weniger als 25 Jahren errungenen Erfolge sind aller Bewunderung würdig; allein nicht nur als Ausweg für seine überzählige Bevölkerung und seine Manufakturerzeugnisse waren die nordamerikanischen Kolonien für Großbritannien von Nutzen, man muß auch das Bauholz, mit dem sie seine Werften versorgen und den Erwerb von tausenden von Arbeitern in Anschlag bringen, die in Europa mit Läuterung des Thrans und Bereitung der Felle beschäftigt sind, die von dort-

her kommen; der wohlfeilen Nahrung nicht zu gedenken, die Tausende durch die eingesalzenen Fische erhalten, die sie versenden; und doch zählt man in diesem unermeßlichen Gebiet nur erst 1,215,000 Einwohner; welche Vortheile lassen sich erwarten, wenn diese Bevölkerung einst verdoppelt seyn wird. Man wird vielleicht einwenden, daß diese Kolonien, wenn sie erst größere Ausdehnung gewonnen haben, sich eben so wie Neuengland von dem Mutterland losreißen werden; was läge auch an einer solchen Trennung, wenn England klug genug ist sie vorauszusehen, und vorsichtig genug um diese jungen Bevölkerungen zu Vollendung einer Revolution vorzubereiten, deren Ausbruch indeß doch nicht so nahe ist. Die zahlreichen in den beiden Canada's und in Neubraunschweig theils für Urbarmachung von Ländereien, theils für den Pelzhandel errichteten Kompagnien werden dazu beitragen, die Bande noch enger zu schlingen die beide Völker vereinigen, und wenn dann auch diese Kolonien vom Mutterlande getrennt seyn sollten, so werden doch die bestehenden Verbindungen nicht abgebrochen werden und der britische Handel noch ferner großen Nutzen aus einem Lande ziehen, dessen Bevölkerung die Weisheit und Voraussicht der englischen Regierung nach und nach zum Rang einer Nation erhoben hat.

Ausbruch des Aetna im Jahre 1832. *)

Der Ausbruch, von dem hier die Rede ist, erfolgte höchst unerwartet. Obschon während der letzten zwei Jahre sich in der Nachbarschaft deutliche Anzeichen kund gaben, daß die vulkanischen Stoffe in Gährung seyen, so gingen doch keine solchen von dem Aetna aus, den man stets als den Mittelpunkt dieser Erscheinungen angesehen hat. So z. B. ging dem neuerlichen Ausbruch des Vesuvs um einige Monate ein furchtbares und verheerendes Erdbeben in Calabrien voraus, durch das in der Stadt Catanzaro so viele Menschen und Eigenthum zu Grunde gingen. Vor diesem erschien und verschwand die Grahams-, wie die Engländer, oder die Ferdinands-Insel, wie die Neapolitaner sie nannten, die dem Streit über den ihr beizulegenden Namen dadurch ein Ende machte, daß sie wieder untertauchte. Alle diese Erscheinungen bewiesen, daß die Elemente im Innern der Erde in Thätigkeit waren. In Messina wurden mehrere Erdstöße gefühlt, allein es schien, als ob in dieser Stadt sich nur die entferntern Wirkungen jenes unterirdischen Aufruhrs bemerkbar machten, weil in Folge später eingelaufener Nachrichten es sich zeigte, daß man sie in den nördlich gelegenen Gegenden stärker, in Catania und den Städten am Aetna aber gar nicht gefühlt hatte. Man kann sich demnach leicht denken, daß ganz Sicilien höchst erstaunt war, den Aetna im vergangenen November mit solcher Wuth ausbrechen zu sehen. Das Schauspiel begann am 31 Oktober, wo sich, ungefähr drei (englische) Meilen unterhalb des großen Kraters oder Gipfels, in einer Valle del Serbo genannten Vertiefung, ein kleiner Vulkan öffnete, der jedoch nur einige Tage lang Rauch und Flammen ausströmte. Am 5 November nahm indeß die Erscheinung eine furchtbarere Gestalt an. Sieben kleine Krater hatten sich ungefähr drei Meilen unterhalb des erstern gebildet, aus denen, da sie dicht neben einander lagen, durch das Arbeiten der vulkanischen Stoffe im Innern des Berges, bald nur zwei oder drei wurden, aus deren einem, der jetzt von bedeutendem Umfang war, alle Lava sich ergoß. Die Seite des Berges, wo Valle del Serbo sich befindet, liegt beiläufig westsüdwestlich von dem großen Krater und gerade über der Stadt Bronte.

Die Explosionen bei diesem Ausbruch, so wie die Menge der ausgeworfenen Asche und Steine, waren nicht beunruhigend, um so mehr aber waren es die Fortschritte, welche die Lava machte. Von dem steilen Gipfel, auf dem der Krater sich befindet, strömte sie in den ersten paar Tagen mit furchtbarer Schnelligkeit den Berg herab; auf mehr ebenem Boden angelangt, floß sie langsamer, der Strom begann sich auszubreiten und fügte nun den Grundeigenthümern großen Schaden zu. Die höhern Regionen des Aetna sind so kalt, daß sie sich kaum für den Anbau eignen; weiter abwärts fängt die Waldregion an, die große Bäume enthält, und unter dieser breiten sich die Ebenen aus, auf deren sehr mähligem Abhang größtentheils Weingärten angelegt sind. Hier angelangt, verbreitete der Feuerstrom das größte Entsetzen.

Die Richtung, welche die Lava zuerst nahm, war in gerade abwärts laufender Linie; diese setzte sie ungefähr eine Meile weit fort, wo sie auf das Thal stieß, das den Monte Gitto und Monte Lepre von einander scheidet, sich hier in südlicher Richtung abtheilte und so ungefähr vier Meilen weit floß, wo sie Halt machte. Sie schlug nun, von der Stelle aus, wo sie zuerst von der geraden Linie abgewichen war, eine andere Richtung ein, und theilte sich aufs Neue zwischen Monte Gitto und Monte Maletta. Sie setzte, sich um den Fuß der Gebirge, auf die sie gestoßen war, krümmend, ihren Lauf ununterbrochen fort, und rückte gerade auf Bronte los, das sie sicher erreicht hätte, wäre sie nicht von einem Thal aufgenommen worden, das so groß ist, daß der Lavastrom mindestens zwei Monate lang in gleicher Masse sich ununterbrochen hätte ergießen müssen, um dieses Thal so zu überfüllen, daß die Stadt bedroht gewesen wäre. Bei einer ähnlichen frühern Gelegenheit lenkte dieses Thal, das die Stadt fast wie ein Festungsgraben umgibt, den Lauf des Lavastromes zu beiden Seiten so ab, daß die Stadt unberührt blieb, während eine Strecke Landes, mehrere Meilen unterhalb Bronte, verwüstet wurde. Jetzt reichte sie nicht einmal so weit, sondern blieb 1½ Meilen von der Stadt, nachdem sie eine Strecke von zwölf Meilen von ihrem Ursprung an, durchflossen hatte.

Die größte Breite des Lavastromes betrug 1½ Meilen; dieß war aber in den niedern Regionen, wo sie nicht zwischen den verschiedenen Gebirgen eingeschlossen war, sondern sich bedeutend ausgebreitet hatte. Dieser Anblick war allerdings geeignet Entsetzen einzuflößen; es kamen auch sogleich Ingenieurs von Catania, um sich von dem Stand der Dinge zu überzeugen, und Vorkehrungen zu Ableitung des Feuerstromes zu treffen, im Fall Bronte gefährdet seyn sollte. Ohne der natürlichen Hülfsmittel, welche die Lage der Stadt bietet, wäre dieß indeß ein lächerliches Unternehmen, denn einer so furchtbaren Masse einen Widerstand leisten wollen, ist Thorheit. Die Lava, welche so lange Zeit braucht, um abzukühlen, wird bald fest, wobei sie aber immer noch ihre Rothglühhitze behält. Brydone sagt, daß sie in großer Hitze geschmolzen werden könne; allein ich weiß kein Beispiel, daß dieß geschehen wäre. Der Grad von Dichtigkeit, in dem die Masse nach einem Lauf von zwölf Meilen ankommt, muß, wie man leicht denken kann, größer seyn, als bei ihrem ersten Ausfluß; auch ist die Strömung verhältnißmäßig langsamer. Dieß erklärt zum Theil die wenige Uebereinstimmung, die sich in den Berichten über die Geschwindigkeit des Lavastromes findet, und das von Vielen als so furchtbar geschildert wird, daß mehrere Einwohner ihre Geräthschaften von Bronte wegbrachten, weil sie fürchteten, daß die feurige Masse ihren Lauf mit gleicher Geschwindigkeit fortsetzen werde.

Nichts vermag einen anschaulichern Begriff von der Ausdehnung dieser Feuermasse zu geben, als der Umstand, daß sie eine Strecke Wegs von zwölf Meilen zurücklegen kann, ohne fest zu werden. Sie behält nicht nur ihre Hitze, sondern theilt sie auch den losgerissenen Steinen und den Lavaschichten früherer Ausbrüche in gleichem Grade mit. Während des größern Theils ihres Laufes hatte sie viele Jahrhunderte alte Lavaschichten zu durchschneiden. Die Steinblöcke, obschon losgerissen, hatte man dennoch liegen lassen, da deren Wegschaffen, ihrer Menge und Größe halber, eine Auslage verursacht hätte, die sich nicht bezahlt machen würde. Wie man mir sagte, liegt der Boden viele Klafter tief unter der Lava, das Wegräumen derselben wäre also mit ungeheuern Kosten verknüpft.

Ich sah sie am 19 November; mehrere Tage vorher hatten die Explosionen schon aufgehört und es wurde keine Asche mehr ausgeworfen. Die Lava strömte damals in das Thal hinter Bronte, wobei ein Theil ihres Laufes dem Blick durch die erwähnten Steinschichten entzogen wurde; denn da die Lava flüssig war, so sank sie natürlich auf den Grund, und ihre Oberfläche blieb auf eine bedeutende Strecke verdeckt. Dieß that der Schönheit des Anblicks Abbruch, da wir Alle eine vollkommen gleiche Masse von Feuer zu sehen erwartet hatten. Viele, die nur gekommen

---

*) Mitgetheilt von einem Engländer, der den Aetna unmittelbar nach dem im Monat November vorigen Jahrs erfolgten Ausbruch besuchte.

waren, um sich an dem Anblick zu ergötzen, hatten ihre Erwartungen auf einen Feuerstrom von zwölf Meilen Länge und 1½ Meilen Breite gespannt; allein des gekrümmten Laufs wegen war nicht mehr als eine Strecke von drei oder vier Meilen auf einmal sichtbar, und die erwähnte Breite erreichte er nur auf den ebnern Stellen des Gebirgs. Wenn der Strom, der hier seichter war als in den engen tiefen Schluchten höher aufwärts, auf ein Felsenstück von gewöhnlicher Größe stieß, so machte dieß eine dem Auge bemerkbare Lücke in seiner Oberfläche. Es war indeß immer ein höchst großartiger Anblick.

Im Thal oberhalb Bronte erreichte die Eruption, so zu sagen, ihr Ziel. Mehrere Tage lang sah man nur noch eine matte, erlöschende Flamme am Krater, und die Lava floß nach und nach immer schwächer, so daß noch vor Ende des Monats alle diese tobenden vulkanischen Stoffe, die so viel Neugier und Schrecken erregt hatten, sich zur Ruhe gaben. Noch ein kleiner Strom folgte einige Tage später dem Lauf des ersten, blieb aber, seiner geringen Masse wegen, nur auf eine Strecke von einer oder zwei Meilen in flüssigem Zustand. Noch vor Ende des Jahres 1832 war Alles ruhig, die Lava aber dürfte sich schwerlich vor den nächsten zwölf Monaten abgekühlt haben; mit einem so unglaublich hohen Grad von Hitze ergießt sie sich aus dem Innern des Berges, und so lange hält sie sie fest. Noch bei keinem der Ausbrüche des Aetna ergoß sich, so weit die Erkundigungen reichen, die ich einzog, die Lava weiter als 13 oder 15 Meilen; es hängt Alles von der Neigung des Bodens, auf dem sie fließt, und von der Größe ihrer Masse ab. Die Eruption, die im Jahre 1669 Catania erreichte, allgemein als eine der furchtbarsten bezeichnet, kam vom Monte Rossi herab (Brydone nennt ihn, wenn ich nicht irre, Monpellieri), ungefähr 12 Meilen von der Stadt und 18 vom Hauptkrater auf dem Gipfel. Der Lavastrom stürzte sich in den See von Catania, und es ist fast unbegreiflich, wie er so lange in flüssigem Zustand bleiben kann. Die Hitze macht sich auf weite Entfernung hin fühlbar; wir fanden uns zuweilen in Dunst gehüllt und sahen die Lavamasse nur in Zwischenräumen, fühlten aber immer ihre Wärme.

Die von der Lava auf ihrem Weg angerichteten Verheerungen waren entsetzlich; kein, wenn auch noch so großer Gegenstand, entging ihrer Wuth. Ich beobachtete eine ganz ausgewachsene Ulme, und dachte mir, als der Feuerstrom ihr näher kam, wie lange Zeit es wohl brauchen dürfte, bis sie verzehrt sey; zu meinem großen Erstaunen sah ich sie plötzlich auflodern und eben so schnell wieder verlöschen, daß auch nicht eine Spur von ihr zurückblieb. Der ungeheuern Hitze wegen sollte man fast glauben, der Baum könne, einige Minuten bevor ihn der Feuerstrom erreichte, wenig mehr als Kohle gewesen seyn, weßhalb er auch so schnell aufzischte wie Schießpulver.

Der angerichtete Schaden ist jetzt genau erhoben worden. Der am meisten Betheiligte ist der Fürst Malletta, Eigenthümer des Waldes, in den das Feuer drang. Alles verbrannte und den Boden mit einer Steinmasse, härter als Granit, überzog, so daß Jahrhunderte vergehen können, bis er wieder zum Anbau tauglich ist; den Verlust an Bauholz, das vom Feuer verzehrt wurde, ungerechnet. Weingärten unterhalb des Waldes litten ebenfalls, und dieß sind die werthvollsten Grundstücke. Häuser und Menschen gingen nicht zu Grunde; der ganze Schaden ist auf ungefähr 6000 Pfd. St. geschätzt worden, und ich habe Grund zu glauben, daß diese Schätzung den wahren Werth des Verlustes übersteigt. Höher als Bronte liegt weder Dorf noch Stadt, und folglich konnten auch keine Wohnungen beschädigt werden. Lord Nelsons Gut, das, wie man sagte, Schaden gelitten haben sollte, ist gar nicht berührt worden, denn es liegt unterhalb Bronte.

Dieser Ausbruch des Aetna war, wie gesagt, einer der unerwartetsten, einer der heftigsten hinsichtlich seiner Dauer, und, rücksichtlich der angerichteten Verheerungen, einer der unbedeutendsten, dessen man sich erinnert. Den meisten dieser Naturerscheinungen pflegen oft furchtbare elektrische Stöße vorauszugehen, die zuweilen größern Schaden anrichten als der darauf folgende Lavastrom. Hier ging weder eine solche Warnung voraus, noch konnte man bei dem mit solcher Wuth erfolgten Ausbruch ein so schnelles Ende erwarten. Alle, die keine Grundstücke auf dem Gebiet des Aetna besitzen, sehen ein solches Ereigniß nicht ungern, denn sie schließen mit Recht, daß sie nun von dem Schrecken eines Erdbebens verschont bleiben.

Vermischte Nachrichten.

Endlich theilen die englischen Blätter Nachrichten über den verloren geglaubten Kapitän Roß mit, aus denen hervorgeht, daß er das gescheiterte Schiff, die Fury, auffand, und daß die Mannschaft im Stande war, die Boote loszumachen und nach der Davisstraße zu steuern, wo sie die Wallfischfänger zu treffen hofften. Dieß war auch in der That der Fall: sie trafen glücklicherweise auch das Schiff Isabella, das von Hull ausgesendet worden war, und man kann nun ihrer Ankunft in England in wenigen Tagen entgegen sehen. Von der ganzen Expeditionsm[illegible] sind nur drei Matrosen gestorben. — Die letzten Nachrichten vom Kapitän Back, der die Expedition des Kapitäns Roß aufsuchen sollte, ist von Norway House am Jack River vom 19 Junius d. J. Er hatte bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, und fand namentlich große Mühe Leute aufzufinden, welche ihm als Wegweiser und Lastträger dienen konnten.

In den ersten Tagen des Oktobers wurde in Portsmouth ein sonderbarer Fisch gezeigt, der im Schlamm des Hafens dieser Stadt gefangen worden war: es ist der Lophius piscatorius oder der Fischfrosch (Fishing-frog). Dieser außerordentliche Fisch ist 5 Fuß lang, und sein Maul hat, wenn es offen ist, nahe an 3 Fuß im Umfang; seine Zähne, deren er drei Reihen im obern und zwei im untern Kiefer hat, sind lang, abgerundet und einwärts gebogen; er bewohnt die europäischen Meere. Das seltene Exemplar wurde für das naturhistorische Museum in Portsmouth angekauft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 305. 1 November 1833.

England.

(Geschildert von Baron d'Haussez.)

7. Die Kunst.

Die Vervollkommnung in den verschiedenen Fächern der Kunst erfordert einen feinen Takt, eine eigenthümliche Richtung des Geschmacks, eine Unterwerfung unter die hergebrachten Formen der Konvenienz, welche weder die Erziehung noch die Unabhängigkeit des Urtheils der Engländer zulassen. Wenn sie die Natur beobachten, wenn sie sie belauschen und ihr einen Ausdruck leihen, so bleibt ihre Auffassung nur eine buchstäbliche und erhebt sich nicht zu dem Edlen. Sie bemühen sich nicht, ihr eine Auslegung zu geben, um sie zu veredeln und zu verfeinern. Der Nationalgeschmack begünstigt und ermuthigt diese Trägheit der Einbildungskraft, welche die Künstler von dem abzieht, was seyn könnte und sollte, um sich an dem zu halten was wirklich ist. Die einzige Bemühung, sich diesen Gewohnheiten zu entreißen, läuft darauf hinaus, die Fehler der darzustellenden Gegenstände zu übertreiben. Die Folge davon ist, daß ihre Einbildungskraft, statt sich zu erheben, von ihrer Höhe herabsinkt und in der Malerei die Karrikatur, auf dem Theater das Uebertrieben-Tragische oder Burleske und in der Musik den Lärm erzeugt. Und wie sollte es auch anders seyn? Um das Talent der Künstler zu heben, bedürfte es eines guten öffentlichen Geschmacks, der überall in England fehlt; wenige Personen verstehen sich auf Gegenstände der Kunst. Man kauft ein Gemälde, um dem guten Tone oder seiner Laune zu gehorchen. Die sogenannten Kunstkenner, der Besitzer selbst, schätzen dasselbe nur nach dem Preise, und dieser bestimmt sich gewöhnlich nach einer sehr schwarzen Farbe, welche fast nichts unterscheiden läßt, nach dem Namen des Malers, dem man es zuschreibt, und nach den Kabinetten, denen man es entnommen glaubt, wenn es alt ist; ist es neu, nach dem dicken Auftragen der Farben, dem Hervortreten derselben auf der Leinwand, der Unrichtigkeit der Umrisse, was man mit dem Namen Freiheit belegt, der Bizarrerie der Komposition, welches man Originalität nennt, und vor Allem nach seiner Nationalität. Ein theuer erkauftes Gemälde gehört immer zu den schönsten, wie groß auch sonst seine Fehler seyn mögen. Der Führer in der Gallerie nennt seinen Meister, man antwortet mit einem bewundernden Ausruf; er nennt die Summe die es gekostet, man prüft es näher, man stellt sich unter jede Art von Beleuchtung, entfernt sich, nähert sich, schließt ein Auge, hält vor das andere seine Hand wie eine Lunette, und nach einer Viertelstunde schweigender Entzückung entfernt man sich mit dem Ausrufe: herrlich, himmlisch! und vermeidet sorgfältig eine Analyse, welche schwerlich das konventionelle Lob desselben rechtfertigen würde. Um den Beifall der englischen Kenner zu erwerben, muß man sich dem Ueberladenen nähern, selbst bei solchen Gegenständen, die es gar nicht zulassen. Reinheit der Formen gilt für Affektation, Korrektheit der Zeichnung für Härte, feine Behandlung des Kolorits als ein Hinderniß des Effektes; eben so wenig findet die Wahrheit der Farbengebung vor den Augen dieser Richter Gnade, denn sie fehlt in den meisten Gemälden. Die Richtigkeit dieser Bemerkungen kann man bei Gemäldeausstellungen am besten erproben. Auf 1000 Gemälde, welche die Wände mehrerer großen und gutbeleuchteten Säle bedecken, kommen 6 bis 700 Porträts von jeder Gattung, in deren Kostüme und Haltung viel Prätension auf Sonderbarkeit liegt, sey es von Seiten der Maler oder der gemalten Personen. Die Aehnlichkeit, die man mehr fühlt als genau nennen könnte, rührt von einer augenscheinlichen Uebertreibung der Züge, selbst der Eigenthümlichkeiten der Originale her. Historische Gemälde, bei deren Komposition man, um sich der Wahrheit mehr anzunähern, die kleinsten Details und die unedelsten Episoden anbringt; Scenen aus dem häuslichen Leben, Landschaften, auf denen stets Jagdgegenstände und Pferderennen figuriren, Allegorien, Land- und Seeschlachten vervollständigen die Sammlung, welche man mehr dem im Voraus gewissen Beifall der Menge, als dem unpartellschen Urtheile der Kenner ausstellt. Doch gibt es auch seltne, aber ehrenvolle Ausnahmen; der Kenner findet Gegenstände, die seiner Bewunderung würdig sind; seine Augen können mit Wohlgefallen auf Gemälden verweilen, welche ein großes Talent der Komposition, der Zeichnung und des Kolorits verrathen, gewissermaßen eine Art Protestation von Künstlern, welche den Muth besitzen, dem einreißenden schlechten Geschmack sich zu widersetzen und sich als die Führer auf einer Bahn hinzustellen, die zu dem wahrhaft Schönen und Guten führt. Nur in der Aquarellmalerei haben die englischen Maler einen verdienten Vorzug, welcher vielleicht daher kommt, weil diese Gattung keinen hohen

Grad von Vollkommenheit zuläßt und, anderwärts weniger gepflegt, nicht viel Gelegenheit zur Vergleichung darbietet.

Die Musik ist wie die Malerei mehr nach den Kosten geschätzt, die sie verursacht, als den wirklichen Genüssen, die sie gewährt. Von den Engländern mit wenig Erfolg gepflegt, wird sie bei ihnen nur von Fremden ausgeübt, die sich um so theurer bezahlen lassen, als sie in dem Gelde, das sie gewinnen, außer der Bezahlung ihrer Mühe, eine Schadloshaltung suchen für die geringe Aufmerksamkeit, die sie finden. Wenn die Kehlen der Engländer undankbar sind, so sind auch ihre Ohren um so leichter zu befriedigen; die einen sind für die andern geschaffen, und wenn, was selten begegnet, die Töne einer rauhen Stimme vernehmlich auf das Trommelhäutchen aufmerksamer Zuhörer fielen, so würden sie dasselbe nicht auf eine allzu unangenehme Weise berühren. Aber einer Gewohnheit zufolge, von der man sich keine Rechenschaft ablegt, und welche nur in dem wenigen Vergnügen begründet seyn kann, welches eine zu oft gehörte Musik gewährt, als daß man noch Geschmack an dieser Art Genuß fände, schenkt man derselben keine Aufmerksamkeit, und ein Konzert ist nichts Anderes als ein Lärmen von Instrumenten, welches sich mit einer eben so lärmenden Konversation vermischt, die um so betäubender wird, als sich die Sprechenden bemühen müssen, durch ihre Stimmen die der Singenden zu überbieten. Wenn dieses Charivari eine bestimmte Zeit gedauert hat, so verabschiedet man die Künstler, nachdem man sie zuvor gut bezahlt hat. Die englischen Kompositionen sind glücklicher Weise selten und tragen gar kein nationelles Gepräge an sich. Musik und Musiker, bis zu den Kontretänzen und Arien herab, welche barbarische Orgeln herunterspielen — Alles kommt vom Kontinente und in der That, es bleibt noch das Beste, was man thun kann.

Wir haben noch einige Worte über das Theater zu sagen. Der Geschmack oder vielmehr der ihn vertretende Sinn, welcher den Talenten eine ganz eigenthümliche Richtung vorzeichnet, übt, obwohl er auch seinen Einfluß auf das Theater erstreckt, doch nicht die nachtheilige Wirkung aus wie bei den übrigen schönen Künsten. England besitzt eine ziemliche Anzahl guter Schauspieler und ausgezeichneter Tragiker. Die Deklamation ist nicht wie in Frankreich einem System unterworfen, sie beruht auf der Natur, so wie sie der Künstler auffaßt und würde wenig zu wünschen übrig lassen, wenn sie sich nicht öfters zu sehr ins Kleinliche verlöre. Die Haltung der Männer, noch mehr die der Frauen, entbehrt des Natürlichen; ihr Gang ist ungeschickt und linkisch; ihre Gestikulation ohne Anmuth und Geschmeidigkeit. Nichts deutet auf Studium oder die Kenntniß der Sitten und Manieren der guten Gesellschaft. Als Ersatz für diese Mängel haben sie eine richtige Aussprache und treffen oft den erforderlichen Ausdruck der Physiognomie und die gehörige Betonung. Mittelmäßig in dem höheren Lustspiele und in der leichten Komödie sind sie in dem Trauerspiele, welches eine sehr markirte Deklamation erfordert und in dem Niedrigkomischen, welches die Uebertreibung und die Karrikatur zuläßt, von anerkannter Vortrefflichkeit. England, welches an tragischen Schriftstellern vom ersten Range sehr reich ist, weniger reich an komischen der höheren Gattung, entlehnt aus Frankreich seine meisten Sujets für das kleinere Lustspiel, welche jedoch sowohl durch ihre Verstümmlung als durch den Mangel an dem Interesse, das sie in Paris haben, ungemein verlieren. Es besteht eine englische Oper, welche indessen so schlecht ist, daß sich nur ein sehr leicht zu befriedigendes Publikum dort einstellt. Das französische Theater erfreut sich 4 bis 5 Monate über eines nicht geringen Besuches; sein Repertorium besteht aus dem der französischen Vaudeville-Theater, denen es auch einige seiner besten Schauspieler verdankt, wodurch die Mittelmäßigkeit der übrigen Truppen etwas erträglicher wird. Die Opera oder das King's Theatre wird beinahe ausschließlich von fremden Künstlern besetzt; Italiener für den Gesang, Franzosen für das Ballet; gewöhnlich werden nur die ausgezeichnetsten Individuen dazu gewählt. Die Mode mehr als der Geschmack für Musik zieht die Meisten in dieses Theater, welches, ungeachtet des hohen Preises, Alle besuchen müssen, welche der höhern Gesellschaft anzugehören sich rühmen wollen. Die Oper ist von allen Theatern das besuchteste, nicht wegen ihrer Vortrefflichkeit, sondern wegen des hohen Preises. Aus dieser strengen aber gerechten Würdigung des Zustandes der schönen Künste in England zeigt sich, daß dieß exotische Pflanzen sind, welche von dem Nationalluxus, der Eigenliebe gepflegt werden, weil sie große Kosten verursachen, ohne daß sie sich bis jetzt akklimatisirt hätten. Kinder der Phantasie, können sie in einem Lande nicht gedeihen, wo dieses schöpferische Prinzip, diese Bedingung ihres Daseyns des Grund und Bodens entbehrt, um alles Wahre, Schöne und Große zu erzeugen. England scheint demnach dazu verurtheilt was die schönen Künste betrifft, Italien und Frankreich zinsbar zu bleiben. Doch was ihm von dieser Seite fehlt, wird reichlich in andern Beziehungen wieder ersetzt, und so mag es sich leicht darüber trösten.

(Fortsetzung folgt.)

H a y t i.

(Schluß.)

Vieles, was theils Konvenienz, theils eine höhere Erkenntniß des wahrhaft Schönen und Edlen aus unserer Unterhaltung und unserm Betragen verbannt, ist bei jenen zwanglosen Kindern der Natur nicht im Mindesten anstößig, und eine Unterhaltung, bei welcher unsere Schönen mit Recht sich die Ohren verstopfen, oder wohl gar in Ohnmacht fallen würden, verletzt dort kein jungfräuliches Ohr, und dennoch soll häusliches Glück und eheliche Treue auf Hayti sehr heimisch seyn.

Der Umstand ungebundener Rede und eines freieren Umgangs zwischen beiden Geschlechtern dürfte mithin auch weit weniger zu beklagen seyn, als der Mangel an Ausbildung durch eine sorgfältigere Erziehung und belehrenden Unterricht. Dieser Mangel erzeugt eine Leerheit, die bei einer übrigens großen Lebendigkeit natürlich zu trivialer Unterhaltung und Geschmack an kindischem, nichts sagendem Wesen führen muß und geführt hat. Daß es übrigens weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht an gehöriger Urtheilskraft fehlt, geht daraus hervor, daß

fast jedes Haus eine Boutique hat, welche meist von dem weiblichen Theil der Familie besorgt wird.

Daß diese Boutiquen fast alle, nach nordamerikanischer Art (Stores genannt) Alles, d. h. von einem Glas Schnaps bis zum feinsten Mußlin, zum Kauf ausbieten, wird niemand überraschen, der von Kolonialverhältnissen schon hat reden hören; als besondere Bemerkung gilt jedoch hier, daß der größte Verkehr dieser marchandes in englischen Baumwollenwaaren stattfindet, und es gewährte mir vielen Spaß in fast jedem Haus die wohlbekannten Gingams, Cirsalaß, mouchoirs u. s. w. zum Verkaufe ausgeboten zu sehen. Auf meine Fragen über diesen Manufakturwaarenhandel gewahrte ich überall einen entschiedenen Vorzug für die Waaren englischen Ursprungs. Diese kleine Hafenstadt liegt am Fuße eines Gebirges, welches sich der ganzen Küste entlang hinzieht und dem an der Insel vorüber Segelnden den Anblick des innern Landes verbirgt.

Das Thal von St. Nikolas ist sehr eng und die Hitze würde daher auch fast unerträglich seyn, wenn sie nicht durch das so nah gelegene Meer etwas gemildert würde. Die Häuser sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, alle von Holz und einstöckig; sie haben einen Vorbau des Daches, der auf Pfeilern ruht und zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen dient; sie sind mit hölzernen Schindeln gedeckt, die von Nordamerika nebst vielem Bauholz zugeführt werden. Da in Westindien häufig Stürme (Orkane) wüthen, die diese Häuser umreißen und die Dächer nach allen Richtungen hinwehen, so ist dieser Holzhandel zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den Inseln sehr beträchtlich. Die Straßen fand ich breit und in gerader Linie gezogen, aber nicht gepflastert; man scheint ursprünglich auf einen nunmehr ab- und festgetretenen Rasen gebaut zu haben. Die Häuser stehen weit auseinander und haben fast alle ein kleines Gärtchen hinter dem gleichfalls sehr kleinen Hof.

Die Abtheilungen oder Zimmer in den Häusern sind geräumig, und da sie bis an das schräglaufende nur leicht mit Schindeln bedeckte Dach reichen, hoch und luftig. Glasfenster hat man hier deßhalb nicht, weil sie die Hitze vermehren würden; so lange es Tag ist, läßt man gern mit dem Lichte auch die Luft herein und wird es Nacht, so thun hölzerne Jalousieläden bessere Dienste als Glasfenster, wenn man die Oeffnungen überhaupt schließen will in den schönen mondhellen Nächten, welche in diesem Himmelsstriche einen so zauberischen Reiz haben, daß ihn ein Nordländer aus Erfahrung kennen muß, um ihn zu begreifen. Nichts gleicht dem Glanz der Gestirne in diesem heitern Aether und der Mond strahlt ein so sanftes Licht hernieder, als wolle er besänftigen und heilen, was die sengende Sonne am Tage verletzte. In dem Bau sowohl wie in der Einrichtung und Eintheilung der Häuser herrscht kein übler Geschmack; ich bin in dem Ansprachzimmer eines Boutiquiers gewesen, was an verhältnißmäßiger Eleganz nichts zu wünschen übrig ließ; auf der einen Seite war sodann das Magazin und auf der andern die Schlafzimmer, worin ich die schönsten Betten mit weißem Mußlin geziert und auf eleganten vierpfostigen Mahagonibettstellen, (welche gleichfalls von Nordamerika bezogen werden) aufgeschlagen fand.

Es ist in der That zu verwundern, daß die Bewohner einer so heißen Zone die luxuriose Natur ihres Bodens nicht mehr benutzen, um dem großen Bedürfniß des Schutzes gegen die sengenden Sonnenstrahlen dadurch abzuhelfen, daß sie nach holländischer Sitte eine Reihe Schatten gewährender Bäume vor ihre Häuser pflanzen; eine solche in heißen Ländern so besonders wohlthätige Sitte würde auf Hayti bei dem ersten Vorbild um so mehr Nachahmer finden müssen, da es mit so wenig Mühe geschehen und ohne alle Sorgfalt erhalten werden kann, denn der üppige Boden bringt Alles hervor, was die vegetabilische Natur Schönes in ihrem Schoß zu bilden vermag. So wie man landet, sieht man den schönen Kokusbaum hervorragen mit seinen palmenartigen Zweigen, den in seinen Blättern ihm ähnelnden Bananenbaum, den Feigenbaum, Zitronen, Orangen aller Art, Zuckerrohr, Bambus und hundert andere minder ausgezeichnete Pflanzen und Gewächse. Wer nun aber hoffte diese in einiger Ordnung und mit Geschmack der Anlage in den Gärtchen der Einwohner zu finden, würde sich sehr irren; sie stehen in diesen allen untereinander wie Unkraut, und werden nur geschätzt sofern sie Nahrung geben oder einen Gegenstand des Handels bilden. Der Sinn für Gartenanlagen scheint den Bewohnern von St. Nikolas zu mangeln, und doch sind sie nicht ganz unempfindlich gegen die Schönheiten der vegetabilischen Natur, denn man rühmte mir mit Wärme die schöne Blüthe, welche die eine oder andre Frucht vor der Reife treibe und freute sich der vortrefflichen Limonade, welche die verschiedenen Orangen bei der Mischung mit ihrem guten Wasser hervorbringe, welches letztere ich durch mehrere Versuche vollkommen bestätigt fand.

Die schönste Blume, welche ich auf Hayti gesehen, wächst auf einem hohen Baum, dessen Namen mir entfallen ist; man schnitt mir mit der größten Bereitwilligkeit alles ab, was an Blumen auf dem Baume war und dankte freundlichst für den Franken, den ich dem netten schwarzen Mädchen dafür gab.

Von vierfüßigen Thieren sah ich mittelgroße Kühe, schöne Esel, kleine Pferde und in den Höfen angebunden auch Schweine. Hunde und Katzen bemerkte ich keine; eben so wenig wildes Geflügel, auch keine zahmen Tauben; Hühner aber die Menge, und hie und da Gänse von etwas schwererer Art als die unsrigen. Fliegende Fische gab es im Hafen ganze Heerden, und an andern Fischen für die Tafel war kein Mangel; wir kauften deren von verschiedenen Sorten.

Gern hätte ich meine Untersuchungen fortgesetzt und meine Wißbegierde durch noch tausend Fragen befriedigt, aber wir mußten leider nach nur zweistündigem Aufenthalt wieder zu Schiff und somit abbrechen.

Walter Scotts Heirath.

(Aus Chambers Edinburgh-Journal.)

Als der verstorbene Marquis von Downshire vor ungefähr 50 Jahren auf Reisen gehen wollte, bat er unter andern auch seinen Jugendfreund, den Dechant Burd von Carlisle, um einige Empfehlungsschreiben, und dieser empfahl Se. Herrlichkeit sehr dringend an die beinahe einzige Bekanntschaft, die er auf dem Kontinent hatte, nämlich an Herrn Charpentier in Paris, der daselbst das einträgliche Amt verwaltete, die könig-

liche Familie mit Postpferden zu versorgen. Die unglückliche Folge dieses Empfehlungsschreibens war die Entführung der Madame Charpentier, einer sehr schönen Frau, durch Se. Herrlichkeit. Der einzige Schritt, den der Mann in dieser Sache that, war, daß er seinem flatterhaften Weib ihre beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, zuschickte, und ihr dadurch seinen Wunsch eröffnete, daß sie sich ihrer Erziehung annehmen möge. Die Kinder lebten nun einige Jahre bei ihrer Mutter unter dem Schutz des Lord Downshire, bis endlich die gute Dame starb, und der junge Edelmann sich mit einer Verantwortlichkeit belastet sah, die er wahrscheinlich nur bis zum Augenblick seiner Abreise von Paris zu übernehmen Willens gewesen war. Er brachte indeß dennoch das Mädchen zur Erziehung in ein französisches Kloster, und verschaffte dem Knaben bald darauf einen einträglichen Posten in Indien, nachdem ihm vorher schon, bei seiner Naturalisation als brittischer Unterthan, der Name Carpenter beigelegt worden war. Noch ehe der junge Mann diesen Posten erhielt, war ausgemacht worden, daß von seiner Besoldung jährlich 200 Pfd. St. regelmäßig an seine Schwester fallen sollten, von deren Unterstützung sich der Lord auf diese Weise befreit hatte, obschon er sich immer noch als ihren Beschützer betrachtete. Miß Carpenter kam mit der Zeit nach London, wo sie unter die Aufsicht einer Gouvernante Namens Miß Nicholson gestellt wurde, die indeß nicht verhindern konnte, daß ihre Pflegbefohlene eine zärtliche Neigung zu einem jungen Anbeter faßte, dessen Bemühungen dem Marquis nichts weniger als angenehm waren. Da der Lord wohl einsah, daß eine Veränderung des Aufenthalts nöthig sey, so schrieb er eilig an Herrn Burd, und bat ihn, in seiner Nachbarschaft, zwischen den Cumberland-Seen, nach einer ländlichen Wohnung für zwei junge Damen zu forschen, die jährlich 200 Pfd. St. zu verzehren hätten. Herr Burd besorgte den erhaltenen Auftrag, und berichtete Sr. Herrlichkeit, daß er eine solche Wohnung gerade in der Nähe seines Hauses gefunden habe, daß es aber einer gewissen Zeit bedürfe, um sie in Stand zu setzen. Er hörte nichts weiter von der Sache, bis er endlich, einige Tage später, als er eben im Begriff war mit seiner Frau nach dem Bad Gilsland zu reisen, durch die Ankunft zweier junger Damen überrascht wurde, die in einer Postchaise vor seiner Thüre hielten, und die von dem Marquis angekündigten Frauenzimmer waren. Se. Herrlichkeit hatte für gut gefunden, sie der Obhut des Herrn Burd sogleich und selbst auf die Gefahr hin zu vertrauen, daß die ihnen bestimmte Wohnung noch nicht zu ihrer Aufnahme bereit sey. Dieß war Ende Augusts oder Anfang Septembers 1797. Die durch die unerwartete Ankunft der jungen Damen entstandene Verlegenheit war nicht gering, und Mistriß Burd besonders war sehr in Furcht, daß ihre beabsichtigte Reise nach Gilsland vereitelt werden möchte. Ihr Mann entschied indeß, daß die Reise dennoch vor sich gehen, und daß ihre Gäste, um sie jeder Verlegenheit zu entheben, sie begleiten sollten.

Als die Gesellschaft wohlbehalten in Gilsland an der schottischen Gränze angekommen war, nahm sie ihre Wohnung im Gasthaus, wo ihr, der Gewohnheit gemäß, als den am spätesten angekommenen Gästen am Ende der Tafel ihre Plätze angewiesen wurden. Zufälliger Weise traf es sich, daß ein junger Schotte, der an demselben Nachmittag als Durchreisender angekommen war, ebenfalls an das Ende der Tafel gewiesen wurde, und mithin mit der Gesellschaft des Herrn Burd in nahe Berührung kam. Die Unterhaltung während der Tafel war zwischen beiden Theilen lebhaft genug, um zu dem Verständniß zu gelangen, daß der angekommene Fremde ein Schotte sey, und dieser Umstand war Ursache, daß die Bekanntschaft fortgesetzt wurde. Mistriß Burd war mit einem Schotten, einem Major Riddell, verwandt, dessen Regiment damals in Schottland lag, und da gerade wegen der Milizakte ein Streit zwischen dem Militär und der Bevölkerung von Tranent stattgehabt hatte (dieser Aufstand war am 28 August 1797), so war sie begierig zu erfahren, ob ihr Freund Antheil genommen oder ob er verwundet worden. Als man nach dem Essen von der Tafel aufgestanden war, bat demnach Mistriß Burd ihren Mann, den schottischen Herrn zu fragen, ob er nichts von den letzten Unruhen, und besonders davon wisse, ob Major Riddell zu ihrer Unterdrückung mitgewirkt habe. Nach diesen Fragen ergab es sich, daß der Fremde den Major genau kannte, und im Fall war, dem Herrn Burd in den verbindlichsten Ausdrücken versichern zu können, daß sein Freund sich vollkommen wohl befinde. Von dem Wunsch beseelt, die Unterhaltung noch länger fortzusetzen, luden die beiden Eheleute den Fremden ein, den Thee mit ihnen auf ihrem Zimmer zu trinken, was dieser mit Vergnügen annahm, obschon er früher Befehl gegeben hatte, sein Pferd sogleich vorzuführen, um seine Reise fortzusetzen. Während des Thees gab die beiderseitige Bekanntschaft mit Major Riddell Stoff zur angenehmsten Unterhaltung, und beide Theile fanden gegenseitig so viel Gefallen an einander, daß der Fremde die Gesellschaft Herrn Burds noch bei einem spätern Spaziergang nach den Quellen begleitete. Er gab Befehl sein Pferd wieder in den Stall zu führen, und sprach nicht mehr vom Weiterreisen. Man kann wohl denken, daß das Verlangen, noch mehr vom Major zu sprechen, jetzt nicht mehr Ursache an seinem nähern Anschließen an die Familie war. Das anmuthige, bezaubernde Wesen von Miß Carpenter hatte auf Herrn Scott — so nannte sich der Fremde — einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er ihretwegen seinen Aufenthalt in Gilsland verzögerte.

Am nächsten Tag blieb Herr Scott immer noch in Gilsland, so auch den zweiten, dritten, kurz so lange, bis die vierzehn Tage voll waren. Er befand sich so oft in Gesellschaft Herrn Burds und dessen Familie, als ihre zufällige Bekanntschaft es mit Anstand zuließ, und sein Vorgeben, daß er die Seen zu besuchen Willens sey, war darauf berechnet, eine Einladung in des Dechants Landhaus in jener Gegend zu erhalten. Der Eindruck, den die junge Französin während dieser vierzehn Tage auf ihn machte, wurde immer stärker, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Miß Carpenter, ihrer frühern Liebe ungeachtet, Scotts Gefühle in gewissem Grade theilte. Er riß sich endlich los, um dringende Geschäfte in Edinburgh zu besorgen.

Nicht lange darauf erschien er in Herrn Burds Hause, und obschon dieser seine Ankunft nur als den flüchtigen Besuch eines Reisenden betrachtete, so wußte Scott sich dennoch abermals auf vierzehn Tage den Umgang mit Miß Carpenter zu sichern. Um indeß seinen Unterhaltungen mit einer jungen Dame einen unverdächtigen Zweck unterzulegen, sprach er beständig Französisch mit ihr, unter dem Vorwand, sich die reine Aussprache unter Anleitung einer im Lande Gebornen eigen zu machen. Obschon Herr und Frau Burds an der lebhaften Unterhaltung mit dem jungen Schotten vielen Gefallen fanden, so waren sie doch über sein Benehmen in nicht geringer Unruhe, weil sie fürchteten, Lord Downshire möchte sowohl dieses, als auch ihre eigene Nachsicht, mit der sie einem jungen fremden Mann den Umgang mit ihrer Pflegbefohlnen gestattet hatten, übel deuten. Miß Nicholson befand sich indeß wo möglich in einer noch peinlichern Lage, da ihre Verantwortlichkeit schwerer und von zarterer Art war. In dieser Verlegenheit beschloß Herr Burd, an einen Freund in Edinburgh zu schreiben, um über den Charakter und die Umstände seines Gastes Erkundigungen einzuziehen. Die Antwort unterrichtete Herrn Burd, daß Scott ein achtungswerther junger Rechtsgelehrter sey. Zur nämlichen Zeit ereignete es sich, daß eine Verwandte Scotts, die von ihm nicht gleich günstige Meinung hegte, von dem zärtlichen Verhältniß hörte, das er zu Gilsland angeknüpft habe, und an Mistriß Burd, mit der sie bekannt war, schrieb, ob ihr etwas dergleichen zu Ohren gekommen, „und weß Geistes Kind doch die junge Dame sey, die Watty Scott nehmen wolle?“ Der Dichter fand indeß bald darauf Gelegenheit, den Lord mit seinen Absichten auf Miß Carpenter bekannt zu machen, und die Heirath kam, vier Monate nach der ersten Bekanntschaft, in Carlisle zu Stande.

Die unter so ungewöhnlichen Umständen geschlossene Ehe war eine glückliche; beide waren freundlichen und sanften Gemüths, und lebten mithin in Friede und Eintracht. An die anspruchlose Mildthätigkeit der Lady Scott wird man sich in den ländlichen Cirkeln ihres Wohnorts noch lange erinnern, und obschon ihre ausländische Erziehung ihrem Benehmen etwas Fremdartiges lieh, so war sie ihrem Gatten dennoch eine treffliche Hausfrau und ihren Kindern eine zärtliche Mutter. Noch kurz vor der Krankheit, die ihn ins Grab brachte, entließ Walter Scott einen Diener, der sich so weit vergessen hatte, unehrerbietig von seiner Gebieterin zu sprechen. Er beklagte die Nothwendigkeit, sich von einem Diener trennen zu müssen, der so lange bei ihm gewesen war, aber er konnte ihm ein Vergehen gegen die ihm so theure Gattin nicht übersehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 306. 2 November 1833.

Die Rettungshäuser in den Vereinigten Staaten. *)

Der Gouverneur Clinton, dessen Name im Staate New-York im ruhmvollsten Andenken steht, sagte: „Die Rettungshäuser sind die besten Strafanstalten, die der menschliche Geist jemals ersann und Wohlthätigkeit ausführte."

Das erste Rettungshaus wurde in der Stadt New-York im Jahr 1825 gegründet; ähnliche Anstalten erhielten Boston im Jahre 1826 und Philadelphia im Jahr 1828. Gerührt von dem schrecklichen Schicksal junger Gefangener, die mit verhärteten Verbrechern zusammengesperrt in den Kerkern seufzten, faßten Privatmänner in New-York den Entschluß, diesem Uebel abzuhelfen. Sie traten zusammen, arbeiteten zuvörderst darauf hin, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, und gaben dann durch bedeutende Geldbeiträge zu Gründung eines Rettungshauses ein edelmüthiges Beispiel, dem eine Menge Unterzeichnungen folgten. Die auf solche Weise aus den milden Beiträgen Einzelner errichteten Rettungshäuser waren ursprünglich Privatanstalten, die jedoch später die Bestätigung des Staats erhielten. Alle in ihnen eingeschlossenen Individuen werden dort gesetzmäßig festgehalten; allein wenn auch die Rettungshäuser vom Gesetz anerkannt und bestätigt sind, so mischt dieses sich doch keineswegs in ihre Leitung und Beaufsichtigung, deren Besorgung den Privatpersonen überlassen bleibt, die diese Anstalten gründeten. Jedes Jahr entrichtet der Staat einen Beitrag zu ihrer Unterhaltung, und dennoch nimmt er keinen Theil an ihrer Verwaltung.

Das Recht die Rettungshäuser zu verwalten, ruht in den Händen sämmtlicher Unterzeichner die zu Errichtung der Gebäude beigesteuert haben, oder zu den jährlichen Kosten ihrer Unterhaltung noch beisteuern. Die Unterzeichner versammeln sich und wählen Direktoren (managers), denen sie die Macht übertragen, die Anstalt auf die ihnen am vortheilhaftesten scheinende Art zu verwalten, und diese Direktoren wählen nun wieder ihre Unterbeamten und treffen alle zu Leitung der Geschäfte nöthigen Anordnungen. Unter ihnen besteht ferner noch ein permanenter Ausschuß, der über Vollzug aller Beschlüsse zu wachen hat, und dieß ist die vollziehende Gewalt der Anstalt. Die Beamten des Rettungshauses sind die unmittelbaren Agenten des permanenten Ausschusses, dem alle ihre Verrichtungen unterworfen sind. Der Regierung haben sie durchaus keine Rechnung abzulegen. Unter den Beamten ist der Oberintendant derjenige, bei dessen Wahl die Direktoren mit besonderer Aufmerksamkeit zu Werke gehen, weil er die Seele der Verwaltung ist.

Der Zweck der Rettungshäuser ist ein zweifacher: man nimmt junge Leute beiderlei Geschlechts, die noch unter zwanzig Jahren sind, auf, wenn sie für ein Vergehen oder Verbrechen verurtheilt worden sind; dann werden auch solche hier eingeschlossen, über die noch kein Urtheil gesprochen, deren man sich aber versichern will. Niemand wird wohl die Nothwendigkeit der Rettungshäuser für verurtheilte Personen jugendlichen Alters in Abrede stellen. Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat man erkannt, wie zweckwidrig es sey, jugendliche Sträflinge mit alten verhärteten Verbrechern an einem und demselben Ort zusammenzusperren, und sie derselben Behandlung zu unterwerfen. Dieses Gebrechen ist so ernster Natur, daß die Magistrate Anstand nahmen, Verbrecher jugendlichen Alters zu verfolgen, und die Jury, sie zu verurtheilen. Allein hieraus entspringt ein anderer Nachtheil: durch Nachsicht der Strafe ermuthigt, überlassen sie sich neuen Ausschweifungen, von denen eine, ihnen gleich anfänglich ertheilte, angemessene Züchtigung sie vielleicht für immer abgeschreckt hätte. Das Rettungshaus, dessen Verwaltung weder zu streng für ein Kind, noch zu mild für einen Schuldigen ist, hat nun den Zweck, den jungen Verbrecher ebensowohl gegen eine zu strenge Züchtigung, als auch gegen die traurigen Folgen einer gänzlichen Nachsicht aller Strafe sicher zu stellen.

Die nicht verurtheilten Personen, die man ins Rettungshaus schickt, sind Jünglinge und Mädchen die, ohne gerade ein Verbrechen begangen zu haben, sich in einer der Gesellschaft und für sie selbst Besorgniß erweckenden Lage befinden: Waisen die ihr Elend zum Herumstreichen oder zum Betteln nöthigt, von ihren Eltern verlassene und ein unordentliches Leben führende Kinder, mit Einem Wort, alle Jene die entweder durch eigene oder durch die Schuld ihrer Eltern, oder auch aus Mangel an Unterhalt in eine Lage versetzt sind die sie, wenn sie ihre Frei-

*) Aus dem Système pénitentiaire des Etats-Unis, von de Beaumont und de Tocqueville.

heit behalten, nothwendig zu Verbrechern machen muß. *) Man bestimmte also die Rettungshäuser zu gleicher Zeit für junge Verbrecher, und für solche die auf dem Punkte standen es zu werden; man erspart auf diese Weise den letztern die Schmach der Verurtheilung und Allen den Schmutz des Kerkers.

Damit der Aufenthalt im Rettungshaus dem jungen Verbrecher durchaus keine Schmach anhänge, hat man für diese Anstalt einen Namen gewählt, der zunächst den Gedanken an Unglück erregt. Obschon in seinem Innern eine gewisse Anzahl Verurtheilter verwahrt werden, so ist das Rettungshaus dennoch keineswegs ein Gefängniß, und die hieher Gebrachten haben keine Strafe zu erleiden. Die Entscheidung, kraft deren die Kinder dorthin gebracht werden, wird weder in gerichtlicher noch in Form eines Urtheils erlassen, und die Art, wie man hiebei zu Werke geht, bezeichnet den Zweck der Anstalt. Die Behörden nämlich, welche Kinder dahin senden, bestimmen nie die Dauer ihres Aufenthalts, sie beschränken sich einzig darauf die Kinder dem Hause zuzuweisen, das mit dem Augenblick ihres Eintritts Vormundschaftsrechte über sie erhält. Dieses Vormundschaftsrecht erlischt, sobald das Kind das zwanzigste Jahr erreicht hat; indeß können es die Vorsteher der Anstalt auch schon vor dieser Zeit entlassen, wenn sein Interesse es erheischt. Das Rettungshaus ist ein Mittelding zwischen einer Kostschule und einem Gefängnisse; man nimmt junge Leute darin auf, nicht sowohl um sie zu strafen, sondern vielmehr um ihnen die Erziehung zu geben, die sie von ihren Eltern oder ihrer Armuth wegen nicht erhalten konnten. Die Gerichte können also die Dauer ihres Aufenthalts in der Anstalt nicht bestimmen, weil sie nicht voraus wissen können, wie viele Zeit erforderlich ist, um die Kinder zu bessern und sie von ihren lasterhaften Neigungen zu entwöhnen. **) Dieß zu bestimmen ist den Vorstehern der Anstalt überlassen die, da sie die ihrer Aufsicht anvertrauten Kinder täglich vor Augen haben, ihre Fortschritte am besten beurtheilen und jene bezeichnen können, denen man ohne Gefahr die Freiheit wieder geben kann. Selbst dann wenn ein Kind in Folge seines guten Betragens aus der Anstalt entlassen wird, steht es doch bis zu seinem zwanzigsten Jahr unter der Aufsicht der Vorsteher; entspricht es den Erwartungen zu denen es Hoffnung gab, nicht, so haben diese das Recht es in das Haus zurückzunehmen, und können um es hiezu zu zwingen, sich aller Rechtsmittel bedienen.

(Schluß folgt.)

*) Wir haben uns bei einem Besuch des Rettungshauses zu New-York überzeugt, daß mehr als die Hälfte der bis jetzt dort aufgenommenen Kinder durch unverschuldetes Unglück in die Anstalt gekommen ist. So hatten von 513 Kindern 135 ihre Väter, 40 ihre Mütter verloren; 67 waren Waisen; 61 waren durch offenkundigen, liederlichen Lebenswandel oder Mangel an Aufsicht von Seite ihrer Eltern zu Verbrechen getrieben worden. Von 47 Kindern hatten die Mütter sich wieder verheirathet.

Anm. d. Verf.

**) Die verschiedenen Behörden, welche Kinder in die Rettungshäuser senden können sind folgende: 1) die Kriminalgerichtshöfe, 2) die Polizei und 3) die Vorsteher der Armenanstalten.

§. 17 des 7ten Abschnitts (Kap. 1) des 4ten Theils der aufs Neue durchgesehenen Statuten des Staats New-York sagt hierüber: „Dafern ein Individuum von einem Alter von mindestens 16 Jahren der Veruntreuung überwiesen ist, so hat das Gericht, statt es zum Kerker in einem Centralgefängniß zu verurtheilen, seine Einschließung in dem in der Stadt New-York von der Gesellschaft zur Besserung junger Verbrecher gegründeten Rettungshaus zu verordnen, wofern nicht etwa dem Gericht von der genannten Gesellschaft kund gethan würde, daß in der Anstalt eben kein erledigter Platz sey.“

E n g l a n d.

(Fortsetzung.)

8. Die niedere Volksklasse.

Der englische Pöbel besitzt einen Grad von Rohheit, wodurch er unter den einer jeden andern Nation herabsinkt; seine Sitten sind zugleich entartet und wild; sein Instinkt treibt ihn zu beständigen Angriffen gegen die übrige Gesellschaft. Bleiben ihm keine Mittel übrig wirklichen Schaden anzurichten, so macht er den Vorübergehenden Grobheiten, stößt sie und versperrt ihnen den Weg. Sein Anzug ist schmutzig bis zum Ekel, seine Sprache gemein, sein Gang träge und ungeschickt. Die Sitten zu Hause entsprechen denen auf den Straßen. Schläge sind das Mittel, wodurch der Mann seine Ueberlegenheit darthut, dieselben bringt seine Frau bei Erziehung der Kinder in Anwendung; öfters haben dieselben die gefährlichsten Folgen. Die Zeitungen bestätigen jeden Tag solche häusliche Todtschläge, die aus solcher ungebändigten Heftigkeit entspringen. Man beschäftigt sich nicht damit, durch die Grundsätze der Religion oder selbst nur durch die äußern Uebungen derselben den Hang zu Lastern bei diesem Pöbel zu vermindern. Der Unterricht, den man ihm ertheilt, beschränkt sich auf die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens. Die einzige Modifikation, die daraus hervorgeht, besteht darin, daß aus Leuten, die ohne dieselben, rohe, durch Elend und Liederlichkeit verworfene Geschöpfe geblieben wären, gewandte Diebe und verschmitzte Spitzbuben geworden. Die Vergnügungen sind für diese Volksklasse selten. Ihre Spiele beweisen, daß sie sich nicht aufs Unterhalten verstehen; ihre Tänze sind monoton und dauern so lange, bis die Tanzenden, von Anstrengung erschöpft, umfallen; sie trinken bis sie berauscht sind, essen bis zur Uebersättigung, ohne Geschmack, ohne Ordnung, ohne Maß; selbst die Liebe ist für sie nur eine Vervollständigung ihrer Brutalität. Im Allgemeinen genommen ist diese Volksklasse sehr feig; ihre Neigung zu ruhestörenden Auftritten, stets bereit loszubrechen, wird leicht durch den Stock im Zaume gehalten, öfters auch durch die bloße Gegenwart einiger Policemen. Man muß sie in ihren Individuen studiren, um bei ihr Spuren des Muthes zu finden. Die Kämpfe, welche sie sich gegenseitig liefern, beweisen eine große Stärke ihres Zornes, einen festen Willen, sich zu rächen, eine große Verachtung der Folgen des Kampfes und viel Edelmuth während desselben. Zwei Lastträger schicken sich an zu boxen; schweigend legen sie ihre Kleider ab, welche sie den Zuschauern übergeben, schürzen die Hemdärmel auf, stellen sich zwei Fuß weit von einander entfernt, drohend in ihrer Haltung, ruhig in ihren Mienen; die Schläge folgen sich und werden mit einer Schnelligkeit parirt, die ihnen nichts von ihrer Stärke benimmt; denn selten wenn

sie treffen, verfehlen sie den stärksten Athleten zu Boden zu strecken. Einmal zu Boden geworfen, darf sein Gegner ihn nicht mehr schlagen. Der Kampf bleibt unterbrochen; der Sieger nimmt seine vorige Stellung wieder ein, indessen der Besiegte, von dem Boden aufgehoben und auf das Knie eines Zeugen gesetzt, welcher das andre auf die Erde beugt, um ihm auf diese Weise eine Art von Sitz zu bereiten, von seinen Freunden ermuthigt und durch ein Glas Porter gestärkt wird. Die Uhr, welche ein jeder der Zuschauer in der Hand hält, zeigt an, daß die zur Erholung der Kräfte durch die Kampfgesetze bestimmte Minute abgelaufen ist; der Kampf beginnt von Neuem und dauert so lange, bis die Erschöpfung, durch die Anstrengungen und die Heftigkeit der Schläge und durch den Blutverlust veranlaßt, die Niederlage beendigt und dem Kampfe ein Ziel setzt. Die Kaltblütigkeit, welche sich schon bei den Vorbereitungen zum Kampfe zeigte, verändert sich auch im Verlaufe nicht. Jeder der beiden Gegner wäscht mit Ernst und Würde seinen Körper; dienstgefällige Zuschauer legen ohne viele Vorsicht einen Verband um die Wunden; die Kämpfer ziehen sich wieder an und kehren dann nach Hause. Das Landvolk, weniger außer Berührung mit den über ihm stehenden Volksklassen, nimmt auf der Stufenleiter der Civilisation einen höhern Rang ein als das in den Städten; es ist weniger träge und steht mehr unter Aufsicht, seine Existenz ist gesicherter; es empfängt mehr religiöse Bildung; sieht weniger Beispiele und Gelegenheiten des Lasters vor sich, hat mehr Achtung für die Stände der Gesellschaft und mehr häusliche Tugenden; das Verhältniß der Verbrechen ist bei ihm weit geringer als in den Städten. Von den letzten Klassen der englischen Gesellschaft zu denen, die ihnen am nächsten stehen sollten, findet kein Uebergang statt. Die Handwerker, selbst von den untersten Professionen, gehören nicht mehr zum Pöbel; sie haben einen Geist der Ordnung und Gewohnheiten, welche sie auffallend von diesem unterscheiden. Diese Eigenschaften vervollkommnen sich in dem Maße als die Stellung an Wichtigkeit gewinnt, ohne jedoch die Klassen unter sich zu vermengen und die Unterschiede zu verwischen, welche einer jeden einen bestimmten Platz in der gesellschaftlichen Stufenfolge anweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Ram Mohun Roy.

Die nachstehende biographische Skizze dürfte um so größeres Interesse erwecken, als sie von ihm selbst in Form eines Briefes an einen Freund mitgetheilt ist, und aus ihr der einfache, anspruchslose Charakter dieses Mannes hervorleuchtet.

„Mein theurer Freund. — Um Ihren mir so oft geäußerten Wunsch, einen Abriß meines Lebens von mir zu erhalten, zu entsprechen, habe ich hiemit das Vergnügen, Ihnen die nachstehende kurze Skizze mitzutheilen. — Meine Vorfahren waren Braminen einer hohen Klasse, und, bis zu meinem fünften Ahnherrn herab, der vor ungefähr 140 Jahren geistige Uebungen gegen weltliche Zwecke und Erwerb zeitlicher Güter vertauschte, den religiösen Pflichten ihres Geschlechts eifrig ergeben. Die fernern Nachkommen des letztgenannten Vorfahren folgten seinem Beispiel mit wechselndem Erfolg, indem sie, wie es das Schicksal der Höflinge zu seyn pflegt, bald zu Ehren und Würden gelangten, bald stürzten; bald reich, bald arm waren; zuweilen zu hohem Ansehen gelangten, zuweilen aber auch durch Mißgeschick in Elend sanken. Meine Vorfahren von mütterlicher Seite hingegen, die sowohl durch Geburt als Beruf dem Priesterstande und einer Familie angehörten, die in demselben einen höhern Rang als irgend eine andere behauptete, blieben, da sie Gemüthsruhe den Verlockungen des Ehrgeizes und weltlicher Größe vorzogen, bis auf den heutigen Tag einem Leben, der Andacht und religiösen Uebungen gewidmet, ergeben.

„Dem Beispiel meiner Vorfahren von väterlicher Seite, und den Wünschen meines Vaters gemäß, studirte ich die persische und arabische Sprache, da die Kenntniß derselben Jedem, der an den Höfen mohammedanischer Fürsten sein Glück suchen will, unerläßlich ist, und widmete mich zugleich, dem Vorbild meiner Vorfahren von mütterlicher Seite folgend, dem Studium des Sanskrit und der in ihm geschriebenen theologischen Werke, die den Kern der hindu'schen Literatur, Gesetze und Religion enthalten.

„Als ich ungefähr sechzehn Jahre alt war, verfaßte ich eine Schrift, in der ich den Werth des götzendienerischen Systems der Hindus in Frage stellte. Da diese, nebst meinen bekannten Gesinnungen über diesen Gegenstand, eine Kälte zwischen mir und meinen Blutsfreunden hervorrief, so ging ich auf Reisen, und besuchte mehrere Gegenden innerhalb, aber auch einige jenseits der Gränzen von Hindustan mit dem Gefühl der größten Abneigung gegen die Festsetzung der britischen Macht in Indien. Als ich das zwanzigste Jahr erreicht hatte, rief mich mein Vater zurück und schenkte mir seine Gunst wieder; zu dieser Zeit kam ich zuerst mit Europäern in Berührung, und erlangte eine ziemliche Kenntniß von ihren Gesetzen und ihrer Regierungsform. Da ich sie im Ganzen weit gebildeter, fester und gemäßigter in ihrem Benehmen fand, so gab ich mein Vorurtheil gegen sie bald auf und wurde ihnen sehr geneigt, weil ich mich überzeugt fühlte, daß ihre Herrschaft, obschon ein fremdes Joch, schneller und sicherer die Veredlung der Eingebornen des Landes herbeiführen werde; ich genoß das Vertrauen mehrerer derselben, sogar in ihrer Stellung rücksichtlich der öffentlichen Angelegenheiten. Meine fortdauernden Glaubensstreitigkeiten mit den Braminen über ihren Götzendienst und Aberglauben, so wie der Eifer, mit dem ich ihren Gebrauch des Verbrennens der Wittwen und andere verderbliche Gewohnheiten bekämpfte, erweckten und steigerten ihren Haß gegen mich aufs Neue, und durch ihren Einfluß auf meine Familie war mein Vater abermals genöthigt, vor den Augen der Welt seine Hand von mir abzuziehen; doch unterstützte er mich fortdauernd mit Geld.

„Nach dem Tode meines Vaters stellte ich mich den Vertheidigern des Götzendienstes mit um so größerer Kühnheit entgegen. Da die jetzt in Indien eingeführte Buchdruckerkunst meinen Zweck beförderte, so gab ich mehrere gegen ihre Irrthümer gerichtete Werke und Flugschriften in der heimischen und fremden Sprachen heraus. Dieß regte einen solchen Haß gegen mich auf, daß ich mich zuletzt, mit Ausnahme zweier oder dreier schottischer Freunde, denen sowohl, als der Nation, der sie angehören, ich mich stets verpflichtet fühle, von Allen gemieden sah.

„In allen meinen Streitschriften bekämpfte ich nicht den Bramanismus selbst, sondern nur dessen Entstellung, und bemühte mich zu beweisen, daß der Götzendienst der Braminen den Aussprüchen ihrer Vorfahren und den Vorschriften der alten Bücher und Glaubenslehren, die sie zu verehren und anzuerkennen vorgeben, ganz zuwider sey. Des heftigen Widerspruchs ungeachtet, den meine Meinungen erfuhren, fanden sie dennoch bei verschiedenen hohen Personen von meiner Verwandtschaft sowohl, als auch bei andern Eingang.

„Der Wunsch, Europa zu besuchen, und dort durch eigene Anschauung eine vollständigere Ansicht von den daselbst bestehenden Sitten, Gebräuchen, religiösen und politischen Einrichtungen zu erlangen, war indeß immer stärker in mir erwacht; doch zauderte ich noch ihn auszuführen, bis ich immer mehrere mit meinen Gefühlen übereinstimmende Freunde gewonnen haben würde. Meine Hoffnungen wurden endlich erfüllt; im November 1830 schiffte ich mich nach England ein, als es eben zur Entscheidung über die Charte der ostindischen Kompagnie kommen, und durch dieselbe die Behandlung der Eingebornen und die künftige Regierungsform des Landes festgestellt werden sollte; auch kam eine Aufforderung an den König wegen Abschaffung des Verbrennens der Wittwen vor den geheimen Rath. Se. Majestät der Kaiser von Delhi hatte mich zugleich beauftragt, gewisse Eingriffe der ostindischen Kompagnie in seine Rechte vor die Be-

hörden in England zu bringen, und so kam ich denn im April 1831 in England an.

„Sie werden, da ich gegenwärtig nicht die Muße habe in größere Einzelnheiten einzugehen, hoffentlich die Kürze dieser Skizze entschuldigen; ich bleibe u. s. w. Ram Mohun Roy."

Vermischte Nachrichten.

In Morells Reise im stillen Ocean findet sich folgende Angabe über die auf den Inseln des Archipels der Südsee lebenden Seehunde. Diese sowohl, als die auf andern unter dem 50° der Breite gelegenen Inseln lebenden Thiere dieser Art, liefern meist ein werthvolles Pelzwerk. Diese Gattung ist von den Naturforschern bisher nur ihrer Größe und Gestalt wegen ausgezeichnet worden; allein es knüpfen sich an die Naturgeschichte und Lebensart dieser Thiere noch andere, und, so viel mir bekannt, noch nirgend gedruckte Eigenheiten von sehr interessanter Art. Wird zufällig ein schon hochträchtiges Weibchen, auf die bei dieser Jagd gewöhnliche Weise, mit einem Schlag vor den Kopf getödtet, so findet sich meist auf dem Schädel der Frucht ein ganz gleicher Eindruck. Dieser Umstand ist eine praktische Erläuterung der wunderbaren Macht der Sympathie, von der auch bei Menschen Beispiele vorkommen, und ein würdiger Gegenstand genauerer Untersuchung für Naturforscher. Die auffallende Ungleichheit in der Größe der Männchen und Weibchen ist ebenfalls ein merkwürdiger Umstand. Das ausgewachsene Männchen ist ungefähr sieben Fuß lang, während das Weibchen nie über vier Fuß groß wird. Diese großen Männchen sind nicht an Zahl, wohl aber an Kraft die stärksten, da sie alle Weibchen in Beschlag nehmen. Zur Zeit des Gebärens verhält die Zahl der Männchen, die sich zu einem Weibchen halten, ungefähr wie eins zu zwölf, ein Beweis, daß diese Thiere die größten Polygamisten in der Welt sind, selbst die Türken nicht ausgenommen. Daß sie munter und gesellig sind, fällt auch dem oberflächlichsten Beobachter auf, der sie in ihren Lagern aufsucht, wo sie zu verschiedenen Zeiten in Abtheilungen beisammen leben. Erwärmt von der belebenden Sonne eines südlichen Frühlings, gehen die größten Männchen ungefähr am 1 November, der unserm Mai entspricht, ans Ufer und erwarten hier die Ankunft der Weibchen, die sich ungefähr am 1 December einzustellen pflegen. Dieß ist ein jährliches Rendezvous, das so pünktlich gehalten wird, als die Wanderung unsers nördlichen Weis aus dem Ocean nach den Süßwasserflüssen zu ganz gleichem Zweck. Sobald das Weibchen am Ufer erscheint, nimmt eines der tapfersten Männchen es sogleich unter seinen Schutz, wobei es jedoch meist genöthigt ist, sein Recht durch einen oder mehrere harte Kämpfe mit seinen Nebenbuhlern geltend zu machen. Während die Männchen kämpfen, sitzt der Gegenstand ihrer blutigen Fehde ruhig da und sieht dem Strauß mit anscheinendem Wohlgefallen und nicht geringer Selbstgefälligkeit zu. Der stolze Sieger führt jetzt seine liebenswürdige Beute von dem Kampfplatz weg in das für sie bereitete Lager, und zwar auf so zarte, höfliche Weise, daß mancher Ehemann sich ein Beispiel daran nehmen könnte. Fast bei jedem Schritt nickt er seiner neuen Braut zu, und berührt oft ihre Lippen mit den seinigen. Hat das Weibchen ihr Lager gewählt und sich in demselben niedergelassen, so sorgt das Männchen unermüdet für seinen Schutz und seine Bequemlichkeit, wogegen es aber auch nicht die geringste Eifersucht blicken läßt, wenn der Gemahl dieselbe Aufmerksamkeit noch einem Dutzend andern beweist.

•

Der Messager theilt über die Verhältnisse in Nordafrika nachstehenden Auszug eines Privatschreibens aus Tanger vom 6 September mit: Meine Geschäfte haben mich seit einiger Zeit hieher geführt, und ich kann Ihnen über die afrikanische Politik hinsichtlich unserer Besitzergreifung von Algier Nachrichten mittheilen, welche vielleicht die öffentliche Aufmerksamkeit verdienen. Zuerst muß ich Ihnen den Eindruck mittheilen, den der Anblick des Landes auf mich machte; wenn man von Gibraltar her in diesem Hafen anlangt, so ist man in hohem Grade erstaunt über die gänzliche Verschiedenheit der Sprache, der Tracht und der Sitten, welche zwischen der Bevölkerung der beiden Küsten herrscht, die nur durch eine Entfernung von drei Stunden geschieden sind, die man bei gutem Winde in einer Stunde zurücklegen kann. Auf der andern Seite der Meerenge ist in der That eine ganz andere Welt; man sollte glauben, beide Länder lägen in verschiedenen Halbkugeln. — Die Eroberung von Algier hat in diesem Lande einen großen Eindruck gemacht; die Kaiser von Marocco halten sich für die wahren Nachkommen der alten Kalifen des Westens. Sie vereinigen in ihrer Person die politische und religiöse Gewalt. Der Kaiser ist für die Moslemin Afrika's eine Art Patriarch, und konnte bei der Besetzung eines Theils des afrikanischen Kontinents durch die Ungläubigen nicht gleichgültig bleiben. Marocco ist der Sitz aller Intriguen, durch die man die Stämme der Regentschaft in Aufstand bringt, und die Stadt Tedza im Innern der maroccanischen Staaten ist das Hauptquartier aller Empörungen. Seyn Sie versichert, daß unsere Truppen nie Ruhe haben werden, so lange dem Kaiser von Marocco ein fortdauernder Herd des Aufstandes zu Gebote steht. Ein Jude von Gibraltar, Ben Olial genannt, ist für Rechnung der maroccanischen Regierung mit der Lieferung aller Waffen und Munition beauftragt, welche durch das Innere nach Tremesen und von da nach den Umgebungen von Oran und Algier gehen. Die englischen Agenten zu Gibraltar unterlassen nichts, die gegen uns gerichteten Intriguen zu unterstützen. Uebrigens würden alle diplomatischen Reklamationen, die man hierüber erheben könnte, ohne Erfolg seyn, denn man betrachtet hier die Europäer auf der andern Seite der Meerenge als die tributpflichtigen Unterthanen des Kaisers von Marocco. Lachen Sie nicht, das ist eine Thatsache. Die Geschenke, welche die europäischen Mächte dem Kaiser machen, werden hier als Tribut betrachtet, und sie sind es in der That, weil sie nicht freiwillig sind. Diese Tribute machen die Civilliste aus, und jeder Moslem Afrika's weiß, daß die Ausgaben des Palastes von den Tributen der Ungläubigen bestritten werden. Um diesem Stand der Dinge und den Intriguen, welche unsere Armee in Afrika stets in Athem erhalten, ein Ende zu machen, braucht es nur zwei Kriegsschiffe und ein Regiment, um den Hafen von Tanger zu besetzen, der beinahe allein an dieser Küste etwas taugt; dann würden die diplomatischen Verhältnisse mit dem Herrn dieses Landes bald ein anderes Ansehen gewinnen.

•

In Paris bildet sich in diesem Augenblick eine neue literarische Gesellschaft zur Herausgabe der Originalquellen zur französischen Geschichte. An der Spitze derselben stehen Guizot, Thiers, Baron Pasquier, Baron Barante, Graf Molé und andere ausgezeichnete Männer. Die Zahl der Mitglieder soll unbeschränkt seyn, und jedes jährlich 50 Franken zahlen, wofür sie ein Exemplar aller von der Gesellschaft herausgegebenen Werke zu dem Fabrikationspreis erhalten. Die nicht auf diese Weise verschlossenen Bücher kommen in den Handel, und der Ertrag derselben fällt in die Kasse der Gesellschaft. Auch soll eine periodische Schrift erscheinen, welche über die Arbeiten der Gesellschaft nähern Bericht erstattet, und allen Mitgliedern unentgeltlich ausgetheilt wird. *) Sobald einmal die Gesellschaft gebildet ist, soll alle Jahre eine allgemeine Versammlung abgehalten werden, in welchem man über die Arbeiten des Ausschusses der Gesellschaft, über Einnahme und Ausgabe, überhaupt über Alles Bericht erstattet, was die Gesellschaft interessiren kann.

•

Der amerikanische Obrist John Milton in Georgien, der vor Kurzem den Major T. Camp tödtete, indem er ihm mit einer Doppelflinte auflauerte, ihn dann mit dem einen Lauf niederschoß, und, als er gefallen war, mit dem andern vollends den Rest gab, ist nach erfolgter Untersuchung von dem hohen Gerichtshof des Bezirks Mulcogee aus dem Grunde freigesprochen worden, weil der Erschlagene sich mit der ausgesprochenen Absicht bewaffnet habe, „nicht zu fechten, sondern seinen Gegner zu tödten, wo er ihn ansichtig werde."

•

Die Vergütung, welche die diplomatischen Agenten der Vereinigten Staaten erhalten, ist folgende: Gehalt der Minister 9000 Dollars jährlich; Chargé d'affaires 4500 Dollars jährlich; Legationssekretär 2000 Dollars jährlich. Den Ministern und Chargés d'affaires wird bei ihrer Abreise auf ihre Posten eine Gratifikation von einem jährlichen Gehalt, und bei ihrer Rückkehr von einem Viertheil ihres Gehaltes ausgezahlt.

*) Nach denselben Grundsätzen ist auch die asiatische Gesellschaft in Paris gebildet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 307. 3 November 1833.

Die Religion der Hindus. *)

Das öffentliche Interesse wurde in England vor Kurzem lebhaft durch die Gegenwart eines Fremden angeregt, der, seiner Lebensart und seinem Aufwande nach zu schließen, ein unermeßliches Vermögen besitzen mußte; es war dieß der jüngst verstorbene Radschah Rammohun Roy. Er stand im schönsten männlichen Alter, und in seinen Sitten sowohl als in seiner Unterhaltung zeigte er sich als gut erzogener und unterrichteter Mann; was aber die allgemeine Aufmerksamkeit vorzüglich auf ihn lenkte, war der seinem Geiste in so hohem Grade eigene religiöse Charakter. Da er sich zur Lehre der Brahmanen, oder, wie er es selbst nennt, zur ächten brahmanischen Theologie bekannte, so hielt man ihn, so wie die meisten seiner Landsleute, für Götzendiener. Man erstaunte daher um so mehr, wie ein so ausgezeichneter Mann, der in der Absicht nach Europa und vorzugsweise nach England gekommen war, um seine Kenntnisse zu vermehren, sich so sehr erniedrigen könne, materielle Gegenstände anzubeten und sein freies Urtheil unter widersinnige Glaubenslehren zu beugen; indeß wurden Alle, die seine Freundschaft gewannen, ihren Irrthum gar bald inne. Er bewies, daß er alle seine Fähigkeiten der Untersuchung der wichtigen Punkte der Religion gewidmet, und bei seinen Forschungen eben so rastlos als vorurtheilsfrei zu Werke gegangen sey; er machte die ächten Lehren des Brahmanismus bekannt, er bewies, daß das Glaubensbekenntniß der Hindus den Götzendienst verwerfe und daß die heiligen Bücher, deren Unfehlbarkeit anerkannt ist, ein religiöses System aufstellen, das auf den Glauben an einen einzigen Gott gegründet ist. Als Rammohun seine Reise nach Europa antrat, galt er in seinem Vaterlande schon für einen religiösen Reformator; er hatte sich bemüht, durch Lehre und Beispiel fähige Landsleute zu veranlassen, sich eigenen Forschungen über die große Frage, mit der er sich beschäftigte, zu widmen, und da er deßhalb für die privilegirten Anhänger des alten götzendienerischen Systems ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung wurde, so ist es wohl kaum nöthig, zu erwähnen, daß sein Apostolat einigen Erfolg hatte.

Rammohun Roy bediente sich zu Vertheidigung der Wahrheit der mächtigen Hülfsmittel, die ihm die Presse selbst in Indien bot. Er gab höchst werthvolle Bemerkungen über die Wichtigkeit der heiligen Bücher heraus, in denen die von der Religion der Hindus vorgeschriebenen Lehren enthalten sind, und lud seine Landsleute ein, aus derselben Quelle Aufklärung zu schöpfen. Bei den Streitigkeiten, die er gegen einige der spitzfindigsten Hindupriester auszufechten hatte, bekämpfte er diese auf ihrem eigenen Boden, wo aller Vortheil auf ihrer Seite zu seyn schien; allein durch die Gewalt seiner Dialektik, durch seine umfassenden Kenntnisse, und vor Allem durch jene Mäßigung, die der sicherste Bürge des innigen Bewußtseyns einer guten Sache ist, ging er aus allen diesen Fehden als Sieger hervor und legte so den Grund zu einer moralischen Umwälzung in Hindustan, die Europa mit Freuden sehen würde. Alles was Rammohun für das Wohl seiner Landsleute unternahm und ausführte, kann nur die Achtung erhöhen, deren er in England genoß, und um endlich den wiederholten Fragen, die man an ihn richtete, auf Einmal zu genügen, entschloß er sich, einen Theil seiner Arbeiten, der die vorzüglichsten Beweisgründe enthält, auf welche er seine Reform stützte, herauszugeben, eine Arbeit, die nicht nur der Aufmerksamkeit der Gottesgelehrten, sondern auch Aller derer würdig ist, die die Vervollkommnung des Menschengeschlechts wünschen.

Die Hindus und besonders die Anhänger Brahmas sind, dem Verfasser zufolge, gegenwärtig vollständige Götzendiener, d. h. sie beten Bilder oder Figuren an, denen sie Namen geben und die Eigenschaften von Göttern und Göttinnen beimessen. Ihrem irrigen System zufolge hat jeder dieser Götzen seine besondere Wohnung und führt eine der ihrigen entsprechende Lebensweise.

„So glauben die Anbeter des Siva," sagt Rammohun, „die den wahren Sinn der heiligen Bücher mißverstanden, nicht nur im Allgemeinen an die getheilte Existenz dieses Gottes, sondern sie sehen ihn auch als ein allmächtiges Wesen, die größte aller Gottheiten an, die, wie sie sagen, den im Norden gelegenen Berg Cailas bewohnt, zwei Weiber, mehrere Kinder und eine Menge von Dienern hat. Die Anhänger des Wischnu, die ebenfalls die Allegorien des Sastras für Wahrheiten nehmen, erkennen ihm die Herrschaft über alle übrigen Gottheiten zu und glauben, daß er mit seiner Frau und seinem Gefolge die höchsten himm-

*) Aus dem in London 1832 erschienenen Werke von Rammohun Roy.

lischen Regionen bewohne. Die Anhänger der Cali haben von dieser Göttin die nämliche Meinung, so wie dieß im Ganzen von den verschiedenen Kasten der Hindus gilt; zudem sind sie rücksichtlich des Vorzugs der von ihnen gewählten Gottheiten so eifersüchtig, daß die Erörterungen hierüber, wenn sie an heiligen Orten, wie z. B. Herduar, Prayaga, Siva=Cantschi oder Wischnu=Cantschi zusammenkommen, oft zu Gewaltthätigkeiten führen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rettungshäuser in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Man hat in Pensylvanien gegen das den Rettungshäusern zugestandene Recht, Personen festzuhalten, die weder ein Verbrechen begangen haben noch verurtheilt worden sind, einige Einwürfe erhoben. Eine solche Gewalt sey, sagte man, der Konstitution der Vereinigten Staaten entgegen, und die den Vorstehern der Anstalt ertheilte Vollmacht, die Dauer der Einschließung nach Gutdünken abzukürzen oder zu verlängern, gestatte eine Willkür, die in einer freien Gesellschaft nicht zu dulden sey. Diese Einwürfe theoretisch zu widerlegen, wäre schwer gewesen; da indeß die Erfahrung zeigte, daß die Rettungshäuser statt die Lage der jungen Verbrecher zu erschweren, sie vielmehr erleichterten, und daß die nicht verurtheilten Kinder, die man dort einschloß, keineswegs Opfer der Verfolgung würden, sondern daß man sie nur einer Freiheit beraube, die verderblich für sie werden könne, so spricht jetzt Niemand mehr gegen diese Anstalten. Man hat sich überzeugt, unter welchen Beschränkungen die Behörden von dem ihnen zustehenden Recht, Kinder dorthin zu schicken, Gebrauch machen dürfen, und daß sie nur dann Kinder ihren Eltern entreißen und in der Anstalt unterbringen können, wenn es erwiesen ist, daß die letztern Schuld an den Ausschweifungen der erstern sind. Das Gesetz hat auch die Möglichkeit eines Mißbrauchs vorgesehen und durch Verordnungen vorgebeugt. Das Kind hat, dem Gesetz zufolge, das Recht sich vor dem ordentlichen Richter gegen die Entscheidung des Beamten, der es ins Rettungshaus schicken will, zu verwahren. Die Eltern haben dasselbe Recht und man hat Beispiele, daß es behauptet wurde; übrigens hat man in diesen Anstalten durchaus keine tyrannische Verfolgung zu fürchten. So nöthig es auf der einen Seite ist, daß die Verwaltung des Hauses durchaus nichts von der Härte und Strenge an sich trage die an Kerker erinnert, so nachtheilig würde es auf der andern Seite seyn, wenn sie allzu mild und ganz intellektuell wie eine Schule wäre. Wenn diese Anstalten in Amerika sich von dem eigentlichen Zweck ihrer Errichtung entfernen, so ist dieß weniger weil sie sich allzu sehr zur Strenge, sondern vielmehr weil sie sich zu sehr zur Milde neigen. Die Grundsätze, von denen die Verwaltung der Rettungshäuser ausgeht, sind ganz einfach; in New=York und in Philadelphia sind die Kinder während der Nacht in einsamen Zellen abgesondert, den Tag über ist ihnen gestattet zusammenzukommen. Die Trennung während der Nacht scheint im Interesse der Sitten dringend nöthig; am Tage hingegen ist sie nicht nur unnütz, sondern sie würde den Kindern sogar verderblich seyn. Sie des geselligen Umgangs berauben, ohne den ihre geistigen Fähigkeiten sich nicht entwickeln könnten, würde die größten Nachtheile hervorrufen. Zu Boston sind sie weder bei Tage noch bei Nacht getrennt. Wir haben nicht bemerkt, daß das Zusammenseyn bei Nacht in diesem Rettungshaus irgend einen Nachtheil veranlasse; indeß erscheint deßhalb die Gefahr nicht minder groß und wird in Boston nur durch einen außerordentlichen Eifer und durch eine Wachsamkeit vermieden, die man in der Regel selbst von Männern nicht erwarten darf, die ihrem Beruf mit ganzer Seele leben. Die Zeit der Kinder ist zwischen Unterricht und den Handarbeiten getheilt, mit denen sie beschäftigt werden. Man ertheilt ihnen den Elementarunterricht, der ihnen für ihr künftiges Leben von Nutzen seyn kann, und lehrt sie ein Handwerk, durch dessen Betrieb sie ihren Unterhalt verdienen können. Ihr geistiger Unterricht gibt der Anstalt das Ansehen einer Primärschule, und ihre Handarbeit ist dieselbe wie in einem Zuchthaus.

Die Ordnung wird im Rettungshaus durch Disciplinarmittel aufrecht gehalten, die wir hier näher beleuchten wollen. Man wirkt auf die Gemüther durch Strafen und Belohnungen, indeß herrscht in Ausübung dieses Grundsatzes in den Rettungshäusern von New=York, Philadelphia und Boston ein Unterschied. In den beiden erstern Anstalten bestehen die über die Kinder, die sich gegen die Ordnung vergehen, verhängten Strafen 1) in Entziehung ihrer Erholung, 2) in Einkerkerung in einer Zelle, 3) in Beschränkung der Nahrung auf Wasser und Brod und 4) in schweren Fällen, in körperlicher Züchtigung, d. h. in Peitschenhieben. In New=York ist die Anwendung von Schlägen durch eine ausdrückliche Verordnung genehmigt. In Philadelphia hat man zwar nicht gewagt sie ausdrücklich zu gestatten, allein sie ist auch nicht untersagt; die Zuweisung von Strafen gehört in den Bereich des Oberintendanten, der in der Anstalt eine unumschränkte Macht übt.

So wie die Unartigen verschiedenen, dem Grad ihres Vergehens angemessenen Züchtigungen unterliegen, so werden auch denjenigen Kindern, die sich gut aufführen, Belohnungen zu Theil. Außer der Ehre den ersten Klassen beigezählt zu werden, tragen jene, deren Betragen vorzüglich ausgezeichnet ist, ein Ehrenzeichen, das sie von allen übrigen unterscheidet. Endlich ernennt auch der Oberintendant unter den Besten der Kinder eine gewisse Anzahl von Aufsehern, denen er einen Theil der ihm selbst obliegenden Aufsicht überträgt, und dieser Beweis von Zutrauen ist für sie eine Auszeichnung, auf die die Erwählten den höchsten Werth legen.

In Boston sind die körperlichen Züchtigungen aus dem Rettungshause verbannt. Die Disciplin der Anstalt ist ganz moralisch und beruht auf höchst philosophischen Grundsätzen. Alles geht hier darauf aus, die Gemüther der jungen Verbrecher zu erheben, und sie für die Achtung ihrer selbst und die ihres Gleichen empfänglich zu machen. Um dieß zu erreichen, stellt man sich als behandle man sie als Glieder einer freien Gesellschaft. Wir betrachten diese Theorie aus dem

Gesichtspunkt der Disciplin, weil uns scheint, daß die hohe Meinung, die man einem Kind von seiner Moralität und seiner gesellschaftlichen Stellung beibringt, nicht allein geeignet ist seine Besserung zu bewirken, sondern auch das zweckmäßigste Mittel ist, es zu einem unbedingten Gehorsam zu gewöhnen. Es ist einer der fest bestehenden Grundsätze des Hauses, daß Niemand wegen eines unvorsetzlichen Vergehens nach göttlichen, Landes, oder den Gesetzen der Anstalt gestraft werden könne. Dieß ist auch der erste Grundsatz, nach dem im Rettungshaus Kriminalfälle beurtheilt werden. Das Reglement der Anstalt enthält überdieß auch noch folgenden Satz: „Da es außer der Macht des Menschen liegt, Mangel an Achtung gegen die Gottheit zu bestrafen, so wird man sich darauf beschränken, Jedem, der eines solchen Vergehens sich schuldig gemacht hat, alle Theilnahme an gottesdienstlichen Handlungen zu untersagen, und so den Verbrecher der Gerechtigkeit Gottes überlassen, die ihn später finden wird.“ Ein Kind das im Rettungshaus zu Boston zu diesem Ausschluß von gottesdienstlichen Handlungen verurtheilt ist, erleidet in den Augen seiner Kameraden und seiner eigenen Ueberzeugung nach die härteste aller Züchtigungen. Ueberdieß ist den Kindern alle Angeberei durchaus verboten, und durch einen Artikel des Reglements jedem der sein Vergehen von selbst aufrichtig bekennt, Erlaß der Strafe zugesichert.

Man hält in Boston auch ein Register über die Aufführung der Kinder, in dem der Name eines jeden mit guten oder schlechten Bemerkungen verzeichnet steht; was aber dieses Register vor allen andern dieser Art auszeichnet ist, daß in Boston jedes Kind selbst die es betreffenden Bemerkungen angibt. Jeden Abend werden sie nach der Reihe aufgerufen, um ihre Aufführung den Tag über befragt, und nach der eigenen Erklärung jedes Kindes wird die selbst ausgesprochene Bemerkung seinem Namen beigefügt. Die Erfahrung zeigt, daß jedes über sich selbst weit strenger urtheilt als dieß von andern geschehen würde; auch tritt oft der Fall ein, daß man sich veranlaßt sieht, die Strenge, ja oft Ungerechtigkeit, dieser eigenen Urtheile zu mildern.

Erheben sich Schwierigkeiten über die Klassifikation der Moralität und haben etwa einige sich Vergehen gegen die Disciplin schuldig gemacht, so findet eine Aburtheilung statt. Zwölf Geschworne, die man aus Kindern der Anstalt wählt, treten zusammen, und sprechen ihr schuldig oder nicht schuldig über den Angeklagten aus. So oft ein Aufseher oder ein Beamter unter den Kindern gewählt werden soll, versammelt sich Alles und schreitet zur Wahl; der Kandidat der die meisten Stimmen erhält, wird dann vom Präsidenten ausgerufen. Nichts kann ernster seyn als die Weise, mit der diese Wähler und Geschwornen von zehn Jahren ihre Verrichtungen üben.

In diesen politischen Spielen liegt mehr als man auf den ersten Anblick glaubt. Die Eindrücke, welche hier die Kindheit erhält und dieser frühzeitige Gebrauch der Freiheit tragen vielleicht nicht wenig dazu bei, aus diesen jungen Delinquenten später den Gesetzen und Institutionen ihres Landes um so gehorsamere Bürger zu machen und, selbst von diesem politischen Resultat abgesehen, ist ein solches System für die moralische Erziehung höchst vortheilhaft.

Die Disciplin bedient sich indeß auch noch anderer Mittel, wenn die moralischen unwirksam sind. Die Kinder, die sich gut aufführen, genießen großer Vorrechte: sie allein haben Theil an den Wahlen und sind wählbar; die Stimmen jener, die zur ersten Klasse gehören, zählen sogar für zwei, eine Doppelstimme, auf die die übrigen nicht eifersüchtig seyn können, weil es nur von ihnen abhängt desselben Vorrechts theilhaft zu werden. Die guten Kinder sind die Bewahrer der wichtigsten Schlüssel des Hauses; sie gehen frei in der Anstalt aus und ein, und verlassen ihre Plätze in den Versammlungsorten, ohne einer Erlaubniß zu bedürfen; man glaubt ihnen bei jeder Gelegenheit auf ihr Wort und feiert ihre Geburtstage. Nicht alle guten Kinder genießen diese Vorrechte, doch hat jedes, das einer guten Klasse angehört, das Recht eine dieser Auszeichnungen anzusprechen.

Die Strafen, die über die unartigen Kinder verhängt werden, sind: Entziehung des Wahlrechts und des Rechts der Wählbarkeit; ferner dürfen sie nicht zu dem Oberintendanten gehen, noch ohne seine Erlaubniß mit ihm sprechen, und es ist ihnen verboten sich mit ihren Kameraden zu unterhalten; endlich belegt man, wenn es nöthig befunden wird, den Strafbaren auch mit einer körperlichen Strafe. Bald läßt man ihn Handschellen tragen, bald legt man eine Binde um seine Augen und sperrt ihn auch wohl in eine einsame Zelle.

Dieß ist das System, nach dem man im Rettungshaus zu Boston verfährt; das der Anstalten zu New-York und Philadelphia ist, obschon bei weitem minder merkwürdig, doch vielleicht besser: nicht etwa als ob das Rettungshaus zu Boston nicht ausgezeichnet gut verwaltet würde und vorzüglicher als die beiden übrigen wäre, sondern weil seine Fortschritte, wie es scheint, weniger dem System selbst, als dem ausgezeichneten Manne der es in Ausübung bringt, zuzuschreiben sind.

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer.“

1. Charaktere.

(Fortsetzung.)

Wer ist aber jener ältliche Herr mit dem wohlhäbigen Aussehen? 'st! es ist Herr Warm, ein höchst achtbarer Mann. Sein vertrautester Freund hatte Unglück im Handel und mußte ins Schuldgefängniß. Herr Warm schwur alle Bekanntschaft mit ihm ab; war das achtbar? Herr Warm verführte in seinen jüngern Jahren ein junges Frauenzimmer; sie lebte drei Jahre mit ihm; er verheirathete sich und jagte sie fort, ohne ihr einen Heller zu geben. Die Verbindung war freilich für einen verheiratheten Mann nicht achtbar. Herr Warm ist ein höchst achtbarer Mann; er bezahlt seine Rechnungen auf den Tag; er unterschreibt zu sechserlei öffentlichen milden Anstalten; er geht am Sonntag mit seiner ganzen Familie in die Kirche; er liegt um zwölf Uhr zu Bett. Ja, ja, das ist Alles recht schön; ist aber Herr Warm auch ein guter Vater, ein treuer Freund, ein thätiger Bürger? Ist er nicht etwa geizig, liebt er nicht böses Nachreden, ist sein Herz nicht kalt, ist er nicht rachsüchtig, nicht ungerecht, nicht gefühllos? Aber mein Gott, wie Sie auch fragen, ich glaube, er wird wohl das Alles seyn; aber was dann weiter? Jedermann gibt einmal zu, Herr Warm ist ein höchst achtbarer Mann.

Ein solcher Charakter und ein solcher Ruf sind ein Beweis unserer Rücksichten auf den äußern Schein. Dieses Nur-auf-den-Schein-Sehen im Auge — betrachtet einmal in dieser Beziehung ein wahres Abbild :

nes ächten Schwindlers. Seht jenen Gentlemen: modisch gekleidet — etwas Militärisches an sich — ein einnehmendes Aeußere; — er nennt sich selbst **Herr Cavendish Fitzroy**; *) er miethet eine Wohnung in einer anständigen Lage; er läßt sich Juwelen und Seidenzeuge von allerlei Farben mit nach Hause schicken; er geht mit ihnen zur hintern Thüre hinaus durch. Arg und vielfältig sind die Betrügereien, die er auf diese Art verübt hat, und groß das Wehklagen und Zähneknirschen in Marylebone und St. James. **) Aber, wendet Ihr ein, die Kauf- und Gewerbs-Leute könnten doch nachgerade mit einem Gran Menschenverstand gelernt haben, auf ihrer Hut zu seyn. Keineswegs, mein Bester, keineswegs; in England sind wir nie auf unserer Hut gegen ein solches Achtbaraussehen. Umsonst wimmeln die Zeitungen von Warnungen, die Polizeigerichte von Beispielen. Es darf sich nur Einer Herr Cavendish Fitzroy benamsen und ein einnehmendes Aeußere haben, gleich schlägt er allen Verdacht nieder...... Und warum nicht? Ist es denn eine größere Thorheit, sich durch den Achtbarkeitsschein des Herren Fitzroy, als durch die scheinbare Achtbarkeit eines Herrn Warm hintergehen zu lassen?

Die Größe, die im Spitzbubenthum wenigstens, muß sich aber einen Abbruch an der Glückseligkeit gefallen lassen; der modische Schwindler ist, bei uns, kein halb so lustiger Kerl, als so ein gemeiner Dieb. Solche Fitzroy's haben so etwas schwermüthig Vornehmes in ihren Pelzröcken und goldenen Ketten an sich; sie leben einzeln für sich, nicht heerdenweise. Es sollte mich gar nicht Wunder nehmen, wenn sie den Lord Byron läsen. Sie sind von einer steten Furcht vor der Tretmühle geplagt, und können es in gewöhnlicher Gesellschaft nicht aushalten; kommts bei ihnen zum Hängen, so gehen sie düster aus dem Leben, und versuchens oft mit Blausäure; mit einem Worte, sie sind um nichts zu beneiden, als um sehr gutes Aussehen. Aber so ein gewöhnlicher Spitzbube, — ah, der ist ein glücklicher Bursche! Alles bei ihm zusammengenommen — zweifle ich, ob er bei dem gegenwärtigen Zustande der englischen Gesellschaft nicht der sorgenfreiste Mensch in ihr ist. Die Abgaben drücken ihn nicht; Mangel an Arbeit braucht er nicht zu fürchten. Die Pachtzinsen mögen heruntergehen, der Verdienst spottschlecht werden, was kümmerts ihn? Ein Fallen der Staatspapiere thut seiner fröhlichen guten Laune keinen Eintrag, und was die kleinen Kränkungen des Lebens betrifft —

„Gehts Geld aus, lacht ihm sein Gretchen nicht mehr,
Oh! über die falschen Herzen an Strand!“ ***)

ei, so richtet er seinen Stern anderswohin, und Mariechen ersetzt ihm das wetterwendische Gretchen.

Vor Allem aber hat er den großen Vortheil, er kann nie in der Gesellschaft fallen; dieser Schrecken vor dem „Herabsteigenmüssen,“ der bei unserer künstlich verwickelten Rangstufenordnung alle andere Menschen unablässig plagt, macht ihm nie graue Haare; er ist daheim in der Tretmühle, in den Schiffsgefängnissen, in Hobarttown, wie wenn er im „Hahn und Henne“ Domino spielt, oder in St. Giles ****) den Reigen führt. Ein englischer Dieb, beiläufig gesagt, hat viel mehr Vergnügungen, als irgend eine andere Klasse, die Aristokratie ausgenommen; Bälle, warme Abendessen, Theater, affaires du coeur — Alles das steht ihm zu Gebot, und er ist ausnehmend gesellig — ein lustiger Bursche durch und durch; wird er gehängt, so nimmt er es sich nicht zu Herzen, wie die Fitzroy's; bei ihm heißts: „lustig gelebt und lustig gestorben.“ Ich besorge deßhalb, daß Ew. Excellenz, †) wenn Sie sich einigermaßen in der englischen Fröhlichkeit umschauen wollen, für eine kleine Weile die „Reisenden“ ††) fahren lassen, und sich unter die Spitzbuben machen müssen; Sie könnten sich fast in Ihrem Frankreich glauben, so glücklich sind sie. Das ist die reine Wahrheit und kein Zerrbild, wie jeder Polizeidiener wird bezeugen können. Ob diese größere Heiterkeit und Munterkeit bei Dieben England eigenthümlich ist, weiß ich nicht; möglich indessen ist, daß Ueberbesteuerung (von der unsere Diebe befreit sind) die animalischen Lebensgeister der übrigen Staatsgemeinde herabdrückt.

*) Mit dem Fitzroy auf seine oder seiner Familie aus fürstlichem Geblüt (freilich nur im Seitenwege) herkommende angebliche Abstammung deutend.
**) Wo die schönsten und reichsten Modeläden und Waarenausstellungen sind.
***) Aus einem beliebten Matrosenliede.
****) Das Spitzbubenquartier in London.
†) Das erste Buch seines „England und die Engländer,“ das eine Uebersicht des englischen Charakters umfaßt, hat Bulwer, mit einer äußerst launigen Einleitung, dem Fürsten Talleyrand dedicirt.
††) The Travellers Club — ein vornehmer oder fashionabler Verein in London.

Herr Bluff *) ist der letzte Charakter, den ich hier schildern will. Er ist der verständige, der praktische Mann. Er verachtet alle Spekulationen, außer die, bei denen er mit einer Aktie betheiligt ist. Er ist sehr unduldsam gegen anderer Leute Steckenpferde; Poeten und Philosophen sind ihm Beide gleich zuwider. Er hat eine große Vorliebe für Thatsachen; wärest Du im Stande aus dem Einmaleins mit ihm zu sprechen, so hielte er Dich gewiß für einen großen Redner. Er achtet nicht darauf, wie man die Thatsachen auf die Theorie anwendet; er will nichts als die Thatsachen selbst. Sprächst Du folgendermaßen zu ihm: „Wenn Mißbräuche bis zu einer gewissen Höhe steigen, so muß man ihnen abhelfen,“ so würde er Dich für einen seichten Kopf, für einen Theoretiker halten; sagtest Du ihm dagegen: „Eintausend arme Kinder werden in London geboren; im Jahre 1825 galt der Weizen neunundvierzig Schillinge; Hopfenländereien ertrugen an Pacht von zehn bis zu zwölf Schillingen per Morgen, und Sie müssen deßhalb selbst zugestehen, daß wenn Mißbräuche bis auf eine gewisse Höhe steigen, man ihnen abhelfen muß;“ da würde Herr Bluff mit seinem weißen Haupte nicken, und von Dir zu seinem nächsten Nachbar sagen: „Das ist der rechte Mann für mein Geld; Sie sehen, was für eine Menge Thatsachen er in das, was er sagt, niedergelegt!“

Thatsachen sind, gleich den Steinen, an sich nichts, sie erhalten erst Werth durch die Art, wie sie zusammengestellt, und durch den Zweck, zu dem sie angewendet werden. Herr Bluff wird deßhalb auch beständig hinters Licht geführt. Immer nur eine Thatsache im Auge sieht er keinen Zoll darüber hinaus, und man könnte ihn zu allen möglichen unvorsichtigen Streichen verleiten, wenn man ihm dabei nur immer vorsagte, „zweimal zwei macht vier.“ Herr Bluff ist wunderächt englisch. „Praktische Männer“ haben uns von jeher zu den tollsten Spekulationen verführt, und der allerwidersinnigste Theoretiker unserer Zeit beginnt seine Standreden immer mit: „Und nun, meine Freunde, laßt uns die Thatsachen ins Auge fassen.“ **)

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Blatt enthält folgende Angaben über die Häuser- und Einwohnerzahl mehrerer Hauptstädte Europa's. London hat 194,000 Häuser und 1,474,000 Einwohner; Paris 45,000 Häuser und 774,000 Einwohner; Petersburg 9500 Häuser und 449,000 Einwohner; Neapel 40,000 Häuser und 560,000 Einwohner und Wien 7500 Häuser und 300,000 Einwohner.

*

Nach dem Philadelphia Chronicle wurde ein Dampfwagen, den Obrist Long, von der Armee der Vereinigten Staaten, erbaut hatte, kürzlich auf einer Eisenbahn erprobt und gut befunden. Die Maschine kann auf ebenem Boden mit Leichtigkeit 52 Tonnen 5 geographische Meilen in der Stunde fortziehen. Das ganze Gewicht der Maschine ist 4½ Tonne; die Kessel verdampfen 200 Gallons in der Stunde, während welcher Zeit sie etwas weniger als zwei Bushels von Kohlenblende verbrauchen, die einzige Feuerung, die man anwendet.

*) Wörtlich: häßlich-derb, aufgeblasen, plump.
**) Der Leser wird hoffentlich den wesentlichen Sinn dieser Bemerkungen nicht mißverstehen. Jede wahre Theorie muß natürlich auf Thatsachen gegründet seyn; allein man ist in unserem Vaterlande nur zu geneigt, vorauszusetzen, daß ein Mann, der weiß, wie Handschuhe gemacht werden, auch nothwendiger Weise am Besten wisse, durch welche gesetzliche Bestimmungen das Handschuhmachen geschützt werden sollte, und doch sind die beiden Arten dieses Wissens vollkommen verschieden. Ein an Principien gewöhnter Kopf kann sich zu Einzelnheiten herablassen, weil er sie mit einem raschen Ueberblick erfaßt und ordnet; ein an das Einzelne gewöhnter Kopf dagegen ist selten fähig, den Anfang seines Begriffsvermögens bis zu einem Princip erweiternd zu ersteigen. Wenn Jemand sagt, er sey kein Redner, so ist er schon daran, eine Rede zu halten. Sagt Jemand, er sey ein schlichter Praktiker, so merke ich, ist er schon daran, aus der Thatsache, daß zweimal eins zwei macht, zu beweisen, daß zweimal zwei sieben machen. D. Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 308. 4 November 1833.

Verbrauch des Goldes und Silbers in den frühesten Zeiten. *)

In dem frühesten Zeitalter der menschlichen Gesellschaft standen der Verwendung aller metallischer Körper so mannichfache und große Hindernisse entgegen, daß ihre Entdeckung und Anwendung zu Zwecken des geselligen Lebens nur sehr langsam und stufenweis vorgeschritten seyn können. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, die heiligen Schriften, so wie auch die ältesten profanen Schriftsteller, enthalten indeß Andeutungen von der Kenntniß der edlern Metalle und ihrer Verarbeitung zum Gebrauch der Menschen, die allerdings geeignet sind, die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken.

Die Nachrichten aus dem Alterthum sagen einstimmig, daß Gold, Silber und Kupfer oder Erz (aes) die ersten Metalle waren, die man entdeckte, und daß man aus ihnen theils Schmuck, theils Waffen und Werkzeuge für den Gewerbfleiß verfertigte, zu welchen letzten beiden Zwecken sie sich, ungeachtet ihrer Weichheit doch noch besser eigneten als solche, die aus Feuerstein oder andern harten Steinen, oder von Holz verfertigt wurden, wie sie vorher bei den ältesten Stämmen im Gebrauch waren, und wie man sie noch bei den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckten wilden Völkerschaften der Südsee fand. Eine wohlbekannte Stelle im Hesiod sagt ausdrücklich, daß in früheren Zeiten „die Erde mit Erz bearbeitet wurde, weil das Eisen noch nicht entdeckt war," und Lucrez sagt im fünften Buch, 1826: „Et prior aeris erat, quam ferri, cognitus usus." Dieß bestätigt sich durch die Werkzeuge von Kupfer, die man in Sibirien und Nubien in alten Bergbauten gefunden hat, deren Bearbeitung schon vor einigen tausend Jahren eingestellt worden seyn muß.

Als Brasilien von den Portugiesen entdeckt wurde, bedienten sich die Eingebornen goldener Fischangeln und hatten kein Eisen, obschon ihr Boden dieses Metall im Ueberfluß in sich verschließt. Die Eingebornen in Hispaniola und Mexiko kannten, als sie zum ersten Male von den Spaniern besucht wurden, ebenfalls das Eisen noch nicht, ungeachtet sie Schmuck und Werkzeuge von Gold, und Waffen von Kupfer hatten, welches letztere sie, wie wir aus Humboldt's Untersuchung wissen, durch einen Zusatz von Zinn zu härten verstanden. Weitere Bestätigungen in dieser Hinsicht erhielt man in Dänemark bei Oeffnung vieler scandinavischer Gräber aus den frühesten Zeiten, in denen man Messer, Dolche, Schwerter und Handwerkszeug fand, die im Museum zu Kopenhagen aufbewahrt werden. Man sieht da Instrumente von Feuerstein und andern harten Steinen, die in Gestalt unsern Keilen, Aexten, Meißeln, Hämmern und Messern gleichen, und die man für die ersten Erfindungen dieser Art ansieht. Ferner findet man da Schwerter, Dolche und Messer, deren Klingen von Gold mit angefügter eiserner Schneide sind. Einige der vorhandenen Werkzeuge und Waffen sind größtentheils aus Kupfer gearbeitet und mit eisernen Schneiden versehen und bei vielen andern scheint die reiche Ausstattung mit Gold und Kupfer, gegen die augenscheinliche sparsame Verwendung des Eisens gehalten, zu beweisen, daß zu jener unbekannten Zeit und bei dem unbekannten Volk, das diese Gräber errichtete, Gold sowohl als Kupfer häufiger waren als Eisen. Kupfer wurde von Alters nicht nur gewöhnlich, sondern auch zu einigen, wo nicht zu allen frühern Zeiten, ausschließlich zu Münzen verwendet, und mag damals wohl für ein edles Metall gegolten haben; der Wechsel aller Dinge, der seitdem stattfand, hat indeß dem Gold und dem Silber gegründetere Ansprüche auf diesen Namen gegeben.

Einige der ältesten auf uns gekommene Bemerkungen über den Werth des Goldes und Silbers finden sich in der Erzählung von dem Reichthume Abrahams, der, wie man vermuthet, zweitausend Jahr vor Christi Geburt lebte. Er war, heißt es, reich an Heerden, Silber und Gold" (I B. Mosis XIII. 2.) Beim Tod seines Weibes kaufte er ein Feld zum Begräbnißplatze, das er mit 400 Seckel Silber bezahlte, die er nicht in Münzen erlegte, sondern: „er wog ihm das Geld dar, nämlich vierhundert Seckel Silbers, das im Kauf gäng und gäbe war." (I Buch Mosis XXIII. 16.)

Joseph, der Urenkel Abrahams, wurde von seinen Brüdern an eine Karawane Araber, die mit Produkten ihres Landes nach Aegypten reiste, für zwanzig Silberlinge verkauft (I Buch Mo-

*) Aus Jacob's historical inquiry on the precious Metals, aus der wir bereits in Nr. 165 dieser Blätter vor. Jahrg. einen kurzen Bericht über die in England vom Jahr 1810 bis 1829, zu andern Zwecken als zu Münzen, verarbeitete Menge Goldes und Silbers lieferten.

ses XXXVII. 28). Später als er Minister des Königs von Aegypten geworden war, brachten seine Brüder „Geld in ihren Säcken," um während der Hungersnoth in ihrer Heimath Korn zu kaufen. In dem höchst interessanten Verlauf der Geschichte Josephs finden wir, daß er, als er sich seiner Familie zu erkennen gab, seinem Lieblingsbruder Benjamin 300 Silberlinge schenkte. (1 Buch Mosis LXV. 22.)

Obschon das Geld in jenen frühern Zeiten bekannt und sein Werth hochgeschätzt war, so finden wir doch keine Andeutung, die uns zu dem Schluß berechtigte, daß es die Stelle des Geldes vertreten, als gewöhnlicher Maßstab zu Schätzung anderer Güter gedient habe, oder auch als Tauschmittel im Handel und Wandel verwendet worden sey. Der Verfasser des Buchs Hiob, der weder ein Zeitgenosse Abrahams war, wie einige, noch wie andere behauptet haben, mehrere hundert Jahre später lebte, ist einer der ältesten unter den Schriftstellern, dessen Worte ganz auf uns gekommen sind. Er hatte nicht allein Kenntniß von Gold und Silber, sondern war auch genau von der Art und Weise unterrichtet, wie man es gewinnt. „Es hat das Silber seine Gänge, sagt er, und das Gold seinen Ort da mans schmelzet;" und ferner: „Man findet Erdenklöße da Gold ist." (Buch Hiob XXVIII. 1 und 6.) Obschon er in einem Lande lebte, das keines der edeln Metalle hervorbringt, so war er doch genau mit dem Umstand bekannt, daß das Silber in Adern und Gold gewöhnlich in kleinern Stücken gefunden wird. Bei dem Volke, unter dem Hiob lebte, scheint Silber als Münze nach dem Gewicht ausgegeben worden zu seyn, während man sich des Goldes, gleich dem Onyr, dem Sapphir, dem Krystall, den Perlen, Topasen und andern Juwelen als Schmuck bediente. Am Schluß dieses schönen Gedichts wird der Reichthum Hiobs in Heerden, nicht in Münze aufgezählt, aber dennoch „gab jeglicher, der zu ihm kam, einen schönen Groschen (wahrscheinlich Silber) und ein gülden Stirnband." (Hiob XLII. 11 und 12.)

In den heiligen Schriften (alten Testaments) findet sich keine Angabe, nach der man einen Ueberschlag von der ganzen Masse edler Metalle bilden könnte, die zu den Zeiten der Patriarchen vorhanden war. Wir müssen uns daher mit den dürftigen Berichten begnügen, die sie uns geben, und zu spätern Zeiten übergehen, wo die Angaben der verschiedenen vorhandenen Massen edler Metalle zwar häufiger vorkommen, jedoch auch nicht so genau sind, daß man ihnen unbedingten Glauben schenken könnte. In der Geschichte der Regierung Salomo's, wie wir sie in den Büchern der Könige und Chronica lesen, finden sich Angaben von der Menge edler Metalle, die zu dem königlichen Palaste und zu dem von diesem Monarchen erbauten Tempel verwendet wurden. Wir lesen da: „Salomo überzog das Haus inwendig mit lauterem Golde und zog güldene Riegel vor dem Chor her, den er mit Gold überzogen hatte, also daß das ganze Haus gar mit Gold überzogen war; dazu auch den ganzen Altar vor dem Chor überzog er mit Gold." (1 B. d. Könige VI. 21 u. f.). Die Masse Goldes, welche Salomo in einem einzigen Jahr zusammenbrachte, wird (1 B. d. Könige X. 14) auf 666 Centner (Talente) angegeben; nach unsrer Rechnung ein Werth von ungefähr 1,800,000 Thalern, und das, womit er das Allerheiligste bedeckte, dürfte nach ähnlichem Ueberschlag ungefähr 1,380,000 Thaler werth gewesen seyn. Wir sehen ferner aus dem Buch der Könige, daß Salomo durch Schiffe aus Ophir 420 Ctr. (Talente) Gold (ungefähr 1,114,800 Thlr.) erhielt. Die Bücher der Chronica geben mehr als 450 Ctr. (Talente) an (ungefähr 1,218,000 Thlr.), ein Unterschied von geringer Erheblichkeit, der sich vielleicht durch eine Vergleichung der Handschriften berichtigen ließe. Statt eines Versuchs die Schätze von edeln Metallen, welche Salomo aufhäufte, zu berechnen, wollen wir sie hier in der Sprache seiner Zeit beschreiben. Wir lesen: „Und der König machte einen Thron von Elfenbein und überzog ihn mit dem edelsten Golde. Alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren gülden, und alle Gefäße im Hause vom Walde Libanon waren auch lauter Gold, denn des Silbers achtete man zu Zeiten Salomo's nicht. (1 Könige X. 18 u. f.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Religion der Hindus.

(Fortsetzung.)

„Die Abbildungen ihrer Götter bieten ihnen nichts weniger als ein Symbol das fähig wäre, ihr Gemüth zu dem reinen Gedanken an ein höchstes Wesen zu erheben; sie sehen im Gegentheil nichts als den materiellen Gegenstand ihres Gottesdienstes in ihnen. Der Hindu mag nun ein Götzenbild kaufen, es selbst verfertigen oder unter seiner Aufsicht ausführen lassen, so fordert ein unerläßlicher Gebrauch die Vornahme einer besondern Ceremonie, Pran-Pratischt'ha oder Belebung genannt, die, ihrem Glauben zufolge, die Kraft hat, im Wesen dieses Götzenbildes eine Veränderung hervorzubringen, die mit dem Stoffe, aus dem es verfertigt ist, in keinem Verhältniß steht und die, indem sie ihm Leben einhaucht, auch noch übernatürliche Kräfte verleiht. Bald darauf, wenn das Götzenbild männlichen Geschlechts ist, gibt er ihm eine Gattin und feiert diese Verbindung mit nicht geringerer Pracht als die seiner eigenen Kinder. Die mystische Weihe ist nun vollbracht; der neue Gott und seine Gemahlin gelten jetzt als mit den zu ihrer Bestimmung nöthigen Kräften ausgerüstet und von nun an sind sie die beständigen und ausschließlichen Gegenstände seiner religiösen Verehrung."

Der Hindu bleibt hiebei nicht stehen, er schreibt seinen Gottheiten auch die Schwachheiten des Menschengeschlechts zu und glaubt sie der Nahrung, Kleidung und Wohnung bedürftig. Im Sommer fächelt er dieses unempfindliche Stück Holz, und während des Winters legt er es Nachts in ein warmes Bett. Der Gottesdienst der Hindus ist nicht allein lächerlich, sondern er hat auch noch den traurigen Nachtheil, das menschliche Herz zu verschlechtern, den Verstand herabzuwürdigen und alle jene natürlichen Gefühle, die den Menschen zu Uebung häuslicher Pflichten antreiben, zu ersticken. Da sich in dieser letztern Hinsicht einige Zweifel gegen die Behauptungen des Radschah erheben könnten, so ist es nöthig, Beispiele von unbestreitbarer Glaubwürdigkeit zu deren Bekräftigung anzuführen.

„Ich sange," sagt Roy, „mit Krischna an, weil dieser

von allen Verkörperungen die am meisten verehrte und die Zahl seiner Anhänger sehr groß ist. Sein Kultus besteht in der Fertigung seines gemalten oder ausgehauenen Bildes nebst einer oder mehreren Gattinnen und in Betrachtungen über seine Geschichte, die ihn als den Mörder einer seiner Frauen, Namens Putna, und als einen Frevler schildert, der Weiber, verheirathet oder nicht, zwang, ganz nackt vor ihm zu erscheinen, die er dann, nebst vielen andern, zum großen Schmerz ihrer Männer und Angehörigen nothzüchtigte, und der außerdem alle Gesetze des Anstands mit Füßen trat und eine Menge ähnlicher Handlungen beging. Seine Anbeter dienen ihm unter unzüchtigen Tänzen, Gebärden und schamlosen Stellungen, mit Gesängen untermischt, in denen man seine Liebschaften und unsittlichen Vergnügungen preist.

„Es ist unmöglich, die schändlichen Gebräuche, mit denen die Hindus den Dienst des Mahadeva oder des Gottes der Vernichtung begehen, mit Worten zu schildern, welche die Schamhaftigkeit nicht beleidigen. Möge die Erklärung genügen, daß sie mit der unzüchtigen Gestalt, unter der man ihn gewöhnlich verehrt, im vollkommensten Einklang stehen. Die fabelhafte Geschichte dieses Gottes, die man in den Tantra liest, ist von der Art, daß sie auch für die ungezügeltste Einbildungskraft ein Gegenstand des Abscheus werden muß.

„Menschenopfer, berauschende Getränke, verbrecherische Handlungen und schlüpfrige Gesänge, vorzüglich aber Unzucht, bezeichnen den Kultus der Göttin Cali. Die erstern sind zwar abgeschafft, doch hat man Ursache genug zu vermuthen, daß sie noch in einigen Theilen Indiens gebraucht werden. *)

„Neugierige, die Muth genug dazu haben, können im Nigam oder einem andern Tantra, vollständige Nachweisungen über die schändlichen Lehren der Anhänger dieser beiden letztern Gottheiten finden. Die den Gottheiten der niederen Klasse geweihten Gebräuche sind ganz die nämlichen; alle aber sind dem durch die Vedas vorgeschriebenen reinen Kultus der Gottheit geradezu zuwider."

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Ausland vom vor. J. Nr. 271.

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer."

2. Gesellschaft und Sitten.

Was sich dem Fremden, wenn er England betritt, als erster Eindruck aufdrängt, ist der Begriff von augenfälligem Reichthum — was dem, der unser gesellschaftliches Gebäude als Sittenforscher beschaut, am Ersten auffällt, ist die hohe Achtung, in der der Reichthum steht: in manchen Ländern ist das Vergnügen der allverehrte Götze; in andern der Ruhm und die stolzern Wünsche der Welt; bei uns dagegen ist das Geld die mächtigste aller Gottheiten.

In einem jener schönen Traumgesichte Quevedo's, in denen sich so seltsam Großartiges mit Derbkomischem vereinigt findet, führt der Tod (der übrigens ganz verschieden von der gewöhnlichen Darstellung gekleidet und geschildert ist) den Dichter durch einen allegorischen Schaugang, auf dem er drei Gespenster sieht, bewaffnet, von menschlicher Gestalt, und einander, „sagt der Verfasser," so ähnlich, daß ich sie nicht unterscheiden konnte; sie waren in einem hitzigen Kampfe mit einem furchtbaren und mißgestalten Ungethüm begriffen.

„Kennst Du diese?" fragte der Tod, indem er plötzlich still hielt und mir ins Antlitz sah.

„Nein, fürwahr, sagte ich, und ich werde es in mein tägliches Gebet aufnehmen, daß mich der Himmel auf immer vor der Ehre ihrer Bekanntschaft bewahren möge."

„Thor, antwortete der Tod, sie sind bereits alte Bekannte von Dir; ja, Du hast kaum irgend Andere seit Deiner Geburt kennen gelernt. Es sind die Todfeinde Deiner Seele — die Welt, das Fleisch und der Teufel. Sie gleichen einander so sehr, daß der, der einen hat, in Wahrheit Alle hat. Der Ehrgeizige drückt die Welt fest ans Herz, und siehe da! es ist der Teufel! Der Lüstling umarmt das Fleisch und hält den Teufel in seinen Armen!"

„Wer aber ist, sagte ich, der Feind, gegen den sie streiten?"

„Es ist der böse Feind des Geldes, antwortete der Tod; ein prahlsüchtiger Dämon, der behauptet, daß er allen Dreien gewachsen sey, und daß, wo er hinkomme, sie unmächtig seyen."

„Ah! sagte ich, der böse Feind des Geldes ist mächtiger denn sie Alle."

Diese Fabel erläutert unser gesellschaftliches Lebensverhältniß. Welt, Fleisch und Teufel sind furchtbare Dinge; Gewinnsucht aber nimmt's mit ihnen Allen auf. Der böse Feind des Geldes ist mächtiger, denn sie Alle.

Das Wort „Gesellschaft" ist ein aristokratischer Kunstausdruck; und so wollen wir denn die aristokratischen Seiten ihres Wesens zuerst ins Auge fassen. Machen wir den Anfang mit der Mode (Fashion).

Die Mittelklassen richten ihren Sinn und ihre Theilnahme auf Wichtiges und Wesentliches: der Inbegriff ihrer Anschauungsweise heißt Meinung.

Die Großen richten ihren Sinn und ihre Theilnahme auf Nichtiges und Unwesentliches, und den Inbegriff ihrer Anschauungsweise nennt man Mode. Erstere ist die des Volksgeistes, letztere des aristokratischen Geistes.

Die gesetzlichen Einrichtungen eines Volks geben indessen selbst seinen leichtern Lebensrichtungen eine bestimmte Färbung, und die Mode ist eine Abschattung der volksthümlichen Gefühls- und Denkweise. In Frankreich war die Mode — unter Ludwig XIV — galant, und streng unter der Dreimännerherrschaft der Revolution: in Venedig war sie kaufmännisch: in Preußen ist sie militärisch: in England hat ihre Münze zwei entgegengesetzte Gepräge — auf der einen Seite siehst Du die hohe Achtung vor dem Reichthum — auf der andern die geringschätzende Verachtung! Der Mann mit hohen Titeln stammt gewöhnlich entweder von Männern mit großem Vermögen (indem er als den Stifter seiner hohen Rangstellung den reichen Kaufmann oder den glücklichen Advokaten anerkennt), oder hat sonst seine Stellung durch Heirathsbündnisse mit ihrer Klasse aufrecht erhalten; auf der einen Seite fühlt er sich deßhalb gedrungen, die Reichen etwas gelten zu lassen und die Verbindung mit ihnen zu suchen; auf der andern Seite dagegen drängt ihn (oder vielmehr seine Frau) die angeborne Ausschließungslust der Titelhoffahrt, sich einen Kreis von Bekanntschaften vorzubehalten, der dem Anstreben selbst der Klasse, von der er stammt oder sein Vermögen her hat, wie ein Heiligthum verschlossen bliebe. Macht gönnen wir schon dem mit Schätzen Begabten, nur im Reich der Mode nicht; das Glücksrad dreht sich, und siehe da, in der nächsten Geschlechtsfolge ist aus dem reichen „Roturier" ein betitelter „Exclusive" *) geworden! Das nährt und erhält dann den Geist einer lächerlichen Nebenbuhlerei unter den niedriggeborenen Reichen, und eben so eines ungereimten anmaßlichen Hochmuths unter den durch Geburt Vornehmen.

Die Kaufmannsfamilie gibt kostspielige Gastereien und dergleichen, um zu beweisen, daß sie es, mit vollem Fug, mit einer hochadeligen Familie aufnehmen darf; die Letztere will durchaus nicht hinter einem Wechsler zurückbleiben, und so wird hohles, prahlerisches Schauwesen zur Tagesordnung. Wir streben nicht dahin, was doch das Ziel eines Hofes seyn sollte, das Geistlose möglichst aus unserer Gesellschaft zu verbannen:

*) Wörtlich: Ausschließender — die bekannte Bezeichnung der vornehmen modischen Kaste, die neue Mitglieder nur schwer zuläßt, und oft schnöde zurückweist.

Nein! wir bestreben uns, der Geistlosigkeit einen Prachtmantel umzuhängen, und da diese jammervolle Nacheiferungswuth sich von Stufe zu Stufe weiter verbreitet, so macht sich alle Welt aus lauter Angst, nicht für arm zu gelten, wirklich arm. *)

Als Lucian Bonaparte vor einigen Jahren sich in England aufhielt, bildete er sich ein, nun möglichst eingeschränkt leben zu können; wie bitter irrte er sich! Der Bruder Napoleons, der, als Großbotschafter in Spanien, als Minister in Frankreich, als Prinz in Italien, nie weitern Schauaufwand, außer wie ihn eine elegante Einrichtung mit sich brachte, gemacht hatte, fand sich nun, zum Erstenmal, in England zum Großthun gezwungen. „Er würde sich — ein Mann seines Rangs! — durch eine solche zu einfache Lebensweise etwas vergeben haben!“ — — Seltsam genug kam der erste Stoß, den dieses Prunkwesen erhielt, von einem, gewissermaßen orientalischen, Alleinherrscher. Es war der Kaiser von Rußland, der in London in einer Miethkutsche herumfuhr und die Londoner „Grands Seigneurs“ mit der Würde der Einfachheit näher bekannt machte.

Die Mode, also, in diesem Lande ist ein Gemenge entgegengesetzter Eigenschaften; sie achtet die Reichen, und thut, als ob sie sie gering achte; heute wunderst Du Dich über ihren Knechtsgeist, morgen über ihr hoffährtiges Thun.

Einer der offenkundigsten Züge der englischen Gesellschaft ist das allgemein herrschende Gemarkte (marketing) unserer unverheiratheten Frauenzimmer; — ein nur uns in Europa eigenthümliches und bloß noch bei den Sklavenhändlern im Morgenlande in der Art vorkommendes Gemarkte. Wir sind ein ehestifterisches (match-making) Volk; die lebensvollen Erzählungen der Mrs. Gore **) geben ein richtiges und durchaus nicht übertriebenes Bild der Ränke, der Schliche, der Intriguen und Kontreintriguen, die den Hauptwaarenverkehr mütterlichen Ehrgeizes bilden. Wir berühmen uns, es gäbe in unserm Lande, da die jungen Leute nicht durch ihre Eltern einander verlobt würden, mehr Ehebündnisse, bei denen die Stimme des Herzens gehört werde, als anderwärts. Sehr möglich; allein in der guten Gesellschaft ist das Herz merkwürdig klug, und verliebt sich selten ernstlich ohne ein hinlängliches Auskommen: wo das Herz ist, da ist gewiß auch der Schatz! Unsere jungen Herren, die eher Leidenschaft als wahre Empfindung besitzen, schließen jene „Liaisons,“ die die Stelle der Liebe vertreten: sie könnten, wie Quin zu der schönen Handschuhmacherin, sagen: „Madame, ich werbe nicht um Liebe, ich kaufe sie immer gleich fertig.“ Wir gehen nie in einen Ballsaal, ohne das Gefühl, daß wir diplomatische Luft hier athmen. Wie viele dieser artigen „Chaperons“ würden selbst die Weisheit eines Talleyrand beschämen. Welche offenen Gesichter und versteckte Herzen! Welche Pläne und Hinterhalte in jedem Worte. Wenn wir auf jene frühe Periode in der Geschichte unserer Sitten zurückblicken, wo bei uns, wie es noch in Frankreich der Fall ist, die Eltern ihre Kinder verlobten, und, anstatt sie öffentlich zum Verkauf zu bringen, einen Austauschvertrag daheim unter sich zu Stande brachten, so werden wir mit Verwunderung finden, daß die Ehebündnisse nicht weniger glücklich ausfielen, die Frauen nicht minder häuslich waren, wie gegenwärtig.

Die Unsitte dieser offenen Männerjagd zieht viele, nicht genugsam beachtete Folgen nach sich; zu allererst nährt sie den Geist der Verstellung und Unwahrheit unter allen Frauenzimmern — „Müttern und Töchtern“ — einen Geist, der in beständigem Pläneschmieden und steter Heuchelei besteht; die ritterliche Achtung der Frauen wird dadurch verringert, und die jugendreine Neigung des Herzens zu hehrer und wahrer Liebe durch ewigen Argwohn getrübt und gehemmt. Dann trägt sie dazu bei, den gesellschaftlichen Ton steif, am Niedern klebend und geistlos zu machen; nicht des Geistes oder des Herzens, ja nicht einmal die gefällige Form und gewinnende Sitte ist es, worauf die schönen Spenderinnen gesellschaftlichen Rufes sehen: nein, Rang und Namen sind es und das Einkommen.

Man vergeudet seine Einladungen nicht an das Angenehmste — bei Leibe nicht! — sondern an das reichste Mitglied der Familie. Der älteste Sohn ist der große Magnet. Ja, je angenehmer ein Mann ist, für desto gefährlicher gilt er, in so fern er arm und unverheirathet ist: zum Range eines bloßen Bekannten läßt man ihn wohl zu, eifersüchtig dagegen versperrt man ihm den Weg zum vertrautern Verhältnisse. So wimmelt die Gesellschaft von Geistleeren, und es ruht auf ihr der Fluch des Unwahren.

Die Frauen, welche den Ton in der Gesellschaft angeben, nehmen von ihren Günstlingen den Ton an. Dem reichen jungen Manne muß man schmeicheln, um ihn zu gewinnen; um ihm zu schmeicheln, scheint man seine Lieblingsneigungen beifallswürdig zu finden; man spricht von Bällen und Pferderennen mit ihm; man fürchtet, ihn, auch nur durch den Schein einer geistigen Ueberlegenheit, abzuschrecken; man besorgt, von ihm für eine Blaue *) gehalten zu werden; man verläßt sich auf Schönheit und ein anmuthiges Läppischthun, um ihn zu kirren, und man stimmt den eigenen Geist „recht artig matt,“ damit sein Ohr sich durch keine geistige Schärfe widrig berührt finde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist interessant, Bulwer hier die nämlichen Rügen aussprechen zu hören, die von Seite der englischen Journale dem „German Prince“ (dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen) so bitter als boshafte Uebertreibungen und Entstellungen vorgeworfen wurden.

**) Bekannt auch als Verfasserin der „Polish Tales“ (London 1833), die eine Fülle der anschaulichsten Naturschilderungen und Zeichnungen der Volkseigenthümlichkeiten Polens enthalten.

Vermischte Nachrichten.

Der Leeds Mercury theilt die Nachricht mit, daß in Folge der fortdauernden Verbindungen unter den Arbeitern mehrere Manufakturisten in den ersten Tagen des Oktobers zu Leeds zusammengetreten sind und beschlossen haben sollen, alle Arbeit einzustellen. Wird dieser Entschluß auch nur von den anwesenden Mitgliedern ausgeführt, so sind auf einmal 20,000 Erwachsene und 10,000 Kinder ohne Arbeit. Mit Besorgniß sieht man den Folgen eines solchen Schrittes entgegen, und es ist augenscheinlich, daß man früher oder später, sey es von Seite des Parlaments, sey es durch schriftliche Uebereinkunft zwischen Manufakturherren und Arbeitern, Anstalten treffen muß, um den Zuckungen vorzubeugen, womit dadurch ganze Distrikte und endlich der Staat bedroht wird.

*

Neuern Nachrichten aus Aegypten zufolge hat die dortige Regierung abermals strengen Befehl gegeben, in den öffentlichen Kassen keine türkischen Münzen anzunehmen; zugleich sind die Mauthbeamten angewiesen, den Reisenden alles türkische Geld abzunehmen. Die Behörden müssen ferner alle Verbindung mit denjenigen Kaufleuten aufheben, die sich herausnehmen, solches Geld nach Aegypten zu bringen. Der Grund soll die entsetzliche Verschlechterung der türkischen Münzen seyn.

*) Blue, blue-stocking — Blaustrumpf: gelehrte Dame; eine seit Lady Montague's Zeit in England gebräuchliche Spottbenennung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Beilage; Alphabetisches Inhaltsverzeichniß von Januar bis Junius 1833.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 309. 5 November 1833.

England.

(Fortsetzung.)

9. Gefängnisse.

Die Engländer, welche gern allenthalben Ostentation zeigen, vor Allem, wenn es ihre Humanität betrifft, haben dieselbe bei Anlegung ihrer Gefängnisse nicht außer Acht gelassen. Sie haben den ihnen eigenthümlichen systematischen Geist damit in Verbindung gebracht und stellen Versuche der Wohlthätigkeit an, auf Kosten der Unglücklichen, welche die zahlreiche Bevölkerung dieser Korrektionshäuser bilden. Beschäftigung und Langweile scheinen die beiden Grundprinzipien ihres Systems, und auf diesen doppelten Zweck arbeiten alle ihre Gefängnißbestimmungen hin. Die neuen Gefängnisse sind im Allgemeinen geräumig, und was die einzelnen Gebäude betrifft, gut eingetheilt; nicht so in Beziehung auf den Raum, der für die Arbeiten der Gefangenen bestimmt ist. Der Zwischenraum zwischen den Gebäuden bildet dreieckige Höfe. Das Erdgeschoß der Rotunde nehmen die Wohnungen der Wächter ein. Im obern Stocke befindet sich eine Kapelle, in welcher die Gänge einer jeden Abtheilung sich endigen. Die Gefangenen dieser Abtheilungen, durch bretterne Verschläge von einander getrennt, können weder miteinander sprechen, noch sich sehen. Das Erdgeschoß der Abtheilungen enthält die Werkstätten; die andern Stockwerke sind zu Kammern mit mehreren Betten und zu Zellen verwendet. Oeffnungen, in den Mauern und an den Thüren angebracht, verrathen die geringsten Bewegungen der Gefangenen der beständigen Aufmerksamkeit der Wärter. Die Höfe, wovon ein Theil durch Dächer geschirmt ist, sind mehr Arbeitsstätten als Orte für Bewegung; sie sind gepflastert und mit Brunnen bewässert. Die Eingekerkerten bewohnen entweder Schlafsäle, wo 12 bis 15 beisammen sind, oder weniger große Zimmer mit 3 — 4 Betten versehen, oder Zellen, wo sie allein sind. Ueberall schlafen sie auf Feldbetten oder Betten von Eisenstangen, worauf Strohsäcke von weißem Linnen mit einer oder zwei wollenen Decken; am Tage wird der Bettzeug gleichmäßig hinweggenommen. Die Bretter und Eisenstangen werden jeden Morgen gerieben und gesäubert. Die Wände sind weiß angestrichen, ebenso die Steinplatten in den Zimmern und Gängen und die Stufen der Treppen. Auf diese Art herrscht eine sehr zweckmäßige Reinlichkeit, die sich auf das Kleinste erstreckt. Die englischen Gefängnisse zeichnen sich vorzüglich durch gänzlichen Mangel jenes pestartigen Gestankes aus, der in Frankreich den ungesunden Zustand der Gefängnisse so sehr verschlimmert; diesen Vortheil verdankt man dem Ueberflusse und der zweckmäßigen Vertheilung des Wassers. In allen Gefängnissen sind die Gefangenen zu einer fast andauernden Arbeit angehalten; in den einen ist sie produktiv, in den andern nicht. Ueberall hat sie einen eigenthümlichen Charakter, nämlich den der erdrückendsten Einförmigkeit, welche am geeignetsten ist, alles Denken zu vernichten. Die Männer werden bei Maschinen verwendet, welche sie nicht sehen, und deren Bewegungen und Wirkungen sie folglich weder verfolgen noch begreifen können. Mit den Füßen arbeiten sie, das Gesicht gegen eine Mauer gekehrt: die Hände an einer horizontalen Stange, stellen sie die Füße auf ein Brett, welches ihrem Gewichte weicht und durch ein andres ersetzt wird. Kein Gesang begleitet diese ermüdende Beschäftigung, deren Dauer, nach einer gewissen Anzahl von Umdrehungen des Rades bestimmt, ein Produkt von 12,000 Schritten den Tag gibt. Keine Zerstreuung oder Unterhaltung ist dabei gestattet, selbst die Blicke nach rückwärts sind verboten. Während der Ruhezeit gehen die Gefangenen in den Höfen spazieren, immer vier in einer Reihe; man vernimmt dann nur das einförmige Geräusch ihrer Tritte. An jedem Ausgange der Höfe steht ein Pfosten mit eisernen Ringen, in welche die Unglücklichen, welche Geißelhiebe bekommen, ihre Arme stecken müssen. Diese Strafe wird von einem der Wächter ertheilt, mittelst einer Geißel, die aus 9 Riemen besteht, auf Befehl des Gefängnißrathes, zur Bestrafung der innern Disciplinarvergehen; auch die wegen Diebstahls verurtheilten Kinder erhalten diese Strafe entweder jede Woche oder bei ihrem Eintritte und Austritte. Die Beschäftigung der Frauen ist fast dieselbe wie bei den Männern, nur mit dem Unterschiede, den die Ungleichheit ihrer Kräfte erfordert. Die Nahrungsmittel bestehen aus Suppen von Hülsenfrüchten, aus gekochtem Fleische, aus Käse und Brod; sie sind gut und im Ueberflusse da; gebrannte Wasser aller Art sind streng verboten. Die Kosten der Unterhaltung sind in England unverhältnißmäßig höher als in Frankreich; in dem penitentiary betragen sie für das Individuum 56 Pfd. St. (1400 Frk.), in den andern Gefängnissen 38 Pfd. (950 Frk.); in Frankreich betragen sie für Paris 450 Frk., für die Departements 350 Frk. Die moralischen Vortheile, welche die

englischen Oekonomisten aus den im Gefängnißsysteme eingeführten Veränderungen erwarteten, scheinen sich nicht bewährt zu haben. Die Anzahl der Verbrechen und Vergehen wächst, statt sich zu vermindern, jedes Jahr in furchtbarem Verhältnisse; sie ist ohne Vergleich beträchtlicher als in Frankreich. Auch das Verhältniß der schon einmal Verurtheilten, welche neue Fehltritte vor die Gerichtshöfe bringen, ist bei weitem stärker. Die Wirkungen des Unterrichts, den die Gefangenen in reichem Maße erhalten, werden durch die ganz dogmatische Form desselben und durch den Zustand der Geistesschwäche, welcher eine Folge des Arbeitssystems ist, wieder vernichtet. Wenn man die Lage der Gefangenen mit den Resultaten vergleicht, die aus der Behandlung, welcher man sie unterwirft, hervorgehen, so darf man sich fragen, ob die Gesellschaft und die Glieder derselben, die sie genöthigt ist, von sich zu entfernen, bei diesen so sehr gerühmten Verbesserungen viel gewonnen haben. Ich meines Theils fühle mich versucht, mich für das Gegentheil auszusprechen, und von Allem, was ich in den englischen Gefängnissen beobachtet habe, möchte ich nur die Vertheilung des Wassers und bewundernswerthe Reinlichkeit, welche man dort eingeführt hat, nachgeahmt wissen. Ich zögere nicht, zu erklären, daß das Gefängnißsystem in Frankreich mit seiner durch die Räthe geübten Aufsicht, der durch die Mildthätigkeitsvereine den Gefängnissen gewidmeten Sorgfalt, dem durch die Almosenpfleger ertheilten Unterricht, angenehmer für die Gefangenen, vortheilhafter für die Gesellschaft und bei weitem ökonomischer ist, als das englische System.

(Fortsetzung folgt.)

Verbrauch des Goldes und Silbers in den frühesten Zeiten.

(Fortsetzung.)

Nach dieser kurzen Andeutung von der bei der hebräischen Nation angehäuften Masse Silbers und Goldes dürfte es zweckmäßig seyn zu untersuchen, auf welchem Weg diese Menge edler Metalle unter der Regierung Salomo's wahrscheinlich zusammengebracht wurde. Geht man von den heiligen zu den profanen Schriftstellern über, so kann man sich des Staunens über wirkliche oder wenigstens scheinbare Leichtgläubigkeit nicht erwehren, mit der die seltsamsten und unwahrscheinlichsten Dinge erzählt werden. Besonders auffallend ist dieß bei Herodot und Diodor, die jedoch, überall wo sie nichts Uebernatürliches berichten, keineswegs ohne Glaubwürdigkeit sind. Die griechischen und römischen Schriftsteller erzählen Wunder, von denen wir nicht wissen, ob wir diese Berichte ihrer eigenen Leichtgläubigkeit zuschreiben sollen, oder ob sie auf die ihrer Zeitgenossen, für die sie schrieben, berechnet waren. Jedoch benimmt dieß ihrem Zeugniß über Gegenstände der Geschichte, Geographie, der Sitten, Gesetze und Regierungsform durchaus nichts an Glaubwürdigkeit. Die Geschichte aller alten Völkerschaften erzählt Wunderdinge, an die man jetzt nicht mehr glaubt; allein wollte man deßhalb ihre Autorität rücksichtlich anderer Gegenstände verwerfen, so würde es unmöglich werden, den Uebergang des menschlichen Geschlechts aus dem rohesten Zustand zur sittlichen Verfeinerung zu verfolgen. Vor noch kaum zweihundert Jahren herrschte, troß aller Kenntnisse und Civilisation, überall in ganz Europa der Glaube an Besessenseyn von bösen Geistern, an die Macht von Hexen, Zauberern und an Gespenster; es wäre aber gewiß höchst ungerecht, wenn man wegen dieses Glaubens an Erscheinungen und übernatürliche Ereignisse das Zeugniß gleichzeitiger Geschichtschreiber verwerfen wollte. Die auf den vorliegenden Gegenstand bezüglichen Stellen, die wir aus den alten Schriftstellern hier anführen, scheinen zuweilen ganz Unglaubliches zu berichten; das eigene Urtheil des Lesers wird indeß Wahrheit von Erdichtung zu sondern wissen, und die große Leichtgläubigkeit der ausgezeichneten Männer des Alterthums wird ihm, wenn er dabei noch die Art und Weise, mit der sie bei ihren Forschungen und Untersuchungen zu Werke gingen, mit der der ausgezeichneten Schriftsteller unserer Zeit vergleichen will, wo nicht Belehrung, doch Unterhaltung gewähren.

Aus den Berichten Diodors erfahren wir, daß Ninus, der Gründer der Stadt Ninive, „der alle Schätze von Baktria besaß, unter denen sich Gold und Silber in Ueberfluß befand," große Massen dieser edeln Metalle zusammenbrachte. (Diodorus Buch II. Kap. 1.) Derselbe Schriftsteller erzählt uns, daß Semiramis, die Gemahlin des Belus, seine Nachfolgerin in der Regierung und die Erbauerin der Stadt Babylon, unter andern außerordentlichen Bauwerken von fast unglaublicher Pracht, dem Jupiter oder Belus in dieser Stadt einen Tempel errichtete, „in dem die Statuen Jupiters, Juno's und der Rhea standen, sämmtlich von geschlagenem Gold. Die Statue Jupiters war in aufrechter Stellung, vierzig Fuß hoch und wog tausend babylonische Talente. Das Standbild der Rhea hatte die nämliche Höhe; es war auf einem Throne sitzend abgebildet, einen Löwen zu jeder Seite und einen auf dem Schooß, von zwei ungeheuren Schlangen von Silber umgeben, die 30 Talente wogen. Juno war aufrecht stehend dargestellt, und wog 800 Talente. Ein Altar für die Gottheiten, von geschlagenem Golde, 40 Fuß lang und 15 breit, wog 500 Talente; zwei goldene Becher standen auf ihm, jeder zu 30 Talenten, und neben diesen eben so viele Rauchpfannen, 300 Talente schwer. Auch befanden sich hier drei goldne Trinkgefäße, von denen das größte, dem Jupiter geweiht, 1200 Talente wog, und die beiden übrigen jedes 600 Talente schwer war." (Diodor Buch II. Kap. 1.)

Da Diodor in griechischer Sprache schrieb, so läßt sich vermuthen, daß er auch griechisches Gewicht annahm (ein Talent ungefähr 60 Pfund), und dann würde, nach der Berechnung des Abbé Barthelemy der Werth, der angeführten Masse Goldes sich nach unserm Geld auf ungefähr 66 Millionen Thaler belaufen haben. Andere schlagen ihn etwas geringer an, doch ist der Unterschied von keiner Bedeutung. Obschon diese Angaben sehr übertrieben scheinen, so läßt sich doch vermuthen, daß in jenen Zeiten eine große Masse Goldes aufgehäuft war, nur muß man, wenn man bedenkt, daß Diodor fast 2000 Jahre nach den Ereignissen die er erzählt, und noch dazu in einem Zeitalter schrieb, wo glaubwürdige schriftliche Urkunden höchst selten waren, die Richtigkeit der angegebenen Menge in Zweifel ziehen. Daß in der

That eine große Masse Gold in Babylon aufgehäuft war, wird durch die Erzählung des Propheten Daniel, von dem großen goldenen Götzenbild, das Nabuchodonosor in der Ebene Dura nahe bei der Stadt aufrichten ließ, wahrscheinlich.

Die Berichte Herodots über den Tribut an Gold und Silber, den Darius Hystaspis, König von Persien, ungefähr 480 Jahre vor Christus, aus den verschiedenen Provinzen zog, in die er sein ungeheures Reich nach Beendigung seiner Eroberungen getheilt hatte, haben vielen Anschein von Glaubwürdigkeit und Genauigkeit. Er gibt den von jeder einzelnen Provinz entrichteten Betrag an, und bemerkt zugleich, ob er in Gold oder Silber erlegt wurde; „die Gesammtsumme, sagt er, mag sich auf 9880 Talente Silber, und wenn man den Werth des Goldes dreizehnmal größer als den des Silbers anschlägt, auf 4680 euböische Talente in Gold belaufen haben. Alles zusammengerechnet, belief sich der jährliche Tribut den Darius einzog, auf 14,560 Talente (Herodot Buch III. Kap. 95). Dieser Schatz wird von Gibbon und Rennel auf ungefähr 19,500,000 Rthlr. angeschlagen. Gibbon schließt aus den Angaben Herodots, Buch I. Kap. 192, daß die Einkünfte, nach Abzug der Kosten, für den Unterhalt des Heeres und für die verschiedenen Provinzialverwaltungen, rein übrig blieben; wahrscheinlich waren diese Massen Gold und Silber Eigenthum des Monarchen, der aus ihnen einen Schatz für unvorhergesehene Bedürfnisse bildete. In einer andern Stelle Herodots finden wir eine Beschreibung der Art, wie dieser so aufgehäufte Schatz in der königlichen Residenz vermehrt wurde: „Gold und Silber wurden geschmolzen, in irdene Gefäße gegossen und diese dann, wenn sie voll waren, zerbrochen, wo denn das Metall als feste Masse zurückblieb. Trat nun der Fall ein, daß man Etwas brauchte, so ward von diesen Klumpen, je nach Bedürfniß des Augenblicks, ein größeres oder kleineres Stück abgeschlagen." (Herodot Buch III. Kap. 96.)

(Fortsetzung folgt.)

Memoiren der Demoiselle A. Boury. 1 Bd. 8.

Paris im September.

Demoiselle Boury hat ihre Memoiren geschrieben, einen ganzen Oktavband, und von ihrer frühesten Existenz anfangend. Warum nicht? Demoiselle Boury gehört fortan zu den sogenannten historischen Personen unseres Zeitalters, sie, die den Auserwählten der 33 Millionen Franzosen, und insonderheit der Julluskämpfer — mindestens sagt Louis Philipp, daß er die Augenweide und der unentbehrliche Schutzengel Frankreichs sey — auf eine so wunderbare Art gerettet und die Welt von einer unauslöschlichen Trauer bewahrt hat; mindestens behauptet Demoiselle Boury noch einmal, daß sie den lebensgefährlichen Schuß des Mörders vom Pont-royal mit ihren schwachen Händen wunderbarerweise abgewendet habe. Die Naive: es scheint die 40,000 Fr., die sie die komische Einfalt hatte, von Louis Philipp entlehnen zu wollen, sind ihr noch immer nicht gekommen; freilich hat man weder die Kugel der Pistole vom Pont-royal, oder vielmehr deren zu viel; freilich hat man den Rock des Thäters nicht, oder vielmehr deren von allen Farben gefunden, der Schuß hat auch nicht ein bischen getroffen, der König war hinterher so unschicklich gesund als zuvor, und Demoiselle Boury hatte übersehen, daß die Maschinerie eines königlichen Pistolenschusses, d. h. eines mörderischen Schusses ohne Mord, auf den König, an dem Tag einer politischen Feierlichkeit und vor Eröffnung der Kammer, nach der Bildung eines neuen Ministeriums nicht in die Attributionen des Königs, sondern — des Polizeipräfekten Herrn Gisquet gehört; sie hatte sich, statt an den Regisseur des Schauspiels, an den Direktor gewendet, sie hatte ihren Wechsel irrig präsentirt, und unterdessen war der Zahltag verfallen und der Schuß ins Wasser gefallen. Doch erhielt sie auf ihre Anfrage um 40,000 Fr. eine sehr feine, sehr tiefe und besonders sehr großmüthige Antwort; Louis Philipp gab ihr durch den Mund seines Adjutanten den Rath, sich an irgend einen Kapitalisten zu wenden, der ihr das Geld geben wolle! Man sagt in der That, daß dieses das beste Mittel sey, Geld zu erhalten. Schönen Dank für den schlauen Einfall, wofern die bürgerliche Majestät nur keine Konsultationsgebühren anrechnet. Beim Lesen dieses unverfänglichen Rathes fiel mir Jemand ein, welcher an dem Bureau der Subskriptionskommission zu Gunsten Laffitte's steht, einen Fünffrankenthaler hinlegt und hundert Sols heraus begehrt. Demoiselle Boury hat in ihrem hübschen Kopfe, trotz aller Verwahrung und Protestation ihrer Furchtsamkeit und Scheu, eine bedeutende Dosis Beharrlichkeit und spekulativen Geist, — und vor Allem will und muß sie die 40,000 Fr. haben. Unter andern Mitteln dazu schlägt sie das ziemlich gewagte der Schriftstellerei ein, sie schreibt ihre Memoiren, d. h. ihr Buchhändler und Verleger lassen ihre Memoiren schreiben, und setzen zu größerm Reiz ihr Porträt vorn dran, und zu noch größerer Anziehung muß die Heldin der Memoiren gegen die Keckheit, ihr Bildniß anderwärts auszuhängen, sich beklagen; dabei ist freilich nur ein Unglück, überall sonst ist Demoiselle Boury schön und angenehm, nur in ihren eigenen Memoiren ist sie häßlich und entstellt. Ferner: weil sie noch nie von der fatalen Begebenheit des Pont-royal gesprochen und die ganze Sache nirgendwo verhandelt werden, und sie fürchtet, daß der gute König gar nicht erfahren, wie und auf was Art er von dem Hinsterben gerettet ward, erzählt sie diese ganz neue Mähre noch einmal und dann wieder, bis es etwas mehr als genug ist, was es vorher schon war, sie will sich das hohe Glück, den Gesalbten des Herrn beschirmt zu haben, nicht nehmen lassen, und sie setzt den höchsten Werth — den Werth von 40,000 Fr. — daran. Wir wollen doch sehen, ob auch dießmal die Kasse der Tuilerien nichts Anderes als die Abschrift eines guten Rathes aus dem „vollständigen Wegweiser für Geschäftsleute und Geldanleiher u. s. w." zu erwidern hat. Demoiselle Adèle Boury hat auch einige sehr empfindliche Nervenanfälle gehabt, sie ist in Ohnmacht gefallen und hat geschluchzt, Alles im Dienste und zum größern Heil der bürgerköniglichen Familie; für Alles dieß hat sie bisher nichts geerntet als obgemeldeten guten Rath, und dessen ungeachtet ist ihr Gemüth voll Gebet und Rührung für den König, trotz dessen pocht noch jetzt ihr Herz von freudigem Stolze, wenn sie sich erinnert (d. h. wenn sie Andere daran erinnert), daß die Vorsehung ihre schwachen Hände zu einer so mirakulösen Rettung auserseben habe. Das ist Alles des Weiteren und besonders des sehr Breiteren in den Memoiren der Demoiselle Boury zu lesen, und sicherlich sehr rührend und angenehm; allein ich weiß nicht, welcher böse Zweifelgeist mir allerlei Skrupel gegen die Erfüllung ihrer Hoffnungen vormacht; auf der Cherbourger Reise gab zwar der König einer Dame ein Glas Wein und eine Pfirsich als Beweis seiner königlichen Freigebigkeit, allein dessen ungeachtet, und um so mehr nach einer so frischen Verschwendung, scheint mir das Anlehen „bei dem Kapitalisten" noch mehr Wahrscheinlichkeit zu haben als alle andere Berechnungen der Demoiselle Boury, denn erstens könnte es geschehen, daß die Memoiren keinen Abgang fänden, zweitens daß Louis Philipp an seine Rettung nicht glaubte, und drittens daß er nichts geben wolle; das letztere hat besonders viel Wahrscheinlichkeit, und könnte leicht als Stützpunkt des zweiten dienen; wären auch nicht die Berichte der Polizeipräfektur vorhanden, um die Kenntniß Sr. Maj. aufzuklären.

Demoiselle Boury war in einem Ursulinerkloster in St. Omer in Pension; sie erzählt die Art ihrer Speisen und Getränke in diesem Kloster; sie hatte einen Stiefvater, welcher, wie alle Stiefväter, sie nicht besonders gütig behandelte..... Hier ist ein großer Sprung, und wir gelangen nach Paris. Was von ihrer Ankunft daselbst bis zu dem Tag des schrecklichen Mordes geschehen, wo sie gewohnt, was sie gesagt und gedacht habe, und wie sie am 19 November Morgens fern von dem Gedanken gewesen, Zeuge eines so denkwürdigen Vorfalles zu werden, das, und vielerlei dazwischen, über die alte und neue Geschichte, über

Romantik und Klassicität, über die Assisen und das Theater, über Boileau, Molière und Napoleon, über die Geschwornen und den Sündenfall, und über die Beschwerden der Berühmtheit eines schönen Gesichtes — vergessen Sie nicht, daß Demoiselle Boury und ihre Verleger schreiben — findet sich in dem Oktavbande im allerschönsten Pot-pourri aufgetragen. Wir wollen der modernen Jeanne d'Arc nicht auf den Pontroyal folgen; ich verweise in dieser Beziehung auf das vierzehntägige Assisenprotokoll und auf die eilftausend Journale, welche die Geschichte erzählt haben. Nach dem Schusse finden wir Demoiselle Boury in dem Ministerium des Innern wieder, wohin sie schon früher in ihren eigenen Angelegenheiten war bestellt worden. Nach einigen Ohnmachten und Krämpfen erzählt sie dem Ministerialsekretär ihr Gesicht — vor wenigen Augenblicken hatte sie es noch für ein Alpdrücken gehalten, die Erschrockene — und alsbald läßt sie Herr Martin, der Sekretär des Herrn Thiers, in eine Miethkutsche steigen und sammt ihrer Bewegung, Thränen und Zuckungen nach den Tuilerien expediren, jedoch unter Begleitung der Frau des Thürhüters, ich vermuthe, um sie gegen den reitenden Polizeigardisten, welcher dem Wagen zu Pferde folgte, zu schützen.

„An dem Eingange der Tuilerien — es ist Zeit, daß ich unsere Heldin selbst sprechen lasse — in der Nähe der Bäder Vigier angekommen, hielt der Wagen stille. Er fuhr nicht in das Innere des Schloßhofes, welcher mit Wagen angefüllt war, so sehr hatten sich bereits die Notabilitäten von Paris beeilt, den König zu beglückwünschen über die Gefahr, welcher er beinahe wunderbarerweise entgangen war. Jetzt erst kam mir ins Gedächtniß zurück, daß ich so glücklich gewesen, den Schuß abzuwenden, und dieser Gedanke tröstete mich über meine physischen und moralischen Leiden. Aber da ich einige Zeit in dem Wagen verblieb, ohne zu wissen, welche Untersuchung ich zu gewärtigen habe, so kann ich wohl auch meinen Leser einen Augenblick harren machen und ihn auf das folgende Kapitel verweisen, um seine Neugierde zu befriedigen, wenn er neugierig seyn sollte, die einfache Wahrheit über das Ende eines Tages zu erfahren, welchen man so romantisch dargestellt hat."

Bewundern Sie die ganz neue Art ein Kapitel zu beendigen, und ein neues vorzubereiten. Wer sollte glauben, daß Demoiselle Boury zum Erstenmal ihre Memoiren schreibt? — Also:

Eine Viertelstunde in den Tuilerien.

„Sobald der Wagen an der Pforte der Tuilerien anhielt, ritt der Polizeigardist voraus, um, ich weiß nicht welche Personen zu benachrichtigen. Die Frau des Thürhüters des Ministeriums war mit mir in den Wagen gestiegen, wo ich ungefähr eine Viertelstunde zubrachte, welche mir sehr lang vorkam; denn in der Lage, in welcher ich mich befand, war die Ungewißheit eine schreckliche Sache. Wohin wird man mich führen, da man mich nicht in meine Wohnung gebracht? Zu welcher Rolle bin ich bestimmt? Diese und andere Fragen ähnlicher Natur durchkreuzten meinen Kopf, und es mischten sich darunter einige freudige Aussichten, denn in meinem Alter (ich muß hier eine wichtige Thatsache nachtragen, die ich, wie Demoiselle Boury selbst gethan, gleich in der ersten Zeile meines Artikels hätte niederschreiben sollen: Demoiselle Boury ist noch nicht zwanzig Jahre alt) und ohne Erfahrung, wie ich damals war, schmeichelt man sich gern; und wie ich bereits gesagt, die Idee, zur Rettung des Königs beigetragen zu haben, ließ mich alle Unannehmlichkeit mit Geduld ertragen.

„Die Ankunft zweier Personen in Uniform machte meiner Angst ein Ende, oder vielmehr unterbrach dieselbe. Diese zwei Offiziere kamen, um mich abzuholen; sie führten mich durch den Winkel des Hofes bis zu der Eingangsthüre des Schlosses, welcher der Galerie gegen die Seine zu am nächsten liegt. Während dieses kurzen Durchganges bemerkte ich die zahlreichste Versammlung von Wagen, die mir je vorgekommen ist. Am obern Ende der Treppe des ersten Stockwerkes angelangt, ließ man mich mehrere Gemächer durchwandern, in welchen eine große Menschenmenge war. Ich kam endlich in einen Saal, wo mir der Zudrang von Menschen noch größer schien, als in den vorhergehenden Zimmern, und wo ich, so weit meine Zerstreuung es mir gestattete, eine ansehnliche Zahl von reichen Uniformen wahrnahm. Hier sah ich mich rasch umgeben, alle diese Herren drängten sich um mich und überhäuften mich mit Fragen; so sehr schien meine Anwesenheit an diesem Orte eine außerordentliche Begebenheit, so sehr insbesondere war man neugierig, die geringsten Details über einen Vorfall zu vernehmen, welcher die in den Tuilerien versammelten Personen mehr als irgend sonst Jemanden interessirte.

„Ich weiß nicht, ob es ein Fehler meiner Organisation oder ein zu hoher Grad von Reizbarkeit ist, oder ob es daher kommt, daß ich schon viel gelitten und geweint habe, allein die Wahrheit besteht, daß sobald ich lebhaft angegriffen bin, mir die Thränen in die Augen kommen, und da ich das Lächerliche dieses Zustandes fühle, welchen man bei den Frauen als etwas Affektirtes ansieht, so zwinge ich mich zur Verstellung so viel ich kann; allein diese Anstrengung macht den entgegengesetzten Effekt, ich werde unwohl, so sehr, daß ich in Ohnmacht falle, und alsdann empfinde ich nichts mehr, bis ich mich wieder erholt habe.

„Ich habe dem Leser diese unangenehme Eigenschaft mitgetheilt, in Betreff deren ich später noch einen Brief meines achtungswerthen Vormundes citiren werde, weil man sich allerlei Anzüglichkeiten über meine Ohnmacht in den Tuilerien erlaubt hat. Was natürlicher, nach den Stößen, welche ich in weniger als zwei Stunden erhalten hatte?

„Ich fiel also in Ohnmacht in dem letzten Saale des Schlosses, in welchen ich gelangt war; mögen diejenigen, die den Anschein nehmen, darin eine Komödie zu erblicken, auf der Aeußerung einer Meinung beharren, welche sie nicht haben; allein man muß gestehen, daß man mir eine große Geistesgegenwart zutrauen mußte, wollte man aufrichtig an einen solchen Kunstgriff eines jungen Mädchens glauben, welches in eine für sie so neue Welt versetzt, und von dem umgeben wurde, was ein Hof stets Imposantes hat, selbst für die Philosophen, welche übel von den Höfen reden, um sich zu trösten, daß sie keinen Zutritt daselbst haben, oder den ersten Rang nicht behaupten. Gewiß, ich möchte diese Episode aus meinem Leben wegschneiden können, und dennoch drücke ich nicht ohne Vergnügen meine Dankbarkeit hier aus, für alle die Personen, welche mir bei dieser Gelegenheit so viel Wohlwollen erzeigt und so viele Sorgfalt für mich gehabt haben.

„In der That, sobald ich wieder zu Besinnung gekommen war, munterte man mich von allen Seiten auf, man dankte mir sogar für den Dienst, welchen man damals glaubte, daß ich der königlichen Familie und Frankreich erzeigt habe, und welchen heute vielleicht ich allein noch glaube wirklich geleistet zu haben.

„Unter der Menge besorgter Personen, welche mich umgaben, gewahrte ich eine Dame in sehr reichem Anzuge, mit freundlichem Gesichte (ach Schmeichlerin!), welcher man Platz machte, als man sah, daß sie mit mir sprechen wolle. Sie sprach in der That mit einer wahrhaft engelgleichen Güte und Sanftmuth mit mir; sie gab mir den süßesten Trost über das Unglück, welches mich so sehr in die Nähe des Mörders des Königs gerathen ließ. Sie fragte mich unter Anderm, ob ich den Mann mit der Pistole wohl wieder erkennen würde, wenn man mir ihn vorstellte. Ich antwortete ja, und wenn ich ihn seither nicht erkannt habe, so hat dieß einfach den Grund, daß man ihn niemals vor mich gebracht hat, trotz der ernsthaften Zweifel, welche mich in einem einzigen Augenblicke befallen haben.

„Erst späterhin habe ich erfahren, daß die Dame, welche mich so gütig und wohlwollend empfangen hat, Madame Adelaide war; während der Unterredung war mir dieß gänzlich unbekannt. Also trotz aller Fabeln, welche damals erzählt wurden, und trotz der romantischen Details, welche man diesen Fabeln beifügte, den König und die Königin habe ich nicht gesehen. Nun aber glauben Sie mir, meine Herren und Damen (das lautet ja wie in einem Puppenspiel), die Sie eine Erfahrung haben, welche mir abgeht, man lügt nicht, wenn man die Dinge widerlegt, welche am meisten geeignet sind, die Eitelkeit zu schmeicheln.

„Dieß ist Alles, was sich in Beziehung auf mich, während der langen Viertelstunde meines Aufenthaltes in den Tuilerien, zugetragen hat; mindestens Alles, was mein Gedächtniß mir zurückruft, und ich glaube nicht, daß es mir in diesem Punkte untreu geworden ist."

Als besondere Zugabe dieser Memoiren finden sich mehrere Liebeserklärungen abgedruckt, welche der Demoiselle Boury anonym zugeschickt wurden; darunter auch einige Verse, welche sie die moderne Johanna von Orleans nennen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 310. 6 November 1833.

Die Religion der Hindus.

(Fortsetzung.)

Die Götzenbilder sind der gesunden Vernunft so ganz entgegen, daß sie in Indien selbst Widersacher gefunden haben, und daß die Schastras, ein ansehnlicher Stamm, sie gänzlich verworfen haben. Sie können, sagen diese, nur mit einem Gefühl des Abscheus die Verblendung Derer ansehen, die mit ihren eigenen Händen ein Paar vorgebliche Gottheiten beiderlei Geschlechts verfertigen, denen sie ihre Verehrung bezeigen, vor denen sie sich andächtigen Betrachtungen überlassen und deren große Thaten, die in nichts als in einer ununterbrochenen Folge von Ausschweifungen, niedrigem Betrug, Treulosigkeit und Verbrechen aller Art bestehen, sie täglich wiederholen. Läßt sich wohl hoffen, daß Menschen, die sich unter das Joch einer Lehre beugen, die ihnen sagt, daß es, um sich von allen Uebertretungen der Gesetze der Natur zu reinigen, genüge den Götzenbildern unter Aussprechung ihres Namens kleine Geschenke zu machen, jemals die Vorschriften zu einem guten sittlichen Betragen würdigen werden? Wer das Wort Durga, Name einer Göttin, ausspricht, wäre er auch ein Ehebrecher, Dieb oder Mörder, ist, den abergläubischen Lehren der Hindus zufolge, von allen Sünden rein gewaschen. Einer ähnlichen Vergünstigung werden auch die abscheulichsten Verbrecher theilhaft, wenn sie mit lauter Stimme, geschähe es auch unwillkürlich oder maschinenmäßig, während eines Sturzes, eines Fehltritts, wenn sie die leichteste Unpäßlichkeit fühlen, wenn sie niesen oder bei andern nichts bedeutenden Vorfällen, den Namen Habi's anrufen; und dieses so bequeme Mittel, eine gänzliche Absolution zu erhalten, wird sogar für den größten Verbrecher wirksam, wenn er, sey es nun ruhend oder gehend, während des Essens oder Sprechens, an den Ganges denkt. Es ist einleuchtend, daß ein solches religiöses System alle nur möglichen Irrthümer und Laster erzeugen muß; der Hindu ist nicht allein wegen der Leichtigkeit, mit der er der himmlischen Strafe zu entgehen glaubt, zu Verbrechen geneigt, sondern er sieht auch in dem Betragen seiner Gottheiten, deren Verehrung ihm eingeschärft wird, die stärkste Aufforderung sich allen Arten von Ausschweifungen zu überlassen. Nicht nur rücksichtlich der Unzucht, sondern auch was Dieberei und Veruntreuung betrifft, ist dieß, wie die nachstehenden Angaben Rammohuns beweisen, der Fall.

„Was Treulosigkeit und Falschheit anbelangt, so thut es hierin Krischna, ihre Lieblingsgottheit, allen übrigen zuvor. Dscherrah-Sundh, der mächtige Fürst von Behar, überzog Krischna, als er erfahren hatte, daß dieser seinen Schwiegersohn getödtet habe, mit Krieg, und es gelang ihm endlich ihn aus Mathrova, seinem Geburtsort, zu vertreiben. Krischna, um sich zu rächen, nahm seine Zuflucht zu einer eines Gottes unwürdigen List: von seinen beiden Vettern, Bhima und Erdschonna, begleitet, und alle drei sich für Brahminen ausgebend, drangen sie unter dieser Verkleidung in den Palast Dscherrah-Sundh's, und als sie ihn durch Bußübungen geschwächt und nur von seiner Familie und Priestern umgeben fanden, forderten sie ihn zum Zweikampf heraus. Seine Kraft kam seinem Muth nicht gleich, und so erlag er den Streichen Bhima's, des furchtbarsten unter seinen Gegnern.

„Bei einer andern Gelegenheit gelang es Krischna, seinen Vetter Dschudhisthir zu überreden, sich durch ein falsches Zeugniß zu entehren, um ihrem Beichtvater Dron das Leben zu nehmen.

„Wischnu zettelte, mit mehrern seiner Gefährten, gegen Beuli, einen der größten Fürsten Indiens, eine Verschwörung an, da er aber das Nutzlose seiner Unternehmung einsah, so nahm er zur schändlichsten Falschheit seine Zuflucht, und stellte sich als ein um Almosen bittender Zwerg dem Fürsten vor. Beuli, obschon von Wischnus Anschlägen unterrichtet, überließ sich dennoch den edeln Gefühlen seines Herzens; er konnte die begehrte Unterstützung nicht verweigern und der Gott, nicht zufrieden, ihm, durch die Kraft der empfangenen Gabe, zur Vergeltung sein Reich zu entreißen, verwies ihn nach Patal, wo der unglückliche Fürst seine Tage in Sklaverei beschloß.

„Als die Schlacht von Curukschetra mit der gänzlichen Niederlage Duroschodhun's endete, kehrten die Truppen seines Nebenbuhlers unter dem Schutz Mahadeva's in ihr Lager zurück, um der Ruhe zu genießen, die sie nöthig hatten. Kaum waren einige Augenblicke vorüber, so gestattete die durch die feinen Schmeicheleien Eswathawa's, eines Freundes von Duroschodhun, verführte Gottheit ihm nicht nur das siegreiche Heer, das sich im Vertrauen auf den göttlichen Schutz dem

Schlaf überlassen hatte, zu würgen, sondern sie half sogar bei Ausführung dieses blutigen Werkes selbst mit.

„Die Essuren hatten Wischnu das Gefäß anvertraut, in dem sich das Wasser der Unsterblichkeit befand; er verrieth ihr Vertrauen und lieferte es ihren Schwägern und ihren Feinden, den himmlischen Göttern, aus."

Eine der, den Bekennern der Hindureligion auferlegten Verpflichtungen besteht, wie es scheint, in der Annahme einer eigenen Lebensordnung. Ein Hindu irgend einer Kaste darf nur einmal zwischen Auf- und Untergang der Sonne, und zwar unbekleidet speisen; er darf keine in einem Schiff oder Nachen bereiteten Nahrungsmittel zu sich nehmen, in keiner Taverne essen oder irgend etwas genießen, das von einer Person von einer andern Kaste berührt wurde, und wird er in seiner Mahlzeit gestört, so muß er sie aufheben. Es ist gewiß, daß den Hindus, in Folge einer falschen Auslegung ihrer heiligen Bücher, auch die einfachsten Lebensgenüsse versagt sind. Der Uebertreter dieser Vorschriften unterliegt der strengsten Strafe, und vor Allem der Ausschließung aus der Kaste, in der er geboren wurde. Wer sie hingegen streng befolgt, erlangt gewissermaßen den Ruf, keines Fehltritts oder Verbrechens fähig zu seyn, und wird in dem Hause eines solchen Hindu ein Mord, Diebstahl oder anderes Verbrechen begangen, so wird er dennoch in der Kaste behalten, und ihm keine Strafe auferlegt; es genügt, daß er dem Brahminen ein kleines Geschenk mache, damit dieser mächtige Vermittler sich bei der Gottheit zu Gunsten des Schuldigen verwende. Allein nicht bloß die Freuden des Lebens werden den Hindus durch blödsinnigen Aberglauben untersagt, er legt ihnen sogar auf, gegen sich selbst die grausamsten Handlungen zu verüben, indem er ihnen in gewissen Fällen befiehlt, ihren Eltern oder Freunden das Leben zu nehmen. Zum Beleg dieser Behauptung wollen wir nur der freiwilligen Opferungen jener Unglücklichen gedenken, die sich von den Rädern des Wagens des Dschagrenath zermalmen lassen, und der grausamen Sitte der Hindus in Bengalen, Kranke, deren Genesung zweifelhaft ist, an den Ufern des Ganges auszusetzen und dort umkommen zu lassen.

Der Hauptzweck des Werks des Radschah Rammohun Roy ist, zu beweisen, daß die vorgeblichen Religionslehren und Uebungen der Hindus mit der Anerkennung eines höchsten Wesens unvereinbar, und das Ergebniß des gröbsten Irrthums sind, und sich durch eine verständige Auslegung der heiligen Bücher nicht rechtfertigen lassen. Die Vedas oder heiligen Schriften der Hindus enthalten das Wesentliche ihrer Theologie, Gesetze und Literatur. Ihre Entstehung verliert sich, sagt man, bis zur Schöpfung hinauf, und ihre bildliche Sprache hat denen, die ihre Erklärung versuchten, viele Zweifel erregt. Byas, ein berühmter indischer Gelehrter, verfaßte vor ungefähr zweitausend Jahren einen sehr schätzbaren Auszug davon, nach zwei sanskritischen Worten, welche Analyse aller Vedas bedeuten, der Vedant genannt, und dieses Werk hat seinen Ruf bis auf den heutigen Tag behauptet, und wird für eben so authentisch und achtungswerth gehalten, als die Originale.

(Schluß folgt.)

Verbrauch des Goldes und Silbers in den frühesten Zeiten.

(Fortsetzung.)

Unter Darius scheint es Grundsatz gewesen zu seyn, nie mehr Gold oder Silber auszuprägen, als man eben zu Führung des Handels und zu Tilgung der Staatsausgaben bedurfte (siehe Strabo Buch XV.), die zu jener Zeit, wegen der geringen Menge von Artikeln, die als Tauschmittel dienen konnten, und des niedern Preises wegen, den alle Lebensbedürfnisse hatten, nicht beträchtlich seyn konnten. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß jener Schatz deßhalb so sorgfältig gesammelt wurde, und unangetastet blieb, um mit seiner Hülfe den großen Feldzug gegen die Griechen zu unternehmen, den der griechische Monarch und seine Minister bei ihren kriegerischen Entwürfen vorzüglich im Auge hatten. Wir lesen im Demosthenes, daß Xerxes so viel Geld und werthvolle Gegenstände mit ins Feld nahm, daß 1200 Kamele zu ihrem Transport erforderlich waren, und daß er bei den Unfällen, von denen sein Zug begleitet war, sich genöthigt sah, unter den Miethtruppen, die ihm ins Feld folgten, so große Summen zu vertheilen, daß Sparta allein 5000 Talente empfing. (Isokrat. Symm. 32.)

Darius prägte Goldstücke von sehr reinem Metall, die man Dariks nannte, und die nach unserm Geld ungefähr $7^1/_2$ Rthlr. werth waren. Der Name Dariks wurde indeß in spätern Zeiten allen goldenen Münzen beigelegt, die nur wenig Zusatz enthielten und damit vielmehr die Reinheit des Metalls als das Gewicht der Münze bezeichnet. Der Dariks von diesem Gepräge waren nur wenige und ihr Umlauf beschränkt, sonst würden wohl mehrere von ihnen auf die Nachwelt gekommen seyn. Wie man sagt, sind nur zwei Exemplare dieser Münzsorte vorhanden, von denen das eine sich in der Sammlung Lord Pembroke's befindet; die Figur eines Bogenschützen ist darauf geprägt, was vor Alters zu einem sinnreichen Einfall Anlaß gab, der erzählt zu werden verdient. Agesilaus, König von Sparta, ward nämlich von Darius mit 30,000 Dariks bestochen, um die andern griechischen Staaten, mit denen er ein Bündniß geschlossen, im Stich zu lassen. Als man ihm dieser Verrätherei halber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich damit, daß er sagte, seine Operationen wären unterbrochen worden, weil ihn ein Heer von 30,000 Bogenschützen in die Flucht geschlagen habe.

Der Reichthum Krösus, Königs von Lydien, der ungefähr 550 Jahre vor Christus lebte, ist zum Sprüchwort geworden, und obgleich keine genaue Angabe von dessen Größe auf uns gekommen, so können wir uns doch aus dem großmüthigen Geschenk, das er dem Tempel zu Delphi machte, und das sich, wie Herodot (Buch I. Kap. 50) und Diodor (Buch XV. Kap. 59) berichten, auf 4000 Talente in Silber und 270 Talente in Gold, also nach unserm Geld auf beiläufig 18 Millionen Thaler belief, einen Begriff davon bilden. Im Herodot findet sich eine Erzählung, die sowohl den Reichthum dieses Königs als auch die Sitten seiner Zeit bezeichnet. Als Krösus seine Lydier von Sardis abschickte, um das Orakel zu Delphi zu befragen, wurden sie von der Familie der Alkmäoniden mit einer Freundschaft aufgenom-

men, deren sie, nach ihrer Rückkehr, gegen ihren Herrn rühmlichst gedachten. Ein Mitglied jener Familie erhielt hierauf eine Einladung den König Krösus zu besuchen, und wurde bei seiner Ankunft mit so vielem Gold beschenkt, als er nur tragen konnte. (Herodot Buch IV. Kap. 105.) „Um die Gabe so viel möglich zu vergrößern, brauchte Alkmäon folgende List: mit einer weiten mit vielen Falten versehenen Tunika und mit den größten Halbstiefeln bekleidet, die er nur auftreiben konnte, folgte er seinem Führer nach dem königlichen Schatz; hier stopfte er, indem er sich auf den Goldhaufen wälzte, zuerst seine Stiefel so voll als möglich, bestreute sein Haar mit Goldstaub, und füllte dann alle Falten seiner Gewänder und sogar den Mund mit demselben an. Als dieß geschehen war, wankte er mit größter Mühe davon und glich so, mit aufgeblasenen Backen und den Erhöhungen rings um seinen Körper, Allem eher als einem Menschen. Krösus brach, als er ihn ansichtig wurde, in lautes Gelächter aus und ließ ihm nicht nur Alles was er fortgeschleppt hatte, sondern fügte diesem auch noch andere ebenso werthvolle Geschenke bei. Die Familie wurde durch diesen Vorfall sehr reich und Alkmäon in den Stand gesetzt, jene Pferde zu kaufen und zu unterhalten, die ihm in den olympischen Spielen den Sieg errangen." Wie groß auch der Reichthum des Krösus gewesen seyn mag, so scheint doch, daß Gold in Athen sehr hoch im Preis gestanden seyn muß, da so viel von diesem Metall als eine einzige Person auf dem beschriebenen Wege fortbringen konnte, hinreichend war, eine der aristokratischen Familien jenes Staates reich zu machen.

(Schluß folgt.)

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer."

2. Gesellschaft und Sitten.

(Fortsetzung.)

Dem von diesen geringfügigen Intriguen ganz in Anspruch genommenen und zu diesem armseligen Treiben herabgebrachten Ehrgeiz der Frauen bleibt nur wenig Sinn und Mitgefühl für die hohen Zielpunkte männlicher und edler Geister. Sie haben im Allgemeinen nur eine frostige Empfänglichkeit für das Streben und den Ruhm eines Vaterlandsfreundes: sie thun, als verständen sie nichts von Politik, und bemessen den Umfang des geistigen Vermögens eines Mannes nach seinem „Vorankommen." Bei den Frauen der alten Zeiten war der Patriot ein Gegenstand der Bewunderung; bei den Frauen unserer Zeiten ist er ein Gegenstand des Abscheus. Sprecht gegen Gehalte, und Ihr dünkt ihnen fast ein Mensch von schlechtem Rufe — werbet ein Stellenjäger, und Ihr seyd ein Mann, der alle Rücksicht verdient. Sind die Frauen selten die erhebenden Trägerinnen des Strebens nach Ehre im öffentlichen Leben, so sind sie dagegen unnachahmlich als Trösterinnen in seinen Glücksumschlägen.

Herr Thurston *) ist ein Mann von begabtem Geiste und ehrgeizigem Sinne; er gelangte mit Hülfe eines hohen Gönners und eines geschlossenen Wahlfleckens vor einigen Jahren ins Parlament. Er ist ein sogenannter politischer Glücksritter. Er kam ziemlich gut voran und brachte es wenigstens zur Versorgung seiner Familie. Er bekannte sich zu freisinnigen Ansichten und meinte es vielleicht — wie man's eben von den Menschen erwarten darf — aufrichtig damit. Er hatte immer für so eine Art Reformbill gesprochen. Die Bill kam — er wurde unruhig, erschrak, war aber doch halb und halb geneigt, für sie zu stimmen. Mistreß Thurston wollte von Sinnen kommen; schmeichelnd, flehentlich bat sie ihren Eheherrn, zu bedenken, daß eine Parlamentsreform dem Gönnerwesen der Regierung den Tod bringen müsse; — von ihren andern Kindern wolle sie nichts sagen, allein er habe einen Knaben von zwei Jahren; was denn aus dem werden solle? Von den Whigs dürfe man durchaus nichts erwarten; die hätten selbst Freunde genug, für die sie sorgen müßten. Diese Bill könnte ja auch unmöglich je durchgehen: die Tories würden — müßten wieder ans Ruder kommen, und dann möge er sich nur auf den Dank für seine Abstimmung gefaßt machen!. So folgerte Mistreß Thurston, und wie eine recht verständige Frau, doch nur wie eine solche, die keine andern weltklugen Beweisgründe geltend zu machen wußte, als die, die lediglich den Eigennutz ansprechen; — nicht ein Wort davon, was dem Volke am Meisten frommen, einzig und allein — was für die Familie am Vortheilhaftesten seyn würde. Herr Thurston wankte — ließ sich verführen — stimmte gegen die Reform und hat das Parlament für immerdar gesehen! Was die Sache noch weit mehr verschlimmert, ist, daß sein Vater, ein Kaufmann von mäßigem Vermögen, dessen Erbe er war, fast unmittelbar nach dieser unglückseligen Abstimmung Bankerott machte. Thurston mit seiner großen Familie ist ein armer Mann geworden; er hat sich aufs Land zurückgezogen; von der Regierung darf er natürlich nichts hoffen. Das öffentliche Leben ist ihm für immer in der schönsten Zeit seiner geistigen Anlagen, und gerade, wie er zu steigen anfing, verschlossen. Das Alles ließe sich vielleicht von einem Mann, der nach seinem Gewissen gehandelt hat, heiter genug ertragen; allein das Unglück ist, daß sich Thurston überreden ließ, gegen jene innere Stimme zu votiren.

Nun aber wollen wir das Gemälde auch von einer andern Seite betrachten. War Mistreß Thurston die Verderbenbringerin, so ist sie jetzt die Trostbringerin. Im Glück eitel, obenhinaus und von etwas heftigem Temperament, ist sie im Mißgeschick ein wahres Muster von Besonnenheit und liebevoller Nachsicht geworden. Geht einmal aufs Land und seht den Abstand zwischen ihrem jetzigen und ihrem vormaligen Benehmen; sie ist dieselbe Frau nicht mehr. Eine solche Besserung von ihrer Seite ist recht schön und ganz englisch! War sie aber auch im Stande, Thurston wirklich zu trösten? Nein, er ist ein verlorner Mann; sein Lebensmuth ist gebrochen; er ist zum Grämling geworden, und wenn Ihr über Staatssachen mit ihm sprecht, so mögt Ihr Euch nur bald nach einem Sekundanten umsehen. Mrs. Thurston ist übrigens fern von dem Gedanken, daß sie im mindesten Unrecht hatte; Alles was sie möglicherweise von der ganzen Frage verstehen kann, beschränkt sich darauf, „daß es eben unglücklich ausschlug."

Ein Gentleman von guter Herkunft und vielversprechenden politischen Anlagen hatte bei mehrern Abstimmungen mit der radikalern Partei gestimmt. Ein sehr angesehener Mann, von den Aeltern Einer, der seiner Zeit Minister gewesen war, äußerte sein Bedauern, daß sich Herr **** zu so schlechter Gesellschaft gehalten habe, gegen eine Tante dieses Herrn, eine Dame von ausgezeichneten Geistesgaben und großem gesellschaftlichem Einflusse. Die Tante sagte jene Klage dem Parlamentsmitgliede wieder: „Nun, und was gaben Sie darauf zur Antwort, wertheste Tante?"

„Oh! ich entschuldigte Dich recht geschickt," versetzte die Gefragte. „Lassen Sie den **** nur gehen," sagte ich; „es weiß Keiner seine Karten besser zu mischen; seyen Sie überzeugt, seine Abstimmungen gegen die irländische Zwangsbill u. s. w. werden sein Schade nicht seyn. Nein, nein; er ist kein unbesonnener junger Schwindelkopf, der sich beschwatzen ließe; seyen Sie überzeugt, er hat wohl überdacht, daß es am Ende so am Besten für ihn seyn wird."

„Gütiger Himmel!" schrie das Parlamentsmitglied, „wie Sie — Sie sagen das? Sie geben zu verstehen, daß mich Eigennutz leite! Warum nicht lieber gleich die Wahrheit gesagt, gesagt, daß ich nach meiner besten Ueberzeugung stimmte?!"

Die Dame sah ihren Neffen mit einem Gemisch von Staunen und Verachtung an: „Weil — weil," versetzte sie stockend, „ich Sie wirklich nicht für einen solchen Narren hielt."

Diese vollständige Verkennung öffentlicher Tugend findet sich jedoch nur unter den Frauen der Hauptstadt, die mit der Aristokratie in Berührung zu kommen pflegen; in den Landstädten und in niedrigern Sphären findet gerade der umgekehrte Fall statt. Jeder, der nur eine Volkswahl durchgemacht hat, weiß, daß oft allein durch das Ehrgefühl der Weiber das der Männer erhalten wird. Da lautet der eheliche Rath immer:

*) Daß die Namen nur fingirt sind und der Verfasser unter ihnen nur gewisse Gattungstypen schildern will, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

„Du trittst mir ja nicht von Deinem Wort zurück, John.“ — „Halt' fest an Deiner Fahne.“ — „Alles Gold in der Welt sollte Dich nicht den Mantel nach dem Winde hängen machen.“ Wie viele arme Männer haben wir gekannt, die eine Bestechung genommen haben würden, wären ihre Weiber nicht gewesen. Es liegt also nichts in den Engländerinnen, das sie verhinderte, das Edle der Rechtlichkeit im öffentlichen Leben zu begreifen; nur die großen Damen sind es und ihre Nachahmerinnen, die da meinen, Eigennutz sey der einzige Grundleiter im Staatsleben. Und die Ursachen....? weil alle Weiber hoffährtig sind; eine angesehene Stellung reizt ihren Stolz. Der Vornehme, Angesehene wird zum Ueberläufer, *) und ist vornehmer, angesehener denn je; allein der arme Wähler, der den Mantel nach dem Winde hängt, verliert seine Stellung mit Einem Schlage. Die höhern Stände können sich gar nicht vorstellen, daß unter den Armen eine öffentliche Meinung überhaupt bestehe. In vielen Wahlflecken mag sich ein Mann bestechen lassen, und es bringt ihm keine Schande; bricht er aber, wenn er einmal bestochen ist, sein Wort, so sieht ihn keiner seiner Freunde mehr an.

Ein recht hübsches Mädchen hatte viele bessere Anträge um eines jungen Mannes willen zurückgewiesen, der in einem gewissen Wahlflecken ein Stimmrecht hatte. Ihr Liebhaber, der in ihrem Beiseyn seine Stimme Jemand versprochen hatte, stimmte gerade entgegengesetzt. Sie weigerte sich, ihn zu heirathen. Hätte das in den höhern Ständen vorkommen können? Man denke sich das Gelächter, das Geklatsche in den Klubs, wenn es hieße, die und die junge Dame, im Begriff sich zu verheirathen, habe da zu ihrem Freier gesagt: „Nein, mein Herr, entschuldigen Sie mich; unsere Verbindung kann nicht zu Stande kommen. Ihre Abstimmung im Unterhause vergangene Nacht lief schnurstracks ihrem Meinungsbekenntnisse gegen ihre Konstituenten zuwider.“

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß bei uns, einem so ernsten und nachdenkenden Volke, das Lächerliche weit gefährlicher und mächtiger wirkt, als bei unsern leichtern Nachbarn, den Franzosen. Bei ihnen war es noch zu keiner Zeit Mode, über großartige und edle Beweggründe höhnisch zu lächeln; im Nu erfassen und empfinden sie das Hochbegeisterte — sie treiben ihr Gefühl für dasselbe selbst bis zum Bombast — und zollen dem Natürlichen nur ihre Verehrung, wenn es mit einem Theatereffekt erscheint. Die lebhaften Dämchen von Paris waren entzückt von der Anbetung der Tugend, wie sie Rousseau öffentlich bekannte; und selbst ein Danglan durfte — in einer frühern Zeit — laut seine Verehrung für einen Fenelon aussprechen. Wie lächerlich würde — im jetzigen Augenblick — in unserm Lande der furchtlose Enthusiasmus eines Chateaubriand seyn: sein Feuereifer, sein ritterlicher Sinn, seine Don Quixoterie würden der ganzen Nation unversiegbaren Lachstoff gewähren; in Frankreich sind gerade diese Eigenschaften die Quelle seiner Macht. In Paris heftet sich der Lachgeist an die äußere Erscheinung; in London an eine Gefühlsäußerung: er spöttelt bei uns weniger über einen gemeinen Ton, eine schlechte Lebensart, eine geschmacklos gewählte Equipage, als über irgend eine begeisterte Aufwallung. Ein Mensch, der aus dem Feuerdrang der Beweggründe seines Handelns kein Hehl macht, ist bei uns ein recht lächerliches Geschöpf. Wir lachen nicht halb so viel über gemeine Lords, als über die Großherzigkeit des Vaterlandsfreundes oder die Selbstaufopferung des Philosophen. Bentham galt für ungemein komisch, weil er ein Philanthrop war, und Byron fiel gewaltig tief in der Bewunderung der vornehmen Damenwelt, als er nach Griechenland ging. Ein feines sittliches Gefühl wird nie dulden, daß die geistig Großen zur Zielscheibe armseligen Witzes werden. Franz I verbot seinen Höflingen, über Ariost sich lustig zu machen, und Ludwig XIV erklärte einen gewissen General für unfähig zu einem hohen Amte, weil er die Geisteskleinheit gezeigt hatte, über Racine zu lachen.

Das Lächerliche ist bei einem nüchternen und ernsten Volke eine weit gefährlichere Gottheit, als bei einem leichtsinnigen und schnellerregten. Leute der erstern Art lassen sich leichter wegen einer Gefühlsäußerung schamroth machen; darin liegt der Grund, warum sie die Empfindungen verbergen, die leichtere Gemüther unbedenklich verrathen. Wir sehen diese Wahrheit tagtäglich im wirklichen Leben — die ernsten Gemüther lassen sich durch das Lächerliche weit tiefer anregen, als die muntern. Ein Satyriker spottete die Spanier aus dem Ritterwesen hinaus; die Franzosen haben sich bis auf den heutigen Tag noch nie aus irgend etwas, das mehr Werth hätte, als etwa eine Perücke oder ein Damenhut, herausspotten lassen.

*) He rats — ist der Kunstausdruck für das Uebergeben von einer Partei zur andern: einen ergötzlichen Aufsatz über dieses „ratting“ findet man unter der Ueberschrift „Chesterfield in London“ in Nr. 221 des Court-Journal vom 20 Julius 1833.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Chinese Repository enthält über die Sprache der Halbinsel Corea Folgendes: Die Civilisation und die Literatur des größten Theils von Ostasien entsprangen in China. Corea, Japan, die Liukschiu-Inseln, Cochinchina und Tonkin wurden nach und nach civilisirt. Als diese verschiedenen Nationen die chinesische Schreibart annahmen, führten sie auch die ursprünglichen Töne ein, welche durch diese Charaktere ausgedrückt wurden: da aber ihre Sprachorgane von denen der Chinesen sehr verschieden waren, so konnten sie dieselben entweder nicht richtig aussprechen oder vermischten sie mit ähnlichen Tönen in ihrer eigenen Sprache, welche ihren Ohren vertrauter klangen. Obgleich die gesprochenen Sprachen der Nationen, welche die chinesischen Charaktere annahmen, Anfangs von der chinesischen sehr verschieden waren, so wurden sie doch einander allmählich sehr ähnlich. Nichts destoweniger sind die chinesischen Charaktere, wenn man sie bloß überliest, einem ungelehrten Eingebornen, dem man sie ihm nicht in seiner Muttersprache erklärt, unverständlich, obgleich die Töne seinem Ohre nicht ganz fremd sind. So entstanden zwei Sprachen, wovon die eine bloß die Töne der geschriebenen Charaktere, die andere die Gedanken ausdrückt. Für die Letztere erfanden die Eingebornen der verschiedenen Länder Alphabete, welche ihren eigenen Sprachorganen angemessen waren. Diese allgemeinen Bemerkungen finden auf die Sprache von Corea ihre volle Anwendung. Es gibt fünfzehn allgemeine Töne von Konsonanten. Diese fünfzehn werden den Vokalen und Diphthongen vorgesetzt, und bilden hundert und sechs und achtzig verschiedene Sylben. Die Konsonanten ändern häufig ihre Aussprache sehr bedeutend, auch die Vokale, doch in minderem Grade. Dieß geschieht meistens, wo nicht immer, um des Wohlklangs willen. Die Sprache von Corea hat, wie alle Sprachen des östlichen Asiens, weder Deklination noch Konjugation. Hinsichtlich der Stellung der Worte, welche an die Stelle der Beugung tritt, stimmt sie genau mit dem Chinesischen überein. Beim ersten Anblick scheint sie von dem Chinesischen ungemein verschieden zu seyn, und dem Mantschu weit näher zu stehen. Bei näherer Prüfung findet sich aber, daß das Gegentheil der Fall ist. Das Chinesische ist so vollständig mit demselben verwoben, und so sehr nach dem Organe der Eingebornen gemodelt, daß man den Sinn ganzer Sätze verstehen kann, wenn man nur einigermaßen an die Art gewöhnt ist, wie die Eingebornen die chinesischen Charaktere aussprechen.

In Mexiko sind ungefähr 500 Städte oder Hauptorte wegen der in ihrer Umgegend gewonnenen Silberausbeute berühmt. Diese 500 Orte haben zusammen ungefähr 3000 Minen, und die Gesammtzahl der Adern und Massen, welche ausgebeutet werden, ist zwischen 4 und 5000. Das Erz findet sich gewöhnlich in Adern, selten in Schichten und Massen. Die Ader von Guanajuato ist die größte; sie ist 120 bis 150 Fuß dick und wird in einer Ausdehnung von neun Meilen an verschiedenen Stellen ausgebeutet. Die Menge des in den Erzstufen enthaltenen Silbers ist im Durchschnitt zwischen 3 und 4 Unzen im Zentner, oder zwischen $^1/_{448}$ und $^1/_{597}$ vom Gewicht des Erzes. Die jährliche Ausbeute an Silber, während der letzten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, war 1,156,421 Pfund.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 311. 7 November 1833.

England.

(Nach Baron d'Hauffez.)

(Fortsetzung.)

10. Handel, Industrie und Manufakturen.

Unermeßlichkeit, Universalität — dieß allein sind die Ausdrücke, womit sich die Handelsbeziehungen Englands bezeichnen lassen. Es gibt keinen Hafen, keine Bucht, wo seine Schiffe nicht einliefen, kein Produkt, welches nicht zu einem Tauschmittel diente; kein Aufwand scheucht die Spekulanten zurück, keine Gefahren schrecken die Schiffenden ab. Die Einen wie die Andern werden von einer Gewinnsucht getrieben, welche sich durch eine Art von Nationalruhm veredelt. Der Patriotism mischt sich sogar in die Leidenschaft, Reichthümer zu erwerben, und bedeckt mit einem ehrenvollen Schleier Vorgänge, an denen oft die Ehre wohl keinen Theil haben möchte. Ein ungewöhnlicher Wohlstand ist das Resultat der Kombination dieser beiden Motive. Um denselben zu repräsentiren und die Mittel zu vermehren, mußte man imaginäre Zeichen erfinden, welche die positiven Geldmünzen, die nicht mehr ausreichten, ersetzten. Eine Bank, deren unberechenbare Operationen sich über ganz England erstrecken; Privatbanken, welche den Lokalbedürfnissen zu Hülfe kommen; eine Nationalschuld, welche den Kapitalien, die außerdem keine Anwendung gefunden hätten, eine sichere Zuflucht darbietet; Etablissements in allen Meeren, Kolonien, die volkreichere Staaten sind, als der Mutterstaat selbst; Absatzorte, andere Staaten, welche mittelst Verträgen in einer völligen Abhängigkeit von England stehen, und endlich eine Industrie, welche alle diese Bedürfnisse befriedigt und sie öfters noch überflügelt. — Dieses sind die breiten Grundlagen, auf denen die englischen Handelsverhältnisse beruhen. Im Besitze der Macht, der übrigen Handelswelt Gesetze vorzuschreiben, hat England diese Allmacht bis zur Unbesonnenheit mißbraucht und die Eigenliebe wie das Interesse der Völker gegen sich ins Feld gerufen. Allenthalben hat man die Mittel ausfindig zu machen gesucht, sich dieser unerträglichen Herrschaft zu entziehen. Handelskonkurrenzen haben sich erhoben, und fanden in der Nationaleifersucht und bei den Regierungen Unterstützung; die Wirkung hievon, im Anfange unbemerkbar, hat sich in ihren unmittelbaren Resultaten als lästig und hemmend, in ihren weiteren Folgen als noch bedrohlicher erwiesen. Der englische Handel hat aufgehört, unumgänglich nothwendig zu seyn; man hat gelernt, seiner zu entbehren. Ueberall stellt man den Versuch an; noch einige Jahre und derselbe ist vollkommen gelungen. Jedes Land strebt dahin, seine Bedürfnisse aus eigenen Hülfsquellen zu befriedigen, und in vielen Gegenständen hat man diesen Zweck schon erreicht. Es ist dieß für die Völker ein Punkt der Eigenliebe und ein Prinzip der politischen Oekonomie so wie zu gleicher Zeit eine Sache der Nothwendigkeit geworden. Alles neigt sich zu einer vollständigen Umwälzung im Handelssystem der Welt, und jeder Schritt dazu wird dem englischen Handel neue Wunden beibringen. Die Symptome seines Verfalls zeigen sich auf allen Seiten. Seine amerikanischen Kolonien haben sich aus Verzweiflung über ihre Leiden enger an die Vereinigten Staaten angeschlossen, mit denen sie mehr Verwandtschaft der Interessen und Neigungen haben, und sich leichter in Kommunikation setzen können. Die ostindischen Besitzungen bieten jetzt nur einen Austausch ohne Gewinn dar. Das Gefühl ihrer eigenen Stärke könnte sie veranlassen, sich von dem Mutterstaate zu trennen, der sie nur so weit schützt, als es sein eigenes Interesse erfordert, und dieses Gefühl würde eine Gelegenheit zu seiner Verwirklichung haben, wenn in einem Kriege, der früher oder später statt haben wird, Rußland, das sich schon so sehr den Gränzen der englischen Besitzungen in Asien genähert hat, die Hände zu seiner Befreiung bietet, und diesen England nicht eben geneigten Völkerschaften Beistand leistete. In seinem jetzigen Zustande ist der englische Handel eines der erstaunenswürdigsten Wunder einer Civilisation, die ihren Höhepunkt erreicht hat. Seine Etablissements zu Land und zu Wasser, die Wichtigkeit seiner Verträge, die Anzahl der Arme, die er beschäftigt, der Umlauf, den er in die Kapitalien bringt, die Entdeckungen, die er in allen Zweigen menschlicher Kenntnisse hervorruft, seine Resultate endlich, unter was immer für einem Gesichtspunkte man sie betrachten mag, überbieten Alles, was je in dieser Art bestand, und selbst dann, wenn seine Verhältnisse weniger riesenhaft geworden sind, wird die Erinnerung daran in dem Gedächtnisse der Nationen haften; seine Bemühungen und seine Erfolge wird man unter die mächtigsten Hebel zählen, wodurch in den Ideen und der materiellen Lage der Gesellschaft Veränderungen erzeugt wurden.

Die Industrie entspricht dem Umfange seines Handels; in

keinem Lande hat sie sich so rasch entwickelt und eine so hohe Stufe erreicht; nirgends zeigte sie sich in der Anwendung ihrer Mittel sparsamer, geschickter in ihrem Verfahren und glücklicher in ihren Resultaten. Jedes Bedürfniß, jede Laune fand sie mit immer neuen Hülfsquellen bereit; sie bequemte sich zu Allem und fand überall ihre Anwendung. Unglücklicher Weise hat sie sich zu sehr beeilt, Maschinen an die Stelle der Arme zu setzen, und diese fast gänzlich von der Theilnahme an ihren Arbeiten und ihren Wohlthaten auszuschließen. Das Resultat war, daß während sich die Nation bereicherte, die geringern Volksklassen arm wurden, und die Individuen zu Tausenden aller Unterhaltsmittel entbehrten. Neben den von Arbeitsleuten entvölkerten Manufakturen, wo jetzt Maschinen in Thätigkeit sind, sterben Familien vor Hunger und fallen nicht dem Fabrikherrn zur Last, der den größten Theil der Summe, die er durch Beseitigung ihrer Arbeit erspart, zu seinem Gewinne anlegt, sondern der Gemeinde, welcher der leidende Zustand so vieler Unglücklichen nicht zum Vortheile geräth. Die englische Industrie rühmt sich ihrer Erfolge, und rechnet sich die Herabsetzung der Preise zu großem Verdienste an. Man muß allerdings gestehen, daß anscheinend die Preise jetzt weniger hoch sind als früher; aber dieser Schein würde sich verlieren, sobald man, wie man eigentlich sollte, dieselben um die Summe vermehrte, welche der Konsument geben muß zur Unterhaltung der durch die Maschinen entbehrlich gewordenen Arbeiter. Nur für die Fremden besteht die Reduktion des Preises, welche in der That weniger zahlen und sich nicht in dem Falle befinden, zur Unterhaltung der lebendigen Maschinen, die außer Thätigkeit sind, beitragen zu müssen. Von dieser Betrachtung abgesehen, so kann man nicht genug über die Wunder der englischen Industrie erstaunen. Das Außerordentliche, was sie leistet, besteht nicht in ihren Produkten, so bewundernswerth sie auch sind; in ihren Mitteln liegt es, in der Einfachheit und zugleich wieder in der Stärke ihres Verfahrens, in dieser so kunstreichen, ja einsichtsvollen Mechanik, in die man alle Geschicklichkeit legt, welche die Vorsehung den Fingern des Menschen gegeben hat, alle Kraft, die sie seinen Muskeln verliehen, ohne jenen Beisatz von Ungeschicklichkeit, schlechtem Willen und falschem Urtheile, welche sich stets in die Anwendung seiner Fähigkeiten mischen, und diese unvollkommen machen; es liegt in jener Vereinigung von Kapitalien, in jener Anhäufung von Talenten, in jener Richtung auf dasselbe Ziel der Interessen, welche anscheinend gar keine übereinstimmende Zusammenwirkung zeigen, und eine im Alterthum unbekannte Macht bilden, der auch in der neuern Welt Nichts zu widerstehen vermag. In England mehr als irgendwo anders herrscht allenthalben der Geist der Association, in der Familien-, wie in der öffentlichen Verwaltung, er beherrscht Alles, das allgemeine und das Privatinteresse; er macht Eroberungen, bedeckt die ungeheure Küste Asiens mit Kolonien und schützt sie durch Armeen; behandelt die Könige dieses Erdtheils wie Unterthanen; er hat seine Flotten, seine Truppen, seine Gesetze, seine Launen, kurz alle Attribute der höchsten Macht; in Europa besitzt er seine Häfen, seine Etablissements, seine Bassins und seine Arsenale; er liefert Schlachten und vernichtet die Konkurrenz, die ihm Privatinteresse entgegenstellen möchte; er intervenirt in der Politik, indem er den Regierungen die Geldmittel gewährt oder verweigert, deren sie zur Ausführung ihrer Plane bedürfen. Diese Macht gehört zu gleicher Zeit dem Handel und der Industrie an; sie übt auf den einen wie auf die andere und zugleich durch beide einen unermeßlichen Einfluß. Allein das Gute, das sie erzeugt, schwebt nur auf der Oberfläche der Gesellschaft und dringt langsam und unvollkommen in das Innere derselben. Alles von der Höhe aus behandelnd, erreichen ihre Blicke nicht das Elend, das sie hervorruft und das sie mit Verachtung außerhalb ihrer Spekulation stellt. Wenn sie den Staaten und künftigen Generationen Glanz bereitet, so geschieht es fast immer auf Kosten der Individuen und der lebenden Generation. In England ist beinahe Alles ein Resultat dieses Associationsgeistes, von der Straße an, die zu dem kleinsten Weiler führt, bis zu den Docks, die die Schiffe aller Meere aufnehmen, von der Straßenbeleuchtung bis zu dem Baue von Städten. Fast alle Unternehmungen werden mittelst Aktien gemacht. Aber halsstarrige Verblendung bemächtigt sich der Associationen; sie verhehlt sich die Möglichkeit des Verlustes, übertreibt die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes und reißt zu unglücklichen Spekulationen fort. Sie tritt dann ihren Platz dem verständigen Raisonnement ab, welches, eine Erfahrung die ihm nichts gekostet hat, benützend, produzirt und zu besserem Preise verkauft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Religion der Hindus.

(Schluß.)

Es wäre zwar kein unnützes, aber für eine kurzgefaßte Untersuchung zu weitschweifiges Unternehmen, dem Radschah in den Beweisen, die er in den Büchern des Vedant zu Rechtfertigung seines Benehmens und des Raths findet, den er seinen Landsleuten ertheilt, umständlich zu folgen. Es möge genügen, zu sagen, daß das Resultat, zu dem er gelangt, folgendes ist: die Religion der Hindus, so wie der Vedant sie darlegt, spricht sich für den Glauben an ein unerschaffenes Wesen von unendlicher Weisheit aus, das das Weltall erschaffen hat und es beherrscht, und verwirft den Götzendienst und die abgeschmackten, sittenverderbenden und barbarischen Folgen, die er nach sich zog. Dieser Theil des Werkes ist für jeden, der Theil an dem religiösen Geschick der Bewohner Indiens nimmt, von hohem Interesse; denn er beweist, daß ihre heiligen Bücher einen einzigen Gott bekennen, einen vernünftigen Kultus vorschreiben und die reinsten sittlichen Grundsätze enthalten. Mit Vergnügen erfährt man, daß dem barbarischen Gebrauche, die Wittwen lebend zu verbrennen, in diesem heiligen Gesetzbuch nicht nur nicht Vorschub geleistet, sondern daß er sogar untersagt wird. Wie es scheint, danken diese sonderbaren Opfer den Vorschriften Anggira's und anderer heiligen Personen ihre Entstehung; allein Manu, dessen Autorität in dieser Hinsicht werthvoller ist, hat erklärt, daß eine Wittwe besser thue, den Rest ihrer Tage nach dem Tode ihres

Gatten in frommen Uebungen hinzubringen. Folgendes sind seine eigenen Worte:

„Sie soll ihren Körper dadurch kasteien, daß sie nur von Pflanzen, Wurzeln und Früchten lebt und ihr nicht gestattet seyn, nach dem Tode ihres Gatten und Herrn auch nur den Namen eines andern Mannes auszusprechen.“

„Sie soll bis zur letzten Stunde alle Beleidigungen vergessen und die strengsten Pflichten üben; sie soll sinnliche Vergnügungen aller Art meiden und sich bemühen, in die keuschen Fußtapfen der heiligen Frauen zu treten, die sich nur einem einzigen Manne weihten.“

In dem Abschnitt über die Wittwen liest man überdieß in den Vedas mit deutlichen Worten: „daß, wenn sie der Uebung ihrer gewöhnlichen und jener Pflichten leben, die durch verschiedene Umstände ihnen auferlegt werden können, ihr Geist gereinigt werde, und wofern sie sich der beständigen Betrachtung des höchsten Wesens widmen, so werde ihnen das unaussprechliche Glück zu Theil werden, in Brahma überzugehen.“

Dieser Anführungen ungeachtet scheint indeß die wahre Auslegung der auf die Verbrennung der Wittwen bezüglichen Stelle höchst schwierig zu seyn, und der Radschah selbst bekennt, daß diese Frage zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben habe; übrigens führt er die Beweise dafür und dawider mit großer Unparteilichkeit an. Der erste Punkt, den er zu erörtern sucht, ist, ob diese Verpflichtung ausdrücklich vorgeschrieben sey, und er schließt damit, daß seine Gegner eine solche ausdrückliche Vorschrift nirgends nachzuweisen vermögen, daß aber die gewichtigsten Autoritäten der Wittwe anempfehlen: „Bis zur letzten Stunde Vergessen aller Beleidigungen und die Erfüllung der strengsten Pflichten zu üben, und stets die Vorschriften der edelsten Tugenden zu beachten.“ Ferner heißt es: „die Mehrheit der hinduschen Wittwen ist in der That der Erfüllung dieser Vorschriften getreu und es wäre verwegen, wenn man behaupten wollte, diese trefflichen Frauen hätten durch ein so musterhaftes Betragen die Vorschriften der heiligen Bücher verletzt.“

Eine andere Frage ist folgendermaßen gestellt: „Nehmen wir an, es sey erwiesen, die Wittwe habe die Wahl den unglücklichen Scheiterhaufen zu besteigen, oder sich der ganzen Strenge eines abgeschiedenen Lebens zu unterwerfen, welche von beiden Entscheidungen wird als die verdienstlichste angesehen werden?“ Die hauptsächlichsten Gründe, auf welche die Vertheidiger der ersteren Wahl sich stützen, sind in der folgenden Stelle der Vedas enthalten:

„O Feuer! Vater des Wassers*)! erlaube diesen Frauen, deren Körper mit gereinigter Butter gesalbt, deren Augen mit durchduftetem Augenbalsam gefärbt und von Thränen und Sünden befreit sind, mit ihrem Geschmeide an deinen brennenden Busen zu sinken, damit sie von ihrem Gatten nicht getrennt werden.“

Der Radschah erklärt den heiligen Text folgendermaßen:

„1) Er befiehlt den Wittwen keineswegs sich zu opfern. 2) Spielt er durchaus nicht auf einen freiwilligen Tod der Frau mit dem Leichnam ihres Mannes an. 3) Die Worte diesen Frauen beziehen sich, dem buchstäblichen Sinn nach, auf die damals lebenden Frauen. 4) Einigen Auslegern zufolge liegt in dieser Stelle eine allegorische Anspielung auf die Konstellationen des Mondshauses, der im Sanskrit immer weiblichen Geschlechts ist. Die Butter bedeutet die Milchstraße; die Augensalbe den leeren Raum zwischen einem Stern und seinem Nachbar; die Männer, die am meisten leuchtenden Himmelskörper und der Eintritt ins Feuer oder eigentlicher zu reden, das Besteigen des Scheiterhaufens, das Aufsteigen der Sternbilder am südöstlichen Horizont, der als der Aufenthalt dieser Elemente angesehen wird. Welcher auch der eigentliche Sinn dieser Stelle seyn möge, so kann man sie doch nicht so erklären, als ob durch sie den Wittwen geboten werde, sich mit den Leichnamen ihrer Männer zu verbrennen.“

Es scheint demnach gewiß, daß wenn es auch verdienstlich ist, wenn eine Wittwe sich mitten in den Flammen mit den irdischen Resten ihres Mannes vereinigt, dieß doch nicht gerade die preiswürdigste Handlung ist, und daß es ihr durch fortwährende Uebungen von Frömmigkeit und Tugend möglich wird, in der andern Welt zu einem höheren und dauernderen Grad von Glückseligkeit zu gelangen als der ist, den ihr Gatte genießt.

Der letzte Punkt, der zu einem Meinungskampf Anlaß gegeben hat, bezieht sich auf die Art und Weise das Opfer zu vollziehen. Das Gesetz sagt, der Wille der Wittwe solle durch keinen Zwang oder fremden Antrieb bestimmt werden, sondern gänzlich frei seyn und daß, wenn im letzten Augenblicke, beim Anblick des verhängnißvollen Scheiterhaufens, ihr Muth schwinde, und sie sich außer Stand fühle, die grausame Probe zu bestehen, eine Aenderung ihres Entschlusses keineswegs verwehrt seyn solle, und daß die kleine hieraus entstehende Sünde leicht durch ein kleines den Werth einer Kuh betragendes, den Brahminen zu machendes Geschenk, gesühnt werden könne. Um also den Forderungen des Gesetzes ganz zu genügen, muß die Wittwe den Holzstoß freiwillig besteigen; hieraus folgt, daß wenn diese Bedingung im Geringsten verletzt wurde, ihre Hingebung als ein Selbstmord zu betrachten ist, und sie aller Vortheile ihres Opfers verlustig geht.

*) Den sanskritischen Schriften zufolge entsteht das Wasser vom Feuer.

Der letzte Brand zu Konstantinopel von einem Augenzeugen.

Konstantinopel, den 1 September.

Während des Monats August gingen hier unaufhörlich Gerüchte von Feuersbrünsten, die sich endlich am 30 dieses Monats auf eine furchtbare Weise bestätigten. Ungefähr um 1 Uhr Nachmittags sah man aus dem langen hölzernen Gebäude, das die Kanonengießerei heißt und hart am Wasser des goldenen Horns in der Bai, dem Arsenal von Galata gegenüber, liegt, einen Rauch aufsteigen. Da es gerade die Stunde war, wo die Moslemin mit ihren wöchentlichen Gebeten beschäftigt sind, so merkte man Anfangs nicht darauf, aber ein ziemlich frischer Nordwind verbreitete bald die Flamme weit umher über einen Umkreis von mehr als einer halben Stunde. Als die Nacht einbrach, war der Horizont weit umher dermaßen erleuchtet, daß Leute aus einer fünf Stunden entfernten Insel mich versicherten, es sey hell gewesen, wie am Tage. Von dem kleinen türkischen Begräbnißplatz in der Nähe von Pera aus war das Schauspiel äußerst großartig. Für einen Maler hätte es einen prachtvollen Gegenstand abgegeben. Man denke sich ein Amphitheater von sanft

ansteigenden Hügeln über einem Flusse von 4000 Fuß Breite, angefüllt mit Häusern und Moscheen, mit ihren schönen Minarets, mit schlanken Cypressenbäumen untermischt. Alles dieses glühend in Feuer, das einen furchtbaren Glanz über die hohen Moscheen hinwarf, die man die königlichen nennt, und für welche man große Besorgnisse hegte; darüber stand der volle Mond in seinem ganzen Glanze. Gegen 10 Uhr ließ der Wind etwas nach, und da der Rauch nicht gegen den Hügel getrieben wurde, so sah man von Pera aus deutlicher als vorher die Fortschritte der Flamme. Wunderbar war die Wirkung derselben an den Moscheen und Minarets, die auf ihrem Wege lagen; dunkel erhoben sich die mächtigen Gebäude mitten unter den Flammen, und die schlanken weißen Minarets standen da wie silberne Säulen in einem Feuerfeld. Jede Moschee glich einer Quelle von weißen Flammen, da das Blei, womit sie gedeckt sind, schmolz und einen seltsamen Kontrast mit der rothflackernden Flamme des brennenden Gebälkes bildete; aus demselben Grunde brannten die Spitzen der Minarets gleich den Wachskerzen, die man in katholischen Kirchen in Prozessien herumträgt. Um 4 Uhr Morgens dehnte sich das zerstörende Element von der Moschee Sultan Mohammeds im Westen bis zu der Solimans im Osten aus und von der Bal von Galata bis zu dem Platze an dem Marmorameer, den vier Wochen vorher ein ähnlicher Zufall verheert hatte. Der Wind hörte auf, und zum Glück für den östlichen Theil des Serails erreichte die Flamme nicht die Bazars. Von den kleinern Moscheen wurden ungefähr dreißig ein Raub des Feuers, aber keine von den königlichen, welche der Stolz Konstantinopels sind. Mit der lebhaftesten Spannung betrachtete Alles die Fortschritte der Flammen gegen diese prächtigen Gebäude, und ein Freudengeschrei ertönte unter der Menge, als die Moschee Sultan Mohammeds, welche lange Zeit durch den Rauch verfinstert war, durch eine plötzliche Aenderung des Windes gerettet wurde. Der Anblick war so unwiderstehlich anziehend, daß die Bewohner von Pera bis nach Mitternacht denselben betrachteten, worauf denn der größere Theil sich zurückzog, Konstantinopel für völlig verloren ansah, und nicht erwartete, am Morgen noch eine Spur davon zu sehen. Indeß hatte der Wind schon um 1 Uhr bedeutend nachgelassen, auf der Südseite wurde auch wirklich der Wuth des Feuers gegen Morgen Einhalt gethan, und auf dem Hügel hielt das Feuer inne aus Mangel an Nahrung, da es die Stelle erreichte, wo im Anfange Augusts ein ähnliches Feuer gewüthet hatte; dadurch war die Stadt in zwei Theile getheilt, und vom Hafen bis an das Marmorameer blieb eine leere Brandstätte. Im Norden, wo das Feuer immer noch mit gleicher Heftigkeit fortdauerte, arbeiteten jetzt die Pompiers mit der größten Anstrengung, da der ehemalige Janitscharenpalast, jetzt die Residenz des obersten Mufti, gefährdet war, und der Sultan, wie Einige sagen, persönlich, nach Andern durch den Großwessier hatte erklären lassen, daß er sie sämmtlich erdrosseln lassen werde, wenn dieser Palast nicht gerettet würde. Durch diese Drohung erschreckt, arbeiteten sie mit äußerster Anstrengung, bedeckten die Residenz des Mufti mit Tüchern, so daß sie nicht einmal vom Rauche geschwärzt wurde, und zugleich wurden sie der Flamme auf allen Seiten so rasch Meister, daß bei Tagesanbruch dem Feuer wie durch ein Wunder Einhalt gethan wurde. Es ist jetzt ein seltsamer Anblick, dieses Haus am Abhang des Hügels unberührt stehen zu sehen, wie es das mit Ruinen bedeckte Thal überschaut, und hinter demselben die ungeheure Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser versieht und vorher kaum bemerkt wurde, weil hohe Häuser sie auf allen Seiten bedeckten; jetzt steht sie hoch empor und man kann auf Stunden weit jeden Bogen sehen. Manche wollen behaupten, der fünfte Theil von Konstantinopel sey durch die Flammen verheert worden, jedenfalls bietet eine Strecke von mehr als einer Stunde im Umfang, worauf vorher 12,000 Gebäude standen, nur noch einen Trümmerhaufen dar. Die Verheerung traf hauptsächlich die städtischen Wohnungen reicher Familien, welche dieselben auf jede mögliche Weise ausgeschmückt hatten. Mehrere hunderte solcher Häuser sind in Rauch aufgegangen. Das geduldige Ausharren der Türken hat sich auch hier wieder auf eine auffallende Weise gezeigt; Augenzeugen sahen mehrere Eigenthümer abgebrannter Häuser mit größter Ruhe in den benachbarten Kaffeehäusern ihre Pfeife rauchen. Ihr Benehmen kontrastirte seltsam mit dem von etwa 300 Juden, welche aus Furcht, ihr Quartier möchte gleichfalls von den Flammen ergriffen werden, laut heulten und ihre Kleider zerrissen. Indeß opferten doch auch die Türken einige Leute ihrer Wuth: zwei Einwohner aus den griechischen Inseln, als Franken gekleidet, wurden mit Kleiderbündeln gefangen genommen, über welche sie sich nicht gehörig ausweisen konnten. Man klagte sie an, die Stadt in Brand gesteckt zu haben, band den Unglücklichen, welche sich dem Pöbel nicht verständlich machen konnten, die Hände auf den Rücken und warf sie in die Flammen. Der Großwessier und die höhern Beamten des Hofs, der Seraskier Pascha, der Kapudan Pascha waren anwesend, und bemühten sich den Fortschritten des Brandes Einhalt zu thun. Sonst pflegte der Sultan gleichfalls sich einzufinden, und bei solchen Gelegenheiten sprachen türkische Weiber Verwünschungen gegen sein Ministerium oder andere unpopuläre Personen aus. Seit der Vernichtung der Janitscharen war er aber bei keinem Brande mehr erschienen.

Vermischte Nachrichten.

Das Journal von Rouen schreibt: Man fährt eifrig fort, den Luxor abzutakeln und ihn möglichst zu erleichtern. In Folge dessen geht er bereits um einen Fuß minder tief, und wenn das Ausladen vollendet seyn wird, so wird er um zwei Fuß minder tief, also nur noch 6½ bis 7' tief im Wasser gehen. Man hat den Plan aufgegeben, das Schiff bei seiner Ankunft in Paris wieder aufzutakeln, weil man einsah, daß dieß eine kostspielige Kinderei wäre, die bloß, um den Parisern die wahre Darstellung eines Meerschiffes zu geben, die bereits sehr beträchtlichen Transportkosten noch um einige tausend Franken vermehren würde. Unter den ausgeschifften Gegenständen bemerkt man auch einen prächtigen Sarkophag, welcher den Offizieren des Luxor gehört. Diese Herren haben ihren Aufenthalt in Oberägypten benutzt, um antiquarische Nachforschungen anzustellen, und sie haben mit vieler Arbeit und Mühe diesen Sarkophag aufgefunden, dessen Daseyn in einem Brunnen von 125' Tiefe sie gewissermaßen errathen mußten. Dieser Brunnen war mit einem Gewölbe von Backsteinen bedeckt, mit Erde und Steinen verschüttet, und führte zu zwei gewölbten Kammern, in deren zweiter der Sarkophag stand. Dieser ist von Basalt von der schönsten Arbeit, innen und außen mit Hieroglyphen bedeckt. Auf dem Boden ist eine auf dem Rücken liegende Figur ausgehauen, welche auch außen am Deckel im Profil abgebildet ist; alle diese Skulpturen sind vortrefflich erhalten.*) Dieß Grabmal war, so wie viele andere, bei dem Einbruch der Perser unter Cambyses entweiht worden. Um den Deckel aufzuheben, mußten die Perser eine Ecke des untern Theils zerbrechen, und man hat selbst den Hebel von ägyptischem Feigenholz aufgefunden, dessen man sich vor mehr als 2000 Jahren bediente (!). Man hat sogar außerhalb, doch in der Nähe des Grabes, die Gebeine der Mumie gefunden, welche nach der Sage von den Persern verbrannt wurde. Die einzelnen Theile der Gebeine trugen noch die Spuren des Goldes, womit diese Mumie bedeckt gewesen, und wovon einzelnes dem Feuer entgangen war. Dieser Sarkophag ist nach dem Ausspruch von Alterthumskennern von unschätzbarem Werthe, und sogar zu Alexandrien bot man den Eigenthümern 3000 Talaris (15,000 Fr.), sie wollten ihn aber ihrem Lande erhalten, und bieten ihn jetzt der Regierung für das ägyptische Museum zu demselben Preise an.

Die geologischen Nachforschungen, welche die russische Regierung anstellen läßt, geben die Hoffnung, bald auf das Muttergestein des Goldes und des Platina zu stoßen, welche man im Ural im Boden zerstreut findet. Man hat Blöcke von Serpentin getroffen, in welche der Chromeisenstein und das gediegene Platina eingesprengt sind. Je weiter man die Nachforschungen verfolgt, desto größere Stücke kostbarer Metalle findet man. Die Platinastücke finden sich häufiger auf dem Ostabhange des Ural in dem obern Theile des angeschwemmten Bodens, namentlich im Sumpflande, in einer Tiefe von 7 bis 8 Fuß. Das Gold liegt in größerer Menge auf dem europäischen oder Westabhang, und auch in größerer Tiefe. Die größten Stücke wiegen indeß nicht mehr als etliche Pfund; ein ungeheures Stück, das man zu Bogoslowsk in Permien fand, machte jedoch eine Ausnahme, es wog 27 Pfund.

*) Nach Herrn Champollions Vermuthung soll dieß das Grab der Königin Ankhnas, der Frau des Amasis und Tochter Psammetichs II, dessen Krone von Amasis usurpirt wurde, gewesen seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 312. 8 November 1833.

England.

(Fortsetzung.)

10. Industrie, Handel und Manufakturen.

Eine fast unvermeidliche Klippe besteht in dem Uebermaße der Produktion, woraus zahlreiche Bankerotte hervorgehen. Man kann es nicht in England machen, wie die Holländer auf ihren Gewürzinseln; die Anzahl und das Produkt der Maschinen beschränken, wie diese die Anzahl ihrer Bäume. Die Produktion übersteigt die Konsumtion, und dieser Ueberfluß verursacht häufige und schreckliche Katastrophen: unnütze Fingerzeige, verlorne Lehren für jene, die dieselbe Straße einschlagen. Handel und Industrie sind demnach, zwar auf verschiedene Weise, von einer wichtigen Veränderung bedroht; der eine wie die andre hatten lange die ganze Erde zur Domäne und zum Schauplatze; die Erde war für sie eine ungeheure Kolonie, über welche sie ein absolutes Monopol übten. Aber die Völker haben produziren und fabriziren gelernt; sie wollten mit Tauschartikeln zahlen, anstatt mit klingender Münze. Jetzt beziehen sie aus dem Auslande nur die Artikel, die ihnen ihr Land nicht gewährt, und dieses nur, wenn sie unerläßlich nothwendig sind. Die englische Industrie wird sich demnach genöthigt sehen, sich auf die Verproviantirung des Mutterstaates und der Kolonien zu beschränken, deren Konsumtion, ungeachtet ihres Umfanges, sich mit einer gränzenlosen Produktion nicht ins Gleichgewicht setzen kann, ein Mißverhältniß und eine Quelle des Elends, das sich immer steigern wird.

Man hat sich seit 20 Jahren viel über ein bereits seit drei Jahrhunderten verschwundenes Feudalsystem ereifert und schreckliche Gemälde von seiner Gewalt und dem Mißbrauche entworfen, den es von derselben gegen die Könige, gegen die Völker, so wie gegen Einzelne machte. Man glaubte die Schlösser des Mittelalters mit ihren Thürmen, ihren Mauergängen, ihren Schießscharten und vor Allem ihren Burgverließen wieder erstehen zu sehen. Jedermann erzitterte, Jedermann ward aufgeregt bei dem Gedanken an die Rückkehr einer solchen Ordnung der Dinge, welcher sich jedoch manche ihre Fortschritte hemmende Hindernisse entgegenstellen müßten. Aber man beunruhigte sich nicht über eine Art von Feudalität, welche Tausende von Individuen zu Sklaven macht, sie zu einer übermäßigen Arbeit verdammt, der Frauen und Kinder sich bemächtigt, sie der Demoralisation jeder Art aussetzt, eine mit ihren Kräften und dem geringen ihnen zugestandenen Lohne außer Verhältniß stehende Dienstleistung verlangt, sie jeder Erziehung beraubt und absolute Herrin dieser Bevölkerung, deren Existenz und Leitung sich in ihren Händen befindet, sie Entbehrungen preis gibt, gegen die ihnen keine Hülfe gewährt ist, als eine solche, welche sie gegen die Gesetze, die Regierungen und das Eigenthum in Aufstand bringt. Diese Feudalität ist nichts Anderes als das Industriesystem. Seine Kerker sind die Werkstätten, wo Tausende dieser Unglücklichen einen frühen Tod finden, dem lange Krankheiten und eine geschwächte Gesundheit vorausgehen, eine Folge der schlechten Luft, die sie athmen, der ungeheuren Anstrengung und der harten Behandlung, die sie erdulden. Seine Lehensherren sind die Fabrikbesitzer, welche, um ihre Habsucht zu befriedigen, jene Unglücklichen, die außer Stande sind sich diesem Joche zu entziehen, zu der härtesten und in ihren Folgen beklagenswerthesten Knechtschaft verurtheilen. Diese betrübende Betrachtung erweckte eine gerichtliche Untersuchung über das in den Fabriken Englands befolgte Verfahren hinsichtlich der Kinder, welche das Elend ihrer Eltern in die Manufakturen schickt, um dort die Mittel einer nothdürftigen Existenz zu finden. Von dem Alter von acht Jahren an sind die Kinder zu bestimmten Arbeiten in den Fabriken, besonders in den Baumwollenmanufakturen brauchbar. Man unterwirft sie einer Arbeit von 8 bis 10 Stunden hinter einander, welche nach einer Unterbrechung von 2 bis 3 Stunden wieder anfängt und in derselben Weise während der ganzen Woche fortdauert. Da die Zeit, welche für die Ruhe übrig bleibt, gar nicht hinreichend ist, so macht sie den Schlaf zu einem so dringenden Bedürfnisse, daß er die unglücklichen Kinder während ihrer Beschäftigung überrascht; um dieselben wach zu erhalten, schlägt man sie mit Riemen, mit Peitschen, öfters mit Stöcken auf den Rücken, ja sogar auf den Kopf; mehrere derselben sind vor die mit der Untersuchung beauftragten Kommissäre mit triefenden Augen, ja sogar mit zerbrochenen Gliedmaßen geführt worden, und dieß bloß in Folge der schlechten Behandlung, die sie erlitten hatten. Andere waren durch das Spielen der Maschinen, bei welchen sie beschäftigt waren, verstümmelt worden. Alle aber haben ausgesagt, daß, abgesehen von diesen Unglücksfällen, sich ganz bestimmte Difformitäten

ihres Körpers ausbildeten, da sie durch eine Arbeit, welche gar nicht wechselte, genöthigt seyen, fortwährend dieselbe Stellung zu behalten, ferner daß sie für die Verstümmelungen niemals eine Entschädigung von Seite ihrer Herren erhielten, indem diese sogar ihren Eltern die augenblickliche Unterstützung versagt hätten, welche ihre Heilung erforderte. Eine Menge ihrer Kinder war verkrüppelt, weil es ihnen an den Mitteln gefehlt hatte, sich gehörig behandeln zu lassen. Außerdem haben die Kommissäre noch weiter gezeigt, welchen überaus verderblichen Einfluß das System der Fabriken auf die Menschen, die sie in sich verschließen, ausübt; daß der Tod darin eine große Menge hinwegraffe, bevor sie das Jugendalter erreichen; daß diejenigen, welche er in der ersten Periode ihres Lebens verschont, auf ihren bleifarbigen und magern Gesichtern die Merkmale eines frühzeitigen Todes tragen, und daß die hagern Gestalten und das krankhafte Aussehen das Ungesunde der Arbeiten, welche ihnen auferlegt worden, beurkunden. Wenn das Uebermaß der Ermüdung eine temporäre Unterbrechung der Arbeit nothwendig macht, so schlägt die Gemeinde die unbedeutendste Unterstützung ab, welche zum Unterhalte der Kinder nothwendig ist, und nur dadurch, daß er den übrigen Mitgliedern seiner Familie einen Theil der Nahrung entzieht, die ohnehin nicht zu ihrem Unterhalte hinreicht, kann der Vater für sein krankes Kind die Mittel herbeischaffen, damit dasselbe wieder einige Kräfte gewinne. Da ferner die Kinder verschiedenen Geschlechtes bei der Arbeit nicht von einander gesondert werden, so gibt dieß zu einer Verderbniß Veranlassung, welche weit dem Lebensalter voraneilt, wo sie sich sonst bei andern Verhältnissen des Lebens zu zeigen pflegt; aber nichts wird versucht, um dem zuvorzukommen oder den Erfolgen davon vorzubeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Verbrauch des Goldes und Silbers in den frühesten Zeiten.

(Fortsetzung.)

Pytheus, König des kleinen Gebiets Celäna in Phrygien, war ebenfalls wegen seines Reichthums berühmt. Nach Herodot war er in Lydien, nach Plinius aber in Bithynien geboren, doch wird nicht klar, auf welche Weise er zu dem Besitz des reichen Gebiets gelangte, das er beherrschte. Herodot erzählt von ihm: „Daß er, als Xerxes, ungefähr 470 Jahre vor Christus, in Griechenland einfiel, diesen Monarchen nebst seinem ganzen Heer auf das prächtigste bewirthete, und als Xerxes ihn um den Belauf seines Reichthums befragte, erwiderte er ihm: Vor dir habe ich kein Geheimniß und will mich nicht unwissend stellen, sondern dir treu die Wahrheit sagen. So bald ich von deinem Anmarsch gegen die griechische See hörte, war mein Wunsch dich mit Geld zum Kriege zu unterstützen. Ich untersuchte also den Stand meiner Angelegenheiten und fand, daß ich 2000 Talente Silbers besaß, und an 4 Millionen Staters in goldnen Darils fehlten nur 7000 Staters. Alles dieß gebe ich dir, denn meine Sklaven und Meiereien reichen zu meinem Unterhalt hin." Nach Larchers, eines französischen Gelehrten Berechnung, beliefen sich die metallischen Schätze dieses Mannes, der zwar nur ein kleines Gebiet beherrschte, aber reiche Silberminen besaß, auf ungefähr 21,600,000 Thlr. nach unserm Gelde.

Larcher hat, hauptsächlich aus Plutarchs Werk: De virtutibus Mulierum, einen langen Bericht über diesen Mann zusammengetragen. Er erzählt die Mittel, die seine Gattin anwendete, um ihn von seiner Leidenschaft nach Gold zu graben, der er das Leben seiner Unterthanen opferte und durch die ein Mangel an Lebensmitteln herbeigeführt wurde, zu heilen. Da alle Unterthanen seines Gebiets in den Bergwerken theils nach diesem Metall graben, theils in den Schmelzen arbeiten mußten, so trat durch Vernachlässigung des Ackerbaus eine solche Hungersnoth ein, daß Pytheus genöthigt war zu verordnen, daß künftig nur der fünfte Theil seiner Unterthanen sich mit diesen Arbeiten beschäftige.

Es scheint nicht, daß die freien Staaten von Griechenland im Besitz gleicher Schätze an Gold und Silber waren, wie jene Beherrscher kleiner Gebiete. Als Perikles *) in einer Rede die Athenienser zur Vertheidigung gegen die Peloponnesier ermunterte (ungefähr 431 vor Christus), gab er den Betrag des in der Citadelle befindlichen Geldes auf 6,973,500 Rthlr. und den Werth des Goldes an der Statue der Minerva, das, wenn es für den öffentlichen Dienst verwendet wurde, wieder ersetzt werden mußte, auf 748,000 Thlr. an. Die Einkünfte der Tribut leistenden Staaten beliefen sich jährlich auf 697,500 Rthlr. und mehr als 4,200,000 Thlr. waren für öffentliche Bauten u. dgl. verwendet worden. **)

Die Masse von edeln Metallen, die Alexander aus dem östlichen nach dem westlichen Theil der Erde brachte, muß, obschon vieles von den erbeuteten Schätzen für die unterjochten Länder selbst, und für die zwischen ihnen und Griechenland gelegenen Provinzen verwendet wurde, doch noch unermeßlich gewesen seyn. Die Berichte der Geschichtschreiber sind wahrscheinlich übertrieben, allein wenn man auch, hinsichtlich dieses bei den Alten sehr häufig vorkommenden Fehlers, ihre Angaben herabsetzt, so überzeugt man sich doch aus mehrern Schriftstellern, die in ihren Berichten mit einander übereinstimmen, daß die Anhäufung von Schätzen in den Händen einzelner Monarchen und Staaten, ungefähr um die Epoche, wo das römische Reich seine größte Macht und Ausdehnung erreicht hatte, größer war, als zu irgend einer spätern Zeit. ***)

Die von Alexander in Susa und Persien eroberten Schätze werden, ohne die im persischen Lager und in Babylon gefundenen, von den genannten Schriftstellern, von einigen auf 40,000, von andern auf 50,000 Talente angegeben. Der Schatz in Persepolis wird auf 120,000 Talente angeschlagen, der in Pasergada auf 6000, und bei der Einnahme von Ektabana brachte man, wie Strabo berichtet, 180,000 Talente zusammen, außer den

---

*) Thucydides peloponnesischer Krieg. Buch 2.

**) Die hier angeführten Summen sind nach der Berechnung Dean Smith's, des gelehrten Uebersetzers des Thucydides.

***) Strabo 615, p. 502 — Arrian III. 5. Justin. XI. 14, und Plutarchs Leben Alexanders 36.

6000, die Darius mit sich genommen hatte, und die seinen Mördern in die Hände fielen.

Alexanders ungeheure Verschwendung, von seinen Schmeichlern Großmuth genannt, steht mit den unermeßlichen Summen, die er erbeutete, im Einklang. Er vertheilte große Belohnungen an seine Soldaten und bezahlte ihre Schulden, die sich auf 9800 Talente beliefen. Den Thessaliern schenkte er 2000 Talente; das Begräbniß Hephästions kostete, wie berichtet wird, 12,000 Talente, und die naturgeschichtlichen Forschungen zum Behufe des Werks des Aristoteles 800 Talente. Der Reichthum seiner Satrapen war ebenfalls unermeßlich; Harpalus, einer von diesen, soll 50,000 Talente zusammengebracht haben, und doch gab er, als er in Athen war, vor, nicht mehr als 950 zu besitzen. Die Nachfolger Alexanders häuften ebenfalls große Schätze auf, doch wurde der größte Theil derselben für große und verwegene Feldzüge verschleudert.

Im Polybius findet sich eine Beschreibung von Ektabana aus der Zeit nach der Einnahme dieser Stadt durch Alexander und unter der Herrschaft des Antigonus und Seleukus. „Die Pracht des Palastes," sagt er, „in allen seinen Theilen, war von einer Art, die einen hohen Begriff von der Macht und dem Reichthum derer erwecken mußte, die ihn erbaut hatten; denn obschon das sämmtliche Holzwerk von Cypressen- und Cedernholz war, so hatte man es dennoch nirgends dem Auge sichtbar gelassen; die Tragbalken, die Decken und die Säulen, welche die Portiken und die Peristyle stützten, waren theils mit goldenen, theils mit silbernen Platten verkleidet und die Dachziegel von Silber. Obschon der Ort, von denen die vor Antiochus kamen, dreimal geplündert worden war, so fanden sich doch unter der Regierung des Ena noch einige mit Gold überzogene Pfeiler und eine bedeutende Anzahl silberner Dachziegel, die auf einem Haufen beisammen lagen. Auch einige wenige Klumpen Goldes und eine größere Menge Silbers war noch übrig, aus denen Münzen, ungefähr 5000 Talente an Werth, geprägt wurden. (Polybius Buch V. Kap. 9. — Hist. Rom. Procem. 10).

(Schluß folgt.)

Der Handel von China.

Der Handel dieses Reichs ist, seit das Parlament ihn, vom Jahre 1834 an, für frei erklärt hat, in England ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Obschon die chinesische Regierung allen Verbindungen mit Ausländern, die sie als Barbaren betrachtet, entgegen ist, so unterhalten die Chinesen dennoch durch Unterschleif einen bedeutenden Handel mit den Europäern. So verbieten die Gesetze des Reichs unter Anderm die Einfuhr des Opiums; allein dessen ungeachtet wird von diesem Artikel jährlich für 20 bis 25 Millionen Dollars nach Canton gebracht, und nur wenige andere Gegenstände finden einen so bedeutenden Absatz. Die Versuche, die man jetzt anstellen wird, werden zeigen, mit welchem Erfolg man auch andere Artikel an der Mündung der Flüsse und an den Küsten abzusetzen im Stande seyn wird. Der Verbrauch des Opiums ist in China allgemein; erst kürzlich brannte der Palast des Vicekönigs von Canton ab, weil sein Sekretär mit der brennenden Opiumpfeife im Munde eingeschlafen war. Zwanzig bis vierzig Schiffe segeln jedes Jahr nach Lintin und den benachbarten Inseln, um dort einen Schleichhandel nicht nur mit Opium, sondern auch mit andern Artikeln zu treiben, denn die chinesische Regierung ist zu schwach, um ihrem Verbot Nachdruck geben zu können. Der in dieser Seestation befehligende Admiral macht fast alle Monate die Fahrt nach den Inseln, feuert einige blinde Kanonenschüsse ab, erläßt donnernde Proklamationen, und berichtet dann dem Kaiser, daß er diese Seestriche von allen fremden Fahrzeugen gesäubert habe. Die chinesischen Schwärzer sind zu Erleichterung des Opiumhandels mit sehr gut gebauten und mit entschlossenem Schiffsvolk bemannten Fahrzeugen versehen. Zuweilen werden sie wohl von der chinesischen Douane ertappt und die Ladung weggenommen; dann zündet man große Feuer an, und stellt sich, als wolle man die Waaren verbrennen; allein man hütet sich sehr, dieß zu thun. Ein Vicekönig, aufrichtiger als seine Kollegen, hat kürzlich dem Kaiser einen Bericht erstattet, in dem er dem Kaiser offen bekennt, daß er außer Stande sey, diesen Schleichhandel zu hintertreiben, und den Vorschlag macht, den Opiumhandel lieber gesetzlich zu erlauben. Es ergibt sich hieraus, daß der Schleichhandel im Fluß von Canton nicht minder stark betrieben wird als zu Lintin. — Der chinesische Seidenhandel gewinnt zu San-Yago eine für die europäischen Fabriken nachtheilige Ausdehnung. Eine vor Kurzem dort von Canton angekommene beträchtliche Ladung hat schnellen und vortheilhaften Absatz gefunden. Dieser Erfolg hat die Aufmerksamkeit einiger Spekulanten geweckt, die, wie man versichert, Auftrag gegeben haben, ihnen schleunigst ähnliche Ladungen zuzusenden. Die Güte der chinesischen Seidenwaaren, die Schönheit ihrer Farben und ihr billiger Preis sind anerkannt. Unter der erwähnten Ladung befanden sich Stoffe, wie bis jetzt noch keine aus den chinesischen Fabriken hervorgegangen waren; unter andern Sammet und Levantin. Diese Stoffe von so vorzüglicher Güte waren, wie die Handelsleute von St. Yago versichern, die ersten Versuche der chinesischen Arbeiter, die sich anheischig gemacht hatten, sie nicht nur noch vollkommener zu liefern, sondern auch alle Arten von Seidenzeugen zu verfertigen, von denen man ihnen Muster vorlegen würde.

Herr Majoribanks, vormaliger Chef der Supercargos zu Canton, hat über das, was er im Jahre 1832 zu Gunsten des europäischen Handels in China gewirkt hat, eine interessante Broschüre herausgegeben. Er hat ein Schiff nach der nordwestlichen Küste, so wie auch nach Corea, Japan und den Inseln Liu-Schiu ausgeschickt; ein sehr unterrichteter und mit der chinesischen Sprache vertrauter Faktor hatte die Leitung der Expedition, an der auch ein deutscher Missionär, Herr Gutzlaff, der ebenfalls die chinesische Sprache versteht, Theil nahm. Herr Lindsay, der Faktor, wurde allenthalben sehr günstig aufgenommen; das Volk zeigte großes Verlangen mit den Europäern in Verbindung zu treten. Auch die Beamten theilten diesen Wunsch, nur fürchteten sie den Zorn des Kaisers, wenn sie den Handel mit dem Ausland begünstigten. Herr Majoribanks hatte den glücklichen Gedanken gehabt, eine kleine Schrift drucken zu lassen, in der er verkündete, daß die Engländer bereits ein zu großes Gebiet besäßen, als daß sie noch Verlangen nach dem von China tragen könnten; sie wünschten nichts, als freundschaftliche Verbindungen mit den Bewohnern dieses Reichs zu unterhalten. Von dieser Schrift vertheilte Herr Lindsay Abdrücke, die von den Chinesen mit Begierde gelesen wurden. Sogar dem Kaiser kamen Exemplare derselben zu, der sein Erstaunen ausdrückte, daß Fremde Chinesisch schreiben könnten. Wie es schien, so billigte er die in der Schrift angeführten Gründe, doch bestand er darauf, daß der auswärtige Handel auf den Hafen von Canton beschränkt bleiben müsse. Seit dieser Zeit sind mehrere Schiffe nach den nördlichen Küsten gesegelt, um dort ihre Ladungen zu verkaufen; unglücklicherweise führten sie aber nichts als Opium, auch drangen chinesische Proklamationen auf ihre Entfernung. Herr Majoribanks ist der Meinung, daß man vor Allem trachten müsse, sich mit der chinesischen Regierung in Einverständniß zu setzen, weil sonst der Handel von ihren despotischen Launen abhängig sey.

Vermischte Nachrichten.

Nachstehende Berichte englischer Blätter beweisen, welch unheimlicher religiöser Geist gegenwärtig in Schottland spukt. „Am 29 September las Herr Dickson in der gewöhnlichen Versammlung zu Edinburgh einen Bericht des Comité's, das am 11 desselben Monats niedergesetzt worden war, um die Wahrheit des umlaufenden Gerüchts zu untersuchen, daß Herr Walter Tait trotz des gegen ihn von dem Presbyterium erlassenen Absetzungsdekret fortfahre, geistliche Verrichtungen zu üben. Der ziemlich lange Bericht enthielt Nachrichten über das Benehmen des Herrn Tait

und einiger seiner Schüler, in der Kapelle in Carrubbers Close, aus dem Munde von ehrenwerthen Leuten, die zugegen gewesen waren, deren Namen aber nicht genannt wurden. Das Benehmen und die Reden mehrerer Mitglieder von Herrn Taits Versammlung war, dem Bericht zufolge, so sonderbar, abgeschmackt, ja selbst gotteslästerlich, daß wir nicht umhin können, es öffentlich bekannt zu machen, und deßhalb jenem Bericht einige Stellen zu entheben, welche genügen werden, um das alle Gränzen des Anstandes überschreitende Treiben dieser Schüler des „neuen Lichts“ zu bezeichnen. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß aus jenem Bericht hervorgeht, daß Herr Tait nicht nur von der Versammlung in Carrubbers Close als ihr Pfarrer anerkannt war, sondern daß er selbst auch diesen Titel für sich in Anspruch nahm und die mit demselben verbundenen Rechte unter seiner Gemeinde übte, ja daß er sogar einmal schon die Handlung der Taufe verrichtet hatte. Einer der Zeugen, der die Kapelle an einem besonders zum Beten und Fasten bestimmten Tage besucht hatte, sagte aus, daß Herr Tait, eben als er im Gebet begriffen gewesen, von Herrn Dow, vormaligen Geistlichen von Irongray, unterbrochen worden sey, der eine Menge von Sprüchen hergesagt habe. Nachdem dann noch mehrere Mitglieder zum Gebet aufgerufen worden waren und man zwischen den Gebeten einen Theil eines Psalms gesungen hatte, sagte Herr Tait: „Wenn es der Wille des Herrn ist, so wollen wir ein Kapitel lesen.“ Gleich darauf rief Herr Dow aus: „Es ist der Wille des Herrn, daß Du, als der Engel dieser Kirche, die Versammlung entlassest,“ worauf Herr Tait auch wirklich die Gemeinde mit dem apostolischen Segen entließ. Am nächsten Tag meldete Herr Tait, daß der Apostel des Herrn (Herr Dow) am vergangenen Tage, nachdem die Gemeinde sich entfernt gehabt, eine Menge der herrlichsten Dinge gesprochen habe; — er habe verordnet, daß Einer in der Versammlung ein Evangelist, ein Anderer ein Aeltester und ein Dritter ein Diakonus seyn solle. Herr Tait dankte bei dieser Gelegenheit dem Herrn, daß er nicht gestattet habe, daß sein Mund auch nur an einem einzigen Sabbath geschlossen sey. Einer der Anwesenden bat Gott, daß er seine Kirche einweihen möge, worauf Herr Carlyle laut schrie: „Ich will sie weihen.“ Jener betete hierauf abermals, und fragte die Versammlung dann, an wen sie sich wenden wolle, als Herr Carlyle wieder laut schrie: „An mich!“ Ein anderer Zeuge, der der Austheilung des Abendmahls beigewohnt hatte, sagte aus, daß Herr Tait, bald nachdem er Brod und Wein ausgetheilt, Herr Anderson aber während der Austheilung zu der Versammlung gesprochen habe. Am Abend betete Herr Tait eben, daß die am Morgen gesprochenen Gebete sämmtlich möchten erhört und erfüllt werden, als Herr Carlyle aufschrie: „Ich habe sie gehört!“ Anderson: „Ich will sie erfüllen!“ Carlyle: „Ja, ich will sie erfüllen!“ Herr Tait sagte hierauf zur Versammlung, daß die Stimme, die sie gehört, nicht die eines Menschen, sondern Gottes Stimme gewesen sey.“ An einem andern Sonntag rief Anderson mitten in der Predigt aus: „Wenn er nicht gekommen ist, so seyd ihr Lügner!“ worauf Herr Tait sagte: „Ihr seht, meine Freunde, daß ihr, wenn ihr sein Kommen läugnet, Lügner seyd.“ Anderson schrie nun laut, daß Jesus kein Professor der Theologie gewesen sey, und fuhr fort hierüber zu sprechen oder vielmehr zu schreien, als Herr Tait ankündigte, daß mit des Herrn Willen die Evangelisten diesen Abend predigen würden; Einer von ihnen in der Kapelle, ein Anderer in Newhaven und der Dritte in Baillie Fyfe's Close; das Haus selbst sey noch nicht bekannt, auch könne es wo anders seyn, je nach dem der Herr es bestimmen werde. Am Sabbath, den 1 September, hielt Herr Tait den Gottesdienst, und als Anderson ihn unterbrach, dankte er Gott für die Offenbarung des Geistes. Bei dieser Gelegenheit redete Anderson die Versammlung mit Ehebrecher und Ehebrecherinnen an, worauf mehrere ihm zuriefen, er sey ein Lügner, und viele Stimmen laut schrien: „Werft den Lügner hinaus!“ Herr Tait trat jetzt dazwischen und sagte: „Als Pastor dieser Gemeinde gebiete ich Ruhe.“ Am folgenden Sabbath sagte Herr Tait, er hoffe, es werden nicht wieder so schändliche Auftritte vorfallen als vergangene Woche, und fügte hinzu, es seyen Worte gesprochen worden, die, wie er fürchte, eine Sünde gegen den heiligen Geist seyn möchten. Am nächsten Sabbath wurde das Abendmahl ausgetheilt, wobei der anwesende Zeuge über die ungeheure Größe der Kelche erstaunte. Als eines der Gemeindeglieder den Kelch erhielt, sagte Herr Tait: „Du brauchst nicht bloß zu nippen, nein, trinke nur und iß; trink bis Du genug hast.“ Bei einer andern Gelegenheit unterbrach Anderson den Gottesdienst mit dem Ausruf: „Der Herr wird kommen, der Herr wird kommen, der Herr wird kommen! Er wird droben brüllen, er wird droben brüllen, er wird droben brüllen! Er wird brüllen wie ein Krieger, er wird brüllen wie ein Krieger, er wird brüllen wie ein Krieger!“ Herr Tait sagte: „Ist es so, wird er kommen? ist er wirklich auf dem Weg?“ worauf Carlyle erwiderte: „So ist's, er wird brüllen u. s. w.“ Bei andern Gelegenheiten hat Anderson, jenem Bericht zufolge, im Charakter des heiligen Geistes Worte gesprochen, die zu abscheulich sind, als daß man sie der Oeffentlichkeit übergeben könnte. „Die religiöse Gaukelei oder Monomanie, wie man sie eigentlich nennen sollte, dieser **Manifestors**, ist von allen den Ketzereien, die je in Schottland Eingang gefunden, wesentlich verschieden. Von den berüchtigten Outpourings (Ausgießungen) in Cambuslang, um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts sah man Hunderte von Zuhörern sich auf dem Grase wälzen und ein Geschrei des Entsetzens ausstoßen; allein dieß war mehr eine Wirkung ihrer Einbildungskraft, und sie gaben keineswegs vor Wunder zu wirken, noch legten sie den Eingebungen des Geistes prophetischen Ausdruck bei. Die Lehren der Münsterer Wiedertäufer fanden gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nur wenige Anhänger, aber diese aufrührerischen Schwärmer zeichneten sich mehr durch Nichtachtung aller sittlichen Beschränkung und alles Anstandes, als dadurch aus, daß sie Anspruch auf Eingebung machten, oder behaupteten, auf unmittelbaren göttlichen Befehl zu handeln. Die **Schreier** von Carrubbers Close hingegen treiben ihre lästerlichen Thorheiten viel weiter als alle ihre schwärmerischen Vorgänger, so daß man sich in der That wundern muß, wie solche Abgeschmacktheiten im neunzehnten Jahrhundert noch Anhänger finden können. Da das Uebel bereits auf eine Höhe gestiegen ist, die Abhülfe fordert, so hatte das Presbyterium zu Edinburgh beschlossen, den Gegenstand bei der nächsten Versammlung wieder aufzunehmen.“

*

Die irdischen Ueberreste Ram Mohun Roy's werden auf keinem der gewöhnlichen Kirchhöfe beigesetzt werden. „Es war, sagt eine Bristoler Zeitung, dem Radschah stets ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, seine Landsleute zu überzeugen, daß dem Götzendienst entsagt und ihre abergläubischen, grausamen Gebräuche abgeschafft werden könnten, ohne daß sie deßhalb von den Grundsätzen ihres alten Glaubens abweichen oder den Untergang der Kaste der Braminen befürchten dürften, und so wollte er der Einführung des Christenthums unter ihnen den Weg bahnen. Es schien daher sowohl den Freunden, die seit lange schon seine Angelegenheiten besorgten, als auch seinem Sohn rathsam, seinen Leichnam auf keiner der gewöhnlichen Begräbnißstätten beerdigen zu lassen, denn es ließ sich vermuthen, daß seine Feinde in Indien, würde er mit christlichen Gebräuchen oder unter Christen bestattet, diesen Umstand benutzen dürften, um ihre bis jetzt fruchtlosen Bemühungen, ihn aus der Kaste zu stoßen und seinen Kindern ihr Erbtheil zu verkümmern, zu erneuern. Sie haben deßhalb von der ihnen ertheilten Erlaubniß, die theuern Ueberreste innerhalb der Mauern von Stapleton-Grove beisetzen und die weitern Bestimmungen seiner Familie in dieser Hinsicht abwarten zu dürfen, Gebrauch gemacht, wobei sie zugleich, indem sie den Leichnam allein und an einem abgesonderten Platz zur Ruhe brachten, dem oft geäußerten Wunsch des Radschah: „Ohne Aufsehen und in der Stille da begraben zu werden, wo er sterbe,“ entsprachen.

*

In diesem Jahre betrug die Anzahl der methodistischen Prediger in England 900, in Irland 145; die Mitglieder der Sekte in England 279,179, in Irland 24,405; in verschiedenen Missionen zählt man 195 Prediger und 45,786 Mitglieder. Die Gesammtzahl der methodistischen Prediger in der Welt beträgt 5504, die der Mitglieder 914,181: was im Vergleich mit dem vergangenen Jahre eine Vermehrung der Prediger von 199 und der Mitglieder von 65,434 gibt.

*

Die Anzahl der während der letzten vier Monate bei der englischen Gesandtschaft in Frankreich unterschriebenen Pässe der aus England kommenden Personen, belief sich im Durchschnitt täglich auf 60; es läßt sich mithin annehmen, daß Frankreich jeden Monat von ungefähr 1800 Engländern oder englischen Familien besucht wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 313. 9 November 1833.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Sechster Brief. —

Der Windethurm. — Der Portikus des Augustus, oder die Agora. — Der Tempel des Theseus. — Das Odeum oder das musikalische Theater. — Denkmal des Philopanes. — Tempel des Jupiter Olympius. Triumphthor Hadrians. — Das Denkmal des Lisikrates. —

Nachdem ich die Akropolis in allen Einzelnheiten besichtigt und den ersten stärksten Antrieb meiner Neugierde befriedigt hatte, machte ich mich am andern Tage auf, um in der Stadt umherzustreichen und auch außerhalb der Akropolis alle beachtungswerthen Ueberbleibsel des Alterthums zu sehen. Zuerst besuchte ich den sogenannten Windethurm, der beinahe in der Mitte der jetzigen Stadt liegt und von einem Palmbaum beschattet ist. Dieser Thurm ist wegen seines hohen Alters halb in die Erde hinein vergraben, so daß kaum der obere Theil der Thüren über den jetzigen Grund hervorragt. Das Auge, ermattet von den öden Straßen und der verzweiflungsvollen Einförmigkeit zerstörter Häuser und Mauern, wird angenehm überrascht bei dem Anblick dieses kleinen, ziemlich gut erhaltenen Denkmals aus dem Alterthum, das aus weißem Marmor, in Form eines Achtecks erbaut und mit großen Basreliefs geziert ist. Jede Seite dieses achteckigen Thurms hat acht Fuß, und jedes Basrelief stellt unter dem Bilde eines Mannes einen der acht Winde dar, so daß gegen Norden Boreas, gegen Nordwesten Skiron, gegen Westen Euros, gegen Südwesten Cephyros, gegen Süden Nothos, gegen Südosten Carchias und gegen Nordosten Apiliotis steht; das Dach ist gleichfalls von weißem Marmor und von unregelmäßiger Form, die sich schwer beschreiben läßt; nach den alten Schriftstellern zu schließen, stand darauf ein marmorner Triton, der sich auf einer Spille drehte und die Richtung des Windes anzeigte. Innerhalb dieses Thurmes sieht man noch eine Cisterne oder einen Wasserbehälter, der mit Wasser gefüllt wurde vermittelst einer Verbindung mit der Quelle Klepsydra, welche noch jetzt in der Akropolis gezeigt wird, und deren ich in meinem vorhergehenden Briefe erwähnte. Unter dieser Cisterne befand sich gleichfalls ein Triton aus weißem Marmor, der durch die Gewalt des Wassers sich unaufhörlich im Kreise drehte, und mit der in seinen Händen befindlichen, gekrümmten Muschel nach der Decke wies, die in Form eines Gewölbes aus vierundzwanzig Feldern von weißem Marmor zusammengesetzt war und so die vierundzwanzig Stunden des Tages vorstellte. Das Innere des Gebäudes war in zwei Stockwerke abgetheilt, und noch jetzt sieht man zwei Reihen kleiner Säulen, auf denen vermuthlich Statuen standen, unten von Nymphen, oben die der Winde.

Nicht weit von diesem Thurme erheben sich vier schöne Säulen von dorischer Ordnung, mit hohem dreieckigem Fronton ohne alle Basreliefs und Verzierungen mit einer lateinischen Inschrift, die ich leider vergessen habe; sie erklärt aber unter Anderm, daß dieses Denkmal von dem Kaiser Augustus errichtet worden sey; übrigens findet sie sich in allen Reisebeschreibungen in extenso. Diese Säulen stehen jede 38 Fuß von der andern, haben hinten zwei Pilaster und heißen der Portikus des August. Sie gehörten wahrscheinlich zu dem von ihm erbauten Forum und bildeten nur den Eingang zu einer größern Säulenreihe, die bis hart an den Windethurm sich erstreckte; der bis auf diesen Tag erhaltene nicht fern von diesen Säulen stehende Pilaster, auf welchem eine Verordnung des Kaisers Hadrian hinsichtlich des Verkaufs des Baumöls eingehauen war, dient offenbar zur Bestätignng der Vermuthung, daß immer zwischen zwei Säulen ein solcher Pilaster stand, auf denen die verschiedenen Verordnungen über den Verkauf und die Preise der Lebensmittel eingehauen waren. Troß dessen sind die Schriftsteller in diesem Falle nicht einig und behaupten sogar, wie Chandler, daß diese Säulen zum Tempel des August gehörten. Vermuthlich rührt dieser Mißverstand von dem mit verschiedenen Statuen umgebenen Opferaltar her, der der Gemahlin des Kaisers Augustus Julia geweiht war und nicht fern von diesem Platze stand, wo auch jetzt noch einige Piedestale zu sehen sind.

Von da aus ging ich nach dem Tempel des Theseus, der auf einem offenen Platze ganz nahe an dem Thore lag, durch das ich nach Athen gekommen war; ich war in der That nicht wenig erfreut, von fern eine schöne, ziemlich wohl erhaltene Säulenreihe zu sehen, von rothgelber ungewöhnlicher Farbe. Dieser Tempel, der durch sein hohes Alter alle Regenbo[illegible]genfarben angenommen hat, ist von dem Baumeister Mikon [illegible] 456 v. Ch. unter der Archontschaft Cimons, des Sohns M[illegible]ltiades, erbaut

und dem athenischen Helden Theseus geheiligt. In Form eines Parallelogramms gebaut und dem Parthenon völlig ähnlich, nur in allen Theilen weit kleiner ist dieß alte Denkmal besser als alle andern erhalten; es mißt 123′ in der Länge und 52′ in der Breite. 46 Säulen von dorischer Ordnung umgeben in Einer Reihe die marmornen Mauern, welche statt der Friese mit Basreliefs verziert sind, welche am Eingang den Kampf der Giganten mit den Göttern, auf der Hinterseite (ὀπισθοδομος) aber die Schlacht der Hippocentauren mit den Lapithen vorstellen. Der Fries über den Säulen ist in Triglyphen abgetheilt, die mit Basreliefs verziert sind, welche die Thaten des Herkules und Theseus vorstellten; aber der größere Theil dieser Triglyphen ist leer geblieben, und nur zehn über dem Eingang und vier auf jeder Seite, im Ganzen also achtzehn, sind mit oben erwähnten Basreliefs verziert. Die Decke war, wie im Parthenon und in andern alten Tempeln überhaupt, in der Mitte offen, und nur über den Säulen selbst und um dieselben in Astragalen abgetheilt, welche gleichfalls zuweilen sich öffneten. Die Architraven waren mit verschiedenen Farben, roth, schwarz und grün geziert, wovon man noch jetzt einige Spuren sieht. Der ganze Tempel war aus dem besten weißen Marmor des pentelikischen Berges erbaut. Die christlichen Griechen machten ein gewöhnliches Dach mit Ziegeln darüber und weihten den Tempel zur Kirche des heiligen Georg, des Drachenbesiegers. Theseus hatte das Ungeheuer Minotaurus bezwungen. Die Türken verwandelten den Tempel in der letzten Zeit in einen Pferdestall, waren aber später genöthigt, ihn zu reinigen und bei meiner Anwesenheit fand ich ihn vollkommen leer.

Ihm gegenüber, in einer Entfernung von ungefähr 500 Schritten, erblickt man zwei kolossale Statuen und ein eben so kolossales Piedestal, die man kürzlich unter zerstörten Häusern herausgrub. Eine dieser Statuen stellt ein Ding, halb Mensch, halb Ungeheuer vor, die andere hat eine völlig menschliche Gestalt, die Füße endigen aber in einem Schlangenschweif. Man versicherte mich, diese Statuen stellen Cekrops und Erichthonius dar. Die Letztere steht auf einem Piedestal, das einem zweiten, nicht weit davon aufgefundenen vollkommen gleicht; diese beiden kolossalen Piedestale sind viereckig und haben von einer Seite Basreliefs, die einen Oelbaum darstellen, um den sich eine Schlange windet. Bezieht man dieß auf die darauf errichteten Statuen, so kann man dieser Darstellung eine allegorische Bedeutung unterstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Verbrauch des Goldes und Silbers in den frühesten Zeiten.

(Schluß.)

Ptolemäus Philadelphus, der zweite König von Aegypten, nach Alexander, soll, wie Appian auf amtliche Dokumente gestützt behauptet, einen Schatz von dem ungeheuern Betrag von 740,000 Talenten besessen haben, entweder in römischen oder in den kleinen ptolemäischen Talenten. Nimmt man römische Talente an, die ungefähr gleichen Werth mit den attischen hatten, so macht dieß nach unserm Gelde eine Summe von 1068 Millionen Thalern. Waren es kleine Talente, was auch wahrscheinlicher seyn dürfte, so betrug der Schatz mindestens den vierten Theil der angeführten Summe. Obschon auch diese Berechnung noch übertrieben zu seyn scheint, so ist doch kein Grund vorhanden, ihre Richtigkeit zu bezweifeln. Die Einkünfte der Ptolemäer waren außerordentlich groß; die Länder, über die sich ihre Herrschaft erstreckte, beraubte man durch Einforderungen all ihres verarbeiteten Goldes und Silbers, und die Tribute wurden von den Pächtern der Einkünfte in Begleitung einer bewaffneten Macht erhoben, die nicht aus regulären Soldaten, sondern aus organisirten Räuberbanden bestand. Vergleicht man den von den Provinzen Cölesyrien, Palästina und Samaria unter Cyrus erhobenen Tribut, wie Herodot ihn angibt, mit dem der nach Angabe des Josephus unter Ptolemäus erpreßt wurde, so erhält man einen Begriff von der räuberischen, gewaltsamen Weise, mit der man unter den Nachfolgern Alexanders die Einkünfte einforderte. Unter Cyrus war die Insel Cypern mit der Provinz Cölesyrien vereinigt, unter Ptolemäus hingegen von dieser getrennt; unter dem erstern belief sich der zu entrichtende Tribut auf 350 Talente (Herodot Buch III. Kap. 89); unter dem zweiten hingegen war er für 8000 Talente an Evergetes verpachtet; da aber die Erhebung der Taxen einem Juden in Pacht gegeben worden war, so mußte er jenen Betrag doppelt und überdieß noch dem königlichen Schatz die erforderliche Summe erlegen, um die konfiszirten Güter derjenigen, die ihre Abgaben nicht bezahlt hatten, einlösen zu können. (Josephus Antiq. Jud. XII. 4.) Während des macedonischen Reichs waren die edeln Metalle in großem Ueberfluß an den östlichen Küsten des mittelländischen Meeres verbreitet, und wäre nicht ein großer Theil davon im königlichen Schatz verschlossen gewesen, so hätte ihr Werth, im Verhältniß gegen andere Artikel, noch weit mehr fallen müssen, als es wirklich geschah. (Prof. Boeckh's Staatshaushalt der Athener.)

Wenn die Ausdehnung des römischen Reichs bis dahin, wo sie fast alle damals bekannten Theile des Erdballs umfaßte, auch die Erzeugung der edeln Metalle verminderte, so zogen doch die Römer aus Asien und Afrika eine große Menge derselben in ihre Hauptstadt, und auf diese Weise kann man sich die ungeheuern Reichthümer von Privatpersonen erklären, von denen die Geschichtschreiber erzählen. Die Angaben dieser Art beschränken sich zwar nicht bloß auf Metalle, sondern sie begreifen Grundstücke, Häuser, Sklaven und Geräthe, so wie auch auf Hypothek oder andere Sicherheit ausgeliehene Kapitalien; allein hätte der Reichthum an Gold und Silber sich nicht so ungemein vermehrt, so hätten unmöglich alle übrigen Artikel die hohen Preise erreichen können, die alle Schriftsteller angeben. So lesen wir, unter andern Beispielen dieser Art, daß Cornelia das Haus des Marius *) zu Misenum für 75,000 Drachmen (14,531 Rthlr. 20 Gr.) kaufte, und es wenige Jahre später an Lucullus für 500,200 Drachmen (96,012 Rthlr. 22 Gr.) wieder verkaufte. Der Reichthum von Privatpersonen läßt sich nach folgenden Angaben gleich-

*) Plutarch in Mario.

zeitiger Schriftsteller beurtheilen: Crassus soll, baares Geld, Sklaven und Hausgeräthe, die noch weit höher geschätzt wurden, ungerechnet, nur an Grundstücken bis millies (9,687,503 Rthlr. 20 Gr. besessen haben.*) Seneca war ter millies reich (14,631,250 Rthlr.) Pallas, ein Freigelassener des Claudius, besaß eine gleiche Summe, und Lentulus, der Augur, quater millies (19,374,996 Rthlr.) C. C. Claudius Isidorus, obschon er einen großen Theil seines Vermögens in den Bürgerkriegen eingebüßt hatte, hinterließ dennoch 4116 Sklaven, 3600 Joch Ochsen, 257,000 Stück Vieh, und in baarem Geld sexcenties sestertium (2,906,250 Rthlr.)

Die Kaiser besaßen einen ihrem hohen Rang und ihrer Macht angemessenen Reichthum. Augustus erhielt durch letztwillige Verordnung seiner Freunde quater decies millies (193,749,996 Rthlr.) Tiberius hinterließ vigesies et septies millies (130,781,250 Rthlr.), die Caligula in einem einzigen Jahre verschwendete.

Die Ausgaben der Regierung, so wie die Schulden und der Kredit der ausgezeichnetsten Personen scheinen denselben kolossalen Maßstab gehabt zu haben. Vespasian schätzte nach der Feuersbrunst die zu Erhaltung des gemeinen Wesens erforderliche Summe auf 1,937,499,960 Rthlr.

Die Schulden Milo's beliefen sich auf septengenties sestertium (3,590,624 Rthlr.) Julius Cäsar war, als er noch kein öffentliches Amt bekleidete, 1300 Talente schuldig. Als er nach seiner Prätorschaft nach Spanien ging, soll er gesagt haben: „Bis millies et quingenties sibi deesse, ut nihil haberet; das heißt: „daß er 12,108,000 Rthlr. weniger habe als Nichts. Als er beim Beginn des Bürgerkriegs zum Erstenmal nach Rom kam, nahm er 6,570,000 Rthlr. aus dem Schatz, legte aber nach Beendigung dieses Kriegs 26,058,000 Rthlr. in denselben nieder. Er wird beschuldigt, beim Beginn der bürgerlichen Unruhen die Freundschaft Curio's für eine Bestechung von 3,706,220 Rthlr. und die des Konsuls L. Paulus, des Kollegen von Marcellus, für eine Summe von 1,677,000 Rthlrn. erkauft zu haben. **)

Antonius schuldete am Idus des März, wo Cäsar ermordet wurde, 1,920,000 Rthlr., die er noch vor dem ersten April bezahlte und aus dem öffentlichen Schatz mehr als 21 Millionen Thaler verschwendete. Von dem Reichthum der Römer und ihrer Verschwendung zur Zeit ihrer Weltherrschaft könnten noch mehrere Beispiele aufgezählt werden. Damals waren die Schätze, die man erbeutete, nicht in dem Maße vertheilt, und es ging durch Abnutzung noch nicht so viel verloren, als dieß bald nachher der Fall war, als die Sitte große Massen edler Metalle in Münzen auszuprägen allgemeiner wurde.

*) Obschon Crassus mehrere Silberminen und gut verwaltete Güter von großem Werth besaß, so werden doch seine Einkünfte aus diesen Quellen, gegen die von seinen Sklaven, als unbedeutend angegeben. Von diesen hatte er eine große Anzahl, die er erziehen und zu Vorlesern, Schreibern, Buchhaltern, Haushofmeistern und Köchen bilden ließ; überdieß legte er sein Geld noch zu so hohen Interessen an, daß er ein Prozent für den Monat erhielt. Er pflegte, wie berichtet wird, zu sagen: Niemand könne reich genannt werden, der nicht im Stande sey, von seinen Einkünften ein Heer zu unterhalten. Es scheint, daß er, wenn ihm daran gelegen war, eine mächtige Partei im Staat zu bilden, eben so verschwenderisch seyn konnte, als er sonst geizig war; denn er gab bei einer gewissen Gelegenheit dem Volk ein Gastmahl, bei dem es an 10.000 Tafeln gespeist wurde, und zu einer andern Zeit ließ er Brodkorn auf drei Monate vertheilen.

Plutarch Leben des M. Crassus.

**) Plinius sagt, Buch XXIII. Kap. 3, daß die Stadt Rom nie so viel Geld gehabt habe, als bei Ausbruch des Kriegs zwischen Cäsar und Pompejus.

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer.“

2. Gesellschaft und Sitten.

(Schluß.)

Eine bezeichnende Eigenthümlichkeit der Gesellschaft in England ist der Einfluß der Cliquen. So ein halbes Dutzend Männlein und Fräulein kamen — der Himmel weiß wie? — zu einer gewissen Höhe und Bedeutendheit — in einer gewissen Linie; — sie maßen sich die Macht an, alle Arten von Ruf auszutheilen. Vor einigen Jahren gab es eine Schriftsteller-Clique in Albemarle-Street; ein Kreis von Herren, welche sich gewerbsmäßig damit befaßten, einem Jeden sein Bischen Ruhm zuzuwägen; sie lobhudelten einander — waren allein die literarische Welt, und hielten Stewart Rose für einen größern Mann als Wordsworth — Friede sey mit ihnen — sie sind nicht mehr — und der Schriftstellerruf hängt nicht länger von einem Samuel Rogers ab. *)

Die Clique feiner Damen und die Clique von Stutzern **) besteht dagegen noch immer, und aus ihren Händen kommt der gesellschaftliche Ruf: wir dürfen auf sie anwenden, was jener Irländer von den Dieben sagte: „Sie sind gewaltig großmüthig mit dem, was nicht ihnen gehört,“ da sie selbst ohne Ehrenhaftigkeit sind, so können wir hienach den Werth der Verdienste ermessen, die sie veranlassen, Andern Ehrenhaftigkeit zuzuerkennen.

Es ist eine ziemlich sonderbare Erscheinung, bis wir die Ursache näher ins Auge fassen, daß die Gesellschaft in den Provinzen oft weit geschliffener, geistreicher und sittiger ist, als die Gesellschaft in der Hauptstadt; füllt so ein großer Landeigenthümer die Hallen seines ländlichen Sitzes mit einem zahlreichen Kreise seiner Freunde, so sieht man die angenehmste und bezauberndste Gesellschaft, die man in England nur finden kann. Du erinnerst Dich, mein lieber — — ***), des Sir Friedrich Longueville †) und seiner Familie: Du weißt, für wie widerwärtige Leute wir sie zu halten pflegten, mit ihrer ewigen Furcht, nicht „fein“ genug zu seyn. Sir Friedrich, mit seinem hochtrabenden Wesen, der Dich fragte, wann Du zuletzt Deinen Oncle, den Earl, gesehen habest, und seine Frau Gemahlin, die für ihr Leben gern ihre Gutmüthigkeit herausgelassen hätte, aber sich einmal fest vorgenommen hatte, sich in ihrer Würde nichts zu vergeben; die Mädchen, bei keinem Balle fehlend, bemerkten Einem, jedesmal zu allererst im Gespräch, daß sie Einen letzten Mittwoch nicht auf dem Almack ††) gesehen hätten; sie sind schamroth verlegen, wenn man

*) Diese Clique machte, so lange sie bestand, eine zahllose Menge kleiner Berühmtheiten, von denen die Inhaber seit der Zeit recht behaglich gelebt haben. Sie trieben ihrer Zeit einen starken literarischen Wucherhandel; sie erschufen Sinekuren für die Werthlosen, und die Zeit machte jene dann zu einer Art Eigenthum, das man ihnen zu entreißen sich scheute, und doch, so oft wir nur Einem der noch überlebenden Besitzer dieser „unverdienten Gnadengehalte“ begegnen, so können wir uns nicht enthalten, mit Gibbon zu denken, wie oft der Zufall den Ruhm austheilt, und daß der Schutzheilige Englands (zweifelsohne der Patron dieser Herren), der adelige St. Georg genannt wird, wenn er schon, in Wirklichkeit, der werthlose Georg von Cappadocien war. O Literatur, wie viele Görge von Cappadocien hast du in heilige George von England verkehrt!

**) Man vergleiche was der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen über dieses Cliquen-Unwesen in London erzählt.

***) Bulwer hat die verschiedenen Abtheilungen seines Werks je an verschiedene Personen gerichtet, so das zweite Buch, aus welchem dieses Kapitel entlehnt ist, an einen mit Namen nicht genannten Freund.

†) Daß der Name nur fingirt ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

††) Die bekannten, jeden Mittwoch während der Londoner Saison stattfindenden Modebälle, die ihren Namen von dem frühern Besitzer des Hauses, in dem sie gehalten werden, her haben; der jetzige Besitzer oder Entrepreneur heißt Willis.

sie bei einer Gesellschaft auf der unrechten Seite der Oxfordstraße *) ertappte und wispern: „Papa's Verbindungen vom Lande, Sie wissen ja....!“ Kurz, Du erinnerst Dich, daß die Longueville's einen Jeden auf den Glauben bringen mußten, es seyen großthuige, dünkelhafte, nur zum zweiten Range gehörige Leute von erbärmlicher Erziehung; das sind sie auch Alles in der Stadt. Kannst Du's glauben, sie sind gerade das Gegentheil, wenn Du sie in Sussex besuchst? Da ist Sir Friedrich nicht länger hochtrabend; freiherzig und gemüthlich macht er mit Dir einen Ritt über sein Pachtgut, spricht mit allen Armen, denen er begegnet, denkt nicht mehr daran, daß Du einen Earl zum Oheim hast, und ist das ächte Muster eines großen Landedelmanns, gastfrei und zwanglos, ehrenhaft und natürlich. Lady Longueville meinst Du schon Dein Lebenlang gekannt zu haben, so freundlich ist ihr ganzes Wesen, so herzlich ihr Benehmen, und, was die Mädchen betrifft, die findest Du, zu Deinem großen Erstaunen, wohlbelesen und von vollendeter Bildung, zutraulich, einfach, mit einem bezaubernden Anflug von Romantik; auf mein Wort, ich übertreibe nicht. Und die Ursache dieser gänzlichen Veränderung?...... sie ist einzig und allein: in London kennen sie ihre rechte Stellung nicht; hier ist sie fest bestimmt: dort versuchen sie, etwas zu seyn, was sie nicht sind; hier versuchen sie sich an nichts; sie sind zufrieden mit dem, was sie sind.

Wie neidenswerth ist doch die Stellung eines großen Landedelmanns in diesem schönen Garten Englands; er darf die beglückendsten Gegensätze vereinigen, arbeitlose Muße und Beschäftigung, wohlthätige körperliche Uebung und geistige Thätigkeit. In London und im öffentlichen Leben mögen wir die Welt verbessern helfen; wir mögen den Menschen ersprießlich dienen, allein wir sehen nie die Wirkungen, die wir hervorbringen; wir ernten den Dank dafür nicht ein; Andere drängen sich dazwischen auf und schnappen den Lohn weg; auf dem Lande dagegen kann man, in so fern man mit gleichem Eifer und Geschick schafft und wirkt, nicht den Fuß aus dem Hause setzen, ohne den Beweisen seiner Arbeiten und Bemühungen zu begegnen: mit dankendem Lächeln schaut Dir die Natur ins Antlitz! jene Bäume, die Du pflanztest, jene Kornfelder waren ein ödes Gemeindestück; dein Kapital rief sie ins Daseyn; sie nähren ein Tausend Deiner Mitmenschen, wo vor zehn Jahren kaum ein halb Dutzend verkümmerter Kühe ihr spärliches Futter fand. Vor Allem aber, wenn Du durch dein Dorf reitest, welch wohlthuendes Gefühl beschleicht Dein Herz! Mit der Hälfte der Aufmerksamkeit auf die Verwaltung der Armengesetze, **) die Du in London Deinen Klubs widmetest, hast Du Erwerbsfleiß an die Stelle der Faulheit gesetzt, und den Fluch der Gewohnheitsarmuth in den Segen eines behaglichen Auskommens verwandelt. Du, der Einzelne, hast für Deine Mitmenschen mehr gethan, als die ganze Gesetzgebung in Jahrhunderten gethan hat. Das ist wahre Macht; sie bringt die Menschen Gott näher; allein nur zu oft weist der Landedelmann diese Macht von sich; er denkt weit eher und lieber an einen Erlaubnißschein zum Rebhühnerschießen!

Die Klubs bilden einen Haupttheil in dem gesellschaftlichen Gebäude der reichern Klassen der Hauptstadt. Ehedem waren sie bloß das Besuchsmittel der Gewohnheitsspieler, Politiker oder Bonvivans; jetzt tragen sie ein mehr dem Geistigen zugewendetes Gepräge; jeder Stand hat seinen eigenen Klub, vom Krieger bis zum Gelehrten. Die Wirkung, welche diese Mannichfaltigkeit von Klubs hervorgebracht hat, ist äußerst heilsam; sie hat bereits angefangen, der einsiedlerischen Gemüthsrichtung meiner Landesgenossen entgegen zu wirken; sie eröffnet einen leichten Verkehr mit unsern fremden Gästen, welche als Ehrenmitglieder aufgenommen zu werden pflegen; Vorurtheile schleifen sich ab, und mittelst eines einfachen und unkostspieligen Verfahrens lernen selbst die am meisten an der Heimath Klebenden oder ihren Berufsgeschäften Obliegenden die weltbürgerlichen Ansichten kennen. An diesen Besuchorten bilden die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens den gemeinsamsten und natürlichsten Gesprächsstoff, und nichts fördert so das Gedeihen des öffentlichen Geistes, als die Erörterung öffentlicher Angelegenheiten. Man sagt, die Klubs machten die Leute weniger häuslich; keineswegs: sie machen sie nur weniger ungesellig; sie bilden eine wohlfeile Geisteserholung, und da in den neuern Klubs kein Hang zum Spiel oder zum Trunk sich kund gibt, geben sie dem Geiste zugleich mit der Erholung kräftigende Nahrung. Das sind indessen noch die wenigst bedeutenden Vortheile der Klubs; sie enthalten auch den Keim einer durchgreifenden Verbesserung in dem Zustande der niedern Klassen. Ich sehe schon, wie diese Klassen, früher oder später, Einrichtungen, die dem Armen so vorzüglich günstig sind, mit Freuden annehmen werden. Durch diese Art von gemeinschaftlichem Wirken zu einem Zweck kann jetzt ein Mann mit zweihundert *) des Jahres sich der edlern Sinnengenüsse des Mannes mit 5000 *) erfreuen; als da sind: lustige und geräumige Zimmer, die bescheidenen Freuden der Tafel, **) Lichter, Feuer, Bücher und geistansprechende Gesellschaft. Derselbe Grundsatz, nach einem geringern Maßstabe ausgeführt, würde dem Krämer oder Handwerksmann dieselben Vortheile verschaffen, und der Mann mit einem Jahreseinkommen von 50 Pfd. St. könnte dieselben Lebensbequemlichkeiten erlangen, wie der Mann mit einem von 500. Würde der Versuch von den mittlern und untern Ständen in einer Provinzialstadt gemacht, er schlüge bestimmt nicht fehl, und unter seinen Vortheilen wäre gewiß keiner der geringsten, daß dadurch manchen zu frühen und unklugen Heirathen vorgebeugt und die Entfaltung jenes Gefühls sittlicher Würde befördert würde, das sich immer mit dem Sinne für die höhern Genüsse des Lebens einstellt.

Aus dem Gelingen dieses Versuchs würden wahrscheinlich noch neuere und umfassendere Ergebnisse entspringen. Ein gewisser Herr Morgan schlägt, in einem Schreiben an den Bischof von London, ***) die Bildung von Klubs, nicht für Einzelne nur, sondern für Familien vor, ein Plan, in dem auch der Unterricht für Kinder und die Abwartung in Krankheit mit aufgenommen werden dürfte. Durch einen Verwaltungsausschuß geleitet, würden solche Klubs den möglichen Mangel an Voraussicht und Haushaltungsgeschick bei Einzelnen beseitigen. Für Aerzte, Advokaten, Geistliche, †) für Künstler und den ärmern Theil des niedern Adels ††) böte ein solcher Plan die größten Vortheile. Allein die Zeit zu seiner Annahme ist noch nicht da: zwei große sittliche Hindernisse bestehen noch immer in unsern Gewohnheiten, der aristokratische Hochmuth, nicht, es eben so gut wie unsere Nachbarn zu haben, nein, es anscheinend besser zu haben, und jenes kaufmännisch eifersüchtige Selbsthabenwollen, das uns, sprüchwörtlich, immer nur „einen abgeschlossenen eigenen Herd“ wünschen läßt. Nehmen je diese Gesinnungen bei uns ab, so wird, wie ich kaum zweifle, von der Errichtung solcher Klubs eine weitumfassende gesellschaftliche Umwälzung ausgehen. Frankreich ist indessen, weit mehr als England, der geeignete Boden †††) für den ersten Versuch mit Herrn Morgans System.

---

*) Was jenseit oder nördlich der Oxfordstraße in London liegt, wird als außer der Linie liegend betrachtet, die der Einbildung nach den vornehmen und modischen Theil dieser Hauptstadt von den gemeinbürgerlichen oder gewerblichen Stadttheilen scheidet.

**) Vergleiche die neuesten Zeugenverhöre vor dem Parlament über die Armengesetze als Beweis der Möglichkeit der Sache. Selbst bei dem gegenwärtigen erbärmlichen System hat eine kräftige und weise Verwaltungsart hingereicht, der Gewohnheitsarmuth (pauperism) eine Schranke zu setzen. In Stamford-Rivers, in der Grafschaft Essex, beschloß ein Mann, Andrews, ein Pächter, unter Mitwirkung der übrigen Kirchspielsgenossen, der Gewohnheitsarmuth ein Ende zu machen: im Jahre 1825 betrug die für die Armen aufgewendete Summe 834 Pfd. St.; durch kluge Verwaltung und Thatkraft belief sie sich im Jahre 1828 nur noch auf 196 Pfd. „Alle Arbeitsfähigen wurden verwendet; die Taglöhner verbesserten sich in ihren Lebensgewohnheiten, häuslichen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten während der vier Jahre, wo dieses System seinen Fortgang hatte.“ Ob, wenn doch dem Landedelmann der Sinn dafür aufginge, was er seyn könnte! Der Verf.

*) Pfund Sterling nämlich — also ungefähr 2400 fl. und 60,000 fl. rhein.

**) Im Athenäum z. B. zahlt man für ein Mittagessen, das in einem Hotel 7 bis 8 Schillinge (4 fl. 12 kr. bis 4 fl. 48 kr.) kosten würde, ungefähr 3 Schillinge (1 fl. 48 kr. rhein.), und hat dafür eine Hammelskeule, Gemüse, Brod, Butter, Käse u. s. w., und eine Flasche Wein. In einigen Klubs ist, glaube ich, der Preis noch niederer. Der Verf.

***) Bekanntlich einer der ehrwürdigsten und freisinnigsten Prälaten Englands.

†) Professional and literary men — wie man sie in England mit einem allgemeinen Namen nennt.

††) Gentry — allgemeine Bezeichnung der Klasse zwischen dem hohen Adel und dem Volke, etwa unser „Honoratiorenstand.“

†††) Man denke an Fourriers Phalanstère.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 314. 10 November 1833.

Die Indianer am Columbia-Strom.

Von den an der Mündung des Columbia wohnenden Stämmen, den Cathlamahs, Killymucks, Clatsops, Chinucks und Chilts, oder den sogenannten Flachköpfen, ihrem Charakter, ihren Sitten und Gebräuchen, findet sich Seite 1270 u. f. dieser Blätter vom vorigen Jahre, in dem Aufsatz: „Abenteuer am Columbia-Strome," bereits eine kurze Schilderung, der wir, mit Hinweisung auf das dort Besprochene, folgende nähere Angaben beifügen.

Diese Indianer tauschen von den benachbarten Nationen Sklaven gegen Biber- und Fischotterfelle, Getreide u. s. w. ein. Ist ein solcher unglücklicher Gefangener krank, so läßt man ihn liegen, und auf die elendeste Weise umkommen. Sein Körper wird dann unter einen Baum oder in den nächsten Wald geworfen.

Vor ungefähr dreißig Jahren richteten die Blattern große Verwüstungen unter ihnen an, und diese Geißel erstreckte sich damals vom Missouri bis zum stillen Ocean. Diejenigen, welche davon befallen wurden, stürzten sich während des heftigsten Fiebers in den nächsten Fluß und kamen augenblicklich ums Leben und Tausende hingen sich selbst an Bäumen auf; alle Dörfer waren entvölkert und die Unglücklichen glaubten, der große Geist habe sie ihrer Laster wegen dem bösen Geist überliefert.

Die Hochzeiten werden in der zur künftigen Wohnung des jungen Paars bestimmten Hütte gefeiert, wo man auch die gegenseitigen, in Sklaven, Getreide, Kesseln, Haiqua, *) Armbändern und kupfernem Geschmeide bestehenden Geschenke austauscht. Ein Mann kann seine Frau verstoßen, und diese hat dann das Recht sich zu verheirathen; auch kann er so viele Weiber nehmen als er zu ernähren im Stande ist, und so hat denn mancher vier bis fünf, die unter einander in der vollkommensten Eintracht leben.

Jedes Dorf steht unter einem Häuptling der, je mehr Weiber und Sklaven er hat, auch in um so größerm Ansehen steht. Stirbt er, so schneidet sich der ganze Stamm, zum Zeichen der Trauer die Haare ab, und singt mehrere Monate hindurch eine Art Grabgesänge zu seinem Gedächtniß.

*) S. Ausland v. vor. J. S. 1279.

Die Chinucks zeigen ihren Gegnern den Tag an, an dem sie die Feindseligkeiten eröffnen wollen; sie schlagen sich in Kanots, und ihre Weiber helfen rudern. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und hölzerne, zwei und einen halben Schuh lange, und sechs Zoll breite, zweischneidige Schwerter. Um sich gegen die Verwundung zu schützen tragen sie zwei, bis auf die Knöchel herabreichende Hemden von Elenshaut, durch die kein Pfeil dringt. Ihre aus einem Cedern- oder Tannenstamm gehauenen Kanots sind mehr als fünfzig Schuh lang, und können zwanzig bis dreißig Personen fassen.

Ihr Küchengeräthe besteht aus einem großen viereckigen Kessel aus Cedernholz, einigen hölzernen Schüsseln und Löffeln aus Eschenholz. Ihre Kochkunst beschränkt sich darauf, daß sie eine gewisse Menge Wassers in den Kessel schütten und rothglühende Steine hineinwerfen, von denen das Wasser sogleich zum Sieden gebracht wird; dann legen sie den Fisch, oder was sie sonst zubereiten wollen, in den Kessel und bedecken ihn, um das Verdunsten zu verhindern, mit einem Tuch. Auf diese Weise wird ein Lachs binnen zwanzig Minuten gesotten. Mit einem aus einer alten Feile verfertigten Meißel, einem länglichen Stein, dessen sie sich als Hammer bedienen, und einem aus einem knotigen Stück Holz bestehenden Schlägel, fällen diese Wilden Bäume von 30 bis 40 Fuß im Umfang. Stirbt ein Chinuck, so wird sein in Felle oder Matten gewickelter Leichnam, nebst Bogen, Pfeilen u. s. w. in ein kleines Kanot gelegt, auf eine hohe Flußbettung oder auf Felsen gestellt, wo er gegen den Andrang der Fluth geschützt ist, und mit einem großen Kanot oder mit Matten zugedeckt. Seine Weiber, Verwandten und Sklaven schneiden sich mit Tagesanbruch die Haare ab, und gehen jedesmal bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang in einen benachbarten Wald, wo sie zu Ehren des Verstorbenen Trauergesänge anstimmen.

Die Kessel-Indianer (Kettle Indians), ein nur wenig zahlreicher Stamm, der auf der nördlichen Seite des Wasserfalls gleichen Namens, dem stärksten des Columbia, ungefähr 700 Meilen von der Mündugg des Flusses und 90 von Spokan-House wohnt. Dieser, unter dem 48° 37' nördl. Breite und gegen dem 110° westl. Länge von Greenwich gelegene Wasserfall hat bei niederm Wasserstand eine senkrechte Höhe von 60 bis 70 und im Frühjahr und einen Theil des Sommers hindurch von

ungefähr 45 Fuß. Dieser kleine, aus etwa fünfzehn Familien bestehende Stamm bewohnt, zwischen Spokan-House und dem Kesselfall einige Hütten. Ihr Häuptling trägt weibliche, mit Korallen, Würfeln und kleinen Muscheln besetzte Kleidung, allein sein Geschlecht verräth sich durch seinen muskulösen Körperbau, seinen starken Bart und den Ton seiner Stimme. Er verheirathet sich niemals, zwei oder drei Kinder bedienen ihn, besorgen seine Pferde, sammeln Mundvorrath ein, und bereiten seine Speisen. Sind sie groß genug geworden, um sich verheirathen zu können, so macht ihnen der Häuptling ein Geschenk und verabschiedet sie, um andere in Dienst zu nehmen. Seine Wohnung war reinlich, mit großen Damhirschfellen gedeckt, und mit Matten ausgeschlagen. Die Weiber halten ihn für ein übermenschliches Wesen.

Die Yackamans, ein zahlreicher Stamm, der das nördliche Ufer des Columbia von der Stelle an, wo er sich mit dem Fluß Louis vereinigt, bis dahin bewohnt, wo ein anderer von Norden kommender Fluß, der den Namen dieses Stamms führt, sich in den Columbia ergießt. Die Indianer dieses Stamms leben mit den Chohoptins und den Wallah-Wallahs in Frieden, und machen mit ihnen gemeinsame Sache gegen die Shoshones.

Die Sinapoils haben ein Gebiet auf der nördlichen Seite des Columbia, zwischen den Flüssen Spokan und Oakinagan, inne, und da ihr Boden sehr unfruchtbar ist, so leben sie größtentheils von Lachs und Cammas. Sie sind unreinlich, faul, Spieler und Zänker. Ihr Hauptwohnort ist 45 Meilen unterhalb der Vereinigung des Flusses Spokan mit dem Columbia.

Die obern Crihs leben in der Nachbarschaft des Flusses Athabasca.

Die Pointed-Hearts (Spitz-Herzen) und die Hearts of Awl (Pfriem-Herzen) sind nicht zahlreich und wohnen fünfzig Meilen von Spokan-House an einem See, wo es Biber, Damhirsche u. s. w. im Ueberfluß gibt.

Die Cutonais wohnen auf einer angenehmen, jedoch nicht großen, am Fuß der Felsengebirge, 60 Meilen nordöstlich vom Gebiet der Flachköpfe gelegenen und fast ganz von steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Gebirgen umgebenen Ebene, wo es Biber, Damhirsche und Gebirgsschafe in Menge gibt. Diese Indianer, die Ueberbleibsel eines kriegerischen und ehemals mächtigen Stamms, sind von mittlerer Größe und in physischer Hinsicht allen benachbarten Stämmen weit überlegen. Ihre größte Handelsniederlassung liegt unter 49° 30′ nördlicher Breite und 115° westlicher Länge von Greenwich. Ihre Sprache hat mit der der westlichen Stämme keine Verwandtschaft, und ist weit sanfter. Sie haben kürzlich mit den Flachköpfen ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, um die Schwarzfüßler *) (Black feet) zu zwingen, sie auf den Ebenen, wo diese letztern hausen, ungehindert Büffel jagen zu lassen. Die Cutonais sind ehrlich, halten Wort und sind der Lüge feind; Eigenschaften, welche bei den Indianern nicht häufig sind. Vielweiberei ist ihnen unbekannt; nur selten sieht man sie aufgeräumt, und sie scheinen den Weißen gram zu seyn. Sowohl an ihrem Körper als auch in ihren Wohnungen sind sie reinlich.

*) Ausland a. a. O.

Die Kamlups bewohnen ein Gebiet von ungefähr 150 Meilen nordwestlich vom Fluß Oakinagan gegen den Fluß Thompson hin, zu dem man zu Lande oder auf dem Kanal des Oakinagan oder des Sees gleiches Namens gelangen kann. Diese Indianer sind unreinlich, diebisch und zanksüchtig.

Die Wallah-Wallahs, die an den Ufern des Flusses gleiches Namens wohnen, sind wohlgebaut, gute Jäger und treffliche Reiter. Sie erzeigten den Reisenden, von denen sie besucht wurden, viel Freundschaft und Wohlwollen. An keiner ihrer Frauen bemerkte man jenes zudringliche Wesen, das denen der unterhalb der Fälle wohnenden Stämmen eigen ist.

(Schluß folgt.)

England.

10. Industrie, Handel und Manufakturen.

(Schluß.)

Nicht eine einzige Verordnung ist erlassen worden, um diesem Verderben zu begegnen. *) Die moralische und religiöse Erziehung beschränkt sich darauf, einige Anweisungen am Sonntage zu ertheilen; während der Stunden nämlich, welche dem Bedürfnisse der Erholung oder der Ruhe entzogen werden, dessen Befriedigung für die armen Geschöpfe so dringend nothwendig ist, welche durch ein unbegreifliches Uebermaß von Arbeit stumpf und beinahe den Maschinen gleich geworden sind, zu denen sie nur als Anhängsel gehören. Aber dieß Alles ist noch nicht genug an dieser Art von Bedrückung, welche ohne Scham und Mitleid an einer ausgehungerten Menge verübt wird; auch politische Leidenschaften mischen sich darein, und bereden die Leute, welche Geld haben, daß sie die Gewalt haben müßten; um diese zu erlangen, bewaffnen sie die Unglücklichen, deren Loos in ihre Hände gegeben ist. Unter Androhung der Strafe, sie Hungers sterben zu lassen, vertheilen sie sie in Regimenter, bringen sie gegen die Regierungen auf, und bedienen sich ihrer als Mittel zur Unordnung und Umwälzung; im Namen der Freiheit läßt man sie anrücken, als ob die politische Freiheit für denjenigen einen Werth hätte, welcher der persönlichen Freiheit beraubt ist. Doch das thut nichts! Die Befehle werden von Menschen ausgeführt, welche eben so wenig im Stande sind, den Erfolg zu berechnen als ihnen Widerstand entgegen zu setzen, und wenn sie dann glauben, diese eingebildete Freiheit erreicht zu haben, so müssen sie wieder die Fesseln des Unglücks und der Sklaverei tragen, von welcher sie leben; es sey denn, daß die Schläge, die sie in dem Kampfe empfangen, sie außer Stand setzen, sich ferner den schweren Arbeiten zu unterziehen, welche ein barbarischer Geiz noch um so erdrückender macht. Und diese Menschen, welche so hart und unerbittlich sind gegen ihres Gleichen, gegen Menschen, welche in demselben Lande geboren, zu dem nämlichen Stamme gehören, mit welchem sie durch dieselbe

*) Dieß ist jedoch bekanntlich in der letzten Parlamentssession durch die sogenannte Factory-bill geschehen.

Sprache und Religion vereinigt sind, finden Thränen und beredte Phrasen für die Neger auf den Antillen! Das Geld, welches sie dem Unglücke verweigern, auf dessen Uebermaß sie spekuliren, werfen sie verschwenderisch weg für eine Sache, welche ihnen Gelegenheit darbietet, ihre philanthropischen Gesinnungen auszukramen, ohne ihren Interessen Eintrag zu thun; ihre Ohren, taub gegen das Schreien der Unglücklichen, welche der Stock ihrer Aufseher wach erhält, hören von Jamaica her die Peitsche der Pflanzer. Aber diese Neger, deren Loos so viel Mitleid einflößt, sind sie in den Plantagen der Kolonien auch so unglücklich wie die Weißen, welche in die schmutzigen Werkstätten von Manchester oder Birmingham eingeschlossen sind? Fordert man von ihnen auch von 36 Stunden 28 Arbeit? Nimmt man ihnen auch ihre Kinder, um sie Arbeiten zu unterwerfen, welche in keinem Verhältnisse zu ihren Kräften stehen? Haben sie nicht jeden Tag etliche Stunden, jede Woche zwei Tage, die sie solcher Arbeit, welche ihnen Vortheil bringt, einer Ruhe, welche sie stärkt, einer Unthätigkeit, die sie für eine gezwungene Arbeit entschädigt, widmen können? Möchten doch die Fabrikherren Englands gleiche Vortheile ihren Handwerkern gestatten; dann würde man dem erheuchelten Mitleiden Glauben schenken, das sie dem Loose von Menschen zollen, welche allerdings beklagenswerth sind, aber deren Schicksal bei weitem weniger traurig als das jener unterdrückten Fabrikarbeiter ist. Aber diese Klassen sind frei, könnte man einwenden! Nein; ihr Schicksal unterscheidet sich von dem der Neger nur durch die Art und Weise, wie die Individuen gekauft werden; die Neger werden ein für allemal bezahlt; die Weißen bekommen einen geringen Zins des Kapitals, zu dessen Werth man sie angeschlagen hat. Die einen hängen ab von Herren, welche ein Interesse haben, sie zu erhalten; die andern können sterben, ohne daß, — zu Frommen der Menschlichkeit — das Interesse seine Stimme zu ihren Gunsten erhöbe. Alle sind in gleicher Weise Sklaven und an den Boden geheftet, der sie trägt; die Schwarzen arbeiten in freier Luft, die Weißen in einer verpesteten Atmosphäre. Man kauft die Einen, man miethet die Andern, einen andern Unterschied sucht man vergeblich.

Die Expedition des Kapitän Roß.

Kapitän Roß, der bekanntlich nach England zurückgekehrt ist, hat noch aus der Baffinsbai im September d. J. nachstehendes Schreiben an den Sekretär der Admiralität, Kapitän Elliot, erlassen:

Sir, da ich weiß, wie großen Antheil die Lordskommissäre der Admiralität an den Fortschritten der nautischen Kenntnisse und namentlich an der Erweiterung der Geographie nehmen, so benachrichtige ich Sie, um Ihre Herrlichkeiten davon in Kenntniß zu setzen, daß die Expedition, deren Hauptzweck war, wo möglich die Frage einer nordwestlichen Durchfahrt von dem atlantischen in den stillen Ocean, namentlich durch die Prince-Regents-Einfahrt, zu lösen, und welche im Mai 1829 von England absegelte, trotz des Verlustes ihres Vordermastes und anderer ungünstiger Zufälle, welche eine Ausbesserung des Schiffes in Grönland nöthig [illegible]ten, dennoch die Bai erreichte, wo am 13 August die Vorräthe von Sr. Majestät Schiff Fury ans Land gebracht wurden. Wir fanden die Boote, Vorräthe u. s. w. ganz gut erhalten, aber keine Spur von dem Wrack. Nachdem wir hier Holz und andere Nothwendigkeiten eingenommen, segelten wir am 14 weiter, und umschifften am folgenden Morgen das Kap Garry, wo unsere neuen Entdeckungen begannen; wir fahren hart an der Küste in südwestlicher und westlicher Richtung bei 10 bis 20 Faden Tiefe hinab, bis wir über 72° n. Br. und 94° w. L. (Greenwich) hinaus waren; hier fanden wir eine beträchtliche, westwärts führende Einfahrt, deren Untersuchung zwei Tage wegnahm; an diesem Orte wurden wir zuerst bedeutend durch das Eis gehindert, welches sich an dem südlichen Vorgebirge der Einfahrt von Süden und Osten bis O. N. O. in fester Masse ausdehnte. Theils deßwegen, theils wegen der schnellen Strömungen, des stürmischen Wetters, der Unregelmäßigkeit der Küste und den zahlreichen Einfahrten und Felsen, durch die sie sich auszeichnet, war unsere Weiterfahrt eben so gefährlich als langweilig: dennoch gelang es uns, bis unterhalb 70° n. B. und 92° w. L. vorzudringen, wo das Land, nachdem es uns bis zu 90° ostwärts geführt hatte, eine entschieden westliche Richtung nahm, während in einer Entfernung von 40 Meilen südwärts, östlich und westlich sich Land ausdehnte. An diesem äußersten Punkte wurden wir am 1 Oktober durch eine undurchdringliche Masse Eis aufgehalten, fanden aber einen vortrefflichen Hafen zum Ueberwintern, den wir Felix Harbour nannten. Im Anfange Januars 1830 hatten wir das Glück, einen freundlichen Verkehr mit einem sehr interessanten Stamme von Eingebornen anzuknüpfen, welche, durch die Natur in insularischer Lage, noch nie vorher mit Fremden Verkehr hatten; von ihnen erhielten wir nach und nach die Nachricht, daß wir bereits den Kontinent von Amerika gesehen hätten, und daß ungefähr 40 Meilen südwestlich zwei große Seen seyen, von denen der gegen Westen gelegene nur durch eine schmale Landzunge von dem östlich gelegenen getrennt sey. Kommander Roß erbot sich freiwillig im Anfang Aprils, die Wahrheit dieser Nachricht, von der unser künftiges Verfahren so wesentlich abhing, auf irgend eine Weise außer Zweifel zu setzen, begab sich, begleitet von einem Untersteuermann und geführt von zwei Eingebornen, zur Stelle, und fand, daß das nördliche Land mit dem südlichen durch zwei 15 Meilen breite Gebirgsrücken zusammenhing: rechnet man aber eine Kette von Süßwasser-Seen ab, welche die dazwischen liegenden Thäler einnahmen, so war das feste Land, das in der That die beiden Weltmeere trennte, nur 5 Meilen breit. Diesen ungewöhnlichen Isthmus besuchte ich später selbst, während Kommander Roß genau die Seeküste südwärts vom Isthmus untersuchte, welche gegen Westen läuft; er verfolgte diese bis zum 99° oder bis auf 150 Meilen von Franklins Kap Turnagain, wohin das Land, nachdem es ihn bis zum 70° n. Br. geführt hatte, direkt seine Richtung nahm. Während derselben Reise untersuchte er auch 50 Meilen der anliegenden Küste, nämlich nördlich vom Isthmus, welche gleichfalls in westlicher Richtung lief, und so die westliche See zu einem Golf einschloß. Der Rest der guten Jahreszeit wurde dazu angewandt, die östlich laufende Südküste des Isthmus zu untersuchen, was so weit fortgesetzt wurde, daß kein Zweifel übrig blieb, sie schließe sich, wie die Eingebornen uns gesagt hatten, an Ockullee und das die Repulse-Bai bildende Land. Auch wurde entschieden, daß auf 50 Meilen nordwärts von uns keine westliche Durchfahrt sey. Dieser Sommer war, wie der von 1818, ausnehmend schön, aber äußerst ungünstig für die Schifffahrt, und da unser Zweck war, es mit einer nördlichern Breite zu versuchen, so warteten wir mit Begierde, wiewohl vergebens, daß das Eis brechen würde. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es uns, vier Meilen rückwärts zu fahren, und erst um die Mitte Novembers konnten wir das Schiff durch das Eis in einen sichern Platz bringen, den wir Sheriffs Harbour nannten. Ich will hier erwähnen, daß wir den neu entdeckten Kontinent im Süden Boothia nannten, so wie auch den Isthmus, die Halbinsel im Norden und das östliche Meer, nach meinem würdigen Freunde Felix Booth, dem wahrhaft patriotischen Bürger von London, welcher auf eine höchst uneigennützige Weise mich in den Stand setzte, diese Expedition auf das beste und vorzüglichste auszurüsten. Der letzte Winter war im Durchschnitt den vier vorhergehenden so ziemlich gleich gewesen; aber die Winter von 1830 und 1831 brachten eine bisher unerhörte Kälte, der Thermometer sank auf 92° (Fahrenheit) unter den Gefrierpunkt, und die Durchschnittsberechnung des Jahres gab 10° unter der des vorigen; trotz der Strenge des Sommers jedoch zogen wir durch das Land an die westliche See an einer Kette von Seen vorüber 30 Meilen nördlich vom Isthmus, wo es dem Kommander Roß gelang, noch 50 Meilen von der gegen Nordwesten gelegenen Küste aufzunehmen, und indem wir das Ufer gegen Norden verfolgten, stellte es sich auch entschieden heraus, daß unter dem 71° keine Durchfahrt seyn könne. Diesen Herbst konnten wir bloß das Schiff

14 Meilen nordwestlich bringen, und da wir das östliche Kap noch nicht umschifft hatten, so war alle Hoffnung, das Schiff zu retten, verloren, und dieß wurde vollends durch einen zweiten sehr strengen Winter ganz unmöglich gemacht; da wir nur noch Mundvorräthe bis zum 1 Junius 1833 hatten, so wurde Anstalt getroffen, das Schiff in dem Hafen, wo es war, der nach ihm Victory Harbour genannt wurde, zu verlassen. Lebens- und Feuerungsmittel wurden im Frühjahre herausgenommen, und wir verließen das Schiff am 29 Mai 1832, um nach der Fury-Bai zu gehen, was die einzige Möglichkeit bot, unser Leben zu retten; wegen der rauhen Oberfläche des Eises mußten wir uns auf oder hart am Lande halten, und jede Bai umgehen, was unsern Marsch von 200 Meilen beinahe um die Hälfte vergrößerte. Am 1 Julius endlich erreichten wir die Bai von Hunger und Anstrengung völlig erschöpft. Eine Hütte wurde sogleich gebaut, und die Boote, von denen drei aus der Bai fortgeschwemmt, aber glücklicherweise wieder ans Ufer getrieben worden waren, wurden während dieses Monats hergestellt. Das ungewöhnlich dicke Eis bot uns indeß keine günstige Aussicht bis zum 1 August, an welchem wir in drei Booten die unglückliche Stelle erreichten, wo die Fury zuerst ans Ufer geworfen worden war, und nicht früher als am 1 September erreichten wir Leopold South-Island, das, wie man jetzt entschieden weiß, der nordöstlichste Punkt von Amerika ist, 73° 56' n. Br. und 90° w. L. Von der Spitze eines hohen Berges auf dem Vorgebirge konnten wir Prince-Regents-Einfahrt, die Barrow-Straße und Lancaster-Sund überblicken, welche eine undurchdringliche Eismasse darboten, wie ich es im Jahre 1818 gesehen hatte. Hier blieben wir in einem Zustande ängstlicher Spannung, der sich leichter fühlen als beschreiben läßt. Alle unsere Versuche, durchzubringen, waren vergebens; Mangel an Nahrungsmitteln und die Annäherung eines sehr strengen Winters nöthigten uns, nach der Fury-Bai zurückzukehren, wo wir allein noch unser Leben fristen konnten: hier kamen wir am 7 Oktober an, nach einem höchst mühseligen und ermüdenden Marsche, da wir unsere Boote zu Batty-Bai hatten lassen müssen. Unsere Wohnung, die aus Sparren errichtet, 32' breit, 16' lang und mit Segeltuch gedeckt war, wurde während des Monats November eingezäunt, und das Dach mit Schnee von 4—7' Dicke bedeckt: auf dieses wurde bei 15° unter Null Wasser gegossen, so daß es augenblicklich die Konsistenz von Eis annahm und wir demnach während eines der strengsten Winter, deren man sich erinnert, einen Eisberg bewohnten. Unsere Leiden, die durch Mangel an Betten, Kleidung und animalischer Nahrung noch erschwert wurden, brauchen hier nicht näher noch erzählt zu werden. H. C. Thomas, der Schiffszimmermann, war der Einzige, der in dieser Bai starb; aber drei Andere, außer einem Vierten, der sein Bein verloren hatte, sanken zu tödtlicher Schwäche herab, und nur 15 von unserer ganzen Anzahl waren im Stande, Lebensmittel in 7 Tagreisen, jede zu 26 Meilen, nach Batty-Bai zu bringen. Wir verließen Fury-Bai am 8 Julius, führten 3 Kranke mit uns, welche nicht gehen konnten und erreichten in 6 Tagen die Boote, wo die Kranken sich mit jedem Tage besser erholten. Obgleich der Frühling milde war, so hatten wir doch vor dem 15 August durchaus keine günstige Aussicht. Ein scharfer Wind aus Westen eröffnete jedoch plötzlich eine Wasserstraße längs dem Ufer. In zwei Tagen erreichten wir unsern früheren Standpunkt und sahen mit Vergnügen von dem Berge aus freies Wasser fast in gerader Richtung durch Prince-Regents-Einfahrt, durch welche wir am 17 d. schifften und 12 Meilen östlich vom Kap York Schutz gegen einen Sturm suchten. Am folgenden Tage, wo der Wind nachließ, schifften wir durch die Admiralitäts-Einfahrt und wurden dann 6 Tage lang durch einen starken Nordostwind an der Küste festgehalten. Am 25 durchschifften wir die Navy-Road-Einfahrt und am andern Morgen entdeckten wir zu unserer unaussprechlichen Freude ein auf der hohen See still liegendes Schiff, das die Isabella von Hull war, dasselbe Schiff, das ich im Jahre 1818 kommandirt hatte. Um Mittag erreichten wir dasselbe, wo ihr unternehmender Befehlshaber, der uns vergebens in Prince-Regents-Einfahrt aufgesucht hatte, uns mit dreimaligem Freudengeschrei empfing und mit aller möglichen Güte und Gastfreundschaft aufnahm. Ich muß auch erwähnen, daß Herr Humphreys dadurch, daß er mich bei Possession-Bai und nachher an der Westküste der Baffinsbai ans Land setzte, mir eine vortreffliche Gelegenheit gab, meine Aufnahmen zu beendigen und meine frühere Karte von dieser Küste zu berichtigen. Ich habe jetzt die erfreuliche Pflicht, die Aufmerksamkeit Ihrer Herrlichkeiten auf die Verdienste des Kommander Roß zu lenken, der als zweiter Befehlshaber diese Expedition leitete. Die Arbeiten dieses Offiziers, welcher die astronomischen und naturhistorischen Beobachtungen zu machen und die Karten aufzunehmen hatte, werden besser für sich selbst sprechen, als ich es vermag. Ihre Herrlichkeiten und die gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er ist, und welche bereits mit dem Umfange seiner Kenntnisse wohl bekannt sind, werden solche nach ihrem wahren Werthe schätzen. Mein standhafter und getreuer Freund, Herr William Thom von der königlichen Marine, welcher früher mit mir auf der Isabella war, übernahm außer seinem Posten als Dritter im Kommando, das meteorologische Journal, die Vertheilung und die Aufsicht über die Lebensmittel, und seinen verständigen Vorschlägen und Einrichtungen muß man die ungewöhnlich gute Gesundheit zuschreiben, deren unsere Mannschaft genoß; und da zwei von den dreien, welche während der vier und einem halben Jahre starben, gleich im Anfang der Reise durch Krankheiten hinweggerafft wurden, welche mit dem Klima nichts zu thun hatten, so kann man sagen, daß nur ein Mann umkam. Herr M'Diarmid, der Chirurg, der schon mehrere Reisen in jene Gegenden gemacht hatte, entsprach der hohen Empfehlung, die ich hinsichtlich seiner erhalten hatte; bei jeder Amputation und Operation, die er vornahm, war er glücklich, und in eben so ausgezeichnetem Grade in der Behandlung der Kranken; ich nehme keinen Anstand hinzuzusetzen, daß er eine Zierde des königlichen Dienstes seyn würde. Kommander Roß, Herr Thom und ich haben in der That ohne Sold gedient und gemeinschaftlich mit der Mannschaft unser Alles verloren, was ich um so mehr bedaure, da es mich völlig außer Stand setzt, auf eine angemessene Weise meine Leidensgenossen zu belohnen, die ich Ihren Herrlichkeiten dringend empfehle. Wir haben indessen den Trost, daß die Resultate dieser Expedition vollständig und für die Wissenschaften von hoher Wichtigkeit sind; sie lassen sich kurz in folgende Worte zusammenfassen: die Entdeckung des Golfs von Boothia, des Kontinents und Isthmus von Boothia-Felix und einer großen Anzahl Inseln, Strömen und Seen; die unbestreitbare Thatsache, daß der nordöstlichste Punkt von Amerika sich bis zum 74° N. Br. ausdehnt; werthvolle Bemerkungen jeder Art, namentlich aber über den Magnet, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, hatten wir die Ehre, den erlauchten Namen unseres allergnädigsten Herrn William IV an der wahren Stelle des magnetischen Pols aufzupflanzen. Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne anzuerkennen, welche wichtige Vortheile wir aus den werthvollen Schriften Sir Edward Parry's und Sir John Franklin's, so wie aus den gütigen Mittheilungen zogen, welche diese ausgezeichneten Offiziere vor unserer Abfahrt aus England uns machten. Aber der Ruhm dieser Unternehmungen gebührt hauptsächlich Dem, dessen göttliche Gnade sich auf die ausgezeichnetste Weise gegen uns zeigte, und der alle unsere Schritte lenkte und leitete; der gnädig in dem, was wir für ein Unglück hielten, uns wirksame Mittel zu unserer Rettung bot, und als alle menschlichen Plane und Mittel völlig fehlgeschlagen hatten, unsere schwachen Bemühungen mit vollständigem Erfolg krönte. Ich habe die Ehre u. s. w.

John Roß, Kapitän der königlichen Marine.

Man hat in Frankreich eine sonderbare Berechnung angestellt: Es bestehen in den Bureau's so alte Gebräuche, daß sie in gewisser Art zur Regel geworden sind. So kommt ein Beamter, der um 9 Uhr auf seinem Bureau seyn sollte, nie vor 10 Uhr, 10½, sogar 11 Uhr, besonders wenn er von etwas höherem Range ist. Das genaue Einhalten der neunten Stunde besteht nur für die Supernumerarien. In den meisten Bureau's abonnirt man sich gemeinschaftlich auf ein Journal, das jeder Angestellte liest, wenn ihn die Reihe trifft; dann muß man noch die Federn schneiden, man macht zwei oder drei Visiten in den benachbarten Bureau's, und verwendet eine kleine halbe Stunde zu einem frugalen Frühstück, das den Magen in Stand setzt, das Mittagsmahl abzuwarten. Gegen 3½ Uhr bürstet man sich aus und wäscht die Hände, damit man um 4 Uhr zum sofortigen Weggehen bereit sey. Indem man nun alle diese Viertelstunden und halbe Stunden addirte und mit der Zahl der Angestellten im Finanzministerium, welches deren am meisten hat, multiplicirte, so fand man, daß bei diesem Verwaltungszweige allein 1527 Stunden täglich verloren gehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 315. 11 November 1833.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

(Fortsetzung.)

Ich nahte mich von Neuem der Akropolis und blieb am Fuße derselben stehen, um das alte musikalische Theater von Athen, das Odeum genannt, zu betrachten, das jetzt nur noch großartige Trümmer darbietet. Es wurde von dem Athenienser Herodes erbaut, zu Ehren seiner Frau Regilla, in Form eines Amphitheaters, das beinahe einen Halbkreis bildet, und 286′ im Durchmesser und die Aussicht aufs Meer hat, so daß die Zuschauer oder, richtiger gesagt, die Zuhörer stets den Anblick des Meeres genießen, durch drei Reihen hoher Bögen hindurch, die in der Mauer angebracht sind, welche die beiden Enden des Amphitheaters verbindet und den erwähnten Durchmesser bildet. Diese Mauer hat 12 solcher Bögen in jeder Reihe und ist in drei gleiche Theile abgetheilt, von welchen der mittlere, der, wie auch die andern, vier Bögen in jeder Reihe hat, ein wenig vorsteht, und mit drei Pilastern geziert ist, auf denen eben so viele Statuen standen, welche die Gemahlin des Herodes und seine beiden Söhne vorstellten. Die Ueberreste dieses weiten Gebäudes, die sich bis jetzt noch erhalten haben, sind sehr unbedeutend, kaum sieht man noch die Sitzreihen, welche das Amphitheater bildeten, nur eine Reihe und zwar die mittlere der obenerwähnten Bögen stellt sich noch den Augen des Betrachters dar, indem die obere eingestürzt, und die untere in den Boden vergraben ist. Als man auf Befehl der Königin Karoline von England Nachgrabungen anstellte, stieß man zwei und zwanzig Fuß unter dem Boden auf das Fundament. Wheeler und Potter behaupten, diese Trümmer gehören zum Amphitheater des Bacchus, das nach den von mir gesammelten Zeugnissen viel höher oben, hart an den Mauern der jetzigen Citadelle lag, wo auch noch jetzt schwache Spuren der einen Halbkreis bildenden Sitzreihen, so wie eine kleine Grotte und zwei Säulen von korinthischer Ordnung zu sehen sind, die zu dem auf dieser Stelle liegenden Tempel des Bacchus gehörten. Pausanias erwähnt bloß, daß das Odeum in der Nähe des Brunnens *Εννεακρουνος* (neun Quellen) sich befand, dessen Spuren man mir an einer ganz andern Stelle zeigte; hierüber aber will ich in meinem nächsten Briefe reden. Ich verließ nun die Stadt, begab mich aufs Feld hinaus und besuchte das bekannte Monument des Philopanes, das auf dem Museumshügel erbaut ist, nicht darum so genannt, weil irgend einmal hier ein Museum gestanden hätte, sondern nach dem Freunde und Schüler des Orpheus, Musäus, der gewöhnlich auf diesem Hügel auf der Leyer gespielt haben soll. Dieß Monument ist in Gestalt einer halbkreisförmigen Nische erbaut, hat 32′ Höhe, 18′ Breite und kann in drei Theile getheilt werden, abgesehen von einigen Reihen Stufen, die dahin führen. Der untere Theil ist mit einem ziemlich großen Basrelief bedeckt, das noch jetzt beinahe ganz unversehrt erhalten ist, und einen Mann vorstellt, der auf einem mit vier Pferden bespannten, und von der Viktoria geleiteten Wagen sitzt. Der mittlere ist mit drei Nischen verziert; die in der Mitte befindliche ist halbrund, und durch zwei korinthische Säulen von den beiden andern viereckigen Nischen getrennt, welche an der Seite je einen Pilaster haben. Dieser Theil des Monuments ist zwar stärker beschädigt, als der untere, doch ist die mittlere Nische mit der Statue des Philopanes und eine von den Seitennischen mit der Statue des Antiochus fast unversehrt erhalten. Der obere Theil endlich, jetzt beinahe ganz zertrümmert, bildete eine Art Halbkupole und hatte gar keine Verzierungen. Der hintere Theil des Gebäudes war gleichfalls nur mit zwei Pilastern geziert.

(Schluß folgt.)

Die Indianer am Columbia-Strom.

(Schluß.)

Die Nez-Percés (durchbohrten Nasen), von den Canadiern so genannt, sind ein zahlreicher und mächtiger Stamm am obern Theil des Flusses Louis. Sie haben in Kleidung und Mundart viele Aehnlichkeit mit den Wallah-Wallahs, sind jedoch nicht so umgänglich. Ihre Wohnungen sind bis 70 Fuß lang und 10 bis 15 breit, mit großen, auf Latten befestigten Matten gedeckt und im Giebel mit einer Oeffnung versehen, die als Fenster und Rauchfang dient; ihre Form ist viereckig, länglich und kegelförmig. Die Frauen tragen Kleider aus Fellen, die bis auf die Knie herabreichen, und Schultern, Brust und einen Theil der Arme bedecken. Die Kleidung der Männer gleicht der oben beschriebenen, nur ist sie kürzer; auch tragen sie noch eine Art

Strümpfe, die bis zum halben Schenkel hinaufreichen und an dem Gürtel befestigt werden. Beide Geschlechter reiten sehr gut; sie halten große Heerden von wilden oder gezähmten Pferden.

Der Stamm der Spokans hat ein Gebiet von fast 150 Meilen nordöstlich vom Fluß Louis im Besitz. Die nordwestliche Kompagnie hatte dort ein Handelskomptoir errichtet. Der Weg zu ihrem Gebiet, vom Fluß Louis aus, führt über eine ununterbrochene, steinige und sandige, hie und da mit ziemlich langem und dichtem Graswuchs besetzte Ebene. Die Spokans sind höflich und friedlich, und ihre Frauen sind gute Gattinnen und Mütter. Man findet bei ihnen weit mehr Liebe zur Reinlichkeit als bei den übrigen Indianern der Küste. Ihre länglichen oder kegelförmigen Häuser sind, je nach den Vermögensumständen des Bewohners, mit Matten oder Fellen gedeckt. Der größte Theil ihres Reichthums besteht in Pferden, die sie jedoch nicht selbst aufziehen, weil die Wölfe den Füllen zu sehr nachstellen, und sie deßhalb von den Nez-Percés solche gegen andere Waaren einzutauschen genöthigt sind. Sie sind leidenschaftliche Spieler und wagen oft alle ihre Pferde. Stirbt ein Spokan, so werden mehrere Pferde geschlachtet, und ihre an dem obern Ende durch Stangen befestigten Häute auf das Grab gepflanzt. Innerhalb des Begräbnißplatzes und um diesen herum werden ähnliche Häute, Kleider aus Büffel- und Damhirschfellen, Stücke blauen, grauen und scharlachnen Zeugs, lederne Hemden, Decken, Streifen Kattun, Mokassins, Lebensmittel und Waffen aufgehängt; lauter Dinge, von denen man glaubt, daß der Verstorbene im Aufenthalt der Geister ihrer nicht entbehren könne.

Die Flachköpfe (Flat-Heads) haben ihren Wohnsitz am Ufer der Felsengebirge, 140 Meilen nordöstlich vom Zusammenfluß der Flüsse Spokan und Pointed-Heart, in einer Gegend, wo es Büffel im Ueberfluß gibt, und wo die nordwestliche Kompagnie ein Handelskomptoir unterhielt. Sie sind mit den am östlichen Abhang der Felsengebirge wohnenden Schwarzfüßlern, welche den auf der entgegengesetzten Seite hausenden Stämmen, die im Herbst und Sommer hierherkommen, die Büffeljagd verwehren, woraus oft blutige Kämpfe entstehen, in beständigem Krieg. Die Flachköpfe sind offen, gastfreundlich, reinlich und tapfer. Beide Geschlechter sind, mit den übrigen Indianern am Columbia verglichen, schön zu nennen; ihre Haut ist licht kupferfarbig, sie sind schlank und wohlgebaut. Die Kleidung der Männer besteht in langen, von den Canadiern Mitasses genannten, von den Hüften bis zu den Knöcheln herabreichenden Pantalons, die um die Mitte des Leibes von einem ledernen Gürtel festgehalten werden, und aus einem, aus gut zubereitetem Damhirschleder verfertigten Hemd mit weiten, bis auf die Knie herabhängenden Aermeln. Die Frauen tragen weite, mit Franzen, Korallen und Muscheln besetzte Röcke, vom nämlichen Fell. Jede Person hat zwei oder drei Kleider zum Wechseln, die mit der in dieser Gegend sehr häufig vorkommenden Thonerde gereinigt werden. Eine allgemein übliche Kopfbedeckung haben sie nicht, und hüllen nur bei schlechtem Wetter den Kopf in ein Stück Büffelfell. Ihre kegelförmigen, mit Fellen gut gegen die Witterung geschützten Hütten sind sehr rein gehalten; der in der Mitte befindliche Feuerherd ist mit Matten oder sorgfältig geordnetem Pelzwerk umlegt. Die Stelle des ersten Häuptlings dieses Stammes ist erblich; der Häuptling der Krieger hingegen wird jedes Jahr gewählt. Der letztere hat zwei Adjutanten um sich, die aus den geschicktesten Kriegern gewählt werden, führt die Mannschaft in die Schlacht und befehligt bei der Rückkehr aus derselben die Nachhut. Dieser Häuptling führt eine lange Peitsche, deren Stiel mit Schädelhäuten und Federn geziert ist, und mit der er Fehler gegen die Disciplin bestraft. Derjenige der dieses Amt bekleidete, als der Verfasser dieses Berichts jenen Stamm besuchte, war fünfmal wieder erwählt worden und 35 Jahr alt; er hatte mit eigener Hand zwanzig Schwarzfüßler getödtet, deren Schädelhäute an der Thüre seiner Hütte hingen.

Bei Arm- oder Beinbrüchen umgeben die Flachköpfe den leidenden Theil mit Bandagen und hölzernen Schienen, die mit Riemen befestigt worden. Bei Kontusionen wenden sie Aderlässe an den Schläfen, am Arm oder Knöchel an, wozu sie sich eines spitzen Kieselsteins oder einer Pfeilspitze bedienen. Bei heftigen Rheumatismen wird der Kranke jeden Morgen in den nächsten Fluß getaucht, selbst dann wenn er schon mit Eis bedeckt ist, stark gerieben, dann in eine Decke gewickelt und in die Nähe eines starken Feuers gebracht; diese Behandlung wird 25 Tage lang fortgesetzt. Ein mit chronischem Rheumatismus behafteter wird in eine Wanne gesetzt, in der sich glühende Steine befinden, auf die Wasser gegossen und dadurch der Kranke in einen starken Schweiß versetzt wird; ist dieß geschehen, so wickelt man ihn ebenfalls in eine Decke und legt ihn ins Bett.

Die Eingebornen von Okinagan zählen ungefähr zweihundert Krieger, und sind mit den Kamlups, Sinapoils und andern kleinen Stämmen in ihrer Nähe befreundet. Die vorzüglichste Beschäftigung dieser einfachen, friedlichen Menschen ist der Lachsfang; mit der Jagd auf Damhirsche und Biber geben sie sich nur wenig ab. Die Lage ihres Gebiets ist, bei dessen fruchtbarem Boden und dem gesunden Klima, einer Handlungsniederlassung sehr günstig. Der Fluß ist sehr fischreich, und die Pferde könnten für den Landtransport sehr vortheilhaft benützt werden. Mit dem Meer stünde man durch den Columbia und mit dem Innern des Landes durch eben diesen Fluß und den Okinagan in Verbindung. Diese Indianer hegen einen seltsamen Glauben: sie stellen sich nämlich den bösen Geist als ein Wesen vor, von der Gestalt und mit den Armen und Füßen eines Menschen, und mit einem langen Schweif und den Ohren eines Pferdes versehen. Sie sagen er schwinge sich, mit einem tüchtigen Stock bewaffnet, von Baum zu Baum, um die Verbrecher durchzuprügeln.

Die Okinagans heißten die Tochter eines Eigenthümers die, wie man sagte, am höchsten Grad der Schwindsucht litt, damit, daß sie ihre Füße und Beine in den Körper eines frisch getödteten Hundes steckten und so lange darin ließen, bis die natürliche Wärme des Thiers erloschen war, und dann wurde sie in stark durchwärmten Flanell gewickelt. Diese Behandlung wiederholte man einen Monat lang täglich, worauf denn nach und nach Besserung eintrat.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Weiber bei den

verschiedenen Stämmen, von denen hier die Rede war, auf sehr verschiedene Weise behandelt werden. Bei den Indianern am obern Theil des Flusses, wo die Männer allein für die Lebensbedürfnisse sorgen, ist die Frau zu einem höchst mühseligen Leben verurtheilt. Sie muß das Wildpret nach Hause tragen, Holz zur Feuerung sammeln, kochen, die Kleider reinigen und verfertigen u. s. w. Bei den Indianern am untern Theil des Flusses, wo die Weiber die Erate der **Wappitu** genannten Wurzel besorgen, führen sie ein unabhängigeres Leben und bei wichtigen Vorfällen werden die Matronen eben so wie die Männer zu Rathe gezogen.

Was die Sprache betrifft, so reden die an der Mündung des Columbia wohnenden Stämme eine der am schwierigsten auszusprechenden Mundarten, die gänzlich aus Kehllauten besteht, in denen sie gewöhnlich ihre Gedanken ausdrücken. Ein der Kompagnie Angehöriger, der mit ihrer Sprache ziemlich vertraut ist, versichert, daß die Buchstaben F, V, und mehrere andere in ihren Worten gar nicht ausgesprochen werden, der Buchstabe R fehlt ebenfalls, allein einige Worte, die mit einem starken Kehllaut ausgesprochen werden, wie z. B. **Chulult**, haben in der Betonung Aehnlichkeit mit diesem Konsonanten. Die Endungen **tl**, **thl**, **lt**, sind, wie in der mexikanischen Sprache, auch in dieser sehr häufig.

Von dem Vortheil, der sich bei einem Handel mit diesen Stämmen herausstellen würde, mag folgende Angabe einen Begriff geben: 20 Biberfelle, die wenigstens 25 Pfd. St. werth sind, wurden für eine Flinte, die 1 Pfd. St. 7 Sch. kostet, hingegeben; ein andrer Kaufmann tauschte gegen zwei Ellen Tuch, die kaum 12 Schillinge kosteten, 6 oder 8 ähnliche Felle im Werth von 8 oder 10 Pfd. St. ein.

Die asiatischen Provinzen in der Nähe des russischen Georgiens.

(Nach dem Asiatic-Journal.)

Durch den Vertrag von Adrianopel im Jahre 1821 warde die Gränze zwischen den russischen und türkischen Besitzungen in Wien durch eine Linie bestimmt, welche der jetzigen Gränze von Guria oder Guriel folgt, sich nordwärts wendet bis zu der von Imerethi und dann in gerader östlicher Linie bis zu dem Punkte fortgeht, wo die ehemaligen Gränzen der Paschaliks von Athaltsikhe und Kars mit denen Georgiens zusammen laufen, so daß die Stadt Athaltsikhe und das Fort Athal Kalaki nordwärts von dieser Linie nur in einer Entfernung von zwei Stunden blieben. Alles Land südlich und westlich von dieser Linie blieb unter der Herrschaft der Pforte, welcher Rußland widerwillig den Rest des Paschaliks Athaltsikhe, die Städte und Paschaliks Kars, Bajazet und Erzerum zurückgab. Es ist außer Zweifel, daß die europäische Diplomatie mächtig zur Herausgabe dieser Gebiete mitgewirkt hat, deren Besitz Rußland aufs eifrigste wünschte. Letzteres ließ auch nicht Eine Gelegenheit unversucht, durch Unterhandlungen mit der Pforte gegen eine angemessene Verminderung der noch schuldigen Kriegsteuer die Abtretung dieses Gebietes zu erhalten. Aber der Name von Kars tönte in den Ohren der Ottomanen allzuangenehm, als daß sie leichthin in die Hände ihrer furchtbarsten Feinde die Stadt geliefert hätten, welche ihnen die stolzen Thaten ihrer Vorfahren ins Gedächtniß zurückrief. Es ist wohl bekannt, daß in dem neulichen Kampfe zwischen dem Pascha von Aegypten und seinem Oberlehnsherrn, dem Sultan Mahmud, die Russen ungemein eifrig waren, dem letzteren Hülfe zu leisten, um bei der Gelegenheit im Trüben zu fischen. In Petersburg ging das Gerücht, der nach Konstantinopel gesandte General Murawieff sey ermächtigt, dem Sultan gegen Abtretung der Paschaliks von Kars, Athaltsikhe und Trapezunt völligen Nachlaß der rückständigen Kriegsteuer und ein Hülfskorps von 25,000 Mann anzubieten. Wir wissen, daß der Sultan den Vorschlag ablehnte und daß General Murawieff nach Alexandria abreiste, um für den Augenblick den Abschluß eines Friedens zwischen Mahmud und Mehemed Ali zu betreiben und vielleicht auch mit dem letzten für den Fall eines neuen Kampfes mit der Pforte Verabredungen zu treffen; denn es ist offenbar, daß der unwandelbare Zweck des Petersburger Kabinets Vergrößerung nach der Seite von Kleinasien und Persien hin ist. Rußland hat ein dreifaches Streben: erstens, unter seinem Scepter alle die Länder zu vereinigen, welche früher das Königreich Großarmenien bildeten; zweitens, das alte Kaiserthum Trapezunt zu erwerben, welches einen bedeutenden Theil der Südküste des schwarzen Meeres besaß, und endlich in späterer Zeit seine Herrschaft über die Länder, welche der Euphrat und Tigris durchströmen, auszudehnen und dadurch eine Wasserverbindung mit dem persischen Meerbusen zu erhalten. Der jetzige Augenblick ist vielleicht der günstigste zur Ausführung eines Theils dieser Pläne. Wenn Rußland für den Augenblick auf den Erwerb der Provinz Kars verzichtet, um nicht die Empfindlichkeit der Pforte zu sehr zu verletzen, so kann es für den Augenblick zufrieden seyn, wenn es den Rest des Paschaliks Athaltsikhe und die Küste des schwarzen Meers zwischen der Mündung des Tschorok und des Kisil Irmak erhält. Unter diesen Umständen ist eine Beschreibung dieser Gegenden nicht ohne Interesse.

Das Paschalik Athaltsikhe besteht aus einem bedeutend tiefen Thale, das, von der anstoßenden Ebene durch eine vierfache Kette von Bergen getrennt, durch den Kur bewässert wird, und so viele Nebenthäler enthält, als dieser Strom Zuflüsse hat. Die höchsten Gebirgsgipfel erheben sich indessen noch nicht 6000 Fuß über die Meeresfläche; einige dieser Berge sind von aller Vegetation entblößt, andere mit Wald bedeckt. Wegen der hohen Lage des Landes ist der Winter lang und streng, die Hitze im Sommer sehr groß. Der plötzliche Wechsel der Jahrszeiten ist dem Anbau des Bodens nachtheilig, welcher ohnehin sehr vernachlässigt ist. Die Luft ist im Allgemeinen rein und gesund. Heerden werden in großer Anzahl gezogen; ein wenig Mais, Weizen, Gerste, Flachs, Tabak und Baumwolle werden gebaut. Früchte gedeihen in Menge, ohne daß man nöthig hätte, sie in Gärten zu pflegen, und die Trauben erreichen eine ungewöhnliche Größe; Wild gibt es im Ueberfluß.

Dieß Land bildete ehemals einen Theil der georgischen Monarchie und seine ursprünglichen Einwohner waren Georgier; es hatte damals den Namen Sa Athabago Noch jetzt ist der größere Theil der Bevölkerung georgisch und christlich; die Armenier, Türken und Juden sind weniger zahlreich. Die Manufakturen des Landes liefern leichte Seidenstoffe, verschiedene Baumwollwaaren, Bodenteppiche und rohe Tücher von einer sehr weichen und schönen Wolle. Ihre Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Vieh, Häuten, Talg, Honig und Wachs. Der Sklavenhandel ist sehr blühend; der Adel verkauft seine Untergebenen, Eltern ihre Kinder und Herren ihre Diener. Diese wechseln aber gewöhnlich gern ihre Lage, da sie ein glücklicheres Loos zu erhalten hoffen. Die Juden treiben hauptsächlich diesen Handel; sie kaufen Kinder im zarten Alter, geben ihnen eine ihren Absichten angemessene Erziehung, und verkaufen sie dann an die Türken und Perser. Die Hauptstraße von Gori in Georgien nach Gonieh, am Ufer des schwarzen Meeres, geht durch das Defilé Lazistari und durchschneidet das Paschalik Athaltsikhe. Wege, die kaum für Lastthiere gangbar sind, verbinden das Land mit Kars und Imerethi. Unter die Hauptplätze, welche im Besitze der Türken blieben, gehört Ardanutsch, eine auf sehr hohem Felsen gelegene Feste, in dem steilen Thale Narimani, das von einem Nebenflusse des Tschorok bewässert wird; man steigt auf einem in den Felsen gehauenen Fußsteig hinauf; die andere Hälfte muß man zu Fuß machen, und sie ist äußerst schwierig. Zu Ardanutsch befinden sich zwei große Cisternen, die eine ist in den Felsen ausgehöhlt, welcher eine der Bastionen des Platzes bildet, die andere größere ist in der Mitte des Forts und stets mit Wasser reichlich versehen. Am Fuße des Berges ist die Stadt, worin noch öffentliche Gebäude aus der Zeit Sefer Pascha's sind. In demselben Thale Narimani, aber weiter oben als Ardanutsch, ist die kleine Stadt Olbi oder Olbisi, wo vortrefflicher Borax bereitet wird, der einen Haupthandels-

artikel bildet. Unterhalb Ardanutschi und an den Ufern desselben Flusses liegt die Stadt Artani oder Artawani, an welcher der Weg von Akhaltsikhe nach Batum und Gonieh vorüberführt. Khertwissi ist ein auf einem steilen Felsen gelegenes Fort auf dem rechten Ufer des Kur und im Süden von Akhaltsikhe. Der Fluß Tschorok bildet die südliche Gränze von Guria, einer jezt zu Rußland gehörigen Provinz, und trennt diese von dem Paschalik Trapezunt. Batum, eine noch zu Guria gehörige Stadt, liegt nordöstlich von der Mündung des Tschorok am Fuße sehr hoher Berge. Eine bedeutende Brandung und eine Landzunge, welche von dem durch den Fluß herabgeführten Schlamm und Sand gebildet wurde, bezeichnet den Eingang der Bai von Batum, deren Hafen gut ist und einen ziemlich geräumigen und sicheren Ankerplaz darbietet. Er hat von 15 bis 18 Faden Wasser, und die Tiefe nahe am Ufer ist so groß, daß ein Linienschiff längs demselben anlegen könnte. Die Stadt, welche mit Einschluß einiger Armenier ungefähr 2000 Einwohner hat, war früher groß und bildete den Stapelplaz von Akhaltsikhe. Die Häuser liegen zerstreut, so daß der Ort mehr einem Dorfe als einer Stadt gleich sieht. Der Bazar besteht aus einigen 50 elenden Buden, welche keine Waaren von Werth enthalten. Das Land ist fruchtbar und bringt Weizen, namentlich aber Reiß hervor. Oliven gibt es in Menge; der Wein ist jedoch schlecht. Die Ausfuhr besteht aus Mais, Reiß, Wachs und Honig. Die kleinen Schiffe und Boote, welche hier sehr zahlreich sind, bringen gewöhnlich nur Eisen, Salz, Seife und einige Tücher für den Gebrauch der Einwohner.

Gonieh ist kleiner als Batum; etwas südwestlich von der Mündung des Tschorok. Es ist die erste Stadt in dem Paschalik Trapezunt, und hier beginnt das Land der Lasen, welche georgischen Ursprungs sind und von Guria bis Keraßun wohnen. Sie führen ein unabhängiges und fast wildes Leben, indem sie sich von dem Ergebniß ihrer Jagd und Fischerei nähren. Ein großer Theil derselben verläßt ihr Vaterland, um auf türkischen Schiffen zu dienen, und sie kehren zurück, nachdem sie Jahre lang ein Leben geführt haben, das von dem eines Seeräubers nur wenig verschieden ist. Dieser Umstand hat Einfluß auf den Charakter der Nation, welche schlau, rachsüchtig, zum Diebstahle geneigt und aller Verbrechen fähig ist, welche diesen Hang begleiten. Die Völker des Kaukasus, obwohl im Allgemeinen zum Raube sehr geneigt, sind doch den Lasen darum vorzuziehen, weil in ihrem Charakter eine Kühnheit und Offenheit liegt, die den lezteren fehlen. Zwar sind auch sie tapfer, sie werden ihr eigenes Leben daran sezen, um ihre Feinde zu vertilgen, aber nur wenn sie nicht im Stande sind, ihren Zweck durch Verrath und ohne Gefahr zu erreichen. Die Lasen, deren Anzahl ungefähr 40,000 beträgt, sind dem Namen nach Moslemin; es finden sich aber auch einige Spuren von Christenthum unter ihnen. Dieß ist die Nation, auf welche die Russen bei ihren Fortschritten in Kleinasien stoßen werden; für ihre Marine könnten die Lasen, welche vortreffliche Seeleute sind, gute Dienste leisten. Südwestlich von Batum, ungefähr 10 (deutsche) Meilen, springt auf einmal das Kap Hemera gegen Norden vor. In einer kleinen Entfernung von demselben gegen Nordosten ist ein Ort, dessen Name Athina andeutet, daß früher hier eine Athenienfische Kolonie bestand, welche den Namen der Mutterstadt trug, und deren Lage noch jezt durch einige Lasen-Wohnungen bezeichnet ist. Häufig finden sich hier Spuren von Naphtha, welche aus einer Quelle kommen, die nahe bei Athina entspringt. Zwei und eine halbe deutsche Meile südwestlich von hier liegt die kleine Stadt Rizeh am Meeresufer. Sie hat 4000 Einwohner, und der Handel, den sie treibt, ist keineswegs unwichtig. Hier ist ein Fluß, welcher der alte Rhisius seyn muß. Die Häuser sind hier nicht eng auf einander gebaut, wie in andern Theilen der Türkei; jedes ist von Bäumen umgeben und öfters auch von einem eingehegten Plaze, worin Mais gebaut wird. Eine Reihe Landhäuser, am Abhange eines Hügels gelegen, gibt demselben ein anmuthiges Aussehen. Die Umgegend bringt Orangen, Citronen und Mais hervor, dessen Stengel eine ungeheure Höhe erreichen. Kein Land wäre fruchtbarer, als diese Ufer des schwarzen Meeres, wenn sie nicht der Schauplaz der vollständigsten Barbarei und fortwährender Plünderung wären. Zwischen Batum und Rizeh sind die Berge hoch und nähern sich der See; westlich von Rizeh entfernen sie sich mehr von der Küste. (Fortsezung folgt.)

Ein Privatschreiben aus Paris theilt folgende Anekdote mit: Wenn gleich das Theater Cirques Olympiques nicht unter die Besten von Paris gerechnet werden darf, so sind seine Galerien und Logen doch immer am gedrängtesten besezt, von Leuten, die aus Liebe zu Napoleon, alte Erinnerungen aufzufrischen, oder um wieder recht Pulverdampf einzuathmen, es besuchen. Unter die, welche hingingen, weil sie es noch nie gesehen hatten, gehörte auch ich, und diese bilden bei weitem die größere Zahl! — Die Exercitien auf den Pferden waren vorbei, und man traf Vorrichtungen, um das Parterre mit der Bühne zu verbinden, so daß Napoleon, Lannes, Murat, Desaix und andere Generale, ohne sich vom Pferd zu bemühen, bequem Schlachten liefern konnten. Meine Loge bewohnten außer mir noch zwei Damen, mit denen ich mich unterhielt. Bei der Wechslung unserer Adressen fand ich, daß es Fräulein de R........t waren. „Ihr Vater," sagte die Jüngere, „werde in einer Stunde nachkommen." ich war glücklich ihn sehen zu können, und machte indessen in meiner neuen Bekanntschaft erfreuliche Fortschritte. Auf einmal öffnet sich die Thüre; ein junger, mit schwarzem Schnurr- und Knebelbart gezierter Herr stürzt herein, eilt auf die Aeltere zu, umarmt und küßt sie, heißt sie: ma chere Sophie, und überhäuft sie mit so viel Fragen, daß sie, ganz bestürzt, auf keine ihm antworten konnte. Sie versicherte ihn, er irre sich in ihrer Person. „Wie, Sophie, kennst Du mich nicht mehr? Wem gehörte denn der Ring? Ist es nicht der, den Du mir vor Deinem Abschied gabst? Du bliebst so lang aus, und bist nun so kalt." — „Sie irren sich in mir," sagte sie ihm wieder, „ich heiße weder Sophie, noch war ich Besizerin dieses Ringes." Er sah sie starr an. „Gott im Himmel," rief er, „konnte ich mich so täuschen, wie beschämt muß ich vor Ihnen stehen, Fräulein. Wie kann ich Verzeihung von Ihnen erlangen?" Er nimmt einen Diamant-Ring vom Finger. „Fräulein, dürfte ich Sie bitten, ihn als Denkmal dieses Moments, als Erinnerung ihrer Verzeihung zu tragen? Sie werden mich unendlich verbinden, doch wissen Sie vorher, wer der Beschämte ist." Er gibt ihr eine Karte. Sie nimmt eine Kette vom Hals und überreicht sie ihm. „Tragen Sie diese und hängen Sie das Bild Ihrer Sophie daran, das Bild einer Dame, deren Aehnlichkeit mit mir und eine gewiß innige Liebe zu Ihnen mich wünschen ließe, Sie näher kennen zu lernen. Ich verbinde mit der Uebergabe dieser Karte die Hoffnung, Sie mit Ihrer geliebten Sophie in unsern Soirées wieder zu sehen." Er sagte es zu, und der Vorhang wurde aufgezogen, zugleich aber die Thüre wieder geöffnet, um einen Bedienten einzulassen, der dem Herrn etwas ins Ohr flüsterte, und beim Weggehen noch sagte: „Herr Graf, es ist sehr pressant." Dieser entschuldigte sich, durch einen unangenehmen Zufall abgerufen zu werden, und eilte hinaus. Bald darauf kam der Vater beider Dämchen; ich hatte ihn schon früher im Lesekabinet Rue Vivienne gesehen, ohne seinen Namen zu kennen. Die Republik, das Kaiserthum und die 100 Tage gingen zu Ende. Labedoyère hatte verblutet; Ney sank hin und Napoleon hob den König von Rom auf in den Tempel des Ruhms. Monsieur de R........t bat mich beim Abschied, ihn doch auch zu besuchen; ich ging gern in eine so angenehme Gesellschaft, und die jüngere Dame sagte mir einmal, der Herr Graf vom Cirques Olympiques sey nie gekommen, seinen Namen kenne man nirgends, und ihre Schwester habe einen Ring von Tomback gegen eine goldene Kette vertauscht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 316. 12 November 1833.

Eine Ueberfahrt über den atlantischen Ocean.

Die Seefahrer blicken, wenn sie von New-York absegeln, um den atlantischen Ocean zu durchschiffen, gern noch einmal auf diese große und schöne Stadt, den Zusammenfluß des Welthandels zurück. New-York breitet sich am Abhange der Küste, im Hintergrunde einer Bai aus, deren weites Bassin von mehreren Forts beherrscht und beschützt wird.

Die mannichfaltigen Zuflüsse, welche in die Bai von New-York strömen, setzen Anhäufungen von Sand ab, die nicht alle stationär sind; man muß daher bei der Einfahrt wohl Acht haben stets das Fahrwasser zu halten. Da die Bai übrigens keine gefahrdrohende Sandbank hat, so hat man weder bei der Ein- noch Ausfahrt nöthig die Fluth abzuwarten, und braucht die abwechselnde Bewegung der Ebbe und Fluth nur als ein der Leitung des Schiffes günstiges Ereigniß zu benützen.

Man fährt zwischen den Forts Richemont und Lafayette durch, die die Einfahrt vertheidigen, aus der Bai und kömmt dann an den Leuchtthürmen von Sandy-Hook und den hohen Küsten von New-Jersey vorüber; die von Long-Island sind die letzten, welche lange noch am äußersten Horizont sichtbar bleiben, bis endlich auch sie dem Blick entschwinden, und nun sieht man nichts als Himmel und Wasser.

Vor den Küsten, von denen man abfährt, breitet sich eine große Untiefe aus; sie erstreckt sich von Florida bis zu den Bänken von Neufundland, und bildet unter dem Wasser eine der ersten Ebenen jener Gebirgskette, die endlich den Meeresspiegel beherrscht und das Littoral der Vereinigten Staaten bildet. Jene Küsten aber sind gleichsam die Staffeln, die nach und nach zu einer Reihe von Hochebenen oder Anhöhen, und endlich bis zu den Gipfeln der weißen Berge und der Apalachen emporführen. Das unterseeische Gebirgssystem hängt also mit dem auf der Oberfläche der Erde zusammen, und die Erhebungen und Vertiefungen, die wir auf dieser bemerken, wiederholen sich unter dem Meeresspiegel.

So lange man an diesen Küsten hinfährt, wo das Bett des Meeres sich unmerklich neigt, trieben oft Meerflanzen um das Schiff, von denen wir einige auffingen, deren grünliche Stängel in Zwischenräumen bauchig waren, wie die von fucus nodosus. Kleine zweischalige Muscheln hängen sich an ihre äußern Spitzen, die in ihren mannichfaltigen Gruppen und Farben wie Blumen der Pflanze aussahen. Den fucus distichus erkennt man an seinen platten, zusammengedrückten Zweigen, und an den folgenden Tagen stießen wir auf Meertrauben oder Traubenkorallen auf, an denen kleine Krabben sich angehängt hatten. Diese Zweige und die Körner, die sie tragen, werden, sobald das Wachsthum aufgehört hat, schwarz, und auf ihrer Oberfläche setzt sich ein dünner Ueberzug von Seesalz ab. Die Fucaceen, zu deren Familie diese Pflanzen gehören, wachsen auf dem Grund des Meeres oder an dessen feuchtem Gestade, die Winde oder die Bewegung des Wassers reißen sie aus der Wurzel, und so werden sie von den Wogen emporgetragen. Der Stängel schwimmt oben auf, und die Pflanze erhält nun durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft, des Lichts und der Wärme ihre fernere Entwicklung und trägt Samen; die Wogen treiben sie dann nach dem Ufer, wo ihre Trümmer verwehen.

Die Untiefen, über die man hinfährt, haben ihre Erhöhungen und Vertiefungen. Man muß sich in Acht nehmen, nicht nördlich auf den seichten Grund von Natches zu gerathen, sondern mit vollen Segeln gegen Südost steuern, um auch der Bank von St. Georges auszuweichen, wo das Senkblei eine noch weit geringere Tiefe zeigt. Wir verfolgten überdieß diese Richtung, in der Absicht, den Gulf-Stream zu gewinnen, der aus dem Golf von Meriko kömmt, in die Meerenge von Bahama strömt und so, indem er in den atlantischen Ocean dringt, eine Krümmung beschreibt, die sich bis zu den Küsten der alten Welt verlängert. Auf der Seelinie, die der Gulf-Stream durchströmt, ist das Meer viel tiefer als an den den Küsten näher liegenden Strichen. Diese Strömung folgt einem eigenen Bette, das sie sich durch die gewaltige, gleichförmige Einwirkung ihres Wassers nach und nach ausgewaschen hat, und der regelmäßige Lauf, den sie verfolgt, erklärt sich durch eine an und für sich selbst unwandelbare Ursache, nämlich durch die tägliche Umdrehung unsers Erdballs und die Sonnenwärme, die nach und nach auf alle Punkte seines Umkreises zwischen den Wendekreisen einwirkt. Diese Wärme verlängert hier von Morgen nach Abend die Verdünnung der Luft und den Kreislauf der Passatwinde; sie bringt auch in der nämlichen Richtung eine örtliche, fortschreitende, anhaltende Ausdünstung des Meeres hervor, und hieraus entsteht eine Strömung, die ihre Richtung fortwährend nach dem

Fahrwasser des Golfs von Meriko nimmt. Das Wasser im Innern dieses Meeres pflanzt den empfangenen Druck fort, ist aber der Gestaltung der Ufer wegen genöthigt, eine halbzirkelförmige Richtung zu nehmen; es entweicht endlich durch die Meerenge von Florida, und diese Reihenfolge von Bewegungen, die es nach Nordosten treibt, entspringt lediglich aus dem Anstoß, der es zuerst nach den Küsten von Amerika führte. Man unterscheidet ihre Gränzen oft an einer Gegenströmung, die sich an ihrem Rande bildet, am Getöse des Meeres und an dem Meergras, das man trifft, besonders in dem, das von den Seefahrern Golf-Riet genannt wird, und das sich häufiger am Rand als in der Mitte der Strömung findet. Die Gewässer des Gulf-Stream durchströmen in der Meerenge von Bahama mehr als fünf Meilen in der Stunde; gegen 41° n. Breite vermindert sich diese Schnelligkeit schon um die Hälfte.

Die erste mit dem Aequator gleichlaufende Richtung des Stroms und die Krümmung, die er nach dem Austritt aus dem Golf von Meriko in entgegengesetzter Richtung verfolgt, sind beide durch mehrere Versuche bestätigt worden, von denen wir hier nur zwei Beispiele anführen wollen. Eine Flasche wurde am 28 März 1820 an der Küste von Guinea ins Meer geworfen; die Strömung trug sie gegen Westen, und warf sie zehn Monate später an den Küsten von Martinique ans Land. Ein ähnlicher Versuch wurde am 20 Junius 1813 im Bett des Gulf-Stream unter 39° n. B. gemacht; die Flasche wurde von Westen nach Osten getrieben und nach einem Jahre auf einer der Azoren ans Land geworfen.

Diese große Strömung zeichnet sich durch die Höhe ihrer Temperatur aus, eine unvermeidliche Folge der Ursachen, die ihrer Bewegung und Richtung zum Grunde liegen. Unter der heißen Zone entstanden, muß sie natürlich, selbst noch nachdem sie diese verlassen, einen Theil der dort aufgenommenen Wärme behalten. Franklin hatte dieß auf seinen Ueberfahrten von Amerika nach Europa bemerkt, und die Versuche, die er im Jahre 1785 vornahm, um das Verhältniß herzustellen, wurden vier Jahre später von Jonathan Williams wiederholt. Aehnliche Beobachtungen wurden im Jahre 1821 an Bord der Fregatte „Juno" und der Gabarre „das Kamel" angestellt; sie ergaben dasselbe Resultat, und wir selbst überzeugten uns Ende Aprils, daß diese Temperatur 18° Réaumur betrug, während das die Strömung umgebende Meerwasser nur 14°, und bei den Bänken von Neufundland nur 7 — 8° zeigte.

Die Seefahrer haben die Bemerkung gemacht, daß gegen den Gulf-Stream hin und noch häufiger am Rand desselben, das Meer viel stürmischer ist; wir fanden dieß bestätigt, und hatten sogar am 25 April und die folgenden Tage einen heftigen Sturm zu bestehen. In der Nacht des 25sten wurde der Wind heftiger; er jagte die Wolken vor sich her, mit denen die eine Hälfte des Himmels bedeckt war, und um zehn Uhr Nachts gewahrten wir beim Schein des Vollmondes eine Wasserhose, die sich gegen Norden gebildet hatte. Auf einem azurblauen Grund sahen wir die Wassersäule wie einen langen, schwarzen Wirbel gerade zum Himmel emporsteigen; ein düstres Gewölk breitete sich aus und sammelte sich auf der Spitze des Meteors, das ihm als Stütze zu dienen schien. Die Winde trieben es endlich nach Südost, und diese dicke Dunstmasse löste sich endlich in einen Platzregen auf. Während der Dauer des Ungewitters schossen mehrere Blitze aus den Seiten des Gewölks und von diesem ganzen Theil des Himmels herab. Eine zweite Wasserhose erhob sich, ungefähr eine Viertelstunde nachdem die erste sich aufgelöst hatte, in derselben Richtung; sie hatte einen ähnlichen Verlauf.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Sechster Brief.

(Schluß.)

Als ich von dem Hügel herab ging, und mich wieder der Stadt näherte, sah ich von fern die Trümmer des bekannten Tempels des Jupiter Olympius, die noch aus 16 korinthischen Säulen bestehen, von denen eilf eine der Ecken dieses schönen Gebäudes bilden, die übrigen fünf sind zerstreut. An zwei dieser letzern ist ein kleines Häuschen von Backsteinen angebaut, das im Mittelalter von einem Einsiedler bewohnt wurde. Dieser Tempel, von Deukalion begonnen und von Hadrian beendigt, ist wo nicht der ausgezeichnetste, doch einer der ausgezeichnetsten Tempel des alten Athens; er wurde auf 24 Bögen erbaut und hatte im Ganzen 120 Säulen. Diese Bögen sind jetzt noch sichtbar.

Ich ging in die Stadt hinein durch das Triumphthor Hadrians, welches zwar gut erhalten ist, aber dem Blick des Reisenden nichts Großartiges darbietet, und eher ein ärmliches Aussehen hat. Ich verstehe nicht hinlänglich alle technischen Ausdrücke der Architektur, und es wird mir deßhalb ziemlich schwer seyn, die Form dieses Thores genau zu beschreiben. Das Thor dient noch immer zum Durchgang für Fußgänger und Reiter und stützt sich auf jeder Seite auf zwei nicht sehr große korinthische Säulen; oben ist es rund gewölbt und hat 18′ Weite, das ganze Monument aber hat 32′ Breite und 49′ Höhe. Es ist in zwei Etagen abgetheilt: die untere bildet eine ziemlich dicke Mauer, in welche das oben erwähnte Thor durchgebrochen ist, das außen und innen und auf beiden Seiten zwei große korinthische Säulen hat; oben darüber ist es mit sechs kleinen gleichfalls korinthischen Säulen verziert, unter einem dreieckigen Fronton. Das ist Alles, was ich von diesem Thore sagen kann, welches durch nachstehende griechische Inschriften bemerkenswerth ist: *ΑΙΔΕΙΣ ΑΘΗΝΑΙ ΘΕΣΕΩΣ Η ΠΡΙΝ ΠΟΛΙΣ.* Hier ist Athen des Theseus erste Stadt; diese Aufschrift steht auf der Westseite; auf der Ostseite dagegen: *ΑΙΔΕΙΣ ΑΔΡΙΑΝΟΥ ΚΟΥΧΙ ΘΕΣΕΩΣ ΠΟΛΙΣ.* Hier ist Adrians und nicht des Theseus Stadt.

Ehe ich nach Hause zurückkehrte, besuchte ich noch das Monument des Lisikrates, das man gewöhnlich, obwohl unrichtig, die Leuchte des Demosthenes nennt. Dieses nicht große, aber schöne Gebäude ist von dem bekannten Praxiteles gebaut; es ist rund, hat 8′ im Durchmesser und 18′ Höhe. Sechs kleine korinthische Säulen stützen die halbrunde Kupole, die ringsherum

mit kleinen Basrelifs verziert ist, welche die Thaten des Bacchus vorstellen, oben ist noch eine sonderbare halbzerstörte Verzierung über welcher der Dreifuß stand, auf welchem Feuer angezündet wurde. Aehnliche Denkmäler gab es nach des Pausanias Beschreibung eilf. Sie standen in zwei Reihen, und bildeten eine Gasse, die Gasse der Dreifüße genannt, und waren dem Bacchus geheiligt. Die Wahrheit dieser, so wie mancher andern Vermuthungen kann ich euch nicht versichern, sondern bemerke bloß, daß man, um den Anblick dieser Denkmale und Ueberreste des Alterthums besser zu genießen, nothwendiger Weise den Schriftstellern einigen Glauben schenken muß.

Briefe eines britischen Offiziers aus dem heiligen Lande.

Erster Brief.

Kloster auf dem Berge Carmel in Palästina, 24 Januar 1833.

Durch den anhaltenden Regen zu einer Art von Gefangenschaft verurtheilt, will ich mir die Zeit damit verkürzen, daß ich, Ihrem Wunsche gemäß, Sie von meinem Treiben unterhalte.

Nach einer leidlichen Ueberfahrt von Marseille kam ich Anfangs dieses Monats in Alexandria an; da ich dort aber erfuhr, daß das Dampfboot Bombay nicht vor dem 10 verlassen und ich folglich erst Anfangs März aus Aegypten fortkommen würde, so entschloß ich mich, meine so heiß ersehnte Pilgrimschaft ins heilige Land anzutreten. Da die zu dieser Jahreszeit gewöhnlich herrschenden Nordwestwinde der Fahrt nach der Levante günstig sind, so beschloß ich zur See nach dem ersten syrischen Hafen zu gehen, wohin ich ein segelfertiges Schiff finden würde. Da indeß dieses Land jetzt der Schauplatz des Kriegs ist, so waren alle von Alexandrien auslaufende Schiffe vom Pascha gezwungen worden, Verstärkungstruppen für das Heer seines Sohnes einzunehmen, der früher hier die Angelegenheiten leitete und der, wie ich glaube, jetzt vor Konstantinopel stünde, wäre die Witterung nicht dazwischen gekommen. Eine Flotte griechischer Schiffe, mit zwei oder drei Regimentern an Bord, sollte eben nach St. Jean d'Acre segeln, und da mir die Gelegenheit diesen merkwürdigen Platz sowohl, als auch einen Theil der Armee dieses zweiten Napoleons, wie Ibrahim sich selbst nennt, zu sehen höchst willkommen war, so nahm ich, nach erhaltener Erlaubniß, die Fahrt auf einem der Schiffe mitmachen zu dürfen, von der kleinen Kajüte auf dem Verdecke eines Schooners Besitz. Der Kapitän und das aus sieben Mann bestehende Schiffsvolk waren Griechen, die keine andere als ihre mir unverständliche Muttersprache verstunden. Außerdem waren noch 205 Soldaten (Beduinen-Araber), d. h. Araber der Wüste, und 6 Offiziere, lauter Türken, an Bord; einer von ihnen war ein Bimbaschi, d. h. Befehlshaber über 1000 Mann, ein wahrer Teufelskerl. Das Schiff hielt 125 Tonnen; Sie können also denken, wie wir zusammengeschichtet waren. Bald nachdem wir den Hafen verlassen hatten, erhob sich ein Sturm, der uns tüchtig vorwärts trieb. Am andern Tage sahen wir die Küste von Palästina in der Nähe des alten Cäsarea, und bald darauf erblickten wir Kastell Pellegrino, zur Zeit der Kreuzzüge und der Christenherrschaft in Palästina berühmt. Als wir diesen Ort jetzt ein elendes, Atliets genanntes Dorf, vorüberfuhren, sahen wir den Berg Carmel, auf dessen Vorgebirg das Kloster steht, in dem ich mich jetzt befinde. Wir waren so zusammengedrängt und das Schiff so schmuzig und feucht, daß ich mich nicht erinnere je eine so elende Fahrt gemacht zu haben. Es regnete, donnerte und stürmte fürchterlich; der Kapitän kannte die Küste nicht, und ich war auf mich selbst ärgerlich, daß ich mich der Gefahr ausgesetzt hatte, mit einer Abtheilung Türken unterzugehen. Als wir um den Berg Carmel herum in den Golf von Caifa einliefen, rissen zwei oder drei Wellen, die über den Spiegel schlugen, meine Kajüte weg und spülten Alles, was darin war, über Bord oder setzten es unter Wasser, während sie durch die Verdeckthüren, die man nachlässiger Weise offen gelassen hatte, den untern Raum überschwemmten und das Schiff beinahe mit Wasser anfüllten. Ibrahim Pascha's Soldaten, vorher schon wahre Jammerbilder, wurden jetzt noch bleicher, fielen auf die Knie und riefen Mahomet an. Die türkischen Offiziere stürzten die Treppen herauf und schrien: „Allah! Salamut, Allah il Allah!“ Die griechischen Matrosen bekreuzigten sich und der Steuermann wurde blaß wie der Tod und verließ seinen Posten; wir befanden uns dicht am Lande und es stürmte gewaltig. Da ich die Karte gut im Kopfe hatte, so stellte ich mich eilends auf die Lauer, und erblickte ein auf einem niedern Vorgebirge weit in die See hinausreichendes Schloß, an dessen Einfahrt unser Bugspriet leicht hätte zerschellen können. In dieser gewaltigen Verwirrung suchte ich eilig den Steuermann auf, nahm ihn beim Kragen, warf ihn ans Ruder und drückte ihm halb englisch, halb italienisch zu: „Du verdammter Höllenbraten, siehst Du das Gebäude dort nicht?“ Die Türken, denen das Wort „verdammt“ verständlich war, riefen auf arabisch: „Taib! Taib!“ (gut, gut!) Ich bat nun den Bimbaschi, seinen Leuten zu befehlen, sie möchten sich niedersetzen und sich ruhig halten, denn sie standen bis an die Kniee im Wasser und rannten heulend und halb wahnsinnig umher. Er rief ihnen zu ruhig auf einem Ort stehen zu bleiben und sich wie Männer zu betragen, da aber seine Worte nicht den gehörigen Eingang fanden, so griff er nebst seinen Offizieren zu langen Stöcken, mit deren Hülfe ihnen der schuldige Gehorsam eingebläut wurde. In meinem Leben sah ich keinen ähnlichen Auftritt: die vor Zorn wüthenden, auf ihre Leute lospaukenden Offiziere, die über dem Schiff zusammenschlagenden Wellen, der Kapitän, der sich in der Verzweiflung das Haar zerraufte, und die Matrosen, die sich bekreuzigten und dabei riefen: „Ich glaube an alle Heiligen!“ Endlich, ungefähr gegen fünf Uhr, liefen wir unter einem schrecklichen Hagelwetter in den Golf von Caifa ein. Es war unmöglich zu landen, und, ganz durchnäßt wie ich war, brachte ich eine höchst unangenehme, obwohl, Dank sey es meiner Branntweinflasche, eben nicht frostige Nacht hin.

Am nächsten Morgen, mit Tagesanbruch, ging ich in Caifa, dem alten Porphyria, ans Land. Es hatte acht Tage lang unaufhörlich geregnet, und in der Stadt waren nicht mehr als ein oder zwei Häuser stehen geblieben. Wegen der starken Brandung am Ufer konnte ich indeß meine Kleider nicht ans Land bringen, und war deßhalb genöthigt, in einem halb eingestürzten, einem Christen gehörigem Gebäude zu bleiben, der mich in dem Wachtzimmer gefunden hatte, in dem ich nach der Landung Schutz suchte, denn ein ausgetretener Fluß strömte mehr als knietief durch die Stadt dem Meer zu. Ich schlief hier eine Nacht, in der ich von den Flöhen dergestalt gepeinigt wurde, daß ich es nicht länger aushalten konnte, und am nächsten Morgen auf dem Berg Carmel einen Besuch machte, wo die Gastfreundschaft der Mönche mich bis jetzt beherbergte, denn die Flüsse sind so angeschwollen, daß man sie nicht passiren kann. Einer der Mönche, Pater Julio, der schon 55 Jahre hier lebt, sagte mir, daß es während dieser Zeit nicht halb so viel geregnet habe als jetzt; da die Häuser aus ohne Kalk zusammengefügten Steinen gebaut und mit Dächern von ungebrannten Ziegeln bedeckt, folglich nur auf schönes Wetter eingerichtet sind, so wurden sie alle fortgeschwemmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jägerameisen.

Das kürzlich in England herausgekommene Werk: Domestic Manners and Society in the West-Indies, theilt über diese Thiere Folgendes mit: Eines Morgens wurde meine Aufmerksamkeit in Laurell Hill (Trinidad) durch eine Schaar schwarzer den Krähen, wiewohl kleiner als diese, nicht unähnlicher Vögel gefesselt, die auf einem Kalebassenbaum unfern der Küche saßen. Ich fragte einen eben aus dem Garten herauf kommenden Dienstboten, was wohl die Ursache des Erscheinens so vieler schwarzer Vögel seyn könne, und erhielt die Antwort, daß dieß ein Anzeichen von Gottes Segen sey, und daß noch vor Mittag die Ameisen kommen und die Häuser säubern würden. Ich wurde in diesem Augenblick zum Frühstück gerufen, und da ich die erhaltene Auskunft für abergläubisch hielt, so achtete ich nicht weiter darauf. Ungefähr zwei Stunden später sah ich eine so ungewöhnliche Anzahl Ameisen auf dem Boden des Zimmers kriechen, daß meine Kinder davon belästigt wurden, und sich so auf den Tisch setzten, daß ihre Füße den Boden nicht berührten. Die

Ameisen krochen zwar nicht an mir herauf, aber ich war ganz von ihnen umringt. Bald darauf waren auch die Wände von ihnen bedeckt, und dann fingen sie an von Tisch und Stühlen Besitz zu nehmen. Ich dachte, es sey nun Zeit, in ein anstoßendes Zimmer zu flüchten, das nur durch einige auswärts führende Stufen von dem getrennt war, in dem ich mich befand, und dieß geschah mit der größten Vorsicht, denn hätten wir eine zertreten, so wären wir auf der Stelle bestraft worden. Es befanden sich bereits mehrere Ameisen auf den erwähnten Stufen, doch waren sie hier noch nicht so zahlreich als in dem Zimmer, das wir verlassen hatten; allein das Zimmer selbst, in das wir uns begeben wollten, bot den seltsamsten Anblick, denn nicht nur Fußboden und Wände, sondern auch die Decke waren mit Ameisen bedeckt. Das schlecht zusammengefügte Gebälke eines westindischen Hauses bietet stets einer Unzahl von Insekten, besonders aber Kakerlaken, Schlupfwinkel, deren letzte Stunde jetzt gekommen war. Die Ameisen kletterten in dicht geschlossenen Reihen, als ob es in die Schlacht ginge, das Gebälk hinan und warfen die Kakerlaken ihren Kameraden auf den Boden herab, die eben so regelmäßig anrückten, und nun mit vereinten Kräften die todten Körper außerordentlich schnell fortschleppten. Die Kakerlaken wurden entweder von den Ameisen todtgestochen oder durch den Fall getödtet; die Ameisen hielten sich nicht auf, um ihre Beute zu verzehren, sondern schleppten sie in ihren Bau. Die Fenster des Zimmers nach der Windseite waren von Glas, und nun entspann sich ein Gefecht zwischen den Ameisen und den westindischen Wespen (jack-spaniards) auf den Glastafeln. Diese sind zweimal so groß als eine gewöhnliche Wespe, und ihr Stich verhältnißmäßig schmerzhafter. Sie bauen ihr Nest in Bäumen, alten Gebäuden und zuweilen zwischen die Dachsparren. Diese waren indeß keine so leichte Beute, denn sie bedienten sich ihrer Flügel, was keiner der Kakerlaken versucht hatte. Zwei auf dem Fenster hart verfolgte Wespen flüchteten sich auf das Kleid eines meiner Kinder, dem ich zurief sich ruhig zu halten. In unglaublich kurzer Zeit waren mehrere Ameisen an dem Kind empor gekrochen, umringten und bedeckten die beiden Wespen, und kletterten dann, ohne dem Kind das mindeste Leid zuzufügen, ihre Beute nach sich ziehend, wieder herab. Aus diesem Zimmer ging ich in das anstoßende Schlaf- und Ankleidezimmer, das ich ebenfalls im Besitz der Ameisen fand. Ich öffnete hier eine große Kiste mit Wäsche, in der es ebenfalls vieles Ungeziefer gab, denn ich war entschlossen, die Anwesenheit so geschickter Jäger so viel als möglich zu benützen, fand aber die Ameisen bereits darin, die, wie ich vermuthete, durch eine Oeffnung an den Angeln eingedrungen seyn mußten. Ich warf das Leinenzeug heraus auf den Boden und mit ihm Hunderte von Kakerlaken, von denen nicht ein einziger entkam. Wir verließen nun das Haus und gingen in andere nicht weit entfernte Gemächer, allein auch diese waren in demselben Zustande. Ich wollte jetzt eine Vorrathskammer am andern Ende des Hauses öffnen, um dort eine Zuflucht zu suchen, mußte aber, um den Schlüssel zu holen, nach dem untern Zimmer zurückkehren, wo der Kampf hitziger als je war, denn die Ameisen hatten einen Angriff auf die Ratten und Mäuse unternommen, die, so unglaublich es auch scheinen mag, ihren dem Ansehen nach so unbedeutenden Feinden nicht gewachsen waren. Sie umringten sie eben so wie die Insekten, überdeckten sie ganz und schleppten sie mit vereinten Kräften mit einer Geschwindigkeit fort, von der Niemand, der einen solchen Auftritt nicht gesehen hat, sich einen Begriff machen kann. Ich sah auch nicht Eine Maus entkommen, und in sehr kurzer Zeit mindestens zwanzig fortschleppen. Wir flüchteten jetzt, da Vorrathskammer und Bedientenstube ebenfalls besetzt waren, nach der Küche, aber auch hier wurde den Ratten, Mäusen u. s. w. von den Ameisen eine Schlacht geliefert. Als ich die Ameisen zuerst erblickte, war es ungefähr zehn Uhr; um zwölf Uhr waren sie bereits in voller Arbeit; um ein Uhr wurde den Ratten und Mäusen eine große Schlacht geliefert, und gegen drei Uhr war das Haus gesäubert. Eine Viertelstunde später traten die Ameisen ihren Rückzug an, und bald war auch nicht Eine mehr im Hause; das Gras vor dem Hause aber war ganz von ihnen bedeckt, und sie schienen nun an dem Rest ihrer Beute zu schmausen, der auf dem Weg nach ihrem Bau liegen geblieben war. Der Schmaus dauerte bis gegen vier Uhr, wo dann die schwarzen Vögel, die sich nicht weit von dem Kalebassenbaum in der Nachbarschaft entfernt hatten, sich auf sie herabstürzten und bei Millionen von ihnen verzehrten. Um fünf Uhr war Alles vorüber, und noch vor Sonnenuntergang waren auch die Hütten der Neger auf gleiche Weise gesäubert. Diese sagten mir, daß sie die schwarzen Vögel schon um sieben Uhr Morgens auf den Mandelbäumen in der Nähe ihrer Wohnungen gesehen hätten. Weder vor- noch nachher sah ich diese schwarzen Vögel wieder, und die Neger versicherten mich, daß sie sich nur sehen ließen, wenn die Ameisen kämen.

Vermischte Nachrichten.

Poussou, Mitglied der Lazaristischen Mission zu Damaskus, scheint bei der Beschreibung der Verheerungen, welche die Cholera im Jahre 1831 in jener Stadt anrichtete, die Vermuthung zu unterstützen, daß diese Krankheit atmosphärischen Ursachen zuzuschreiben sey, obgleich er sagt, daß eine Pilgerkarawane aus Mekka sie mitgebracht habe: „Ein Umstand, der das Volk nicht wenig beunruhigte, ist ein unter dem hiesigen Himmel außerordentliches Phänomen, hier läßt sich von Ende der Regenzeit bis zu ihrem Wiederanfang, nämlich von Anfang Mai's bis Ende Oktober, nie eine Wolke sehen, der Himmel ist stets rein, die Atmosphäre frei von Dünsten und die Sonne geht auf und unter unter einem Strome von Licht. Dieß Jahr dagegen war die Sonne seit zwei Monaten, nämlich seit dem Anfang Julius, bleich und die Atmosphäre sehr dick. Morgens, mehr als eine Stunde vor Sonnenaufgang, ist der Himmel im Osten flammenartig erhellt, und roth wie Blut, während die Erde mit einem fahlen Lichte übergossen ist, ähnlich dem, das eine nächtliche Feuersbrunst auf die umgebenden Gegenstände wirft. In dem Maße als die Sonne sich dem Horizonte nähert, nimmt die Röthe ab, nach Sonnenaufgang dauert es aber über eine Viertelstunde, bis sie sich durch die Dünste durcharbeiten kann, hinter denen sie, wie von einem Schleier bedeckt, erscheint. Abends wiederholt sich dasselbe Schauspiel im Westen. Der Horizont ist weit herauf mit einem rothen Scheine überdeckt, der über anderthalb Stunden lang fortwährend zunimmt. Dann vermindert er sich, verschwindet aber nicht eher, als fünf Viertelstunden nach Sonnenuntergang. Die ganze Stadt ist erschreckt über diese seit Menschengedenken nicht gesehene Erscheinung."

•

Am 29 September wurde in der Grafschaft Devon in der Charmouth-Bai ein großes fossiles Reptil ausgegraben und für 4 Souveränd'or an ein Mitglied der geologischen Gesellschaft verkauft; es gehört zu dem Geschlechte Ichthyosaurus und zur Species des Alligators und der Eidechse. Es ist ungefähr 6 Fuß lang und man konnte nur bei sehr tiefer Ebbe dazu gelangen, wodurch erklärt wird, warum es so lange nicht aufgefunden wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 317. 13 November 1833.

England.

(Nach Baron d'Haussez.)

(Schluß.)

II. Ackerbau.

Eine Grundidee beherrscht alle Systeme des Ackerbaues in England, nämlich die Unterdrückung der kleinen Ländereien. Dieselbe hängt eben sowohl mit dem Geiste der Aristokratie zusammen, wovon alle Klassen durchdrungen sind, als mit den Grundsätzen der Oekonomie. Die Kultur der großen Güter, so wie man sie in diesem Lande versteht und betreibt, beschäftigt fast eben so viele Arme als die der kleinen; aber diese Arme stehen den Pächtern zu Diensten. Diese üben auf die Individuen, denen sie Arbeit übergeben, eine Herrschaft aus, die weit über die Gränzen hinausgeht, welche die Natur des Verhältnisses zwischen den Arbeitern und denen, die sie bezahlen, vorzuzeichnen scheint. Sie suchen die größtmögliche Anzahl von Arbeitern zu vereinigen; hieraus entspringt jene Vollkommenheit des Ackerbaues, den man anderwärts mit einer so ausgedehnten Benutzung des Feldes unverträglich halten würde; aber hieraus folgt auch jenes große Elend und jene unglaubliche Sklaverei des Landvolks. Der Mensch, sagt man, ist in England frei! Ohne Zweifel vor dem Gesetze, aber nicht nach den Gewohnheiten und den Forderungen seiner Lage, vorzüglich auf dem Lande. Hier lebt der Arme, im wörtlichen Sinne an die Scholle geheftet. Die Pächter vereinigen sich darin, den Lohn, den sie für seine Arbeit zahlen, nicht zu erhöhen, und will er, um einer seinen Interessen feindseligen Verbindung zu entgehen, entfliehen, so wird er von allen Gemeinden, wo er ein Asyl und Arbeit suchen möchte, zurückgestoßen, unter dem Vorwande, er könne nicht zugelassen werden aus Mangel einer Bürgschaft, daß er nicht einmal die öffentliche Mildthätigkeit anzusprechen genöthigt seyn möchte, und so die Lasten, die ohnehin schon auf der Gemeinde ruhen, vermehre. Das Elend fesselt ihn auf diese Weise an den Boden, der es erzeugt; er und alle seine künftigen Nachfolger haben nur die endlose Aussicht auf Entbehrungen und Sklaverei. Ein Kalkul, auf den sich die großen Eigenthümer sehr gern einließen, weil er ihrer Trägheit schmeichelte, hat demnach die Klasse der kleinen Pächter ganz verschwinden lassen. Jetzt dürfte es schwer seyn, sie mitten unter dem allgemeinen Elende und unter den zerstreuten Trümmern ihres ehemaligen Wohlstandes wieder hervorzufinden. Nur mit dem festen Willen, mit Sorgfalt und mit der Zeit würde man dahin gelangen. In dieser Erwartung muß man sich dem Systeme der großen Ländereien bequemen und die Folgen desselben ertragen. Die Eintheilung der Felder wirkt auch auf die der Pachtgüter zurück. Diese findet in großen Massen statt; die Weidplätze nehmen gewöhnlich den Mittelpunkt ein, und umgeben meistens das Schloß oder das Wohnhaus des Eigenthümers, dessen Park sie bilden. Die Gränzen und Haupteintheilungen des Eigenthums sind durch Einfassungen von etwa 100 Fuß breiten Baumpflanzungen angezeigt, welche ihrer Länge nach durch einen Weg geschieden sind, der zugleich zur Benutzung des Waldes, zu Spaziergängen und zur Jagd dient. Die Bäume, fast alle aus dem Geschlechte des Harzholzes, werden sehr jung und sehr nahe bei einander gepflanzt. Sie werden gegen den Angriff der Thiere durch flache Gräben geschützt, auf deren Feldseite Hecken von Hagedorn stehen, welche durch leichte Holzbarrieren gesichert sind. Diese Art von Pflanzungen, die man außerdem überall anwendet, wo keine produktivere Kultur erfordert wird, bietet viele Vortheile dar; sie ist ökonomisch, bietet für die Ernten und für die Thiere einen Zufluchtsort gegen schlechte Witterung; sie dient dem Wilde zum Aufenthalt, dessen Hege sie begünstigt und macht die Jagd weniger mühsam. Im Allgemeinen, jedoch nicht ohne zahlreiche Ausnahme, ist der Boden gut angebaut; alle vier Jahre wird der Boden umgerodet. Die sogenannten künstlichen ewigen Wiesen gestattet die englische Kultur nur mit großer Vorsicht; nur auf Feldern, die sich für nichts Andres eignen, steht Schnecken- und Süßklee. Das Verfahren bei dem Ackerbau wechselt ungemein, und wird mehr nach örtlichen Gewohnheiten als nach Systemen bestimmt; man könnte sogar behaupten, daß es nur eine vernünftige und vervollkommnete Routine ist; man entfernt sich um so weniger von ihr, als man mit dem Umfange der Herrschaft bekannt ist, die sie auf die arbeitenden Klassen ausübt und mit dem Nachtheile, der aus dem Zwange entsteht, den man anwenden muß, um sie aus derselben zu vertreiben. So hat der Pflug, ungeachtet er an der Vervollkommnung, die er in andern Ländern erfuhr, Theil genommen hat, seine ursprüngliche Form noch, die sowohl der Natur des Bodens als den Gewohnheiten des Landmanns am

besten zusagt. Die englische Agrikultur zeichnet sich vorzüglich durch die Sorgfalt aus, womit man die Erzeugung und Verbesserung der Thierracen betreibt. Jede Grafschaft besitzt eigenthümliche Arten, welche nicht mit andern Racen sich begatten dürfen. Die Pferde werden auf den Weidplätzen erzogen, in Mitte welcher sich stets offene Ställe zu ihrem Schutze befinden. Die Kühe und Ochsen bringen den Sommer gleichfalls dort zu und den Winter in geschlossenen Höfen, wo sie mit Rüben und Hafer gefüttert werden. Ein wesentliches Gebrechen der englischen Kultur besteht in dem Mangel an gehöriger Bewässerung; nirgends findet man diese so vortheilhafte Verwendung des überall im Ueberflusse vorhandenen Wassers. Im Allgemeinen pflegt man dem natürlichen Wieswachs nicht jene Sorgfalt zuzuwenden wie in andern Ländern. Der Gebrauch der Ochsen findet bei den Feldarbeiten selten oder in übler Weise statt; man spannt z. B. sechs derselben vor einen Pflug, den bequem zwei ziehen könnten. Die Form der Bauernhäuser nähert sich sehr der der Pächterwohnungen in Frankreich; nur bemerkt man eine große Verminderung in der Anzahl und dem Umfange der damit zusammenhängenden Gebäude, mehr Einsicht in ihrer innern Einrichtung, mehr Ordnung hinsichtlich der jedem Gegenstand angewiesenen Stelle, und eine viel allgemeinere Reinlichkeit. Oefters sind die Häuser von weiß angestrichenen oder mit Theer beschmierten Brettern erbaut; manchmal auch aus Steinen oder Backsteinen; die Dächer sind mit Stroh, oder Ziegeln und Schiefersteinen gedeckt. Die gestampfte Erde ist hier wenig im Gebrauche. Die Gewohnheiten des Ackerbaues erfordern in England wenig Gebäude. Die Pferde ausgenommen, so sind alle übrigen Thiere, Sommer wie Winter, in freier Luft. Die Ernten jeder Art werden in Schobern aufbewahrt, das Korn bringt man nur darum in Scheunen, um es dort zu dreschen. Diese Art der Aufbewahrung, wenn sie auch die Kapitalien, welche die Erbauung und die Unterhaltung von Kornböden erfordern, erspart, verursacht jährlich einen Kostenaufwand, der das Interesse jener Kapitalien bei weitem übersteigt, wenn man den Geldbetrag erwägt, welchen die Errichtung und Weiterschaffung der Schober kosten, den Verlust an Körnern, die nothwendig damit verbundene Verschlechterung und die Leichtigkeit, womit sie Bösewichter anzünden können. Gewöhnlich schließen die Oekonomiegebäude einen viereckigen Hof ein, worin sich die Thiere die kurze Zeit, wo sie nicht weiden dürfen, aufhalten. Die Agrikultur ist in England in einigen Punkten sehr weit vorgeschritten, läßt aber auch noch sehr Vieles zu wünschen übrig. Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß sie im Ganzen genommen unter der von Brabant, Flandern, Artois und der Normandie steht; in einzelnen Zweigen übertrifft sie die von Frankreich und Belgien durchaus nicht. Hie und da bietet sie schönere Massen von angebautem Boden dar, weil die Anhäufung von Reichthümern, der besondere Geschmack mancher Eigenthümer und die Vereinigung von Kapitalien in einem höhern Grade hier stattfinden als in Frankreich; aber ein gut angebautes Stück Feld, im einen wie im andern Lande, steht fast in gleichem Verhältnisse; und ein gewisses Maß von Boden, in Pacht gegeben, macht im Produkte wenig Unterschied, wenn sonst alle Bedingungen gleich sind. Die Bevölkerung des Landes ist aus ihrer wohlhabenden Lage in einen Zustand von großem Elend gerathen, durch die Unterdrückung der kleinen Ländereien und Vereinigung derselben zu großen Pachtgütern. Der erste Schritt der Rückkehr zu einer vernünftigen Ordnung der Dinge ist die allmähliche, besonnene, den Fähigkeiten der Bevölkerung angemessene Wiedereinführung der Landvertheilung. Der Eigenthümer kann nur dabei gewinnen; denn er wird für die Verpachtung seiner kleinen Stücke mehr Konkurrenz finden als für die seiner großen, und sein Einkommen wird sich mehren in dem Verhältnisse des geringen Werths, zu welchem der Landbewohner im Allgemeinen die Arbeit seiner Familienangehörigen anschlägt. Der Bebauer wird auch seine Rechnung finden; denn indem er für irgend ein Stück Feld einen höheren Pachtzins gibt als der Pächter, welcher dieses Stück Land mit zehn andern von demselben Werthe zusammengefügt hätte, wird er in dem Gebrauche seiner Arme und derer seiner Kinder und in den Wirkungen einer sorgfältigen und fleißigen Kultur einen vortheilhaften Ersatz für die Erhöhung des Zinses finden. Die gesellschaftliche Ordnung wird nicht weniger dabei gewinnen; denn man wird den Einfluß jener subalternen Aristokratie sich vermindern sehen, welche, immer dem Verfalle nahe, stets geneigt, was über ihr ist, eifersüchtig zu betrachten und der Regierung, in wessen Hände sie auch seyn möge, sich zu widersetzen, immer in Bereitschaft ist, in Masse dahin zu ziehen, wo ein Parteihaupt die Fahne des Aufruhrs aufpflanzt. Noch eine andere Hülfsquelle bietet sich dar; aber wie viel Vorurtheile, wie viel übelverstandene und nur um so hartnäckiger verfolgte Interessen erheben sich gegen dieselbe. Wer in England wird es wagen, die Veräußerung der Gemeindegüter zu verlangen? Und gleichwohl wie viele Vortheile würde dieß mit sich führen! Welcher Zuwachs an Arbeit und Produkten! Welches Mittel, eine in ihrer Zukunft ungewisse, unruhige und stets zu Feindseligkeiten gegen die besitzenden Klassen der Gesellschaft geneigte Bevölkerung mit dieser auszusöhnen und sie an den Boden zu fesseln! Hierin liegt zu gleicher Zeit ein Heilmittel gegen die Verschlimmerung der bereits üblen Lage des Landvolkes und gegen die Leiden, welche die Gesellschaft bedrohen; es steht bei den großen Eigenthümern es anzuwenden, und seine Anwendung verlangt weder große Opfer noch schwierige Kombinationen, da sie durch das persönliche Interesse geleitet werden wird, den besten Rathgeber bei solchen Dingen.

Eine Ueberfahrt über den atlantischen Ocean.

(Fortsetzung.)

Diese Phänomene setzen das Zusammenstoßen und die Reibung zweier einander entgegengesetzter Winde voraus, die, indem sie über das Meer hinfegen, dessen Wogen ungestüm emporheben. Das Wasser, das zwischen diesen Luftströmungen emporwirbelt, nimmt im Aufsteigen die Gestalt einer Säule an, die durch die fortwährende Einwirkung des Sturms immer höher empor getrieben wird, bis sie, in der Wolkenregion angelangt, einen Augenblick verdunstet, bald aber durch das immer

nen aufsteigende Wasser sich mehr und mehr verdichtet, und endlich dem eigenen Gewicht erliegend, als heftiger Regen wieder ins Meer zurückfällt.

Was für örtliche Ursachen auch immer die Erschütterung der Atmosphäre, die schnelle Erhöhung der Temperatur der Luft und die Erzeugung einer so augenblicklichen Verdunstung bewirkt haben mögen, daß ihr Gleichgewicht plötzlich gestört wurde, so ist es für uns genug von der Wahrheit der Thatsache überzeugt zu seyn, um uns von der Heftigkeit der atmosphärischen Strömungen einen Begriff zu machen, die von allen Seiten nach diesem Schauplatz sich drängen.

Dieselben Beobachtungen lassen sich auch auf die Wirbelwinde und Orkane anwenden, von denen verschiedene Gegenden Amerika's häufig verwüstet werden *) und deren Verheerungen wir in den den Eriesee umgebenden Wäldern gesehen haben. In den Ländern, die von dieser Geißel heimgesucht werden, bemerkt man vor ihrem Ausbruch eine außerordentliche Erhöhung der Temperatur, die alle Lebensorgane erschlafft: die Luft ist fast nicht einzuathmen, sie ist ausgedehnt durch die von den Sümpfen und stehenden Gewässern, in welche Bäume fallen und verfaulen, und die von dem Boden, der durch Anbau noch nicht verbessert wurde, ausgehauchten heißen Dämpfe und brennbaren Gaze, die plötzlich sich auflösen und verdünnen.

Franklin, der mit dem Blick des Genie's alle die physischen Fragen beleuchtete, die er untersuchte, hat schon bemerkt, daß es keineswegs ein ausstoßender, sondern ein einhauchender Wind sey, durch den die großen atmosphärischen Erschütterungen hervorgebracht werden, von denen die Orkane ein Beispiel sind; er hatte sich überzeugt, daß die Wuth jener, die von Nordost nach Südwest längs der Kette der Apalachen und der östlichen Küsten von Amerika ihre Richtung nahmen, zuerst an der südwestlichen Spitze ausbrach. Die Luft gehorchte nicht einer treibenden Kraft, die sie drängte und vor sich herjagte; sondern, ohne Widerstand nach einem Punkt hingezogen stürzte sie sich auf diesen, gleich einem Strom, der seinen Damm durchbricht. Die Stöße, die dieser Einhauchungswind hervorbringt, haben in ihrem Mittelpunkt eine unwiderstehliche Gewalt, andere Luftströmungen folgen den ersten, und eine solche Reihenfolge kann sich durch eine ununterbrochene Bewegung über weite Strecken fortpflanzen.

Wir langten am 30 April an den Bänken von Neufundland an, deren südliche Seite sich in zwei Arme theilt, die durch eine Bucht getrennt sind, wo das Meer seine ganze Tiefe hat. Sie nehmen in ihrer größten Breite fünf Längengrade ein, und bilden die nördliche Gränze des Gulf-Stream, der sich, nachdem er sie erreicht hat, gegen Osten wendet. Die Bank von Neufundland erhebt sich nirgends über den Wasserspiegel, sie besteht aus einer großen Gruppe von unterseeischen Hügeln und Ebenen, die 30 bis 50 Klafter unter dem Spiegel des Wassers liegen. Der Nebel, den wir hier fanden, herrscht hier gewöhnlich besonders während des Ostwinds; wir hatten ihn schon im vergangenen Jahr, selbst zur Zeit der Sommer-Sonnenwende gefunden. Ein ähnlicher Duft lag über den Bänken von Have und St. Georges, und wir wurden veranlaßt es, wo nicht als allgemeine, doch als auf die Breite, unter der wir uns befanden, anwendbare Regel anzunehmen, daß das Vorhandenseyn des Nebels auf den seichten Stellen des Meeres Folge und Beweis einer Abnahme von dessen Temperatur sey.

Der bereits erwähnte Jonathan Williams gelangte durch eine lange Reihe von Beobachtungen zu der Ueberzeugung, daß das Meerwasser auf den Bänken um vieles kälter sey, als das der tiefern Stellen; er bemerkte ferner, daß diese Kälte merkbarer war, wenn die Bänke nicht unmittelbar mit dem Lande zusammenhingen, und daß sie noch höher stieg, wenn diese Untiefen sich über einen großen Raum erstreckten.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Ausland v. vor. J. Nr. 162.

Die asiatischen Provinzen in der Nähe des russischen Georgiens.

(Fortsetzung.)

Sieben Meilen westlich von Rizeh ist die berühmte Stadt Trapezunt oder Tarabosan, wie die Türken es nennen, der Hauptort des Paschaliks gleichen Namens. Der alte Name von Trapezunt war Trapezos, weil die Fläche, auf der es liegt, die Gestalt eines Trapezes hat. Es war zuerst eine freie Stadt, wurde sodann abhängig von den Königen von Pontus, kam hierauf unter Mithridates, dann unter Polemon, endlich unter die Herrscher von Konstantinopel. Im 13ten Jahrhundert bildete es ein eigenes von Alexis Komnenus gebildetes Reich, und wurde endlich im Jahre 1461 von Mahomed II erobert. Die Stadt ist auf einer Plattform gebaut, welche viereckig, jedoch gegen die See zu breiter als gegen die Landseite ist. Die Richtung ihrer vier Mauern entspricht beinahe den vier Himmelsgegenden; die Lage ist sehr stark und günstig, die Abhänge zweier Hügel im Osten und Westen bilden zwei sehr weite und tiefe Gräben, welche in kurzer Zeit vermittelst Schleußen mit Wasser gefüllt werden können. Es ist bemerkenswerth, daß der westliche Graben zwischen der Stadtmauer und gegen die erste Festungsmauer zugeht, welche am Ecke sich mit der Seemauer vereiniget. Die südliche Mauer ist durch keinen Graben geschützt, sondern durch Thürme und ein kleines Kastell befestigt. Dieß war die alte Feste; ihre Form ist viereckig, und sie ist auf einem Plateau gebaut, welches noch höher liegt, als die Stadt. Jetzt dient sie als Aufbewahrungsort der Kriegsvorräthe. Die nördliche Mauer hat das Ansehen einer dreifachen Feste, deren Brustwehren sich übereinander erheben. Die Annäherung von der Seeseite her ist durch Steinblöcke vertheidigt, welche beinahe auf gleichem Niveau mit dem Wasser sind, und jedes Schiff, das sich heranwagte, zerschellen würden. Es sind dieß die Trümmer eines in alten Zeiten erbauten Molo zum Schutze der Schiffe gegen das Anprallen der Wogen. Der Ort heißt noch Molos. Während des Winters werden die Schiffe abgetackelt, und in die Bai hinaufgezogen. Hier ist noch ein Theil der Befestigung, welche in die See vorsprang, um die Einfahrt zu vertheidigen: sie hängt mit der östlichen Mauer zusammen.

Die Mauern von Trapezunt sind mit Schießscharten versehen und durch Thürme vertheidigt, aber schlecht unterhalten. An der östlichen Mauer bemerkt man einen Palmbaum, den einzigen in der Stadt. Weiter hinab steht eines der Hauptthore mit dem östlichen Hügel durch eine steinerne Brücke in Verbindung. Wenn man durch dieses Thor hineingeht, erblickt man rechts den Meheme[illegible]sch, den alten Palast der Komnenen, in welchem der Thron Sultan Amurats sich befinden soll, der hier während des Laufes seiner Eroberungen einige Zeit residirte. Von diesem Palaste ist jetzt wenig mehr übrig; kaum 2 Zimmer sind bewohnbar, alles Uebrige ist entweder niedergerissen oder von selbst in Trümmer zerfallen, und der Thron des Sultans muß in schlechtem Zustande seyn, da ihn Niemand zu zeigen wagt; dennoch trägt das Gebäude noch den pomphaften Namen Guseli-Sarai (der schöne Palast), oder auch Eski-Sarai (der alte Palast). Etwas weiter oben links ist der Palast, wo

die Musellims residiren, und wo der Pascha wohnen sollte; das Gebäude ist aber so sehr in Trümmer zerfallen, daß kaum ein bewohnbares Zimmer darin ist und nicht eines, welches Glasfenster hat. Wenn der Pascha nach Trapezunt kommt, so bewohnt er den Konak Osman Bei's, der den Namen Effer Alber, d. h. eines Stallmeisters, hat. Dieser Konak ist am Eingange des ersten Thores westwärts gelegen. Die Hauptmoschee Orta-Hissar, oder die Mitte der Festung genannt, war früher eine griechische Kirche. Es ist ein viereckiges Gebäude, das an Bauart nichts Bemerkenswerthes hat. Auf dem Hügel im Westen der Stadt, am Fuße eines mit Dörfern und Landhäusern besetzten Berges ist ein Ort gebaut, dessen Bevölkerung türkisch ist. Er endet an einem Platze, welcher Kohan-Meidan (der Kürbis-Platz) genannt wird, und eine schöne wohlgebaute Ebene dehnt sich an der Seeseite bis zur St. Sophienkirche aus, welche von den Türken in eine Moschee verwandelt wurde; sie ist von runder Form, einige Bilder von schlechtem Geschmack sieht man noch auf den Mauern, ein Mosaik bildet das Pflaster, und vier Säulen von rothaderigem Marmor unterstützen eine hohe Kuppel. Ein anderer Stadttheil ist auf dem östlichen Hügel gebaut und endet mit dem Frengi-Meidan oder Frankenplatz. Mehr als ein Drittheil der Bevölkerung von Trapezunt, welche auf 60,000 Seelen geschätzt wird, wohnt hier; sie besteht aus Türken, katholischen sowohl als schismatischen Armeniern und Griechen. In diesem Stadttheile ist der schöne Konak des Kapidschi Paschi, welchem die äußere Vertheidigung der Stadt anvertraut ist. An der östlichen Mauer hin von dem Seeufer bis ans Ende der Stadt sind die Bazars, Zollhäuser, Karavanserais, das Quartier der Metallarbeiter, das fränkische Quartier, der Palast des griechischen Erzbischofs und derjenige des Uischurdschi Oglu. Das fränkische Quartier wurde von den Genuesern gebaut. Zur Zeit der Komnenen befand sich ein genuesischer Edelmann an ihrem Hofe, welcher auf einer Jagdpartie von einem der Lieblinge des Königs einen Schlag ins Gesicht erhielt und von dem Kaiser Gerechtigkeit forderte, aber ohne Erfolg. Er verbarg seinen Groll, kehrte in seine Vaterstadt zurück und bewaffnete dort einige Schiffe, mit denen er nach Trapezunt segelte; er blokirte die Stadt, brachte sie in die äußerste Noth, indem er kein Schiff weder aus- noch einlaufen ließ, und machte häufige Landungen, um das Land und namentlich die Güter der Hofleute zu verwüsten; wenn es ihm glückte, einen derselben gefangen zu nehmen, so schnitt man ihm Nase und Ohren ab und sandte ihn so an den Hof zurück. Der Adel suchte daher mit diesem Genueser in Unterhandlungen zu treten. Dieser aber wollte von keinen Bedingungen hören, ehe ihm nicht der Höfling, der ihn beleidigt hatte, ausgeliefert sey. Nach fruchtlosen Versuchen, ihn von dieser Forderung abzubringen, war man genöthigt, ihm denselben auszuliefern. Der Genuese ließ ihm auf seinem eigenen Schiffe die Bastonnade geben und sandte ihn zurück, um dem Kaiser zu sagen, er werde nur dann die Blokade und seine verwüstenden Landungen aussetzen, wenn der ganze Handel von Trapezunt den Genuesern zugesichert und ihnen ein Platz angewiesen würde, wo sie Häuser bauen könnten. Alles ward bewilligt, und die Genueser bauten das jetzt sogenannte Franken-Quartier. Der Palast von Uischurdschi-Oglu ist ein Schloß oder vielmehr eine kleine Feste, welche der Pascha, dessen Namen sie trägt, von den Einwohnern Trapezunts bauen ließ. Es liegt am Ende der östlichen Vorstadt in der schönsten Lage der Stadt. Ehe dieß Schloß gebaut war, mußte der Pascha stets sich dem Willen der Aga's oder Häuptlinge der verschiedenen Quartiere unterwerfen. Sobald er aber glaubte, ihnen im Falle eines Aufstandes Widerstand leisten zu können, fing er an sie minder achtungsvoll zu behandeln. An einem festlichen Tage, wo sie kamen, um ihm einen Besuch abzustatten, erhob er sich nicht wie gewöhnlich bei ihrer Ankunft, was sie so verdroß, daß sie schwuren ihn zu vernichten, und um diesen Zweck zu erreichen, schrieben sie nach Konstantinopel, er habe eine Feste gebaut, um sich der Stadt zu bemächtigen und gegen die Pforte zu empören. Der Großherr gab sogleich Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen. Außerhalb der Vorstadt, gegen Osten von diesem Palaste, ist der Berg Boßtepeh oder die Eisspitze; an deren Abhang gegen die Stadt zu, auf dem Wege nach Gumudsch-Khaneh ist ein griechisches Mönchskloster, dessen Kirche aus dem Felsen gehauen ist; es ist die einzige Wohnung auf diesem Berge. Etwas weiterhin auf der Spitze eines Berges ist das Kloster Kaimaklik (der Rahm), früher Jaischil oder „Grün" genannt. Der Sultan Amurat hielt einst hier an, um einige Erfrischung einzunehmen; die Mönche setzten ihm 300 Schüsseln vor, und unter andern auch eine mit Rahm, den der Sultan so vortrefflich fand, daß er später oft davon sprach, woher denn das Kloster den Namen Kaimaklik behielt.

Der Handel ist zu Trapezunt äußerst im Flor; seine 20 Schiffe machen regelmäßig zwei Reisen des Jahrs. Im Frieden kommen zahlreiche Karawanen aus Persien an mit kostbaren, für Konstantinopel bestimmten Waaren; z. B. Rauchtabak, Kirschbaumholz zu Pfeifen, Rohre zum Schreiben, Auripigmente, arabischer Gummi, Seide, indische Shawls u. s. w. Sieben oder achtmal des Jahres langen Karawanen aus Aleppo an, welche syrische Tücher bringen und dagegen Leinwand und flächsenes Garn mitnehmen. Die Tücher von Aleppo werden von Trapezunt nach Georgien, Mingrelien und der Krimm verführt. Auch sendet man von hier aus nach Konstantinopel Hanf, Zeug, Seilwerk, Fischnetze, Tabak, Wachs und Metalle aus den Minen des Paschaliks. Als Rückfracht nehmen sie Silbermünzen, wollene Tücher und einige asiatische Luxusartikel. Ehe die Russen von der ganzen östlichen Küste des schwarzen Meeres Besitz nahmen, war der Sklavenhandel in Trapezunt sehr bedeutend und ist noch jetzt in blühendem Zustande. Die Sklaven bestehen theils aus Kriegsgefangenen der kaukasischen Völker, theils aus Kindern, die man in Mingrelien und Gurien ihren Eltern stahl, oder die von ihren Eltern verkauft werden; früher sandte man dieselben nach Anapa, jetzt führt man sie längs der Küste her. Alle diese Sklaven werden unter dem gemeinsamen Namen Georgier begriffen. Nur reiche Leute in der Türkei können sie kaufen; sie werden mehr als Kinder des Hauses denn als Sklaven betrachtet. Die niederern Arbeiten werden von gemietheten Dienern besorgt. Die Sklaven, wohl gekleidet und bewaffnet, begleiten ihre Herren und leisten ihnen diejenigen Dienste, welche als ehrenvoll gelten, wie sie ein Sohn seinem Vater leistet. Es ist nicht selten, daß ein Sklave Mitglied der Familie wird, welche ihn gekauft hat. Das Loos der jungen weiblichen Sklaven ist mehr oder minder glänzend, je nach ihrem Verstand und ihrer Schönheit. Sie werden oft unumschränkte Gebieterinnen des Harems, und ihre Lage ist erst dann zu beklagen, wenn sie alt werden, wo man ihnen die Sorge für den Haushalt auferlegt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

New-Yorker Blätter enthalten Folgendes: Vor einigen Monaten erinnerte sich ein Theilhaber einer alten längstaufgelösten Firma, daß unter dem Eigenthum der Handelsgesellschaft auch ein Landgut im Süden sich befunden habe, das man, weil es doch besser als Nichts war, für eine schlechte Schuld angenommen hatte, und daß es irgendwo in der Nähe der Gegend lag, die in neuerer Zeit durch ihre Goldgruben so berühmt wurde. Die alte Urkunde wurde hervorgezogen, der Boden untersucht, wo sich denn wirklich eine ungeheuer reiche Mine fand. Um das Eigenthum auf die beste Weise an den Mann zu bringen, nahm man einen Freibrief zu Errichtung einer Gesellschaft, und das Landgut wurde darin zu der runden Summe von 500,000 Aktien, jede 100 Dollars, ausgeschrieben. Man machte sich an die Arbeit, zuerst mit einer Bohrmaschine, und diese lieferte bei einem Aufwand von 300 Dollars täglich 15,000 Dollars, brachte also einen reinen Gewinn von 12,000 Dollars täglich oder 570,000 Dollars im Jahre. Alles erstaunte über diesen Anfang. Vier Maschinen wurden sofort in Gang gesetzt, und die Aktien gelten jetzt 500 Dollars.

*

Der Garde National de Marseille enthält über die Einnahme der Douanen dieser Stadt während des Monats September Folgendes:

	Zollabgaben.	Salz.	Gesammtsumme.
September 1833	2,251,339	82,042	2,333,381
September 1832	2,847,993	86,419	2,934,412
Verminderung . . .	596,654	4377	601,031
Die 9 ersten Monate von 1833	21,275,660	715,809	21,991,468
Die 9 ersten Monate von 1832	20,187,883	783,362	20,971,245
Vermehrung	1,087,777	—	1,020,223
Verminderung	—	67,553	—

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 318. 14 November 1833.

König Ferdinand der VII von Spanien.

(Mit einem Bildnisse.)

Wenige von denen, welchen bei der Geburt schon das Loos fiel, einst ein großes Reich zu beherrschen, haben ein wechselvolleres Leben geführt, als Ferdinand VII von Spanien. Schon von früher Jugend an hatte er von dem Einfluß des Günstlings der Königin, Emanuel Godoy, zu leiden, der wie ein böser Geist sich zwischen die Eltern und den Sohn stellte. In seinem 17ten Jahre wurde er mit Antoinette Therese, Tochter des Königs beider Sizilien, vermählt, welche durch viele Vorzüge des Geistes und des Herzens den Prinzen zu fesseln wußte. Allein diese neuaufgehende Sonne drohte die alte Königin zu verdunkeln, gegen die und deren Günstling sich mehr und mehr der öffentliche Haß wandte, und so ward die junge Prinzessin zur Zielscheibe kleinlicher Verfolgungen und Kränkungen, und zwar in einem Grade, daß sie nach 4½ Jahre vor Kummer und Verdruß starb.

Solche Dinge waren nicht geeignet, das Verhältniß des Prinzen zu seiner Mutter und deren Günstling zu bessern, und es ist darum nicht zu verwundern, daß er mehr und mehr in die politischen Intriguen gegen den Letztern verwickelt wurde. Leicht ward es indeß dem Friedensfürsten, die gegen ihn angesponnenen Plane als gegen den König und seine Gewalt gerichtet darzustellen, und es gelang ihm, den schwachen König so weit zu bethören, daß er seinen eigenen Sohn des Thronraubes anklagte, was endlich die bekannten Ereignisse von Aranjuez, und die Thronentsagung des alten Königs herbeiführte. Bis hieher ist Ferdinands Leben, wenn auch nicht tadelfrei, doch der Art, daß er in der öffentlichen, ihm günstigen Meinung nichts verlor, ja in den Augen der Menge als der Ersehnte galt, welcher das Land von der verhaßten Günstlingsherrschaft befreien werde.

Nun aber begannen die Stürme, und die Schwäche seines Geistes und Charakters kam an den Tag. Sein Benehmen in Bayonne zeigte jedem Verständigen, daß er unter so schwierigen Umständen nicht im Stande war, mit Kraft und Entschlossenheit zu handeln. Er ward zu Valençay gefangen gesetzt, und blieb daselbst, bis die Siege der Alliirten ihn zurückführten in das Reich seiner Väter.

Nun beginnt diejenige Periode seines Lebens, hinsichtlich deren er den bittersten Tadel erfuhr, und doch bei der Schwäche seines Charakters vielleicht am Ehesten zu entschuldigen ist. Er fand in Spanien ein unbeschreibliches Chaos; mit Ausnahme einer geringen Anzahl Afrancesados hatten sich alle gegen den fremden Unterdrücker erhoben und alle erwarteten nun den Lohn ihrer blutigen Anstrengungen, zu einer Zeit, wo die Quelle, aus der man sonst so viele Unzufriedene zufrieden gestellt hatte, nämlich der Zufluß aus den jetzt empörten Kolonien, versiegt war. Wie sollte ferner die mächtige Priesterpartei, welche als Ganzes betrachtet für den Aufstand wohl am Meisten gethan hatte, ihren Erwartungen gemäß belohnt werden, da während des Kampfs durch eine Kette von seltsamen Umständen eine sehr demokratische Konstitution ins Leben getreten war, welche jeden Unterschied der Stände und Provinzen aufgehoben hatte, vielleicht weniger aus Vorliebe für ein solches allgemeines Gleichheitssystem, als weil man verzweifelte, in den Wirrwarr von Privilegien irgend eine Ordnung und System zu bringen. Besondere Vorliebe für diese Konstitution konnte unmöglich bei einem größern Theil der Nation vorhanden seyn, wohl aber zeigte sich der Haß gegen dieselbe in der mächtigen und engverbundenen Priesterpartei, und diese siegte auch, wie dieses gewöhnlich geschieht, über die zerstreuten und uneinigen Gegner. Wie sie ihre Macht vom Jahre 1814 bis zur Revolution von 1820 übte, ist nur allzuwohl bekannt.

Die Art, wie dem König im Jahre 1820 die Ertheilung der Konstitution abgezwungen wurde, konnte ihn unmöglich mit ihr und ihren Anhängern versöhnen; aber sein Benehmen gegen die herrschende Partei, welche er durch die kleinlichsten Intriguen bekämpfte, konnte ihn in den Augen der Welt nur herabsetzen. Jedenfalls ging indeß die Cortesperiode nicht nutzlos an ihm vorüber; die Angriffe, welche er von den Liberalen erfahren, belehrte ihn über die Gefahr, die ganze Macht in den Händen einer herrschsüchtigen und blinden Priesterpartei zu lassen, und deßhalb bemerkt man von diesem Zeitpunkte an ein Bestreben, die exaltirte Priesterpartei von der Regierung entfernt zu halten. Dieß ist die vierte Periode seines politischen Lebens, und nur von dieser kann man sagen, daß er sein eigenes durch Erfahrung gewonnenes System geltend machte. So wenig er auf der einen Seite die Liberalen schonte, so duldete er doch auch auf der andern Seite die Wiederherstellung der Inquisition nicht, und mehr als einmal versuchte deßhalb die Priesterpartei, auch

gegen ihn die Waffen zu kehren. Dieß mißlang zwar, aber sie verschob nur ihre Plane, und durch eine seltsame Laune des Schicksals mußte Ferdinand selbst noch in seinen letzten Jahren darauf hinarbeiten, den Zweck, den er während der letzten Jahre seines Lebens verfolgte, nämlich den, die Liberalen so wie die Ultra-Absolutisten niederzuhalten, gleich mit seinem Tode zu vernichten.

Aus seiner vierten und letzten Ehe mit der Prinzessin Christine erzeugte er zwei Töchter, deren Aeltesten er die Krone zu hinterlassen wünschte, da er mit seinem Bruder Don Carlos, dem präsumtiven Thronerben, niemals in sehr freundlichen Verhältnissen gestanden zu seyn scheint. Er stieß das mit dem Bourbonen-Stamme nach Spanien gekommene salische Gesetz um, und stellte die alte spanische Erbfolge wieder her, der zufolge auch die Weiber zur Thronfolge berechtigt sind. Um diesen Schritt noch mehr zu sanktioniren, rief er in seinem letzten Lebensjahre, wie es scheint auf dringendes Ansuchen seiner Gemahlin, die alten Cortes ein, um seiner Tochter den Eid der Treue schwören zu lassen. Dieß geschah; aber Don Carlos protestirte, und Alles sah nach dem bald zu erwartenden Ableben des Königs einem Bürgerkrieg in Spanien entgegen, der in seinen Folgen der Priesterpartei oder den Liberalen die Oberhand geben mußte.

Sein Tod erfolgte am 29 September d. J. nach einer langen Lethargie, und ungesäumt erhoben sich die Parteien, welche er lange zu einer folternden Unthätigkeit verdammt, aber nicht zu beruhigen gewußt hatte, so daß seine Nachfolgerin die Folgen des Systems zu tragen haben wird, welches dem Lande nur den Schein des Friedens, aber keine wahre Ruhe gab.

Eine Ueberfahrt über den atlantischen Ocean.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die Bänke von Neufundland hinter uns hatten, kamen wir in Striche, wo man gefaßt seyn muß, auf Eis zu stoßen. Die Nähe desselben kündigt sich durch Abkühlung der Luft und des Wassers an; allein dieses Anzeichen ist, was die Verhältnisse betrifft, nicht zuverlässig, da die Richtung des Windes einen merkbaren Einfluß auf die Temperatur der Atmosphäre übt, und sie, je nachdem er von Norden oder Süden kommt, mehr oder minder abkühlt. Die Temperatur des Wassers ist der Einwirkung des Windes weniger unterworfen, und das Eis, das stets das Wasser in seiner Umgebung erkältet, bestimmt sie auf entschiedenere Weise. Diese Kälte hält lange an und verbreitet sich über große Strecken. Der hohe Grad, den sie damals erreicht hatte, brachte den in der amerikanischen Marine ehrenvoll bekannten Kapitän Peel, Befehlshaber des Paketboots Sully, auf die Vermuthung, daß wir dem Eis nahe seyen. Die Nachbarschaft desselben ist um so mehr zu fürchten, da es, von den Polargegenden losgerissen, in ungeheuern Massen, gleich schwimmenden Gebirgen auf dem Meer umhertreibt*), deren Anstoß kein Schiff aushalten würde. Sicherheit ist nur zu erwarten, wenn man sie vermeidet, und da zwei Drittel ihrer Masse unter Wasser stehen, so gewahrt man sie, wenn sie nicht sehr groß sind, nur erst, wenn man sich bereits in ihrer Nähe befindet.

Gegen Ende des Monats April hatte der amerikanische Kapitän Skiddi in denselben Gewässern Eismassen von 300 Fuß Länge und 100 Fuß Höhe getroffen. Er hatte beobachtet, daß in der Entfernung von einer Meile die Temperatur des Wassers von 47° Fahrenheit bis auf 34° gefallen war, und eine halbe Meile vom Eis betrug sie nur noch 31°.

Oestlich von diesen Seestrichen hat man freie Fahrt, und wenn die Westwinde nicht mehr die Nebel von der Bank von Neufundland hertreiben, so hat man einen unbegränzten Ocean in seiner ganzen Herrlichkeit vor sich, über den Leben verbreitet ist wie auf dem Lande, und wo man sich von einer zahllosen Bevölkerung umgeben sieht. Der Raum gestattet nicht in die Einzelheiten eines so reichen und mannichfachen Gemäldes einzugehen, allein wir wollen wenigstens versuchen, einige Züge desselben zu entwerfen.

Richtet man sein Augenmerk auf die unermeßliche Cirkulation, die in allen Seegegenden zwischen den verschiedenen Geschlechtern ihrer Bewohner statt findet, so wird man gewahr, daß ihre Kreuzzüge und ihre Wanderungen dennoch auf gewisse Gränzen beschränkt sind. Die unterscheidenden Kennzeichen derjenigen Geschlechter, die an gewisse Theile des Erdballs gebunden sind, finden sich auf dem Meere wie auf dem Festland, obschon hier die Gränzlinie weit unbestimmter ist, und die geographische Eintheilung des größten Theils der Seefische dem auffallen muß, der weite Seereisen gemacht hat. Die nördlichen und südlichen Meere haben ihre Bewohner, und die zeitweiligen Wanderungen, die sie nach den gemäßigten Zonen unternehmen, entfernen sie nicht auf immer von ihrem ersten Aufenthaltsort.

Um mit den Großmächten des Oceans zu beginnen, so sehen wir eine Wallfischart die Baffinsbai und andere Regionen des Eismeers besuchen, gegen die Mitte Oktobers aber wieder in die Gewässer von Neufundland zurückkehren, wo sie reichlichere Nahrung findet. Diese Cetaceen gehen, wenn es kälter wird, bis zu den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirgs; von da ziehen sie ins Meer der Antillen, nach den Küsten von Barbados, verweilen in diesem Archipel bis zum Frühling, nähern sich dann den Küsten der Vereinigten Staaten, kommen im Monat Mai an der Bank von St. Georges zum Vorschein, ziehen wieder in die Gewässer von Neufundland und Labrador, und kehren im Sommer an die Küsten von Grönland zurück, wo sie sich unter dem Eis des Polarmeers begatten. Diese periodischen Wanderungen sind den amerikanischen Fischern wohl bekannt, und vom October bis Junius folgen sie dem Wallfische auf seinen Zügen.

Der Kabeljau, der den nördlichen Theil des atlantischen Oceans bewohnt, befindet sich gleichfalls keineswegs stets zur nämlichen Zeit in diesen Gewässern: in großer Anzahl findet man ihn in den Monaten Februar und März an den Küsten von Lofoden in Norwegen; im Monat April kommt er an die Bank, die sich zwischen den Shetlands- und Faröer-Inseln ausbreitet und zieht dann nach den Küsten Islands. Vor

*) Siehe Ausland v. v. Jahre Nro. 151.

dem sechzehnten Jahrhundert suchte man ihn nur hier, an den Küsten von Irland, den Orcaden und in der Nordsee auf; allein seit Sebastian Cabot neue Seestriche entdeckte, die von ungeheuern Zügen dieser Fische besucht werden, führte dieser Fang die Europäer an die große Bank von Neufundland, wo er dann im Umkreis dieser Insel, im Golf St. Lorenz, und längs der Küste von Labrador betrieben wurde.

Die Häringe, die sich ebenfalls in diesen Meeren befinden, verlassen jedes Jahr die Eisregion und theilen sich in zwei Hauptzüge, die sich den beiden Kontinenten nähern. Man findet sie nach und nach in den Gewässern von Island, Grönland, Labrador, Neufundland, Norwegen und im baltischen Meer an den Bänken, welche die britischen Inseln umgeben, und vorzüglich an denen der Nordsee.

Diese verschiedenen Beispiele, die sich noch weiter fortführen ließen, beweisen, daß mehrere Gattungen gewohntermaßen, und der Reihe nach, besondere Seestriche besuchen, wo sie jene Nahrung und den Grad von Temperatur und Licht finden, der ihnen zuträglich ist. Besonders auf den Untiefen und in der Nähe der Küsten finden sich diese Gattungen häufig: die Bänke unter dem Wasser bieten ihnen zum Laichen geschützte und der Entwicklung und Befruchtung der Eier günstige Plätze; hier wirken die Sonne und das Licht besser ein, als in den großen Tiefen des Oceans, wohin kein Tageslicht dringt. Die am meisten und weitesten streichenden Fische sind jene, die auf kleinere Jagd machen und deßhalb im steten Krieg mit den schwächern leben. Zu diesen gehört der gefräßige Hai, den man in allen Meeren umherstreichen sieht; ja es gibt sogar Striche im Ocean, die zeitweise nur von diesen nomadischen Geschlechtern und von denen durchzogen werden, die darauf Jagd machen.

Hat der Ocean seine bevölkerten Striche, so hat er dagegen auch unermeßliche ganz öde Regionen. Oft scheinen die Fische zu verschwinden, wenn die Wogen ihnen schädliche Gegenstände entgegenführen; zuweilen haben aber auch jene, die ihnen zur Nahrung dienen, den Strich gewechselt, und so nöthigt der Hunger sie fortzuziehen.

Zu gewissen Zeiten im Jahr scheint die Bevölkerung des Oceans einen erhöhten Grad von Leben und Thätigkeit zu besitzen; die schnellen Bewegungen werden kräftiger, vielfältiger und erstrecken sich über größere Räume. Die Seestriche, die unser Schiff durchschnitt, waren uns bei einer frühern Fahrt belebter und fischreicher vorgekommen. Wir waren damals im Sommer angekommen, zur Laichzeit, wo diese verschiedenen wandernden Geschlechter sich unter einander mischten, aus den Tiefen des Meeres nach der Oberfläche emportauchten, sich zusammenrotteten und auf den Wogen schaukelten. Wir hatten vom 19ten bis zum 29 Junius mehrere Züge von Goldbrassen gesehen, die in der Nähe des Schiffs umhertrieben, in das schäumende Kielwasser tauchten, und deren schöne goldgrüne Flossen und in tausend Farben prangenden Schuppen in den Sonnenstrahlen glänzten. Mollusken schwammen um uns herum; Delphine und Spritzfische, auf den Wogen zerstreut, spieen ihre Wasserstrahlen aus; unzählige Fische begleiteten das Schiff und drängten sich um dessen Hintertheil; man hat ihnen den Namen Steuerfische gegeben. Zu dieser Zeit vollbrachte die Sonne ihren längsten Lauf; sie durchdrang den weiten Ocean mit ihrem Feuer und vergoldete das Abendgewölk mit ihren letzten Strahlen. Auf welchem großartigeren Gemälde könnten wohl die Blicke des Reisenden haften! Er sieht nichts als Himmel und Wasser, und dennoch hat dieses jeden Tag sich wiederholende Bild nichts Eintöniges. Die Pracht der Sonne wechselt, die Gestaltung der Wolken ändert sich; die Nebel, die Gewitter, die Blitze, das Wiederhallen des Donners leiht der Scene, die uns umgibt, Abwechslung. Und welche Mannichfaltigkeit bieten nicht die Bewegungen des Meeres und die Wechselfälle seines Kampfs mit der Atmosphäre, vom leichtesten Spiel seiner Wogen bis zur Wuth des Sturmes! Die Nacht selbst hat ihre eigenen Schauspiele, und unter diesem azurnen, mit unzählbaren leuchtenden Sternen besetzten Himmelsgewölbe sieht man die Wogen mit Funken übersäet dahingleiten. Hat man das Senkblei ausgeworfen, so bildet das Seil, wenn man es wieder herauszieht, einen Lichtstrahl; das leuchtende Kielwasser des Schiffs erhellt seine Fahrt, und der Meeresspiegel, den man durchschneidet, ist Eine strahlende Masse.

(Fortsetzung folgt.)

Die asiatischen Provinzen in der Nähe des russischen Georgiens.

(Fortsetzung.)

Der Einfuhrhandel besteht aus Salz, wovon das aus Koslof das geschätzteste ist, Oel, das sie zwar selbst in vorzüglicher Güte, aber nicht in hinreichender Menge besitzen, Seife, Mokka-Kaffee, europäische Shawls zum Schmuck für Kopf und Lenden, farbige und geblümte Mousselin-Handtücher, welche die Frauen als Kopfputz tragen, ein grobes wollenes Tuch, Abbas genannt, worein das Volk sich gewöhnlich kleidet, Flinten, Pistolen, russisches Pelzwerk, Leder aus Anapa, Korn aus Samsun und Theodosia, Zucker, Rum, wollene Tücher, Mousselin und Kallkos; von den letzten fünf Artikeln geht der größte Theil nach Erzerum. Der große Handel, der in dieser Stadt getrieben wird, hat einen mächtigen Einfluß auf die Wohlfahrt von Trapezunt. Es ist kein Zweifel, wenn die europäischen Kaufleute einige Versuche machen wollten, einen Handel mit diesem Lande zu eröffnen, so würden sie ihren Vortheil dabei finden; denn Erzerum ist der Mittelpunkt des Handels in diesem Theile von Asien. Der Boden von Trapezunt ist äußerst fruchtbar und bringt Wein, Oel und Früchte, Gemüse, Tabak, Weizen u. dgl. hervor. Die Felder sind im Allgemeinen gut angebaut, besonders an der Küste. Vieh ist im Ueberflusse vorhanden, und die See scheint mit der Erde an Fruchtbarkeit zu wetteifern; kurz die Natur ist mit ihren Gaben gegen dieses Land verschwenderisch, aber die Habsucht der Türken ist Ursache, daß die Einwohner trotz alles Ueberflusses im furchtbarsten Elend leben. Das Paschalik von Trapezunt gränzt im Osten an das von Achaltsikhe, im Süden an das Paschalik Erzerum, im Westen an die von Kolo und Sinope und im Norden an das schwarze Meer. Die Pforte ernennt den Pascha und dieser steht unter der Aufsicht des Seraskiers von Erzerum. Seine Gewalt ist ziemlich beschränkt, weil das Gebiet unter mehrere unabhängige Häuptlinge getheilt ist, die meistens erblich und oft im Aufstande gegen ihn sind. Diese Häuptlinge haben den Titel Aga's und wurden früher Dere-Beg oder Fürsten der Thäler genannt. Da die Pforte aber diese Lehen einziehen wollte, so unterdrückte sie diesen Titel. Das System gleicht genau dem der Feudal-Institutionen Europa's im 15ten Jahrhundert. Die Aga's bewohnen feste Schlösser, in denen sie ihre Familie und ihre Schätze aufbewahren; sie ziehen aus, umgeben von Dienern und bewaffneten Anhängern, legen Steuern auf, treiben Kontributionen ein und ziehen sich dann auf ihre Schlösser zurück, wo sie dem

Ansehen des Pascha's und selbst den Firmans des Großherrn trotzen. Die Natur des Landes trägt zu ihrer Straflosigkeit bei. Am äußersten Ende des Reiches, fern von den großen Straßen und in der Mitte von Wäldern und Bergen hausend, ist es schwer, sie mit Gewalt zu unterwerfen. Die Geschichte des Landes ist nur ein Katalog von Kriegslisten und Verräthereien. Man kann sich unmöglich ein vollständigeres Gemälde von Anarchie denken; selbst in der Stadt gibt es Festungen, die Privatleuten angehören, welche sich unter einander bekriegen; Tage lang dauert oft das Musketenfeuer von einem Hause gegen das andere fort. Diese Kämpfe machen freilich mehr Lärm, als daß sie schaden, denn der Kampf endet oft, ohne daß auch nur einer getödtet oder verwundet worden wäre. Manchmal belagert die ganze Bevölkerung von Trapezunt den Pascha in seinem Schlosse. Wenn sie aber müde sind, so lassen sie ihn wieder den Zügel der Gewalt ergreifen. Die Folge dieses Zustandes der Dinge ist, daß Alles bewaffnet gehen muß, und die Eintreibung der Steuern zu einer sehr schwierigen Sache wird. Dieß ist der wichtigste und sorgenvollste Theil der Regierung des Pascha's; denn selten ereignet es sich, daß die Pforte nicht nach zwei- oder dreijähriger Herrschaft seinen Kopf fordert.

Die Höhen, welche Trapezunt umgeben, sind beinahe ganz mit Rhododendrum Ponticum bedeckt. Die Bienen ziehen aus dieser Staude einen Honig, der eine Art von Gift ist, indem er diejenigen, welche davon essen, namentlich Fremde, in eine Art von Betäubung versetzt. Die Eingebornen tragen Sorge, Honig zu kaufen, der im Frühjahre gesammelt ist, wo der Rhododendrum nicht in der Blüthe steht; sie nennen diesen gefährlichen Honig Delibal, d. h. den betäubenden Honig. Xenophon erwähnt seiner in dem Feldzuge des Cyrus, wo er sagt: „Man fand hier eine Menge Bienenschwärme, und alle Soldaten, welche von dem Honig aßen, verloren die Besinnung, erbrachen sich oder hatten andere Ausleerungen: Keiner konnte auf seinen Beinen stehen; die, welche nur davon gekostet hatten, sahen aus wie Betrunkene; die, welche mehr genossen, glichen Wahnsinnigen oder Sterbenden.“

Zwei kurze Tagreisen südlich von Trapezunt und von dem hohen Kaligebirge, welches an das schwarze Meer stößt, liegt die kleine Stadt Gumisch-Khaneh, am Abhange eines Hügels, in amphitheatralischer Form gebaut. Die Stadt ist von einem Berge beherrscht, auf dem eine Feste stand, welche jetzt in Ruinen liegt und verlassen ist. Die Bevölkerung der Stadt, ungefähr 5000 Seelen, besteht aus 15 armenisch-katholischen Familien, 500 schismatischen, 450 griechischen und 300 türkischen. Die Christen erfreuen sich hier bedeutender Freiheit und sind nicht so belästigt wie in andern Städten Natoliens. Die Armenier haben fünf Kirchen und einen Bischof. Der Gouverneur von Gumisch-Khaneh hat den Titel eines Emini; er wird von dem Münzdirektor oder Tarap-Khaneh-Emini zu Konstantinopel gewählt. Seine Aufsicht erstreckt sich über alle Minen innerhalb seines Gebiets, welches 60 Dörfer umfaßt und bis Bala-Khora, vier Meilen von Baiburt, geht. Der Name Gumisch-Khaneh, welcher Silberhaus bedeutet, wurde der Stadt sehr mit Recht beigelegt; denn es gibt hier eine ungeheure Menge Minen. Allenthalben bemerkt man Oeffnungen in den die Stadt umgebenden Bergen. Die türkische Regierung bearbeitet ihre Minen nicht auf eigene Rechnung; jeder hat das Recht, sie auf eigene Gefahr auszubeuten, wenn er die Mittel dazu hat. Die Arbeit und die Kosten der Spekulation sind oft vergebens aufgewendet; wenn aber die Mine an einem günstigen Orte angelegt ist, so bezahlt schon das gewonnene Blei die Kosten der Unternehmung. Das gewonnene Silber muß an die Regierung verkauft werden, welche die Okka (ungefähr 2½ Pfund) mit 80 Piastern bezahlt, obwohl der gewöhnliche Preis 200 Piaster ist. Die, welche in den Minen arbeiten, sind meistens Griechen. Drei Personen, welche die Hauptaufsicht über diese Arbeiten haben, tragen auf ihrem Kopfe eine Mütze von besonderer Form. Das aus den Minen gewonnene Mineral ist ein schwärzlicher erdartiger Stein. Die mechanische Operation, die man anwendet, um das Metall zu gewinnen, besteht darin, daß man das Mineral in Oefen wirft, um es in eine Masse zu verwandeln, ohne es zu kalziniren. Dann wirft man in einen Schmelztiegel, der mit Kalk aufgebaut und 10' lang, 8' breit und 4' tief ist, eine gewisse Menge Holzkohlen und das metallische Kompositum obendrauf. Die Glätte rinnt dann durch eine Röhre in ein Faß, und was an Gold, Silber und Blei in der steinigen Masse enthalten seyn mag, bleibt auf dem Boden des Tiegels in einem Klumpen zurück. Zu einigen Zeiten des Jahrs kann man ein Dutzend Oefen zu Gumisch-Khaneh in voller Thätigkeit sehen; jede liefert 5 Okka Silber in der Woche, und von jeder Okka Silber werden 1½ Quentchen Gold gewonnen. Um diese beiden Metalle von einander zu scheiden, brauchen sie eine Art Schmelztiegel von Glas, den sie mit einem starken Feuer umgeben; die irdenen Schmelztiegel sind ihnen unbekannt. In der Nachbarschaft von Gumisch-Khaneh sind auch mehrere Kupferminen. Eine Goldmine ward entdeckt, aber eine Quelle brach ein, und da sie die Mittel, sie abzuleiten, nicht verstanden, so wurde die Unternehmung aufgegeben. Die Art Minen zu graben, ist im Allgemeinen schlecht, die Arbeiter sind faul und die Herren unwissend. Dieß Land könnte große metallische Schätze liefern, wenn die Regierung gut wäre und europäische Bergleute hergesendet würden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Obrist O'Loony erzählt folgenden Streich, der ihm von Londoner Taschendieben gespielt wurde: Ich spazierte eines Tages durch die Stadt und blieb vor einem Laden stehen, wo einige Kupferstiche heraushingen. In einem Augenblick drängte sich ein halbes Dutzend Bursche um mich, ich fühlte ein leichtes Zupfen an meiner Tasche und meine Börse war wie der Blitz verschwunden. Ich packte den mir zunächst stehenden Burschen, und dachte jedenfalls das Vergnügen zu haben, ihm jeden Knochen im Leib zu zerbrechen, als ein junger Mensch mit artiger Miene zu mir herankam und sagte: „Sie haben einen Verlust gehabt, mein Herr, wie ich fürchte?“ — „Verlust! sagte ich, allerdings, und dieser kleine, alte Schurke hier läugnet, daß er sie genommen habe, obgleich er seit einer Viertelstunde dicht neben mir stand.“ — „Darf ich fragen, fuhr der Herr fort, ob ihr Verlust sehr bedeutend ist?“ — „Es ist mehr, als ich missen kann, besonders wenn man nichts davon hat, als das kleine Vergnügen, dem kleinen alten Dieb hier die Knochen weich zu dreschen.“ — „Wie viel, wenn ich fragen darf, mein Herr! Ich versichere Sie, ich nehme großen Antheil an ihrem Unglück.“ — „Nun es waren gerade vierzehn Souveränsd'or darin und eine zehn Pfundnote.“ — „Kennen Sie die Nummer der Note, daß man die Bezahlung derselben bei der Bank verweigern könnte?“ — „Zum Henker, nein! sagte ich.“ — „Nun dann, mein Herr, erwiderte mein mitleidiger Freund, bin ich Ihnen für Ihre Nachricht sehr verbunden, denn der verdammte Schurke Jim Scraggs, der Ihnen die Taschen ausleerte (in der Spitzbubensprache: that forked your cloy), schwor, es seyen nur fünf Souveränsd'or darin. Wir sind unserer drei, und das macht gerade 8 Pfd. St. für Einen.“ Ehe ich Zeit hatte, die Faust zu ballen, und ihm einen Streich ins Gesicht zu geben, war er in einem dunkeln Gange verschwunden. Inzwischen hatte sich eine große Menge umher versammelt, und der Mann, den ich am Kragen gepackt hatte, wartete ganz ruhig, bis er einen Polizeisergeanten sah, dem er mich sogleich wegen eines persönlichen Angriffes auf ihn übergab. Ich blickte ihn an, er schien in der That ein ganz ruhiger, achtungswerther Mann, und es that mir leid, daß ich ihn für einen Dieb gehalten hatte. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, und bot ihm jede Entschädigung an, die er verlangen würde. Er schwor hoch und theuer, es sey etwas Hartes für einen ehrlichen, obwohl in seinen Umständen zurückgekommenen Mann, auf offener Straße des Diebstahles beschuldigt zu werden; endlich aber willigte er doch ein, ein Geschenk von 20 Pfd. St. anzunehmen. Glücklicherweise war ich in einem Laden der Nachbarschaft bekannt, ging dahin und entlehnte die nöthige Summe. Sobald er das Geld in der Hand hatte, sagte er: „Lassen Sie doch den Bill Filch oder Jim Scraggs nichts von dieser Kleinigkeit wissen, das ist ganz unter uns, jetzt muß ich aber fort, um meinen Antheil an den 24 Pfd. St. zu holen, adieu!“

*

Französische Blätter berichten, daß die Wölfe in den Bezirken Gevrey und Sombernon und selbst in der Umgegend von Dijon großen Schaden thun. Sie greifen heerdenweise die auf der Weide befindlichen Pferde und Ochsen an; so sind unter Anderm in den Gehölzen von Gergeuil, Chamboeuf, Gissey und St. Jean de Boeuf sieben oder acht Füllen zerrissen worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

(Beilage: Abbildung König Ferdinands VII von Spanien.)



König von Spanien

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 319. 15 November 1833.

Durchstechung der Landenge von Panama.

Die Republik von Centralamerika (Guatimala) schloß im Jahre 1826 einen Kontrakt mit dem Hause Palmer und Komp. in New-York ab (demselben, das den Eriekanal hatte ausführen lassen), nachdem sich das leztere anheischig machte, einen Kanal durch die Landenge von Panama zu öffnen, der für Schiffe jeder Größe fahrbar seyn sollte. Die Republik gab dabei Erlaubniß, das nöthige Holz in ihrem Gebiete zu fällen, die Landeigenthümer, durch deren Ländereien der Kanal geführt werden müßte, zu entschädigen, 10 Prozent des angewendeten Kapitals zu bezahlen, außerdem der Kompagnie zwei Drittheile des Transitzolls zu überlassen, so wie andere Geldvortheile. Die Schifffahrt sollte allen neutralen Staaten offen stehen, Festungen an den Mündungen errichtet, und eine Kriegsflotte auf dem See von Nicaragua gebaut werden. Das dazu nöthige Kapital wurde auf 20 — 25 Millionen Dollars berechnet. Die Ausführung scheint große Schwierigkeiten gefunden zu haben, doch wurde vor Kurzem in amerikanischen Blättern angekündigt, daß die Arbeit jezt begonnen werden solle. Die dazu gewählte Linie war der Fluß San Juan bis in den See von Nicaragua, der Isthmus des Sees von Leon, endlich die kleine Landenge, welche den leztern von dem stillen Meere trennt. Diese Linie wurde von der Republik bezeichnet, von der Kompagnie Palmer angenommen, und Herr v. Humboldt erkennt sie als die vortheilhafteste der fünf von ihm bezeichneten Linien an. Es ist möglich, daß die unzureichenden Kräfte einer Privatgesellschaft, und die unsichere politische Lage der schwachen Republik von Guatimala die Ausführung dieses großen Unternehmens noch verzögern, aber diese Lokalität ist gewiß bestimmt, eine große Rolle in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit zu spielen. Die Westküste von Amerika wird durch das Durchstechen der Landenge erst in den Kreis der Bewegung gezogen werden, welcher die ganze Welt gegenwärtig durchdringt.

Unsere Kenntnisse von diesem wichtigen Landstriche sind überaus beschränkt, die Eifersucht des ehemaligen spanischen Gouvernements, die bürgerlichen Kriege der neuen Republiken und der Haß der freien Indier, welche beinahe die ganze Ostküste der Landenge im Besiz haben, schlossen fast alle Reisenden aus. Es ist daher vielleicht nicht ohne Interesse, die Beschreibung einer Reise zu lesen, welche ein englischer Schmuggler, Namens Roberts, auf der ganzen für den Kanal bestimmten Linie von der Mündung des Flusses San Juan bis Leon machte, und die über die Schwierigkeiten des Unternehmens bessere Auskunft gibt, als irgend ein anderes Dokument, das von einem Augenzeugen bekannt gemacht worden wäre. Roberts hielt sich vom Jahre 1815 an auf der Küste von Mosquitos und Darien auf, wo er von den Indiern Schildkrötenschalen, Sarsaparille, Vanille u. s. w. gegen Waffen und andere von den Spaniern verbotene Waaren eintauschte. Dieser Handel ist fast ausschließend in den Händen einiger Häuser in Jamaika, die Verbindungen mit den Chefs der Indier unterhalten und ist von beträchtlicher Ausdehnung. Roberts kam im Jahre 1822 mit einer Ladung verbotener Waaren, besonders von Schwertklingen, nach San Juan, einem kleinen Fort, das an der Mündung des Flusses gleichen Namens liegt, und damals, so wie die ganze Provinz von Nicaragua, noch in den Händen der Spanier war, obgleich schon der größte Theil von Guatimala sich in vollem Aufstande befand. Er wurde von den Spaniern für einen Spion der Republikaner gehalten, ergriffen und zum Tode verurtheilt. Im Augenblick, wo er erschossen werden sollte, kam ein neuer Kommandant der Festung aus dem Innern an, der sich entschloß, die Gefangenen (Roberts und vier Mosquito-Indier, die ihn begleiteten) zum Gouverneur von Leon zu schicken, um von ihm gerichtet zu werden. Die Beschreibung der Reise ist viel zu ausführlich, um ganz gegeben zu werden; es ist daher nothwendig, nur das herauszuheben, was sich auf die Möglichkeit und die Schwierigkeiten einer Kolonisation der Gegend bezieht. „Wir wurden Abends auf drei großen Booten, von den Spaniern Bongos genannt, eingeschifft. Sie sind 35 — 40 Fuß lang, der Kiel und die Seiten des Boots, bis auf drei Fuß Höhe, bestehen aus Einem Stamm Mahagoni- oder Cedernholz, auf welches zwei Bretter, jedes 2 Zoll dick, und 13 Zoll breit befestigt werden, welche die Wände des Bootes bilden. Sie werden von 16 — 22 Ruderern in Bewegung gesezt, sind 6 — 7 Fuß breit, und gehen 3 — 5 Fuß tief im Wasser. Sie tragen etwa 16 Tonnen, und sind die größten Fahrzeuge, die bis jezt auf dem Flusse gehen. Die Schiffer und die Ruderer sind starke, knochige Indier von Granada und Nicaragua, die vollkommen nackt rudern. Das Fort San Juan liegt auf einer kleinen Insel, welche zwischen den beiden Mün-

dungen des Flusses liegt, die südliche Mündung ist etwa eine halbe englische Meile breit, aber zu seicht, um einen beladenen Bongo zu tragen; die nördliche ist nur 200 Ellen breit, aber tiefer, und die Strömung in ihr stärker. Oberhalb der Insel ist der Fluß eine halbe englische Meile breit und wird auf eine lange Strecke hin tiefer, je mehr man ihn hinauffährt. Auf dem Hintertheil der Bongos ist eine Art Hütte, die mit Häuten bedeckt ist, errichtet, um die Reisenden vor der Sonne zu schützen. Den ersten Tag bemerkte ich nur wenig Strömung, und der Fluß blieb gleich breit von der Spitze der Insel an. Nachmittags fuhren wir an einer Brigg vorbei, die etwa 80 Tonnen führen mochte, und deren Kapitän nach Granada gegangen war, seine Ladung umzutauschen. Den nächsten Tag behielt der Fluß immer dieselbe Breite und Strömung, mit niederen Ufern, die mit langem Gras bewachsen sind, und mit einer Menge von Manati's bevölkert waren, so wie alle Lagunen dieser Küste. Dreißig Meilen von dem Fort kamen wir an eine Stelle, wo sich ein bedeutender Arm von dem Fluß trennt, um sich in den Rio Colorado zu ergießen. Einige Jahre zuvor hatte ein columbischer Korsar, Mitchell, seine Boote durch den Colorado und diesen Arm heraufgeschickt, und das kleine Fort Serapiqui, das an dieser Stelle lag, überfallen; seitdem war es verlassen geblieben, obgleich man es leicht in Vertheidigungszustand setzen könnte, da es auf einem steilen Ufer etwa 20 Fuß über dem Flusse liegt; man sieht noch Pflanzungen von Bananen, Cassavas und Platanen. Einige Meilen höher fängt der Fluß an breiter und seichter zu werden; es zeigen sich viele Inseln, und es braucht große Erfahrung, um die schiffbaren Kanäle zwischen ihnen zu unterscheiden. Das Rudern beginnt hier mühsam zu werden, und wir kamen den nächsten Morgen an eine sehr seichte Stelle, wo unsere Ruderer das Boot mit Mühe gegen den Strom fortbewegten, während die Ufer so schlammig sind, daß es unmöglich ist, es vom Ufer aus zu ziehen. Nachdem wir diese Untiefe passirt hatten, kamen wir wieder in tiefes Wasser, bis zum Abend, wo wir eine neue, fast eben so reißende fanden; wir hielten uns hart ans Ufer, und halfen uns durch heftiges Rudern hindurch. Nächsten Morgen fanden wir wieder eine; der Fluß war durch eine Insel getheilt, einer der Bongos blieb in dem breiteren Kanale stecken, wir benutzten den schmäleren und tieferen, und kamen mit Mühe hindurch, der andere Bongo war genöthigt, zurückzukehren, und unsern Kanal einzuschlagen; unser alter Schiffer versicherte, daß nur Wenige den Fluß genug kennten, solche Unfälle zu vermeiden. Der ganze Tag war sehr mühselig für die Ruderer, da wir nur von Zeit zu Zeit und auf kleine Strecken tiefes Fahrwasser fanden. Den sechsten Tag fanden wir den Fluß schmäler und tiefer, er war nicht über eine Viertelmeile breit, die Ufer 12 bis 15 hoch, und mit ungeheuern Bäumen, besonders Cedern, bis an den Rand des Wassers bewachsen. Den nächsten Tag fanden wir wenige Untiefen, doch war die Fahrt mühsam genug, um uns nicht zu erlauben, das alte Fort San Juan zu erreichen, wie wir gehofft hatten. Wir erreichten es nächsten Morgen, der Fluß war so breit als je, doch am Ufer hin tief, und wir liefen ohne Schwierigkeit in ein kleines Bassin ein. Das Fort San Juan ist ein altes, unbedeutendes Werk, das von einer Batterie von acht Kanonen, welche den Fluß vollkommen beherrscht, beschützt ist. Es wurde früher von Nelson mit Hülfe der Mosquito-Indier genommen. Oberhalb des Forts befindet sich eine starke Untiefe. Die Boote müssen ausgeladen werden, um sie hinüberzubringen; sie ist etwa eine Viertelmeile lang und geht quer über den Fluß, der in der Mitte reißender ist als an den Ufern. Der Abfall ist gelinde und gleichförmig, aber die Stärke der Strömung ist so groß, daß mehr als eine Stunde dazu gehörte, um die leeren und starkbemannten Boote darüber hinweg zu rudern, der Flußstand war jedoch ungewöhnlich niedrig. Viele Schriftsteller haben nach Edwards, dem Geschichtschreiber der Antillen, versichert, daß der Fluß bis in den See von Nicaragua für Schiffe von bedeutender Größe schiffbar, und daß eine Brigg von 30 Tonnen hinaufgesegelt und hernach nach Jamaika auf demselben Wege zurückgekehrt sey. Ich halte dieses Faktum für eine bloße Erfindung, es wäre unmöglich, daß das Schiff dem Fort von San Carlos entgangen wäre, und die bisherige Beschreibung unserer Fahrt muß die physische Unmöglichkeit der Sache genug beweisen. Nachdem die Bongos wieder geladen waren, schifften wir uns aufs neue ein, erhielten aus einem großen Gebäude am Ufer 20 — 30 starke Stangen, etwa 25 Fuß lang, und setzten unsere Fahrt fort. Der Fluß war eben so breit als unterhalb der Untiefe, die Ufer etwas niedriger. Nachmittags wurde der Fluß schmäler, die Ufer höher, die Strömung zwar nicht stärker, aber das Bett seichter und der Boden fester. Die Ruderer legten hier ihre Ruder ab und bedienten sich der Stangen, mit denen sie die Boote doppelt so schnell fortstießen, bis wir eine schöne, gerade Fläche erreichten, wo die Strömung fast unmerklich wurde. Die Ruderer steckten die Stangen in einen schlammigen Pfuhl, der das allgemeine Behälter derselben zu seyn schien, nach der Masse, die wir schon darin stecken fanden; einige der Matrosen wurden in den Wald geschickt, um Mastbäume, die man dort verborgen hatte, zu holen, und breite viereckige Segel an ihnen aufzuspannen. Nach kurzer Zeit erblickten wir San Carlos, das Gibraltar von Nicaragua, der Fluß wurde breit, tief, frei von Sandbänken, die Strömung kaum fühlbar. Beide Ufer waren mit Bäumen von ungeheurer Größe bewachsen, Cedern, Mahagoni, Sapodilla u. a. In der Nähe des Forts verengen sich die Ufer wieder, die Strömung wird stärker und wir mußten kräftig rudern, um das Fort zu erreichen, wo wir von dem Kommandanten und der Garnison mit aller Vorsicht, die in Kriegszeiten gebräuchlich ist, empfangen wurden. Wir wurden über eine Zugbrücke von großer Stärke, und durch zwei ungeheure Thore mit einem langen gewölbten Thorweg geführt, und in Zellen unter dem Gewölbe, die mit eisernen Thoren mit starken Gittern geschlossen waren, eingesperrt. Doch erhielt ich den nächsten Tag Erlaubniß in der Stadt herumzugehen, die etwa 150 Häuser enthält. Sie ist der Schlüssel zum See von Nicaragua, und liegt auf einer bedeutenden Höhe über dem See, das Fort bildet ein Parallelogramm, dessen längere Seite am See, die kürzere am Fluß hin liegt, von der Landseite ist es von einem Sumpfe umgeben, hat einen tiefen trockenen Graben, steinerne Mauern, und ist bei der starken Strömung des Flusses und der Unzugänglichkeit

des Sumpfes auf seiner Landseite leicht zu vertheidigen. Der Gouverneur kündigte mir an, daß ich auf einem Boot über den See gesetzt werden sollte, was mir große Freude machte, da ich so oft gewünscht hatte, diese so unzugängliche und so wichtige Lokalität zu besuchen; die Frau und Tochter des Gouverneurs beschenkten mich mit einem Hamak, Decken, Kissen und Lebensmitteln, und schienen lebhaften Antheil an mir zu nehmen. Die Spanier wunderten sich, daß man mich so tief ins Innere schicke, und schienen sich damit zu trösten, daß man mir nie erlauben werde, wieder zurückzukehren, ich selbst aber fing an eine bessere Hoffnung zu schöpfen."

(Schluß folgt.)

Eine Ueberfahrt über den atlantischen Ocean.

(Fortsetzung.)

Woher kommt aber dieser Schimmer, der über den Spiegel des Oceans hinläuft; der doch zum Meer selbst gehört, und der keineswegs, wie am Tage, die Strahlen der Sonne tausendfach zurückstrahlt? Die meisten Naturforscher schreiben diese Phosphorescenz einer unendlichen Menge von Thierchen zu, die zufällig leuchtende Kraft erhalten haben; sie glauben, daß diese Wirkung nur von organischen Wesen herrühren kann, die, mit dem Vermögen willkürlicher Bewegung begabt, empfindlich gegen das Wogen des Meers, und empfänglich für Schmerz, bei den ersten Eindrücken desselben in einem lebhaften Licht leuchten, und diese Eigenschaft mit dem Leben wieder verlieren. Diese Gattungen Mollusken sind außerordentlich zart: der geringste Druck löst sie in eine schleimige Feuchtigkeit auf, sie hauchen dieses phosphorische Fluidum aus, und erlöschen, um neuen Myriaden organischer Wesen Platz zu machen, deren ebenfalls ephemeres Daseyn nach einem augenblicklichen Glanz erlischt.

So stellt die Natur die Phänomene des Lebens von einer neuen Ansicht dar: sie belebt die Kolosse des Oceans und steigt von Geschlecht zu Geschlecht bis zu diesen mikroskopischen Wesen herab. Für die erstern ist das Leben ein Prinzip der Kraft und Gewalt, für die letztern ist das Licht desselben nur ein schwacher Funke.

Mit Anbruch des Tages verschwindet diese Phosphorescenz wie die Sterne der Nacht, aber andere Bilder rufen nun zu neuen Beobachtungen auf. Die Vögel, die diese weiten Regionen der Atmosphäre durchfliegen und die, indem sie sie durchschneiden, allen Schwingungen der Wogen folgen, haben sie vorzugsweise besondere Gegenden sich ausgewählt, oder durchziehen sie auf ihren Wanderungen den ganzen weiten Umkreis der Meere? Und jene, die sich weit über den Ocean verirren, sind sie denen gleich, die man in der Nähe der Küsten bemerkt?

Auf Landvögel stößt man nur im Anfang und gegen das Ende der Ueberfahrt; in den zwischenliegenden Seestrichen findet man sie nicht. Ehe wir die Bank von Neufundland erreichten, setzte sich der Wasserschneider, ein Vogel, der in Amerika zu Hause ist, auf unsern Mast, und als wir uns den Küsten von Europa näherten, ließ sich eine Schwalbe, die lange um unser Schiff gestrichen war, endlich auf dasselbe nieder und wurde gefangen.

Zwei bis dreihundert Stunden vom Gestade sieht man zuweilen Landvögel, die der Wind vor sich her getrieben hat, allein über eine solche Strecke hinaus erliegen ihre Kräfte und sie werden ein Raub der Wellen. So bildet der weite Ocean eine Scheidewand zwischen den Vögeln der alten und neuen Welt, die unsrer gemäßigten Zone oder südlichern Breiten angehören. Jeder Kontinent hat seine ihm eigenthümlichen Geschlechter; nur in den nordischen Gegenden können sie sich vermischen und heimisch werden, wo die Länder einander näher liegen, und wo das Eis einen Ruhe- und Vereinigungspunkt zwischen diesem doppelten Gestade bildet.

Man kann die Vögel, die auf beiden Kontinenten, der Leichtigkeit wegen, mit der sie an deren nördlichen Spitzen von einem in den andern kommen können, heimisch geworden sind, in zwei große Klassen theilen. Die einen, an die nordischen Regionen gewöhnt, sind im Stande diese Wanderung für gewöhnlich zu unternehmen; hierher gehören: mehrere Gattungen Adler, Raub-, Nachtvögel und Seemöven. Die andern, als Strichvögel betrachtet, wechseln das Klima periodisch. Man sieht sie, in Amerika wie in Europa, mit Eintritt des Frühlings aus den südlichen Gegenden kommen, ihren an einigen Aufenthaltspunkten unterbrochenen Zug nach Norden nehmen, während des Sommers verschwinden, und erst im Herbst aus den kältern Gegenden, wohin sie sich begeben hatten, wieder zurückkehren.

Erst am Ziel ihrer Reise nach Norden konnten sie den Kontinent wechseln, allein man bemerkt, daß diese gelegentlichen Wanderungen die neuen Länder, nach denen sie gerichtet waren, weit weniger bevölkert haben. Mehrere an der einen Küste des Oceans sehr häufige Gattungen sind auf der andern weit seltner, so daß es scheint, es ließe sich aus dieser Verschiedenheit der Anzahl ihre ursprüngliche Heimath und der fremde Boden erkennen, auf den die Pflanzvölker der verschiedenen Gattungen auswanderten.

(Schluß folgt.)

Briefe eines britischen Offiziers aus dem heiligen Lande.

Zweiter Brief.

Kloster auf dem Berg Carmel, 26 Januar 1833.

Gestern kehrte ich nach einem Ausflug von sieben Tagen in der Gegend um Nazareth wieder ins Kloster zurück. Da die Flüsse so angeschwollen waren, daß Niemand sich zum Ueberführen entschließen wollte, so beschloß ich den Uebergang näher an den Quellen zu versuchen, wo, wie ich glaubte, die Strömung minder bedeutend seyn würde. Ich verließ den Berg Carmel am frühen Morgen, und nachdem ich den ganzen Tag nicht vom Pferde gestiegen war, kam ich gegen Sonnenuntergang in ein kleines Dorf auf dem schneebedeckten Gipfel eines kleinen Hügels, dicht an dem Berg, auf dem der Prophet Elias in Gegenwart der falschen Baalspropheten geopfert hatte, und wo sein Opfer von himmlischem Feuer verzehrt worden war. Hier, wie allenthalben in dieser Gegend, waren die Häuser vom Ungewitter zerstört worden, doch fand ich, nebst meinen Begleitern, Herberge bei dem Oberhaupt des Dorfes, einem „lateinischen Christen," wie er, zum Unterschied von den Griechen, genannt wurde. Er hatte nur ein Zimmer, und als ich eintrat, fand ich seine Frau, die uns sehr gastfreundlich in ihrer Hütte willkommen hieß, beschäftigt, auf

einer zinnernen Platte Kuchen bei einem Holzfeuer zu backen. Da man hier zu Lande keinen Kamin hat, so war das Zimmer, das, so wie der übrige Raum der Hütte, eine Niederlage für Mundvorrath war, voll Rauch; Getreide, Bohnen, Stroh, Holz u. s. w. lagen in den Winkeln aufgeschüttet und geschichtet. Die Thüre war sehr niedrig, und ich gerieth beim Eintreten zuerst unter das Vieh, das einen mit dem Fußboden gleich hohen Raum von etwa sechs Fuß ins Gevierte einnahm; von hier aus kam ich in das drei Fuß höher gelegene Zimmer, an dessen äußerster Gränze eine Krippe für das Vieh ausgehöhlt ist. Als mit Einbruch der Nacht die Männer hereinkamen, so grüßte mich jeder auf arabische Weise, indem er mich bei der Hand nahm, dann seine eigene küßte und sie auf die Brust legte. Hier fand kein Unterschied der Person statt; mein Führer und die Knechte wurden auf ganz gleiche Weise behandelt, und als das Essen fertig war, langten wir Alle in die nämliche Schüssel. Ich wollte Getreide für meine Pferde kaufen, allein der Hausherr nahm dieß sehr übel, und sagte, wer unter seinem Dach herberge, Menschen und Vieh, seyen ihm willkommen, und Alles stünde zu Diensten, was er habe, ohne daß er etwas dafür annehmen würde. Als es Schlafenszeit war, wurden wir, siebzehn oder achtzehn an der Zahl, reihenweise auf den Boden gebettet; so viel ich mich erinnere, waren unsrer eilf Männer, zwei Weiber und fünf Kinder. Tiefer als der Boden, auf dem wir lagen, so daß sie gerade mit den Köpfen darüber hinsehen konnten, standen ein Pferd, fünf Kühe, zwei oder drei Esel, Schafe und Ziegen, die ganze Nacht durch blöckend und brüllend, durch einander; die Kitzen, Lämmer und Kälber lagen wie die kleinen Kinder unter uns herum, so daß ich herzlich froh war, als der Tag anbrach. Bald hernach brach ich auf, und nachdem ich den Opferberg überstiegen hatte, kam ich zu dem an seinem Fuße fließenden Bache Kison, wo Elias die Baalspfaffen erschlug. An den Ufern des Flusses, der sehr angeschwollen war, fand ich eine Horde Beduinenaraber beschäftigt ihre Zelte abzubrechen, um nach jenseits überzusetzen. Ich ritt mitten unter sie, mit dem Ausruf: „Gott sey mit euch!“ worauf sie sich um mich sammelten und mich sehr umständlich ausfragten.

Der Häuptling lud mich sogleich zum Essen ein — ein Beweis von Freundschaft — und da ich schon seit zwei Stunden, ohne Frühstück, auf dem Wege war, so nahm ich es gern an. Ein hölzerner Napf mit Butter wurde nun auf den Boden neben das Feuer gestellt, und für jeden ein Kuchen von Mehl aus der Asche hervorgezogen. Wir hockten uns um den Napf herum, rieben unsere Kuchen einer nach dem Andern an der Butter und verzehrten unser Mahl fast wie die Affen. — Ich miethete die Männer, jeden für fünf Piaster (15 Kreuzer), mein Gepäck über den Fluß zu schaffen; das sehr reißende Wasser ging ihnen bis über die Schultern, und zu meinem großen Mißvergnügen mußte ich sehen, daß sie meine Sachen nicht auf dem Kopf tragen konnten. Die natürliche Folge davon war, daß Alles, meine Pistolen und Pulver ausgenommen, die ich mir um den Hals gebunden hatte, tüchtig gewaschen wurde. Unser Uebergang war lustig genug; da sah man Kamele, Pferde, Kühe u. s. w. durch den Strom stoßen, treiben und ziehen, während Männer und Weiber ihre ganz gleiche Kleidung, eine lange, auf der Brust offene, mit dem Rock zusammenhängende Weste, bis zum Hals hinauf aufnahmen und ohne Umstände durchwateten. Ich selbst ritt wie ein schottischer Hochländer, die Hosen auf den Rücken gebunden, durch. Es war ungefähr zehn Uhr Vormittags, und gegen drei Uhr erreichten wir ein ganz im Schnee begrabenes und von schneebedeckten Bergen umgebenes Dorf. Die Bewohner waren Araber, und als ich näher kam zählte ich etwa vierzig zerstreut herumliegende Ziegen und ungefähr eben so viele Schafe, die bei dem Ungewitter umgekommen waren.

Ich machte Halt unter einem Baum, und schickte in das Dorf, um einige Brode kaufen zu lassen; die armen Einwohner nahmen aber durchaus kein Geld, und schickten mir ein Dutzend heiße Kuchen, mit der Bitte, die Nacht bei ihnen zu bleiben, weil es unmöglich sey, heute noch nach Nazareth zu kommen. Ich entschloß mich indeß dennoch, den Versuch zu wagen, denn die Häuser der guten Leute sahen ganz so aus, als wollten sie ihnen jeden Augenblick über dem Kopf zusammenstürzen, und zog also weiter. Der Weg ging beständig aufwärts, wobei die Pferde oft bis an den Bauch in den Schnee einsanken, und da ich, seit er gefallen war, der Erste hier reiste, so war es sehr schwer, den Weg zu finden. Wir waren unsrer Drei: Ich, ein Diener, der ein ägyptischer Araber war, und ein Eingeborner von Nazareth, der mich vom Berg Carmel aus begleitet hatte. Mein Führer und Eigenthümer der Pferde, dem der Anblick des Flusses und die Nachricht von dem gefallenen Schnee Besorgnisse einflößten, trennte sich an den Ufern des Kison von mir, und kehrte, nachdem er mir seine Thiere übergeben hatte, auf seinem Esel, auf dem er, mit Lanze, Schwert und Pistole bewaffnet, wie Sancho Pansa aussah, ruhig nach Hause zurück; indeß war er kein so treuer Schildknappe als jener. Seit Menschengedenken war hier zu Lande kein Schnee gefallen, und mein ägyptischer Diener hatte in seinem Leben noch keinen gesehen. Da ich vertrauter damit war, so ritt ich voran, gerade auf Nazareth los, und verließ mich rücksichtlich des rechten Wegs auf mein gutes Glück. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde erblickte ich den runden Gipfel des Berges Tabor, und ritt nun um so getroster vorwärts. Endlich erreichten wir den Kamm einer kleinen Hügelkette, die fast einen Zirkel bildete; wir ritten längs demselben hin, und als wir uns nun plötzlich links wendeten, sahen wir unter uns ein weißes, auf dem runden Gipfel eines Hügels gelegenes Dorf; dieß war Nazareth, die erste heilige Stadt des heiligen Landes, die ich betrat. Sie war von dem Schnee, der viele Fuß tief in den engen Straßen lag, fast zerstört. In der Dämmerung erreichte ich das Kloster, das ebenfalls ein Hospiz für Reisende ist. Mein Pferd stürzte dreimal auf der Straße, da aber der Schnee weich war, so litten wir keinen Schaden.

Als ich in das Kloster kam, waren die Mönche gerade in der Kapelle und sangen das Salve regina. Der Gottesdienst war bald zu Ende, und nun erhielt ich ein festgebautes Zimmer mit einem Gemälde der heiligen Jungfrau über der Thüre, darunter die Inschrift Ave Maria Purissima mit großen Buchstaben und mit einem bequemen Bett. Um sechs Uhr erhielt ich ein gutes Nachtessen aus der Klosterküche auf mein Zimmer, denn hier läßt man die Fremden nicht, wie in Carmel, im Refektorium speisen. Nach dem Essen ist eine Stunde lang Versammlung, wo man Kaffee trinkt und sich unterhält, und hier machte ich dem Superieur und den übrigen Brüdern, die sämmtlich recht höfliche, angenehme Leute waren, meine Aufwartung. Sie waren vom Franziskanerorden, mit großen Bärten und Kapuzen. Sie zeigen in Nazareth Josephs Haus, die Synagoge, in der Jesus den Schriftgelehrten die heiligen Bücher auslegte, und die Tafel, an der er vor und nach der Auferstehung mit seinen Jüngern speiste; gläubige Katholiken erhalten sieben Jahre Ablaß, wenn sie diese heiligen Gegenstände besuchen. Außerdem wird noch eine Grotte, die Küche der Jungfrau Maria genannt, gezeigt; das Haus selbst ist von den Engeln nach Loretto getragen worden. In der Nähe der Grotte steht die sehr schöne Kirche.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem vor Kurzem gedruckten Parlamentsausweis betrug der Werth der im vergangenen Jahre in den Niederlagen der Docks von London aufgespeicherten Waaren 18,588,211 Pfd. St., also um mehr als eine Million weniger als im Jahre 1831. Die Menge des am 5 Januar 1833 in den Niederlagen liegenden Thees belief sich auf 49,617,800 Pfd.; Weizen 260,384 Malter; Gerste 7908; Hafer 42,390; Mehl 125,346 Zentner; unverarbeiteter Tabak 22,694,725 Pfund; verarbeiteter und Cigarren 228,765; Weine: Kapweine 382,769 Gallonen; französische 580,843; Canarienweine 87,555; Madeira 376,171; portugiesische Weine 1,442,869 (fast eine Million Gallonen weniger als am 5 Januar 1832); Rheinweine 40,452; spanische 2,111,329 (ebenfalls fast eine Million Gallonen weniger als am 5 Januar 1832); andere nicht näher bezeichnete Weine 242,897 Gallonen. Gesammtmasse der in den Docks lagernden Weine: 4,904,685 Gallonen.

*

Die französische Regierung scheint in ihrem Kolonialwesen keineswegs glücklich; wie sie mit den eingebornen Stämmen in der Umgebung Algiers in ewigem Hader liegt, so ist jetzt auch ihre Kolonie am Senegal mit den dort nomadisch umherziehenden Mauren in Kampf verwickelt. Welche Folgen dieß für ihren Handel haben kann, darüber können die früher mitgetheilten Wanderungen in Senegambien Aufschluß geben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 320. 16 November 1833.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Siebenter Brief.

Alte Mauern, alte Thore, alte Abtheilungen der Stadt. — Areopag. — Hügel des Mars. — Portikus des Merkur. — Tempel der Illythyia. — Hügel der Nymphen. — Tempel des Volks. — Pnyx. — Grabmal des Cimon. — Kerker des Sokrates. — Der Bach Illissus. — Die Quelle Kalirrhoe. — Der Tempel der illissischen Musen. — Tempel des Boreas. — Alte Brücke. — Stadien. — Tempel des Jupiter Soter. — Hadrians Wasserleitung. — Tempel des Herkules. — Lyceum des Aristoteles. — Tempel des Apollo. — Gärten. — Tempel der Venus. — Kloster. — Akademie des Plato. — Prytaneum. — Gymnasium des Ptolemäus. —

Nachdem ich in meinen zwei vorhergehenden Briefen alle merkwürdigen Denkmäler und Ueberreste des Alterthums sowohl in der Akropolis als auch in der Stadt selbst beschrieben habe, so will ich nun dießmal von meinen verschiedenen Wanderungen und von den durch mich sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt besuchten Orten sprechen, welche mehr durch Erinnerungen, Traditionen und schwache Spuren, als durch wirklich vorhandene Ueberreste Bemerkung verdienen. Um euch einen desto bessern Begriff von dem jetzigen Zustande dieser Orte, Anstalten, Gebäude u. dgl. zu geben, hielt ich es für unerläßlich, euch zuerst Einiges über die Stadt selbst, über ihre Mauern und die Unterabtheilungen derselben zu sagen.

Die Stadt hatte im Alterthum zwei und zwanzig Meilen (römische nämlich) im Umfange, und war von großen steinernen Mauern umgeben, von denen jetzt nur noch schwache Spuren übrig sind. Von dreizehn Thoren kenne ich nur die Lage und Benennung von zweien, nämlich des *δίπυλον*, wovon ich in einem meiner frühern Briefe sprach, und des *Διοχαρους*; das letztere heißt jetzt Vibinistra und liegt gerade auf der entgegengesetzten Seite neben dem Tempel des Jupiter Olympius. Die alten Unterabtheilungen der Stadt, die zahlreich und sehr groß waren, dehnten sich größtentheils weit über die Mauern hinaus aus; so z. B. Areopagus, Keramikus, Lyceum, Akademie, Akropolis oder Citadelle waren beinahe alle außerhalb der Umfriedung der Stadt, während Pöcile, Prytaneum, Theater und viele andere sich in der Stadt selbst befanden. Sowohl diese, als auch andere erhielten ihre Namen von den berühmtesten darin befindlichen Gebäuden, von denen ich jetzt etwas genauer reden will, so wie von zwei Flüßchen, Illissus und Kephissus, welche die Umgegend des alten Athens bewässerten. Ich beginne mit dem Areopag, wovon jetzt beinahe keine Spur mehr übrig ist, außer ein unbedeutender Granithügel, auf welchem das einstöckige Gebäude stehen mußte, in welchem jenes bekannte Gericht saß, von dem er den Namen erhielt: dieser Hügel liegt zwischen dem Tempel des Theseus und der Akropolis, doch etwas näher an der letztern. Pausanias sagt hierüber: der Areopag liegt hart am Fuße der Citadelle; er wurde darum so genannt, weil Ares (Mars) der Erste war, der dort gerichtet wurde. Zwei unbehauene Steine, auf denen der Ankläger und der Angeklagte standen, heißen: der erste der Stein der Frechheit, der andere der Stein der Beleidigung. Nicht weit davon stand der Tempel der furchtbaren (*Σεμναί*) Göttinnen, welche Hesiod, Erynnien nennt. Der größte Theil der Reisenden und Schriftsteller stimmte mit dieser Lage des Areopagus nicht überein; aber Herr Pitaki, mit welchem ich meine Wanderungen in Athen machte, zeigte mir sogar zwei in dem Granithügel ausgehauene Sitze, auf denen nach dem Ausspruche Homers die Richter saßen. Zur Bekräftigung dieser Ansicht kann auch dienen, daß in neuern Zeiten auf dieser Stelle die Kirche des heiligen Dionysius Areopagita stand. In der Nähe dieses Hügels besuchte ich einen zweiten, ebenfalls aus Granit bestehenden, der etwas größer und gleichfalls dem Mars geheiligt war: auf diesem mußte der alte Tempel dieses Gottes stehen, wenn man nach der ehemaligen und bis auf die jetzige Zeit in der daselbst stehenden Kirche der heiligen Maria erhaltenen Sitte schließen will, der zufolge man kranke Kinder zur Heilung dahin trug, und sodann alle Kleider, die dieselben trugen, daselbst zurückließ. Die Menge der in dem Granit ausgehauenen Piedestale und Nischen läßt vermuthen, daß daselbst eine Menge Statuen standen, welche deu gleichfalls hier befindlichen Portikus des Merkur schmückten. Hier kann man auch noch die Spuren eines alten Tempels der Illythyia sehen, einer Eöttin, welche den Frauen in der Entbindung beistand. Pausanias sagt: daß sie aus dem Lande der Hyperboräer in Delos erschien, um der Latona bei ihrer Niederkunft beizustehen. Unter diesen Ueberresten ist vor allen eine abschüssige Stelle ganz am Fuße des Berges, nahe am Wege, bemerkenswerth, auf welcher schwangere Frauen hinabfuhren, wie von unsern russischen Bergen, in der Meinung, dieses seltsame Manöuvre werde ihnen eine glückliche Entbindung

verschaffen. Dieser sonderbare Aberglaube erhielt sich bis auf unsere Zeit, nur mit dem Unterschiede, daß nicht schwangere Frauen, um einer glücklichen Niederkunft willen, sondern junge Mädchen, um bald und glücklich verheirathet zu werden, von dem Granithügel hinabfuhren, welcher völlig glatt wurde, als wenn er polirt wäre. Ich selbst war Zeuge, wie einige junge Athenerinnen dieses Mittel versuchten, und auf einem bloßen Stein sitzend eine nach der andern wie um die Wette hinabfuhren; als sie fremde Leute bemerkten, errötheten sie und versteckten sich. Dieser Ort heißt jetzt ζελιάστρα, d. h. das Hinabfahren, und bei dem gemeinen Volke herrscht die Redensart: θέλομεν λογώριας δὴ εἰς τὴν ζελιάστρα, d. h. wir wollen unsere Rechnung abmachen auf der Hinabfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Durchstechung der Landenge von Panama.

(Schluß.)

Wir schifften uns auf dem See von Nicaragua ein, unser Boot führte 22 Ruderer, mit Tagesanbruch erhob sich ein leichter Wind, der Anblick des Sees war unbeschreiblich schön. Gegen Westen erblickte man eine Linie von Inseln, gegen Osten sahen wir viele Hattos oder Pachthäuser, die in der Mitte von Savannen liegen, welche mit einer unzähligen Menge von Pferden und Hornvieh bedeckt sind, und sich, so weit das Auge reicht, ins Land hinein erstrecken. Nach einiger Zeit näherten wir uns mehr der Mitte des Sees, so daß wir das westliche Ufer desselben am äußersten Horizont erblicken konnten. Hin und wieder sahen wir Inseln, die aus ungeheuern Felsen bestehen, und in deren Nähe die Tiefe des Wassers nicht abnimmt. Nach einer Messung, die im Jahre 1781 von Don Matias de Galvez unternommen worden war, ist die Oberfläche des Sees etwa 135 Fuß über dem Meere; er ist im Durchschnitte 89 Fuß tief, so daß der Boden des Sees nur 46 spanische Fuß über der Meeresfläche liegt. Gegen Süden sahen wir kein Land, und ich fand in einer handschriftlichen Karte, die ein alter Spanier bei sich hatte, daß das Land in dieser Richtung sehr niedrig ist und eine Landenge von etwa 15 englischen Meilen zwischen dem See und dem stillen Meere bildet. Am Abend des dritten Tags erreichten wir Granada, eine Stadt, die in einer kleinen Entfernung auf einer Höhe am See liegt. Ich wurde in ein Gefängniß gesperrt, das gegen die Straße mit einem eisernen Gitter geschlossen war, in der Art eines Behälters in einer Menagerie. Das Gitter war von einer großen Menge Menschen umgeben, die mich mit äußerster Neugierde beobachteten, und mich zum Theil als einen Ketzer und Spion verfluchten, zum Theil mich bedauerten und Kuchen, Chocolade, Zuckerwerk, Cigarren und Geldstücke in meine Höhle warfen. Am Abend fand ich, daß diese Almosen sich auf 27 Dollars, und Lebensmittel für mehrere Wochen beliefen. Den nächsten Tag wurde beschlossen, daß ich zu Pferde mit einer Wache nach Leon gehen sollte, wohin wir uns Morgens um 5 Uhr in Bewegung setzten. Die Gegend war wohl angebaut, und bringt Mais und Bananas im Ueberflusse hervor; eben so den nächsten Tag, wo wir über eine Höhe ritten, von welcher aus man die Seen von Leon und Nicaragua zugleich übersah. Die Höhe bestand aus einer Masse von Lava, die sich früher von einem Vulkan, den wir zu unserer Linken sahen, über die Gegend ergossen, und die ehemalige Kommunikation zwischen den beiden Seen abgeschnitten hatte. Dieses Ereigniß scheint nach dem Berichte von Juarra im Jahre 1775 stattgefunden zu haben. Wir setzten unsern Weg über Monagua und Matares fort, durch eine Gegend, die theils von Waldungen, theils von Mais und Cacaopflanzungen bedeckt war, und hatten von Zeit zu Zeit entzückende Aussichten auf den See von Leon. Jenseits Matares fanden wir einen steilen Abhang, der ein Ausläufer der Anden zu seyn scheint; er ist zu steil für Wagen, und der einzige unwegsame Platz, der den fahrbaren Weg von Granada zum stillen Meer unterbricht. Die Höhe läuft 6 — 8 Meilen lang am Ufer hin, bis sie sich nach und nach zu einer Ebene senkt, welche sich bis Leon erstreckt. Die Anden sind an zwei Stellen, zwischen den Seen und dem stillen Meere gänzlich unterbrochen; die erste ist die zwischen dem Nicaragua und dem Golf von Papagayo; hierauf erhebt sich wieder jenseits Matares das Gebirg und läuft bis etwa 12 Seemeilen von Leon fort, wo es wieder endigt; aber jenseits Leon, nordöstlich von dieser Stadt und nördlich von dem See, sieht man die Gebirge sich wieder erheben, und gegen Norden und Osten laufen, wo sich die Quellen der Flüsse bilden, die bei Bluefields, Cape Gracias a Dios und im Golf von Honduras sich ins atlantische Meer ergießen. Die Natur scheint hier die unübersteigliche Linie der Anden unterbrochen zu haben, um eine Kommunikation zwischen dem atlantischen und stillen Meere möglich zu machen. Roberts wurde nach seiner Ankunft in Leon sogleich vom Gouverneur freigesprochen, und kehrte auf demselben Wege, nach einem Aufenthalt von einigen Wochen an dem See von Nicaragua, wieder zum atlantischen Meere zurück, und machte hierauf folgende Bemerkungen über das Unternehmen eines Verbindungskanals zwischen den beiden Meeren vermittelst des Flusses San Juan und den beiden Seen von Nicaragua und Leon:

„Die Schwierigkeiten dieser Unternehmung sind größer, als sie bisher von irgend einem Schriftsteller dargestellt worden sind, und obgleich sie durch die Anwendung englischer und amerikanischer Kapitalien, und mit Hülfe der Republiken von Centralamerika und Columbien, überwunden werden können; so ist doch gewiß, daß die bisher dazu gebildeten Gesellschaften (dieß ist im Jahre 1827 geschrieben) nicht hinreichende Mittel zur Erreichung des Zwecks, den sie sich vorgesetzt haben, besitzen, und daß ihre Kapitalien, ihre Lokalkenntnisse und ihr politischer Einfluß völlig unzureichend sind. Die Hauptschwierigkeiten liegen im Gegensatz zu Allem, was man bisher darüber geschrieben hat, in dem Flusse San Juan, der bei allen Vortheilen, den seine tieferen Strecken darbieten, eine Menge von Schleußen und Seitenkanälen erfordert, um die Passage über seine Untiefen möglich zu machen. Es wird nicht schwierig seyn, die Mündung des Flusses zu vertiefen, und ihn bis Serapiqui für große Schiffe fahrbar zu machen; aber unmittelbar oberhalb dieser Stelle fangen die großen Schwierigkeiten des Kanals an fühlbar zu werden. Dennoch sehe ich die bedeutenden Werke, welche nöthig seyn werden, die große Untiefe

oberhalb des Forts San Juan fahrbar zu machen, nicht für das Schwierigste und Kostspieligste dabei an, sondern die Seitenkanäle, welche die kleineren, aber langen Untiefen des Flusses erfordern, so wie die Wasserleitungen, um sie über die Nebenströme zu führen. Die Ausmündung des Sees in den Fluß bei dem Fort San Carlos besteht in einem Felsenboden mit einem bedeutenden Abhange und heftiger Strömung; allein es ließe sich ohne Zweifel ein Kanal durch die sumpfige Niederung hinter dem Fort graben, der eine bequemere Einmündung des Sees bilden würde, und wobei die Schwierigkeiten, welche die abhängige Lage der gegenwärtigen Mündung bildet, umgangen würden. Allein die größte Schwierigkeit von allen besteht in der Nothwendigkeit, fremde Arbeiter anzuwenden, auf denen die ganze Last der schwereren Arbeiten liegen würde, was bei einem ihnen fremden Klima einen großen Verlust von Menschenleben nach sich ziehen würde. Denn es ist umsonst, von den Mosquitos und den übrigen Indianern der Küste zu hoffen, daß sie dabei wesentliche Dienste leisten könnten. Denn wie sehr man sie auch durch Bezahlung anlocken möchte, so sind sie einer dauernden Anstrengung unfähig, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie die Bequemlichkeiten ihres jetzigen freien und leichten Lebens gegen harte Arbeit vertauschen würden, um so mehr, als sie dadurch nur ihren alten Feinden, den Spaniern, einen Dienst zu leisten meinen würden. Wenn man jedoch fremde Arbeiter anwenden wollte, so würden sich die Indianer, bei gehöriger Behandlung, ohne Zweifel leicht bewegen lassen, Lebensmittel um mäßige Preise herbeizuschaffen. Was die Materialien betrifft, so würde man an Ort und Stelle Bauholz, Basalt, Ziegelerde u. s. w. im Ueberflusse finden. Wären die Schiffe einmal in den Nicaragua gebracht, so würden sie hinlänglich tiefes Wasser finden und mit Hülfe von Dampfbooten den See leicht durchschiffen. Die Schwierigkeiten einer Verbindung des großen Sees mit dem von Leon sind nicht sehr groß; die natürliche Verbindung, die einst zwischen ihnen stattfand, ist wahrscheinlich nur auf eine kleine Strecke unterbrochen und ein Kanal von einigen Meilen über den schmalen Isthmus, der die beiden Seen trennt, kann keine Arbeit von großer Schwierigkeit seyn. Eben so wenig wird die Eröffnung eines Kanals zwischen dem See von Leon und dem stillen Meere ein Hinderniß darbieten, da die Entfernung nicht über 6 englische Meilen beträgt, und die Natur des Bodens keine besondern Schwierigkeiten darbietet, obgleich die Kürze der Kommunikationslinie wahrscheinlich eine bedeutende Menge von Schleußen erfordert. Vielleicht wäre eine kürzere und leichtere Kanallinie unmittelbar von dem See Nicaragua mit dem stillen Meere zu eröffnen, wobei man den niederen Isthmus zwischen dem See und dem Meere westlich von der Insel Omtepec in der Richtung des Golfs von Papagayo durchschnitte. Die Unternehmer des Kanals könnten sich für einen Theil ihrer Kosten durch die Bearbeitung der Goldminen entschädigen, welche man rechts und links von dem Fluß an seinem oberen Laufe findet. Die Minen auf der Nordseite, die für sehr ergiebig gelten, sind auf Befehl der Regierung geschlossen worden, wahrscheinlich um nicht die Einfälle der Indianer auf diese Seite hinzuziehen. Die auf der Südseite werden noch von Privatpersonen betrieben. Die Quantität von Gold, das in diesen Minen und in den umliegenden Flüssen theils in Körnern, theils in Markasit gefunden wird, ist sehr beträchtlich, und läßt keinen Zweifel, daß die ganze Gegend goldreich erfunden werden wird, sobald geschickte Metallurgen Zugang finden werden.

Die asiatischen Provinzen in der Nähe des russischen Georgiens.

(Schluß.)

Platana, 2 Meilen westlich von Trapezunt, ist das alte Hermanassa; es hat eine vortreffliche Rhede, wo die Schiffe sicher liegen, obgleich sie von Nordwesten nach Osten zu offen ist. Einige Theile des Ankerplatzes sind schlecht, weil die Russen im Jahre 1807 einige Schiffe hier versenkten. Platana hat ungefähr 600 Häuser in einer ziemlich hübschen Lage. Nordwestlich von Platana, ungefähr 5½ deutsche Meile von Trapezunt, ist das Kap Joros oder Oros, welcher Name von dem griechischen Hieron Oros *) herkommt, den dieß Vorgebirge wahrscheinlich wegen der Verehrung erhielt, womit die Seefahrer, denen es als Signal dient, dasselbe betrachten. Wenn die Spitze des Bergs mit Wolken bedeckt ist, dann kann man es unmöglich in der Nähe umschiffen; der Wind und die Strömung nöthigen die Schiffe, bis an die Spitze der Krim vorzugehen, um in gerade Richtung mit dem Baghaz oder Bosporus zu kommen. Zwischen dem Kap Joros und Tripoli, einer unbedeutenden Stadt, die von den Türken Tarabeli genannt wird, liegen die zwei Städte Kerelu und Karaburun. Zwei deutsche Meilen westlich ist das Kap Zeffreh, in der Nähe des alten Cephoria, von dem es den Namen erhielt, und dessen Hafen es gegen Westen schützt. Vom Kap Zeffreh, dritthalb Meilen westlich, ist die Stadt Kerasun am Meeresufer in der Nähe eines kleinen Hügels gebaut. Der Ort hieß früher Pharnacea, war aber mehr unter dem Namen Kerasus bekannt. Es war eine Kolonie von Sinope, an das es nach Xenophons Bemerkung Tribut zahlte. Von Kerasus sandte Lucull, der hier lange Zeit als Prokonsul residirte, den Kirschbaum nach Europa. Die Kirschen wachsen im Paschalik Trapezunt wild und haben einen ganz besonders feinen Geschmack. Dieselbe Bemerkung kann man von allen europäischen Fruchtbäumen machen, welche an dieser Küste wild wachsen, z. B. die Birnen von Trapezunt und die Aepfel von Sinope. Kerasun hat einen kleinen Hafen, der Kauffahrer von mäßiger Größe aufnehmen kann. Seine Ausfuhr besteht aus Früchten, Kupfer, Alaun, Wallnußbaumholz, Kirschbaumstäben zu Pfeifen, Wein und Narbek, ein Getränk, das hier sowohl wie zu Trapezunt aus den schlechtesten Trauben gemacht wird. Die Art, dieses Getränk zu fabriciren, besteht darin, daß man den ausgedrückten Saft der Trauben, worein eine gewisse Menge Asche geworfen wird, eine Zeit lang kocht. Die Ausfuhr dieses Narbek nach der Krim und hauptsächlich nach Taganrog, wo er in Branntwein umgewandelt wird, ist beträchtlich. Da dieß kein gegohrenes Getränke ist, so trinken es auch die Türken.

Die Bevölkerung von Kerasun ist klein; die Griechen und Türken scheinen mit einander auf gutem Fuße zu stehen; denn da auf dieser ganzen Küste der Islam nur mit Hülfe des Stocks eingeführt wurde, so ist er nicht ins Herz eingedrungen. Kerasus, im Alterthume berühmt, war das Hauptquartier und der Vereinigungspunkt der römischen Armeen während der mithridatischen Kriege. Man kann hier noch die Reste einer großen römischen Heerstraße sehen, welche ins Innere von Asien, und selbst, wie man sagt, bis Erzerum führte: Lucull ließ sie bauen. Jetzt ist sie durch Kurden unsicher gemacht und zum Theil mit Wald überwachsen. In dem sehr großen Kastell findet sich noch ein bemerkenswerthes Gebäude, das zwar ganz in Ruinen liegt, aber durch seine Form und seine reichen Verzierungen beweist, daß es ein prachtvoller Palast gewesen seyn muß. Ungefähr 4 deutsche Meilen westlich von Kerasun ist das Kap Vona, von der alten Stadt Vona so genannt. Auf dem Rücken des Vorgebirgs liegen die Ueberbleibsel eines Tempels; von Vona an bildet die Küste, welche sich gegen Osten neigt, mehrere Vorgebirge und Häfen, welche Fremden wenig bekannt sind, aber den Seefahrern Zufluchtsorte

*) Der heilige Berg.

darbieten, die meist durch Felsen geschützt sind. Der Hafen Lazi-Limani, d. h. der Hafen der Lasen, südöstlich von Vona, wird durch die Vorgebirge Pestipei und Aio-Vassili gebildet, und scheint 20 Kauffahrer fassen zu können. Früher wurde er von zwei ungeheuern Thürmen vertheidigt, die jetzt zum Theil zerstört sind, und durch die Spalten der Mauer die Stufen ihrer riesenhaften Treppen sehen lassen, die in einem wahrhaft cyklopischen Style in den Felsen gehauen sind. Auf einer Anhöhe, nahe an einem Walde, der vom innern Lande her sich bis auf die Spitzen der Berge erstreckt, findet man mehrere marmorne Trümmer, und eine corinthische Säule zeigt an, daß hier früher ein prächtiger Tempel stand, den ohne Zweifel die Römer erbauten, deren wandernde Künste ähnliche Spuren ihrer Civilisation selbst unter den wildesten Nationen zurückließen. In der That, dieser kleine Hafen und seine Umgebung waren von den Heptakometes oder Bürgern der sieben Städte bewohnt, welche gleich Wilden auf den waldigen Bergen zerstreut wohnten. Nach Strabo lebten sie in der tiefsten Barbarei, nährten sich von wilden Früchten, Eicheln und rohem Fleisch, und wenn sie sich irgend einen der Genüsse des civilisirten Lebens verschafften, so geschah es auf Kosten von Schiffbrüchigen, oder von Reisenden, die sie in den Wäldern überfielen. Mithridates hatte dieses Volk für seine Sache gewonnen, und sie vergifteten drei Kohorten des Pompejus, indem sie den Soldaten einen Trank gaben, worein sie den schädlichen Honig ihres Landes gemischt hatten. In der Nacht überfielen sie die erkrankten Römer und hieben sie bis auf den letzten Mann nieder.

Das Vorgebirge, welches die Türken Jessun-Burun, die alten Geographen Jasonium nannten, liegt 1½ Meilen nordöstlich von Vona. Unieh ist ¾ deutsche Meile davon entfernt und amphitheatralisch am östlichen Abhang des Vorgebirgs gebaut, welches ihm den Namen gibt. Die Einwohner sind fast lauter Griechen und gute Schiffbauer. Ihr eigener Hanf versieht sie mit Tauwerk, und die Segel werden aus Baumwollenzeug gemacht. Das Vorgebirge Unieh ist, wie alle an dieser Küste, mit Ruinen bedeckt. Zwischen diesem Kap und dem von Termeh ist die Mündung des Flusses Termeh, dritthalb deutsche Meilen von Unieh; es ist der Thermodon der Alten, an dessen Ufern ehemals die Amazonen wohnten. Themiscyra, später Heraclea genannt, lag auf dem westlichen Ufer dieses Flusses; man findet aber kaum mehr eine Spur davon. Schifft man von der Mündung des Termeh nordwestlich und um das Kap Tscharschembeh herum, so kommt man zu der Mündung des Jeschil-Irmak, oder grünen Flusses, welches der Iris der Alten ist. Die Stadt Samsun liegt 5 deutsche Meilen von hier und südlich vom Kap Karaburun, das ihren Hafen bildet. Dieß Kap ist bemerkenswerth wegen seiner Höhe, seiner braunen Farbe und seines jähen Abhanges. Samsun war ursprünglich eine Kolonie der Athener und ehemals unter dem Namen Amissus bekannt. Seine türkische Bevölkerung beträgt 5 bis 600 Seelen, das griechische Quartier Kadi-Kibi enthält 7 bis 800 Christen. Die Stadt Sinope liegt 42° 1' n. Br. und 55° 10' 15'' ö. L. Von welcher Seite des schwarzen Meeres man sich nähert, so erkennt man Sinope leicht an der Gestalt der Halbinsel Bestepeh. Sie ist oben flach und gegen das Meer zu steil abschüssig. Gegen das feste Land zu ist der Abhang sanfter, und die Landenge, auf der Sinope liegt, ist nirgends sichtbar, so daß man eine Insel vor sich zu sehen glaubt; auch wird sie von den Türken Ada, von den Griechen Nesi genannt. Sie hat beinahe 2 deutsche Meilen im Umfange. Sinope ist in zwei abgesonderte Theile getheilt. Der eine ist die Festung, liegt auf der Landenge und ist ganz von Türken bewohnt, der andere ist auf dem ansteigenden Boden der Halbinsel gebaut, und besteht aus etwa 500 christlichen, meist griechischen Wohnungen. Man rechnet die Einwohner der Stadt auf 1200, wovon zwei Drittheile Türken sind; der Ueberrest sind Griechen, die von Handel und Fischerei leben; die Türken beschäftigen sich mit Schiffs- und Ackerbau. Sinope, welches bei uns seinen alten Namen behielt, heißt bei den Türken Sinab; es hat ein herrliches Klima, ist indeß der letzte Ort an der Küste, wo der Oelbaum wächst. Näher gegen Konstantinopel zu kommt dieser empfindliche Baum wegen der Feuchtigkeit des Bodens und der Veränderlichkeit der Winde nicht mehr zum Blühen. Aus diesem Grunde glauben wir, möchten wohl die Russen über diesen Punkt hinaus keine Lorbeeren mehr suchen. Wir sind in der That der Meinung, daß sie im Falle einer Theilung des ottomanischen Reiches, für jetzt wenigstens, nicht mehr begehren werden, als den Theil der Küste des schwarzen Meeres zwischen der Mündung des Tschorok und Sinope. Sie werden gezwungen seyn, sich mit diesem schönen Theil von Kleinasien und mit der Hoffnung zu begnügen, daß einige Nachkömmlinge der Heptakometes den russischen Generalshut tragen, und daß die Schönheit einer Ur-Urenkelin der Amazonen vom Thermodon das mit Diamanten besetzte Portrát der Kaiserin Katharina I auf der Brust trägt, und die glänzenden Cirkel des Hofes von St. Petersburg belebt.

Vermischte Nachrichten.

Der Moniteur du commerce de l'Afrique méridionale, der in der Kapstadt herauskömmt, gibt interessante Nachrichten über die Mäßigkeitsgesellschaft, welche unter den Hottentotten am Katzenfluß gebildet wurde und vor einiger Zeit ihr erstes Jahresfest feierte. Nahe an 700 Personen, unter denen man Kaffern, Mantaten, Finguas und Gonaquas bemerkte, die zum Theil sehr weit hergekommen waren, wohnten der Versammlung bei, in welcher man die bereits errungenen Erfolge untersuchte. Der Versammlungsort konnte nicht über 500 Personen fassen, die Andern drängten sich troß des schlechten Wetters an die Thüren und Fenster, um kein Wort von den Unterredungen zu verlieren. Die Versammlung dauerte 6 Stunden; während dieser Zeit nahmen 23 Eingeborne das Wort. Die Meisten erzählten Vorfälle aus ihrem eigenen Leben, welche die Gefahren der Unmäßigkeit bewiesen. Einige sprachen mit Reue von Verbrechen und Ausschweifungen, die sie im Zustande der Trunkenheit begangen hatten; Andere erkannten laut an, wie glücklich sie sich fühlten, seit sie diesem Laster entsagt hätten, und erklärten, daß sie entschlossen seyen, sich nicht mehr demselben hinzugeben. Um sich eine richtige Vorstellung zu machen von der Nothwendigkeit, eine Mäßigkeitsgesellschaft an dem Katzenflusse zu bilden, muß man wissen, wie allgemein unter den Hottentotten dieser Gegend der Gebrauch geistiger Getränke geworden war. Diese Unglücklichen brachten beinahe das ganze Ergebniß ihrer Ernten und ihrer Jagd nach einem benachbarten Fort, um sie gegen Branntwein auszutauschen. Der Eifer, den sie zeigen, dieses Laster ganz abzulegen, läßt das Beste hoffen, und man kann nicht ohne lebhaftes Vergnügen ihre fleißig und wohlangebauten Felder betrachten, und den Eifer sehen, womit sie alle Mittel aufsuchen, sich selbst und ihre Kinder auf eine nützliche Weise zu unterrichten, während noch vor wenigen Jahren der unmäßige Gebrauch des Branntweins ganze Stämme zu vernichten drohte.

*

Im Julius d. J. wurde Fernando Venancio, ein indianischer Kazike, in das Krankenhaus von Buenos-Ayres aufgenommen. In seinem Gefolge befand sich ein junger Indianer, Namens Francisko Yenquel, dem man wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaziken gestattete, während seiner Krankheit bei ihm zu bleiben. Yenquel war noch ein ächter Sohn der Anden, und strich aus natürlicher Neugierde in allen Theilen der Anstalt umher. Zu unglücklicher Stunde kam er an die Thüre des Sektionszimmers, wo eben ein Lehrer, mit dem Messer in der Hand, anatomische Versuche machte. Die Secirung des menschlichen Körpers hat immer etwas Furchtbares, und auf den ungebildeten Wilden machte sie einen schrecklichen Eindruck. Er glaubte, der Operateur und die Umstehenden hätten hier einen Mord begangen; sogleich erhob er mit wüthender Stimme das Kriegsgeschrei seines Stammes, zog sein Messer und stürzte auf die Anwesenden ein. Das erste Opfer war ein ausgezeichneter Schüler der Anstalt, das zweite ein unglücklicher Patient, der gerade anwesend war, das dritte ein Soldat, der als Wache vor der Thüre stand. Der Rasende stürzte sodann in die Zimmer des Krankenhauses, und hätte noch mehr Mordthaten begangen, wenn nicht sein Herr, von dem tragischen Vorfall benachrichtigt, sich ihm in den Weg geworfen, und durch die in ihrer eigenen Sprache ausgesprochene Drohung, ihn augenblicklich todt zu schießen, zur Besinnung gebracht hätte.

*

Ein Bauer auf der Insel Andros hat kürzlich in den Ruinen von Paläopolis zwei alte Statuen eines Mannes und einer Frau aufgefunden, die durchaus nicht beschädigt und ausnehmend schön gearbeitet sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 321. 17 November 1833.

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika. *)

Die Frage über das Fortbestehen der Sklaverei in den brittischen Besitzungen wird nun wohl bald **) mit aller Kraft, die ihr nur die Stimme der großen Mehrzahl der Menschenfreunde geben kann, zur Sprache gebracht werden. Eine treue Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Küste von Afrika dürfte deßhalb an der Zeit seyn, hauptsächlich um zu zeigen, wie wenig alle Versuche zur Verbesserung ihrer Lage fruchten können, so lange wir durch unsere Duldung der Sklaverei anderswo ihr Fortbestehen gewissermaßen aufmuntern, und wie der Begehr auf dem Menschenmarkte noch immer groß ist, um den Abgang per fas und nefas stets wieder zu ersetzen.

Vom Vorgebirge Spartel an, vom 35° — 18° N. B. ist die Küste größtentheils von Mauren bewohnt, mit welchen die Europäer einen regelmäßigen Handel treiben, da sie eine Folgereihe von Städten an der Küste bis nach Wednom am Akassa-Flusse hin haben. Von da aus findet ein beständiger Verkehr mit dem Innern statt; und eine Karawane geht regelmäßig nach Temboktu, um Gummi und Goldstaub zu holen.

Der Weg an der Küste vorüber zum Vorgebirge Bogador ist ein wüster und sehr gefährlicher Landstrich, der häufig von Stämmen wandernder Mauren besucht wird, die am Ufer Hütten von Meergras errichten, auf die herankommenden Schiffe lauern, die Fahrzeuge plündern und verbrennen, die Mannschaften und Reisenden zu Sklaven machen: unter ihnen schmachteten Adams und Reily ***) in jammervoller Gefangenschaft.

Die erste europäische Niederlassung, welche an dieser Küste versucht wurde, war zu Portendic, von wo die Holländer zu Anfang des 17ten Jahrhunderts Gummi ausführten. Späterhin gründeten die Franzosen dort eine Faktorei und bauten (1724) ein Fort, das aber von den Engländern zerstört ward; auch dürfen die erstern nach einem noch in Kraft bestehenden Staatsvertrage keine bleibende Ansiedlung an diesem Ort haben; so sind alle Spuren europäischer Civilisation verwischt. Dagegen steht hier eine maurische Stadt, deren Einwohner gegen Fremde ganz besonders unfreundlich sind. Die Küste ist sehr nebelicht, und man kann keine sieben (engl.) Meilen weit sehen. Das Wasser ist seicht, aber voll vortrefflicher Fische. Die nasse Jahrszeit tritt im Julius ein und dauert den August und September über; es regnet nicht gerade sehr viel, und der Seewind weht regelmäßig und kühl, so daß man den Ort für gesund halten sollte: allein dieß ist durchaus nicht der Fall. Noch alle Mannschaften der brittischen Schiffe haben hier viel ausgestanden. Sie verfallen in eine drückende allgemein Niedergeschlagenheit und leiden heftig am Scorbut. Die unbedeutendste, leichteste Wunde artet in ein hartnäckiges Eitergeschwür aus, und ehe das Schiff eine Woche vor Anker liegt, fühlen sich Alle darauf entkräftet und unwohl. Eine Erklärung dieser Erscheinung glaubt man in dem weichen lehmigen Schlamme, der eine beträchtliche Strecke weit den Meergrund bildet, und in dem seichten Wasser zu finden, das immer faul und kothig, von schmutzig dunkelgrüner Farbe, wie stehendes Sumpfwasser, überall das Schiff umgibt. Hiebei läßt sich nirgends eine Strömung bemerken, die es in Bewegung brächte, und der Wind, der über diese ausgedehnte und regungslose Oberfläche weht, und das aus den Ausdünstungen sich erzeugende Miasma mit sich führt, muß mit einem ungesunden Ansteckungsstoff geschwängert seyn; denn der Seewind ist, statt wie an andern Orten der Gesundheit heilsam zu seyn, hier äußerst schädlich und verpestend. Bei allem dem hatte dieses dicke Wasser einen solchen Ueberfluß an Fischen, daß das Meer gleichsam lebendig davon war; und wenn man einen Schiffbesen *) in das Wasser hinabläßt, so ist er in kurzer Zeit mit verschiedenen Arten kleiner Schalthiere bedeckt; auch erzeugten sich mancherlei Thierchen äußerst schnell in der faulenden Flüssigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der nachstehende Bericht ist der Hauptsache nach ein Auszug aus dem Tagebuch eines sehr verdienten Seeoffiziers, der die britische Station an der afrikanischen Küste drei Jahre lang befehligte und erst seit Kurzem von dort zurückgekehrt ist.
Vorbemerk. d. Herausg. d. „Amulet.“

**) Bekanntlich ist dieß bereits geschehen.

***) Auch deutschen Lesern sind wohl die im Drucke erschienenen Erzählungen des amerikanischen Matrosen Robert Adams (auch Benjamin Rose genannt) und des Amerikaners Reily über ihre Reise-Schicksale bekannt.

*) Swab, eine Art Quaste mit langen offenen Fäden und Griff.

Eine Ueberfahrt über den atlantischen Ocean.

(Schluß.)

Die Wasservögel, die nur von Fischen leben und lange Zeit auf den Wogen ausruhen können, besuchen keineswegs alle Theile des Oceans, sondern sie haben ihre eigenen, dem Lande mehr oder minder nahe gelegenen Seestriche. Die Meerschwalben sind zahlreich an den östlichen Küsten von Amerika und die Möwen an den westlichen von Europa. Die Sturmvögel erreichen ferner liegende Gestade; sie lieben das Brausen der Wogen, und ihr Erscheinen, ihr unruhiger Flug sind für die Matrosen oft das Vorzeichen eines nahenden Sturms. Diese Vögel suchen das hohe Meer; sie treffen und begatten sich dort; kommt aber die Legezeit herbei, so treibt ihr Instinkt sie ans Ufer, wo sie ihre Eier legen und ihre Jungen füttern. Oft ist der Zufluchtsort, den sie suchen, auch nur ein Eiland, ein Riff oder auch nur ein aus dem Wasser emporsteigender Felsen. Der Flug der Vögel verräth die Nähe dieses Zufluchtsorts; allein einige dieser Klippen sind auf fast so gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel, daß man ihre Nähe nur aus den Wogen erkennt, die sich an ihnen brechen.

Auf unsern Karten sind nicht alle Riffe und viele nur als zweifelhaft angegeben; andere sind nur ein- oder zweimal gesehen worden. Mehrere haben sich gesenkt, einige sind später zum Vorschein gekommen, und selbst auf jenen Meeren, die von unsern Seefahrern am häufigsten besucht werden, gibt es noch tausend und aber tausend Stellen, die noch kein Kiel je durchschnitt.

Auf mehreren Karten ist, südlich von Island unterm 61° 40′ der Breite, eine kleine Insel angegeben; man hat sie in den Jahren 1715 und 1731 gesehen, seitdem aber ihre Spur verloren. Alte Geographen gedenken einer Insel Bus oder Briesland, unter 58° 11′ Breite und 28° 13′ Länge gelegen; sie fügen bei, daß sie von den Grönlandsfahrern besucht worden und ein Sammelplatz für den Fischfang gewesen sey. Anstalten zum Bereiten des Fischthrans waren später von den Holländern dort errichtet worden, allein diese Insel ist jetzt verschwunden, und wahrscheinlich gleich andern, die nur in Folge vulkanischer Ausbrüche dem Ocean entstiegen, von diesem wieder verschlungen worden. Andere glauben, die Insel Bus sey Island, und nur ein Irrthum in Bestimmung des Breitegrades sey Ursache, daß man sie für eine andere gehalten habe.

Zwei sogenannte Wachen oder trockenstehende Klippen sind südlich von der Bank von Neufundland gesehen worden, die eine im Jahre 1816, die andere im Jahre 1821. Die fünf Dickköpfe hat man öfter gesehen; die drei Rauchfänge wurden im Jahr 1821 aufgenommen und der Teufelsfelsen im Jahre 1818. Der Felsen von Brasilien ist auf mehreren Karten unter 51° 28′ der Länge und 150 Stunden von den Küsten von Irland angegeben. Auf andern findet man die Felsen von Amplémont, auf die ein Schiff aufstieß, den Felsen Aitkin, die Negerfelsen, von die Barenethy, Ramigeau, Breton und viele andere, deren Lage noch nicht genau ausgemittelt ist.

Die zu Bestimmung der Lage des Felsen Aitkin angestellten Untersuchungen verdienen bemerkt zu werden. Drei englische See-Expeditionen haben die Seestriche durchforscht, wo man jene Klippen vermuthete, konnten aber auch nicht Eine entdecken, und hieraus ergibt sich, daß die früheren Angaben ungenau waren. Indeß wurde bei dieser Gelegenheit ein anderer Zweck erreicht; man hat alle Tiefen, über die man fuhr, mit dem Senkblei gemessen.

Eine ähnliche Aufgabe wäre auch auf andern Punkten zu lösen; solche Entdeckungen haben ihr Verdienst, und es wäre für die Sicherheit der Schifffahrt sowohl, als auch für die Fortschritte der Wissenschaft von großem Nutzen, wenn geschickte Seeleute beauftragt würden, alle diese Riffe aufzunehmen und die Zweifel über wahre und eingebildete Klippen zu lösen.

Am 29 Mai waren wir bis zu 47° n. B. gekommen; wir hatten den 28sten Längegrad erreicht und stießen hier auf Nordwestwinde. Auf mehreren Ueberfahrten von den Vereinigten Staaten nach Europa hat man die Bemerkung gemacht, daß die unter der Region der veränderlichen Winde liegenden Breiten den Nordwestwinden weit häufiger ausgesetzt sind als andern Winden. Aus ihrem häufigen Wehen und dem Trieb des Gulf-Stream, dessen Lauf man anfänglich gefolgt war, läßt es sich erklären, warum diese Ueberfahrt gewöhnlich in kürzerer Zeit vollbracht wird, als die von Europa nach den Vereinigten Staaten.

Wäre die Richtung der Winde, die in diesen Strichen vorherrscht, nicht von einem allgemeinen Gesetze herzuleiten, und ließe sich hieraus nicht die unausgesetzte Richtung dieser großen Meer- und atmosphärischen Strömungen nach der heißen Zone erklären, wo sie den durch Ausdehnung und Verdunstung an Luft und Wasser erlittenen Verlust wieder zu ersetzen haben? Diese in den nördlichen Meeren schärfer als in denen der südlichen Hemisphäre bestimmten Strömungen sind durch die Gestaltung der Gestade des Oceans mehr oder minder gehemmt; sie biegen südöstlich oder südwestlich um, sie weichen ab und laviren, ohne deßhalb durch alle diese Schwingungen hindurch die Neigung nach der heißen Zone zu verlieren, von der sie angezogen werden, und die die erste Ursache ihrer fortschreitenden Bewegung ist.

Diesen wiederholten Nordwestwinden schließt sich die Einwirkung eines Meerstroms an, der der nämlichen Richtung folgt. Er ist minder stark, minder anhaltend als der Gulf-Stream; allein seiner Unterbrechungen ungeachtet führt er dennoch Alles, was auf seinen Wogen treibt, dem Golf von Gascogne zu. An der Küste dieses Golfs hat man mehrere in Flaschen verschlossene Briefe gefunden, die unterhalb dem 49° der Breite ins Meer geworfen worden waren, wie dieß die untenstehende Uebersicht ausweist. *)

Die Wirkungen der Beweglichkeit des Wassers sind indeß

Ins Meer geworfene Flaschen			Wiedergefunden.	
Datum	Breite	Länge	Datum	Namen der Orte
6 Jul. 1821	47° 41′	7° 51′	15 Septbr. 1821	Sandgrund von Olonne
26 Nv. 1822	45° 19′	18° 20′	Ende Febr. 1825	Bei La Rochelle
27 Jun. 1827	48° 47′	12° 50′	26 Febr. 1828	Insel Yeu
4 März 1827	44° 55′	51° 30′	16 April 1828	Küste von Insel
2 Febr. 1828	47° 52′	9°	18 April 1828	Quiberon
18 Aug. 1828	50° 44′	16° 50′	29 Mai 1829	Kap Breton
8 Jan. 1829	45° 14′	5° 50′	30 Jul. 1829.	Kap Breton

so groß, daß es, wenn es eben gegen die Küsten schlägt, bald wieder einem Gegenstoß weichend, vom Ufer abläuft und eine Gegenströmung bildet, die, nachdem sie die Einfahrt des Golfs wiedergewonnen hat, sich in den südlichen Seestrichen von Ireland verliert.

Das Schiff befand sich am 20 Mai an der Bank Habock, und wir erreichten am andern Tage die Bank Admiralty-Palch. Ein dicker Nebel, der uns über einige Kabellängen hinaus nichts erkennen ließ, lag auf beiden Banken, obschon wir auf der Fahrt von der einen zur andern vollkommen heitern Himmel hatten. Derselbe Nebel lag am 22 Mai abermals über einer Tiefe von vierzig Klaftern, über die wir hinfuhren, und unsre Beobachtungen über die nebelige Beschaffenheit der Atmosphäre bei andern ähnlichen Gelegenheiten fanden hier ihre Anwendung.

Allenthalben, wo man zwischen den Bänken durchfährt, wirft man öfter das Senkblei aus, um seiner Fahrt sicher zu seyn; die Gegenstände, die sich an dasselbe anhängen, dienen zugleich zu Erkenntniß der Beschaffenheit des Grundes, und man kann, wenn man seine Versuche wiederholt, nicht nur eine Karte von der Höhe der unterseeischen Gebirge, sondern auch von ihrer mannichfaltigen Schichtung und den Erzeugnissen ihrer Oberfläche entwerfen.

Wir sahen endlich einige jener Meerpflanzen um uns treiben, die auf den Bänken wachsen und von diesen sich ablösen. Solche Pflanzen haben die Seefahrer oft schon von der Gegend in Kenntniß gesetzt, in der sie sich befanden, und wir erkannten aus diesem neuen Kennzeichen die Nähe von Europa. Der Ocean ist hier minder öde: man signalisirt jeden Augenblick andere Schiffe; verschiedene Flaggen werden sichtbar, und wir sahen dieses unermeßliche, keiner Herrschaft unterworfene, Jedermann offene Gebiet, nach allen Richtungen durchkreuzen. Je mehr wir uns den Küsten Frankreichs nähern, desto größer wird ihre Anzahl, und schon erscheint eine lange Reihe von Segeln am Horizonte.

Unsre Reise nahte sich endlich ihrem Ziele; der Kanal, in dem wir uns seit mehreren Tagen befanden, öffnete uns eine lange Straße nach dem Vaterlande; der Nebelschleier, der uns die Küste Frankreichs noch barg, hatte sich eben gesenkt, und Havre, das Bassin der Seine und die lachenden Hügel, die es umgeben, breiteten sich vor uns aus.

Ein chaldäisches Hochzeitfest.

(Aus Smiths und Dwights Reise durch Armenien.)

In Khosrova hatten wir Gelegenheit, einem chaldäischen Hochzeitfeste beizuwohnen. Ein Neffe des Priesters des Orts sollte heirathen, und wir hatten also die beste Aussicht, uns mit allen bei einer solchen Veranlassung üblichen Ceremonien bekannt machen zu können. Am Vorabende gab der Bräutigam einen großen Weintrug zum Besten (der, nach der Landessitte, einen oder zwei Fuß tief im Boden steckte) und ließ vor seiner Thüre ein Rind schlachten. Alles Fleisch, mit einer großen Menge von Wein, Butter und Reiß, wurden in das Haus der Braut zum Bedarf des Hochzeitmahles geschickt. Nach Wein war große Nachfrage: Krüge wurden fortwährend gefüllt und weggeschickt, oder auf der Stelle geleert, als wenn es Wasser gewesen wäre. Um der Braut Hände und Füße zu färben, wurde auch eine Schüssel mit Hhenna vom Bräutigam geliefert. Diese wurde am Abend durch eine Gesellschaft von Frauen gebraucht, welche bei dieser Gelegenheit ein Fest mit Musik und Tanz hatten. Der Priester (der die Kosten für seinen Neffen trug) wollte letzteres nicht bezahlen, so daß der Vater des Mädchens sich ins Mittel legen mußte. Die Kosten einer Hochzeit sind hier so bedeutend, daß man gewöhnlich eine Beisteuer für den Bräutigam im Dorfe sammeln geht; ohne dieß würden wenige junge Leute im Stande seyn zu heirathen. Der Neffe des Priesters war Wittwer, und hatte schon bei seiner ersten Vermählung diese Gunst erfahren, so daß er jetzt nicht mehr darauf Anspruch machen konnte. Wir aber waren von einer Beisteuer nicht frei, und die Braut sandte uns im Laufe des Tages durch eine ihrer Freundinnen eine Trage mit Birnen und Lavendel. Die Absicht war leicht begreiflich, und wir gaben der Trägerin ein Geldstück. Später ward uns klar, daß die Wünsche des Paars noch nicht vereint und das Geben mit diesem einen Male noch nicht zu Ende war.

Spät nach Mittag trug eine Gesellschaft von Musikanten und Tänzern das Geschenk des Brautkleides aus dem Hause des jungen Mannes zu seiner Erwählten. Der Bräutigam blieb in seiner Wohnung; wir gingen rascher als die musicirende Prozession und kamen vor ihr an. Längs der Wand eines großen Zimmers saßen auf dem Boden, in aller Ausgelassenheit eines lustigen Schmauses, eine Reihe von Männern, Brod und Früchte vor sich, während Diener Becher Weins rasch kreisen ließen. Das Geräusch hörte einen Augenblick auf, als wir eintraten, und sie standen ehrerbietig auf uns zu empfangen. In einem andern Winkel desselben Zimmers saß ein Haufe von Weibern zusammengekauert gleichfalls auf dem Boden. An der Mauer befanden sich drei oder vier völlig mit Schleiern verhüllte, die in dem nämlichen Jahre vermählt worden waren. Neben diesen saßen eine oder zwei mit unverschleierten Gesichtern, ausgenommen daß ihr Kinn vermummt und ein rother Shawl über ihren Kopf geworfen war, um zu zeigen, daß sie in dem Jahre zuvor geheirathet hatten. Die übrigen Frauen hatten gleichfalls den untern Theil des Gesichts vermummt, aber einen weißen statt des rothen Shawls auf dem Kopfe. Verschiedene Mädchen, mit ganz unbedecktem Gesichte, und auf dem Haupte nichts als eine anliegende Mütze, von der eine Menge goldener und silberner Münzen herabhängen, vollendeten die Gesellschaft. Diese waren die Verwandten der Braut.

Die Angehörigen des Bräutigams kamen bald mit dem Hochzeitschmuck an, und füllten das Gemach. Die Braut wurde angekleidet, wo sie saß, aber die Menge der sie umgebenden Frauen entzog sie völlig den Blicken der Männer. Diese waren auch auf andere Weise beschäftigt, denn man setzte ihnen nun alle Arten von Nahrung vor, welche sie nebst einer bedeutenden Quantität Wein rasch verzehrten. Der Tumult von lautem Reden, Musiciren und Zanken wurde bald betäubend. Der Bräutigam hatte schon bei der Verlobung einen bedeutenden Brautschatz gegeben; aber die Sitte verlangte ein Zulagegeschenk bei der Hochzeit an Vater, Brüder und nächste Verwandten. Ihr Begehr war dießmal so unerschwinglich, daß der Priester schon genöthigt gewesen war, sie zur Entscheidung an den Richter zu weisen. Aergerlich darüber, und halbtrunken, war der Vater außerordentlich ungehalten, und ließ seinen Zorn in Worten und Handlungen aus, so daß wir einmal fürchteten, es würde mit Schlägen endigen. Auch die Kleidermacherin verlangte mit Ungestüm ihre Zahlung, und Alle, welche beim Ankleiden der Braut geholfen, verlangten mit lauter Stimme ein Geschenk, vor Allen das Mädchen, welches ihren Gürtel geknüpft hatte. Die Braut war endlich bereit, und nachdem sie unter Thränen ihren Eltern und Verwandten den Abschiedskuß gegeben, wurde sie langsam nach der Thüre geführt. Dort wartete ihrer ein Pferd, und nachdem sie es bestiegen, setzte man einen kleinen Knaben in ihren Schoß auf den Sattel, als Vorbedeutung eines gesegneten Resultats der Vermählung. Dann, indem Musikanten und Tänzer voranschritten, und eine Menge Leute folgten, von denen manche nicht mehr allzu nüchtern waren, begab sie sich langsam nach des Bräutigams Wohnung.

Wir schlugen einen Seitenweg ein und kamen vor ihnen an. Beim ersten Zeichen ihres Nahens bestieg der Bräutigam, welcher zu Hause geblieben war, mit einigen seiner Freunde die Terrasse. Als sie näher kam, hielt ihm einer ein Tabouret mit Früchten vor, und ein Anderer goß ihm Becher Weins die Kehle hinunter, während Alle bei jedem Trunke aufjauchzten. Man überreichte der Braut einen Klumpen Butter, den sie bei ihrem Eintreten an den Thürpfosten heftete, um dadurch anzuzeigen, daß ihre Gegenwart Ueberfluß und Fruchtbarkeit bringen

werde. Das letzte, den Hochzeitgebräuchen zufolge, nun an die Börse des armen Bräutigams gerichtete Begehren, wurde durch das Versprechen eines neuen Anzugs abgefunden. Der Hof füllte sich bald mit einer Menge von Männern und Frauen, die bis zu einer späten Stunde bei Fackelglanz zu tanzen fortfuhren. Der Weinkrug war bald erschöpft, obgleich er gegen 150 Flaschen enthalten hatte, und ein neuer mußte geöffnet werden, an dem man wacker fortfuhr.

Eine Stunde nach Mitternacht fand die Vermählung in der Kirche statt. Das Paar kam, nur von einem Freunde des Bräutigams und von der Brautjungfer begleitet, welche vor dem Altare zwischen ihnen standen und ihnen häufig ins Ohr lispelten. Einmal führte man sie zusammen, um sich die Hände zu geben; aber die Braut hielt so hartnäckig zurück, daß die Verbindung nicht ohne viel Ueberredung und selbst Gewalt zu Stande gebracht wurde. Als sie vereint waren, traten sie einander tüchtig auf die Zehen: denn derjenige, dessen Zehen in diesem kritischen Moment am schlimmsten wegkommen, muß dem andern Theil das ganze Leben lang gehorsam bleiben. Der Priester tauchte nun einen Ring in Wein und Wasser und reichte ihn dem Bräutigam, um ihn seiner Braut an den Finger zu stecken; und die Ceremonie wurde beendigt, indem man beider Häupter mit einem Kranze umwand. Die heilige Kommunion hätte ihnen gegeben werden sollen bevor sie die Kirche verließen, und als Vorbereitung dazu hatten sie am Abende gebeichtet; aber der Priester erklärte, nach so viel Lärmen und Trinken könne er sie nicht ertheilen. Zwei Diener, mit einer Cymbel und Klingel, führten sie aus der Kirche; Priester und Diakon folgten, aus ihren Büchern singend, und so wurde das vermählte Paar nach Hause geführt.

Briefe eines britischen Offiziers aus dem heiligen Lande.

Dritter Brief.

Kloster auf dem Berge Carmel in Palästina, am 27 Januar 1833.

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Nazareth erstieg ich den Gipfel des Berges Tabor, den angeblichen Schauplatz der Verklärung. Von hier aus übersah ich die Berge des Anti-Libanon, unter denen der Hermon sich durch seine Höhe auszeichnet, den Berg Gilboa am jenseitigen Ufer des Jordans, den Berg Ephraim, den Berg Carmel, die Hügel von Samaria, die Ebenen von Esdraelon und Galilea, Tiberias, den See von Galilea, das Dorf Deborah, wo Jael Sisorah erschlug, das noch jetzt von den Arabern Endor genannte Dorf, wo die Hexe Cana von Galilea wohnte, und viele andere merkwürdige Orte. Die Aussicht, obschon durch den Schnee entstellt, war dennoch mannichfaltig und schön; in der Nacht kam ich wieder ins Kloster zurück. Der Berg Tabor erhebt sich ungefähr 1000 Fuß über die Ebene von Esdraelon, deren fruchtbarer Boden mit Graswuchs und Bäumen bedeckt ist; der Ilex, oder die immergrüne Eiche, kam besonders häufig vor.

Am nächsten Tag kehrte ich, da die Wege noch zu schlecht waren, um Samaria erreichen zu können, nach dem Mittelmeer zurück, kam durch die zu allen Zeiten und in allen Kriegen so berühmte Stadt Zippora (jetzt Sephouri) über die Ebene von Zabulon, und erstieg eine Hügelkette, von der aus ich Acre sah. Ich eilte diese Stadt noch vor Thorschluß zu erreichen, und setzte über den klassischen Fluß Belus, der einst ein Jahr lang vom Blute des Adonis, der in den naheliegenden Hügeln, unweit der Quelle des Flusses von einem Eber getödtet wurde, roth gefärbt war. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang schritt ich durch das Thor des berühmten St. Jean d'Acre, aber — welch ein Anblick! nicht Ein Haus war stehen geblieben, die Stadt bot nichts als einen Haufen von Ruinen. Die schöne Moschee Abdullah Pascha's war wie ein Sieb durchlöchert, die herrlichen Marmorsäulen umgestürzt und die Portale gänzlich zerstört. Nauenen, Kugeln und Stücke von geplatzten Bomben lagen allenthalben umher.

Ibrahim Pascha nahm nach 5½ monatlicher Belagerung, während welcher fast die ganze Garnison umkam, denn von 5000 Mann kamen nur 150 davon, die Stadt mit Sturm. Sie war gänzlich verwüstet, die Mauern an mehrern Stellen eingestürzt und ein festes Schloß im Meer ganz zusammengeschossen. Seine Offiziere thaten sich etwas darauf zu Gute, zu erzählen, wie viele Kugeln auf die Stadt verschossen worden waren, nämlich: 260.000 Kugeln und 40,000 Bomben; man darf sich also über die Verwüstung nicht wundern. Ibrahim ist ein außerordentlicher Mann, von bewundernswerther persönlicher Tapferkeit; er war stets im stärksten Feuer und tödtete eigenhändig einige zwanzig seiner eigenen Offiziere, weil sie nicht vorrücken wollten. Man sagt auch wirklich, kein türkischer Offizier sey vor dem Feind, sondern Alle von Ibrahims Hand gefallen. Er gestattet in seinem Lager weder Gepäck noch Troß und hat selbst keinen Bedienten. Er schläft Nachts, wo er sich gerade befindet, in seinen Mantel gewickelt, und kam vor Acre sieben Tage lang nicht aus den Laufgräben. Er sagt, er wolle die Welt erobern, und ich glaube, die europäischen Herrscher werden bald nöthig finden, ihm ein Ziel zu stecken. *)

Von Acre kehrte ich nach dem Berg Carmel zurück, wo ich, durch entsetzliches Regenwetter aufgehalten, mich bei den Mönchen befinde. Morgen gehe ich indeß nach Jaffa, an der Spitze eines Zugs von hundert Pilgrimen, die, so wie ich, nach Jerusalem wollen, wo ich am fünften Tage anzulangen gedenke. Von dort aus geht es nach Damascus, dann mit der Karawane durch Mesopotamien nach Bagdad, von da auf dem Euphrat nach Bassorah und durch den Golf von Persien nach Bombay.

Vermischte Nachrichten.

Das zu Valenciennes erscheinende Echo de la Frontiere erzählt folgenden tragischen Vorfall: Eine Dame dieser Stadt hatte bei ihrer kürzlichen Rückkehr aus Brasilien einen Eingebornen als Bedienten mitgebracht, der, obgleich ein Wilder aus dem Innern, doch bei seinem ruhigen und gelehrigen Charakter alle Gewohnheiten seines Stammes verloren zu haben schien. Die Dame hatte ihm die Aufsicht über ihr Kind anvertraut. Eines Tages ward er mit demselben vermißt, und man verlor keine Zeit sie aufzusuchen. Endlich fand man den Elenden in einem Walde, wo er die Ueberreste des unglücklichen Kindes verschlang. Der Anblick des schönen Kindes hatte seinen Kannibalenappetit wieder in ihm rege gemacht, dem er nicht widerstehen konnte, und er floh in den Wald, um ihm Genüge zu leisten.

*

Ein Korrespondent des Bengal Hurkaru gibt folgenden Bericht von einer Selbstaufopferung, wenn man es überhaupt so nennen kann: Auf einer Fahrt den Ganges hinab kam ich am 24 Januar Abends bei Mizarpore vorüber, und meine Aufmerksamkeit war auf eine Versammlung gelenkt, wo sich eine große Menge Eingeborner eingefunden hatte. Sie waren in mannichfachen Gruppen aufgestellt, und nach dem großen Lärmen zu schließen, den sie mit Singen und Trompeten machten, schienen sie eine ihrer abergläubischen Ceremonien zu feiern. Plötzlich stieß ein mit Männern und Weibern angefülltes Boot gegen die Mitte des Strandes ab, das mich an die unter den Eingebornen bei Gelegenheit der Abwaschungen herrschende Sitte der Selbstopferung erinnerte. Ich fragte sogleich den Steuermann meines Bootes, und dieser bestätigte meine Vermuthung, daß ein Unglücklicher in dem Boote sey, der sich zum Selbstmord entschlossen habe. Als sie etliche hundert Schritte vom Ufer waren, begannen die Vorbereitungen zu der furchtbaren Katastrophe. Das Opfer ward nahe an den Rand seines Bootes gesetzt, und seine stieren Augen — offenbar die Folge eines narkotischen Mittels — waren auf das Wasser geheftet. Nahe bei ihm standen zwei irdene Töpfe, die mit einer rothen Masse gefüllt waren. Diese wurden ihm unter die Arme gebunden, seine Beine an den Bauch herauf gezogen und hier fest gemacht; kurz darauf erhoben die Ceremonienmeister (natürlich: Braminen) ein gellendes Geschrei, das von der Versammlung erwidert wurde, und stießen das getäuschte Opfer in den Strom, aus dem es nicht mehr auftauchte. Die in dem Boote, von denen einige, wie ich stark vermuthe, den Mann zu dem unsinnigen Verbrechen aufmunterten, zeigten nicht die mindeste Gewissensregung. Sie warfen ihm seine Hookah (Pfeife) nebst einigen Blumen nach in den Strom, und kehrten dann, anscheinend mit dem, was sie gethan, sehr zufrieden zur Versammlung zurück.

*) In dieser Schilderung Ibrahims sowohl als des Krieges ist mehreres als allgemein bekannt ausgelassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 322. 18 November 1833.

Die Revolution von Meriko im Jahre 1832.

(Von einem französischen Marineoffizier in der Revue des deux mondes mitgetheilt.)

Es ist eine sonderbare, aber nur allzurichtige Bemerkung, daß diejenige Kraft, welche einem Staate das Daseyn gibt, selten geeignet ist ihn zu befestigen und zu behaupten. Die merikanische Republik bildete sich inmitten einer blutigen Revolution; sie mußte ihre Wiege gegen das Schwert der Spanier vertheidigen, und schuf deßhalb eine bedeutende Militärmacht, und nun stehen zwei Dinge in ewiger Reibung: diese mit dem Bürgerstande nur schwach verbundene Militärmacht und eine ganz liberale Konstitution; Eines scheint das Andere ersticken zu müssen. Iturbide gab das Beispiel, und auch andern Generalen wird schwerlich die Kühnheit, seinem Beispiele zu folgen, fehlen.

Als nöthige Einleitung in die Revolution von 1832 müssen wir mit wenigen Worten die politischen Ereignisse erwähnen, welche in den vorhergehenden Jahren die Ruhe Meriko's störten. Mit dem Jahre 1828 erlosch die Präsidentschaft Vittoria's; über Annäherung der neuen Wahlen geriethen alle, welche auf diese Würde Anspruch machten, in Bewegung; Santa Anna brach in offenen Aufstand aus, und Guerrero entsprach seinem Rufe. Das Land war in zwei Faktionen getheilt: die erste, aus heftigen Föderalisten bestehend, wollte die Konstitution in ihrem ganzen Umfange, und schlug zum Präsidenten den General Guerrero vor, der, aus indianischem Stamme entsprossen, durch seine Tapferkeit sich emporgeschwungen hatte, ein eifriger Republikaner und Feind von halben Maßregeln war. Die zweite Partei wollte keine Proscriptionen und begünstigte die Mittel der Versöhnung; ihr Kandidat zur Regentschaft war Gomez Pedraza, Minister des Kriegs und Deputirter bei den spanischen Cortes im Jahre 1822, ein Mann von Erziehung und Bildung und ganz das Gegenstück von seinem Mitbewerber. Die meisten Mitglieder der gesetzgebenden Macht, unter denen im Allgemeinen ein Geist der Mäßigung herrschte, gaben Pedraza ihre Stimme; aber Santa Anna, der den Gesetzen nur so weit gehorchen wollte, als sie seine Leidenschaften befriedigten, erklärte sich gegen diese Wahl. Guerrero seinerseits marschirte auf Meriko; Pedraza mußte fliehen; die Kammer der Repräsentaten, unter dem Drucke der bewaffneten Macht, annullirte ihre frühere Wahl und erhob Guerrero zur Präsidentschaft, behielt jedoch den Vicepräsidenten Bustamente bei. Bald aber ward Guerrero, welcher in Folge des spanischen Einfalls in Meriko mit unumschränkter Macht bekleidet worden war, seiner eigenen Partei verdächtig. Die Lage der Dinge änderte sich schnell; Guerrero wird abgesetzt, einige Zeit darauf gefangen genommen und erschossen. Pedraza wurde als rechtmäßiger Präsident anerkannt, aber der gewandte Bustamente, der sich in seiner Stellung behauptete, die man ihm nicht ohne Gefahr entziehen konnte, bewirkte eine Erklärung, daß das öffentliche Wohl erheische, daß Pedraza in den Vereinigten Staaten bleibe, und während seiner Präsidentschaft nicht in sein Vaterland zurückkehre.

Den Bestimmungen der Konstitution gemäß war nun Bustamente interimistisch mit der Leitung des Staats beauftragt. Ihn unterstützten zwei Minister von Gewicht und Einsicht, Alaman und Facio, die sich vielleicht in der That, vielleicht auch nur scheinbar zum Centralismus hinneigten. Wenn man die Menschen bloß nach ihren Handlungen beurtheilen darf, ohne sich um ihre persönlichen Motive zu kümmern, so läßt sich nicht läugnen, daß Alaman und Facio sich um ihr Vaterland verdient machten. Alaman besonders hat als Finanzminister seinem Lande große Dienste geleistet. Der öffentliche Schatz war verschuldet und den schändlichsten Verschleuderungen ausgesetzt; er mußte Ordnung darin herzustellen. Bei den verschiedenen Anlehen, welche durch die Umstände nöthig gemacht worden waren, hatte der Staat Zettel über beträchtliche Summen ausgestellt, und diese Zettel, die von dem Schatze zu ihrem Nennwerthe angenommen wurden, waren durch die Fremden, in deren Händen der Handel des Landes war, so herabgedrückt, daß sie in ihrem Verkehre mit den Eingebornen solche nur mit einem Verluste von 30, 40 und 50 Proz. annahmen, während sie dem öffentlichen Schatze dieselben zu Pari zurückgaben. Alaman beeilte sich, diese Zettel aus der Cirkulation zurückzuziehen, was ihm den Haß der Fremden zuzog, deren Plünderungen er dadurch Einhalt that.

Ein zweiter Grund des Hasses lag in den Douanen, deren Gesetze die Fremden mit einer unerhörten Frechheit verletzten. Alaman organisirte ein gutes Douanierkorps, ließ mehrmals geschmuggelte Waaren konfisziren, vermehrte durch eine gute Verwaltung die Einkünfte des Schatzes, und setzte ihn in den Stand, die Nationalschuld zu bezahlen. Da er wünschte, daß seine Lands-

leute sich industriellen Unternehmungen widmen, und die unermeßlichen Hülfsquellen des Landes, eines der reichsten auf der Welt, benützen möchten, so verweigerte er mehreren Fremden gewisse Privilegien, die sie verlangten, suchte die Nacheiferung der Merikaner zu erwecken, und stiftete auf Staatskosten Manufakturen, in denen nur Landeserzeugnisse benützt werden sollten: neuer Grund zur Unzufriedenheit. Von allen Seiten liefen ungünstige Gerüchte über die Regierung um; die Fremden besonders, denen eine reiche und sichere Beute entging, sprengten aus, die Minister wollten die Spanier zurückrufen, den Centralismus einführen, um sich zu unumschränkten Herren zu machen, den fremden Handel vernichten, und alle Kaufleute, mit Ausnahme der Spanier, verjagen; eine solche Regierung sey unerträglich. Eine Maßregel des Ministeriums gab diesen Beschuldigungen einigen Bestand. Die Spanier sind durch ein Gesetz aus Meriko verbannt; die Minister aber ließen das Gesetz in Vergessenheit fallen, und bald zeigten sich Spanier allenthalben. Die Absicht der Minister war, die reichen Spanier hereinzuziehen, dieß schlug aber fehl; kein reicher Spanier benützte die günstigen Gesinnungen der Regierung, und die, welche zurückkehrten und sich geduldet sahen, reizten bald die öffentliche Meinung durch ihre Unklugheit. Dumpfe Gerüchte einer Verschwörung gegen die Föderalkonstitution verbreiteten sich allenthalben, und wurden von den Feinden der Regierung emsig genährt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

(Fortsetzung.)

Etwas entfernter und noch höher als der Marshügel liegt der alte, den Nymphen geheiligte Hügel, wo man gleichfalls die Spuren einer Menge von Piedestals und Nischen sah, und wo ich nachfolgende in Granit gehauene Inschrift bemerkte:

HIEPON
NYMΦΩN
ΔΕΜΟΣ

Nicht weit von hier mußte auch der alte Tempel des Volks stehen, von dem ich indeß keine Spur auffinden konnte. Alle diese Hügel bilden den bekannten lykobetischen Berg, der, wenn man aus der Stadt geht, rechts von der Akropolis liegt.

Durch die von dem Lord Aberdeen vor 12 Jahren während seiner Reise angestellten Nachforschungen wurde der alte Pnyr, oder der Ort wo die Volksversammlungen abgehalten wurden, ausgefunden. Der Reisende Barthold fand daselbst die Rednerbühne und die in den Felsen gehauenen Fußbänke der Richter. Ich besuchte diesen merkwürdigen Ort, der auf einem Hügel des lykobetischen Berges zwischen dem Areopag und dem Marshügel liegt, und bemerkte daselbst außer dem Rednerstuhl und den Fußbänken zwei gleichfalls in den Granitfelsen gehauene Nischen, in deren einer nach der Sage eine Statue Jupiters, in der andern eine Lampe sich befand, welche angezündet wurde, wenn die Versammlung bei Nacht stattfand. Auf der andern Seite dieses Hügels befindet sich ein großes viereckiges Grabmal in den Granit eingehauen und allgemein unter dem Namen des Grabmals des Cimon bekannt. Ich las auf der Granitplatte, die das Grabmal bedeckte, eine lateinische Inschrift, der zufolge ein gewisser Sosias hier begraben war.

Auf demselben Hügel, aber etwas näher an der Akropolis, findet sich eine ziemlich große Grotte, die in vier ungleiche Theile abgetheilt ist, welche man Zimmer nennen könnte. Die meisten Reisenden behaupten, daß die Hälfte dieser Grotte, bestehend aus zwei Zimmern, das Gefängniß des Areopags und namentlich dasjenige gewesen sey, in welchem Sokrates gefangen gehalten wurde. Diese Grotte ist auch noch jetzt bei dem gemeinen Volke unter der Benennung „der Kerker des Sokrates" bekannt. An der Decke des zweiten Zimmers sieht man eine Oeffnung, durch die man den Gefangenen, welche nur zum Tode zur Thüre hinausgingen, die Speise herabließ. Darum nannte man diese Thüre das Thor des Hades. Die andere Hälfte dieser Grotte diente wahrscheinlich als Badehäuschen, denn man sieht jetzt noch darin die Ueberbleibsel einer Cisterne und dreier Wasserleitungen; in der ersten Abtheilung war eine große Nische, in der ehemals eine Statue des Merkur stand.

Ich suchte von da aus den Bach Ilissus auf, der von dem Berge Hymethus herabströmt, und im Sommer beinahe ganz austrocknet: hier sah ich zuerst die Ueberreste des alten Brunnens Kalirrhoe, auch der Brunnen von neun Quellen genannt, an welchem das Wasser durch einen Löwenrachen herausfloß; jetzt sieht man nur noch drei dieser Quellen, aber ohne alle Verzierung. In dem Felsen bemerkt man einen breiten Weg, der von den alten Athenern hier ausgehauen wurde, um hier das Wasser von den umliegenden Bergen zu sammeln. Pausanias spricht von einem Tempel der Musen, der an den Ufern des Ilissus gestanden habe, und der Tempel der ilissischen Musen genannt worden sey. Einige Reisende vermuthen, der Tempel sey an demselben Orte gestanden, wo jetzt die Kirche *Παναγιά Πετρίτι*, d. h. der heiligen Maria vom Stein, steht, welchen Namen sie von der großen Menge des hier sich findenden Marmors erhielt. Etwas weiterhin theilt sich der Ilissus und bildet eine kleine Insel, auf welcher noch die Trümmer eines alten Fundaments zu sehen sind, das, wie man zu vermuthen Ursache hat, zu einem Tempel des Boreas gehörte, der hier die Nymphe Orithyia entführt hatte. Hier sind auch Spuren einer alten steinernen Brücke, die über den Ilissus führte, und erst im Jahre 1780 von den Türken zerstört wurde.

Als ich über diese Brücke gegangen, befand ich mich auf Einmal in dem alten Stadium, dem Schauplatz der gymnastischen Vergnügungen. Die Ueberreste dieses großartigen Gebäudes, die bis auf unsere Zeit erhalten wurden, sind zwar nicht sehr groß, erwecken aber darum nicht minder die Neugierde der Reisenden. Hier wurden die bekannten panathenäischen Spiele gefeiert. Dieses zwischen zwei Granitfelsen erbaute Amphitheater hatte 48 Reihen Sitze und war in zwei gleiche Hälften getheilt; es erhob sich, ohne breiter zu werden, beinahe bis auf die Höhe des Berges, wo die Tempel des Glückes und des Sieges standen. Unten hart an der Brücke erhob sich ein großer Bogen, der 58' im Durchmesser hatte, und sich an die obenerwähnten zwei Fel-

sen stützte; oben auf demselben stand ein zweiter kleinerer Bogen, unter dem die Richter saßen. Obgleich, wie schon bemerkt, die Ueberreste dieses Gebäudes sehr unbedeutend sind, so kann man doch an Ort und Stelle Merkmale alles dessen sehen, was hier beschrieben ist. Merkwürdiger aber als Alles ist ein von der Natur gebildeter Durchgang durch einen dieser Felsen (wenn man aus der Stadt kommt und über die Brücke geht, links), der in den alten Zeiten zum Zufluchtsort unglücklicher Flüchtlinge diente, welche im Gefecht weit hinter den andern zurückgeblieben waren, und sich vor dem Unwillen des Volks verbergen wollten. Dieses prachtvolle Gebäude wurde von dem athenienssischen Herodes gebaut, und Pausanias sagt, daß er zu dem Ende alle Marmorbrüche des pentelikischen Berges erschöpft habe. Einige behaupten auch, daß er hier begraben liege.

(Schluß folgt.)

Sir Thomas Maitland.

Ein kürzlich in London erschienenes Werk: The Colonies, Jonian Islands and Sir Frederick Adam, vom Obristen C. B. Napier, theilt folgenden interessanten Beitrag zur Charakteristik dieses Mannes und seiner Sonderbarkeiten mit:

„Sir Thomas Maitland war unerträglich rauh und kurz angebunden. Als ich zum Erstenmal nach den jonischen Inseln kam, wurde ich bei Sr. Excellenz eingeführt. Er war allein und ging im Zimmer auf und ab; ich machte meine Verbeugung, und hatte kaum meine gerade Stellung wieder angenommen, als er plötzlich stehen blieb und sich zu mir wendend sagte: „Wer Teufel sind Sie?" — „Obrist Napier." — „So! waren Sie es oder Ihr Bruder, der bei meinem Stab in York war?" — „Mein Bruder, Sir." — „Nun, ich hoffe, fügte er scherzend hinzu, Sie werden kein so verdammter Schurke seyn als Ihr Vorgänger Herr de Bosset." — „Ich bin bis jezt noch nich. gekannt, und hoffe, daß Ew. Excellenz mir bis dahin jede vertrauliche Aeußerung über diesen Punkt erlassen werden." — „Da haben Sie recht. Jezt gehen Sie, und wenn Sie bei mir speisen wollen, so wird es mich freuen Sie zu sehen." Als das jonische Parlament im Begriff war sich zu versammeln, hatte Sir Thomas sich auf eine Rede vorbereitet, die er mehrern Personen zu verschiedenen Zeiten, im Zimmer auf und ab gehend, diktirte. Als dieß geschehen war, übergab er sie Herrn Friedrich Hankey, um sie ins Italienische zu übersezen, welche Sprache in der gesezgebenden Versammlung zu Corfu gesprochen wird. Der Tag der Versammlung kam herbei, und Hankey, der die Rede vor dem Parlament lesen sollte, hatte, um dieß um so leichter und genauer thun zu können, sich eine gedruckte Kopie derselben besorgt. Maitland, der die Vorbereitungen seines Sekretärs zu einem deutlichen Vortrag bemerkt hatte, sagte, gerade in dem Augenblick, wo die Versammlung in der gespanntesten Erwartung war: „Hankey, lassen Sie mich die Rede sehen." Hankey überreichte sie ihm, worauf dann Sir Thomas das zerknitterte, gekrizelte Original aus der Tasche zog, in dem eine so große Schriftverwirrung der verschiedenen Hände herrschte, als die Sprachverwirrung beim Thurmbau zu Babel, es seinem Sekretär in die Hand drückte, und mit seiner starken Stimme und in seinem schottischen Accent sagte: „Da Sir, lesen Sie das." Zu einer weitern Erörterung war keine Zeit, auch wäre sie nuzlos gewesen; und so war denn Sir Hankey genöthigt, diese Manerschrift so gut zu entziffern und zu übersezen, als es ihm möglich war, eine Aufgabe, die jeden Andern als ihn in die größte Verlegenheit gesezt haben würde.

„Die Stunden, wo Sir Thomas zu ruhen pflegte, waren nicht regelmäßig bestimmt. So kam einst ein Engländer, der Empfehlungsbriefe an den Lordoberkommissär hatte; Sir Thomas befand sich gerade im Bett, als der Fremde sich melden ließ, und darauf bestand vorgelassen zu werden, um seine Briefe persönlich zu übergeben. Gegen Empfehlungsschreiben hatte Maitland einen großen Widerwillen, und warf sie gewöhnlich ungelesen ins Feuer; der Fremde wurde indeß doch in das Zimmer Sr. jonischen Majestät geführt, die dem Reisenden den Rücken zukehrte, und in Folge eines Verschiebens der Bett-Tücher einen Theil des Körpers zur Schau stellte, der sich nicht wohl nennen läßt. Der Reisende machte eben dem einzigen sichtbaren Theil Sr. Excellenz seine Verbeugung, als eine rauhe schottische Stimme unter der Bettdecke hervor fragte: „Wer ist's?" — „Der und der, Sir Thomas." — „Was zum Teufel wollen Sie?" — „Ich bringe mehrere Empfehlungsbriefe an Sie." — „Bringen Sie? Nun denn so decken Sie — zu." Der höfliche Gast hatte kaum die Bett-Tücher über den bloßliegenden Theil gezogen, als die tiefe rauhe Stimme unter der Bettdecke hervor ihm abermals zuherrschte: „Ist's geschehen?" — „Ja, Sir Thomas." — „Nun so können Sie zum Teufel gehen," und mit diesen Worten legte er sich zum Schlafen zurecht. Ich kann zwar für die Wahrheit dieser Erzählung nicht bürgen, allein sie war in Corfu Tagsgespräch, und da ich weiß, wie sehr Maitland von Reisenden belästigt wurde, die, die Köpfe voll von Plutarchs Schriften und die Taschen mit Empfehlungsschreiben angefüllt, die er so sehr haßte, zu ihm kamen, so ist es mir sehr wahrscheinlich, daß er beim Empfang dieser reisenden Herren ein Uebriges that. Bei einer andern Gelegenheit, als eben der Senat im Saale des Palastes, seinem gewöhnlichen Versammlungsort, zusammengekommen war und in aller Form auf das Erscheinen Sr. Excellenz wartete, öffnete sich die Thüre langsam, und Sir Thomas trat herein mit folgenden Kleidungsstücken am Leibe: einem Hemd, das gleich dem von Tam O'Shanters Freund „knapp zugeschnitten und von dürftiger Länge war," einer rothen Schlafmüze und einem paar Pantoffeln. Der Ueberrest von Sr. Excellenz Person war vollkommen unbedeckt. In diesem Aufzug trat er, die Hände auf dem Rücken, mitten in den Saal, blickte die versammelten Senatoren ringsum an und sagte dann zum Sekretär des Senats: „Verdammter Sekretär, sagen Sie ihnen, sie sollen Alle zum Teufel gehen," und ging brummend nach seinem Zimmer zurück. Ich gebe diese Geschichte, wie ich sie hörte; sie sieht ihm indeß so ähnlich, daß sich an ihrer Aechtheit nicht zweifeln läßt. Eine andere Anekdote ist ebenfalls sehr charakteristisch. Ein junger Grieche, der die Dekorationen des St. Michaels- und St. Georgenordens erhalten hatte, befand sich in großer Geldverlegenheit; in einem Augenblick des höchsten Mangels versezte er seine Dekorationen, doch traf er alle nöthigen Vorkehrungen, um einer Entdeckung vorzubeugen. Der Lordoberkommissär hatte indeß dennoch davon gehört; er lösete insgeheim das Pfand ein, ließ den bedrängten Ritter zu sich entbieten und sagte, indem er dem erschrockenen St. Georgsritter, der sicher lieber dem Drachen seines Patrons begegnet wäre, seine Dekorationen wieder zustellte, sehr ausgeräumt: „Sie hätten zu mir kommen und ihr Kreuz nicht in anderer Leute Hände lassen sollen; nehmen Sie es künftig besser in Acht und verlieren Sie es nicht wieder." Von seiner Herzensgüte erzählt man noch mehrere Beispiele, und viele andere sind, da er keineswegs prunksüchtig war, sondern vielmehr Strenge affektirte, wenn seine Gefühle gerade das Gegentheil aussprachen, unbekannt geblieben. Es würde wohl der Mühe verlohnen, seine Biographie zu schreiben, denn er war während seines Lebens mit vielen wichtigen Verhandlungen, besonders in den englischen Kolonien beauftragt, und eine genaue Schilderung derselben dürfte, rücksichtlich der Kolonialverwaltung, manchen interessanten Aufschluß liefern."

Französische gelehrte Literatur.

Das Bemerkenswertheste, das seit einigen Monaten hier von gelehrter Literatur erschienen, ist eine Mémoire sur la statue de Memnon (274 p. 4.) von Letronne. Die Royal Society of Litterature hatte dem Verfasser die vollständige Abschrift der zwei und siebzig Inschriften, welche sich auf der berühmten tönenden Bildsäule des Memnon befinden, geschickt, und er hat davon Veranlassung genommen, die vollständige Geschichte der Bildsäule und des sonderbaren Phänomens, das sie erscheinen ließ, zu schreiben. Seine Resultate sind, daß die Statue erst seit dem Jahre 27 vor Chr. G., wo sie durch ein Erdbeben in der Mitte zerbrochen worden, angefangen habe einen Klang von sich zu geben, und ihn, nach ihrer Restauration durch Septimus Severus wieder verloren habe. Er beweist, daß es kein Betrug der Priester, sondern ein natürliches Phänomen gewesen sey, das sich in andern Lokalitäten wieder findet, und erklärt es von der ungleichen Ausdehnung den die verschiedenen Schichten des Granits bei ihrer ersten Erwärmung von den Sonnenstrahlen erleiden. Hierauf restituirt und erklärt er alle Inschriften mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn. Die ganze Abhandlung ist ein Muster von Methode und Gelehrsamkeit; zugleich dient sie dem Verfasser als eine Kriegserklärung gegen die willkürliche Art, mit der einige neuere Gelehrte die religiösen

Sagen des Alterthums behandeln. Zugleich kündigt er eine neue und umgearbeitete Ausgabe seiner Recherches sur l'Égypte an. Ueberhaupt scheinen die ägyptischen Studien wieder aufs Neue viele Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es werden zwei koptische Lexika angekündigt: eines von Et. Quatremère, das andere vom Professor Peyron von Turin; das leztere soll aus etwa 800 Seiten in 4. bestehen, und unmittelbar mit dem Druck desselben begonnen werden. Die ägyptische Grammatik von Champollion dem Jüngern ist unter der Presse, und ihre Erscheinung wird den heftigen Streit über sein wahres Verdienst endlich zu entscheiden erlauben, den sein Tod bis jezt nicht unterbrochen hat. Eben so soll mit der Herausgabe seiner Reise der Anfang gemacht werden. Unter dem unzweckmäßigen Titel Polyglotte américaine wird eine Sammlung süd- und nordamerikanischer Grammatiken und Lexika gedruckt; der erste Band enthält eine peruanische Grammatik und Wörterbuch, und wird in Kurzem in der königlichen Druckerei erscheinen. Der erste Band von E. Burnoufs Kommentar über den Zendavesta ist fertig, und wird in einigen Tagen ausgegeben werden. Das Ganze ist auf fünf Bände 4. berechnet, und wird eines der wichtigsten Werke bilden, die über die alte Geschichte des Orients, seine Sprachen und Religionen bisher erschienen sind. Man hat eine neue Art chinesische Charaktere zu gießen erfunden, welche die Kosten derselben um mehr als die Hälfte vermindert, und dadurch die Herausgabe chinesischer Texte unendlich erleichtern wird. Es ist sehr zu wünschen, daß sie der Nothwendigkeit entheben möge, sich der Lithographien zu bedienen, durch die man bisher größtentheils nur höchst unvollkommene Resultate erhalten hat. Das erste Werk, das mit den neuen Charakteren gedruckt werden soll, ist ein ausführlicher chinesischer und französischer Kommentar über das bekannte Buch der Belohnungen und Strafen, den St. Julien für die Gesellschaft orientalischer Uebersezungen in London herausgeben wird. Th. Panofka hat als Generalsekretär des archäologischen Instituts einen Bericht über diese Gesellschaft herausgegeben, welche den erfreulichen Zustand derselben beweist. Die Gesellschaft für Beförderung der französischen Geschichte hat sich konstituirt, und wird ein Journal und mehrere Sammlungen von historischen Dokumenten beginnen. Das erste Werk, das sie erscheinen lassen will, ist eine neue Ausgabe von Froissart, welche eine unendliche Menge von Restitutionen des Texts, den bisher alle Ausgaben verfälscht gelassen haben, enthalten soll.

Ein Reisender macht im Monthly Repertory folgende Schilderung von einer albanesischen Mahlzeit: „Als wir uns gesezt hatten, wurden eingesottene Früchte und Wasser herum gereicht, denen ein kleines Glas Branntwein folgte; dann wurden uns lange Servietten über die Kniee gelegt, und einer der Aufwärter brachte ein großes metallenes Becken mit Seife, während uns ein anderer warmes Wasser über die Hände goß und ein dritter ein sehr feines Handtuch zum Abtroknen reichte. Als dieß vorüber war, sezten wir uns auf Stühlen zur Tafel, und der Schmaus begann. Beim Essen ging es ganz so zu wie bei uns, ausgenommen daß jedes Gericht besonders aufgetragen wurde und ungefähr 40 schnell auf einander folgten. Wir hatten herrliche Seefische, und alle Schüsseln waren trefflich zubereitet. Eine von diesen besonders, das summum bonum der Türken, die viele Arbeit macht und zu der eine bedeutende Fertigkeit in der Kochkunst gehört, besteht aus ungefähr hundert flachen, köstlich bereiteten Kuchen, die aber so fein gerollt sind, daß, einer auf den andern gelegt, das ganze Gericht dennoch nicht dicker ist als einen Zoll. Da ich mit der Art, wie man sich bei solchen Mahlzeiten zu benehmen hat, nicht vertraut war, so sprach ich den ersten sechs Schüsseln thätig zu; da ich jedoch bemerkte, daß es nicht Sitte sey eine zurückzuweisen, so war ich bei der neun und zwanzigsten vollkommen kampfunfähig. Man gab mich endlich auf, als zu meinem größten Leidwesen eine Gesandtschaft aus den duftenden Regionen unterhalb erschien, um zu fragen, was für Gerichte noch bereitet werden sollten. Der Bei, der, wie ich vermuthe, mit unserem erschöpften Zustande Mitleid hatte, befahl das Dessert zu bringen; ein Glas Branntwein that gute Dienste, und nachdem die Flasche eine Zeit lang herumgegangen war, zogen wir uns auf den Diwan zurück, wo man uns Kaffee und Pfeifen reichte. Eine solche Menge und Mannichfaltigkeit der Gerichte wird als unerläßlich betrachtet; allein künftige Reisende mögen sich gesagt seyn lassen, daß man nicht erwartet, daß jede Schüssel geleert werde, und daß die besten Gerichte zulezt kommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 323. 19 November 1833.

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Die erste zur Zeit bestehende europäische Ansiedelung ist das von den Franzosen auf einer Insel im Senegalflusse erbaute Fort Louis, unter dem 16ten Grad nördlicher Breite, so daß in einer Ausdehnung von neunzehn Graden an der Küste von Afrika, vom Eingange in die Meerenge von Gibraltar an, kein Versuch gemacht wurde, die Völkerschaften mit europäischen Gewohnheiten und Sitten in irgend eine Berührung, die kurzen Besuche gelegentlich dorthin kommender Schiffe ausgenommen, bleibend zu bringen und dadurch bessernd auf sie einzuwirken.

Die zunächst folgende Niederlassung ist Goree unter dem 14ten Grad nördlicher Breite, das auf einer neben dem grünen Vorgebirge gelegenen Insel erbaut ist. Sie ist nichts weiter als ein kahler Felsen, dem jedoch seine Lage Wichtigkeit gibt. Goree, sowohl wie Fort Louis gehört den Franzosen.

Auf diese folgen die Ansiedelungen an dem Gambiaflusse, welche theils den Franzosen, theils den Engländern gehören.

Die erste, nahe bei der Strommündung, ist das von den Engländern auf der niedern sandigen St. Marien-Insel angelegte Bathurst, hinter dem ein, bei niederem Wasserstande fast immer trockener, Sumpf liegt, und obwohl er von der Fluth überschwemmt und bedeckt wird, so ist er doch höchst widrig und der Gesundheit nachtheilig. Die Stadt ist besonders ungesund und während der Regenzeit von der schlimmsten Art Fieber heimgesucht. Wen Pflicht oder Spekulationsgeist sich länger dort aufzuhalten veranlassen, der wird gewiß krank, während Jeder, der die Stadt verlassen kann, zu jener Zeit, seinen Aufenthalt nach den kapverde'schen Inseln oder nach Goree verlegt. Der Boden liegt hier vergleichungsweise hoch, ist des Anbaus fähig und von einer hübschen Gegend umgeben; und doch zieht man die Moräste an dem andern Ufer vor, weil da Wassertiefe für die Fahrzeuge ganz hart an der Stadt sich findet.

Der Handel mit dem Innern, den Gambia hinauf, ist in Bezug auf die Landesprodukte, namentlich den Gummi, sehr bedeutend: denn zwei Schiffe werden jährlich, vom März bis Julius, stromaufwärts nach Gummi ausgeschickt, den die Mauren, ob sie nun einen großen oder kleinen Vorrath davon gesammelt haben, zum Verkaufe bringen und dagegen Baumwollenzeuge und Schießpulver eintauschen. *)

Sieben Stunden weiter hinauf liegt das ebenfalls von den Engländern erbaute James-Fort; sodann das Fort Maccarthy, so genannt nach dem Vicegouverneur von Sierra Leone, Sir Charles M'Carthy. An diesem Flusse liegt auch die von den Franzosen gegründete Niederlassung Abredam, die den nämlichen Handel wie die zwei vorgenannten treibt und an diesen furchtbare Nebenbuhlerinnen hat. An diesem Punkte der Küste haben sich die Europäer auf einen gesetzlich erlaubten Handel beschränkt und ihn noch nicht durch den Ankauf von Sklaven befleckt.

Von hier wird die Küste, sechs Breitengrade hin, sehr niedrig und vom Meere aus kaum unterscheidbar, ausgenommen durch einige in den Sümpfen wachsende Bäume, die wie Inseln aus der weiten Wasserdecke hervorschauen. Sie ist überall von den Mündungen zahlloser Flüsse durchschnitten, die eine Menge Deltas bilden, und mit einander durch Querkanäle in Verbindung stehen. Die Ufer dieser Flüsse sind mit portugiesischen Niederlassungen bedeckt, und hier beginnt jener Handel mit Menschenfleisch, der solches Elend über die Afrikaner, und über die Europäer solche Schmach gehäuft hat.

Die vornehmsten dieser Flüsse sind der Kassamanza, Caches und Bissao. An diesen sind die Sklavenfaktoreien der Portugiesen, jene großen Märkte, angelegt, wo der Menschenhandel vermittelst ihrer nahegelegenen Ansiedelungen auf den Inseln des grünen Vorgebirges fortwährend Unterstützung findet. Die örtliche Beschaffenheit dieses Theils der Küste macht sie unglücklicher Weise für einen solchen Zweck recht geeignet. Umsonst daß die britischen Kreuzer die Mündungen der Flüsse emsig bewachen: sie erhalten vielleicht sichere Kunde, daß eine Sklavenladung unter Segel gegangen ist und stündlich einen bestimmten Arm des Flusses herabkommen muß; diesen blockiren sie dann so eng, daß ihnen das Sklavenschiff unmöglich entgehen kann; dieses wendet sich jedoch mittlerweile durch einen Querkanal in einen andern Stromarm und entwischt so durch eine entfernte Mündung, während der Kreuzer es von Stunde zu Stunde erwartet. Gerade vor dieser Küste liegt ein

*) Siehe Wanderungen in Senegambien.

Archipel von Inseln: eine von diesen, Bulima, erschien so vortheilhaft für die Bewachung der Ausmündung des Rio-Grande und anderer wegen der Sklavenschiffe übelberüchtigter, in ihrer Nachbarschaft sich ins Meer ergießender Ströme, daß der nun verstorbene Kapitän Beaver sie von dem eingebornen Landesherrn ankaufte, und auf ihr eine englische Station gründete. In Folge von Mißverständnissen wurde sie aufgegeben, bis Kapitän Arabin die Sache wieder ins Geleise brachte; allein unglücklicher Weise macht die sumpfige Küste in der Nachbarschaft die Lage dieses Postens so ungesund, daß er wahrscheinlich trotz seiner Wichtigkeit nicht wieder hergestellt oder auf die Dauer beibehalten werden kann.

Die portugiesischen Niederlassungen hier erstrecken sich an den Flüssen hin in einer Ausdehnung von beinahe drei Breitegraden bis zu dem Kap Vargos. Das Land ist ausnehmend reich, fruchtbar und stark bevölkert, zumal am Cassamanza hin, wo die Portugiesen über 150 (engl.) Meilen weit stromaufwärts Faktoreien haben und mit den Fellups und andern Völkerschaften einen höchst vortheilhaften Handel in Elfenbein, Spezereien, Farbeholz und Goldstaub treiben könnten. Am Flusse wohnt ein eigener Volksstamm, der von ihnen selbst abstammt: die Nachkommen der ersten Ansiedler, jetzt übrigens kaum mehr von den eingebornen Negern zu unterscheiden. Sie ziehen ausgezeichnet schöne Baumwolle und Indigo, und verfertigen daraus Zeuge von einer in Afrika ausnehmend geschätzten Farbe und Weberei. Der Zeug ist übrigens sehr schmal, nur etwa 6 Zoll breit, weßhalb er zusammengenäht oder angestückt wird, und ließe sich überhaupt noch weit besser machen; allein statt die vortheilhafte Stellung und die Fähigkeiten eines Volks, das eine Beimischung von ihrem eigenen Blute in den Adern hat, zu benutzen und zum Guten zu wenden, richten die Portugiesen ihre Aufmerksamkeit fast ganz auf den Sklavenhandel und verkaufen selbst unbedenklich und ohne Unterschied diese erfindungsreichen Gewerbskünstler mit Weib und Kind, wo sie sie nur wegfangen können.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Siebenter Brief.

(Schluß.)

Ich ging wieder über den Fluß zurück, und nahm meinen Weg nach dem Lyceum des Aristoteles, das zwischen dem Berge Anchesmos oder des heiligen Georg und dem Tempel des Jupiter Olympius liegt. Auf dem Wege dahin kamen wir an einer Kirche des Heilandes vorbei, welche vermuthlich an dem Platz des alten Tempels des Jupiter Soter (der Rettende) steht. Diese Kirche ist nahe an dem obenerwähnten Thore Bubinistra erbaut. Ich bemerkte an demselben eine große marmorne Tafel mit einer lateinischen Inschrift, welche, wie man versicherte, zu einer hier befindlichen Wasserleitung gehört hatte, die von dem Kaiser Hadrian begonnen, von Antoninus Pius beendigt wurde, und nicht weit von dem Tempel des Herkules stand, der den Namen *Κυνοσαργὲς* hatte, von einem weißen Hunde, der in den Tempel gelaufen war und das Opfer daraus fortgeschleppt hatte. Vom Lyceum ist durchaus nichts mehr übrig, als vielleicht einige schwache Spuren der alten Mauer, und man kann den Ort unterscheiden, auf welchem einst der Tempel des Apollo Lyceus stand. Im Alterthume waren hier Portiken und Alleen von prachtvollen Bäumen und seltnen Gewächsen; hier lös'ten die Schüler des Aristoteles die wichtigsten Fragen, während sie spazieren gingen, wovon diese Philosophen den Namen Peripatetiker erhielten. Der angenehme, der Venus geheiligte und unter dem Namen der Gärten bekannte Ort befindet sich gleichfalls in geringer Entfernung. Dort in einem schönen Walde von Oel- und Feigenbäumen besuchte ich die völlig verlassene Kirche aller Heiligen, die, wie ich glaube, auf der Stelle des alten Venustempels steht; hier sah ich einige Kapitäler, die auf dem Grase herumliegen, und ging in einen kleinen unterirdischen Gang hinein, der im Alterthume mit der Akropolis in Verbindung stand. Die nachmalige Königin Karoline ließ hier große Nachgrabungen anstellen und nahm zwei schöne Statuen mit nach England. Dieser Ort ist von der jetzigen Stadt ungefähr eine halbe Stunde Wegs entfernt, und kann zu einem angenehmen Spaziergang dienen. Auf der Mitte des Wegs steht ein großes Kloster, *Ἀσώματος Πετράκι*, welches jetzt von Mönchen völlig verlassen, und von einigen armen Familien, meist Zigeunern, bewohnt ist.

Zum Besuche der alten Akademie mußte ich einen andern Tag nehmen, denn diese liegt eine gute Stunde von der Stadt, auf einer andern Seite ganz tief in dem großen athenischen Thale auf dem Wege nach Marathon. Die alte Akademie wurde in der spätern Zeit mit Statuen, Brunnen und Alleen geziert, zur Bequemlichkeit der Philosophen, die sich hier versammelten, und daher Akademiker genannt wurden. In diesem reizenden Zufluchtsorte trug Plato seine Lehren vor. Ich sah hier demüthige an die Mauern angelehnte Hütten, den Torso einer Statue des Cupido und einen Löwenkopf, welche wahrscheinlich zu dem Tempel der Venus und des Cupido gehört hatten, der am Eingange in die Akademie stand. Hier auf dem im Alterthume Kolonos genannten Hügel befand sich ein Tempel des Neptun, von dem jetzt auch keine Spur mehr übrig ist; auf dem Wege dahin fand ich das Bett des alten Flusses Kephissos, der jetzt völlig ausgetrocknet ist.

Ehe ich diesen Brief beschließe, sey es mir erlaubt, einige Worte von den im Innern der Stadt befindlichen Gebäuden zu sagen, von denen nur noch schwache Spuren zu sehen sind. Das Prytaneum, ein breiter Platz, war von Gebäuden umgeben, die dem allgemeinen Nutzen gewidmet waren, worin die Gesetze Solons aufbewahrt, und zuweilen Volksversammlungen gehalten wurden.

Das Pöcile, bekannt durch seine reiche Sammlung von Gemälden der ersten Künstler, wo Zeno die Grundsätze der stoischen Philosophie lehrte, endlich das Gymnasium des Ptolemäus. Diese drei Gebäude stehen beinahe mitten in der Stadt, nicht weit vom Portikus des Augustus oder dem öffentlichen Versammlungsplatze und bieten jetzt nur noch einige rohe, alte Mauertrümmer dar, die aus großen, weißen Marmorquadern bestehen.

Französische Gerichtsverhandlungen.

Anklage gegen Taubstumme. — Diebstahl. — Fälschung. — Verhandlung.

Eine Anklage gegen mehrere Taubstumme ist zur gerichtlichen Verhandlung vor die Assisen zu Paris gekommen. Es war ein ganz neues, überraschendes Schauspiel: Angeklagte, Zeugen, Dolmetscher, Zuhörer, Alles war taubstumm, mit Ausnahme jedoch der Geschwornen, der Glieder des öffentlichen Ministeriums, des Gerichtshofes, und, versteht sich, der Advokaten. Sehr originell und zugleich sehr traurig zu sehen war der lebhafte Antheil, welchen dieses sonderbare Publikum an der durch Bewegungen und Zeichen vor ihm geführten Verhandlung nahm, und wie alle diese beweglichen Gesichter mit Schnelligkeit die Eindrücke wiedergaben, welche die lebhaften Zeichen und Pantomimen der Angeklagten, und Zeugen in ihnen hervorbrachten.

Herr Paulmier (Direktor der Taubstummenanstalt) und ein junger Taubstummer, sein Zögling, Herr Berthier, waren als Dolmetscher geladen; es handelte sich von Fälschung und Diebstahl.

Die drei Angeklagten sind: Emeux, Schuster, ein Frauenzimmer Montalant, und ein anderes Rouget, Näherin, alle drei taubstumm. Die Zeugen sind gleichfalls taubstumm.

Folgendes sind die den Angeschuldigten zu Last gelegte Thatsachen:

Seit drei Jahren lebten der Buchdruckergehülfe Chequet und die genannte Montalant wie Mann und Frau zusammen; beide sind taubstumm. Die Montalant wurde krank und kam in das Hospital der Charité, das sie am 17 Februar wieder verließ, in Begleitung der Rouget und von Emeux, mit welchen sie im Einverständniß zu seyn schien. Sie kam in die Wohnung Chequets unter dem Vorwand, ihre Effekten zu holen. Der Thürhüter übergab ihr ohne Anstand die Schlüssel; als sie aber mit einem Koffer herunterkam, verweigerte er, sie herauszulassen. Hierauf ging Emeux weg und kehrte mit einer Ermächtigung wieder, welche die Unterschrift „Chequet“ trug. Dessen ungeachtet glaubte man, diesen in seiner Werkstätte holen zu müssen; er kam, und als er bemerkte, daß man eine Summe von 75 Fr. nicht berührt hatte, so glaubte er, der Koffer enthalte nichts als die Effekten und ließ ihn wegbringen; allein des Abends, als er etwas Geld zu seinen Ersparnissen, die 8700 Fr. betrugen, fügen wollte, gewahrte er, daß man eine Summe von 7000 Fr. in sieben Säcken, jeder von 1000 Fr., sechs Vorhänge und zwei kupferne Kessel gestohlen hatte. Er bezweifelte nicht, daß die Montalant diesen Diebstahl verübt habe: der Schlüssel des Koffers, welcher das Geld enthielt, war sorgfältig hinter dem Spiegel versteckt, und Niemand als diese Weibsperson kannte diese Gewohnheit des Eigenthümers. Man machte sogleich eine Nachsuchung bei Emeux und der Rouget; bei dem erstern fand man zwei Säcke von 1000 Fr. und drei andere leere Säcke, so wie einiges Handwerksgeschirr, welches Chequet für das seinige erkannte. Das Billet mit der Unterschrift Chequet wurde als von der Hand des Emeux erkannt; dieser gestand es ein; er gab sogar zu, daß er Säcke mit Geld weggetragen, daß er aber geglaubt habe, sie gehören der Montalant; diese ihrerseits behauptete, Emeux habe allein, ohne ihre Theilnahme, die Entwendung begangen. — Diese drei Individuen waren demgemäß des Diebstahls und der Fälschung angeklagt. Advokat Persil, Sohn, Vertheidiger der Montalant, ließ im Augenblick der Sitzung sagen, daß er nicht plaidiren könne; an seiner Stelle übernimmt Advokat Berthelin die Vertheidigung der Montalant; Advokat Hardy vertheidigt Emeux und die Rouget.

Es ist unglaublich, welche Schwierigkeiten der Präsident hatte, um selbst mit Hülfe geschickter Dolmetscher einige Aufklärung von den Angeklagten zu erlangen. Der erste Zeuge Chequet verlangte, von einem Dolmetscher seiner eigenen Wahl, Herr Emie, verbeistandet zu werden; er wiederholte in seiner Aussage die Thatsachen, welche wir oben angeführt. Die Angeklagten verharren auf ihrem Läugnen; die Pantomime der Angeklagten, der Zeugen erhebt sich zuweilen zu einem solchen Grade von Lebhaftigkeit, daß man genöthigt ist, sie zu verschiedenen Malen zu unterbrechen; allein troz dieser Lebendigkeit sind die Verhandlungen um nichts klarer. Der Generaladvokat begehrte, der Zeuge solle seine Aussage niederschreiben und die Angeklagten schriftlich darauf antworten; allein dabei ist eine neue Schwierigkeit; der Zeuge Chequet und Emeux können schreiben, allein die Montalant und Rouget können weder lesen noch schreiben.

Der Gerichtshof berathet darüber und beschließt, daß der Präsident durch das Organ seines Dolmetschers den Zeugen separate Fragen stellen, und sie durch die Hülfe des Herrn Paulmier den Angeklagten zur Beantwortung mittheilen solle, worauf die Angeklagten, so wie auch derjenige unter ihnen, welcher lesen könne, antworten sollen. Emeux nach vielen Schwierigkeiten willigt endlich ein zu schreiben; allein was er schreibt ist beinahe stets unleserlich, und selten die Antwort auf dasjenige, was ihm als Frage dargelegt wurde.

Doch erhellt aus seinen Zeichen, daß er mit Nachdruck die Beschuldigung des Diebstahls von sich weist; daß er das von ihm geschriebene Billet auf Anstiften der Montalant gefertigt habe, und daß die bei ihm gefundenen Säcke von einem Geschenke herrühren, welches ihm seine Mutter vor mehrern Jahren gemacht habe. Die Montalant beharrt, wiewohl mit weniger heftigen und zornigen Gebärden, auf ihrem Läugnen, und behauptet, von dem Diebstahl, der von niemand Anderm als von Emeux verübt worden seyn müsse, keine Kenntniß gehabt zu haben. Die Rouget antwortete auf alle an sie gestellten Fragen mit Nein in Betreff aller Punkte; sie begleitete die Montalant und den Emeux, allein von dem, was zwischen diesen beiden vorgegangen war, wußte sie nichts. Nur habe sie von der Montalant erfahren, daß das gestohlene Geld dem Chequet gehöre. Troz der Einfachheit des Thatbestandes dieser Sache zwangen dennoch die Schwierigkeiten, welche jeden Augenblick durch die Gebrechen der Angeklagten und Zeugen veranlaßt wurden, den Gerichtshof, die Sizung auf den folgenden Tag zu verschieben, um die Verhandlung fortzusetzen und das Urtheil zu verkünden.

Nach einer ziemlich langen Berathung beseitigen die Geschwornen die Anklage der Fälschung, erklären Emeux des Diebstahls mit allen Nebenumständen schuldig; die Montalant wird gleichfalls schuldig erklärt, allein mit mildernden Umständen; die Rouget wird freigesprochen. Der Eindruck der Freisprechung auf diese Person war unbeschreiblich.

In dem Augenblick, wo der Dolmetscher dem Emeux anzeigt, daß er schuldig erklärt sey, und ihn fragt, ob er über die Anwendung der Strafe etwas zu sagen habe, macht der Angeklagte heftige Bewegungen des Zorns, und antwortet durch Zeichen, daß er gar keine Strafe wolle.

Nichts destoweniger wurde er zu fünf Jahren Einsperrung und die Montalant zu einem Jahre einfachem Gefängniß verurtheilt.

Emeux, welchem man mit Mühe sein Schicksal verständlich macht, verläßt den Gerichtssaal unter unartikulirtem Schreien und mit dem Ausdruck des lebhaftesten Unwillens.

Ein Besuch auf der Insel Cuba.

Man sieht auf Cuba eine große Menge Fremder aus Europa, den Vereinigten Staaten und Mexiko, doch besucht keiner von ihnen diese Insel aus Neugier, sondern fast Alle kommen in Handelsangelegenheiten und einige wenige ihrer Gesundheit wegen, und um Schuz gegen den strengen Winter des Nordens zu suchen, hieher. Havannah ist der Sammelplaz aller Fremden, der Aufenthaltsort, den die Abenteurer sich wählen, und Alle äffen hier um die Wette, so weit das Klima es erlaubt, die Sitten und Gebräuche der großen Städte Europa's nach. Der größte Theil dieser wandernden Bevölkerung macht sich mit der Landessprache nie hinlänglich vertraut, um sie sprechen oder leicht verstehen zu können, auch ist er gänzlich außer Stand, den Geist und Charakter der Eingebornen gründlich zu studiren, und daher kommt es denn, daß obschon Havannah der Hauptmarkt des ganzen spanisch-amerikanischen und sogar eines Theils des Welthandels ist, man dennoch bis jezt von Cuba, einer der größten, schönsten und fruchtbarsten der westindischen Inseln, nur eine sehr unvollkommene Kenntniß hat. Jene Männer, die in der Lage wären, neue, wahre und interessante Berichte über die Statistik, Geographie und den Handel dieser Insel zu liefern, sind zu sehr mit ihrem Handel beschäftigt, als daß sie Zeit fänden, ein Buch zu schreiben, und die Geographen sind, bei gänzlichem Mangel an Urkunden, genöthigt, sich gegenseitig auszuschreiben. So sieht man mit Bedauern, daß Malte-Brun nichts geben konnte, als eine wörtliche Uebersezung dessen, was der alte spanische Geograph Alado schon vor langer Zeit über die Insel Cuba gesagt hatte.

Auch ich habe die Insel Cuba als Geschäftsmann besucht; ich kam nach Havannah, um eine bedeutende Summe einzutreiben, die einer meiner Verwandten, von dem ich zum Testamentsvollstrecker ernannt worden

war, zu fordern hatte. Das Gesetz hat, wie überall, so auch in Cuba seine Fristen, und da ich mich seinem langsamen Gang fügen mußte, so dauerte mein Aufenthalt auf dieser Insel länger als ich mir vorgenommen hatte. Ich schiffte mich im Januar in Havannah aus, und brachte in dieser Stadt den Rest des Winters zu, wenn man anders diese Jahreszeit, die unter dieser Breite so mild und angenehm ist, hier so nennen kann. Ich wurde bald in Gesellschaften eingeführt, wo ich auf die seltsamsten Kontraste stieß: ich sah die feinsten, geschliffensten Sitten neben Rohheit und Grobheit; Schüchternheit, Biederkeit und ehrenhaftes Wesen neben Dreistigkeit, Verderbtheit und Bosheit; Treuherzigkeit und Uneigennützigkeit neben Intrike, Verstellung und Falschheit. Alles war auf unbeschreibliche Weise vermischt; die öffentliche Meinung ist in Havannah gänzlich machtlos, dort beschäftigt man sich nur damit, die Gesetze ungestraft zu umgehen, und diejenigen zu bestechen, die mit Verwaltung der Justiz beauftragt sind.

Man muß indeß auch nicht zu ungerecht gegen die Havannesen seyn; meines Dafürhaltens sind sie von besserer Gemüthsart als der größte Theil der Bewohner der übrigen Städte des spanischen Amerika. Ein großer Theil der Bevölkerung der Insel Cuba stammt von armen, betriebsamen Bewohnern von Teneriffa und den andern canarischen Inseln, die durch die oft wiederkehrende fürchterliche Hungersnoth, von der diese Inseln, die man die glücklichen nennt, verödet worden, genöthigt wurden, in minder unfruchtbaren Gegenden einen Zufluchtsort zu suchen. Das Urgeschlecht dieser rohen, ehrlichen Leute mischte sich mit spanischem Blute, größtentheils aus dem wollüstigen Andalusien, und ohne Zweifel haben die Frauen von Cuba dieser Abstammung jene Einfalt des Herzens und die ungeschminkte Güte zu danken, die ihnen eigen sind. Ich habe sie auf ihren Bällen und in ihren Tertulias nach Pariser Mode reich gekleidet gesehen, und stets Sanftmuth, Güte und Vertrauen an ihnen wahrgenommen. Rechnet man hiezu noch, daß sie, ungeachtet ihrer dunkeln Gesichtsfarbe, von seltner Schönheit, daß ihre Augen die feurigsten und schwärzesten der Welt, und daß ihre Formen eben so zierlich als anmuthig sind, so glaubt man Georgierinnen vor sich zu haben. Ich konnte mich im Spanischen nur sehr schlecht ausdrücken, aber ohne Zweifel danke ich die Vorliebe, die ich für diese Sprache habe, ihrem süßen Geschwätz. Die Havannesen sind mit der castilianischen Sprache sehr frei umgegangen, und diese in dieses herrliche Klima verpflanzte Mundart hat die Weichheit, den Wohlklang und die Anmuth des jonischen Dialekts gewonnen. Die Aussprache ist weicher geworden, alles Rauhe verschwunden, und der häufige Gebrauch vielsylbiger Superlative und der Diminutive, an denen diese Sprache so reich ist, haben ihr an Wohllaut und Reichhaltigkeit zugewendet, was ihr an Kraft und Nachdruck entzogen wurde.

Auf der Insel Cuba findet man alle Abstufungen der Temperatur; längs der südlichen Küste ist die Hitze erstickend, aber am Fuß der diese Insel durchschneidenden Gebirgskette athmet man die reinste, erquickendste Luft. Im Sommer ist der Aufenthalt in Havannah eben nicht angenehm, und ungeachtet der liebenswürdigen, gastfreundlichen Aufnahme, die ich fand, drängte es mich, diese Stadt zu verlassen. Die Gerüche und Miasmen, die aus den Stallungen der größtentheils in engen Straßen zusammengedrängten Häuser sich verbreiten, sind unerträglich, und ich fühlte mich durch ihr beständiges Einathmen sehr geschwächt. Es war mir ermüdend, täglich fünf- bis sechsmal die Wäsche wechseln zu müssen, und überdieß fürchtete ich mich auch vor dem gelben Fieber und der „die schwarze Brechsucht" genannten Krankheit. Unaufhörlich von der Furcht gequält, mir ein halbes Dutzend der in den heißen Gegenden Westindiens herrschenden Krankheiten zuzuziehen, entschloß ich mich endlich, mich nach jenem Theil der Insel zu begeben, der ein gesunderes Klima hat, und so nahm ich mit Vergnügen das Anerbieten eines Freundes an, der mir seine Kaffeepflanzungen zum Sommeraufenthalt vorschlug.

Diese Pflanzungen lagen auf einem eben nicht hohen Punkte der Insel; es wäre vergeblich, diese herrlichen Anlagen beschreiben zu wollen, denn wer sie nicht selbst gesehen hat, könnte sich doch nie einen Begriff davon machen. Die Sträuche, welche die Bohne tragen, aus denen dieses allenthalben beliebte Getränk bereitet wird, sind der Luft und den heißen Sonnenstrahlen jener Gegend nicht ausgesetzt. Ausgedehnte, aus majestätischen Bäumen bestehende Gehölze schützen den zarten Strauch gegen große Hitze und die ihm eben so schädlichen Winde; die Pflanzungen sind in großen Vierecken angelegt, und die Zugänge mit Palmen, Mangobäumen, Wegerich, Bananen und Bambus geziert. Mitten unter ihnen wächst der Baumwollenbaum, dessen ungeheurer Stamm gleich einer ägyptischen Pyramide emporragt, seine mächtigen Zweige über die Gipfel der übrigen Bäume ausbreitet, und eine solche Höhe erreicht, daß man an seinem Fuß den auf den Aesten singenden Vogel kaum hört. In diesen dichten Schlägen vereinigen sich alle Gattungen von Laubwerk vom schlankesten und zartesten bis zum stärksten und größten; vom bleichsten bis zum dunkelsten Grün. Diese herrlichen Gehölze werden unausgesetzt von dem angenehmsten Wind durchfächelt, der am Tag vom Meer und während der Nacht von den Gebirgen her streicht. Allenthalben sieht man Orangenbäume mit ihren balsamisch duftenden Blüthen und ihren goldenen Früchten; Jericho-Rosen, die hier das ganze Jahr blühen, und Reihen von Pinienäpfelbäumen begränzen die nahen Alleen und bilden die herrlichsten Hochwaldungen. Das Girren der Turteltauben, die in dieser unzähligen Menge von Zweigen spielen, mischt sich in dieser Einsamkeit mit dem Gelispel des Zephyrs, und wird zuweilen von dem wilden Geschrei des Catorra oder des Guacomoya unterbrochen. Mitten in diesen herrlichen Gärten steht auf einem Kreuzweg die Wohnung des Eigenthümers und die dazu gehörigen Sklavengebäude, von riesengroßen Bäumen umgeben, an deren Fuß alle nur möglichen Blumen dem Boden entsprießen, und breite, symmetrisch ausgebauene Wege bilden die schönsten Zugänge.

Französische Blätter theilen folgende Uebersicht der gegen die Pariser Presse seit der Ordonnanz vom 2 August 1850 (durch welche die vor dieser Zeit gegen dieselbe bestandenen Verfolgungen und Verurtheilungen aufgehoben wurden) bis jetzt angehängten Prozesse mit.

Namen der Journale.	Angehängte Prozesse.	Verurtheilungen.	Kerker.			Geldstrafen, das Zehntel darüber und ungefähre Kosten.	
			Jahre	Monate	Tage	Franken	Cent.
Die Tribune	86	17	14	2	—	82,474	62
Die Revolution	52	11	9	5	15	41,469	—
Die Quotidienne	17	12	1	10	15	25,657	61
Die Gazette de France	18	8	1	9	—	24,015	12
Der National	12	1	—	1	—	6.175	—
Der Charivari	1	1	—	1	—	6,175	—
Die Carricature	7	4	1	1	—	5,528	—
Der Corsaire	2	2	1	—	—	2,420	—
Der Courrier français	1	1	—	1	—	250	—
Der Messager	1	—	—	—	—	—	—
Journal du Commerce	1	—	—	—	—	—	—
Der Temps	1	—	—	—	—	—	—
Das neue Jour. de Paris, der Figaro, vor ihrem Meinungswechsel, die Nemesis von Barthelemy vor ihrem Aufhören, und viele andere Journale, die in Deutschland nicht bekannt sind, und wovon viele durch die Prozesse unterdrückt wurden	127	48	10	10	—	50,842	20
Die Gesellschaft der Volksfreunde, die Gesellschaft für Verbreitung von Broschüren, die gallische Association, die St. Simonianer, die Gesellschaft der Menschenrechte und die öffentlichen Ausrufer	65	21	15	3	—	25,066	—
Die Herren Chateaubriand, Sosthènes de Larochefoucauld, Ledieu, Caune, Fonrouge, Vesnier, Cabet, Bouvet, Cholet, Hyvert, Wie, Rodde, Sarrans, la Chassagne, Blache, Henée, Parfait, Magnan, Caux, Bocquillon, Cordon, Lapommeraye u. s. w.	59	17	9	8	—	35,505	—
Gesammtsumme	411	145	65	2	—	501,555	55

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 324. 20 November 1833.

Die Revolution von Mexiko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Eine vereinzelte Thatsache gab plötzlich den Anklagen gegen die Regierung eine überwiegende Stärke. Der Redakteur des Journals El Phönix de la libertad rückte in sein Blatt einen Artikel ein, der dem General Inclan, Kommandanten der Militärdivision des Staates Jalisco beleidigend schien; wenig gewöhnt an republikanische Formen, ließ er den Redakteur verhaften, ins Gefängniß werfen, und ernannte eine Militärkommission, um ihn zu richten. Schon war das Todesurtheil bereit, als Rocafuerte, — so hieß der Journalist, — an den Gouverneur des Staates appellirte. Dieser trat mit seiner Amtsgewalt dazwischen, und bedrohte den Militärchef. Inclan zauderte, Rocafuerte ward nicht hingerichtet, aber ein Attentat gegen die individuelle Freiheit eines Bürgers war begangen, und man zitterte für die Freiheit aller. In einem Staate, wo die Presse frei ist, ist der Liberalismus eine Macht; alle, welche die Ansichten eines Journals theilen, scheinen in der Person seines Redakteurs angegriffen; darum erhoben sich auch tausend unwillige Stimmen gegen dieses Attentat. Alle Journale kommentirten mit Bitterkeit die Ungerechtigkeit, deren Opfer Rocafuerte beinahe geworden wäre. Unglücklicher Weise desavouirte die Regierung den General nicht, sey es, daß sie wirklich seine Meinung theilte, oder daß sie fürchtete, sich noch einen mächtigen Mann mehr zum Feinde zu machen. Inclan blieb auf seinem Posten, aber der öffentliche Haß wandte sich bald von ihm ab, und fiel mit seiner ganzen Schwere auf die Minister.

Dieß Ereigniß hatte furchtbare Folgen; es entschied den Ausbruch der Revolution, denn eine große Menge Unzufriedener erwartete nur einen günstigen Augenblick. Der Name Rocafuerte's wurde das Losungswort der Empörer und gab ihrer Sache einen Anstrich von Legalität, der ihre Stärke verzehnfachte. Alle Augen waren auf den General Santanna gerichtet, der damals auf seinem Landhause bei Jalapa zurückgezogen lebte. Das Gerücht ging, — mag es nun wahr oder schlauer Weise erfunden seyn, um das nachherige Benehmen des Generals zu rechtfertigen, — die Regierung habe aus Furcht, er möchte sich an die Spitze eines Aufstandes stellen, mehreremale Mörder gegen ihn geschickt, um sich seiner zu entledigen, der General sey aber, geschützt durch die Zuneigung der ihn umgebenden Indianer, stets glücklich entkommen. Wie dem auch sey, die Erwartung der Unzufriedenen ward nicht getäuscht. Man benützte eine religiöse Ceremonie, um zusammenzukommen und sich zu besprechen. Am 2 Junius 1832 ward Santa Anna eingeladen, bei der Grundsteinlegung einer Kapelle zugegen zu seyn, welche 8 bis 10 Leguas von Veracruz erbaut werden sollte. Hieher begaben sich die einflußreichsten Männer der Partei, unter andern der Obrist Lendero, der eines der besten Regimenter der Republik kommandirte. Ein Fest folgte der Feierlichkeit, und mitten unter der anscheinenden Fröhlichkeit, unter tausend patriotischen Toasten, kam man über die zu ergreifenden Maßregeln überein.

Am 7 Januar verließ Santa Anna sein Landhaus und erschien in Begleitung eines einzigen Adjutanten vor den Thoren von Veracruz, und hier empfing ihn der Obrist Lendero, der die Garnison kommandirte, an der Spitze der übrigen Offiziere; er begibt sich geradeswegs nach dem Palaste des Gouverneurs, suspendirt alle konstituirten Behörden der Stadt, richtet an seine alten Waffenbrüder (antiguos compañeros de armas) eine Proklamation, worin er erklärt, er sey von ihnen berufen, das Land zu befreien und stellt sich als Vermittler zwischen den unzufriedenen Truppen und der Regierung dar. Das Gerücht verbreitet sich sogleich, daß Santa Anna sich endlich gegen das jetzige System ausgesprochen habe, sein Name geht von Mund zu Munde, und man wiederholt ihn mit beifälligem Murmeln. Er ist aus der Stadt gebürtig und daselbst angebetet, seine Proklamation an die Soldaten wird verschlungen; mit Enthusiasmus horcht man auf die Worte, die er an die Einwohner richtet, jeder hegt gute Wünsche für ihn. Besonders die in Veracruz zahlreichen Fremden sehen in ihm ihren Retter, und zeigen ihre Freude ziemlich unverhohlen.

Sobald er die ersten Maßregeln für die allgemeine Sicherheit ergriffen hatte, sandte er im Namen der „heroischen Garnison von Veracruz" eine Botschaft nach Mexiko, worin er die Entlassung der Minister Alaman und Facio forderte. Zugleich setzte er die Stadt in Vertheidigungszustand, er ließ die Mauern ausbessern, Batterien errichten, nahm die Aufstellung der Posten selbst vor, und vergaß nichts, um sich die öffentliche Gunst zu erwerben. Die Arrochos, an welche er einen Aufruf erließ, kamen aus der ganzen Nachbarschaft in Menge herbei; er organisirte sie, führte einen gewissen Grad von Disciplin unter ihnen ein, und gab ihnen Anführer, um sie in militärischen Manövern zu unterrichten. Der Ober-

befehl dieser neuen Miliz wurde dem Kapitän Arago, dem Bruder des bekannten Astronomen in Paris, anvertraut. Die Antwort der Regierung ließ einige Tage auf sich warten, was schon Schwäche verrieth; sie kam endlich an, erklärte das Benehmen der Garnison für ungesetzlich, und behandelte den General als Rebellen.

Jetzt entspann sich unter den verschiedenen Journalisten ein Federkrieg, wobei alle Grundsätze wieder in Frage gestellt wurden. Man kann sich einen Begriff machen, wie weit die Kenntniß konstitutioneller Formen in Mexiko geht, wenn man liest, daß man diesen Akt der bewaffneten Macht, welche der Regierung solche Bedingungen auflegte, daselbst beinahe als gesetzlich betrachtete. Beide Parteien stritten mit Heftigkeit über die Anklagen, die man den Ministern zur Last legte; aber selbst die Regierungsjournale bestritten nur zögernd die Gesetzlichkeit der Adresse. Der vierte Artikel der Konstitution ertheilt freilich den Soldaten die Rechte aller Bürger und folglich auch das Recht, den Ministern Vorstellungen zu machen; wie man aber aus diesem Artikel ein Recht erblicken kann, demgemäß die Armee dem Präsidenten die Entlassung seiner Minister vorschreiben könnte, das wird man, Mexiko ausgenommen, allenthalben nur schwer begreifen.

Es war indeß einleuchtend, daß die Waffen entscheiden mußten; jede Partei verstärkte sich und suchte die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Ehe es zum Kampfe kam, suchte die Regierung, sey es, daß sie sich zum Kampfe zu schwach fühlte, oder daß sie die ganze Schuld des Bürgerkrieges auf Santa Anna fallen lassen wollte, eine friedliche Beilegung herbeizuführen. Sie sandte vier Abgeordnete aus dem Senat, der Kammer der Repräsentanten und den Chefs der Verwaltung nach Veracruz. Der General empfing sie in öffentlicher Audienz. Solche Schritte jedoch verfehlen beinahe immer ihren Zweck, vermehren nur die Bitterkeit der Parteien und geben demjenigen Muth, der sich aufgesucht sieht und gefürchtet glaubt. Als die Abgeordneten die Entlassung der Minister verweigerten, zerschnitt Santa Anna die Frage mit den Worten: „Am 1 April werde ich in Mexiko seyn, und Santa Anna hat nie sein Wort gebrochen.“ Sie wollten mit bittern Vorwürfen über einige Handlungen seines frühern Lebens antworten, allein das Geschrei: viva Santa Anna! erstickte ihre Stimme, und der Krieg war entschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Der Hauptabzugskanal für den Sklavenzusammenfluß an diesem Orte sind die ganz nahegelegenen Inseln des grünen Vorgebirges. Die Gouverneure dieser Eilande sammt deren Zugehör auf der gegenüberliegenden Küste sind Menschen von schlechter Denkart und Sitte, die man, um ihrer los zu werden, hieher wie auf einen verlornen Posten geschickt hat; es sind gemeiniglich Schiffsbefehlshaber, die so erbärmlich bezahlt sind, daß sie sich ohne Gewissensbisse mit dem Sklavenhandel befassen und dabei immer die Meistbetheiligten sind. Das gestehen sie denn auch, ohne sich zu schämen und ohne Anstand ein, wenn ihnen gleich bekannt ist, daß die Unterdrückung dieses schmählichen Handels eine ihrer Hauptdienstpflichten ist. Zu ihrer Entschuldigung führen sie den Mangel an andern erlaubten und anständigen Mitteln zum Leben an. Ihr Gehalt besteht gemeiniglich in einer kleinen Portion Tabak für den Monat, die sie durch Vertauschung gegen Sklaven vortheilhaft umzusetzen suchen. Die Letzteren werden dann von den Beamten am Flusse an ihre Geschäftsfreunde auf den Inseln gesendet und von da nach Brasilien und andern Orten verschifft. Um das Gesetz so geschickt als möglich zu umgehen, werden die Gefangenen als „Haussklaven,“ welche bis zu einer bestimmten Anzahl von einem Orte nach dem andern versetzt werden dürfen, aufgeführt, wo man dann ohne alle Schwierigkeit Pässe für sie von dem Kommandanten einer jeden portugiesischen Niederlassung sich verschaffen kann, wenn jene gleich ihr wirkliches Sklavenverhältniß recht wohl kennen oder merken. Dieses Unwesen wurde so schamlos weit getrieben, daß man ganze Ladungen dieser Sklaven zu Porto Braya vor den Augen des britischen Konsuls, der hauptsächlich in der Absicht es zu bewachen und zu unterdrücken, dort aufgestellt war, öffentlich landete und verkaufte. Seine eifrigen und muthigen Vorstellungen verhinderten zwar damals diese offene Verletzung des Gesetzes, konnten aber freilich das Gewerbe nicht zerstören, das noch immer zwischen der Küste und den Inseln in einer schändlichen Ausdehnung betrieben wird.

Der Hauptübelthäter ist ein gewisser Kapitän Brando, dessen Schiff zuerst von einem englischen Kreuzer aufgebracht wurde, worauf er dann ein Kauffahrteischiff ziemlich gut armirte und erklärte, jetzt wolle er den Engländern zeigen, was Sklavenhandel sey, und nicht eher ruhen noch rasten, als bis er seinen früheren Verlust wieder eingebracht und sein Glück gemacht habe. Er schwärzte seine Gefangenen in kleinen Schonern herüber, worauf sie dann in größeren Fahrzeugen nach entfernteren Plätzen verschifft wurden. Er selbst befehligt ein großes armirtes Kauffahrteischiff an den Inseln und bietet, wie es scheint, selbst dem Gouverneur Trotz, wenn es diesem ja einfallen sollte, die Bestimmungen des Staatsvertrags mit England in Wirksamkeit setzen zu wollen. Man weiß von ihm, daß er jedes Jahr zwei Schiffsladungen Sklaven von der Insel nach entfernten Häfen zum Verkaufe verschickt.

Die flache Küste erstreckt sich von dem Ausflusse dieser Flüsse bis Sierra-Leone; sie ist übrigens noch von mehreren andern, gleichermaßen wegen Sklavenhandels berüchtigten Flüssen bewässert, so namentlich von dem Pongas und dem Nunez, den zwei bedeutendsten. Nach dem ersten handeln die Fremden mit Reiß, Elfenbein, Goldstaub und andern Artikeln. Vorzüglich kommen hierher die amerikanischen Schwarzen vom Kap Mesurado und die britischen Kaufleute von der Insel Los, welche Faktoreien an beiden Flüssen angelegt haben. Dem Einflusse und Beispiele dieser zwei Klassen von Handelsleuten und ihrem rechtlichen und wohlthätigen Geschäftsbetriebe muß man es zuschreiben, daß hier kein unmittelbarer Sklavenhandel stattfindet und diese Flüsse auch nicht, wie andere, von Sklavenschiffen eigens zu diesem Endzweck besucht werden. So tief eingewurzelt jedoch ist die lang hergebrachte Handelsgewohnheit und die langgefröhnte Habgier, daß noch immer von hier eine Anzahl Sklaven alljährlich nach andern Märkten auf

der Küste geschickt wird; man bringt sie aus dem Innern und schickt sie im Wege des Küstenhandels in kleinen Fahrzeugen und Kanoes ab; noch gewöhnlicher aber von einem Arme der Flüsse zum andern, nach den Faktoreien am Rio-Grande und von da in größeren Partien nach Bissao und unmittelbar nach den kapverde'schen Inseln. Dieser Umstand ist durch das eigene Zeugniß von solchen armen Sklaven, die auf der atlantischen Ueberfahrt aufgebracht wurden, klar bewiesen.

Der Tonirdo, ein portugiesischer Schooner, wurde von dem britischen Schiffe „der Nordstern" mit Sklaven von Bissao nach den kapverde'schen Inseln genommen. Viele von ihnen waren Eingeborne aus dem Lande in der Umgegend des Pongas, und waren von Sklavenraubschiffen gestohlen oder zur Strafe für irgend ein geringfügiges Vergehen verkauft worden. Man hatte sie den ganzen Weg zu Lande und mittelst der Binnenschifffahrt bis nach Bissao gebracht, wo sie gefesselt und eingesperrt wurden, bis eine hinreichende Anzahl bei einander war, um eine Schiffsladung auszumachen, dann aber mit einem gültigen Passe als „Hausdiener" verschifft! Ein zur Auskundschaftung des Nunez ausgeschicktes Boot fuhr diesen Fluß achtzehn Tage lang hinauf. Man sah weder Fahrzeuge noch Wohnungen, wohl aber ein menschliches Wesen, das bei der Annäherung des Boots in die Mangeln entfloh, ohne Zweifel, weil es die Bootsmannschaft für Sklavendiebe hielt, die auf einem ihrer Raubzüge begriffen seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Daghestan.

Herr Lenz, Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, der vor einigen Jahren Herrn Kupffer auf seiner Reise nach dem Elbruz,*) der höchsten Spitze des Kaukasus, begleitete, wurde Anfangs des Jahres 1830 von der Akademie beauftragt, die am westlichen Ufer des kaspischen Meeres gelegenen, unter den Namen Daghestan und Schirwan bekannten Provinzen zu durchforschen. Bei seiner Rückkehr erstattete er der Akademie einen ausführlichen Bericht über sein Unternehmen, dem wir die folgenden Stellen entheben:

„Am 18 Januar 1830 näherte ich mich über Georgiewsk abermals dem Elbruz, dessen hohen Gipfel ich sechs Monate früher glücklich erstiegen und seine Höhe nach dem Barometer bestimmt hatte. Ein dichter Nebel, der mich während meiner fünfzehntägigen Reise längs der neuen militärischen Linie des Kaukasus einhüllte, gestattete mir auch nicht einen Augenblick des herrlichen Anblicks zu genießen, den diese kaukasischen Alpen dem Reisenden bieten. Zu Grosnaya, einem an der äußersten Gränze der Tschetschensen gelegenen Fort, blieb ich acht Tage bei dem General Engelhardt, der herrliche Vorkehrungen traf, um meine Reise minder gefahrvoll zu machen. Die kühnen und räuberischen Gebirgsbewohner hatten damals ihre Raubzüge über den mit Eis bedeckten Terek wieder begonnen, und überfielen, in Banden von 500 Mann, unvermuthet Reisende oder Einwohner, schleppten die erstern als Sklaven auf ihre unzugänglichen Gebirge und trieben den letztern ihre Pferde und Hornvieh fort. Es war demnach nöthig, daß ich auf meinem Weg durch diese gefährliche Gegend von 50 Infanteristen nebst einem Feldgeschütz begleitet wurde. Solche Schutzwachen haben mit den entschlossenen Gebirgsbewohnern sehr oft Scharmützel zu bestehen, was den Dienst dieser Gränzsoldaten zwar höchst beschwerlich, aber diese auch zugleich zu den tapfersten Truppen der russischen Armee macht.

„Von der Linie des Kaukasus aus laufen zwei Straßen nach Baku; die eine, die Militärstraße von Georgien genannt, durchschneidet die Gebirgskette in der Nähe des von den Russen sehr ungeeignet Kazbek genannten Berges Mquinvari, eine der höchsten Spitzen, und läuft in der Richtung von Tiflis; — die andere geht durch Daghestan und längs der westlichen Küste des kaspischen Meeres. Rechter Hand an dieser Straße, in südwestlicher Richtung, läuft, nach und nach immer niedriger werdend, die Hauptkette des Kaukasus bis Baku und Sallian fort, wo sie in Hügeln von unbedeutender Höhe endet. Mehrere Ursachen bestimmten mich, die weniger besuchte Straße von Daghestan einzuschlagen.

„Die Reise durch diese Gegend ist, besonders für jeden, der viel Gepäck bei sich führt, höchst beschwerlich, und da ich meine Instrumente mit mir führte, so konnte ich den Weg nicht zu Pferde machen. Daghestan ist nicht breit; es wird im Osten vom kaspischen Meer und im Westen von dem oben erwähnten Zweig des Kaukasus begränzt; eine Menge kleiner Flüsse, unter denen der Samur der beträchtlichste ist, durchschneiden es von Westen nach Osten. Obschon von nur geringer Tiefe, werden sie doch, weil sie von Anhöhen herabstürzen, so reißend, daß ihre Betten allenthalben von mehrere Schuh im Durchmesser haltenden Felsenstücken gesperrt sind, und zu gewissen Zeiten, namentlich im Mai und Junius, wenn der Schnee im Hochgebirge schmelzt, hemmen sie alle Verbindung, oder machen sie doch mindestens höchst gefährlich.

„Die vorherrschende Gebirgsart in den Gebirgen von Daghestan ist ein Muschelkalkstein, der, wie man dieß in der Nähe des Terek bemerken kann, auf einem grauen zerbrechlichen Sandsteinschiefer aufsitzt. Die Schichten dieser beiden Gebirgsarten neigen sich gleichmäßig in südöstlicher Richtung zu einem Winkel von ungefähr 50°, der aber, wie ich bemerkte, von 15° zu 45° wechselte. Die Vegetation ist kümmerlich, und während der Monate Julius und August die Hitze so groß, daß die Schößlinge der Pflanzen verdorren. Die Gebirge von Daghestan nähern sich der Küste auf drei Punkten, und theilen das Land durch zwei bogenförmige Krümmungen in zwei natürliche Theile, nämlich in das nördliche und südliche Daghestan, die durch den Engpaß von Derbend von einander getrennt sind. Die genannten drei Punkte sind bei Tarku, Derbend und dem Berg Besch-barmak.

„Das nördliche Daghestan, das sich ebenfalls bis über Tarku hinaus nach Norden erstreckt, begreift die Besitzungen des Schamchal und das Gebiet von Derbend, früher dem Usmei unterworfen. Die Stadt Tarku ist die Residenz des Schamchal. Wie fast alle kleinen Städte Daghestans, ist sie am Abhang eines steilen Hügels erbaut, auf dessen Gipfel das russische Fort Burnaya steht, ein Zeichen, daß der Fürst von Tarku ein Vasall Rußlands ist. Obschon diese Stadt in Daghestan den Rang unmittelbar nach Derbend behauptet, so konnte ich doch dort keines jener schönen Gebäude entdecken, die Herr Gamba dort gesehen zu haben behauptet. Selbst der Palast des Schamchal zeichnet sich vor den übrigen Häusern nur durch seine Größe aus; in Bauart und innerer Einrichtung hat er dagegen vor jenen nichts voraus. Im Winter ist es wegen des lehmigen, von dem häufigen Regen schlüpfrig gemachten Bodens sehr schwierig, auf den gekrümmten Pfaden, die den Berg nach allen Richtungen durchkreuzen, zu gehen, und was sie noch minder gangbar macht, ist ein Bach, der vom Gipfel des Bergs herab durch die Straßen rinnt und die verschiedenen Stadtviertel mit Wasser versieht. Die Einwohner sind in ihrem Betragen nicht ganz so verwildert als die der benachbarten Städte, denn die russische Festung, welche die Stadt beherrscht, hält sie so ziemlich in Ordnung. Indeß hört man auch hier von Mord und Raub, doch sind es hauptsächlich die Städte Buinak und Kaya-kend, wo die Reisenden am meisten Gefahr laufen geplündert zu werden. Als ich Tarku verließ, übernachtete ich in ihrer Nachbarschaft; die erstere von jenen beiden Städten gehört dem Schamchal, die andere aber unter Derbend. Obschon ich von Landeseingebornen begleitet war, denen der Kommandant von Burnaya den strengsten Befehl ertheilt hatte, mich mit Allem zu versehen, was ich immer bedürfen würde, so war ich doch von Herzen froh, mit heiler Haut, einige Drohungen, erdolcht zu werden, weil ich ihnen keinen Branntwein geben konnte, ausgenommen, aus den Klauen dieser Räuber zu kommen.

„Die Einwohner von Daghestan tragen im Ganzen, in allen den Theilen des Landes, wo ihre Sitten durch Aufenthalt in Städten, Industrie und Handel noch nicht verfeinert wurden, noch den Stempel ihrer ursprünglichen Wildheit. Sie sind meist von mittlerer Größe, breitschulterig, dunkler Gesichtsfarbe und wildem Aeußern. Ihre Bewaffnung besteht in einem langen zweischneidigen Dolch, den sie nie ablegen, und

*) Siehe Ausland vom vorigen Jahre S. 216.



wenn sie über Land gehen noch in einer Flinte, einer Pistole und in einem langen leicht gekrümmten Säbel; sie sind gewöhnlich zu Pferde. Troz ihres kriegerischen Charakters nehmen sie indeß dennoch im Nothfall einen Fremden mit großer, die eines civilisirten Europäers vielleicht übertreffenden Leutseligkeit auf. Sie sind rachsüchtig, und unterlassen nie eine ihnen zugefügte Beleidigung mit dem Blute des Schuldigen zu sühnen. In Velikend, einer zehn Meilen von Derbend gelegenen Stadt, erzählte man mir folgendes Beispiel dieses Rachedurstes. Während der russischen Eroberung des Landes war ein Mann, Namens Nauruz-Bek, mit einem gewissen Häuptling, der sich durch Raub und Verwegenheit furchtbar gemacht hatte, in Fehde. Nauruz-Bek, fest entschlossen seinen Feind zu vernichten, begab sich mit einem seiner Söhne in sein Lager, und legte ihm, als er seine Wohnung erreicht hatte, zum Zeichen des Friedens sein Gewehr zu Füßen. In demselben Augenblick aber, als Nauruz-Bek schwur, die ihm zugefügte Beleidigung zu vergessen, legte sein Sohn ein Fäßchen mit Pulver, in das er eine brennende Lunte steckte, unter die Wohnung; Vater und Sohn entfernten sich hierauf, um in einiger Entfernung den Erfolg ihrer Kriegslist abzuwarten. Das Haus flog mit den verstümmelten Leichnamen seiner Bewohner in die Luft. Diese That zog Nauruz-Bek den Haß der übrigen Gebirgsbewohner zu, und nur seinem Muth, so wie der Treue seiner fünf Söhne, die seinen Schlaf bewachten, hatte er es zu danken, daß er ihren Nachstellungen entging. Ich besuchte diesen berüchtigten Mann, und fand einen Greis von sehr angenehmem Aeußern, dessen Sitten alle Geschliffenheit des besterzogensten Europäers hatten. Er nahm mich höchst freundlich auf, und erbot sich in den gewähltesten und höflichsten Ausdrücken, mich nebst seinen Söhnen bis an die Gränze von Daghestan zu begleiten. Die bildliche und dichterische Rede, welche die Orientalen charakterisirt, fand ich zu meiner Ueberraschung bei allen Einwohnern dieses Landes, mit denen ich in Berührung kam. Sogar in Geschäften bedienen sie sich seltsamer Ausdrücke; so richtete ein Mollah, der von dem Kommandanten den Befehl erhalten hatte, einen des Mords angeklagten Eingebornen zum Verhör vorzuladen, seinen Auftrag in meiner Gegenwart mit folgenden Worten aus: „„Komm zu mir, und solltest Du eben im Begriff stehen ein Glas Wasser zum Munde zu führen, so stelle es nieder und komme, denn ich habe Dir etwas mitzutheilen.""

„Der Engpaß von Derbend, der die beiden Daghestans von einander scheidet, wird gänzlich von der Stadt selbst und ihren beiden Mauern nach Norden und Süden gebildet. Diese Mauern mit ihren eisernen Thoren laufen von dem Gipfel des Berges bis an das Meer herab; die Sage schreibt ihren Bau Alexander dem Großen zu, und obschon nachgewiesen werden kann, daß dieser Eroberer nie so weit drang, so ist doch ihre Bauart seiner nicht unwürdig. Sie bestehen aus ungeheuern Steinmassen, die, wenigstens so viel man bemerken kann, durch keinen Mörtel zusammengefügt sind. Vor Zeiten reichten sie so weit in das Meer hinaus, daß eine von einer zur andern gezogene Kette die Einfahrt des Hafens sperrte. Jezt aber gestattet der allgemeine Fall des Wassers im kaspischen Meer, die Anschwemmungen und der Einsturz eines Theils der Mauern, trocknen Fußes um diese Umfriedung zu gehen. Derbend, das einst seiner Lage und seiner Mauern wegen für uneinnehmbar galt, war für die blühenden Provinzen von Persien eine mächtige Schuzmauer gegen die Einfälle der nordischen Stämme, da es den civilisirten Süden von dem noch barbarischen Norden trennte. Dieser Umstand, und der Ruf, in dem der Hafen in alten Zeiten stand, machten diese Stadt berühmt; allein jezt, wo keine dieser Ursachen mehr besteht, ist der Hafen verfallen und Derbend zu einem unbedeutenden Ort herabgesunken.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 325. 21 November 1833.

Umgebungen von Smyrna.

(Aus Michauds Reisen.)

In der Umgegend von Smyrna liegen mehrere Dörfer, in denen man sowohl gegen die versengende Hitze als gegen die Verheerungen der Pest einen Zufluchtsort sucht. Nur Franken, Armenier und Griechen verlassen die Stadt; die Türken sind nicht so leicht von der Stelle zu bewegen und halten mit Voltaire dafür, daß das Landleben unter den abgeschmackten Vergnügungen das abgeschmackteste sey. Das Spazierengehen hat für einen Osmanli keinen Reiz, und die Quartiere der oberen Stadt, wo meistens Türken wohnen, bieten ihnen gleichsam als Ersatz für das Landleben jene Stille, Einsamkeit und Ruhe, welche sie allem Uebrigen vorziehen. Und nun gar die Furcht vor der Pest würde einen wahren Gläubigen nicht im mindesten bewegen können, seinen Wohnort zu wechseln; denn das Fatum hat einem Jeden seine Stunde bestimmt, und es hieße Gott versuchen, dieser entfliehen zu wollen. — Wir begaben uns nach Burnabat, einem 2 Stunden nordöstlich von Smyrna gelegenen Dorfe. Der Weg dahin ist eben und führt zwischen Gärten und der Meeresküste entlang auf einer gut unterhaltenen Straße; auf beiden Seiten stehen Tamariskengesträuche und große Rohrgebüsche, Oliven-, Feigen- und Nußbäume, deren dünner Schatten nur schwach gegen die Strahlen der Sonne schützt. Die Fluren von Burnabat schienen uns, ungeachtet der drückenden Hitze, sehr blühend und wir wunderten uns, daß die Bäume und Gärten unter diesen Gluthströmen die frischen Farben des Frühlings behalten hatten. Der kleine Bach, welcher das Dorf bespült, vermag keine Kühlung zu verbreiten, und das erquickende Grün der Bäume ausgenommen, ist der Boden trocken und ausgebrannt. Burnabat erhebt sich an einem Hügelabhange, hinter welchem die hohen Berge hervorragen, die die Ebene des Hermus beherrschen. Die Wohnungen sind mit einer gewissen Eleganz gebaut; auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zeigt sich ein Grad von Bequemlichkeit und Reinlichkeit, wie man selten in den orientalischen Städten und Dörfern findet. Seine Bevölkerung, die gewöhnlich aus 3 bis 4000 Seelen besteht, steigt vom Monat März bis zum November auf das Doppelte; Sitten und Gebräuche sind dieselben wie in Smyrna. Als wir in den Straßen hin- und herwanderten, waren wir Zeugen einer türkischen Hochzeit. Eine verschleierte und reichgekleidete Frau saß auf einem Pferde, welches, wie man sagte, dem Aga gehörte; der Stallmeister desselben führte es am Zaume; diese Frau war eine Neuvermählte, die man nach der Wohnung ihres künftigen Gemahls brachte. Dieser erwartete seine Braut an seiner Thüre, und sobald er sie erblickte, lud er sie ein, abzusteigen, worauf diese zögernd ihn fragte: „Wie viel Ochsen, wie viel Morgen Weinberge und wie viel Olivenbäume willst du mir geben?" Nachdem er ihr hierauf eine Antwort ertheilt hatte, gab sie seinen Bitten nach; er nahm sie um den Leib und trug sie in ein für sie bereitetes Gemach, wo er sie in Gegenwart der Frauen der Familie auf einen Divan niederlegte und dann das Haus verließ. Während dieser Zeit bieten die Frauen der Vermählten Geschenke an und bedecken sie mit Putz und Flitterstaat. Am Abend führen die Männer des Dorfs den Gemahl in seine Wohnung zurück; voraus der Iman, der den Schwur der beiden Eheleute in Empfang genommen. Nachdem sie dem Ehemann das Versprechen, ihnen ein Fest zu geben, abgenommen, stoßen sie ihn an die Thürschwelle und lassen ihn mit seiner jungen Frau allein.

Dieß sind beiläufig alle Ceremonien einer türkischen Hochzeit; dieß Fest wird mit vielen Flintenschüssen als Zeichen der Fröhlichkeit begangen; lautes Jubeln und Gesänge erschallen, und so feiert man eine Vermählung, ohne daß die Eheleute die Moschee besuchen; die Religion scheint bei einer türkischen Heirath für nichts zu gelten. In Burnabat waren wir glücklicher als in Athen; denn dort fanden wir einen Restaurateur, dessen sich Paris nicht schämen dürfte. Sein Hotel ist fast elegant zu nennen; die Thüre ist mit süßduftendem Jasmin geschmückt; Orangen, Citronen und Granatbäume wachsen im Hofe und verbreiten allenthalben kühlenden Schatten und Wohlgerüche. — Mit Blaque, dem Redakteur des Courrier de Smyrne brachte ich einen Tag in dem Dorfe Ku Kudscha zu, welches er in der schönen Jahreszeit gewöhnlich besucht; auf Eseln, welche in diesem Lande von Männern wie von Frauen am häufigsten zum Reiten gebraucht werden, legten wir den Weg zurück. Es liegt auf einem Hügel, der zur Gebirgskette des Gallesus zu gehören scheint, und hat von der Ferne das Aussehen, als schwebe es wie ein Adlernest auf dem Gipfel der Berge. Der Weg dahin ist steinig, die Felder unbebaut; je näher man jedoch dem Dorfe kommt, desto mehr findet man die Hügel und die Thäler angebaut. Mehrmals hielten wir

an, um auszuruhen, und die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens und den wechselnden Anblick des Landes zu beobachten und zu genießen. Alle Gefilde, auch die fruchtbarsten, machen von der Ferne einen angenehmern Eindruck als in der Nähe; man würde in Jonien vergeblich den Schatten und das Grün unsrer europäischen Waldungen suchen. Nähert man sich diesen schönen Feigen- und Orangenbäumen, so findet man nirgends Moos oder Rasen zum Niedersitzen; noch seltener ist das Murmeln eines Baches. Die Vögel sind unsichtbar und stumm; man hört nur auf Bäumen und in Gebüschen das eintönige Zirpen einer Grille. Man erstaunt darüber, daß mitten in diesem Feuermeer Pflanzen fortkommen, und daß auf einer ausgebrannten Erde eine Vegetation gedeihen kann. Unsere europäischen Gewächse können sich nur schwer in einem Lande akklimatisiren, wo die Sonne ihre Früchte verbrennt ohne sie zu reifen, und wo Millionen von Ameisen und Kerfen sie zerstören. Unter den Pflanzen, welche der Boden erzeugt, kommen gewöhnlich nur die kräftigsten fort, die schwächsten unterliegen den ersten Sonnenstrahlen und diejenigen, welche der Dürre widerstanden haben, stecken in der harten Erde so fest, als hätten sie in Stein oder Marmor Wurzel gefaßt. Man kann die Pflanzen des Orients mit seinen Bewohnern vergleichen; diejenigen, welche wenig Lebenskraft besitzen, sterben sehr frühzeitig; die andern, die die Natur zu einem langen Leben geschaffen hat, widerstehen Allem. Die Pflanzen wie die Menschen sind hier ihrem Instinkte überlassen; die einen wie die andern leben von Wenigem. Nach diesen Bemerkungen wird es nicht befremden, daß dieses Land wenig Bäume und fast gar keine Waldungen besitzt; nur ungern fällt man die alten Bäume, und das Alter eines Olivenbaumes wird beinahe eben so sehr wie das eines Menschen geachtet; neue Baumpflanzungen werden nur selten angelegt, da sie viel Sorgfalt erfordern und den Menschen hier das Vertrauen auf die Zukunft fehlt. Kurz der Ackerbau hat seinen Verfall und seine Ruinen wie die Künste und die Industrie der Städte. Niemals bebaut man brachliegende Aecker und verläßt häufig den kultivirten Boden; allenthalben in den Gegenden, welche sonst mit Getreide bedeckt waren, sieht man jetzt Disteln und Heidekraut. Ku Kudscha ist ziemlich gut gebaut; die Häuser sind von einander getrennt und von hohen Olivenbäumen umschattet. Das Dorf bewohnen nur Griechen; ein Aga und vier türkische Wachen sind in dieser hellenischen Bevölkerung auch die einzigen Fremdlinge. Diese Kolonie, welche sich mit einer gewissen Eifersucht vor jeder Mischung sowohl mit den Bewohnern von Smyrna als auch mit ihren Religionsgenossen in der Umgegend zu bewahren sucht, hat in ihren Sitten den Charakter der alten Hellenen behalten. Abgeschlossen in ihrem Dorfe gegen Alles, was ihren Charakter, ihre Gebräuche und die Gleichförmigkeit ihrer kleinen Gesellschaft verändern oder stören könnte, verbinden und leben die Bewohner von Ku Kudscha unter sich, und pflanzen mit einer gewissen störrischen Eigensinnigkeit Gewohnheiten fort, welche fast den Namen von Einrichtungen und Gesetzen verdienen. Während ich mich daselbst befand, feierte man gleichfalls eine Hochzeit, bei welcher Gelegenheit ich Sitten und Geist der Bewohner näher beobachten konnte. Die Vermählung wurde zuerst in der Kirche gefeiert; das ganze Dorf war dazu eingeladen und es herrscht die Sitte, den Neuvermählten ein Geschenk darzubringen. Eine sehr große kupferne Platte wird neben ihnen hingelegt, worauf diejenigen, welche ihnen Glück wünschen, ihre Gaben hinstellen. Diese bestehen in kupfernen Geräthschaften, in Küchengeschirr und andern nützlichen Gegenständen, niemals in bloßem Spielzeuge. Außer diesem Geschenke ist es noch Gebrauch, gesponnene Baumwolle hinzuzufügen, so wie man in Athen eine leinene Schnur an die Hausthüre des jungen Ehepaars band. Hieraus soll das junge Mädchen, das sich vermählt, erkennen, daß die Arbeit einen nothwendigen Bestandtheil ihres neuen Berufes bildet. Nirgends herrscht eine rauschendere Freude bei einer Vermählungsfeier, nirgends gibt es mehr und länger andauernde Festlichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Revolution von Mexiko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Da diese Revolution das Werk einzelner Menschen war, so halte ich es für nöthig, die Hauptanführer näher zu schildern. Die Sache der Regierung führte der Vicepräsident Bustamente, die beiden Minister Alaman und Facio, endlich die Generale Calderon und Teran.

General Bustamente war stets für den Centralismus, und kämpfte nach Iturbide's Fall noch geraume Zeit gegen die Föderalisten. Als er endlich weichen mußte, gelangte er durch Intriguen zur Vicepräsidentschaft, als Pedraza zum Präsidenten ernannt wurde. Er ermunterte im Geheimen diejenigen, welche mit der Verwaltung des Letztern unzufrieden waren, und wußte sich geschickt in seiner Würde zu behaupten, als Guerrero die Gewalt an sich riß; dann schloß er sich an die Feinde des Usupators an, ließ diesen durch einen Verräther verhaften, und den bestehenden Gesetzen zum Trotz erschießen. Guerrero's entledigt, behauptete er sich am Ruder, indem er unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls dem Präsidenten Pedraza den Eintritt ins mexikanische Gebiet verweigerte.

Alaman und Facio besitzen beide beträchtliche Reichthümer, besonders der erstere, dem man vorwirft, sie durch wenig ehrenvolle Mittel erworben zu haben. Sie waren unter den Spaniern von der Regierung begünstigt. Wenn sie die Plane, die man ihnen beilegt, wirklich hegten, so waren sie allein im Stande, dieselben auszuführen. Schlau und zurückhaltend scheint Alaman sehr weitgehende Absichten zu hegen, und Facio hat stets dieselbe Politik wie er befolgt.

Calderon zeichnete sich in den ersten Revolutionen Mexiko's aus; anfangs kämpfte er in den Reihen der Spanier gegen die Patrioten und den Pfarrer Morelos, dann mit Iturbide gegen die Spanier; an seinen Namen knüpfen sich schreckliche Grausamkeiten. Als General ohne Fähigkeit, ohne persönliches Verdienst, hat er sich bei mehreren Vorfällen mit Schande bedeckt. In den bürgerlichen Unruhen stets Santa Anna's Feind, ward er von diesem stets überlistet und geschlagen.

Teran war vermuthlich der beste General der Republik; voll Muth und militärischer Kenntnisse zeichnete er sich anfangs gegen

die Spanier aus, glänzte aber nie in den ersten Reihen, sey es aus Mangel an Unternehmungsgeist, oder daß die Gelegenheit ihm fehlte. Er hat die Kriegskunst gründlich studirt, und rettete bei einer Expedition, die er gegen Guazacoalco führte, die ganze Armee vor der Vernichtung, indem er sich durch ungangbare Sümpfe einen Weg bahnte; damals zeigte er als Ingenieuroffizier einen an Hülfsmitteln reichen Geist, er baute Straßen und Brücken, die noch jetzt die Bewunderung der Kenner erregen. Leute, die ihn kannten, behaupten, er sey angenehm im Umgange, dennoch aber hatte er wenig Freunde, und lebte fast immer allein; selten wußte er seinen Soldaten Enthusiasmus einzuflößen. Er liebte sein Land, und tödtete sich selbst, wie Cato von Utica, um nicht Zeuge des Unglücks zu seyn, dem, wie er glaubte, sein Vaterland zum Raube hingegeben war.

Santa Anna zählte anfangs zu seiner Partei nur den Obrist Lendero und alle Abenteurer, von denen Meriko wimmelt. Um ihn reihten sich dann mehrere Franzosen, welche Stellen im Lande bekleideten, von der Regierung aber mit Unannehmlichkeiten überhäuft wurden, wie der Obrist und Kapitän Arago, der Kapitän Reyband, ein berüchtigter Korsar, dessen Name schon die Spanien während der Revolution von Columbien zittern machte, und mehrere andere, lauter entschlossene Leute, die bei dieser Sache um ihr Alles spielten. Santa Anna hat sich durch seine Kühnheit erhoben, er war nichts: seine Lebhaftigkeit, seine Furchtlosigkeit fielen Iturbiden auf, der ihn schnell zum Brigadegeneral vorrücken ließ, und, da er ihn durch Wohlthaten an sich gefesselt glaubte, ein unbeschränktes Vertrauen auf ihn setzte. Iturbide war auf dem Gipfel seiner Macht: Santa Anna, der zu Veracruz kommandirte, pflanzte zuerst die Fahne der Empörung auf, was man anfangs mit Verachtung ansah, aber einen Monat später fiel der Kaiser. Er trug dazu bei, Guerrero zu erheben und zu stürzen, und hat jetzt den Präsidenten Pedraza zurückgerufen, den er früher verfolgte. Ohne tiefe Kenntniß der Kriegskunst ist er doch jetzt der furchtbarste General der Republik; jung, thätig, unternehmend, schlau, entschlossen, ist er noch aus allen Kämpfen als Sieger hervorgegangen. Auf die Indianer und die Soldaten übt er einen großen Einfluß, und seine frühern Thaten haben ihm einen glänzenden Ruf verschafft. Er hat alle Regierungen, die sich seit 18 Jahren in seinem Lande folgten, gestürzt oder stürzen helfen. Zu Tampico hat er im Jahr 1828 allein mit einer Handvoll Indianer, ohne Hülfe von Seite der Regierung und selbst ihr zum Trotz die schönen spanischen Truppen aufgehalten, die Barradas kommandirte. Er entwickelte bei dieser Gelegenheit eine außerordentliche Geschicklichkeit und Kühnheit, und die schönen Regimenter Spaniens verschwanden von dem merikanischen Boden. Santa Anna ist von gewöhnlichem Wuchse und hat nichts Ausgezeichnetes in seiner Physiognomie als äußerst lebhafte Augen: große Waffenthaten erfüllen ihn mit Enthusiasmus, er läßt sich gern die Wunder Napoleons erzählen, und aus Bewunderung für diesen großen Mann liebt er die Franzosen besonders.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Daghestan.

(Schluß.)

„Kuba, die Hauptstadt des südlichen Daghestan, ist noch unbedeutender als Derbend und Tarku, da sie aber näher an den Gebirgen und auf höherm Boden liegt, so genießt sie auch eines gesündern Klima's. Die Straße von Derbend nach Kuba ist, wegen der vielen Flüsse, von denen sie durchschnitten wird, worunter auch der reißende Samur mit seinen drei Armen sich befindet, eine der beschwerlichsten in ganz Daghestan. Diese Straße führt auch durch Wälder, die indeß keineswegs mit unsern Waldungen voll hoher Bäume verglichen werden dürfen; im Gegentheil stehen die Bäume nur zerstreut und sind von verkrüppelter Gestalt und Wachsthum. So ist auch die Straße zwischen Kuba und Baku, die gegen die Küste zu führt, welche sie in der Nähe des Besch-barmak oder „fünffingerigen Gebirgs," auch Schagatan genannt, erreicht. Der Beschbarmak hat seinen Namen von seiner seltsamen Gestaltung erhalten, in der aber nur die Einbildungkraft eines Tataren Aehnlichkeit mit einer Hand finden kann. Dieses Gebirg besteht aus einem festen, einem feinkörnigen Sandstein sehr ähnlichen Kalkstein, und seine Höhe beträgt nicht mehr als 3000 Fuß; an seinem Fuß befindet sich ein von einem Kosakenposten besetztes Karawanserai. Das Thor des Karawanserais ist mit Inschriften von den Reisenden bedeckt, die hier vorübergekommen sind. Den Namen des gelehrten Kämpfer, den Gmelin hier fand, suchte ich vergebens; er ist wahrscheinlich, als das Thor zuletzt ausgebessert wurde, mit Kalk bedeckt worden.

„Von Besch-barmak aus läuft die Straße zuerst längs der Küste hin, dann führt sie, indem sie in die Halbinsel Apscheron einbiegt, über Hügel von sandigem Thon nach Baku, dem Ziel meiner Reise. Ich legte diesen Weg durch Daghestan in zwölf Tagen zurück.

„An der südlichen Spitze der Halbinsel Apscheron, an dem Winkel selbst, wo ihre südliche Küste sich nach Süden wendet, liegt die Stadt Baku. Von zwei Inseln umschlossen, bildet der Golf von Baku hier einen vortrefflichen Hafen, in welchem Schiffe in geringer Entfernung vom Ufer vor Anker gehen können; ein Umstand, der um so mehr zum Gedeihen des Handels von Baku beiträgt, als er nur äußerst selten in andern Städten der westlichen Küste vorkommt. Baku ist demzufolge gegenwärtig nächst Astrachan der bedeutendste Handelsplatz am kaspischen Meer. Die Häuser der Stadt liegen am Abhang eines Hügels zerstreut, auf dessen Gipfel der alte Palast des Schahs steht. Herr Gamba hat sich einen bedeutenden Irrthum zu Schulden kommen lassen, den man von einem, der an Ort und Stelle war, gar nicht erwarten sollte, wenn er sagt, daß die Stadt Baku am Berg Besch-barmak liege, da sie doch mehr als 50 Meilen von ihm entfernt ist. Einige Ruinen, und besonders ein hoher spitzgewölbter Bogengang, das Thor einer alten Moschee, zeugen von einer Pracht, von der ich in keiner andern Stadt Daghestans Spuren fand. Auf der Landseite ist Baku von einer doppelten Mauer mit Thürmen umgeben, auf denen man hie und da einige wenige Kanonen sieht; an der Seeseite befindet sich nur eine einfache Mauer, die früher von den Wogen bespült wurde, wovon die Spuren an der Mauer selbst noch bemerkbar sind; allein gegenwärtig ist das Meer mehr als fünfzehn Fuß entfernt, ein abermaliger Beweis vom Fall des Wassers.

„Baku gleicht in seinem Aeußern Derbend. Die Häuser sind schlecht gebaut, die Dächer terrassenförmig, die Straßen eng und krumm. Die Hauptstraße wird von zwei Reihen Läden gebildet, die mit allen Gattungen Waaren, besonders mit Seidenzeugen angefüllt sind. Wenn die Thüren derselben, die am Boden aufgesperrt werden, offen stehen, so gleicht die ganze Straße einer offenen Galerie oder einem Durchgang. Der merkwürdigste Gegenstand in der Stadt ist ein alter Thurm, der weit über alle übrigen Gebäude emporragt, und der Mädchenthurm genannt wird. Der Zweck, zu dem er erbaut wurde, ist nicht bekannt; wahrscheinlich war es ein Leuchtthurm. Eine enge steinerne Wendeltreppe im Innern desselben führt nach einer mit einer Brustwehr versehenen Terrasse auf der Spitze des Thurms, von wo aus die Stadt einen seltsamen Anblick bietet. Die flachen Dächer sehen aus wie flacher Boden, in dem die engen Straßen wie zum Abfluß des Wassers gegrabene Rinnen erscheinen. Die russische Flagge weht von der Zinne dieses Thurms.

„Die Halbinsel Apscheron hat keine Berge von bedeutender Höhe; denn die höchsten messen nicht mehr als tausend Fuß. An den Stellen, wo der Fels nicht bloßliegt, sind sie mit sandigem Thon bedeckt, der, obschon er im Frühjahre mit dünnem Graswuchs bekleidet ist, im Julius von der Sonnenhitze so ausdorrt, daß man auch nicht Ein grünes Blättchen sieht. Das Land bietet im Ganzen, und besonders in der Umgebung von Baku, keine anmuthige Scenerie. Man sieht nicht einen einzigen Baum, und die von den Eingebornen bebauten Reiß- und Safranfelder liegen einige Meilen von der Stadt entfernt. Auf der ganzen Halbinsel befindet sich auch nicht ein einziger Fluß; das Wasser liefert eine Anzahl Quellen, doch hat es einen salzigen Geschmack, an den sich die Reisenden nur schwer gewöhnen.“

Unter den Naturerscheinungen, die Herr Lenz auf der Halbinsel Apscheron beobachtete, führt er auch die dort sehr häufig vorkommenden Pseudo- oder Schlammvulkane an, denen, um sie unter die eigentlichen Vulkane rechnen zu können, nur die Lava fehlt. Einer der größten dieser Art bildete sich im Jahre 1827 südwestlich von dem Dorf Yokmali, sieben Meilen westlich von Baku. Der Ausbruch fand am 9 December statt, an welchem Tage um 9 Uhr Abends eine Feuersäule von ungeheurer Höhe und bedeutendem Durchmesser an dieser Stelle mit furchtbarem Getöse durchbrach. Nachdem sie drei Stunden lang emporgestiegen war, sank sie bis auf zwei Fuß wieder ein, und blieb durch 24 Stunden in diesem Zustand. Der größte Durchmesser dieser Säule mochte etwa 1250 und der geringste 950 Fuß betragen. Während der sehr häufigen Explosionen warf der Vulkan zuerst Steine verschiedener Art und Wassersäulen aus, von denen einige, jedoch in geringer Höhe, bis zum 28 December emporstiegen. Auf der Oberfläche der Stelle, wo der Ausbruch stattfand, war keine Höhlung oder Oeffnung in Form eines Kraters bemerkbar, wohl aber war die ganze Fläche des Bodens fast zwei Fuß hoch emporgetrieben. Am 28 December hatte das Feuer noch nicht aufgehört zu erscheinen, doch war es von geringerer Stärke und röthlicher Farbe, ein Umstand, der es, da es von jedem Geruch frei war, von dem Ateschgah und andern immerwährenden Feuern in der Gegend von Baku, die seit Olearius und Kämpfer von mehreren Reisenden beschrieben worden sind, unterscheidet. Die Stelle, wo der Ausbruch stattfand, hat jetzt das Ansehen eines schlammigen Feldes, in dem kleine kegelförmige Hügel von ein bis zwei Fuß Höhe sich von einander getrennt erheben. Nur ein einziger von fünfzehn Fuß Höhe ist zu sehen, der augenscheinlich zu gleicher Zeit mit den andern gebildet wurde, da er aus demselben graulichen Thon besteht, durch den diese Eruption von der frühern sich unterscheidet. Mehrere schlammige Pfuhle sieht man ebenfalls hier, in denen in Zwischenräumen von einigen Minuten Blasen von einigen Zollen Durchmesser emporsteigen. Die Erhebung dieses Schlammfeldes über den Spiegel des kaspischen Meeres beträgt nach genauer barometrischer Messung 817 Pariser Fuß.

In der Nachbarschaft von Baku befindet sich auch ein Vulkan der Schlamm auswirft, und der dem eben beschriebenen Feld so ziemlich ähnlich ist, mit der Ausnahme jedoch, daß er die Gestalt eines Kegels von ungefähr 200 Fuß Höhe hat. Er erhebt sich südlich von Baku am Ende der westlichen Schlucht in der Nähe zweier dicht beisammen stehenden, den Seefahrern unter dem Namen der „Ohren von Baku“ bekannten Berge, ein Name, der ihnen wegen ihrer seltsamen Gestalt beigelegt wurde. Er liegt gerade auf dem Gipfel eines 800 oder 900 Fuß hohen Hügels, der ebenfalls ganz mit Schlamm und kegel- und warzenförmigen, ungefähr 20 Fuß hohen Erhöhungen von Thon bedeckt ist, dessen bräunlich gelbe Farbe für ihr Alter zeugt. Vor zwei oder drei Jahren stürzten, bei Gelegenheit eines neuen Schlammauswurfs, der Gipfel und ein guter Theil der westlichen Seite ein. Jetzt hat sich eine Masse Gas freigemacht, die, da sie keinen Widerstand findet, mit einem Geräusch, das einem lang gehaltenen Zischen gleicht, entweicht. Nur an einer einzigen Stelle der harten Oberfläche kann man das Brausen deutlich unterscheiden, welches von dem Gähren in diesem Abgrund von Schlamm hervorgebracht wird. Das Gas strömt mit solcher Gewalt aus, daß als wir die Oeffnung in einem kleinen Hügel, aus der es entwich, erweiterten, kleine Stücke Thon ausgeworfen wurden; sobald wir ein Licht an dasselbe brachten, fing es Feuer, und brannte noch fort, als wir den Platz verließen. Im Thon gewahrten wir Steine verschiedener Art, die der Vulkan aus seinem Innern ausgeworfen hatte; was aber unsere Aufmerksamkeit besonders fesselte, war eine Art Schlacken, die wir darin fanden; ein Beweis von dem hohen Grad von Hitze, denen die Steine im Innern des Bergs ausgesetzt gewesen waren. Große Bruchstücke derselben fanden wir in einer Entfernung von ⅓ einer Meile vom Vulkan, wohin sie sicher nur durch eine Eruption gekommen seyn können, denn sie sind von den in der Nachbarschaft vorkommenden Felsenstücken durchaus verschieden. Wir erkannten deßhalb hier alle Erscheinungen gewöhnlicher Vulkane, mit der einzigen Ausnahme, daß Thon die Stelle der Lava vertritt. Die Bewohner der Gegend konnten den Tag, an welchem ein Theil des vulkanischen Bergkegels einstürzte, nicht genau angeben, da sie aber die seitdem verflossene Zeit auf ungefähr zwei oder drei Jahre schätzten, was so ziemlich mit der Zeit des Ausbruchs bei Yokmali am 9 December 1827 zusammentrifft, so läßt sich vermuthen, daß beide vulkanischen Erscheinungen die gleichzeitigen Wirkungen einer und derselben Ursache waren. *)

*) Kapitän J. E. Alexander, der diese Gegenden ebenfalls besuchte, fand solche Schlammvulkane auch auf Trinidad, und gibt eine kurze Beschreibung derselben in dem in Nr. 121 des Auslandes v. v. J. bereits mitgetheilten Bericht über den Asphalt-See auf Trinidad. Die Aehnlichkeit zwischen beiden so fern von einander liegenden Erdstrichen, auf die Kapitän Alexander bei dieser Gelegenheit aufmerksam macht, ist in der That höchst merkwürdig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 326. 22 November 1833.

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Aus dem Edinburgh Review.)

Die Literatur Frankreichs bietet unstreitig seit den letzten drei Jahren ein höchst merkwürdiges Schauspiel dar. Ein auffallender Widerspruch scheint sich zwischen der Theorie und der Praxis geltend zu machen. Nirgends als in Frankreich selbst ist die Klage lauter geworden, daß der Geist des Egoismus, der Mangel an religiöser Ueberzeugung, die streitenden Ansichten in der Moral, der cynische und freche Ton, wie er sich hier vernehmen läßt, allen tiefern und bleibendern Anforderungen des menschlichen Gemüths den Krieg ankündigt. Nirgends hat man die Nothwendigkeit eines bessern Geistes und einer festern Basis des Glaubens mehr eingesehen und beredter ausgesprochen, als eben in Frankreich. Aber leider folgt dort ein Roman auf den andern, ein Schauspiel verdrängt das andere, und immer noch dasselbe Chaos, immer noch dieselbe Auflösungssucht aller Bande der Gesellschaft, immer noch dieselben frevelhaften Ausfälle auf den Glauben, der seit achtzehn Jahrhunderten die zerstörenden Einflüsse der Zeit, den Wechsel der Sitten und Regierungsformen glücklich bestanden hat. Ein gewisser Geist der Anarchie scheint über die schöne Literatur Frankreichs hereinzubrechen, eine gewisse babylonische Verwirrung der Zungen und Sprachen, aus der Niemand mehr klug wird.

> Diverse lingue, orribili favelle
> Gemiti di dolore, accenti d'ira,
> Voci alte et fiocche e suon di man con elle.

Müßten wir diesen Zustand für etwas Anderes, als eine Uebergangsperiode, als einen Gährungsprozeß ansehen, durch welchen die wahren Ueberzeugungen und Ansichten der Menschen geläutert und wieder in ihre alten natürlichen Kanäle zurückgeführt werden, so wäre die Aussicht in der That trostlos. In diesem Augenblick hat die Literatur Frankreichs weder die gehaltene Würde und ruhige Selbstgenügsamkeit des Glaubens der vorigen Zeiten, noch jene Alles über den Haufen stürzende Gewalt, welche die Schriften des achtzehnten Jahrhunderts charakterisirt; da war es doch ernstlich auf Zerstörung alles dessen abgesehen, was man nun einmal mit dem Namen Aberglauben brandmarkte, auf eine Vernichtung des Glaubens in seiner ganzen dem menschlichen Gemüth tief einwohnenden Herrlichkeit. Eine fälschlich sogenannte Philosophie sollte für alle die Ueberzeugungen, welche aus der geoffenbarten Religion gewonnen werden, und das Band der bürgerlichen Gesellschaft knüpfen, Ersatz bieten. Noch hatte man aus Erfahrung die Uebel nicht kennen gelernt, welche eine solche Erleuchtung mit sich führt, wodurch der Zerstörung Thür und Thor geöffnet wird; damals hegte man wirklich die kühnsten Erwartungen von dieser neuen Apocalypse. Alles schien nur ein einziges unverrücktes Ziel im Auge zu haben, Umsturz des bestehenden und eine neue Ordnung der Dinge. Man schritt also ungesäumt zum Werk. So lange die Mauern des alten morschen Gebäudes, im Sturz begriffen, unter ihrem Schutt Altar und Thron, Scepter und Kruzifix begruben, so lange war Alles Eintracht und Freudigkeit unter diesen Bauleuten. Als aber neu aufgebaut werden sollte, was so leicht eingerissen war, während ganz Europa als staunender Zuschauer dastand, da befand man sich wirklich bald in einiger Verlegenheit, die Verlegenheit wuchs zur Verwirrung, die Verwirrung bald zur schrecklichsten Anarchie.

Erst später folgte eine Zeit, wo eine nüchternere Besonnenheit an die Stelle jener ersten überschwenglichen Zuversicht trat. Das alte Gebäude lag im Staub da, die Menschen hatten sich auf den Trümmern eilig eine neue Wohnung erbaut, und, so gut es eben ging, darinnen eingerichtet. Aber von jedem Windstoß, der jetzt mit doppelter Gewalt an die dünnen Wände anprallte, geschüttelt und durchschauert, fühlte man sich bald wenig behaglich, das alte Nachdenken erwachte, man stellte Vergleichungen an, und im Drang der Noth hörte man wohl hie und da den Ausruf: Das Alte war doch besser! Nun kam auch in der Literatur eine Periode des Klagens, des Zweifelns und des Verzagens. Unglück und Leiden hatten die Menschen gelehrt, daß es einen höhern Paraclet als die Philosophie der Encyclopädisten geben müsse, aber an einem Mittel, diese Leere auszufüllen, fehlte es gänzlich. Jeder tappte eben auf Gerathewohl im Dunkeln dem Phantom von Tugend und Religion nach, das ihm seine Laune, sein Temperament oder Interesse vorschweben ließ. So mußte nothwendig die französische Literatur, der Begeisterung sowohl für den Glauben als für eine ächte rationalistische Prüfung beraubt, zu jener intellektuellen Nullität herabsinken, zu jener Vorhölle von streiten-

den Tendenzen, zwecklosen Spekulationen und verkehrten Kraftanstrengungen, in der wir sie gegenwärtig erblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Der gesetzlich erlaubte Handel, welcher auf dem Nunez mit und von den Fremden getrieben wird, ist vielleicht ausgedehnter und bedeutender, als auf irgend einem andern Flusse an der Westküste von Afrika. Mehrere europäische Faktoreien, besonders britische, sind an seinen Ufern angelegt, wo sie die Erzeugnisse des Innern in einem lebhaften Verkehre beziehen, und dagegen Zeuge und Schießpulver geben. Außer den gewöhnlichen Verkaufsartikeln wissen die Eingebornen in dieser Gegend ihren Goldstaub mit ziemlich viel Geschmack und Erfindungsgabe zu allerlei artigen Gegenständen, namentlich zu Ringen zu verarbeiten, von denen manche in der Form von verschlungenen Händen, und zwar mit einer solchen Genauigkeit und Zierlichkeit, wie sie einem europäischen Goldschmiede Ehre machen würden, gefertigt sind. Das Gold ist sehr rein und die Arbeit der Art, daß sie, bei gehöriger Aufmunterung, eine bedeutende Vervollkommnung in der Kunst erwarten ließe, und zugleich den Beweis liefert, wie weit dieses verachtete und unterdrückte Geschlecht in den nützlichen Dingen und Verschönerungen des civilisirten Lebens kommen könnte, wenn man seinen geistigen Fähigkeiten in seiner Heimath die gehörige Richtung und Ausbildung gäbe.

In einer Entfernung von siebzig (engl.) Meilen von der Mündung des Nunez liegt Debukka, die Residenz des eingebornen Königs Mamadoo. Die Boote des „Nordsterns" fuhren dort hinauf; wie der König dieß hörte, gerieth er in große Angst und wollte dem Offizier nicht erlauben, seinem Hause sich zu nähern. Die Ursache seines Schreckens offenbarte sich bald: auch dieser Fluß ist mit dem Fluche des Sklavenhandels, der unaufhörlich jedem gesetzlich erlaubten Handelsverkehre störend oder hindernd in den Weg tritt, heimgesucht; nun lag damals gerade in einer der Strombuchten ein spanischer Schooner lauernd versteckt, die Eingebornen wegstehlend und fortführend; der Kapitän hielt sich eben jetzt in dem Hause des Königs auf, in welches er ihn eine Ladung seiner Unterhanen auf so lange einzuschließen beredet hatte, bis sich die erwartete günstige Gelegenheit zu deren Einschiffung fände. Obschon dieß nun durchaus kein Geheimniß war, so durfte dennoch keiner der britischen Kreuzer den Schooner nehmen oder anhalten, weil er zur Zeit die Sklaven nicht wirklich an Bord hatte; vierzehn Tage später segelte er dann mit einer vollen Ladung ab, und der König machte sich, nachdem er sein Haus geleert hatte, ans Werk, es wieder für einen andern Sklavenhändler zu füllen. Der Nunez hat, wie die meisten andern Flüsse in dieser Erdgegend, durch seine Arme so ausgedehnte Wasserverbindungen, daß es für ein einzelnes Schiff äußerst schwer hält, ihn mit Erfolg zu bewachen. Es gibt hier eine Wasserfahrstraße, landeinwärts, nach allen den andern Flüssen, an denen Sklavenfaktoreien angelegt sind. Von einer seiner Buchten beträgt die Entfernung bis Bulola nur zehn (engl.) Meilen und immerfort werden Sklaven hinübergeschickt, ohne daß man den Hauptfluß selbst hinabzufahren brauchte. Dieses Oertlichkeitsverhältniß ist eine starke Lockung für die Sklavenschiffe zu häufigem Besuche, da sie gewöhnlich straflos davon zu kommen wissen, indem sie sich den Kanal, den sie zur Zeit gerade nicht bewacht finden, zu Nutze machen. Von einigen der unglücklichen Sklaven weiß man, daß sie auf diese Art auf einem 1500 bis 2000 (engl.) Meilen weiten Umwege, durchs Binnenland, eingeschmuggelt werden, und dann, wenn sie an ihrem Bestimmungsorte eintreffen, offen als „Haussklaven" verschifft werden.

Gerade vor dieser Küste und den Mündungen der Flüsse gegenüber liegen die Ilhas dos Los, unter 9° 3′ n. Br. Von diesen Eilanden ist das größte und von der Natur bestbedachte Tamara, dessen überschwenglich fruchtbarer Boden Alles im reichlichsten Maße liefern würde, ließen ihn nicht die Eingebornen, theils wegen der Ungewißheit eines Marktes, wo sie ihre vergänglichen Erzeugnisse absetzen können, theils auch aus einem Gefühl der unbestimmten Dauer ihres Besitzstandes, da sie ja jeden Augenblick selbst aufgegriffen und verkauft zu werden befürchten müssen, ganz vernachlässigt liegen. Es gibt auch auf der Insel drei oder vier Dörfer mit bessergebauten Häusern, als man sonst gewöhnlich antrifft; der Hauptort heißt Clarkson'stown. Die ganze Bevölkerung beläuft sich auf 1200 Einwohner, Nachkommen früherer Ansiedler vom Festlande aus der Gegend des Dembia. Man hat hier einigen Soldaten von dem aus Schwarzen bestehenden Corps auf Sierra Leone Land angewiesen, dabei aber vernachlässigt, sie zu belehren, wie sie es gehörig zu bestellen hätten. Man gestattet ihnen, den Boden abzubrennen, das Saatkorn hineinzuhecheln, und ihn, wenn sie ihn mit einer Ernte ausgesaugt haben, wieder in seinen frühern wüstenartigen, nutzlosen und ungesunden Zustand zurückfallen zu lassen. Er eignet sich trefflich zum Anbaue von Kaffee, und die hier gezogene Baumwolle ist von ausgezeichneter Beschaffenheit. Außer Tamara sind noch die Factory- und die Crawford-Inseln zu nennen, auf deren einer eine Kaserne erbaut ist.

So lange der Sklavenhandel erlaubt war, war diese Inselgruppe als der Mittelpunkt dieses ruchlosen Verkehrs berüchtigt, und seit undenklicher Zeit von Faktoren und Agenten verschiedener europäischen Nationen besucht und bewohnt gewesen, die hier ganze Heerden von menschlichen Wesen hielten, welche auf dem Festlande gestohlen worden waren und zum Verkaufe und zur Verschiffung nach Begehr bereit standen. Einen abscheulicheren Fleck als diesen vielbesuchten Sammelort aller christlichen Nationen Europa's sah wohl die Welt zu keiner Zeit. Hieher kamen Schiffe aus allen europäischen Ländern, ausgerüstet von Leuten der verschiedensten Glaubensmeinungen, Quäker ausgenommen, und hielten es für keine Schande, ihre Mitgeschöpfe zu kaufen, wie sie Vieh einhandeln würden. Die Protestanten Englands, die Kalvinisten Hollands, die Lutheraner Deutschlands und die Katholiken Frankreichs und Spaniens: Alle kamen in Schaaren an diesen Ort, voll Gier nach Menschenfleisch, verkauften dann ihre Ladungen und meinten noch, sie trieben ein von Gott und Men-

schen erlaubtes Gewerbe, und ihre Regierungen gewährten ihnen Schutz und gesetzliche Unterstützung. Seit der Abschaffung des Sklavenhandels wurden diese Eilande von vier britischen Kaufleuten, Car, Leigh, Lamo und Hickson, in Besitz genommen, die dann einen ausgedehnten rechtlichen Handel in afrikanischen Landeserzeugnissen trieben, und statt mit Männern, Weibern und Kindern füllten sich nun die Waarenhäuser mit Gold, Gummi und Elfenbein. Bei dem Tode einiger jener Handelsherren nahm Obristlieutenant Maccarthy vertragsmäßig im Namen der britischen Regierung Besitz von diesen Inseln, wobei den eingebornen Häuptlingen die Zahlung einer, in Handelsartikeln zu entrichtenden, jährlichen Rente von 75 Pfd. St. ausbedungen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Kampf zweier Kriminalgefangenen in Hayti.

Vor einigen Monaten wurde ein Mulatte, Namens Eriaz, wegen der Ermordung eines Handelsmannes der Insel zum Tode verurtheilt. Diesem Morde, der unter schrecklichen Umständen begangen wurde, war ein bedeutender Diebstahl vorausgegangen. Wenige Tage nachher wurde ein junger Portugiese, welcher aus Eifersucht seine Geliebte erdolcht hatte, zur nämlichen Strafe verdammt.

Die beiden Verurtheilten befanden sich in dem nämlichen Gefängnisse, jedoch in zwei verschiedenen Behältern. Eriaz, dessen Stärke und Wildheit man fürchtete, war in einem finstern Kerker, in welchen die Luft nur durch eine enge mit Gittern versehene Oeffnung, die auf einen der Gänge des Gefängnisses ging, eindringen konnte. Kein Lichtstrahl kam bis in diesen Kerker, die größte Dunkelheit, selbst mitten am Tage, herrschte darin. Darbeza, dessen Verbrechen weniger schrecklich war, und welcher den Hütern mehr Mitleid eingeflößt hatte, war in ein geräumigeres und luftigeres Zimmer gebracht worden, in welchem man durch ein Gitterfenster auf das Feld sehen konnte.

Die beiden Verurtheilten hatten die Eisen an den Händen und Füßen. Man meldete ihnen beiden, daß ihre Hinrichtung in drei Tagen stattheben werde, und man reichte ihnen einen Vorrath an Wasser und Brod, hinlänglich, um sie bis zum verhängnißvollen Augenblick zu nähren.

Seit langer Zeit beschäftigte sich jeder der beiden Gefangenen mit Entwürfen der Flucht. Darbeza, welchem man erlaubt hatte, die Besuche seiner Freunde zu empfangen, hatte einige Werkzeuge erhalten, um sein Projekt auszuführen; allein der unglückliche junge Mann, ohne Energie und Geschick, war bald durch einige unfruchtbare Versuche ermüdet und in eine dumpfe Abspannung verfallen, in welcher er mit Entsetzen dem Besuche des Henkers entgegensah.

Eriaz, mit mehr Energie und Kühnheit, verzweifelte nicht, und entschloß sich Alles zu versuchen, um der Hinrichtung zu entgehen.

Nach der Lage seines Kerkers und dem Weg, welchen er gegangen, um dahin gebracht zu werden, hatte er berechnet, daß eine der Mauern dieses Gefängnisses die Schlußmauer seyn müsse, und daß er mittelst einer Oeffnung durch dieselbe einen Ausgang auf das Feld gewinnen könne.

Er legte also Hand ans Werk. Um das Geräusch zu vermeiden und seinen Stein zu erweichen, feuchtet er zuerst die Wände der Mauer an, und mit den Ketten, welche seine Hände umgeben, kratzt er an der Mauer, und nachdem er einige Stücke losgebrochen, befeuchtet er von Neuem den Stein und fängt wieder an zu kratzen..... Er beraubt sich des Schlafes und hält sich mit einer unermüdlichen Thätigkeit an seine Arbeit. Von Zeit zu Zeit erscheint ein Beschließer an der Oeffnung, und beschaut mittelst einer Laterne, welche das Licht in den Kerker wirft, den Gefangenen; aber inmitten der Arbeit hat Eriaz das Ohr gespannt; beim geringsten Geräusche hält er inne, und wann der Beschließer kommt, sieht er Eriaz vor dem Loche, welches er gemacht, zusammengekauert, dem Anscheine nach schlafend.

So hatte er die Mauer bereits ziemlich tief ausgehöhlt; allein welches ist die Dicke dieser Mauer? Eriaz wußte es nicht, eben so wenig, wie viel er noch zu durchbrechen habe; der Unglückliche war selbst darüber in Unwissenheit, wie viel Zeit er noch bis zur Hinrichtung vor sich habe. In diesem finstern Verließe, wo eine ewige Nacht herrschte, jedes Mittels beraubt, die Zeit zu berechnen, seit dem Augenblick, wo man ihm angekündigt hatte, daß er nur mehr drei Tage zu leben habe, wußte er nicht, wann diese letzte Frist ablaufen werde.

Schreckliche Lage! Beim geringsten Geräusch glaubte er, daß Alles vorbei sey, daß man ihn zur Hinrichtung abzuholen komme, und in dieser entsetzlichen Ungewißheit über die noch übrige Arbeit und die gelassene Zeit, hielt der Unglückliche muthlos inne....

Indessen macht er einen letzten Versuch und greift mit knirschenden Zähnen die Mauer an..... Er ist gerettet! Der Stein weicht, die Mauer ist durchbrochen.... Aber ach! der Unglückliche hat sich in seiner Berechnung über die Oertlichkeit geirrt.... Es ist nicht die reine und frische Luft des Feldes, welche sein Gesicht berührt, und durch die mühsam gebrochene Oeffnung gewahrt er nichts weiter als ein anderes Gefängniß, welches von dem blassen Schein einer Lampe spärlich erleuchtet ist.... Er hört ein dumpfes Aechzen, er ruft mit leiser Stimme.... es war der Kerker von Darbeza.

Bald haben sich die beiden Unglücklichen genähert. Eriaz theilt Darbeza sein Projekt mit, und da er vernimmt, daß der Kerker dieses Letztern ein Fenster auf das Feld hat, glaubt er ihre Flucht gesichert.... Allein wie viele Tage sind seit der fatalen Todesverkündigung verstrichen, wie viel Zeit hat Eriaz noch zu leben? Er befragt Darbeza, und erfährt von diesem, der die Stunden und die Tage berechnen konnte, daß die eben eingebrochene Nacht die letzte sey, und daß die aufgehende Sonne ihr Schaffot bescheinen solle.

Diese entsetzliche Mittheilung schlägt Eriaz nicht nieder, sie verdoppelt seine Entschlossenheit. Darbeza unterstützt ihn, und beide strengen sich an, um die gemachte Oeffnung zu vergrößern, und bald befindet sich Eriaz in dem Kerker von Darbeza.

Dieser hatte von einem Freunde eine Uhrfeder erhalten, um die Stäbe seines Fensters zu durchfeilen und sich ein Mittel der Flucht zu verschaffen; allein wie wir bereits angeführt, dieser Unglückliche hatte selbst nicht einmal versucht, ein Projekt zu realisiren, welches ihm unmöglich dünkte. Die Gegenwart von Eriaz belebte seinen Muth; er ergreift das kostbare Werkzeug, welches er bewahrt hatte, und beide beginnen die Arbeit; sehr bald haben sie einige Fensterstäbe durchsägt. Die Oeffnung ist weit genug, damit sie hindurch können, und wenn sie einen Fall von 60 Fuß wagen könnten, so wäre ihre Flucht gesichert.

Es bleibt ihnen nur noch, die Bande, welche ihre Hände und ihre Füße fesseln, zu durchfeilen. Aber diese Arbeit erfordert lange Zeit, die Nacht verstreicht, der Tag wird anbrechen, der verhängnißvolle Tag, welcher für sie nur beginnen soll! Die kostbare Uhrfeder kann ihnen nicht beiden zugleich dienen; kaum wird ein einziger Zeit genug haben, um seine Ketten zu zerbrechen, und mit diesem ungeheuern Gewichte ist die Flucht unmöglich.

Jetzt entsteht ein fürchterlicher Streit zwischen diesen zwei Unglücklichen. Das rettende Instrument befindet sich in den Händen von Darbeza; er will sich seiner bedienen. Eriaz stürzt auf ihn los, um es ihm zu entreißen. In diesem engen Kerker, zwischen diesen beiden mit Ketten beladenen und einem nahen Tode geweihten Menschen beginnt ein gräßliches Ringen, ein Todeskampf. Eriaz, der Stärkere, wirft seinen Gegner nieder; Darbeza sieht sich überwunden; er nähert sich dem Fenster, und damit kein Heil weder für den Einen noch den Andern bleibe, damit beide sterben müssen, will er das theure Werkzeug hinauswerfen. Eriaz hält ihn auf. Nein, Du sollst es nicht haben! ruft Darbeza verzweifelt aus; und indem er einen letzten Versuch macht, um sich den Händen seines stämmigen Gegners zu entwinden, steckt er die Feile in den Mund und verschlingt sie.

Bei diesem Anblick stürzt Eriaz vernichtet zusammen. Es ist also vorbei: der Tod ist unvermeidlich!

Darbeza liegt auf der Erde ausgestreckt, gebrochen von dem ausgehaltenen Kampfe und nur wie ein Todesröcheln von sich gebend. Die Uhrfeder, welche er verschluckt, bleibt ihm im Halse stecken, er ist am Ersticken.... Plötzlich durchflammt ein schrecklicher Gedanke das Gehirn von Eriaz, er fällt auf Darbeza los, ergreift ihn mit Wuth, erdrosselt ihn, zerschlägt ihm den Kopf an der Mauer, fährt ihm mit der Faust

in den Schlund, zerreißt ihm den Hals mit den Händen, und bis in die schlagende Brust des Unglücklichen hinab sucht er beim Lampenscheine das kostbare und rettende Instrument......

Endlich zieht er es voller Blut hervor; bald ist er an der Arbeit, seine Ketten fallen..... und mit den Kleidungsstücken von Darbeza, welchen er entblößt, bildet er sich eine Art von Strick, welchen er an einen Fensterstab befestigt.. Er läßt sich hinabgleiten, aber wie er an das Ende des Strickes kommt, wirft er mit Entsetzen seine Blicke auf die Tiefe unter sich. Es bleibt ein Abgrund von mehr als 30 Schuh!... Dennoch zögert er nicht; sein Fall ist durch eine Plattforme gebrochen, auf welche er stürzt, und er fällt blutig auf das Pflaster nieder.

Aber noch ist nicht Alles beendigt, er befindet sich in einem Rundweg, von einer hohen Mauer umgeben, welche er übersteigen muß.

In dem Augenblicke, wie er nachsucht, auf welcher Seite er am leichtesten übersteigen könne, stürzt ein Wachhund auf ihn los. Criaz wirft sich ihm seinerseits entgegen, und um seinem Gebelle ein Ende zu machen, fährt er ihm mit dem Arm in den Rachen und erstickt ihn; aber mitten in den konvulsivischen Bewegungen zerfleischt ihm der Hund die Hand.

Es war keine Zeit zu verlieren, denn schon fing der Tag an zu grauen. Criaz wählt eine Stelle der Mauer, wo zahlreiche Sprünge einen Anhaltspunkt darbieten, und der Unglückliche, erschöpft, verfallen und die Faust in Fetzen, gelangt endlich über die Mauer. Er ist frei...!

Beim Tagesanbruch kommen die Kerkerknechte, um die Verurtheilten zum Schaffotte abzuholen... Sie finden nur mehr einen gräßlich verstümmelten Leichnam.

Bald hat sich der Lärm in der ganzen Umgegend verbreitet, und es werden Bekanntmachungen vertheilt, in welchen das Signalement des Schuldigen enthalten ist; nach den Blutspuren und den Ueberbleibseln, welche sich bei dem durch Criaz erstickten Hunde finden, war zu erkennen, daß ihm die rechte Vorhand abgerissen seyn mußte, und man publicirt alle diese Einzelnheiten.

Criaz war während beinahe einer Stunde gelaufen, sterbend vor Müdigkeit und Hunger, er hält bei einer kleinen Hütte an, wo er es wagt, um Gastfreundschaft zu bitten, in der Hoffnung, daß der Lärm seiner Flucht nicht bis hieher bringen werde.

Eine alte Negerin, welche diese Hütte bewohnte, reichte ihm einige Nahrungsmittel. Criaz war eben im Begriff weiter zu gehen, als plötzlich der Mulatte Caro, der Sohn dieser Negerin, welche den Flüchtling so großmüthig aufgenommen hatte, eintrat. Er kam von der Stadt, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu erzählen, was er daselbst erfahren hatte. Bei dieser Erzählung erblaßt Criaz und versteckt eilig seinen Arm unter seiner Kleidung. Diese Bewegung, obschon sehr rasch, bemerkte Caro; der unerschrockene junge Mann wirft sich auf Criaz, entreißt ihm seinen Mantel und entblößt die blutige Wunde; aber Criaz mit einem schnellen Sprunge weicht zurück, ergreift ein Beil, welches in einem Eck steckt, und dringt auf Caro ein, welcher sich gleichfalls mit einem ungeheuern Prügel bewaffnet hatte. Caro wehrt mit Gewandtheit den nach ihm geführten Streich ab, das Beil von Criaz gleitet an dem Stock seines Gegners ab und spaltet das Gehirn der armen Negerin, welche herbei geeilt war, um ihren Sohn zu schützen.

Bei diesem Anblick stürzt Caro auf Criaz los und versetzt ihm einen Schlag auf den Kopf, daß er besinnungslos und wie todt zur Erde fällt; sodann wirft er sich auf seine Mutter, die er vergeblich ins Leben zurückzurufen versucht.

In dem nämlichen Augenblicke langen drei der zahlreichen Polizeireiter, welche nach allen Richtungen nach dem Flüchtlinge ausgeschickt worden waren, auf diesem neuen Schauplatze von Verbrechen an: Criaz wird gebunden, an den Schweif eines Pferdes angehängt und im Galopp ins Gefängniß zurückgebracht.

Statistische Angaben über die englische Armee.

Die englische Armee wird jetzt auf 109,159 Mann berechnet, und besteht aus 26 Regimentern Reiterei, 7 Bataillonen Fußgarden, 105 Bataillonen Infanterie und 7 Kolonialkorps. Die Vertheilung ist folgende:

In Großbritannien stehen . . . . 21,651 Mann
In Ireland . . . . 25,074 —
In den Kolonien mit Ausnahme Ostindiens . 31,700 —
In Ostindien . . . . 17,777 —

Die nachfolgende Angabe zeigt, in welchen Jahren die Linien-Infanterieregimenter aus den Kolonien zurückkehrten, und in welcher Ordnung sie wahrscheinlich dahin zu gehen haben.

1827. Das 11ste Linien-Infanterieregiment aus St. Vincent; das 50ste aus Jamaika; das 70ste aus Canada; das 76ste aus Canada; das 22ste aus Jamaika.

1828. Das 64ste aus Gibraltar.

1829. Das 30ste aus Madras; das 47ste und 59ste aus Bengalen; das 2te Bataillon des 60sten aus Berbice; das 68ste aus Canada; das 85ste aus Ceylon.

1830. Das 28ste aus Corfu; das 43ste aus Gibraltar; das 47ste aus den Bermuden.

1831. Das 2te Bataillon des 1sten Regiments aus Madras; das 14te aus Bengalen; das 27ste aus Barbados; das 52ste aus Halifax; das 80ste aus Cephalonia; das 81ste aus den Bermuden; das 85ste aus Malta; das 89ste aus Madras; das 90ste aus Corfu; das 91ste aus Jamaika.

1832. Das 18te aus Corfu; das 33ste aus Jamaika; das 35ste aus Barbados; das 82ste aus Mauritius.

1833. Das 40ste aus Bombay; das 46ste aus Madras.

Die Regimenter, welche 1827 und 1828 zurückkehrten, haben jetzt bereits wieder Befehl erhalten, zu einem neuen Dienste abzugehen. Im Durchschnitt bleiben die Regimenter fünf Jahre zu Hause und zehn Jahre auswärts, mit Ausnahme Ostindiens, wo sie zwanzig Jahre bleiben.

Vermischte Nachrichten.

Decandolle hat in seinen Vorlesungen über Naturgeschichte manche Beispiele von Anhänglichkeit erzählt, welche Wölfe im gezähmten Zustande ihren Herren erwiesen. Das größte, welches Bakewell in seinen Travels in the Tarentaise anführt, ist wohl folgendes. Eine Dame in der Umgegend von Genf besaß einen Wolf, der ihr so anhänglich war, wie ein Hund. Als sie auf einige Wochen eine Reise machen mußte, zeigte der Wolf nach ihrer Abreise die größte Traurigkeit, und wollte anfangs keine Nahrung nehmen. Während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit war er sehr niedergeschlagen; als er bei ihrer Rückkehr ihre Fußtritte vernahm, stürzte er mit einer unmäßigen Freude ins Zimmer, sprang dann an ihr empor und legte seine Pfoten auf ihre Schultern; im nächsten Augenblick aber fiel er zurück und starb.

*

Einer Nachricht in der Literary Gazette vom 2 November zufolge ließ die englische Admiralität der Mannschaft des Kapitäns Roß, wie ehemals den Matrosen des Sir E. Parry, einen doppelten Sold auszahlen, obgleich sie nicht vom Staate, sondern von Privatleuten in Dienst genommen waren. Dieser Sold wird zwischen 4 und 5000 Pfd. betragen, und jeder Mann 200 Pfd. ungefähr erhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 327. 23 November 1833.

Die Revolution von Mexiko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Obgleich Pedraza in der Revolution nur eine untergeordnete Rolle spielte, müssen wir doch auf seine frühere Geschichte zurückblicken. Er war Deputirter bei den spanischen Cortes und bildete sich in Europa aus, während die bürgerlichen Uneinigkeiten sein Land zerrissen. Er kehrte nach Mexiko zurück, kurze Zeit vor dem Aufrufe von Iguala (el grito de Iguala) und mischte sich dann in den Kampf, in dem Iturbide, das erste Idol der Unabhängigkeit, unterlag: zum Gouverneur seiner Vaterstadt Puebla ernannt, war aber schien er anfangs abgeneigt, die Stelle anzunehmen, that es aber doch, als er zum Zweitenmal ernannt wurde. Bald darauf unter nichtigen Vorwänden entlassen, sah er sich nach kurzer Zeit aufgesucht von Vittoria, der in ihm den zur Reorganisation der Armee tauglichen Mann zu erkennen glaubte. Er zeigte viele Gewandtheit in seinem Ministerium, war fest und entschlossen, und wußte sich über den Parteien zu halten. Zur Präsidentschaft ernannt, verstand er es nicht, sich in seiner Würde zu behaupten, und war genöthigt, den Faktionen zu weichen und sich nach den Vereinigten Staaten zu verbannen. Er trug sein Unglück mit Muth, und man kann ihm einen liebenswürdigen Charakter nicht absprechen, aber ihm fehlte vielleicht jener energische Geist, der ihm nöthig gewesen wäre, um die kritischen Verhältnisse, in denen er sich befand, zu beherrschen.

Dieß waren die Männer, welche die ersten Rollen in dieser Revolution spielten. Von den Schriftstellern spreche ich nicht; ein einziger verdient bemerkt zu werden, weil er das Organ der Regierung war, und man aus seinen Manifesten auf die Absichten der Minister schließen kann: dieß ist der Deputirte Bustamente, der sich durch eine Geschichte der Revolutionen Mexiko's bekannt gemacht hat. In einem öffentlichen an den General Santa Anna gerichteten Schreiben klagt er die Fremden als die einzige Ursache der bürgerlichen Unruhen an, und sucht beide Parteien gegen dieselben einzunehmen. Ohne Zweifel wäre es um den Einfluß der Fremden in Mexiko geschehen gewesen, wenn die Regierung gesiegt hätte.

Indessen waren die Unruhen im Süden kaum beschwichtigt, und man konnte diese Provinzen nicht von Truppen entblößen; die Minister brachten deßhalb nur mit Mühe eine Armee von 3000 Mann zusammen, an deren Spitze sie den General Calderon stellten. Die Wahl eines so unfähigen Anführers kann ihren Grund nur in dem Hasse haben, den derselbe gegen Santa Anna hegte.

Um die Operationen beider Parteien zu beurtheilen, muß man sich nur eine richtige Vorstellung von dem Hauptzwecke machen, nach welchem jede derselben streben mußte. Hier, wie in Frankreich, ist der Besitz der Hauptstadt von großem Gewicht in der Wagschale: indem die meisten Provinzen nur dem von dem Sitze der Regierung gegebenen Anstoße zu folgen sich beeilen. In Mexiko mußte demnach Santa Anna als Sieger einziehen, seine aus Montezuma's Palaste erlassenen Befehle wurden Gesetze, von jedem andern Orte aus waren sie nur die Aufrufe eines Rebellen. Die Minister fühlten dieß; darum rückte ihr General auch nur langsam vor, suchte sich auf alle Weise zu verstärken, und Santa Anna aus Veracruz heraus zu locken, und ihn von diesem Mittelpunkte seiner Hülfsquellen zu entfernen; dann würde ihn eine einzige Niederlage vernichtet haben. Aber Santa Anna begriff seine Lage wohl; er wußte, daß Veracruz das Grab der Truppen aus dem Innern seyn würde, und übrigens war er hier im Falle eines Unglücks stets sicher, Mittel zu finden, zur See zu entkommen. Diese Stadt, am mexikanischen Golfe gelegen, ist mit einer Mauer umgeben, die kaum einen Angriff aushalten kann; von der Seeseite aber ist sie durch die Insel und das Schloß San Juan de Ulloa geschützt, welches stets ein dem General gesicherter Zufluchtsort war. Das brennende Klima dieser Uferstrecke ist für die Bewohner der innern Provinzen tödtlich: auf diese große Hülfsmacht rechnete Santa Anna, blieb ruhig zu Veracruz, und wartete ab, daß die Regenzeit die feindlichen Bataillone stärker als Kugeln und Säbel lichten würde. Nichtsdestoweniger vernachlässigte er kein Vertheidigungsmittel; alle Batterien des Schlosses wurden in Stand gesetzt, und der Platz auf mehrere Monate mit Vorräthen versehen. Er bewaffnete zwei Goeletten und mehrere leichtere Fahrzeuge, um die Küsten zu schützen, und der Regierung jede Verbindung mit dem Auslande abzuschneiden; mit einem Wort, er traf alle Anordnungen zu einer langen Belagerung. Vorzüglich wachte er darüber, daß die revolutionäre Bewegung nicht einen Augenblick den Gang der Angelegenheiten hemme. Die Gesetze blieben in Kraft; die von der Regierung gegen fremde Nationen eingegangenen Verpflichtungen wurden von Santa Anna treu beobachtet; so bezahlte er aus den Einkünften der Douane von

Veracruz die Dividende des englischen Anlehens im Augenblick, wo sie fällig wurde. Er ließ die Auflagen wie sie waren, und maßte sich bloß die Gewalt der bestehenden Regierung an. Glücklicher Weise hatte er den Schatz der Douane v. n Veracruz in einem günstigen Zustande gefunden, und sah sich im Stande, die Bedürfnisse seiner Soldaten zu befriedigen.

Calderon, der Santa Anna unbeweglich bleiben sah, rückte immer, wenn gleich langsam, vorwärts durch unermeßliche Wälder und die Gebirge, welche Mexiko von Veracruz trennen: er fürchtete einen Ueberfall von einem General, der ihn so oft geschlagen hatte; je weniger er auf Gefahren stieß, desto mehr fürchtete er. Auf dem halben Wege von Mexiko nach Veracruz ist eine prachtvolle Brücke, el puente del Rey genannt, am Eingang in eine Schlucht zwischen unwegsamen Gebirgen. In allen frühern Aufständen hatten die Empörer hier zahlreiche Posten aufgestellt, die stets dem Feinde den Uebergang mit Vortheil streitig gemacht hatten. Santa Anna, treu seinem Plane, zog seine Truppen zurück und ließ den Eingang in die terra caliente frei. Calderon konnte nicht glauben, daß man ihm einen Punkt überlasse, den er als das Bollwerk seines Gegners betrachtete: war dieß Schwäche? war dieß ein Fallstrick? Von hier an marschirte er nur mit ungemeiner Vorsicht, und befestigte sich, so oft er Halt machte, als ob er von einem Angriffe bedroht wäre. Seine Vorsicht brachte ihm Gewinn, und ein Glück wäre es für ihn gewesen, wenn er mehr Festigkeit und Geschicklichkeit damit zu verbinden gewußt hätte.

Der brausende Muth Santa Anna's konnte sich mit dem negativen Kriegsplane, den er angenommen hatte, und der ihn am Ende zum Siege führen mußte, nicht lange befreunden. Die Langsamkeit seines Feindes machte ihn ungeduldig, und nur mit Mühe ertrug er das Murren der Einwohner und seiner Armee, die ihn fragten, weßhalb er sich in Mauern einschließe, und die ihn beschuldigten, er ziehe den Krieg, den eine einzige Schlacht beendigen könne, unnützer Weise in die Länge. Der Handel, der durch diese bürgerlichen Unruhen gelähmt wurde, wünschte sehnlichst deren Beendigung herbei. Er mußte die 1800 Mann im Zaume halten, die Veracruz einschloß, und wovon nur 1200 reguläre Truppen waren, der Ueberrest bestand aus zusammengelaufenen Indianern, die nur mit ihren Machete's*) bewaffnet, und noch an keine Disciplin gewöhnt waren. Er erwartete demnach den Augenblick zu einem Ausfalle und glaubte ihn endlich gefunden zu haben. Am 3 März war Calderon bis auf 8 Leguas von der Stadt an einem Ort, Namens Tolomé, vorgerückt und hatte sich nach seiner Gewohnheit auch hier stark verschanzt. Sey es Geschicklichkeit oder Zufall, er hatte sein Lager auf kleinen Hügeln aufgeschlagen, die sich auf einer mit Gebüsch bedeckten Ebene erhoben, er war an einem Wald angelehnt, und ein kleiner Fluß deckte seinen linken Flügel. Durch diese Stellung beherrschte die Artillerie des Lagers Alles, während im Fall eines Angriffs die Kavallerie des Feindes keine Bewegung ausführen konnte. Santa Anna führte mit der Raschheit, die seine Entschlüsse bezeichnet, seine Truppen auf Wegen, die nur ihm bekannt waren, und es gelang ihm, Calderon zu umgehen. Obgleich seine Truppen durch Strapazen erschöpft waren, traf er dennoch die Anordnungen zum Kampfe. Seine Rechte war an eine kleine Brücke gelehnt, die über den von jungem Gehölz bekränzten Fluß geschlagen war: er ließ sie durch die beste Kompagnie seiner regulären Truppen bewachen, und das Signal zum Kampfe ward gegeben. Anfangs griffen seine Truppen mit Ungestüm an, aber die feindlichen Kartätschen brachten bald Unordnung in ihre Reihen; die Indianer, welche ungestüm herandrangen, erschraken plötzlich beim Anblick der Verschanzungen, die ihren Anlauf aufhielten. Ein feindliches Bataillon griff die Brücke an, welche die rechte Flanke deckte. Der Hauptmann, dem die Bewachung übergeben war, hielt sich für zu schwach, floh, fiel auf das Centrum zurück, verbreitete Schrecken unter diesem, und die Auflösung begann; man behauptet auch, die Indianer hätten sich, als es zum Kampfe ging, mit Branntwein berauscht und einmal in Schrecken gesetzt, konnte nichts sie zurück in den Kampf bringen. Jetzt löste sich Alles in ein furchtbares Blutbad auf und jeder suchte sein Heil in der Flucht; die ersten Flüchtlinge, die in der Stadt ankamen, verbreiteten daselbst Bestürzung. „Alles ist aus," sagte man, „Santa Anna und seine Partei sind vernichtet." Zwei Tage lang blieb er im Walde verborgen, wo er die Tritte der Pferde und die Stimmen derjenigen hörte, die ihn verfolgten.

*) Dieß ist eine Art Säbel, mit dem die Indianer stets bewaffnet sind; sie dient ihnen als Angriffswaffe und als Hackmesser, um Zweige von den Bäumen zu hacken. Die Indianer trennen sich nie davon, und haben sie auch bei Nacht an ihrer Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Fortsetzung.)

Indessen scheint es uns doch der Mühe werth, den durch einen solchen Gährungsprozeß hervorgebrachten Werken einige Aufmerksamkeit zu widmen, da manche derselben wirklich einen hohen Grad von Kraft und Geschicklichkeit beurkunden. Es ist Sitte, wenigstens bei denen, welche sich in Opposition mit der gegenwärtigen Schriftstellerschule befinden (wenn das eine Schule ist, wo jeder Schüler Lehrer ist, und jeder etwas Anderes lehren will), sie mit der letzten Revolution zu identificiren. Wer aber die Fortschritte, welche die französische Literatur während der Restauration gemacht hat, ruhig beobachtet, der findet dieselben Grundsätze, oder vielmehr denselben Mangel an Grundsätzen, dieselben Moral- und Geschmackstendenzen unter Ludwig Philipp, wie unter seinem Vorgänger. Die Juliusrevolution von 1830 zog nur den Schleier weg und enthüllte, was Jahre lang in den Herzkammern gegährt und genagt hatte.

Die Restauration hat zwar manches für die öffentlichen und geselligen, aber nur allzu wenig für die geistigen Interessen Frankreichs gethan. Die Konstitution, die sie gegeben, genügte, nach ihrem wahren Geist interpretirt, zur Sicherung einer vernünftigen Freiheit. An dem Bau und dem Gerüste der Staatsmaschine selbst fand man wenig Verwerfliches. Aber die Nothwendigkeit eines andern bewegenden Prinzips, als das des Terrorismus, wie es zu den Zeiten des Kaiserreichs geherrscht, leuchtete ein.

Da man durch Erfahrung gelernt zu haben glaubte, daß die Erschütterungen des Staatskörpers hauptsächlich in den veränderten philosophischen und moralischen Ansichten des Jahrhunderts ihren Grund hatten, so wußte die Regierung nichts Besseres zu thun, als den Zustand genau so wieder herzustellen, wie er vor der Revolution gewesen, nicht nur denselben Glauben, auch dieselben Mißbräuche, dieselbe Intoleranz, und gleiche Unterwerfung unter die göttlichen Wahrheiten der Religion, wie unter handgreiflich von Menschen ersonnene Betrügereien. Der Versuch war ernstlich gemeint, zeigte aber von der größten Unkenntniß sowohl der Menschheit überhaupt, als besonders der Veränderungen, welche eine Periode politischer Konvulsionen und theistischer Grübeleien im Nationalcharakter der Franzosen hervorgerufen hatte. Die Bourbons handelten in dieser Hinsicht, als ob das große Buch der Weltgeschichte, wie es im Jahr 1789 geschlossen worden war, im Jahr 1814 wieder geöffnet werden könne, ohne auf die wichtigen, mit Blut beschriebenen Blätter dazwischen zu sehen, welche die tragische Geschichte der Revolution schilderten. Man kann aber auf keine Weise bewirken, daß der Sonnenzeiger, welcher dem Lauf der Sonne folgt, rückwärts deute, und auf dem unsichern und unterminirten Boden des Katholizismus und Jesuitismus, ließ sich durchaus keine Schutzwehr gegen den Sturm errichten, den man auch ohne große Kenntniß der politischen Meteorologie in Kurzem zu erwarten hatte. Die Form des Glaubens und den äußern Pomp der Religion konnte man zwar wieder herstellen, hie und da wurde wohl auch eine gläubige Seele dadurch gerührt und erbaut; aber im Nationalgeist, als einem Ganzen, fand diese Mummerei, denn als solche sah man jetzt selbst die sinnigste Symbolik an, keinen Eingang mehr. Sie stand im Hintergrund, und man hielt sich in ehrerbietiger Entfernung von ihr, während man sich unter ganz materiellen Interessen und politischen Händeln, welche den sichtbaren Vordergrund des Lebens einnehmen, herumtrieb.

So wie der Nationalcharakter selbst während der Restauration bis auf diesen Augenblick im Grunde derselbe blieb, so ist dieß auch mit der Literatur der Fall. Der Unterschied ist wenigstens gering, während der größere Abstand sich zwischen dieser und der Zeit vor der Restauration bemerkbar macht. Welch ein Abgrund trennt nicht Paul und Virginie des Saint Pierre oder die Estrelle Florians von den wilden Skizzen eines Videt oder der düstern Keckheit eines Drama's von Merimée? Ein ungeheurer Abgrund in der That, gleichsam als wäre die Zugbrücke des Mittelalters plötzlich hinter uns aufgezogen, und wir sähen uns aus der ruhig heitern und gemessenen Schönheit einer Iphigenie von Euripides plötzlich in das schauervolle mystische Dunkel der Andacht zum Kreuz von Calderon versetzt. Ein sanfter Abhang führt hingegen von diesen Chroniken aus der Zeit der Lehnsherrschaft voll grausamer und empörender Begebenheiten und Charaktere zu den Gespenstergeschichten und den schmutzigen Cynismen des todten Esels, der Beichte, des Salamanders u. s. w., deren Verfasser wir sogleich werden näher kennen lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Dacar. Casamança.

Das Journal de la Marine et des Colonies enthält nachstehenden Auszug einer noch nicht herausgegebenen Reise an die Küsten von Afrika, der von dem Abbé Baradère, ehemaligem apostolischen Präfekten am Senegal, in diesem Journale mitgetheilt wurde.

Dacar ist die Hauptstadt einer Republik, die von etlichen hundert Negern aus dem Königreich Damel auf der Halbinsel des grünen Vorgebirges errichtet wurde, um sich der wilden Tyrannei ihres Beherrschers zu entziehen. Nach einem erbitterten Kampfe, den sie mit allem Muthe führten, welchen die Liebe zur Freiheit einflößen kann, blieb diese Handvoll muthiger Männer Meister des von ihnen gewählten Landstrichs und befestigte sich daselbst durch eine Mauer, welche ihre Besitzungen von denen des Königreichs Damel trennt. Ein Senat, bestehend aus den ältern Personen und präsidirt von dem auf Lebenszeit erwählten Oberhaupt des Staats, verwaltet die Gerechtigkeit und berathschlagt über alle Gegenstände von allgemeinem Interesse. Die Macht des Oberhaupts kann der eines Dorfschultheißen verglichen werden, aber er befehligt die Truppen während des Kriegs, und kämpft, wenn er nicht abgesetzt werden will, in den ersten Reihen. Einige von seinen Sklaven bewachte Heerden, eine geringe Abgabe von Hirse, die ihm von den wohlhabenden Familien bewilligt wird, und ein Dutzend Palmbäume, deren Wein er in Goree verkaufen läßt, bilden seine ganze Civilliste: damit hält er sich für einen sehr reichen Potentaten und ist es auch in der That. Sein Palast besteht aus vier Hütten von Bambus, die mit einem Gitterwerk umgeben sind, und über deren vornehmster, die etwas höher ist als die andern, ein Straußenei befestigt ist. Eine Glocke über dem Eingang seiner Hütte kündigt jeden Hereintretenden an, und dieß ist der einzige Luxusgegenstand, den man in dieser königlichen Wohnung bewundert, und der sie nebst dem erwähnten Ei vor den andern Wohnungen auszeichnet. Was seine Person betrifft, so unterscheidet sich sein gewöhnlicher Anzug nicht von dem seiner Unterthanen; an Empfangtagen aber bedeckt er sich mit einem blauen Mantel und einem Klapphute, womit die Engländer ihm ein Geschenk gemacht haben. Uebrigens ist er stets barfuß wie seine Unterthanen, und trinkt mit seinen Frauen und allen denen, die ihn besuchen, seinen Palmwein. Als ich zu Goree ankam, war Moctar König von Dacar. Er war groß, wohlgewachsen, angenehm in seinem Benehmen, sprach fertig französisch und englisch, und drückte sich über alle möglichen Gegenstände mit ungemein gesundem Verstande aus. Bei meiner Ankunft in seinen Staaten ließ ich ihn um Erlaubniß bitten, ihm meine Aufwartung zu machen, was er ohne Schwierigkeit zugestand; um jedoch seine Würde zu bewahren, ließ er mich eine Viertelstunde in seinem Vorzimmer warten. Ich wurde aber durch einen äußerst wohlwollenden Empfang und ein Frühstück entschädigt, das er mit mir theilte. Er begleitete mich selbst, um mich seine Hauptstadt bewundern zu lassen, und wurde allenthalben mit den seinem Range gebührenden Rücksichten begrüßt. Die Sonne brannte heftig, und ich verlangte in seinen Palast zurückzukehren, wo wir seine vier Frauen beisammen fanden, denen ich einige Bijouterien anbot, die sie mit Vergnügen annahmen. Als ich mit Moctar allein war, bezeugte ich ihm mein Erstaunen, daß er, dem ein in Unthätigkeit lebendes Volk zu Gebot stehe, nicht daran denke, sich ein Haus bauen zu lassen, wie die in Goree. „Ihr seyd nicht der erste, erwiderte er, der mir diese Bemerkung macht, denn ihr Weißen habt Alle einerlei Gedanken. Ihr glaubt, daß Leute, die nicht wie ihr essen, und die nicht besitzen, was ihr besitzt, sehr unglücklich sind. Was mich betrifft, so würde ich glauben, ich sey sehr zu beklagen, wenn ich wie ihr leben müßte. Ich bin allerdings reich genug, um ein Haus von Stein, Koffer und Felleisen (Coffres et malles) zu haben, worein ihr eure Reichthümer einschließt; hätte ich aber Alles dieß, wäre ich darum glücklicher? Wenn das Feuer eure Häuser zerstört, so seyd ihr untröstlich, und braucht Jahre, um sie wieder aufzubauen; wenn meine Hütte abbrennt, so lasse ich sie in einigen Stunden wieder herstellen, und inzwischen stehen mir alle benachbarten Hütten zu Gebot. Mein Vater, der besser war als ich, hat in dieser Hütte gelebt, an der ich nichts änderte. Ich selbst lebe schon seit langer Zeit darin, und dann ist das Leben so kurz; Du behauptest, ein Uebelgesinnter, ein Feind könne mich tödten, indem er den Säbel durch diese Rosenbüsche stoße; aber warum sollte er mich tödten: der wahre König sind hier die Alten, denen Jedermann mit Ehrerbietung

begegnet. Ich vollziehe nur ihre stets gerechten Entscheidungen. Man würde durch meine Ermordung Nichts gewinnen, denn mein Tod würde von meinen Kindern gerächt, von denen eines meinen Platz einnähme, und wenn Uneinigkeit unter das Volk käme, so würde der König von Damel heranziehen, unsere Wohnungen in Brand stecken und uns als Sklaven verkaufen. Während wir mit einander sprachen, kamen etwa zwanzig Greise, um Moctar zu grüßen, welcher Palmwein bringen ließ, den wir mit einander tranken. Als die Kalebasse leer war, erhoben sich die Greise, um sich an den Ort der Berathschlagungen zu begeben unter einen Baoba, in dessen Schatten alle öffentlichen Angelegenheiten entschieden werden. Dießmal handelte es sich darum, ob man einen alten Palmbaum umhauen wolle, dessen Wurzel abgestorben war. Ich nahm Abschied von Moctar, mit dem Versprechen, ihn wieder zu sehen. Dieß war meine Absicht; aber die Wünsche der Reisenden werden selten erhört; ich kehrte in meiner Pirogue nach Gorre zurück, von wo ich mich nach Bathurst und Casamança einschiffte.

Meine Absicht war, längs der Küste nach Sainte Marie zu gehen, aber es war mir unmöglich einen Führer zu finden: Niemand wollte sich unter unbekannte und wilde Völker hineinwagen. Ich schiffte mich deßhalb an Bord eines kleinen Küstenfahrzeuges ein, das eine Meile von der Mündung des Flusses Salun und drei Meilen von dem Gambia auf ein Riff rannte. Man erleichterte das Fahrzeug, und nach 24stündiger Arbeit setzten wir unsere Fahrt fort. Sainte Marie oder Bathurst liegt an der Mündung des Gambia. Die Engländer haben hier unermeßliche Arbeiten unternommen, um diese Niederlassung gesund zu machen und sie vor den Ueberschwemmungen des Flusses zu schützen. Hier ist jetzt der bedeutendste Handel mit Goldstaub, und von hier gingen auch die unerschrockenen Reisenden aus, die ins Innere von Afrika eindrangen. Nachdem ich einige Tage ausgeruht, ging ich an Bord einer Goelette nach Casamança ab, das neben dem Capo Rosso liegt, wo die Bewohner von Gorree Rothholz holen. Dieß Land in der Nähe der portugiesischen Niederlassungen ist keineswegs zu fürchten; der Anblick der Weißen hatte nichts Beunruhigendes für die Neger. Wir waren auch kaum ans Land gestiegen, als der König von Basialla, gefolgt von einer unermeßlichen Menge, uns mit dem Tamtam, den Glöckchen und der ganzen Musik des Landes entgegenkam und in seine Hütte führte. Man feuerte uns zu Ehren mehrere Gewehre ab, und die Einwohner boten uns Palmwein, Reiß und Geflügel, das wir mit einigen Knöpfen, mit Nägeln oder einigen Blättern Tabak bezahlten. Wir schliefen bei den Eltern des Königs, welche äußerst gefällig waren; sie boten uns Alles an, was ihnen zur Verfügung stand.

Nach so vielen Anstrengungen und in einem versengenden Klima mußte endlich auch die stärkste Natur irgend eine Krankheit erfahren. Drei Tage nach meiner Ankunft verfiel ich in ein hitziges Fieber; sobald die guten Neger meinen Zustand gewahrten, sandten sie mir einen Arzt, um mich von einer in diesem Lande so gewöhnlichen Unpäßlichkeit zu heilen. Ich glaubte anfangs, er wolle mir einen Absud von einer Baumrinde zu trinken geben, seine Methode war aber noch einfacher: er wollte mir nämlich alle Morgen einige Flaschen kaltes Wasser über den Kopf und den Körper ausgießen. Ich glaubte aber den Beistand seiner Kunst nicht annehmen zu dürfen und behandelte mich auf meine eigene Weise. Einige portugiesische Frauen waren da um Reiß zu kaufen, den sie nach Cacco sandten. Ihre Pflege war mir nützlicher, als die des Negerdoktors. Während meines Aufenthaltes unter diesem wilden Volke konnte ich mich überzeugen, wie sehr der Mensch ohne Offenbarung der Sklave des seltsamsten und widrigsten Aberglaubens ist: diese armen Neger hatten durchaus keinen klaren Begriff von einem höchsten Wesen, glaubten an Wahrsager und beteten leblose Dinge an. Der Ort ihres Gebetes war ein kleines Lokal Namens Besine, das voll von Ochsenhörnern, Vögelköpfen und Klauen, und voller Schweife von Schweinen und andern vierfüßigen Thieren war, die sie mit Pfeilen getödtet hatten. Mitten unter diesen Gebeinen lasen sie ihre Gebete unter folgenden Ceremonien: Man brachte Palmwein in Calebassen, die man an den Eingang des Platzes stellte; Alle setzten sich zu Boden um die Calebassen her, und der Aelteste goß ein wenig Wein in ein kleines Gefäß, murmelte zehn Minuten lang unverständliche Worte, trank ein wenig und füllte dann seinen Mund, um die Umhersitzenden damit anzuspritzen; dann leerten die Uebrigen die Calebassen.

Eine der imposantesten Ceremonien bei diesen Völkern ist die Beerdigung der Todten. Mein Fieber hinderte mich nicht, dem Leichenbegängniß eines bedeutenden Mannes beizuwohnen. Der Verstorbene saß zwischen großen Bäumen auf einem acht bis zehn Fuß hohen Gerüste, das eine Art von Lehnstuhl bildete, und war bedeckt mit einem großen blauen Tuche. Auf seinem Kopfe war eine Mütze in Zuckerhutform von demselben Stoffe. An seiner Seite lagen seine Sagaien und seine Gewehre, vor ihm sein Schild, die Hörner der Ochsen, und die Kinnladen der Thiere, die er während seines Lebens getödtet hatte; zu seinen Füßen zwei große Körbe voll Reiß, theils noch auf dem Stengel, theils gestampft, ein großer Theil seiner Ochsen und seiner Schweine waren an die Bäume umher angebunden. Sind alle diese Anordnungen getroffen, so kommen plötzlich die Frau und die Kinder des Todten: sie streuen Staub auf ihren Kopf und fangen mit ihren Nachbarn Streit an, da der Zauberer, der dem Todten das Leben nahm, sich unter ihnen befindet; wenn sie ihre ganze Wuth ausgelassen haben, so verschwinden sie unter der Menge. Plötzlich hört man das Geräusch der Tamtams, und ein großes Schwein und ein Ochse, bedeckt mit Zweigen, werden herbeigeführt; man bindet sie an die Bäume in der Nähe des Todten, tödtet sie aber erst drei Tage nachher. Noch einmal hört man fernes Geräusch, dieß sind die Frauen, die tanzend daher kommen, und Ochsenschweife, Holzstücke und dergleichen in der Hand tragen. Endlich kommen die mit Sagaien und Gewehren bewaffneten Männer; diese tanzen um den Todten und spielen mit ihren Sagaien auf eine sehr geschickte Weise; die, welche Gewehre haben, feuern Schüsse ab bis zum Abend. Gegen 6 Uhr steigt irgend eines der Oberhäupter des Dorfes hinauf neben den Todten und sagt mit lauter Stimme: „Wem der Todte etwas schuldig ist, der soll sich sogleich an den nächsten Verwandten wenden, um bezahlt zu werden.“ Der Verwandte, welcher gegenwärtig ist, verspricht mit lauter Stimme Alles zu bezahlen, und dieß Versprechen wird niemals gebrochen. Wenn die Nacht einbricht, so heben vier Männer den Körper herab, und zwei andere richten folgende Fragen an ihn: „Warum wolltest Du uns verlassen, was fehlte Dir, hattest Du nicht eine Frau, Reiß, Gewehre, Sagaien, Ochsen, Tuch u. s. w., und Du wolltest uns verlassen? Nun wohlan, wir verlassen Dich auch,“ und sogleich wenden sie ihm den Rücken und gehen davon; ein Einziger bleibt zurück, der ihn einscharrt mit seinen Sagaien, seinen Schürzen und andern um den Körper hergestellten Gegenständen. Er allein kennt das Grab, im Uebrigen spricht man nicht mehr davon. Alle Tage, Morgens und Abends, müssen Greise, Männer und Weiber die Todten beklagen: dafür gibt man ihnen Reiß.

Aus der Art, wie der Neger mich heilen wollte, ersieht man schon, daß die Kranken in diesem Lande wenig von der Hülfe der Kunst zu hoffen haben; während ich mich vom Fieber kurirte, wurde ein Greis krank, man legte ihn alle Tage auf einer Ochsenhaut in die Sonne, und stellte eine Ration Reiß und etwas Wasser neben ihn hin; aß er davon, so erneuerte man die Portion, aß er aber nicht, so kümmerte man sich nicht darum, und behauptete, er habe keinen Hunger. Ich goß dem armen Sterbenden etliche Löffel voll Bouillon ein, er befand sich dadurch besser, und seitdem gestanden die Neger, die Weißen wüßten die Kranken besser zu behandeln, als sie. Ich hätte in diesem Lande der erste Arzt werden können, aber das Schiff, das mich hieher geführt hatte, holte mich wieder ab. Ich wurde allgemein bedauert von diesen armen Wilden, die alle Tage gekommen waren und mich mit Fragen bestürmten. Ich glaube ihnen einiges Gute gethan zu haben: die Zeit, die ich unter ihnen zubrachte, war nicht verloren: warum blieb ich nicht mein ganzes Leben dort!

Vermischte Nachrichten.

In den englisch-amerikanischen Kolonien erschien bis zum Jahre 1704 keine Zeitung, wo dann in Boston The News Letter herausgegeben und bis 1776 fortgesetzt wurde. In Philadelphia ward die erste Zeitung im Jahre 1719 und in New-York im Jahre 1733 ausgegeben. Im Jahre 1775 erschienen dort schon 37, 1801 203, 1810 358 Zeitungen, und gegenwärtig werden wahrscheinlich nicht weniger als 1200 ausgegeben.

*

Englische Blätter behaupten, der Sultan gestatte keinem seiner Beamten, die Gemächer, in denen sein Schatz aufbewahrt werde, mit Kleidern zu betreten, die mit Taschen versehen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 328. 24 November 1833.

Umgebungen von Smyrna.

Ausflug nach Scalanova und den Ruinen von Ephesus.

(Aus Michauds Reisen.)

Ich machte mich zwei Stunden vor Sonnenuntergang auf den Weg, begleitet von einem Dolmetscher des französischen Konsuls, einem Cavaßi oder Janitscharen und einem Führer. Ich führte einen Teskeré oder Paß, vom Cadi in Smyrna ausgestellt, bei mir, der mir jedoch auf der ganzen Reise nie abverlangt wurde, da die Begleitung eines Cavaßi zu einer bessern Empfehlung dient als jeder Paß. Jenseits des Berges Pagus, links der Citadelle, betraten wir eine alte mit ungeheuern Steinen bepflasterte Militärstraße. Nach einem Marsche von zwei Stunden sahen wir rechts Sevedi-Keui, das „Dorf der Liebe,“ ein Name, der sehr passend die höchst anmuthige Lage desselben bezeichnet. Wir verfolgten dann einen steinigen, unebenen Weg, der von großen Olivenbäumen und zerfallenem Mauerwerk eingeschlossen war; die untergehende Sonne vergoldete die höchsten Gipfel des Berges Gallesus, an dessen Abhängen sich ehemals die Stadt gleichen Namens erhob. Hier trafen wir neben einer Cisterne Weiber, welche ihre Kleider wuschen, und Türken, die ihre Pferde tränkten. Bei unserer Annäherung verhüllten sich die erstern; einer der Muselmänner bot uns in einer hölzernen Schale einen Trunk Wasser. Die gütige Vorsehung hat an allen Straßen in der Türkei in Zwischenräumen Quellen und Brunnen für die Reisenden geschaffen, ein unschätzbares Gut in einem Lande, wo der Schatten selten und die Sonnenhitze erdrückend ist. Spät in der Nacht kamen wir in Devedi-Keui, dem Dorfe der Kamele, an, wo höchstens 15 Hütten stehen, und für die Karawanen ein Ruhepunkt ist. Ein lustiger, aufgeräumter Grieche ist der Eigenthümer des Kaffeehauses. Vier kahle Wände, Stufen mit alten Matten belegt, eine breite Vertiefung, wo man den arabischen Nektar bereitete — dieß war unser gastliches Wirthshaus. Diese Gattung von Kaffeehäusern sind in Ländern, die nur von Kamelen durchzogen werden, die einzigen Herbergen für Reisende. Pferde und Maulthiere weideten vor der Thüre; Männer und Weiber lagen auf ihrem Gepäcke ausgestreckt. Unser griechischer Wirth bemerkte, diese Karawane von armenischen Kaufleuten käme von Smyrna und ginge nach Scalanova. Einer derselben, der, während die andern schliefen, seine Pfeife rauchte, lud mich ein, die Reise mit ihnen zu machen. „Auf unserm Wege,“ sagte er, „hat sich eine Bande von Samioten gelagert, welche seit mehreren Monaten die Reisenden plündern und tödten. Wir haben Waaren und fürchten uns in ihre Hände zu fallen. Wenn „diese ungläubigen Hunde“ einen Franken bei uns sehen, so wagen sie sich vielleicht nicht an uns.“ Ich nahm seine Einladung an und nach einem sehr unruhigen, von tausend Insekten gestörten Schlafe von wenigen Stunden brachen wir am andern Tage vor Sonnenaufgang mit unserer Karawane auf. Ein starker Thau durchnäßte gänzlich unsere Kleider; gegen acht Uhr machten wir bei einem Kaffeehause, welches nur aus einer Hütte von Tannenzweigen bestand, Halt, und genossen zum Frühstücke etwas Milch, welche die in der Nähe weidenden Ziegen lieferten. Hier fanden wir vier wohlbewaffnete türkische Soldaten, mit der Bestimmung, die Karawane gegen die samiotischen Räuber zu schützen. Um 9 Uhr machten wir uns wieder auf den Marsch, geleitet von unserer muselmännischen Sicherheitswache; die Waldungen von agnus-castus (Kirschbaum), welche wir durchzogen, waren so dicht, daß wir kaum einen Pfad oder Ausgang entdecken konnten. Hierauf traten wir in tiefe Thäler, beschattet von Stechpalmen, Eichen und Tannen; überall steile Felsen und Abgründe, durch deren Anblick die Furcht sich von Neuem in der Seele der armenischen Kaufleute regte; die türkische Geleitswache, welche vielleicht gern die Gefahr übertreiben mochte, um einige Piaster mehr zu erhalten, behauptete, erst vor Kurzem in diesen Gebirgsschluchten drei blutige Leichname gefunden zu haben; der Cavaßi, vor Schrecken bleich, forderte uns auf, die Waffen bereit zu halten: che pavore, signor, wiederholte er mir in schlechtem Italienisch, und die ganze Karawane zog schweigend und zum Kampfe gerüstet dahin. Doch, Gott sey Dank! wir kamen mit dem bloßen Schrecken davon und unsere Wache, nachdem sie ihren Bachschis in Empfang genommen, zog nach der Hütte zurück. Die Berge in der Nähe von Ephesus sind seit Jahrhunderten durch samiotische Räuber unsicher, und die ältesten Reisenden sprechen schon von den hier überstandenen Gefahren. Gegen Mittag erblickten wir die Ebenen des Cayster und die Berghöhen von Ephesus. Hier trennte ich mich von der Karawane, um meine Beobachtungen der Gegend bequemer und mit mehr Freiheit machen zu können. Wir durchzogen die sileneſischen Sümpfe und gelangten an das Ufer des Cayster, über den wir auf einem großen, dreieckigen

Boote, welches mittelst eines Taues gezogen wird, gingen. Hierauf setzten wir unsern Weg auf engen, einerseits vom Flusse, andrerseits von den Berghöhen des Corissus begränzten Pfaden, gegen Westen fort. An der Mündung des Cayster sah ich Ueberreste von Mauern, welche zu den Ruinen von Ephesus gerechnet werden müssen. Gegen Mittag erblickten wir vor uns ein sumpfiges, mit schwarzen Zelten bedecktes Terrain. Diese Zelte gehörten einem kurdischen oder turkomanischen Stamme, der vom Fischfange und der Milch seiner Heerden lebt: nackte Kinder, Männer und Weiber, geschwärzt von der Sonnenhitze und von einem wilden Aussehen, saßen theils unter den Zelten, theils außerhalb mitten unter ihren Ochsen und Ziegen, ihre Netze über Binsen ausgebreitet. Niemand aus dem ganzen Stamme schenkte uns Europäern nur die mindeste Aufmerksamkeit, und sollte man es glauben, diese Leute wurden durch den Anblick eines Fremden in europäischer Tracht eben so wenig betroffen als ihre Ziegen, die um sie weideten. Von der Mündung des Cayster bis nach Neopolis (Scalanova) rechnet man 5 Stunden; der Weg führt auf engen, in Felsen eingehauenen, mit Steinen bedeckten Fußpfaden. An dem Abhange eines Hügels und an der Küste des Meeres erbaut, gewährt Scalanova mit seinen Gärten und Rebenhügeln, seinen gutgebauten Häusern und Dächern, welche denen in unsern südlichen Städten gleichen, den Anblick einer freundlichen und bedeutenden Stadt. Ich brachte vom französischen Konsul in Smyrna einen Brief an den hier residirenden Agenten mit, in dessen Wohnung wir eine freundliche Aufnahme fanden. Aus der Art, wie dieser Mann, der, ein Italiener von Geburt, die ägyptischen Feldzüge unter Bonaparte mitgefochten hatte, meine ersten Fragen beantwortete, konnte ich schließen, daß er in der Geschichte und den Alterthümern von Neopolis nicht eben sehr bewandert sey; der gute Mann wußte von Neopolis, Ephesus und Cayster gar nichts; er kannte nur, wie alle Eingebornen, die Namen Scalanova, Aja-Soluk und Mendéré. Ich besuchte, begleitet von ihm, meinem Dolmetscher und dem Cavasi, die Stadt, deren Inneres mir sehr traurig erschien; nirgends das Leben einer Stadt. Scalanova, welches in der letzten Zeit noch einigen Handel hatte, nimmt täglich an Bevölkerung ab, sein Hafen steht leer; kaum sieht man einige Kaiken aus Samos, welche an den Felsen des Gestades befestigt sind. In dem Hafen bemerkt man ein viereckiges, auf einer Felsenspitze erbautes Schloß; dasselbe steht, wie die Rhede, die es umgibt, verlassen und gehört zu den Ruinen von Scalanova. Diese Stadt, ehemals ziemlich bedeutend, hat nichts mehr als ihre fruchtbaren Hügelabhänge erhalten, welche einen sehr geschätzten Wein liefern; ihre Bevölkerung, welche aus Türken, Griechen, Juden und Armeniern besteht, steigt nicht über 4000. Viele jüdische und armenische Familien haben sie seit dem Verfalle des Handels verlassen; unser Agent ist der einzige Europäer in dieser Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Es würde jetzt eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn, wenn man dahin wirkte, daß dieses Sklavenhändlernest endlich bleibend durch eine gedeihliche Kolonie rechtschaffener Handelsleute ersetzt, und die ehedem zum Verkaufe hierher getriebenen Wesen die freien Besitzer und fleißigen Bebauer des Bodens würden. Wegen ihrer geringen Entfernung von dem Dembia-, dem Pongas- und dem Nunez-Flusse würden diese Inseln einen wichtigen Stapelort bilden, da der Verkehr sich von hier weit freier und unmittelbarer, als in Sierra Leone, gestalten könnte. Wären einmal die Inseln ordentlich bewohnt, eine kleine Kriegsmacht von erprobten Leuten mit einem Kommandanten, den man nicht so bald wieder abrufen dürfte, hierher gesetzt, und zugleich ein zweckmäßiges System des Landbaues angenommen und aufgemuntert, so daß die Schiffe des Geschwaders, die hier regelmäßig anlegen würden, sich stets mit ihrem Bedarf an Holz, Wasser und Lebensmitteln versehen könnten, dann würde die Zahl der wohnhaftbleibenden Kaufleute zunehmen und damit die Inseln zu einem Niederlagsorte afrikanischer Produkte und zu einem recht bedeutenden Handelsplatze sich erheben. Die Handeltreibenden würden insgesammt hier anlegen und ihre Ladungen abstoßen, anstatt die ungesunden Flüsse auf der gegenüberliegenden Küste hinaufzufahren, wo ihnen immerfort ärgerliche Hemmnisse in den Weg kommen und ihre Leute über dem schmutzigen Wasser jener Ströme, das sie trinken müssen, wegsterben. Machte man die Niederlassung vor Allem noch zu einem Freihafen, der allen fremden Schiffen und Waaren offen stünde, so würden die hier wohnhaften britischen Kaufleute die Kommissionäre der Franzosen und Amerikaner werden, die es vorziehen würden, hierher zu gehen anstatt, wie sie jetzt thun, mit ihren Waaren die Flüsse hinaufzufahren.

Die Zweckmäßigkeit der Wahl dieses Platzes zu einer Station muß nach seinen örtlichen Vortheilen bemessen werden, und gegen ihn, sollte man denken, möchte sich am Wenigsten von allen den Orten, mit denen man es bisher versucht hat, etwas einwenden lassen. Gesundes Wasser gibt im Ueberfluß eine reine Quelle. Gegen 200 Fuß ober dem Fluthhöhe-Zeichen sprudelt ein ergiebiger Quell, aus dem die Schiffe vermittelst Röhren über die Klippen herunter ihren Bedarf erhalten; und ohne die Fässer ans Land zu bringen, werden die Boote zu dreißig Tonnen im Tag gefüllt. Brennholz gibt es mehr als genug; Orangen und Limonen kann man bekommen, so viele man will, man braucht nur Jemand zu schicken, der sie pflückt und aussucht; Geflügel ist in beliebiger Menge zu haben; Schweine finden sich in solcher Anzahl, daß sie auf der ganzen Insel, dem Anschein nach, herrenlos herumlaufen; vortreffliche Schafe kann man das Stück zu 10 Schillingen (6 fl. rh.) kaufen; und auf den Weiden grasen immerfort die prächtigsten Ochsen. Somit wäre ein gesunder und fruchtbarer Erdfleck endlich von den Britten an diesen ungesunden Küsten gefunden, auf dem sie ihr so schönes und menschenfreundliches Werk von störenden Hemmnissen frei und mit Hoffnung auf bleibendere und günstigere Erfolge fortführen könnten.

Ueber Sier Leone selbst und über die Ursachen seines Fehlschlagens ist schon so viel gesagt worden, daß jede weitere Bemerkung überflüssig wäre. Daß der Versuch der allgemeinen Erwartung nicht entsprach, ist gewiß; daß aber dieser und noch andere Versuche der Art nicht bloß unausführbare Träumereien waren oder sind, beweist aufs Schlagende der Erfolg, der die Kolonie, welche zunächst in der Reihe auf dieser Küste kommt, begleitete. Es ist dieß ein Vorgebirge, aus dessen ursprünglichem Namen „Monte Serrado" die hier alle Namen verstümmelnde Aussprache der Neger Mesarado gemacht hat. Die amerikanische Kolonisationsgesellschaft siedelte hier eine Anzahl freier farbiger Leute, die Nachkommen von in Amerika gebornen und freigelassenen afrikanischen Sklaven an. Sie wurden aus den Vereinigten Staaten hierher geschickt, und die Ansiedlung selbst bekam den passenden Namen Liberia. Man trifft unter ihnen nur wenige Weiße und keinen, der Grundeigenthum besäße. Als die Kolonie zuerst gegründet ward, verschaffte man sich den Grund und Boden von den eingebornen Häuptlingen durch Ankauf oder Vertrag; allein es erhoben sich Mißhelligkeiten, die wahren Zwecke der Kolonisten wurden verkannt und die Folge waren mehrere blutige Streitigkeiten mit den Eingebornen, die die Niederlassung in ihrem ersten Entstehen schon beinahe zerstört hätten. Unter der klugen Leitung des Geschäftsführers der Gesellschaft, Hrn. Ashman, wurden indessen diese Zwistigkeiten beigelegt und Freundschaft und ein gutes Vernehmen zwischen den Eingebornen und den Fremden begründet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Caçadore.*)

Wahre Begebenheit aus dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel.

(Von einem englischen Offizier.)

Zur Zeit von Lord Wellingtons Rückzug hinter die Linien von Torres Vedras befehligte ich eine Kompagnie Caçadores, indem ich, wie viele britische Offiziere, mit einem höhern Grad in portugiesische Kriegsdienste übergetreten war. Meine beiden Lieutenants, zwei junge Schotten, waren Brüder; ich will sie Cameron nennen. Beide waren schöne, liebenswürdige und wackere junge Männer; der Jüngste insbesondere war eines der edelsten, offensten, tapfersten und großherzigsten Gemüther, die mir irgend vorgekommen sind. Er war damals noch nicht über sechzehn; schlank, hübsch, ruhig und mit Begeisterung für seinen Beruf eingenommen, versprach er einer der ausgezeichnetsten Militärs zu werden. Er hatte bereits an einem oder zwei Gefechten Theil genommen, in denen sich sein Benehmen vorzügliche Beachtung und besonderes Lob erwarb, und als Zugabe zu diesen Eigenschaften besaß er noch einen romantischen Anstrich, der das Ganze krönte und in Einklang brachte, und vorzugsweise zu einem Kriege paßte, wie der auf der Halbinsel war — „ein Krieg bis aufs Messer" — ein Krieg für Alles, was dem Menschen das Theuerste ist, für Himmel, Herd und Dach, für Vaterland, Familie und Freunde.

Zu der Zeit, wo wir in portugiesische Dienste traten, waren die Regimenter wenig mehr als bloße Rahmen; allein die Rekruten strömten in Schaaren zu, und wurden rasch in Bataillone organisirt, unter den britischen Offizieren und Unteroffizieren, welche gleichsam den Kern des Korps bildeten. Unter den Männern, welche uns vom Lande zukamen, befand sich auch ein junger Bauer von etwa zwanzig Jahren, dessen väterliche Hütte in Flintenschußweite von unsern Linien entfernt lag. Er zeigte eine besondere Flinkheit, Rührigkeit und Fassungsgabe, wurde äußerst schnell, was man einen rechten Soldaten nennt, und sollte bald zum Korporal befördert werden. Der junge Mensch zeichnete sich in jeder Hinsicht auf eine wirklich seltene Weise vor den meisten Andern seines Standes aus. Seine stete Achtsamkeit auf seine Dienstpflicht, und die leichte, gefällige und pünktliche Weise, mit der er sie that, waren gleich bemerkenswerth. Mit einem Worte, er war ein wahres Muster, und, was äußerst selten bei solchen Leuten der Fall ist, er war bei seinen Kameraden eben so beliebt, als bei seinen Offizieren.

Unser Regiment war bald vollzählig, und ließ, wie ich wohl sagen darf, an Mannszucht und Uebung in Waffen nichts zu wünschen übrig, ehe es nur vollständig mit den letzteren, und weit weniger noch mit der erforderlichen Bekleidung versehen war. Kurz nachdem das Heer die Stellung bei Torres Vedras eingenommen hatte, wurden wir zur Vorhut beordert, wo mich denn im Dienst die Reihe traf, die Vorposten zu befehligen. Der Wachposten bestand aus meiner eigenen Kompagnie, und gegen Sonnenuntergang trafen wir an Ort und Stelle ein. Jene Nacht und die damalige Umgebung sind mir noch so lebhaft im Gedächtniß, als wäre es erst gestern gewesen, und wahrlich, auch kein Wunder! Als die glänzenden Farben des Abendlichts verblichen, leuchtete der herrliche Mondschein in all dem Glanze eines südlichen Himmels. Eine verfallene Scheune bildete den Mittelpunkt unseres Postens; sie stand an dem Rande eines sanften, theilweise mit Buschwerk bedeckten Abhangs. Ungefähr 600 Fuß weiter vorne stand ein Bauernhaus, zufällig dasjenige von Velasquez Vater, der sich auf diese Weise jetzt so nahe an dem Ort, wo er geboren, als ein wackerer Kriegsmann im Dienste befand.

Die letzten Abendstrahlen waren endlich am Horizont verschwunden, und ich stand eben im Anschauen des Mondes versunken, der jetzt gerade in voller Pracht hoch am Himmel heraufzog, als ich durch einen Schuß und einen lauten Nothschrei, die von dem vorhin erwähnten Bauernhause herzukommen schienen, aufgeschreckt wurde. Von Niel Cameron, dem jüngern der zwei Brüder, und acht bis zehn Mann, unter denen sich Velasquez befand, begleitet, eilte ich nach dem Posten, welcher am nächsten jenem Orte zu stand. Er sagte, er habe den Knall und das Schreien wohl gehört, und unmittelbar darauf drei oder vier Männer hastig aus der Thüre kommen und sich in der unserm Piquet entgegengesetzten Richtung davon machen sehen. Wir eilten nach der Hütte, jedoch mit gehöriger Vorsicht, da wir die wahre Ursache des Lärms nicht kannten. Alles war still; wir erreichten die Thüre; sie stand offen. Auf der Schwelle lag ein Hut, dem Anschein nach einem französischen Offizier zugehörig, den er, wie man aus seiner Lage abnehmen konnte, beim Hinauseilen an dem obern Thürbalken angestoßen und so verloren haben mußte. Wir traten hinein und erblickten auf dem Boden die Leiber zweier ältlichen Männer. Velasquez sprang nach ihnen hin. Es waren die Leichname seines Vaters und seines Oheims! Das war indessen bei weitem noch nicht Alles; aus einem kleinen Hinterzimmer drang ein leises Gestöhne. In einem Nu war Velasquez von seines Vaters Leiche, über die er sich hingeworfen hatte, aufgesprungen und in jenes Zimmer gestürzt. Mein Lebenlang werde ich den Aufschrei nicht vergessen, den er in demselben Augenblick hervorstieß. Es war der entsetzlichste Ton, der je über menschliche Lippen drang, und wahrlich, wohl mochte er es auch seyn, denn der zerreißendste Todesschmerz hatte ihn ausgepreßt.

Als wir in das Zimmer traten, fanden wir Velasquez eben beschäftigt, den Körper eines jungen Weibes vom Boden aufzuheben, in der einige seiner Kameraden sogleich seine Verlobte erkannten. Sie war blaß, lag bewußtlos, und schien dem Tode nahe. Das Blut träufelte aus einer Wunde in der Seite, und an ihrem Halse bemerkte man blauschwarze Flecken, als ob er heftig und fest gedrückt worden wäre. Velasquez gab seine Verzweiflung auf eine Weise kund, die man im kälteren Norden für übertrieben angesehen haben würde; bei ihm aber waren diese Ausbrüche von Raserei natürlich und wahr. Unter abwechselnden Thränen und Verwünschungen schwur er dem Urheber seines Unglücks tiefe blutige Rache. Wir trugen endlich die Sterbende nach der Scheune, welche, wie ich bereits erwähnt habe, für diese Nacht das Hauptquartier unseres Piquets war, wo man sie auf einiges Stroh legte, das für die Soldaten zum Schlafen ausgebreitet worden war. Cameron und ich verbanden dann ihre Wunde. Velasquez schien völlig unempfindlich für Alles, was vorging. Als wir ihn das Verbandtuch halten hießen, schien er uns nicht zu verstehen; wie wir ihm aber das Ende davon in die Hand ge-

*) Portugiesische leichte Infanterie, Jäger, Chasseurs.

geben hatten, hielt er es, bis es gebunden war. Ich schickte einen Soldaten fort, um den Regiments-Wundarzt um seine Hülfe bitten zu lassen, und zog mich dann mit Cameron in einen Verschlag zurück, der uns von Velasquez und seiner Pflegbefohlenen schied. Der übrige Theil der Wachmannschaft hatte sich mit dem Zartgefühl, das auch der Roheste von selbst bei dem Anblick eines Tiefbekümmerten empfindet, aus der Scheune entfernt und die beiden mit einander allein gelassen.

Es war dieß die längste und peinlichste Nacht meines Lebens. Ich meinte, es wolle nicht Tag werden. Von einer Stunde zur andern sah ich erwartungsvoll der Ankunft des Wundarztes entgegen. Bei jedem Geräusch glaubte ich, er sey es; allein er kam nicht. Gegen ein Uhr erhob sich allmählich der Wind und machte, als er so durch das baufällige Gebäude heulte, die ohnehin tiefe, einzig durch das Aechzen des sterbenden Weibes unterbrochene Stille nur noch furchtbarer. Velasquez saß an der Seite des verwundeten Mädchens, sein Gewehr zwischen den Knieen, ihre Hand fest in der seinigen, und mit seiner andern ihr Haupt stützend. Während dieser ganzen langen Schreckensstunde kam kein Wort über seine Lippen, keine Thräne aus seinen Augen; es war, als ob die Verzweiflung alle Kräfte seines Geistes und Körpers zu Eis erstarrt hätte. Als der flackernde Glast des Feuers auf sein Gesicht fiel, sahe ich seine Augen verglast und leer hinausstierend. Sein Körper wiegte sich mechanisch hin und her, das einzige Zeichen von Leben, das er gab. Er schien für Alles abgestorben, nur für die tiefe Erkenntniß seines Elends nicht.

Die Nacht schlich langsam hin, und noch immer kam der Wundarzt nicht. Wie ich später erfuhr, hatte ihn ein Dienstgeschäft nach einem entfernten Theile der Linien gerufen, und mein Bote ihn nicht eher getroffen, als bis es zu spät war. Eine Stunde vor Tagesanbruch muß die Vorpostenmannschaft, nach der Dienstordnung, unter das Gewehr treten; wir standen deßhalb von unserm Strohlager auf. Als wir durch den Theil des Gebäudes gingen, worin Velasquez und seine Verlobte sich befanden, trafen wir den Unglücklichen noch genau in derselben Lage, wie er sich gleich anfangs niedergesetzt hatte. Wir gingen zu ihnen hin, um nachzusehen, was das arme Weib mache, und fanden, daß ihr Bewußtseyn zurückzukehren begann. Ich besorgte, was sich auch später bestätigt hat, es möchte dieß nur jene Wiederkehr der Besinnung seyn, die so oft der gänzlichen Auflösung vorangeht. Nach einer Weile war sie im Stande, eine deutliche Erzählung der Vorfälle der verflossenen Nacht zu geben. Ihrer Erzählung zufolge war mit einbrechender Nacht, während sie gerade allein daheim war, eine Streifrotte von fünf bis sechs französischen Soldaten, einen Offizier an ihrer Spitze, in das Haus gedrungen. Den Offizier beschrieb sie als einen großen starken Mann mit hellem Haar und einem besonders auffallenden weißen Schnurrbarte. Dieser Mensch hatte, schien es, an dem wehrlosen Mädchen jede Unbild verübt, die nur die höchste Brutalität eingeben kann. Mittlerweile kamen ihr Vater und ihr Oheim (denn sie war Velasquez Base) herein und bemühten sich, sie aus den Klauen des Unholds zu befreien. Die Folge war die augenblickliche Ermordung beider, und auch sie wurde durch eine Pistolenkugel zu Boden gestreckt. Die Mörder, welche indessen befürchten mochten, daß der Knall der Schüsse unsere Feldwache allarmirt haben könne, zogen in größter Eile wieder ab. Der Hut, welcher wirklich dem Offizier gehörte, enthielt zufällig einige schriftliche Bemerkungen und Papiere, aus denen wir nicht allein sein Regiment, sondern auch seinen Namen erfuhren.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Gerbens Reise durch Persien findet sich folgende Skizze einer sibirischen Hochzeit: Die Mitgabe der Braut bestand in mehrern großen Kisten mit Kleidern; zwischen jedem einzelnen Stück lag eine Münze. Ferner in einem aufgerichteten Bett, einem Ankleidetisch, mehrern Götzenbildern u. s. w. Die Gesellschaft bestand aus ihren Verwandten, die ihren Verlust in klagenden Versen bejammerten. Am folgenden Tag kam der Bräutigam, um die Braut zu holen; nachdem sie alle ihre Freunde geküßt hatte, trat sie weinend heraus; ein Teppich war ausgebreitet, auf den sie niederkniete, und sich dann beugte, um die Füße ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Mannes zu küssen, die ihr wechselsweise ein Bild der Jungfrau Maria vorhielten. Dann wurde eine Mahlzeit gehalten, an welcher über hundert Personen Theil nahmen; Männer und Frauen saßen, wie es Sitte ist, von einander gesondert. Die Mahlzeit bestand aus Suppen, kalten Speisen, Pasteten, Thee, Wein und Branntwein, und dauerte fünf Stunden. Abends war Ball, auf dem ungefähr 70 sehr gut in Seide, Musselin u. s. w. gekleidete Frauen gegenwärtig waren. In Jakutien werden die stärksten Esser immer ganz besonders zu Hochzeiten geladen.

*

Das Porzellan von Sèvres hat als Zeichen auf seiner untern Fläche ein eignes blaues großes Merkzeichen mit der französischen Krone darüber. Die Ausstellungszimmer in Sèvres enthalten eine Sammlung der kostbarsten Gegenstände. In Paris im Louvre findet jährlich eine Ausstellung der schönsten Stücke statt, aus denen der König wählt, was ihm gefällt, und dafür den bestimmten Preis bezahlt. Die Besichtigung der Fabrik von Sèvres gehört zu den Ausflügen in der Umgebung von Paris, und der Reisende bringt sie am besten mit einem Besuch von St. Cloud oder Versailles in Verbindung. Die Arbeiten von Sèvres haben seit der Revolution an Werth und Schönheit verloren; in frühern Zeiten wurde für Ludwig XIV ein vollständiges Service verfertigt, von dem jeder Teller auf 24 Louisd'or zu stehen kam. Im Palast der Tuilerien ist, oder war, eine kostbare porzellanene Vase von Sèvres, die 1000 Louisd'or gekostet hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 329. 25 November 1833.

Die Revolution von Mexiko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Es war um die ganze Revolution geschehen, wenn Calderon seinen Sieg zu benützen verstanden hätte; wäre er sogleich auf Veracruz marschirt, so würde er daselbst noch vor den Flüchtlingen angekommen seyn und die Stadt ohne Schwertstreich genommen haben: denn Alles war darin in Verwirrung und Verzweiflung. Statt dessen zeigte er eine unbegreifliche Unfähigkeit; zufrieden mit seinem Triumphe, blieb er in seinem Lager verschanzt und ließ den Feind seine Trümmer sammeln und wieder in Ordnung bringen. Er soll sich gegen die Besiegten viele Grausamkeiten erlaubt haben, was durch sein früheres Benehmen nur allzu glaublich ist. Der unglückliche Obrist Lendero, der sich während des ganzen Tages durch Wunder von Tapferkeit ausgezeichnet hatte, wurde endlich von der Menge umringt und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen; zwei Soldaten führten ihn vor Calderon, der ihn mit bitterem Spott verhöhnte und Befehl gab, man soll ihn von einem Verräther befreien, dessen Anblick ihn beflecke: er wurde unter seinen Augen massakrirt.

Indessen sammelten sich die Flüchtlinge in Veracruz, und Santa Anna befand sich an der Spitze von 4—500 Mann; die übrigen waren gefangen, getödtet oder zerstreut. So blutig auch dieser Tag gewesen war, so läßt sich doch nicht wohl glauben, daß die Besiegten 800 Mann Todte gehabt hätten. Die ersten Berichte waren übertrieben.

Endlich setzte sich Calderon in Marsch mit seiner gewöhnlichen Furchtsamkeit und die Stadt ward belagert. Hier kann ein Europäer, wenn er einen Blick auf die Operationen dieser Belagerung wirft, ein mitleidiges Lächeln kaum unterdrücken. Veracruz ist auf einer halbrunden Sandebene erbaut, die ungefähr eine halbe Meile im Umfang hat; diese Ebene endigt sich mit einer doppelten Reihe von Sandhügeln, hinter denen die Wälder von Mexiko beginnen. Die Revolution, welche die Spanier vertrieb, hat einige Spuren der Zerstörung hinterlassen, und außerhalb der Mauern befinden sich die Ruinen einer großen Anzahl von Lusthäusern, Kirchen und alten Klöstern, zwischen denen die Belagerer sich hätten festsetzen, ihre Batterien errichten und die Stadt zusammenschießen können. Auf der Landseite schützt eine schlechte Mauer die Stadt kaum vor einem Ueberfall. Santa Anna ließ, sey es aus Unwissenheit, oder weil er die Unfähigkeit seines Gegners kannte, nicht einmal die Ebene von den Trümmern rein machen, sondern begnügte sich, die Kanonen längs der Wälle aufzustellen. Calderon schlug sein Lager hinter den Sandhügeln auf, ließ in geringer Entfernung vom Ufer eine mit drei Mörsern bewaffnete Bastion errichten und nun begann die sogenannte Belagerung. Morgens und Abends warfen die Belagerer einige Bomben gegen die Stadt, welche häufig in halber Entfernung platzten, beinahe keine einzige fiel innerhalb der Mauern nieder. Die Belagerten gaben ihnen aus Höflichkeit den Gruß zurück mit derselben Anzahl Bomben, die in der vermutheten Richtung der feindlichen Batterien geworfen wurden, aber eben so wenig Wirkung thaten, wie die ersten. Dieses Spiel dauerte zwei Monate hindurch, ohne daß man auf irgend einer Seite Vortheil errungen hätte. Zwei Kanonier-Schaluppen unter den Befehlen des Kapitäns Cochrane, der den Kapitän Reybaud als zweiten Befehlshaber unter sich hatte, gingen nach der Küste von Antigoa, um ein kleines Fort, das Calderon erbaut hatte, anzugreifen. Die Kanonade war lebhaft, Reybaud, keck wie ein Pirate, näherte so sehr wie möglich sich dem feindlichen Feuer, mußte sich aber endlich zurückziehen, nachdem eine Kartätschenlage ihm den Arm weggenommen hatte. Sein Muth und seine Kaltblütigkeit verließen ihn nicht einen Augenblick, und er trug die Folgen seiner Wunde mit bewundernswerther Entschlossenheit.

Während so die Belagerung sich in die Länge zog, schwankte die aus 2000 Mann regulärer Truppen bestehende Besatzung von Tampico noch unentschlossen hin und her, bis ein Schneider sich in den Kopf setzte, sie auf Santa Anna's Seite zu bringen. Er versammelte mehrere einflußreiche Soldaten, mit denen er in Verbindung stand, brachte ihre Lebensgeister durch ein gutes Gastmahl in Aufregung, nach welchem er mit ihnen die Straßen der Stadt unter dem Rufe: Viva Santa Anna! durchzog. Eine große Anzahl ihrer Kameraden schloß sich an sie an, und die Bewegung ward allgemein. Die Subalternoffiziere begünstigten sie oder wagten nicht, sich ihr zu widersetzen und die ganze Garnison erklärte sich für Santa Anna. Sie forderte den General Moctezuma auf, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, und dieser willigte ein, vielleicht aus Ueberzeugung, wahrscheinlicher aber aus Noth. Moctezuma war von der Regierung abgesandt worden, um das Kommando der Truppen zu übernehmen und auf Mittel zu den-

ken, die Ruhe im Staate Tamaulipas zu erhalten; es läßt sich darum nicht wohl denken, daß er sich freiwillig dem Aufstande angeschlossen haben sollte, aber die Umstände und sein persönliches Interesse entschieden: indeß wurde er stets von den andern Häuptern der Partei sehr argwöhnisch beaufsichtigt. Moctezuma ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren, groß und mit einem sanften wenig ausdrucksvollen Gesichte. Obgleich er langsam durch die untern Grade der Armee vorgerückt, und endlich bis zum General gestiegen war, so ist er doch durch keine besondere Kriegsthat bekannt. Persönlich tapfer, wird er die Befehle eines Chefs auszuführen verstehen, ist aber nicht gemacht, im ersten Range zu glänzen. Obgleich mit einem gesunden Urtheil begabt, ist er doch ein sehr mittelmäßiger Kopf: die Umstände konnten ihn emporheben, aber er war nicht im Stande sie zu beherrschen oder herbeizuführen; dieß ist der Mann, den der Zufall an die Spitze einer revolutionären Bewegung stellte. In seiner Umgebung machte sich Niemand bemerkbar, keine irgend bedeutende Unternehmung wurde von dieser Seite versucht, und alle seine Erfolge muß man deßhalb dem Glücke zuschreiben.

Bei der ersten Nachricht von dem Aufstande zu Tampico schickte die Regierung 1200 Mann unter dem General Teran ab, in der Hoffnung, daß dieser sich der Stadt ohne Schwertstreich bemächtigen würde. Aber Moctezuma hatte die schon begonnenen Befestigungen eifrig fortgesetzt, die Wälder um Tampico her umhauen lassen, er selbst führte die Aufsicht über die Arbeiten seiner Soldaten, und schon erhoben sich mehrere Forts und Bastionen, um die Stadt und ihre Umgebungen zu decken. Teran sah sich deßhalb genöthigt, einige Zeit zu Altamira zu verweilen, und die Mittel der Verführung gegen einen Feind zu versuchen, den er zu einem Angriffe zu stark fand.

Unter diesen Umständen langten die Schiffbrüchigen der französischen Kriegsbrigg Fanny an. Die zu Tampico wohnhaften Franzosen empfingen sie freudig, denn jeden Tag fürchtete man einen Angriff von Seite Terans, jeden Tag verbreitete eine neue Proklamation dieses Generals Unruhe unter den Fremden: auch er rief: Haß und Tod den Spaniern! und dieser Ruf war das Losungswort der Partei Santa Anna's. Die französischen Kaufleute, welche fürchteten, im Falle eines Volksaufstandes möchte man sie unter dieser Benennung mitbegreifen, baten ihren Konsul dringend, diese Schiffsmannschaft in der Stadt zu behalten, überzeugt, daß ihre Gegenwart allein dem Volke imponiren würde. Moctezuma selbst sah ihr Bleiben nicht ungern; er erbot sich selbst, sie zu bewaffnen, in der Hoffnung, in ihnen eine Stütze oder wenigstens ein Mittel zur Aufrechthaltung der Ordnung zu finden.

Santa Anna, welcher Tampico für den stärksten Punkt hielt, auf den er sich stützen könne, sandte zwei Kriegsgoeletten unter den Befehlen des Kapitäns Cochrane ab, um die Bewegung zu seinen Gunsten zu entscheiden. Diese Fahrzeuge hatten ferner den Auftrag, ein für Rechnung der Regierung befrachtetes englisches Schiff, das an irgend einem Punkte der Küste Munition jeder Art ans Land setzen sollte, anzuhalten, wenn sie es träfen: auch sollten sie zu verhindern suchen, daß Yukatan zur See dem Ministerium Hülfstruppen schicke, denn es schien gewiß, daß dieser Staat kräftig das ministerielle System zu unterstützen geneigt sey. Moctezuma benützte die Schiffe für sich, und ließ sie unterhalb der Stadt Anker werfen, um Teran zu verhindern, am linken Ufer des Flusses herauf bis nach Tampico zu gelangen: Auf der Landseite war die Stadt wohl vertheidigt, da sie aber von der Flußseite her es gar nicht war, so hätte ein kühner General in einer einzigen Nacht durch die Seen und den Fluß Truppen in Pirogues herandringen und vielleicht die Stadt nehmen können, ohne einen Schuß zu thun. Teran beschränkte sich auf Unterredungen und feindliche Demonstrationen, in denen man ihm einige Leute tödtete.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Fortsetzung.)

Wirklich zeigt sich uns in der ganzen Literatur der Restauration, wenn wir sie ruhig überblicken, eine Literatur des Zwistes und der Unentschiedenheit, ein Hin- und Herschwanken zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen oder der alberne und ungenügende Versuch beide zu vereinigen. Derselbe Kampf, wie in der Politik, zwischen den Anhängern an die Dinge, wie sie waren, und an die Dinge, wie sie sind, oder nach dem Dafürhalten der Unerfahrenen und Sanguiniker seyn sollten; in der Religion zwischen den Jesuiten, den gemäßigten Reformern und denen, welche, wie die Saint-Simonisten, einen neuen Himmel und eine neue Erde haben; derselbe Kampf zeigt sich auch in der schönen Literatur zwischen den Anhängern des Klassicismus und Romanticismus, des Liberalismus und Legitimismus des Gedankens, so wie in dem System des Juste-Milieu, welches diese heterogenen Elemente gern in eins verschmelzen möchte. Bald scheint das eine Element das Uebergewicht zu erhalten, bald das andere, und wie zur Zeit der Nebenpäpste der eine von Rom, der andere von Avignon aus mit Bullen und Bannstrahlen auf den andern loswetterte, so weiß jetzt keiner, auf welchem Stuhl denn eigentlich der wahre Nachfolger des heiligen Petrus sitzt. Die Grundsätze des Geschmacks, ja die Grundlagen der Moral, auf welchen jene Grundsätze ruhen, bleiben der schiedsrichterlichen Gewalt streitender Tribunale überlassen, von denen jedes sich die höchste Autorität allein zuspricht, und die Entscheidungen des andern schlechtweg verwirft. So lange durch stillschweigende Uebereinkunft, gegründet auf tieferes Wissen und leidenschaftslose Erörterung, im literarischen und moralischen Frankreich nicht ein oberster Kassationshof eingesetzt wird, der diese widersprechenden Urtheile ausgleicht, so lange wird sich kein anderes Resultat ergeben, als das, welches überhaupt die Aera Karls X, oder noch bestimmter die seines Nachfolgers charakterisirt, eine ihrer Natur nach ephemere Literatur, welche dem Geschmack und den Vorurtheilen der Zeit huldigt und die Spuren ihrer Sterblichkeit schon auf der Stirne trägt, nicht hervorgegangen aus der belebenden Kraft innerer Ueberzeugung, sondern aus dem trüben Quell des Eigennutzes und Parteihasses, Alles vermengend und verwirrend, Sitten und Charaktere, Sprache und Styl, jetzt streng wie Zeno, jetzt üppig und frivol mit aller Ausgelassenheit der epicuräischen Sekte, bald aber ihre

eigene Entartung jammernd und wehklagend, bald selbst in der Buße über neuen Sünden brütend, und wie Scotts in Verzweiflung sterbender Ritter, nichts hoffend, nichts glaubend und nichts fürchtend.

Somit diente, unserer Meinung nach, die Revolution nur dazu, die Sache zu verschlimmern und der allgemeinen Verwirrung eine lautere Stimme zu leihen. Sie machte das Gemüth mit dem plötzlichen Umsturz alles dessen vertrauter, was man bisher für unbezweifelt fest und sicher gehalten hatte, und von dem glücklichen Erfolg in den Veränderungen des bürgerlichen Lebens schloß man, dem Anschein nach nicht unrichtig, auf eine gänzliche Umgestaltung der geselligen Verhältnisse. Alle Chimären, die sich von jeher in den Köpfen müßiger Träumer eingenistet haben, als da sind: neue Vertheilung des Eigenthums, neue Geschlechtsverhältnisse, neue Rangordnungen nach einem eingebildeten Maßstab von geistigen und körperlichen Fähigkeiten, neue Moralgesetze, neue Religionsübungen, wie sie zu den Neigungen eines jeden paßten, alle diese und noch viele andere Dinge, wie sie gewöhnlich einer Revolution vorangehen und nachfolgen, wurden jetzt von Neuem ausgeheckt. Noch ein großer Uebelstand einer solchen Epoche besteht darin, daß sich die Heloten der Literatur ins Unendliche vermehren, bloße Taglöhner im literarischen Weingarten ohne Treue und Gewissenhaftigkeit, und immer bei der Hand, irgend einer Laune des Publikums zu fröhnen und irgend ein Thema des Augenblicks bis zum Ekel wiederzukäuen und abzudreschen. Diese Leute sind vielleicht gegenwärtig in Frankreich die Einzigen, die sich bei dem Zustand der Desorganisation und Auflösung wohl befinden. Hängt doch von diesem ihrem zweideutigen Gewerbe ihr ganzer Lebensunterhalt ab, kennen sie doch kein höheres Streben, als sich in so weit wichtig zu machen, um, bei ihrer Brauchbarkeit zu schaden, von einer der Faktionen, welche den Staatskörper zerfleischen, in Sold genommen zu werden. So arbeiten sie denn fortwährend mit aller Macht daran, die schon tief genug gesunkene Literatur noch tiefer herabzuwürdigen. Nur unter solchen Konjunkturen konnte ein Schriftsteller wie Balzac mit seinen Contes Drolatiques, denen er sich nicht entblödet seinen Namen an die Stirne zu setzen, hervortreten. Hier findet man die schlüpfrige Ausgelassenheit eines Boccaz in der derben Sprache eines Rabelais, ja im Angesicht des Publikums schämte er sich nicht, das Gelübde zu thun, diesem ersten Band, wenn er günstig aufgenommen wird, in Kurzem noch neun andre nachfolgen zu lassen. Nur so konnte es einem dramatischen Dichter einfallen, ein Schauspiel wie seine Königin von Spanien zu schreiben, welches jedoch wegen der empörendsten Indecenzen gleich bei der ersten Aufführung ausgepfiffen wurde. Wo anders als in einem solchen Chaos von tollhäuslerischen Meinungen und moralwidrigen Ansichten ließe sich auf Ehebruch, Blutschande und ähnliche Gräuel der Plan eines Romans oder Drama's gründen, oder wie sonst der erste Tragiker seiner Nation, Victor Hugo, die verrufene Lucretia Borgia zur Heldin eines Stückes wählen, in welchem das Hauptinteresse auf ihr und ihrem aus Blutschande erzeugten Sohne ruht. Sehen wir auf das Privatleben der heutigen Schriftsteller Frankreichs, wo las man noch von einer tragischern Katastrophe, als die durch den Selbstmord des Escousse und Le Bras herbeigeführt wurde. Escousse, ein Jüngling von nicht mehr als zwanzig Jahren, machte sich durch einige Dramen bekannt, die im blutrünstigen Geschmack der Zeit geschrieben waren. Das Publikum zollte ihm Beifall, nicht so die Kritik, und einige beißende Epigramme auf ihn kamen in Umlauf. Dieß schmerzte den jungen Mann, der außerdem der Welt schon überdrüssig seyn mochte, so sehr, daß er sofort beschloß, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Le Bras, sein Freund und Mitarbeiter von ungefähr gleichen Jahren, theilte seinen Aerger und Weltüberdruß. Beide schlossen sich hierauf in Escousse's Zimmer ein und erstickten sich durch Kohlendampf. Auf dem Tisch fand man ein Billet von Escousse's Hand, worin es heißt: Escousse entleibte sich, weil er hier nicht an seinem Platze war, weil es ihm bei jedem Schritt, den er vor- oder rückwärts thun mochte, an Kraft gebrach, weil die Liebe zum Ruhm seine Seele nicht genug beherrschte, wenn es überhaupt eine Seele gibt. Auf mein Buch, setzt er hinzu, wünschte ich folgende Inschrift gesetzt:

> Adieu, trop inféconde terre,
> Fléaux humains, soleil glacé;
> Comme un fantome solitaire
> Unaperçu j'aurai passé;
> Adieu les palmes immortelles,
> Vrai songe d'une ame de feu;
> L'aile manquait, j'ai fermé ailes: Adieu!

Eine Literatur, die unter so ominösen Einflüssen entstand, trug theils deutliche Spuren ihres phantastischen Ursprungs an sich, theils zeigte sie sich wohl weniger phantastisch und unwahr, hat aber aus Ursachen, die wir später entwickeln werden, etwas für unser Gefühl nicht minder Empörendes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Caçadore.

(Fortsetzung.)

Der Auftritt, der nun zwischen Velasquez und seiner Base erfolgte, war der ergreifendste, von dem mich mein Schicksal je hatte Zeuge werden lassen. Sie lebte nur noch wenige Minuten. Ihr Verlobter blieb immerfort an ihrer Seite sitzen, und hielt immer noch ihre Hand in der seinigen. Cameron bestrebte sich, ihn aus seiner dumpfen Betäubung zu wecken, und suchte ihn mit den gewöhnlichen Trostgründen aufzurichten, deren wir uns in dergleichen Fällen wohl bedienen, und deren Nichtigkeit wir aber leider nur zu gut selbst fühlen. Zuletzt, von der That auf den Thäter übergehend, rief Cameron: „Wenn ich den Menschen jemals treffe, sey's morgen, sey's noch nach zwanzig Jahren, mag ich Gefangener bei den Franzosen, mag ers bei uns seyn — treffe ich ihn je, beim Himmel! so schieß ich ihn nieder!" Da fuhr Velasquez, der sich bis daher ganz leidend verhalten hatte, rasch empor. Mit dem ganzen Ungestüm seines Volks stürzte er auf Cameron zu, drückte ihn fest an seine Brust und strömte eine Fluth von Segenswünschen über ihn aus, unterbrochen von Schluchzen und Thränen, mit denen sich jetzt sein gepreßtes Herz Luft machte.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß ein solches Benehmen seinem Offizier gegenüber sich nicht zieme, er stürzte von ihm weg, nahm ohne ein Wort zu sagen sein Gewehr, und begab sich instinktmäßig auf den Platz, den er in Reihe und Glied einzunehmen hatte. Ein englischer Sergeantmajor, ein alter gedienter Kriegsmann, nahm ihn mit der Achtung, die großer Schmerz immer gebietet, bei der Hand und führte ihn auf seinen Platz. Mitleid und Entrüstung glühten in den schwarzen

Feueraugen seiner Kameraden, als er so dahin wankte, und manche Verwünschung ward gegen den Franzmann ausgestoßen, die nachher auf eine nur zu herbe Weise in Erfüllung ging.

Der Tag war inzwischen angebrochen, und ich sah mit eigenen Augen, wovon ich wohl oft schon gehört, was ich aber nie, außer dieß eine Mal, selbst erlebt hatte. Das Haar des Unglückseligen hatte sich vom dunkelsten Schwarz im Laufe dieser unsäglich leidenvollen Nacht ins Schneeweiße verwandelt. Von dieser Zeit an war Velasquez gänzlich umgewandelt. Er that seinen Dienst zwar erträglich, aber die Rührigkeit und der Eifer, die ihn bei seinen Offizieren so empfohlen hatten, waren verschwunden. Er sprach selten oder nie, wurde nachläßig in seinem Aeußern, während er sich hierin früher gerade durch besondere Nettigkeit ausgezeichnet hatte. Die Schwungkraft seines Geistes war gelähmt. Die Offiziere des Regiments wurden natürlich Alle mit seiner Geschichte bekannt, und Mitleid mit des Mannes gränzenlos hartem Geschick sowohl, als auch die Erinnerung an seine frühere vortreffliche Aufführung, veranlaßten sie, Abweichungen von den Dienstvorschriften oder Nachläßigkeiten, wenn dergleichen an ihm zu bemerken waren, zu übersehen. Er hatte das traurige Vorrecht des Unglücks.

Auffallende Ausnahmen von seiner sonstigen Lethargie und Theilnahmlosigkeit gab es indessen doch, wiewohl selbst diese sich mehr durch stumme Handlungen als in Worten kund gaben. Beinahe ausschließlich schloß er sich an Niel Cameron an. Er war stets, wenn es irgend anging, um ihn, bewachte jeden seiner Tritte, kam seinen Bedürfnissen in Allem zuvor, schien nur für seinen Dienst zu leben. Allein man sah nur zu deutlich, daß der glühende Durst nach Rache großen Antheil an der Dankbarkeit hatte, wodurch diese eifrige Anhänglichkeit hervorgerufen wurde. Niels feierliche Erklärung, daß er dem Tirailleuroffizier, wo er ihn auch träfe, das Leben nehmen wolle, hatte sich so tief und lebhaft in des Portugiesen Seele eingeprägt, und das dunkle wildblitzende Feuer, das oft in seinen Augen loderte, wenn er Cameron ansah, zeigte, daß jener Schwur seinen Gedanken stets gegenwärtig war.

Es verstrichen einige Monate. Massena brach aus seiner Stellung vor Torres Vedras auf und begann seinen berühmten Rückzug. Wir waren im eifrigen Verfolgen begriffen, und hatten bereits das spanische Gebiet betreten, als die Reihe wiederum an uns kam, den Vorpostendienst zu versehen. Mein Detachement bestand wie früher aus meiner eigenen Kompagnie, und unser waren etwa 90 bis 100 Mann. Die Franzosen waren, wie man vermuthete, etwa einen Tagemarsch von uns entfernt, und wir hatten strengen Befehl, besonders auf unserer Hut und wachsam zu seyn. An einem schönen Sommerabend gegen sechs Uhr trafen wir an unserem Standorte ein, und wir befanden uns hier kaum eine Viertelstunde, als ein spanischer Bauer uns Nachricht brachte, daß eine Eskorte von etwa 50 Franzosen mit einigem Vieh in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Stunden von unserer Fronte vorbeiziehen würde; er drang dabei in uns, wir sollten kommen und das Vieh retten, und das Detachement abschneiden, das, wie er sagte, aufs Fouragiren ausgeschickt worden seyn mußte, und die unglücklichen Eigenthümer des Viehs genöthigt hatte, als Treiber mitzugehen; auch er, schloß er seine Erzählung, habe zu diesen gehört, sey aber entwischt, um uns von Allem zu benachrichtigen. Ich setzte dem Manne die Unmöglichkeit, unseren Posten zu verlassen, aus einander; wir hätten hier einen äußerst wichtigen und kitzlichen Dienst, und es könne durchaus keine Rede davon seyn, daß wir uns von der Stelle rührten; ich wolle ihn indessen zu der Nachhut schicken. Das wollte er nicht. „Es würde zu viel Zeit versäumt, und die Eskorte mittlerweile weiter seyn,“ meinte er. „Seine Kameraden,“ setzte er hinzu, „hätten versprochen, sie durch einen nur anderthalb Stunden von uns entfernten Hohlweg zu führen, wo wir sie bis auf den letzten Mann abschneiden könnten.“ Seiner Beschreibung nach bestand das Detachement aus etwa 50 Mann vom — — Regimente, unter dem Befehle eines großen grimmigen Mannes mit dem allerauffallendsten weißen Schnurrbarte, den er je gesehen hätte! Velasquez war zugegen, als der Mann erzählte. Wie gewöhnlich schien er auf nichts zu hören und zu achten, bis ihm die Nummer des Regiments plötzlich ins Ohr klang. Er horchte hoch auf und von nun an mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; bei der Erwähnung des Offiziers mit dem weißen Schnurrbarte schien sein ganzes Wesen von einem neuen furchtbaren Lebensfeuer durchzuckt und beseelt. Ich hatte in diesem Augenblick mein Auge auf ihn gerichtet: seine schwarzbraune Wange wurde todtenblaß, seine Lippen bebten, seine Augen waren plötzlich mit Blut unterlaufen, ein wilder, kurz hervorgestoßener Ausruf der Rache und Lust verrieth, was in seinem Innern vorging. In einem Nu war bei ihm aller Sinn für Kriegszucht verschwunden. Laut forderte er seine Kameraden auf, ihm seine Rache an jenem Scheusal ausüben zu helfen; er beschwor sie in wenigen abgebrochenen, beflügelten und leidenschaftlichen Sätzen, „so wahr sie ihre Eltern liebten, so wahr ihnen ihr Glaube ehrwürdig sey, so wahr sie die Ehre ihrer Schwestern, ihrer Gattinnen und der heiligen Jungfrau hoch und werth hielten,“ ihm zu helfen, jenen Unchristen vom Angesicht der Erde zu vertilgen. Dann wandte er sich plötzlich an Niel Cameron, erinnerte ihn an sein Versprechen, forderte ihn zur That auf. „Jetzt, Herr,“ rief er, „jetzt stehen Sie mir doch nicht ab?! gewiß nicht!“ — „Nein, beim Himmel, das werd' ich nicht!“ rief Niel. „Mir nach, Jungens!“ und fort stürmte die ganze Kompagnie, acht bis zehn Mann ausgenommen, welche hauptsächlich aus Engländern bestanden, in der von dem Spanier bezeichneten Richtung. Umsonst rief ich ihnen ein befehlendes „Halt!“ zu, umsonst bat und beschwor ich sie, ihren Posten und mich nicht so zu verlassen, umsonst forderte ich Cameron auf, doch seiner Pflicht als britischer Offizier eingedenk zu seyn und diese meuterische Bewegung unterdrücken zu helfen, anstatt sich ihr anzuschließen. Ich hätte eben so gut einen brausenden Waldstrom bergauf fließen heißen können, sie waren wie berauscht vom Taumel der Rachlust, nicht Einer von ihnen stand auch nur einen Augenblick. Ja, ich wurde selbst von Einem verlassen, auf den ich fest gebaut hatte, von Archimbald Cameron, dem älteren Bruder. Er war ein gesetzter, fester, entschlossener Schotte, und von ihm am allerwenigsten hätte ich erwartet, daß er sich so von dem stürmischen Drang des Augenblicks würde hinreißen lassen. Allein seine Zuneigung für seinen Bruder überwog bei ihm jeden andern Gedanken, jede andere Empfindung. Bewunderung und Stolz auf ihn paarten sich mit brüderlicher Liebe, und Niels glühenderes Gemüth hatte gewöhnlich, wie in diesem Falle, auf ihn überwiegenden Einfluß. Als nämlich Archimbald fand, daß er durch keine Ueberredung, und diese hatte er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aufs eindringlichste versucht, von seinem Vorhaben abzubringen war; so erklärte er mit einem Eide, dem ersten und letzten, den ich ihn je schwören hörte, da Jener gehe, so gehe er mit ihm. Und nun blieb er gegen meine Bemühungen, ihn zurückzuhalten, so taub, als sein Bruder zuvor gegen seine eigenen gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Wir legen diesem Blatte das etwas spät fertig gewordene Bildniß der Herzogin von Berry bei, und fügen den interessanten Mittheilungen des Generals Dermoncourt über diese interessante Frau noch nachstehende von demselben entworfene Skizze hinzu: „Marie Karoline hat, gleich allen neapolitanischen Damen, kaum eine Erziehung erhalten, die diesen Namen verdiente, Alles ist bei ihr Natur und Instinkt. Sie folgt ihren Launen; die Forderungen der Etikette sind ihr unerträglich, und der Anstand der feinen Welt ist ihr gänzlich fremd. Sie läßt ihren Gefühlen freien Lauf, ohne zu versuchen sie zu beherrschen, und hat sie zu irgend Jemand Vertrauen gefaßt, so gibt sie sich ihm ohne Rückhalt hin. Sie ist der Ertragung der größten Beschwerden fähig, und setzt den augenscheinlichsten Gefahren den Muth und die Geduld eines Soldaten entgegen. Der geringste Widerspruch bringt sie außer sich — ihre von Natur bleichen Wangen glühen dann, sie schreit, springt auf, droht, weint, gebärdet sich wie ein verzogenes Kind, und gibt, abermals wie ein Kind, im nächsten Augenblick nach, thut was man wünscht, lächelt, ist gleich wieder beruhigt und reicht die Hand. Der gewöhnlichen Natur der Fürsten entgegen ist sie dankbar, und scheut sich nicht es offen zu zeigen. Haß ist ihr fremd, und sie fühlt ihn selbst gegen jene nicht, die ihr das größte Unrecht zugefügt haben. Wer sie auch nur eine Stunde lang zu beobachten Gelegenheit hatte, lernt ihren Charakter, und wer einen Tag mit ihr umgeht, alle Eigenschaften ihres Herzens vollkommen kennen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

(Beilage: Bildniß der Herzogin von Berry.)



Herzogin von Berry

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 330. 26 November 1833.

Umgebungen von Smyrna.

Ausflug nach Scalanova und den Ruinen von Ephesus.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage verließen wir die Stadt und schlugen den Weg ein, der mitten durch die Gebirge nach Ephesus führt, auf steilen und gefährlichen Pfaden, wo unsre Pferde nur mit Mühe fortkamen. Nach 2 Stunden gelangten wir in ein Thal, von den Türken Arvanler genannt, wo Heerden von Ochsen weideten unter der Obhut zweier junger halbnackter Neger, welche mit einem ungeheuren Eichenstocke bewaffnet waren. Wir frühstückten in diesem Thale im Schatten einer großen Platane neben einer Quelle. Als die beiden Hirten diese Vorbereitungen zum Essen sahen, kamen sie auf uns zu und stellten sich neben mich, unbeweglich und auf ihren Stab sich stützend. Sie waren schrecklich mager; ihre Augen lagen tief in den Höhlen und hatten ihren Glanz und ihre Beweglichkeit verloren, so daß sie zwei erloschenen Lichtstrahlen glichen; die schwarze Haut ihres Körpers war verdorrt und ganz verbrannt; ihr halboffener Mund zeigte blendendweiße Zähne, wodurch das Wilde in ihrem Anblicke noch vermehrt wurde und sie zwei Gespenstern glichen. Ich theilte mit ihnen das schlechte Brod, welches ich mitgenommen hatte, und in dem Maße als sie gleich gierigen Hunden das Brod verschlangen, belebten sich ihre Blicke. Gewiß, solchen traurigen Schatten begegnet man nur in der Region der Todten oder bei ausgearteten Stämmen. Gegen 10 Uhr in der Frühe fanden wir uns im Angesicht der Ruinen von Ephesus und in einer halben Stunde gelangten wir nach Aja-Soluk, dem Orte, wo die Karawanen gewöhnlich Halt machen. Zuerst muß ich eine wichtige Entdeckung, die wir dem berühmten Chandler verdanken, mittheilen, nämlich daß Aja-Soluk nicht die Stelle des alten Ephesus einnimmt, sondern eine im 13ten Jahrhundert von den Trümmern von Ephesus, eine halbe Stunde davon, durch die Muselmänner erbaute Stadt ist. Die Ebene von Ephesus, welche ungefähr 6 (französische) Meilen breit und 12 Meilen lang ist, wird von allen Seiten, ausgenommen die Westseite gegen das Meer, von Bergen eingeschlossen; östlich der Berg Pactyas, nördlich die Bergkette des Gallesus, südlich die Höhen des Corissus geben der Ebene die Gestalt eines Bogens. Der Cayster, der von Osten nach Westen fließt, strömt mitten durch die Ebene und ergießt sich bei den silenesischen Sümpfen in das Meer. Der Berg Prion, um welchen die Ruinen von Ephesus herum liegen, von mittelmäßiger Höhe und fast runder Form, liegt bei dem Corissus, von dem er kaum sich trennt. Der Fluß strömt nördlich, in der Entfernung einer Viertelstunde von dem Berge Prion vorbei. Die Ueberreste von Aja-Soluk finden sich auf einem einzelstehenden Hügel eine halbe Stunde östlich von den Ruinen von Ephesus. Ephesus wurde gebaut und wieder erbaut abwechselnd an dem Abhange des Corissus, in der Nähe der Quelle Hypeleus, in der Ebene zunächst dem Tempel der Diana, und endlich um den Berg Prion; die Ruinen, die wir jetzt untersuchen, sind die dieser letzten Stadt. Das erste Monument, auf welches man auf dem Wege von Aja-Soluk stößt, ist eine sehr geräumige Rennbahn, die auf der einen Seite sich an den Rücken des Bogens Prion anlehnt und auf der andern auf großen Gewölben ruht, welche sich gegen die Ebene erstrecken; der bedeutendste Ueberrest dieser Rennbahn ist eine wohlerhaltene Arkade von weißem Marmor, deren Bauart jedoch weniger alt erscheint als das Gebäude, dem sie angehört. Voll Erinnerungen des berühmten Dianentempels, so wie wir ihn aus Vitruvius, Plinius und Strabo kennen, ist man wahrscheinlich ungeduldig zu erfahren, was noch von diesem berühmten Denkmal übrig ist. Eben hier ist es, wo meine Wissenschaft mangelhaft ist. Ich durchforsche vergeblich die Orte und die Bücher; überall finde ich nur Zweifel, kühne Muthmaßungen, unbestimmte Voraussetzungen, Systeme, welche nichts erklären. Mitten unter einem verworrenen Haufen von Ruinen, frage ich die Säulen, die Marmorblöcke, jeden Stein, ob sie nicht dem berühmtesten Tempel aller Zeiten angehörten; — alle Steine sind stumm und die Ruinen besitzen keine Stimme. Die Reisenden, welche Ephesus besuchten, haben, jeder an einem andern Orte, den Tempel der großen Göttin gesucht; Chandler, vielleicht noch am vernünftigsten, erklärt, nichts Zuverlässiges über die Stelle dieses Denkmals gefunden zu haben. Diejenigen, welche die an die Sümpfe oder den Hafen angränzenden Souterrains als die Ruinen des Tempels ansehen (und diese bilden die Mehrzahl), vergessen augenscheinlich, daß diese Souterrains sich im Umkreise der Stadt finden, und daß der Tempel mehrere Stadien von den Mauern von Ephesus entfernt war. — Der Berg Prion wird öfters in den alten Annalen erwähnt; die Reisenden besuchen hier heutigen Tages die Grabstätten der Ephesier, die in den Felsen eingehauen

Fab, und jene Marmorsteinbrüche, welche für die Erbauung der Stadt und des Tempels von so großer Wichtigkeit und Nutzen waren. Dieser Berg ist auch in der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte von einiger Berühmtheit; die Christen verehrten hier lange die Gräber des Timotheus und des heiligen Johannes. Zur Zeit der Kreuzzüge, in der Epoche des Feldzuges von Ludwig VII nach Ephesus, sah man noch auf dem Berge das Grab des heiligen Vorläufers. In dem Berichte Odon de Deuil war dieses Grab mit einer Mauer umgeben „bestimmt es gegen die Heiden zu vertheidigen." Südöstlich von dem Berge bemerkt man die Reste einer Kirche, der Kathedrale der Ephesier zur Zeit der Kreuzzüge, worin der Ritter Gui de Ponthien begraben lag, der unter den Fahnen des zweiten Kreuzzugs zu Ephesus starb. Nicht weit davon zeigt man die Grotte der „sieben Schläfer," deren wundersame Geschichte gleicherweise den Bekennern des Evangeliums wie des Korans bekannt ist. —

(Schluß folgt.)

Die Revolution von Meriko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Dieß war die Lage der Sache als die Regenzeit begann. Man sprach davon, den General Calderon durch Iberie zu ersetzen, als plötzlich die Regierungsarmee von Veracruz abzog und eine große Anzahl Kranke und ihre Kanonen vernagelt zurückließ. Ein bösartiges Fieber, dieser mächtige Verbündete, auf den Santa Anna zählte, hatte bereits große Verwüstungen in dem feindlichen Lager angerichtet und Calderon, der seine ganze Mannschaft zu verlieren fürchtete, hatte sich endlich zum Rückzug entschlossen. Santa Anna marschirte sogleich aus, um ihn zu verfolgen; sie führten einen kleinen Beobachtungs- und Scharmützelkrieg, wobei der eine langsam sich zurückzog und der andere ihm Schritt vor Schritt folgte.

Die Bewegung Calderons ward von dem Vicepräsidenten Bustamente in der Schlußsitzung des Kongresses am 23 Mai zum Voraus angekündigt. Nachdem er bemerkte, daß die Regenzeit die Truppen hindere, das Feld zu halten, schloß er mit der Bitte, daß es ihm gestattet seyn möge, sich selbst an der Spitze der Truppen der Republik zu stellen. Der Kongreß aber verweigerte dieß unter dem Vorwande, der Aufstand Santa Anna's sey nicht sehr zu fürchten. Indessen wuchs seine Partei rasch an; die Besatzungen von Orizaba und Cordova hatten sich dem Aufstande angeschlossen, und die Regierung erbot sich, neue Unterhandlungen zu eröffnen. Von beiden Seiten ernannte man Kommissäre, Arago war einer von denen, welche Santa Anna wählte, und am 13 Junius unterzeichneten beide Generale in der Nähe von Jalapa einen Waffenstillstand. Die Nachricht von Calderons Flucht wurde in Tampico mit Festen gefeiert. Die verschiedenen Forts, die man um die Stadt her erbaut hatte, wurden getauft, und die Offiziere der Garnison gaben einen Ball, auf dem sie die französischen Offiziere festlich bewirtheten. Der Rückzug Calderons zog den von Teran nach sich, der den Weg nach dem Norden von Tamaulipas, gegen Soto-la-Marina und Matamoros einschlug, welche noch der Regierung ergeben waren. Moctezuma ließ ihn abziehen, ohne ihn zu verfolgen, aber die nun zu Tampico unnütz gewordenen Kriegsschiffe nahmen ihre erste Bestimmung wieder auf und steuerten am 19 Junius nach Matamoros. Diese kleine Flotte bestand aus einer Brigg, drei Goeletten und führte 500 Mann Truppen. Die Besatzung der Feste, zuvor schon durch die Nachricht von den Erfolgen Santa Anna's wankend gemacht, brach bei der Ankunft dieser Schiffe in Aufstand aus und erklärte sich gegen das Ministerium. Die Bewegung machte selbst unter den in der kleinen Feste Padilla versammelten Truppen Terans Fortschritte, der, hiedurch beunruhigt, seine vornehmsten Offiziere in einer Kapelle versammelte. Hier setzt er ihnen den Zustand der Republik aus einander, sucht ihren Patriotismus und ihre Anhänglichkeit an die Regierung anzuregen, findet aber nichts, als eine niederschlagende Kälte oder den festen Entschluß die Fahne zu wechseln. So von seinen Truppen verlassen, verzweifelte er an seiner Sache, vielleicht betrachtete er sein Vaterland als aufs Neue den Schrecken eines Bürgerkrieges ausgesetzt; das Schicksal Guerrero's schwebte ihm vor Augen, und um nicht lebend in die Hände seiner unversöhnlichen Feinde zu fallen, ging er hinaus und durchbohrte sich mit seinem Degen; dieß geschah am 12 Julius.

So fiel Teran, der beßte oder vielmehr der einzige General der ministeriellen Partei, in demselben Dorfe Padilla und an derselben Stätte, wo Iturbide umgekommen war. Sein Tod war ein Triumph für die Gegenpartei, welche sich darüber freute, wie über einen Sieg. Indeß fand er selbst unter seinen Feinden Leute, die ihm noch zu einer Zeit, als es gefährlich war, seines Namens mit Ehre zu gedenken, eine Trauerlobrede hielten. Moctezuma verließ endlich Tampico, um sich nach San-Luis de Potosi zu begeben, wo er ohne Hindernisse ankam.

Als Bustamente am 23 Mai dem Kongreß die offizielle Anzeige von der Aufhebung der Belagerung von Veracruz machte, drückte er noch die Absicht aus, Santa Anna gegenüber die Haltung eines strengen Richters zu beobachten. Zu gleicher Zeit erklärte er aber, daß er es für angemessen erachtet habe, die Entlassung der Minister anzunehmen, und die Kammern hatten diese Maßregeln günstig aufgenommen. Man glaubte allgemein, der Rücktritt der Minister werde die Partei des Aufstandes bedeutend schwächen, denn von diesem Augenblick an änderte sich der Stand der Frage. Santa Anna konnte nicht mehr behaupten, er verlange von verantwortlichen Ministern Rechenschaft über ihre Verwaltung; von nun an richteten sich seine Angriffe gegen den Vicepräsidenten selbst, den als rechtmäßig anerkannten Chef des Staats, und seine Waffen schienen die Gesetze des Landes zu brechen. Seine Schilderhebung mußte nun für alle Freunde der öffentlichen Ordnung einen gehässigen Charakter annehmen. Um der Politik der Regierung keine entschiedene Farbe zu geben, ließ Bustamente die Ministerstellen unbesetzt, deren Geschäfte von den ersten Sekretären oder Verwaltungschefs unter unmittelbarer Leitung des Vicepräsidenten versehen wurden. Dieser unsichere Gang der Staatsgewalt, diese Nichtachtung der Gesetze, die man mit Füßen trat, während man dafür zu kämpfen vorgab, bieten ein seltsames Schauspiel für denjenigen dar, der an den Gang einer fest gegründeten und geachteten Regierung gewohnt ist. Aber

Mexiko ist noch in einem politischen Chaos, das nur die Zeit entwirren kann.

Santa Anna fühlte den Streich, der seiner Partei durch die Auflösung des Kabinets versetzt wurde, und um sich wieder auf legalen Boden zu stellen, verfiel er auf den Gedanken, sich durch den Namen Pedraza's eine gesetzliche Gewalt zu verschaffen: er sandte sogleich nach Philadelphia, wo derselbe zurückgezogen lebte, einen wohlvertrauten Offizier, den Obrist Castillo, und bot ihm an, ihn im Triumphe nach Mexiko zu führen, wenn er wieder den Präsidentenstuhl einnehmen wolle. Nun waren die Rollen mit einemmale gewechselt. Bustamente war nur noch ein Usurpator, der den Erwählten des Volks vertrieben hatte, und den bestehenden Gesetzen zum Trotz eine Gewalt behauptete, deren er unwürdig war; während Santa Anna nicht mehr als bloßer Mittelmann zwischen der Regierung und der Armee auftrat, sondern als der Obergeneral der Truppen des rechtmäßigen Präsidenten der Republik. Es handelte sich nur noch darum, die Einwilligung Pedraza's zu erhalten, und es war zu erwarten, daß dieser nicht säumen werde, sie zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

1.

Es gab eine Zeit unter der Restauration, in welcher die Gerichte, selbst das Geschwornengericht nicht ausgenommen, zu Werkzeugen der Regierung herabgesunken waren; eine verderbliche Einwirkung der Gewalt auf die Wahl der Geschwornen; Beförderung, Absetzung und Drohung gegen die Glieder der gewöhnlichen Gerichte hatten nach und nach diese Lenksamkeit hervorgebracht — ein Resultat, was überall eintreten muß, wo die Unabhängigkeit des Richters nur dem Namen, nicht der Sache nach besteht, wo die Wahloperation der Geschwornen auf Grundsätzen des Reichthums und der Kastenvorzüge beruht und wo nicht unbedingte Preßfreiheit besteht. Letztere insbesondere ist ein wirksamerer Damm gegen die Willfährigkeit der Beamten und gegen richterliche Gefälligkeiten, als alle Formen und gesetzlichen Garantien. Die Oeffentlichkeit ist das Gewissen der Masse; so wie dieses den Einzelnen in seiner Brust, so erinnert jene die Völker und ihre Diener an die Erfüllung ihrer Pflichten, und diese unablässige Mahnerin erzeugt in dem öffentlichen Leben anfänglich ein Gefühl von Scheu und Furcht vor der Anzeige und Strafe, und zuletzt ein feines Schamgefühl, welchem das Stigma des öffentlichen Tadels nicht minder schmerzlich ist, als die direkteste Strafe. Selbst unter der neuern Regierung Frankreichs ist das Geschwornengericht weit entfernt, alle Bürgschaften einer völlig freien, nicht influenzirten Wahl darzubieten, und noch vor gar nicht langer Zeit hatte die Regierung alle Ursache, mit der Willfährigkeit und Strenge der Jury gegen alle politischen Angeklagten zufrieden zu seyn. Die lange Reihe der Prozesse der Tribüne und die ungeheuern gegen sie verhängten Geldstrafen sind dessen ein laut sprechendes Beispiel. Zweierlei wurde von den Geschwornen in der Glanz- oder Täuschungsperiode des Bürgerkönigthums besonders strenge bestraft: die Lobpreisungen des republikanischen Systems und die Angriffe auf die Person des Königs. In dieser Beziehung ist eine große Veränderung in dem Geschwornengerichte vorgegangen. Beweis dessen sind die häufigen und fortwährenden Freisprechungen. Wahrlich, Niemand wird behaupten wollen, daß die republikanischen Blätter an Ausdruck und Bestimmtheit verloren haben, im Gegentheil, ihre Sprache kennt keinen Rückhalt, und es wäre verlorne Zeit, noch etwas Anderes, als was sie deutlich verkünden, zu suchen; sie sind energischer und schärfer, als sie jemals waren. Dennoch geht das Verhältniß ihrer Verurtheilungen im umgekehrten Sinne, und es kann heute als eine Seltenheit angesehen werden, wenn die Tribüne in ihren Anklagen und ihrem Kriege gegen die Regierung schuldig befunden wird.*) Ihr letzter Prozeß, in welchem sie vel quasi ex professo das Königthum abgehandelt und auf das empfindlichste angegriffen hat, wurde gleichfalls zu ihren Gunsten entschieden, und es bleibt ihr nur mehr ein einziger, in Betreff eines Artikels, welchen sie über die Verurtheilung des National und des Charivari, nach dem Bergeron'schen Prozesse, publicirt hatte.

Am 12 Junius hatte das Geschwornengericht über eine Anklage der Beleidigung des Königs, der Anreizung zum Haß und zur Verachtung seiner Regierung und zum Bürgerkrieg zu erkennen. Die Angeklagten waren Parfait, ein junger Dichter von 19 Jahren, und der Buchdrucker Mie. Das Corpus delicti war ein satyrisches Gedicht, welches Parfait unter dem Titel: „Dritte Philippica an die Minister," hatte drucken lassen. Die Anklage glaubte sich auf das bloße Verlesen der inkriminirten Stellen beschränken zu können, so sehr war sie von der Unfehlbarkeit der Kondemnation überzeugt. Eine der hauptsächlichsten Stellen dieses Gedichtes ist folgende; sie gibt so ziemlich den Charakter des ganzen Gedichtes:

Depuis deux ans et plus, que les genoux en terre
Nous addressons des vœux à chaque ministère.
Qu'avons nous obtenu? Du dédain, du mépris,
Un système bâtard, une paix à tout prix!
C'en est trop, levons nous; plus de prières vaines,
Plus d'inutiles vœux, d'impuissantes neuvaines!
D'un joug inopportun sachons nous affranchir!
C'est à nous d'ordonner, aux grands seuls de fléchir!

Non, sous le trône encor le feu n'est point éteint;
Non, non, le tems n'est plus, où tout bas l'on se plaint.
La déesse proscrite a souffert trop de honte,
Elle a bu trop de fiel, elle en demande compte:
Pour lui purger le sein de ce mal corrosif,
Il faut frapper un coup, mais un coup décisif!

. . . .

Maudit soit le premier, qui réniant son Dieu,
Encensa son veau d'or, né du juste milieu...
C'est un cloaque infect, c'est un bourbier, qui souille
Et celui, qui s'y traine, et la main, qui le fouille.
Plus du fangeux marais on pénètre le lit,
Plus la vase est épaisse, et plus on se salit;
Et c'est pourtant hélas! au fond de cette ornière
Qu'ils ont laissé croupir notre noble bannière;
C'est là dans cet égout, qu'est venu se plonger
L'honneur des nations, qu'ils ont fait égorger!...

Le cinquième héros de cette ignoble bande
C'est le fisc incarné, c'est l'homme — contrebande,
Et un mot c'est Humann, au grotesque jargon
Caissier digne en tous points de son maître Harpagon.
.... Au peuple affolé par tant de funérailles
Il faut une vengeance, il faut des représailles.
On doit frapper au cœur celui, qui frappe au flanc;
Le sang versé toujours fut payé par le sang.

War das Gedicht, welches in dem Tone der mitgetheilten Probe fortfährt, höchst einschneidend und energisch, so war die Vertheidigung des Angeklagten Parfait nicht minder originell, und weit entfernt, den Sinn seiner Worte zu mildern, gab er ihnen vielmehr die direkteste Bedeutung und Beziehung, und motivirte sein Urtheil durch detaillirte Nachweisungen. Der Anfang seiner Vertheidigung möge eine Idee von dem ganzen Vortrag geben:

„Meine Herren! Ich habe mir, trotz meiner Jugend, oder vielleicht wegen meiner Jugend, eine ungeheure und gefahrvolle Aufgabe gesetzt.

---

*) Bekanntlich ist sie aber vor einiger Zeit wieder zu einer furchtbaren Geldstrafe, nämlich 20,000 Fr. verurtheilt worden, und es scheint gegen die temporäre Milde ein zweiter Rückschlag erfolgt.

die, die politischen Mißbräuche zu befehden; sie ist unermeßlich, denn heute prostituiren sich alle Gewalten um die Wette und ohne Scham; sie ist gefahrvoll, denn ich zähle kaum drei Jahre in dieser Bahn, und schon bin ich auf zwei Hindernisse gestoßen!

„Ich bin mit beiden Füßen über das erste weggesprungen; Sie, meine Herren, werden mir helfen, das zweite zu beseitigen!

„............... Wie! Man hetzt, man verfolgt, man kerkert uns ein und zerfleischt uns, und man verlangt, daß wir ohne Murren das Joch ertragen sollen! Man möchte, daß wir ohne die geringste Klage und wie ein niedriges Thier, welches man zur Schlachtbank führt, elender Weise jenen schamlosen Menschen schmeicheln, welche uns unterdrücken!.... Das hieße unsere Schande und Erniedrigung verlangen! Die Nachwelt, welche uns auch richten wird, und vor welcher wir mindestens protestiren wollen, die Nachwelt würde mit Verachtung von uns sagen: Sie haben Alles erduldet! — Und mit diesem Siegel, mit dieser Inschrift der Infamie würden wir vor jenem unerbittlichen und letzten Gerichte erscheinen!... Nein, nein, das ist nicht möglich!.... es müßte keine Geschwornen, keine Gesetze, kein Volk mehr in Frankreich geben!“

Die Strophe, auf welche die Staatsbehörde am meisten Nachdruck und Gewicht legte, ist diejenige, in welcher Humann und sein Gebieter Harpagon angeführt werden; natürlich, hier ist kein Zweifel möglich, und die Anwendung greift sich mit zwei Händen. Auch war der Angeklagte nicht gesonnen, einen unglücklichen Auslegungsversuch zu machen. Im Gegentheil, er unterzog sich der ganzen Schwere seiner Worte und gab folgende naive und unumwundene Erklärung:

„De son maitre Harpagon!... Vor Allem gehe ich davon aus, daß Herr Humann einen Gebieter habe, dessen sehr unterthänigster Knecht oder Unterthan, es ist eins und dasselbe, und eines so schlecht als das andere, er ist!

„Allein wer ist dieser Gebieter? Oh, ich werde es sagen, ich will es nicht verbergen.... und vorerst, was bedeutet das Wort Harpagon? denn wir müssen natürlich seinen Sinn verstehen....

„Allerdings, wenn Molière, tiefen und intelligenten Andenkens, noch lebte, so würde ich mich gehütet haben, von jemand Anderm, als von ihm, die Auflösung des Räthsels zu begehren; allein er ist todt, und hier ist, in Ermanglung einer bessern, die Erklärung, welche meine Note 6 davon gibt: „Ad vocem Harpagon; siehe das Requisitorium des Generalprokurators in dem letzten Prozesse des Corsaire.“ Nun, in diesem Prozesse, meine Herren, hat der Generalprokurator behauptet, — und ich bin also sehr unschuldig daran, mich kann darum kein Tadel treffen, — daß dieses Beiwort: Harpagon, auf Niemanden Bezug haben könne, als auf den König, daß man damit Louis Philipp habe bezeichnen wollen! — Je nun, was ein Generalprokurator sich nicht gescheut hat, öffentlich aufzustellen, das kann ich wohl auch öffentlich behaupten.... ich kann damit, wenn es gleich eine häßliche Kappe ist, bekleiden wen ich will....

„Habe ich übrigens, indem ich den König einen Harpagon nenne, wirklich ein Majestätsverbrechen begangen? — ich denke nicht. Harpagon, sagt man Ihnen, ist synonym mit geizig; der Geiz, wie Sie wissen, ist eine der sieben Hauptsünden. Nun denn! wenn ich, anstatt den König geizig, einen Harpagon zu heißen, Louis Philipp einen Jähzornigen, einen Fresser, einen Hochmüthigen genannt, oder sonst mit einem der Namen, welche in die Reihe der Hauptsünden gehören, belegt hätte, — wäre es irgend Jemanden eingefallen, mir deßwegen den Prozeß zu machen?.......

„Der König, wenn er geizig ist, war es schon, ehe er König war, und wird es vielleicht auch nachher noch seyn, aber in jedem Fall geht dieß nur seinen Beichtvater an, wenn er einen solchen hat u. s. w.“

Der Angeklagte verwahrt sich noch gegen die Beschuldigung, daß er zur Emeute angereizt, er tadelt im Gegentheil diese Art des Volksunwillens, und ermahnt es, seine Kräfte zum rechten Augenblicke, welcher durch die Fehler der Regierung sicherlich herbeigeführt werde, zu versparen. Uebrigens läugnet er die Publizität seines Gedichtes, und auch sein Vertheidiger macht dieses Mittel geltend.

Nach einer halbstündigen Berathung der Geschwornen werden beide Angeklagte für nichtschuldig erklärt und freigesprochen.

Vermischte Nachrichten.

Auf Zante, sagt Dr. Walsh im Annuler, in der Nähe des Meeres befindet sich eine große, nicht tiefe, cirkelförmige Einsenkung, die dem Krater eines erloschenen Vulkanes gleicht, und in welcher mehrere Quellen von Erdpech aus dem Boden fortwährend aufsprudeln, das hier ganz dem vegetabilischen Pech gleicht, und auch zu demselben Gebrauch verwendet wird. Dieses Pech wurde schon zu Herodots Zeiten, eben so wie noch jetzt, aufgesucht und verwendet. Ein mit der Naturgeschichte der Insel in Verbindung stehender Umstand hat diesen Quellen ein besonderes Interesse verliehen. Die Sage berichtet nämlich, daß die Stelle, wo sie sich befinden, ein Vulkan gewesen sey, daß aber das Meer von der einen Seite in denselben eingedrungen sey und das Feuer ausgelöscht habe. Vor dieser Zeit waren diese und die benachbarten Inseln von Erdbeben freigewesen, weil die von der entzündlichen Materie erzeugten elastischen Gase durch den Krater wie durch die Sicherheitsröhre an einer Dampfmaschine entwichen. Allein seit dem Erlöschen des Vulkans wurden sie von der aufliegenden Masse eingeschlossen, bis sie endlich, eine unwiderstehlich gewordene ausdehnende Kraft erlangend, sich mit Gewalt einen Ausweg durch alle Hemmungen bahnten, sich mehrere Oeffnungen oder Luftlöcher brachen, und so mit ihrem gewaltigen Arbeiten die Inseln in ihrem Mittelpunkt erschütterten. Diese Oeffnungen entsenden jene Pechquellen, und das Erdharz und andere entzündliche Stoffe sind Erzeugnisse der im Innern noch immer bestehenden vulkanischen Materie. Daß mit dieser letztern die Erdharzquellen in Verbindung stehen, wird durch den merkwürdigen Umstand bestätigt, daß jeder Erderschütterung ein heftigeres Sprudeln jener Quellen vorausgeht, woraus die Eingebornen, wie aus einem natürlichen Barometer, das Steigen und Fallen der gefährlichen Gase erkennen, und von dem Eintritt eines Erdbebens in Kenntniß gesetzt werden. Dieß war, wie die Eingebornen sagen, der Fall bei der Erschütterung, von der die Insel im Jahre 1514 heimgesucht wurde; diese war so furchtbar, daß sie den Felsen im Rücken der Stadt, auf dem die Festung stand, vom Gipfel bis zum Fuß spaltete. Seit dieser Zeit traten, geringere Erschütterungen ungerechnet, einige bedeutende Erdbeben ein, und zwar in so gleichen Zwischenräumen, daß sie gleichsam ein periodisches Eintreten dieses Naturereignisses bezeichnen. Die Zantioten behaupten demzufolge, daß sie die Wiederkehr eines heftigen Erdbebens ungefähr in je 40 oder 50 Jahren zu erwarten haben, welche Zeit zu Anhäufung der explodirenden Gase erforderlich sey.

*

Der Engländer Weld sagt in seinen Statistics of Roscommon: In ganz Ireland findet sich vielleicht kein stärkerer Kontrast als der, den der neue Theil der Stadt Roscommon gegen die alten ärmlichen Hütten in andern Stadtvierteln, besonders gegen Lanesborough hin, bietet. Man kann sich keine erbärmlichern menschlichen Wohnungen denken; keine Kamine, keine Fenster, verfallene, den Einsturz drohende Dächer. Trümmer, Schmutz und Elend innerhalb; außerhalb Misthaufen in dicht an den Wänden parallel hinlaufenden Gräben, die durch das Ausbacken mit jedem Jahre weiter und tiefer werden. Wird der Dünger auf das Feld geführt, so bilden sich stehende Pfützen faulen Wassers, welche den ekelhaftesten und zweifelsohne für die armen Leute, die ihn einzuathmen gezwungen sind, höchst ungesunden Geruch verbreiten. Diesen Nachtheil bereiten sie sich jedoch selbst um des unbedeutenden Gewinns willen, den ihnen das Sammeln des Düngers bietet, und man erzählte mir, daß noch vor wenigen Jahren auch in der Hauptstraße sich solche Gruben befanden, ein Uebelstand, der nur durch die ernsten Bemühungen einiger weniger Einwohner, mit Zuziehung gerichtlicher Hülfe, beseitigt werden konnte. Die Hausbesitzer der ärmern Klasse betreiben vorzugsweise dieses Geschäft, und wenn man erfährt, daß sich in den Straßen von Roscommon nicht weniger als 400 strohgedeckte Hütten befinden, von denen, meiner Rechnung nach, 61 ohne Schornstein waren, so wird man leicht ermessen können, bis zu welcher Ausdehnung das schädliche Geschäft des Düngersammelns betrieben werden seyn mag.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 331. 27 November 1833.

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Die Ansiedlung besteht aus zwei Niederlassungen. Die erste ist Munroe am Kap Mesarado und die zweite Caldwell, 7 (engl.) Meilen den Sankt-Pauls-Fluß hinauf. Die ganze Bevölkerung beläuft sich auf dreihundert, zusammen mehr als 1500 Köpfe zählende Familien, von denen jeder bestimmte Güterstücke, einige in der untern, andere in der obern Ansiedlung angewiesen sind. Auf eine regelmäßige und zweckmäßige Betriebsweise der Landwirthschaft wird genau gehalten. Keiner darf beliebig den oder jenen Landtheil abbrennen und anbauen, wie dieß in den englischen Kolonien erlaubt ist, wo man das bestellt gewesene Feld das Jahr darauf liegen und zu Strauchwerk verwildern läßt, was, wie die Erfahrung lehrt, nicht wenig dazu beiträgt, die durch den Anbau des Bodens gereinigte und gesund gemachte Luft wieder zu verderben. Ihre vorgeschriebene Betriebsweise der Landwirthschaft ist nach den Entwürfen geregelt, welche die Erfahrung an Ort und Stelle als die verständigsten, heilsamsten und ertragreichsten befunden hat, und Niemand darf davon abweichen; auf diese Art ist für ihre Forterhaltung und Unabhängigkeit, und bis zu einem gewissen Grade für ihre Gesundheit gesorgt und Sicherheit gegeben. Die Männer sind in eine regelmäßige Miliz gebildet, die, bei ihrer guten kriegerischen Zucht und Dienstübung, die Kolonie in den Augen der Nachbarn achtungswerth macht und sie vor jedem feindseligen Angriffe sichert; wie denn diese Streitmacht schon mehr als einmal wirksam und immer mit dem besten Erfolge aufgeboten wurde, um Plünderungen oder Räubereien der Eingebornen zu züchtigen, welche sich diese gegen einzelne Kolonisten, die gerade ihren Handelsunternehmungen entweder im Küsten- oder im Binnenhandel nachgingen, hatten zu Schulden kommen lassen. Diese Einrichtungsart einer wohlgeordneten Selbstvertheidigung gibt ihnen nicht allein Muth und Selbstvertrauen, sondern behütet sie auch vor den entsittlichenden Wirkungen einer aus dem Mutterlande herübergeschickten regulären Soldateska, die, da sie gemeiniglich aus schlechten Leuten besteht, Beispiele des liederlichsten und lasterhaftesten Lebens gibt, wie die englischen Kolonien in Afrika aus eigener leidiger Erfahrung wissen. Diese achtunggebietende Streitmacht gewährt den Kolonisten in ihrem Verkehre mit den Eingebornen vollkommene Sicherheit, wie denn ein sehr einträglicher und vortheilhafter Handel in Gold, Spanischrohr und Elfenbein mit dem Gallinaslande und Kap Mount, nördlich von ihrer Ansiedlung, und östlich von ihr, im Küstenhandel, bis Tradestown getrieben wird.

Nichts hat so sehr auf die Unterdrückung des Sklavenhandels in dieser Weltgegend gewirkt, als der beständige Verkehr der Eingebornen mit diesen arbeitsamen Kolonisten. Der amerikanische Geschäftsführer, Herr Ascam, ergriff jede sich ihm darbietende Gelegenheit, alle ihm zu Gebot stehenden Mittel, auf die Vertilgung eines dem ehrlichen Handelsmanne in jeder Hinsicht so schädlichen Handels hinzuarbeiten; und immer konnte man auf Kap Mesarado ausführliche und richtige Kunde über jedes Sklavenschiff an der Küste erhalten, insoweit die Verbindungen und der Einfluß der Kolonie reichten. Der ebengenannte thätige, achtungswerthe und einsichtsvolle Mann ist inzwischen gestorben, allein noch lebt und wirkt sein Geist in seinem ganzen Volke fort. Die Ansiedler haben mehrere große Boote und kleine gedeckte Schiffe, die ihrem Gemeinwesen gehören, und andere sind im fortschreitenden Bau begriffen. Sie werden fleißig zum Küstenhandel und zur Aufrechthaltung des Verkehrs mit Caldwell und dem Innern verwendet.

Der Sankt-Pauls-Fluß geht, da er nicht eigentlich ein Binnenstrom ist, sondern seinen Lauf nach Norden mehr der Küste entlang richtet, nicht tief landeinwärts. Der Unternehmungsgeist wurde jedoch durch die günstigen Berichte, die über das Innere in Umlauf kamen, angespornt und veranlaßte Mehrere, ihre Handelsunternehmungen, auch ohne Hülfe der Binnenschiffahrt, über 150 (engl.) Meilen weit bis zu einer großen und volkreichen Stadt, der Residenz eines ziemlich mächtigen eingebornen Königs auszudehnen, mit dem nun ein sehr einträglicher Handel in Gold und Elfenbein eröffnet und lebhaft betrieben wird; namentlich hat die Zufuhr des Goldes die Erwartungen weit übertroffen.

In ihrer Denkart sind diese erwerbfleißigen Ansiedler äußerst rechtlich und sittlich, frommen Gemüths, gesetzt und geziemend im Benehmen und in ihrem Hause bemerkenswerth reinlich und wohleingerichtet. Sie hatten den unschätzbaren Vortheil, in den mäßigen und arbeitsamen Gewohnheiten des Landes, aus dem sie hierher gesendet wurden, auferzogen und in ihrer Jugend in den Lehren des Sittengesetzes, der Religion und in den Schulkenntnis-

sen ihrer weißen Mitmenschen unterwiesen worden zu seyn. Was sie sich daheim angeeignet hatten, brachten sie mit herüber und üben es mit desto größerer Wirkung, als sie keine sie mißleitenden bösen Beispiele vor und um sich haben. Wer sie noch besuchte, spricht aufs rühmlichste von ihrer äußern Erscheinung und ihrer Art zu leben. Sie sind ein hübscher wohlgebildeter Negerschlag, nett und sauber in ihrem Aeußern, die Wände des Hauses sind weißgetüncht, die Stuben mit reinlichem Geräthe versehen. Sie sind sehr gastfrei gegen Fremde, und viele englische Seeoffiziere auf der Station sind schon von ihnen zum Essen eingeladen worden und nahmen an ihren Mahlzeiten Theil, die aus gesunden und guten Speisen bestehen. Der Hausvater sprach vor und nach dem Essen regelmäßig mit vieler Feierlichkeit das Tischgebet, wobei die übrige Familie mit aufrichtiger Frömmigkeit sich anschloß. Sie sprechen sämmtlich gut englisch, als ihre Muttersprache, und ohne alle fehlerhafte Aussprache. Mit Büchern, besonders Bibeln und Gebetbüchern, sind sie wohl versehen. Sie haben Pfarrer von ihrer Farbe und Versammlungshäuser, in denen jeden Sonntag regelmäßig und mit gebührender Feierlichkeit Gottesdienst gehalten wird; auch haben sie vier Schulen zu Mesarado und drei zu Caldwell. Durch Ein Schiff allein erhielten sie als Geschenk des Dartmouther Kollegs *) 500 Bände und mehrere Kisten und Pakete voll Schulbücher von Freunden aus Boston geschickt.

Das vollständige Gelingen dieser Ansiedlung ist ein Beweis, daß bei gehöriger Sorgfalt und Aufmerksamkeit die Neger sich eben so leicht an Arbeitsthätigkeit gewöhnen, eben solcher Verbesserungen des geselligen Lebens fähig sind, wie nur irgend ein anderer Menschenstamm, und daß die Verbesserung der Lage der schwarzen Leute auf der Küste von Afrika vermittelst solcher Kolonien kein bloßes Hirngespinnst ist. Ueberall, wo der Einfluß dieser Kolonie sich hin verbreitet, haben die Eingebornen den Sklavenhandel aufgegeben und die friedlichen Bestrebungen eines gesetzlich erlaubten Verkehrs an seiner Statt haben Wurzel geschlagen. Sie leben nicht nur einträchtig und freundlich mit einander, sondern die Kolonisten werden selbst mit einem gewissen Grade von ehrfurchtsvoller Achtung von ihren gleichfarbigen Landesgenossen betrachtet, und die Macht ihres Beispiels dürfte wohl die Negervölkerschaften um sie her veranlassen, dasselbe nachzuahmen; einige Kolonien dieser Art, längs der Küste hin zerstreut, müßten von unendlichem Werthe für die Verbesserung der Eingebornen seyn. Sie würden viel bälder Vertrauen und Achtung gewinnen, da sie jenes eifersüchtige Mißtrauen, das Fremdlinge, die nur kommen und gehen, immer erwecken, nicht hervorrufen würden; und gerade das Beispiel ihrer eigenen, in der sittlichen und gesellschaftlichen Ausbildung so emporgestiegenen Stammgenossen würde der stärkste Beweggrund für andere werden, diese Eigenschaften, durch die jene größern Lebensgenuß und eine glücklichere Lage gewonnen haben, sich ebenfalls zu eigen zu machen und zu üben. Hält kein unglückliches Ereigniß das fortschreitende Gedeihen dieser Kolonisten auf, und schleichen sich unter ihnen keine lasterhaften Gewohnheiten oder schädliche Gebrechen ein, so werden sie — zu dieser Hoffnung berechtigen bis jetzt alle vernünftigen Gründe — in einem weiten Kreise, wie sie bisher bereits in einem beschränkten Maßstabe, so weit ihr Einfluß nämlich reichte, gethan haben, aufs wohlthätigste auf die Verbesserung des Landes und der Menschen in Afrika wirken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich die angesehenste und bedeutendste Lehranstalt in dem Staate Neu-Hampshire in Nordamerika.

Umgebungen von Smyrna.

Ausflug nach Scalanova und den Ruinen von Ephesus.

(Schluß.)

Ich kehrte von Ephesus nach Aja-Soluk zurück, um dort zu meiner Erquickung Wasser und Schatten zu suchen; ich setzte mich auf einer Matte unter einer Platane nieder. Der muselmännische Kaffetier brachte mir eine Pfeife und Kaffee. Bald sah ich einen Türken von Stande mit einem Gefolge von einem Dutzend Wachen zu mir herantreten. Dieser Mann, ungefähr 35 Jahr alt, von einer angenehmen Gestalt und edler Haltung, grüßte mich auf sehr verbindliche Weise und setzte sich zu mir auf die Matte. „Dieß ist, sagte mein Dolmetscher, der Aga von Chirkinge, einem großen Dorfe, einige Stunden von Aja-Soluk.“ Osman, so hieß er, fragte mich um meinen Namen und den meines Landes. Bei dem bloßen Namen „Franzose“ neigte er das Haupt und da ich von Ruinen sprach, so zeigte er mit dem Finger auf Aja-Soluk. Osman hat das Gebiet von Aja-Soluk in Pacht genommen; man erntete für ihn an den Ufern des Cayster und mitten unter den Ruinen von Ephesus. Aehnlich den Königen der ersten Zeiten der Welt, hatte Osman keinen andern Reichthum, als Heerden und Ernten. „Wie kommt es, sagte Osman, daß du Frankreich verließest, um Ruinen und Menschen wie wir sind, zu sehen? Was kannst du dabei für ein Vergnügen finden?“ Ich antwortete ihm, daß, um das Menschengeschlecht gründlich kennen zu lernen, man die Menschen aller Länder studiren müsse, und daß man beim Anblick bedeutender Ruinen Dinge kennen lerne, die sich in keinen Büchern fänden. Es scheint, daß diese Antwort, indem sie erst durch den Mund meines Dolmetschers ging, nicht ganz und gar verunstaltet ward; denn der Aga rief mehrere Male aus: „Peki, peki“ (sehr wohl, sehr wohl). Er bot sich zu meinem Führer an, um die Ueberreste von Aja-Soluk zu besichtigen, was ich auch sogleich annahm. Zu den Zeiten Tournefort's, Chandler's und Choiseul's war Aja-Soluk noch eine bedeutende Stadt; jetzt findet man hier nichts mehr als ein Kaffeehaus, um das sich die Karawanen lagern. Das Merkwürdigste an diesen Ruinen sind die Ueberreste eines ungeheuren Schlosses, einer schönen Moschee, eines Thores, bekannt unter dem Namen des „Thores der Verfolgung“ und einer großen Wasserleitung. Indem wir auf das Schloß stiegen, kamen wir durch das „Thor der Verfolgung,“ ein großes und schönes Thor, welches von den Sitzen eines Theaters erbaut ist, auf denen man noch die verstümmelten Inschriften findet. Das Schloß ist ein Gebäude aus dem Mittelalter, sein Umfang ist sehr bedeutend und die Mauern stehen noch; man

findet hier nur noch eine kleine, halbzerstörte Moschee und eine ausgewölbte Cisterne. Westlich vom Schlosse, am Fuße des Berges, erhebt sich eine große Moschee, die seit 12 bis 15 Jahren leer steht. Das Vestibul hat zwei Eingänge, einen nach Westen, den andern nach Osten; tritt man durch die letztere Pforte, so muß man 20 Stufen herabsteigen; mitten im Hofe befindet sich das Bassin eines schönen Springbrunnens, der zu den Reinigungen der Muselmänner dient. Umgestürzte Marmorsäulen, Bruchstücke von antiker Architektur und schöne Piedestale erblickt man in den öden Vorhöfen, und große Bäume breiten ihre Zweige über das Mauerwerk aus, womit der Hof eingeschlossen ist. Derjenige Theil der Moschee, welcher das Heiligthum ist, und den die Türken Kiblé nennen, ist mit vielem Aufwande und großer Pracht ausgemalt und mit Skulpturarbeit geschmückt. Die heilige Nische, worin der Koran ruhte, ist mit Gold ausgelegt; arabische Inschriften bedecken die Mauern des Tempels. Das Aeußere desselben auf der West- und Südseite ist im sarazenischen Style ausgeschmückt; Gitterwerk von Eisendrath und Holzrahmen geben den Fenstern ein zierliches Aussehen. Die beiden Kuppeln des Gebäudes sind ihrer Bleidächer beraubt: die Minarets, die sich über das Dach erheben, sind verstümmelt und ihre Spitzen abgebrochen. Dieses Gebäude mit seinem glänzenden Marmor, seinem sarazenischen Aussehen und seiner imposanten Größe bietet einen den Fremden überraschenden Anblick dar. Der Charakter und die Form dieses Denkmals sind der Art, daß man sich wundern muß, wie Gelehrte es für die von Justinian erbaute Kirche des heiligen Johannes halten konnten; es verdankt den fürstlichen Gründern von Aja-Soluk seinen Ursprung. Die Wasserleitung ist aus den Trümmern von Ephesus erbaut und zählt 36 Bogen oder Pfeiler, welche jedoch allmählich zusammenstürzen. Da uns die Nacht überraschte, so stiegen wir zur Platane herab, wo mich Mahomet, ein Maulthiertreiber, erwartete. Für die Abendmahlzeit wurden Befehle gegeben. Osman, treu den alten Sitten des Orients, ließ mir zu Ehren ein Lamm schlachten; man trug es ganz in einer großen hölzernen Schüssel auf; es war geröstet und mit Pilau gefüllt; sein Wohlgeruch war für die Nasen der sieben oder acht hungrigen Gäste ein lieblicher Duft. Die Festtafel, ähnlich einem runden Sitze, war einen Fuß hoch. Wir setzten uns, die Beine gekreuzt, um dieselbe unter freiem Himmel und bei dem Scheine einer Lampe, welche auf dem Bruchstücke eines Piedestals stand. Dieses Mahl, würdig der Helden der Iliade, war ein Fest für Aja-Soluk; die Ruhe und Stille des Abends, der sanftstrahlende Mond, alle Diener und Wachen des Aga um uns stehend, gaben ihm etwas Würdevolles und Feierliches. Nach dem Abendessen räumte mir der Aga einen zerfallenen Kiosk zum Nachtlager ein. Hier schlief er selbst, in Gesellschaft von Krähen und Störchen. Zum Bette hatten wir eine Matte, und zum Kopfkissen einen Stein; die Waffen von Osman hingen uns zur Seite, um unsern Schlaf zu beschützen. Am andern Tage in aller Frühe, nachdem ich den Aga umarmt und ihm für seine Güte meinen verbindlichsten Dank erstattet, kehrte ich nach Smyrna zurück.

Der Caçadore.

(Fortsetzung.)

Da ich fand, daß es verlorne Mühe sey, sie zum Umkehren zu bewegen, so kehrte ich nach meinem Posten zurück, schickte unverzüglich eine Meldung von dem ganzen Vorfall, namentlich auch in Bezug auf den ganz vertheidigungslosen Zustand der Vorposten, an meinen Obersten ab, und bat ihn darin um weitere Verhaltungsbefehle. In kurzer Zeit erhielt ich eine Antwort von ihm mit der Nachricht, daß ich unverweilt abgelöst werden würde, und zugleich mit der Weisung, meine Leute wo möglich zurück zu bringen, oder, wenn ich dieß unausführbar fände, bei ihnen zu bleiben, und nach meiner eigenen besten Einsicht zu handeln. Ich brach demzufolge mit der wenigen Mannschaft, die mir noch geblieben war, in der von den Andern eingeschlagenen Richtung auf. Ihre Spur war in dem thauigen Grase leicht zu verfolgen, und in dreiviertel Stunden etwa hatte ich sie eingeholt.

Ich fand sie in dem Hohlwege postirt, von dem der spanische Bauer gesprochen hatte. Nie sah ich einen geeignetern Ort für einen Hinterhalt. Es war eine tiefe, wohl gegen 54 Fuß weite, Schlucht; der gegenüberliegende Abhang war kahl und steil, der diesseitige dagegen mit Buschwerk und Strauchholz, welche das Ende eines kleinen Dickichts bildeten, bedeckt. Die ganze Länge des Hohlwegs betrug etwa 900 Fuß und lief dann in eine offene Haide aus. Die Leute bemerkten sogleich meine und meiner kleinen Mannschaft Annäherung, und gaben mir durch Zeichen zu verstehen, ich möchte durch den Wald kommen. Dieß that ich denn. Als ich an Ort und Stelle war, fand ich, daß sie sich aufs Vortheilhafteste am Rande der Straße aufgestellt hatten. Ungefähr sechs Fuß über ihrer Grundfläche war ein sogenannter Erdbuckel, der sie vor dem Bemerktwerden völlig schützte, und von der aus sie ein höchst mörderisches Feuer auf die Franzosen, fast vor der Mündung ihrer Gewehre, machen konnten, ehe man sie nur gewahrte. Hinter dieser Anhöhe lagen denn die Leute; ich versuchte noch einmal, sie zum Rückkehren zu bereden; Niel Cameron und die Portugiesen blieben unbeweglich; Archimbald erklärte, er würde seinen Bruder nicht verlassen. Ich hörte nicht auf, den Leuten zuzureden, bis Velasquez auf mich zukam und finster zu mir sagte: „Das hätt' ich von Ihnen nicht erwartet, Herr. Hätten Sie auch Vater und Verwandte verloren, so würden Sie wissen, was das heißt, einen um seine gerechte Rache bringen.“ Es ist bemerkenswerth, daß er nur im Allgemeinen unter dem Ausdruck „Verwandte“ auf das hindeutete, was der eigentliche Grund seines tödtlichen Hasses war; seine Zunge mochte sich wohl gesträubt haben, durch eine nähere Bezeichnung an das Empörende und Gräßliche des Schicksals seiner Verlobten zu erinnern!

Alle meine Bemühungen blieben erfolglos. Die Gefühle dieser Menschen waren so gesteigert, daß es ihnen unmöglich geworden, auf den Ruf der Pflicht zu hören. Da ich denn alle weitern Versuche nutzlos fand, so beschloß ich, ihrem Angriff, da sie ihn nun doch einmal fest vorhatten, die möglichst beste Wirkung zu geben, die ihm nur Regelmäßigkeit und gute Kriegszucht zu verleihen vermochten. In dem Augenblicke, wo ich diese Absicht ankündigte, leisteten sie meinen Befehlen unbedingten Gehorsam. Ich ermahnte sie zur Ruhe und Besonnenheit, und hieß sie ja nicht eher feuern, als bis ich kommandirte. Ich sagte ihnen, ich wolle das Vieh und die Treiber vorüberziehen lassen, und warten, bis die vorderste Reihe der französischen Kolonne mir gerade gegenüber sey; deßhalb wählte ich meinen Platz an dem von der Seite, wo sie her kommen sollten, entferntesten Ende. Bei der Art, wie die Caçadores mit dem Feuergewehr umzugehen wissen, durfte ich hoffen, unsern Zweck ohne irgend einen bedeutenden Verlust von unserer Seite zu erreichen.

Nach Beendigung meiner Anordnungen legte ich mich sammt den Leuten hinter der Erderhöhung nieder. Die Nacht war mittlerweile ganz hereingebrochen, vom Winde gejagtes Gewölk zog über den Vollmond, der, wenn seine Scheibe von den Wolken nicht verdeckt war, jenen starken und hellen Lichtglanz ausströmte, wie man ihn in nördlichen Breiten nur selten sieht. Nie werde ich die Empfindungen vergessen, die mich bestürmten, als ich so da lag; es war nicht Furcht, was mich so heftig bewegte, wohl aber eine Art krankhafter Angst, die schwer, fast erstickend, auf mir lastete. Ein ähnliches Gefühl hatte ich weder früher, noch später mehr, wenn ich schon seit 1808 fast alle bedeutenden Gefechte mitgefochten

hatte, und erst mit dem Schlusse des ganzen Kriegs, nämlich nach dem Ausfalle bei Bayonne, wo ich verwundet wurde, aus dem aktiven Dienst getreten war. Die große Verantwortlichkeit, die ich, wie ich wußte, hier lief, die ganz eigene Art des Dienstes, mit dem wir hier zu thun hatten, und der fast eher einer Privatrache als einer offenen Kriegsführung gleichsah, die bange Erwartung, die Einen nothwendig überkommt, wenn man so „auf der Lauer" liegt; alle diese und andere Gefühle, die ich nicht näher beschreiben kann, drängten und stürmten auf mich so drückend und gewaltsam ein, daß ich sehr zweifle, ob ich mir den vollen Besitz meiner Geisteskräfte bis zu der nöthigen Klarheit erhalten haben würde, wenn dieser ängstliche Zustand lange gedauert hätte.

Bei dem mindesten Geräusch war jedes Ohr voll Wachsamkeit, und mehrere Male glaubten wir den Feind vor uns zu haben, während es nur ein falscher Lärm war. Bei einer dieser Gelegenheiten, wo ich mich liegend auf meinem Arm gelehnt hatte, fiel mein Blick zufällig auf Velasquez Gesicht, der drei Schritte von mir lag. Das volle Mondlicht beschien seine Züge, und noch jetzt schaudre ich, wenn ich mir den entsetzlichen Ausdruck zurückrufe. Sein blasses, eingefallenes Gesicht würde eher dem eines Todten, als eines Lebenden geglichen haben, hätte nicht der funkelnde Blick seiner blutrothen Augen das Gegentheil verrathen. Sein äußerst gereizter Zustand hatte ihm Nasenbluten verursacht. Während ich ihn anschaute, sah ich ihn plötzlich auffahren, sein Ohr hatte vor dem meinigen das Brüllen und Trappeln des Viehs, und die Fußtritte der Menschen, die ich gleich nachher hörte, aufgefaßt. „Bleibt Alle ruhig!" rief ich," und Keiner feure, bis ich kommandire!" und aufs Neue legte ich mich nieder, und Alle blieben wie todtenstill.

Wie der Feind näher kam, konnte ich ihn ganz deutlich ins Auge fassen, da der Mond ganz hell darauf schien. Zu meinem nicht geringen Erstaunen und Verdruß fand ich, daß es keineswegs, wie man uns glauben machte, ein zum Fouragiren ausgeschickter Trupp von 50 Mann, sondern ein wenigstens 250 Mann starkes Detaschement war! Ich konnte den befehlshabenden Offizier, der auf einem Maulthiere ritt, deutlich unterscheiden. Er trug einen mächtigen Schnurrbart, so weiß, wie der neu gefallene Schnee. Hier war kein Irrthum in der Person denkbar. Auch Velasquez sah ihn, denn er machte eine krampfhafte Bewegung in die Höhe, die uns vor der Zeit verrathen haben würde, hätte ich nicht, rasch zu ihm kriechend, meine Hand fest auf seinen Arm gedrückt und ihn so am Boden gehalten. Die Franzosen waren während dem, eine Heerde von etwa 20 Ochsen, von acht bis zehn Spaniern getrieben, voraus, bis auf ungefähr hundert Schritte herangekommen. Sie marschirten beinahe ohne alle Ordnung, bildeten aber, im Vergleich mit unserer nicht über 95 Mann betragenden Schlachtlinie, eine ziemlich dichte Masse. Die kühnste glühendste Entschlossenheit blickte freilich aus den ausdrucksvollen Augen meiner Caçadores; allein ich mußte Alles von ihrem wilden Feuer fürchten, und sah dem Ausgang mit klopfendem Herzen entgegen. Ich wußte recht wohl, daß kein Quartier gegeben, keines angenommen werden würde. „Sieg oder Tod," war hier die Losung. Ich nahm mich denn kräftig zusammen, und gelobte mir selbst, muthig Allem, was da kommen möge, entgegen zu treten.

Heran kamen sie, das Vieh voraus, und dann die Spanier, deren unruhig umherschweifende Blicke anzeigten, daß sie erwarteten, was da kommen sollte. Aller meiner frühern Ermahnungen ungeachtet warteten die Portugiesen in ihrer Ungeduld kaum, bis die letzten der Treiber vorüber waren, denn während sie ihnen noch zuriefen: „Habt Acht!" richteten sie bereits ihr Feuer in die französische Kolonne. Die Wirkung war mörderisch, die ganze Linie hatte gefeuert, mit Ausnahme des kleinen Trupps um mich, der früher bei mir ausgehalten hatte, und fast jeder Schuß hatte, bei dem dicht gedrängten Zuge des Feindes, getroffen. An einem Theile der Linie hatten unsere Leute den Feind fast mit der Mündung ihrer Gewehre berühren können. Allein der Offizier war uns entgangen; wir sahen ihn auf seinem Maulthiere seinen Leuten Muth zusprechen, die sich über dem so unerwarteten und todbringenden Angriff schnell zurückzogen. Wie auf ein Kommandowort zielte und schoß ein Jeder der Unseren gleichzeitig nach ihm; dann sprangen sie von dem Abhang herab, griffen die Franzosen an und trieben sie auf die Haide zurück. Nie habe ich noch einen solchen wüthenden und hartnäckigen Angriff erlebt. Jeder einzelne Mann hatte sein bestimmtes Ziel, und dieß war den Offizier zu erreichen, und jeder strebte wie rasend danach. Ich muß ihm übrigens Gerechtigkeit widerfahren lassen; war er auch ein Unmensch, so fehlte es ihm doch nicht an Muth und Tapferkeit. Umsaust, wie er war, von einem dichten Kugelregen, schien es, als habe er die Gabe, sich fest zu machen, denn Alle hatten auf ihn gefeuert und doch keiner ihn getroffen. Er inzwischen kämpfte mit Löwenmuth, rief bald seinen Leuten, bald schrie er uns zu, lud und feuerte einmal um das andere eine Flinte ab, mit der er sich bewehrt hatte, und streckte fast mit jedem Schusse einen Mann nieder. Von unserer Seite hatte dagegen nach der ersten Salve das Feuern aufgehört, denn die Leute nahmen sich die Zeit nicht, wieder zu laden, sondern fochten Mann gegen Mann mit dem Bajonnett und die rachedürstenden Portugiesen zum Theil mit dem Messer. Als wir auf die Haide herauskamen und die Franzosen unsere geringe Anzahl sahen, erholten sie sich von ihrer Ueberraschung und ihrem panischen Schrecken, und zwangen nun uns, gegen den Ort hin, wo der Kampf begonnen hatte, zurückzuweichen. Die Caçadores machten ihnen indessen jeden Fuß breit streitig, sie gaben und verlangten keinen Pardon. Mann focht an Mann, und selbst die Sterbenden wurden noch mit den Sterbenden handgemein, so groß war die Erbitterung und Hartnäckigkeit bei diesem seltsamen Vertilgungskampfe.

Mit vieler Mühe hatte ich die schon mehrmals erwähnte kleine Schaar, welche immer zunächst um mich geblieben war, davon abgehalten, den ersten Angriff mitzumachen, hatte sie auch das Feuern nicht fortsetzen lassen. Ich sah die Nothwendigkeit ein, eine Reserve für schlimme Fälle bereit zu halten, und so klein sie war, so wirkte sie doch ganz außerordentlich. Als unsere Leute an unsern ersten Standort zurückgetrieben waren und der Feind nun in wildem Getümmel nachdrängte, kommandirte ich Feuer, und unsere Salve war, wiewohl sie schwerlich aus mehr als zwölf Gewehren kam, so nahe und wohlangebracht, daß die Franzosen sie für den Anfang eines, dem ersten ähnlichen, zweiten unvermutheten Angriffs halten mußten, denn sie wichen rasch und in einiger Unordnung zurück. Nun griffen wir sie Alle mit einander neuerdings an und trieben sie zum zweiten Male aus der Schlucht hinaus auf die Haide. Hier, denn die Verwirrung war groß, wurde Alles, Freund und Feind, in einzelne kämpfende Gruppen getrennt, der Streit und das Gefecht mit unverminderter Hartnäckigkeit fortgesetzt. Rasch sank indessen Einer um den Andern von unsern Leuten, und unsere geringe Anzahl ließ uns jeden Verlust um so empfindlicher fühlen. Die Franzosen wichen zwar immer noch, allein die Stärke unserer Partei nahm mit jedem Augenblick in keinem Verhältniß zum Gegentheil ab.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die drei Indianer aus dem Feuerlande, welche Commodore Fitzroy auf dem Schiff der „Spürhund" nach England gebracht hatte, wo sie einige Zeit in der Nähe von Devonport lebten, waren auf dem „Spürhund" wieder an ihre heimathliche Küste geführt und daselbst nebst einem Missionär ans Land gesetzt worden. Sie hatten sich indeß kaum hundert Schritte von der Bucht entfernt, als die Eingebornen Lust bezeigten sie zu berauben, und als der Kapitän sie nach einigen Tagen besuchte, fand er sie ganz ausgeplündert wieder, denn sogar die eigenen Väter, Mütter, Brüder und Schwestern waren die ersten gewesen, die bei dem Raub Hand angelegt hatten. Der Missionär, ein noch junger Mann, befand sich, da man ihn in den Wald geschleppt und dort durch Ausreißen der Augenwimpern gemartert hatte, damit er anzeige, wo seine Sachen verborgen wären, in der traurigsten Lage; der Kapitän, der ihn in diesem jammervollsten Zustand fand, ließ ihn wieder an Bord schaffen.

*

Die Geschwindigkeit der Luftballons ist oft außerordentlich. Der Luftschiffer Garnerin wurde in seinem Luftballon im Junius 1802 80 (englische) Meilen in einer Stunde, von Ranelagh bis Colchester, getragen. Es wehte ein starker ungestümer Wind, der jedoch nicht in einen Orkan ausartete, obschon Rance in seinen Tabellen einen Wind von solcher Geschwindigkeit mit diesem Namen bezeichnet. Herr Green legte auf seiner Luftreise von Leeds aus, im September 1825, 45 Meilen in 18 Minuten zurück, obschon sein Ballon sich zu einer Höhe von mehr als 12,000 Fuß erhob.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 332. 28 November 1833.

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Fortsetzung.)

Das Streben nach dem Phantastischen, d. h. nach Schöpfungen der Phantasie, die nicht nur der Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit der wirklichen Welt überhoben sind, sondern auch allem Konventionellen, wie es noch immer in der Welt der Dichtung herrscht, wilde Visionen, die ohne allen innern Verband wie die Bilder einer Laterna magica an uns vorübereilen, bald ein Schloß in den Wolken, bald eine finstere Höhle, ein behelmtes Haupt, ein Gespenst oder ein Drache u. s. w., ein solches Streben scheint natürlicher Weise in der schlimmen Tagsgeschichte einer Nation bedingt zu seyn, wo die Gegenwart so wenig Erfreuliches darbietet und die Zukunft so wenig erwarten läßt. Aus was sonst wäre diese Sucht, Romane in Hoffmanns Manier zu schreiben, herzuleiten, so wie jene tiefe Bewunderung, die man seit zwei bis drei Jahren für diesen deutschen Schriftsteller in Frankreich hegt? Und doch ist unter allen Hoffmann am wenigsten zur Nachahmung geeignet, da seine Manier so etwas Wildfremdes hat. Er selbst ist nicht immer glücklich darin und wird zuweilen selbst seinen Landsleuten unerträglich. Wie muß es erst den geistlosen Nachahmern einer fremden Nation ergehen? Ihre Produktionen können nicht anders als verfehlt ausfallen. Bei ihm war es eine gewisse Idiosyncrasie, die ihn namentlich zu solchen excentrischen Luftsprüngen, aber auch zu nicht viel Anderem fähig machte. In Hoffmann stieg die Reizbarkeit der Nerven zu einem so hohen Grad, daß er während seines Lebens öftere Anwandlungen von Wahnsinn empfand, und so bemerken wir auch in seinen Schriften nicht immer die scharfe Gränze, welche Aeußerungen einer exaltirten Phantasie von wirklicher Verrücktheit scheidet.

In der That wird Niemand zum Wunderbaren und Chimärischen in Situationen und Begebenheiten leicht seine Zuflucht nehmen, der sich nicht seiner eigenen Armuth an Erfindungskraft bewußt ist, und dem es nicht ganz an jener feinen Beobachtungsgabe gebricht, welche allein einem Werk der Kunst den wahren Reiz der Natürlichkeit und Naivetät verleihen kann. Um einen Charakter zu schaffen, um den Plan zu einer Kette von Begebenheiten anzulegen, welcher die Einbildungskraft in ein heiteres Spiel versetzt, ohne die Vernunft zu beleidigen, dazu gehört Genie, dazu bedarf es der Zeit. Leicht ist es dagegen, und ein Stümper kann ein solches Machwerk in einer Woche verfertigen, was bloß durch die Schändlichkeit der Scenen, durch das Empörende der Gesinnung, durch die größte Abscheulichkeit der Handlungen, z. B. Wollust, Brutalität, Trunkenheit, Blutschande, Ehebruch ꝛc. die Aufmerksamkeit erregt. Ohne nur im Geringsten bei seinem Vorhaben zu erröthen, enthüllt uns ein solcher Schriftsteller die entsetzlichen Geheimnisse der Morgue, der Salpetriere und des Greve-Platzes, denn das Schreiben kostet weniger Scham als das Sprechen. Besonders wird dieser Mangel an Erfindung an den Romanen von einem halbphilosophischen Schlag sichtbar, in welchen eine gewisse Maxime oder Regel des Lebens durchgeführt werden soll. Man halte dagegen einen Roman von Voltaire, etwa den Kandide, und sehe, wie besonnen jeder einzelne Umstand erfunden und abgewogen ist, um die leitende Hauptidee zur Anschauung zu bringen, wie jedes Kapitel gleichsam eine Stufe näher zum Ziele, wie jede Episode gleichsam ein Seitenbeweis des gewählten Thema's ist. Dann kehre man zu den heutigen philosophischen Romanen zurück. Man sinnt, man forscht, man glaubt die Tendenz des Buches gefunden zu haben. Aber in welch baroker Verkleidung erscheint sie, wie oft sind wir im Lauf der Lektüre vom Ziele abgekommen, dem man uns entgegenführen will, durch allerlei überflüssiges Beiwerk, durch ein weitschweifiges Raisonnement, das an sich recht gut ist, nur aber nicht hieher gehört. So sagt Janin, als er in der Vorrede zur Confession von seinem Plan spricht: J'ai voulu montrer quelque peu la gêne morale d'un homme qui sent le besoin d'une croyance, et qui ne trouve plus cette croyance dans le sanctuaire parce qu'elle n'est nulle part. Mit einem Wort, er wünschte ein Charaktergemälde der Zeit zu entwerfen. Dabei hätte er nur um sich schauen dürfen, und die Geschichte jeder einzelnen Familie hätte den Beweis zu seinem Satz geliefert. Aber anstatt dessen, was that er? eine Geschichte gibt er uns, die in Beziehung auf französisches Leben und Gefühl noch phantastischer ist als irgend eine von Hoffmann. Anatole, der Held, beginnt damit, seine Braut in der Hochzeitnacht eigenhändig zu ermorden und zwar aus sehr triftigen Gründen; einmal, weil ihm ihr Tanzen an demselben Abend höchlich mißfiel, denn es peinigte ihn dabei der Gedanke, so jung und hübsch sie auch jetzt sey, so müsse sie doch einst ein altes runzlichtes Mütterchen werden, und zweitens weil er, als sie sich nun mit

ihm ins Brautgemach zurückzog, zu seiner größten Bestürzung ihren Taufnamen vergessen hatte, wobei er noch die verdrüßliche Bemerkung machte, daß sie mit einer unschicklichen Eile in Schlaf verfiel. Aus dieser Verlegenheit weiß er sich aber dadurch am leichtesten zu ziehen, daß er sie erdrosselt. Auf diesen tragischen Ausbruch von Tollheit folgt freilich bald Reue. Er rennt bei einem halben Dutzend Priestern herum und sucht Trost und Absolution. Der erste ist zu indifferent, der andere hält sich aus einem gewissen Demuthsgefühl nicht für berechtigt, seine Beichte zu hören und ihn zu absolviren, ein dritter ist ein Fanatiker, ein vierter ist sogar bereit ihm Absolution zu ertheilen, ohne die Beichte gehört zu haben, ein fünfter steht, wie er bald erfährt, in verdächtigem Umgang mit einer schönen Spanierin. Endlich erscheint der rechte Mann, schüchtert ihn gehörig ein und erpreßt seinem stotternden Mund gewaltsam die Beichte, die er jetzt schwerlich mehr den Muth gehabt hätte, freiwillig abzulegen. Drauf wird Anatole auf sechs Wochen wahnsinnig, bekömmt nach Verlauf dieser Zeit seinen Verstand wieder und mit ihm den Seelenfrieden, wird zum Priester ordinirt, und wir nehmen mit der Gewißheit Abschied von ihm, daß er einmal so dick und feit werden wird, daß ihn seine Freunde kaum wieder erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Das zunächst auf Kap Mesarado folgende Vorgebirge ist Kap Palmas, das ein interessanter Menschenschlag bewohnt. Man nennt ihn die Kroo-Männer, ein schöner athletischer Volksstamm, die sich nie zu Sklaven machen lassen. Man trifft sie auch auf andern Theilen der Küste, und kennt sie leicht an einem besondern Zeichen, das über ihre Stirn herabläuft. Gleich den Schweizern und Savoyarden wandern sie häufig aus ihrer Heimath aus, um Arbeit zu suchen, und werden oft von Europäern, namentlich von Engländern, als Steuerleute, Ruderer u. dgl. m. in Dienst genommen. Haben sie sich eine hinreichende Summe erworben, so bringen sie sie heim und bleiben bei ihren Familien.

Auf dem zwischen dem Kap Palmas und dem Kap Formoso eingeschlossenen, gewöhnlich die Bucht von Benin (Bight of Benin) genannten Küstenstriche befinden sich mehrere europäische Niederlassungen, wie Kap Coast Castle, Accara und Elminia. Die erste hatte vordem eine britische Besatzung; seit dem Kriege mit den Ashantees ist sie aber von der Regierung aufgegeben, und den dort wohnenden Briten die Summe von 4000 Pfd. bewilligt worden, unter der Bedingung, die Station hier fort zu erhalten und sich selbst zu vertheidigen. In der Nachbarschaft liegt ein Dorf von freien Schwarzen. Eine Anzahl Gefangener, welche man den Ashantees abgenommen hatte, wurde hierher gesetzt und bekam von den Briten Land angewiesen und Wohnungen gebaut. Man hat sie in einigen Künsten des civilisirten Lebens unterwiesen, und der Boden, den sie mit hinreichendem Erfolge bebauen, gewährt ihnen den nöthigen Lebensunterhalt. Sie belaufen sich auf etwa 200 Köpfe, und sind, wie es scheint, so glücklich und mit ihrem Loose so zufrieden, daß sie keinen Wunsch zeigen, den ihnen angewiesenen Aufenthalt zu verlassen oder in ihre Heimath zurückzukehren. Die nächstgelegenen Niederlassungen gehören den Briten, Holländern und Dänen, und sie sind je nach dem Volke benannt, das sie gründete und besitzt. Man hat den Verdacht, daß hier der Sklavenhandel immer noch im Schwange ist und Vorschub findet. So lange Kap Coast Castle noch von der Regierung aus besetzt gehalten wurde, trug es mächtiger zur Verminderung bei; seitdem sie es aber aufgegeben hat, soll dieser Umstand benützt und hier häufig Sklaven unter der Benennung von „Hausdienern" veräußert worden seyn.

Weiterhin ist Quitta, eine Niederlassung der Dänen, die hier einiges Militär liegen haben. Quitta war ehedem ein weit bedeutenderer Platz, wie man aus den Ueberbleibseln von Gebäuden schließen muß; jetzt besteht die ganze Kriegsmacht aus einem Sergeanten und einer kleinen Wachmannschaft, die zur Beschützung eher als zur Verhinderung des Sklavenhandels hierher gelegt zu seyn scheint. Portugiesische Schiffe kommen häufig hierher unter dem Vorwande, Kauris, eine Art der Cypeda, die auf der Küste als Geld dient, und von denen vierzig einem Penny gleich sind, einzukaufen; ihr eigentlicher Zweck ist aber der Einkauf von Sklaven. Neun (engl.) Meilen von Quitta befindet sich zu Ahwey eine Sklavenfaktorei, und eine andere in etwa gleicher Entfernung zu Wody. Hierher bringt man die Sklaven zusammen und schickt sie dann zu Wasser fort; denn zu Lande lassen die Eingebornen in der Nachbarschaft sie nicht weiter ziehen, sondern rotten sich zusammen, wenn ein Zug sich nähert, bemächtigen sich aller ihrer Landsleute und setzen sie in Freiheit. Der allgemein angenommene Preis eines Sklaven an diesem Platze gibt einen Maßstab zur Beurtheilung und Schätzung des Werths, den man in andern Theilen Afrika's auf ein Mitgeschöpf setzt. Eine Unze ist gleich 15 Dollars *) klingende Münze; wird aber tauschweise in einem gleichen Werth an Waaren, 24 Ellen Zeug oder Tuch, eine Rolle Tabak, vier Gallonen **) geistiger Getränke, oder sechzehn Stück gewöhnliche Taschentücher verwandelt: der Werth stellt sich hiernach folgendermaßen:

Für einen Mann: neun Unzen oder 216 Ellen Tuch, oder 9 Rollen Tabak, oder 56 Gallonen geistiger Getränke oder 139 Stück Taschentücher.

Für ein Weib: acht Unzen, oder 192 Ellen, oder 8 Rollen, oder 52 Gallonen, oder 128 Stück.

Für ein Kind: sechs Unzen, oder 144 Ellen, oder 6 Rollen, oder 24 Gallonen, oder 96 Stück.

Die meisten der in den Faktoreien zu Quitta eingehandelten Sklaven werden nach Whyda, oder wie eigentlich die Portugiesen diesen Ort wegen der Menge von Sklaven, die er liefert, und die jetzt die einzige hier gekaufte und verkaufte Waare ausmachen, nannten, Ajuda ***) geschafft; und ganze Flotten von portugiesischen und spanischen Schiffen kommen dann dorthin, um sie abzu-

---

*) 36 fl. rhein. oder 20 Thlr. sächs.

**) 1 Gallone 4 Maß, also 16 Maß.

***) Wörtlich: Hülfe.

holen. Der Hauptsklavenmäkler hier ist ein gewisser de Lonza, ein geborner Lissaboner, der wegen eines daheim begangenen Verbrechens an diesen Ort verwiesen wurde. Er wohnt in Whyda und hat großen Einfluß auf die Eingebornen erlangt. Er besitzt ausgedehnte Faktoreien, wo die Sklaven wie andere Waaren zur Verschiffung zusammen gebracht werden. Die Schiffsladungen werden bei ihm abgeschlossen; und jede beliebige Anzahl, die ein Schiff einnehmen will, steht in Einer Nacht zur Einschiffung bereit und segelt dann mit dem Frühlicht ab. Man schätzt die Zahl der von diesem einzigen Manne oder dessen Geschäftsführern verkauften Sklaven auf 6000 des Jahrs. Alle Monate verlassen zwei Sklavenschiffe die Küste, die Jedes im Durchschnitte 250 Köpfe an Bord haben. Diese Zahl würde noch größer seyn, wenn nicht der Himmel selbst einen der Einschiffung hinderlichen Umstand in den Weg gelegt hätte. Die Brandung an der Küste ist sehr stark, und zur Zeit der Springfluthen läßt sich die Einschiffung selten bewerkstelligen. Dieß gibt den englischen Kreuzern häufig günstige Gelegenheit, die Küste zu bewachen; sie sind immer zu gewissen Veränderungszeiten des Mondes auf der Hut, und häufig erwischen sie die Ladungen im Augenblicke der Einschiffung.

Ist man am Kap Formoso vorbei, so beginnt die Bucht von Biafra (the Bight of Biafra), in die sich mehrere große wegen Sklavenhandels seit langer Zeit berüchtigte Flüsse ergießen. Die bedeutendsten derselben sind der Bonny und der Old-Calabar.*) Kein anderer Handel wird hier getrieben als mit Menschenfleisch. Im Tausch werden die gewöhnlichen Ladungen von geistigen Getränken, Tabak, Tuch und Schießpulver genommen. Der letztgenannte Artikel ist hier besonders gesucht, da man ihn als ein Mittel benützt, Sklaven von weniger mächtigen Nachbarn sich zu holen; und so dient dieser Handel als Anreizung zum Kriege und zur Sklaverei, und zugleich als Mittel, beide fortzuführen. Die Herrschgewalt auf der Küste ist zwischen zwei Barbaren getheilt: von denen der eine, „König Pepel" genannt, am Bonnyflusse, der andere, „Herzog Ephraim," am Old-Calabar wohnt. Der Streit um die Erbeutung von Sklaven und die Gelegenheit, sie gut anzubringen, hat zwischen diesen beiden Schurken eine Todfeindschaft erzeugt, die sich die englischen Kreuzer zu Nutze machen. Wie nur Einer von ihnen eine Ladung im Werk hat, gleich schickt der Andere Nachricht davon an das nächste beste Kriegsschiff an der Küste mit einer genauen Aufzählung der Ladung und Angabe, wie weit das Ganze zur Abfahrt gediehen sey; hierdurch sind schon viele Sklavenschiffe aufgebracht, und so die neidischen und böswilligen Leidenschaften dieser Wilden zum Besten der Menschheit benützt worden. Einmal, als König Pepel auch wieder den Engländern eine derartige Nachricht hatte zukommen lassen, wodurch sein Nebenbuhler um seine Ladung kam, wurde dieser darüber so ergrimmt, daß er sich zu einem Kriegszuge rüstete, um ihn anzugreifen und Rache für jene Benachtheiligung und Schmach zu nehmen. Er ließ einen Sarg, den er als Kriegsfahne vor sich her tragen lassen wollte, für den König Pepel verfertigen und sandte einen Boten an ihn, um ihn hiervon in Kenntniß zu setzen. „Sage Pepel," sprach er, „daß ich komme und seinen Sarg mitbringe." — „Sage Ephraim," lautete des andern Gegenrede, „er solle den Sarg nur mitbringen, und ich will ihn hineinlegen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Aufsatz ist vor der Entdeckung des Laufs des Niger durch die Brüder Lander geschrieben worden.

Die Höhle von Makoo in Persien.

Im Jahre 1831 wurde unter dem Titel: Reisen nach Rußland, Persien, der Türkei und Griechenland, von Thomas Alcock, ein Buch gedruckt, das nie in den Buchhandel kam, und es im Grunde auch nicht verdiente. Der Verfasser scheint ein höchst gewöhnlicher und höchst unwissender Gentleman zu seyn, dessen Bemerkungen auf einer flüchtigen Reise, außer in dem Kreise seiner Familie und Freunde, wenig Interesse finden können. Nur ein einziges Fragment seines Buchs enthält einiges Detail über eine, wie es scheint, beachtenswerthe Lokalität, und verdient einige Bemerkungen. Das einzige Kupfer, welches das Buch begleitet, stellt nach einer von Obrist Monteith, mit Hülfe einer Camera lucida gezeichneten Skizze, die Höhle und Stadt Makoo am Ararat dar. Der Verfasser drückt sich so darüber aus (S. 66 rc.): „Unmittelbar, nachdem wir über den Araxes (der gegenwärtig die Gränze von Rußland bildet) gesetzt hatten, zog der sonderbare Anblick ungeheurer Massen von Lava, welche die ganze Gegend überschwemmt hat, und noch eben so nackt und scharf dasteht, als nach dem ersten Erkalten des Stroms, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ein kleiner Bach von heißem Wasser rann durch den Schnee. Der Bach von Makoo strömt in einem Bett von Lava, das eine Menge natürlicher Brücken bildet, ohne welche dieses kleine Wasser, das nicht über 8 bis 10 Fuß breit ist, wegen der Tiefe und Steilheit seiner Ufer nicht überzusetzen wäre. Das Thal selbst bietet einen der sonderbarsten Anblicke in der Welt dar; eine Masse von Kalkstein, 200 Fuß hoch, 10 englische Meilen lang und eine halbe Meile tief, wurde durch das Aufbrausen der Lava in die Höhe gestoßen; sie zieht sich in einem Winkel von 45 Graden gegen die Ebene auf der Westseite hinab, bildet aber gegen das Thal eine vollkommene Mauer. An vielen Stellen wurden die obern Schichten völlig gesprengt, und ihre Reste liegen im Thal umher, während die Stelle, welche sie im Felsen eingenommen hatten, halbkreisförmige Lücken läßt. Dieser heftige Ausbruch hat ohne Zweifel die Höhle von Makoo gebildet; hier war die Masse des Kalkfelsens so groß, daß er der Explosion widerstand, und diese sich gegen das Thal einen horizontalen Ausweg bahnte, und so dieses sonderbare Phänomen hervorbrachte, nämlich eine Höhle von 1200 Fuß Weite, 600 Fuß Höhe und 800 Fuß Tiefe. Sie liegt halbwegs zwischen Eriwan und Hoy; wir hatten die Straße, die nach Tabriz führt, gegen Osten verlassen, waren einige Meilen lang an dem Kalkfelsen hingeritten, und kamen am Ende in ein enges Defilé, von dem man gegenüber von der Mündung der Höhle in das Thal eintritt.

„Diese sonderbare Lokalität ist der Sitz eines unabhängigen Fürsten, der so eifersüchtig gegen seine Nachbarn ist, daß nie ein Fremder, außer Obrist Monteith, dem wir unsere Einführung dort verdankten, von ihm zugelassen worden war. Wir brachten zwei Tage dort zu. Der Ort ist so gut befestigt, als ihn ein mit der Kriegskunst gänzlich unbekanntes Volk in Stand setzen konnte. Beträchtliche Galerien sind in den Felsen gebauen, welche nur durch Strickleitern zugänglich sind, von denen sie mit einer Art von Zurückhaltung reden, und welche von ihnen als eine hinlängliche Sicherheit gegen alle Angriffe angesehen werden. Aus Mangel einer bessern Unterhaltung, denn es war Mitte des Winters und der Grund mit Schnee bedeckt, so daß wir keine Lust hatten auf die Falkenjagd zu gehen, schossen wir von dem Dach des Palastes des Khan nach den Eiszapfen, welche von dem Felsen herabhingen, obgleich zu nicht geringem Schaden der Häuser, auf welche das Eis von dieser großen Höhe herabfiel."

Diese unvollkommene Beschreibung ist Alles, was der Verfasser von der Höhle und der Stadt, die sie enthält, zu bemerken weiß. Das Kupfer gibt eine etwas deutlichere Ansicht der Lokalität. Nach diesem bildet die Höhle einen fast vollkommenen Halbbogen, innerhalb dessen eine große Masse von Gebäuden und Befestigungen erscheint; auf einer Höhe von 200 Fuß laufen die Galerien, von denen der Reisende spricht, von einer Oeffnung der Höhle zur andern herum; ein steiler Abhang führt von

ihr ins Thal herab, das wieder mit Gebäuden und Befestigungen angefüllt ist. Uebrigens muß der Anblick des Kupfers große Zweifel über die Genauigkeit der Zeichnung erregen, das Ganze sieht einer Operndekoration viel zu sehr ähnlich, und die angegebenen Dimensionen der Höhle erlauben nicht an eine so große Masse von Gebäuden zu glauben, als die, welche hineingezeichnet sind. Ohne Zweifel war die Skizze höchst oberflächlich, und der Kupferstecher hat sich, wie es mit englischen Kupferstichen nur allzu oft der Fall ist, große Freiheiten damit erlaubt. Jedenfalls mag aber die Kenntniß von der Existenz einer so sonderbaren Lokalität künftige Reisende bewegen, sie zu besuchen und genauere Nachrichten davon zu geben.

Der Caçadore.

(Schluß.)

Die Hauptmasse unserer Leute hatte sich, wie man sich leicht denken kann, auf den Trupp geworfen, bei welchem sich der Offizier mit dem weißen Schnurrbarte befand, und ich selbst schoß meine beiden Pistolen auf ihn, traf ihn aber nicht. Velasquez und die zwei Cameron waren hart an meiner Seite; allein noch immer war der Offizier zu entfernt für uns zu einem Angriff mit blanker Waffe, und unsere Schüsse trafen ihn nicht. Velasquez Angst, der Franzmann möchte entrinnen, war furchtbar; er ließ nicht ab, sich nach ihm hinzukämpfen, auf ihn zu zielen und seinen Waffenbrüdern zuzuschreien, ein Gleiches zu thun; da wurde er plötzlich selbst von einer Kugel an den untern Kinnbacken getroffen und sank zu Boden. In einem Nu war er wieder auf. Seine Kinnlade hing zerschmettert herab, doch er achtete es nicht, sondern drängte immer vorwärts und vorwärts, fühllos für Alles, außer dem glühenden Verlangen nach Rache. Ein zweiter Schuß traf ihn in die Lende, und dießmal konnte er nicht aufstehen. Allein während er sich im Schmerz auf der Erde krümmte, rief er Cameron zu, ja den Offizier nicht entrinnen zu lassen, und beschwor ihn, mit der höchsten Seelenangst und mit den glühendsten Bittworten, wie sie eine solche Natur in solch einem Augenblick nur eingeben kann, auszuhalten, und keine Sekunde im Verfolgen inne zu halten. Niel stürzte herzu und drang zuletzt bis auf zehn Schritte an den Offizier heran; er zog ein Pistol, feuerte und der Franzose fiel von seinem Maulthier. In einem Augenblick stand er jedoch wieder auf den Füßen, nahm sein Gewehr, zielte wohlbedächtig auf Cameron und drückte ab, wie dieser näher kam. Der Schuß hatte nicht gefehlt. Niel that einen Satz und stürzte todt nieder. Ich war so hart an ihm, als er fiel, daß ich im Vorwärtseilen über seine Leiche stolperte, und das war mein Glück, denn während ich mich wieder aufraffte, streifte mir eine Kugel den Kopf, die, wäre ich aufrecht gestanden, mich auf dem Flecke getödtet hätte.

In dem Augenblick, wo ihr Offizier fiel, sammelten sich gerade die Franzosen wieder. Ich fand jetzt einen weitern Widerstand zwecklos. Nicht über 25 von uns waren mehr übrig, und von diesen mehrere verwundet. Ich befahl deßhalb noch einen Angriff, bloß in der Absicht, uns aus dem dichten Gedränge des Feindes loszumachen, und hieß jeden meiner Leute dann für sich selbst sorgen. Das entgegengesetzte Ende des Waldes, rief ich ihnen zu, ist unser Sammelplatz. Der Angriff wurde gemacht; wie ich aber in den Wald kam, das weiß ich selbst nicht mehr. Das Nächste, dessen ich mich wieder entsinnen kann, ist, daß ich mit vierzehn Andern mich mitten darin befand, und im verdoppelten Geschwindschritte, während ein paar matte Schüsse dann und wann neben uns fielen, den uns verfolgenden Franzosen enteilte. Sie folgten uns indessen nicht weit; am Saume des Waldes sammelten wir uns und ich hielt eine kurze Musterung; nur zwölf antworteten auf den namentlichen Aufruf, und auch diese boten einen Anblick, wie mir noch selten einer vorkam. Alle waren todtenblaß, mit Staub und Schweiß bedeckt, und dem Anschein nach von heftiger Aufregung und Anstrengung ganz erschöpft. Einige waren verwundet, mit Blut bespritzt und vor Schwäche fast ohnmächtig. Fast Keiner sprach ein Wort, dabei aber sahen sie einander mit einem Ausdrucke schwermüthigen Stolzes an, der zu sagen schien, daß so theuer sie auch ihre Rache zu stehen gekommen, sie doch nun befriedigt sey.

Wir blieben einige Zeit auf diesem Platze, um wieder zu laden und neue Kräfte zu sammeln. Wir wollten eben den Rückmarsch nach unserm Lager antreten, als wir zu unserer unaussprechlichen Freude eine Streifwache von unserer Reiterei sich nähern sahen. So kurz als möglich theilte ich dem befehlhabenden Offizier das Vorgefallene mit, und in einer Minute saßen wir hinter den Dragonern auf der Gruppe, und kehrten wieder nach der Schlucht um, wo das Scharmützel stattgefunden hatte.

Alles war jetzt still. Die französischen Truppen hatten ihren Marsch fortgesetzt, und man hörte nichts mehr, als von Zeit zu Zeit das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. In der Schlucht selbst lagen gegen 50 Franzosen, von unsern Leuten dagegen nicht über sechs bis acht; als wir jedoch auf die Haide hinaus kamen, änderte sich das Verhältniß auf eine furchtbare Art. Im Ganzen hatten sie wohl über 150 Mann und wir gegen 80 verloren. Wir suchten zuerst nach Niel Camerons Leichnam; fanden ihn auch bald, denn ich kannte die Stelle genau. Er war beinahe kalt; der Ausdruck seines Gesichts war indessen wenig verändert. Ein wenig weiterhin lag der französische Offizier, die ursprüngliche Ursache des ganzen Kampfes, und über ihm, zu meinem großen Erstaunen, Velasquez Leiche! Dieser war über zwanzig Schritte weiter gefallen; allein der Durst nach Rache hatte ihm Kraft und Ausdauer gegeben, trotz seiner Wunden dorthin zu kriechen, wo sein Feind lag. Einmal auf ihm, hatte er ihm mit seinem Messer fünf bis sechs tiefe Wunden zugefügt, und mitten in dem Versuche, ihm wieder einen Stich zu versetzen, wobei ihn jedoch die Kraft verlassen hatte, sein Leben ausgehaucht.

Ob der Offizier zu der Zeit, wo ihn Velasquez erreichte, noch gelebt habe, konnten wir nicht ermitteln; ich glaube indessen das Gegentheil, indem nichts verrieth, daß ein Kampf irgend einer Art zwischen ihnen noch stattgefunden hätte.

Vermischte Nachrichten.

Gegenwärtig wird in Paris ein Museum von ganz eigener Art zur Schau ausgestellt, das eine Sammlung von allen Strafinstrumenten enthält, deren man sich in Algier bedient. Da sieht man Stricke, mit denen die Polizei weibliche Sklaven für leichte Vergehen züchtigt. Ehebruch wird an beiden Parteien mit dem Tode bestraft; das Weib wird in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen, und der Mann mit jenen polizeilichen Stricken erdrosselt. Die Bikgris, oder Polizeibeamten, sind mit Stöcken bewaffnet, mit denen sie sehr oft eine summarische Strafe vollziehen; diese Stöcke trugen sie auch, wie die Römer ihre Fasces, vor dem Dey in Prozession. Den Dieben wird von einem Wundarzt die rechte Hand abgenommen, und entweder um die Marter zu vergrößern, oder um das Blut zu stillen, ist es gewöhnlich, den verstümmelten Arm des Verbrechers, gleich nach Abnahme der Hand, in siedendes Pech zu tauchen. Des Yataghans bedient man sich zu Enthauptung von Verbrechern, die durch den Dey oder von Kadis verurtheilt wurden; der Verbrecher muß niederknien und der Kopf fällt auf einen einzigen Streich, so gut gehärtet sind die Klingen; die Zahl der Exekutionen ist auf dem Instrument angemerkt. Für ein und dasselbe Verbrechen waren verschiedene Strafen festgesetzt: der vornehme Türke wurde strangulirt, der Neger gehangen und jeder andere Gotteslästerer gespießt. Alle hiezu gehörigen Instrumente sind in dieser Sammlung zur Schau gestellt.

*

Eine englische Zeitung gibt an, daß die Zahl von Spielhäusern aller Art, in St. James allein, sich auf nicht weniger als 30 belaufe. Schlägt man nun den Gewinn eines jeden auf ungefähr 10,000 Pfd. St. an, so macht dieß eine Summe von 300,000 Pfd. St., die nur in einem einzigen Kirchspiel von London jährlich durch dieses schändliche Gewerbe gewonnen wird.

*

Herr Lockhart erzählt, Sir Walter Scott habe seinen beiden Töchtern während einer schweren Krankheit, von der er im Jahre 1819 befallen wurde, in den lichten Zwischenräumen zwei Dritttheile seines Romans, die Braut von Lammermoor, diktirt. Als er wieder genesen war, hatte er den bearbeiteten Stoff so ganz vergessen, daß man ihm den bereits vollendeten Theil seiner Arbeit, den er wie das Werk eines Fremden beurtheilte, wieder vorlesen mußte, damit er in der Ausarbeitung fortfahren konnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 333. 29 November 1833.

Ram Mohun Roy.

Seit dem Tode dieses berühmten Braminen ist viel über sein Leben, seinen Charakter, seine Werke und Plane geschrieben worden, man hat ihn über die Maßen erhoben, oder bitter und fanatisch getadelt, seine wahre Stellung zu seiner Zeit und seinem Volk scheint aber meistens verkannt worden zu seyn, verdient jedoch eine genauere Würdigung. Er war aus einer angesehenen braminischen Familie in Bengalen, welche seit langer Zeit bedeutende Würden am Hof des Nabobs von Bengalen in Murschedabad bekleidete. Seine Mutter war auch aus einer braminischen Familie hohen Rangs, und dem Glauben und den Ceremonien ihrer Kaste eifrig zugethan. Sein Vater ließ ihn das mohammedanische Recht in Patna studiren, und seine Mutter bewog ihn, sich in Benares in die braminische Gelehrsamkeit einweihen zu lassen; er machte in beiden bedeutende Fortschritte, aber sein von Natur skeptischer Geist fand darin Nahrung zum Zweifel an beiden Religionen. Sein klarer Verstand, und sein wohlwollender Charakter wurden von der Masse des unsinnigen und oft empörenden Aberglaubens seiner Landsleute abgestoßen, und er verfaßte in seinem sechszehnten Jahre ein Buch gegen das System der Religion der Hindus, das ihn in Mißhelligkeiten mit seiner Familie brachte, und bewog, sich nach Tibet zu begeben, wo er mehrere Jahre lang die Glaubenssätze der Buddhisten studirte, und sie am Ende mit demselben Hohn, den er über den Braminismus ergossen hatte, verwarf. Hierauf ließ er sich in Rungpur am Burramputer nieder, wo er mit Europäern in Verbindung trat, besonders mit Digby, dem englischen Civilbeamten von Rungpur, und dem jetzigen Sir Graves Haughton, einem Mann von dem wohlwollendsten Charakter, und einem philosophischen Geist von ungemeiner Tiefe, der wohl geeignet war, einen großen Eindruck auf den jungen und lernbegierigen Braminen zu machen. Er lernte englisch und griechisch, um das neue Testament in der Ursprache lesen zu können; die christliche Moral zog ihn durch ihre Reinheit und Einfachheit mächtig an, aber er konnte sich von den Dogmen nicht überzeugen. Nachdem er sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, ließ er sich im Jahr 1814 im 34 Jahr seines Alters in Calcutta nieder, wo er bald anfing die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Stellung war jetzt gegeben, und sie war die prächtigste, welche sich denken ließ; seine Lage war unabhängig, seine hohe Kaste, und seine braminische Gelehrsamkeit sicherten ihm die Aufmerksamkeit der Hindus; seine Kenntniß der arabischen und persischen Literatur und der mohammedanischen Rechtslehre verschaffte ihm die Achtung der Mohammedaner; seine Neigung für europäische Wissenschaften, seine ausgebreitete Kenntniß europäischer Sprachen und Literatur, seine Vorliebe für das Studium der christlichen Theologie stellten ihn den Engländern näher, als irgend ein Hindu gestanden hatte. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als das Mittelglied der beiden Civilisationen; die Hindus hofften durch ihn auf ihre europäischen Herrscher zu wirken, die Europäer suchten in ihm einen Apostel ihrer Civilisation bei seiner Nation. Dabei war sein Umgang angenehm, sein Geist lebhaft, klar und ohne Vorurtheile, sein Charakter ohne Tadel, und sein Wohlwollen vielfach erprobt und anerkannt. Er beschloß diese Stellung zu benützen, um den religiösen Aberglauben seiner Nation zu reformiren, und die reinere Form des Bramanismus nach ihren alten Quellen wieder herzustellen; er wünschte für Indien zu werden, was Luther für Europa ist. Die erste Regel, die er sich dabei vorsetzte, war, den Vortheil, den ihm seine Herkunft von einer der höchsten braminischen Kasten gab, nie zu verlieren. Er fühlte wohl, daß er darin sowohl im Verhältniß zu seinem Volk, als in dem zu den Europäern eine feste Burg besaß, die ihm durch nichts ersetzt werden konnte. Er hielt sich daher strikt an die Regeln seiner Kaste, vermied Alles, was ihn als Braminen verunreinigen konnte, und verband mit einem europäischen Styl in seiner Lebensweise, und einem beständigen Verkehr mit Europäern die strengste Beobachtung des Ceremoniels seiner Kaste. Diesen Entschluß hielt er bis ans Ende seines Lebens, und als er sich nach Europa einschiffte, ließ er sich von braminischen Dienern begleiten, damit seine Feinde keinen Vorwand finden könnten ihn zu exkommuniciren. Sie hatten es mehrere Male versucht, weil sie eben so gut als er selbst fühlten, daß die Ausstoßung aus seiner Kaste ihm alle Macht benehmen würde, aber er ging siegreich aus diesen Streitigkeiten hervor. Er begann nun in Kontroversen mit den gelehrtesten der Braminen in Calcutta den populären Aberglauben anzugreifen; sie beantworteten seine Gründe mit Verleumdungen aller Art, daher fing er an sich der Presse zu bedienen, um seine Ansichten weiter und leichter zu verbreiten, und sie gegen Verdrehungen zu

sichern. Sein erstes Werk erschien unter dem Titel: „Widerlegung der Idolatrie aller Völker," es war persisch geschrieben, mit einer arabischen Vorrede, und war für die höheren Klassen der Mohammedaner bestimmt. Hierauf ließ er mehrere ähnliche Abhandlungen in bengalischer Sprache drucken, die er meistens umsonst vertheilte. Sie erregten einen großen Sturm gegen ihn, und niemand als Europäer wollten lange Zeit mit ihm Gemeinschaft halten. Man sieht hier beim ersten Beginnen seiner Laufbahn als Reformator, daß ihn sein negativer, kritischer Geist irre leitete; man kann allerdings nicht reformiren ohne Polemik, aber dieß ist nur ein untergeordnetes Mittel, und das erste muß seyn, daß man seinen Anhängern einen positiven Glauben gebe. Kritik und Kontroverse kann den Glauben der Zuhörer erschüttern, bereitet sie aber nicht vor, etwas Neues anzunehmen. Ram Mohun Roy glaubte in den Vedas eine reine monotheistische Lehre gefunden zu haben, seine erste Sorge hätte seyn sollen, diese Basis dem Volke zu geben, sie durch Uebersetzung in die populären Dialekte allgemein zugänglich zu machen, und dann hätte er können die Albernheit des Gebäudes, das spätere Zeiten darauf gebaut hätten, darthun. Die religiöse Verehrung, in der jeder Hindu die Vedas hält, hätte ihm eine unangreifbare Stellung gegeben, wie sie die Uebersetzung der Bibel Luthern gab; Ram Mohun Roy war ein Gelehrter, ein Philosoph und ein Kritiker, aber kein Gläubiger und konnte kein Religionsstifter werden. Er versuchte zwar bald in den wahren Weg einzuleiten, und schrieb in den Jahren 1815 — 1816 mehrere Abhandlungen im hindustanischen und bengalischen Dialekte, in denen er eine Uebersetzung eines Auszugs aus den Vedas gab, die er auch englisch unter dem Titel: „Uebersetzung eines Abrisses des Vedanta, oder Inbegriff aller Vedas erscheinen ließ." Ebenso ließ er nach und nach in den Jahren 1816, 1819 und 1823 noch mehrere Uebersetzungen einiger Abschnitte aus den Vedas folgen, die alle zum Beweise dienen sollten, daß das wahre System der braminischen orthodoxen Lehre ein reiner Monotheismus sey.

(Schluß folgt.)

Die Revolution von Meriko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Daß Santa Anna den Buchstaben des Gesetzes auf diese Weise zu seinem Vortheil wandte, war ein bedeutender Schritt; dennoch fühlte er wohl, daß zuletzt die Gewalt entscheiden müsse, und setzte deßhalb seine Operationen kraftvoll fort. Schon am 17 Mai hatte er Veracruz an der Spitze von ungefähr 1000 Mann und einer ziemlich bedeutenden Artillerie verlassen, um die Truppen der Regierung zu verfolgen; da er aber diese Stadt als den Mittelpunkt seiner Operationen, als seinen Hauptstützpunkt und namentlich als ein im Falle eines Unglücks gesichertes Asyl betrachtete, so hatte er daselbst die Hälfte seiner Truppen gelassen, da diejenigen, welche er hinweg führte, ihm mehr als hinreichend schienen, den Feind zu necken, und selbst im nöthigen Falle eine Schlacht zu liefern. Obgleich er sich den Zustand der ministeriellen Armee allzu schlimm vorstellen mochte, so war derselbe doch in der That kläglich genug. Im Augenblick, wo die Belagerung aufgehoben wurde, betrug die Zahl der Kranken 900 und die Krankheit ließ so tiefe Spuren zurück, daß selbst die meisten Rekonvaleszenten nicht im Stande waren, die Waffen zu tragen. Vergebens hatte die Regierung, um ihren Rückzug zu decken, neue Truppen gesandt: Santa Anna, der das Land vollkommen kannte, fand Mittel, diese Hülfe beinahe unnütz zu machen, indem er die Zufuhren auffing, so daß die Armee nur mit Mühe ihre Verbindungen mit Meriko behauptete. Der Obrist Mendaca, welchem die Bewachung des wichtigen Punktes von Jara, 3 Meilen von Jalapa anvertraut war, erklärte sich für den Aufstand, und die Städte Cordova und Orizaba, auf dem Wege nach der Hauptstadt, hatten schon vor der Nachricht von der Flucht Calderons dasselbe gethan: Alles ging nach Santa Anna's Wunsche. Er ward indeß in seinem Gange aufgehalten, indem der Obrist Rincon an der Spitze von 1200 Mann frischer Truppen ihn bei Puente-Nacional erwartete und sich rüstete, ihn anzugreifen. Er würde ohne Zweifel ihn geschlagen haben, denn Santa Anna, welcher glaubte, die Ministeriellen seyen in den letzten Zügen, rückte ohne sonderliche Vorsicht vor. Aber bei Zeiten benachrichtiget, zog er sich auf eine geschickte Weise aus seiner schlimmen Lage, marschirte seitwärts und legte Rincon eine Falle, in der er ihn beinahe gefangen hätte, aber eine geheime Nachricht rettete auch diesen. So günstig sich indeß die Angelegenheiten Santa Anna's gestalteten, so war er doch nicht ohne Unruhe: von der Seeseite her drohte Campeche der Regierung eine furchtbare Expedition zu Hülfe zu senden und man bezeichnete die Umgegend von Tampico als den Landungsplatz; das Gerücht ging: 800 Mann ministerieller Truppen marschirten gegen Tuxpan und Pueblo Viejo de Tampico, und er fürchtete, Tampico, der Anhaltspunkt seiner zweiten in diesem Augenblick so schönen und so starken Armee, möchte ihm durch die Unfähigkeit Moctezuma's entgehen. Ueberall aber, wo er sich persönlich hinwandte, schien ihm das Glück zu folgen, und obwohl das Zusammentreffen mit Rincon ihn genöthigt hatte, sich eine Zeit lang in dem niedern Lande, das für seine Soldaten ungesund und beschwerlich war, auf der Defensive zu halten, so hatte er doch bald wieder die Oberhand errungen und seine militärischen Stellungen gaben ihm über seinen Feind ein solches Uebergewicht, daß er bald den Kampf rühmlich zu beendigen hoffte. In dieser Lage der Dinge schlug ihm Calderon einen Waffenstillstand vor, um bei der Regierung die Vorschläge zu einer Ausgleichung zu erneuern; er nahm ihn an und am 13 Junius unterzeichneten die beiden Generale einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen im Lager von Coral-Falso, vier Leguas von Jalapa zwischen den Obristen Don Juan Arago und Jose Maria Vidal von Seite Santa Anna's und dem Obrist Don Felix Marimo und dem ersten Adjutanten, Don Jose Garcia, von Seite Calderons verabredet worden waren. Diese Uebereinkunft bestimmte die Stellung der beiderseitigen Armeen, so daß Puente-Nacional frei und neutral blieb; hier sollten unter der Vermittlung Sr. Excellenz des Generallieutenants Guadelupe Vittoria *) und Don Sebastian Camacho, Gou-

*) Der Expräsident, so berühmt durch seinen heldenmüthigen Widerstand gegen die Tyrannei der Spanier; er blieb zwei Jahre lang in den Wäldern von Veracruz verborgen, ohne mit einem mensch-



verneur des Staats, Konferenzen eröffnet werden, um sich über die wirksamsten Mittel zu verständigen, dem Lande den Frieden zu geben, und, wie die Parteichefs stets versicherten, um zu verhindern, daß nicht ferner Bürgerblut vergossen werde. Die Konferenzen wurden auch in der That eröffnet. Man stritt hin und her, keine Partei wollte beiderseitig von ihren übertriebenen Forderungen nachlassen, *) und am 15 Julius kündigte Santa Anna seinen Truppen in einer Proklamation an, daß Alles abgebrochen sey und das Loos der Waffen allein entscheiden werde.

(Fortsetzung folgt.)

lichen Wesen in Verbindung zu kommen, und nährte sich von Kräutern und wilden Früchten. Sein Name ist im ganzen Lande sehr verehrt.

*) Santa Anna verlangte, daß der Vicepräsident sein Amt niederlege und die Staatslegislaturen zusammen berufen würden, um zur Wahl eines neuen Präsidenten zu schreiten; er zählte ohne Zweifel auf den Einfluß seiner Waffen, um einen Theil der Staaten zu seinen Gunsten zu stimmen, denn es wäre lächerlich, wenn man Alles glauben wollte, was seine Anhänger über seine Mäßigung verbreiteten. Ich erinnere mich, daß ich am Anfange des Aufstandes mich zu Veracruz in einer Gesellschaft befand, wo mehrere Personen vor dem Xefe politico Hr. C.... laut von dem geringen Ehrgeiz Santa Anna's und von seiner Liebe für die öffentliche Wohlfahrt sprachen, und mit Wohlgefälligkeit die Worte wiederholten: „ich will nur die Ruhe in der Republik wieder herstellen, und dann meinen Degen niederlegen; ich würde selbst die Präsidentschaft ablehnen, wenn ich dazu berufen würde.“ — „Ich soll an die Mäßigung des Generals glauben,“ sagte Hr. C...., ich, der ich ihn vor Freude trunken sah, als seine Soldaten ihn in einer der frühern Revolutionen mit dem Namen Imperador begrüßten.“

Der Pfarrer Merino.

Das Memorial bordelais theilt über diesen merkwürdigen Mann aus der Feder eines konstitutionellen Spaniers folgende Nachrichten mit:

Geronimo Merino, in Altcastilien bekannter unter dem Namen der Pfarrer (el Cura) von Villoviado, ist aus einer sehr niedern Familie entsprossen. Seine Eltern veranlaßten ihn, in dem Kollegium von Lerma Lateinisch zu lernen; kaum hatte er aber seinen vierten Kursus begonnen, so riefen sie ihn nach Hause zurück, und gaben ihm eine kleine Ziegenheerde, die ihnen gehörte, zu weiden. Merino setzte diese Beschäftigung bis zum Tode des Pfarrers von Villoviado fort. Da sich Niemand fand, diesen Priester zu ersetzen, so rieth man ihm, seine Schippe zu verlassen, und zu einem alten Pfarrverweser in Covarrurias zu gehen, der ihm die ersten Begriffe von seinem neuen Stande beibrachte. Nach sechsmonatlichem Unterricht wurde Merino durch Vorschub seines Lehrers in die Zahl der Diener des Evangeliums aufgenommen, da aber die Pfarre ihm nur ein sehr mäßiges Einkommen verschaffte, und er überdieß weit besser im Stande war, in den Bergen umher zu streichen, als den Dienst in einer Kirche zu versehen, so begann er wieder sein altes Handwerk als Ziegenhirte, und verließ von diesem Augenblick an seine Heerde nur noch am Sonntage, um in der Kirche die Messe zu lesen. Eine Schippe, ein Jagdgewehr, ein paar Pistolen, die er stets im Gürtel trug, und ein Taschenstilet, dieß war der Aufzug, in dem diese sonderbare und fast wilde Gestalt erschien. Zugleich war er von einem Kinde begleitet, das er seinen Neffen *) nannte, der jetzt 25 Jahre alt, und durch die Gnade Ferdinands VII Oberstlieutenant in der spanischen Armee ist. Diese Gewohnheit eines irrenden Lebens machten seinen von Natur wilden Charakter nur noch roher.

Er hatte zwei Brüder, von denen wir bald reden werden, und eine Schwester von ausgezeichneter Schönheit. Alle Mitglieder seiner Familie hatten von seinen Mißhandlungen zu leiden: seine Mutter, gegen die er öfters seine Pistolen richtete, starb an den Folgen derselben. Sein älterer Bruder, unter dem Namen el Majo *) bekannt, ein Schmuggler von Profession, schloß sich im Jahre 1810 an ihn an, an demselben Tage, wo Merino ein blutiges Gefecht mit den Franzosen zu Almazan in der Nähe von Soria gehabt hatte. Was that Merino? Aus Furcht, sein Bruder möchte wegen seiner Tapferkeit an seiner Stelle zum Oberbefehlshaber der Guerillas des Landes erwählt werden, ließ er ihn auf der Brücke ermorden, zwei Stunden nachdem er ihn umarmt, und ihm seine Freude bezeugt hatte, ihn nach sechsjähriger Abwesenheit wieder zu sehen. Sein jüngerer Bruder, gleichfalls Schmuggler und unter dem Namen el Churro (der Fette) bekannt, fuhr ungefähr drei Monate lang fort die Franzosen im Gefolge des soldatischen Pfarrers zu bekriegen; eines Tages aber, wo er demselben die Härte seines Charakters vorwerfen wollte, ließ Merino den Generalmarsch schlagen, versammelte seine ganze Truppe auf dem Platze von Lerma und hier züchtigte er auf eine unmenschliche Weise dessen Kühnheit, indem er ihn Spießruthen laufen ließ. Der Unglückliche starb wenige Tage nachher an den Folgen dieser barbarischen Behandlung. Nun blieb ihm nur noch seine Schwester. Sie floh und zu ihrem Glück, denn mit einem so vollständig rohen Menschen, wie Merino, wäre auch sie endlich das Opfer einer seiner Wuthanfälle geworden. Jetzt ist sie zu Villahoz an einen Pächter verheirathet.

Von diesen Thatsachen, die eine Idee von seinem Charakter geben können, wollen wir zu andern Eigenheiten übergehen, aus denen man ihn noch besser kennen lernt.

Merino ist erst 58 Jahre alt, sehr klein, sehr schmächtig, hat aber eine rauhe Stentorstimme: seine Züge sind tief eingeprägt, seine Augen groß und tiefliegend, seine Schläfe sind so hohl, daß man ihn im Lande gewöhnlich mit einem alten Pferde vergleicht, sein Gesicht ist hager und sein Blick trotzig. So gebrechlich er scheint, hat er doch eine sehr kräftige Konstitution, und er erträgt mit großer Leichtigkeit die härtesten Strapazen. Er raucht nicht, trinkt keinen Wein, ißt sehr wenig und schläft in 24 Stunden nur eine Viertelstunde (?). Während des Kriegs schläft er nie anders als auf seinem Pferde. Seine Untergebenen haben ihn nie eine Nacht mit ihnen zubringen sehen. Sobald die Sonne untergeht, läßt er seine Truppe halten, weist ihr den Lagerplatz an, entfernt sich dann mit einem einzigen Bedienten von den Seinigen, verliert sich mehrere Stunden weit in den Wald hinein und erscheint erst am Morgen mit Sonnenaufgang wieder.

Merino sieht nicht gern, daß seine Truppe uniformirt sey. Er läßt jeden nach Gefallen sich kleiden; er selbst bedeckt seinen Leib mit einigen elenden Fetzen und seinen Kopf mit einem schlechten Hute. Wenn er in eine Stadt einzieht, hält man ihn für den letzten seiner Soldaten, oder vielmehr für einen den Galeeren entlaufenen Banditen; sein Aufzug und seine Haltung lassen nichts anderes vermuthen. Seine Waffen bestehen aus einem Säbel, einem paar Pistolen, die er in den Taschen trägt, und einem sehr kurzen Musketon. Er ladet ihn mit 16 bis 20 Kugeln. Das Pulver ist gewöhnlich in einer Pistolhulfter seines Sattels. Wenn er feuern will, so nimmt er eine Handvoll und läßt sie in das Gewehr, das man auf Spanisch boca marta nennt, hineinlaufen; um abzufeuern muß er sie unter dem rechten Arme ansetzen, und um dem durch die Explosion dieses schrecklichen Gewehrs hervorgebrachten Stoße zu widerstehen, muß er das Ende des Laufes mit der linken Hand halten.

Er ist so grausam, man könnte sagen wild, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Die Feder weigert sich, die zahllosen Thatsachen niederzuschreiben, es wird aber hinreichen, wenn man sagt, daß während des Unabhängigkeitskrieges und des Kampfes gegen die konstitutionelle Partei gegen 60 Alkaden in seiner Gegenwart und auf seinen Befehl erschossen wurden. Niemals schenkte er seinen Gefangenen das Leben, alle Offiziere, die in seine Hände fielen, wurden entmannt, und 24 Stunden nachher diejenigen, die an den Folgen der Mißhandlung nicht gestorben waren, erschossen. Soll ich es sagen! Im Jahre 1810 ließ er 86 Gefangene, für welche der Priester und der Adel von Villahoz

*) Dieser angebliche Neffe heißt Gervasio Merino, und ist die Frucht einer unerlaubten Verbindung des Pfarrers Merino mit einer seiner Cousinen.

*) Was man unter diesem Ausdrucke zu verstehen hat, darüber sehe man „Hubers Skizzen aus Spanien.“

sich verwendeten, lebendig verbrennen. Der Unabhängigkeitskrieg war zu Ende. Merino wurde zum Gouverneur von Burgos ernannt, verlor aber einige Monate später diese Stelle wegen seines rohen Benehmens und seiner unsittlichen Aufführung. Dieser Mensch vereinigt mit der krassesten Unwissenheit die unverschämteste Frechheit und einen unglaublichen Cynismus der Sprache. Später wurde er zum Kanonikus der Kathedrale von Valencia ernannt, aber die sonderbare und fast groteske Art, wie er im Chor auftrat, mißfiel bald seinen Kollegen, die ihn mit bittern Kritiken nicht verschonten. Die Spöttereien, deren Gegenstand er war, kamen ihm zu Ohren, und eines Tages, als alle Kanoniker in der Sakristei der Kathedrale versammelt waren, um einige Angelegenheiten zu reguliren, trat Merino unter sie, stieß die heftigsten Schimpfworte aus, und zog, als Einige derselben ihm mit einer gewissen Festigkeit antworteten, aus der Tasche seines Priesterrockes die Pistolen, die er nie von sich ließ, schlug auf die erschreckten Kanoniker an, und ließ sie einen nach dem Andern gesenkten Hauptes, und sich glücklich schätzend, so leichten Kaufs davon gekommen zu seyn, vorüber marschiren. Dieser Vorfall erregte einen großen Skandal. Ferdinand erfuhr ihn und dispensirte sogleich den unbändigen Kanonikus von allen kirchlichen Verrichtungen, obwohl ihm sein Gehalt fortwährend vollständig ausbezahlt wurde. Merino ging nun in seine Heimath zurück und nahm seine Wohnung zu Torduelles, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Villoviado. Hier vertrieb er sich die Zeit mit der Jagd, oder beschäftigte sich mit dem Bau eines sehr schönen Hauses, das er noch jetzt besitzt.

So kam die Konstitution von 1820 heran.

Hier soll die Feindschaft, die wir gegen Merino hegen, uns nicht verhindern, die Stimme der Gerechtigkeit und der Wahrheit hinsichtlich einiger Thatsachen zu erheben, die wir über ihn berichten wollen. Im ersten Jahre der Konstitution blieb Merino ganz ruhig zu Hause. Seit dem Unabhängigkeitskriege haßte er die spanischen Priester und Mönche. Hätte er 48 Stunden regiert, so wäre sicher sein erstes Dekret der Befehl gewesen, alle Diener der Kirche massakriren zu lassen: dieß ist seine Verwaltungsmethode. Man glaube nicht, daß dieß willkürlich erfunden sey: hundertmal hat er vor dem Verfasser dieser Skizze sich auf diese Weise ausgesprochen. Man wird vielleicht sagen, warum hat er sich denn aber gegen das konstitutionelle System empört? Warum? Man frage darüber einen unserer Präfekten aus jener Epoche, dessen Unklugheit allein uns einen Feind in diesem Manne erweckte, dessen Unzufriedenheit mehr zu fürchten ist, als der Aufstand von zehn Provinzen. Die Sache begab sich folgendermaßen. Dieser Präfekt, den wir nicht nennen wollen, erhielt ein Schreiben mit der Nachricht, daß Merino die Absicht habe, sich gegen die Konstitution zu empören. Auf diese vage Anzeige beruft der Präfekt Merino zu sich, ohne ihm den Grund davon anzuzeigen, und läßt ihn eine Reise von 11 Meilen machen, um über angeschuldigte Plane Antwort zu geben. Merino wurde sehr schlecht empfangen: ohne ihm zu erklären, wie und warum man für nöthig gefunden habe, ihn zu berufen, bedrohte man ihn mit dem Gefängniß, selbst mit dem Galgen, wenn er es je wage, sich gegen die Autorität der Cortes zu erheben. Wie schlecht kannte man Merino! Dieser Mensch, tief verletzt und schrecklich in seiner kalten Rache, antwortete seinem Befrager Nichts, sondern warf ihm nur einen jener Blicke zu, die bei ihm so bedeutsam sind. Von diesem Augenblicke an war der Plan in seinem Kopfe fertig, die Regierung der Cortes aufs äußerste zu verfolgen; von diesem Augenblicke datirt sich alles Uebel, das er unserer Sache that und noch thut in Altcastilien, dessen König, dessen Gott er ist.

In seinem Stolze gekränkt, verläßt er die Präfektur, eilt nach dem Gasthof, in dem er abgestiegen war, schwingt sich aufs Pferd, kommt nach dem eine Meile entfernten Cogollos, und läßt seinen Ruf: „Zu den Waffen!“ ertönen. Abends ist er schon auf der Straße nach Lerma an der Spitze von 400 Bauern, die auf seine Stimme ihre Wohnung, ihre Arbeit und ihre Familien, kurz Alles verließen, um diesem Manne zu folgen, dessen Erscheinung einen magischen Einfluß auf sie ausübt. Am folgenden Tage zählte er schon 1400 Mann, die mit Mistgabeln, alten Musketen, Pflugscharen, Messern u. dgl. bewaffnet waren, und mit dieser undisciplinirten, aber kühnen und ergebenen Schaar nahm er etliche dreißig Tapfere des Regiments von Sevilla gefangen, welche zu Fonteoso erschossen wurden. War die von dem Präfekten erhaltene Nachricht gegründet? Nichts ist unwahrscheinlicher. Wenige Stunden, ehe das Schreiben des Präfekten an Merino gelangte, hatte er an Don Bartolomé Fernandez und Don Manuel Martinez, wovon der eine Richter erster Instanz, der andere Prokurator des Königs in Villahez war, geschrieben, sie sollten ihn nächsten Sonnabend erwarten, denn er wolle mit ihnen einige Wochen jagen, seine alten Freunde wieder sehen und seine Schwester umarmen, von der er seit drei Jahren getrennt sey. Damals hatte er gewiß keine feindseligen Absichten, aber man hatte ihn erbittert, man hatte seinen Stolz, dieß bei ihm so reizbare Gefühl gekränkt, und jetzt steht er an der Spitze der Castilianer, er der unwissende Mensch, der in jeder Beziehung, den Krieg ausgenommen, Nichts ist, und doch einen allgewaltigen Einfluß ausübt auf die Gemüther derjenigen, die er befehligt, und an deren Spitze er so furchtbar ist. Man behauptet, Saarsfield habe ihn geschlagen, was glaubt man aber mit diesem Siege gewonnen zu haben? Nichts. Man kann ihn noch einmal schlagen, und wird eben so wenig gewinnen. Seine Banden sind die wahren Köpfe der Hydra. Der unsterbliche Empecinado, dieses Opfer Ferdinands, Espinosa, Valdes, Amor, Oscron wurden zu seiner Verfolgung ausgesandt, sie haben seine Soldaten geschlagen, vernichtet, zerstäubt, und am Tage nach jeder Niederlage erschien Merino mit einer größern Anzahl Soldaten, stets ungestüm, stets grausam, stets furchtbar. Merino ist persönlich sehr tapfer, er ist auch sehr glücklich; wenn es nicht unmöglich ist, seiner Person sich zu bemächtigen, so ist es doch wenigstens äußerst schwer. Er führt stets zwei Pferde mit sich, vielleicht die schönsten und bestabgerichteten in ganz Castilien; er hat sie so sehr an einen gleichen Schritt gewöhnt, daß sie stets neben einander herlaufen, wie schnell auch seine Bewegung seyn mag. Sobald Merino fühlt, daß dasjenige Pferd, welches er reitet, ermattet ist, so springt er auf das andere, ohne mehr als eine halbe Sekunde im Laufe anzuhalten. So entkam er den Lusitanos, welche ihn im Anfang des Jahres 1823 unter den Befehlen des Obristen Amor bei Palenzuela schlugen.

Der Raum von 40 Leguas, der Burgos von Madrid trennt, ist für ihn eine sichere Stätte, er wird alle Städte und Dörfer auf diesem Wege durchziehen, von nur vier Mann begleitet und ohne nur die geringste Gefahr befürchten zu dürfen. Er wird keine anderen Feinde daselbst treffen, als die zu seiner Verfolgung ausgesandten Truppen, und man weiß, mit welcher Leichtigkeit er ihnen entkommt. Im Kriege mordet und verbrennt Merino Alles, er bemächtigt sich der Kouriere, der Effekten, überhaupt Alles dessen, was seiner Meinung nach der Regierung gehört, gegen die er sich empört hat. Wenn es ihm einfällt, so verschont er eben so wenig die Kouriere der fremden Kabinette als die seiner Regierung. Wenn aber einer seiner Leute sich beigehen läßt, in dem Hause eines friedlichen Einwohners, was auch dessen politische Meinung seyn mag, zu stehlen, so büßt er gewiß sein Verbrechen mit dem Tode. Diebstahl und Raub ist seinen Soldaten strenge verboten. Merino ist im höchsten Grade uneigennützig und durchaus nicht ehrgeizig. Im Unabhängigkeitskriege bemächtigte er sich zu Quintanapalla unermeßlicher Reichthümer, die den Franzosen gehörten. Ein Convoy mit mehreren Millionen Geld und reichen Effekten fiel ihm in die Hände. Er vertheilte alles Gold an seine Soldaten, die er damit vollstopfte: er selbst behielt nur einige Dutzend seidene Strümpfe.

Diese Skizze ist indeß schon lang geworden, und doch hätte ich noch Vieles über diesen außerordentlichen Menschen zu sagen: das Wenige möge indeß genügen, um eine Vorstellung von dem Chef der Kontrerevolution zu geben, von der Spanien jetzt im Namen des Don Carlos so heftig bewegt wird.

Vermischte Nachrichten.

Im Jahre 1767 waren kaum 30,000 Personen in den englischen Baumwollenfabriken beschäftigt; jetzt aber, in Folge der neuen Erfindungen, welche die Arbeiter bei ihrer Einführung zerstören wollten, sind wenigstens eine Million angestellt.

*

Eine neue Gattung Erdäpfel ist zwischen den Anden in Südamerika von dem jetzt gegen die feindlichen Indianer streitenden Expeditionsheer des Generals Rosas entdeckt worden. Sie soll eine größere Menge von Nahrungsstoff enthalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 334. 30 November 1833.

Die Revolution von Meriko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Die Feindseligkeiten begannen aufs Neue, und die Truppen der Regierung gaben ein blutiges Signal zum Kampfe. 180 Einwohner von Jalapa hatten sich für Santa Anna bewaffnet; sie wurden von 450 Ministeriellen überfallen, geschlagen, troz eines muthigen Widerstandes gefangen genommen, und alle Offiziere, um ein Exempel zu statuiren, erschossen. Puente Nacional blieb nichts desto weniger in der Gewalt des Generals, der nur dahin trachtete, nach Meriko vorzudringen, um endlich als Herr sprechen zu können. Seine Partei vermehrte sich bald bedeutend; schon am 24 August war er bis Orizaba vorgerückt, wo er sich an der Spitze von 5000 Mann wohlorganisirter und zuverlässiger Truppen befand. Der Kommandant und die ganze Besatzung schlossen sich seinen Fahnen an. Er hatte Calderon weit zurückgeworfen und manövrirte in der Art, daß er Facio im Schach hielt, der damals mit einem Beobachtungskorps von nur 2000 Mann bei San Augustin del Palmar stand. Aber er hatte keinen Kampf mit diesen zu fürchten, denn Facio mißtraute sich selbst und seinen Soldaten allzusehr, um gegen überlegene Truppen das Loos der Waffen zu versuchen, das wenn es gegen ihn fiel, Santa Anna die Thore von Meriko öffnen mußte, und dieser wollte seiner Seits nicht leichtsinnig den Wechselfällen des Schlachtfeldes eine Sache bloßstellen, welche von Tage zu Tage an Bedeutung und Stärke zunahm. Ein Staat nach dem andern erklärte sich zu seinen Gunsten, die Rückberufung Pedrazas hatte ihm plötzlich einen großen Theil der Legislaturen gewonnen; man erkannte allmählich in seinem Aufstande einen gesetzmäßigen Zweck an; man fürchtete nicht mehr, er möchte in der Trunkenheit des Glücks sich zum unumschränkten Herrscher erklären und den Gesetzen Schweigen auferlegen: darauf ergab sich auch bald, daß die einhellige Zustimmung der Staaten jeden Aufruf zu den Waffen unnütz machen würde. Von der Seite von Tampico waren die Nachrichten fortwährend günstig; die Municipalität dieser Stadt hatte Manuel Gomez Pedraza zum gesetzmäßigen Präsidenten der Republik, und Bustamente für einen Usurpator erklärt; alle Civil- und Militärbeamten jener Stadt hatten diese Akte unterzeichnet. Der General Moctezuma war bis San-Luis de Potosi vorgerückt, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen.

Das Benehmen der Generale der Regierung wäre in der That unerklärlich, wenn man nicht wüßte, daß in der Armee eine furchtbare Desorganisation herrschte; die Abneigung der Soldaten gegen die Fahne der sie folgten, war so offenkundig, daß die Führer nicht auf sie zu zählen wagten. Wie konnte man auch sonst die Flucht Terans gegen Matamoros begreifen, da es ihm doch so leicht gewesen wäre, Moctezuma in den fast ungangbaren Bergschluchten aufzuhalten, durch die man gehen muß, um nach San-Luis zu kommen; dieser Letztere bemächtigte sich der Stadt fast ohne Widerstand, da die Truppenabtheilung, welche die Besatzung bildete, nach einem leichten Gefechte, in welchem der Oberkommandant und der zweite Befehlshaber Ottero verwundet und gefangen wurden, sich für ihn erklärt hatten: Ottero ist derselbe Offizier, der das Todesurtheil Guerrero's unterzeichnete. Was endlich Santa Anna besonders ermuntern mußte, war der Beitritt des Staats Zacatecas. Am 19ten August erklärte die versammelte Legislatur, daß Bustamente gegen die bestehenden Gesetze den Präsidentenstuhl einnehme, rief Pedraza zurück, und lud ihn den Wünschen Santa Anna's gemäß ein, sein Amt wieder anzutreten; zugleich votirte sie 6000 Mann Truppen, um die Sache des Letztern zu unterstützen, und die nöthigen Geldmittel zur Ausrüstung und zum Unterhalte dieser kleinen Armee. Diese Aenderung war von hoher Wichtigkeit. Der durch Geldmangel gelähmte Handel von Tampico mußte wieder an Lebhaftigkeit gewinnen, sobald die Verbindung zwischen San-Luis und dieser letztern Stadt wieder hergestellt war; die Schätze von Zacatecas nahmen wieder ihren gewöhnlichen Lauf und jeden Tag erwartete man eine Konducta von zwei Millionen Dollars. Die Truppen, denen man seit langer Zeit den Sold schuldig war, wurden von neuem Eifer belebt, da sie der Bezahlung dieser Rückstände entgegen sahen. Fünf Leguas von der Hauptstadt erklärte sich der Obrist Santos an der Spitze von 2500 wohlbewaffneten und gerüsteten Soldaten für Santa Anna. Campeche, wo eine seltsame Meinungsveränderung vorging, die Staaten von Jalisco, Durango und Sonora erklärten sich feierlich für seinen Aufstand, und klagten den Vicepräsidenten an; eine Kriegsbrigg segelte von Veracruz mit zwei Kommissären an Bord, dem ehemaligen Kongreßmitglied Zerconi und dem Obrist Soto, um Pedraza im Namen der Mehrzahl der merikanischen Staaten zu bitten, die Zügel der

Regierung zu ergreifen. Pedraza, welcher wenig auf den Erfolg des Aufstandes rechnete, hatte anfangs das Anerbieten des Obristen Castillo abgelehnt; als ihm aber seine Zurückrufung als der Wunsch des Volkes vorgelegt wurde, willigte er ein. Matamoros war dem Beispiel von Veracruz und Tampico gefolgt, und seine Besatzung hatte ihren Kommandanten den Obrist Peridas abgesetzt und eingekerkert. Der Staat Chiapas stimmte zu Gunsten Pedraza's, und Guanaxuato, das sich in dieser Sache nicht aussprechen wollte, erklärte sich für neutral. Die südlichen Provinzen hatten endlich dem Rufe des Siegers von Tampico entsprochen und ihre Legislaturen erklärten sich für die Zurückberufung Pedraza's; der Obrist Alvarez, von der allgemeinen Bewegung fortgerissen oder durch Eigennutz bestimmt, erließ eine Proklamation zu Gunsten Santa Anna's und die Feste San-Diego de Acapulco gehorchte nur noch dem Namen Pedraza's. Zu Mexiko begannen die festesten Stützen der Sache der Regierung zu zittern, einige Unglückliche wurden Opfer ihrer Meinungen, und Rocafuerte, der Journalist, dessen muthiges Benehmen wir bereits kennen gelernt haben, wurde in Ketten nach der Hauptstadt gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Ram Mohun Roy.

(Schluß.)

Diese Schriften erweckten ein allgemeines Interesse in Indien und Europa, aber sie waren unzulänglich, seinen Zweck zu erreichen. Hätte Luther nur einige Stellen aus der Bibel übersetzt, so hätte er nie einen Anhänger erhalten, und so hätte der Bramine das Ganze der Vedas dem Volke vorlegen und in das einzelnste Detail der historischen Entwicklung der falschen Auslegungen, die ihnen gegeben worden waren, eingehen sollen. Die Darlegung eines Prinzips ist dem philosophischen Denker hinlänglich, er weiß die Folgerungen zu ziehen und bis an das Ende zu verfolgen, und Ram Mohun Roy handelte, als hätte er mit einem Volke von Philosophen zu thun. Aber der wahre Grund seiner Abneigung, das Ganze der Vedas zu übersetzen und zur Basis seiner Reform zu machen, lag ohne Zweifel darin, daß er Dinge in ihnen fand, die ihm nicht behagten, und das Wenige, was wir bisher von ihnen kennen, zeigt zur Genüge, daß sie wenig geeignet sind, einem rationalistischen Deismus zum Grunde gelegt zu werden. Er konnte sie daher nicht zu seinem Textbuche machen, sondern hob von ihnen aus, was zu seinem Zwecke taugte, und wandte sich dann nach andern Seiten, um Beweise zu suchen, daß sein Monotheismus das allgemeine und ursprüngliche System aller Religionen gewesen sey. Er gab daher im Jahre 1820 sein berühmt gewordenes Werk: die Lehren von Jesus, ein Wegweiser zu Glück und Frieden, heraus; es bestand in Fragmenten aus den Evangelien, aus denen er alle Stellen, welche den verschiedenen christlichen Sekten zur Basis ihrer eigenthümlichen Theorien gedient haben, und die Wunder ausließ, in der Ueberzeugung, wie er sich ausdrückte, „daß die moralischen Lehren des Evangeliums am besten geeignet seyen, die Herzen und Gemüther aller Menschen, was auch ihr Glaube und der Grad ihrer Intelligenz seyn möge, zu bessern.“ Es war natürlich, daß einem Manne von seiner Sinnesart die socinianische Form des Christenthums am meisten zusagen mußte. Das Buch ist durchaus so, als ob es von einem europäischen Rationalisten geschrieben worden wäre, und macht seiner Kenntniß der christlichen Theologie, seinem englischen Style und der Liberalität seiner Gesinnung Ehre, zeigt aber, wie sehr er seine Stellung verkannte, und wie wenig er im Stande war, seinen Zweck zu verfolgen. Er gab dadurch seinen Gegnern unter den Hindus die Gelegenheit, seinen Einfluß auf seine Nation durch die Anklage, daß er zum Christenthum übergegangen sey, zu untergraben, eine Gelegenheit, von der sie nicht unterließen Gebrauch zu machen; er gab freiwillig und unnöthig den Vortheil auf, den ihm seine Herkunft und Kaste gab, ohne einen denkbaren Vortheil erreichen zu können. Man kann kaum glauben, daß er gehofft habe, die verschiedenen christlichen Sekten reformiren zu können, der Versuch wäre Wahnsinn von ihm gewesen, und doch handelte er in der Folge, als ob er eine solche Hoffnung gehegt hätte. Die Missionen in Serampur griffen ihn unmittelbar als einen Socinianer und Ketzer an, und er ließ sich mit ihnen in eine christliche Kontroverse ein, in der er mit vieler Gewandtheit, aber ohne etwas Neues beizubringen, die Gründe von Socin wiederholte. Er hatte dabei einen Erfolg, den er kaum hoffen konnte, er bekehrte einen der Missionäre in Serampur, Dr. Adam, zu seiner Meinung und zum Socinianismus; aber dieser bittere Streit hatte ihn indessen weit von seinem Zweck und seinem Standpunkt abgeführt: je tiefer er sich in christliche Dogmatik und Exegese einließ, desto mehr entfremdete er sich die Hindus, und gab sich den Angriffen seiner Gegner unter ihnen Preis. Er gab jedoch seine Kontroverse mit ihnen nicht auf, er suchte alle Gelegenheit mit Braminen, Buddhisten und Mohammedanern zu disputiren, seine ungewöhnliche Gewandtheit in Logik, und sein großer Scharfsinn erlaubten ihm dabei eine glänzende Rolle zu spielen, so wie sein großer Ruhm, der Kredit, den er bei dem Gouvernement besaß, sein Reichthum und seine Mildthätigkeit seinen Worten immer Ansehen und Nachdruck gaben. Er vereinigte endlich eine kleine Anzahl aufgeklärter Hindus, die er von der Wahrheit seiner Lehre überzeugt hatte, zu einer Art von Kirche, errichtete im Jahre 1828 in Calcutta in einem von ihm dazu aufgeführten Gebäude eine Institution, genannt Bhurma Subha. Die Sekte versammelt sich dort Samstag Abends, es wird eine bengalische Predigt über einen Theil des Vedanta gehalten, und Hymnen zu Ehren des einzigen Gottes gesungen, Jedermann ist zugelassen, und Hindus kommen bisweilen Fragen an die Braminen des Etablissements zu richten. Im Jahre 1829 wurde eine Kapelle „zur Anbetung des ewigen, unergründlichen und unveränderlichen Wesens, das der Urheber und Erhalter des Universums ist,“ gebaut. Ram Mohun Roy suchte seine Sekte auf alle Art, durch Gründung von Schulen auf seine Kosten, durch Unternehmung von Journalen in bengalischer und englischer Sprache u. s. w. zu befördern. Sie hat unter dem modernisirten, europäisirten Theil der Hindu von Calcutta einen gewissen Anhang, der aber

keine Elemente zur Gründung einer Kirche gibt. Die reiche und gebildete Klasse der Hindus in Calcutta hat durch den Kontakt mit Europäern, und durch Lesen europäischer Bücher, allen Glauben an ihre Religion und Ceremonien verloren; selbst Kinder und Schulknaben spotten frei darüber, und ein Anhänger des Systems von Voltaire würde seine Freude an dieser hoffnungsvollen und aufgeklärten Generation haben. Diese wird sich mehr oder weniger an den neuen Kult anschließen, um sich nicht das Ansehen zu geben, gar keine Religion zu haben, aber ein so freigeistiges Publikum verspricht keine eifrigen Anhänger, und keine Aussicht auf Verbreitung der Lehre. Man kann das Ganze mit Gewißheit als einen mißlungenen Versuch, als ein Zwitterprodukt indischer und europäischer Civilisation ansehen, das keine Wurzel fassen kann, sondern wie ein glänzendes, aber leben- und wärmeloses Meteor vorübergehen wird. Sein großer Mangel ist, keine Nationalität zu haben, sich auf eine bloße philosophische Ueberzeugung ohne historische Basis und ohne Prätension an eine Offenbarung, zu gründen: man kann es mit dem System der Theophilanthropen und ähnlicher rationalistischer Sekten vergleichen, sie sind wohlgemeint, verkennen aber die Bedürfnisse des menschlichen Geistes, vor Allem die der großen Masse.

Der politische Charakter von Ram Mohun Roy verdient alle Achtung, er war früher ein eifriger Feind der Engländer, wie alle Hindus aus alten Familien, die ihre Vorrechte, ihren Einfluß, ihre Stellen und großentheils ihr Vermögen durch die neuen Verhältnisse verloren haben. Aber schon während seines Aufenthalts in Rungpur modifizirte sich diese Ansicht sehr bei ihm. Die Rechtlichkeit und die wohlwollenden Absichten der Administration machten einen tiefen Eindruck auf ihn, wenn er sie mit der Verdorbenheit der indischen Höfe in der letzten Epoche ihrer Existenz verglich; er erkannte an, daß Indien eine politische Wiedergeburt bedürfe, und glaubte, daß die Engländer die besten politischen Lehrer für Indien seyen. Er wünschte, daß die Herrschaft der Kompagnie noch 60 — 80 Jahre dauern, daß sie während dieser Zeit den Hindus, in demselben Maße, als sich ihre politischen Fähigkeiten ausbildeten, nach und nach mehr Einfluß auf die Verwaltung und Gesetzgebung gewähren, und so ein neues und nationales Reich vorbereiten möchte. Englische radikale Zeitungsschreiber haben ihn darüber der Servilität angeklagt; aber es liegt mehr wahre Weisheit und mehr Energie der Gesinnung unter Meinungen wie die seinigen, als unter den thörichten Planen a priori, deren Erfüllung Indien in ein hoffnungsloses Elend stürzen, und es auf Jahrhunderte zurückwerfen würde. Ram Mohun Roy war persönlich mit der indischen Administration unzufrieden, indem sie den Titel eines Radschah, den ihm der große Mogul ertheilt hatte, nicht anerkannte; aber er hatte die Großmuth, in dem Zeugnisse, das er vor dem Hause der Lords ablegte, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Bemühungen um praktische Verbesserungen verfolgte er mit unermüdetem Eifer, und es ist ihm vor Allem zu danken, daß die Verbrennung der Wittwen abgeschafft worden ist. Er scheute sich nicht, sich darüber dem bittersten Hasse fanatischer Braminen Preis zu stellen, und ohne ihn hätte Lord William Bentink nie gewagt, diesen Schritt zu thun. Ehre sey seiner Asche!

Bevölkerungs-Veränderungen von Frankreich seit der Revolution bis zum Jahr 1831, mit besonderer Hinweisung auf die eroberten mit demselben vereinigten Länder.

Um zu einer klaren Einsicht zu gelangen, ist es nothwendig und zweckmäßig die Berechnung der Volkszunahme der ursprünglich aus den vormaligen französischen Provinzen gebildeten Departements von den neu erworbenen Provinzen zu trennen. Hierdurch wird es möglich den Gang der merkwürdigen Bevölkerungs-Vermehrung von Jahr zu Jahr zu verfolgen, denn es ist unstreitig eine Erstaunen erregende Thatsache, daß während dem das Vaterland einen großen Theil seiner Söhne zur Auswanderung nöthigte, oder im Innern dem Henkerbeile überlieferte, und den größten Theil der kräftigsten Männer an den Gränzen den feindlichen Kugeln entgegenstellte, dessen ungeachtet die Bevölkerung fortwährend zugenommen hat.

Wenn man mit Aufmerksamkeit die allmähliche Vergrößerung von Frankreich in Betracht zieht, kann es nicht entgehen, daß anfänglich bloß Bündnisse mit freien oder revolutionirten Völkern gesucht und diese bald darauf als Bestandtheile der Republik aufgenommen wurden; dann verlangte und erhielt man schon Abtretungen von Ländern, in denen die Franzosen sich schon längere Zeit behauptet hatten. Erst später wurden auch Staaten, deren Unabhängigkeit Frankreich wenigstens dem Namen nach bisher geachtet hatte, dem großen Reiche einverleibt, bis es endlich dahin kam, daß die Länder verschlingende Ehrsucht keine Gränzen mehr anerkannte, und Europa von der französischen Gewaltherrschaft von den Mündungen der Elbe bis beinahe zur türkischen Gränze umgürtet war. Man hat daher nachstehend die Erwerbungen in zwei Zeiträume eingetheilt, der Erste von 1795 bis 1804 unter der Republik, der Zweite von 1805 bis 1810 einschließlich unter dem Kaiserthum; die Volkszählung vom Jahr 1810 war die Letzte, und später bis zum Sturze Napoleons kommen uns keine weitern Länder-Eingriffe von Bedeutung mehr vor.

In dem Jahr 1814 wurden in Folge des Pariser Friedens alle jene eroberten Länder wieder von Frankreich getrennt, und außerdem noch einige Gränzdistrikte mit den Festungen Landau und Philippeville davon abgerissen; es blieben also von dem ungeheuern Reiche von 45 Millionen Einwohnern nur die ursprünglichen Departements, deren Volksmenge seit dem Jahr 1795 um 1.681.972 Seelen zugenommen hatte. Eine Uebersicht dieser Volksvermehrung in einem Lande, dessen männliche Bevölkerung in 25jährigen Kriegen beinahe in allen europäischen Staaten auf dem Schlachtfelde blutete, in Egypten, auf Sanct Domingo und in Seegefechten den Tod der Ehre fand, und in den ersten Jahren der Freiheit durch Auswanderungen, Verbannungen und Hinrichtungen seine edelsten Kräften aufzuopfern schien, wird unstreitig zu allen Zeiten eine ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und um so mehr Interesse gewähren, wenn damit die seit dem Frieden stattgefundene Zunahme verglichen werden kann.

Die Bevölkerung von Frankreich nach ihrer jetzigen Eintheilung unterscheidet sich ihrem Ursprunge seit dem Jahre 1795 nach:

a) in die Provinzen und Generalitätslande, welche vor dem Ausbruche der Revolution Bestandtheile des Königreichs ausmachten.

b) in Länder, welche gleich anfangs mit der Republik vereinigt wurden, unter die Letzteren gehören:

1) das Departement Vaucluse, aus dem päpstlichen Gebiete Avignon und Venaissin bestehend, dessen förmliche Abtretung im Frieden von Tolentino, 1797, erfolgte.

2) die im Elsaß und Lothringen inclavirten deutschen Reichsländer, welche gleich anfänglich der Revolution mit den Departements Rhein, Meurthe und Mosel nach ihrer Lage verschmolzen wurden. Die Abtretung dieser Länder erfolgte später durch Separatverträge mit den betreffenden Staaten.

Der Zählung des Jahrs 1795 zufolge belief sich die Volksmenge

a. der 84 ursprünglich französischen Departements mit den im Elsaß inclavirten deutschen Gebietstheilen auf	27,492,128 S.
b. Das Departement Vauclüse (päpstlich. Gebiet) *)	193,270 —
in Summa . .	27,685,398 —

*) Mit Einzurechnung des Departements Tarn und Garonne, das im Jahr 1808 organisirt wurde, sind dieses die noch bestehenden 86 Departements

welche im Jahr 1795 die Grundlage des französischen Staatskörpers ausmachten, und diesem Königreiche beim Friedensschlusse 1817 auch verblieben, mit Ausnahme von mehreren Gränzdistrikten, welche an die Kronen Bayern, Preußen und Niederlande abgetreten wurden.

Eine genaue Aufnahme der Bevölkerung hat viele Hindernisse zu bekämpfen, besonders in einem großen Lande, wo früher keine Volkszählungen vollzogen worden sind; kommt nun noch dazu, daß durch Fanatismus der Parteien, durch die Schreckens-Regierung, durch den Bürgerkrieg und den gegen das Ausland, alle gesellschaftliche Bande aufgelöset waren, so läßt es sich nicht wohl erwarten, daß die für jedes Departement angegebene Einwohnerzahl mit dem wirklichen Bestand der Bevölkerung in Uebereinstimmung gewesen sey. Ueberdieß sind bald darauf wesentliche Veränderungen in der Eintheilung der Departements eingetreten; auch mögen die damaligen Umstände Veranlassung gegeben haben, die Volksmasse größer und mächtiger erscheinen zu lassen, als solche in der Wirklichkeit war. Diese Ansicht erscheint um so begründeter, da die Population im Jahr 1789 nur 26,381,128 Seelen, folglich über 1 Million weniger betragen hatte, und zur damaligen und in so kurzer Zeit eine solche Vermehrung sehr unwahrscheinlich ist. Wir müssen uns freilich an diese Angaben halten, und machen bloß auf diesen Umstand aufmerksam, um bei der folgenden Volksvermehrung allen Schein der Uebertreibung zu entfernen.

Erster Zeitraum.

Frankreich als Republik bis zum Jahre 1804 einschließlich.

In den ersten neun Jahren von 1796 bis 1804 wurden mit der Republik vereinigt:

a) Das Bisthum Basel, das protestantische Münsterthal ꝛc., woraus ein eigenes Departement: — Der Monterrible — von 55,954 Seelen gebildet, indessen wegen der geringen Bevölkerung im Jahr 1801 mit dem Departement des Ober-Rheins vereinigt wurde. Jenes Departement wird bereits im Jahr 1795 unter den französischen Departements mitgezählt, wir haben dieses unterlassen, weil es einging und 1814 wieder von Frankreich getrennt wurde.

b) Durch Beschluß des National-Convents vom Oktober 1795 erfolgte die Vereinigung von: Belgien, des Bisthums Lüttich, der Abteien Stablo und Malmedy, der Grafschaft Logne und der durch Vertrag vom 16 Mai 1795 mit der Batavischen Republik abgetretenen Städte und Bezirke. Die Verzichtleistung von Seiten Oesterreichs geschah im Friedenstraktat von Campo-Formio am 17 Oktober 1797, deren Bestätigung im Friedenstraktat von Lüneville am 9 Februar 1801 erfolgte. Aus den sämmtlichen vorgenannten Ländern wurden 9 Departements gebildet, nämlich: Schelde, Jemappes, Lys, Unter-Maas, Beide Nethen, Ourthe, Sambre und Maas, und Wälder (Forêts), welche eine Bevölkerung von 5,025,705 Seelen zählten.

c) Durch Vertrag mit dem König von Sardinien vom 15 Mai 1796 wurde an die französische Republik Savoyen, Nizza, Tenda und Boglio abgetreten; diese Länder erhielten eine Eintheilung in zwei Departements, nämlich: Montblanc und See-Alpen, welche zusammen eine Volksmenge von 569,177 Seelen hatten.

d) Am 26 April 1798 unterzeichneten die Republiken Frankreich und Genf einen Vereinigungs-Akt, demzufolge die Letztere unter dem Namen Departement Leman, mit ihrer Volkszahl von 21,884 Seelen von nun an einen Theil der französischen Republik ausmachte.

e) Schon den 11 März 1798 hatte die Reichs-Friedens-Deputation zu Rastadt in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, als die von demselben festgesetzte Friedensbasis eingewilligt, welche im Friedens-Traktat von Lüneville am 9 Februar 1801 ihre förmliche Sanktion erhielt. Die Organisation dieser deutschen Länder in 4 Departements: Donnersberg, Rhein und Mosel, Ruhr und Saar mit 1,280,952 Seelen hatte bereits lange vorher stattgefunden.

f) Die Insel Elba mit dem Stato degli Presidii kam durch den Friedens-Vertrag mit dem König von Neapel vom 25 März 1801 an Frankreich, bildete zuerst ein Departement gleichen Namens mit 15,760 Seelen Bevölkerung, wurde sodann mit dem Departement Liamone, (Corsica) vereinigt, und darauf dem Departement Mittelländisches Meer einverleibt, von dem sie erst im Jahr 1814 getrennt und dem Kaiser Napoleon bei seiner Abdikation überlassen wurde.

g) Vom Königreich Sardinien geschah die Vereinigung des eigentlichen Piemonts unterm 11 September 1802; es waren 6 Departements, nämlich: Doria, Marengo, Po, — auch unter dem Namen Eridano, — Sesia, Stura und Tanaro mit 1,868,207 Seelen bevölkert.

Rekapitulation der Erwerbungen während der Republik bis zum Jahr 1804 einschließlich:

a. Bisthum Basel ꝛc.	1	Departement	55,954 S.
b. Belgien, Lüttich ꝛc.	9	—	5,025,705 —
c. Savoyen, Nizza ꝛc.	2	—	569,177 —
d. Genf	1	—	215,884 —
e. Das linke Rheinufer	4	—	1,280,952 —
f. Elba	1	—	15,750 —
g. Piemont	6	—	1,868,207 —
Summa der Erwerbungen	24	—	6,809,619 —
Rechnet man hierzu die Volksmenge der übrigen Departements, Zählung 1802	85	—	38,216,307 —
so war der Stand der Bevölkerung im Jahr 1804, Ausgang des Zeitraums	109	—	55,034,928 —

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ich wurde, erzählt der Verfasser des Werks: „Die Türkei, von einem Amerikaner,“ mit einem türkischen Marineoffizier bekannt, der sehr begierig schien zu erfahren, wie man die Schlacht von Navarin in Amerika beurtheile. Ich sagte ihm, daß dort, mit Ausnahme einiger Griechenenthusiasten, nur Eine Meinung über dieselbe herrsche, und daß man sie als ein Vergehen gegen die Menschheit betrachte, das sich nur mit den jämmerlichen Ausflüchten vergleichen lasse, womit man diese Abscheulichkeit zu beschönigen gesucht habe. Bald nach der Schlacht von Navarin wartete der mit Depeschen von dem türkischen Admiral versehene Offizier dem Seraskier auf und legte ihm einen Plan von der Schlacht vor. Der alte Seraskier betrachtete ihn einige Augenblicke, warf ihn dann verächtlich bei Seite und rief aus: „Das ist kein Plan von der Schlacht!“ — „Kein Plan? erwiederte der Offizier, ich kann Ew. Hoheit versichern, daß er genau ist, in allen seinen Theilen.“ — „Beim Allah! rief der Seraskier aus, ich kann Dir einen bessern zeigen, obgleich ich nicht selbst dabei war; siehst Du das?“ Mit diesen Worten reichte er dem Offizier ein Stück Papier, auf dem sich einige leichte Federzüge befanden. Der Offizier betrachtete sie genauer, und entdeckte nun die Zeichnung eines auf seinem Diwan behaglich schmauchenden Türken und eines dem Anschein nach eben eingetretenen Dieners, der seinem Herrn meldete, daß drei fremdaussehende Herren draußen stünden, die ihn zu sprechen wünschten. Der Herr war dargestellt, als ob er zu dem Diener sage: „Laß sie hereintreten und bringe Pfeifen und Kaffee für sie.“ — „Ich kann hierin, mit Ew. Hoheit Erlaubniß, durchaus keinen Plan von einer Schlacht entdecken,“ war die Bemerkung des betroffenen Offiziers. Das ist nur der Schlüssel; wende das Papier um und Du wirst die Schlacht sehen.“ Der Offizier that, wie ihm geboten wurde, und sah nun auf der andern Seite denselben Türken blutend auf seinem Diwan liegen, und neben ihm standen ein Russe, ein Franzose und ein Engländer mit Dolchen bewaffnet. „Allah Kerim! rief der Offizier aus, Ew. Hoheit hat Recht, diese Skizze gibt einen richtigern Begriff von christlicher Treue und Ehre, als alle unsere auch noch so genauen Plane von dieser Schlacht.“

*

Am 31 Oktober Morgens sahen einige Flößer, in der Nähe von Carston, am Ufer im seichten Wasser einen Fisch von ganz ungewöhnlicher Größe. Man machte sogleich Anstalt, das Ungeheuer zu fangen; allein dieß kostete den Leuten mehr Mühe, als sie anfänglich vermuthet hatten; indeß gelang es ihnen doch, nach einer Arbeit von einigen Stunden den Fisch zu tödten, der dann auf dem Floß befestigt und den Fluß hinab nach einer Werfte geschafft wurde. Er soll dem Geschlecht der Delphine angehören und hat 25 Fuß Länge, und an der dicksten Stelle des Körpers 12 Fuß im Umfang.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 335. 1 December 1833.

Lindsay's Reise an der Ostküste von China.

Während der heftigen Streitigkeiten der britischen Faktorei in Canton mit den chinesischen Behörden im Jahre 1831 beschloß der damalige Präsident der Faktorei, Marjoribanks, ein Schiff auszurüsten, und an die Ostküste von China hinzuschicken, um zu versuchen, ob nicht der Handel mit den östlichen Häfen, der früher stattgefunden hatte, wieder eröffnet werden, oder ob nicht wenigstens ein Schleichhandel im Großen gegen den Willen der chinesischen Regierung geführt werden könne. Dieß geschah gegen die Befehle der Kompagnie in London, welche immer die strengsten Instruktionen gibt, nichts gegen die Gesetze von China zu unternehmen, sich in keine Art von Schleichhandel einzulassen, und überhaupt den Chinesen alle mit den Interessen des europäischen Handels vereinbare Nachgiebigkeit zu zeigen. Die Faktorei in Canton dagegen ist immer für gewaltsame Maßregeln, da die Insulten, denen sie von den Chinesen ausgesetzt ist, und die Verachtung, mit der sie als „barbarische Kaufleute" behandelt werden, wenig mit ihren Ansprüchen auf Rang und Ansehen übereinstimmen. Der Umstand, daß die Faktorei in Canton die sicherste Carriere gibt, die die Kompagnie darbietet, macht, daß die dahin geschickten Beamten meistens aus Söhnen der Direktoren, und immer aus jungen Leuten von bedeutender Familie bestehen, daher die Erbitterung, die sie bei dem Betragen der Chinesen fühlten, noch größer ist, als bei einer anders zusammengesetzten Korporation seyn möchte. Daher nahm Marjoribanks die Verantwortlichkeit auf sich, nach dem Grundsatz von Talleyrand, der einem Gesandten sagte: faites ici, ce que vous devez, et puis faites vous blamer chez vous. Er rüstete das Schiff Amherst aus, übertrug das Kommando dem Kapitän Lindsay, einem Manne, der eine ziemliche Kenntniß des Chinesischen besaß, und gab ihm als Interpreten einen deutschen Missionär, Gutzlaff, mit. Dieser hatte sich seit sechs Jahren in den verschiedenen Staaten des östlichen Asiens aufgehalten, und hatte eine große Kenntniß nicht nur des klassischen Chinesischen, sondern auch verschiedener populärer Dialekte erlangt. Er hat mehrere Aufsätze über Siam, Cochinchina und verschiedene chinesische Angelegenheiten geschrieben, und war, wie die Folge zeigte, seinem Auftrage vollkommen gewachsen. Das Schiff war mit Tuch und Baumwollenwaaren befrachtet, und sollte in allen großen Häfen versuchen, damit Handel zu treiben, um die Gelegenheiten zu erkundigen und die Preise sowohl europäischer als chinesischer Stapelwaaren zu erfahren. Es besuchte die Küsten zwischen Canton und Korea von Februar bis September 1832. Lindsay und Gutzlaff landeten an vielen bedeutenden Handelsplätzen, fanden überall eine ungeheure Bevölkerung, großen inländischen Handel, und die äußerste Bereitwilligkeit von Seite der Kaufleute und Bewohner, sich mit ihnen in Verkehr einzulassen. Aber überall protestirten die Behörden gegen ihre Kommunikation mit den Einwohnern, weil es gegen die Reichsgesetze sey; bisweilen wurden sie grob und unhöflich von den Offizieren des Gouvernements behandelt, doch öfters mit Artigkeit, aber überall mit derselben Abneigung in die Eröffnung des Handels zu willigen. Die Behörden schienen überall in äußerster Furcht, daß sie von Peking gestraft werden möchten, weil sie das „barbarische Schiff" nicht sogleich von den Häfen und Küsten vertrieben hätten, wozu sie jedoch keine Mittel hatten, indem die Kriegsboote, welche zu ihrer Disposition standen, keineswegs im Stande gewesen wären, das englische Schiff anzugreifen. Einige untergeordnete Mandarine wurden auch während der Anwesenheit der Fremden entsetzt und degradirt, weil sie das fremde Schiff passiren ließen, was sie nicht hindern konnten. Lindsay überfließt von Spott über die Schwäche der chinesischen Regierung, und daran ist gewiß viel Wahres, doch wahrscheinlich weit weniger, als er zu glauben geneigt ist. Die Behörden wollten offenbar nicht zu Gewaltthätigkeiten schreiten, weil in Peking jede Störung der Ruhe als ein Fehler von Seite der Behörden angesehen, und an ihnen bestraft wird. Es wäre jedenfalls ein Leichtes gewesen, Lindsay und die übrigen Offiziere des Schiffs gefangen zu nehmen, und mit ihnen nach chinesischem Recht zu verfahren, da sie täglich ans Ufer stiegen, und sich oft in Städten von 2 bis 300,000 Einwohnern sehen ließen. Aber überall versuchte man milde Mittel, Geschenke, Drohungen und Bitten, um sie zu entfernen, und diese waren oft mit herzlichen Wünschen begleitet, daß der Kaiser den fremden Handel in andern Städten als Canton erlauben möchte. Viele der Mandarinen gestanden offen, daß dieß ihr Interesse wäre, daß sie aber dem Gesetz, so lange es nicht widerrufen sey, gehorchen müßten. Oft riethen ihnen Kaufleute und Behörden, zwischen Inseln außerhalb der Rheden liegen zu bleiben, und ihren Handel dort zu

führen, indem man die Augen dabei zudrücken würde, was nicht geschehen könne, so lange sie im Hafen und in der Mitte der Städte lägen. Der Zweck der Reise, den Handel zu eröffnen, wurde verfehlt, aber das Resultat der Reise war dennoch, daß überall eine große Bereitwilligkeit dazu vorhanden sey, daß das Volk nirgends die Vorurtheile der Einwohner von Canton gegen Fremde theile, daß das Land reich, übervölkert und wie ein Garten angebaut sey, daß die Einwohner von der mildesten, wohlwollendsten Gesinnung beseelt, und die Behörden nur aus Furcht in Peking zu mißfallen, den Fremden Hindernisse entgegensetzten. Ueberall war die Nachfrage nach Opium überaus groß, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wenigstens damit ein ausgedehnter Handel getrieben werden könnte. Seide, Thee und Baumwolle wären leicht und in Menge zu erhalten, und zu niedrigeren Preisen als in Canton, wo die Landfracht und die hohen Zölle sie vertheuern, englische Tücher und Baumwollenwaaren waren überall zum Verkauf ausgesetzt, und an Silber scheint kein Mangel zu seyn. Viele der Mandarinen, besonders die Offiziere des Generalstabs, erschienen gebildet, billig und höflich, die administrative Organisation sehr strikt, die militärische sehr unvollkommen. Bei dem letztern Punkte ist jedoch zu bedenken, daß dieser Theil von China seit 150 Jahren des tiefsten Friedens genießt, und das Militär keine anderen als Polizeibeschäftigungen haben kann; es scheint eher eine Art von Nationalgarde, als eine Armee zu seyn. Die Expedition wurde, wie vorauszusehen war, von der Kompagnie bitter getadelt. Lindsay und Gutzlaff ließen den Bericht, den sie darüber an die Kompagnie machten, unter dem Titel Voyage of the ship Amherst drucken, und es ist zu wünschen, daß das Buch übersetzt wäre, denn es ist schwer, eine unterhaltendere und interessantere Reisebeschreibung zu finden, und es ist vollkommen unmöglich durch einen Auszug eine Idee davon zu geben.

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Der gesetzlich erlaubte Handel, den diese Leute noch treiben, findet hauptsächlich mit Liverpooler Schiffen statt. Diese liefern das Pulver, indem ein jedes 200 Fäßchen mitbringt, wozu ihnen ein besonderer Geheimerathsbeschluß Erlaubniß und Ermächtigung gibt.

Vor Kurzem rüstete sich König Pepel zu einem großen Kriegszuge, um Sklaven zu erbeuten, indem er eine sehr bedeutende Bestellung auf dergleichen erhalten hatte und auszuführen wünschte. Seine Kriegskanoes waren groß, wohlausgerüstet und sämmtlich mit metallenen Kanonen besetzt, die, wie auch das Pulver in England verfertigt waren. So leisten die Engländer auf der andern Seite gerade dem Handel wieder Vorschub, den sie zu unterdrücken bemüht sind. Alle Monate geht von diesen beiden Flüssen ein Schiff mit Gefangenen, die man ihrer Heimath entriß, ab, und jedes Schiff enthält eine Ladung von drei- bis vierhundert Sklaven, so daß von diesen zwei Flüssen allein vierundzwanzig Sklavenschiffe mit im Ganzen wenigstens 8000 Sklaven jährlich nach den Märkten auf Cuba und in Brasilien abgeschickt werden.

Die ganze Küste hier scheint überhaupt ein großer Sklavenstapelplatz zu seyn. Vom Kap Formoso bis zum Old-Calabar trifft man sechs große Flüsse, welche sich in die Bucht von Biafra ergießen. Alle diese stehen mit einander durch Seitenarme in Verbindung, wodurch sie den Transport der Sklaven unendlich erleichtern und zugleich die Mittel an die Hand geben, jedem Versuche, sie aufzufangen, auszuweichen; wie denn Schiffe, die eine Mündung zu bewachen sich bemühen, von den eine andere herunterfahrenden Sklavenschiffen vielfach genarrt werden. Die Anzahl der auf diese Art die Arme der sechs Flüsse herunter versandten Sklaven dürfte selbst noch die auf dem Bonny und Old-Calabar verschifften übersteigen, so daß also diese Bucht allein, ein ungefähr 250 (engl.) Meilen betragender Küstenstrich, sowohl in Folge ihrer örtlichen Beschaffenheit als auch wegen der Mittel, die ihren wilden Häuptlingen von den Engländern geliefert werden, alljährlich 16,000 Sklaven verschickt.

Unmittelbar den Mündungen dieser Flüsse gegenüber und wie von der Vorsehung zur Warte und Abwehr gegen jenen ruchlosen Handelsverkehr hingestellt, liegt etwa 40 (engl.) Meilen von der Küste das Eiland Fernando-Po. Die Vortheile, die es in jeder Hinsicht für einen derartigen Zweck bot, waren so groß, daß man (im Februar 1826) den Vorschlag machte, die gemischte Kommission von Sierra Leone weg hierher zu verlegen, „da es im Herzen des Sklavenlands gelegen, sein Klima gesund und sein Boden hinlänglich fruchtbar sey.“ Die zweite der gepriesenen Eigenschaften hat sich leider als unwahr erwiesen.

Es ist eine hohe Insel mit dichter Waldung bedeckt und mit vortrefflichem Wasser reichlich versehen. Mächtige Eichen wachsen bis zum Meeresrande herab; Atlasholz, Ebenholz und andere harte und werthvolle Hölzer finden sich im Ueberflusse. Einige schöne völlig gerade Bäume eignen sich herrlich zu Masten und Sparren, wie denn schon einige Schiffe der Station von dieser Insel ihren Bedarf erhalten haben. Die eingeborne Bevölkerung ist sehr groß und beträgt über 200,000 Einwohner, sie sind nicht schwarz, sondern dunkelkupferfarbig oder braunroth; ihr Haar ist nicht wolligt, sondern lang und schlicht, und ihr Gliederbau muskulös und wohlproportionirt. Dem Anschein nach sollte man sie für Abkömmlinge der Mauren halten; auch haben sie einen festen Unabhängigkeitssinn, der noch allen Versuchen, sie zu Sklaven zu machen, widerstanden hat. In dieser Hinsicht sind sie ausnehmend mißtrauisch und wachsam. Unbedenklich und mit furchtlosem Zutrauen gehen sie an Bord der englischen Schiffe, zum Zeichen, daß es ihnen keineswegs an persönlichem Muthe fehlte; wohl aber zeigen sie sich ausnehmend mißtrauisch gegen Fremde, die in ihre Dörfer sich eindrängen oder überhaupt eine Strecke weit von der Küste landeinwärts kommen. Sie hatten die Folgen der Besuche der Europäer an ihren Nachbarn gesehen, und zeigten, gleich den Chinesen, keine Lust, sie in ihr Land zu lassen. Sie gehen nackt, eine Decke von geflochtenem Grase, die sie um ihre Lenden schlagen, ausgenommen. Ihre Leiber bema-

len sie dick mit rothem Ocker und die Vornehmen sind durch Blau und andere Farben ausgezeichnet; ungeachtet ihrer Nacktheit und wilden Sitten haben sie doch beträchtliche Fortschritte im Ackerbau gemacht; ein Theil der Insel ist urbar gemacht und ausnehmend verbessert: ihre Bananen und Yams sind besonders schön; diese vertauschen sie gegen Stücke von eisernen Reifen, die sie wie baares Geld annehmen. Man schneidet sie zu sieben Zoll lang ab, und die Eingebornen ziehen sie jedem andern Tauschartikel vor, und machen Messer, Dolche und andres Geräth daraus. Auch Geflügel ziehen sie, allein es ist weniger gut und stirbt, so wie man es auf das Schiff bringt.

Die englische Niederlassung befindet sich im nördlichen Theile der Insel. Der Platz dazu wurde mit Rücksicht auf eine gesunde Lage ausgewählt, und war, wie sich später aus mancherlei Ueberbleibseln zeigte, der nämliche, an dem sich ursprünglich die Spanier, als sie vor Zeiten die Herren der Insel waren, niedergelassen hatten; allerlei Stücke von zerbrochenem Töpfergeschirr und Reste von Mauern und Bastionen sprechen deutlich für diesen Umstand.

Der erste Gouverneur der Insel Fernando Po war Kapitän Owen, der 25 Seesoldaten und gegen 200 schwarze Soldaten vom afrikanischen Korps, außerdem Zimmerleute und andere Handwerker, an die 700 Personen mit sich brachte, die denn eine kleine Festung, eine Gouverneurswohnung und Häuser für sich selbst erbauten, wo sie sich bald, voll der besten Hoffnungen, auf dieser Insel festgesiedelt hatten; allein trotz der gehofften gesunden Lage und Luft, erwies sie sich bald als ausnehmend ungesund. Die Leute wurden von schleichenden Wechselfiebern heimgesucht, die sie in kurzer Zeit in einen beklagenswerthen Zustand geistiger und körperlicher Schwäche versetzten, von dem nur Wenige wieder genasen, und auch diese blieben geraume Zeit in einem dem Blödsinne nahe kommenden Zustande.

So günstig die Insel in jeder andern Hinsicht, so ungünstig ist sie in Bezug auf die Gesundheit gelegen. In einer Ecke der Bucht von Biafra, wo auf zwei Seiten, in fast endloser Ausdehnung, auf Hunderte von (engl.) Meilen hin, der durch die Ueberschwemmungen von zehn bis zwölf großen Strömen, die die ganze Küste entlang morastige Deltas bilden, beständig unter Wasser gesetzte und darum verpestetste Küstenstrich von Afrika sich hinzieht, muß die Luft weithin verdorben und jeder Wind, der vom Lande herweht, mit einem Sumpfmiasma geschwängert seyn, was denn, verbunden mit den die Insel bedeckenden dichten Hochwäldern, welche den freien Durchzug der Luft hindern, auf einem, keine drei Grade vom Aequator gelegenen Erdflecke, ein äußerst ungünstiges Klima erzeugt. Die Wirkungen, welche die Luft in der Zerstörung eines jeden ihr ausgesetzten Stoffs äußert, sind in der That höchst merkwürdig; alle Bekleidungsgegenstände, besonders solche, die aus thierischen Stoffen gefertigt sind, fangen sogleich an zu vermodern; Schuhe, Hüte, Wollenzeuge zerfallen alsbald und in wenigen Tagen ist das ganze Gewebe zerstört. Die heftigen Regen, welche hier wie in einer Sündfluth niederstürzen, lassen sich durchaus mit nichts in Europa vergleichen, und durchdringen, durchweichen und lösen Alles, was ihnen ausgesetzt ist, auf. Ihnen voran gehen gewöhnlich Tornados, die zuerst eine niederdrückende und krankmachende Hitze in der Atmosphäre erzeugen und dann mit zerstörender Heftigkeit losbrechen. Diese Tornados sind von Erscheinungen begleitet, die die ganze Natur aufzurühren und zu erschrecken scheinen. Da sieht man aus dem Meere einen Bogen sich erheben, der dann, wenn er den Zenith erreicht, mit schreulicher Wuth zerplatzt, und von Feuerkugeln, Regenströmen und Windstößen begleitet ist, die Alles niederreißen, auf was sie treffen. Die Fische springen in Sätzen aus der See, das Vieh flieht nach allen Seiten hin, die Vögel kreischen aufs Entsetzlichste, und Alles, was Leben hat, gibt Zeichen des höchsten Schreckens und Entsetzens.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerungs-Veränderungen von Frankreich seit der Revolution bis zum Jahr 1831, mit besonderer Hinweisung auf die eroberten mit demselben vereinigten Länder.

(Schluß.)

Zweiter Zeitraum.

Französisches Kaiserreich von 1805 bis 1810 einschließlich.

Veränderungen in der Zahl der Departements:

1) Im Jahr 1808 wurde aus Gebietstheilen der Departements: Ober-Garonne, Lot, Lot und Garonne, Gers und Aveyron ein neues Departement: Tarn und Garonne gebildet, dieses mit den Eingangs erwähnten 85 Departements sind die 86 Departements des heutigen Frankreichs.

2) Die zwei Departements Elba und Tanaro wurden, das Erstere dem Departement Mittelländische-Meer und das zweite Departement den übrigen Piemontesischen Departements zugetheilt.

Erwerbungen.

a) Den 5 Julius 1805 wurden die drei Departements Montenotte, Genua und Apenninen, die Ligurische Republik, aus dem Gebiete der vormaligen Republik Genua und aus Bezirken von Piemont und Parma bestehend, mit einer Bevölkerung von 904,625 Seelen dem französischen Reiche einverleibt.

b) Parma und Piacenza ward als Departement des Taro mit 376,556 Seelen durch Dekret vom 21 Julius 1805 mit Frankreich vereinigt.

c) Nachdem vom Kirchenstaate die Romagna, Bologna und Ferrara abgerissen und der Cisalpinischen Republik zugetheilt, ferner dem Königreiche Italien im Jahr 1808 Ancona, Urbino, Macerata und Camerino einverleibt, und Pontecorvo und Benevent, als französische Lehen errichtet worden, vereinigte den übrigen Theil des Kirchenstaats ein kaiserliches Dekret vom 17 Mai 1809 mit Frankreich; die hieraus gebildeten Departements Rom und Trasimen zählten eine Bevölkerung von 886,000 Seelen.

d. Die Vereinigten Niederlande sind seit dem Jahr 1795 mehrmals anders eingetheilt worden; zuerst bei Errichtung der Batavischen Republik in 8 Departements mit 1,882,765 Seelen; im Jahr 1806 wurde diese zu einem Königreiche erhoben, und denselben in Folge des Tilsiter Friedens ganz Ost-Friesland und die Herrschaft Jever einverleibt, das Königreich bestand nunmehr aus 9 Departements mit 2,015,180 Seelen. — Nach Abdankung des Königs von Holland am 1 Julius 1810, vereinigte Napoleon das Königreich am 9 Julius 1810 mit Frankreich; es wurde nunmehr in 10 Departements eingetheilt, nämlich: Schelde-, Maas-, Rhein- und Yssel-Mündungen, Ost- und West-Ems, Friesland, Ober-Yssel und Zuydersee, und die 3 Departements Yssel-Mündungen, Ober-Yssel und West-Ems durch Gebietstheile von Münster, Arnheim ꝛc. vergrößert. Die Bevölkerung der 10 Departements ist nicht bekannt geworden; rechnet man jedoch die von Westphalen zugetheilten Bezirke zu 160,000 Seelen zur Bevölkerung vom Jahr 1807, so kann diese im Jahr 1810 nicht weniger als 2,175,180 Seelen betragen haben.

e) Das seit 1800 mit Frankreich verbundene Wallis, wurde am 12 November 1810 als Departement Simplon mit 126,000 Seelen organisirt.

f. Die Hansestädte Bremen, Hamburg und das Lauenburgische ꝛc. wurden im Jahr 1810 in 3 Departements organisirt, nämlich: Weser- und Elbe-Mündungen, und Ober-Ems mit einer Volkszahl von 1,128.964 Seelen.

Rekapitulation des zweiten Zeitraums.

a. Ligurische Republik . .	3	Departement	904.625 S.
b. Parma und Piacenza . .	1	—	376.558 —
c. Toscana	3	—	1,081.270 —
d. Vom Kirchenstaate . .	2	—	886,000 —
e. Königreich Holland ꝛc. . .	10	—	2.173,180 —
f. Wallis	1	—	126.000 —
g. Hansestädte ꝛc. . . .	3	—	1,128.964 —
Summa unter dem Kaiserreich bis 1810	23	—	6.676,597 —
Von den 24 Departements unter der Republik sind drei eingegangen, die übrigen zählten im Jahr 1810 . .	21	—	6.900,410 —
Folglich beliefen sich die Erwerbungen auf	44	—	13,577,007 —
rechnet man hierzu Alt-Frankreich mit	86	—	29.167,570 —
so war die Bevölkerung des ganzen Reichs im Jahr 1810 . . .	134	—	42,744,577 —

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß mit den ursprünglichen 85 Departements, später 86 Departements — seit dem Jahre 1795 bis 1810 weder fremde Gebietstheile verschmolzen noch deren davon getrennt wurden, ausgenommen das dem Ober-Rhein zugetheilte Mont-terrible, dessen Einwohnerzahl von 55.000 Seelen aber zu geringfügig ist, um noch besonders berechnet zu werden. Die Volkszunahme der besagten 85 Departements hat nach den obigen Zählungen von 1795 bis 1802 in 7 Jahren 629,909 Seelen, von 1805 — 1810 in 8 Jahren 952,063 Seelen, im Ganzen in 15 Jahren 1,481,972 Seelen betragen. Die Vermehrung hat, wie eine Vergleichung der einzelnen Departements zeigt — hauptsächlich in den Gränz-Departements, in den Departements der Seeküste und in denen mit besonderer Gewerbsamkeit stattgefunden, dagegen geriethen die Gegenden im Innern und die Vendée, wo der Bürgerkrieg wüthete, immer mehr in Verfall.

Dritter Zeitraum. Königreich von 1814 bis 1831.

So lange als die Kriege in fremden Ländern geführt wurden, machte die Bevölkerung von Frankreich namhafte Fortschritte; als aber dieses Königreich im Jahr 1814 von fremden Truppen überzogen und allen damit verbundenen Uebeln Preis gegeben war, veränderte sich dieses Verhältniß sehr zum Nachtheil, wie die erste Zählung vom Jahr 1815 beweiset. Dieser zufolge belief sich die Volkszahl auf 29,217,465 Seelen, sohin ist die Vermehrung in 5 Jahren, seit 1810 nur 50.095 Seelen gewesen; bringt man auch das zurückgegebene vormalige Bisthum Basel und die im Frieden 1814 abgetretenen Parzellen in Anschlag, so bleibt doch immerhin die Zunahme höchst unbedeutend und zeugt von den erlittenen Verlusten in den letzten Kriegsjahren.

Nach dem allgemeinen Frieden fing das Land an sich zu erholen; schon die zweite Zählung im Jahr 1820 ergab eine Volksmenge von 30.407,907 Seelen; die dritte Zählung im Jahr 1827 ergab einen Volksgewinn von 1,445.524 Seelen, und nach dem neuesten Census vom Jahr 1831 war die Bevölkerung auf 32.560.934 Seelen gestiegen, und die Zunahme hat in diesen 16 Friedensjahren

3.561,725 Seelen,

folglich über zwei Millionen mehr als in den vorhergehenden fünfzehn Jahren, betragen.

Vermischte Nachrichten.

Herr Buisson erzählt in einer kleinen, bereits im Jahre 1825 der Akademie der Wissenschaften zu Paris übergebenen und nur mit einem einfachen Anfangsbuchstaben unterzeichneten Abhandlung über die Wasserscheu, als deren Verfasser er sich jetzt bekannt hat, folgenden ihm selbst vorgekommenen Krankheitsfall dieser Art und dessen Heilung: Er wurde zu einer Frau gerufen, die, wie man ihm sagte, seit drei Tagen an dieser Krankheit litt. Die Symptome waren die gewöhnlichen, nämlich Zusammenziehung des Schlundes, Unfähigkeit zu schlucken, häufiger Speichelfluß und Schaum vor dem Munde. Ihre Nachbarn sagten aus, sie sey vor ungefähr vierzig Tagen von einem tollen Hunde gebissen worden. Auf ihr eigenes dringendes Bitten öffnete man ihr eine Ader, und sie starb, wie zu erwarten, einige Stunden nachher. Herr Buisson, dessen Hände mit Blut bedeckt waren, wischte sich unvorsichtiger Weise an einem Handtuch ab, mit dem man vorher den Mund der Kranken gereinigt hatte. Er hatte damals an einem seiner Finger ein Geschwür, glaubte aber es sey hinreichend, den daran hängenden Speichel mit etwas Wasser abzuwaschen. Am neunten Tag, als er eben in seinem Wagen saß, wurde er plötzlich von einem Schmerz im Schlund und einem noch größern in den Augen befallen. Der Speichel trat ihm unaufhörlich in den Mund, und der Luftzug, nebst dem sogenannten Funken- oder Flockensehen, machten ihm ein höchst peinliches Gefühl. Sein Körper schien ihm so leicht, daß es ihm war, als könne er ungeheuer hoch springen, und zugleich fühlte er einen Trieb zu laufen und zu beißen, zwar nicht Menschen, wohl aber Thiere und leblose Gegenstände. Endlich trank er nur mit großer Beschwerde, und der Anblick von Wasser war ihm fast noch lästiger als der Schmerz im Schlund. Diese Symptome kehrten alle fünf Minuten wieder, und es schien, als ob der Schmerz in dem verletzten Finger entstünde, und sich von da aus aufwärts nach der Schulter erstrecke. Aus allem diesem schloß Herr Buisson, daß er von der Wasserscheu befallen sey, und so entschloß er sich denn, sich in einem Dampfbad zu ersticken. Nachdem er sich zu diesem Zweck in ein solches begeben hatte, ließ er die Hitze bis auf 42° (107. 56 Fahrenheit) erhöhen, worauf er sich zu seiner großen Ueberraschung und Freude frei von allen Beschwerden fand. Er verließ das Bad vollkommen gesund, aß tüchtig und trank mehr als gewöhnlich. Seit jener Zeit hat er, wie er angibt, mehr als achtzig gebissene Personen, unter ähnlichen Symptomen, auf gleiche Weise behandelt, die, mit Ausnahme eines siebenjährigen Kindes, das im Bad starb, bei Allen von dem glücklichsten Erfolge war. Die von ihm vorgeschlagene Behandlungsart besteht darin, daß man den Kranken eine gewisse Anzahl sogenannte russische Dampfbäder nehmen lassen, und jede Nacht, durch Einwickeln in Flanell und Zudecken mit Federbetten, in heftigen Schweiß zu bringen suchen solle, wobei die Ausdünstung noch durch häufiges warmes Trinken eines Absuds von Sarsaparilla zu befördern sey. Er erbietet sich, so fest ist er von dem Erfolg seiner Behandlungsweise überzeugt, sich den Krankheitsstoff selbst einzuimpfen. Als Beweis für den Nutzen einer starken und anhaltenden Ausdünstung erzählt er folgende Anekdote: Ein Verwandter des Kapellmeisters Grétry wurde mit mehreren Personen zu gleicher Zeit von einem tollen Hund gebissen. Alle starben, nur Grétry's Vetter, der, wie er sagte, „lustig sterben wollte," und deßhalb Tag und Nacht tanzte, genaß. Herr Buisson führt noch die alte Sage von der Tarantel an, der zufolge die von ihr Gebissenen ebenfalls den Tanz als Gegenmittel anwendeten, und macht auf den Umstand aufmerksam, daß jene Thiere, bei denen die Wasserscheu sich sehr häufig von freien Stücken entwickelt, nämlich Hunde, Wölfe und Füchse, niemals schwitzen.

*

Die Wahrheit der Stellen der heiligen Schrift, welche von dem Siege Sisaks über Rehabeam handeln, haben kürzlich eine merkwürdige Bestätigung erhalten. Einer der großen Paläste der ägyptischen Könige zu Karnac ward zum Theil von Sisak, oder, wie die Aegyptier ihn nennen, Scheschonk gebaut, und an einer der noch stehenden Mauern entdeckte Champollion, als er im Jahre 1828 Theben besuchte, ein Stück von einer Skulptur, die Siege dieses Pharao vorstellend, der die Oberhäupter von dreißig überwundenen Nationen zu den Götzenbildern schleppt, die man in Theben anbetete. Unter den Gefangenen ist einer, auf dessen Schild in Hieroglyphen die Worte geschrieben stehen: Judaha Malek, d. h. König von Judäa. Diese Figur stellt also Rehabeam vor, den einzigen von Sisak überwundenen jüdischen König, und so hätten wir denn nach Verlauf von 2800 Jahren das unverwerfliche Zeugniß eines Gegners der Wahrhaftigkeit der heiligen Geschichte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.
(Beilage: Literarische Anzeigen.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 336. 2 December 1833.

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Fortsetzung.)

Hierin besteht also Janins Kunst, die moralischen Leiden eines Mannes zu schildern, dem es am Glauben gebricht, und der ihn auch nicht finden kann. So sinnreich, so logisch sind die Begebenheiten an einander gereiht, aus welchem sich das gewünschte Resultat ergeben soll, daß in der Religion, wie sie gegenwärtig in Frankreich geübt wird, kein festes Prinzip des Glaubens zu finden sey. Wem leuchtet nicht das Passende der Wahl eines so vortrefflichen Stoffes, als die Ermordung eines Weibes in der Brautnacht ist, ein, um daraus die abzuziehende Idee hervorzulocken? Wer fühlt nicht, daß der Verfasser die Unmöglichkeit irgend eines wirksamen Trostes in der Religion dadurch aufs evidenteste bewiesen hat, daß er seinen Helden einen Beichtvater finden läßt, der ihm mit der Absolution die gesuchten Tröstungen ertheilt? Und wie schön wird am Ende die poetische Gerechtigkeit gehandhabt! — nein, der Verfasser hätte eher in der Vorrede bemerken sollen, er habe „sans plan et au hasard" geschrieben, als daß er seine Chimäre mit Crebillon's Zeitgemälden vergleicht, denen man, so sehr es ihnen übrigens an einem verständigen Plane mangelt, doch eine gewisse porträtartige Aehnlichkeit nicht absprechen kann.

Auf diese Weise könnte man das Verfehlte in Balzacs Peau de chagrin und in dessen philosophischen Romanen nachweisen, allein die Franzosen selbst sind hierüber so einverstanden, daß es unnöthig ist, die Beispiele zu häufen.

Wenn Janins Beispiel einerseits das Mißlungene dieser Gattung am deutlichsten darthut, so müssen wir andrerseits auch das Verdienstliche dieser Arbeiten anerkennen, in manchen Stellen große Schönheit der Sprache und des Styls, Episoden von vielem Pathos und Interesse, die gewöhnlich den größern Theil des Buches ausmachen, eine humoristische Stimmung, welche dem Pathos zum Kontraste dient, tiefe und durchdringende Blicke in die zartesten Verhältnisse der Gesellschaft, einige von jenen blitzendscharfen Beobachtungen, die zwischen den neblichten Visionen der Berauschung hervorschießen und uns in Erstaunen setzen. Aber dabei ist an keine gleichmäßige Haltung, an keine künstlerische Berechnung, an kein schönes Ebenmaß der Theile zu denken. Besonders schreibt Janin mit einer gewissen Geziertheit und Affektation, die jedem seiner Werke für die Länge fatal werden muß, wenn auch hie und da ein Kapitel von unübertrefflicher Schönheit und Simplizität sich dazwischen mengt. Dahin rechnen wir die Situation, wo Anatole auf seiner Pilgerfahrt nach dem Beichtiger sich am Ufer eines Flusses befindet, und wo ihm das arme Weib, das ihn in der Fähre übersetzt, die traurige Geschichte ihres Sohns erzählt, den sie für die Kirche hatte erziehen lassen, der sich aber in einem unbesonnenen Augenblicke seines geistlichen Amts und seines guten Rufs verlustig machte.

Alle Werke Janins zeugen von einer glühendleidenschaftlichen Einbildungskraft, von einer gewissen Geschmacklosigkeit und von der Unfähigkeit, irgend einen vernünftigen Plan zu erfinden und durchzuführen, so wie von dem fatalen Mangel, gegen welchen er selbst am lautesten protestirt, nämlich von dem Mangel irgend eines festen Prinzips, sey es in der Religion, in der Politik oder in der Moral. Man wirft kaum einen Blick in eines seiner Werke, so weiß man auch, dieser Mann ist bereit, für jedes Journal und für jede Sache zu schreiben, und zwar nicht sowohl aus eigennützigen Gründen, als weil ihm keine Partei einen entschiedenen Vorzug vor der andern zu verdienen scheint. Sein frühester Roman; der todte Esel, ist ein so schreckliches Gemälde von Blutvergießen, Seuche und Wollust, wie es sich, sollte man glauben, nur der Einbildungskraft eines verrückten Fleischers im Tollhaus darbieten könne. Der schon erwähnten Beichte folgte „Barnave," eine sehr mangelhafte, aber kecke und lebendige Skizze der französischen Revolution, in demselben Moment aufgefaßt, wo, wie er selbst sagt, sich die alte Monarchie und das alte Volk von einander trennten, um sich nie wieder zu erkennen, noch einander wieder zu begegnen, so verändert waren sie, jene in der Emigration und dieses auf dem eroberten Grund und Boden. Es thut uns leid, daß wir von seinen Contes Fantastiques und Contes Nouveaux nichts Günstigeres sagen können. Selbst als Novellen und Skizzen betrachtet, und ohne alle Ansprüche auf einen besondern Charakter, erheben sie sich nicht im Geringsten über die gewöhnlichen Beiträge für Tagblätter und Taschenbücher, und mit Ausnahme der Novelle, Rosette, scheint keine des Ruhmes würdig, dessen Janin gegenwärtig genießt.

Hätten wir diese Novellisten nach ihren Verdiensten aufgezählt, so würde Janin sicher nicht den ersten Platz unter ihnen

erhalten haben. Dieser muß ohne Widerrede Victor Hugon zugestanden werden, der, obwohl noch jung, sich schon in den verschiedensten Fächern der schönen Literatur hervorgethan hat. In der lyrischen Poesie eifert er um den Preis mit Lamartine in seinen Oden, Orientalien und Herbstblättern; auf der Bühne behauptet er einen der ersten Plätze durch die Stücke Crommell, Hernani, Marion de l'Orme, le roi s'amuse und Lukrezia Borgia, und an der Spitze der Romanliteratur steht er unstreitig seit der Herausgabe seines Romans Notre Dame de Paris. Er ist seinen Zeitgenossen nicht nur an schöpferischer Einbildungskraft überlegen, indem er bei großer Erfindungsgabe zugleich die Fähigkeit besitzt, lange über einem Werke zu brüten und es am Faden einer leitenden Idee hinauszuspinnen, sondern auch darin, worin hauptsächlich die Stärke seiner Nebenbuhler besteht, im Reichthum der Beschreibungen und im Glanz der Farbengebung. Uebrigens weht in seinen Werken der Hauch einer reinen Begeisterung, einer edlen Sympathie für alles Gute und Schöne ohne jene kleinlichen Zweifel, ohne jene widersprechenden und Alles neutralisirenden Ansichten, welche den Leser in den Schriften der andern ärgern und peinigen. So kann man ihn als ein Wesen betrachten, das zwar unter ihnen, aber nicht ihres Gleichen ist, als ein Wesen, das wirklich eine Ausnahme vom herrschenden Zeitgeist macht. Gleichwohl hängt auch ihm noch Manches an, was nur zu deutlich beurkundet, daß er in einem Zeitalter der Verwirrung gedichtet habe, ja er trägt durch sein eignes Beispiel nicht wenig zu dieser Verwirrung mit bei. Vergleicht man seine frühern Erzählungen, den Han von Island und Bug Jargal, in welchen bei allen Schauderscenen noch immer ein ächt menschliches Gefühl und ein feiner Sinn für Tugend und Adel der Gesinnung hindurchschimmert, mit seinen spätern Werken, besonders mit den Dramen, le Roi s'amuse und Lucrezia Borgia, in welchen kaum noch eine Regung von Humanität und Edelmuth aus der Masse von blutschänderischem Gräuel und Mordgetümmel auftaucht, so muß man bedauern, dieses schöne Talent, anstatt sich von den verderblichen Einflüssen seiner Zeit loszusagen, nur um so mächtiger von ihnen ergriffen zu sehen, gleichsam als ob sein moralischer Barometer unter dem ihn umgebenden drückenden Dunstkreis zu sinken anfange, und statt auf Windstille und Sonnenschein nun auf Sturm und übermäßigen Regen deute.

Wir hoffen jedoch, daß diese unsere Besorgniß nicht eintreffen werde. Eines so vielseitigen und großen Talentes völlig unwürdig wäre es, die verschrobene Misanthropie, die Glaubens- und Hoffnungslosigkeit kopiren zu wollen, welche jetzt das junge Frankreich allgemein zu affektiren scheint. Einen unerfreulichern Anblick gibt es nicht, als wenn Menschenhaß, das schmerzliche Privilegium des Alters, sich in die glückliche Provinz der Jugend einschleicht, und wenn das Herz einschrumpft, ehe die Stirn sich furcht. Doppelt unangenehm aber ist es, zu sehen, wie es dem Dichter so wenig mit seiner Misanthropie als mit sonst etwas Ernst ist, und wie diese Maske, so gut wie jede andere, des bloßen Effekts wegen vorgenommen wird. Die Natur selbst scheint Victor Hugo'n mehr die sonnigen Pfade des Enthusiasmus, der Hoffnung und des Mitgefühls, als die dunkeln der Verzweiflung, der Hartherzigkeit und des Indifferentismus vorgezeichnet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Revolution von Mexiko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Das war die Lage der Dinge, als Santa Anna, der zu Orizaba Facio gegenüber unbeweglich stand, mit Ungeduld die Ankunft Pedraza's erwartete. Moctezuma war seiner Seits, nachdem er sich eine Zeit lang zu San-Luis seiner Erfolge erfreut hatte, im Begriff gegen Mexiko zu marschiren: unter den Mauern dieser Stadt sollte die Vereinigung der beiden Armeekorps der Independenten vor sich gehen, und die Entwicklung dieses Drama's schien nun leicht vorauszusehen. Plötzlich aber änderte sich die Scene, Bustamente gab seine Entlassung als Vicepräsident, und ernannte ein Ministerium, das die Funktionen einer provisorischen Regierung erfüllen sollte. Fagoaga wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Godoy der Justiz und der geistlichen Angelegenheiten, Alas der Finanzen und der Iberie Minister des Kriegs. Dieser plötzliche Entschluß Bustamente's könnte sonderbar erscheinen, ist indeß das Resultat einer wohl erwogenen Kombination dieses schlauen und gewandten Mannes. Er fühlte, daß er in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Regierung den Krieg nicht mit Vortheil fortführen könne. Die Legalität, welche bisher seine Stärke ausgemacht hatte, stand jetzt auf der Seite seines Gegners, weil er es jetzt war, der eine gesetzliche Gewalt bekämpfte, denn es schien keinem Zweifel unterworfen, daß Pedraza bald die Mehrzahl der Staaten auf seiner Seite haben würde.

Er wollte nun vor Allem seinen Einfluß als General und mächtiger Bürger behaupten, legte deßhalb sein Amt als Vicepräsident nieder und stellte sich an die Spitze der gegen Santa Anna geschickten Truppen. Indem er jedoch den Präsidentenstuhl verließ, befand er sich nicht ganz in derselben Lage, wie Santa Anna im Anfange der Revolution; er nannte sich Obergeneral der Truppen der Republik, denn er hatte Vollmacht vom Generalkongreß, der, obwohl in Folge der politischen Ereignisse prorogirt, doch allein die Nationalsouveränetät zu repräsentiren vorgab. Der Streit war also jetzt zwischen Pedraza und dem Kongreß. Der schlaue Bustamente versteckte sich hinter diesem Namen, er war es aber, der in der That alle Angelegenheiten leitete. Er zeichnete dem Ministerium den zu befolgenden Gang vor, man koncentrirte zu Mexiko eine bedeutende Truppenmacht, und Rincon wurde zum Befehlshaber der Besatzung ernannt. Man darf indessen dennoch hier an keinen wohl entworfenen und von einem einzigen Willen, einer höhern alle Bewegungen leitenden Einsicht ausgeführten Feldzugsplan denken; die verschiedenen Chefs operirten beinahe unabhängig von einander: sobald ein Korps weichen mußte, erschien ein anderes mit einem andern General oft ohne alle Verbindung mit dem erstern. Es handelte sich indeß für Bustamente nur davon, Zeit zu gewinnen und seinen Einfluß zu behaupten bis zur Ankunft Pedraza's,

d. h. bis zu dem Augenblick, wo durch eine Uebereinkunft unter den verschiedenen Chefs das Land berufen würde, einen neuen Präsidenten zu wählen und in letzter Instanz einen Streit zu entscheiden, den die Waffen nicht beilegen konnten. Santa Anna angreifen, hieß Alles mit einemmale aufs Spiel setzen; er kannte aus Erfahrung die Hülfsmittel dieses Generals und wußte, daß er gut unterstützt sey. Er entschloß sich demnach auf San-Luis, d. h. gegen Moctezuma zu marschiren. Seine Truppen standen freilich an Zahl denen seines Feindes nach, denn dieser hatte 8000 Mann unter seinen Fahnen, während er ihm nur 4000 entgegenstellen konnte, aber er rechnete auf die Ueberlegenheit seiner militärischen Talente und auf die Disziplin seiner Regimenter, die zu den besten Truppen der Republik gehörten, während die 6000 Mann, welche der Staat Zacatecas zu Moctezuma hatte stoßen lassen, keine Kriegserfahrung hatten, und kaum wußten, was militärischer Gehorsam sey. Am 30 August waren beide Armeen nur noch in geringer Entfernung von einander. Beide Theile erließen die wüthendsten Proklamationen, so daß man hätte glauben sollen, nur ein Kampf auf Tod und Leben könne diesem Streite ein Ende machen. Dennoch aber ehe die Kanonen, der letzte Beweisgrund der Völker und der Könige, ihren Ausspruch thaten, wollte Bustamente noch eine Unterhandlung versuchen, und sandte, wiewohl vergebens, Kommissäre an Moctezuma.

Während der ersten Tage des Septembers manöuvrirten beide Armeen gegen einander in geringer Entfernung von Queretaro; am 18 endlich kam es zur entscheidenden Schlacht nahe bei den Flecken Abanda und Huerta de Gallinas, nicht sehr entfernt von der Stadt Dolores. Nach achtstündigem erbittertem Kampf, in welchem Moctezuma mehr Muth als Geschicklichkeit zeigte, errang Bustamente einen vollständegen Sieg. Das Gepäck, die Artillerie, die feindliche Kriegskasse, beträchtliche Vorräthe, der Wagen Moctezuma's und eine große Anzahl Pferde fielen in seine Hand. Die Besiegten ließen 1200 der Ihrigen auf dem Schlachtfelde, 400 wurden gefangen, der Ueberrest nahm nach allen Richtungen die Flucht.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer.“

5. 4. Mode und öffentliche Meinung. Leben in den Fabrikstädten.

Ich frühstückte letzthin bei M — —; Du erinnerst Dich, daß er vor zwei Jahren einer der allervortrefflichsten aller Dandies war, wortlos, zusammengeschnürt, grob; überbedenklich in Bezug auf den fleckenlosen Ruf seiner Bekannten, was den Ton betrifft; Alles gleich „langweilig“ (a bore) nennend, und wahrhaftig ängstlich vorm Lachen sich hütend, aus Furcht entzwei zu brechen. Jetzt ist M — — der letzte Mensch auf Erden, auf den eine solche Beschreibung sich anwenden ließe. Er schwatzt, macht sich laut, reibt die Hände, spielt den Muntern, Aufgeweckten; sieht's gern, wenn man ihn für einen „verteufelt guten Kerl“ hält; kleidet sich wohl, wie sich die Jungen und Hübschen zu kleiden lieben, selon les règles, allein man sieht augenscheinlich, daß er es nur maschinenmäßig thut; seine Seele ist nicht mehr in seinen Kleidern. Ich war höchlich erstaunt, als ich ihn Baco anführen hörte. Du weißt, so viel Gelehrsamkeit hätten wir ihm nimmerdar zugetraut; doch, unter uns gesagt, ich meine, das Citat sey ein Zeitungsmotto. Wie dem auch sey, M — — ist offenbar nicht länger gleichgültig dagegen, was man von seinem Wissen denke; er geizt eifrig nach der guten Meinung Anderer; er ist über die Maßen höflich und komplimentenreich; er, der Einem sonst nur die Fingerspitze hinstreckte, schüttelt Einem nun beide Hände; an M — — liegt der Fehler nicht mehr, wenn er nicht angenehm ist; er arbeitet mit allen Kräften darauf los, es zu seyn, und es glückt ihm in der That; es ist nicht möglich, solch einen artigen, hübschen, aufgeweckten Menschen nicht gern zu haben, wenn er sich einmal herbeiläßt, nach Eurer guten Meinung zu verlangen. Sein einziger Fehler ist: er ist zu studirt schnell bei der Hand, zu erstaunend höflich; er hat noch nicht, wie Will Honeycomb,*) gelernt, „ungezwungen zu lachen;“ es wird ihn noch einige Zeit kosten, bis er es dahin gebracht hat, von freien Stücken ein gutes Herz zu haben; doch einerlei! M — — hat sich wunderbar zu seinem Vortheil geändert. Nach dem Frühstück lustwandelten wir mit einander die St. James Straße **) hinunter; M — — hat seine alte Gehweise ganz verloren; er pflegte, wie Du Dich erinnern wirst, Augen und Nase hoch in der Luft zu tragen, schaute weder rechts noch links, und schien nur so zufällig auf Euer Daseyn hernieder zu stolpern. Jetzt schaut er sich mit einer kordialen Miene überallhin um, wirft seinen Blick häufig auf die andere Seite der Straße hinüber, und scheint bis in den Tod erschrecken, wenn er zufällig eine vorübergehende Bekanntschaft übersehen haben sollte. Wir begegneten zwei oder drei schlichtgekleideten achtbaraussehenden Männern, die letzten Leute, die M — — (würdest Du meinen) möglicherweise gekannt haben könnte; M — — bleibt Augenblicks stehen, sein Gesicht strahlt dabei vor Begrüßungsfreude, er schüttelt ihnen die Hand, zieht sie am Rockknopfe, flüstert ihnen ins Ohr und reißt sich endlich los mit einem „vergessen Sie nicht, mein werther Herr, daß ich ganz zu Ihren Diensten stehe.“

Das Alles klingt höchst seltsam! und die Ursache dieser wundersamen Veränderung M — — s ....? sie ist schlechtweg die — : M — — hat **Konstituenten.**

Ein italienischer Geschichtschreiber macht irgendwo die tiefgedachte Bemerkung, daß die Höflichkeit der Adeligen im Verhältniß zu den ihnen durch die Staatsverfassung auferlegten Veranlassungen, sich unter das Volk zu mischen, stehe. Man braucht uns nicht erst zu sagen, daß die römischen Patrizier geschliffen und artig waren; daß sie all das Verführende gewinnender Sitte in Anwendung brachten; wir müssen das wissen, so wie wir nur die Verfahrungsart bei ihren Wahlen lesen. M — — saß vor zwei Jahren im Unterhause, wo Du Dich seiner erinnern wirst; hatte aber in seinem Leben nie den Förster, den Kellermeister und den Hausverwalter, die ihn ins Parlament schickten, ***) gesehen. Seit den letzten zwölf Monaten hat M — — gar fleißig den Vertraulichen und Freundlichen mit ein- bis dreitausend Wählern in der Grafschaft — — gemacht. Das Bestreben, zu gefallen, anfänglich etwas Nothwendiges, ward allmählich etwas Angenehmes für ihn. Er kommt immer mehr in die Gewohnheit hinein. Er vertritt eine große Handelsstadt; er ist das jüngste, also das rührige Mitglied; er ist genöthigt mit Leuten von allen Ständen zu verkehren; wie in aller Welt kann er da noch länger ein Exclusive bleiben? Du siehst also selbst ein, lieber — —, welchen großen Einfluß die Reformbill am Ende auf Ton und Sitten üben wird. Du siehst ja, wie viel sie bereits zu Stande gebracht hat. M — — ist noch immer der Spiegel der Mode. Sich, gleich ihm, in die Stimmung der Zeit unvermerkt schickend, ahmt ihm nun seine Genossenschaft nach, wie sie ihm vor zwei Jahren nachzuahmen pflegte. Selbst umgewandelt, hat er eine ganze Coterie inokulirt. So stehen Gesetze und Sitten in beständiger Wechselwirkung.

Wir können in der That überall die Wahrnehmung machen, daß das Modewesen (fashion) einen wesentlichen Stoß erhalten hat. Gibt es weniger Schönherrchen (fine gentlemanship) als ehedem, so sind auch die schönen Damen nicht mehr so allgebietend als sie waren; sie füllen nicht länger den horchend aufgesperrten Mund der Welt mit Geschichten

---

*) Ein Charakter aus Addisons „Spectator.“

**) Bekanntlich die vornehmste und modischste Straße in London.

***) Also ein durch hohen aristokratischen Einfluß und durch befohlene Stimmgebung Gewählter.

von obsiegendem Uebermuth und schamrothverlegenem Knechtsinn. Die Gesellschaft gewinnt eine ernstere Gestalt und Haltung. Die großen Ereignisse, welche stattgefunden, haben die Oberfläche der aristokratischen Denkweise zu rauh geschüttelt, als daß sie so leicht wieder ihre vorige Gestalt annehmen könnte. Auf viele Jahre hinaus hat die Mode ihre frühere Kraft verloren. Im ruhigen Staatsleben ist die Aristokratie in der Gesellschaft vorgebietend, und nach ihrer Denkweise richten sich forschend die Blicke der Meisten. Nun ist aber der Inbegriff ihrer Denkweise, wie wir gesehen haben, die Mode: in bewegten Zeiten erhebt sich das Volk zur Geltung, und seine Denkweise spricht sich dann am lautesten aus; das Resultat seiner Denkweise aber ist die öffentliche Meinung. Da geschieht es denn, daß die Aristokratie, außer Stande, die Führerin zu seyn, unbewußt dem gegebenen Anstoß folgt, und es wird Mode, die Volksmeinung zu gewinnen. Von da können wir, wenn wir diesen Gedanken bis zum Unbedeutenden herab verfolgen wollen, die Neuerungen selbst in der Kleidertracht erklärend ableiten: der Geist der französischen Revolution, der erfolglos aus der gediegenen Beredsamkeit eines Fox wehte, brachte es wenigstens dahin, die goldgestickte Weste und die diamantenen Schnallen aus unsern Gesellschaftssälen wegzuwischen. Zur Zeit der Erörterungen über die Reformbill äfften unsere Salonsklatschen den Ton des Birminghamer Liberalismus *) nach, und die Elegants im Parlament lispelten verblümte Lehrsätze von den „Rechten des Volks“ hervor. Während auf diese Art gesellschaftliche Lebensgewohnheiten von den obern bis zu der niedersten Klasse herabsteigen, sind dagegen politische Principien Strahlenspiegelungen der von der Grundfläche zum Gipfel der Gesellschaft hinaufwandernden Meinung. Die Aristokratie bildet die äußern Sitten des Lebens, die Gedankenumwälzungen dagegen bewirkt das Volk. (The Aristocracy forms the Manners of Life, and the people produces the Revolutions of Thought.)

Diese Betrachtung führt uns noch tiefer auf den Gegenstand ein. Wir wollen uns einmal aus der Hauptstadt weg in eine Fabrikstadt versetzen, und sehen, aus welcher veranlassenden Ursache in den Gewohnheiten des geselligen Lebens die politischen Ansichten und Empfindungen der einen Klasse einer andern zur Annahme unabweislich sich aufdringen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Blatt erzählt folgendes Beispiel von der Ehrlichkeit portugiesischer Diebe: Ein in Portugal ansässiger Engländer erhielt von einem ihm als einer der Anführer einer Bande bekannten Manne ein an ihn nach Leyria gerichtetes Schreiben, in welchem man ihm meldete, wie es den Räubern bekannt sey, daß er eine Reise nach Oporto vorhabe, um daselbst eine große Geldsumme zu erheben, und mithin gar wohl im Stande sey, ihnen (den Räubern) zehn Moidore (1 Moidor = 5 Dukaten) zu leihen, die sie dringend bedürften, weil sie eben sehr schlechte Geschäfte gemacht hätten. Der Ort, wo das Geld, das ein eigens aufgestellter Mann bewachen sollte, niederzulegen sey, war in dem Brief angegeben, und zugleich die Versicherung ertheilt, daß das Geld an einem bestimmten Tage zurückerstattet werden solle. Im Verweigerungsfalle aber möge er ja nicht wagen, auf dieser oder einer andern Straße Portugals zu reisen, weil man ein wachsames Auge auf ihn haben werde. — Was war zu thun? Die Gattin des Engländers besaß bedeutende Grundstücke, er hatte sich einmal in Portugal niedergelassen, und wußte überdieß nur zu gut, daß die Räuber, wenn man ihnen auch sonst keine andere Tugend nachrühmen könne, doch stets Wort zu halten pflegten. Er reiste also nach Oporto, und als er auf dem Rückweg an die ihm von seinem Korrespondenten bezeichnete Stelle kam, stieg er rasch ab und legte die geforderten zehn Moidore nieder, wobei er sich zugleich aller Hoffnung begab, sie jemals wieder zu sehen. Der Tag erschien, an dem der Räuber die Wiedererstattung der geliehenen Summe versprochen hatte; allein der Engländer vertraute der gemachten Zusage so wenig, daß er des ganzen Verfalls gar nicht mehr gedachte, als in der Dämmerung einer seiner Bedienten ihm meldete, daß ein Maulthiertreiber den Herrn zu sprechen wünsche. Der Gemeldete wurde die Treppe hinaufgewiesen, und trat so ohne alle Umstände ins Zimmer, als ob er der Pfarrer des Orts sey. Der Engländer betrachtete den Eintretenden, und als er ein ihm ganz fremdes Gesicht erblickte, fragte er, was für ein Geschäft ihn hieher führe. „He isso,“ sagte der Maulthiertreiber höflich, indem er zehn Moidore auf den Tisch zählte; „heute ist der bestimmte Tag, und ich komme das zurückzuerstatten, was Sie mir geliehen haben. Braucht der Herr jemals Geld, so darf er nur an demselben Ort, wo er sein Geld niederlegte, einen Brief hinlegen, und wir werden ihm helfen, wenn wir können. Poça-me a honra de me poer aos pes da Senhora,“ *) und nach diesen Worten drückte er seinen Hut tiefer ins Gesicht und sprang die Treppe hinab. Es darf wohl kaum bemerkt werden, daß der Engländer von dem ihm gemachten seltsamen Anerbieten niemals Gebrauch machte; die Räuber waren dagegen nicht so bedenklich, sondern machten noch oft ähnliche Anleihen, die sie jedoch stets gewissenhaft wieder erstatteten.

*

Der Engländer Parker sagt in seinem Werk über Vandiemensland: „Die Art, wie Herr Robinson die feindseligen Eingebornen zu versöhnen wußte, ist eben so merkwürdig als ehrenvoll für ihn. Nachdem er unermüdet ihre Spur mehrere hundert (englische) Meilen weit verfolgt hatte, sah er sie, als er sich eben zwischen dem der Pik von Teneriffa genannten Hügel und der Bucht Macquarie befand, mit Lanzen bewaffnet und in feindlicher Haltung anrücken. Er war gänzlich unbewaffnet, hatte außer seinem Sohn keinen Weißen und sonst keinen civilisirten Menschen als einen schwarzen Gefangenen der Kolonie, einen Eingebornen von Owyhee, bei sich. Als er sechzehn kräftige Schwarze auf sich zukommen, und sogar die Häuptlinge der ihn begleitenden freundlich gesinnten Schwarzen über das kriegerische Aussehen jener erschrecken sah, so vermochte er sie voranzugehen, und ihnen, während er stehen blieb, um den Erfolg abzuwarten, seine friedlichen Absichten kund zu thun. Das kriegerische Geschrei und die drohenden Gebärden dauerten, nachdem seine Begleiter ihn verlassen hatten, noch einige Zeit fort, als sie aber näher kamen, wurde er durch ihr rasches Entgegentreten und ihre Händedrücke höchst angenehm überrascht, und nun stellten sich auch die Weiber und Kinder ein. Es fand jetzt eine vollständige gegenseitige Erklärung statt, und der Erfolg war, daß sie einwilligten ihn zum Gouverneur zu begleiten, der, wie Herr Robinson ihnen versprach, ihre Wünsche erfüllen und ihre Bedürfnisse befriedigen werde. Die Regierung hat jene, die sich ergeben haben, ungefähr hundert an der Zahl, nach Great- oder Flinders-Island in der Baß's-Straße geschickt, wo sie genährt und gekleidet werden, und viele von ihnen sind bereits, Dank sey es den menschenfreundlichen Bemühungen derer, unter deren Aufsicht sie gestellt wurden, heimisch geworden. Einigen Andern hat man gestattet nach Vandiemensland zurückzukehren, um noch mehrere ihrer Landsleute einzuladen. Jene, die sich noch auf Great-Island befinden, scheinen sehr zufrieden mit ihrer neuen Lage, und finden täglich mehr Geschmack an der früher ungewohnten Bekleidung. Sie zeigen sich stets bereitwillig bei Erbauung von Hütten, Bebauung des Bodens u. s. w. Hand anzulegen, während sie zugleich noch immer die Wälder durchstreifen, um auf Känguruhs Jagd zu machen.“

*

In Verdun wurde vor neun Monaten ein Mädchen geboren, das die Anlage zu einem Wasserkopfe mit auf die Welt brachte, der nach und nach so zunahm, daß er jetzt drei Fuß im Umfang mißt. So weit sind die die Wölbung des Schädels bildenden Knochen von dem angehäuften Wasser aus einander getrieben worden. Der Raum zwischen beiden Knochen, oder die sogenannte Pfeilnath, ist durch das Gefühl zu unterscheiden, und der ganze Kopf so weich, daß er seine Gestalt nach der jedesmaligen Lage des Kindes ändert. Als das Kind geboren wurde, konnte es nur auf Einem Auge sehen, und seitdem ist es völlig blind geworden. Es stößt ein klagendes Geschrei aus, zehrt aber noch nicht ab, weil das Verdauungsgeschäft noch regelmäßig von Statten geht. Die Leiden des armen Geschöpfs können indeß nicht lange mehr dauern.

---

*) Zu Birmingham sprach sich bekanntlich in den von Attwood präsidirten Versammlungen der dortigen politischen Union der Geist der Freisinnigkeit oder vielmehr des Radikalismus am stärksten und lautesten aus.

*) Wörtlich: thun Sie mir die Ehre mich zu den Füßen Ihrer Gemahlin niederzulegen; statt: empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 337. 3 December 1833.

Die Revolution von Meriko im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Dieser Erfolg kam Bustamente theuer zu stehen, aber er zog bedeutende Vortheile daraus. Der Feind war wie verschwunden, und der Weg frei bis Tampico. Der Obrist Cuerto, welcher mit 600 Mann von Guadalarara kam, um zu Moctezuma zu stoßen, war am 21 September zu Guampala eingerückt. Bustamente sandte den General Cortezar gegen ihn, der ihm drohte, keinen Pardon zu geben, wenn er nicht augenblicklich die Stadt räume. Cuerto zog sich zurück. Ein anderer Offizier, Abezana, war bis Testillo vorgerückt mit 260 Mann, um Moctezuma zu verstärken: bei der Nachricht von der Niederlage dieses Generals gerieth er in Schrecken und flüchtete eiligst gegen Tampico.

Eine Folge dieses Siegs war auch die Rückkehr des Staates Zacatecas unter die Autorität Bustamente's. Dieser General schloß mit der Legislatur desselben einen Vertrag, der die Gewalt der Regierung im ganzen Umfang dieser Provinz wieder herstellte. Er erwartete auch die Unterwerfung des Staates Guadalarara und schmeichelte sich, bald Meister von Tampico zu seyn. Sein Plan war, seine Truppen zu theilen und die wichtigsten Punkte zu besetzen, um die Ruhe des ganzen Landes, das er wieder eingenommen hatte, zu sichern, aber andere Ereignisse thaten seinen raschen Eroberungen Einhalt. Santa Anna, den wir bei Orizaba verließen, hatte die Abwesenheit Bustamente's benützt, und war mit seinen besten Truppen vorwärts gerückt. Ein Offizier Facios ließ sich unkluger Weise und ohne Befehl seines Generals in einen Kampf ein, in welchem sein Detaschement von 300 Mann geschlagen und aus seiner Stellung verjagt wurde. Pedraza's Schwager wurde in diesem Gefechte getödtet. Dieser Unfall veranlaßte den Rückzug des Feindes, und Santa Anna, der seinen Vortheil mit Eifer verfolgte, zog am 5 Oktober zu Puebla ein.

Die Nachricht von der Einnahme dieses Orts wirkte zu Merico wie ein Donnerschlag. Schon glaubte man den Feind vor den Thoren der Stadt. Der siegreiche Bustamente war zu entfernt, um die Gemüther zu beruhigen, und Santa Anna, so rasch in seinen Entschlüssen, konnte Meister der Hauptstadt seyn, ehe sein Nebenbuhler eine Bewegung machte, um seine Plane zu durchkreuzen. Die Furcht übertreibt Alles, und jeder zitterte für sein Vermögen und sein Leben, denn die blutigen Vorfälle von 1828 waren noch in frischem Angedenken. Bei dem bloßen Gedanken an einen Aufstand in der Stadt, erinnerte man sich an all das Unglück, das die letzte Revolution erzeugt hatte, an den Brand und die Plünderungen der Magazine und an die Ermordung so vieler guten Bürger; man sah noch jene Horde von zerlumpten Ladreros, eine Art Lazzaronis, von denen Mexico wimmelt, sich unter wüthendem Geschrei in den Straßen verbreiten. Alle Kaufleute und die ganze wohlhabende Klasse schauderte bei dem bloßen Gedanken noch einmal Zeuge solcher Schreckens- und Mordscenen zu seyn. Bereits war man durch eine innere Bewegung beunruhigt worden; am 25 September Nachmittags hatten die Gefangenen der Acordada — ein Gefängniß, wo 12 — 1300 der gefährlichsten Verbrecher eingeschlossen sind — mit gewaffneter Hand sich frei zu machen gesucht, und diese Bewegung konnte nur mit Gewalt unterdrückt werden, wobei 20 der Gefangenen getödtet und 40 ungefähr mehr oder minder schwer verwundet wurden. Wäre man nicht so rasch und kräftig verfahren, so hätte dieser Aufstand die furchtbarsten Folgen haben können, denn die Ladreros waren bereit, sich den Gefangenen anzuschließen. Aber die Regierung, durch diesen Versuch vorsichtig gemacht, fühlte das Bedürfniß, energisch zu Werke zu gehen, und vernachlässigte daher kein Mittel, die öffentliche Ruhe zu sichern, welche auch in der That von diesem Augenblicke an nicht mehr gestört wurde.*)

Santa Anna rückte vor, aber nicht mehr wie ehemals gleich einem brausenden Waldstrom, der Alles vor sich niederwirft und fortreißt: die Sache, die er jetzt unterstützte, schmeichelte seinem persönlichen Ehrgeize nicht mehr in hinreichendem Grade, um viel zu wagen; dennoch war seine Reiterei am 9 Oktober nur noch 8 Leguas von der Hauptstadt und am 15ten begann er, ver-

*) Herr Arthur Short, englischer Schiffslieutenant auf halbem Solde, saß seit mehr als 2 Jahren in der Acordada gefangen; während der Unruhen wurde er in seinem Zimmer getödtet, ohne daß man bestimmt wußte, welchem Umstande man seinen Tod zuschreiben soll. Sein Leichnam trug Spuren eines gewaltsamen und schmerzhaften Todes. Er hatte sich im Jahre 1827 mit Dona Maria de la Luz Iriarte, Tochter des reichen Francisco Iriarte, vermählt; der Vater, aufgebracht über diese Heirath, hatte Alles versucht, um sie für ungültig erklären zu lassen; da aber seine Bemühungen vergebens blieben, hatte er mit vollen Händen Gold verschwendet, um seinen Eidam im Gefängnisse zu halten.

stärkt durch ein Korps von 2000 Mann, unter dem Befehl des Generals Valentea die sogenannte Blokade von Mexico. Aus welchen Gründen er auch seinen Marsch verzögert haben mag, dieser Verschub schien seiner Sache verderblich; die Regierung erhielt Zeit, ihre Macht zu sammeln, alle in der Umgegend zerstreuten Truppen wurden in der Stadt vereinigt, und die Besatzung, die anfangs nur aus 2000 Mann bestand, betrug bald über 4000; eiligst gingen Kouriere an Bustamente und Bravo ab, um sie zum Schutze der Hauptstadt herbeizurufen. Dennoch erneuerte sich beim Anblick der Truppen Santa Anna's die seit einiger Zeit beschwichtigte Furcht der Einwohner; der Handel war vernichtet, viele Kaufleute vergruben ihre Waaren und Schätze, fast alle Magazine waren geschlossen, mehrere Einwohner begaben sich auf das Land, und das baare Geld wurde so selten, daß man 60 Proz. gegen Papier verlor. Bei dieser durch die allgemeine Aufregung veranlaßten Unordnung war man genöthigt, das Kriegsgesetz zu proklamiren. Was war dieß indeß für eine Blokade! Man stelle sich die ungeheure Stadt Mexico vor, am Ufer eines Sees, im Hintergrunde eines ungeheuern Thales, in dem mehrere große Straßen zusammenlaufen, eine Stadt, die durch eine Besatzung von ungefähr 5000 Mann vertheidigt ist, und dabei zittert und klagt, daß sie von einem Korps von 8—9000 Mann blokirt sey! Dennoch litten die Einwohner viel, denn außerdem daß die Lebensmittel bedeutend im Preise stiegen, fehlte es auch an Wasser, denn Santa Anna hatte eine Wasserleitung besetzt, welche beinahe die ganze Stadt mit Wasser versieht.

Bei der Nachricht von den Fortschritten Santa Anna's hatte Bustamente seine Truppen vereinigt und sich gegen Mexico in Marsch gesetzt; er zählte noch immer ungefähr 4000 Mann unter seinen Befehlen und konnte sich auf seine Soldaten verlassen: denn stolz auf ihren Sieg über Moctezuma hielten sie sich für unüberwindlich. Dieß ist der mexicanische Charakter, der geringste Erfolg macht sie stolz, der geringste Unfall schlägt sie nieder.

Seit dem 5 November lagerte seine Armee bei Zula, 15 Leguas von der Hauptstadt. Santa Anna, durch die Annäherung Bustamente's erschreckt, hatte die Stadt zum Letztenmal aufgefordert und mit einem Sturme bedroht, wenn sie sich nicht binnen 24 Stunden ergebe; die Stadt ergab sich nicht, und Santa Anna verließ sogleich seine Stellung und zog mit allen seinen Truppen dem Feinde entgegen. Dieser Rückzug war dringend nothwendig, denn er war auf dem Punkte, zwischen zwei Feuer genommen zu werden. Der General Quintamar eilte mit nahe an 6000 Mann herbei, um sich mit Bustamente zu vereinigen und Mexico zu befreien. Die plötzliche Aufhebung der Blokade ließ ihm freie Hand; er versorgte Mexico mit Lebensmitteln, nahm einen Theil der Besatzung mit sich und setzte mit 7000 Mann Infanterie, 800 Reitern und 7 Stücken Geschütz seinen Marsch fort, um sich endlich mit dem Obergeneral zu vereinigen, der damals bei dem Landsitze la Goletta sich gelagert hatte. Hier bieten die Bewegungen Santa Anna's eine unerklärliche Ungewißheit dar: stärker als Bustamente konnte er plötzlich über diesen herfallen, ihn vernichten, dann umkehren und Quintamar die Spitze bieten, mit gleicher, ja mit überlegener Macht, weil der Sieg immer Zuversicht einflößt. Statt so zu verfahren, hält er plötzlich inne, konzentrirt seine Truppen bei Zampango, wo allerdings eine Verstärkung von 2000 Mann unter den Befehlen des Obristen Cuesta zu ihm stößt. Aber er läßt Bustamente und Quintamar ihre Vereinigung bewerkstelligen, die am 12 November zu Tesayaca stattfand. Es fand an diesem Tage ein leichtes Gefecht statt, worin beide Theile etwa 30 Mann verloren; die Zahl der Verwundeten stieg nicht über 60.

Nach dieser Vereinigung rückte Bustamente Mexico näher, um sich zwischen dieser Hauptstadt und Santa Anna aufzustellen; er zählte etwa 12,000 Mann unter seinen Befehlen, und die numerische Ueberlegenheit steigerte die Hoffnungen seiner Partei so sehr, daß man zu Mexiko Freudenfeste feierte und die Regierung nur mehr von baldiger Bestrafung der Rebellen sprach. Beide Armeen blieben indeß einander gegenüber, ohne eine allgemeine Schlacht zu wagen; einige partielle Gefechte erhielten die Spannung der Parteien aufrecht, der Streit selbst aber blieb unentschieden: so nahm eine Abtheilung von Bustamente in einem Ausfluge in die Umgebungen von Puebla am 1 December einen Santa Anna gehörigen Convoi von 50,000 Dollars weg; dieser General aber, bei Zeiten benachrichtigt, setzte sich sogleich in Marsch, nahm ihn am andern Tage wieder und machte noch einige Gefangene.

(Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Diese den Europäern so äußerst nachtheiligen Verhältnisse der Atmosphäre äußern durchaus keine gleiche Wirkung auf die Eingebornen, die die gesündesten und kräftigsten Leute an der Küste sind; und man darf hoffen, daß wenn einmal die Wälder gelichtet sind und der Anbau des Bodens sich erweitert hat, das Klima sich bedeutend verbessern wird. Die Vortheile, die diese schöne Insel bietet, machen dieß höchst wünschenswerth. Die Pracht und Schönheit des Landes, die Menge und Mannichfaltigkeit seiner Bäume, der Reichthum und die Anbaufähigkeit seines Bodens, der freigesinnte und verständige Menschenschlag, der es bewohnt, das Alles sind höchst bedeutende Vortheile. Sie kann leicht das Mittel werden, nicht allein den Sklavenhandel auf der gegenüberliegenden Küste gänzlich auszurotten, sondern auch einen bereits auf der Insel befindlichen schönen Volksstamm mit den Vortheilen der Civilisation vertraut zu machen.

Die letzte Station, auf welche die englischen Kreuzer ihre Aufmerksamkeit zu richten angewiesen waren, ist der Gaboonfluß, dreißig Meilen vom Aequator. Er ist wegen seines Sklavenhandels berüchtigt. Von hier bis zum Mozambique stand die ganze Küste den Brasilianern offen, die denn Sklaven von Molembo, Cabindo und andern Orten, mit denen sie vertragsmäßig handeln durften, in solcher Menge zusammenbrachten, daß im Jahre

1829 nicht weniger als 44,000 und im Jahre 1830 gar 52,000 Sklaven offen auf die Märkte von Rio-Janeiro gebracht und dort verkauft wurden. *) Am 23 März 1830 ist indessen diese Bewilligung erloschen, und kein brasilianischer Unterthan darf fortan auf irgend einem Theile der Küste, wenn er nicht als Seeräuber behandelt und bestraft werden will, Sklavenhandel treiben.

Man hatte allgemein geglaubt, die Kraftentwicklung und Wachsamkeit der englischen Kreuzer habe jenes schändliche Gewerbe beinahe unterdrückt; dieß war aber leider nicht der Fall. Die Anzahl der vom Junius 1819 bis zum Julius 1828 von den Kreuzern aufgebrachten und nach Sierra Leone geschickten Sklaven belief sich im Ganzen auf 13,281 **) oder im Durchschnitt, 1400 jährlich; während doch in diesem Zeitraume alljährlich über 100,000 in vom Gesetze theils noch erlaubtem, theils verbotenem Handel von der Küste fortgeführt wurden. Die Sklavenhändler, welche ihr Gewerbe gegen die Landesgesetze forttrieben, waren meistentheils von der Insel Cuba. Im Jahre 1817 war mit der spanischen Regierung ein Staatsvertrag abgeschlossen worden, wonach der Sklavenhandel in sämmtlichen Gebietstheilen der Krone Spanien abgeschafft werden sollte, wobei noch die britische Regierung, als Vergütung für die dabei Betheiligten und Beschäftigten, die Summe von 400,000 Pfd. St. baar ausbezahlte. Dessen ungeachtet sind alljährlich von dem Gallinos- und dem Bonnyflusse nur allein nach Cuba 20,000 Sklaven von armirten Kauffahrteischiffen verschiedener Nationen, die bald als Räuber-, bald als Sklavenschiff ihr Gewerbe treiben, eingeführt worden. Sie verfahren dabei auf folgende Art: sie segeln aus der Havannah ab, kreuzen dann schmuggelfertig an der afrikanischen Küste, nehmen, wenn es ihnen gelingt die Wachsamkeit der Kreuzer zu täuschen, eine Ladung Sklaven ein, und fahren damit geradeswegs nach Cuba. Sind die Kreuzer ihnen jedoch zu wachsam, so werden sie zu Piraten, und nehmen das erste Schiff, das ihnen in den Weg kommt, wobei sie übrigens ein mit Sklaven beladenes vorziehen. Die Mannschaft ermorden sie oder setzen sie wohl auch in manchen Fällen an öden Orten ans Land, und fahren dann mit Schiff und Ladung ebenfalls nach Cuba, wo sie beides schnell losschlagen; die Sklaven werden hinten auf der Insel gelandet und auf mancherlei Wegen auf den westindischen Inseln und in Brasilien untergebracht.

Diese seeraubtreibenden Sklavenhändler sind einige Jahre lang eine wahre Pest und ein Schrecken des atlantischen Meeres gewesen; die Erzählungen ihrer scheußlichen Thaten füllen die Spalten der englischen Zeitungen, und das Gesetz, das einen Sklavenhändler einem Seeräuber gleichstellt, ist vollkommen gerechtfertigt, da sich die bezeichnenden Merkmale beider jetzt vereinigt finden. Einer der gefährlichsten und verwegensten dieser Menschen ist noch nicht lange in die Hände der Kreuzer gefallen. Am 3 September 1830 stieß Kapitän Gordon, Befehlshaber der königl. großbrit. Schaluppe Primrose, auf das spanische Kriegsschiff, Veloz Passageiro, das, zu dreißig Kanonen gebohrt, 20 Stücke führte, von Jose Antonio de la Vega befehligt war, von Whyda auf der afrikanischen Küste nach Havannah segeln wollte, 550 Sklaven geladen und eine, aus Leuten von verschiedenen Nationen bestehende Schiffsmannschaft an Bord hatte; nach einem kurzen aber verzweifelten Gefecht, in welchem dem Räubersklavenhändler 86 Mann nebst fünf der unglücklichen Sklaven getödtet und verwundet wurden, ward das feindliche Fahrzeug genommen. *)

(Schluß folgt.)

*) Walsh's Brasilien, Band, II S. 122.

**) S. die deßfallsigen dem Parlament vorgelegten Nachweisungen.

*) Wie es scheint, war dieses Schiff schon lange wegen seines ruchlosen Gewerbs bekannt und berüchtigt. Folgende Stelle findet sich in Walsh's „Bemerkungen über Brasilien.“ Band II. S. 474. „Kapitän Arabin hatte, während er an der Küste sich befand, eines dieser scheußlichen Schiffe getroffen. Es war ein Kriegsschiff aus der Havannah und von einem gewissen Jose Antonio de la Vega, einem Spanier, befehligt; es führte den Namen Veloz Passageiro, 24 lange Kanonen und war mit 161 entschlossenen Burschen aus allen Nationen bemannt. Es konnte 1200 Sklaven fassen und hatte noch einen Lichter bei sich, um 400 weitere aufzunehmen. Er (Kapitän Arabin) hatte sichere Kunde erhalten, daß es zusammt seinem Begleitungsschiff, beide voll Sklaven, am ersten Mai nach der Havannah absegeln und so unsern Lauf nahe am Aequator um diese Zeit durchkreuzen würde. Wir hatten ihm deßhalb mehrere Tage lang nachgespürt, und da man von ihm einen verzweifelten Widerstand erwartete, so waren kräftige Vorbereitungen zu seinem Empfang getroffen worden.“ — Sie verfolgten nachher auch wirklich ein Sklavenschiff, das sie für das erwartete hielten und nahmen es; es war indessen, wie es sich zeigte, ein anderer Desperado dieses Gelichters.

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer.“

5. 4. Mode und öffentliche Meinung. Leben in den Fabrikstädten.

(Fortsetzung.)

Ein unbestreitbarer Keim der Wahrheit liegt in dem Grundsatze Owens von der Zusammenwirkung vereinigter Kräfte: „Wo Mehrere zu einem Zwecke zusammenwirken ist Macht;“ im Verhältnisse, wie Leute ihre Gedanken und Anstrengungen vereint auf ein Ziel richten, lernen sie den Gehalt und Umfang ihrer Kraft kennen; die Gesittung selbst ist lediglich die Wirkung vereinten Strebens. Gibt es also nun zwei Klassen, die, wie man annimmt, sich feindlich gegenüberstehen, und die Mitglieder der einen Klasse sind in ihren Bestrebungen inniger und mehr zusammenwirkend, als die einer andern, so wird die erstere Klasse die mächtigere seyn: diese Wahrheit festhaltend, wollen wir sogleich auf ihre Anwendung übergehen.

Wir sind also in einer Fabrikstadt; fasset einmal diese achtbaren Handelsherren näher ins Auge, sie sind die Fabrikinhaber, die Aristokratie des Orts. Werft einen Blick in das überall von einer anständigen und ehrenwerthen Wohlhabenheit zeugende Besuchzimmer; ein kleiner Gesellschaftskreis ist hier beisammen: der kurze, dicke, blaugekleidete Herr da ist ein Schiffskapitän, der den Dienst quittirt hat: die stattliche, wohlhäbige Gestalt dort ist der Bürgermeister des Orts: jener weiterhin ist ein kleiner Grundeigenthümer, der ein weißes Haus und ein paar Morgen gekauft hat und nun ein Squire geworden ist: der Knäuel von Eifrigplaudernden dort besteht aus den reichsten Fabrikherren der Stadt: am andern Ende des Zimmers sind die Damen, die Frauen und Töchter der Herren. Ein in der Stadt fremder Besuch tritt herein, ein herumwandernder Gesetzgeber, vielleicht der gekommen ist, um die Fabriken zu sehen, oder vielleicht auch, wie wir, die Leute, die sie betreiben, kennen zu lernen: die Herren sammeln sich um ihn, ein Gespräch knüpft sich an, er sucht begierig allgemein Belehrendes zu erfahren, er spricht von dem klaren Verstande und dem praktischen Wissen eines gewissen Fabrikherrn, den er heute besucht hat.

„Ah, ein braver Mann, so viel ich weiß," sagt der Bürgermeister, „und ein gescheidter Kopf bei Wahlen; wir kommen indessen selten zusammen, außer bei einem Canvaß *), unsere Weiber sehen sich nicht, und — —"

Der Stadtbeamte macht dabei eine vornehme Gönnermiene, unser Fremder ist überrascht, er wendet sich an die Uebrigen, er wird inne, daß er Jemand lobt, den die Gesellschaft entschieden für gemein und unfein ansieht, nicht für Einen ihres „ausgewählten" Umgangskreises. Er findet im Fortgange des Gesprächs, daß er eben so sehr unter Exclusives ist, als er es nur in St. James seyn könnte. Am folgenden Tage speist er bei dem Fabrikherrn, dessen Lob er gesungen hat, die Haushaltung ist auf einem weniger eleganten Fuße eingerichtet, als die, die er Tags zuvor zu sehen Gelegenheit hatte, der Bediente in dem einen Hause ist nur ein Laufbursche im andern. Er bringt das Gespräch auf seinen gestrigen Gastfreund.

„Oh ja, ein braver Mann," sagt sein Wirth, „aber aufgeblasen, voll Vorurtheile und Geldstolz."

„Ja," setzt die Wirthin hinzu, „und doch erinnere ich mich, wie der Vater seiner Frau einen offenen Laden hielt. Sie gibt sich jetzt ein vornehmeres Wesen, als des Parlamentsmitglieds Frau, und die ist doch eines Earls Tochter."

Unser Fremder spricht dann von einem Fabrikherrn von noch weniger großem Vermögen und Ansehen, als sein Gastgeber.

„Oh," sagt sein Wirth, „ein gescheidter Kopf, aber roh in seinem ganzen Benehmen und wie heftig in seinen Meinungen. Er betrug sich recht arg gegen Herrn — — bei der letzten Wahl."

„Und seine Frau," setzt die Hausfrau hinzu, „ist recht böse auf uns zu sprechen; sie wäre gern mit uns auf die Stadtbälle gegangen, nun muß man aber doch, das wissen Sie ja selbst, Hr. — —, einigen Unterschied machen."

An keinem dieser Orte fällt das Gespräch leicht auf höhere Ansichten vom Staatsleben; man schwätzt über die Minister, wohl auch über die Geschichte der letzten Wahl; die Damen verhandeln Stadtklätschereien, ganz so, wie wenn sie auf Almacks wären; unser Fremder reist weiter; er findet in diesen zwei Häusern ein Bild der zwei Hauptscheidungen einer Klasse; doch, wohl gemerkt, das ist eine Klasse, die Fabrikherren; ihnen mit einem ganz verschiedenen Interesse, wie sie meint, entgegen steht eine andere Klasse: die Fabrikarbeiter.

Unser Besucher beschließt jetzt, etwas mehr von der andern Klasse zu sehen; er wohnt einer Feierversammlung der Fabrikarbeiter im Blauen Bären bei. Es ist ein langes, bis zum Ersticken volles Zimmer. Man trinkt seine Gesundheit, er hält eine in allgemeinen Ausdrücken gegebene freisinnige Rede, sie wird mit lautem Beifall aufgenommen. Ein Fabrikarbeiter wird jetzt aufgerufen; er wendet sich an die Versammlung, er beginnt mit vielen Entschuldigungen wegen seiner Ungeschicktheit, allmählich aber wird er sicherer, er macht sich und seine Hörer mit der Aufgabe durch die Erinnerung vertraut, daß wie viel ihm auch mangeln mag, er Einer der Ihrigen ist; das Einmüthige ihrer Sache gibt ihm Muth und Kraft. „Wir Arbeiter," sagt er (und die Versammlung gibt ihr Mitgefühl und beistimmende Billigung durch jauchzendes Rufen kund), „wir sind von Taxen und ungerechten Gesetzen hart gedrückt, doch laßt uns nur fest zusammenhalten und Abhülfe muß uns zuletzt kommen. Das Volk muß sich selbst helfen, die Regierung will uns ja nicht helfen, Einigkeit (Union) sey unsere Losung."

Solcher Art sind die Materialien, mit denen der Redner auf die Gemüther seiner Zuhörer einwirkt, und je weiter er kommt, desto mehr hält er sich nicht sowohl an die kleinen Punkte, als an die schlagendsten und ergreifendsten Seiten des politischen Raisonnements. Er befaßt sich wenig mit Parteipolitik, viel mit abstrakten Grundsätzen, mit der Nothwendigkeit des Wissens und den Wirkungen des Unterrichts. Und der Schluß, der sich hier dem Fremden aufdrängt, muß seyn, daß während die eine Klasse durch kleine Eifersüchteleien in hundert Coterien gespalten, die andere zu einem mächtigen Verein kraftvoll verschmolzen ist; daß während eine Klasse wenig an die politischen Theorien denkt, dergleichen Betrachtungen und Grübeleien der andern immer vor Augen schweben, das Hauptgespräch ihrer Versammlungen, den Grund und das Ziel ihrer Verbrüderungen bilden. So erkennen wir, indem wir unsere Aufmerksamkeit tiefer als nur auf die Oberfläche heften, die wahre Ursache, weßhalb die demokratische Meinung überwiegender und vorherrschender werden muß; ihre Anhänger sind einig und eins! bei jeder nachkommenden Wahl bilden sie einen kräftigfesten Körper, der sich durch vereinzelte Lockrufe nicht von einander lösen läßt; nur, indem man die Gesammtmasse anspricht, darf man hoffen, sie zu gewinnen. Wenn daher die Fabrikherren einen Vertreter wieder ins Parlament zu bringen wünschen, so müssen sie einen Kandidaten wählen, der sich zu solchen Meinungen bekennt, wie sie jenem mächtigen Körper, der Klasse unter ihnen nämlich, allgemein annehmlich sind. So nehmen sie, ihnen selbst unbewußt, die Grundsätze der unter ihnen Stehenden, vor denen sie sich fürchten, an, und bringen, indem sie ihr sogenanntes Mitglied ins Parlament schicken, in Wahrheit den Träger der Lehrsätze der Arbeiter hinein. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Stimmwerbung.

*) Es ist eine alberne Voraussetzung (und doch findet sie sich sehr häufig), daß
wenn man einzig und allein Leute von Stande und Söhne von Adeligen ins
Parlament erhalte, das Parlament darum weniger demokratischer seyn werde,
als wenn es zum Theil mit Plebejern besetzt sey. Die Gesetze, die man
macht, nicht die Menschen, die sie machen, sind es, die die demokratische
Bewegung fördern. Macht sich eines Earls Sohn durch ein förmliches
Versprechen zu gewissen Maßregeln, die der Aristokratie einen Stoß versetzen
müssen, anheischig, könnte denn da ein Handwerksmann mehr thun? Ist
es denn nicht einerlei, ob man eine Mauer mit einer gemeinen Steinhaue
einschlägt, oder mit einer, an deren Stiel eine Adelskrone ausgeschnitzt ist?
Die Römer erlangten die Macht, Plebejer zu wählen: sie wählten Patricier,
allein die Patricier, die sie wählten, zerstörten eben die Aristokratie.
Der Verf.

Vermischte Nachrichten.

Unter den zahlreichen Gattungen von Fliegen, die es auf Vandiemensland gibt, sind die gemeinsten Arten: eine große braune Fliege, welche sich auf das Fleisch setzt und lebende Maden legt; eine kleine gemeine Fliege, fast der unsrigen ähnlich, nur kleiner, und endlich eine schwarze oder dunkelblaue, in Vorrathshäusern sehr häufige Fliege, mit sehr langem und starkem Saugrüssel, mit dem sie sich durch einfache, ja sogar doppelte Kleidung bohrt; da sie indeß sehr langsam ist, so kann man sie leicht tödten. Zu diesen kann man noch rechnen eine große dreieckige, an jeder Seite ungefähr einen Zoll lange Fliege, die in den dichtesten Waldungen lebt, wo der Boden ein schlammiger Sand ist, und eine kleine graue Fliege, nicht größer als eine gewöhnliche, die zum Vorschein kommt, sobald Licht angezündet wird. Bienen gehören nicht zu den einheimischen Insekten; sie sind indeß kürzlich eingeführt worden, und das Klima sagt ihnen so gut zu, daß der eingesetzte einzige Stock in Einem Jahre zwölf Schwärme erzeugte.

Der baltische Kauffahrer „Mary," Kapitän Ritchie, kam mit einer Ladung Flachs von St. Petersburg im Monat October nach Leiths. Während mehrere Menschen damit beschäftigt waren, die aus vielen kleinen Bündeln bestehenden großen (die noch dazu mittelst einer Maschine bis auf die Hälfte ihres frühern Umfangs zusammengepreßt waren, um Raum zu sparen) aufzulösen, fanden sie zu ihrem Erstaunen in der Mitte eines dieser Ballen eine arme Katze, deren Körper durch den gewaltigen Druck bis zur Dicke einer flachen Manneshand zusammengepreßt war. Die Arbeiter standen eben und erschöpften sich in Vermuthungen über diesen seltsamen Umstand, als ihr Staunen durch eine neue Erscheinung noch erhöht wurde. Die zusammengedrückte Katze dehnte sich nach und nach wieder in ihre natürlichen Verhältnisse aus; eine Bewegung ihres Schweifes und Knebelbartes zeigte, daß noch Leben in ihr sey, und nach Verlauf einer halben Stunde sprang Murner auf und zog sich in einen ruhigen Winkel des Schiffes zurück, um seine Toilette zu machen. Er blieb noch 24 Stunden an Bord, dann aber verschwand er und ward nicht mehr gesehen. Das Schiff brachte 28 Tage auf der Ueberfahrt zu, während welcher Zeit die Katze mithin ohne Luft und Nahrung war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 338. 4 December 1833.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

Die Insel Gorée.

Die Insel Gorée, der Küste von Senegambien gegenüber, wurde im 15ten Jahrhundert von den Portugiesen entdeckt, welche kurz darauf hier ein Komptoir für den Handel mit Sklaven und Goldstaub errichteten; im Jahre 1670 gehörte sie Frankreich an, welches damals schon Meister des Senegal war. So lange der Sklavenhandel blühte, war diese Niederlassung stets im Wachsthum begriffen; der hohe Grad von Wohlstand, dessen sie sich im vorigen Jahrhundert erfreute, würde als unglaublich erscheinen, wenn nicht die schönen Wohnungen, das auf der Spitze des Felsens erbaute Fort, und eine Bevölkerung von 5000 Seelen für ihre frühere Größe zeugten. Sie war lange Zeit der Sitz des Gouvernements der beiden Kolonien; der berühmte Boufflers verschmähte es nicht, hier zu residiren, und noch jetzt steht er bei den Einwohnern, und insbesondere bei den Signarres (den farbigen Frauen), von denen sich mehrere rühmen, seine Aufmerksamkeit gefesselt zu haben, in theurem Andenken. Diese glücklichen Erinnerungen machen ihre gegenwärtige Lage nur noch drückender und unerträglicher. Da seit einer Reihe von Jahren der Sklavenhandel ganz aufgehört hat, so gerieth dieses kleine Land in das bitterste Elend. Obwohl andere, zwar nicht so gewinnreiche, aber doch erlaubte Handelszweige, seit dem Frieden von 1816 der Insel Gorée einen Theil ihres früheren Wohlstandes hätten zurückgeben können, so ließ man dieselben, sey es aus Gleichgültigkeit oder aus Mangel an thätigem Widerstande, in die Hände der Engländer fallen. Seit unvordenklichen Zeiten war Gambien für die Bewohner unsrer Niederlassungen auf der Küste von Afrika eine Quelle großer Handelsvortheile; gegen den Austausch unsrer Manufakturerzeugnisse erhielten sie rohes Leder, Wachs in großer Quantität, Elfenbein und Goldstaub. Das englische Gouvernement, eifersüchtig auf diese Vortheile und für seine Interessen besser bedacht, brachte in den Friedensvertrag von 1814 einen Artikel, welcher den französischen Schiffen verbot, den Gambia weiter aufwärts zu fahren als bis zu dem Dorfe Albreda, im Königreiche Bar, auf dem rechten Ufer des Flusses und beinahe an seiner Mündung. Um nun diese Klausel leichter ausführen und zu gleicher Zeit sich des Handels der Uferstaaten bemächtigen zu können, gründeten die Engländer auf einer hervorragenden Spitze des linken Ufers, welche die Durchfahrt beherrscht, das Komptoir St. Marie, dessen Lage so glücklich ist, daß einem fürchterlichen Klima, dem wenige Europäer widerstehen können, und häufigen Ueberschwemmungen zum Trotze, die Stadt sich sehr hob und zur Niederlage eines bedeutenden Handels ward. Gleicherweise wurden die Franzosen von fast allen übrigen Küstenpunkten unter verschiedenen Vorwänden verdrängt; nun ist es zu spät, Usurpationen, welche die Zeit geheiligt hat, wieder zu vernichten; auch steht zu befürchten, daß wenn das Elend mit jedem Jahre zunimmt, ein großer Theil der Einwohner von Gorée, durch die angebotenen Vortheile verlockt, nach St. Marie auswandert; was, wie ich glaube, gewiß schon geschehen wäre, wenn sie nicht die Abneigung daran verhindert hätte, das gesunde Klima ihres Vaterlandes mit der verpesteten und tödtlichen Luft der englischen Niederlassung zu vertauschen. Die Insel Gorée ist ein ganz vulkanisches Produkt; mehr lang als breit, und in der Mitte sehr schmal, kann sie kaum eine halbe Meile im Umfang haben; auf ihrer nördlichen Seite, welche ziemlich eben ist, liegen viele hübsche Wohnungen, deren Inneres jedoch ihrem Aeußern nicht entspricht. Auf einem erhöhten Punkte der Südspitze erblickt man ein Fort von alter Bauart, dessen Kanonen eine schöne Bucht beherrschen, welche von der Insel nur durch einen sehr tiefen und anderthalb Meilen breiten Kanal getrennt ist; die Rhede liegt auf der entgegengesetzten Seite und ist gegen die Nord- und Nordostwinde ziemlich geschützt, dagegen den Südostwinden ausgesetzt, welche vom Monate Junius bis zum September sehr gefährlich und unter dem Namen Tornados bekannt sind. Dieser ganze Küstenstrich wird von Dorfschaften begränzt, welche dem Fürsten der benachbarten Länder unterworfen sind, dessen Macht und Treulosigkeit für eine Niederlassung, die durch das Meer und Batterien gegen Feinde der Art hinlänglich geschützt wird, ganz gefahrlos ist. Gleichwohl konnten alle diese Mittel den Europäern nicht immer einen festen Haltpunkt gewähren. Gorée hat sehr oft seinen Herrn gewechselt; Franzosen und Engländer, in deren Besitz es abwechselnd war, ließen sich überrumpeln. Die Garnison war zu schwach, das Fort schlecht befestigt, es fehlte an süßem Wasser, wie auf der ganzen Insel, welche vom festen Lande damit versehen wird. Gleichwohl könnte das Fort, gehörig mit Wasser und einer hinreichenden Besatzung versehen, an deren

Spitze ein Mann von Einsicht und Muth stünde, einen langen Widerstand leisten und unsern vom Feinde verfolgten Kreuzern einen wirksamen Schutz gewähren; es liegt sehr vortheilhaft, ist von der Meeresseite her unzugänglich und steht mit der übrigen Insel durch einen sehr engen Pfad in Verbindung; seine Kasematten und Pulverkammern befinden sich in einem sehr guten Zustande, und seine Kaserne kann leicht eine beträchtliche Anzahl Soldaten fassen. Die Bevölkerung dieser kleinen Stadt besteht fast ganz aus Mulatten und Negern, von denen ein Theil in der Sklaverei lebt; alle Industrie und Handelsthätigkeit sind in dieser letztern Klasse, die sich fast ganz der Schifffahrt widmet, vereinigt. Diese hübschen kleinen Goeletten, welche die ganze Küste befahren und bis zu den Inseln des grünen Vorgebirgs unter der Führung ihrer schwarzen Herren gelangen, werden von Zimmerleuten derselben Farbe gebaut; sie gehören den Familien von gemischtem Blute an, die alle Handel treiben, dessen Geschäfte in der Regel von den Mulattinnen geleitet werden, welche im Allgemeinen eine Thätigkeit und einen Scharfsinn besitzen, der den Männern ihrer Kaste durchaus fehlt, die sich dem Müßiggange und der Trägheit ergeben. Diese Frauen, in Geschäften wohl bewandert und ihr ganzes Leben hindurch nur von zwei Leidenschaften, der Liebe zum Gelde und der Eifersucht, beherrscht, sind weiß, schön gebaut und mit Recht auf der ganzen afrikanischen Küste wegen ihrer Schönheit und ihres Talents zur Verführung berühmt; in ihren Augen und ihrer ganzen Haltung liegt etwas so Wollüstiges, daß kein Europäer ihnen widersteht. Eben so kalt als gewandt, einer warmen Zuneigung unfähig, den gewonnenen Einfluß nur für ihre eigenen Interessen benützend, hat das junge Mädchen, welches von seiner Mutter an einen Weißen um den höchsten Preis verkauft wird, von diesem Augenblick an nur Eine Beschäftigung, nur Einen Zweck, nämlich auf seine Kosten sich ein unabhängiges Vermögen zu erwerben. Diese Verbindungen, die in dem Lande anerkannt werden, und die die Gerichtshöfe öfters vergeblich bekämpfen, können nur durch den Tod oder eine lange Abwesenheit, deren Zeitraum jedoch nicht bestimmt ist, aufgelöst werden. Dann steht es der Signarre frei, neue Verbindungen anzuknüpfen, denen sie selten untreu wird; wird aber ihre Eifersucht zu stark gereizt oder ihr Stolz verletzt, so läßt sie sich zu der fürchterlichsten Rache hinreißen. Der Europäer, welcher ein junges Mädchen zuerst besitzen will, muß sich große Opfer gefallen lassen, um sie von ihren Eltern zu erhalten, besonders wenn sie hübsch ist; in diesem Falle versammeln sich alle Matronen der Familie, um über den Vorschlag zu berathen; die Liqueure von Bordeaux, in große Gläser gegossen, müssen die unaufhörlich sich erneuernden Schwierigkeiten überwinden, bis die Richter, ganz berauscht, nur noch mit den Mützen ihre Stimmen abgeben; sind diese unerläßlichen Einleitungen getroffen, so übergibt der Bittende der Mutter den geforderten Preis für ihre Tochter, welche von jetzt an sein Eigenthum ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Revolution von Meriko im Jahre 1832.

(Schluß.)

Obwohl Santa Anna aus den ihn begünstigenden Umständen, wie es scheint, nicht alle Vortheile zog, die er daraus hätte ziehen können, so standen dennoch seine Sachen sehr gut. Moctezuma, von Bustamente befreit, hatte die Trümmer seiner ehemaligen Armee gesammelt, und war, wie man sagte, an der Spitze von 1600 Mann bis Queretaro vorgerückt. Alvarez war gleichfalls auf dem Marsch und stand bereits auf dem Punkte, sich mit den Liberalen zu vereinen. Pedraza war am 8 November zu Veracruz angekommen und daselbst mit großen Freudenbezeugungen empfangen worden. Er hatte eine Proklamation erlassen, in der er die Merikaner aufforderte, ihre Fahnen zu vereinigen und gemeinsam zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe beizutragen; man achtete aber wenig darauf, denn damals waren die Blicke aller auf Santa Anna und Bustamente gerichtet: diese beiden Generale nahmen die öffentliche Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch. Pedraza verließ Veracruz am 28 November, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben, und viele hofften, die zahlreichen Verbindungen, in die er mit der Regierung kommen könne, würden die Beendigung der Unruhen beschleunigen.

Bei Zampango konzentrirt, machte Santa Anna keine Bewegung, die den Entschluß angekündigt hätte, einen Kampf zu wagen; er begnügte sich, sich streng auf der Defensive zu halten, und seine Maßregeln waren auch in der Regel so gut getroffen, daß er in allen Vorposten-Scharmützeln Sieger blieb. Bustamente hatte große Vorbereitungen gemacht, um ihn zu belagern. Man hatte ihm schwere Artillerie aus Meriko zugeschickt und die Batterien waren zum Feuern bereit, als der Feind die Dämme durchstach, welche die Seen zwischen Zampango und Meriko trennen und alle diese Batterien unter Wasser setzte. Santa Anna hatte indeß wenig Zutrauen auf seine Stellung und zog sich auf Puebla zurück, um zu dem dort angelangten Pedraza zu stoßen. Aber Bustamente kam ihm zuvor, indem er sich durch ein seltsames Manövre zwischen Puebla, wo Pedraza die Bürgergarde bewaffnete und organisirte, und Santa Anna aufstellte, der durch einen retrograden Marsch seine alte Stelle auf der Straße nach Meriko wieder eingenommen hatte. Es wäre in der That interessant, die verschiedenen Bewegungen aller dieser Armeekorps darzustellen: man wäre beinahe geneigt, die Sache für ein Kinderspiel anzusehen, wenn nicht Blut dabei geflossen wäre; denn am 6 December fand zwischen Bustamente und Santa Anna ein ziemlich lebhaftes Gefecht statt, das jedoch Nichts entschied. Man kann sich einen Begriff von den militärischen Talenten dieser Generale machen, wenn man die Aufstellung ihrer Divisionen betrachtet. Quintamar stand zunächst bei Meriko, dann kam Santa Anna mit seiner Armee, dann Bustamente, Pedraza schloß sich in Puebla ein, und war von Jalapa her durch eine 2te Division Bustamentes gedrängt. Am 8 December machte Pedraza Vergleichsvorschläge, welche Gehör fanden, denn die Armee der Regierung begann an Allem Mangel zu leiden. Am 11 endlich kündigte ein Tagsbefehl den beiden Armeen an, daß die Generale

einen Waffenstillstand abgeschlossen und unterzeichnet hätten, um einen Vertrag in Ausführung zu bringen, wovon Nachstehendes die Hauptbestimmungen sind:

1) Bestätigung aller Wahlen und aller Akte, welche die gesetzgebende Gewalt nach dem 1 Septbr. 1828 erließ, zu welcher Zeit Santa Anna gegen Guerrero die Waffen ergriff.

2) und 3) Jeder Staat wird nach den konstitutionellen Formen zu neuen Wahlen für den Generalkongreß schreiten.

4) Der neue Kongreß soll sich am 15 Febr. 1833 versammeln.

5) Am 25 März soll die Abstimmung für die Stelle des Präsidenten und des Vicepräsidenten eröffnet werden; vor dem 30sten sollen diese Beamten erwählt seyn.

6 Alle Truppen und ihre Offiziere sollen die Hauptstadt fünf Tage vor den Wahlen verlassen.

7) Jedes Martialgesetz ist zurückgenommen.

8) Bis zum 1 April 1833 ist Pedraza als Präsident und Bustamente als Vicepräsident anerkannt.

9) Es findet eine vollständige und allgemeine Amnestie für Alles statt, was seit dem 23 Sept. 1828 geschah.

Die Generale verpfänden ihre Ehre für die Ausführung dieses Vertrags.

Die Kammern, welche man nicht zu Rathe gezogen hatte, erhoben sich indeß gegen diese Uebereinkunft, welche sie in ihren theuersten Interessen verletzte, weil die Mitglieder den Wechselfällen einer neuen Wahl unterworfen wurden. Der Vertrag wurde mißbilligt, Bustamente für einen Vaterlandsverräther erklärt, und des Kommando's beraubt. Aber alle diese Erlasse, die von keiner bewaffneten Macht unterstützt wurden, waren nur der Ausdruck eines ohnmächtigen und lächerlichen Aergers; die Armeen hielten ihre Pacifikations-Akte aufrecht, und am 26 Dec. war die Stadt Puebla Zeuge eines prachtvollen Schauspiels, als unter unermeßlichem Beifallruf die kaum noch feindlichen Generale der Konstitution den Eid leisteten. Bei dieser Gelegenheit dankte Pedraza in pomphaften Ausdrücken dem Befreier im Namen des ganzen Volks und am 28sten marschirten die vereinigten Chefs gegen Mexiko. Plötzlich langte die Nachricht an, daß San-Luis sich an Mectezuma übergeben hat. Die Civil- und Militärbehörden der Hauptstadt, welche für ihre Stellen und selbst für ihre persönliche Sicherheit fürchteten, erklärten sich für die Armee, und die Veränderung ging nun so ruhig vor sich, daß man sie in der Stadt erst durch die offiziellen Ankündigungen erfuhr. Am 2 Januar endlich, dem Jahrestag von Santa Anna's Einzug in Veracruz, zog ein Korps von 10,000 Mann in Mexiko ein. Am folgenden Tage hielt Pedraza seinen Einzug, und wurde feierlich in der Kathedrale empfangen, wo man ein Te Deum sang. Die fremden Kaufleute, denen diese neue Regierung große Vortheile versprach, boten 300,000 Dollars an, um sie in den Stand zu setzen, ihre ersten Bedürfnisse zu bestreiten. Am 14 Januar endlich sanktionirten die Kammer den Vertrag.

Das Land wird noch lange ein Raub der Militärfaktionen seyn. Eine Armee, welche nicht mehr als 20,000 Mann, aber über 80 Generale zählt, und jedes Jahr die ungeheure Summe von 13 Millionen Dollars verschlingt, muß jede Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt vernichten, denn sie hat keine äußern Feinde mehr zu bekämpfen. So entnervt und unfähig die meisten dieser Generale sind, wer kann ihre Macht vernichten? Jeder Chef dankt ihnen seinen Einfluß. Es ist schwer zu sagen, wie lange dieser Friede dauern wird; wahrscheinlich nicht über 2 Jahre. *)

Santa Anna wurde mit 13 Stimmen von 20 zum Präsidenten erwählt.

*) Bekanntlich dauerte die Ruhe nicht so lange; schon am Anfange von Santa Anna's Präsidentschaft begann der Kampf wieder, wiewohl andere Personen auf den Schauplatz traten, und noch läßt sich das Ende nicht wohl absehen.

Die portugiesische Geistlichkeit.

1) Die Weltgeistlichkeit. Die Unordnung, welche rücksichtlich der Civil- und Militäreintheilung in Portugal herrscht, macht sich auch bei der Geistlichkeit bemerkbar, denn es kann nicht leicht etwas Unregelmäßigeres geben als die Organisation der Diöcesen. Nicht nur ist die Größe ihres Gebietes ungleichmäßig, sondern dieses wird auch noch sehr oft von Theilen verschiedener anderer Gerichtsbezirke durchschnitten. Die von der königlichen Autorität eingesezten Diöcesen haben Enklaven, und was noch mehr ist, Gerichtsbarkeiten unabhängiger Prälaten auf ihrem Gebiete, die unmittelbar unter dem heiligen Stuhl stehen und exemte genannt werden.

Die höchste geistliche Würde ist die des Patriarchats von Lissabon. Es wurde im Jahre 1716 von Clemens XI eingesezt, der ihm die Hälfte des Gebiets des Erzbisthums von Lissabon zuwies, das im Jahre 1746 gänzlich aufgehoben wurde. Der Titel Erzbischof wurde dem Generalvikar des Patriarchen vorbehalten. Dieser Großwürdenträger führt noch die Titel eines Kardinals, des ersten Almoseniers der königlichen Kapelle und des ersten Staatsraths. Er ist von einem zahlreichen, reich dotirten und aus 52 Würdenträgern bestehenden Kapitel umgeben, die in 16 Vorsteher (principales) und 36 Herren (monsenhores) eingetheilt werden. Die einen führen den Titel Excellenz und die andern werden mit Ew. Herrlichkeit angeredet; überdieß gibt es noch 20 Domherren und eine große Anzahl Beneficiaten. Die Pracht, welche der Patriarch bei seinen gottesdienstlichen Ceremonien zur Schau stellt, kommt der des Vatikans gleich.

Die reichsten und mächtigsten Prälaten nach dem Patriarchen sind die Erzbischöfe von Braga und Evora, und die Bischöfe von Porto, Coimbra, Leiria und Faro. Portugal hat im Ganzen 27 Diöcesen, von denen 17 von der Krone abhängig und 10 exemt sind, d. h. unmittelbar unter dem heiligen Stuhle stehen. Die Zahl der gesammten Kirchspiele des Königreichs beträgt nach einem ungefähren Ueberschlag 408, denn in Folge der seit Jahrhunderten in der Kirchenverwaltung herrschenden Unordnung sind die statistischen Angaben sehr unvollständig und von einander abweichend.

2) Die Ordensgeistlichkeit. Es gibt in ganz Portugal 360 Mannsklöster, 5 militärische Orden und 9 Brüderschaften von Missionarien mitgerechnet. Die Zahl der Frauenklöster ist 126, wozu man noch 12 Wohlthätigkeitsanstalten oder Hospitäler, commandadeiras und recogimentos genannt, rechnen muß. Bei diesen weiblichen Anstalten befinden sich überdieß noch 11 Kapläne.

3) Geistliche Bevölkerung. Die Anzahl der Geistlichen in Portugal ist sehr übertrieben worden, denn man hat sie auf 200,000 bis 300,000 angegeben, was bei einer Bevölkerung von 3.530,000 Seelen beinahe ein Zehntheil ausmachte. Nach genauern Berechnungen stellt sich die geistliche Bevölkerung des Königreichs folgendermaßen heraus:

1) Weltgeistliche		18.000
2) Klostergeistliche	5.760	
Kapläne in den Hospitälern und Frauenklöstern	41	
3) Nonnen	5.903	11.704
Zusammen . .		29.704

In dieser Zahl ist das gesammte Haushaltungspersonal und die Novizen der Frauenklöster mitbegriffen. Die oben angegebene Anzahl der

Ordensgeistlichkeit ist in 498 Klöstern und Hospitälern vertheilt, was, nach dem Flächeninhalt von Portugal, von 29.156 Quadratmeilen ein geistliches Gebiet von 58 Quadratmeilen ausmacht, das Personal der Kirchspiele ungerechnet.

Wenn man die geistliche Bevölkerung beider Geschlechter, mit einziger Ausnahme des Haushaltungspersonals und der Zöglinge in den Frauenklöstern, mit der Gesammtbevölkerung des Königreichs zusammenstellt, so ergibt sich ein Klostergeistlicher auf 118 und ein Weltgeistlicher auf 63 männliche Einwohner. Dieses Verhältniß, obschon nicht so übermäßig als in andern Ländern, ist doch noch bedeutend genug, und man kann leicht denken, welcher Nachtheil aus Mangel an Armen für Ackerbau, Gewerbe und Handel, und aus der Vermehrung persönlicher Lasten an Frohn- und Militärdienst erwächst. Eben so begreiflich ist, daß das Volk, wenn es Mönche, die aus der niedern Klasse hervorgingen, selbst unter dem trügerischen Namen der Bettelmönche, ein müßiges und bequemes Leben führen sieht, seinen Kindern lieber die Lust zum Mönchsleben als Geschmack an der Arbeit beizubringen sucht. Der Schaden, der hieraus für die Vermehrung der Bevölkerung und das materielle Wohl des Landes erwächst, ist unberechenbar.

4) Reichthum und Einkünfte. Um die Einkünfte der portugiesischen Geistlichkeit bestimmt angeben zu können, fehlt es an genauen Nachweisungen. Was sich aus der kleinen Zahl der vorhandenen Dokumente in dieser Hinsicht entnehmen läßt, ist Folgendes:

Diöcesen. Seit Einsetzung des Patriarchats floß der dritte Theil der Einkünfte aller Diöcesen in den, Patriarcale genannten, Schatz, wodurch die Einkünfte des Patriarchen und seiner Diöcese auf 272 Millionen Reis (1,700.000 Franken) stiegen. Ueberdieß hatte die Kathedrale oder Basilika von Lissabon ein Einkommen von 80 Millionen Reis (500.000 Franken). Diese Summen, obschon sie durch die mit Erhebung derselben beauftragten Staatskassen gingen, wurden doch zum Theil monatlich zur Erhaltung des Patriarcale und der Kathedrale wieder ausgezahlt. So wurden, nur allein in der Hauptstadt, für das Gepränge des Kultus und die weltlichen Genüsse seiner Diener jährlich 2.200,000 Franken verschwendet. Von dieser ungeheuern Summe bezog der Patriarch für seine Person allein 500,000 Franken; jeder Vorsteher eines Kapitels hatte 36:000 Fr., jeder Monsenbore 12.000 Fr. und jeder Domherr 7500 Fr. Einkünfte. Die Cortes hoben die Würde des Patriarchen auf und verwendeten die Einkünfte derselben zu Bezahlung der Staatsschuld. Dieses Beispiel wäre auch für die Zukunft der Nachahmung würdig.

Die Einkünfte der bedeutendsten Erzbisthümer und Bisthümer sind folgende: Evora 500,000 Fr. — Braga 100,000 Fr. — Coimbra 100.000 Fr. — Leiria 75.000 Fr. — Faro 72.000 Fr. — Guarda 50.000 Fr. — Porto 45.000 Fr. — Lamego 45.000 Fr. — Viseu 40.000 Fr. — Miranda 25.000 Fr. — Elvas 25.000 Fr. — Portalegre 20.000 Fr. — Zusammen für 12 Bisthümer: 897.000 Fr.

Vier von den genannten unter Joseph I abgerissene Bisthümer (Castelo Branco, Aveiro, Pinhel, Beja) sind in dieser Gesammtzahl mitbegriffen. Was die zehn Exemten betrifft, so belaufen deren Einkünfte, wenn man die jedes einzelnen nach denen des mindest begüterten Bisthums Portalegre, also zu 20.000 Fr. anschlägt, sich auf 200.000 Fr. Mithin betragen die Einkünfte der 27 Diöcesen des Königreichs, das Patriarchat und die Kathedrale von Lissabon mitgerechnet, 5.297,000 Fr.

Um den ganzen Belauf des Reichthums der Weltgeistlichkeit kennen zu lernen, müßte man noch die Zinsgefälle und die Einkünfte von den Grundstücken der Provinzkapitel und der Kirchspiele wissen.

Beim Beginn der Reform legten die Cortes allen Bischöfen starke Abgaben auf, eine sehr unpolitische Maßregel, die ihnen viele Feinde machte; eine gänzliche Einziehung wäre besser gewesen als eine theilweise Erpressung.

Klöster. Die Einkünfte in baarem Geld der 360 Mannsklöster belaufen sich auf . . . . 3,798.437 Fr.

Hiezu kommt der Betrag der bedeutenden Naturalzinsen an Weizen, Gerste, Gemüse, Wein, Oel u. s. w. . . . . 818.815 —

Zusammen 4,617,252

Einkünfte der Frauenklöster in Baarem . . . . 2,068.750 —

Naturalzins wie oben . . . . . . 562.500 —

Zusammen 2,631.250

Gesammteinkünfte der Ordensgeistlichkeit 7,248,502

Hiezu die oben angegebenen Einkünfte der Diöcesangeistlichkeit 5.297,000

Die Einkünfte der Kirchspiele angeschlagen auf 4.081.000

Mithin betragen die Einkünfte der gesammten Geistlichkeit Portugals . . . 16.626.502 Fr.

Da nun die Staatseinkünfte sich auf nur 54,096.000 Fr. belaufen, so läßt sich leicht einsehen, welcher Nutzen für das öffentliche Wohl und den Staatsschatz zu erzielen wäre, wenn so große unbenützt liegende Reichthümer eingezogen und in viele kleine im Lande umlaufende fruchtbringende Kapitale verwandelt würden. Noch muß bemerkt werden, daß der römische Stuhl noch vor nicht gar langer Zeit 260.000 römische Thaler von Portugal bezog. Unter der Regierung Johanns V erhielt er an Zins 95.000.000 schwere Piaster, was die ungeheure Summe von 10,681,818 Franken ausmacht, welche, die lange Zeit von 34 Jahren hindurch, alljährlich aus dem Lande ging. Nach solchen Thatsachen kann man sich über die Verarmung eines Volks, das von der Geistlichkeit mit so großer Habsucht ausgebeutet wurde, nicht mehr wundern.

Vermischte Nachrichten.

Was dem Reisenden, der die Kolonie Sidney auf Neusüdwales zum Erstenmal besucht, besonders auffällt, sind, sagt das East India Magazine, die Gruppen von herumstreifenden Schwarzen, auf die er allenthalben stößt. Das Aussehen dieser Leute übertrifft jede Vorstellung, die man sich von Mißgestaltung und Ausartung des menschlichen Geschlechts nur immer machen kann. Sie gehen meist ganz nackt, und der Ausdruck ihrer der menschlichen fast gar nicht ähnlichen Gesichtsbildung, so wie ihre dunkle, rauhe Haut und die unverhältnißmäßige Gestaltung ihrer Gliedmaßen machen einen höchst widerlichen Eindruck. Diese unglücklichen Geschöpfe sind indeß in andern Hinsichten die interessantesten unter den wilden Stämmen. Von Gemüth sind sie ohne Falsch, zutraulich, gesellig, und man kann ohne Furcht vor Uebertreibung von ihnen sagen, daß ihre Neigungen von der besten Art sind. Sie sprechen Englisch mit überraschender Geläufigkeit und bezauberndem Wohllaut (!), und sind in ihren Geberden so possenhaft wie Affen.

*

Während der Wintermonate, welche Kapitän Roß und sein Schiffsvolk bei den erst vor Kurzem entdeckten Bewohnern der Polargegenden zubrachte, herrschte zwischen beiden Theilen das freundlichste Vernehmen. Die traurigen Stunden wurden durch die nützliche Beschäftigung, daß man aus alten Kleidungsstücken Strümpfe bereitete, einigermaßen erheitert. Von der Einfalt und dem gänzlichen Mangel an Bildung unter diesem interessanten Stamm kann man sich aus dem Umstand einen Begriff machen, daß es durchaus nicht möglich war, sie den Namen ihres Gastes, „Roß," aussprechen zu lehren. Der Name, den sie ihm beilegten, lautete ungefähr wie „Oglih-ac." Ihre Nahrung bestand hauptsächlich aus Lachs und dem Fleisch weißer Füchse, woran sie Ueberfluß hatten.

*

Amerikanische Blätter berichten, daß in den Vereinigten Staaten vierhundert größere und kleinere Schiffe ausschließlich mit dem Wallfischfang beschäftigt seyen. Diese mit ungefähr 10.000 Matrosen bemannten Schiffe haben in einem Zeitraum von 40 Monaten beiläufig 228.000 Tonnen Thran, im Werth von vier Millionen Dollars, nach Hause gebracht. Der Werth der Ladung, mit der jeder einzelne Wallfischfänger nach einer Fahrt von 30 Monaten zurückkehrt, beträgt zwischen 15,000 und 20,000 Dollars.

*

In den Vereinigten Staaten befinden sich gegenwärtig 795 Baumwollspinnereien. Das auf sie verwendete Kapital beläuft sich auf ungefähr acht Millionen Pfund Sterling, und ihr Verbrauch an roher Baumwolle auf 78 Millionen Pfund Gewicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 339. 5 December 1833.

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

Blicke auf die Militärreformen in Aegypten und der Türkei.

An der Hand der Geschichte wäre leicht zu beweisen, daß bei allen Völkern die militärische Organisation stets mit ihrer Civilisation und mit ihrer Macht Hand in Hand ging. Die Türken hatten sich einst dem übrigen Europa furchtbar gezeigt, nicht weil sie in der Kriegskunst weiter vorgerückt oder in den Waffen uns überlegen waren, sondern weil Alle sich als Krieger zeigten, und sie ihr weites Reich als ein Lager betrachteten; weil der Sklave, wenn er geschickter und tapferer als sein Herr war, morgen zur Würde eines Pascha's aufsteigen konnte; weil ihre Janitscharen unserm Fußvolke, ihre Spahis und Delhis unsern schweren Reitern an Gewandtheit überlegen waren. Wenn sie seit jener Zeit mannichfache Demüthigungen erfuhren, so liegt die Ursache darin, daß bei uns die Kriegskunst Fortschritte machte, während sie bei ihnen stehen blieb, und weil keiner ihrer Anführer die Schule unserer Krieger durchmachte. Die Sultane hielten sich in ihr Serail eingeschlossen; der Janitschar ward nicht mehr aus den gefangenen Christenkindern rekrutirt; der Timariote, vergessend, daß der Staat ihm nur Landeigenthum gewährt gegen die Bedingung der steten Bereitschaft zum Kampfe, hielt sich kein Kriegsroß mehr und stellte seine Wurfspeerübungen ein. Der Arnaute ward in Sold genommen und ihm die Vertheidigung des Staates übertragen. Frankreich, der natürliche Verbündete der Türkei, ward zuerst durch diese Entartung beunruhigt. Während der Gesandtschaften der Herren von Vergennes und von St. Priest gab man sich alle Mühe, die Pforte zu einer Militärreform zu bewegen, indem man ihr Ingenieure verschaffte, zum Bau der zur Vertheidigung des Bosporus und der Küsten des schwarzen Meeres bestimmten Forts, und Artilleristen zur Organisirung ihrer Batterien. Unter der Republik ward die verständige Politik des Hofes zu Versailles nicht vergessen. Eine französische reitende Batterie wurde unter Aubert Dubayet nach Konstantinopel gesendet. Der Befehl an Bonaparte, der ihn ermächtigte, in den Dienst des Sultans zu treten, ist bekannt. Wer vermag den Impuls zu berechnen, den dieses Genie dem Orient gegeben haben würde? — Der Nizam Dshedid (neue Organisation) war die Frucht der französischen Rathschläge, und des Einflusses der Griechen von Fanar, einer geistreichen und unterrichteten Klasse, welche in den Stellen als Dragomans, Hospodare, u. s. w. sich der Leitung der Geschäfte bemächtigt hatte.

Die Türken erprobten bei der Belagerung von St. Jean d'Acre, durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen, ihre ersten regelmäßigen Truppen gegen die Franzosen. Sultan Selim und seine Minister bezahlten die Neuerungen mit ihrem Leben. Napoleon, hierüber entrüstet, verläugnete das Bündniß mit der Pforte, das ihm während des russischen Krieges zu einer nützlichen Diversion hätte dienen können. Das Reich ward seinem Verfalle überlassen. Die Hoffnung einer Militärreform konnte nur wieder aufleben, wenn die Bande der muselmännischen Gesellschaft erschlafften, oder dadurch, daß sich die Janitscharen durch Ausschweifungen oder Feigheit verhaßt machten. Diese Vorzeichen traten ein vor der Revolution vom Jahre 1826. Damals sprach sich der Fanatismus gegen die Christen mehr durch Verachtung als durch Proselytismus aus. Das Reich war durch die immerwährenden Empörungen erschöpft. Mehrere Pascha's sannen auf Unabhängigkeit, und jene Miliz, welche einst in den Schlachten die Hauptstärke der Osmanen gewesen war, forderte in den Straßen von Konstantinopel den Rajas die Börse ab, und floh vor einer Handvoll griechischer Insurgenten. Mahmud sah ein, daß der Augenblick gekommen sey, die Entwürfe Selim's, dessen Zögling er war, wieder aufzunehmen. Er setzte seinen Kopf auf das Spiel, indem er seine Truppen im Schritt marschiren ließ und sie das Exerziren lehrte. Eine Art von Instinkt sagte ihm, hiermit müsse die Wiedergeburt der Osmanen beginnen. Die Radschahs von Indien, die Könige von Madagascar, der Schah von Persien, der Vicekönig von Aegypten haben alle, gleich dem Sultan, Exerzirmeister für ihre Truppen angenommen und bald werden einige französische oder englische Offiziere eine unermeßliche Umwälzung auf dem vierten Theile unserer Erde vorbereitet haben. Aegyptens Militärreform ist um zwölf Jahre älter als die der Türkei: Mehemed Ali war sogar der letztern nicht fremd, und die Rathschläge Nedschib Effendi's, seines Bevollmächtigten zu Konstantinopel, hatten wahrscheinlich großen Theil an den Ereignissen des Jahres 1826.

Der Arnaute Mehemed Ali ist ohne Widerspruch einer der merkwürdigsten Männer unserer Zeit. Er ward zu Cavala im Jahre 1769, demselben Jahre mit Napoleon, Cuvier,

Canning und Chateaubriand geboren, und gefiel dem Tschorbaschi oder Gouverneur des Ortes, weil er sich bei allen Militärexpeditionen auszeichnete, welche zur Eintreibung der Steuern unternommen wurden. Sein Beschützer verheirathete ihn mit der Wittwe eines seiner Freunde; dadurch ward er der Stiefvater jenes Ibrahim, der für ihn die Wechabiten unterwarf, der Morea nur den französischen Waffen abtrat, und dessen siegreichen Marsch nach Konstantinopel wir weiter unten darstellen werden. Zur Zeit des französischen Feldzugs in Aegypten ward Mehemed Ali mit einem Korps Arnauten in dieses Land gesendet, und benahm sich hiebei mit solcher Tapferkeit, daß er zum Kulak Baschi, d. h. zum Polizeiminister, erhoben wurde. Sein Ehrgeiz konnte sich jedoch hiermit nicht begnügen.

Khosrew Pascha, jener Greis, der der feurigste Hebel der neuen Ordnung der Dinge in der Türkei und unter dem Titel des Seraskier der zweitmächtigste im Reiche ist, war nach dem Abzuge der Franzosen aus Aegypten zum Pascha dieses Landes ernannt worden. Sey es, daß er die Gemüther wirklich durch seine Projekte, die europäische Taktik in seinem Heere einzuführen, gegen sich aufbrachte; sey es, daß andere Ursachen seinen Sturz herbeiführten, gewiß ist, daß die unregelmäßigen Albaneser sich gegen ihn empörten, und ihn vertrieben. Mehemed Ali, eines ihrer Häupter, bemächtigte sich der obersten Gewalt, im vollen Vertrauen auf die Schwäche der Pforte, die ihn im Jahr 1806 zum Pascha von Aegypten ernannte. Allein mitten unter den unruhigen Mameluken, welche anfangs seine Anhänger waren, unter den Forderungen seiner Landsleute, der Soldaten, die ihn erhoben hatten, unter den Arabern, unter denen es zu gähren begann, konnte seine Aufgabe keine friedliche seyn. In der Geschichte gibt es kaum Eine Reform, die nicht durch Blut bewerkstelligt ward, und allen großen Fortschritten des menschlichen Geschlechtes hat das Schwert vorgearbeitet. Mehemed Ali verfuhr mit den Mameluken, wie Peter der Große mit den Strelizen, wie Mahmud später mit den Janitscharen: er ließ alle ohne Erbarmen niedermetzeln; einen Theil im Jahre 1811 am 1 März auf seinem Schlosse zu Kairo, wohin er sie berufen hatte, den Rest im Jahr 1812 zu Esneh in Oberägypten, wo sie sich Ibrahim auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. Von diesem Zeitpunkte an war er Herr des ganzen Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels an der Küste von Afrika.

(Schluß.)

Während man sonach in England allgemein der Meinung war, der Sklavenhandel sey unterdrückt, wurde er, wie es scheint, die letzten zehn bis zwölf Jahre her fast in einer eben so großen Ausdehnung und unter noch empörenderen Umständen, als je fortbetrieben; es bleibt demnach zu erwägen übrig, was zu seiner wirksamen Unterdrückung gethan werden muß. Seit dem 23 März 1830 ist die Schwierigkeit bedeutend vermindert, denn jetzt ist die ganze afrikanische Küste, von Mozambique bis Marokko, in das Verbot mit eingeschlossen und keine Station darf unter irgend einem Vorwande weder südlich noch nördlich dieser Linie Sklavenhandel treiben. Indessen bleibt noch viel, sehr viel zu thun übrig. Die den englischen Schiffen noch zur Zeit ertheilten Verhaltungsbefehle sind so unbestimmt und beschränkend gefaßt, daß man bekannte Sklavenschiffe beständig an der Küste und auf den Flüssen Afrika's antrifft und sie doch nicht angreifen darf, wenn und insofern sie nicht die Sklaven wirklich an Bord haben. Dieß wird aber in einer Nacht leicht und schnell abgethan, so oft der Kreuzer durch Berufspflicht oder schlechtes Wetter von seiner Station abgerufen oder weggetrieben wird; und kommt er wieder zurück, so ist der Sklavenhändler mit seiner vollen Ladung auf und davon, und vergebens würde man ihm nachfahren, da Fahrzeuge dieser Art ausdrücklich zu Schnellseglern gebaut und eingerichtet sind, Versuche also sie einzuholen, fruchtlos bleiben müssen. Durch einen Zusatzartikel in dem mit den Niederlanden abgeschlossenen Staatsvertrage ist ausgemacht, daß alle Fahrzeuge als Sklavenhandelsschiffe betrachtet und als solche behandelt werden sollen, wenn und sobald sie Vorrichtungen und Geräthe, wie vergitterte Luken im Verdeck, Handfesseln und Beinschellen, große kupferne Kochkessel u. d. m. haben, die offenbar für Sklaven eingerichtet sind, sollten sich deren auch keine gerade an Bord befinden. Dieser Artikel sollte in den Staatsverträgen mit allen andern Nationen ebenfalls aufgenommen werden, so daß dann jedes solches Fahrzeug, das, gehöre es welcher Nation es wolle, an der Küste betreten würde, genommen und konfiscirt werden müßte.

Hinwiederum ist durch Verträge mit Spanien, Portugal, den Niederlanden und Brasilien den Kreuzern einer jeden Nation das gegenseitige Durchsuchungsrecht bewilligt, allein mit Frankreich und Nordamerika besteht kein solches Recht zu wechselseitiger Durchsuchung, weßhalb denn unter ihren Flaggen immerfort und straflos Sklaven verschifft werden. Es ist darum unumgänglich nöthig dahin zu wirken, daß auch diese beiden Nationen dazu ihre Zustimmung geben, und diese große Sache nicht länger unter solchen kleinlichen Rücksichten der Nationaleitelkeit leiden lassen. „Erst dann,“ sagt Dr. Walsh, „wenn die ganze Küste von Afrika vor diesem Handelsverkehre geschirmt, keinem Fahrzeug irgend einer Nation an irgend einem Theile dieser Küste solchen Handel zu treiben vergönnt, das Recht der gegenseitigen Durchsuchung von allen civilisirten Nationen anerkannt und geübt, und ein jedes Schiff, auf dem man die verdammenden Beweise findet, konfiscirt und die Mannschaft als eine Seeräuberrotte behandelt wird, dann erst, und früher nicht, dürfen wir diesen schauderhaften Handel als abgeschafft ansehen.“

Der Verfasser dieses Aufsatzes stimmt hiermit vollkommen überein; aber es muß noch etwas Weiteres geschehen. So lange Cuba bleibt, was es gegenwärtig ist, die „Zuflucht der Sünder“ und die Herberge von Flibustiern, muß man die Hoffnung auf einen wirksamen Versuch der gänzlichen Unterdrückung des Sklavenhandels aufgeben. Den seeräuberischen Barbareskenstaaten gleich ist es eine Schmach der gesitteten Welt, ein Piratennest und eine Sklavengrube. Wir sehen keinen vernünftigen Grund,

warum man es nicht wie Algier besetzen sollte, wenn seine eigene schwache oder schändliche Regierung entweder nicht die Kraft oder nicht den Willen hat, die gemeinen und anerkannten Rechte der Menschheit und der Staatsgesellschaften aufrecht zu erhalten.

Vor Allem jedoch müssen wir die Sklaverei in den englischen Kolonien austilgen. So lange dieser schmutzige Flecken den englischen Volksgeist besudeln darf, bleibt unser Einfluß geschwächt, und weder mit Recht noch folgerichtig können wir Andern vorschreiben, daß sie keine Sklaven machen sollen, während wir selbst fast eine Million unsrer Mitgeschöpfe in ähnlicher Knechtschaft halten. So lange unglückselige Wesen in diesem Zustande im eigenen Lande umkommen, so lange wird auch die Habsucht der Gebieter mittelbar oder unmittelbar Wege finden, den Abgang von Außen her wieder zu ersetzen. Dieser große Akt bleibt noch zu thun übrig, und dann darf England unterstützt von der starken und umfassenden Hülfsmacht seines geistigen Einflusses erwarten, daß Andere seinem Beispiel folgen.

Der Pfarrer Merino.

Das Memorial Bordelais theilt nachstehenden zweiten Artikel über den Pfarrer Merino mit, den wir, da er durch die gegenwärtigen Zeitverhältnisse besonderes Interesse enthält, unverkürzt mittheilen.

In dem ersten Artikel wurde behauptet, Merino sey persönlich tapfer; diese Behauptung wurde in Zweifel gestellt und Beweise verlangt, woran es indessen nicht mangelt. Wenn derjenige tapfer genannt werden kann, der dem Tode unerschrocken Trotz bietet, und in Gefahren sich stets voranstellt, so verdient Merino diesen Beinamen ohne Widerspruch. Eine Menge Thatsachen können zur Bestätigung angeführt werden. Im Jahre 1808 nahm er an der Spitze seiner Soldaten die Stadt Roa mit Sturm, das Gefecht bei der Venta del Angel (Gasthof zum Engel) auf dem Wege nach Valladolid, das bei Pampliega, wo er die ganze französische Garnison gefangen nahm; das bei Almazan und so viele andere, wo er jeder Gefahr mit Unerschrockenheit Trotz bot, sprechen laut für meine Behauptung.

Zu derselben Zeit gab Merino Beweise von der größten Kaltblütigkeit. Da er seine Feinde überfallen wollte, schlich er sich sieben- oder achtmal allein und als Bauer verkleidet nach Burgos, wohin er einen mit rothem Pfeffer beladenen Esel trieb und seine Waare daselbst in den Straßen mit der ruhigsten Miene von der Welt verkaufte. Dabei untersuchte er den Zustand des Platzes, erforschte die Plane und die Stärke seiner Feinde, und zog eine Menge anderer Nachrichten ein, die er später vortrefflich zu benutzen wußte. Doch wir wollen auch Beispiele aus neuerer Zeit anführen. Im Monat Julius 1825 kam Merino nur von 4 Mann begleitet nach Ontoria; es war damals 8 ½ Uhr Abends, er quartirte sich in das einzige Haus, das in dieser Granja (Pachthof) sich findet, und setzte sich zu Tische, während seine vier Gefährten mit den Leuten des Hauses plauderten. Kaum war er eine Stunde da, so war auch schon das Haus von 60 Soldaten des Regiments Zamora und etwa 30 Nationalgarden umringt. Das Haus lag für die Belagerer äußerst vortheilhaft. Im Süden eine Mauer von 30 Fuß Höhe, westlich kein Ausgang, im Osten das von einem starken Detachement bewachte Thor, im Norden und in einer Entfernung von 600 Schritten eine sehr enge Brücke, wo zwei Liniensoldaten standen. Dieser letztere Punkt war der einzige, wo Merino durchzukommen hoffen konnte. Er steht augenblicklich vom Tische auf, läßt sein und seiner Leute Pferde satteln, sprengt rasch gegen das Thor durch einen Hagel von Kugeln hindurch, und kommt wie durch ein Wunder in der Nähe der Brücke an. Hier stürzt sein Pferd, in einem Augenblick reißt er es wieder empor, die beiden hier Wache stehenden Soldaten feuern ihre Gewehre auf ihn ab und fehlen ihn; er selbst feuert mit jeder Hand ein Pistol ab, tödtet eine der Schildwachen und gelangt wohlbehalten ans andere Ende der Brücke, wo er seinen Feinden Trotz bietet, und sie mit den größten Schimpfworten und Flüchen überhäuft. Ein andermal erscheint er auf dem Schlosse Colina, genannt el Christo de Villabizan, mit etwa 20 Mann. Die Behörde von Villahoz, die von seiner Anwesenheit in Kenntniß gesetzt wird, läßt 150 Nationalgarden und ein Dutzend Lusitanes gegen ihn marschiren, die sich gerade in der Stadt befanden. Man langt um 10 Uhr Abends bei dem Schlosse an, umringt es, besetzt die 3 Thore und die Truppe lagert vor jedem dieser Ausgänge in Detachements von 30 Mann. Die Nacht war hell, und man hielt gute Wache. Um ihn noch mehr zu erschrecken, läßt man alle Tambours die Trommel rühren, um ihn glauben zu machen, es sey eine sehr beträchtliche Truppenmacht da und jeder Widerstand, so wie jeder Versuch zur Flucht unnütz. Alles dieses brachte ihn auch nicht einen Augenblick aus der Fassung. Weit entfernt, sich täuschen zu lassen, war er es, der die andern täuschte, und zwar auf folgende Weise: der Herr von Colina ist einer jener Granden, deren Vorrechte so weit gehen, daß sie in ihren Besitzungen das Recht über Leben und Tod haben und jeden einkerkern lassen können, der ihrer Meinung nach sich gegen sie vergeht. Zu diesem mit einer so furchtbaren Gewalt, einem so schrecklichen Vorrecht bekleideten Granden begab sich Merino, befiehlt ihm in Gegenwart aller seiner Leute, die Thüren seiner Ställe zu öffnen, was auch sogleich geschah. Er jagte nun, als eine Art Vortrab, 50 bis 60 Ochsen gegen die Thore; die Soldaten, durch den Lärm getäuscht, feuern sämmtlich ihre Gewehre ab, indem sie auf Merino und seine Leute zu feuern glaubten. Diesen Augenblick benützte er, und war bereits in den nahen Wäldern, als die Belagerer ihre Gewehre noch nicht wieder geladen hatten.

Ich habe in dem ersten Artikel gesagt, daß der tapfere Obregon *) im Anfange des Jahres 1823 Merino bei Roa schlug, und ihm mehr als 700 Gefangene abnahm. Diese vollständige Niederlage entmuthigte ihn nicht. Der Hauptmann Paramo erhielt Befehl über die Brücke zu gehen und sich seiner zu bemächtigen. Wen fand er am Eingang der Brücke? Merino, der mit einem Schuß aus seinem Musketon den Trompeter niederstreckte, von dem der Hauptmann begleitet war. Paramo hat mir selbst gesagt, er habe den Tod nie so in der Nähe gesehen, wie an diesem Tage, und das widerliche Gesicht des trotzigen Guerillero sey für ihn beinahe zum Medusenhaupt geworden. Und man bemerke wohl, daß Merino, als er auf diese Weise jeden Fuß breit streitig machte, bereits von seiner ganzen Schaar verlassen war. Er allein bot noch seinen Verfolgern die Spitze. Dieß sind, wie mir scheint, Beweise genug, daß es Merino nicht an Tapferkeit fehlt. Diese Eigenschaft hält bei ihm gleichen Schritt mit der Rohheit seiner Sitten und der Wildheit seines Charakters. Ich kann über alle aufgeführten Thatsachen die Behörden der genannten Orte als Zeugen aufführen, namentlich die Behörden von Burgos, welche offizielle Nachrichten erhielten über alle diese Thatsachen und so viele andere, die ich weglasse, weil ich Merino jetzt unter einem andern Gesichtspunkt betrachten und seine Ansichten in den verschiedenen revolutionären Krisen, wo sein Name figurirt, untersuchen will.

Für wen arbeitet Merino? Was ist der Grund seiner Feindschaft? Was verlangt Merino? Dieß sind Fragen, die sich Jedermann macht, deren Beantwortung aber äußerst schwierig ist für jeden, der diesen Mann nicht ganz genau gekannt hat. Im Unabhängigkeitskriege ergriff Merino die Waffen, um sich für empfangene Beleidigungen zu rächen. Im Jahre 1821 geschah dieß aus einem ähnlichen Grunde, wie aus dem ersten Artikel hervorgeht. Aber jetzt sagt man, ist dieß anders, jetzt hat Niemand seinen Stolz beleidigt, dießmal kann er nur für die Religion, für die Priester, für Don Carlos, überhaupt für den Absolutismus sich empört haben. Das ist ein großer Irrthum: Merino steht nicht für die Religion auf, denn dieser rohe Mensch hat keine; er ist der erste, der die ernstesten und feierlichsten Handlungen der Kirche lächerlich macht. Ich weiß ganz bestimmt, daß er wenigstens bis zum Jahre 1830 keinen Fuß mehr in eine katholische Kirche gesetzt hat, seit dem Tage, wo er mit der Pistole in der Hand die dreißig Kanoniker aus der Kirche von Valencia verjagte. In den Gefechten ist sein Losungswort nicht **Gott** oder die **heilige Kirche**, sondern der Ruf: **zu den Waffen!** Nach dem Siege denkt er niemals daran, dem Himmel für den errungenen Vortheil zu danken. Er hat ihn errungen, er benützt ihn für **sich** und dankt dafür keiner Seele.

*) In dem ersten Artikel ist aus Versehen „Oberon" stehen geblieben.

Handelt er für die Priester? Noch weniger; ich habe bereits gesagt, daß er sie verabscheut; um sich davon zu überzeugen, darf man nur hören, wie er öffentlich sich über sie ausdrückt. Niemals sieht man einen Priester bei Merino. Wenn ein Mönch kommt, um einen Kriegszug mit ihm zu machen, so darf er von Glück sagen, wenn er Korporal in einer kleinen Abtheilung wird. Man befrage hierüber den Pfarrer von Fontecoso, der ihm zur Zeit der Konstitution folgte. Im Jahre 1822 wurde Merino von einer schweren Krankheit ergriffen, und ließ sich in dem Kloster von Santa Clara curiren, wo er dann einen großen Theil des Jahres hindurch blieb. Dieß war für ihn das beste Asyl gegen die thätigen Verfolgungen, deren Gegenstand er war. Am Tage hüllte man ihn in eine vollständige Nonnenkleidung, damit er sich mit den Schwestern im Garten ergehen könne; bei Nacht schlief er in der Kirche hinter dem Bildniß der heil. Clara in einer Art Versteck, wo man ihm ein kleines Bett bereitet hatte, das man von Außen durchaus nicht bemerken konnte. Wie glaubt man, daß er für so viele Sorgfalt sich dankbar gezeigt habe? Er verhöhnte die Nonnen, stieß schreckliche Drohungen gegen sie aus, und überließ sich manchmal gegen sie den heftigsten Ausfällen seines Zorns. Mehr als einmal warf er im offenen Refectorium der Superiorin den Teller an den Kopf, und warum? weil diese Frau, durch die Frechheit und den Cynismus seiner Sprache erschreckt, ihn zu einer gesitteteren Aufführung ermahnen wollte. Dieß sind einige Thatsachen, die beweisen, welche Gesinnungen Merino für die Religion und diejenigen hegt, die sich deren Apostel nennen.

Also arbeitet er im Interesse von Don Carlos? Wenn jemals Don Carlos auf den Thron seines Bruders steigen sollte, so würde Merino gewiß mächtig zu seinem Siege beigetragen haben. Aber nicht für Don Carlos hat er die Waffen ergriffen. Seine Thaten würden diesem Fürsten Vortheile bringen, ohne daß dieß Merino's Wunsch wäre; denn er ist durchaus nicht für ihn gestimmt. Im Jahre 1827 sprach sich ganz Catalonien für Don Carlos aus; Bessières verließ Madrid; sechs- oder siebenmal lud man Merino ein, sich für dieselbe Sache auszusprechen, was war aber die Antwort, die er den Rebellen gab? „Ich befinde mich recht bequem zu Hause; mir liegt nichts daran, wer auf dem Throne sitzt, Hinz oder Kunz, wenn er mich nur in Ruhe läßt. Fort, und kommt mir damit nicht wieder.“ Ich führe bloß diesen einzigen Zug an, den Niemand in Abrede stellen wird. (Schluß folgt.)

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer.“

5. 4. Mode und öffentliche Meinung. Leben in den Fabrikstädten.

(Fortsetzung.)

Zwei Ursachen treten der innern und äußern festen Haltbarkeit dieses demokratischen Körpers feindlich in den Weg. Die erste ist Bestechung: allein es ahnt mir, daß (selbst wenn die geheime Abstimmung *) nicht durchgesetzt würde, was früher oder später doch der Fall seyn wird) diese Ursache mit jeder kommenden Wahl sich minder und minder mächtig zeigen wird, im Verhältnisse, wie der Masse sich die Wahrheit aufdringt, daß jeder Einzelne durch die fortwährende Verringerung der Taxen mehr gewinne, als durch den nur augenblicklichen Vortheil eines Bestechgeldes. Durch eine unwiderlegbare Berechnung läßt sich darthun, daß jeder Arbeitsmann gegenwärtig bis zum Belaufe eines Drittheils seines Wochenlohns mit Taxen belegt ist; so daß er z. B. bei einem Wochenlohn von 12 Schillingen **) 4 Schillinge wöchentlich an Taxen zahlt; am Ende von sechs Jahren (die bisherige Zeitdauer eines Parlaments) hat er sonach von seinem sauren Verdienste die fast unglaubliche Summe von 62 Pfunden 8 Schillingen zu dem Staatseinkommen beigetragen. Was will nun irgend eine Bestechsumme, die man ihm anbieten mag, im Vergleich mit der Hoffnung, diese unmäßige und fortdauernde Ausgabe zu vermindern, sagen? Hoffnung läßt oft zu Schanden werden, wendet man wohl ein; mag dem so seyn, er wird einmal nicht aufhören, sie zu nähren und ihre Verwirklichung zu versuchen:

Credula vitam
Spes favet, et fore cras semper ait melius.

So dürfte die Noth der untern Stände, bis daher die Quelle verderblicher Bestechung, gerade das beste Hülfsmittel dagegen werden.

Eine andere Ursache der Spaltung unter den Arbeitern dürfte in dem, was oberflächliche Staatskenner gerade für das gefahrdrohendste Bindemittel ihrer Macht gehalten haben, nämlich „in der Stiftung politischer Unionen“ *) zu suchen seyn. Wenn wir auf die überwiegende Mehrzahl der Städte blicken, so werden wir finden, daß verhältnißmäßig selbst von der ultraliberalen Partei nur eine sehr kleine Zahl in diese Verbrüderungen getreten ist. Man sieht in der That diese Unionen mit eifersüchtigen Augen an; die Männer, von denen sie ins Leben gerufen werden, die Kühnsten und Geschäftigsten ihrer Klasse, gelten oft bei ihren Standesgenossen für anmaßliche Herrschlinge, die sich eine Obergewalt herausnehmen, die ihnen die Eitelkeit der Gesammtheit im Allgemeinen nur ungern zugesteht. Daher kommt es, daß sie, anstatt die Masse zu vereinigen, leicht zu Spaltungen Anlaß geben. Die geringe Zahl ihrer Mitglieder, und das ist eine weitere nachtheilige Wirkung, die sie hervorbringen, dient dazu, den Einfluß der Arbeiter zu schwächen, indem eine solche schwachzählige Union nur ihre Schwäche, so wie den Beweis der Zersplitterung zur Schau trägt. Die andern Stände sind geneigt, die Stärke der Partei nach diesem auf den Schauplatz tretenden Heer und Aufgebot zu beurtheilen, und die Zahl der zu gleichen Meinungen, wie die politischen Unionen, sich Bekennenden nach der Zahl der Namen, die diese Unionen aufgebracht haben, abzuschätzen. Um stark zu seyn, sollte eine Partei auch immer stark scheinen; die bloße Entfaltung der Macht schon gewinnt oft die Schlacht, wie die Sultane des Morgenlandes es zur Niederschlagung einer Empörung ausreichend zu finden pflegten, bloß ein Heer auszuheben. So entschuldbar oder nützlich deßhalb auch dergleichen Vergesellschaftungen bei einem Zusammentreffen stürmischer und wildbewegter Begebenheiten seyn mögen, so hinderlich oder nachtheilig sind sie dagegen, meines Bedünkens, der wirklichen Macht und Festigkeit der populären Partei im Parlament, und nebstdem mischen sie sich anmaßend in die der Regierung zukommenden Amtsbefugnisse. **) Es gibt nur eine gerechte, natürliche und wirksame politische Union, und diese ist **der Staat**, ein Staat, der das Volk zugleich beherrschen und befriedigen soll; der nie seiner Laune nachgibt, weil er immer für seine Bedürfnisse sorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die große Anzahl von Selbstmorden, sagt Herr Parker in seiner Schrift über Vandiemensland, mit Hinsicht auf das gegenwärtige Transportationssystem in England, die in einem Anfall von Verzweiflung begangen werden, bieten einen traurigen, aber auch zugleich warnenden Beweis von der Strenge des gegenwärtig in der Kolonie angenommenen Systems. Sie zeigt, daß die Gemüther der unglücklichen Geschöpfe eine Art krankhafter Reizbarkeit wieder erlangt haben, daß sie ihre Fehltritte wohl einsehen, aber nicht Kraft genug besitzen, das Entehrende der Strafe, der sie sich unterwerfen, zu ertragen.

*

Das Museum des Louvres enthält 900 Ueberreste alter Skulptur und 5285 Gemälde.

---

*) Ballot — durch Kugelung oder dergleichen.

**) Ein Schilling = 36 Kreuzer rhein.

*) Ich spreche hier natürlich nicht in Bezug auf die Unionen in Birmingham und noch einer oder zwei andern Städten; da sind sie in der That, was die Zahl betrifft, gewaltig; allein ich möchte fast glauben, daß sie ihrem Sturze durch innere Spaltungen entgegen gehen. Der Verf.

**) Neben diesen Folgen würden sie, vom Glück begünstigt, das Entstehen einer Oligarchie in jeder Stadt zur natürlichen weitern Folge haben. Zwei oder drei, nicht die Weisesten, sondern die Thätigsten und Beredtesten (die letzte Eigenschaft ist, in allen öffentlichen Versammlungen, mehr Gefahr als Heil bringend: von jeher war es so im Parlament) bemeistern sich dann der Versammlung. — Diese Versammlungen würden in der That dahin wirken, in jeder Stadt eine Form zu schaffen, durch welche der Mehrzahl die Macht genommen und die Ehrsucht Weniger befriedigt würde. Die Hauptfurcht in einem aristokratischen Lande ist, die Opposition einer Aristokratie möchte nur den Anlaß zu einer andern geben. Meine Grundsätze sind so allgemein bekannt, daß das von mir über diesen Punkt Gesagte vielleicht von größerm Gewicht seyn dürfte, als wenn es von einer höhern Autorität, aber von einer verschiedenen Partei, ausginge. Der Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

(Beilage: Literarische Anzeigen.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 340. 6 December 1833.

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Fortsetzung.)

Hugo's Werke sind in und außer Frankreich zu sehr bekannt, als daß eine detaillirte Aufzählung hier an ihrem rechten Ort wäre. Im ersten, dem Han von Island, ist der Schauplatz der Begebenheiten der äußerste Norden mit seinen wilden Einöden, dunklen Seen, stürmischen Meeren, nie betretenen Höhlen und zerstörten Burgen. Der Held ist ein Wesen, wild wie die Natur um ihn, zwar menschlichen Ursprungs, aber seinem Benehmen nach mehr ein Thier; von Zwerggestalt, aber mit der Stärke eines Riesen begabt, dessen einziger Zeitvertreib der Mord ist, und der sich im eigentlichen Sinne des Worts vom Blut nährt. Um dieses Ungeheuer gruppiren sich einige der seltsamsten, schauerlichsten Wesen, wie sie je aus einer schwärmerischen Einbildungskraft hervorgegangen, und die doch nicht ganz unnatürlich sind, — Spiagudry, der Aufseher des Beinhauses zu Drontheim, und Orugex, der Scharfrichter, während edlere Gestalten, wie der verfolgte Schuhmacher, der unschuldige Ethel die düstere Monotonie des Gräuels unterbrechen. Hugo's zweiter Roman, Bug Jargal, eine Insurrektionsgeschichte, die sich auf Sankt Domingo zuträgt, gefällt weniger. Die allzugroße Unwahrscheinlichkeit eines Charakters wie Bug Jargal, ein Neger von großem Verstand und der edelmüthigsten Gesinnung, der sich sterblich in eine Weiße verliebt, aber die wildeste Leidenschaft für sie mit der tiefsten Ehrfurcht gattet und zuletzt sein und ihres Mannes Leben ihr zum Besten aufopfert, ist für unsere Einbildungskraft eine zu starke Zumuthung. Abgesehen jedoch von diesen Mängeln in der Anlage des Plans als Ganzes betrachtet, bietet sich im Einzelnen viel Interessantes dar. Wir erinnern die Leser nur an jene entzückende Scene im Lager des Insurgentenhäuptlings, und an den Kampf auf Tod und Leben zwischen Halibrah und D'Auvergny am Rande der Katarakte. Die letzte Scene besonders ist mit solcher Wahrheit geschildert, daß der Leser ein Zuschauer jenes fürchterlichen Kampfes mit allen seinen Wechselfällen zu seyn meint, und nicht eher wieder frei athmet, als bis er ihn zu Ende gelesen.

Der letzte Tag eines Verurtheilten (le dernier jour d'un Condamné) kann zwar keineswegs auf den Charakter einer kunstmäßigen Novelle Ansprüche machen, ist aber vielleicht in seiner Art eine der originellsten Produktionen Victor Hugo's. Gleich den Bekenntnissen eines Opiumessers ist es ein Gemälde eines besondern Seelenzustands, wovon die erregende Ursache im einen Fall das Opium, im andern die Gewißheit des nahen Todes durch die Guillotine ist. Hugo denkt sich wie Sterne einen Gefangenen, schließt ihn in einen Kerker ein und zeichnet ihn, indem er ihm durch das Eisengitter zuschaut, wie er so im Dämmerlicht dasitzt. Wir sprechen ihn von der Ungereimtheit los, die ihm seine Freunde aufbürdeten, als hätte Hugo durch diesen Roman für die Abschaffung der Todesstrafe wirken wollen. Wäre dieß seine Absicht gewesen, so würde sich aus den Prämissen der Schluß ungefähr eben so logisch, wie bei Janins Tendenzen, ergeben. Für eine so esoterische Absicht schrieb Victor Hugo viel zu deutlich. Er scheint uns vielmehr in diesem Kerkergemälde eine neue Seite der Gedanken- und Gefühlswelt aufzudecken und zeigen zu wollen, welches dramatische Leben einem Monolog mitzutheilen sey, in welchem die Scene bloß zwischen dem Bicetre und der Conciergerie, zwischen dem Stadthaus und dem Greve-Platz wechselt. Und so groß ist die Macht seines Genie's, daß es ihm gelungen, die Aufmerksamkeit bis auf den letzten Augenblick zu fesseln, ohne deßwegen das Peinliche der Katastrophe bis an die äußerste Gränze des physischen Schmerzes zu treiben. In die Betrachtung des Gefangenen fallen Dinge, die wir am wenigsten hier vermuthen sollten, und da das Werk weniger als die andern bekannt ist, so nehmen wir uns die Freiheit, eine Stelle daraus auszuheben, wo sich der Verbrecher seiner frühern Jugend erinnert.

(Fortsetzung folgt.)

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Die Arnauten machten ihm mehr zu schaffen: ein großer Theil von ihnen fiel in den Kriegen mit den Wechabiten und mit den Schwarzen von Sennaar. Als Mehemed Ali im Jahre 1815 den Nizam Dschedid proklamirte, empörten sie sich gegen ihn, und plünderten Kairo. Dadurch sah er sich genöthigt, die neue Organisation zu suspendiren. Nach ihrer gänzlichen Ver

nichtung nahm er sie wieder auf. Der berüchtigte *Seve*, jetzt *Soliman-Bei* genannt, ehemals französischer Unteroffizier, befand sich damals in Aegypten; man schickte ihn nach Assuan an die nubische Gränze, um dort die ersten regelmäßigen Truppen zu formiren. Zu Offizieren gab man ihm Türken, zu den Unteroffizieren und Soldaten arabische Fellahs (Bauern) und Schwarze. Die Sache ging rasch von Statten. Je mehr man Sicherheit gewann, desto mehr näherte sich das Instruktionslager der Hauptstadt Kairo, und bald hatte man eine kleine Armee von 30 Bataillonen, jedes zu 800 Mann, mit Militärschulen, Salpetersiedereien, einer Gießerei und einem Arsenal. Allein trotz Mehemed Ali's Klugheit brach in Oberägypten eine Empörung gegen ihn unter den Fellahs aus, denen sich ein Theil der neuen Truppen anschloß, aber die Festigkeit des Obristen Osman-Bei vereitelte die Hoffnungen der Rebellen, und die Strenge des Pascha's wendete sich hauptsächlich gegen die regelmäßigen Soldaten, die natürlich schuldiger waren, als die Bauern.

Uebrigens hatte er nicht allein Ursache, seinen Völkern zu mißtrauen, sondern auch dem Hofe von Konstantinopel, der mehr als einem Agenten den Auftrag gab, um jeden Preis Aegypten wieder unter die Herrschaft der Pforte zu bringen; gleichwohl hat sich der Verrath nie an ihn gewagt. Wir wollen jetzt einen Blick auf das traurige Werk seiner Regeneration werfen. Es war unmöglich, ein starkes Heer und eine Seemacht ins Leben zu rufen, außer durch Aushebungen, die in gar keinem Verhältnisse zu der schwachen Bevölkerung von Aegypten standen, und mit einer Einnahme, die das Dreifache der gewöhnlichen betrug. Dieses Hinderniß schreckte ihn nicht zurück. Der Boden und die Bewohner desselben mußten gezwungen zu seinem Werke beitragen. Er stellte den *Alleinhandel mit Waaren und Menschen* als Hauptgrundsatz seines Verwaltungssystems auf, und machte sich zum einzigen Gewerbsmanne des ganzen Landes. Er kaufte und verkaufte alle Produkte zu einem Preise, den er selbst festsetzte, bestimmte die jährliche Summe der Steuerung, und machte den Nachbar verantwortlich für den Nachbar, das Dorf für den Bauern, den Distrikt für das Dorf; er verlangte die einmal festgesetzte Steuersumme, gleichviel aus welcher Quelle sie floß. Zu seinen Arbeiten führte er die Frohnen ein, und nur allein an denen des Kanals von Alexandrien gingen 60,000 Fellahs zu Grunde. Auch die Presse der Soldaten und Matrosen wurden eingeführt, und die Bevölkerung dadurch so sehr erschöpft, daß von 3 Millionen Einwohnern, welche sie zur Zeit der Herrschaft der Türken und Mameluken betrug, kaum noch 1,600,000 übrig sind. Es wäre sehr schwierig, eine Schilderung von dem gränzenlosen Elende zu machen, das in Alexandrien herrscht.

Mehemed Ali hat aus Aegypten ein weites Lager gemacht, wo Ketten und der Stock mächtige Mittel der Produktion sind. Daher entfliehen auch die Bauern aus diesem für sie unfruchtbaren und verhaßten Boden, so weit sie können. Alle Mittel, aus dem Volke noch etwas heraus zu pressen, sind erschöpft, und daher mußte er nothwendig sich auf das Ausland werfen, und er unternahm jenen wichtigen Krieg nur, weil es sich um seine eigene Erhaltung handelte.

Kann man hiernach glauben, er habe Aegypten ohne Zweck erschöpft, bloß um des Vergnügens willen, eine zahlreiche Armee und Flotte zu besitzen, oder er habe bloß Geschmack an Soldaten und Schiffen, etwa wie ein Alterthumsforscher an Medaillen? — Mehemed Ali hält seine Soldaten nicht bloß, um damit zu spielen. Weite Entwürfe kreisen in seinem Kopfe. Das Andenken an Napoleon, das noch lebendig in Aegypten ist, war hinreichend, ihn auf excentrische Wege hinzureißen.

Zuverlässigen Notizen zufolge war Mehemed Ali's Landarmee im Jahre 1831 wenigstens 80,000 Mann stark. Die Infanterie besteht aus 15 regelmäßigen Regimentern, darunter eines der Garde; sie zählen 3 — 5 Bataillone, jedes zu 800 Mann. Die Reiterei zählt 8 regelmäßige Regimenter zu 6 Schwadronen, jede 133 Mann stark; ferner einige Trümmer alter Orta's, welche den Gendarmeriedienst versehen, und ein Korps berittener Araber von 2000 Mann. Die Artillerie besteht aus 3 regelmäßigen Bataillonen, jedes zu 800 Mann, aus einer Train-Schwadron von 800 Mann, und aus 5 unregelmäßigen Orta's zu 400 Mann. Im Arsenal zu Kairo befinden sich zwei Feldbatterien von 6 Geschützen jede, nach französischem Modell gebaut. Zum Heere gehören ferner noch 3 Bataillone Mineurs-Sappeurs, jedes zu 800 Mann, endlich 4 Bataillone junger Türken, die Pflanzschule für die Infanterie-Offiziere, zusammen 2400 Mann, und die Schule des Generalstabs — 1200 Mann. Das Korps der Beduinen könnte leicht auf das Doppelte vermehrt werden. Der Infanterist trägt ein rothes Leibchen, weite bis über das Knie herabhängende Beinkleider, und eine Art von Kamasche, welche den Fuß bloß läßt; sonst hat er weder Strümpfe noch Hemden, und ist von empörender Unreinlichkeit. Die Bewaffnung besteht im Allgemeinen aus Ausschußstücken aller Länder. Die Reiterei ist in besserem Zustande. Die Artillerie hält, trotz der europäischen Instruktoren, mehr auf Schnelligkeit als auf richtiges Schießen. Die Sappeurs-Bataillone versehen den Dienst der Gendarmerie. Regelmäßigkeit und hauptsächlich Kontrolirung der Verwaltung sind beinahe unmöglich; die Regimentsquartiermeister sind koptische Schreiber, ein Major steht an der Spitze der Regimentsverwaltung; aber da die meisten Obristen weder lesen noch schreiben können, so wird es mit den Rechnungen nicht so genau genommen; dagegen sind sie um so geldgieriger.

Alle bis jetzt den Aegyptiern gemachten Vorwürfe sind auch auf die Türken anwendbar. In beiden Heeren sind die Instruktoren bis zum Ekel ermüdet, und ihre Autorität wird unablässig angefochten. Dagegen zählt die Generalstabsschule, welche 4 Stunden von Kairo entfernt ist, 100 Zöglinge von 20 — 25 Jahren, welche sich durch ihre Intelligenz auszeichnen. Der Gesundheitsdienst ist durch Herrn Clot, einen sehr verdienstvollen Mann, vortrefflich organisirt. Die Rekrutirung geschieht in Aegypten größtentheils mit Gewalt. Die Fellahs, gleichviel ob verheirathet oder nicht, werden aufgegriffen und mit dem Strick um den Hals nach Kairo geführt, wo man ihre Fähigkeiten für den Dienst beurtheilt. Obgleich nach ihrer Einreihung die Familie ein Recht auf die Soldatenration erhält, so wird doch die Verstümmlung immer häufiger. Die Türken sind die privilegirte Klasse, sie haben das Kommando, die Araber die Strapazen und die Erniedrigung. Geschieht dieß, weil die letztern

weniger Intelligenz besitzen, oder weil sie ein bezwungenes Volk sind, oder wollte der Pascha bis jetzt den Stolz der Osmanen zu Konstantinopel schonen? —

Fügen wir noch hinzu, daß die ägyptische Marine aus 35 bis 40 Kriegsschiffen besteht, und daß sie der der Türken unendlich überlegen ist, so kann man sich leicht einen Begriff von den Hülfsquellen Mehemed Ali's im Augenblick seiner Invasion in Syrien machen. Um die Schwierigkeiten, auf die er stieß, richtig zu würdigen, werfen wir einen Blick auf die von Konstantinopel ausgegangene Reform.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pfarrer Merino.

(Schluß.)

Was will er also? Ueberblickt das ganze Leben Merino's, sucht das Geheimniß aller Abscheulichkeiten, wovon es voll ist, und man wird finden, daß er das Schwert nur um seiner selbst willen zieht. Er weiß, daß er allzu viele Verbrechen begangen hat, als daß er bei denjenigen Regierungen, die er bekämpfte, irgend eine Aussicht auf Straflosigkeit hätte. Dieser Instinkt der Selbsterhaltung beherrscht alle seine Entschlüsse, alle Handlungen seines Lebens. Man nehme an, eine Regierung, selbst eine republikanische, setze sich in Spanien fest, sie verspreche Merino vollständige Vergessenheit des Vergangenen und sie flöße ihm unbeschränktes Zutrauen auf ihre Versprechungen ein, so ist Alles zu wetten, daß Merino die Waffen niederlegen und den Reformen des mönchischen Absolutismus seinen mächtigen Beistand gewähren wird. Er ist kein Parteimensch, er will und kann sich nur an denjenigen rächen, die er fürchtet, oder die ihn beleidigt haben; wer diese sind, davon später. Aber gegen friedliche Menschen, welcher Meinung sie auch angehören mögen, wird er sich nie feindselig bezeigen. Damit Niemand diese Behauptung bezweifle, will ich eine Thatsache anführen, die in den Archiven des königlichen Gerichtshofes von Valladolid niedergelegt ist, und wovon auf den Galeeren von Santoña lebende Zeugen vorhanden sind. Die Schwester Merino's hatte sich, wie im ersten Artikel bemerkt wurde, an einen Pächter zu Villahoz verheirathet; von diesem haben wir nachstehende interessante Anekdote zu erzählen. Im Jahre 1825, als die Armee des Herzogs von Angoulême Meister von Spanien war und bereits Ferdinand nach Madrid zurückgeführt hatte, ermordeten Merino's Schwager, Antonio Santuyo und Don Santiago Beltran, die beiden einzigen Royalisten von Villahoz, den Alcade Mateo Alvarez, einen eifrigen Konstitutionellen und persönlichen Feind Merino's. Der königliche Gerichtshof von Valladolid, welcher Nachricht von diesem Mord erhielt, sandte eine Kompagnie Lanciers und einen Kommissär (Receptor) ab, welche sich der Mörder bemächtigten und sie auf Verlangen der Wittwe des unglücklichen Mateo Alvarez in das Gefängniß von Valladolid führten. Damals befand sich Merino zu Madrid, und wurde von Ferdinand, über den er einen unbegränzten Einfluß ausübte, mit Gunstbezeugungen überhäuft. Seine Schwester eilte nach Madrid, und bittet ihn, zu Gunsten ihres Gatten seinen ganzen Einfluß anzuwenden. „Der Alcade, setzte sie hinzu, war Dein Feind, und um Dich zu rächen, hat ihn mein Gatte getödtet.“ Merino antwortet auf die Bitte seiner Schwester mit einem wilden Blick, und will anfangs sie zur Thüre hinauswerfen. Aber plötzlich hält er inne, heißt sie in seinem Zimmer niedersitzen, setzt sich an seinen Schreibtisch und übergibt sodann seiner Schwester einen gesiegelten Brief mit den Worten: „Reise unverzüglich nach Valladolid und gib diesen Brief an seine Adresse ab.“ Dieser war an Don Ignacio Romero, Richter der sala del crimen gerichtet. Die Schwester gehorcht; sie kehrt nach Valladolid zurück in vollem Vertrauen, daß das Schreiben, das sie überbringt, einen Befehl enthalte, ihren Gatten freizulassen. Sie übergibt den Brief, der Richter öffnet ihn, und sein Inhalt lautete wie folgt: „Mein Herr, meine Schwester wird Ihnen diesen Brief übergeben. Ich beauftrage Sie, ihr einen zweiten Mann zu suchen und den ersten zu hängen, zur Strafe für den Mord, den er an dem Alcade von Villahoz beging. Es war nicht seine Sache, die Meinungen der Menschen zu richten.“ Merino.

Der königliche Gerichtshof erfüllte nicht ganz die Absicht Merino's: er begnügte sich, die Schuldigen auf 10 Jahre zu den Galeeren (presidios) zu Santoña zu verdammen, wo sie noch jetzt sich befinden.

Der Einfluß, die Herrschaft, welche Merino über die Castilianer ausübt, lassen sich mit einem Zuge bezeichnen. Der Richter erster Instanz in der Stadt Coria, Don Pedro Martinez de Velasco, aufrichtiger Konstitutioneller und Bruder des edlen Cortes-Mitglieds Don Antonio Martinez, der jetzt in England in der Verbannung lebt, kam einige Tage nach dem erwähnten Morde nach Villahoz, um seine Familie zu besuchen. Es befanden sich damals viele Royalisten in der Stadt, die in ihrem blutigen Reaktionseifer aus der Umgegend herbeigeeilt waren, um für die Verhaftung von Merino's Schwager Rache zu nehmen. Sie hatten damit begonnen, alle reichen Liberalen dieses Orts ins Gefängniß zu werfen, und als sie erfuhren, daß Martinez de Velasco nach Hause zurückgekehrt sey, zogen sie vor sein Haus, um sich seiner Person zu bemächtigen. „Bei ihrer Ankunft wies dieser Patriot seinen Paß vor; er war von Merino eigenhändig geschrieben, und besagte, daß Don Pedro Martinez de Velasco ohne Furcht die beiden Castilien durchreisen könne. Der Befehlshaber der Bande hatte nicht sobald die Anfangsworte des Passes: Im Namen Geronimo Merino's, gelesen, als der ganze Haufe den Hut zog, mit feierlicher Stille zuhörte und sich sogleich zurückzog. Der Anführer küßte den Paß, ehe er ihn zurückgab, und stellte eine Ehrenwache vor das Haus dessen, den er hatte verhaften wollen.

Nach Anführung dieser Thatsachen muß ich noch meine Meinung über einen Hauptpunkt sagen, nämlich darüber, was man von dem dritten Aufstande Merino's zu halten habe. Ich kann durchaus nicht die Meinungen derjenigen theilen, welche Merino Plane und Absichten leihen, die, wie ich überzeugt bin, ihm niemals in den Sinn kamen. Ich wiederhole es, weil es Wahrheit ist, wenn die Priester und Karlisten von dem unglaublichen Einflusse dieses Mannes Vortheile ernten, so haben sie nicht Ursache, ihm dafür dankbar zu seyn. Nicht für sie opfert er seine Ruhe auf. Die liberale Partei hat einen unermeßlichen Fehler begangen, daß sie Merino zur Zeit der Konstitution gegen sich aufbrachte. Diejenigen Leute indeß, welche Merino als seine wahren Feinde betrachtet, sind die Josephinos. Nie wird er ihnen verzeihen, nie wird er sie an der Regierung dulden. Dieser Haß wird nur mit ihm sterben. Im Jahre 1828 wurde er von der Regierung nach Madrid berufen; er begab sich dahin, und bemerkte bald, daß Miñano, Hermosilla, Burgos und mehrere andere Josephinos großen Einfluß im Palaste genössen. Er sah, daß das einzige Journal, das zu Madrid gedruckt wurde, unter dem ausschließlichen Einfluß Carnereros stand. Dieß erbitterte ihn aufs Aeußerste. Ich sah ihn damals selbst in seinem Hause in der Prinzenstraße, und seine Gesinnungen sind mir sehr wohl bekannt. Eines Tages kehrte er nach Hause zurück, bleich vor Zorn. „Wie, schrie er in seinem entsetzlich pittoresken Styl, sollen wir noch einmal von diesen Leuten regiert werden, die mich so sehr verfolgten! Wie, haben wir keine andere Aussicht, als ihren Verrath und ihre Feigheit? Wäre das der Fall, so würde ich mich auf eine gehörige Art zu rächen wissen. Nein, nie werde ich mich diesen Ausgeburten der Hölle, diesen Bundesgenossen des Usurpators unterwerfen. Sie wollten meinen Kopf, wohlan denn, ich will mich in ihrem Blute baden.“ Sollte dieser Zeitpunkt für Merino gekommen seyn? Sind dieß die Gründe, weßhalb er die Waffen ergriff? Diese Vermuthung hat gar nichts Unwahrscheinliches. Ich fordere alle meine Landsleute auf, sich zu erinnern, daß Merino im Jahre 1823, als der Herzog von Angoulême in Spanien eindrang, weder die Regentschaft von Urgel noch irgend eine andere Behörde anerkennen wollte, daß er die französische Intervention zu Gunsten Ferdinands laut tadelte, und daß er, in die Alternative gestellt, gegen die Armee des Herzogs von Angoulême Krieg zu führen, oder der königlichen Regentschaft Gehorsam zu leisten, lieber neutral blieb, beide Castilien aufgab und mit seiner Schaar in die Provinz Estremadura zog, wo er völlig unthätig blieb. Ich fordere sie auf, sich ferner zu erinnern, daß Merino von dem Augenblicke an, wo die Franzosen über die Pyrenäen gingen und den Fuß auf spanischen Boden setzten, den Kampf gegen die liberale Partei aufgab. In Estremadura hatte er ein einziges Gefecht, und zwar bloß, weil er von

Don Antonio, dem Bruder des unsterblichen Empecinado, angegriffen worden war.

Die Stellung Merino's ist jetzt sehr schwierig; von Allen, die sich empört haben, ist er der einzige, der in der That zu fürchten ist. Man darf aber nicht vergessen, daß er in der jetzigen Revolution mehr als eine Hoffnung täuschen wird. Zwischen Don Carlos und einer aus Josephinos bestehenden Regierung ist seine Wahl nicht zweifelhaft. Zwischen den Liberalen und den Josephinos wird er sich ohne Zaudern für die Ersten entscheiden. Wenn aber die Revolution so ernst werden sollte, daß Frankreich zur Intervention veranlaßt würde, wenn diese Intervention zum Zweck hätte, das halb-josephinische, halb-apostolische Ministerium, das jetzt Spanien regiert, zu unterstützen, so würde Merino die französische Armee, wie im Unabhängigkeitskriege, bekämpfen. Die spanische Regierung hat an ihm einen Feind, dessen sie sich nicht so leicht entledigen wird. Sie hat gut Geld spenden und Mörder besolden, das ist verlorne Mühe. Diese Mittel wurden schon oft angewendet. Man hat seinen Bedienten gewonnen, man gewann acht oder zehn Exgarden von den Flüchtlingen des 3 Julius 1821, man bestach Bauern, und alle diese Leute, welche versprochen hatten, ihn aus dem Wege zu räumen, kamen nicht weiter, als daß sie sich unter seine Fahnen einreiben ließen. Diejenigen, welche kühn genug waren, einen Mordversuch zu wagen, wurden im Augenblicke der Ausführung von einem solchen Schrecken ergriffen, daß Merino leicht ihre Plane entdeckte und sie mit den Worten entließ: „Flieht, Elende! ihr wollt mich ermorden, nehmt euch in Acht, eine Minute später möchtet ihr meine Opfer werden."

Ich will nicht näher ins Einzelne gehen. Die genauen und unbestreitbaren Thatsachen, welche ich anführte, werden hinreichen, wenn dieß überhaupt möglich ist, um diesen bizarren Charakter kennen zu lernen, wo das Gute und das Böse sich gegenseitig zu negiren bestrebt scheinen.

Vermischte Nachrichten.

Folgendes war der Bestand der französischen Handelsmarine am 1 Januar der Jahre

	1850.	1851.	1852.
Gesammtzahl der Schiffe	14,742	14,852	15,031
Zuwachs, neue Bauten	726	698	672
Veränderungen im Tonnengehalt	164	167	205
Außer Dienst gesetzt, Schiffbrüche u. s. w.	587	505	456
Veränderungen im Tonnengehalt	195	181	229
Ueberschuß des Zuwachses	110	179	198

Tonnengehalt der Schiffe am 1 Januar	1850.	1851.	1852.
Von 800 Tonnen und darüber	2	1	1
— 700 bis 800	6	6	6
— 600 bis 700	3	2	1
— 500 bis 600	14	15	15
— 400 bis 500	55	51	47
— 300 bis 400	201	198	196
— 200 bis 300	578	570	560
— 100 bis 200	1345	1308	1256
— 60 bis 100	1556	1544	1520
— 30 bis 60	1101	1086	1071
— 30 und darunter	9995	10,250	10,551
Zusammen	14,852	15,031	15,224

*

Unter den Manuscripten der Bibliothek des Herzogs von Modena, sagt ein englisches Blatt, befindet sich eine bis jetzt noch nicht bekannt gemachte Merkwürdigkeit, nämlich ein genaues Verzeichniß von Torquato Tasso's Garderobe und Büchern, von ihm selbst aufgesetzt, als er im Hospital von St. Anna eingesperrt war. Seine Bibliothek bestand, wie es scheint, aus nur 72 Bänden; worunter ein neues Testament, Exemplare der meisten griechischen Schriftsteller, sowohl Dichter als Prosaisten, Cicero's Redekunst, einzelne Bände von Boccaccio, Trissin, Bembo, Caporali und Salviati, und von seiner eigenen Hand ein Band in Quart, seine Dichtungen enthaltend; ein anderer von demselben Format mit seinen Briefen an den Herzog von Urbino, 60 Stanzen an den Papst, zwei Foliobände seiner Werke und einige Manuscripte von geringerem Werthe. Seine Garderobe bestand aus sieben guten und fünf unbrauchbaren Hemden, aus zwei Paar garnenen und einem Paar Stiefelstrümpfen, aus sechs Taschentüchern, aus vier nicht mehr brauchbaren Halskrausen, einem Dutzend seidener Strumpfbänder, aus zwei Faltenmützen, wovon die eine neu, die andere alt u. s. w.

*

Am 2 November 4 Uhr Morgens erreichte die Fluth in der Themse eine so ungewöhnliche Höhe, daß das plötzliche Anwachsen des Wassers eine Ueberschwemmung zur Folge hatte, von der besonders die Bewohner der an dem Fluß liegenden Viertel der untern Stadt litten. Die Bewohner der Erdgeschosse wurden durch ein entsetzliches Getös aus dem Schlafe geweckt, und sahen das Wasser mit solcher Gewalt in ihr Zimmer dringen, daß auch die fest verschlossensten Thüren in einem Augenblick einbrachen. Die Meubles, besonders in den Küchen, wurden umgestürzt und schwammen auf dem Wasser; die Straßen waren mehrere Fuß hoch überschwemmt. Den angerichteten Schaden schätzt man auf mehrere tausend Pfund Sterling, doch hat man glücklicherweise keinen Todesfall zu beklagen. Die ältesten Schiffer auf der Themse wissen sich keines Beispiels zu erinnern, daß die Fluth eine solche Höhe erreichte. Man machte überdieß noch auf den Umstand aufmerksam, daß diese letztere sich lange vor der gewöhnlichen Zeit der Springfluthen einstellte, was auf einen frühen und sehr strengen Winter schließen läßt.

*

Das Journal der statistischen Gesellschaft in Frankreich stellt einen Maßstab des Verhältnisses der männlichen und weiblichen Geburten in Europa auf der Grundlage einer Gesammtmasse von mehr als 70 Millionen Geburten auf. Folgendes sind die einzelnen Angaben: Für je 100 Mädchen werden in Rußland geboren 108.91 Knaben; in Mailand 107.61; in Frankreich 106.55; in Holland 106.44; in Pommern und Brandenburg 106.27; in Sicilien 106.18; in Oesterreich 106.10; in Schlesien 105.5; in Preußen 106.94; in Würtemberg 105.69; im Herzogthum Posen 105.66; in Böhmen 105.38; in Großbritannien 104.75; in Schweden 104.62. Die beiden Extreme stellen sich bei Rußland und Schweden heraus.

*

Die englisch-ostindische Regierung bezahlte an die verschiedenen Präsidentschaften zu Unterhaltung der Geistlichkeit und der Gotteshäuser vom Jahre 1830 bis 1851 folgende Summen: Bengalen, bischöfliche Kirche 425.876 Rupien; schottische Kirche 20.451; römisch-katholische Kirche 4000; zusammen: 450.327. Madras, bischöfliche Kirche 206.976; schottische Kirche 11.760; römisch-katholische Kirche 5346; zusammen: 224.082. Bombay, bischöfliche Kirche 178.578; schottische Kirche 20.862; römisch-katholische Kirche 820; zusammen: 200.260. Hauptsumme: 874,699 Rupien, oder ungefähr 85,000 Pfd. St. Nimmt man jedoch Ostindien als ein Ganzes, die Inseln dazu gerechnet, so überwiegt die römisch-katholische Geistlichkeit an Anzahl die protestantische in dem Verhältniß von 300 zu 1; in gleichem Verhältniß steht auch die Bevölkerung eines jeden dieser beiden Glaubensbekenntnisse.

*

Der schwedische gelehrte Doktor Hebenborg sagt im Journal von St. Petersburg, daß im ganzen Orient, in Aegypten, Kleinasien, Syrien, dem Archipel, der europäischen Türkei u. s. w. der vergangene Winter bei weitem strenger gewesen sey, als man noch je in diesen Ländern gehabt habe. In Tiflis und Georgien, wo man von strenger Kälte kaum einen Begriff hat, fiel das Réaumur'sche Thermometer bis auf 30° unter Null. In Smyrna lief man auf dem Fluß Males auf dem Eise, und zu Alexandria hatte man Ende Februars Schnee- und Hagelwetter. An der Küste von Aegypten dauerte die Regenzeit fünf bis sechs Monate, und sogar im Mai war es noch sehr kalt.

*

Folgendes ist das Verzeichniß der Schiffe, die während des Monats Oktober im Hafen von Antwerpen einliefen: 20 englische; 4 amerikanische; 1 österreichisches; 16 belgische; 1 Bremer; 17 dänische; 1 französisches; 1 Hamburger; 34 hannöversche; 4 norwegische; 2 oldenburgische; 6 preußische; 4 schwedische. Zusammen 110 Schiffe mit 11,719 Tonnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Le Bret.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 341. 7 December 1833.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

Die Insel Gorée.

(Fortsezung.)

Der Erwerb einer verwittweten oder verlassenen Signarre ist natürlich nicht so kostspielig; meistens ist dieß der Fall bei den Weißen ohne Vermögen, welche Sklaven und eine Wohnung zu ihrer Disposition haben; in der Regel sind sie Kaufleute und zahlen, wie man sich denken kann, für solche Genüsse sehr hohe Zinsen. Indessen haben jene den Schönen so günstigen Gewohnheiten, in Folge des unglücklichen Zustandes der Kolonie, einige Veränderung erlitten; den reichen englischen Verwaltern, den wohlhabenden Kaufleuten, die jezt in St. Marie wohnen, folgten französische Beamte mit spärlichem Gehalt, sehr ökonomische Kaufleute, Land- und Seeoffiziere, welche wenig Lust bezeigen, eine hohe Summe Goldes zu geben, um die Gunst der Schönen von Gorée zu erhalten; so, zur großen Verzweiflung der alten Signarren, verschwinden die frühern Traditionen jeden Tag mehr, und wenn das Uebel weitere Fortschritte macht, werden sich die jungen Mädchen bald umsonst verheirathen. Die Toilette einer Signarre, obwohl einfach und leicht, ist sehr kostspielig; ein goldgesticktes Band bedeckt ihre Stirne, die zuweilen von einem Shawl aus Madras umwunden ist; ihr weißes Hemd wird um die Hüften von einem Stück Wollen- oder Leinenzeug, wie es die Jahreszeit eben erfordert, zusammengehalten; diese Art Schürze, Pagne genannt, geht bis auf die Füße herab, und ist auf eine nur in den Kolonien gewöhnliche, eigenthümliche Art befestigt; dieselbe ist so wie das Tuch, welches um die Schultern flattert oder sie gegen die Kälte schüzt, in der Regel von Werth und häufig steht sie nicht hinter den Kaschemirshawls zurück. Diese Stoffe werden an den Küsten, auf den Inseln des grünen Vorgebirgs oder in Persien verfertigt, woher sie, wie man sagt, durch die Karawanen gebracht werden. Viele Ringe von gediegenem Golde, deren vollendete und zierliche getriebene Arbeit Bewunderung erregt, und eine hohe Meinung von dem Kunstfleiße der afrikanischen Handwerker gibt, schmücken die Knöchel der Hände und Füße einer eleganten Dame, welche nur aus Gefallsucht eine so schwere Last zu tragen vermag; in den Ohren hängen ungeheure, sehr kostbar gearbeitete Ringe; die Anzahl der Halsbänder, welche aus Goldstücken, die in der Mitte angefädelt sind, bestehen, zeugt für die größere oder geringere Narrheit des unglücklichen Besitzes der Schönen. Um in diesem Lande reich zu seyn, ist der Besitz dreifacher Glücksgüter erforderlich; zwei Drittheile derselben verschwendet die Signarre mit ihren Kindern, und glücklich ist der Europäer zu preisen, der sich entschließen kann, den übrigen Theil in seinem Vaterlande zu verzehren; sehr selten jedoch fassen sie diesen weisen Entschluß und wie oft, nachdem sie in Frankreich mehrere Reisen gemacht haben, kehren sie wieder in jenes glühende Klima zurück, um einen frühzeitigen Tod zu finden.

So wie in allen von freien Negern oder Sklaven bewohnten Ländern, ist auch auf diesem Punkte der Küste von Afrika der Aberglaube zu einem höhern Grade als irgend anderswo gestiegen. Von einem finstern Charakter, ist er in seinen Wirkungen weit gefährlicher, und gibt den Anlaß oder den Vorwand zu Verbrechen, deren Opfer bisweilen selbst die Weißen werden, die oft eben so niederträchtig sind, als die sie umgebenden Neger. Die Marabuts, oder die schwarzen mohammedanischen Priester, beuten diese Mine für sich aus und machen aus ihr eine ergiebige Quelle von Reichthümern; sie bilden einen mächtigen und ganz von der übrigen Population getrennten Stand, auf die sie als Zauberer und Aerzte eine schrankenlose Herrschaft ausüben. Ihre aus dem Dunkel treffenden Streiche sind in das strengste Geheimniß gehüllt, und bis jezt konnte es der thätigen Wachsamkeit der Behörden unserer beiden afrikanischen Kolonien nicht gelingen, den Gang und die Spuren der Vergiftungen und Ermordungen, welche von diesem verborgenen Gerichtshofe ausgehen, zu hemmen und zu entdecken. Das Heiligthum, in welchem diese furchtbaren Urtheile gefällt werden, befindet sich in einem etliche Meilen von dem Meere entfernten Walde, am Fuße eines ungeheuren Baobab, welcher mit seinen alten Zweigen die Wohnung des großen Marabut umschattet und der „große Baum" genannt wird. Wehe demjenigen, den ein heimlicher Feind, auf Kosten seines eignen Vermögens, seiner Rache weiht! Nachdem er seine ganze Familie langsam durch das Schwert oder durch Gift hat decimiren sehen, muß er selbst als Opfer fallen, wenn er sich nicht beeilt, bei der ersten geheimen Nachricht, welche ihm die Priester zukommen lassen, das bestimmte Lösegeld in die Hände derselben zu legen, und um diesen Preis lernt er seinen Feind kennen, und kann seiner Seits, wenn er neue Opfer sich will ge-

fallen lassen, ihn in dieselben Unglücksfälle stürzen. Diese öfters endlosen in der Finsterniß geschmiedeten Kriminalhändel, eine fortwährende Veranlassung zu Familienrache, dienen den Marabuts, die auf Kosten einer herabgewürdigten Bevölkerung in Müßiggang schwelgen, zu einer Quelle unerschöpflichen Reichthums. Zur Aufrechthaltung ihrer Macht scheuen sie kein Mittel. In der Kolonie St. Louis, am Senegal, habe ich oft gesehen, wie durch vorher angekündigte Feuersbrünste einzelne bezeichnete Individuen verschwanden, und Quartiere, von Negern bewohnt, verschlungen wurden, welche, geduldige Opfer, an Rache nicht zu denken wagten. Aus diesem Grunde konnte die katholische Religion wenig oder keine Proselyten machen, welche aus Furcht und Aberglauben dem Glauben ihrer Väter, einem Gemische von Mohammedanism und Heidenthum treu bleibt. In der That, man zählt nur wenige Christen unter den farbigen Familien; nach der Menge der für Gold von den Marabuts gekauften Amulette, womit sie den Hals behängen, und nach ihrer hohen Verehrung für den großen Baum und die Zauberer, kann man leicht den geringen Grad ihres Glaubens bemessen, und das Beispiel der Europäer, selbst von einer Ekel erregenden Entwürdigung, welche sie vor Augen sehen, ist nicht geeignet, sie in demselben zu bestärken. Unter den zahlreichen Gebräuchen, welche der Aberglaube seit undenklichen Zeiten in diesem Theile Afrika's eingeführt hat, gibt es mehrere, welche, obwohl sie eine erfreuliche Seite haben, darum nicht weniger die von einer geheimnißvollen Macht geübte Willkür verrathen. Das Mittel, welches man anwendet, um in einem Lande, wo die Vielweiberei gestattet ist, unter den Frauen, wenn nicht die Eintracht, doch wenigstens den Frieden zu erhalten, zeichnet sich durch seine Originalität aus. Der Mama-Combo ist der Schrecken der Weiber; sie wagen es nicht, ohne Beben diesen kolossalen Gliedermann anzublicken, welcher, aus Baumrinde verfertigt und mit verschiedenen Farben bemalt, gewöhnlich an einem Baume in geringer Entfernung von dem Dorfe aufgehängt wird: sein Kopf ist mit einer ungeheuern spitzigen Mütze, die mit magischen Figuren geschmückt ist, bedeckt, sein übriger Anzug besteht aus einem langen Rocke mit weiten Aermeln. Mit Einbruch der Nacht, auf dem gewöhnlichen Versammlungsplatze der Einwohner, erscheint, von mehreren Marabuts begleitet, der Mama-Combo. Gesänge und Tänze hören plötzlich auf, die jungen Leute weichen ehrfurchtsvoll zurück, die Alten gehen ihm lächelnd entgegen. Weiber und Mädchen erforschen zitternd ihr Gewissen und die Vergangenheit. Wehe derjenigen, welche, eifersüchtig auf ihre Genossen und nach der Herrschaft im Hause strebend, die Ruhe desselben mehrere Male gestört hat; sofort ruft sie die furchtbare Stimme des Mama-Combo vor seinen Richterstuhl, seinem Ausspruche folgt die Vollziehung, und der Stock des unbekannten Richters verhängt, in Gegenwart ihrer Gefährtinnen, über die Schuldige eine grausame Strafe, welche durch das Geschrei und die beißenden Spöttereien, welche sie mehr peinigen als der Schmerz, nur um so schandvoller wird. Nach Beendigung der Ceremonie tritt Alles wieder in seinen gewöhnlichen Zustand; Mama-Combo verschwindet und am nächsten Tage sieht man ihn wieder an der Stelle hängen, die er am vorhergehenden Abend einnahm. Diese mit einem unverletzlichen Geheimnisse umhüllte Rolle wird abwechselnd durch die Mitglieder einer verborgenen Gesellschaft besetzt, deren Beschlüsse die Bevölkerung in Schrecken setzen. Der Stab des gefürchteten Richters verwandelt sich oft in ein Schwert, welches den Ehrsüchtigen, der zu schwach war, um der von ihm angegriffenen Macht widerstehen zu können, oder zu stark, um von ihr verschont bleiben zu dürfen, mit dem Tode straft. Angeklagt der Zauberei in dem Augenblicke, wo er nichts argwohnte, fällt er von einer unsichtbaren Hand getroffen, ohne daß seine von Schrecken betäubten Freunde ihm zu Hülfe zu eilen wagten.

(Schluß folgt.)

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Fortsetzung.)

Selbst im Leben eines Gefangenen gibt es mancherlei Auftritte. Die Abreise der Ruderknechte — die Ankunft des Gefängnißpredigers — das Abenteuer mit dem Gendarmen, der in die Lotterie zu setzen pflegt und den Delinquenten ersucht, ihm nach seinem Hintritt in die andere Welt wieder zu erscheinen und die künftigen Glückszahlen zu nennen — der Besuch seines Kindes — die Fahrt auf dem Karren nach der Conciergerie und das Gespräch zwischen dem Geistlichen und dem Gendarmen — alle diese einfachen Umstände, aber mit Geist und Geschick und großer Illusion behandelt, gewähren dem Erzähler zur Erweckung des Interesse's dieselben Vortheile, als die wunderlichsten und überraschendsten Vorfälle, die uns ein gewöhnlicher Romanschreiber auftischt. Wie schön tritt aus den düstern und melancholischen Betrachtungen des Gefangenen folgendes heitere Bild seiner frühern Jugend und Unschuld hervor!

„Ich sehe mich wieder als Kind, jener rothwangige, lachende Knabe, der mit seinen Kameraden in der großen Allee des wilden grünen Gartens auf- und abläuft, spielt, schreit, jenes Gartens, wo ich meine ersten Kinderjahre verlebte. Er gehörte zum Kloster der Nonnen von Val-de-Grace, das mit seiner bleiernen Kuppel so ernst und finster herübersah.

„Und dann, vier Jahre später, bin ich wieder dort, noch immer Knabe, aber schon Schwärmer und verliebt. Es befindet sich ein junges Mädchen im einsamen Garten.

„Die kleine Spanierin mit ihren großen Augen und langem Haar, mit ihrem goldbraunen Teint, ihren Feuerlippen und Rosenwangen, die vierzehnjährige Andalusierin Pepa.

„Unsere Mütter sagten uns, wir sollten doch mit einander laufen; wir aber gingen spazieren.

„Man sagte uns, wir sollten spielen, wir plauderten, Kinder, wie wir waren von gleichen Jahren, nicht von gleichem Geschlecht. Und doch, erst vor einem Jahr, liefen wir noch, rangen wir noch mit einander. Ich stritt mich mit Pepita um den schönsten Apfel im Garten; ich schlug sie wegen eines Vogelnests. Sie weinte, ich sagte: das ist dir recht geschehen; und jetzt gingen wir beide hin und verklagten einander bei den

Müttern, die uns bald ganz laut Unrecht, dann wieder ganz leise Recht gaben.

„Indessen stützt sie sich auf meinen Arm, und ich bin halb trotzig, halb weich. Wir gehen langsam, wir sprechen leise. Sie läßt ihr Taschentuch fallen, ich heb' es ihr auf. Unsere Hände berühren sich und zittern.

„Sie spricht zu mir von den kleinen Vögeln, von dem Stern, welcher dort unten zu sehen ist, vom rothen Sonnenuntergang hinter den Bäumen, oder auch von ihren Freundinnen in der Pension, von ihren Kleidern und von ihren Bändern. Wir sagen uns hundert unschuldige Dinge, und wir erröthen hundertmal. Das Kind ist ein junges Mädchen geworden.

„Es war ein schöner Sommerabend, wir wandelten unter den Kastanien im Hintergrund des Gartens. Nach einem langen tiefen Stillschweigen, das wir da gewöhnlich beobachteten, ließ sie plötzlich meinen Arm los und sagte: Laufen wir!

„Ich sehe sie noch, sie war ganz in Schwarz gekleidet, ganz in Trauer über ihre Großmutter. Es fuhr ihr eine kindische Idee durch den Kopf; Pepa wurde wieder Pepita; sie sagte: Laufen wir!

„Und nun fing sie an vor mir herzulaufen mit ihrer schlanken Bienentaille und ihren kleinen Füßen, die in der raschen Bewegung das Gewand bis auf das halbe Bein zurückschlugen. Ich sprang ihr nach, sie floh. Der Wind, den ihr Laufen erregte, hob auf Augenblicke ihre schwarze Pelerine und ließ mich ihren bildschönen Nacken und den Anfang des Rückens sehen.

„Ich war außer mir. Bei dem alten halbverfallenen Brunnen holte ich sie ein; mit dem Recht des Siegers umschlang ich sie beim Gürtel und vermochte sie, sich auf einer Rasenbank neben mir niederzusetzen. Sie widerstand nicht, sie war fast außer Athem und lachte. Ich für meinen Theil blieb ernsthaft und betrachtete ihre schwarzen Augäpfel zwischen den schwarzen Wimpern.

„Setz' dich neben mich, sagte sie. Noch ist es heller Tag, wollen wir etwas lesen. Hast du ein Buch da?

„Ich hatte den zweiten Band von Spallanzani's Reisen bei mir. Ich schlug das Buch auf, ich näherte mich ihr, sie lehnte ihre Schulter an die meinige, und wir fingen an, mit einander dieselbe Seite ganz leise herabzulesen. Vor dem Umkehren des Blattes mußte sie immer auf mich warten. Ihr Geist flog dem meinigen voran. Bist du noch nicht fertig? fragte sie mich, und ich hatte kaum angefangen.

„Unterdessen berührten wir einander mit den Häuptern, unsere Locken vermengten sich, unser Athem floß in einander, plötzlich ruhten wir Mund auf Mund.

„Als wir unsere Lecture fortsetzen wollten, war der Himmel schon gestirnt.

„O Mama, Mama, sagte sie beim Nachhausekommen, wenn du wüßtest, wie wir gelaufen sind!

„Ich beobachtete das strengste Stillschweigen. Du sprichst nichts, sagte meine Mutter zu mir, du siehst traurig aus. Ich hatte das Paradies im Herzen.

„Das war ein Abend, an den ich mein ganzes Leben denken werde.“

Mein ganzes Leben! Seltsam, daß dieß ein Gefangener sagt, der nur noch vier und zwanzig Stunden zu leben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zea Bermudez.

Der „Peuple Souverain“ theilt folgende freilich sehr dürftige biographische Notizen über den jetzigen spanischen Premierminister mit: „Don Francisco Zea Bermudez ist von ziemlich dunkler Herkunft: sein Vater war ein bankbrüchiger Krämer zu Malaga, und er selbst brachte seine Jugend auf der Schreibstube des väterlichen Hauses zu, wo er über die nichtbezahlten oder eingeschwärzten Waaren Rechnung führte. Ein gewisser Graf Colombi, ein halber Narr und beschränkter Kopf, nahm den jungen Zea als seinen Schreiber mit nach St. Petersburg, wohin er als Generalkonsul geschickt wurde. Nach dem Ausbruche der Revolution von 1808 und dem fast gleichzeitigen Ableben Colombi's kam Zea, dem es unterdessen gelungen war, sich einige Verbindungen am russischen Hofe zu verschaffen, nach Cadiz, stellte sich der Cortesregierung vor und bot seine Dienste an, wobei er sich anheischig machte, den Kaiser Alexander für die Volkssache zu gewinnen. Er fand bei Herrn Barbaxi, dem damaligen Minister des Auswärtigen, einen ziemlich frostigen Empfang. In der Verlegenheit, was er anfangen sollte, wandte er sich an Augustin Arguelles und andere einflußreiche Deputirte der Cortes mit der Bitte, seine Fürsprecher zu werden. Diese empfahlen ihn an Perez de Castro, Barbaxi's vertrauten Freund. Endlich, nach vielem dringenden Ansuchen, wurde er mit einer geheimen Sendung an Kaiser Alexander beauftragt. Am Hofe dieses Fürsten angelangt, meldete er dem Minister seine angeblichen Erfolge, aber offenbar gelang es ihm nicht ihn zu überzeugen, und Herr Barbaxi, an einer Lösung verzweifelnd, die von Tag zu Tag auf sich warten ließ, reiste selbst nach St. Petersburg. Als die Sendung des Ministers beendigt war, blieb Zea, nach dessen Abreise, als spanischer Geschäftsträger am russischen Hofe zurück. Im Jahre 1820 ernannte ihn die konstitutionelle Regierung zu ihrem bevollmächtigten Gesandten beim Kaiser Alexander, der es ihm jedoch nicht verzieh, Dienste bei den Cortes genommen zu haben, und ihn nicht empfangen wollte. Er ging als spanischer Gesandter nach Konstantinopel, und bekleidete diesen Posten während der ganzen Dauer der konstitutionellen Verfassung. Nach dem 1823 erfolgten Sturze dieser Regierung wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt. Während seines beinahe zwei Jahre dauernden Ministeriums floß das Blut der Patrioten in Strömen. Die bekanntesten Handlungen seiner Verwaltung waren die Hinrichtung Empecinado's de Chaleco und vieler andern konstitutionellen Anführer, so wie jene des Karlistenchefs Bessières, dessen Tod ihm von den Apostolischen eben so wenig, als der Tod Empecinado's von den Liberalen je wird verziehen werden. Diese Art von Schaukelsystem zwischen blutigen Maßregeln der Strenge bezeichnet seine ganze Regierungsweisheit. Verdrängt durch die wachsende Gunst Calomarde's ging er als spanischer Gesandter nach Sachsen. Er war 1825 zum Gesandten in London ernannt worden; aber ein Kourier, der ihn unterwegs einholte, überbrachte ihm den Befehl zur Rückkehr nach Madrid, um das Portefeuille zu übernehmen. 1826 erhielt er die definitive Ernennung zum Gesandten in England, und blieb daselbst bis 1835, wo er dann aufs neue zurückgerufen wurde, um sich an die Spitze des noch jetzt bestehenden Ministeriums zu stellen. Er ist ein Mann von kleiner und wohlbeleibter Statur, zwischen 50 und 60 Jahren. Man hat ihm den Beinamen El Calvo (der Kahle) gegeben. Sein Gesicht ist nicht geistreich, aber auch nicht boshaft. Er wacht sorgfältig über sein eigenes Benehmen, und gibt sich gegen alle Welt den Schein der Herablassung und Höflichkeit. Das Reden kostet ihm Anstrengung, aber man sieht ihm an, daß er alle seine Worte wohl durchdacht hat.“ Von hier an scheint der Peuple Souverain Parteigehässigkeit in seine Charakteristik des Mannes zu mischen, indem er ihm alle wissenschaftliche Bildung, ja selbst die Kenntniß der Geschichte seines Vaterlandes abspricht. In der Politik soll er keinen festen Plan, kein entschiedenes System befolgen, und die Angelegenheiten mehr verwirren als ordnend lösen. „Seine Frau, so schließt das Blatt, der es weder an Geist noch an Welterfahrung fehlt, übt einigen Einfluß auf ihn, jedoch nur durch die ihr durch den täglichen Umgang mit ihm zu Gebote stehenden Mittel und nicht durch ihre Willenskraft, denn Zea Bermudez ist ein eben so absoluter Ehemann als absoluter Staatsminister. Dennoch läßt er sich von zwei intriguirenden Afrancesados, Namens Reynoso und Lista, einigermaßen beherrschen.“

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer.“

5. 4. Mode und öffentliche Meinung. Leben in den Fabrikstädten.

(Fortsetzung.)

„Der Mensch ist geboren, aufrecht zu gehen und zum Himmel aufzuschauen.“ So sagt der Dichter. Der Mensch erfüllt aber nicht immer den Zweck seiner Geburt; er geht an seine Arbeit mit einem gebeugten und niedergedrückten Körper, und er hebt seine Augen nicht von dem Boden auf, dessen Unrath seiner Seele sich mittheilt. Der physische Zustand der arbeitenden Klassen in Fabrikstädten ist jammerhafter, als sich denken und schildern läßt. Nicht als ob die Durchschnittszahl der Todesfälle in Fabrikstädten größer wäre, als in Landbaubezirken. Die Arbeiter in den letztern sind heftigen und plötzlichen, von entzündlichen Uebeln herrührenden Krankheiten unterworfen; ärztliche Hülfe ist entfernt und wird nachlässig geleistet; ihr kräftiger Körper nährt die Krankheit, die sie befällt; sie werden dahingestreckt im Sommer ihrer Tage. Anders ist es mit dem Fabrikarbeiter; er hat ärztliche Hülfe bei der Hand; entzündliche Gesundheitsstörungen greifen seine nachgebende abgeschlaffte Hülle nicht hart an; er stirbt nicht bälder, als der Landbauer; wohl aber lebt er mehr unter Schmerzen; er weiß nicht, was Gesundheit ist; sein ganzes Leben ist wie das eines Menschen, der von einem schleichenden Gifte verzehrt wird; der böse Dämon der Krankheit nistet ihm am Herzen und nagt an seiner schmerzreichen Muse. Dum vivit, moritur. Die eingeschlossene und verpestete Luft, das unaufhörliche Arbeiten, in einigen Fabriken die kleinen schädlichen Theilchen, die in dem Dunstkreise *) herumfliegen, erzeugen schmerzhafte und verbitternde Krankheiten, und suchen mit ihrem Fluche, dessen Furchtbarkeit selbst noch das Erbtheil der geistigen Anstrengung übertrifft, den Emsigen am Webstuhle (the student of the Loom) heim. Doch nicht den Krankheitsübeln nur, die er selbst sich für immer zuzieht, ist der Fabrikarbeiter unterworfen; er trägt in dem Geflecht seiner Nerven und in dem Mark seiner Gebeine das schauderhafte Vermächtniß angeerbter Leiden. Seine Eltern heiratheten minderjährig, den Sorgen, den Arbeiten, die ihnen eine unbedachte und übereilte Verbindung aufzwang, nicht gewachsen; jedes wohl gar in den kurzen Zwischenzeiten der Arbeitsruhe zu hitzigen Getränken seine Zuflucht nehmend, die Mutter angestrengt im Arbeitssaale einer Fabrik in der vorgerücktesten Periode ihrer Schwangerschaft; wo nun jede Stunde, die sie so anwendet, einen neuen Keim der Gebrechlichkeit ihrem noch Ungebornen einpflanzt.

Sieh' einmal die junge Mutter, wie bleich und abgewelkt ihre Wange; wie schmutzig ihr Anzug; wie ärmlich ihre Wohnung, und doch ist ihr und ihres Ehegenossen Arbeitslohn vielleicht mehr als hinreichend, die Stunden der Ruhe mit verschönernden Lebensbequemlichkeiten (decorous comforts) zu versüßen und für alle unerwarteten Bedürfnisse eines angestrengten Arbeitslebens Hülfe zu gewähren. Aber eine leichtsinnige Geldverschleuderung verkehrt das, was als Auskommen dienen sollte, in Armuth, und unter freude- und lieblosen Aussichten erblickt das junge Opfer das Licht der Welt. Die Kinderjahre des Armen sind von einer Meisterhand nachgeschildert worden. Ich lasse diese Beschreibung hier folgen, nicht allein wegen ihrer hohen Wahrheit, sondern auch als eines der ergreifendsten (und doch wenig bekannten) Muster des Tiefstpathetischen und Beredtesten, das die neuere Literatur aufzuweisen hat.

„Das unschuldige Geplauder seiner Kinder versüßt dem Armen das Bittere der Armuth. Doch die Kinder des recht Armen plaudern gar nicht! Dieser gänzliche Mangel an Kindheit und Kindessinn in den Wohnstätten der tiefsten Armuth ist einer der furchtbarsten Züge dieses Zustandes. Arme Leute, sagte einmal eine verständige alte Kindsfrau zu uns, ziehen ihre Kinder nicht auf, sie zerren sie auf (do not bring up their children, they drag them up). Der kleine sorglose Liebling der vermöglichern Kinderstube wird in ihrer elenden Hütte bei Zeiten in ein verreiftes überlegendes Wesen umgewandelt. Niemand hat Zeit, es auf dem Schoße zu wiegen, Niemand hält es der Mühe werth, es zu liebkosen, es zu schwaigen, *) es auf und ab zu schaukeln, ihm liebevolle Nachsicht zu zeigen. Niemand ist, der ihm die Thränen abküßte. Weint es, so weiß man es nur zu schlagen. Es ist eine artige Bemerkung, daß „ein kleines Kind mit Milch und Lob genährt wird.“ Allein die Nahrung dieses armen Kleinen war kärglich zugemessen, nicht nahrhaft; die Erwiderung auf seine kleinen kindischen Streiche und Bestrebungen, sich beachtet zu machen, ist bitteres endloses Schelten. Nie besaß es ein Spielzeug, wußte nicht was eine Koralle seyn sollte. Es wuchs auf ohne der Ammen Schlummerlied; fremd blieb ihm das geduldige Hätscheln, die beschwichtigende Liebkosung, das anziehende Betrachten immer neuer Gegenstände, das theurere Spielwerk oder der wohlfeilere schnellerdachte Zeitvertreib, das Kind zu unterhalten; fremd ihm der hingeplauderte Unsinn (ihm voll Sinn), die weisen Ungereimtheiten, die heilsamen Lügen, die geschickt eingeschobene Geschichte, die dem Wehe des Augenblicks Einhalt thut und den anregenden Trieb junger Verwunderung erweckt. Ihm sang Keines zu, Keines erzählte ihm ein Mährchen der Ammenstube. Es wurde aufgesäugt, zum Leben, zum Sterben, wie's der Zufall wollte. Es hatte keine jungen Träume. Mit einem Male ward es hineingeschleudert in die eiserne Wirklichkeit des Lebens. Für den recht Armen ist ein Kind kein Gegenstand liebenden Getändels; für ihn ist es nur ein Mund mehr, der gefüttert seyn will, ein Paar kleiner Hände, die man recht zeitig ans Arbeiten gewöhnt. Es ist der scheelangesehene Mitesser des Vaters, bis es sein Mitarbeiter werden kann. Es ist nie seine Freude, sein Zeitvertreib, sein Trost; es macht ihn nicht wieder dadurch jung, daß es ihm seine eigene Jugend zurückruft. Die Kinder der recht Armen haben keine Jugend. Das Herz blutet Einem, wenn man so zufällig auf der Straße ein Gespräch zwischen einer armen Frau und ihrem kleinen Mädchen mit anhört, einer Frau, noch von der bessern Art von Armen, in einer, einigermaßen über den bisher geschilderten schmutzigen Wesen sich erhebenden Lage. Es handelt sich nicht von Spielzeug, von Mährchen, von Sommerferien, wie sie für dieß Alter taugen; nicht von der versprochenen Festschau oder der verheißenen Spielfreude; nicht vom gepriesenen Bestehen in der Schule; vom Plätten, vom Stärken, vom Preise der Kohlen oder Kartoffeln ist die Rede. Die Fragen des Kindes, die eigentlich die frischen Ergüsse der Neugierde in der Mußezeit seyn sollten, tragen das Gepräge überlegter und schwermüthiger Vorsicht. Es ist zur Frau geworden, ehe es Kind war. Es hat gelernt, auf den Markt zu gehen; es feilscht, es knickert, es sieht scheel, es murrt; es versteht sich umzuthun, ist scharfsichtig, durchtrieben; es plaudert nie. Sagten wir nun nicht mit Grund, der rechte Arme kenne keine Heimath?“ *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich bin über diesen Punkt mit mehreren Einwohnern unserer meisten Fabrikstädte in Briefwechsel gestanden, und es scheint, daß beinahe alle Fabriken ihr eigenthümliches Krankheitsübel erzeugen. Der Verf.

*) Provinzialismus für beschwichtigen, besänftigen (soothe).

*) The Last Essays of Elia Moxon 1833. Von Charles Lamb. Wenige Bücher enthalten, wie dieses, bei der reizendsten Anmuth des Styls, eine solche Fülle von Geist und Herz ansprechendem und erhebendem Stoff, zeigen ein solches tiefes Gefühl der reinsten Menschenliebe. Mit der innigsten Empfindung verbindet sich die reichste und feinste Wahl des Ausdrucks und die vollendetste Darstellungsgabe. Das Buch enthält 25 Essays (Betrachtungen, Charakterskizzen u. s. w.) mit einem unterhaltenden Anhang: on popular Fallacies.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 342. 8. December 1832.

Briefe eines russischen Reisenden aus Griechenland.

Achter Brief.

Reise nach dem Berge Hymettus. — Auszug aus Pausanias. — Abreise aus Athen. — Phalerä. — Munychia. — Tempel der Venus Munychia. — Piräus. — Grabmal des Themistokles. — Steinbrüche. — Statistische Bemerkungen über Athen. —

Ehe ich mich entschloß, Athen zu verlassen und nach Nauplia zurückzusegeln, wollte ich noch den Berg Hymettus und die drei alten Häfen Piräus, Munychia und Phalerä besuchen. Ich wünschte bald nach Konstantinopel zurückzukehren, um so mehr, als die Raserei der Rumelioten, welche sich in ganz Griechenland verbreiteten, jede Reise auf dem Lande unmöglich machte. Darum beschloß ich am Tage meiner Abfahrt den Berg Hymettus zu ersteigen, und meine Streifereien mit der Besichtigung des Piräischen Hafens zu beendigen, wo mich mein bescheidenes Fahrzeug erwartete. Mit Aufgang der Sonne saß ich zu Pferde, ritt aus der Stadt am alten Tempel des Jupiter Olympius vorbei und nahm meinen Weg nach dem oben erwähnten Berge; um 7 Uhr Morgens erreichte ich das Kloster des heiligen Johannes (in frühern Zeiten *Kapen* genannt), das ungefähr auf der Mitte des Berges liegt: hier endigt der Weg, auf dem man reiten kann, und es beginnt ein Fußsteig, wo man klettern muß, beinahe auf allen Vieren. Der Tag war sehr heiß und ich stieg nur mit großer Mühe hinauf. Beim Heraustreten aus den das erwähnte Kloster umgebenden Bäumen stellte sich sogleich eine sehr weite und nicht minder schöne Aussicht den Augen dar: außer der Stadt Athen, der Akropolis und den drei alten Häfen sah man drei Dörfer Chalandri, Marvsi und Kephisi, welches letztere wohl seinen Namen von dem früher erwähnten Flüßchen erhielt. Je weiter ich hinaufstieg, desto enger und schlechter wurde der Weg und endlich verlor er sich ganz, wo ich denn bald kletterte, bald mich niedersetzte, bald von einem Granitblock auf den andern sprang, die hier mit hohem Grase überwachsen zu tausend verschiedenen Farben zerstreut sind. Die Sonne brannte schrecklich und ich war mehrere Male im Begriff, mein Vorhaben aufzugeben und nach dem Kloster zurückzukehren. Aber die Scham und der Gedanke, was andre Leute sagen würden, trieben mich vorwärts, — und nach mancher Mühe erreichte ich endlich den Gipfel des Bergs. Hier setzte ich mich oder ich fiel vielmehr auf einen Stein und es vergingen einige Minuten, ehe ich die prachtvolle Aussicht genießen konnte, die sich mir von allen Seiten darstellte. Rechter Hand übersah man das weite athenische Thal von hohen Bergen umgeben; dann die Stadt Athen mit den drei Häfen und weiterhin das ganze ägeische Meer mit allen seinen Inseln; linker Hand eine nicht zu überschauende Kette von Bergen und die Vorgebirge Kolias und Sunium, endlich weiter und weiterhin alle die zahlreichen Cykladen, die mit einem Nebel bedeckt waren. Nachdem ich mich an diesem Schauspiele zur Genüge ergötzt und ein wenig ausgeruht hatte, begann ich hinabzusteigen und suchte den eigentlichen Weg zu treffen, aber umsonst. — Darum beschloß ich, gerade vorwärts zu gehen. Als ich von Neuem das Kloster des heiligen Johannes erreicht hatte, fand ich daselbst das für mich bereitete Mittagsmahl, das aus einer hinlänglichen Menge gebratenen Hammelfleisches und Milch bestand. Als ich so auf eine wahrhaft patriarchalische Weise Mittag gehalten, machte ich mich nach der Stadt auf den Weg und von da nach dem Piräus.

Ehe ich anfange, von diesem Hafen und den dortigen Merkwürdigkeiten zu sprechen, deren — unter uns gesagt — sehr wenig sind, sey es mir erlaubt, in Bezug auf diese drei Häfen aus Pausanias nachstehende bemerkenswerthe Stelle anzuführen: „Piräus war schon im Alterthum ein Dorf, aber einen Hafen „erhielt es erst unter der Archontschaft des Themistokles. Phalerä war damals der Hafen von Athen und das Meer war dort „allerdings der Stadt weit näher. Als Themistokles Archont geworden war, fand er, daß der Hafen von Piräus für die Seefahrer weit bequemer sey, und stellte zu dem Ende 3 Häfen in „Stand an die Stelle des Einen, der sich bei Phalerä befand; „aus diesem Grunde wurden dort die nöthigen Bauten unternommen, um den Schiffen einen bequemern Ankerplatz zu verschaffen, und noch zu meiner Zeit konnte man daselbst die besondern, den Schiffen angewiesenen Plätze unterscheiden. Das „Grabmal des Themistokles findet sich in der Nähe des größten „dieser Häfen, denn die Athener sollen im Gefühl ihrer gegen „ihn begangenen Ungerechtigkeit seinen Verwandten gestattet haben, seine Gebeine aus Magnesia hieher zu führen. Es scheint „auch, daß seine Söhne nach Athen zurückkehrten, und daß sie „im Parthenon das Bildniß des Themistokles aufstellten; der „Tempel des Jupiter und der Minerva ist in Piräus vor allen

„Andern bemerkenswerth: Jupiter hält in der einen Hand einen „Scepter, und eine Viktoria in der andern, Minerva aber die „Lanze: beide Statuen sind von Erz. Ein langer Portikus dient „als Markt für die in der Nähe des Meeres Wohnenden. Hin„ter diesem Portikus sieht man zwei Statuen, welche den Jupi„ter und den Demos vorstellen: sie sind die Arbeiten des Leo„chares. Am Ufer des Meeres steht ein von Konon nach dem „von ihm über die Lacedämonier erfochtenen Seesiege erbauter „Venustempel. Die Athener hatten in Munychia einen zweiten „Hafen, und in Phalerá, wie ich bereits bemerkte, einen drit„ten, wo ein der Ceres geweihter Tempel steht. Hier sieht man „auch den Tempel der Minerva Skyras und ein wenig weiter „hin den Tempel des Jupiter und eine Menge Altäre, die zu „Ehren unbekannter Götter, Helden und der Söhne des Theseus „errichtet waren, so wie zu Ehren des Phalerus, welcher nach „der Behauptung der Athener Jason nach Colchis begleitete. „Auf dem Wege von Phalerá nach Athen steht ein Tempel, der „weder Thore noch Dach mehr hat. Er wurde von Mardonius „verbrannt.“

Nach diesem Auszuge aus Pausanias setze ich meine Erzählung fort.

Um 5 Uhr Abends nahm ich den letzten Abschied von Athen, packte alle meine Habseligkeiten zusammen und begab mich nach Piräus. Auf dem Wege dahin betrachtete ich eine große, in drei Theile abgetheilte Grotte, oder vielmehr eine Art Grabhügel, den man einem als das Grab einer bekannten Amazone zeigt, und endlich an dem Museumshügel, dessen ich bereits erwähnte, einen Pfeiler von weißem Marmor, auf welchem, wie man mich versicherte, ehemals eine Statue des Merkurius stand mit einer Inschrift, daß der Hafen Piräus 35 Stadien von der Stadt liege. Zuerst kam ich nach Phalerá, wo noch jetzt ein sehr guter, völlig geschützter Hafen ist, der aber wohl kaum für größere Schiffe taugt. Hier sieht man auch außer dem Hafen und diesem gerade gegenüber die Trümmer eines alten Amphitheaters. In Munychia ist gleichfalls ein Hafen, etwas größer als der von Phalerá, aber auch in diesem können nicht alle Arten von Kriegsschiffen liegen. Hier betrachtete ich die Ueberreste des alten Tempels der Venus Munychia, von dem auch Pausanias spricht: diese Ueberreste bestehen jetzt aus Architraven, Triglyphen, Kapitälern dorischer Ordnung, die auf dem Boden umher zerstreut liegen, und sogar ganzen Reihen von Säulen, alle aus dem sogenannten piräischen Stein, die am Boden liegen und häufiger Aufräumungen bedürfen, wenn sie nicht ganz von Erde bedeckt werden sollen. Endlich kömmt der Piräus mit einem wirklich sehr schönen Hafen, der geräumiger ist, als die beiden vorhergehenden, so daß sogar Kriegsfregatten darin vor Anker liegen können: er war vor alter Zeit in drei Häfen abgetheilt, die man auch jetzt noch unterscheiden kann. Sie hießen **Zea**, der den jetzigen Hafen bildet, **Kanthari**, etwas mehr links, endlich **Aphrodisium**, gleich an der Einfahrt. Ich besuchte die Stelle der alten Piräusstadt, den Ort, wo das alte Grabmal des Themistokles sich finden soll, und wo englische Offiziere eine Art Tumulus oder Pyramide errichteten, endlich die alten Steinbrüche, die man mir als das Merkwürdigste zeigte. Hierauf setzte ich mich in mein Boot, das mich nach Nauplia bringen sollte; wegen eines Gewitters konnte es aber nicht vor Abend die Anker lichten, und so verließ ich den Hafen erst mit Sonnenaufgang.

Nachdem ich nun die Beschreibung meiner Reise in Griechenland beendigt, muß ich hier nur noch bemerken, daß die Stadt Athen bis zur letzten griechischen Revolution 3000 Häuser hatte, von denen ungefähr die Hälfte noch steht, aber die Erwartung der baldigen Ankunft des Königs *) und die Vermuthung, daß Athen die Hauptstadt Griechenlands werden wird, lockte viele Spekulanten dahin, namentlich Fremde, welche fast allen Boden in und um die Stadt kauften, und auch einige Bauten begannen. In der Stadt sieht man eine Menge Kirchen meistens aus dem Mittelalter; sie sind größtentheils verlassen, wie die Heilandskirche, die ehemalige Kathedrale Athens, welche beinahe unverletzt erhalten ist, und dennoch leer steht. Außer einer vor Kurzem gestifteten Schule der amerikanischen Missionäre befindet sich in Athen auch eine griechische Schule, die, wie man mich versichert, sich gut erhält und schon seit vor der Revolution besteht.

*) Dieser Brief steht zwar in der Nummer der nordischen Biene vom 5/15 Oktober d. J., ist aber wie alle übrigen vom Jahre 1832.

Mittheilungen aus Laplace's Reise um die Welt.

Die Insel Gorée.

(Schluß.)

Die Nähe von Gorée mußte nothwendig einen bedeutenden Einfluß auf den Abhang der Bucht, welche es durch seine Lage ganz beherrscht, ausüben; in der That ist auch die Bevölkerung, welche durch den Handel herbeigezogen und durch die benachbarten Gegenden vermehrt wurde, schöner und weniger wild als die weiter nord- und südwärts wohnenden; durch den beständigen Verkehr mit Europäern wurde sie mit unsern Künsten und unserer Industrie vertraut. Durch die Bekanntschaft mit dem Gebrauche unserer Waffen erhielt sie mehr Muth und Unternehmungsgeist, wodurch sie in jeder Hinsicht ihren Nachbarn überlegen wurde.

Die Bevölkerung der Halbinsel Daccard bildet, so zu sagen, durch ihre beständigen mit den Bewohnern von Gorée unterhaltenen Beziehungen einen Bestandtheil desselben. Ihr dermaliger Häuptling, Moctar, von dem französischen Gouvernement großmüthig behandelt, bringt den größten Theil seiner Zeit auf der Insel zu. Er ist ein ziemlich bejahrter Mann von hohem Wuchse; seine Gestalt ist schön, und der Ausdruck seines Gesichtes verräth einen an Mitteln reichen, kraftvollen Geist. Jedes auf der Rhede einlaufende Schiff empfängt seinen Besuch; ehedem wurde diese Ehrenbezeugung durch mehrere Kanonenschüsse erwidert; gegenwärtig begnügt sich Moctar mit dem Pulver, welches ihm weit nützlicher dünkt als der leere Schall. Die unter seiner Herrschaft stehenden Ländereien sind in der ganzen Umgegend die fruchtbarsten, ein Vorzug, aus dem die Bewohner den größten Vortheil zu ziehen wußten. In jedem Jahre macht der Ackerbau größere Fortschritte; mehrere tropische Gewächsarten, die vor

wenigen Jahren noch ganz unbekannt waren, erscheinen jetzt in großem Ueberflusse auf dem Markte; mit Einem Worte die Halbinsel Daccard kann als der Garten von Gorée angesehen werden. Sie besteht aus hohen schwarzen Erdmassen, die von oben bis unten durchschnitten sind; unzählige Felsen, an denen sich das Meer heftig bricht, machen den Zugang fast von allen Seiten sehr gefährlich, mit dem festen Lande ist sie nur durch eine enge Sandbank verbunden.

Die kleine Bucht Ben, durch das Kap Belair, bietet den zahlreich landenden Fahrzeugen einen sicheren Hafen. Die einen nehmen Ladungen sehr guten Wassers, womit die Brunnen in reichlichem Ueberflusse die Bedürfnisse der Insel und der auf der Rhede liegenden Schiffe versehen; die andern fahren die Familien von Gorée hinüber, welche in den an dem Meeresufer erbauten anmuthigen Landhäusern wohnen. Diese finden hier nicht bloß eine herrliche Luft, sondern sie genießen auch den erfrischenden Schatten eines hohen Palmenwaldes, welcher einen von den Einwohnern leidenschaftlich geliebten Liqueur liefert. Frisch genossen, hat er eine weißliche Farbe, einen zuckerartigen, öligen, jedoch sehr angenehmen Geschmack, und ohne Nachtheil kann man eine große Quantität davon trinken, allein nach wenigen Stunden geräth er in Gährung, wird sauer und berauscht leicht. Dieser Palmwein, denn so nennen ihn die Schwarzen, rinnt tropfenweise in Kürbisschalen, welche man unter die am obern Theile des Baumes gemachten Einschnitte stellt. Obgleich dieser Palmenhain eine bedeutende Quantität solchen Weines liefert und der Preis desselben ziemlich hoch ist, so reicht er doch nicht hin, alle Bedürfnisse zu befriedigen. Beim Beginne der Regenzeit jedoch nimmt die Nachfrage nach diesem Getränke sehr ab; denn die kleine Quantität, welche dann die Palmenbäume liefern, ist sowohl dem Geschmacke nach weniger angenehm als auch der Gesundheit gefährlich. Dieser ganze Küstenstrich ist äußerst fischreich; zu gewissen Zeiten des Jahres nimmt das Meer in Folge der ungeheuren Züge von Fischen, welche es nach allen Richtungen durchkreuzen, bald eine rothe, bald eine schwarze Farbe an. Es gibt unendlich viele Arten derselben; man findet die meisten Arten von Zugfischen, welche die Westküsten von Frankreich und Spanien besuchen; Sardellen und eine Art Thunfische bilden einen sehr gewinnreichen Handelszweig für die Neger, die am Meeresufer wohnen. Das kleine Dorf Ham kann wegen seiner vielen Vorzüge als der angenehmste Punkt dieses Küstenstriches betrachtet werden. Die Engländer aus den benachbarten Etablissements kommen sehr zahlreich hierher, um durch die reine Luft ihre geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, da aber im Monate Junius die schlechte Jahreszeit eintritt, welche bis zum November dauert, so verlassen sie es alle wieder und ziehen sich auf die Insel Gorée zurück, wo sie vor den zerstörenden Fiebern sicher sind, welche ihnen auf dem Kontinente in einer einzigen Nacht den Tod bringen würden. Im November hören die so furchtbaren Südost-Stürme und die Regengüsse auf, um den angenehmen Nordost-Winden Platz zu machen. In der ganzen schönen Jahreszeit sieht man weder trübe Wolken noch Nebel; den Tag über weht ein starker Seewind und mäßigt die Sonnengluth, während der Nacht fällt ein reichlicher Thau auf die von der Sonnenhitze nun ganz ausgedörrte Erde, die noch wenige Monate zuvor mit schönen Hirsen, Mais- und Reißernten bedeckt war. Diese trockene und heiße Luft ist für die Europäer gesund, welche ohne Furcht und Gefahr die Felder durchstreichen, wo sie während der Regenzeit einen gewissen Tod gefunden hätten.

Die Katakomben in Paris und jene verschiedener Völker.

Der Ursprung jener unterirdischen und Leichenwohnungen, deren Bevölkerung, wenn sie plötzlich auf die Oberfläche zurückkehrte, die letzten Winkel des von den Parisern besetzten Bodens überfüllen würde, ist in Paris gänzlich unbekannt. Diese Katakomben waren ehedessen Steinbrüche, wo man das Material zur Erbauung des alten Paris holte. Wenn sie erschöpft waren, verließ man sie, und bald wurden durch allmähliches Einstürzen des Erdreichs die Oeffnungen geschlossen. Man hatte sie zuletzt vergessen, als im Jahre 1774 mehrere Häuser in dem nämlichen Quartier, ohne äußerlich erkennbare Ursache, einstürzten. Dieß veranlaßte Nachsuchungen; man erkannte bald, daß der Boden an dieser Stelle der Festigkeit und der Dicke ermangele, und daß das Nämliche bei einem großen Theile der von Paris eingenommenen Oberfläche statt habe. Nunmehr war man bedacht, neue Unfälle zu vermeiden; man stieg in diese unterirdischen Galerien hinab, die unregelmäßig geformt waren, und je nachdem die Steine, welche sie enthielten, sich dem Arbeiter bald an diesem, bald an jenem Platze dargeboten hatten. Die Stützungsarbeiten wurden so richtig und so geschickt ausgeführt, daß alle Gänge, welche leer blieben, genau dem Erdreich entsprachen, welches die oben liegenden Straßen einnehmen, während diejenigen, welche Häuser oder öffentliche Gebäude zu tragen hatten, gänzlich ausgefüllt oder durch massives Mauerwerk gestützt wurden, welches stark genug ist, alles Einstürzen des Erdreiches zu verhindern. Im Jahre 1780 brachte der damalige Polizeidirektor Lenoir die Idee in Vorschlag, in diese Gewölbe die Gebeine zu bringen, mit welchen die Begräbnißorte von Paris angefüllt waren. Man eilte sich, Hand ans Werk zu legen, denn der Gestank, welchen die Anhäufung der Leichen verursachte, war drohend für die Gesundheit der Bewohner im Allgemeinen und insbesondere für diejenigen von gewissen Quartieren, unter andern jenes der Innocens.*) Seit siebenhundert Jahren hatte der Kirchhof gleiches Namens die Todten von zwanzig angränzenden Pfarrgemeinden aufgenommen. Während der Jahre 1786, 1787 und 1788 war man damit beschäftigt, diese traurigen Ueberreste in die Katakomben zu bringen und sie hier aufzuschichten. Im Jahre 1810 und 1811 verbesserte man zu verschiedenen Malen die Lage, welche man anfänglich den Gebeinen gegeben hatte; man räumte und erweiterte die Gänge, man zierte sie mit Motto's und Inschriften, in welchen der Geschmack und Geist nicht Regel sind.

Man steigt in die Katakomben auf drei großen Stiegen hinab, deren hauptsächlichste an der Barrière d'Enfer gelegen ist. Nachdem man sich mit Führern und Fackeln versehen, läßt man sich in eine Tiefe von sechzig bis achtzig Fuß unter dem Boden hinab und gelangt in einen Gang, dessen Höhe und Breite von Stelle zu Stelle wechselt; er wird bald durch einen Fels, bald durch steinerne Pfeiler getragen; eine große Zahl anderer Gänge stoßen an diesen an. Auf diese Weise gelangt man zu einem Vorplatze von achteckiger Form, wo sich eine schwarz angestrichene Thüre zwischen zwei Säulen von toskanischer Arbeit befindet. Eine lateinische Inschrift und ein Vers des Abbé Delille sagt den Besuchenden, welche im Begriffe stehen, über die Schwelle zu schreiten, daß es das Reich der Todten ist, in welches sie eintreten werden.**) Beim Eintritte sieht man zur Rechten und zur Linken in allen Gängen menschliche Gebeine, die sich vom Boden bis zum Gewölbe hinauf erheben, und in solcher Art gelegt sind, daß sie die Form von Pyramiden, Obelisken, unregelmäßigen und symmetrischen Säulen nachahmen, ja selbst von Altären, bei welchen man Mörtel angewendet hat, um die Knochen, aus

---

*) Ueber den Platz des Innocens und das dortige Monument werden wir nächstens einen eigenen Artikel liefern.

**) Has ultra metas requiescunt beatam spem exspectantes.

denen sie erbaut sind, zusammenzuhalten und zu befestigen. Allerlei Sprüche, bezüglich auf die Begräbnißstimmung des Ortes, sind mit schwarzen Buchstaben auf weißen Grund geschrieben, und unterhalten die Gedanken an die Nichtigkeit dieser Welt und an die Hoffnungen, welche wir auf eine andere bessere bauen sollen. Einige dieser Gruppen von Gebeinen haben Namen nach der monumentalen Form erhalten, welche man gesucht hat ihnen zu geben. So kennt man den Altar der Obelisken, den Sarkophag des Lacrymatoriums, den Brunnen der Samaritanerin u. a. m. Dieser Brunnen kommt von einer sehr tiefen Quelle; er ist von einem Behälter und mehreren andern Werken umgeben, welche zur Bestimmung haben, ihn zu zieren und seine Benützung bequemer zu machen; auf den Giebel hat man die schönen Worte geschrieben, welche Christus in der Schrift zu der Frau spricht, welche sich bei dem Brunnen Jakobs aufhielt.

Die Gebeine derer, welche in der Revolution, am Ende des vorigen Jahrhunderts, gefallen sind, nehmen in den Katakomben von Paris einen besondern Platz ein; sie sind von Inschriften begleitet, welche theilweise die Begebenheiten erzählen, in welchen sie von einem eben so fürchterlichen als unvorhergesehenen Tode betroffen wurden.

Man findet in den Katakomben eine Sammlung der mineralogischen Produkte, welche der Ort liefert. Eine andere sehr merkwürdige Sammlung, und welche der Heilkunde Heilmittel darbieten kann, besteht aus Gebeinen aller Art, welche ein schweres Uebel angegriffen, und auf die es so lange eingewirkt hatte, bis der Tod des Individuums erfolgt ist. Diese Knochen sind in der Ordnung des Krankheitsverlaufes gelegt; ganz nahe dabei sieht man eine Sammlung von Menschenschädeln, welche ihre Größe, ihre Gestalt oder sonst eine ähnliche Ursache zum Gegenstand der Merkwürdigkeit, oder vielmehr zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung machen.

Vielleicht der merkwürdigste Umstand, über welchen man in diesen unterirdischen Wohnungen staunt, ist der freie Windzug, welcher beständig darin weht. Nichts einfacher und zugleich sinnreicher, als das Verfahren, welches man zu diesem Ende angewendet hat. Die Ziehbrunnen, welche den auf den Katakomben erbauten Häusern Wasser geben, gehen durch die Tiefe der Gänge durch, wo sie als einzelne Säulen in Zwischenräumen figuriren. Um diese Brunnen hat man eine Mauer aus Steinen erbaut, in welche eine große Zahl von Löchern angebracht sind. In diese Löcher gehen gläserne Röhren und sind mittelst Pfropfen geschlossen, welche man leicht wegnehmen kann, sobald das Bedürfniß frischer Luft irgendwo fühlbar wird. Wenn die Aufseher in ihrem Rundgange bemerken, daß die Lampen düster brennen, daß die Arbeiter sich unwohl fühlen, mit einem Wort, daß die Atmosphäre um sie herum dick und übelriechend wird, so öffnen sie geschwind einige dieser Röhren, und sogleich dringt eine reine Luft von der Oberfläche des Bodens in die Tiefen dieser ungeheuren Gewölbe; die genaue Kenntniß dieser Leute ist durch die Gewohnheit so weit gediehen, daß sie genau die passendste Stunde wissen, um die Röhren zu öffnen und die innere Luft zu erneuern, indem sie sich nach der Höhe der Sonne, nach dem Quartier, woher der Wind kommt, und nach der Stärke richten, mit welcher er im Augenblick weht. Die Berechnung, welche sie ohne Unterschied von diesen verschiedenen Umständen machen, setzt sie stets in den Stand, den gelegensten Augenblick zu wählen, um auf einmal die größtmögliche Quantität neuer Luft in die Katakomben einzulassen.

Der Weg von dem Punkte, an welchem man von oben herabsteigend anlangt, bis zu den eigentlichen Katakomben ist sehr lang; rechts und links gehen von diesem ersten Gange eine Menge anderer aus, welche sich unter die Ebenen von Mont-rouge und gegen die Vorstädte St. Jacques und St. Germain ausdehnen. Um sich in diesem Irrgange zu finden, hat man auf das Gewölbe in der ganzen Länge des Weges nach den Katakomben eine schwarze Linie gezeichnet, welche dem in dem Labyrinthe verirrten Reisenden zur Noth als Führer dienen könnte. Von dieser unterirdischen Straße abweichend, kann man, von einem sichern Führer geleitet, die Galerie Port-mahon besuchen. Hier hat ein Soldat, welcher im Jahre 1756 dem Marschall Richelieu in seiner Expedition gegen Minorca gefolgt, und bei seiner Rückkehr entlassen und durch die Geringfügigkeit seines Gehaltes genöthigt worden war, Arbeit in den Steinbrüchen zu suchen, seine Freistunden damit ausgefüllt, den Plan von Port-mahon in erhabener Arbeit abzubilden. Dieses Monument ist weniger ein Beweis von der Kunst, als von dem Gedächtniß, und besonders von der Geduld desjenigen, welcher ohne Kenntniß in der Baukunst, ohne Mittel und beinahe ohne Werkzeug, ganz allein eine solche Arbeit ausführen konnte. Er wurde das Opfer seines Unternehmens, mehrere herabgestürzte Felsen begruben ihn.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einem Schreiben aus Epinal in französischen Blättern wird berichtet: „Die in eisernen Ketten hängende Brücke, welche die Stadt Epinal über die Mosel schlagen ließ, ist jetzt vollendet. Sie besteht aus zwei steinernen Bögen, jeder von 7 Metres Weite und einer hölzernen Jochspannung von 61 Metres Länge, die von eisernen an den Ufern befestigten Ketten getragen wird, und über vier von Steinen gemauerte Pfeiler hinläuft; die ganze Länge der Brücke beträgt 75 Metres. Die senkrechten Axen der Ketten stehen 8 Metres 50 Centimetres weit aus einander, und der Pfeil der Krümmung dieser Ketten hat 6 Metres Länge. Der obere Theil des Fußbodens der Brücke erhebt sich, bei niederm Wasserstand, bei den Widerlagen 5 Metres 50 Centimetres, und in der Mitte der Brücke 6 Metres über das Wasser. Die Breite des Fußbodens beträgt 7 Metres 70 Centimetres; sie ist in zwei Trottoirs, jedes von 1 Metres 10 Centimetres Breite für die Fußgänger und einen 5 Metres 50 Centimetres breiten Fahrweg abgetheilt. Die Brustwehren sind aus geplättetem Eisen *) und werden von Pfeilern gebildet, die durch diagonal laufende Stäbe mit einander verbunden sind. Die Kosten dieses Baues, der in 18 Monaten vollendet wurde, belaufen sich auf 150.000 Franken. Am 30 und 31 Oktober wurde die Brücke in Gegenwart des Oberingenieurs und der Brücken- und Straßenbaubeamten den gewöhnlichen Versuchen unterworfen. Sie trug zuerst, fünfzehn Stunden lang, eine Last von 95.000 Kilogrammen; dann fuhren vier Wägen, von denen jeder 5000 Kilogramme geladen hatte, in allen Richtungen über die Brücke hin. Diese Versuche fielen vollkommen befriedigend aus, und gaben die Gewißheit, daß sie ihrer Bestimmung genüge.

*

Ein Edelmann in einer der Grafschaften Englands hat, wie die Brighton Gazette berichtet, einen Versuch gemacht, der von den glücklichsten Folgen seyn kann. Er läßt nämlich kleine Stücke Feld von Kindern armer, aber arbeitsamer Leute bebauen. Man ertheilt ihnen Anweisung im Säen und der Wartung aller Arten von Gartengewächse; für ihren Antheil an Feld entrichten sie eine kleine Abgabe, und der Ertrag gehört ihnen. Man besorgt den Anbau nur in den müßigen Stunden des Abends und Morgens, und hieraus erwächst der doppelte Vortheil, daß die Kinder die Gärtnerei lernen und durch nützliche Arbeit am Müßiggang und den aus ihm entspringenden Lastern gehindert werden.

*

In allen Departements von Frankreich, das der Seine ausgenommen, hat man ein Verzeichniß der in derselben vorhandenen öffentlichen Bibliotheken aufgenommen. In diesen 85 Departements haben 192 Städte öffentliche Bibliotheken; die wichtigsten sind von Troyes mit 50,000 Bänden; Marseille 55.000; Aix 75.000; Caen 40.000; Dijon 40.000; Besançon 56 000; Bordeaux 115.000; Versailles 45.000; Rouen 28.000; Amiens 48.000; 822 Städte von 5000 bis 18.000 Einwohnern haben gar keine öffentlichen Bibliotheken. Die 192 Städte, welche sich solcher Anstalten erfreuen, besitzen zusammen zwei bis drei Millionen Bände, was auf die Gesammt-Bevölkerung der 85 Departements vertheilt einen Band auf 15 Köpfe ausmacht. Paris besitzt 6 Bibliotheken mit 1,578,000 Bänden, oder drei Bände auf zwei Einwohner.

*

In England ist „eine Reihe Kupfer der bedeutendsten Jagdhunde" in lithographirten Blättern erschienen. Das erste Heft (es sollen ihrer vier werden) enthält den Dachsenschliefer (terrier), den Schweißhund (blood hound) und den Fuchshund: die Zeichnungen werden als höchst charakteristisch und vollendet beschrieben.

---

*) Aus den Hammerwerken von Abainville, eben so die in den Boden eingeschlagenen Eisenpfähle.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 343. 9 December 1833.

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Mahmud II, Sohn Abdul Hamid's, ist den 20 Julius 1785 geboren. Er hing mit der lebhaftesten Zärtlichkeit an seinem Oheim Selim und bewahrte 20 Jahre lang das Geheimniß der Rache, das er seinem Andenken geweiht hatte. Im Jahre 1827 ließ er auf dem Platze des Hippodroms vor seinem Zelte alle diejenigen hinrichten, die in die Revolution von 1807 verwickelt waren und deren er habhaft werden konnte; er hatte das Verzeichniß ihrer Namen aufbewahrt. Der Sandschak Scherif, oder die Fahne des Propheten, die Topdschi's und Hussein, der alte Janitscharen-Aga, sicherten den Sieg über diese furchtbare Miliz. Etwa 12,000 Janitscharen*) wurden zu Konstantinopel niedergemetzelt und in den Bosporus geworfen, weßhalb auch die Rayas mehrere Monate lang sich ein Gewissen daraus machten, Fische zu essen. Man stellte zu gleicher Zeit im ganzen Reiche ein Treibjagen nach ihnen an; doch wurden auch viele verschont. Mehrere Orta-Chefs oder Obristen wurden nach den Dörfern Anatoliens verwiesen und erhielten die Erlaubniß, Kaffeehäuser dort zu eröffnen. Trotz all diesem gilt Mahmud unter den Orientalen für einen sanften, milden Fürsten. Nach der Niedermetzlung der Janitscharen dachte er darauf, seine Reformentwürfe auszuführen. Unter Hussein Pascha, der zum Seraskier ernannt worden war, machten dieselben nur geringe Fortschritte, indem dieser seine ersten regelmäßigen Truppen aus Arnauten, ägyptischen Unteroffizieren und einigen Soldaten zusammensetzte, welche der Niederlage des Nizam Dschedid im Jahre 1807 entgangen waren. Allein bald kam durch die Ankunft des Großadmirals Chosrew Pascha eine ganz andere Thätigkeit in die neue Organisation. Dieser hinkende Greis, der wegen dieses physischen Fehlers den Beinamen Topal Pascha erhalten hatte, brachte einige regelmäßige Marinesoldaten und einen französischen Unteroffizier, Namens Gaillard, mit, der das Korps der Philhellenen verlassen hatte. Die türkischen Freiwilligen drängten sich haufenweise heran; sie exerzirten Tag und Nacht. Bald waren mehrere nach ägyptischer Weise gekleidete Bataillone formirt und dressirt. In alle großen Städte der Provinzen, nach Smyrna, Erzerum, Adrianopel wurden Instruktoren gesendet; europäische Offiziere von allen Nationen boten ihre Dienste an. Die französischen Reglements wurden übersetzt. An die Stelle der schneidenden Instrumente kamen europäische Blasinstrumente. Der Sultan, in der Kleidung eines regelmäßigen Obristen, war bei allen Uebungen anwesend. Junge Leute der vornehmsten Familien traten in Reih und Glied, Söhne von Paschas wurden Pfeifer. Man durfte glauben, diese raschen Fortschritte müßten unermeßliche Aenderungen in der Organisation des Reiches hervorbringen; die Paschaliks würden in der Folge aufhören Pachtungen für die Wessiere zu seyn, die Administration der Finanzen werde die zur Erhaltung einer guten Armee unumgänglich nöthige Regelmäßigkeit erhalten. Frankreich, das von jeher militärische Gesandte bei der Pforte akkreditirt hatte, blieb auch jetzt in dieser Beziehung nicht zurück. General Guilleminot, ein Mann von ausgezeichnetem Geiste und versöhnlichem Charakter, befand sich dazumal in Konstantinopel. Er unterstützte Chosrew Pascha, der eben zum Seraskier ernannt worden war, mit seinem weisen Rathe. Allein der Stolz der Türken, ihre Launen, ihre Verachtung der Christen, ihr Ekel vor denjenigen Instruktoren, die nicht aus der Klasse der Dienerschaft hervorgegangen waren, oder die Gewänder der Großen nicht zu küssen verstanden, stimmten die glänzenden Aussichten der Reform herab. Man betrachtete den Soldaten als ein Spielzeug; an eine ernste Wiedergeburt ward nicht gedacht. Die Eifersucht der verschiedenen Gesandtschaften und die niedrigen Intriguen der Dolmetscher schufen neue Hindernisse.

Man hatte wohl die Neigung, junge Türken nach Frankreich zu schicken; allein woher das nöthige Geld nehmen? In Folge eines Mißbrauchs, dem seither abgeholfen wurde, ward ein Theil der regelmäßigen Truppen auf Kosten der Paschas unterhalten, welche als Hofleute dem Geschmack des Padischahs huldigten, und denen es genügte, wohl allignirte Reihen zu haben, ohne die neue Ordnung der Dinge auf solidere Grundlagen basiren zu wollen. Endlich ereignete sich das Unglück von Navarin und der Krieg mit Rußland, beides eine Folge der ungeschickten hartnäckigen Weigerung des Divans, die durch den londoner Vertrag verlangten unbedeutenden Konzessionen zu unterschreiben, obgleich bemerkt zu werden verdient, daß diese Weigerung ihren Grund in der Religion hatte, welche vorschreibt, daß keine Provinz anders, als man sey mit Gewalt dazu gezwungen, abgetre-

*) Bekanntlich nach andern Nachrichten gegen 20,000.

ten werden darf. So mußte man mitten in der Unordnung einer Reorganisation an die Vertheidigung des Reiches denken, als das Volk, besonders Anatolien, bereits mißvergnügt war, und schon glaubte, sein Fürst sey zu den Ungläubigen übergegangen, weil er die rothe Mütze aufsetzte. Man glaubte der Gefahr zu steuern, indem man einige neue Steuern umlegte, die armenischen Katholiken plünderte, in größter Eile unter der Leitung des Instruktors Gaillard gegen 60 regelmäßige Bataillone bildete, die Seymans und Dehlis herbeirief, deren wilde Banden ihren Weg mit Blut bezeichnen. Der Sultan setzte sich nicht an die Spitze seiner Heere und die Wessiere folgten einander eben so rasch, als die Unglücksfälle. Rußlands Unmacht war im ersten Feldzuge eine Folge seiner Unkunde im Angriffe fester Plätze und seiner abscheulichen Militärverwaltung. Die Schlacht bei Kaulaktsché, in welcher die jungen Türken sich gliederweise mit heldenmüthiger Aufopferung tödten ließen, beendigte gewissermaßen den zweiten Feldzug. Sie ward auf einen Befehl des Serails und gegen den Rath Redschid Pascha's geliefert, der es nicht ohne triftige Gründe vorzog, unter dem Schutze der Mauern von Schumla zu bleiben. Es war vorauszusehen, daß die Russen nach der Einnahme von Adrianopel mit Gewehr in Arm in Stambul einziehen würden, und daß ein Aufruhr bei ihrer Annäherung dem Sultan das Leben kosten würde. Die englischen und französischen Diplomaten thaten jedoch dieser Katastrophe und dem Marsche des Feldmarschalls Diebitsch Einhalt. Nach geschlossenem Frieden vermochten sich die Türken kaum von der Entmuthigung, in die sie verfallen waren, wieder zu erholen. Der Sultan ließ sich bei den Revuen nicht mehr sehen. Rossini's Musik, die Tänze und Gesänge der jungen Griechen, die Feste nach europäischer Art nahmen seine ganze Zeit in Anspruch. Die ganze Beschäftigung der Großen, und besonders seines Günstlings, des Ser-Kiatib (Sekretär) Mustapha, ging dahin, allenthalben Freude und Vergnügen auf seine Wege zu streuen. Nur der Seraskier Chosrew Pascha vergaß seine alten Entwürfe nicht; er wußte, daß Ungnade die unmittelbare Folge ihres Aufgebens wäre. Allein weil er Alles allein thun und sehen wollte, zu seiner Instruktion mit bleiernen Soldaten und hölzernen Kanonen in seinen Zimmern manövrirte, Niemand traute, außer sich selbst, Bücher von allen Seiten herbeischleppen ließ, um der Europäer nicht zu bedürfen, den Instruktoren keinen Respekt zu verschaffen wußte, oder sie stets unter seiner Erwartung fand, auf dem Papiere Schulen stiftete, und die osmanische Regeneration durch vier Kinder erwartete, die er nach Paris schickte, so förderte er dieß Werk nicht allzuweit.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Fortsetzung.)

In Notre Dame, dem letzten und bekanntesten Roman von Victor Hugo, nimmt er einen höhern Aufschwung als in irgend einem seiner frühern. Die Idee ist, wie er selbst versichert, der Gitanilla des Cervantes entlehnt. Die Aehnlichkeit besteht aber in der That in nichts Anderm, als daß hier wie dort Zigeunerinnen vorkommen. Der Verfasser hat hier von seiner antiquarischen Belesenheit nicht wenig Nutzen gezogen. Doch überhäuft er nicht, wie ein anderer bekannter französischer Novellist (der Bücherfreund Jakob, ein erdichteter Name des Paul Lacroix), seine Geschichte mit Gelehrsamkeit. Er belebt vielmehr das trockene Gerippe der Geschichte mit der Wärme und dem Glanz seiner Phantasie und bringt dadurch Einheit in das Ganze, daß sich alle Begebenheiten um die Zigeunerin Esmeralda, die Heldin des Romans, drehen und um die ehrwürdigen Schauer von Notre Dame koncentriren. Wir besitzen ein Stück von Calderon, überschrieben: El mayor encanto Amor, Liebe ist der größte Zauberer. Diese Sentenz scheint uns die Hauptidee des Ganzen zu seyn. Aus Liebe vergißt der gelehrte Archidiacon seine Studien, so wie seinen geistlichen Charakter und den Ruf seiner Heiligkeit. Er läßt sich herab, um die Gunst einer leichtfertigen Zigeunerin zu buhlen, für welche zugleich der wilde Quasimodo, der stumme, einäugige Küster von Notre Dame glüht, während sie, der Gegenstand der Verehrung dieser wunderlichen Liebhaber, ihrerseits einem schwindelköpfigen Gardekapitän zugethan ist, der aber auf dieser Welt Niemand anders als sich selbst lieben kann. Der Reiz des Romans liegt unstreitig in dem Charakter des Quasimodo und in der sonderbaren Kunst, durch welche dieses Ungeheuer, welches anfangs nur Schrecken und Abscheu erregt, zuletzt, wenn sich sein Inneres unter der Leidenschaft der Liebe zu verklären anfängt, ein Gegenstand unseres Mitleids und unserer Bewunderung wird. Der Archidiacon Frollo, auf welchen Charakter der Dichter viele Mühe verwandt zu haben scheint, ist im Gegentheil ganz mißlungen. Esmeralda selbst, eine Art von Manon l'Escaut, ist eine sehr schöne Schöpfung. Es ist viel Pathos in der Scene, wo sie mit ihrem Geliebten und seiner zukünftigen Braut zusammenkommt, so wie in derjenigen, wo sie ihn, als sie zum Richtplatz geführt wird, noch einmal auf dem Balkon sieht, und endlich in der herzzerreißenden Situation, wo es sich entdeckt, daß die Büßende, durch welche sie den Händen der Justiz überliefert wurde, ihre eigene Tochter sey. An Kraft fehlt es Victor Hugo'n nie; gleichwohl kommt nichts in seinen frühern Werken der Beschreibung von Notre Dame gleich, so wie der geheimnißvollen Uebereinstimmung und gleichsam prästabilirten Harmonie, in welcher sein monströser Sohn Quasimodo mit diesem alten gothischen Gebäude steht. Man erinnere sich ferner des Angriffs der Bettler auf die Kathedrale und der übermenschlichen Anstrengungen, durch welche sie von dem Küster zurückgeschlagen werden, und endlich jener schauervollen Schlußscene, wo der Archidiacon, indem er von Notre Dame auf die Hinrichtung seines Opfers unten auf den Marktplatz herabblickt, von Quasimodo ergriffen und aus einer Höhe von zweihundert Fuß auf das Pflaster hinabgeschleudert wird. Diese Beschreibung ist über alle Begriffe schrecklich. Jede Bewegung des unglücklichen Priesters, sein krampfhaftes Zucken, sein Stöhnen und Aechzen aus beklemmter Brust, wie er sich an die in Gestalt eines Drachen vorspringende Wasserrinne anklammert; das allmähliche Sinken der Rinne unter seinem Gewicht; unten

das Geschrei eines großen Menschenhaufens, oder das Weinen des Ungeheuers (denn Quasimodo hatte den Priester geliebt, und nur die Wuth getäuschter Liebe vermochte ihn zu diesem Verbrechen), der Unglückliche, wie er so in der Luft über der Tiefe zappelnd dahängt, die letzten konvulsivischen Anstrengungen, ehe er losläßt, selbst die Zuckungen seines Körpers, als er stürzt, als er auf das Dach aufschlägt, als er, wie ein vom Wind abgelöster Ziegel, hernieder gleitet und dann auf dem Pflaster zerschmettert da liegt, Alles ist mit einer entsetzlichen Genauigkeit und Wahrheit geschildert. Schon sind von diesem unermüdeten Schriftsteller wieder zwei andere Werke angekündigt, Le Fils de la Bossue und la Quinguengrogne, in welchem letztern er für die Kriegsbaukunst und die militärischen Sitten des Mittelalters das zu thun denkt, was er in Notre Dame für die kirchliche Architektur und das Priesterwesen leistete.

(Schluß folgt.)

Die Katakomben von Paris und jene verschiedener Völker.

(Schluß.)

Katakomben von Rom.

Diese rühren von ehemaligen Brüchen her, nicht von Steinbrüchen wie jene von Paris, sondern von einer Art Sand, Suzzolana genannt, dessen man sich bediente, um Mörtel zu fertigen. Es sind gleichfalls Gänge oder unterirdische Straßen, welche sich durchkreuzen und in einander laufen, so daß man sich, ohne die Leitung eines erfahrenen Führers, leicht darin verirren könnte. Sie dehnen sich sehr weit aus, bieten aber keineswegs den großartigen Anblick der Katakomben von Paris dar, denn sie haben nicht mehr als zwei bis fünf Fuß in der Breite, und das Gewölbe hat nur vier bis acht Fuß Höhe ungefähr. Wir sagen Gewölbe, um den obern Theil des Ganges zu bezeichnen, denn man hat keine Maurer-Arbeit daran gemacht, da sich die Nothwendigkeit nicht wie in Paris zeigte. Was den Katakomben von Rom Interesse verleiht, ist, daß sie in den ersten Zeiten des Christenthums den Gläubigen zum Zufluchtsorte gegen die Verfolgungen der Kaiser dienten. In diesen engen und finstern Orten übten sie ihren Kultus, hielten ihre Versammlungen, und kamen, heimlich diejenigen ihrer Brüder zu begraben, welche das Märtyrerthum erlitten hatten. Diese Leichen wurden auf beiden Seiten des Ganges in Nischen beigesetzt, in welche man zugleich die Instrumente der Folter, die sie erlitten, oder des Todes, welchen sie gestorben, legte. Ein Kreuz auf die Nische gezeichnet, und oft der Name des Schlachtopfers, dienten diesen Stellen als traurige Verzierung. Man hat dergleichen Spuren in den Katakomben von Rom gefunden, die bis auf die jetzige Zeit sehr wohl erhalten sind; man sieht darin noch viele kleine Zimmer oder Zellen, welche ihre Bewohner mit Inschriften und Malereien aus der heiligen Schrift verziert hatten.

Katakomben von Syracus.

Hier findet man den Charakter von Pracht und Größe ausgedrückt, welcher ehemals diese berühmte Stadt auszeichnete; es sind ebenfalls unterirdische Gänge, die aber mit der größten Sorgfalt eingehauen und abgesteckt und völlig regelmäßig sind. Die hauptsächlichste Galerie hat zehn Fuß Höhe, sie dehnt sich in gerader Linie auf eine ansehnliche Strecke aus, und geht wahrscheinlich noch viel weiter, allein man kann es bloß vermuthen, da das Erdreich an einer Stelle eingestürzt ist und den Durchgang gänzlich unterbrochen hat. Diese Katakomben haben auf beiden Seiten kleine Gemächer oder gewölbte Zellen, welche ohne Zweifel ehemals zum Gebrauch von Familien bestimmt waren; man sieht darin noch Ueberbleibsel von Thüren, welche diese Vermuthung begründen. Andere Gemächer ohne Thüren dienten wahrscheinlich den andern Bedürfnissen gleicher Art, d. h. als letzte Stätte der nicht privilegirten Klasse der Bevölkerung. Die Leichen waren, wie in Neapel, in Nischen gelegt, in welche bloß eine einzige jeweilig beigesetzt werden konnte. Parallel mit diesem großen Gange dehnen sich mehrere andere ungefähr gleiche Gänge aus, an welche andere Zwischengänge hier und da sich anschließen. An diesen Vereinigungspunkten hat man freie Plätze gelassen, und in der Mitte derselben sind Mausoleen angebracht, wovon mehrere merkwürdig sind. Die Mauern der gewölbten Gemächer sind von Stuck und mit verschiedenen Farben gemalt; einige haben bloß Inschriften oder Sprüche, andere stellen Menschen-, Baum- oder Thier-Gestalten vor. Man sieht sogar ganze Prozessionen, so wie Scenen, welche aus den nahe liegenden Landschaften entnommen sind. Oberhalb dieser freien Zwischenräume befinden sich die Oeffnungen angebracht, durch welche die äußere Luft in den unterirdischen Gängen sich erneuert.

Katakomben von Neapel.

Sie sind in dem Gebirge nördlich von der Stadt gelegen. Ihr Haupteingang geht in die Kirche des San Gennaro; er ist ein in den Felsen gegrabener Bogen, durch welchen man in die eigentlichen Katakomben tritt. Diese bestehen aus drei unterirdischen Stockwerken, deren unterstes jetzt beinahe gänzlich mit Grund angefüllt ist, welchen die vulkanischen Erschütterungen hineingeworfen haben. In der Länge der Gänge, rechts und links, sind eine unzählige Menge von kleinen Nischen angebracht, deren jede nur einen einzelnen Leichnam in Leinwand gehüllt, aber ohne Sarg noch sonstige Vorrichtung, fassen kann. Es sind darunter kleine Nischen, welche nur den Leichnam eines Kindes aufnehmen können. Wenn der Leichnam hineingelegt ist, schließt man die Oeffnung mittelst eines Mauerwerkes von Ziegeln oder Steinen; das Material wird durch einen sehr starken Mörtel verbunden. Ueber diesen Oeffnungen sind verschiedene, aus der heiligen Schrift entnommene Gegenstände gemalt, von denen man glaubt, daß ein großer Theil ungefähr gegen das eilfte Jahrhundert gefertigt worden sey. Andere Malereien stellen Thiere und besonders Vögel vor, nach Art der arabischen Gebäude oder der Tempel des alten Heidenthums. So war mindestens die Beschaffenheit des Ortes ehedessen. Heute ist Alles verändert. Man hat die sterblichen Ueberbleibsel aus den Katakomben weggenommen, um sie anderwärts zu vergraben. Schon bei der Pest, welche in der neuern Zeit so große Verwüstung in Neapel anstellte, hatte man die dieser Epoche vorgängigen Gebeine weggeschafft, um sie durch diejenigen zu ersetzen, welche die Pest jeden Tag in den Straßen der Stadt anhäufte. Allein man kann von dem jetzigen Anblick dieser Gewölbe recht gut auf ihre ursprüngliche Bestimmung und die besondern Einzelnheiten, die wir erwähnt schließen.

In mehreren andern Städten Italiens bestehen noch Monumente derselben Art, sehr wohl erhalten und geeignet, die Aufmerksamkeit der Reisenden anzuziehen; allein es wäre überflüssig sie zu beschreiben, indem sie nicht wesentlich von denen verschieden sind, welche wir angeführt haben. Werfen wir lieber einen Blick auf ähnliche Gebräuche, welche in dem heidnischen Alterthume bestanden haben, oder die man bei Völkern eingeführt fand, die wir namentlich erst kennen lernten.

Unter den letztern entdeckte man, auf den canarischen Inseln, Katakomben, in welchen die Todten jedoch nach der Feierlichkeit der Einbalsamirung beigesetzt wurden. Es scheint, daß in dieser Hinsicht die Methode an allen Orten und zu allen Zeiten wenig gewechselt hat, denn das Verfahren, welches Herodot als das von den Aegyptern beobachtete beschreibt, ist dasselbe, welches die spanischen Geschichtschreiber als auf den canarischen Inseln angetroffen bezeichnen. Man kann dieser Bemerkung beifügen, daß Aegypten und die canarischen Inseln die einzigen Gegenden der Welt sind, wo die Gewohnheit, die Leichname, der Erhaltung wegen, einzubalsamiren, durchgängig bestand. In den andern Ländern war dieser Gebrauch nur in den privilegirten Ständen des Staates eingeführt.

Die berühmtesten Katakomben, wovon es sich hier handelt, sind auf Teneriffa, zwischen Arico und Guimar. Das Innere ist geräumig, allein der Eintritt schwer zugänglich; in die Mauren sind Nischen angebracht, um die Leichname aufzunehmen. Als die Europäer zum erstenmale in diesen Ort drangen, fand man an zweitausend Mumien nach ägyptischer Art einbalsamirt; sie waren auf Gestelle von der feinsten und zierlichsten Arbeit gesetzt; man hatte sie in Gruppen von fünf bis sechs

zusammen vereinigt, indem man sie in verschiedener Weise eine an die andere, allein stets auf der Haut, annähete, und der Fuß der einen mit dem Kopfe der daneben liegenden verbunden war, und so die andern Theile des Körpers. Im Uebrigen ist zu bemerken, daß, obwohl im Aeußern der Einbalsamirung der Aegyptier ganz ähnlich, jene der canarischen Inseln im Grunde weniger Wirksamkeit hatte, denn die Mumien dieses letztern Volkes, wenn sie der Luft ausgesetzt werden, lösen sich auf und zerfallen schnell in Staub, während jene der Aegypter sich erhalten, oder mindestens viel längere Zeit widerstehen.

Katakomben von Griechenland.

Man hat in einem Quartier von Athen einen sehr großen Begräbnißplatz gefunden, welcher beinahe ganz in den Felsen eingebohrt ist. Die Gräber haben die Form von Parallelogrammen, ihre Tiefe ist ungefähr vier Fuß; sie sind in den Aushöhlungen auf beiden Seiten des Felsen angebracht. Dieser ist senkrecht, mit großer Sorgfalt, und ohne Zweifel mit bedeutenden Kosten ausgehauen worden. Außer den Gräbern, in welchen die Leichen beigesetzt sind, befinden sich in diesen Gewölben Nischen, um die Gefäße, Lampen und Leichenfackeln aufzunehmen. Alle diese Aushöhlungen sind mit einem sehr schönen Mörtel überzogen und in der Regel mit einem sehr lebhaften Roth bemalt. Von Strecke zu Strecke findet man Cisternen oder einige Ueberbleibsel kleiner Stiegen. Athen bietet außerdem der Neugierde der Reisenden das Mausoleum, welches die Asche des Euripides umfaßte; es ist nahe beim Museum gelegen; es ist ein Denkmal in Gestalt eines Tempels und von dem wunderbar schönsten Mörtel bekleidet; dieser Mörtel ist schwarz und übertrifft an Glanz und Schwärze unendlich das Ebenholz. Das Grabmal des Euripides ist in den Berg eingehauen; nicht fern davon ist das Gefängniß, wo man glaubt, daß Sokrates eingesperrt gewesen und verurtheilt worden sey, den Todesbecher zu trinken. Diese Tradition, wahr oder ungegründet, gibt diesem Orte einen Charakter von Bedeutung und Ehrwürdigkeit. Es ist eine in den Felsen eingehauene Aushöhlung; sie besteht aus vier kleinen Zimmern, wovon ein einziges regelmäßig ist, und ein Gewölbe hat, welches eine Kuppel bildet; die drei andern bieten keine interessante Besonderheit dar. Man hat diesem Orte den Namen des Gefängnisses des Areopags gegeben.

Begrüßungsweisen verschiedener Völker.

Die den philippinischen Inseln zunächst wohnenden Insulaner ergreifen den Fuß oder die Hand desjenigen, den sie ehren wollen, und reiben sich das Gesicht damit. Die Lappen drücken ihre Nase stark gegen die der Person, die sie begrüßen. In Neuguinea legt man Blätter auf das Haupt desjenigen, dem man eine Höflichkeit erweisen will. An den Meerengen von Sunda hebt man den linken Fuß der zu begrüßenden Person auf, und setzt ihn sanft auf das rechte Bein und dann auf das Gesicht. Die Bewohner der philippinischen Inseln verneigen sich, die Hände an die Wangen gelegt, sehr tief, und heben, indem sie das Knie beugen, den einen Fuß in die Höhe. Der Aethiopier ergreift das Kleid seines Freundes und wickelt sich so hinein, daß der Andere fast nackt dasteht. Wenn die Japaner sich auf der Straße begrüßen, so ziehen sie einen Pantoffel aus, und die Bewohner von Astrachan eine ihrer Sandalen; im Hause aber legen sie beide ab. Zwei schwarze Könige an der Küste von Afrika nähern sich einander und drücken sich dreimal den Mittelfinger. Die Bewohner von Carmene öffnen sich, wenn sie Jemand besondere Zuneigung zeigen wollen, eine Ader und kredenzen ihren Freunden das herausfließende Blut. Wenn die Chinesen nach langer Trennung sich wiedertreffen, so werfen sie sich auf die Kniee, neigen das Gesicht zwei- oder dreimal gegen den Boden und geben noch andere Beweise von Zuneigung. Sie haben auch eine Art von Komplimentenformular, in welchem die Anzahl der Verneigungen, der Kniebeugungen und die bei solchen Gelegenheiten zu sprechenden Worte vorgeschrieben sind. Die Gesandten probiren diese Ceremonie 40 Tage lang, bevor sie am Hofe erscheinen. Die Otaheytier stoßen ihre Nasen zusammen. In den mittägigen Provinzen von China nähert man sich einander mit den Worten: Y a fan? Hast Du Deinen Reiß gegessen? In Kairo fragt man sich: „Wie schwitzest Du?" weil man trockene Haut als Anzeichen des bösartigen Fiebers betrachtet.

Vermischte Nachrichten.

Aus einem der Versammlung ostindischer Eigenthümer vorgelegten Bericht ergibt sich, daß die von dem indischen Volk während der letzten 38 Jahre getragenen Ausgaben für Gesandtschaften an den persischen Hof nahe an eine Million Pfd. St. ausmachen. Folgendes sind die Namen der hiezu verwendeten Personen, mit beigesetztem Gehalt und den Belauf der sonst noch bestrittenen Ausgaben mit eingerechnet: Kapitän Sir J. Malcolm, 1799, 111.963 Pfd. St.; Herr Manestry, 1804, 105.791 Pfd.; Sir H. Jones, 1807, 168.555 Pfd.; Brigadegeneral J. Malcolm, 1808, 220.350 Pfd.; Sir Gort Duseley, 1810, 141.166 Pfd.; Herr J. Ellis, 1813, 2500 Pfd.; Herr Morier, 1814, 75.070 Pfd.; Herr E. Willock, 1816, 48.673 Pfd.; die Obristen Macdonald und Campbell 160.008 Pfd., was zusammen die sehr mäßige Summe von 977.056 Pfd. St. ausmacht.

*

Die Litterary Gazette theilt Einiges über die neueste Sitzung der geographischen Gesellschaft in London mit, wo ein Memoire über die Entdeckungen des Kapitän Roß vorgelesen und zugleich eine Karte mitgetheilt wurde. Der Vorsitzer zeigte dem anwesenden Kapitän Roß an, daß die Gesellschaft den jährlichen geographischen Preis ihm zugetheilt habe. Bemerkenswerth ist in dem Bericht die Stelle: „Der Winter (von 1830 auf 1831) war sehr streng und das Thermometer sank unter 92° unter Null (Fahr.). Damals wurde der wahre magnetische Pol der Erde mit Genauigkeit ermittelt, indem die perpendikuläre Stellung der Magnetnadel nicht zu bezweifeln war."

* * *

Vergleichende Angabe über die Zahl und Beschäftigung der Familien in England, Wales und Schottland in den Jahren 1811, 1821 und 1831.*)

	Jahre.	Gesammtzahl der Familien.	Mit Ackerbau beschäftigt.	Mit Handel, Manufakturen u. dgl. beschäftigt.	Alle übrigen Familien.	In hundert Theilen ausgedrückt.				
						Jahr.	Gesammtzahl.	Ackerbau.	Handel u. s. w.	Uebrige Familien.
England	1811	2,012,391	697,353	923,588	391,450	1811	100	34,7	45,9	19,4
	1821	2,346,717	773,732	1,118,295	454,690	1821	100	33,0	47,6	19,4
	1831	2,745,336	761,348	1,182,912	801,076	1831	100	27,7	45,1	29,2
Wales	1811	129,756	72,846	36,044	20,866	1811	100	56,2	27,7	16,1
	1821	146,706	74,225	41,680	30,801	1821	100	50,6	28,5	20,9
	1831	166,538	73,195	44,702	48,641	1831	100	43,9	26,9	29,2
Schottland	1811	402,068	125,799	169,417	106,852	1811	100	31,5	42,1	26,6
	1821	447,960	130,699	190,264	126,997	1821	100	29,2	42,5	28,3
	1831	502,301	126,591	207,259	168,451	1831	100	25,2	51,5	23,3

*) Aus einem Anhange zu dem Berichte der Parlaments-Comité über den Ackerbau gezogen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. [illegible]e Brei.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 344. 10 December 1833.

Schottland.

(Nach Baron d'Haussez's Werke.)

Allgemeine Bemerkungen.

In Schottland gibt es für den aufmerksamen Beobachter viel Merkwürdiges: der Anblick des Landes, die Physiognomie der Bewohner, ihre Sitten, ihre Ab- und Zuneigungen, welche eine fast dreihundertjährige Vereinigung mit England nicht zu ändern vermochte. Das Studium eines Volkes, welches seine alten Sitten beizubehalten verstand, und dabei dennoch dem raschen Gange der Civilisation folgte, enthält ein großes Interesse, es verband die Treue seiner Erinnerungen mit dem Andenken an seine alten Könige, unterwarf sich vollständig seinen jetzigen Beherrschern und blieb Schottland, obwohl es einen Theil von Großbritannien bildete. Schottland zeigt den Augen des Reisenden einen ganz verschiedenen Anblick, als wie ihn England darbietet. Auf dem linken Ufer des Tweede erhebt sich amphitheatralisch die Stadt Berwick, welche ein Schloß, dessen Bauart dem Mittelalter angehört, ehemals vertheidigte und jetzt schmückt. Den waldigen Hügelabhängen von Northumberland folgen bedeutende Anhöhen, welche, ohne allen Schatten, bis zu ihrem Gipfel angebaut sind. In großen Entfernungen trifft man auf Pachthöfe, welche keine Baumpflanzung gegen den Sturm naßkalter Winde schützt, die dem Klima dieses Landes einen traurigen und einförmigen Charakter geben. In noch größern Distanzen gewahrt man herrliche Schlösser, welche durch den ungeheuern Umfang des Eigenthums in Schottland noch seltener sind als in England. Zur rechten Seite, nahe an der Straße, entfaltet das Meer seine ganze Unermeßlichkeit; dann wird es durch Berge, welche nordwärts den Frith of Forth bilden, eingeengt. Weiterhin wird es immer schmäler und bildet nur eine prachtvolle Episode in einer der reichsten Perspektive der Welt. Einige Inseln von geringem Umfange, aber sehr malerisch; eine Menge Schiffe von jeder Form und Größe; an dem entgegengesetzten Ufer Wohnungen, deren pittoreske Architektur man unterscheidet — dieß ist das Panorama, wozu eine Straße, die sonst kein Interesse hätte, gleichsam als Gallerie dient. Was man in Schottland am meisten vermißt, ist ein Klima, das den mannichfaltigen Anblick dieses schönen Landes zu genießen erlaubte: „Regnet es beständig bei ihnen?" fragte ich Sir W. Scott. — „Oh nein," entgegnete er, „bisweilen schneit es auch." Dieser Scherz ist in gewissem Sinne nicht ohne Wahrheit; die Atmosphäre ist feucht, nebelig und von heftigen Winden gestört; selten eine Reihe schöner Tage, um mit Genuß einen jener Ausflüge zu beendigen, wozu die romantischen Berge der Highlands einladen. Man reist nur in Zwischenräumen von Regen und in der steten Furcht einer Rückkehr des schlechten Wetters; der Sommer ist die einzige Jahrszeit, wo Ausnahmen statt finden.

Die Schotten haben eine Nationalmusik, auf welche sie stolz sind; diese Ansprüche gründen sich auf einige Balladen von einer einfachen schleppenden und melancholischen Melodie, welche ohne Abwechslung in ihrer Wirkung, ohne Geschmack in der Komposition, dennoch nicht ohne eine gewisse Anmuth ist. Ihr musikalisches System verliert sich ohne Zweifel in die Kindheit der Kunst und hat die Fehler beibehalten, die es bei seinem Ursprunge haben mußte; es gibt eine Idee von jenem Gesange, in welchem Ossian und die Barden ihre Gedichte recitirten; man kann sogar annehmen, daß mehrere der berühmtesten Balladen von ihnen verfertigt wurden; diese Melodien erzeugen noch jetzt Begeisterung. Aus diesem Umstande mache ich eher auf den Nationalsinn als den musikalischen Geschmack einen günstigen Schluß; denn sonst könnte man unmöglich das Vorurtheil eines ganzen Volks für Gesänge begreifen, deren erstes und fast einziges Verdienst in dem sehr entfernten Datum ihrer Entstehung beruht.

In den schottischen Regimentern werden die Trommeln und die Musik durch die Sackpfeife ersetzt, ein Lieblingsinstrument der Nation, ihre scharfen und nicht sehr starken Töne schmeicheln weder den Ohren, noch erregen sie den Muth oder bringen auf eine gewisse Entfernung und zu einem zahlreichen Haufen die Befehle, zu welchem Zwecke man anderwärts Trompeten und Trommeln anwendet. Aber sie führte die Clans von Wallace, die Armee des Robert Bruce zum Siege: sie entflammt den Muth der Schotten unserer Tage.

Die Hochländer haben das Kostüm ihrer Väter beibehalten, ungeachtet der Nachtheile, die es bei der Rauheit des Klima's mit sich bringt. Eine Art von Barrett, welches nur den obern Theil des Kopfes bedeckt; ein Stück von karrirtem Stoffe, welches zur Befestigung des Mantels dient, den sie auf eine mehr pittoreske als bequeme Art über den Schultern tragen; ein Unterkleid in Form eines Ueberrocks, welches Schenkel und Fuß zur Hälfte bloßläßt

und gegen die beständige Kälte der Atmosphäre einen schwachen Schutz gewähren muß; Strümpfe oder Kamaschen, die nicht über die Hälfte der Waden gehen, beweisen, wie sehr dieses Volk an seinen alten Gebräuchen hängt. Das hochländische Kostüm ist bei den Regimentern nur durch die bizarre Hinzufügung eines Kleidungsstückes nach englischem Schnitte und die Ersetzung eines Barretts durch einen Tschako mit schwarzen Federn modifizirt; roth und weiß karrirte Strümpfe, mit einem rothen Bande mitten auf der Wade zusammengebunden und Schuhe mit einer breiten Kupferschnalle müssen sehr unbequem seyn, und bilden einen komischen Gegensatz zu der strengen Haltung, die jetzt in allen europäischen Armeen herrscht.

Zustand der heutigen französischen Literatur. — Jules Janin, Victor Hugo, Balzac, Eugen Sue, Lacroix u. a.

(Schluß.)

Eugen Sue ist oder wünscht Frankreichs Cooper zu werden. Letzterer ist bekanntlich der Gründer einer Schule von Seeromanen, wenigstens hat vor ihm keiner dieses Feld mit solchem Erfolg bearbeitet. Wie wenig ist selbst in England vor der Erscheinung von Coopers Romanen für die Poesie der See geschehen! Aus der komischen Seite des Seelebens sind uns zwar manche interessante Details mitgetheilt worden, aber das Erhabene, das Pathetische desselben, dieser Wechsel zwischen Sturm und Stille, zwischen Arbeit und Ruhe, zwischen Kampf und schwärmerischem Nachsinnen, zwischen hellen Mondnächten, und wolken- oder nebeltrüben Tagen, wer hat uns das geschildert? Fast Niemand außer Byron in seinem Korsar. Wenn in einem Land, wo man für das Seewesen so begeistert ist, bisher so wenig in der schönen Literatur dafür geschehen ist, so muß dieser Mangel bei den Franzosen um so weniger auffallen. Aber es scheint, daß man ihn jetzt durch eine Ueberfülle von Produktionen zu ersetzen sucht. Cooper, der (nebenbei sey es gesagt) auf dem Kontinent für ein größeres Genie gehalten wird, als in England, hat in Frankreich eine Masse von Nachahmern hervorgerufen, darunter Sue, Corbiere, Jal und andere, die nach aller Wahrscheinlichkeit die Sache bald übertreiben werden. Von den Genannten besitzt allein der erstere ein ausgezeichnetes Talent, wiewohl auch er Schreckensscenen aller Art in Verbindung mit wilder Ausgelassenheit und roher Lust so sehr häuft, daß der Leser, bald durch Neugier angezogen, bald durch Ekel abgestoßen, das Buch zehnmal wegwirft und doch, wie durch einen Zauberspruch festgehalten, immer wieder von Neuem zur Hand nimmt. Wäre Herrn Sue's Schilderung der französischen Marine richtig, so sollte man meinen, jedes Schiff wäre ein wahres schwimmendes Pandämonium, bemannt und befehligt vom Teufel und seinen Engeln selbst. An Bord des Schiffes nichts als Mord, Raub und Nothzucht, wüste Orgien, Flüche, Verwünschungen, eine von Pulverdampf und Weindunst geschwängerte Atmosphäre, die Verdecke mit Leichen und zerfetzten Gliedern bestreut; auf der Küste nichts als Wirbelwind, Empörung, Verrath, Feuersbrünste, Schlangen im Hochzeitgemach, um die arme Braut im Schlummer zu umstricken — dieß sind die unerläßlichen Erfordernisse eines Seeromans von Herrn Sue. Man sollte glauben, seine Gemälde seyen alle nach den gräßlichen Auftritten entworfen, die sich unter der verzweifelnden und verhungernden Schiffsmannschaft des Wracks der Medusa zutrugen, während es im Sturm auf den hochgehenden Wogen hin und hergeschleudert wurde. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man dem Verfasser eine gute Dosis komisches Talent und eine ziemliche Herrschaft über das Pathetische absprechen wollte, zwei Eigenschaften, welche sich selten beisammenfinden. Seine Romane, Plick und Plock, Atargull, der Salamander, die Coucaratcha (es mag deren noch neuere geben, denn der Verfasser läßt mit reißender Schnelligkeit drucken) gleichen alle einander in den genannten Fehlern und Vorzügen. Atargull ist ein westindischer Zanga, und der Umriß der Erzählung kürzlich folgender: Atargull ist der Lieblingssklave eines westindischen Pflanzers, Namens Well, der seine Liebe zu ihm nur noch mit einem Bologneserhund und einer Tochter theilt. Der Sklave erwidert diese Neigung seines Herrn zu ihm mit der unbegränztesten Anhänglichkeit. Eine Reihe von Unglücksfällen stürzt jedoch den Pflanzer plötzlich ins tiefste Elend. Seine Tochter, sie, die seinem Herzen so nahe liegt, wird in der Brautnacht von einer Schlange tödtlich gebissen; ihr Tod zieht den ihres Bräutigams und ihrer Mutter nach sich; die Ernte des Pflanzers mißräth; sein Vieh und seine Sklaven sterben; sein Haus brennt ihm über dem Kopf zusammen. Er selbst, verarmt und vom Glück verlassen, mit gebrochenem Herzen und nur von seinem treuen Sklaven Atargull begleitet, schifft sich nach Frankreich ein. Der Sklave verschafft ihm einen kärglichen Unterhalt durch seine Arbeit, wacht bei dem Kranken mit der anscheinenden Hingebung eines Sohnes. Wir finden den Pflanzer zuletzt auf seinem Todtenbett in einem elenden Zimmer im fünften Stock der Tirechappe zu Paris, wie er die Hand seines treuen Sklaven Atargull ergreift und gerade noch Gefühl und Verstand genug besitzt, um den ganzen Jammer zu durchschauen und zu empfinden, der jetzt über ihn hereinbricht. Der Sklave neigt sich über ihn, wie Zanga über den ausgestreckten Alonso, und donnert ihm die Worte ins Ohr: „Ich war es, der die Schlangen ins Brautgemach deiner Tochter brachte, ich war es, der Schuld am Tode deines Weibes und deines Schwiegersohnes ist, ich war es, der deine Neger und dein Vieh vergiftete. Du ließest meinen Vater wegen eines Verbrechens hinrichten, dessen er nicht schuldig war, und so vergelte ich dir diesen Dienst.“

Einigen andern Namen, die gleichwohl ein genaueres Detail verdienten, können wir bei dem beschränkten Raum nur wenige Zeilen widmen. Herr Paul Lacroix, bekannter unter dem angenommenen Namen Bibliophile Jacob, war ohne Zweifel der erste, der durch seine Soirées de Walter Scott den historischen Roman, in Scotts Manier, in Frankreich einführte. Bald folgten ähnliche Produktionen von demselben Verfasser, z. B. Les deux Forçats, Le Roi des Ribauds, und La Danse Macabre. Der letzte Roman ist eine von den gräßlichsten Gespenstergeschichten voll Hexerei, Blutgier, Seuche und viehischer Wollust, die uns je vorgekommen. Eine große Belesenheit und

genaue Kenntniß des Mittelalters, verbunden mit nicht geringer Auffassungsgabe und dramatischer Behandlungskunst, geben den Romanen dieses Verfassers einen hohen Grad von Interesse; aber nie wird ihm sein merklicher Mangel an Originalität einen bedeutenden Rang unter den Dichtern einzunehmen lassen. Neuerdings hat er durch seinen Roman Divorce und durch einen andern, Vertu et Tempérament bewiesen, daß das Feld seiner Beobachtung sich keineswegs bloß auf frühere Jahrhunderte beschränkt, sondern daß er auch ein geübtes Auge für die ihn umgebenden Verhältnisse der moralischen und geselligen Welt hat, und daß er die zerstörenden Uebel seiner Zeit richtig beurtheilt. Michael Raymond (wir glauben ein Militär) hat uns in seinen Erzählungen: Les Maçons, Les Intimes und Contes de l'Atelier lebendige Gemälde von dem pariser Leben gegeben. Gut für ihn und den Leser würde es seyn, wenn er eben so richtig fühlte, als scharf, wenn seine Sympathie mit der Tugend eben so aufrichtig wäre als der finstere Sarkasmus, mit welchem er die Häßlichkeit des Lasters zeichnet. Balzac, der Verfasser von Peau de Chagrin, den philosophischen Romanen und einigen tausend Beiträgen für Journale und Almanachs, ist ein Schriftsteller, der in vielen Stücken Janin gleich, aber von viel männlicherem Charakter ist. Ließe er sich bereden, sein Talent auf ein einziges Werk zu konzentriren, anstatt es in unzählige Kleinigkeiten zu zersplittern, so scheint er uns die wesentlichen Eigenschaften eines Schriftstellers von Bedeutung zu besitzen, wobei ihm jedoch ein Fehler anklebt, nämlich ein gewisser Cynismus, allzuwenig Rücksicht für das Schickliche, ein Mangel, der zwar in seiner Umgebung nicht sehr auffällt, der aber bei keinem Mann von Genie zu entschuldigen ist. Von Paul de Cock, der jetzt an Pigault le Bruns Stelle getreten ist, dem Novellisten der Grisetten und Badauds von Paris, ist uns gleichfalls Kunde zugekommen, aber von Rey Dusseuil mit seinem endlosen Heer von Romanen, die mehr verkleidete politische Pamphlets sind, mag man nicht gern hören. Doch möchten wir die Leser noch mit den Erzählungen der Madame Girardin und denen des Herrn Sand bekannt machen, welche sämmtlich in einem ruhigern Geist und mit mehr Haltung und Wahrheit geschrieben sind; aber wir fürchten, wir haben uns schon zu lange bei einem Gegenstand aufgehalten, der kaum eine so ernste Erörterung zu verdienen scheint; und da wir uns gewissermaßen in der Lage des Altmeisters Ariosto befinden, „Poiche da tutti lati è pieno il foglio,“ so verschieben wir diese Betrachtung auf eine gelegene Zeit.

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer.“

5. 4. Mode und öffentliche Meinung. Leben in den Fabrikstädten.

(Fortsetzung.)

„Ist aber dieß der gewöhnliche Zustand der Kinder der Armen, wie doppelt schwer lastend ist er erst bei armen Fabrikarbeitern! Welches schauderhafte Nachtbild frühen Leidens tritt uns aus den Zeugenverhören über die Manufakturbill*) entgegen. Wir wollen ein Beispiel herausheben:

*) Die beim diesjährigen Parlamente eingebrachte Bill über die Festsetzung der Arbeitsstunden für die jungen Fabrikarbeiter (Factory-Bill).

Zeugenaussage David Bywaters.

Wurdet Ihr nachher zur Dampfabtheilung genommen? — — Ja.

Wie alt waret Ihr da? — Ich glaube dreizehn Jahre.

Ist das eine Beschäftigung die viele Arbeit macht? — Ja; wir standen auf einer Seite und schlugen das Tuch herüber, und dann mußten wir auf die andere Seite, um das Tuch hinüberzuschlagen.

Waret Ihr einige Zeit dabei, ehe Ihr lange Stunden (long hours) arbeitetet? — Ja; es gab aber schon vorher so viel zu thun, daß wir oft auch die Nacht dazu nehmen mußten.

Wie alt waret Ihr, als Ihr zu dieser Nachtarbeit antratet? — Ich war beinahe vierzehn.

Wollet Ihr wohl diesem Untersuchungsausschuß die Arbeit näher angeben, die Ihr durchmachtet, als Ihr auf lange Stunden gesetzt wurdet und die Nachtarbeit dazu kam? — Ich fing Montags um ein Uhr Morgens an und machte fort bis Dienstag Nachts zwölf Uhr.

Wie viele Zeit hattet Ihr dazwischen zum Essen und Ruhen? — Wir fingen Montag Morgens ein Uhr an und machten fort bis fünf Uhr, und hielten dann eine halbe Stunde zur Erfrischung inne; dann machten wir wieder fort bis acht Uhr, zur Frühstückenszeit; da hatten wir eine halbe Stunde und dann machten wir fort bis zwölf Uhr, und hatten eine Stunde zum Mittagessen, und dann machten wir wieder fort bis fünf Uhr und hatten eine halbe Stunde zum Trinken, und dann fingen wir um halb Sechs an; wenn wir Lust hatten, konnten wir um Neun innehalten und dann eine halbe Stunde frei haben, wir dachten aber, es sey am Besten, anderthalb Stunden an einander zu haben, die wir um halb Zwölf haben konnten; so machten wir denn fort von halb Sechs an, hielten um halb Zwölf inne und ruhten anderthalb Stunden; dann machten wir wieder fort bis fünf Uhr und hielten dann eine halbe Stunde inne; dann machten wir wieder fort bis zur Frühstückenszeit, wo wir eine halbe Stunde hatten; dann bis zwölf Uhr, zur Mittagsessenszeit, da hatten wir eine Stunde; endlich hielten wir wieder um fünf Uhr, Dienstag Nachmittags, eine halbe Stunde lang zum Trinken inne; dann machten wir fort bis halb Zwölf und dann setzten wir ab bis Mittwoch Morgens fünf Uhr.

Auf weiteres Befragen fährt er fort, und wiederholt von Mittwoch an dieselbe Schilderung, wo er dann schließt: Wir hatten keine Trinkenszeit am Samstag Nachmittag; wir konnten's selten dahin bringen, am Samstag Nachmittag aufzuhören, wie die Andern.

* * *

Ihr sagtet, der Aufseher habe Euch ausgesucht, weil Ihr ein starker und gesunder Junge waret? — Ja, er sagte, er meine, ich sey der Stärkste, und so sollte ich nur gehen.

Waret Ihr ohne Gebrechen an Euren Gliedern, als Ihr Euch jener langen und übermäßigen Arbeit unterzogt? — Ja, das war ich.

Welche Wirkung machte sie auf Euch? — Sie machte mir eine Schwäche; ich spürte, daß mir meine Kniee arg weh thaten.

Hattet Ihr Schmerzen in Euren Gliedern und am Körper überhaupt? — Ja.

Zeigt einmal, welche Wirkung sie auf Eure Glieder hatte? — Ich wurde sehr schief davon. (Hier zeigte der Zeuge seine Kniee und Beine.)

Sind Eure Schenkel auch verbogen? — Ja, der Knochen ist ganz verbogen.

Wie lange, nachdem Ihr diese lange Arbeit auszuhalten hattet, währte es, bis Ihr Eure Glieder gekrümmt fühltet? — Die Leute sagten mir's sehr bald, ehe ich's noch selbst recht gemerkt hatte.

Was sagten sie Euch denn? — Sie sagten mir, ich würde ja arg verkrümmt in meinen Knieen; meine Mutter merkte es zuerst.

Was sagte sie denn darüber? — Sie sagte, ich würde mich mit dem langen Arbeiten noch zu Tode arbeiten.

Wenn Ihr Euch geweigert hättet, diese langen Stunden zu arbeiten und nur eine mäßige Zeit hättet arbeiten wollen, würde man Euch behalten haben? — Ich hätte nur heim gehen können; ich würde auf der Stelle fortgejagt worden seyn.

Zeugenaussage Elbin Hargraves.

Müßt Ihr bei Eurem Geschäft an dieser Maschine nicht immerfort euch strecken und schieben? — Ja, immerfort.

Welche Wirkung hatte dieses lange Arbeiten auf Euch? — Ich bekam ein Uebel am Knie und wurde krumm.

Waren Eure Kniee vorher gerade? — Sie waren gerade, bis ich in Herrn Browns Fabrik kam.

Ihr sagt, Ihr arbeitetet das ganze Jahr hindurch täglich siebzehn Stunden; thatet Ihr das ohne Unterbrechung? — Ja.

Konntet Ihr irgend eine Tag- oder eine Nachtschule besuchen? — Nein.

Könnt Ihr schreiben? — Nein.

Könnt Ihr lesen? — Ich kann ein Bischen in einem Buchstabirbuch lesen.

Wo lerntet Ihr denn das; gingt Ihr in eine Sonntagsschule? — Nein, ich hatte keine Kleider, um hineinzugehen.

Aussage des Herrn Thomas Daniel,
in Bezug auf die „Scavengers“ *) genannten Knaben.

Sie haben angegeben, es finde ein bedeutender Unterschied im Alter der zur Arbeit verwendeten Kinder statt; sind es die jüngern oder die ältern Kinder, welche den höchsten Grad von Arbeit und Anstrengung durchzumachen haben? — Die jüngern.

Diese nennen Sie Scavengers? — Ja, Scavengers und Middle-Piecers.

Wollten Sie ihr Durchschnittsalter angeben? — Das Durchschnittsalter der Scavengers übersteigt nicht leicht zehn Jahre.

Beschreiben Sie dem Untersuchungsausschuß die Art der Beschäftigung dieser Scavengers? — Ihr Geschäft besteht darin, die Maschinen, während sie im Gange sind, von jeder Art Staub und Unrath, der herumfliegen mag, rein zu halten, und sie müssen sich auf alle mögliche Art drehen und wenden, um ihnen beizukommen; ihre körperliche Anstrengung ist, meiner Meinung nach, größer, als sie auszuhalten vermögen, denn sie werden unaufhörlich gleichsam außer Athem erhalten.

Müssen sie nicht die Maschinen ausputzen, unter sie hinunter kriechen und um sie herumlaufen, und ihren Stand und ihre Stellung auf alle mögliche Weise verändern, um diese Maschinen in gehöriger Ordnung zu halten? — Sie sind in allen Arten von Leibesstellungen, in die sich der menschliche Körper nur bringen lassen kann, um den Maschinen beizukommen.

Sind sie dabei nicht besonders leicht Unglücksfällen ausgesetzt? — Ja, in vielen Fällen allerdings; doch jetzt nicht mehr so häufig, wie ehedem; die Spinner geben auf die Kinder mehr Acht als früher.

Glauben Sie, daß sie im Stande sind, eine so lange Zeit hin, als Sie angegeben, jene Arbeit zu verrichten? — Nicht ohne einen bedeutenden Nachtheil für ihre Gesundheit und Körperkraft.

Geben Sie, nach Ihrer eigenen Beobachtung und Erfahrung, die Wirkung an, die jene Beschäftigung auf sie hat? — Jeden Augenblick, den sie sich abmüßigen können, pflegen sich diese Kinder, der ganzen Länge nach, über und über schwitzend, auf den Boden hinzulegen, und wir sind genöthigt, sie entweder mit einem ledernen Riemen oder mit harten Worten zu der Arbeit anzuhalten; sie sind unaufhörlich in einem Zustande der Aufregung; sie müssen, meines Bedünkens, immerfort das Herz schwer haben, wenn schon Einige von ihnen nicht weinen können; ihr Zustand drückt ihren Geist tief herab.

Sie leben also in einem Zustande beständiger Angst, wohl oft Schreckens? — Sie sind immer in Furcht, und das schadet ihnen, meiner Meinung nach, so viel wie ihre Arbeit, da ihr Geist in einem Zustande steter Aufregung und Furcht ist.

Sie halten also ihre Lage für äußerst hart und jammervoll? — Und zwar in dem Grade, daß ich mir fest vorgenommen habe, meine Kinder nie in eine Fabrik gehen zu lassen, am wenigsten als Scavengers und Piecers.

Was meinten Sie mit der Aeußerung, diese Kinder seyen immerfort in Furcht und Schrecken? — Das kommt daher, weil wir die Arbeit gethan haben müssen, und deßhalb gezwungen sind, den Lederriemen oder harte Worte zu gebrauchen, was ich doch oft nicht übers Herz bringen kann, denn ich denke mir immer, wie weh es dem armen Kinde thun muß.

Meinen Sie nicht, daß ihnen ihre Arbeit am Ende des Tages noch schwerer fällt? — Allerdings, denn wir müssen mit ihnen gegen das Ende des Tages weit barscher seyn, als um die Mitte. Am meisten Mühe, sie zur Arbeit zu bringen, finden wir Morgens und nach vier Uhr Nachmittags; die langen Stunden, die sie den Tag zuvor gearbeitet haben, machen, meiner Ansicht nach, daß sie am Morgen ganz stumpfsinnig sind.

Haben Sie bemerkt, daß sie gegen die spätere Hälfte des Tages hin schläfrig sind? — Recht oft und viel.

(Schluß folgt.)

*) Scavengers — wörtlich: Gassenkehrer, Säuberer.

Vermischte Nachrichten.

Mehrere Thatsachen, sagt ein englisches Blatt, erweisen den unmittelbaren praktischen Nutzen der neuern Nordpolreisen auf einleuchtende Weise. Man hat alle Ursache zu glauben, daß wenn diese Reisen nicht unternommen worden wären, der Wallfischfang, der ein Kapital von mehr als einer Million Pfund Sterling in Bewegung setzt, und eine bedeutende Menge von Matrosen von Hull, Peterhead, Fraserburgh und andern Städten des Königreichs ernährt und bildet, für England verloren seyn würde. Seit einigen Jahren ist in den Sitten und Gewohnheiten dieser unerschrockenen Leute, welche den englischen und schottischen Schiffsrhedern und Seeleuten die Straße nach den arktischen Meeren öffneten, eine große Veränderung vorgegangen. Als dieser Fang seinen Anfang nahm, waren die Wallfische so gar nicht wild, daß man sie in den Golfen und Buchten von Spitzbergen fand, wo man Hunderte derselben ohne alle Mühe fing. Nach wenigen Jahren aber hatte man sie durch die unter ihnen angerichtete Niederlage nach fernern Strichen verscheucht, wo sie, weit von den Küsten, das hohe Meer gewannen. Der unermeßliche Ocean bot ihnen aber keinen Zufluchtsort gegen die Nachstellungen ihrer Feinde, denn man verfolgte sie so eifrig, daß nur allein die Holländer binnen wenigen Jahren mehr als 50,000 fingen. Immer vor ihren Verfolgern fliehend suchten sie endlich längs der ewigen Eislinie Schutz, von der Scoresby in seinem berühmten Werke spricht. Hier hat man in Einem Jahre ungefähr 1400 Stück gefangen. Der ewigen Verfolgung endlich müde, zogen sie sich in die ewigen Eisregionen zurück, wohin selbst die unerschrockensten Jäger nicht zu dringen wagten. Die Folge hievon war, daß der grönländische Fang, der ehemals in dem Meer betrieben wurde, das Grönland von Spitzbergen trennt, jetzt ganz aufgehoben wurde, und daß dieser Handelszweig sich endlich ganz verloren haben würde, wäre Kapitän Roß auf seiner ersten Reise nicht durch die Eismassen gedrungen, welche die Einfahrt der Baffinsbai so schwierig machen, und hätte er den Wallfischfängern nicht jene großen noch undurchforschten Meere geöffnet, in denen diese ungeheuern Cetaceen in großer Anzahl beisammen leben. Der nördlichste Theil der Baffinsbai, die Meerenge von Lancaster, Regentsinlet u. s. w. sind jetzt bedeutende Fischerstationen, und alle diese Gegenden sind von den neuern Seefahrern entdeckt oder doch wenigstens untersucht worden. Sie haben minder kühnen Abenteurern den Weg gebahnt, haben ihnen gezeigt, daß es in jenen Meeren Wallfische im Ueberfluß gibt, haben die Eisschranke durchbrochen, die von der Baffinsbai an noch nie überschritten worden war, und die Küsten und Landungsplätze so genau beschrieben, daß nachkommende Reisende des größten Theils der sonstigen Gefahren enthoben sind. Die Kosten der Entdeckungsreisen sind bereits reichlich vergütet, der Erweiterung geographischer Kenntnisse und des Gewinns, den die Wissenschaften überhaupt von ihnen zogen, gar nicht einmal zu gedenken.

Briefe aus New-Orleans vom 14 September melden, daß die Sterblichkeit in dieser Stadt auf eine furchtbare Weise fortdauere. Eine Menge von Fremden, die schon seit mehreren Jahren akklimatisirt zu seyn glaubten, sind Opfer der Epidemie geworden. Die Cholera, die am 7 August in Mexiko ausbrach, richtete dort großes Unheil an; es starben täglich zwischen 600 und 1000 Personen. Den Journalen ist verboten worden, das Publikum von den durch die Krankheit angerichteten Verheerungen in Kenntniß zu setzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 345. 11 December 1833.

Ueber den jetzigen Zustand und die künftigen Aussichten des Theaters in England.

(Nach dem Edinburgh Review.)

In der Parlamentssitzung vom Jahre 1832 machte Herr Bulwer einen Vorschlag in Betreff der schlimmen Lage der dramatischen Kunst in England, der die Aufmerksamkeit des Parlaments auf sich zog. Eine Kommission wurde ernannt, um eine Untersuchung über den Stand der Theater einzuleiten und über die Mittel zu berichten, ihnen wieder aufzuhelfen. Die meisten Glieder fanden natürlich die Gerichtsbarkeit und die Censur, welche der Lordkammerherr über die Theater ausübt, so wie das Monopol der beiden großen Theater, Covent-Garden und Drury-Lane, welche allein Stücke von 5 Akten aufführen dürfen, am tadelnswerthesten. Abgesehen von diesen Hemmnissen, welche zum Voraus hinweggeräumt werden müßten, wenn die dramatische Kunst überhaupt gedeihen solle, führt die Kommission als Hauptgründe für die Armuth der Theaterliteratur und die Abnahme des Geschmacks des Publikums an theatralischen Darstellungen namentlich drei Punkte auf: erstens die Sitte, spät zu Mittag zu speisen, zweitens den Umstand, daß der König die Theater nicht unter seinen besondern Schutz nimmt, und drittens die erklärte Abneigung gewisser religiöser Sekten gegen theatralische Vorstellungen. Dagegen ist jedoch zu bemerken, daß diese Abneigung gegen das Theater auch in den glänzendsten Perioden desselben stattfand, und die Gründe für das Sinken der dramatischen Kunst scheinen weit ernster, weit verbreiteter, viel tiefer gewurzelt und viel dauernder, als der angebliche Mangel an königlichem Schutze und als die Sitte spät zu Mittag zu speisen. Diese Ursachen, sagt das Review, sind so mächtig, daß keine Maßregel des Parlaments dem Theater seinen alten Glanz geben kann, und sie sind zum Theil von solcher Art, daß Niemand, wie sehr er auch die dramatische Kunst bewundern und wie aufrichtig er auch wünschen mag, daß sie aufs neue aufblühe, sie gänzlich unterdrücken möchte, wenn er es auch könnte. Eine freie und unausgesetzt thätige Presse, mehr Sinn für Häuslichkeit, größere Annehmlichkeiten im eigenen Hause, eine weit größere Verschmelzung der verschiedenen Klassen und zahlreichere Gesellschaften sind einige der Hauptgründe des Verfalls der Theater. Der Grad von Popularität, den die dramatische Kunst unter der Herrschaft der Königin Elisabeth erreichte, erklärt sich leicht durch die besondern Verhältnisse jener Zeit. Das Zeitalter Elisabeths zeichnete sich durch ein weitgreifendes Bedürfniß geistiger Genüsse aus, eine natürliche Folge der neuerrungenen Emanzipation der Geister. Die Schätze des klassischen Alterthums und die Entdeckung eines andern Welttheils, das Wiedererstehen der Künste und die Verbreitung der Wissenschaften wurden stets neue Quellen geistiger Genüsse, ohne den Reiz der Neuheit zu verlieren, und übten damals einen direkten Einfluß auf den Geschmack und Charakter einer Nation aus, deren Wohlhabenheit im Steigen war. Die Buchdruckerkunst war noch allzu unvollkommen und allzu eifersüchtig beschränkt, als daß sie dem allgemeinen Verlangen nach geistigen Genüssen hätte Genüge leisten können, und in England, wie ehemals in Athen, nahm die Gesellschaft, der die Mittel viel zu lesen fehlten, ihre Zuflucht zu dramatischen Darstellungen. Für einen Engländer jener Zeit war ein Theaterstück nicht bloß ein Drama oder eine Komödie, sondern auch ein Roman, ein Pamphlet, eine Revue, ein Magazin, und ein Journal obendrein. Mit Ausnahme der Poesie im engern Sinne war das Drama beinahe das einzige Mittel, durch welches man Ideen und Ansichten dem Publikum mittheilen konnte. Aehnlich jedem andern Erzeugnisse folgt auch die Literatur der ihr durch die Bedürfnisse des Publikums vorgezeichneten Bahn. Man erstaunt über die Masse von Talent, die damals an dramatische Produkte verschwendet wurde; das Erstaunen wird aber aufhören, wenn man untersucht, ob in den übrigen Zweigen der Literatur ein gleicher Aufwand von Geist stattfand. Die Sitten der Zeit waren mit diesem literarischen Bedürfniß und mit dieser Richtung des Nationalgeschmacks in Uebereinstimmung. Das Kostüm selbst war dramatisch, jede Klasse, jedes Gewerb hatte sein äußeres und sichtbares Zeichen, das man mit Leichtigkeit auf die Scene bringen konnte. Die Kleidung der Reichen war eben so glänzend als der Flitterstaat in den jetzigen Pantomimen; die pomphaften Aufzüge und die unter dem Namen Masken bekannten Darstellungen, welche die Reisen des Hofs belebten, die Hofschmeicheleien, welche von vornehmen Personen in einem phantastisch-allegorischen Kostüm dargebracht wurden, Alles zeigt uns unter Elisabeth Sitten, die mit den Theatervorstellungen im Einklang standen, Sitten, die von den unsrigen ungemein abweichen und nicht wieder kommen werden. Selbst im folgenden Jahrhundert unter einem minder-

frivolen Geschlechte, als der fanatische Prynne seinen plumpen Bannstrahl gegen das Theater schleuderte, wer trat auf, um offen gegen seine strengen Meinungen zu protestiren? Der ernste Stand der Rechtsgelehrten. Ueber hundert Mitglieder im reichen Maskenanzug und begleitet von einem zahlreichen Gefolge zogen zu Pferde und zu Wagen im glänzenden Zuge von Ely-House nach White-Hall, um vor dem König und der Königin eine „Maske" darzustellen. Grotesk gekleidete Personen begleiteten die Schaar, die von dem Generalprokurator, dem gelehrten Noy, angeordnet und geführt wurde! Kann man solche Dinge lesen, ohne den Unterschied zu fühlen, zwischen jener Paradezeit und den prosaischen und bedeutungslosen Gewohnheiten unserer Tage? Wer immer jene Zeit mit der unsrigen vergleicht, der wird, auch abgesehen von dem jetzigen Stande der dramatischen Kunst, zugestehen müssen, daß das Theater jetzt vergleichungsweise wenig Anziehendes hat. Ein Lesekabinet bietet jetzt Gelegenheit zu den mannichfachsten Aufregungen des Geistes zu jeder Stunde und weit wohlfeiler dar als das Schauspielhaus. Mancher verständige Bürger, der seine Bequemlichkeit liebt, zieht seinen Lehnstuhl am Feuer den Bänken in einem vollen Saale, ja einer Loge, und einen guten Roman oder auch ein gedrucktes Schauspiel einer Theatervorstellung vor.

(Fortsetzung folgt.)

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Im Monat Mai des Jahres 1831 bestand das regelmäßige Heer der Türken aus 15 Infanterieregimentern zu 4 Bataillonen, zusammen aus 45,000 Mann; aus 9 Reiterregimentern, 4980 Mann; aus 4 Artillerieregimentern zu 4 Kompagnien jedes; aus 4 Kompagnien Bombardiere, jede zu 120 Mann, endlich aus einigen Offizieren und Zöglingen des Geniekorps der Marine. Aus dieser schwachen Zahl von Truppen leuchtet hervor, daß das erste Feuer bereits verflogen war, die Desertion lichtete die Glieder. Mit der Kette um den Hals mußten die Rekruten zu den Instruktoren geführt werden. Die Bauern verstümmelten sich Hände, Augen und noch manche andere Glieder, um vom Militärdienste loszukommen. Man wird weiter unten sehen, welche Unzufriedenheit die Reform und hauptsächlich die neue Uniform in Anatolien zur Folge gehabt hatten. Allein mehr als dieser Antipathie des Volkes muß man den Schwierigkeiten der Militär-Administration und der Habgier der Großen die unermeßlichen Ausgaben und die geringe Vervollkommnung des Nizam Dschedid zuschreiben. Der Soldat erhält etwa sieben Franken oder zwanzig Piaster monatlich, der General 5000 Piaster. Die Portion Lebensmittel, im Felde wie im Frieden gleich, ist reichlich. Die Infanterieuniform besteht aus einem blauen Leibchen, halbanliegenden Beinkleidern, einer rothen Mütze ohne Schild, einem Ueberrock mit Aermeln und Kaputze, einem Paar Schuhen und einem Paar kleinen weichen Stiefeln zur großen Parade. Ueberdieß erhält der Soldat 2 Paar Unterbeinkleider von Leinwand, 2 Paar Hemden und einen Sommeranzug von weißem Serge. Die Grade unterscheiden sich durch Sonnen, Sterne oder Halbmonde in Wollborten oder von Metall, welche man auf der Brust trägt. Die Bombardiere, größtentheils Bosnier, deren Vorurtheile hinsichtlich des Kostümes man schonen wollte, trugen ihre hohen cylindrischen Filzmützen noch lange. Heutzutage tragen sie eine Art Tschako ohne Schild. Die Gewehre sind aus deutscher Fabrik, die Kavalleriesäbel alle nach verschiedenen Modellen. Die Artillerie, welche man wegen ihrer im Jahre 1826 geleisteten Dienste schont, reorganisirt sich nur sehr langsam. Eine Batterie besteht aus sechs 6- oder 8Pfd. und 120 Mann. Die Instruktion will nichts heißen, und das Material ist in bedauernswerthem Zustand. Die Schule der Muhendis oder Ingenieurs, ausschließlich von Türken geleitet, umfaßt 200 Zöglinge. Man lehrt daselbst Lesen, etwas Rechnen, Euclids Geometrie, Planzeichnungen und den Gebrauch der Boussole. Die Disciplin ist gleich Null; der Offizier ißt mit dem Soldaten aus Einer Schüssel. Das Kasernen- und Spitalwesen bedarf noch sehr großer Verbesserungen.

Es bleiben uns nur noch einige Worte über die Instruktoren Thevenin und Kalosse, welche in dem letzten Kriege nach Anatolien geschickt wurden, übrig. Der erstere ist ein französischer Artillerieoffizier von ausgezeichnetem Verdienste, den der Seraskier Chosrew Pascha zu seinem Vortheil auszubeuten sucht, dessen Rathschläge jedoch nur selten in Ausführung kommen. Der zweite ist ein piemontesischer Rittmeister, den die Revolution von 1821 aus seinem Vaterlande vertrieben, und der in französischen Diensten stand. Trotz aller Intriguen, mit denen er zu kämpfen hatte, genießt er eines ziemlich großen Kredits beim Sultan, dem er persönlich ergeben ist.

Aus den eben aufgestellten zwei Gemälden geht hervor, daß das regelmäßige Heer der Türken nicht mit Ueberlegenheit gegen das ägyptische aufzutreten hoffen durfte. Die Lage der Provinzen Anatoliens ist, wie wir nachweisen werden, nicht glänzender, als die der ägyptischen Provinzen. Betrachtet man den Zustand des Verfalls und der Unmacht, in welchem sich Syrien und die große Halbinsel westlich vom Euphrat befinden, nachdem sie seit den ersten Daten der Bibel, bis zu der Zeit, wo die Sultane Brussa mit Adrianopel vertauschten, eine so große Rolle in der Geschichte der Menschheit gespielt haben, so erscheint es beinahe lächerlich, von einem Systeme der Fortschritte, von einer fortwährenden Bewegung gegen eine bessere Zukunft zu reden. Man fühlt sich entmuthigt, und fragt sich, was aus dem Erbtheil der Intelligenz geworden sey, das die alten Einwohner dieses Landes ihren Nachkommen hinterließen. Mehrere Civilisationen sind nach einander in jenen Gegenden abgestorben. In den Urzeiten, aus der unbekannten Herrschaft der Pelasger, datirten sich die unterirdischen Ausgrabungen von Macri und die phrygischen Monumente von Seidi-Gazi; mit der babylonischen Herrschaft gleichzeitig sind die Ruinen von Bagdad und die künstlichen Berge von Man; der hellenischen Epoche gehören alle jene Bäder, jene Amphitheater und Tempel, welche die Ufer des Archipels und des rhodischen Meeres decken; dem römischen Reiche die antiken Straßen, welche die ganze Halbinsel durchziehen; der griechischen Herrschaft des Mittelalters die Kirche von Iznik. Heut-

zutage liegt die osmanische Civilisation, welche in ihren blühenden Tagen die schöne Moschee des Sultans Bajessid zu Amasia hervorgebracht hat, auf dem Todtenbette, und man kann mit Recht behaupten, daß kein großer socialer, politischer oder religiöser Gedanke jene 10 Millionen Einwohner mehr zusammenhält, welche die Pforte noch in Asien zählt. Jede Einheit ist verschwunden, und die Osmanen, das herrschende Geschlecht, gehorchen nur noch einigen Erinnerungen und Gewohnheiten. Der Sturz des Janitscharenthums hat ihr letztes Band aufgelöst. Sie haben vergessen, daß Eroberung ihre Bestimmung war, daß sie nur im Lager stehen, daß sie für immer in Sandschaks und Fahnen, wie zu einem fortwährenden Kriege eingetheilt waren, daß Konstantinopel nur ihr Hauptquartier ist, und daß sie sich alle gleich den Soldaten eines und desselben Heeres die Hand bieten sollten. Statt dessen haben sie sich auf dem Boden angesiedelt, in ihre Harems zurückgezogen, das Feudalsystem eingeführt, in Erbfeindschaften getheilt und ihre Verachtung der Christen hat aufgehört, sich auf Macht und Muth zu stützen. Der Besuch der Europäer, die Unabhängigkeit, in welcher eine fränkische Bevölkerung unter dem Schutze ihrer Gesandten lebt, die Anstrengungen der Griechen vor dem moreotischen Aufstand zu ihrer Wiedergeburt, alle diese Umstände zusammen haben bei den europäischen Türken sanftere Sitten und minder enge Ideen erzeugt, als man sie bei den asiatischen zu beobachten Gelegenheit findet.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten königlichen Feste zu Madrid.

1. Vorbereitungen.

Als am 7 April 1833 das königliche Dekret erschien, durch welches Ferdinand VII die Cortes auf den nächsten 20 Junius zur Feier der Jura oder Eidesleistung an die Prinzessin von Asturien nach Madrid berief, wurden auch zu gleicher Zeit die nöthigen Befehle zu den sogleich zu treffenden Zurüstungen zu den funciones reales oder königlichen Festen erlassen, von denen, nach alter Sitte, jene Feierlichkeit begleitet seyn mußte.

Auf der Plaza-Mayor besonders, wo bei solchen Gelegenheiten die Stiergefechte gehalten werden — die wesentlichsten und prachtvollsten in der Reihe dieser Feste — galt es große Arbeiten auszuführen. Sie wurden mit einer Thätigkeit und einem Eifer unternommen, betrieben und vollendet, die sonst den Castiliern — besonders wenn es sich von öffentlichen Bauten handelt — eben nicht eigen zu seyn pflegen.

Die Plaza-Mayor, die ein großes gleichseitiges Viereck von 404 Fuß Länge und 302 Fuß Breite bildet, war an ihrem östlichen Winkel durch den im Jahre 1819 erfolgten Einsturz zweier alter Häuser offen. Eines derselben, an dem man seit jener Zeit baute, das aber, Gott weiß unter welcher Regierung, fertig geworden seyn würde, stand, wie durch Zauber, binnen wenigen Tagen vollendet da, und das andere, zu welchem der Grundstein noch nicht einmal gelegt war, wurde, so wie auch ein drittes, das die Straße von Los Boteros schloß, schnell aus Holz und Leinwand hergestellt.

Während so die vier Façaden des Platzes vervollständigt wurden, erhob sich vor seinen Galerien auf allen Punkten zugleich das unermeßliche Amphitheater des Tendido; *) die beiden Toriles **) erstreckten sich in die Sonnenstraße und Kaiserstraße. Jetzt wurde nun die Brustwehr aufgerichtet, diese letzte Einfassung des Cirkus, und dann machte man sich daran, den Boden zu ebenen. Friedliche Stiere zogen hier ruhig den Pflug, um den Kampfplatz zu bereiten, auf dem das Blut so vieler ihrer Brüder fließen sollte. Kaum hergestellt, waren die Galerien des Schauplatzes auch schon mit Malern und Schlossern angefüllt; kaum war ein Brett festgenagelt und glatt gehobelt, so wurde es auch sogleich bemalt. Man arbeitete unausgesetzt, ohne sich Ruhe zu gönnen, am Tage bei Sonnenschein, Nachts bei Fackellicht; man arbeitete sogar des Sonntags. Des Sonntags! Das war noch nie geschehen!

Nichts wurde geschont, was dem freien Zugang oder der Verschönerung des Platzes auch nur im Geringsten im Wege stand. So befand sich z. B. im Callejon del infierno, einem der gewölbten Durchgänge, die nach dem Platze führen, über der Bude eines Schuhflickers eine heilige Jungfrau del Carmen, wie man deren in Madrid allenthalben unter den Portalen der Häuser und an den Straßenecken in Nischen stehen sieht. Zu allererst wurde, wie man leicht denken kann, der Schuhflicker entfernt; allein auch die arme Jungfrau verschonte man nicht. Man vertrieb sie ohne Gnade von dem Platze, den sie schon seit so vielen Jahren inne gehabt hatte, und übertünchte den von ihr verliehenen, auf der Mauer verzeichneten Ablaß.

Als die an der Plaza-Mayor vorübergehenden alten Christen — los christianos viejos — die den Gruß: Ave Maria purissima, noch immer mit Sin pecado concebida erwidern, diese Entweihungen sahen, blickten sie traurig gen Himmel, und riefen, ihre Schritte beschleunigend: Valgame Dios!

Dem Aufmerksamen bot sich indeß hier die trefflichste Gelegenheit, die unwiderstehliche, immer vorwärts schreitende, allenthalben Alles erneuende Bewegung des Jahrhunderts zu erkennen und zu beobachten. Auch in Spanien, dem Königreich Sr. katholischen Majestät, begann der Katholicismus zu schwinden, und diese Feste selbst, durch welche man doch gewissermaßen das Mittelalter wieder hervorrief, lieferten ganz unumwundene Beweise von der allgemeinen Abnahme des apostolischen Glaubens. — Wer vermöchte eine so in die Augen fallende Erscheinung zu läugnen? Einige Wogen des Stromes von Zweifel und Unglauben, der das allerchristlichste Frankreich überfluthete, begannen sich einen Weg über die Pyrenäen zu bahnen und sich über die katholische Halbinsel zu verbreiten.

Was übrigens die in Madrid sehr große Anzahl von Liebhabern der Stiergefechte betrifft, die eben nicht für philosophische Betrachtungen eingenommen, und deren religiöse Bedenklichkeiten sehr leicht zu beschwichtigen sind, so sahen diese mit reiner, ungetrübter Freude den Schauplatz zu den prächtigen Festen sich erheben, die man ihnen bereitete. So lange der Bau des Cirkus dauerte, wurde nicht leicht ein Pfahl eingeschlagen oder eine Bank aufgerichtet, ohne daß sie nicht dabei gewesen wären.

Die Karlisten versäumten indeß ihrerseits nichts, um den Eifer der aficionados oder Liebhaber abzukühlen, und die Menschenmenge, welche dieses große Amphitheater füllen sollte, schon im Voraus einzuschüchtern. Noch ehe der Bau vollendet war, fand man Anschläge tröstlichen Inhalts angeheftet, wie z. B. folgender:

Si no quieres ser quemado
No vayas al tablado. *)

Ist es wirklich wahr, daß einige Ehren-Familiaren des vormaligen heiligen Officiums entschlossen waren, diese Drohungen zu verwirklichen, so verrieth es von ihrer Seite große Ungeschicklichkeit, ihre Absicht so voreilig und auf diese Art kund zu geben, denn die Regierung, von diesem Vorhaben unterrichtet, bot natürlich Alles auf, um diesen Schwärmern das glänzende Auto-da-Fe zu Wasser zu machen, das sie zweifelsohne zum Gedächtniß jener halten wollten, die vormals auf diesem Platz unter günstigern Umständen so oft gefeiert wurden.

Unter den Maßregeln, die man zu Abwendung der angedrohten Gefahr vorkehrte, war unter andern eine, die, so zweckmäßig sie auch war, sehr streng erschien. Ein Erlaß des Corregidors verbot während der Dauer der funciones reales das Rauchen auf dem Platze gänzlich. Dadurch legte man nun freilich dem Volke, das seine Stiergefechte nur halb genießt, wenn es das bezwungene Thier nicht durch die Rauchwolken seiner Cigarren sterben sehen kann, eine harte Entbehrung auf, die um so schmerzlicher gefühlt wurde, als eine kürzlich erlassene königliche Ordonnanz — eine wahrhaft volksthümliche Verordnung — den Preis des

*) Das offene Amphitheater, wo das Volk sitzt.

**) Die Ställe, in denen die Stiere eingesperrt sind.

*) Willst Du verbrannt nicht seyn,
So geh nicht ins Theater 'nein.

Tabaks um ein Viertheil herabgesezt hatte. Hieß das nicht die Wohlthat gerade in dem Augenblick wieder zurücknehmen, wo man die schönste Gelegenheit hatte sie recht zu genießen? Wahrlich der Herr Corregidor hatte da einen Befehl erlassen, der ihm die herzlichsten Verwünschungen einbrachte.

Nächst den Arbeiten auf der Plaza-Major waren jene die bedeutendsten, die man im königlichen Kloster San-Geronimo vornahm. Der alten Sitte gemäß, mußte die Jura in seiner Kirche gefeiert werden; allein seit der des jezigen Königs, die im Jahr 1789 statt fand, hatte diese Kirche, während des Unabhängigkeitskrieges, durch den Brand des Palastes Buen-Retiro so sehr gelitten, daß sie, um ein würdiger Schauplaz für die vorzunehmende Feierlichkeit zu seyn, großer Ausbesserungen bedurfte. Und wenn die Generale Napoleons nicht glimpflich mit ihr verfahren waren, so gingen die Architekten Ferdinands VII, unter dem Vorwand die Wunden, die ihr König Joseph geschlagen habe, zu schließen, wo möglich noch barbarischer mit ihr um. Sie hatten sich damit begnügt, das Innere des gothischen Schiffs auszuweißen, und zwar, wie ich glaube, aus der einzigen Ursache, weil sie nichts Aergeres vorzunehmen wagten oder wußten. Das Portal, das man ganz ihrer Willkür übergeben hatte, bekleideten sie zierlich, ich weiß nicht mit welchem Ueberzug von Gyps, rosenrothe und grüne korinthische Marmorsäulen vorstellend. Da man einmal Hand ans Werk gelegt hatte, so blieb man nicht dabei stehen, Gebäude auszubessern und von Innen zu verzieren, man wollte auch so viel als möglich die Ruchlosigkeit der bilderstürmerischen Maurer sühnen, die es entstellt hatten. Die sogenannte griechische Façade verkleidete man, schlecht genug, mit einer gothischen, die zum Theil aus mit Leinwand überspannten Rahmen bestand und sich wie eine Theaterdekoration ausnahm.

Es schien in der That, als habe man auf dieser Kirche eine Uebersicht aller politischen Wechselfälle angeschrieben, die Spanien während der lezten zwanzig Jahre erfahren hatte. — Da die alte absolute Monarchie nach dem französischen Einfall stark erschüttert worden war und Risse bekommen hatte, so glaubten ungeschickte Reformatoren genug gethan zu haben, wenn sie sie mit Freiheit übertünchten und einen konstitutionellen Vorsaal anbauten. — Jezt, wo diese unpassende Charte verworfen worden ist, stellte man ein altes Bauwerk, ein Portal des fünfzehnten Jahrhunderts wieder her. Wird dieses wohl dauerhafter seyn? Ist es nicht eine verspätete Restauration?

Doch wer wird auch bei Festen Revolutionen aufschüren! Man hatte San-Geronimo gothisch bekleidet, weil das Gothische in Madrid Mode war und weil man Alles gothisch aufgepuzt hatte. Diese koquette Stadt, die sich an ihren funciones reales so prächtig schmückt, schien sich sogar zu schämen, ihre Brunnen, von denen die meisten aus der besten Zeit des schlechten Geschmackes sind, unbekleidet zu zeigen und deßhalb hatte man sie mit zierlichen gothischen Kapellen überbaut. — Eine seltsame Einfassung! mitten durch die Kleeblattkreuze und offenen Bogengräten sah man die Tritonen, Najaden und Amorn von Ribera inmitten ihrer Guirlanden mit ihren Muscheln spielen.

Allein nicht bloß die Regierung und Seine Exzellenz, der Ayuntamiento *) hatte sich bei dieser Gelegenheit mit Façaden und Tempeln in Unkosten gesezt, sondern auch viele große Herren und reiche Eigenthümer hatten, als gute und getreue Unterthanen, nichts gespart, um ihren Palästen das rittermäßigste und feudalistischste Ansehen zu geben. So war das Hotel des Herzogs von Frias, das vollkommenste Muster dieser Art, in ein mit Zugbrücke, Ausfallpförtchen, Bogenfenstern und Wartthurm versehenes Kastell verwandelt worden, auf dem das Banner des Hauses flatterte.

Man muß indeß gerecht seyn: nicht alle Künstler, denen man die Sorge anvertraut hatte, die Hauptstadt zu schmücken und zu verschönern, hatten den griechischen Styl und die Mythologie verschmäht. Der Palast des Kommissärs der Cruzada zeichnete sich durch eine glückliche Verschmelzung von Verzierungen aus allen Schulen und Zeitaltern aus. Die Säulen des Herkules erhoben sich hier neben den Spizthürmen einer Kathedrale, zwischen denen der Phönix, das Sinnbild der Unsterblichkeit des königlichen Geschlechts aufstieg. Um die Minerva auf dem Stadtplaz hatte man eine Galerie erbaut, die ganz der dorischen Ordnung angehört haben würde, wäre nur die Bogengräte im Hintergrunde nicht gewesen, auf deren Spize man einen liegenden Neptun angebracht hatte.

Während man die Brunnen so gut versorgt hatte, wurde die Venus der Puerta del Sol — die Mari-Blanca, wie das Volk sie nennt, — weit minder günstig behandelt. Sie verschwand gänzlich unter einer 10 Fuß hohen, am Fuß mit Grau in Grau gemalten Schnörkeln verzierten Säule, auf deren Spize eine Statue zu Fuß von Sr. Majestät Ferdinand VII prangte. Arme Mari-Blanca, sie die so gern sich von der Sonne bescheinen ließ, sie die gewohnt war, so viele Neuigkeiten und politische Mittheilungen mitanzuhören, was hatte sie doch verbrochen, daß man sie so einkerkerte, daß man ein so schweres und so klassisches Monument auf ihre Schultern stellte.

Das Haus, welches die schönsten mythologischen Gemälde aufzuweisen hatte, war das des Herzogs von Hijar, vor welchem man nachgebildete Boskets errichtet, wo man in Nischen von grünem Laubwerk die Statuen des Handels, der Industrie, des Ackerbaues, des Ueberflusses und andere allegorische Gottheiten erblickte, die vor Zeiten ihre Altäre in Iberien gehabt hatten. Ueberdieß hatte man noch alle Kirchen, Klöster, öffentliche und Privatgebäude, die nicht prachtvoller verziert worden waren, wenigstens übertüncht oder gereinigt, und das Straßenpflaster ausgebessert, kurz, man hatte die Stadt ganz neu herausgepuzt.

Man blieb indeß nicht bloß bei den Dekorationen stehen; die Zahl der Personen, die auf dem Schauplaz auftreten sollten, war groß, und alle bedurften angemessene Kleidung. Zwei Monate hindurch waren bei allen Schneidern, in allen Gewölben und bei allen Nätherinnen, Sticker und Stickerinnen beschäftigt, Hofkleider, Galauniformen und Anzüge von Toreros *) oder von Kammerherren mit Flittern zu besezen. Da viele der Schauspieler nicht ganz fest in ihren Rollen waren, so wurden nicht nur vom Stiergefecht, sondern auch von den meisten der Feierlichkeiten Proben gehalten.

Am 19 Junius endlich, mit Tagesanbruch, wo der Vorhang aufgezogen werden sollte, war Alles fertig, die Anschlagzettel befestigt, das Programm des Festes ausgetheilt und das Publikum in Kenntniß gesezt, daß es eine ganze Woche dauern solle. Am folgenden Tag begann das berühmte siebentägige Schauspiel — la famosa comedia. — Die Menge der Zuschauer war groß; außer den Einwohnern von Madrid hatten sich mehr als 40,000 Neugierige aus den Provinzen und dem Auslande herzugedrängt, die sich alle so gut als möglich unterzubringen suchten. Jene alten Schauspiele sollten also wieder aufgeführt werden, die man seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr gesehen hatte — jene alten Stücke des spanischen Theaters, die zuweilen so geschmacklos und ungereimt, immer aber unterhaltend, merkwürdig und voll von Poesie und Interesse sind.

(Fortsezung folgt.)

---

*) Die Munizipalität; man gibt ihr den Titel Exzellenz.

*) Unter dieser Benennung begreift man alle, die den Stier bekämpfen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 346. 12 December 1833.

Scenen an und auf der Newa.

(Von einem Engländer geschildert.)

Die Russen in ihrer heutigen Hauptstadt sind ein fröhliches, leichtherziges Völkchen, und die Länge und Strenge ihres Winters gibt ihrem Wesen keineswegs jenen düstern Anstrich, der an den meisten der sogenannten barbarischen Nationen bemerkbar ist. Aber Sommer und Winter bringen eben ihre Reize und Vergnügungen mit, und gerade der leztere, als wolle er allen Unannehmlichkeiten seiner rauhen und langdauernden Unwirthlichkeit Troz bieten, ist bei den Russen die Jahreszeit der Fröhlichkeit und des vornehmen Tons. Die Häupter des Landes strömen in dieser Jahreszeit zu ihren Stadtpalästen herein, und stürzen sich in eine endlose Runde von Festen und Lustpartien, die an Pracht und Glanz ihres Gleichen suchen. Der Czar bezieht dann seinen Winterpalast, die kaiserliche Stadtresidenz, und vermehrt durch eine Reihe von Bällen und Maskeraden, die er dem Hof und dem Adel gibt, die allgemeine Fröhlichkeit. In der That, mitten in der allgemeinen Stockung der Natur wird die Gesellschaft in St. Petersburg erst recht lebendig. Die strenge Kälte wird dort weniger empfunden als anderwärts; denn in den Häusern, welche durchaus mit Oefen geheizt werden, läßt sich die Temperatur auf das genaueste regeln, so daß man im tiefsten Winter innerhalb der Thüren keiner besondern Kleidung bedarf, und bei einer Morgenschlittenfahrt braucht man die Vorsicht, sich bis an die Augen in Pelz einzuhüllen. Selten bricht der Winter vor der Mitte des Aprils auf, und da sich der kurze Sommer mit eiligen Schritten naht, so ist dieß für die vornehme Welt das Zeichen sich nach ihren Schlössern und Landsitzen zurückzuziehen, um dort die 3 Sommermonate zuzubringen, welche eben so heiß sind, als der Winter kalt war. Petersburg wird nun verhältnißmäßig verödet, nur der Kaufmann, und wen sonst seine Beschäftigung dazu nöthigt, bleibt zurück; doch auch in dieser Zeit findet man den Czar, wenn die Geschäfte des Reiches seine Gegenwart erfordern, häufig in seinem Winterpalaste, wo er denn natürlicher Weise von dem Hof umgeben ist, und viele vom Adel sich angeschlossen haben. Aber auch diejenigen, die in der Stadt zu bleiben verbunden sind, richten es so ein, daß sie sich auf die gute Jahreszeit ihre Schlösser und Landhäuser in der Umgegend kaufen oder miethen, wo sie, nur wenige Meilen von der Stadt entfernt, ihre Zeit größtentheils im Schoß ihrer Familien verleben können. Viele dieser Villen liegen anmuthig auf den schönen Inseln der Newa, und sind in italienischem Styl erbaut, mit langen Portikos oder Verandas, die ein verschwenderischer Blumenflor bedeckt. Der Sommer hat, der erdrückenden Hitze ungeachtet, ebenfalls seine eigenthümlichen Reize, die Abende verschlendert man in den öffentlichen Gärten der krestowischen Insel, in den Anlagen des Yelagin-Palastes, in den mannichfaltigen anderen schönen Plätzen der Insel herum und in der Nachbarschaft der Stadt, während die Fahrwege in allen Richtungen von dem höhern und niedern Adel belebt sind, der da in seinen offenen Wagen und Droschken herumfährt oder herumreitet. Da es in dieser Periode des Jahres nicht eigentlich Nacht wird, so werden diese Vergnügungen bis zur späten Stunde fortgesezt, worauf die Schlösser erleuchtet werden, und Klänge der Lust und Musik von allen Seiten ertönen. Ich werde nicht leicht den angenehmen Eindruck vergessen, den an einem jener kühlen und köstlichen Abende, nach einem mit Beschauung von Stadtmerkwürdigkeiten hingebrachten Tage, meine erste Spazierfahrt durch diese Inseln auf mich gemacht hat. Ich schiffte mich mit einem Freunde auf dem großen Arm der Newa ein, einem prächtigen Strome, so breit wie die Themse an der Waterloobrücke, aber nicht, wie dieser Fluß, durch schlammige Ufer, Kohlenwerften und häßliche Gebäude verunstaltet. Nein, ein tiefer klarer Strom fluthet (da der Belt keine Ebbe oder Fluth hat) beständig in gleicher Fülle hin, zwischen stolzen, aus rothem Granit massiv erbauten Kais oder Dämmen, mit niedrigen Brustwehren und prächtigen Landungsplätzen. Auf den Kais scheidet ein breiter Fahr- und wohlgepflasterter Fußweg, der an den Brustwehren hinläuft, die Reihe der das Ufer schmückenden Paläste und prachtvollen Gebäude von dem Flusse selbst. Indem wir die Stadt verließen, glitten wir einen Kanal hinauf, welcher den großen Stromarm mit der sogenannten kleinen Newa verbindet, und gelangten auf eine breite Wasserfläche, die von zahlreichen sich durchkreuzenden Nachen belebt war, während die Ufer eine reizende Abwechslung von Gehölz und offenen Rasenplätzen, von zierlichen Villen und Schlössern zeigten. Alles dieß zusammen bildete eine köstliche Landschaft. Wir stiegen an der krestowischen Insel aus, durchstrichen die Anlagen, durchwanderten, an dem Schlosse des Gutsherrn vorüber, eine lange durch den Wald gehauene Allee, deren Sei-

ten änge in perspektivischer Ferne einen Tempel oder eine Bildsäule gewahren ließen, und gingen dann mittelst einer Holzbrücke über einen andern Arm der Newa, wo wir Gruppen von Müßiggängern, wie wir selbst, begegneten, welche die Kühle des lieblichen Abends genossen, und mit gutem Anstand die Angriffe der Stechfliegenschwärme aushielten. Wir besuchten jetzt ein anderes Eiland, und unser Weg führte uns zwei Meilen weit durch öffentliche Anlagen auf höchst geschmackvoll und mannichfaltig geschlungenen, durchaus reinlich gehaltenen Kieswegen. Diese nach den umherliegenden Villen und Dörfern führenden Spaziergänge stehen Jedermann offen, und den Augen eines Ausländers fällt es besonders angenehm auf, daß diese Rasensitze, diese Blumen und Hecken jenen Geist der Zerstörung und des Muthwillens, der sich anderwärts so gern an Gartenanlagen vergreift, durchaus nicht zu fürchten scheinen. Freilich schwebt hier den Leuten beständig die Knute vor den Augen, und die immer wachsame Polizei läßt den Pöbel nicht an das Verwüsten denken. Plötzlich traten wir aus den Anlagen an einen breiten Arm der Newa vor, auf deren Ufern, unter den Bäumen, eine Fahrbahn am Saume der eben verlassenen Anlagen hinlief. Mehrere fröhliche Gesellschaften schöpften hier frische Luft; andere saßen in zierlichen, kleinen, nach allen Seiten offenen Tempeln auf bequemen Sophas beisammen, und nahmen Gefrornes, Kühltränke und sonstige Erfrischungen zu sich. Aus einem solchen, von üppigem Laubwerk beschatteten Pavillon war die Aussicht auf den Fluß wundervoll malerisch und lebendig. Zu beiden Seiten des Wassers lagen zahlreiche heiter aussehende Landhäuser in ihren schönen Anlagen und Gärten zerstreut. Eine hübsche Brücke führt hier über den Strom, von dessen jenseitigem Ufer aus einem dichtgepflanzten Lustwäldchen die elegante Säulenhalle des Sommertheaters, genannt Kamennoi Ostrow, verstohlen hervorschaut. Dieses Theater ist bloß im Sommer offen, und, obgleich fünf Werste von der Stadt entfernt, der Versammlungsort der vornehmen Welt. Ein weiter offener Raum in der Fronte stand voll Droschken und gesattelter Offizierpferde. Das Theater stößt an den Sommerpalast Yelagin, eine elegante italienische Villa, nicht sehr groß, mit einem sanft abfallenden Rasenplatze nach dem Wasser zu, und sehr schönen und ausgedehnten Anlagen. Wir setzten unsern Spaziergang am jenseitigen Ufer unter Alleen fort, einem wohlbewässerten Fahrweg entlang, und kamen an mehreren Villen vorüber, welche, wenn gleich aus Holz, im besten Styl der italienischen Architektur erbaut, und fast ganz unter einer Fülle von Blumen versteckt waren. Wir gingen abermals über die Newa auf der Wassili-Ostrow-Brücke; an dieser liegt der kaiserliche Sommerpalast, welchen damals der Großfürst Michael bewohnte, ein großes und hübsches Gebäude, mit der Fronte gegen den Fluß gekehrt, aber fast ganz hinter Bäumen verborgen. Neben dem Palaste, und einen Eingang zu ihm bildend, liegt am Fuß der Brücke äußerst artig, ein kleiner, aus rothen Backsteinen erbauter, gothischer Thorweg mit einer Warte oder einem Thurme, der aus düstern hohen Bäumen hervorschaut, die seinen Hintergrund bilden. Die Aussicht von den Brücken Wassili-Ostrow und Kamennoi ist vollkommen zu nennen. Der Strom ist hier sehr breit, völlig klar und spiegelglatt; die Ufer zu beiden Seiten zeigen eine Reihe von Gehölzen, offnen Stellen, Gärten und Landhäusern, nebst den beiden Palästen und dem Portikus des Theaters. Als wir über die Brücke hinüber waren, betraten wir wieder geschmackvolle Anlagen, und gingen unter den Fenstern eines oder zweier Schlösser, an Statuen, Tempeln und Springbrunnen vorüber.

(Schluß folgt.)

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Die Regierung ist, was der Aufklärung Ehre macht, thätiger und findet mehr Anklang im europäischen als im asiatischen Antheil; sowohl die Paschas als die Unterthanen haben nie jenen Geist der Empörung gezeigt; die Steuern werden hier ohne Schwierigkeit erhoben. Smyrna ist eine der ersten Städte, in welchen die Militärreform Anklang fand. Allein je weiter man in das Innere des Landes kömmt, je seltener sich Franken nur noch als einzelne Reisende zeigen, desto mehr nimmt die Civilisation ab. Nähert man sich den mittlern Hochebenen von Klein-Asien, so findet man, daß der Anbau sich kaum noch auf eine halbe Stunde um die Dörfer her erstreckt. Die Einwohner haben sich nach den Bergen geflüchtet und vermeiden die Nähe großer Straßen, wo sie der Unterdrückung und den Frohnen zu nahe sind. Es ist ein statistisches Räthsel, daß die unzugänglichsten Gegenden, nach denen kaum Fußpfade führen, die bevölkertsten und reichsten sind. Dieses Räthsel löst sich, wenn man bedenkt, daß Truppeneinquartierung mehr gefürchtet wird als die Pest. Zwar schreiben heutzutage die Firmane des Großherrn gewisse Entschädigungen zu Gunsten der Einwohner vor, allein konnten und können sie ausgeführt werden? — Die herrlichen Ebenen von Eski Schehr sind verlassen seit der Zeit, als Sultan Murad sie auf dem Marsche nach Bagdad mit 300,000 Mann durchzog. Er dachte nicht daran, daß Lebensmittel zur Erhaltung dieser zahlreichen Armee nöthig seyen, und somit brachte sein Marsch die Wirkung eines Orkans hervor. Wenn ein Korps jener Reiter, welche sich unter dem Namen der Delhis im Gefolge der Paschas befanden, in eine Stadt oder in ein Dorf kam, so war die Bestürzung allgemein. Der Gruß, womit sie ihre Wirthe empfingen, bestand in Stockschlägen; hierauf erklärten sie, was man an Schafen, Hühnern ꝛc. ihnen abzuliefern habe. Jeder Augenblick der Zögerung ward mit neuen Schlägen gestraft. Waren die Schafe und Hühner geliefert, so ließ sich der Delhi eine Summe unter dem Titel der Messer-Schärfung ausbezahlen. War die Mahlzeit fertig, so mußte der Quartierträger eine zweite Summe bezahlen. Die Vertheilung des Pferdefutters war gleichfalls mit einem Trinkgelde verknüpft; daher war auch die Einquartierung eines Delhi für den Dorfbewohner gleich bedeutend mit seinem gänzlichen Ruin. Klage beim Pascha führen, war eben so viel, als sich der Abbrennung seines Eigenthums, dem Tode aussetzen. Aus all diesem wird klar, daß der Bauer in Anatolien sowohl vor den großen Straßen als vor den Truppen einen gerech-

ten Abscheu hat, und auf welche Hindernisse eine europäische Armee bei ihrem Uebergange stoßen würde, selbst wenn sie im Besitze des schwarzen und des mittelländischen Meeres wäre. — Die Turkomanen, Nomadenstämme, welche ihre Zelte zuweilen einige Meilen vom Ufer des Archipels aufschlagen, und der Pforte nur geringen Tribut entrichten, sind gleichfalls eine Ursache der Verheerung. Je weiter man sich von den Küsten entfernt, desto zahlreicher werden sie. Die Musellims, Stellvertreter, oder vielmehr Pächter der Paschas, die größtentheils zu Konstantinopel leben, sind die Unterdrücker im Kleinen; zu jeder Stunde plündern sie den armen Bauer, und lassen ihm nach einem kraftvollen, aber sehr verbreiteten Ausdrucke, nichts übrig als die Augen zum Weinen. Das Wohl des Volkes, oder Ehrfurcht vor den Befehlen der Pforte, sind ihnen fremde Dinge. Regieren heißt in ihren Augen Steuern an Menschen und Geld erheben, gehorchen ist ihnen gleich bedeutend mit Fürchten. Schon auf 40 — 50 Stunden von der Hauptstadt gilt nur das Recht des Stärkern. Auch gab es wohl schon mehr als Einen Türken oder Raya von Kühnheit und körperlicher Kraft, der sich zum Haupte einer Bande aufwarf, und während einer Reihe von Jahren einen Distrikt verheerte, ohne daß man daran dachte, ihn zu beunruhigen. War er später dieses abenteuerlichen Lebens müde, so schloß er mittelst eines Geschenkes Frieden mit dem Pascha, und kehrte unangefochten und friedlich wieder in seine Familie zurück. Nähert man sich dem Euphrat, so wird die Auflösung des geselligen Verbandes noch weit schrecklicher. Man befindet sich dann mitten unter den unabhängigen Stämmen der Curden und Yezdis, welche den bösen Geist anbeten. Wendet man sich gegen Norden, so findet man die Lasen und alle jene wilden Volksstämme, welche, gleich den Geiern, in den Schluchten des Kaukasus hausen. Südlich findet man die Araber der Wüste im Kampfe mit den Karawanen und die ewig uneinigen Bewohner des Libanon. Ueber diese unermeßliche Linie sind die Jahrhunderte vergeblich hingegangen. Was uns die Alten und die Kreuzfahrer des Mittelalters von diesen Gegenden erzählen, ist noch immer wahr. Die Pfeile, Köcher und andere Waffen, welche man in unsern Zeughäusern zeigt, sind dort immer noch im Gebrauche. Nur durch Zufall oder in Folge der innern Zwiste wird das Ansehen der Pforte noch anerkannt. Die Paschas, deren Aemter sich größtentheils vererben, befinden sich in fortwährendem Aufstande.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Bulwers „England und die Engländer."

§. 4. Mode und öffentliche Meinung. Leben in den Fabrikstädten.

(Schluß.)

Ich könnte, ohne lang zu wählen, aus jeder Seite dieser voluminösen Zeugenaussagen diese Beispiele *) von Kinderleiden ins Endlose vervielfältigen; allein das Gesagte wird hinreichen, des Lesers Verstand zu überzeugen, und wie ich gern und zuversichtlich hoffen möchte, ihm das Herz zu öffnen.

So für die Schule des Elends vorbereitet und herangewöhnt, tritt der Knabe ins männliche Alter, gealtert und doch noch in jugendlichen Jahren, durch frühzeitige Kraftererschöpfung zu dem furchtbaren Hülfsmittel künstlichen Kraftreizes getrieben. Branntwein, *) nicht einmal den reinen Geist, sondern seine gräßliche Verfälschung, Opium, betäubende Mittel, das ist der entsetzliche Kitt, mit dem er die Risse und Spalten eines zerrütteten und ausgemergelten Körpers ausbessert. Er heirathet, und wird nun, wie sein Erzeuger, ebenfalls der Erzeuger neuer Leidensgeschöpfe. Im spätern Lebensalter bekommt er eine oberflächliche Kenntniß von politischen Dingen; legislative Theorien ziehen ihn lockend und einlullend von seinem eigenen elenden Ich ab, und kein Wunder, daß er da, mit der vollen bittern Erfahrung des gegenwärtigen Systems, nach Neuerung gierig sich sehnt!

In Fabrikstädten ist der Verkehr der Geschlechter gewöhnlich entartet und grobsinnlich. Die Zahl der unehelichen Kinder ist zwar, ich gebe es zu, in einem Manufakturdistrikt verhältnißmäßig geringer, als in einem ackerbautreibenden Bezirke; allein man hat aus dieser Thatsache den ganz falschen Schluß gezogen, die sinnlichen Ausschweifungen seyen in den erstern minder allgemein, als in den letztern, ein arger Irrthum! Die Unkeuschen sind nicht fruchtbar. Der Ursachen, warum es in Fabrikstädten weniger uneheliche Kinder gibt, sind mancherlei; ich will hier nur auf zwei hindeuten, die schlechtere Gesundheit der Weiber und das verzweifelte Auskunftsmittel, das Kind schon im Mutterleibe zu zerstören. Daß diese beiden Thatsachen richtig sind, wird Jeder, der mit aufmerksamen Augen den Zustand der Fabrikbevölkerung, wie er ist, gesehen und beobachtet hat, anerkennen. Das Hauptübel der Geschlechtsausschweifung liegt fast weniger in seinem Einfluß auf den Verstand, auf die Grundsätze, als auf das Herz und auf die Neigungen. Wenn die Leidenschaften abgemüdet und erschöpft sind, so liegen die liebevollen Gefühle, die jenen ihren Ursprung verdanken, in todter Unthätigkeit. Die Reize der Geselligkeit, die Bande des häuslichen Lebens, die zärtlichen und liebevollen Beziehungen zwischen Mann und Gattin, Mutter und Kind sind keine mit einem Leben voll unreiner Begier vereinbaren Segnungen.

Unter diesen düstern Seiten unserer Manufakturbevölkerung trifft man aber auch Lichtseiten. Viele von den Fabrikarbeitern haben sich durch das ansteckende Beispiel warnen und nicht verführen lassen, und von diesen könnte ich einige namhaft machen, die mit ihrem reichen Wissen, ihrem gesunden Verstande, ihrem warmen Gefühl und ächter Tugend sich neben die stolzesten Zierden des Landes stellen dürfen. Mein gutes Glück hat es gefügt, daß ich mit vielen der arbeitenden Klasse, nicht bloß als ein Mitglied des Parlaments, über öffentliche Angelegenheit, sondern auch in meiner höhern Eigenschaft als Schriftsteller über mancherlei Ideen, die sich in Literatur und Wissenschaft ihrem hellen forschenden Geiste häufig aufdringen, in Briefwechsel stand. Ich habe nicht bloß schriftlich mit diesen Männern, sondern auch persönlich mit Andern ihres Standes verkehrt, und dabei immer gefunden, daß eine große Schärfe der Beobachtung selbst noch die minder auszeichnende Seite ihres Charakters ist, als eine gewisse edle und uneigennützige, ächt menschliche Richtung ihres Gemüths. Unter solchen Männern wollte ich ohne Laterne den wahren Philanthropen mir suchen. Innigst mit dem, was ihren Standesgenossen Noth thut, bekannt, ist ihr Dichten und Trachten vor Allem darauf gerichtet, ihnen Erleichterung und Rechtshülfe zu verschaffen: sie haben die — Leuten, die sich ein wenig über Ihresgleichen erhoben haben, so gewöhnliche Eifersucht nicht; sie wünschen mehr „die Unglücklichen, als sich selbst empor-

---

*) „Wir müssen denn doch," schreien einige Pseudo-Staatswirthschafter, „noch weitere Untersuchungen in Bezug auf die Factory-Bill anstellen lassen." — Wir haben eine weitere Untersuchung anstellen lassen, und wozu? Um zu beweisen, daß man die Kinder über zehn Stunden des Tags eigentlich arbeiten lassen kann.......? Nein, lediglich um zu beweisen, daß man die Fabrikherren verläumdet hat. Schon recht; das ist aber eine ganz andere Sache. Laßt uns zuerst denen, die, wie Ihr selbst zugebt, über die Maßen mit Arbeit angestrengt sind, Rechtshülfe bringen, und dann wollen wir auch denen ihr Recht widerfahren lassen, denen man, wie Ihr vermuthet, mit Unrecht Böses nachsagt. Der große Irrthum des Liberalismus unserer Zeit besteht in dem Glauben, eine Regierung dürfe nie einschreiten, außer durch das Medium des Steuererhebers. Eine Regierung sollte einen Vater vorstellen; bei uns stellt sie bloß einen ungestümen Mahngläubiger vor, der den Gerichtsdiener hinter sich hat. Der Verf.

*) Gin. — Wachholderbranntwein.

zuheben;" ihre Plane und Entwürfe sind nicht für sie, die Einzelnen, nein, für ihre ganze Klasse. Ihr Ehrgeiz ist ein gottgleicher, denn er will erleuchten und beglücken. Es gibt eine göttliche und heilige Art Ehrgeiz, der nur ein anderes Wort für wohlwollende Menschenliebe ist. Diese Männer sind es, die Gewerbeschulen (Mechanic's Institutes) und einen umfassenden Volksunterricht zu begründen streben; die laut ihre Stimme gegen Besteurung des Wissens (taxes on knowledge) erheben; die wollen, daß Tugend die Grundlage der Glückseligkeit sey. Ich kenne in der That keine Klasse von Männern, die die höhern Saiten unseres Mitgefühls lebendiger anregte, als die eben geschilderte, und keine, die mächtiger zu unserm Mitleid spräche, als die weit zahlreichere Klasse, der sie aufzuhelfen bemüht sind.

Der gemeinsame Kennzug der Arbeiter, der selbst mitten in all' den elenden Verhältnissen und Ausschweifungen, wie sie so häufig bei ihnen vorkommen, sich kund gibt, ist, ihr Sinn und Wünschen steht besser und höher als ihre Lage. Alle haben sie das Verlangen Kenntnisse zu erwerben. Sie gehen in die Branntweinschenke und doch erörtern sie dort die Grundbedingungen der Tugend! Mit den herbsten Prüfungen des Lebens aus eigner Erfahrung vertraut, wird ihnen ein reges Mitgefühl für jede Unterdrückung eigen. „Die ganze Welt ist ihr Heimathland." Aus allen ihren politischen Theorien leuchtet diese Gemüthsrichtung hervor; aus der tiefen Nacht ihrer eigenen Noth lassen sie jene Donnerrufe erschallen, die die Ungerechtigkeit mit Schrecken erfüllen. Ihre Stimme ist es, die gegen das Unrecht in jedem Winkel der Welt am frühesten sich vernehmen läßt, am spätesten erstirbt; sie machen für sich gemeine Sache mit den niedergetretenen Polen, mit Ireland, das der Dragonersäbel zum Schweigen brachte, mit den Sklaven Jamaika's, mit den Menschenopfern Hindustans: wo immer ein Leiden sich zeigt, da verbindet auch ihre Erfahrung sie mit ihm, und ihre Bestrebungen, ihnen selbst von keinem Nutzen, tragen oft dazu bei, das Zünglein der Weltwage gerade zu richten. Wie (nach dem sinnigen arabischen Sprüchwort) der Barbier seine Kunst auf des Waisenknaben Antlitz lernt, so erwirbt manchmal die Gesetzgebung ihre Weisheit durch Versuche, die sie an der Volksnoth anstellt.

Für den entsittlichten Zustand, wie er, dem bisher Ausgeführten nach, bei einem großen Theile der Arbeiter besteht, gibt es nur zwei Heilmittel, eine leibliche und eine geistige. *)

Vermischte Nachrichten.

Vor Kurzem, berichtet ein englisches Blatt, war ein Pächter zu Caster Dakenhead, an der östlichen Spitze des See's von Spynil, eben beschäftigt, ein Stück Land umzupflügen, das seit dem Austrocknen des See's angebaut worden war, als der Pflug auf etwas stieß, das ihm Holz zu seyn schien. Da er indeß glaubte, es seyen die Ueberbleibsel eines Baumes, so wurde er nicht eher aufmerksam, als bis er drei Pflüge zerbrochen hatte, wo er denn beschloß, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Als er sich an diese Arbeit gemacht hatte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß es die Rudera eines Schiffes seyen; da er jedoch eben beschäftigt war, Weizen zu säen, so bedeckte er seinen Fund wieder mit Erde, mit der Absicht ihn genauer zu untersuchen, wenn er mehr Zeit dazu haben würde. Als wir, sagt der Berichterstatter, von dieser Entdeckung hörten, begaben wir uns auf den Platz, und da wir fanden, daß nichts geschehen sey, um sich von dem Zustand, in dem das Schiff sich befinden möge, zu überzeugen, so machten wir uns unter Beistand eines jungen Mannes, der aus derselben Absicht gekommen war, an die Arbeit, und nach ungefähr anderthalbstündiger Anstrengung gelang es uns, den Stern des Schiffes so weit auszugraben, daß wir uns einen ziemlich genauen Begriff von seiner Gestalt machen konnten. Die ganze Länge des Schiffes scheint 30 Fuß gewesen zu seyn; die Breite konnten wir jedoch nicht bestimmen. Die Rippen sind ganz und aus Eichenholz; der Stern ist völlig rund. Als wir auf den Theil des Schiffes stießen, den wir noch deutlich genug als das Verdeck erkannten, fuhr der Spaten durch, als ob es Thon gewesen wäre. Dasselbe geschah bei einem noch vollkommen ganzen Stück Birkenholz von ungefähr zwei Zoll im Durchmesser, das der Spaten noch leichter durchschnitt, als ein Messer einen Apfel. Was uns besonders auffiel war, daß der ganze Raum zwischen den Rippen und der äußern und innern Bedeckung, von der wir jedoch nicht viel mehr vorfanden, als vom Verdeck, mit Heidekraut ausgefüllt war, das, bevor man es berührte, noch ganz frisch zu seyn schien, gleich nachher aber zu Brei wurde. Höchst wahrscheinlich ging dieses Schiff vor ungefähr 600 Jahren unter, weil ein Fahrzeug von solcher Größe, besonders an der Stelle, wo es gefunden wurde, den See von Spynie nicht nach dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert befahren haben kann.

Das Journal des Debats enthält ein Schreiben aus Stourbridge, aus dem wir Nachstehendes ausheben: Um die Nutzbarkeit des Eisens würdigen zu lernen, muß man nach England gehen. Die Noth, welche die Engländer zwang, es statt des Holzes, das ihnen fehlt, zu verwenden, hat ihnen auch die Mittel gelehrt es zu sehr niedrigem Preis und zu einer Menge von Gegenständen zu verarbeiten, zu denen man es auf dem Kontinent kaum geeignet glauben würde. Fast bei jedem Schritt stößt man in England auf Gußeisen, Stabeisen, Eisenblech und Stahl unter immer neuen Gestalten. Da sieht man Maschinen, Pfeiler, Säulen von zwei Zoll bis zu vier Fuß im Durchmesser, Wasser- und Gasröhren, Straßengeleise, Gitter, Gränzpfeiler, Brücken, Fußböden, Bedachungen, ganze Quais u. s. w., Alles aus Eisen. Jene luftigen, lichten, dem Anschein nach so leichten Gebäude, die aber dennoch ungeheure Lasten tragen, wie z. B. die sechsstöckigen Niederlagen des St. Katharinendocks zu London, wären, ohne Anwendung von Gußeisen, plumpe, finstre Bauwerke mit häßlichen schweren hölzernen Pfosten und mit Grundmauern und Strebepfeilern von Backsteinen. Das aus einer Entfernung von drei englischen Meilen kommende Gas wird durch Eisen geleitet und verteilet. Diese schlanken Brücken, diese zierlichen Fußsteg über Kanäle und zwischen den Bassins sind von Gußeisen und Schmiedeisen, so wie die kannelirten Säulen, welche Regents-Street begränzen. Wer England besucht hat, wird die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß dort Eisen und Steinkohlen für die Industrie das sind, was Brod für den Magen des Menschen ist. Da die Engländer die Eisenfabrikation immer mehr vervollkommnen und die chemische Theorie noch immer große Verbesserungen erwarten läßt, so ist das Eisen für sie die Grundlage zu einer Menge neuer sinnreicher Erfindungen, die, wenn auch nicht immer gleich ausführbar, doch gleichsam als Promessen industrieller Fortschritte eine unbegränzte Aussicht bieten. Mit einiger Einbildungskraft könnte man z. B. in den von Herrn Brunel in der Nähe des Tunnel kühn ausgeführten, von einem Pfeiler auslaufenden beiden halben Brückenbögen, die wie durch Zauberkraft gehalten, in der Luft schweben und von denen jeder an der äußersten Spitze ein Gewicht von 26.000 Pfund trägt, eine ganz neue Art zu bauen erblicken. Diese merkwürdige Erfindung gründet sich hauptsächlich auf dünne Eisenstreifen, die mit dem Mörtel zwischen die Steine gebracht werden. (Näheres über diese geniale Bauart findet sich Seite 224 Spalte 2 dieser Blätter von diesem Jahr.)

In der Gemeine Caluire, Kirchspiel Cuire, starb am 4 August dieses Jahrs ein Greis, Namens Jean Claude Chabert, geboren zu Charly (Dep. de Rhone), in einem Alter von 101 Jahren; er war geboren am 25 Juli 1732. Er hatte letztwillig verordnet, daß man das Skelett seines Sohnes mit ihm beerdigen solle, das auch in der That nach seinem Tode auf dem Speicher gefunden wurde. Chabert beschäftigte sich, wie es scheint, mit Aufsuchung des Steins der Weisen, zu welchem Ende er die höllischen Geister beschwor, denn auf seinem Arbeitstisch fand man den Großen und Kleinen Albert aufgeschlagen, nebst einem Todtenkopf, der, wie man sagte, von seiner Frau seyn sollte, und noch andere Bruchstücke von Menschengebeinen. Das Innere seines Zimmers übertraf Alles, was man nur in Romanen über dergleichen Ausschmückungen lesen kann.

*) Jene findet der Verfasser in zweckmäßigen gesetzlichen Bestimmungen über Zeitdauer und Umfang der Arbeit bei den in den Fabriken arbeitenden Kindern, und in gesetzlichen Verboten des Arbeitens hochschwangerer Weiber in den Fabriken, wodurch schon in den Ungebornen der Keim des Siechthums gelegt werde; diese findet er in zweckmäßigen Schuleinrichtungen und gutem Schulunterricht, in Erweckung des Sinns und Geschicks für das Häusliche bei der weiblichen Jugend der Fabrikarbeiter u. s. f.; allein die Ausführungen und Vorschläge des Verfassers sind hier wohl nur für englische Leser von Wichtigkeit oder Interesse, weßhalb wir hier abbrechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 347. 13 December 1833.

Ueber den jetzigen Zustand und die künftigen Aussichten des Theaters in England.

(Fortsetzung.)

Wenn die Gewohnheiten des Publikums sich dem häufigen Besuche des Theaters entgegenstellen, so ist dieser Umstand allein schon Ursache, daß das literarische Talent sich nicht im besondern Grade für die Bühne beschäftigt. Produktion und Konsumtion wirken dermaßen auf einander ein, daß man manchmal nicht wohl sagen kann, welches von beiden Ursache und Wirkung ist, gewöhnlich aber geht der Begehr der Produktion voraus, und hier nimmt der Begehr offenbar ab. Uebrigens hat die dramatische Literatur seit einiger Zeit kein gutes Spiel gehabt, und es ist billig, daß die Gesetzgebung einschreite, um den dramatischen Schriftstellern hinsichtlich des literarischen Eigenthums dieselben Rechte wie den andern Schriftstellern zu bewahren. Eine Vorstellung muß wie das Erscheinen eines Buchs betrachtet und denselben Gesetzen unterworfen werden. Man verbiete den Nachdruck in beiden Fällen, und der Verfasser soll jedesmal, wo sein Stück in London oder in den Provinzen gespielt wird, eine angemessene Summe erheben. Um wie viel besser sind nicht in dieser Beziehung die französischen Schriftsteller, die sich dennoch beklagen, im Vergleich mit den englischen bedacht? Einigen Untersuchungen der parlamentarischen Kommission zufolge sollte man jedoch glauben, die Annahme der französischen Gesetze über die Rechte der Schriftsteller werde keine sonderlichen Vortheile gewähren. Der Direktor des Theaters in Liverpool meint, er habe nie ein Stück aufgeführt, wofür er dem Verfasser 20 Pfd. hätte bezahlen können. Der Theaterdirektor von Edinburgh versichert, er würde nie mehr als fünf Guineen um die Erlaubniß zahlen, eines der in London beliebtesten Stücke spielen zu dürfen. Herr Macready *) ist zwar der Meinung, man müsse den Verfassern ihre Eigenthumsrechte auch in den Provinzen bewahren, setzt jedoch hinzu, daß man diesen Gebrauch nur mit Vorsicht und Mäßigung einführen könne, weil sonst die Stücke eines Verfassers außerhalb London gar nicht gespielt werden könnten.

Der Preis, der von den londoner Theatern jetzt den Verfassern gezahlt wird, ist sehr niedrig, und dem Talente, so wie der Arbeit, welche die Abfassung eines dramatischen Werkes erfordert, keineswegs angemessen. Die musikalischen Stücke scheinen am besten von allen bezahlt. Eine Oper in drei Akten trägt in Covent-Garden 200 bis 400 Pfd. Hrn. Kenney, dem Verfasser des Texts von Masaniello, wurden für jede dritte Vorstellung bis zur 24sten 50 Pfd. garantirt. Hr. Planché erhielt für den Oberon (Musik von Weber) 400 Pfd. und Hr. Knowles für seinen „Buckligen“ dieselbe Summe. Die Sitte der beiden großen Theater Londons ist, für die 3te, 6te, 9te und 12te Vorstellung eines Stücks von 5 Akten jedesmal 100 Pfd. zu geben. Der größte Erfolg bringt demnach nie über 400 Pfd. ein. Die kürzeren Stücke sind auf den kleinen Theatern noch schlechter bezahlt, wo der höchste Preis, den je ein Verfasser erhielt, 400 Pfd. betrug, die man Hrn. Poole für seinen „Paul Pry“ bewilligte; von diesen 400 Pfd. scheinen indeß 250 eine ganz freiwillige Gratifikation gewesen zu seyn, in Betracht des außerordentlichen Erfolgs, denn Herr Poole hatte rechtlich nur Ansprüche auf 150 Pfd. Herr Jerrold erhielt nur 60 Pfd. für sein Melodram „Susanne mit den schwarzen Augen,“ das ein seit langen Jahren beispielloses Glück gemacht hatte. Der Mittelpreis, den das Theater Coburg den Schriftstellern bewilligt, ist 20 bis 50 Pfd., wenn der Direktor zum Voraus und auf seine Gefahr kauft. Wenn aber das Einkommen des Verfassers von dem Erfolge abhängt, erhält er von einer halben bis zu einer ganzen Guinee für die Vorstellung. Derselbe Preis wurde indeß bezahlt, als die Theater noch besuchter, und das Schriftstellergewerbe noch einträglicher war. O'Keefe erhielt für jede seiner drei ausgezeichnetsten Possen nur 40 Guineen.

Während die vom Theater erhobene Belohnung so gering ist, hat die vom Buchhändler beinahe völlig aufgehört; wenige Verleger bewilligen für das beste Stück, das man ihnen im Manuscripte anbietet, auch nur das Geringste. Hierüber darf man nicht erstaunen: das einzige Verdienst der dramatischen Form ist ihre mögliche Anwendung auf der Schaubühne. Das Gedicht und der Roman sind gewiß Formen, die zur Abfassung einer interessanten Geschichte vorzuziehen sind. Wenn ein Drama nicht reich ist an poetischen Schönheiten, d. h. an solchen, die nicht wesentlich mit der dramatischen Form verknüpft sind, so hat es nur wenig Werth, wenn es sich bloß gut lesen läßt. Der Verfasser muß

*) Ein bekannter Schauspieler, der sich in tragischen Rollen auszeichnet.

sich demnach an das Theater selbst wenden, wenn er für seine dramatischen Arbeiten einen angemessenen Preis erhalten will. Will man nun in der verlangten Reform ein eingeschränktes System annehmen oder freie Konkurrenz gestatten? Nimmt man das Monopol an, so gibt man den Schriftsteller der Willkür des Theaterdirektors Preis; gestattet man die Konkurrenz und vermindert dadurch den Vortheil des Theaterdirektors, so setzt man ihn außer Stande, dem Verfasser eine angemessene Belohnung anzubieten. Die Sache hat, wie man sieht, ihre Schwierigkeiten. Wahrscheinlich würde die Konkurrenz den Schriftstellern vortheilhaft seyn; es ist indeß kaum zu glauben, daß sie ihnen viel größere Vortheile brächte, als das Monopol. Die Konkurrenz, sagt man, wird die Direktoren zwingen, nichts zu vernachlässigen, um das Publikum anzuziehen. Ein gutes Stück zieht sehr an, geschickte Direktoren werden demnach einen talentvollen Schriftsteller zu gewinnen suchen und seine Börse wird bald den Vortheil bemerken, daß man sich von mehreren Seiten um ihn bewirbt. Das wäre wahr, wenn das literarische Talent die einzige oder auch nur die wirksamste Lockspeise wäre, die einem Theaterdirektor zu Gebote steht. Aber es gibt außer guten Stücken noch andere Mittel ein Theater zu füllen. Gute Schauspieler, eine gute Anordnung, gute Musik und schöne Dekorationen sind nicht minder nützlich als ein gutes Stück, um die Majorität des Publikums anzuziehen, und diese Dinge sind leichter zu finden. Die Menagerie selbst ist heutzutage ein Mittel, das man nicht verschmähen darf: der Elephant von Siam und die Löwen von Mysore haben ihre Zeit gehabt. In der dramatischen Laufbahn hat demnach der Schriftsteller nicht bloß mit den übrigen Schriftstellern, sondern auch noch mit den Schauspielern, den Musikern, und sogar mit dem Maschinisten, dem Tänzer und den gelehrigen Thieren den Wettkampf zu bestehen. Schafft das Monopol ab, laßt die Theater sich vervielfältigen und die Direktoren werden es, wenn sie sich eine Zeit lang um Schauspieler und Schriftsteller gestritten haben, endlich ein wenig theuer finden, ein so zahlreiches Personal zu unterhalten und die kurzen Stücke, welche mehr Geist, als Einbildungskraft, und eine kleine Anzahl Schauspieler erfordern, den grossen Stücken von 5 Akten vorziehen, wozu ein bedeutendes Schauspielerpersonal erforderlich ist. Statt zweier grossen Theater, um vollständige Dramen, wahrhaft literarische Werke zu spielen, wird man bald nur noch Vaudeville- und Melodramen-Theater haben. Wie läßt sich hoffen, daß das wahre Talent einwillige, sein literarisches Werk vor Nebendingen erniedrigt oder auf dem Prokrustesbett verstümmelt zu sehen? Bei einer solchen Aussicht für die dramatische Kunst könnte man da einen neuen Byron tadeln, wenn er eine Erzählung in Versen herausgibt, wie den Giaour, wofür ihm ein Herr Murray 800 Pfd. gibt, oder wenn ein neuer Scott einen Roman wie Kenilworth, wofür Herr Constable ihm 4000 Pfd. bezahlt, lieber schreibt, als ein Drama, wofür ein Direktor niemals mehr als 400 Pfd. bezahlen kann.

(Schluß folgt.)

Scenen an und auf der Newa.

(Schluß.)

Aus einer Grotte oder einem unterirdischen Fußpfade hervorkommend, befinden wir uns auf dem erhöhten Ufer eines schmalen, dichtbewaldeten Stroms, von dessen jenseitigem Ufer zwischen Bäumen und dichtem Buschwerk ein romantisch gelegenes kleines russisches Dorf von der bessern Gattung hin und wieder hervorblickt. Wir passirten den Strom auf einer fliegenden Brücke, einem Geschiebe viereckiger Flöße mit Sitzen und Geländern eingefaßt, und betraten das Dorf, welches zumeist aus Blockhäusern und hölzernen Hütten oder Schuppen mit vielen Verzierungen und lustiger Bemalung bestand, die für die gute Jahreszeit gewöhnlich vermiethet werden. In einer dieser Dorfwohnungen, einer artigen einstöckigen Hütte aus unbehauenem Föhrenholz, welche etwas von der Bauart der Schweizerhütten hatte, wohnte die Familie unsers Freundes. Man trug uns Erfrischungen in einem Zimmer oder geräumigen Balkone zur ebenen Erde auf, der nach allen Seiten offen und mit einem Ueberflusse von Blumen angefüllt war, Schnaken und Stechfliegen nicht zu vergessen. Zum Nachhausegehen schlugen wir einen andern Weg ein. Die Anlagen vermeidend, welche wir zuvor durchstrichen hatten, hielten wir uns entlang der Ufer mehrerer Arme der Newa, und kamen über mehr als eine Brücke. Das immer anmuthig wechselnde Schauspiel wurde von Zeit zu Zeit erhöht durch den entfernten Gesang von Landleuten, die, von ihrer Arbeit heimkehrend, zu Haufen ein bei ihnen sehr beliebtes Nationallied anstimmten, welches in der Stille eines schwülen, aber lieblichen Abends mit seinen an dem ruhigen Stromspiegel vorüberziehenden Klängen höchst anmuthig ins Ohr fiel, wenn gleich, so wie man den Sängern näher kam, der Zauber verschwand, und die Stimmen rauh und mißtönig wurden. Wir betraten sofort die sich sanft zum Flusse absenkenden, zwar nicht grossen, aber artig angelegten öffentlichen Gärten von Krestoffskop. Hier passirten wir den Fluß auf einer Fähre, und schleppten uns auf einem langen und unangenehmen Wege durch die Außenwerke der Stadt nach unserm Hotel. Wir fanden die Straßen hin und wieder mit Brettern gepflastert (wie ein Irländer sagen würde), auch die bedeutend erhöhten Trottoirs waren gedielt. Wir gelangten erst um zwei Uhr Morgens nach Haus; aber da es hier zu dieser Jahreszeit nicht Nacht oder vielmehr ein geringes Zwielicht ausgenommen, nicht dunkel wird, so kann ein nicht daran gewohnter Fremdling ganz aus seiner Zeitrechnung kommen. Am Abend des nächsten Sonntags besuchte ich die Krestoffskopgärten, welche dann der Versammlungsort der Bürgerklasse, und gedrängt voll sind. Bei meiner Ankunft an der kleinen Newa bot sich hier eine höchst belebte Scene dar, welche meine obige Bemerkung über den russischen Charakter vollkommen bewies. Das breite Flußbett erschien wie ein stiller See, und war mit Nachen voll fröhlicher Gesellschaft bedeckt — dazu die wohlbewaldeten Ufer und die rings zerstreuten zierlichen Villen — dann die mehr oder minder zahlreichen Gruppen am Rande des Wassers, und auf den offenen Stellen der Wäldchen, die, herausgeputzt in ihrer heitern Feiertagskleidung, um ihre

Feuer und siedenden Kessel herumlagerten, und auf dem Gras ihre Schmausereien hielten und Thee tranken, oder ihr geistiges Lieblingsgetränke Wodky. Andere Partien strichen in den Wäldchen umher, und sangen, so viel ihre Lungen halten wollten, im Chorus und guter Harmonie, die eigenthümlich wilden, aber nicht ungefälligen Nationalmelodien, und weiter hin bildete das Gewimmel des Volks und die Menge der wartenden Kähne ein Gemälde, wie es nur die lebhafte Einbildungskraft irgend eines Malers sich wünschen mag. Als wir uns dem Landungsplatze nahten, fiel uns die Musik der Regimentsbanden, begleitet von dem Gelächter und dem Gejauchze der Feiertagsgäste, deutlicher ins Ohr. Wir landeten in Mitte dieses rauschenden Getümmels, und promenirten mit unserer Gesellschaft in den Gärten herum. Wir fanden die bunteste Mischung; einige Partien geputzter Damen und Offiziere, welchen Diener, von eigenthümlich wildem Aussehen, mit trotzig aufgestülpten Hüten und ungeheuern Rohrstöcken nachtraten, während auf den sich um die Gärten ziehenden Straßen Chaisen und Droschken hin und her rasselten oder in Bereitschaft standen. Eine geräumige Schenke war zum Erdrücken voll und jedes Fenster besetzt; vor derselben unter einer weiten, etwas erhöhten Säulenhalle saßen dichte Reihen behaglicher Schmaucher. Hier hatte sich ein Haufe um eine Militärbande versammelt, dort ein anderer in einen Tempel zusammengedrängt. An einigen Stellen waren Rutschberge oder wie sie in Paris heißen, „Montagnes Russes" errichtet, an denen man mit halsbrechender Schnelle niederglitt. Im Winter bildet man zu diesem Zeitvertreib eine abschüssige gefrorne Fläche auf der Newa, wo man dann in Schlitten auf dem Eise niederfährt. Der Fluß wimmelte von Booten; wir miethdeten eines, und fuhren unterhalb der zum Schlosse des Oberjägermeisters gehörigen Gärten über. Hier spielte eine treffliche Musikbande einige vorzügliche Stücke. Nachdem wir uns bis spät in die Nacht an dieser heitern Lebensscene ergötzt hatten und endlich heimkehren wollten, wurde unsere Aufmerksamkeit mit einem Male von einer köstlichen sanftschwellenden Musik gefesselt, welche sich wie Orgelton leise den Fluß herniederstahl. Wir ruderten nach der Stelle zu: eine Bande berühmter Waldhornisten saß in einem Kahne und ließ sich mit dem Strome langsam hinuntergleiten. Diese Bande steht unter der besondern Aufsicht des Oberjägermeisters, und ist in grüngoldner Uniform stattlich herausgeputzt. Entzückt von den Genüssen dieses Abends fuhren wir zu Wasser nach der Stadt zurück; ehe wir uns aber ausschifften, überfiel uns ein furchtbares Gewitter, das uns bis auf die Haut durchnäßt nach Haus schickte.

Die letzten königlichen Feste zu Madrid.

(Fortsetzung.)

1. Die Jura.

Am 20 Junius um 11 Uhr Vormittags, gerade in dem Augenblick, wo ich, durch die freundschaftliche Vermittelung eines Mönchs, in den Hintergrund einer der niedern Emporkirchen von San-Geronimo schlüpfte, trat die ganze Versammlung der Cortes in feierlichem Zug in Begleitung Ihrer Majestäten in die Kirche und stellte sich nach der vorher bekannt gemachten Hofordnung auf. Bevor die Ceremonie begann, warf ich einen flüchtigen Blick auf den Raum, der ihr als Schauplatz diente, und dessen Glanz das Auge blendete. Das ganze gothische Schiff der Kirche war, bis zur Wölbung hinauf, mit blauem Taffet und amaranthefarbenem Levantin ausgeschlagen. Von Pfeiler zu Pfeiler, bis zur Hälfte ihrer Höhe liefen von großen Blumenkränzen überragte Draperien von weißem mit goldenen Franzen besetztem Atlas, die von goldenen Schleifen und Eicheln aufgezogen und zusammengehalten waren. Die Orgel, der über dem Portal befindliche Chor, wo man den Mönchen und Musikern ihre Plätze angewiesen hatte, — die obern, meist leeren Emporkirchen, und die untern, auf denen sich die Staatssekretäre, die Räthe und das diplomatische Korps befanden, waren mit ähnlicher Pracht ausgeschmückt. Vor dem Hochaltar, und auf gleicher Höhe mit seiner obersten Stufe, befand sich ein mit reichen Teppichen belegtes Gerüst, das die ganze capilla mayor *) einnahm. Dieses zur Rechten und zur Linken von einer vergoldeten Brustwehr umschlossene Gerüst war nach dem Kirchenraum hin, zu dem eine Treppe von acht Stufen hinabführte, offen. Hier, an der rechten Altarseite (Epistelseite), standen unter einem Thronhimmel von karmoisinrothem Sammet die beiden Armstühle Ihrer Majestäten und vor denselben ein Betschemel. Zur Linken des Stuhls der Königin befand sich einer für die Prinzessin von Asturien und neben dem des Königs stand zunächst einer für den Infanten Don Francisco de Paula, und dann folgten die übrigen für den Infanten Don Sebastian und die beiden Söhne des Infanten Don Francisco. Die Infantinnen befanden sich auf einer der obern Emporkirchen der Kapelle. Zwischen dem Altar und dem Thron stand ein Sitz, den der Patriarch von Indien in bischöflicher Kleidung, und von den geistlichen Würdenträgern umgeben, einnahm.

In die Hände des Patriarchen von Indien mußten die Cortes den Eid schwören, weil der Erzbischof von Toledo, der Primas von Spanien, den man anfänglich dazu ausersehen hatte, sein Gewissen weder mit der Verantwortlichkeit für so viele Eide, noch mit Uebernahme einer eben so schweren als unsichern Verpflichtung belästigen wollte, und deßhalb die ihm zugedachte Ehre, sein hohes Alter und seine schwächliche Gesundheit vorschützend, ausschlug. Auf der linken Altarseite (Evangelienseite), dem Thronhimmel Ihrer Majestäten gegenüber, standen die Armsessel für den Kardinalerzbischof von Sevilla, den Nuncius Sr. Heiligkeit und den französischen Gesandten Graf Rayneval. Nach diesen, hinter der Prälatenbank, befand sich eine andere, auf der die Minister des Raths und der camara, die Zeugen und Beistände saßen, und zu ihrer Rechten standen die Sekretäre der camara, die escribanos mayores des Reichs und die diensthabenden Oberhofmeister.

Im Raum der Kirche unterhalb des oben erwähnten Gerüstes, auf der Epistelseite, stand die Bank der spanischen Granden, hinter dieser hatten die Hofkavaliere ihren Platz, in einiger Entfernung befand sich die Bank der Titulos, und auf der Evangelienseite jene, welche die Prälaten nach geendigter Messe einnehmen sollten. In einiger Entfernung von dieser standen die Bänke der Deputirten-Prokuratoren bei den Cortes, und am Ende dieser doppelten Reihe befand sich, dem Altar gegenüber, eine Querbank für die Deputirten von Toledo.

Zur rechten Hand des Königs standen der Graf Oropesa, das königliche Schwert, das Sinnbild der Gerechtigkeit, in der Hand; dann der Marquis von San-Martin, Majordomus mayor des Palastes; hinter Ihren Majestäten der Gardekapitän, die camarera mayor und die Damen der Königin. Hinter der jungen Prinzessin standen die Marquise von Santa-Cruz, ihre Oberhofmeisterin, und dann ihre Amme, deren Schönheit und Frische durch die einfache und malerische Tracht der Gebirgsbewohnerinnen von Santander noch erhöht wurden. Zu beiden Seiten der Balustrade, oben auf der Treppe, standen zwei Wappenkönige und am Fuß derselben zwei Scepterträger. Am äußersten Ende der Bänke und hinter der der Deputirten von Toledo befanden sich vier Thürhüter der Camara und zwei Alcaden der casa y corte.

Als Ihre Majestäten, die vor ihrem Betschemel knieten, sich wieder erhoben und niedergesetzt hatten, nahm das Hochamt des heiligen Geistes seinen Anfang; es wurde von dem Patriarchen von Indien gehalten, der, sobald es zu Ende war, das veni creator anstimmte, in das die große königliche Kapelle einstimmte. Während der Hymne blieb die ganze Versammlung auf den Knieen liegen. Sobald sie geendet, setzte sich der Patriarch, den man indessen mit dem Pluviale bekleidet hatte, auf einen

*) Vornehmere Geistlichkeit.

für ihn mit der Lehne gegen den Hochaltar hingestellten Armstuhl. Der Erzbischof von Sevilla erhob sich jezt, und stellte ein Krucifix nebst einem Meßbuch auf den zur Rechten des Patriarchen stehenden, mit einem reichen Teppich bedeckten Tisch, zu dessen Füßen ein rothsammetnes Kissen lag.

Auf ein von dem Ceremonienmeister gegebenes Zeichen stiegen die Prälaten von dem Gerüst herab, und nahmen die für sie bestimmte im Raum der Kirche vor der der Deputirten-Prokuratoren stehenden Bank ein. Als Alles in Ordnung war, rief der älteste Wappenkönig mit lauter Stimme folgende Worte: „Hört! Hört! Hört die Formel des Eides und der Unterwürfigkeit, den die hier anwesenden durchlauchtigen Infanten, Prälaten, Granden, Titulos und Prokuratoren der Städte, der durchlauchtigsten Prinzessin von Asturien, als ältesten Tochter und Erbin des katholischen Königs Ferdinands VII, unsers erhabenen Herrn und Herrschers, und der Königin unserer Gebieterin, Dona Maria Christina, leisten!“

Nach dieser Eröffnung des Waffenkönigs stellte sich der älteste Camarista von Castilien dem Sekretär der Camara und die Escribanos mayores zu seiner Rechten Ihren Majestäten und königlichen Hoheiten gegenüber, und las die folgende Schrift: La escritura de juramento, vor:

„Alle die ihr hier anwesend seyd, werdet Zeuge seyn, wie vor dem katholischen König, Don Ferdinand VII, unserm souveränen Herrscher und Herrn und der Königin Dona Maria Christina unserer Gebieterin — die durchlauchtigen Infanten, die Prälaten, die Granden, die Titulos und die Prokuratoren der Städte und der Königreiche, auf Befehl Sr. Majestät als Cortes versammelt, im Namen dieser Königreiche allesammt, aus freiem Willen, ungezwungen und einmüthig, und jeder für sich und seine Nachkommen, und die besagten Prokuratoren für sich und ihre Konstituenten, und kraft der Vollmacht, die diese ihnen gegeben haben, erklären: daß sie von jezt an die durchlauchtigste und sehr erhabene Prinzessin Maria Isabella Luisa, älteste Tochter Sr. hier gegenwärtigen Majestät, als Prinzessin dieser dem König, unserm erhabenen Herrn, gehörigen Königreiche und Domainen, und aller jener, die er während der langen und glücklichen Regierung, die ihm noch beschieden seyn möge, zu den bereits besizenden noch erwerben und mit denselben vereinigen könnte, und nach ihm als legitime Souveränin, natürliche Erbin und Eigenthümerin besagter Königreiche und Domainen anerkennen und annehmen; so wie auch daß sie bei Lebzeiten Sr. Majestät sich der gedachten durchlauchtigsten Prinzessin zu Treue, Gehorsam und Ergebenheit verpflichten, und versprechen, ihres Dienstes zu warten, gleichwie gesezmäßige, getreue Unterthanen und gute Vasallen zu thun gehalten sind! Und zu allem Ueberfluß, so wie zu größerer Bekräftigung und Sicherheit, werden Ihro Hoheiten die Infanten und Ihr Alle, Prälaten, Granden, Titulos und Prokuratoren der Städte, in eurem, eurer Nachkommen und eurer Konstituenten Namen geloben und schwören zu Gott unserm Herrn und der heiligen Jungfrau Maria, seiner Mutter, auf das heilige Kreuz und das Wort der heiligen Evangelien, die in dem vor Euch aufgeschlagenen Missale geschrieben stehen, welches Kreuz und welche Evangelien ihr mit euren leiblichen rechten Händen berühren werdet — werdet ihr mit aller Aufrichtigkeit geloben und schwören, daß ihr die durchlauchtigste Prinzessin nächst Sr. Majestät als eure natürliche Königin und Souveränin anerkennt; daß ihr eurer Lehenspflicht getreulich nachkommen wollt, so wie es eure Pflicht ist; daß ihr nichts thun wollt, was euren Pflichten gegen sie zuwiderläuft; daß ihr zu keiner Zeit, auf keinerlei Weise, aus welchen Ursachen und Gründen es auch immer seyn möge, weder direkt noch indirekt irgend etwas davon weder abtreten noch veräußern wollt, so wahr Gott in dieser Welt euren Leibern, und in einer andern, wo ihr länger auszudauern habt, euren Seelen helfen wolle. So werdet Ihr auch geloben, daß wofern ihr das Gegentheil thut, Ihr Euch verpflichtet, es zu büßen, und so schwer es Euch, so wie auch denen fallen möge, die bei dem heiligen Namen eitel schwören, daß ihr für Lügner, Eidbrüchige, Ehrlose und Nichtswürdige gelten wollt, und den Strafen verfallen seyd, welche die Geseze dieser Königreiche gegen Verräther und Meineidige aussprechen; zu Bekräftigung dessen sprechet mit lauter und verständlicher Stimme: „So schwören wir! Amen.“ — Ferner wird jeder von Euch, Prälaten, Granden, Titulos und Prokuratoren der Städte sowohl in seinem und seiner Nachkommen als auch seiner Konstituenten Namen erklären, daß er die persönliche Lehenspflicht leiste, Einmal, Zweimal und Dreimal. — Einmal, Zweimal und Dreimal. — Einmal, Zweimal und Dreimal, der Sitte und seiner Pflicht gemäß, in die Hände des Herzogs von Medina-Celi, der das Gelöbniß im Namen der besagten durchlauchtigsten und sehr erhabenen Prinzessin Maria Isabella Luisa empfangen wird, und daß ihr es leistet, um es eben so getreulich zu halten als den eben geleisteten Eid und unter Vermeidung der nämlichen Strafen. Nach allem diesem werdet Ihr der durchlauchtigsten Infantin, von jezt an Eurer Fürstin und künftigen natürlichen Königin und Souveränin, mit aller schuldigen Demuth und Ehrerbietung die Hand küssen.“

(Fortsezung folgt.)

Die italienischen Weine.

In ihren besseren Tagen hatte „Unsre liebe Frau zu Loretto“ einen Keller voll ausgezeichnet guter Weine, zu Erquickung der Gläubigen. Die Kirche zeigte, wie gewöhnlich, auch hier ihren guten Geschmack, denn sie hielt zu diesem Zweck stets einen Vorrath von nicht weniger als 150 Fässern. Die Weine von Vicenza standen einst in gutem Ruf, denn man nannte sie, nach Art der Italiener, welche Liebhaber von Epitheten sind, „dolce e piccante.“ Wein von Vicenza, Brod von Padua, Nudeln von Treviso und Maitressen von Venedig, pflegte man vormals zu sagen, um das Beste seiner Art in der Welt zu bezeichnen. An den Ufern des Gardasee's bereitet man einen süßen, dem Kanariensekt ähnlichen Wein von vorzüglicher Güte, Vino Santo genannt. Er wird nicht eher gekeltert als um Weihnachten und erst gegen die Mitte des nächsten Sommers getrunken. In Parma und Piacenza wachsen Weine, die starker Honiggeschmack unangenehm macht. Brescia hat einige ziemlich gute rothe Weine, unter denen der sogenannte Toscolano in Wechselfiebern für heilsam gehalten wird. Es ist ein haltbarer, den meisten übrigen italienischen unähnlicher Wein, der sich zwanzig bis dreißig Jahre aufbewahren läßt. In Castiglione hat man einen Vino Santo von goldgelber Farbe, der vor Verlauf von vier Jahren nicht trinkbar wird, und dann einige Aehnlichkeit mit dem Tokayer hat. Im Veronesischen bereitet man einen reinen Muskatellerwein; der dortige sogenannte trockene, oder aus halbgetrockneten Trauben bereitete Wein ist schlecht und schwach und wird, sehr bezeichnend „Vino Morto“ genannt. In der Lombardey werden einige ziemlich gute leichte Weine gebaut. In Pavia bereitet man einen trockenen Mousseux oder Bräsling von keiner besondern Güte. Als das Vaterland der italienischen Weine gilt Toscana, und die Eingebornen sezen einen so hohen Werth auf das dortige Gewächs, daß „Corpo di bacco“ der Lieblingsfluch der geringen Klassen ist. Der Sänger des toskanischen Weines, Redi, zählt in seinem „Bacco in Toscana“ die Weine seines Landes auf und preist sie, als ob sie die ersten in der Welt wären; die Palme aber reicht er dem „Manna von Monte Pulciano,“ einem süßen Wein zweiter Klasse, auf dem die Schuld lastet, einen Diener der Kirche getödtet zu haben, der zu viel davon zu sich nahm; wofern nämlich hier nicht ein Irrthum obwaltete und man ihn mit dem Montefiascone verwechselte. Die Weine werden in den toskanischen Staaten weit besser behandelt als in den übrigen Theilen Italiens; in Florenz verkaufen sogar die Edelleute aus den Kellern ihrer Paläste den Wein im Einzelnen. Der Ausdruck „eine Flasche Wein“ ist in Toskana wesentlich, da dieses Getränk in einem solchen Gefäß verabreicht wird. Eine Flasche hält drei Quart und bei der Füllung wird, einer alten Gewohnheit zufolge, etwas Oel in den Hals gethan, um den Zutritt der Luft abzuhalten. Soll die Flasche geleert werden, so steckt man zuerst etwas Werg in den Hals derselben, das Oel aufzutauchen. Die feinen toskanischen Weine wachsen fast alle auf Anhöhen, und bei ihrer Bereitung geht man in einigen Gegenden mit besonderer Sorgfalt zu Werke. Nur die Gebirgsweine sind gut, die der Ebene aber meist schlecht und der von Lecore wird sprichwörtlich so genannt. Vor Zeiten war es verboten Wein in der Ebene [illegible]en. Bei den Edelleuten und Gutsbesizern in Toscana findet man treffliche unter ihrer eigenen Aufsicht bereitete Weine. Die Regierung hat selbst bei diesem gewöhnlichen Erzeugniß Beweise ihrer Liberalität gegeben, denn sie hat unter den bessern Klassen Nacheiferung geweckt; der Eigenthümer einer toskanischen Villa rühmt sein Gewächs mit einem gewissen Stolz und thut sich auf die Mühe, die er anwendete, um seine Weine zu verbessern, etwas zu Gute.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 348. 14 December 1833.

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Es ist unbestreitbar, daß Syrien und die angränzenden Paschaliks beinahe in gar keiner Verbindung mit dem Großherrn stehen, und daß nur sein Stolz bei dem Verluste dieser Provinzen beleidigt wurde. Nachdem das osmanische Reich bis zu diesem Punkte des Zerfalls gekommen, erscheint eine Wiedergeburt desselben beinahe unmöglich, außer wenn sich die entferntern Provinzen in unabhängige Staaten organisiren.

Im Norden von Asien hat Rußland seine Truppen bis Erzerum vorgeschoben; allein von St. Petersburg aus läßt sich Armenien noch weniger beherrschen als von Konstantinopel. In der Politik ist die Berechnung der Entfernungen von größter Wichtigkeit. Im Süden von Asien hat Aegypten nicht nur ganz Syrien, sondern auch den Theil von Caramanien reklamirt, der zwischen dem Taurus und dem Meere liegt; auf diesem Gebiete wird Aegypten Hülfsquellen, die ihm fehlen, hauptsächlich Schiffsbauholz finden. Hier wird dereinst ein Reich entstehen, das seine Periode der Macht und des Ruhmes haben wird, wofern das System des Monopols es nicht zu Grunde richtet. Die Geschichte der Zwistigkeiten des Pascha's von Acre mit Mehemed Ali rechtfertigt gewissermaßen die Forderungen des letzteren. Abdallah Pascha, der sich durch die Kunst der Gelderpressungen berüchtigt gemacht hat, und der erste Kaufmann seiner Provinz war, hatte 1823 den Einfall, sich Meister von Damaskus zu machen. Die benachbarten Paschas zogen gegen ihn zu Felde und bald sah er sich in seiner Hauptstadt belagert; allein da die feindlichen Artilleristen nicht einen Schuß in seine Wälle zu bringen vermochten, so schien sich sein Widerstand in die Länge zu ziehen. Daher trat Mehemed Ali wegen dessen Begnadigung in Unterhandlung; Abdallah Pascha erhielt sie und die Bestätigung in seiner Provinz gegen 60,000 Beutel, welche das Volk bezahlte. Bald siegte das Interesse über die Dankbarkeit. Der Pascha von Acre sah ein, daß er auf der Seite von Konstantinopel mehr zu gewinnen habe, als auf der von Kairo; daß die Autorität des Sultans über sein Paschalik nur dem Namen nach bestehe, und daß die Pforte, zufrieden gestellt durch einige Geschenke, nie auch nur den Willen haben werde, seinen Bedrückungen Einhalt zu thun. Daher suchte er sich bei allen Gelegenheiten von dem Einflusse Mehemed Ali's loszumachen, und sich der Eifersucht der Pforte gegen jenen gefällig zu zeigen; viele ägyptische Fellahs flüchteten sich unter Abdallah Pascha's Schutz, worauf Mehemed Ali sie als sein Eigenthum reklamirte; allein der Statthalter von Acre weigerte sich, sie auszuliefern, und berichtete darüber an die Pforte, welche zum Erstenmale die Menschliche spielte, und sich in türkischen Phrasen über die Unterdrückung der Bewohner des Nilthales ergoß. Hieraus entstand der Krieg. Dieß geschah zu Ende des Jahres 1831.

Der Augenblick war zur Ausführung der großen Entwürfe des Vicekönigs günstig. Europa war in solcher Bewegung, daß er die Intervention der Russen nicht befürchten durfte. Durch seine Bemühungen befanden sich die Albanesen und Bosnier im Aufstande gegen die Pforte, und auch in mehreren Paschaliks des obern Asiens war es zu Aufständen gekommen. Das türkische Volk betrachtete das Benehmen des Sultans mit Haß und Verachtung und hielt ihn für einen Sklaven der Russen; es sprach sich durchaus nicht gegen die Häupter dieser Aufstände aus, sondern betrachtete vielmehr den Pascha von Scodra als den Hersteller des Janitscharenthums.

Wenn die Anatolier nicht gegen die Pforte sich erhuben, so geschah es mehr, weil ihnen ein Oberhaupt fehlte, als aus Mangel an Unzufriedenheit.

Seit der Revolution und besonders seit der Erhebung Mustapha Pascha's zum Geheimschreiber des Großherrn, war das Monopol ein Mittel des Regierens geworden, und erstreckte sich nach und nach auch auf Getreide, Vieh, Seide, Opium und alle Lebensmittel. Jeden Augenblick langten Befehle von Konstantinopel an, Schiffe und Kamele zu solchen Preisen zu beladen, welche die Eigenthümer zu Grunde richteten. Rechnet man hiezu noch, daß die Konscription unaufhörlich die arbeitsamste, wiewohl ärmste Klasse der Bevölkerung decimirte; daß der Saglian (Steuer für die Ausgaben der Provinz) von Tag zu Tage drückender wurde; daß Gebäude, Quellen, Straßen in Trümmer fielen; daß der jährliche Verkauf der Aemter, und die Vermehrung der Zahl der öffentlichen Beamten, ohne der Pforte großen Nutzen und Kraft zu geben, die Betrügereien und Gelderpressungen verdreifachten; daß man jeden Tag ganze Dörfer unter der zerstörenden Hand einer Regierung verschwinden sah, welche nach einem förmlich organisirten Beraubungs-

system zu Werke ging, wozu freilich Pest, die Blattern und die Cholera nicht wenig beitrugen: so kann es nicht mehr befremden, daß die Askeri (regelmäßige Soldaten) allenthalben als Ungläubige zurückgewiesen wurden, und Ein Offizier Ibrahims hingereicht hätte, um die beträchtlichsten Städte zur Kapitulation zu bringen.

Die Volksmasse war es seit langer Zeit gewohnt, ihre Häupter in Kriegen gegen die Pforte oder unter einander zu sehen; im Allgemeinen bleibt sie bei diesen Kämpfen gleichgültig. Eben so wenig sind die Rajahs dabei interessirt. Allerdings sind diese die gewerbfleißigsten Einwohner des Landes; allein welche Erweiterung vermögen sie ihren Einrichtungen und Arbeiten unter dem Gewichte der Abgaben, die auf ihnen lasten, der Kopfsteuer, des Zehnten, der Frohnen, des Saglian ꝛc. zu geben? So ist z. B. der Saglian für jede Provinz bestimmt; die Rajahs zahlen die eine, die Türken die andere Hälfte, und in manchen Distrikten zahlen 690 Christen eben so viel, als 120,000 Türken. Daher kommt es dann, daß alle berühmten Fabriken des osmanischen Asiens gänzlich zerfallen sind. Die Weberstühle von Angora leisten bei weitem nicht mehr das Frühere, die Gold- und Silberminen stehen verlassen. Die Kunst ist verschwunden, an ihre Stelle ist das Handwerk getreten. Hieraus wird klar, daß Ibrahim auf seinem Marsche gegen Konstantinopel auf keinen Widerstand von Seite des Sultans rechnen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den jetzigen Zustand und die künftigen Aussichten des Theaters in England.

(Schluß.)

Doch die Geldfrage bei Seite gelassen, es können Schriftsteller kommen, die nicht bloß des Gewinns wegen, sondern auch für den Ruhm arbeiten. Aber auch für diese noch wäre der höchste Preis nur eine billige Entschädigung für die Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten, denen sie sich aussetzen, und wovon der Dichter und der Romanschriftsteller nichts wissen. Ist das Gedicht oder der Roman einmal beendigt, ist das Werk gut und hat es Elemente der Popularität, so kauft es der Buchhändler um eine bestimmte Summe und druckt es ohne Verzug. Der Dichter oder der Romanschriftsteller laufen gar keine Gefahr und sie haben nur noch abzuwarten, ob das Werk mehr oder minder Erfolg haben, ob es schnell oder langsam fallen wird. So ist es aber nicht mit dem dramatischen Schriftsteller. Zuerst hat er den Nachtheil, daß die Aufführung endlos verzögert und hinausgeschoben wird, und selbst ein beliebter Schriftsteller entgeht dieser Unannehmlichkeit nicht immer, wie es Herrn Knowles mit seinem „Bucklichen“ und Mitford mit dem „Rienzi“ ging, welche beide vier Jahre lang im Covent-Garden begraben lagen. Rienzi wurde sogar nach vierjährigem Warten verworfen und genöthigt, eine neue Probe im Drury-Lane zu bestehen, wo er vielleicht nicht glücklicher gewesen wäre, wie Macready meint, wenn nicht nach Verlauf von mehr als einem Jahre eine neue Aktrice gekommen wäre, für welche, wie man meinte, die Rolle Claudias, der Tochter Rienzi's, paßte; ohne die durch dieses unvorgesehene Debut herbeigeführte Nothwendigkeit hätte auch Drury-Lane vielleicht erst nach vielen Jahren eine Tragödie aus ihren Papieren hervorgesucht, die seit 20 Jahren einen ungemeinen Erfolg hatte.

Solche Vorfälle sagen mehr als ganze Bände. Weiß man nicht, daß der dramatische Schriftsteller genöthigt ist, eine Menge verschiedener und einander widersprechender Interessen und Ansichten zu versöhnen? Für ihn ist es nicht genug, dem Direktor zu gefallen; auch die Hauptschauspieler müssen mit den ihnen zugetheilten Rollen zufrieden seyn oder wehe dem armen Schriftsteller, dessen Schicksal ganz in ihren Händen ist. Von diesen hochmögenden Herren hängt es ab, das Glück seines Stückes zu machen, oder es zu Grunde zu richten: ihre Wünsche sind Befehle. Er glaube ja nicht, seinem Werke die letzte Feile gegeben zu haben, wenn er seinem eigenen Urtheil Genüge gethan hat. Streichen Sie noch diese Scene, — ändern Sie diesen Zwischenfall, — kürzen Sie mir diese Rede ab, das ist eine Stelle, auf die Sie ihres literarischen Rufs willen viel halten; — Sie irren sich ganz und gar, rücken Sie hier etwas ein, das Ihnen gemein oder trivial erscheint, das man aber sehr beklatschen wird. Mindestens wird dieß versprochen und wäre der dramatische Schriftsteller ein Scott oder ein Byron, er muß eine Probe durchmachen und sich in Allem, was einen Theatereffekt vorbereiter, wie ein Schüler behandeln lassen.*) Das Beste, was er thun kann, um diesen Schwierigkeiten auszuweichen, besteht darin, daß er sein Drama ausdrücklich für irgend einen großen Schauspieler schreibt. Unter diesem Schutze kann der Schriftsteller, wenn er es so einrichtet, daß er sein Werk lange Zeit vor dem Ablaufe des Engagements des besagten Schauspielers beendigt hat, so ziemlich sicher hoffen, durch die schweren Prüfungen des Lese-Comité's und der Proben hindurch zu kommen. Hier wollen wir einen Augenblick inne halten. Der Leser kann sich leicht die Gefühle eines besorgten und reizbaren Schriftstellers vorstellen, der bei der letzten Generalprobe seines Werkes zugegen ist, dem jede Auslassung oder Veränderung, die seine besten Stellen durch das treulose Gedächtniß der Schauspieler erleiden, einen Stich ins Herz gibt, und der anhören muß, wie ein glücklich gewähltes Wort in einen Unsinn verwandelt wird, den das Publikum auf seine Rechnung setzt. Alle Aenderungen seines Styls und seiner Gedanken sind ihm sichere Vorboten, daß sein Stück durchfallen wird, und so wenig auch ein solcher Schlag verdient seyn mag, wird er darum doch nicht minder schwer davon betroffen. Eine solche Marter muß man erfahren haben. Damit ein Theaterstück bei der Vorstellung Glück mache, ist namentlich zu wünschen, daß der Verfasser mit dem Theatereffekte bekannt gemacht sey. Glücklich, wenn er, wie Herr Knowles, den Schauspieler und den Schauspieldichter in Einer Person vereinigt, denn je weniger er mit den Theater-

---

*) Man behauptet jedoch, daß der Mangel an guten Stücken manchmal ein ganzes Theater der Willkür eines einzigen Schriftstellers überliefert habe, bis ein Stück desselben durchfiel und so die Schauspieler wieder in ihre hochmüthige Tyrannei, der Schriftsteller in seine demüthige Bescheidenheit zurückfiel.



gewohnheiten bekannt ist, desto schlechter sind seine Aussichten auf günstigen Erfolg.

Die Sphäre des dramatischen Talents ist deßhalb durch Bedingungen eingeschränkt, wovon andere Zweige der Literatur gar nichts wissen, und bei allen Schwierigkeiten, die sich einem glücklichen Erfolg entgegensetzen, kann der Gedanke an die schlimmen Folgen eines Sturzes auch den Beherzten bleich machen. Ein Theaterschriftsteller fällt nicht halb; die Kritiken theilt er mit allen Schriftstellern, aber bei seinem Unglück ist noch das Schlimme, daß man ihm den bittern Trank nicht langsam Tropfen für Tropfen einflößt, sondern ihn trifft ein gewaltsamer und plötzlicher Streich. Hier sind es nicht die stillen Klagen eines Verlegers; der Gedanke, daß der Nichterfolg dem Publikum unbekannt sey, kann einen nicht trösten, denn die Presse verkündet es laut, daß ein Stück ausgepfiffen, daß es verdammt wurde, wie der energische Ausdruck der Engländer lautet. Der dramatische Schriftsteller ist einem öffentlichen Affront ausgesetzt und dieser kann die Folge von Umständen seyn, über die er durchaus nicht Herr ist. Eine Horde Lehrjungen, die aus einem Wirthshaus kommt, strömt mit Billetten zu halbem Preise *) in den Saal und erstickt durch ein spöttisches Gelärm den Antheil an einer wichtigen Scene; ein Schauspieler bleibt stecken; irgend ein komischer Vorfall macht die Zuschauer lachen, wo sie weinen sollten, und mehr braucht man nicht, um über das Schicksal eines Stückes zu entscheiden. Das ist gewiß genug, um viele abzuschrecken, und kaum läßt sich der Rausch des Triumphs entgegenhalten. Die Eitelkeit ist allerdings mehr geschmeichelt durch den stürmischen Beifall einer zahlreichen Versammlung als durch das spätere Lob, das einem Buche zu Theil wird. Aber wenn auch der Erfolg eines Buchs nur langsam zu den Ohren des Schriftstellers gelangt und ohne irgend einen jener Umstände, die dessen Werth verdoppeln, so ist dieser Erfolg dann auch ganz sein und er theilt ihn mit Niemand, während von dem rauschenden Beifall, den ein Theaterstück erhält, mindestens die Hälfte den Schauspielern zu Theil wird. Und nicht nur auf dem Theater selbst nimmt der Schriftsteller nur den Rang ein, auch die Welt behandelt ihn auf gleiche Weise. Man geht jetzt weit weniger ins Theater um ein Schauspiel, als um einen großen Schauspieler zu sehen, der sich mit einer der Rollen identificirt hat. Dieß ist bei Tragödien und noch weit mehr bei Komödien oder Possen der Fall. Auch dieß hängt mit den Fortschritten der neueren Civilisation zusammen. Warum sollte man einen Schriftsteller im Theater aufsuchen, den man weit wohlfeiler und bequemer zu Hause lesen kann? Von dem Spiele des Schauspielers erwartet man die Gemüthsaufregungen und den Genuß des Abends, an den Schauspieler denkt man beim Herausgehen, und nur von ihm ist die Rede.

Das sind die Hindernisse, welche sich einer Regeneration des Theaters durch das literarische Talent entgegensetzen, bei dem Stande unserer Sitten kann kein Gesetz, und keine Verordnung dem Uebel abhelfen.

*) Nach 9 Uhr geht man in die londoner Theater gewöhnlich um den halben Preis.

Französische Gerichtsverhandlungen.

2.

Beleidigung gegen die Religion der Mehrheit der Franzosen. — Geschichte der Päpste. — Abbé Chatel. — Unterbrochene Vertheidigung.

Diese Sache ist bei weitem nicht so gefährlich, als die Ueberschrift vermuthen ließe; sie ist im Ausgange ein sonderbares Gegenstück zu der Lossprechung von Parfait, und ein niederschlagendes Beispiel, wie wenig auf die Gerechtigkeit der Menschen zu bauen ist. Wurde Parfait freigesprochen, so sollte der Angeklagte dieses Prozesses gar nicht beschuldigt werden; jener wird losgegeben und dieser wird verurtheilt; in einer Sache, wo Alles zum Lachen war, vom Anfang bis zum Ende, welches ein Gott weiß wie entstandener Mißgriff der Geschwornen in Trauer verwandelt hat. Zum Zweitenmal hätten sie sicherlich den nämlichen Spruch nicht gefällt. Ich kann, um den Hergang der Sache zu erzählen, nichts Besseres thun, als der Gazette des Tribunaux zu folgen, welche ihn ganz richtig aufgefaßt hat:

Am Fasching-Sonntag, 10 Februar, war das schöne Landstädtchen Boulogne Zeuge einer Maskerade, die sehr wenig orthodox war, über welche aber die dortigen Bewohner die Gottlosigkeit hatten, den ganzen Tag zu lachen.

Es war eine Prozession, bestehend aus einem Bischof, zwei Priestern und einem Chorknaben. Der Bischof, welcher über seinen Beinkleidern ein Hemd, ein Bischofsmäntelchen und ein blaues Chorhemd mit engen Aermeln trug, an welchem ein Kreuz à la Jeannette hing, hielt dieß unschuldige Chorkind an einem langen Strick angebunden; auf dessen Rücken war eine Aufschrift, auf welcher man las: P.... du pape, poison vif, poison lent; sodann diese andern Worte: Liberté enchaînée; die zwei Priester folgten nach; alle vier trugen große Bücher unter dem Arm, und machten, unter unaufhörlichen Nachäffungen und Gesichtsverzerrungen, dreimal den Umgang um die Kirche von Boulogne; die Priester sangen, der Chorknabe schrie, der Prälat segnete, und die Umstehenden lachten nach Herzenslust.... mit Ausnahme jedoch der Gendarmen, welche nie lachen. Verbal-Prozeß wurde aufgenommen, und in Gefolge des Sprüchwortes: „Jedem seine gebührende Ehre," wurde der Herr Bischof unter Anklage der Verunglimpfung der Religion vor das Assisengericht verwiesen.

Der Herr Bischof war ein Bewohner von Boulogne, Namens Carrette, Lieutenant der Nationalgarde, sehr braver Bürger, der aber das große Unrecht begeht, die Päpste zu hassen und in Religionssachen der Sekte des Abbé Chatel anzuhängen. Vor den Assisen, wo er von seinem Vertheidiger Herrn Liard verbeistandet erschien, antwortete der Angeklagte auf die Fragen des Präsidenten: „Ich habe die Religion der Mehrheit der Franzosen nicht ins Lächerliche drehen wollen, ich wollte einen Karnevalsspaß machen, und da war der tollste Spuck der beste; ist es mein Fehler, wenn die geistlichen Herren sich darin erkannt haben? Ich wollte mit nichten die Angehörigen der Kirche und des Papstes beschimpfen, — eine heilige Person auf diese Weise beleidigen! Gott behüte mich!... Ich weiß zu gut, was dieß auf sich hat." Diese Erklärung schien einen lebhaften Eindruck auf den Gerichtshof zu machen. Die vernommenen Zeugen haben keine neue Belastung bestätigt; Alles schien gut zu gehen, als der Vertheidiger des Beschuldigten das Wort nahm.

Dieser kam von oben herab, und es fehlte wenig, daß er beim Sündenfall angefangen, um zu der Faschingsprozession in Boulogne zu gelangen, oder vielmehr nicht zu gelangen, wie Sie sogleich sehen werden, denn 1000 Jahre wurden ihm nett am Munde weggeschnitten; glücklicherweise, was wäre aus uns Allen geworden, wenn wir das Ende dieses Galimathias hätten anhören müssen? Voriges Jahr wurde ein armer Geschworner in Folge einer endlosen martervollen Vertheidigung vom Schlag gerührt, Herr Liard hätte mit einem Opfer sich schwerlich zufrieden gegeben. Also — um seinen Klienten zu rechtfertigen, fand er für gut, zur Geschichte zu greifen, und, in seinem Sinne ganz natürlich, erzählte er die Geschichte Christi, sodann die Geschichte der ersten Christen der ursprünglichen Kirche und des neuen Roms, dieses christlichen Roms, welches unter seinen Bischöfen nicht weniger despotisch war, als das heidnische Rom unter seinen Konsuln und seinen Kaisern.

Dieß geschehen, erzählt der Vertheidiger die Geschichte der ersten

Könige von Frankreich, Vasallen von Rom, sodann, nachdem er während ¾ Stunden erklärt, wie die erste Race der Könige das Joch der Päpste getragen haben, kam er zu Karl dem Großen. „Ich komme, sagte er, ich komme zu Karl dem Großen.“

Auf der Geschwornen Bank wird's gewaltig unruhig. — armer Klient, Du wirst es entgelten müssen.

Ein Geschworner: Herr Präsident, wäre es nicht möglich, uns mit Karl dem Großen zu verschonen?

Der Präsident: Ich will der Vertheidigung freien Spielraum lassen, und kann daher dem Vertheidiger nichts sagen; aber mit einigem Takt wird er die Bedeutung Ihrer Bemerkung wohl fühlen.

Der Vertheidiger: Ich fahre fort mit der Geschichte Karls des Großen.

Nachdem dieser unerbittliche Wortmacher seine Geschichte Karls des Großen durchgemacht hat, kehrt er noch einmal zum achten Jahrhundert und seinen religiösen Grausamkeiten zurück.

Ein Geschworner: Herr Präsident, wenn Sie doch von dem Advokaten erlangen könnten, daß er uns wenigstens tausend Jahre schenkte?

Der Vertheidiger pathetisch: Das ist mir unmöglich.

Und in der That er fährt mitten im Lachen und den Zeichen der Unaufmerksamkeit der Geschwornen mit der Geschichte der Päpste fort. Er durchläuft jene von Gregor VII, Gregor IX, Pius IV, und beklagt sich bitterlich über die Einführung der Ohrenbeichte, eine wahre Auflage, sagte er, welche man von der Unwissenheit der Völker erhebt.

Der Präsident: Advokat, Sie greifen eines der Dogmen einer Religion an, welche in Frankreich anerkannt ist, wenn Sie in diesem Vertheidigungsmittel beharren, muß ich Ihnen das Wort entziehen.

Der Advokat mit vieler Kaltblütigkeit: Ich fahre mit der Geschichte Roms fort.

Der Präsident: Aber zu welchem Ende erzählen Sie die Geschichte von Rom, die Geschwornen hören Sie nicht an, und sie hat keinen Bezug auf Ihre Sache.

Der Advokat mit Enthusiasmus: Konnte ich errathen, daß die Geschichte hier nur Ohren finden würde, um nicht zu hören?

Ein Geschworner: Ah! Mein Herr, erzeigen Sie uns nur die Freundschaft zu 1830 zu kommen.

Der Advokat: Ich komme zu 1830. (Zur allgemeinen Zufriedenheit.)

Hier nun erzählt der Vertheidiger, wie daß die katholische Kirche sich in Boulogne installirt habe, wie daß sein Klient, einer ihrer eifrigsten Anhänger, verletzt dadurch, daß man auf obrigkeitlichen Befehl den Tempel des Abbé Chatel geschlossen, die Idee des Scherzes mit dem angeklagten Bischofsmäntelchen (technischer Ausdruck) gefaßt habe.

„Dieß war, rief er aus, eine sehr geringe Rache für eine geschlossene Kirche, für diese Gläubigen, welche wie Ketzereistifter behandelt wurden, für diese Glocke, welche die französischen Christen zum Gebete rief, und die man feigerweise vom Glockenthurm entfernt hatte.“

Der Präsident: Nun ist's genug! Die Geschwornen, das Publikum und die Glieder des Barreau sind Zeugen meiner Langmuth; allein ich kann solche Vertheidigungsmittel unmöglich dulden: Sie sagen, Carrette habe absichtlich die Priester der römisch-katholischen Kirche lächerlich machen wollen, und er läugnet es; Sie schaden Ihrem Klienten; das ist unerlaubt. Ich muß die Geschwornen bitten, auf eine solche Vertheidigung nicht zu achten, deren Unrecht nicht auf den Beschuldigten rückwirken soll.

Der Vertheidiger: Ich weiß, was ich zu sagen habe, ich bin Advokat, oder vielmehr, ich bin Licentiat der Rechte.

Dießmal hatte der große Redner sich versprochen, und den Genuß, in der Toga noch einige Stunden die Leute zu quälen, sich selbst verkümmert.

Der Präsident: Also sind Sie gar nicht einmal Advokat?

Der Vertheidiger: Ich bin Licentiat der Rechte und plaidire als Freund.

Der Präsident: Als solcher können Sie nicht ohne meine Erlaubniß plaidiren. Setzen Sie sich, Sie haben Ihren Klienten nicht vertheidigt, ich werde ihn nun vertheidigen.

Wirklich fängt der Präsident sein Resumé an, in welchem er sorgfältig alle Vertheidigungsmittel vorträgt; allein dieser Vortrag einer neuen Art scheint dem Geschmack des Vertheidigers nicht zu entsprechen, denn er zuckt die Achseln und lacht über die Gründe, welche zu Gunsten seines Klienten angeführt werden.

Der Präsident: Mein Herr, ein solches Betragen ist unanständig und nicht auszuhalten; es ist ein Vergehen, auf diese Weise das Resumé zu unterbrechen. Uebrigens haben Sie nicht das Recht in der Robe hier zu seyn; entfernen Sie sich.

Der Vertheidiger: Ich entferne mich und protestire. Also so, mein Gott, versteht man die unbegränzte Vertheidigung des Angeklagten?

Der Präsident: Jedermann hier wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sicherlich, wenn eine Verurtheilung erfolgte, so wäre ich es nicht, welchem man sie zumessen könnte!

Der Präsident beauftragt den Advokaten Hardy mit der Vertheidigung des Angeklagten. Wir wollen, fügt er bei, daß die Vertheidigung vollständig sey, auch verordnen wir, daß der Gerichtshof über die Frage berathe, ob die Verhandlung wieder beginnen solle.

Nach gepflogener Berathung erläßt der Gerichtshof folgendes Urtheil:

In Betracht, daß der Vertheidiger des Beschuldigten auf keinem Tableau irgend eines Gerichtshofes eingeschrieben ist, wie dieß aus seinen eignen, am Ende seines Vortrages gemachten Erklärungen erhellt:

Daß er durch sein Betragen während des Resumé den Präsidenten genöthigt hat, ihm aufzugeben, sich zu entfernen;

daß es indessen wichtig ist, daß der Angeklagte der Vertheidigung nicht ermangle,

vernichtet das Resumé, und verordnet, daß die Debatten wieder beginnen sollen.

Advokat Hardy trägt einige Bemerkungen vor: der Präsident resumirt, die Geschwornen berathen, und nach einigen Minuten kehren sie zurück und erklären den Angeklagten für schuldig.

Man kann sich keine Idee von dem schmerzlichen Eindrucke machen, welchen diese unerwartete Kondemnation auf das Auditorium und den Gerichtshof selbst hervorbrachte.

Der Präsident, mit bewegter Stimme, spricht das Urtheil aus, welches Carrette zu drei Monaten Gefängniß und 300 Fr. Geldstrafe, Minimum der Strafe, verurtheilt.

Der Angeklagte wird von seinen Freunden umgeben, welche ihm die Hände drücken. Im Hinausgehen sagt er: Im Junius habe ich mich für die Regierung geschlagen, dieß ist nun mein Lohn!

Vermischte Nachrichten.

In Vandiemensland, sagt Hr. Parker in seiner Beschreibung dieses Landes, ist noch kein Baum mit eßbaren Früchten entdeckt worden, wohl aber gibt es mehrere, die auf verschiedene Weise nutzbar sind. Der Pfeffermünzbaum (eine Art eucalyptus) liefert ein dem Cajeput ähnliches Oel, das man mit Erfolg gegen die Cholera angewendet hat. Die Frucht einer Art Weinrebe, die sich in Macquariesund findet, enthält eine Säure, die gegen den Scharbock gute Dienste leistet, und die Blätter des Theebaumes, einer Art Myrthe, geben, gesammelt und getrocknet, einen Thee, der, wenn auch nicht ganz so gut als der chinesische, doch seiner Wohlfeilheit halber immer ein beachtenswerthes Surrogat ist. Die Rinde der Weiden dient zum Gerben; auch hat man aus ihr einen Extrakt bereitet, der nach England verführt und dort zu demselben Zweck verwendet wird. Aus der innern Rinde des Currogong werden Seile verfertigt, die ihrer Stärke und Wohlfeilheit wegen die hanfenen vortheilhaft ersetzen.

*

Ein Schreiben aus Pultawa in der Ukraine entwirft ein betrübendes Gemälde von dem Elend, in welchem die Bevölkerung dieses fruchtbaren Theils von Rußland durch das gänzliche Fehlschlagen der Ernte sich befindet. Die Einwohner sind in Verzweiflung, denn der Hunger zwang sie bereits zu Wurzeln ihre Zuflucht zu nehmen; eine große Anzahl ist schon vom Elend aufgerieben worden und der äußerst geringe Vorrath an Getreide so hoch im Preise, daß er den gewöhnlichen mehr als fünfzehnmal übersteigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 349. 15 December 1833.

Begräbnißplätze in Indien.

Von Miß Emma Roberts. *)

Es gibt wenige schmerzlicher anziehende Orte für einen in einem fremden Lande sich aufhaltenden Europäer **) als die Begräbnißplätze, wo die Gebeine seiner Landsleute ruhen, fern, fern von Verwandten und Freunden, vergessen, unbeweint, ja vielleicht ohne ein äußeres Erinnerungszeichen eines Namens.

In der Wirklichkeit ist es freilich fast gleichgültig, wo, wenn der Todeskampf vorüber, des Lebens heller oder dunkler, oder mit Licht und Schatten gemischter Pfad ausgelaufen ist, der Staub verwese. Das aber füllt das Herz mit schwermüthigen Empfindungen, wenn man in einem Lande, das viele tausend Meilen von der Heimath entfernt ist, nach der Alle in stärkerem oder schwächerem Grade sich verlangend sehnen, die letzten Reste derer schaut, die dort uns in das Grab vorangingen. In Anderer Loose liest der trübumflorte Sinn des Geistiggedrückten das [illegible] Schicksal, und während schwarze Ahnung die Einbildung[illegible] befängt, malt die Erinnerung die Spielplätze seiner Kindheit und seiner Jugendjahre, jene grünen und sonnigen Erdflecke, an die sich theure und zärtliche Erinnerungen knüpfen, und die er vielleicht nimmer wieder zu sehen erwartet, mit glühenden Farben. — Durch ganz Indien hin trifft man christliche Begräbnißplätze; meistentheils sind sie an äußerst malerischen Stellen angelegt und mit einer Reinlichkeit und Sorgfalt unterhalten, die denen, deren Obhut die düstern Wohnungen der Todten anvertraut sind, alle Ehre machen. Tief übrigens muß das Grab und stark das Mauerwerk seyn, das den Leichnam in seiner Behausung bergen soll; denn die stets beutegierig in der Nähe umherstreifenden wilden Bewohner der Wüste wittern den Leichenduft, und zerren hurtig die morschen Reste der Sterblichkeit heraus, dessen schnell moderndes Fleisch ihnen ihr mitternächtiges Mahl gibt, und dessen zermalmte Gebeine hingestreut liegen bleiben, um im Sonnenbrand zu bleichen.

Ein solches Schicksal ist häufig das Loos des Europäers, und nur die höheren Klassen der Landeseingebornen können ihm entgehen; darum betrachtet auch das gemeine Volk die Entweihung der Todten mit vollkommener Gleichgültigkeit. Der reiche Hindu verbrennt auf einem zur Leichenfeier aufgeschichteten Holzstoß, und den begüterten Muselmann deckt ein stattliches Grabgewölbe; von den ärmeren Ständen dagegen werden die des letztern Glaubens achtlos der Erde übergeben, eine leicht zu erreichende Speise der Schakals, während die des erstern, sobald der Lebensfunke erloschen ist, in den Fluß hinabgelassen werden, eine Beute bald der Alligatoren, die unten lauern, bald der oben kreisenden Raubvögel, die man nicht selten auf dem Leichname sitzen sieht, wenn er pfeilschnell auf den Wogen des mächtigen Stroms hinabschwimmt. Zu dem Schauder, der den Europäer bei dem Gedanken, so freventlich aus dem Grabesschoße gerissen zu werden, ergreift, kommt noch, daß in Indien der Tod mit Umständen begleitet ist, die der Empfindungsweise dessen, der an die ehrfurchtsvolle Behandlung, die man den Hingeschiedenen in seinem Vaterlande angedeihen läßt, gewöhnt ist, äußerst verletzend erscheinen müssen; wo die Krankheit einen gefährlichen Ausgang droht, macht sie Riesenfortschritte, und es trifft sich nicht selten, daß Jemand, anscheinend im vollen Genusse der Gesundheit, innerhalb 24 Stunden der bewußtlose Bewohner einer engen Gruft ist. Die Gluthluft eines tropischen Himmels macht es durchaus unmöglich, einen Todten auch nur Einen Tag von seiner letzten Ruhestätte wegzubehalten, und sollte (was häufig der Fall ist) kein Geistlicher zur Hand oder kein Freund zugegen seyn, der mit frommem Eifer es sich angelegen seyn läßt, die letzten traurigen Dienstleistungen mit geziemender Feierlichkeit zu verrichten, so wird der leblose Körper mit kurzen und verstümmelten Bestattungsgebräuchen der Erde übergeben, während der rasche und beständige Umschwung der indischen Gesellschaftskreise, die in den europäischen Stationen stattfindenden Veränderungen nicht leicht einen Weggeschiedenen vermissen lassen, zumal dann, wenn Je-

*) Tochter des Rathspräsidenten der Präsidentschaft Calcutta, Roberts, wenn der Uebersetzer recht berichtet ist. Das Ausland hat schon früher Einiges von dieser lebhaft fühlenden, fein beobachtenden und gut schildernden Dame mitgetheilt, z. B. „der Ghaut, Benares" u. s. w. — In einem 1831 zu London erschienenen Bändchen Oriental Sketches, Scenes and Tales hat sie zum Theil in poetischen Darstellungen eine kleine Bilderreihe ihrer Wahrnehmungen und Empfindungen in Ostindien gegeben. —

**) Unter Europäern werden, wie uns Kapitän Basil Hall in der dritten Serie seiner Fragments of Voyages and Travels erzählt, von den Indo-Briten immer die „Engländer," verstanden. In dieser Wortbedeutung werden wohl auch die in dem Aufsatze der Miß Roberts vorkommenden Ausdrücke Europäer, europäisch u. s. w. zu nehmen seyn.

mand keinen höheren Rang, im Militär oder im Civil, bekleidet hatte, oder unverheirathet gewesen oder in keiner Verbindung mit dem Kompagniegeschäfte gestanden seyn sollte, in welchem Falle ihn dann augenblickliche Vergessenheit unausbleiblich trifft. Die Todeskunde braucht lange Zeit, bis sie die Heimath erreicht, wo Abwesenheit, die nur im Namen vom Tode sich unterscheidet, Angehörige und Freunde bereits vorbereitet hat, die Todesbotschaft mit ruhigerer Gelassenheit aufzunehmen; und so sterben Hunderte und Tausende hin, unbeachtet, unbeweint, für sie freilich, die die hemmenden Bande der Sterblichkeit zersprengt haben, und von ihren Leiden und Sorgen nun frei sind, kein schreckendes Bild mehr, wohl aber für den schwermuthbefangenen Wanderer, der noch unter dem Einflusse menschlicher Wünsche und Empfindungen, vor dem Gedanken an freundloses Sterbebette und ein vergessenes Grab schaudernd zurückbebt. Niemand, wie verlassen, freundlos und unglücklich er auch sey, der nicht mit Inbrunst den Gedanken festhielt, in dem Gedächtniß eines liebenden Herzens, eines anhänglichen Gefährten fortzuleben, der den Verlust seines Reisegenossen durch des Lebens Trauerthal fühlt und beweint. Der Freundlose hofft noch einen Freund zu gewinnen, der Verlassene in der ganzen Tiefe des bittern Gefühls trostloser Vereinzelung will doch nicht sterben, ohne Jemand, irgend Jemand zu haben, der auf den Rasen, der seine kalten Reste deckt, eine Thräne fallen ließe. Ja selbst die Glücklichen und die Fröhlichen, die der Bewunderer Schwarm vergöttert, denen die Welt frisch und blühend lacht, selbst sie können nicht mit größerem Schauer auf des Fremdlings einsame Begräbnißstätte blicken, als die, denen die düstere Aussicht winkt, das namenloseste dieser namenlosen Gräber theilen zu müssen.

Ein anderer peinlicher Gedanke drängt sich Einem bei den Leichenhöfen Indiens auf, die Aussicht, wie gar leicht des Lebens Scheidestunde fern von geweihtem Boden, fern von einem Orte schlagen könne, der der schweigsamen Genossenschaft der Todten gewidmet ist, wo Niemand den Schauplatz der hastigen Beerdigung sehen oder bezeichnen, Niemand die zu seiner Sicherung gegen gewaltsame Verletzung nothwendigen Vorsichtsmaßregeln nehmen kann. Das sind freilich müßige, wohl krankhafte Empfindungen, denn was hat der entkörperte Geist mit seiner irdischen Hülle zu schaffen? Und wer, der eine Hoffnung auf eine selige Unsterblichkeit nähren darf, wollte einen Gedanken an den Staub und die Asche verwenden, die er in einer Welt voll Thränen und Kummer dahinten ließ? Allein selbst die durch die höchste Philosophie, die Religion, gekräftigtsten Gemüther sind nicht immer gegen die niederdrückenden Gedanken an den Tod gepanzert; unsere menschliche Natur wendet sich, in unbewußtem Triebe, fürchtend von ihm, und jede durch Ort und Umstände herbeigeführte Zuthat am Schrecklichen seiner Erscheinungen macht auch den Gedanken an ihn zehnfach schrecklicher.

Die in den Begräbnißplätzen Indiens errichteten Todtendenkmale sind im Allgemeinen hübsch und in gutem Geschmacke. Das erste das ich bei der Fahrt den Ganges hinauf bemerkte, war ein kleines weißes Mausoleum, das auf einem Vorhügel der Radsche-Mahle-Berge und nicht weit von dem einen höheren Hügel krönenden Grabmale eines Muselmanns stand. Die äußere Gestaltung des Bauwerks verkündete seine europäische Architektur, und erhielt durch seine Lage und Umgebung, — ringsum wildes Geländ, dicht überwachsen mit hohen Dschungeln, dahinten ein fast undurchdringlicher Hochwald, bevölkert mit Rhinocerossen, Tigern und wilden Elephanten, — noch einen eigenthümlichen Reiz. Der Strom ging sehr hoch, und seine, die ganze Niederung ausfüllenden, überschwellenden Gewässer verhinderten uns ihm nahe genug zu fahren, um die Inschrift lesen zu können, wenn wir hier gleich, von widrigem Winde aufgehalten, zehn Tage lang hart unter einem Klippenvorsprung, der keinen Leinpfad verstattete, lagen. Wie wir späterhin erfuhren, war es, bei der Reinheit seiner Farbe und der Anmuth seiner Form, ein recht geeignetes Sinnbild, das Denkmal eines jungen gebildeten Frauenzimmers, das, so entfernt von jeder europäischen Station aus dem Leben scheidend, nicht ohne ein Erinnerungszeichen ihres zu frühen Hingangs in das Grab sinken sollte. Die zärtlichfromme Sorge überlebender Freunde errichtete den kleinen weißen Tempel, der, mitten zwischen Hinduhütten und Moslemtrümmern hervorschimmernd, dem europäischen Reisenden erzählt, daß unter ihm eine Mitchristin schläft. Der Friedhof zu Monghyr nimmt einen beträchtlichen Raum zwischen den Mauern seiner raschverfallenden Feste und dem Flusse ein; er ist mit einer hohen Mauer eingeschlossen; da jedoch die heißen Quellen, die etwa fünf engl. Meilen von der Stadt gelegen sind, den den Strom hinaufreisenden Fremden am meisten anlocken, so sah ich nichts weiter, als was die Aussicht vom Budgerow *) aus erlauben wollte und selbst die ward nur im Vorbeifahren, in einem Wagen und zu der Tageszeit, wo es allein möglich ist, sich in Indien in die freie Luft zu wagen, erhascht.

Der christliche Gottesacker zu Patna liegt im Mittelpunkte der Stadt, und in einer Ecke erinnert ein gedrängter Haufen von Grabmälern an das beklagenswerthe Schicksal der dort einst ansässigen Europäer, die bald nach der Zeit ihrer Unterwerfung unter die Herrschaft der ostindischen Kompagnie, Alle mit einander bei einem Feste, zu welchem sie unvorsichtiger Weise und im Vertrauen auf die aufrichtige Redlichkeit ihrer Bewirther sich gewagt hatten, als Opfer moslemitischer Verrätherei und Rachsucht fielen: sie wurden insgesammt ermordet. Ein hohes schwarzes Gebäude, der Schauplatz des Blutbades, von dräuendem Aussehen, überschaut den Fleck. Da die Stadt enge, übervölkert und unbequem ist, so haben die Civil- und Militärbeamten im Dienste der Kompagnie ihren Aufenthalt von dort weg und in die angenehmer gelegenen Vorstädte verlegt; allein der Friedhof blieb, und in scharf hervortretendem Gegensatze mit den gewühlvollen Straßen steht die Stille und Verlassenheit des Orts, den nur selten ein menschlicher Fuß betritt, außer wenn ein Trauerzug seinen stummen Gräbern einen neuen Bewohner zubringt.

(Schluß folgt.)

*) Großes Boot.

Schottland.

(Nach Baron d'Haussez's Werke.)

2. Nationalcharakter und gesellige Sitten.

Durch die wiederholten Versuche der letzten Stuarts, den Thron ihrer Väter wieder zu besteigen und sogar durch die energischen Maßregeln dagegen stets unterhalten, hat die Neigung der Schotten für die Familie ihrer Könige sich sehr lange fortgepflanzt; noch jetzt besteht sie wie eine zarte und religiöse Erinnerung, wodurch vielleicht ihren Gefühlen für die ihnen durch den Sieg aufgedrungenen Herrscher einige Kälte sich beimischt. Obwohl Großbritannien einverleibt, sind sie dennoch Schotten geblieben und an allen gemeinschaftlichen Interessen Theil nehmend, haben sie doch ihre ganz eigenthümlichen. Ihre Aristokratie wohnt beständig unter ihnen, um dort ihren Einfluß aufrecht zu erhalten und ihre Religion, durch einige Dogmen verschieden, aber noch mehr durch die übertriebene Strenge ihrer Grundsätze abweichend, bezeichnet eine scharfe Trennungslinie; selbst die Sprache, welche, bei den höhern Klassen der beiden Nationen dieselbe, sich durch eine eigenthümliche Accentuation unterscheidet, läßt bei den ersten Worten den Schotten erkennen. Mehrere schottische Regimenter haben in ihrer Uniform einige sehr auffallende Stücke ihres Nationalkostüms beibehalten, gleichsam um durch Verweigerung eines Amalgams ihrer Kostüme und Sitten mit denen der Eroberer, gegen diese zu protestiren.

Alles was die Gastfreundschaft Angenehmes besitzt und was die Wissenschaft Mannichfaltiges darbietet, zeigt sich abwechselnd dem Fremden, der zu den Salons Edinburghs Zutritt hat; nirgends findet man mehr Zuvorkommenheit, nirgends mehr das Streben zu gefallen und ein Land, für welches die Bewohner eine Art von Verehrung bezeigen, dem Fremden recht werth zu machen. Die Schotten sind nicht ohne Ansprüche, die sie auf ihre wissenschaftliche Bildung und eine gewisse Vollkommenheit in den Künsten gründen. Daraus entspringt eine weit allgemeinere Bildung, als man sie anderwärts findet, aber auch die Sucht damit zu glänzen. Die Schottinnen sind sehr gefallsüchtig und meistens auch mit den gehörigen Mitteln ausgestattet. Schlank, blond, sehr weiß, sind sie im Allgemeinen eher schön als hübsch. Jene Feinheit der Züge, welche die Natur ihnen nicht so freigebig wie den Frauen der andern Länder gegeben hat, wird durch ihren wohlgebildeten Geist und ihren wohlwollenden Charakter ersetzt, denen sie die Mittel zu gefallen entlehnen. Kaum bringt man einige Augenblicke in ihrer Nähe zu, so verspürt man auch schon die wunderbare Wirkung dieser Bemühungen. Ihre Schönheit strahlt vor Allem auf Bällen in ihrem ganzen Glanze; ihr Geist, eine gewisse Anmuth, welche ihrer Unterhaltung einen eigenthümlichen Reiz gewährt, und die Gewohnheiten ihrer Erziehung und ihres Familienlebens stellen sie den englischen Frauen in vielen Rücksichten vollkommen gleich. Die Schotten sind ernst, aber umgänglich; sie fügen sich mit weit mehr Artigkeit als die Engländer den auf dem Kontinente herrschenden Formen; in hohem Grade besitzen sie die Fähigkeit sich verbindlich und gastfreundlich zu zeigen und die in ihrem Aeußern sich aussprechende Güte wird sich bei jeder Probe, die man davon macht, bewähren; sie sind von hohem Körperbau und brachten dieser physischen Eigenschaft dadurch eine Huldigung, daß sie in Edinburgh einen sixfeet's club stifteten, der keinem unter sechs Fuß den Zutritt gestattet.

Die letzten königlichen Feste zu Madrid.

1. Die Jura.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Vorlesung zogen der Camarista, der Sekretair der Camara und die Escribanos mayores auf ihre Plätze zurück und gleich darauf rief der Wappenkönig den durchlauchtigsten Infanten Don Francisco de Paula auf. Se. königliche Hoheit erhob sich, und nachdem er dem Hochaltar und Ihren Majestäten die gewöhnlichen drei Verbeugungen gemacht hatte, ging er in Begleitung des Ceremonienmeisters zu dem Tisch, kniete nieder und legte die rechte Hand auf das vor dem Patriarchen stehende Missal und Kruzifix.

„Ew. Hoheit, sagte dieser letztere, als Infant von Kastilien, schwört den eben verlesenen Eid getreulich zu halten?“ —

„Ja, so schwöre ich!“ antwortete der Prinz.

„So mögen Gott und seine heiligen Evangelien euch helfen!“ fügte der Patriarch hinzu. „Amen!“ sagte der Prinz. Mit diesem letzten Wort stand er auf, wiederholte die drei Verbeugungen gegen den Hochaltar und Ihre Majestäten, und kniete dann vor dem König nieder, der, seine beiden Hände ergreifend, zu ihm sprach:

„Leistet Ihr die Lehenspflicht, Einmal, Zweimal, Dreimal, und gebt ihr Euer Wort ihr treu zu bleiben, wie die hierüber verlesene Schrift besagt?“ — „Ich verspreche es“, erwiderte der Infant, indem er sich niederbeugte, um dem König die Hand zu küssen, der ihn aber sogleich umarmte und aufhob; der Prinz küßte dann der Königin und der jungen Prinzessin die Hand und setzte sich wieder nieder. Der Infant Don Sebastian und die beiden jungen Söhne des Infanten leisteten hierauf den Eid, die Lehenspflicht und den Handkuß unter dem nämlichen Ceremoniel.

So lange die vier Eidesleistungen dauerten, blieben alle Anwesenden stehen. Als sie vorüber waren, brachte der Ceremonienmeister ein anderes Missal nebst einem andern Kruzifix an die Stelle derer, welche für die Infanten gedient hatten und dann rief der Wappenkönig: „Herzog von Medina-Celi tretet vor, um im Namen der durchlauchtigsten und sehr erhabenen Prinzessin von Asturien, von den Prälaten, Granden, Titulos und den Städten des Königreichs die Lehenspflicht zu empfangen.“ Der Herzog trat vor und nachdem er die gewöhnlichen drei Verbeugungen gemacht hatte, stellte er sich mit entblößtem Haupte zur Linken vor dem Sitze des Patriarchen. Dann wurde zuerst der Kardinalerzbischof von Sevilla und nach diesem nach und nach die übrigen Prälaten aufgerufen, welche sämmtlich den Eid in die Hände des Patriarchen und die Lehenspflicht in die des Herzogs von Medina-Celi ablegten und dann ebenfalls zum Handkuß bei Ihren Majestäten und der Prinzessin zugelassen wurden. Die Granden und nach ihnen die Titulos kamen nach den Prälaten an die Reihe; sie stellten sich Paar und Paar zu Leistung des Eides und der Lehenspflicht und schlossen die Ceremonien ebenfalls mit dem Handkuß.

Als nun endlich die Reihe an die Deputirten der Städte kam, erhob sich zwischen denen von Burgos und Toledo der gewöhnliche Streit um den Vorrang; ein unabwendbares Ereigniß, das schon zum Voraus im Programm verkündet wird, ein Zwischenspiel, das seit drei Jahrhunderten unausbleiblich bei allen Juras aufgeführt wird.

Die Deputirten von Burgos stiegen jetzt das Gerüst hinauf und fast zu gleicher Zeit mit ihnen erschienen auch die von Toledo. Nachdem beide Parteien vorläufig die erforderlichen Verbeugungen gemacht hatten, verlangte eine jede vor der andern zur Eidesleistung zugelassen zu werden; die Deputirten von Toledo erklärten, daß der Vorzug ihnen gebühre, weil ihre Stadt die ältere sey und als Kopf des Königreichs (cabeza del reyno) das Recht des Vortritts habe. Die von Burgos dagegen sprechen kraft eines ihnen bewilligten besondern Privilegiums dieses Recht

für sich an. — Diese Verhandlung wurde von den beiden Deputationen in wenig Worten und in den gemäßigtsten und ehrerbietigsten Ausdrücken geführt, worauf dann der König entschied: „Burgos leiste den Eid zuerst; Toledo wird ihn leisten, wann ich es befehlen werde.“ Nachdem die vier Deputirten ihre Verbeugungen wiederholt hatten, baten sie, Se. Majestät möge ihnen eine Urkunde über seine Entscheidung ausstellen lassen, was der König auch zusagte.

Als dieser friedliche Streit beigelegt war, kehrten die Deputirten von Toledo auf ihre Bank zurück und die von Burgos blieben auf dem Gerüst, leisteten den Eid, die Lehenspflicht sammt Handkuß und nach ihnen kamen alle übrigen Deputirten, 76 an der Zahl, Paar und Paar, Stadt für Stadt, nach und nach an die Reihe, um dieselbe Ceremonie zu erfüllen. Ihnen folgten die Großmajordomen und Majordomen und dann wurden die Deputirten von Toledo aufgerufen. Nach diesen leistete der Graf Oropesa seinen Eid, wobei er das königliche Schwert dem Marquis von Sotomajor, ersten Stallmeister des Königs, übergab, es aber nach geendigter Ceremonie sogleich wieder zurücknahm. Der Herzog von Medina-Celi trat, um seinen Eid zu leisten, seinen Platz an den Grafen von Cervellon ab, der ihm auch die Lehenspflicht abnahm. Endlich erhob sich auch der Patriarch, legte das bischöfliche Gewand ab und leistete den Eid in die Hände des Erzbischofs von Sevilla, der, mit dem Pluviale bekleidet, den Sitz einnahm, den der erstere verlassen hatte.

Der Patriarch war der letzte, der die Lehenspflicht leistete und die Hände der Majestäten küßte. Sobald er den Sitz des Erzbischofs von Sevilla, der auf dem Sessel des Patriarchen blieb, eingenommen hatte, begab sich der Sekretär der Camara, von den Escribanos mayores gefolgt, zum Thron und sagte, nach den gewöhnlichen drei Verbeugungen, mit erhobener Stimme: „Gnädigster Herr! Nimmt Ew. Majestät im Namen der durchlauchtigsten und sehr erhabenen Prinzessin Maria Isabella Luisa, Ihrer ältesten Tochter, den Eid und die Lehenspflicht der Cortes an? Verlangt Ew. Majestät von Ihren Escribanos, daß sie die Urkunde darüber aufnehmen und Zeugniß davon geben? Befiehlt Ew. Majestät, daß die hier nicht anwesenden Prälaten, Granden und Titulos zu derselben Eidesleistung zugelassen werden?“ — „Ich genehmige, ich verlange und befehle es so,“ antwortete der König.

Der Sekretär der Camara und die Escribanos mayores blieben stehen und die Deputirten von Burgos stiegen nun auf das Gerüst; nachdem sie die drei Verbeugungen gemacht hatten, redete der älteste von Beiden den König folgendermaßen an: „Gnädigster Herr! das Königreich wünscht Ew. Majestät und der Königin, unsrer Gebieterin, ehrerbietigst Glück zur Jura der durchlauchtigsten Infantin Donna Maria Isabella Luisa, Ihrer vielgeliebten Tochter und wiederholt Ihnen, wie es seine Pflicht erheischt, die Versicherungen der Liebe und Treue. Zugleich bittet das Königreich Ew. Majestät, gütigst befehlen zu wollen, daß jeder Stadt ein rechtskräftiges Zeugniß ausgestellt werde von der feierlichen Handlung, die so eben zur allgemeinen Freude ihrer getreuen Vasallen, die bereit sind, sich für ihren Herrn und Gebieter aufzuopfern, vollbracht wurde. Wird Ew. Majestät unsre Bitte gewähren, so werden wir großen Dank ernten.“ — „So sey es,“ erwiderte der König, „ich befehle, daß die von Euch verlangten Urkunden ausgestellt werden.“

Als der Sekretär der Camara, die Escribanos mayores und die Deputirten ihre Plätze wieder eingenommen hatten, wendete sich der Kardinalerzbischof gegen den Hochaltar und stimmte das Te Deum an, das von dem großen Orchester der königlichen Kapelle ausgeführt wurde. Derselbe Erzbischof gab dann den feierlichen Segen, worauf die Majestäten sich durch den Kreuzgang des Klosters, von der ganzen Versammlung begleitet, in derselben Ordnung wieder wegbegaben, wie sie gekommen waren.

Es schlug zwei Uhr, als diese lange Feierlichkeit zu Ende war. Man konnte sich nicht beklagen; sie war buchstäblich und streng nach dem am Tag zuvor ausgegebenen Ceremoniel vollzogen worden, ein seit zwei Jahrhunderten unverändertes Ceremoniel; denn einige Verbeugungen und einige den Damen zu erweisende Höflichkeiten, die dießmal weggeblieben waren, ausgenommen, war es genau dasselbe wie bei der Jura Don Balthasar Carlos, dem Sohn Philipps IV, die in derselben Kirche im Jahr 1632 gefeiert wurde.

Soll ich den Eindruck schildern, den diese lebendige Erinnerung an die Vergangenheit auf mich machte, so muß ich bekennen, daß sie mir mehr bizarr und seltsam, als groß und imposant vorkam. Die Kirche, in welcher die Feierlichkeit gehalten wurde, erschien unter den übertriebenen Verzierungen, mit denen man sie überladen hatte, seltsam verkleinert. Auf den Emporkirchen, die jedoch nicht einmal alle mit Menschen besetzt waren, gab es nur Plätze für die königliche servidumbre oder Dienerschaft, die zum Hof und Palast gehörigen Leute und einige Fremde. Die nur von einem Dutzend Hellebardierern umgebenen Bänke der Deputirten standen mitten im Raum der Kirche, wohin Niemand gelassen wurde, ganz vereinzelt da; kurz bei dieser Feierlichkeit, die von Rechts wegen ein nationales und ein Volksschauspiel hätte seyn sollen, fehlte gerade das Volk selbst. Das dieß so viel, als daß man es hierbei für nichts rechne. Dann blieb noch zu wünschen, daß die Hauptrollen der Ceremonie mit mehr äußerer Würde dargestellt worden wären. Nicht Jedermann wußte, daß der Herzog von Frias, der sechzehnte Graf von Oropesa, der das königliche Schwert hielt, kräftiger und stärker an Geist als am Körper war; das große Schwert des Gonsalvo von Cordova schien zu schwer für diese schwache Hand.

Der Herzog von Medina-Sidonia, der den Lehenseid empfing, und noch kleiner, schwächlicher, ja fast mißgestaltet war, nahm sich als erster Repräsentant der Grandezza ebenfalls höchst unvortheilhaft aus. Ueberdieß stach noch die moderne, durchaus nicht bezeichnende Kleidung der meisten Würdenträger seltsam gegen den alterthümlichen Charakter der Vorstellung ab. Man wurde an die griechischen Trauerspiele unter Ludwig XV erinnert, in denen die französischen Schauspieler in gepuderten Frisuren und der Staatskleidung eines Marquis auftraten.

Einige kleine, dem Anschein nach unbedeutende Vorfälle, deren Bedeutsamkeit jedoch Niemand entging, gaben zu traurigen und heimlichen Betrachtungen Anlaß. Als der Infant Don Francisco de Paula, der den Eid zuerst geleistet hatte, zu seinem Sitz zurückkehrte, war seine Gemüthsbewegung so groß, daß er wohl schwerlich seinen Sessel erreicht haben würde, wäre er nicht von dem Ceremonienmeister geführt und unterstützt worden. Jedermann begriff damals seine Gefühle, denn er gab dem König, seinem Bruder, einen großen Beweis von Selbstverläugnung und Ergebenheit. Während der abwesende Don Carlos gegen diese Jura, durch welche die Abschaffung des salischen Gesetzes die Weihe erhalten sollte, heftig protestirte, entsagte Don Francisco, nächst jenem Prinzen der nächste zum Throne, für sich und seine Söhne, und legte seine Hoffnungen auf die Königswürde zu den Füßen einer dreijährigen Prinzessin von Asturien nieder. War dieß Leichtsinn oder Klugheit? Schwäche oder Muth? Wer wüßte es zu sagen? So entschlossen er indeß auch vor Darbringung dieses Opfers war, so brachte er es doch nicht ohne Schmerz und innern Kampf.

Die durchlauchtigste Prinzessin, ein kleines, hübsches, zartes, blondes Mädchen, das seine hinter ihm stehende Amme die ganze lange Sitzung hindurch mit ihrer Klapper von Diamanten unterhalten mußte, wollte mehr als einmal von ihrem Thron herabsteigen, um auf dem Teppich zu den Füßen ihrer Mutter zu spielen, worüber man den König murren und seine Unzufriedenheit bezeugen hörte. Auch weinte sie oft, wenn man ihr die Hand küßte. — Armes Kind! es weinte und wußte doch nicht, daß man ihm eine Krone auf das Haupt setzte, eine schwer zu tragende Krone, die es vielleicht zu Boden drücken und nicht, wie der Fallhut, den es kaum abgelegt hatte, die zarte Stirne schützen, sondern sie zerdrücken würde.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 350. 16 December 1833.

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Ibrahim ward an die Spitze des ägyptischen Heeres gestellt. Gut gewachsen, aber von gemeinen Formen, übt er seine Gewalt der körperlichen Kraft, welche Homer seinen Helden verleiht, die bei allen barbarischen Nationen zum Oberbefehle führt und die nur allzuoft mit Grausamkeit und der Liebe zu sinnlichen Vergnügungen verbunden ist. Auf einen Hieb den Kopf eines Stiers abhauen, Verbrecher persönlich hinrichten, und sich in Champagner betrinken, sind die Hauptakte seines Lebens. Gleichwohl sind seine Sitten etwas sanfter geworden und er buhlt in neuerer Zeit um die Achtung Europa's.

Syrien mit seinen verschiedenen Erzeugnissen, mit seiner Baumwolle, seinem Oele, seinem Holze, war die erste Provinz, welche die Eroberungssucht Aegyptens reizte. Auf der Seite gegen Kleinasien gänzlich geschlossen durch die amanischen Berge, die sich vom Meerbusen von Scanderun bis zum Euphrat ausdehnen, gränzt diese Provinz von einer Seite an das mittelländische Meer, von der andern an die Wüste. Ihre Länge von Aintab bis Gaza mag 140, ihre mittlere Breite 30 Stunden betragen. In der Nähe der Ruinen von Balbek ist der Libanon, etwa 9300 Fuß hoch und bildet hier den höchsten Punkt der doppelten Kette, welche sich von den armenischen Bergen ablöst. Von seinen Abfällen fließen nördlich der Orontes oder Wad-el-asi, südlich der Jordan herab: diese beiden Flüsse sind die größten Gewässer des Landes. Das Thal des Leontes oder Quasmieh, das gleichfalls von denselben Gebirgsrücken ausgeht, wird westlich von der Kette des Libanon und östlich von der des Anti-Libanon umgränzt. Die Küste von Acre bis El-Djebail, oberhalb Beirut, gehört mit den von den Drusen bewohnten Bergen zu dem Paschalik von Said und von Acre. Bei El-Djebail beginnt das Paschalik von Tripolis, das an der Küste bis Ladikieh sich erstreckt. Das nördliche Syrien vom Meere bis zum Euphrat gehört zur Statthalterschaft von Aleppo. Der Rest des Landes im Osten, der den größten Theil desselben umfaßt, steht unter dem Pascha von Damaskus. Der bloße Anblick der Karte zeigt, daß die wichtigsten Vertheidigungspunkte des Landes folgende sind: St. Jean d'Acre, als Festung; Tyrus, das nothwendig befestigt werden sollte; Balbek, als Schlüssel mehrerer Theile; Antakia, wo der Orontes aus den Bergen tritt; der Paß von Beilan; Alexandrette auf einer Erdzunge zwischen dem Sumpfe und dem Meere; endlich Aintab und Zeugma, welche Punkte die beiden Durchgänge rechts vom Amanus beherrschen. Diese Andeutungen mögen zu dem Beweise hinreichen, daß in dem syrischen Kriege von keinen strategischen Kombinationen die Rede war.

Malte Brun schätzt die Bevölkerung des Landes Scham (Syrien) zu 2 Mill., allein das Gewagte dieser Angabe geht schon daraus hervor, daß kein Reisender mit dem andern hinsichtlich der Anzahl der Drusen übereinstimmt. Die Türken bilden nur $^2/_3$ des Volks; sie bewohnen nebst den Griechen die Städte. Der Rest der Bevölkerung besteht aus arabischen Fellahs, welche in den Dörfern wohnen; aus Curden und Turcomanen, welche in dem Thale des Orontes umherirren; aus Beduinen, welche ihre Zelte an den Ufern des Jordans und am Rande der Wüste aufschlagen; aus Ansariehs, Sonnenanbetern und Dienern des Alten vom Berge; aus Maroniten, welche dem katholischen Glauben zugethan sind; aus Drusen, deren Glaubensbekenntniß zweifelhaft ist; aus Mutualis, Muselmännern von der Sekte Ali's, endlich aus Naplusiern und andern Volksstämmen, welche eine Art von Unabhängigkeit behauptet haben.

Bei dieser Vermischung von Racen leuchtet ein, daß Syrien leichter zu erobern, als zu behaupten ist. Die Bergbewohner zeichnen sich durch ihren kriegerischen Muth aus, und eignen sich ganz zu jenen unregelmäßigen Kriegen halbcivilisirter Völker. Mit Ausnahme der Ansariehs, welche den nördlichen Theil Syriens bewohnen, gehorchten zur Zeit des Ausbruches des Krieges die übrigen Volksstämme alle dem Emir Beschir, einem drusischen Fürsten aus dem Stamm des berühmten Fakhreddin, der sich gegen Murad IV empörte. Zur Zeit des Aufstandes Abdallah Pascha's im Jahr 1823 hatte sich der Emir Beschir zu Mehemed Ali geflüchtet, der ihn unter seinen Schutz nahm, und ihn später wieder in seine Statthalterschaft einsetzte.

Folgen wir nunmehr Ibrahim auf seinem Marsche. An der Spitze von 32,000 Mann regelmäßiger Truppen und 4 bis 5000 Beduinen schlägt er denselben Weg, wie Bonaparte ein, indem er rasch gegen St. Jean d'Acre vorgeht. Jaffa und Caipha nimmt er ein, ohne einen Schuß zu thun. Jerusalem, Naplus, Tabarieh und das ganze Land zwischen Gaza und Acre unterwirft sich ihm bei seiner Annäherung. Herr der See, von

er seine Verstärkungen an Mannschaft und Material erwartet, beeilt er sich, das ganze Ufergebiet bis nach Ladikieh mit Besatzungen zu versehen. Am 27 November erscheint er vor Acre mit einem Korps von 15,000 Mann Linieninfanterie, 2 Regimentern Lanciers, 1000 Beduinen, 2 Sapeurkompagnien, einer Kompagnie Kanoniere, einer Kompagnie Bombardiere, und einem Feldartillerie- und Belagerungspark. Acre liegt auf einem Vorgebirge, das auf 3 Seiten vom Meere umgeben ist, und auf der vierten Seite durch ein Fort vertheidigt wird, welchem ein Thurm gewissermaßen zur Citadelle dient. Diese letztere Fronte, deren Bastionen zu kurze Flanken haben, ist allein von der Landseite zugänglich. Uebrigens ist sie schlecht gegen eine benachbarte Höhe defilirt. Es ist bekannt, daß es Bonaparte bei der Belagerung von Acre an schwerem Geschütze fehlte, und daß er nicht Herr der See war; er hatte daher ganz andere Chancen gegen sich, als Ibrahim. In den 10 ersten Tagen war das Feuer der Belagerer nicht sehr lebhaft; allein am 8 December legten sich 5 Fregatten und mehrere Kanonierschaluppen quer vor den Hafen, worauf ein allgemeiner Angriff begann, und sowohl die Flotte, als die Landbatterien von Morgens 8 Uhr bis Abends 4 Uhr ein furchtbares Feuer unterhielten. Die Festung blieb auch nicht unthätig; die Aegyptier erlitten beträchtliche Verluste, und mehrere ihrer Schiffe wurden zum Abzuge gezwungen.

Vom 9 bis zum 18ten dauerte das Bombardement Tag und Nacht fort. Am 10ten wurde das schwere Geschütz in die Batterien gebracht, die Belagerung wurde mit großer Thätigkeit geführt, allein nichts verkündete den nahen Fall von Acre. Die Vertheidigung Abdallah Pascha's war kräftig; er soll geschworen haben, die Citadelle in die Luft zu sprengen.

Es war nöthig sich zu beeilen; die anfangs günstige Stimmung der Bevölkerung Syriens konnte sich ändern, wenn Ibrahim nicht einen großen Schlag ausführte. Die Bergbewohner vom Libanon und von Naplus hatten ihre Häuptlinge in das ägyptische Lager gesendet, und sich bereit erklärt einige Truppen zu stellen.

Die Nachricht von der Ankunft des ägyptischen Heeres in Syrien brachte zu Konstantinopel panischen Schrecken hervor. Anfangs nahm die Pforte ihre Zuflucht zu schonenden Maßregeln, und stellte sich, als sehe sie in diesem Ereigniß nur den Streit eines Pascha's gegen den andern; sie forderte daher beide auf, ihre Klagepunkte ihrem Ausspruche zu unterwerfen. Allein die Absendung ihrer Agenten hatte keine weitere Folge; sie mußte sich daher zum Kriege vorbereiten. Am 16 Decbr. 1831 ward Mehemed Pascha, der bereits Statthalter von Racca war, zum Statthalter von Aleppo, und zum Seraskier der syrischen und arabischen Küsten ernannt. Es wurden Befehle an Osman Pascha, den Direktor der kaiserlichen Minen, an die Musellims von Marasch, Sivas, Adana und Payas zur Aushebung von Kerntruppen geschickt. Eben so erhielten die Statthalter von Caramanien und Cäsarea Befehl, sich bereit zu halten. Allein das Hin- und Hereilen einiger Tataren konnte unmöglich zur Hervorbringung einer großen Armee hinreichen. Die Unterthanen der Pforte fanden nur zu bald Auswege genug für ihre schwache Zuneigung. Die Paschas führten Kriege gegen Dörfer, um von einem ernsten Feldzuge loszukommen; andere gingen aus Furcht vor Mangel an Lebensmitteln mit außerordentlicher Langsamkeit zu Werke.

In Syrien zog Emir Beschirs Sohn Truppen in dem Gebirge zusammen und übernahm dort den Oberbefehl für Mehemed Ali. Damask bewaffnete sich aus Furcht, für die dort vorgefallenen Unordnungen bestraft zu werden, und verhaftete den mit Geleitung der Karawane nach Mekka beauftragten Pascha als Geisel. Der Mirmiran Osman Pascha war von der Pforte zum Statthalter von Tripoli bestimmt worden, allein er mußte seinen Amtsantritt durch Waffengewalt erobern; sein Posten war im Namen Ibrahims bereits durch Mustapha-Agar-Barbar, einen angesehenen Mann des Landes, in Besitz genommen. Der Seraskier Mehemed Pascha ließ Osman einige tausend Mann unregelmäßiger Reiter und 4 leichte Geschütze verabfolgen. Letzterer langte in den ersten Tagen des Aprils vor seiner Hauptstadt an, indem er den ägyptischen Obergeneral noch immer durch die Belagerung von Acre festgehalten wähnte. Anstatt einer zweckmäßigen Angriffsdisposition zerstreute er seine Truppen auf den umliegenden Bergen und ließ seine Artillerie auf die Stadt feuern, wo sie keinen Stein verrückte. Da das Geschütz der Citadelle eben so schlecht gerichtet war, und somit die Bewegungen der türkischen Reiter nicht hinderte, so drangen diese im Galopp bis zu den Häusern von Tripoli vor, wo sie nur durch ein wohlunterhaltenes Kleingewehrfeuer vertrieben werden konnten. Wenige Tage darauf erschien Ibrahim Pascha, der während seiner Abwesenheit einem seiner Generale die Leitung der Belagerung von Acre übergeben hatte, in der Absicht, das Land zu rekognosciren, an der Spitze von 8000 Mann und 6 Kanonen, vor Osmans Lager, der, von Schrecken ergriffen, mit Zurücklassung seiner Munitionswagen und eines Theiles seiner Zelte, die Flucht ergriff, um sich dem Pascha von Aleppo anzuschließen, der sich zu Hama befand.

(Fortsetzung folgt.)

Schottland.

(Nach Baron d'Haussez's Werke.)

Die Hochlande.

Der Beobachter, welcher Länder, deren Anblick und Menschen, deren Sitten ein eigenthümliches Gepräge an sich tragen, studiren will, muß die Hochlande besuchen. So gebirgig dieses Land auch ist, so reich bewässert mit schönen Bergströmen, so hat es doch mit der Schweiz nicht jene Aehnlichkeit, wie man gewöhnlich glaubt; es besitzt nicht jene drohenden Felsen, jene losgerissenen Massen, jene grünen Rasenflächen, jene schönen Waldungen, die der Schmuck der Schweiz sind; ihm fehlen überdieß jene fleißige Kultur, jener Charakter der Wohlhabenheit und der Civilisation, wodurch sich dieses schöne Land auszeichnet; die Einfassung seiner Seen ist verschieden; selten sind die Umrisse des Gemäldes mit jenen scharfen Linien wie in den Alpen gezogen; die Gebirge verlieren sich in ruhige ganz durchsichtige

Wasser, auf ihren Abhängen erblickt man Heerden von Kühen, Rudel von Hirschen zwischen Strauchgebüschen oder dünngesäeten Waldungen; hier und da zeigen sich Felder mit Hecken umgeben, wo man Roggen und Haber baut, woraus die Einwohner ein ziemlich schlechtes Brod machen. Die schönsten Lagen dienen zu Jagdhäusern und zu einigen wenigen Schlössern; ein Hauptschloß für die einzelnen ungeheuern Besitzungen, einige Jagdhäuser, um vom Monat August an die Eigenthümer oder ihre Freunde zu empfangen, sind nicht im Stande, das Land hinlänglich mit großen Gebäuden zu schmücken, um ihm einen belebten und wohlhabenden Anblick zu verschaffen; daher macht es auch durch seine unangebauten und wüst liegenden Partien einen traurigen Eindruck. Doch gibt es einige Ausnahmen in Betreff des ausschließlichen Eigenthumsrechts der großen Herren; man findet nicht selten hübsche Wohnungen, von Familien bewohnt, die nicht dem hohen Adel angehören. Die Abkömmlinge der Clanschef haben ziemlich ausgedehnten Grundbesitz und üben dadurch eine Art von Herrschaft über die Clans, welche ihre Namen tragen und ihren Farben getreu bleiben, womit ihre karrirten Kleiderstoffe gefärbt sind. Man findet bei ihnen noch die Gastfreundschaft der alten Zeiten, das Vertrauen und die freien zudringlichen Formen. Der Zutritt zu dem ersten Hause, das er auf seinem Wege trifft, verschafft einem Fremden in allen übrigen, die er besucht, eine Aufnahme, die man anderwärts nur Verwandten oder alten Freunden schuldig zu seyn glaubte. Von einem Hause gelangt er in das andere, geführt von dem Herrn oder den Söhnen des Besitzers von dem so eben verlassenen; und überall hat er sich nur gegen die dringenden Bitten zu verwahren, die man anwendet, um ihn zu nöthigen, sich mit den Tischgewohnheiten des Landes zu befreunden. Aber diese Gewohnheiten können nicht das Resultat eines Versuches von wenigen Tagen seyn, und die meisten Reisenden hinterlassen ihren Bewirthern keinen sehr vortheilhaften Begriff von dem Umfange einer Fähigkeit, die bei keiner europäischen Nation bis zu dem Grade wie in Schottland ausgebildet ist.

Die Vergrößerung des russischen Reichs.

Wenn ein Staat, dessen Bevölkerung man noch Anfangs des 18ten Jahrhunderts unter die Barbaren zählte, der in politischer Beziehung neben den civilisirten Staaten unseres Welttheils kaum beachtet wurde, — und der umgeben von Nachbarstaaten, wovon der schwächste ihm an Macht und Staatskräften um Vieles überlegen war, — wenn dieser Staat schon in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, auf den Trümmern jener Länder emporsteigend, in die Reihe des großen civilisirten Völkervereins eintritt, und eine achtungswerthe Stelle im europäischen Staatensystem einnimmt, da er einige Jahrzehnte später sich dergestalt vergrößerte, daß in Betreff des Länderumfangs, der Größe der Bevölkerung und der numerischen Stärke seiner Kriegsheere er den mächtigsten Staaten der Welt beigezählt werden muß; so ist unstreitig die stufenweise Entwicklung des russischen Reichs und die wunderähnlichen Fortschritte in der Vergrößerung seiner Staatskräfte ein der Untersuchung und Betrachtung gleich würdiger und interessanter Gegenstand.

Bei dem uns hier vergönnten Raume müssen wir jedoch uns auf eine kurze und einfache Darstellung von Thatsachen beschränken, und daher auf alle Erörterungen und Bemerkungen Verzicht leisten. Jene zerfallen in zwei Abtheilungen: a) Erwerbungen durch Verträge und freiwillige Unterwerfungen von Land und Völkern; b) Zunahme der Bevölkerung in Folge der Fortpflanzung, Einwanderung u. s. w. Der Schluß macht eine Uebersicht des Bestandes der Volksmenge im Jahre 1819 nach offiziellen Angaben berechnet.

A. Vergrößerung durch Verträge bis zum Jahre 1815.

Die nachstehende eingetragene Einwohnerzahl der erworbenen Länder ist diejenige, wie sie zur Zeit der Einverleibung gewesen ist, und hat sich nach Maßgabe der Länge der Zeit und der Lokalverhältnisse seitdem mehr oder weniger vermehrt.

Erwerbungen von

1) Schweden, durch den Vertrag von Nystadt im Jahre 1721: Liefland, das jetzige Gouvernement Riga mit 938 □ Meilen und 527.000 Seelen.

2) Schweden, durch Vertrag von Abo im Jahre 1721 und 1743: Esthland, das jetzige Gouvernement von Reval, 504 □ Meilen mit 204.000 Seelen; ferner Karelien oder russisch Finnland, Gouvernement Wyborg von 781 □ Meilen und 187.000 Seelen, und Ingrien, Gouvernement St. Petersburg, von 815 □ Meilen und 607,000 Seelen; in Summe: 1,521.000 Seelen.

3) Persien; Unterwerfung unabhängiger Völker unter Katharina's Regierung. Die Kosaken am schwarzen Meere, die sich in Folge einer Ukase vom 30 Januar 1792 auf der Halbinsel Taman und im Kuban niederließen: 560 □ Meilen mit 40.000 Seelen. Die Kosaken vom Don, niedergelassen am gleichnamigen Flusse, zwischen dem Gouvernement von Saratof, Astrachan u. s. w., 3600 □ Meilen und 200.000 Seelen.

4) Unterwerfung mehrerer Volksstämme in Ssibirien, deren Bevölkerung unbekannt ist.

5) Von Polen; erste Theilung durch Vertrag vom 5 August 1772: Die vier litthauischen Palatinate Smolensk, Witepsk, Mieslawa und Liefland, auch ein beträchtlicher Theil der zwei Palatinate Minsk und Polozk, 2019 □ Meilen mit 1,300,000 Seelen.

6) Von dem osmanischen Reich, durch Vertrag von Kainardschi vom 21 Julius 1774: Die Stadt Azow mit ihrem Gebiete, Kertsch, Jenikale, Kinburn und das ganze Land zwischen dem Dnieper und dem Bug; ferner durch Abdankung des Khans der Krim den 28 Junius 1783 und die Uebereinkunft von Konstantinopel vom 8 Januar 1784: Die Halbinsel Krim, die Insel Tamor und einen Theil von Kuban auf dem rechten Ufer dieses Flusses belegen; zusammen: 1025 □ Meilen mit 271,000 Seelen.

7) Vom osmanischen Reich, durch Vertrag von Jassy vom 9 Januar 1792: Oczakow und das Land zwischen dem Bug und dem Dniester, 410 □ Meilen mit 160,000 Seelen.

8) Vom osmanischen Reich, in Folge der Unterwerfungsakte des Czar Salomo im Jahre 1783: Mingrelien und das Fürstenthum Imerethi, worüber die Pforte die Oberherrschaft hatte, 465 □ Meilen mit 260,000 Seelen.

9) Von Persien, durch Unterwerfungsakte des Czar Heraclius vom 4 August 1783 und seines Sohnes des Czar Georg vom 1 Januar 1801: Obergeorgien, welches mit dem Land am Kaukasus und der Abasen eine russische Provinz, Grusien genannt, bildet; 1150 □ Meilen mit 600,000 Seelen.

10) Von Polen, zweite Theilung, durch Vertrag von Grodno vom 21 Julius 1793: Das Palatinat Podolien, Brazlaw, Kiew, Polozk und Minsk, ein Theil von dem von Wilna und die Hälfte von dem von Novogrodek, Brzesk in Litthauen und Volhynien, 4555 □ Meilen mit 3,011,688 Seelen.

11) Von Polen, dritte Theilung, durch Erklärung von St. Petersburg vom 3 Januar 1795: Das Uebrige vom Palatinat Wilna, die Hälfte von dem von Troki, das Herzogthum Samogitien, die zweite Hälfte vom Palatinat Novogrodek und von dem von Brzesk und das Uebrige von Volhynien, 2050 □ Meilen mit 1,176,590 Seelen.

12) Von Polen, Lehen desselben, durch Unterwerfungsakte vom 28. März 1795: Die Herzogthümer Kurland und Semgallen, 257 □ Meilen mit 587,922 Seelen.

13) Von Preußen, durch Friedenstraktat von Tilsit vom 27 Junius 1807: Die Provinz Bialystok von 136 □ Meilen mit 250.000 Seelen.

14) Von Schweden, durch Vertrag von Friederichsham vom 3 September 1809: Das Großherzogthum Finnland und einen Theil von Westbotten in Lappland, 2200 □ Meilen mit 900,000 Seelen.

15) Von Oesterreich, durch den Wiener Friedensschluß vom Jahre 1809: Ein Theil von Ostgalizien, 171 □ Meilen mit 400,000 Seelen, und den Kreis Zamosc des nämlichen Königreichs, 80 □ Meilen mit 188,987 Seelen. (Gehörte vordem zu Polen.)

16) Vom osmanischen Reich, durch Vertrag von Bucharest vom 7 Junius 1812: Die Provinz Bessarabien, 160 □ Meilen mit 200,000 Seelen.

17) Von Persien, Vertrag von Gulistan im Jahre 1813: Provinz Kaukasien, 6029 □ Meilen mit 850,000 Seelen.

18) Großherzogthum Polen seit 1807 unter Administration des Königs von Sachsen, in Folge des Wiener Kongresses, Mai 1815, als Königreich Polen, 2381 □ Meilen mit 3,158,728 Seelen.

Wieder verlorne Erwerbungen.

19) Die jonischen Inseln, Corfu, Cephalonien, Zante u. s. w. mit 180,000 Seelen.

Zusammenstellung der Erwerbungen.

	□ Meilen		Seelen	
Von Persien	11,139	□ Meilen.	1,800,000	Seelen
Vom osmanischen Reich	2,280	—	881,000	—
Von Oesterreich	251	—	588,987	—
Von Preußen	156	—	250,000	—
Von Schweden	5,071	—	2,421,000	—
Von Polen	11,210	—	9,014,928	—
Summe	50 987	—	15,045,915	—

In den vorstehenden Erwerbungen, 50 Tausend geographische □ Meilen und beiläufig 15 Millionen Seelen betragend, mögen sich letztere gegenwärtig auf 20 Millionen Seelen vermehrt haben, da allein das Königreich Polen in den 15 Jahren bis 1829 beinahe um eine Million zugenommen hat. Von jener Vergrößerung kommen 2/3 auf das 18te Jahrhundert und 1/3 auf den kurzen Zeitraum von 1807 bis 1816.

B. Vergrößerung durch Fortpflanzung.

Die heilige Synode zu St. Petersburg publicirt jährlich die Listen der Gebornen und Gestorbenen, welche mit gewissen Beschränkungen dazu dienen können, die Volkszunahme durch Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen zu ermitteln. Indessen enthalten jene Listen bloß Individuen, welche der griechischen Kirche angehören, von den übrigen Glaubensgenossen, welche ebenfalls zahlreich sind, werden keine derartigen Listen bekannt gemacht; deßhalb kann auch nach jenen allein die Volkszunahme nicht bestimmt werden, außerdem scheinen diese Listen, wie gezeigt werden soll, nicht vollständig die Zahl der Todesfälle zu enthalten.

Es hat nämlich der Ueberschuß der Geborenen von 1801 bis 1829 15,124,554 Seelen betragen; da nun nach den offiziellen Angaben die Bevölkerung im Jahr 1829 auf 49 Millionen Seelen angegeben wird, wovon die katholische, protestantische, mosleminische etc. Bevölkerung des Reichs mit 9½ Millionen abgehen, so würde nach Abzug des Ueberschusses ungefähr 24½ Millionen als die Volksmenge vom Jahr 1801 bleiben, was offenbar unrichtig ist. Die Volkszahl muß in jenem Jahre gewiß weit größer und die Vermehrung durch Fortpflanzung demzufolge geringer seyn. Was die Letztere betrifft, so scheint der Fehler in der Mangelhaftigkeit der Listen zu liegen, und zwar darin: „daß die Todesfälle der Individuen männlichen Geschlechts nicht Alle eingetragen sind.“ Der Beweis dieser Ansicht ist folgender: Gegen 100 Mädchen werden in Rußland im Durchschnitt 109 bis 110 Knaben geboren; was ist nun natürlicher und auch gewisser, als daß beide Geschlechter in der nämlichen Verhältnißzahl auch sterben, und zwar mehr noch von dem männlichen Geschlechte während Kriegszeiten, wogegen dasselbe aber auch im Friedenszustand eine kleine Ueberzahl hat. Was finden wir aber in Rußland nach jenen Listen, und noch dazu während beinahe ununterbrochenen Kriegen? Eine Verhältnißzahl von 103 bis 104 des männlichen Geschlechts gegen 100 des weiblichen. Dieses kann wohl einige Jahre lang während des Friedens, nie aber auf die Dauer statt haben, denn nichts ist gewisser als daß die Individuen der beiden Geschlechter sterben, und eben so viel seiner Zeit sterben, als deren geboren wurden. Daß folglich die Zahl der Gestorbenen zu niedrig in die Listen eingetragen ist, unterliegt keinem Zweifel. Der wahrscheinliche Grund dieser Unvollständigkeit scheint in dem Umstand zu liegen, daß wahrscheinlich vom Militair-Etat die Summe seiner Verluste, so wie der Abgang von Reisenden, Verschollenen und Verunglückten in einem unwirthbaren Lande, nicht in den Listen aufgeführt ist. Rechnet man diese Differenz nur zu 5 per 100, so beträgt solcher auf die Summe der in 29 Jahren Gestorbenen bei 1½ Millionen, welche von dem oben erwähnten Ueberschuß abgehen.

Nachdem wir nunmehr eine feste Grundlage zur Berechnung des Ueberschusses haben, ist es leicht denjenigen, der seit dem Jahr 1815 statt gefunden hat, zu berechnen. Es wurden nämlich 24,167,811 Kinder geboren, dagegen sind 15,165,216 Individuen mit Tode abgegangen, der Ueberschuß war mithin bis zum Jahr 1829 9,002,625 Individuen; davon gehen ab wie oben bemerkt, 758,261 Individuen. Der 15jährige Volksgewinn hat folglich 8,244,364 Individuen, ohne die gleichzeitige Vermehrung der übrigen Religionsparteien betragen.

C. Bestimmung der Volksmenge.

Dem Journal des Ministers des Innern, Jahrgang 1832, 1 Heft zufolge wurden im Jahr 1829 in Rußland 21,000,295 steuerbare und steuerfreie Individuen des männlichen Geschlechts gezählt: die Zahlenmenge dieses Geschlechts jener Volksstämme, welche theils keine festen Wohnsitze haben, oder der neu erworbenen Provinzen, wovon die Bevölkerung noch nicht genau bekannt ist, wird auf 999,805 geschätzt; hierzu kommen für das Königreich Polen 2,019,133 Individuen und das Großherzogthum Finnland 635,651, in Summe des männlichen Geschlechts 24,654,864 S.

Hierzu das weibliche Geschlecht mit	25,887,603 „
folglich Bevölkerung des Reichs im Jahr 1829	50,542,467 S.

In Rußland wird bloß das männliche Geschlecht gezählt, mithin ist man über die Zahl der Individuen des andern Geschlechts in Ungewißheit. Das Letztere ist aber in Europa in allen großen Staaten zahlreicher als Jenes, und dieses um so mehr in Rußland, das mehr als irgend ein anderes Land seit dreißig Jahren in blutige Kriege und Streitigkeiten mit den Gränzvölkern verwickelt war, wo viele Individuen des männlichen Geschlechts den Tod fanden; daher denn auch jene Verhältnißzahl von 105 per 100 gewiß nicht übertrieben ist.

Man kann nach den Erfahrungen vieler Jahren annehmen, daß sich die Bevölkerung des russischen Reichs jährlich um 600,000 Seelen vermehre; eine Ausnahme machen jedoch Jahre wie 1831, wo von einer Seite die Cholera, andrerseits der Krieg in Polen vielen Menschen das Leben raubte. Im Jahre 1830 belief sich der Ueberschuß der griechischen Bevölkerung auf 507,025 S., hierzu kommt derjenige der andern Konfessionen mit beiläufig 100,000 S.; rechnet man einen gleich großen Ueberschuß für das Jahr 1832, und gar keinen für 1831, also zusammen nur 1,214,050 S., so wird die Bevölkerung des russischen Reichs am 1 Januar 1833 51,756,517 Individuen betragen, ein Resultat, das bestimmt nicht weit von dem wirklichen Bestand der heutigen Bevölkerung des russischen Reichs abweichen dürfte.

Vermischte Nachrichten.

Die höchstmögliche Geschwindigkeit der Dampfboote zu bestimmen hält schwer. Mehrere der früheren, zwischen London und Margate fahrenden, haben die Reise (eine Entfernung von 80 englischen Meilen) in 7½ Stunden zurückgelegt und die von der neuen Bauart in 5½ Stunden. Der Heros machte bei günstigem Wind und Strömung die Reise in 6 Stunden 15 Minuten. Der Eklipse, von Belfast nach Greenock (120 bis 150 Meilen) legte die Fahrt in 9 Stunden zurück. Die Dampfboote für die Fahrt von Glasgow nach Liverpool haben sehr oft ihre Güter mehrere Stunden früher in die Niederlagen abgeliefert, als die Avisbriefe mit der Post einliefen. Die New-Yorker Dampfschiffe fahren nach Albany hinauf (160 Meilen) in 21 Stunden und herab in 19, und zwar niemals in weniger als 19 Stunden. Die Fahrt von Newhaven nach New-York (90 Meilen) legen sie, ohne Segel, in 6½ Stunden, also mehr als 14 Meilen in einer Stunde, zurück.

•

Der Maha Radschah Rundschit Sing hat durch einen Privatmann in Calcutta ein für den Indus geeignetes Dampfboot in England bestellen lassen. Die englische Regierung beabsichtigt für die Beschiffung des Indus eiserne Dampfboote zu verwenden, da wegen der Zölle und Abgaben auf diesem Flusse ein freundschaftliches Abkommen mit den eingebornen Häuptlingen zu hoffen ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 351. 17 December 1833.

Die Ureinwohner von Brasilien.

In den Urwäldern von Brasilien findet man noch den Menschen in seinem ursprünglichen Zustande, so zu sagen, wie er aus den Händen des Schöpfers hervorging. In Europa kennt man kaum die Namen der wilden brasilianischen Stämme, nur die Portugiesen haben sie in zwei Klassen abgetheilt, in die Küstenbewohner, welche einige Anfänge von Civilisation haben (Indias mansos oder caboclos) und die Bewohner des innern Landes (Indias bravos oder Topayos.) Die Erstern, die von den Europäern bei der Entdeckung des Landes in großer Anzahl in den Uferstrichen gefunden wurden, waren an Sitte und Sprache wenig von einander verschieden. Alle hatten die Gewohnheit, ihre Gefangenen zu mästen, um sie an Festtagen zu tödten und zu verzehren. Ihre Sprache, die auf der ganzen Küste, von Para bis San-Pablo gesprochen wurde, hieß die Sprache Geroel. Aus ihr sind die Namen aller Thiere, Pflanzen und Ströme genommen.

Die in der Nähe des Meeres wohnenden Stämme haben durch ihre Verbindung mit den Europäern ihre Lebensart geändert, und natürlicher Weise ihren Originalcharakter verloren. Dieß ist aber nicht bei den Topayos der Fall, welche stets im Naturzustande leben, und in dem ungeheuern brasilianischen Reiche in vielfachen Stämmen verbreitet sind. Es wohnen in der Provinz Minas-Geraes die Coroados, die Coropos, die Puris, die Botocudos, die Macuanis. In den Provinzen Bahia und Porto-Seguro die Machacolis, die Caporos, die Cataupas, die Carires, die Sabujos, die Cacamacaens, die Masacaros. In der Provinz Peauli die Grecos. In Para und Rio-Negro die Apopenceeros, die Purecameraens, die Muros, die Mundrucas, die Maneiros, die Cannamerim, die Passas, die Quri, die Tocana, die Tapuga, die Marania-Juri, die Tapoca, die Cutenos, die Cataguinos, die Uarucu, die Tupenambros.

Wie die Eingebornen einiger Theile Afrika's, so haben auch die Indianer von Brasilien weder Priester noch eine äußere Form des Gottesdienstes. Man kann nicht behaupten, daß sie irgend einen Begriff von der Seele hätten, aber daß sie an ein künftiges Daseyn glauben, kann man aus der unter ihnen verbreiteten Sitte schließen, neben die Todten Wildpret und andere Nahrungsmittel zu stellen, um ihnen auf ihrer Reise in eine andere Welt zur Speise zu dienen. Die Paes, welche in jeder Horde den ersten Rang nach dem Oberhaupte einnehmen, besitzen ihrer Meinung nach übermenschliche Kräfte und Kenntnisse. Dieß sind aber bloß eine Art Zauberer, Aerzte, die mit Beschwörungen Handel treiben, deren Formeln aber keine Spur von religiösem Kultus andeuten. Diese Indianer, scheint es, erkennen nicht das Daseyn eines Gottes, sondern nur das eines bösen Prinzips an, das ihnen, wie sie sagen, manchmal den Weg versperrt, unter der Gestalt einer Eidechse, eines Krokodils, einer Unze oder irgend eines andern Ungeheuers ihrer Einbildungskraft.

Das Talent, welches die Paes im Auslegen der Träume zeigen, und ihre angebliche übernatürliche Gewalt geben ihnen in der Nation eine hohe politische Wichtigkeit. Kein öffentlicher Beschluß wird gefaßt ohne ihre Zustimmung, auch in Privatangelegenheiten werden sie zu Rathe gezogen, und sie sind darum Herren über die Geheimnisse aller Familien. Von ihrem zarten Alter an zur Ausübung dieser ausgezeichneten Funktionen gebildet, werden sie nach einer langen in der Einsamkeit vorgenommenen Einweihung nach Fasten und Bußübungen in die Zahl der Mitglieder des Ordens aufgenommen, nicht ohne eine feierliche Probe. Sie rühmen sich mit höhern Geistern Umgang zu haben, nach ihren Befehlen Zauberer wirken zu lassen, und manchmal behaupten sie, von einem Oberhaupte inspirirt zu seyn, das durch die Heiligkeit und Vollkommenheit seiner geistigen Natur das Vorrecht hat, die unzugänglichen Theile der Berge, fern von dem Aufenthaltsorte der Menschen, zu bewohnen und daselbst in steter Verbindung mit dem großen Geiste des Bösen zu leben.

Uebrigens wird jeder, der mit Zauberformeln sich beschäftigt, um seinen Nachbarn zu schaden, augenblicklich ein Gegenstand des Hasses für den ganzen Stamm. Die Paes benützen häufig diesen Abscheu, um sich von ihren Nebenbuhlern zu befreien. Wenn eine Krankheit den Beschwörungen dieser Aerzte durchaus nicht weichen will, so gibt er dem Kranken zu verstehen, daß er von irgend Jemand behert sey. Nun ist es beinahe gewiß, daß der angebliche Schuldige von den Freunden des Kranken oder auf unmittelbaren Befehl des Oberhaupts ermordet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Begräbnißplätze in Indien.

(Schluß.)

Zu Ghazipur befindet sich ein sehr stattliches Mausoleum, in welchem die irdischen Reste des Lord Cornwallis, der als Gouverneur von Indien starb, begraben liegen. Es steht in ziemlicher Entfernung von der Stadt, jedoch hart an den, den Paradeplatz überschauenden Kantonnirungen. Es ist in einem einfachen, aber großartigen Style aufgeführt, trefflich angepaßt dem Charakter der landschaftlichen Umgebung der weiten Ebene, dem tiefen Walde, dem breiten Flusse, und darauf berechnet, dem verheerenden Einflusse des Himmelsstrichs zu widerstehen. Das, obwohl nur auf einem künstlichen Erdhügel errichtete Gebäude zeichnet sich mehr durch seine Masse als durch Höhe und Leichtigkeit aus, eine Vorsicht, die auf einer heftigen Orkanen ausgesetzten weiten Ebene nothwendig ist. Es besteht aus einer Kuppel von Säulen getragen, welche auf einer viereckigen Platform aufstehen, zu der vier prachtvolle Treppenaufgänge führen. Das Aeußere ist von Granit, das Innere von Marmor. Nirgends sieht man eitle oder phantastische Sinnsprüche, nirgends geschmacklose, nichtssagende emblematische Figuren angebracht, wohl aber liest man auf dem massiven Marmorschreine, in welchem der Körper liegt, in kurzer Inschrift den Namen, die Dienste und die Verdienste des Mannes, dessen Andenken er gewidmet ist. Das Mausoleum erhebt sich mitten aus einem Haine, dessen Bäume jedoch nicht so hoch sind, um auch nur einen Theil des Gebäudes zu verdecken, das in der vollen Schönheit und Einfachheit seiner nirgends unterbrochenen äußeren Zeichnung rein und herrlich am hellen blauen Himmel sich abzeichnet; in Allem ein angemessener und würdiger Ruheplatz für einen der Lenker des mächtigen Reichs, das wohl für den prächtigsten Edelstein der britischen Krone gelten mag. Den Hain umgibt ein Eisengeländer und das Ganze ist in der bewunderungswerthesten Ordnung erhalten.

Die Kirche und der Kirchhof von Benares sind in ihrer äußeren und innern Erscheinung so ganz europäisch, daß man einzig und allein bei der Abhaltung des Gottesdienstes, wo die über den Häuptern der frommen Versammlung fliegenden, von den olivenfarbigen Jüngern des Hinduglaubens in Bewegung gesetzten Punkahs *) Indiens Klima und Bräuche unverkennbar und auffallend bezeichnen, sich als fremd und in einem fremden fernen Lande fühlt. Gottesdienst wird früh am Morgen und dann wieder nach Sonnenuntergang gehalten, wo denn die Kirche, in Folge der kurzen Dauer der Dämmerung, erleuchtet wird und einen sehr anziehenden Anblick darbietet, besonders für diejenigen, welche, erst neu aus Europa angekommen, durch Krankheit und die Gefahr, sich der Hitze einer eingeschlossenen Atmosphäre auszusetzen, abgeschreckt werden, irgend einen Ort christlicher Gottesverehrung in Calcutta zu besuchen. Auch der Kirchhof zeigt am Sonntage ein belebtes Schauspiel, da es auf ihm von zahllosen Dienern wimmelt, die mit Kutschen, Pferden, Palankins und Taumjauns warten, wo dann im flackernden Fackellichte ihre dunkeln Gesichter gegen ihre malerischen Gewänder von wallendem weißem Musselin einen eigenen Abstich bilden. Ja, die Menschenmenge auf dem Kirchhofe übersteigt bei Weitem die in der Kirche, da selten Jemand in Indien ohne ein großes Gefolge von Dienern ausgeht, und diese Leute läßt man außen vor dem Gebäude zurück; denn es ist eine betrübende, aber unwidersprechliche Thatsache, daß das Christenthum in keinem Theile von Indien auch nur etwas bedeutende Fortschritte gemacht hat, gar keine aber in dem Mittelpunkte des Hindu-Irrglaubens, in der sogenannten heiligen Stadt, in Benares. Einige wenige Halbkasten finden sich wohl unter der kirchlichen Versammlung ein; doch selbst die Leute, welche zum Anziehen der Punkahs aufgestellt sind, sind noch in dem Abgrunde des Götzendienstes versunken, ein Zustand, der gewiß nicht einem Mangel an Eifer von Seiten des wahrhaft frommen und trefflichen Mannes, der das Amt eines Kaplans an dieser Station versieht, Schuld gegeben werden darf.

Die nächste Begräbnißstätte, die mein Augenmerk auf sich zog, war der Friedhof von Chunar, der, unmittelbar vor den Mauern der Feste gelegen, auf dem Abhange eines sanft zum Flusse sich absenkenden Hügels sich befindet. Seine, hauptsächlich aus kleinen Obelisken und Säulen von dunklem Stein bestehenden Grabmäler geben einem das Bild einer Gruppe lebender Leidträger, auf dem Grase sitzend und eingehüllt in Trauergewänder. Dieses Spiel der Phantasie bemächtigte sich meiner Einbildungskraft so sehr, daß ich jeden Augenblick meinte, jetzt müsse sich die eine oder die andere der Trauergestalten bewegen und mir Gewißheit geben, daß ich nicht auf leblose Steine blicke; die größere Nähe, als der Budgerow dem Ufer zufuhr, zerstörte zwar die Täuschung; rufe ich mir aber jenes Friedhofsbild wieder vor das innere Auge, so sehe ich immer noch das Trauergewimmel, und nie werde ich den schwermüthigen und doch ansprechenden Eindruck vergessen, den es hervorbrachte.

Während unseres Besuchs in Allahabad richteten wir unsere Abendspazierfahrten jedesmal nach dem Friedhof; er lag in einem von Mangobäumen umschatteten Thale, aus denen große Schwärme Papageien bei der geringsten Störung aufflogen; wobei ihr purpurn und grünes Gefieder schimmernd im rothen Abendsonnenscheine eines indischen Himmels glänzte und ihr scharfes Schreien in ganz eigenem Tongewühl zusammengellte, wenn sie sich in die Höhe schwangen. Ein gebrochener Säulenschaft, das passende Sinnbild Eines, der „vor seiner Zeit" starb, ward mir als das Grabdenkmal eines Fitzclarence, *) eines vielversprechenden jungen Mannes, gezeigt und bezeichnet.

Diese kurze Schilderung einiger Begräbnißstätten unserer indischen Besitzungen beschließt wohl nicht unpassend eine kleine Geschichte, die auf den Gottesacker zu Mattra (einer, viel weiter als ich bis jetzt gekommen bin, das Land hinauf gelegenen Station) Bezug hat und mir von einem Offizier erzählt wurde, der damals als sie sich zutrug, dort in Garnison stand. Der zu Mattra gehörige Kirchhof ist, der Beschreibung nach, sehr groß

*) Fächer, große, Kühlung fächelnde Luftschirme.

*) Natürlicher Sohn des jetztregierenden Königs von England, aus dessen Verbindung mit der Schauspielerin Jordan.

und viel wilder und malerischer, als irgend sonst ein Gottesacker in Indien, denn hoher dichter Baumschlag beschattet ihn, und Wild aller Art schwärmt auf ihm umher. Der Zufall fügte es, daß zwei junge Männer, die bereits in England in der Kriegsschule der ostindischen Kompagnie Studiengenossen gewesen waren, auch in dem nämlichen Schiffe nach Indien abgingen und bei einer gleichen Geschmacks- und Gefühlsrichtung, einen Freundschaftsbund seltener Art schlossen. Bei ihrer Ankunft in Bengalen machten sie die Reise bis nach Cawnpore, eine Entfernung von mehreren hundert (engl.) Meilen von Calcutta, mit einander; dort aber, da sie bei verschiedenen Regimentern angestellt waren, trennten sie sich und gingen Jeder nach seinem Bestimmungsorte ab. Nach Verlauf zweier Jahre führte die Ablösung seines Heertheils den Einen, H., nach Mattra, wo sein Freund stationirt war. Die Zelte des Regiments wurden in einiger Entfernung von den Kantonnirungen aufgeschlagen, allein kaum war seine leinwandene Wohnung in Ordnung, als H. einen Tschuprassi mit einem Brieschen an seinen alten Schulfreund schickte. Der Bote blieb bedeutend lange aus, und da der Tag sich zu Ende neigte, so nahm der junge Offizier mit der ganzen rastlosen Ungeduld seines Alters, sein Gewehr, und wanderte dem Gottesacker zu, wo er, nach dem was man ihm gesagt hatte, reiche Jagdlust zu finden hoffte. Ein schwermüthiges Gefühl beschlich ihn, als er den abgelegenen stillen Ort betrat; die Sonne ging rasch unter, und das schattige Laubwerk der Bäume hüllte einen großen Theil des Pfads vor ihm in Dunkel; Schwärme von gewaltigen Geiern saßen auf den überhängenden Aesten und den Grabsteinen umher, und ihre Augen glühten und blitzten mit jenem eigenen Ausdruck, der ein sicheres Mahl ganz in der Nähe weiß und anzeigt. Das Geheul der Schakale ließ sich bereits, vor der gewöhnlichen Zeit, vom Winde hergetragen hören, und, wie er einige Schritte weiter that, überraschte er drei große Wölfe, die eben die Erde von einem frischaufgeworfenen Grabe wegscharrten. Ein Schuß aus seinem doppelläufigen Gewehr streckte eine der Bestien nieder; beim zweiten Abfeuern fiel noch eine, und als die dritte über die Mauer wegsetzend entwischte, eilte H. verfolgend ihr nach, ward aber durch den Anblick, der sich seinen Augen bot, festgehalten. Das Grab war vollkommen ausgescharrt worden, die Bretter des Sarges aus einander gerissen und aus seinem kalten Bette an die Oberwelt herauf gezerrt, lag der unbedeckte Leichnam, ein gräßliches Schauspiel, vor ihm auf dem Fußwege. Schaudernd vor tiefem Grausen bückte sich H., um die zerfetzten Ueberbleibsel des Grabtuchs wieder zurechtzulegen, als er vor schmerzlichster Ueberraschung aufschreiend, die blassen und schnellverwesenden Züge seines Freundes erkannte. In diesem Augenblicke kam ihn suchend der von ihm nach den Kantonnirungen verschickte Tschuprassi und übergab ihm ein Schreiben des Adjutanten des Regiments, worin ihn dieser benachrichtigte, daß der Offizier, an welchen sein Billet gerichtet gewesen, nach kurzer Krankheit gestorben und am heutigen Morgen begraben worden sey. H. schickte nun seinen Diener zum zweiten Male ab und ließ bitten, geeignete Leute zur Wiederbestattung der Leiche herzusenden und zugleich eine Wache an das Grab zu stellen, damit es vor weiteren Störungen gesichert werde; dann nahm er seinen trauerschweren Stand neben dem Körper des todten Freundes, die wilden Thiere, wenn sie der Stelle, wo er ruhte, sich nähern wollten, mit seinem Gewehre zurückscheuchend. Eine, in Folge seiner Botschaft aufgebotene Abtheilung Sepoys fand ihn auf seinem schauerlichen Posten; und nachdem mit seiner Hülfe die modernde Hülle zum zweiten Male der Muttererde übergeben worden, und nun der traurige Liebesdienst bei Fackelschein, unter dem Gekreisch der getäuschten Geier und dem Geheul der sich zusammenrottenden Wölfe vollbracht war, verließ er den Schreckensort, mit der beruhigenden Gewißheit, daß eine Schildwache das Grab so lange hüten werde, bis es wirksam gegen die Anfälle der Raubthiere gesichert werden könnte.

Die letzten königlichen Feste zu Madrid.

5. Der öffentliche Einzug.

(Fortsetzung.)

Ehemals hatte der öffentliche Einzug noch eine Bedeutung, weil der Thronerbe mit der königlichen Familie wirklich seinen Einzug in Madrid von Buen-Retiro aus hielt, das damals noch außerhalb der Stadt lag. Jetzt geht der Zug ganz einfach von dem Palast in der Stadt aus und der öffentliche Einzug ist weiter nichts, als ein alter sehr zweckloser Gebrauch. Allein was thut es auch? Der Einzug am 21 Junius war zum mindesten ein prachtvoller Spaziergang, der an den alten Luxus der Könige von Spanien und Indien erinnerte.

Es war 7 Uhr Abends und noch Tag, als die Spitze des Zugs sich in Bewegung setzte. Der Paukenschläger, die Klarinettisten, die Stabträger und die zwölf Alguazils der Stadt, alle zu Pferd und in ihren Staatskleidern, eröffneten den Zug: die Stabträger in ihren Tuniken und ihren rothen Faltenmützen; die Alguazils mit den kleinen Mänteln, den schwarzseidenen Röcken, den Krausen und Manschetten von Spitzen und den herabgekrämpten Hüten mit den dreifarbigen Federn. Dann kamen, ebenfalls zu Pferde, in Hofkleidung und seidenen Strümpfen, Se. Excellenz, el ayuntamiento, unter Vortritt des Herrn Corregidors, seinen Präsidenten, den Grafen Altamira, alferez mayor von Madrid, zur Rechten, dann der Generalkapitän von Neucastilien mit seinem Stab. In einiger Entfernung rückte hinter diesen die Kompagnie der königlichen Hellebardiere drein. Nach ihr kamen sechs Wagen des königlichen Hauses, jeder mit vier Maulthieren bespannt. Ein Pauker, Klarinettisten und die Stallmeister des Palastes schritten zwölf andern ebenfalls mit vier Maulthieren bespannten Hofwagen, einem von sechs perlgrauen Maulthieren gezogenen Staatswagen und zwei prächtigen Staatskarossen voraus, von denen jede mit sechs reich gezäumten und weiß und blauen Federkronen geschmückten Pferden bespannt war. Sechs andere nicht minder prächtige Karossen, jede mit sechs Pferden, führten den Infanten Don Sebastian nebst seiner Gemahlin und Don Francisco de Paula mit seinen Kindern.

Zwischen den vier letzten Staatswagen des Zugs kam endlich der Ihrer Majestäten, ganz von Gold glänzend und oben mit orangefarbenem Sammet überdeckt; auf den vier Ecken prangten vier Federbüsche von derselben Farbe und in der Mitte die königliche Krone. Das Gespann bestand aus acht isabellfarbenen mit Stirnbändern und Federbüschen geschmückten Pferden. Den Schluß machten zehn, jeder mit vier Maulthieren bespannte Wagen für die Damen der Königin. Alle diese Wagen waren von einer unzählbaren in zwei Reihen einherschreitenden Menge von Stallknechten, Lakaien und Stallmeistern in Staatslivree umgeben. Mehrere Infanterieregimenter folgten und zuletzt kamen die Lanciers.

Nach dem Auszug aus dem Palast traten die Majestäten in die Pfarrkirche Santa-Maria, um den englischen Gruß zu hören, und ihr Gebet an unsre liebe Frau von Almudena zu verrichten. Ich stand an der Thüre dieser Kirche als sie eintraten und wieder in den Wagen stiegen. Der Zug, der indeß auf sie gewartet hatte, setzte sich wieder in Bewegung; ich folgte ihm lange mit den Augen und sah ihn langsam in der breiten Straße Mayor fortschreiten. Unterhalb so vieler mit

Behängen von den leuchtendsten Farben überladener Fensterreihen machte die Masse von flatternden Fähnleins der Lanciers eine ganz eigene perspektivische Wirkung; es war als ob eine Reihe von Balkonen sich fortbewegte.

Vor 14 Tagen ging, denselben Weg einschlagend und zur nämlichen Stunde, die Frohnleichnamsprocession aus derselben Kirche aus. Am 6 Junius war es Gott — su majestad (Se. Majestät) — der mit Kreuzen, Kerzen, Fahnen, Priestern und Mönchen von Santa-Maria ausging. Am 22 war es der König — ebenfalls su majestad — mit seinen Fahnen, Truppen, seiner Dienerschaft und seinem Hofe, und man erwies seiner königlichen Majestät dieselbe Ehre, wie der göttlichen Majestät. Dieß waren die beiden Majestäten — ambas majestades — wie sie dieses Volk zu nennen pflegt, das noch immer in seiner doppelten Religion irre wird, das noch immer den König von Spanien dem Könige des Himmels an die Seite setzt: el rey de España, y el rey de los cielos.

Die Nacht hatte indeß ihren Schleier auf Madrid herabgesenkt, allein die Stadt begann nun von dem Licht der Fackeln sich zu erhellen, die allenthalben vor den Fenstern angezündet wurden. Ich schlenderte auf gut Glück in den Straßen umher. Je weiter ich vordrang, um so heller und glänzender fand ich sie; an allen Balkonen sah man nichts als Draperien, Transparents, prächtige mit Kronleuchtern umgebene Thronhimmel, unter denen die Bilder des Königs und der Königin hingen. Die Masse der Neugierigen wogte hin und her, drängte sich, stand still und gruppirte sich vor den Häusern, die sich durch den größten Luxus an farbigen Gläsern und Allegorien auszeichneten, so daß der freie Weg gesperrt wurde. Bis zum höchsten Grad ermüdet, hatte ich mich mit Mühe durch das Gewühl auf dem Platze vor dem Palaste des Kommissärs der Cruzada gedrängt; als ich nach der Seite des Plaza-Mayor hinblickte, sah ich eine der Thüren des dort errichteten Cirkus für die Stiergefechte offen. Ich ging näher, und da die Schildwache mich nicht anhielt, so trat ich ein.

Der für die am nächsten Tag zu haltenden königlichen Stiergefechte bestimmte Platz war bereits austapezirt und drapirt, und ebenfalls auf eine einfach prachtvolle Weise ganz beleuchtet. Jeder der Balkons seiner fünf Stockwerke trug zwei Armleuchter, auf denen weiße mit vier Dochten versehene Wachskerzen brannten. Die ungemeine Helle, die sie verbreiteten, erleuchtete indeß nur einen öden Raum. Der Platz war fast ganz leer; da Ihre Majestäten auf dem Rückweg nach dem Palast hier vorüberkommen sollten, so hatte man, um das Gedränge zu vermeiden, Niemand eingelassen. Nur vom Bogen von Atocha bis zu dem der Platerias war er von einer doppelten Reihe königlicher Freiwilligen schräg durchschnitten, die, auf ihre Gewehre gelehnt, unbeweglich dastanden. Das staffelförmige Amphitheater war ebenfalls leer. Kaum zeigten sich hie und da einige Gestalten an den Fenstern, und in dem ganzen großen Raum hörte man kein anderes Geräusch als das Knistern der Kerzen.

Jetzt schlug es zehn auf der Uhr der Casa real de Panaderia, und in dem nämlichen Augenblick begannen die Glocken der Kirche von Santa-Cruz und des Klosters Sankt Thomas zu läuten, die Tambours rührten die Trommeln, das Kommando: „Schultert's Gewehr!“ erscholl und wurde auf beiden Linien der Freiwilligen schnell ausgeführt. Der Zug näherte sich, und schon wurde auch seine Spitze durch den Bogen von Atocha sichtbar. Er schritt in derselben Ordnung, wie ich ihn vor drei Stunden in der Straße Mayor gesehen hatte; doch war es nicht mehr jene sich langsam bewegende, oft stillstehende, und auf dem engen Wege, den ihr die Provinzialgrenadiere nur mit Mühe in dem tosenden Gedränge freihielten, schwankende Prozession; jetzt, auf diesem von einem Lichtmeer überflutheten, aber öden Platz, schritt sie rasch und ungehemmt vorwärts; ein treffendes Bild des mit seinem Glanze vereinzelt stehenden Königthums. Die königlichen Freiwilligen hatten hier kein Volk zurückzudrängen, und man hätte die Köpfe, die auf den Balkonen sichtbar wurden, zählen können. Die Pferde gingen, ihre Federbüsche schüttelnd im Trott, die Wagen rollten schnell über den Sand und die Dienerschaft an den Kutschenschlägen machte große Schritte. Alles glitt schweigend vorüber, entfernte sich geräuschlos und verschwand endlich unter dem Bogen der Platerias. Dieser königliche Zug inmitten dieser beleuchteten Einöde machte in der That eine seltsame und wunderliche Wirkung. Aus dem dunkeln Winkel, in dem ich mich befand, kamen mir diese Reiter, Bedienten und Karossen so klein vor, als betrachte ich sie durch das Glas einer Zauberlaterne. Sobald die letzten Wagen vorüber waren, kamen indeß die Regimenter mit ihrer Musik, und nun belebte die hinter ihnen dreinziehende Menge den Platz. Ich entfernte mich früher, denn ich wollte den Eindruck des phantastischen Schauspiels ungeschwächt mit mir hinweg nehmen, das ich fast ganz allein betrachtet und das vielleicht auch ich allein nur empfunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Jahr 1778 zählte Frankreich 22 Millionen Einwohner und die tägliche Consumtion betrug 11 Millionen Kilogramme. Der Ueberschuß der Einfuhr belief sich auf 56 und eine halbe Million Kilogramme oder eine fünftägige Konsumtion. Im Jahr 1789 betrug die Einfuhr 176 Millionen Kilogr. oder eine 16tägige Konsumtion. Im Jahr 1790 zählte man 26,700,000 Einwohner; die Konsumtion belief sich auf 13.350.000 Kilogr. und die Einfuhr auf 155½ Million Kilogr. oder eine zwölftägige Konsumtion. Die Bewegung der Ein- und Ausfuhr hörte seit jener Zeit bis zum Jahr 1800 in Frankreich gänzlich auf. In den Jahren 1800 und 1801 überwog die Ausfuhr die Einfuhr. In den Jahren 1802 und 1803 dagegen war die Einfuhr stärker als die Ausfuhr. Von 1804 bis 1810 übertraf die Ausfuhr die Einfuhr abermals. In den Jahren 1811, 1812 und 1813 war Frankreich genöthigt Getreide aus dem Ausland einzuführen und zwar im ersteren dieser Jahre 98 Mill. Kilogr. oder eine achttägige Konsumtion; während der beiden Letztern wurden 136 Mill. Kilogr. oder eine neuntägige Konsumtion eingeführt. In den Jahren 1814 und 1815 führte Frankreich aus. Von 1816 bis 1821 einschließlich fingen die Ausfuhren wieder an; in den Jahren 1816, 1817 und 1818 kamen sie einer zehen-, zwölf- und eilftägigen Konsumtion gleich; die Ausfuhren fangen wieder an zu steigen. Von 1828 bis 1832 dagegen werden die Einfuhren wieder bedeutend: Im Jahr 1829 165 Mill. Kilogr. oder eine eilftägige Konsumtion; 1830 166 Mill. Kilogr. oder eine 12tägige Konsumtion; im Jahr 1832 endlich 346½ Mill. Kilogr. ausländisches Getreide oder eine zweiundzwanzigtägige Konsumtion. In einem Zeitraume von 55 Jahren ergeben sich also 10 Fehljahre, während welcher Frankreich eine einer 212tägigen Konsumtion gleichkommende Masse von Getreide von dem Ausland bezog. Während derselben Zeit überwiegt der Ertrag der Ernte den Verbrauch durch 26 Jahre und Frankreich versendet eine einer 118tägigen Konsumtion gleichkommende Masse Getreides an das Ausland. Neun Jahre hindurch findet weder Aus- noch Einfuhr statt.

Der Gesammtbetrag der Einfuhr von 1778 bis 1832 beläuft sich

mithin auf	2.985.957.100	Kilogr.
Der Ausfuhr auf	1.891.944.900	—
Ueberschuß der Einfuhr . .	1.094.012.200	—

oder eine 64tägige Konsumtion in einem Zeitraum von 55 Jahren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 352. 18 December 1833.

Die Hahnengefechte in England.

(Nach Baron d'Haussez.)

Wenn man den Charakter von Nationen bis zu ihren Volksspielen verfolgen will, so muß man den Hahnengefechten eine besondere Aufmerksamkeit schenken, welche unter den Vergnügungen der großbritannischen Nation einen so hohen Rang einnehmen. In der der Unterhaltung dieser Vögelrace gewidmeten Sorgfalt zeigt sich der Geist der Ordnung und der Beharrlichkeit; in den bedeutenden Wetten, die dabei statt finden, der Geschmack für ein Hazardspiel, dessen Launen sich doch einem gewissen Calcul fügen; in dem Muthe der Vögel der Gedanke an eine Aehnlichkeit mit dem des Menschen; in dem tragischen Ausgange des Kampfes das Bedürfniß nach einem lebhaften Eindruck, der fähig ist die Einbildungskraft zu erregen, was der bloße Kitzel der Neugierde nicht vermöchte; in der lebhaftesten Theilnahme der Zuschauer aus allen Ständen, sich für jenen oder diesen Kämpfenden zu interessiren, ohne irgend ein anderes Motiv als die Idee des Augenblicks, eine Spielerbegeisterung, eine Aehnlichkeit mit jener Leidenschaftlichkeit, welche die Engländer fortreißt, sich mit ihrem Gut und Leben in politische, ihnen ganz fremde Streitigkeiten einzulassen; endlich in allen Details eines kleinlichen Schauspiels, eine Art von Resumé der ihr ganzes Leben beherrschenden Aussichten. Melton, berühmt durch seine Fuchsjagden, ist es nicht weniger durch seine Hahnengefechte; in den Umgebungen dieser Stadt unterhält man die ausgezeichnetsten Racen dieser Vögel, denen man in Rücksicht ihrer Reinheit und der Racenvermischungen, die ihre Verbesserungen bezwecken, die größte Sorgfalt widmet. Hier vermengt die Leidenschaft des Spieles, vom Pair der drei Königreiche an bis zum Pächter und Stallknecht herunter, die Stände bei den ausgebotenen und angenommenen Wetten, ohne daß man erst fragt, woher sie kommen und wohin sie gehen. Man beschäftigt sich mit gleichem Interesse mit der Genealogie eines Hahns wie mit der eines Rennpferdes; man weist die Mesallianzen mit demselben Abschen bei ihnen zurück wie bei den Familien ihrer Besitzer. Auf diesem klassischen Boden gesellschaftlicher Standesunterschiede dringt die Aristokratie mit ihren Anmaßungen und ihrem drückenden Despotism bis zu den Racen der Kampfhähne. Dank jener Sorgfalt, welche bis zu einer Reihe von Generationen hinaufgeht, man hat durch sie die Gewißheit, daß die zum Gefechte bestimmten Vögel das besitzen, was man „Blut" nennt; nämlich sie kommen, in einer ununterbrochenen Folge von Ahnen aus edlem Ursprunge, von einem Stamme, der von jeher muthige Athleten für einen Kampfplatz lieferte, wo sich ihre Tapferkeit zeigt. Die Hahnengefechte haben ihre eben so streng befolgten Gesetze als die sind, welche das Lanzenbrechen bei einem Turniere oder die brutalen Gewohnheiten bei den Boxern reguliren.

Die großen Wetten geschehen auf den Erfolg hin einer Reihe von Gefechten unter einer bestimmten Anzahl von Hähnen. Jeder der Betheiligten bringt demnach etwa 30 dieser Vögel mit und macht drei Abtheilungen. Nach der Reihe stellt er einen demjenigen entgegen, den sein Gegner aufstellt, und die Wette gewinnt derjenige, dessen Kämpfer am öftesten Sieger blieben, zuerst in jeder Partie, dann in zweien von den drei Partien. Andre Wetten fallen während des Kampfes selbst vor, über die Wechselfälle, welche er darbietet; hier können sich die Uebung und die Schnelligkeit des Urtheils glänzend zeigen. Ein geübtes Auge erräth an der Art und Weise, wie ein Hahn den Kampf beginnt und fortsetzt, an den Streichen, die er austheilt oder empfängt, an der Wirkung, die eine Wunde an dem oder jenem Theil des Körpers auf seinen Muth hat, den wahrscheinlichen Ausgang des Kampfes. Mitten durch den Saal proponirt man oder vielmehr schreit man Wetten aus, deren Summe je nach der Meinung, die man von dem Ausgange hat, mit derselben Eile angenommen werden. Ein rundlicher Saal mit Stufen, welche bis zu dem eingeschlossenen Kampfplatze herabgehen, ist ganz mit Neugierigen erfüllt. Zwei Menschen treten hervor, mit seidenen Säcken, worauf reich vergoldet die Wappen ihrer Herrn gestickt sind. Sie nehmen die Kampfhähne heraus und übergeben sie einem Richter zur Prüfung, ob sie ihrem Gewichte und ihrer Konstitution nach etwa von gleicher Stärke seyn können. Nach dieser Formalität werden die Hähne den Männern zurückgegeben, welche sie auf den Rasen, der zum Kampfplatze dient, setzen. Die Vögel haben eine den Umständen angemessene Toilette und Bewaffnung; den Kamm sowohl, als jene ihrer Federn, die unnütz und ihnen hinderlich seyn würden, hat man hinweggenommen. Ihren Fittigen läßt man nur so viele Federn, daß sie sich zu einer mäßigen Höhe erheben können; ihr viereckig

zugestutzter Schwanz gibt ihrem Anblicke etwas Kriegerisches, ihrem Gange etwas Leichtes und Schwebendes. Ihre Klauen sind mit sehr scharfen Sporen bewaffnet, in Form eines Dolches. Wie die Rennpferde, so werden auch die Kampfhähne einer Diät unterworfen, welcher man hauptsächlich die Kraft, die sie entwickeln, zuschreibt; die Nahrung, die sie erhalten, verhindert das Fettwerden, und vermehrt die Energie und Kraft ihres Muskelspiels; man gibt ihnen Reinigungs- und dann Reizmittel, und erhält sie in einer angestrengten Uebung und beständigen Aufregung. Die Folge dieser sorgfältigen Pflege besteht in einer Schnelligkeit und Heftigkeit der Bewegungen, welche den auf diese Art vorbereiteten Vögeln eine unbestreitbare Ueberlegenheit über jene gibt, die ihre gewöhnliche Wartung erhielten. Sobald die Kämpfer einander gegenüberstehen, werfen sie sich stolze Blicke zu, messen und beurtheilen sich gleichsam. Bald darauf geben sie Zeichen einer Wuth, deren Abstufungen man leicht beobachten kann; dann legen sie ihren Hals auf die Erde und nachdem sie diese Stellung einige Sekunden behalten, gleichsam um Muth und Kraft zu sammeln, stürzen sie auf einander los.

Die erste Waffe, womit sie kämpfen, ist der Schnabel, die fürchterlichste aber der Sporn; sie suchen den Kopf, den Rücken und die Seiten zu fassen; das Blut strömt aus den vielen und tiefen Wunden, aus dem Schnabel, selbst aus den Augen; ihre Wuth steigt; sie versetzen sich neue Streiche, bis der eine der Kämpfer unterliegt. Oft liegen beide sterbend auf dem Kampfplatze; dann, noch einen Rest des Lebens zusammenraffend, stürzen sie von Neuem auf einander, bringen sich noch einige Wunden bei und fallen nieder. Aber ihre Wuth hat sie noch nicht verlassen; die Sprünge ihres Todeskampfes tragen noch den Charakter der Tapferkeit und setzen die Richter in Stand, dem einen von beiden den Sieg beizumessen. War der Kampf nur für einen tödtlich, so wandelt der Sieger stolz um seinen todten Gegner und versucht mit einer erschöpften Stimme einen Triumphgesang, in den der Beifallruf der begeisterten Zuschauer einstimmt.

Die Hahnenrace hat auch ihre Thersiten; selten finden sich jedoch solche Feiglinge, welche bei dem bloßen Anblicke ihres Gegners erzittern und die Flucht ergreifen. Zuerst die Zuschauer und dann ihre Herrn sind mitleidslos für sie, das Geschrei der Einen ist nur ein Vorspiel zu dem von den Andern sofort ausgesprochenen und auf der Stelle vollzogenen Todesurtheile. In ihrem übertriebenen Vorurtheile zu Gunsten der Geburt sind die Engländer überzeugt, daß eine solche Feigheit sich nur bei Individuen vorfindet, deren Abstammung durch eine Mesalliance unterbrochen wurde. Ein Kampfsaal für Hähne bietet einen ganz verschiedenen Anblick von dem dar, den alle Versammlungen haben, deren Gegenstand das Vergnügen ist. Es ist fast unmöglich sich eine Idee zu machen von dem Geschrei, den Gestikulationen, dem Beifallrufen, dem Pfeifen und Stampfen, wodurch die Leidenschaften ihre Ungeduld ausdrücken. Um das Uebermaß von Unordnung zu verhindern, hat man in dem Gewölbe, mittelst einer in einer Rolle laufenden Schnur, einen ungeheuren Korb angebracht, der diejenigen Ruhestörer aufnimmt, welche die sehr weiten Gränzen überschreiten, die dem schlechten Tone vorgezeichnet sind.

Die Ureinwohner von Brasilien.

(Fortsetzung.)

Mit Ausnahme der Mouras, einem umherziehenden Stamme, den man als die Zigeuner Brasiliens betrachten kann, ist kein einziger Stamm den Begriffen von Ackerbau völlig fremd. Jeder Stamm hat für die Jagd ein bestimmtes Gebiet, das durch bestimmte und von Jedermann gekannte Gränzen abgeschieden ist.

Ueberall, wo eine Familie oder ein Stamm auf eine gewisse Zeit seine Wohnung aufschlägt, haben sie ihre bestimmten Felder, deren Bau den Weibern überlassen ist, und deren Erträgniß die Bedürfnisse der Gesammtheit befriedigt.

Ihre Hütten sind auf dem bloßen Boden erbaut und durch vier Balken gestützt. Ihre Höhe beträgt 12 bis 15, ihre Länge 30 bis 40 Fuß. Die Seitenwände sind aus dünnen Latten gemacht, manchmal auch aus einem Gemengsel von Thon und Blättern. Man öffnet sie auf beiden Seiten durch bewegliche, aus Blättern geflochtene Thüren. Dasselbe Material dient auch zur Bedeckung des Daches.

Die Hütten und ihre Mobilien gelten als Privateigenthum, allein auch in Bezug auf diese Gegenstände herrschen gewisse Ideen von Gemeinschaft vor, um so mehr, als eine einzige Hütte oft von mehr als einer Familie bewohnt ist. Darum sind auch in jeder mehrere Herde in verschiedenen Stellen des Bodens zum Gebrauche der verschiedenen Familien ausgegraben. Der Hauptartikel besteht in Hängmatten, die aus Gras oder Baumwollenfäden geflochten sind. Sie hängen an Balken um die Hütte her, einen Fuß vom Boden entfernt, und dienen zugleich als Bett und als Tisch. Einige irdene Häfen, einige Körbe aus Baumzweigen, die mit Micho oder Maniocmehl gefüllt sind, Trinkgefäße und andere, welche den Jenepapa enthalten, und endlich ein ausgehöhlter Baumstamm, um den Milho zu zerreiben, vollenden das Mobiliar. Die Seitenwände sind gewöhnlich mit Kriegs- oder Jagdwaffen behängt. Das Jagdgeräthe, der Hamac und die Pfeife, das sind im Grund die einzigen Gegenstände, deren ausschließendes Eigenthum ein Indianer ansprechen kann.

Der Diebstahl ist unter diesen Völkern beinahe unbekannt. Beim Tode eines Verwandten erbt die Familie alle von ihm gebrauchten Gegenstände, aber es fällt niemals einem Indianer ein, irgend ein Besitzthum in Masse aufzuhäufen; nicht einmal Lebensmittel über ihre dringendsten Bedürfnisse hinaus. Einige besonders nützliche Gegenstände, einige Zierrathen können allein einen dieser Menschen zum Diebstahl verleiten. Wird er aber dabei überrascht, so wird er genöthigt, den entwendeten Gegenstand zurückzugeben, und augenblicklich mit der Peitsche bestraft. Bei diesen Gelegenheiten nimmt das Oberhaupt großentheils selbst die Züchtigung vor.

Diese Völker haben eine Leidenschaft für Zierrathen, namentlich für solche, die zu gleicher Zeit Trophäen ihrer Geschicklich-

keit oder ihrer Tapferkeit sind. Die lockendsten Anerbietungen werden nie einen Muranel dahin bringen, sein Halsband von Schaguarzähnen, das Denkmal seiner Thaten als Jäger herzugeben. Diese kostbaren Reliquien werden jedoch manchmal als Pfand für Erfüllung eines Versprechens hingegeben, und der Rosenkranz von Menschenzähnen, der Schädel eines auf dem Schlachtfelde getödteten Feindes, endlich der Stein, oder das runde Holz, das als Schmuck in den Ohren oder an der Unterlippe hängt, werden zuweilen als Pfänder von einem brasilianischen Häuptling überliefert, um seinen Bundesgenossen zu überzeugen, daß er fest entschlossen ist, den eingegangenen Vertrag zu erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Bevölkerungsverhältnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der letzten Volkszählung vom Jahr 1850 zufolge war die Bevölkerung der Unionsstaaten von Nordamerika auf 12.855.154 Seelen, wovon 6.526.599 Individuen des männlichen und 6.529.555 Individuen des weiblichen Geschlechts, gestiegen; die Volksmenge ist folglich beinahe eben so groß, als die des preußischen Staates, allein man würde einen großen Irrthum begehen, jene mit dieser, oder mit jeder andern von Europa, in Ansehung der Staatskräfte, welche sie zu entwickeln vermögen, vergleichen zu wollen. Die Verschiedenheit der Völker diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans ist sehr groß und beachtenswerth; es dürften daher die nachstehenden kurzen Betrachtungen um so mehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, je weniger diese Verschiedenheit bisher berücksichtigt worden ist.

Betrachtet man die obige Volksmenge aus dem Gesichtspunkte der Streitkräfte, welche sie aufzustellen im Stande ist, so müssen vorerst die Sklaven mit 2.010.629 Seelen davon abgezogen werden; eben so wenig als diese kann die freie farbige Bevölkerung von 319.467 Seelen in die Rechnung mit aufgenommen werden, was man auch bei der Classification derselben anzudeuten scheint, da solche **besonders** aufgezeichnet ist. Es bleiben also für die **weiße Bevölkerung** 5.358.759 Individuen des männlichen und 5.167.299 Individuen des weiblichen Geschlechts, in Summe 10.526.058 Seelen. Das männliche Geschlecht ist in den Vereinigten Staaten zahlreicher als das weibliche; in Europa findet das Gegentheil in Folge der vielen Kriege statt, doch fängt es jetzt allmählich auch hier an nach dem 18jährigen Friedenszustand sich mit dem Zahlenverhältniß der beiden Geschlechter auszugleichen, und es scheint, beiläufig gesagt, der Zeitpunkt nicht fern, wo die Männer die große Ueberzahl bilden, und die Klagen über Beeinträchtigung des Verdienstes und über Nahrungslosigkeit noch weit lauter und begründeter als zur gegenwärtigen Zeit seyn werden.

Unter der weißen Bevölkerung des männlichen Geschlechts befinden sich 3.002.155 Knaben und Jünglinge von der Geburt bis zum zwanzigsten Jahre, und 211.258 Männer, welche das Alter von 60 Jahren überschritten haben, in Summe 3.213.591 Individuen, so daß nach Abrechnung derselben die ganze waffenfähige Mannschaft nur 2.146.368, das ist 400.848 von einer Million — (2 von 5) beträgt. Diese auffallend geringe Menge von Männern dieses Alters erscheint noch weit deutlicher durch Vergleichung mit andern Staaten, deren Verhältnißzahlen auf wirkliche Volkszählungen nach dem Alter berechnet sind, wovon wir einige hier anführen: Unter 1 Million des männlichen Geschlechts finden sich in Frankreich 486.068, — im Königreich Sachsen 485.340, — in Böhmen 457.810, — in Preußen 469.650, — in den Niederlanden 466.153, nur Irland zählt davon weniger 437.680. Man kann daher annehmen, daß im Allgemeinen in Europa von 1000 Individuen männlichen Geschlechts 460 bis 480 Männer von 20 bis 60 Jahren, in den Unionsstaaten hingegen deren nur 400 vorhanden sind.

Ein so ganz ungewöhnliches Zahlenverhältniß der Altersstufen der Einwohner, wie dasjenige von Amerika, wovon drei Fünftheile aus Kindern und Greisen bestehen, hat seinen Grund theils und hauptsächlich in der starken Fortpflanzung, theils in der Entwicklungsperiode, worin sich das Land befindet. Hier stößt die Verehelichung nicht so wie in den alten Staaten von Europa auf zahllose Hindernisse; wer leben und sich häuslich niederlassen will, muß zwar arbeiten, aber wer arbeitet verdient reichlich, um sich und eine Familie zu ernähren, ganz im Gegensatz von Europa, wo viele betteln um zu leben, und noch weit mehrere gerne arbeiten möchten, wenn sie Gelegenheit dazu fänden, und wo selbst da, wenn sie Arbeit finden, der Ertrag derselben kärglich und so gering ist, daß er für die Subsistenz einer Familie nicht ausreicht. — Der niedrige Preis des Grundeigenthums, die Ertragsfähigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens, die zahlreichen Wasser-Verbindungen, Eisenbahnen 2c., welche den Absatz und Verwerthung der Landesprodukte so sehr begünstigen, sind dagegen eigene Vorzüge der nordamerikanischen Unionsstaaten und ein mächtiger Bewegungsgrund zur Ansiedelung und Verheirathung, folglich die Ursache der starken Fortpflanzung. — Da nun von der andern Seite in diesem jugendlichen Staate der seit 30 bis 40 Jahren stattgefundene starke Zuwachs, der noch überdieß bei steigender Bevölkerung mit jedem Jahre zunahm, erst allmählich in die älteren Altersklassen vorrückt und erst nach Verlauf von 60, 70 und 80 Jahren seinen Kreislauf vollendet haben kann, so ergibt sich ganz folgerecht jenes Mißverhältniß der jugendlichen und männlichen Bevölkerung und jene Verschiedenheit mit den europäischen Staaten, deren wir oben gedachten, weil hier jene Entwickelungsperiode längst vorüber ist.

Gesetzt, die Fortpflanzung wäre in den Unionsstaaten von Amerika weniger stark und derjenigen der europäischen Völker gleich, also im Durchschnitt per 1000 der Bevölkerung 465 Männer im Alter von 20 bis 60 Jahren, so würde die männliche Bevölkerung der Weißen, Farbigen und Sklaven von 6.526.599 Individuen eine Masse von 3.034.869 Männer jenes Alters aufstellen können, da aber die Menge der Kinder, wie gezeigt ist, so ungewöhnlich groß ist, — da ferner die Sklaven zur Landesvertheidigung nicht gebraucht werden können, und daher mit der farbigen Bevölkerung in Abzug gebracht werden müssen, so bleiben für die **Streitkräfte** nur 2.145.368 Männer von 20 bis 60 Jahren der weißen Bevölkerung, folglich 989.501 — beinahe **Eine Million weniger** als in Europa der Fall seyn würde. Dieser außerordentliche Unterschied der Streitkräfte von Europa und Amerika würde unglaublich erscheinen, wenn er nicht auf den Grund offizieller Volkszählungen nach dem Alter mit mathematischer Gewißheit außer allen Zweifel gesetzt wäre.

Eine ganz andere Ansicht gewinnt die Bevölkerung dieses Landes, wenn man sie in Betreff ihrer **Productivkraft** in Betrachtung zieht, denn hier kommen die Sklaven in Rechnung und vermehren solche der Zahl nach auf doppelte Weise, einmal wegen schwächerer Fortpflanzung, deßhalb geringerer Menge von Kindern; zum Andern wegen früherer Reife derselben bei der afrikanischen Race. Die Berechnung der **Productivkräfte** der Unionsstaaten stellt sich folgendermaßen:

a. weiße Bevölkerung.	Männer von 20 bis 60 Jahren	2.145.368
	Individuen von 15 bis 20 Jahren, zur Hälfte 575.614	287.807
	weibliches Geschlecht von 15 bis 60 Jahren, 2.647.293 zur Hälfte	1.323.647
b. farbige Bevölkerung, beide Geschlechter zur Hälfte *)		111.378
c. Sklaven, beide Geschlechter, Kinder und Greise abgerechnet 1.586.774 Individuen zu 1⅓ **)		2.060.151
	in Summe	5.938.551

---

*) Die freie farbige Menschenklasse ist wenig zu beachten, da sie sich in der Mehrzahl arbeitsscheu und dem Trunke ergeben in den Winkeln der großen Städte herumtreibt.

**) Die Arbeit des männlichen Sklaven, welche schon in früher Jugend beginnt, und bloß mit völliger Erschöpfung der Lebenskraft endigt, kann auf das Doppelte und Dreifache der Arbeit eines Individuums der weißen Bevölkerung, und die Arbeit der Sklavinnen auf die Hälfte angeschlagen werden; man hat jedoch nur für beide Geschlechter im Durchschnitt 1⅓ Produktivkräfte angesetzt, weil von der Summe der Sklaven nur die Kinder unter zehn Jahren und die hundertjährigen Individuen in Abzug gebracht sind.

Obige Summe der Productivkräfte macht 462.690 von einer Million der Gesammtbevölkerung. Da aber in Europa, nach den genauesten und auf Thatsachen begründeten Berechnungen, das Zahlenverhältniß des höchsten Werths 423.549, und des niedrigsten 368.341 von einer Million der Bevölkerung, nach Maaßgabe der starken oder schwachen Fortpflanzung ist, diese aber hinsichtlich der Stärke in keinem europäischen Staate derjenigen von Amerika gleichkommt, so erreicht dennoch dieses Land einen Productiowerth, der den höchsten in Europa weit übertrifft, weil die Arbeit der Sklaven um Vieles höher als die der übrigen Bevölkerung angeschlagen werden muß. *) Wenn nun, nach dem vorstehenden Zahlenverhältniß, der mittlere Werth der Productivkräfte 595.995, oder in runder Zahl 596 per 1000 beträgt, so würde eine gleich große Volkszahl wie jene der Unionsstaaten 5.091.037 Individuen ausmachen, sie wird folglich von der Lezteren um 857.514 Individuen übertroffen.

Nicht weniger anziehend als die vorstehenden Untersuchungen in politischer und staatswirthschaftlicher Beziehung, dürfte wohl eine kurze Darstellung der successiven Volkszunahme der Vereinigten Staaten seit vierzig Jahren für die Bevölkerungskunde seyn:

Jahre der Zählung.	Freie Bevölkerung.	Sklaven.	Summe.
1790	3.231.636	697.690	3.929.326
1800	4,540.745	1,019.013	5,559.758
1810	6,048.539	1,191.364	7.239.903
1820	8.100,102	1.538.118	9 638,220
1830	10,845.525	2,010.629	12,856.154

Die Zunahme der freien Bevölkerung war am stärksten in den ersten zehn Jahren bis 1800, wo sie sich auf 40.5 per 100 der Bevölkerung vom Jahr 1790 belief; in den folgenden zehn Jahren war solche in jedem der drei Zeiträume bis 1810, 1820 und 1830 beinahe ganz gleich, nämlich 33,2, — 33,92 und 33,89 per 100. Im Ganzen war der Zuwachs während vierzig Jahren 7,613,889 Individuen, also mehr als das Doppelte der Volkszahl vom Jahr 1790. Was die Sklaven betrifft, so war die Zunahme sehr groß in den zwei Zeiträumen von 1790 bis 1800, und 1820 bis 1830, nämlich 46,1 und 39.81 per 100, dagegen außer allem Verhältniß gering die zwei Zwischenzeiträume von 1800 bis 1810, 16,89 und 1810 bis 1820 20,72 per 100; wahrscheinlich hat in den erstern eine stärkere Einfuhr von Sklaven stattgefunden, da eine so starke Vermehrung durch Fortpflanzung bei dieser Menschenklasse gegen alle Erfahrungen seyn würde.

Es hat folglich die Gesammtbevölkerung in 40 Jahren einen Zuwachs von 8,926,828 Individuen erhalten, und das diesem Zeitraume vorangehende Menschenkapital hat sich, theils durch Fortpflanzung, theils durch Einwanderungen, um 227 per 100 vermehrt.

Vermischte Nachrichten.

Die Versammlung der Industriellen zu Genf hat die tragbaren Feuerspritzen der Herren Daillet und Schmidt einer genauen Prüfung unterworfen. Diese nach einem neuen System zusammengesezten Sprizen entsprechen ihrem Zweck vollkommen; ihr geringer Umfang, ihre Leichtigkeit, Einfachheit und der Umstand, daß sie dem Verderben fast gar nicht unterworfen sind, machen sie zu schneller Anwendung besonders geeignet. Dabei erfordern sie fast gar keine Vorbereitung und selbst nach langer Ruhe können sie, ohne daß man ein Fehlschlagen zu besorgen hätte, ohne weitere Verrichtung sogleich in Thätigkeit gesezt werden. Ein einziger Mann ladet sie, mittelst daran befestigter Tragbänder, auf den Rücken, und trägt sie dahin, wohin man mit andern Feuerspritzen nicht bringen könnte. Was die Wassermenge betrifft, die von zwei Menschen durch eine solche Sprize verbraucht werden kann, so werfen sie in einer Minute 80 Feuereimer auf eine horizontale Entfernung von 70 Fuß oder 45 Fuß Höhe aus. Durch einen angebrachten, einfachen Hahn kann man sie nach Belieben in Saug- und Druckpumpen verwandeln und sie in den Stand sezen das Wasser aus einem entfernten Bach oder Behälter an sich zu ziehen und so sich selbst zu füllen. Diese Sprizen, die von den Erfindern zu dem mäßigen Preis von 180 Franken geliefert werden, sind besonders bei Unfällen, wo schnelle Hülfe Noth thut, von wesentlichem Nuzen. Den ersten Gedanken zu diesem neuen Sprizensystem faßte Herr Daillet in Freiburg und Herr Schmidt, einer der Begründer der Gesellschaft der Industriellen leitete die Zusammensezung und Ausführung mit der ihm eigenen Geschicklichkeit.

*

Auf den Werften von New-York ist man mit dem Bau eines Dampfpaquetbootes mit vier Maschinen beschäftigt, das zur regelmäßigen Ueberfahrt von dem Hafen dieser Stadt aus nach Liverpool bestimmt ist. Da dieser Bau auf Rechnung großer Kapitalisten unternommen wurde, so wird nichts gespart werden, ihn so herzustellen, daß das vollendete Werk nichts zu wünschen übrig läßt und günstiger Erfolg ist kaum zu bezweifeln. Die Vortheile, welche die endliche Ausführung eines so lange schon gewünschten Unternehmens bietet, sind einleuchtend. Die Schnelligkeit der Dampfschiffahrt und die dadurch erzweckte Ersparniß an Zeit haben wir täglich Gelegenheit zu bewundern, und der Unternehmungsgeist, der sich in dieser Hinsicht besonders in den Vereinigten Staaten kund gibt, scheint keine Schranken zu kennen. Der Plan Frey's, ein Floß mit einer Dampfmaschine zu bauen, das 25 — 28 Meilen in einer Stunde segeln soll, ist vielleicht eine der außerordentlichsten Erfindungen, doch darf man bei dem sich täglich überbietenden Erfindungsgeist fast über nichts mehr erstaunen, wenn man die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleicht. Vor 70 Jahren las man wegen der Ueberfahrt von Boston nach Philadelphia, die gegenwärtig in 30 bis 40 Stunden vollbracht wird, in Bostoner Blättern folgende Ankündigung: „Man verbürgt sich dafür, daß die Ueberfahrt auf dem Velocifere von Philadelphia binnen vierzehen Tagen zurückgelegt werden wird.

*

Da Glas einer der tönendsten Körper ist, so haben schwedische Chemiker den Versuch gemacht, die metallnen Glocken durch gläserne zu ersezen. Der erste Versuch fiel glücklich aus und die verfertigte Glasglocke gibt einen vollkommneren und harmonischeren Ton als eine metallene. Eine der kürzlich angefertigten Glocken hält sechs Fuß im Durchmesser, eine Größe, welche nicht befremden wird, wenn man sich erinnert, daß schon im Jahr 1711 zu Leith eine Glasflasche geblasen wurde, die zwei englische Bushels oder 64 Quart faßte.

---

*) Dieß ist bekanntlich in neueren Zeiten sehr bestritten worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 353. 19 December 1833.

Patna.

Patna, in der Provinz Behar, ist die erste reiche und bedeutende Stadt, die den Reisenden, welche über den Ganges setzen, um sich in das Hochland zu begeben, auf ihrem Wege aufstößt. Sie liegt am rechten Ufer dieses Flusses, und hier macht der sumpfige Boden Bengalens dem unfruchtbaren Sande Hindustans Platz. Die Kamele gehen nur selten weiter, und von warmen Winden ist hier nichts mehr zu spüren, denn denen, die in der feuchten Atmosphäre von Bengalen wehen, kann man diesen Namen nicht beilegen. Das Thermometer steigt zwar zu derselben Höhe, allein die Hitze ist außerhalb der Häuser doch immer erträglich, und gleich nach Sonnenuntergang kann man einen Spaziergang machen, während es auf den Ebenen von Hindustan erst weit in die Nacht hinein kühl zu werden anfängt.

Obschon Patna kein einziges Gebäude von ausgezeichneter Schönheit besitzt, so sieht man doch bedeutende Ueberbleibsel muselmännischer Größe, und vom Ganges aus betrachtet, bietet die Stadt eine höchst malerische Ansicht. Die sehr zahlreichen Wohnungen der reichen Bewohner haben flache mit aus Stein gehauenen Brustwehren versehene Dächer; einige nehmen einen großen Raum ein, und sehen, obschon schlecht unterhalten, sehr schön aus. Ungeheure dichtbelaubte Bäume, Bruchstücke großer Portiken aus dunkelrothem Granit von einem gothischen Charakter, untermischt mit hindu'schen und mohammedanischen Tempeln, erhöhen noch die Pracht der Scenerie, und wenn der Fluß hohes Wasser hat, so bieten die Belvederes, Minarets und Kuppeln, die sein weiter Spiegel zurückwirft, den imposantesten Anblick.

Als diese Stadt zum Erstenmale in die Gewalt der ostindischen Kompagnie fiel, brachte diese ihre Civilbeamten daselbst unter; als sie aber durch einen Theil der Einwohner, die sich empört hatten, verrätherischer Weise umgebracht wurden, wies man ihnen das in geringer Entfernung von den Vorstädten von Patna gelegene Bankipur als Aufenthaltsort an, wo sie große, schöne, mit herrlichen Pflanzungen umgebene und mit großen Terrassen am Ufer des Flusses verzierte Gebäude bewohnen.

Patna wird durch seine Lage höchst bedeutsam; an der Gränze von Bengalen gelegen, beherrscht diese Stadt eine bequeme und sehr besuchte Verbindung zwischen den nördlich und südlich vom Ganges gelegenen Provinzen. Zu Wasser erhält man hier von Calcutta aus binnen einigen Wochen alle nur möglichen Lebensmittel und Handelsartikel, so wie die englischen Zeitungen, und ist mithin nicht, wie in den entlegenen Stationen, auf die indische Presse beschränkt. Die Beamten zu Bankipur haben überdieß noch den Vortheil der Verbindung mit den den Ganges auf- und abwärts fahrenden Reisenden, und hat man auch ihren Gehalt herabgesetzt, so können sie doch eine einträgliche Gastfreundschaft üben; Bankipur hat überdieß den Ruf eines sehr angenehmen Aufenthaltes. Es besteht hier eine lithographische Presse, ferner wird ein werthvolles, mit kolorirten Kupfern versehenes ornithologisches Werk herausgegeben, und die Nähe der Gebirge von Radschmahal und der noch rauheren von Nepal hat einen Verein von Liebhabern in den Stand gesetzt, eine Sammlung der schönsten und seltensten Erzeugnisse der östlichen Gegenden zu veranstalten.

Die gewöhnlich aus einem englischen Regiment und mehreren Nationalkorps, unter dem Befehle eines Brigadegenerals, bestehenden Militärkantonnirungen von Dinapur, sind nur einige Meilen von Patna entfernt, und ihre Nachbarschaft belebt von Zeit zu Zeit die gesellschaftlichen Verhältnisse von Bankipur. Seine Umgebungen sind waldiger und malerischer als die meisten übrigen Bezirke der Provinz Behar und es läßt sich überhaupt von fast ganz Hindustan mit Wahrheit behaupten, daß dieses große Land einen zweifach verschiedenen Anblick biete: ausgedörrt und ohne allen Reiz während der heißen Jahreszeit, stellt es dagegen in der Regenzeit all seinen Reichthum und seine Schönheiten zur Schau. In Bengalen herrscht ewiges Grün und die Ufer der Flüsse, die es bewässern, sind nicht, wie in andern Gegenden, Ueberschwemmungen und Verwüstungen ausgesetzt.

Kein Reisender versäumt es, den großen Begräbnißplatz der Moslemin zu besuchen, der einen Theil der Vorstädte von Patna einnimmt. Es ist dieß ein längliches, mit verschiedenen, in ungleichen Entfernungen von einander stehenden Gebäuden und einigen schönen Häusern umgebenes Viereck; die letztern sind mit einer doppelten Reihe von Verandahs oder zu Aufnahme der Neugierigen, die den Feierlichkeiten des Moharrem beizuwohnen wünschen, bestimmten Galerien verziert. Zwischen diesen stehen noch andere mit Thürmen und Portiken von dunkel-

rothem Granit versehene Gebäude von älterer und festerer Bauart: Denkmale aus den Tagen des Ruhms der Mongolen, wo sie das ganze Land bis zur Mündung des Ganges unterjochten.

(Fortsetzung folgt.)

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Der ägyptische General begann sogleich die Verfolgung des entsetzten Statthalters und wendete sich gegen Homs, wo er Stellung nahm. Da er auf diesem Punkte durch drei Brigaden des Seraskiers Mehemed Pascha bedroht ward, so zog er sich nach einigen Scharmützeln nach Balbek zurück, wo er sein Lager aufschlug; hier stieß sein Neffe, Abbas Pascha mit 800 Mann zu ihm. Allein bald riefen ihn Unruhen in das Gebirge zurück. Die Drusen begannen aus Haß gegen die Maroniten einen gefährlichen Abfall. Wenige Tage reichten jedoch zur Unterwerfung der Empörer hin, deren Häupter gefangen nach Bairut abgeführt wurden, während die angesehensten Familien Geiseln stellen mußten. Dessen ungeachtet brachen auf mehrern Punkten Zwistigkeiten aus; der langsame Fortgang der Belagerung von St. Jean d'Acre flößte den Anhängern Mehemed Ali's keinen Muth ein; zu Tripoli entdeckte Barbar eine Verschwörung, in welche der Cadi, der Mufti und mehrere der vornehmsten Türken verflochten waren.

Nachdem Ibrahim eine beträchtliche Verstärkung an Truppen aus Candia erhalten, und südlich von Balbek einige Vertheidigungsanstalten getroffen hatte, hielt er es für nöthig, nach Acre zurückzukehren, um die Belagerung dieses Platzes zu Ende zu bringen. Daselbst angelangt, beschäftigte er sich mit den Vorbereitungen zu einem entscheidenden Angriffe. Am 19 Mai begann das Feuer mit neuer Lebhaftigkeit. Die Aegyptier machten unerhörte Anstrengungen, um in den Platz einzudringen, und erlitten ungeheure Verluste. Allein kaum hatten sie eine Bresche eröffnet, so ward sie von den Belagerten wieder geschlossen. Die meisten Gebäude der Stadt lagen in Trümmern, unter diesen auch der Palast Abdallahs, der sich in die von Djezzar erbauten unterirdischen Gewölbe zurückziehen mußte. Die Besatzung schwand immer mehr und bestand nur noch aus 2000 Mann. Endlich ward der 27 Mai zu einem allgemeinen Sturm festgesetzt: 3 Breschen waren gelegt, die eine beim Thurme Kapu Burdun, die beiden andern bei Nebedsch Zableh und Zawed. 8 Bataillone wurden zum Angriffe bestimmt, der mit Tagesanbruch begann und 12 Stunden dauerte. Bei Kapu Burdun waren die Araber auf dem Punkte zu weichen, als aber Ibrahim einem Hauptmann eigenhändig den Kopf abschlug und eine Batterie hinter ihnen auffahren ließ, begannen sie aufs Neue zu stürmen. Unglücklicher Weise weigerten sich Abdallahs Kanoniere länger zu feuern, wodurch er sich zur Kapitulation genöthigt sah. Mit edlem Stolze verlangte er, man solle diejenigen Soldaten, welche ihn verrathen hatten, der Uniform entkleiden, und die ihm treugebliebenen dagegen ehrenvoll behandeln. Die Aegyptier gaben ihren Verlust zu 1429 Verwundeten und zu 512 Todten an. Auf solche Weise fiel St. Jean d'Acre nach einer denkwürdigen Belagerung von 6 Monaten.

Die Einnahme dieses Platzes sicherte Ibrahim den Besitz des untern Theils von Syrien, stimmte die noch schwankenden Gemüther zu Gunsten Aegyptens, und gestattete ihm, mit aller Sicherheit vorzurücken.

Während der Sohn Mehemed Ali's auf solche Weise vorrückte, war die Pforte noch mit ihren Vorbereitungen beschäftigt. Im Monat März ward Hussein Pascha zum Oberbefehlshaber der nach Arabien bestimmten Expedition ernannt. Dieser Mann, berühmt durch die Vernichtung der Janitscharen, und die außerordentliche Tapferkeit, welche er in dem Kriege gegen die Russen an den Tag gelegt hatte, war jedoch nur Soldat im Sinne der Türken, ohne auch nur **eine** europäische Idee aufgefaßt zu haben. Ihm ward mit dem Titel eines Feldmarschalls von Anatolien das Heil des Reiches anvertraut. Man bekleidete ihn feierlich mit einem Harvani (kurzen Mantel) mit goldgesticktem Kragen, machte ihm einen mit Brillanten verzierten Säbel und zwei prächtige Hengste zum Geschenke, und ertheilte ihm am 17 April Befehl, zu dem Heere zu stoßen, welches Chosrew Pascha organisirt hatte, und dessen Versammlungspunkt Koniah war.

Durch die Bildung der neuen regelmäßigen Regimenter war es gelungen, diese Armee mit Inbegriff der Artillerie und des Geniekorps bis auf 60,000 Mann zu verstärken. Sie bestand aus der Infanteriebrigade Bekir Paschas mit dem 2ten Reiterregimente; aus einer starken Brigade unregelmäßiger Truppen unter dem Statthalter von Silistria, aus der Infanteriebrigade Skender Paschas mit dem 6ten Reiterregimente; aus der Infanteriebrigade Nedschib Paschas mit dem 9ten Reiterregimente; aus der Gardebrigade Dilaver Paschas mit dem ersten Reiterregimente der Garde. Jedes Korps hatte seine Batterie- und Munitionswagen und eine Arbeitskompagnie bei sich. Der Dienst der Intendanz, des Schatzes rc. war auf europäischen Fuß organisirt worden. Die Beifuhren sollten durch requirirte Wagen geschehen. Ein Kriegsrath ward niedergesetzt, um in allen denjenigen Fällen zu entscheiden, in welchen ein Offizier seines Grades oder einer Dekoration verlustig erklärt werden sollte.

Der junge Divisionsgeneral Mehemed Pascha, ein Freigelassener Chosrew's, war unter Hussein Pascha mit der besondern Leitung der regelmäßigen Truppen beauftragt. Man glaubte militärisches Talent in ihm entdeckt zu haben; wenigstens verstand er die europäischen Manöver ziemlich gut. Die Talemdschi (Instruktoren) gehörten zu seinem Gefolge; unter diesen befanden sich der Artilleriehauptmann Thevenin, dessen treffliche Rathschläge die türkische Armee gerettet haben würden, wenn sie gehört worden wären; der Genieoffizier Reilly, ein tapferer und unterrichteter Militär und der Rittmeister Calosso. Die beiden ersten haben beinahe den ganzen Krieg mitgemacht. Sie fielen in ägyptische Gefangenschaft und weigerten sich, feindliche Dienste anzunehmen, worauf sie zurückgeschickt wurden. Calosso hielt sich nicht lange im türkischen Lager auf; er suchte den furchtbaren Verschleuderungen Einhalt zu thun, welche hier begangen wurden; allein Generale und Obristen traten in ein Bündniß gegen

ihn, und zwangen ihn, seinen Kontrollirungs-Entwürfen zu entsagen.

Am 11 Mai langte der Feldmarschall in Koniah an, wo er über den Zustand der Truppen in der größten Sorglosigkeit blieb. Vergebens verlangten die Instruktoren mit Nachdruck die Ausübung des Felddienstreglements des Generals Preval, welches ins Türkische übersetzt worden war. Eben so wenig Gehör fanden ihre Klagen über die schlechte Lagerordnung und über die Faulheit und Nachlässigkeit der höhern Offiziere. Die Paschas hielten weder Musterung über die Truppen, noch über Waffen und Munition. Selbst der Oberfeldherr hielt es nicht der Mühe werth, über die Armee Heerschau zu halten. Die strafbarste Unordnung herrschte in der Militärverwaltung, was nothwendiger Weise großen Einfluß auf die Unglücksfälle des Heeres haben mußte. Es erhellt hieraus, wie leicht die türkische Armee nach jedem Treffen der Auflösung nahe gebracht werden mußte, wie wenig die Pforte auf die Kraft ihrer militärischen Vorbereitungen zählen konnte.

Allein noch gab es eine Waffe, welche in den blühenden Zeiten des Islamismus 100,000 Janitscharen aufwog, und über die der Sultan noch immer verfügen konnte: die Exkommunikation. Der Sultan entschloß sich endlich, diese Waffe aus der Scheide zu ziehen. Der Großmufti, Oberhaupt der Religion, die Cadileskier (Großrichter) und die vornehmsten Ulemas hatten, nachdem sie befragt worden waren, erklärt, der Sultan befinde sich in seinem Rechte, die Ausrottung der Rebellen sey eine heilige Pflicht und jeder treue Muselmann, der im Kampfe gegen dieselben falle, erwerbe dadurch den Himmel. In Folge dieses Beschlusses ward der Fetwa gegen den Verräther Mehemed Ali und gegen seinen Sohn, den indolenten Ibrahim, erlassen. Der Fermanli, der Exkommunicirte, ist bei den Türken eben das, was bei den Alten der den unterirdischen Göttern Geweihte war; ihn berührt keine Freundes Hand mehr. Wer die türkische Geschichte studirt hat, mußte glauben, der Vicekönig von Aegypten werde am Ende seinen Henker finden. Allein seit den letzten Siegen der Russen ist aller Nationalglauben der Osmanen erloschen; die Exkommunikation ist zu Konstantinopel gleich wie zu Rom eine abgenützte Waffe.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten königlichen Feste zu Madrid.

4. Das königliche Stiergefecht.

(Fortsetzung.)

Am 22 war der große Tag, das große Fest, das große königliche Stiergefecht. Am Morgen schon war das kleine Gefecht, die Probe — la prueba — gehalten worden, bei dem die Toreros nur in schwarzer Kleidung, im Negligee, erschienen. Es war ohne alle Umstände dabei hergegangen; man hatte zehn Stiere getödtet, die ihrerseits höchstens ein Dutzend Pferde umbrachten und nur zwei Banderilleros*) verwundeten. Wie gesagt, es war ganz unbedeutend, nur eine Probe.

Um fünf Uhr aber — als das Pflaster glühte, als, von der Tageshitze verzehrt, ganz Madrid nichts als Feuer war — um fünf Uhr mußte man durch die öden Straßen schreiten und nach der Plaza-Mayor gehen, an deren Pforten sich Alle drängten, die noch nicht hatten Einlaß finden können. Wer nun mit Hülfe des Geldes und ein Paar rüstiger Arme so glücklich war, einen Platz zu erringen, dem bot sich gleich beim Eintritt ein prachtvolles Schauspiel dar. Nicht nur das große Amphitheater des Tendido war mit Menschen überfüllt, nicht nur die vier Etagen von an den vier Façaden mit goldbefranztem Scharlach ausgeschlagenen Balkonen waren mit prächtigen Uniformen, glänzenden Staatskleidern und prachtvoll geschmückten Damen bedeckt, sondern auch auf dem rings um den ganzen Platz an den Dächern der Häuser hängenden Balkon schwebte eine unermeßliche Volksmenge gleichsam in der Luft, und umschlang den Cirkus gewissermaßen gleich einem Diadem. Diese Masse zusammengedrängter, sich über die blaue Draperie dieses höchsten Balkons herunterneigender Köpfe von unten betrachtet nahm sich wie ein dichtes, an einem langen seidenen Band emporgehaltenes Haupthaar aus. Mehr als sechzigtausend Zuschauer waren in diesem unermeßlichen Raum zusammengedrängt; mehr als sechzigtausend Blicke waren zugleich auf den Kampfplatz gerichtet, und warteten mit Ungeduld auf das Erscheinen der Kämpfer.

Es sollte dieses kein gewöhnliches, sondern ein königliches Stiergefecht werden, eines von denen, die man nur nach Regierungen zählt; eines von jenen, welche die Taufe jeder beginnenden neuen Herrschaft — eine Bluttaufe — sind. — Doch was thut es, wenn das Schauspiel nur national und dem Volke erfreulich ist. — Außer den Toreros, den gewöhnlichen Kämpfern, hatte man, sogar unter der königlichen Loge, die Hellebardierer im Cirkus aufgestellt, vor ihnen die Alguazils zu Pferde (von denen die ersten, um sich gegen einen Angriff des Stiers zu schützen, nichts hatten als ihre Hellebarden, die zweiten aber nur ihre raschen Pferde) und dann die caballeros en plaza.

Diese letztern, die Ritter des Platzes, sind keineswegs Toreros von Beruf. Vor Zeiten waren diese Ritter die Tapfersten unter den Tapfern, Granden, für die es eine Liebhaberei, eine Uebung war, sich in Gegenwart des Hofes und bei Gelegenheit seiner Feste mit den Stieren zu messen, und die für alle Gefahren, welche sie bestanden, keinen andern Lohn suchten als die Ehre. Heutzutage sind es Liebhaber — Edelleute und Ritter höchstens — welche, der Sage zufolge, diese furchtbaren Thiere zu Pferde, ohne Harnisch, mit kleinen, rejoncillos genannten Lanzen bekämpfen. Da dieß nun nur noch sehr selten, und zwar nur bei den königlichen Festen stattfindet, so folgt daraus, daß es jenen, die sich, durch eine noch dazu sehr mäßige Belohnung gereizt, zu solchen Kämpfen hergeben, wo nicht an Muth, doch wenigstens an der zu solchen gefährlichen Unternehmungen nöthigen Uebung fehlt, und sie mithin ihr Leben offenbar aufs Spiel setzen. Von allen Seiten und jeden Augenblick drohte also der Tod, folglich steigerte sich auch das Interesse, gegen die gewöhnlichen Stiergefechte gehalten, um hundert Prozent. Das war so recht etwas für die Aficionados.

Endlich erschienen Ihre Majestäten auf dem Hauptbalkon der Casa real de Panadeira unter einem für dieselben bereiteten Thronhimmel von rothem mit Gold gesticktem Sammet. Die übrigen Balkone dieses Gebäudes waren von den Infantinnen und Infanten, der königlichen Dienerschaft, den Granden von Spanien, den Kammerherren, den Ehrendamen und den Majordomen, sämmtlich in Hofkleidung, besetzt. Die Kompagnie der Hellebardiere trat in den Kampfplatz, und stellte sich, drei Mann hoch, unter dem königlichen Balkon auf. Nunmehr nahm das Ceremoniell des Stiergefechts seinen Anfang.

Sechs Alguazils zu Pferde kamen durch den Bogen von Toledo, hinter ihnen vier sechsspännige mit Hofbedienten in Staatslivree und den Quadrillen der Matadores*) zu Fuß umgebene Wagen, in deren jedem einer der vier caballeros en plaza saß. Die Caballeros waren: Manzano, Villaroel, Cordoba und Artalz. Sie saßen jeder zur Linken seines Sekundanten der Herzoge von Florida Blanca, von Frias, von Alba und del Infantado.

Die Caballeros en plaza waren altspanisch, in seidene Aermelwesten und Mäntel gekleidet, und trugen herabgekrämpte Hüte mit Federn;

---

*) Jene, welche banderillos genannte Pfeile in den Hals des Stieres stoßen.

*) Espadas oder Matadores werden jene genannt, welche den Stier mit dem Degen bekämpfen.

die Matadores trugen ihre zierliche reiche von Gold, Perlen und Edelsteinen glänzende Kleidung de majos. Die Wagen lenkten gegen die Loge Ihrer Majestäten, unter welcher sie nach und nach Halt machten. Nun stiegen die Ritter mit ihren Sekundanten aus, und grüßten stehend, indem sie sich bedeckten; die Matadores grüßten hinter ihnen durch Kniebeugungen.

Nach diesen rückten dreißig andere Toreros zu Fuß — (Banderilleros, Capeadores *) und Chulos **) — an; dann kamen die Picadores,***) zehn an der Zahl, zu Pferde; dann die Maulthiergespanne, mit denen die erlegten Stiere aus dem Kampfplatz geschleift werden; diesen folgten vier Abtheilungen Volantes oder Laufer, jede von 60 Mann, die erste in altspanischer, die zweite in indianischer, die dritte in maurischer und die vierte in römischer Kleidung; zum Schluß endlich vier reich gezäumte, jedes von einem Stallknecht geführte und für die Caballeros bestimmte Pferde aus den königlichen Ställen. Alles dieß zog an der königlichen Loge vorüber rund um den Platz, und verließ ihn dann, mit Ausnahme der Alguazils, der Banderilleros, der Capeadors und Chulos, die sich sogleich aufstellten; die erstern vor den Hellebardierern und die übrigen an den vier Ecken des Kampfplatzes.

Die Caballeros kehrten bald beritten, mit den Rejoncillos bewaffnet und jeder von vier Matadorn (mit kleinen scharlachnen Fahnen — Muletas genannt — in den Händen und in großen seidenen Mänteln) begleitet, zurück, und stellten sich den Thüren der beiden Toriles gegenüber.

Der erste Kampf sollte beginnen, die Erwartung war groß, allgemeines tiefes Schweigen herrschte rings umher. Endlich gab der hinter dem König stehende Kammerherr mit einem weißen Tuch das Zeichen und warf die Schlüssel zu den Toriles herab. Ein Chulo hob sie auf und stellte sie einem Alguazil zu, der sie sogleich dem Mayoral ****) übergab. Zu gleicher Zeit ließ man Tauben fliegen, an deren Füßen flatternde Bänder befestigt waren. Auf dieses Signal ertönte ein Trommelwirbel, die Thüre des königlichen Torile that sich plötzlich auf und ein prächtiger andalusischer Stier stürzte auf den Kampfplatz. Von der Sonne geblendet, war er bis in die Mitte der vier Caballeros vorgedrungen, ohne sie zu sehen. Als er aber die ganze Breite des Platzes durchrannt hatte und nun die Alguazils ansichtig wurde, stürzte er auf sie los. Diese waren jedoch auf ihrer Hut und wichen seinem Angriff aus, indem sie sich, gleich einem aufgejagten Flug Raben, in gestrecktem Galopp nach verschiedenen Seiten hin zerstreuten.

Das furchtbare Thier befand sich jetzt den Hellebardierern gegenüber, die sich, ohne ihre Reihen zu verlassen, in Vertheidigungsstand setzten, und ihm eine dreifache Reihe von Lanzenspitzen entgegenstreckten. Der Stier blieb vor ihnen stehen, brüllte, wühlte den Boden auf und entfernte sich dann kopfschüttelnd, langsam und rückwärts, als wollte er sagen, daß er sich wohl ohne Schande vor einer ganzen Armee zurückziehen dürfe.

Durch herausfordernden Zuruf gereizt kehrte er sich rasch um. — Manzano, einer der Caballeros, trat ihm, von vier Matadores unterstützt, entgegen; der Kampf, der jetzt nicht mehr so ungleich war, entspann sich rasch und dauerte nicht lange. Der Ritter war allein, dem Stier gerade gegenüber, vorgetreten; sobald er nur noch zwei Schritte von ihm entfernt war, hob er den Arm zum Stoß, aber so wie er ihm seinen Rejoncillo in den Hals stieß, stürzte er auch selbst unter sein mit aufgeschlitztem Bauch zusammenfallendes Pferd.

Während man sich von allen Seiten erhob und allenthalben auf die Bänke stieg, während alle Köpfe sich über die Balkons herabbeugten, um den unglücklichen durch den Sturz verletzten Manzano zu sehen, den die Chulos wegtrugen, rannte der selbst, doch nicht tödtlich verwundete, noch wüthender gewordene Stier umher, um neue Gegner zu suchen. In einem Augenblick, von zwei neuen Rejoncillos durchbohrt, hatte er zwei andere Ritter, Cordoba und Villaroel, zu Boden gerannt, die jedoch für dießmal wieder aufstanden und den Kampfplatz verließen, um andere Pferde zu besteigen, denn die ihrigen waren, eben so wie das von Manzano, getödtet worden. Das durch drei Wunden und den Verlust seines strömenden Blutes erschöpfte Thier legte sich sterbend nieder, und ein Chulo fertigte es mit einem Stoß seines Cachete zwischen die Hörner vollends ab.

(Schluß folgt.)

*) Jene Kämpfer, welche keine andere Waffe gegen den Stier haben als ihren Mantel.

**) Die, welche den Kämpfern die Lanzen hinbieten.

***) Diese bekämpfen den Stier zu Pferde und mit der Lanze.

****) Der Stierwärter.

Vermischte Nachrichten.

Die Bevölkerung des Distrikts von Hobart-Town auf Vandiemensland belief sich Anfangs des Jahres 1833 auf 10,101 Seelen, von denen 8000 in Hobart-Town und die meisten der übrigen in New-Town und Sandy-Bay wohnten. Der Zuwachs während des vergangenen Jahres ist erstaunenswerth, und sollte er in demselben Verhältniß zunehmen, so würde die ganze Insel binnen einem halben Jahrhundert dicht bevölkert seyn. Am 1 Januar 1832, freie Männer 3102; freie Weiber 2,227; männliche Verbrecher 2,362; weibliche 669; Gesammtbevölkerung 8,360. Am 1 Januar 1833, freie Männer 3850; freie Weiber 2776; männliche Verbrecher 2698; weibliche 776; zusammen 10,101 Einwohner. Die Bevölkerung der übrigen Distrikte hat während derselben Zeit in gleichem Verhältniß zugenommen, so daß mit Ausschluß des Militairs, der Mitglieder der Vandiemenslandcompagnie-Niederlassung zu Circular-Head und der Uebernehmer, sich die gesammte Bevölkerung der ganzen Insel auf mehr als 30,000 Seelen beläuft.

Die belgischen Journale beschäftigen sich jetzt viel mit einer Klage, welche die Stadt Brüssel wegen des in Folge der Revolution an den ihr gehörigen Gebäuden und anderm Eigenthum erlittenen Schadens, gegen die Regierung erhoben hat, und worin sie diese letztere auch zum Schadenersatz für die Plünderungen auffordert, welche mehrere Einwohner von Brüssel erfuhren. Sie stützt ihre Forderung hauptsächlich darauf, daß, da die Nation die Revolution in ihren Folgen anerkannt habe, sie auch die Mittel dazu nicht verläugnen und von sich ablehnen könne, und es ungerecht seyn würde, der einzigen Stadt Brüssel die ganze Last einer Schuld aufbürden zu wollen, die doch rein national sey. Endlich habe selbst die Regierung, die bei jenen Plünderungen bei Zeiten von der Gefahr benachrichtigt worden sey, die Unordnungen durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel nicht nur nicht unterdrückt, sondern sogar noch dadurch, daß sie die Ermächtigung zu Anwendung aller Maßregeln eines kräftigen Widerstandes verweigert habe, die Wirksamkeit der Bürgergarde gehemmt. Man erwartet mit Ungeduld die richterliche Entscheidung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 354. 20 December 1833.

Die Ureinwohner von Brasilien.

(Fortsetzung.)

Die Indianer dieses Landes kennen nur Tauschhandel, diejenigen aber, welche in fortgesetzter Verbindung mit Europäern stehen, fangen an, Vorräthe der am meisten begehrten Artikel anzulegen. Der Mandbe-Indianer macht Bogen aus rothem Holze und bereitet den Teig Quarari, aus welchem Hausgeräthe verfertigt werden. Der Mandraca macht verschiedene Arten von Schmuck aus Federn von vielerlei Farben; die Murania-Weiber flechten aus den Fibern des Palmbaumes Hamaks, die man zu Surinam und Essequebo verkauft.

Die Mehrzahl der indischen Stämme des Marañao und seiner Nebenflüsse treiben einen Handel mit Maniokmehl. Mehrere Arten von Bohnen dienen als gangbare Münze. Anlehen und Pfänder dafür sind die einzigen Arten von Verpflichtungen, von denen sie einen Begriff haben. Zuweilen, jedoch selten, entlehnen sie Mundvorräthe auf Gewährleistung eines Dritten.

Wenn sie geneigt sind, ein Geschäft abzumachen, so legen beide Theile ihre Waffen in einiger Entfernung nieder, und um den Kauf zu schließen, schreitet jeder von seiner Seite mit gemessenen Schritten vor, um sie wieder aufzunehmen; zugleich nehmen sie eine drohende Miene an, um anzuzeigen, daß sie bereit sind, die Ausführung des Vertrags mit Gewalt zu sichern. Diese symbolische Sprache ist nicht die einzige, die ihnen geläufig ist, Wenn sie etwas mit einem Eide bekräftigen wollen, so fahren sie mit der Hand in die Haare oder erheben sie über den Kopf.

Die Art, ihre Freundschaft zu bezeugen, besteht nicht darin, daß sie sich die Hände drücken, sondern daß sie die Nasen an einander reiben. Auch schlagen sie gewöhnlich in die Hände zum Zeichen ihrer Zufriedenheit, wenn sie einen Kauf abgeschlossen haben. Der Hausherr empfängt einen Fremden, indem er sich in seinem Hamak wiegt und ihm ein Zeichen gibt, an dem gemeinsamen Mahle Theil zu nehmen. Wenn ein Familienhaupt seine Pfeife aus dem Munde nimmt und sie seinem Gaste hinreicht, so kann derselbe dieß als ein Pfand unverletzlicher Gastfreundschaft betrachten. Eine auf den Gränzen des Gebiets in die Erde gestoßene Lanze mit einem Ausschnitt in den sie zierenden Federn ist das Symbol einer Kriegserklärung.

Die Indianer, welche die unermeßlichen Wälder Brasiliens bewohnen, finden in dem Thierreiche hinreichenden Vorrath an Lebensmitteln. Aber der Ertrag ihrer Jagden wird stets als gemeinschaftliches Eigenthum der Familie betrachtet; man bedeckt ihn mit Erde, und die Weiber gehen in den Wald, um nach Maßgabe des Bedürfnisses davon zu holen. Wenn Mehrere sich zur Jagd vereinigen, so gehört das erlegte Thier demjenigen, der es getödtet hat. Es ist einem Jäger nicht gestattet, sich der Waffen eines Andern zu bedienen, namentlich nicht des Blaserohrs, das durch die Berührung fremder Lippen für verunreinigt gilt. Die Jäger vereinigen sich häufig, um wilde Thiere und Affen gemeinsam zu tödten. Diese letztern gelten bei den Indianern für eine ganz ausgewählte Speise, und einige Arten sind auch in der That durch den feinen Geschmack ihres Fleisches dem Hasen vorzuziehen. Man bratet sie am Spieße. Da der Bau dieser Thiere beinahe derselbe ist, wie der des Menschen, so hat man häufig die Indianer beschuldigt, daß sie gewöhnlich sich von Menschenfleisch nährten. Diese Völker sind auch in der That nicht ganz vom Kannibalismus freizusprechen. Wenn sie aber manchmal Menschenfleisch fressen, so geschieht dieß doch gewiß nicht aus einem besondern Appetit darnach, sondern nur aus Rache gegen ihre Feinde.

Die Heirath wird ohne irgend eine religiöse Ceremonie vollzogen. Wenn ein Mann sich eine Gefährtin gewählt hat, so kauft er sie nach der herkömmlichen Sitte von ihren Eltern, und von diesem Augenblick an ist sie seine Sklavin. Diese Völker heirathen gewöhnlich nur Eine Frau, ohne daß gerade die Polygamie verboten wäre. Im Falle einer mehrere Frauen heirathet, übt die erste eine Art Oberaufsicht über die andern aus, in Allem, was die Haushaltung betrifft. Selten behandelt der Mann seine Frauen mit Milde, sondern hält sie in der strengsten Unterwürfigkeit. Diese Wilden verbinden sich häufig mit schwächern Stämmen, um dadurch die Verwandten ihrer Frauen zu veranlassen, sich unter ihnen anzusiedeln, und so die Zahl ihrer Krieger zu vermehren.

Unter den Guacurus sprechen die Frauen eine andere Sprache als die Männer, wahrscheinlich kommt es daher, daß diese letztern das Land eroberten, nachdem sie die ganze männliche Bevölkerung vertilgt hatten. Es herrscht unter ihnen allgemein die Sitte, ihre Frauen vor der Heirath mit Gewalt zu entführen.

Die höchste Tugend bei den Männern in ganz Brasilien ist eine stoische Unempfindlichkeit für Vergnügen oder Schmerz. Diesen Zug haben sie mit den Stämmen im nördlichen Amerika gemein. Aus diesem Grunde enthält sich der Gatte manchmal eine Zeit lang des Beischlafs mit seiner Frau, und sehr häufig üben die Paes bei den Neuvermählten dasselbe Recht aus, wie die Feudalbarone des Mittelalters. Die Heirathshindernisse sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden, bei allen aber betrachtet man es als eine Schande, seine Schwester zu heirathen. Die Tupis und ihre Voreltern, die Tupenambus, gestatteten diese Verbindungen nicht offen, und bei den Jamoes, welche an den Ufern des Maranhao wohnen, ist es den Mitgliedern derselben Gemeinheit nicht gestattet, sich unter einander zu verehelichen, weil man sie durch die Bande des Bluts verbunden glaube, obwohl es öfters unmöglich ist, eine solche Blutsverwandtschaft nachzuweisen. Wie bei allen wilden Völkern hängt die Frau gänzlich von dem Willen ihres Mannes ab. Dieser bietet sie den Fremden an und leiht sie bisweilen einem Freunde, jedenfalls kann er sie verstoßen, wann es ihm beliebt. Der Ehebruch gilt nur von Seite der Frauen für ein Verbrechen und sie büßen es meistens mit dem Tode. Der Kindermord ist häufig. Die Guacarurus ziehen niemals ein Kind auf, ehe sie 30 Jahre alt geworden sind. Man sagt sogar, daß einige Stämme ihre neugebornen Töchter lebendig begraben. Sobald die Frau entbunden ist, legt sich der Mann, wenigstens bei einigen Stämmen, in seinen Hamak, als ob es an ihm wäre, krank zu seyn. Die unglückliche Mutter verbirgt sich, sobald sie den Augenblick der Entbindung herannahen fühlt, in den Wald, und meidet namentlich sorgfältig die Strahlen des Mondes. Sie zerreißt die Nabelschnur mit den Händen oder den Zähnen, badet sich im nächsten Bache, und kehrt dann nach Hause zurück, um an ihre Arbeit zu gehen, als ob nichts geschehen wäre. Die Kinder werden häufig bis ins fünfte Jahr gesäugt. Selten gibt der Vater irgend ein Zeichen von väterlicher Liebe. Bis zum Alter der Mannheit ist der Knabe völlig in der Gewalt seines Vaters, wenn er aber das 14te oder 15te Jahr erreicht hat, so wird er zum Mitglied der männlichen Genossenschaft erklärt, er empfängt einen neuen Namen und wird unabhängig von seinem Vater. Die Ceremonien, die bei dieser Gelegenheit stattfinden, tragen ein seltsames Gepräge. Sie sind symbolisch und beziehen sich sämmtlich auf den Muth, die Unerschrockenheit, die Verachtung des Schmerzes und den unversöhnlichen Haß gegen Feinde. Bei den Passas kündigt das Oberhaupt dem Stamme an, daß sein Sohn das Alter erreicht hat, um die Waffen zu tragen, und macht ihm dabei auf der Brust einen tiefen Einschnitt mit dem Schnabel eines Papageyen.

(Fortsetzung folgt.)

P a t n a.

(Fortsetzung.)

Wenn man diesen eingeschlossenen Begräbnißplatz durchstreift, so wird man fast versucht, zu glauben, daß man sich inmitten einer verödeten Stadt befinde; denn die hier befindlichen Gräber sind nicht zahlreich genug, um an seine eigentliche Bestimmung zu erinnern. Er begreift eine unermeßliche, während der Regenzeit mit einer Menge von Pfützen bedeckte Ebene, die sich in den dichten Waldungen verlieren, die sie von allen Seiten umgeben und in denen sich Tausende von Büffeln wälzen. Allein besonders während der imposanten Feierlichkeiten des Moharrem bietet dieser dem Tod geweihte Ort ein prachtvolles Schauspiel; der Islamismus herrscht in seiner ganzen Stärke zu Patna und die in dieser Stadt wohnenden Anhänger des Propheten stehen in dem Ruf weit unduldsamer und fanatischer zu seyn als ihre Glaubensgenossen in Bengalen, die, wie sie sagen, sich vom Pfad des wahren Glaubens entfernt haben, und ihr Knie vor Götzenbildern beugen. Das Leichenbegängniß der beiden jungen Märtyrer Hassan und Hussein, deren Katafalke zum Gedächtniß der ihnen von den Schiiten gehaltenen Begräbnißceremonien in Prozession getragen werden, feiern sie mit außerordentlicher Pracht. Die ganze Bevölkerung ohne Unterschied der Religion, Moslemin, Christen und Hindus beeifern sich, dieser Feierlichkeit beizuwohnen, und man erweist besonders den Christen viele Rücksicht, nicht nur, weil sie die Beherrscher des Landes sind, sondern auch, weil man glaubt, daß sie die grausame Verfolgung der Schüler Omars gegen die Söhne Ali's mißbilligen. Der ganze religiöse Platz ertönt von den Ausrufungen Hassan! Hussein! die von lautem Schluchzen und heftigen Schlägen auf die Brust begleitet sind, während unter wiederholtem Flintenfeuer von einer zahlreichen Menschenmenge die Schlacht dargestellt wird, in welcher Hussein unterlag. Sobald die Särge auf den Boden gestellt sind, verdoppelt sich das Klaggeschrei, und nur mit Mühe kann man mehrere Schwärmer abhalten, sich, als Beweis ihres heftigen Schmerzes, die fürchterlichsten Wunden zu versetzen. Wehe den Anhängern Omars, die verwegen genug wären, sich unter den wüthend Andächtigen sehen zu lassen. Man hat ganze Kompagnien von Sepoys, von denen die einen Sunniten, die andern Schiiten waren, sich gegenseitig blutige Gefechte zu Ehren des Vorzugs ihrer gegenseitigen Glaubenslehren, liefern sehen. Die Behörden müssen die größte Wachsamkeit und Strenge entwickeln, um während dieser berühmten Feste höchst gefährliche Zwiste zu verhüten, denn die moslemitische Bevölkerung von Patna ist weit stolzer und unruhiger als die übrigen der Kompagnie unterworfenen Theile von Indien, und sogar die sonst so furchtsamen und sanften Eingebornen sind zu jener Zeit nur mit Mühe im Zaume zu halten.

Der Reichthum der Bewohner von Patna ist wahrscheinlich die vorzüglichste Ursache ihres Stolzes und ihrer Anmaßung; mehrere von ihnen besitzen ein ungeheures Vermögen, und bei einem Lever, das Lord Amherst bei Gelegenheit einer Rundreise durch die Provinzen in dieser Stadt hielt, bot und zahlte, wie man sagt, einer der Einwohner für die Ehre, daß sein Name an die Spitze derer gesetzt werde, die dem Generalgouverneur ihre Aufwartung machten, ein Lak Rupien.

Patna ist der Mittelpunkt eines sehr ausgebreiteten Handels, und berühmt wegen seiner Manufakturen von Wachskerzen und Tischzeug. Man findet hier auch in allen mechanischen Künsten sehr geschickte Arbeiter, und verfertigt Käfige und Vogelhäuser von bewundernswerther Zierlichkeit: die einen aus Elfenbein von

außerordentlicher Zartheit, und die andern mit Glaskorallen von verschiedenen Farben verziert. Die Eingebornen haben große Liebhaberei für Vögel, und eigene, einzig mit diesem Handel beschäftigte Leute begeben sich zur geeigneten Jahreszeit nach dem Hochlande, um die seltensten und schönsten Gattungen zu fangen, die dann im ganzen Lande versendet werden. Eine kleine, sehr schöne, der rothen Farbe und des Gefieders wegen auf Hindustanisch Lálls genannte Abart ist besonders gesucht, und man kann sich dieselbe zu Patna, wo auch Bären und andere wilde Thiere verkauft werden, sehr leicht verschaffen. In dieser Stadt wird auch eine große Menge Opium abgesetzt, ein Artikel, der viele indische Kaufleute bereichert, die dann, wenn sie ein bedeutendes Vermögen erworben haben, den Titel Nabobs annehmen, und mit aller Pracht des orientalischen Luxus leben.

(Fortsetzung folgt.)

Asuf-Up-Dola, Nabob von Oude.

Dieser Fürst ist der älteste Sohn des von Lord Clive überwundenen und unterjochten Nabobs von Oude. Der Stammvater seiner Familie war ein Glücksoldat, ein Perser von Geburt, der sich in Delhi niederließ, und durch Klugheit und Tapferkeit Rang und Reichthümer erwarb. So geizig und grausam der Vater Asuf-Up-Dola's war, so freigebig und sanften Gemüths ist der Sohn; seine Sitten sind leutselig und geschliffen, und seine Großmuth kennt keine Gränzen. Seine Herzensgüte widerstrebte dem Einfluß einer fehlerhaften auf orientalischen Despotismus gegründeten Erziehung, allein sein Geist blieb schwach und beschränkt. Er verschwendet seine Schätze auf Gärten, Paläste, Pferde, Elephanten, und besonders auf Feuerwaffen, dann auf Kronleuchter, Spiegel und andere Erzeugnisse europäischer, vorzüglich englischer Fabriken. Für Bilder zu zwei Sous das Stück bis zu Gemälden von Claude Lorrain, für papierne Laternen bis zu Spiegeln von 5000 Pfd. St. gibt er jährlich 200.000 Pfd. St. für englische Waaren aus. Er hat hundert Gärten, zwanzig Paläste, zwölfhundert Elephanten, dreitausend herrliche Reitpferde, fünfzehnhundert schöne Doppelflinten, siebzehnhundert prachtvolle Kronleuchter, dreißigtausend Lichtschirme von verschiedenen Farben und Gestalten, einige hundert sehr große Spiegel, Stutzuhren und Girandolen. Erst vor Kurzem hat er vier der größten Spiegel gekauft, die jemals in Europa verfertigt wurden. Man hatte sie in London, wo sie verfertigt wurden, eigens für ihn bestellt, und mit 3000 Pfd. St. bezahlt. Jeder ist zwölf Fuß lang und innerhalb des Rahmens sechs Fuß breit, und besteht aus einer Glasplatte in Einem Stück; die Rahmen sind vergoldet und von höchst zierlicher Arbeit. Sobald der Nabob diese Spiegel erhalten hatte, ließ er sie in seine Niederlage bringen, wo sie unbeachtet stehen bleiben bis zum Feste des Moharrem, dann aber werden sie nebst allen vorräthigen Kronleuchtern, Spiegeln und andern kostbaren Möbeln in dem großen Saal des heiligen Emembazza genannten Gebäudes zur Schau ausgestellt. Dieses Gebäude hat eine Million Pfund Sterling gekostet, und ist das größte der Stadt Luknow. Unter den Stutzuhren des Nabobs befinden sich mehrere mit Edelsteinen besetzte von ganz eigener Bauart, welche zum Theil verschiedene Stücke spielen, oder auf denen sich mehrere Figuren nach allen Richtungen hin bewegen; zwei von diesen Uhren haben allein 50,000 Pfd. St. gekostet. Sein Museum ist seltsam, reich und abgeschmackt zugleich; da sieht man hölzerne Kukuksuhren zu einem Thaler, neben andern prächtigen vom höchsten Werth; einen Claude Lorrain als Seitenstück zu einem Bild, wie man sie in gemeinen Kneipen findet; einen Kronleuchter zu fünfhundert Kerzen, der vier- bis fünftausend Pfund Sterling gekostet hat, neben einer papiernen Laterne.

Asuf-Up-Dola ist Verschwender bis zur Uebertreibung und habgierig bis zum Lächerlichen. Dabei hat er weder Geschmack noch Urtheilskraft; ich habe ihn sich mit einem Tontong unterhalten und dieses Spielzeug elektrischen Versuchen vorziehen sehen. Er hat eine wahre Leidenschaft, Alles zu besitzen, was schön und selten ist. Er hat alle nur möglichen Maschinen, die Werkzeuge aller Handwerker, alle wissenschaftlichen Instrumente, aber er kennt nicht den Gebrauch eines einzigen dieser Stücke. Sein großer Harem umschließt hinter unübersteiglichen Mauern mehr als fünfhundert der schönsten Frauen Hindustans, die nur erst an ihrem Begräbnißtag über die Schwelle ihres Kerkers kommen. Er hat große Wagen, die von einem oder zwei Elephanten gezogen werden, und so eingerichtet sind, daß er mit zehn oder zwölf Personen bequem darin speisen kann. Seine Dienerschaft ist ungemein zahlreich, und ungeachtet er stets in Frieden lebt und seine Person noch überdieß von einer Gardekompagnie bewacht wird, der er jährlich 500.000 Pfd. St. bezahlt, so hält er dennoch auch ein großes stehendes Heer. Der alte Asuf-Up-Dola, denn so nennt man ihn, ungeachtet er erst 47 Jahre alt ist, ist eine seltsame Mischung von Verschwendung, Geiz, Offenherzigkeit, Verschmitztheit, Sanftmuth, Härte, Kindlichkeit, Leutseligkeit, Sinnlichkeit, Munterkeit, Eitelkeit, Schwäche und Abgeschmacktheit. Sein äußerer Anstand und sein Benehmen sind höchst einnehmend, kurz er besitzt höchst schätzbare Eigenschaften, sehr häßliche Fehler und die bizarrsten Neigungen.

Asuf-Up-Dola hält sich einen Europäer, dem er jährlich 1800 Pfd. St. bezahlt, und der nichts sonst zu thun hat, als die Vergnügungen des Nabobs zu theilen, d. h. bei den Jagden, Tänzen, Hahnengefechten und Mahlzeiten gegenwärtig zu seyn, und der von ihm sehr gütig, höflich und freundschaftlich behandelt wird. Früher war der Nabob ein großer Liebhaber von europäischen geistigen Getränken, namentlich von Bordeauxweinen und Kirschenwasser; allein er hat sich davon entwöhnt und berauscht sich jetzt mit Opium und Subzi, einem Blatt, das man zerstößt und mit Wasser und Zucker aufgießt.

Der Nabob schätzt die Engländer besonders hoch und findet Geschmack an ihren Sitten; er speist, den mohammedanischen Vorurtheilen zum Trotz, mit ihnen und trinkt sehr gern Thee auf englische Weise. Aus Unachtsamkeit stellte man einst auf die Tafel, an der er speiste, gebratenes Schweinefleisch; er lächelte darüber und sagte: „Meine Religion verbietet mir von diesem Thier zu essen, aber sie verbietet mir nicht es zu betrachten.“ Seine Einkünfte belaufen sich auf drei Millionen Pfund Sterling, und dennoch ist er stets verschuldet. Mit Regierungsangelegenheiten, welche gänzlich habsüchtigen Ministern überlassen sind, befaßt er sich nicht, und seine einzige Sorge ist, nur immer Geld genug zu seinen Privatausgaben zu haben. Seine Juwelen sind ungefähr 800 Millionen Pfund Sterling werth. Am Vermählungstag seines ältesten Sohnes wurden sie allenthalben zusammengesucht, aus seiner eigenen Garderobe, der seiner Weiber u. s. w. Diese Kleinodien waren von seinem Großvater schon gesammelt, seitdem immer vermehrt worden, und man hatte wohl noch nie so viele Kostbarkeiten beisammen gesehen. Der gute Nabob stand mitten unter diesen Schätzen, die ihm eben so großes Vergnügen machten als einem Kinde sein Spielzeug.

Die letzten königlichen Feste zu Madrid.

1. Das königliche Stiergefecht.

(Schluß.)

Dieser erste Kampf war schon sehr blutig gewesen, die noch folgenden sollten es nicht minder werden. — Das Interesse dieses großen Drama's war eindringend, die Handlung stand nicht einen Augenblick still. Kaum war ein Stier gefallen, kaum hatten ihn die Maulthiere nebst den getödteten Pferden weggeschleift, so erschien auch schon ein anderer, und das Gemetzel begann aufs Neue. Sechs dieser muthigen Thiere wurden noch, mit verschiedenem Erfolg, von den Caballeros rejoneadores bekämpft.

Villarcel kam von Allen am übelsten weg; ein kleiner Stier aus Navarra, dem eine leichte Schulterwunde nicht nur nichts von seinen Kräften geraubt, sondern nur noch mehr gereizt hatte, stürzte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit auf den Caballero, griff ihn ganz unvorbereitet von der Seite an und spießte ihm die Wade auf den Bauch des Pferdes fest. Er stürzte, allein sein Unglück hatte sich noch nicht erschöpft. Sein ebenfalls zu Boden gefallener Federhut hatte ihm die Perücke mitgenommen, die er trug, und nun war den Blicken ein Kahlkopf gleich dem eines Chinesen bloßgestellt. Der arme Mann fühlte wohl, daß dieß der heimtückischste Streich sey, den ihm die Glücksgöttin gespielt hatte, denn als man ihn aufhob, war seine erste Bewegung, sich mit beiden Händen den Kopf zu bedecken. Doch dieß verdoppelte nur das unmäßige Gelächter, das den Unglücklichen empfing, als er zwischen den Barrieren der Stufensitze durchgetragen wurde.

Eine neue Scene lenkte indeß bald die Aufmerksamkeit der Lachlustigen ab, und Villarcel wurde für seine Niederlage gerächt. Derselbe

Stier, der ihn zu Boden geworfen hatte, zerstreute durch sein bloßes Anrücken die leichte Reiterei der Alguazils, stürzte dann mit gesenktem Kopf auf die Hellebardiere und fiel von mehr als hundert Lanzen durchbohrt.

Artaiz war derjenige unter den vier Caballeros, der allen Ruhm und alle Ehre davon trug. In den sechs ersten Kämpfen hatte er am kühnsten der Gefahr Trotz geboten. Fünf Pferde waren schon mit aufgeschlitztem Bauch unter ihm oder auf ihn gestürzt, aber immer war sein Fall glorreich gewesen. Kaum zu Boden gefallen, sprang er kühn wieder auf, den Degen in der Faust, um sich nöthigenfalls zu Fuß zu vertheidigen. Als der siebente Stier, ein gewaltiges Thier aus der Mancha, auf den Kampfplatz gelassen wurde, sprengte er ihm, die Matadores hinter sich lassend, entgegen. Die beiden Feinde blieben einander gegenüber stehen, sich gegenseitig mit Blicken messend; man sah, daß jeder nur zögere, um desto sicherer zu treffen. Der kühne Ritter entschloß sich deßhalb zur Ausforderung; sich gegen einen der Toreros wendend, befahl er diesem, seinen Mantel über den Kopf des Stiers zu werfen. Auf diesen Schimpf stürzte das Thier vorwärts, und in dem nämlichen Augenblick stieß ihm auch Artaiz, der den Arm schon gehoben hatte, seinen Rejoncillo mit so viel Kraft und Geschick zwischen den Augen durch bis ins Gehirn, daß er todt zu den Füßen seines Pferdes niederfiel.

Bei diesem glänzenden Sieg tönte der ganze Platz von so donnerndem Beifallklatschen und Vivatrufen wider, daß man es bis in die entferntesten Theile der Stadt hören mußte. Alle Balkone wogten von flatternden Tüchern. Dieser einmüthige Beifallruf von mehr als 60,000 Zuschauern war in der That ein herrlicher Triumph, ein reicher Lohn. Es möchte wohl keinen Schauplatz geben, wo dem Sieger ein solcher Zuruf tönte.

Als dieser siebente Stier von den Maulthieren hinausgeschleift worden war, verkündete, auf ein Zeichen des Königs, der Alguazil mayor den beiden wohlbehalten auf dem Kampfplatz gebliebenen Caballeros, daß Se. Majestät ihnen erlaube, sich zurückzuziehen, und begleitete sie hinaus. Dann kehrte er zurück und führte die gepanzerten Picadores mit den großen Lanzen herein. Der Kampfplatz war nun den gewöhnlichen Kämpfern wieder eingeräumt. Nach einer Pause von einigen Minuten, die den Banderilleros, den Chulos und den Matadores genügten, um sich in Schlachtordnung zu stellen, ward der Kampf mit den gewöhnlichen Waffen eröffnet, und Blut begann aufs Neue zu fließen.

Wenn dieser zweite Theil des Schauspiels weniger ungewöhnliche Fälle bot als der erste, so gab er ihm doch an Gemetzel nichts nach. Die Stiere, welche nach einander auf die Bahn gelassen wurden, waren einer furchtbarer und wilder als der andere. Die Kämpfer zu Fuß und zu Pferde wetteiferten mit einander in Muth und Verwegenheit. Die Picadores gingen tolldreist, ganz allein und ohne Chulos bis mitten in den Kampfplatz. Die Banderilleros steckten ihre Banderillos, die Arme untergeschlagen, auf die Hörner des Stiers. Es war fast nicht ein Matador, der den seinigen nicht mit einem Degenstoß abthun wollte. Wie viele Pferde und Stiere wurden nicht verwundet oder getödtet! Wer hätte die Opfer zählen können? Das Gemetzel dauerte bis in die Nacht; es war schon fast dunkel und noch vertheidigte sich ein Stier tapfer gegen ein ganzes Heer von Toreros. Da die Dunkelheit nicht mehr gestattete, ihn mit dem Degen anzugreifen, so neckte man ihn auf alle nur mögliche Weise, um ihn zu ermüden und zum Fallen zu bringen. Allein noch immer kräftig genug, hielt er Stand, und da er sich in eine Ecke des Kampfplatzes zurückgezogen hatte, so behauptete er sich gegen seine zahlreichen Feinde. Er wurde indeß keineswegs begnadigt, er mußte sterben, und zwar elend genug. Ein mit der Media Luna bewaffneter Chulo nahte sich, um ihm verrätherisch die Kniekehlen zu durchschneiden. Hätte sich doch die immer dichter werdende Finsterniß vollends herab gesenkt und dieses Bubenstück mit ihrem Schleier bedeckt! Allein dieß geschah nicht. Plötzlich, und wie auf einen Zauberschlag, entzündeten sich die auf allen Balkonen schon bereit gehaltenen Kandelaber. Ein helles Licht zerstreute nun die Finsterniß, und die früher von ihr umhüllten Tausende von Köpfen auf den Balkonen und an den Fenstern wurden nun aufs Neue sichtbar. Ohne die scheußliche Scene, die jetzt beleuchtet wurde, wäre dieß allerdings ein herrlicher Anblick gewesen; allein nun sah man den armen Stier mit durchschnittenen Hinterfüßen auf den Stummeln herumhinken, und noch immer die vierzig Schlächter bedrohen, die ihn umgaben. Endlich stürzte er zusammen, und dieß war die Schlußscene. Das große königliche Stiergefecht war zu Ende; drei Stunden lang war Blut geflossen. Ihre Majestäten erhoben sich, um in den Palast zurückzukehren; diesen Abend wurden die Damen zum Handkuß gelassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 355. 21 December 1833.

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Während die Pforte diesen Bannstrahl schleuderte, ließ sie den an ihrem Hofe beglaubigten Ministern eine Note übergeben, in welcher sie den Zwist mit ihrem Unterthanen auseinandersetzte, gewissenhafte Neutralität der Mächte verlangte und Aegypten in Blokadezustand erklärte. Rußland, wenn gleich die Hauptursache der Leiden der Türkei, beantwortete die Mittheilung der Pforte auf die wohlwollendste Weise. Kaiser Nikolaus rief seinen Konsul von Alexandria zurück, und bot der Pforte Hülfe an Soldaten und Schiffen an. Oesterreich, ein geborner Feind aller Revolutionen, das seit mehrern Jahren im Oriente nur die Rolle eines Beobachters spielte, gab dem Vicekönig drohende Erklärungen. England, dem seine Interessen in Arabien und dem schwarzen Meere, so wie seine Eifersucht gegen Rußland, ein anderes Benehmen vorschrieben, hielt sich so ziemlich auf derselben Linie, wie Frankreich. Letzteres hatte noch vor der Eroberung von Acre seinen ganzen Einfluß angewendet, um einen Vertrag zwischen der Pforte und dem Pascha von Aegypten herbeizuführen. Unglücklicher Weise reichte die seltene Geschicklichkeit und Erfahrung des damaligen Gesandten, Hrn. v. Varennes, bei der Handlungsweise der Türken nicht hin, seinen Rathschlägen Gehör zu verschaffen. Vielleicht wäre selbst die Popularität, deren General Guilleminot zu Konstantinopel genoß, an dem blinden Eigensinne der Pforte gescheitert.

Der Divan verwarf die verlangten Konzessionen, und übertrug die Lösung der Streitfrage dem Feldmarschall Hussein. Dieser verfuhr mit jener Langsamkeit, welche die Osmanen für Würde halten; auf solche Weise verflossen drei Wochen in Unthätigkeit, ehe das Heer sich gegen den Taurus in Bewegung setzte. Erst am 8 Junius langte Mehemed Pascha mit der Vorhut und Bekir's Brigade zu Adana an. Durch eine auf Tarsus gerichtete Rekognoscirung erfuhr man die Kunde von der Einnahme von Acre. Es ward daher dringend nothwendig, die syrischen Thore zu besetzen, und zur Deckung von Beylan nach Antiochia zu marschiren, damit Ibrahim hierin den Türken nicht zuvorkomme. Ein Tatar ward an Hussein Pascha abgesendet, der anfangs diese Nothwendigkeit einzusehen schien, und sich eiligst nach Adana begab, jedoch nur, um sich 14 Tage in dieser Stadt aufzuhalten. Endlich ward die nöthige Bewegung ausgeführt, und das Heer erreichte Antiochia, wo die Cholera in seinen Reihen ausbrach und man abermals acht Tage verlor, statt Ibrahims Zögerungen zur Beziehung einer weiter vorgeschobenen Stellung zu benützen.

Letzterer war in das Thal des Orontes herabgestiegen und den 15 Junius nach einem unbedeutenden Treffen mit einer Abtheilung unregelmäßiger Truppen in Damask eingezogen; allein seinen Operationen fehlte es gleichfalls an Schnelligkeit; er mußte sich Antiochia's bemächtigen und sofort auf Homs, das ehemalige Emesa marschiren, welches waldige, von Bächen durchschnittene Zugänge und eine leicht herzustellende Citadelle deckten; hier fand sich eine treffliche Stellung, von welcher aus man sich mit den Drusen in Verbindung setzen konnte und zugleich die Straße nach Damask beherrschte.

Hussein, der sich noch immer mit der Hauptmasse des Heeres zurück befand, blieb in den fiebererzeugenden Sümpfen von Alexandrette stehen und erlaubte anfangs nicht einmal seiner Vorhut, jene vortheilhafte Bewegung auszuführen; er bezeichnete ihr die Stellung von Hamah, wo es unmöglich war, Nutzen aus der Feldbefestigung zu ziehen. Am 6 Julius trafen endlich Gegenbefehle ein, in deren Folge Mehemed Pascha sich in Bewegung setzte; allein in der Eile vergaß man, den Truppen Lebensmittel auf mehrere Tage auszutheilen, und so langten sie Morgens um 9 Uhr am 7 Julius gänzlich erschöpft zu Homs an.

Der Seraskier von Aleppo lagerte mit seinen unregelmäßigen Truppen an den Thoren der Stadt. Statt sich mit Austheilung von Lebensmitteln an die Truppen zu beschäftigen und an den Feind zu denken, den man noch 18 Stunden entfernt wähnte, gab man sich mit Lustbarkeiten und Ehrenbezeugungen ab. Der junge Mehemed Pascha ließ sich unter dem Donner des Geschützes in einem prachtvollen Zelte umhertragen, und schlug dieses endlich am Ufer des Flusses auf. Hier empfingen beide Wessiere die Beglückwünschungen ihrer Offiziere und rauchten die persische Pfeife. Mitten in diesen Vergnügungen, und während die Soldaten sich in den Bazars umhertrieben, ward man durch die Kunde überrascht, daß Ibrahim mit seinen Aegyptiern nur noch zwei Stunden entfernt stehe. Dadurch entstand unbeschreibliche Unordnung. Die ausgehungerten Soldaten schleppten sich schaarenweise den Arabern entgegen. Diese erwarteten sie, die Fronte durch Schützen gedeckt, in einer Linie von 27

kompliciirten Bataillonen, den linken Flügel an den Orontes, den rechten an ein Dorf gelehnt, das am Fuße eines Hügels lag. Der Feind, dem die Anwesenheit regelmäßiger Infanterie unbekannt war, hatte diese fehlerhafte Ordnung gewählt, in der Absicht die unregelmäßige Reiterei aufzuhalten. Allein auf Seite der Türken führte eigentlich Niemand den Oberbefehl. Jeder der Obristen folgte seinem eigenen Rathe; ein Pascha wollte sich zurückziehen, die Instruktoren drangen auf den Angriff; die Artillerie endlich weigerte sich, in erster Linie vorzurücken, und vergebens hieb Bekir Pascha einen Batteriechef nieder, um ihn zum Gehorsam zu zwingen.

Unterdessen bleibt Ibrahim nicht unthätig, er schreitet zum Angriff und verdoppelt seine Linie vom rechten zum linken Flügel. Die in der Nähe des Orontes stehenden Bataillone führt er gegen ein sumpfiges von einem Bache durchschnittenes Terrain vor, allein sie werden durch einen Theil der Brigade Bekir und zwei Geschütze im Schach gehalten. Jetzt macht die ägyptische Linie Halt, und eröffnet ihr Feuer. Nach Verlauf von 20 Minuten hat der linke Flügel der Türken, vor welchem sich nur wenige Geschütze befinden, beträchtlich gelitten. Mehemed Pascha beschließt, den Feind mit dem Bajonnett anzugreifen; allein statt in zweiter Linie zu bleiben und von hier aus alle Bewegungen zu leiten, setzte er sich an die Spitze seiner Soldaten zum Angriffe der Araber, welche Kolonnen formiren. Ehe er sie zu erreichen vermag, läßt ihn seine Artillerie im Stich, während seine Reiterei, die den Feind umgehen soll, durch das Feuer einer Batterie in Unordnung geräth und umkehrt. Die zweite Linie der Infanterie folgt nur langsam. Die Aegyptier dagegen empfangen die Türken mit einem gut unterhaltenen Kleingewehrfeuer. Mehemed Pascha's Truppen gerathen in Unordnung und wenden sich schimpflicher Weise zur Flucht, in die sie ihre Führer mit hineinreißen; die feindliche Reiterei verfolgt sie. Der Einbruch der Nacht verhindert, daß die Niederlage nicht die traurigen Folgen hat, welche sie im entgegengesetzten Falle gehabt haben würde. Aegyptische Tagsbefehle gaben den Verlust der Truppen des Sultans zu 2000 Todten und 2500 Gefangenen an.

Die Trümmer des türkischen Korps ziehen sich aufs Gerathewohl theils nach Aleppo, theils nach Antiochia zurück. Die Brigade Nedschib Pascha's, welche 20 Stunden vom Schlachtfelde entfernt stand, läßt sich, statt die Fliehenden aufzuhalten, von denselben mit fortreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ureinwohner von Brasilien.

(Fortsetzung.)

Die Töchter bleiben bis zu ihrer Verheirathung bei ihren Eltern. Erziehung ist bei diesen Völkern eine ganz unbekannte Sache. Die Väter lassen ihre Kinder machen, was sie wollen. Manchmal sieht man Wittwen die Gebeine ihres Gatten ausgraben, manchmal läßt man auch die Waisen verhungern. Bei mehreren Stämmen tödtet man die schwachen Greise, um sie von einem Daseyn zu befreien, das ihnen zur Last geworden ist. Vor Alters, wenn bei den Tupis der Paes einen Kranken verließ, lud er dessen Freunde ein, seinen Leiden ein Ende zu machen, worauf derselbe sogleich getödtet und verzehrt wurde.

Das Wiedervergeltungsrecht ist bei allen Urstämmen Brasiliens in Kraft, die Kriegsgefangenen werden gewöhnlich getödtet, nachdem man sie mit raffinirter Grausamkeit gepeinigt. Die Weiber zeichnen sich bei solchen Gelegenheiten besonders aus.

Wenn Jemand aus Zufall oder mit Vorbedacht ein Mitglied seines eigenen Stammes getödtet hat, so kann ihn der Häuptling zu einer Entschädigung gegen die Familie des Todten anhalten.

Die Farbe der Indianer in Brasilien wechselt von tiefem Roth zum bräunlichen Weiß. Einige derselben, die Botocuden z. B. sind beinahe weiß, und in diesem Stamme trifft man öfters Leute mit blauen Augen. Sie sind gewöhnlich von mittlerer Größe, haben breite Schultern und eine kräftige Konstitution, ohne daß ihre Muskeln besonders hervortreten. Die Hauptkennzeichen ihrer Physiognomie sind ein abgeplattetes rundes Gesicht, wie die Tataren, dicke Lippen, eine eingedrückte Nase, schwarze kleine Augen und schwarze dünne schlichte Haare. Beim ersten Anblick scheint der eingeborne Brasilianer sanft und gutmüthig zu seyn; betrachtet man ihn aber genauer, so entdeckt man bald in seinem Gesichte einen Ausdruck von Wildheit, Heftigkeit und Mißtrauen. In allen Stämmen gehen beide Geschlechter vollkommen nackt, und bemalen sich den Körper mit Farben, die sie aus der Jenapapas-Pflanze oder aus einem Racron genannten Baume ziehen. Diese letztere ist ein lebhaftes Roth, und gibt ihnen ein wildes Aussehen. Sie bemalen sich bald schwarz, bald weiß, manchmal wohl auch halb schwarz, halb weiß, eine ihrer hauptsächlichsten Gewohnheiten ist aber, irgend einen Theil ihres Körpers zu verstümmeln, und dieß macht einen so sonderbaren Eindruck, daß man sich, ohne es gesehen zu haben, keine Vorstellung davon machen kann. So machen die Botocuden einen Einschnitt in die Unterlippe oder ins Ohrläppchen, stecken runde Holzstücke hindurch, so daß die Lippe bis zur Nase hinauf und die Ohren bis zu den Schultern herabgehen. Nichts ist häßlicher als das Gesicht eines Botocuden, wenn er diesen Schmuck ablegt, denn dann läßt die herabhängende Lippe die Reihe der untern Zähne völlig offen.

Die Mouras stecken durch die beiden Enden ihrer Oberlippe zwei große Zähne des Unze genannten Thiers, welche dann wie eine Vertheidigungswaffe aussehen; ein dritter Zahn ist im Kinn befestigt.

Die Marurunas, ein Stamm, der die Ufer des Javari, in der Provinz Para gegen die Gränzen von Peru, bewohnt, tättowiren sich das Gesicht auf beiden Seiten der Nase und stecken ebenfalls Holzstücke durch ihre Ohren. Ihre Lippen sind gleichfalls mit Palmbaumdornen tättowirt, zwei Arara-Federn, welche an beiden Mundecken befestigt sind, vollenden diesen eleganten Schmuck. Die Juris bemalen ihr Gesicht von dem Munde bis unterhalb der Augen blau. Die Juris-Topecas tragen ziemlich artigen Federschmuck, der auf eine malerische Weise vertheilt ist, und hängen eine Menge Halsbänder aus Thierzähnen um.

Obgleich die brasilianischen Völkerschaften sich alle in ihren geistigen Anlagen, in ihrem Charakter, ihren Sitten und besondern Gewohnheiten so sehr gleichen, daß sie nur Eine Nation auszumachen scheinen, so bemerkt man unter ihnen doch eine ungemeine Verschiedenheit der Sprachen. Dieser Umstand ist um so auffallender, als diese Sprachen keineswegs Dialekte einiger Muttersprachen sind, indem die Indianer verschiedener Stämme sich nicht unter einander verstehen. Alle diese Sprachen sind in ihrem Bau ausnehmend unvollkommen; ihr Wortreichthum geht nicht über sinnliche Gegenstände hinaus, und sie können nicht die geringste abstrakte Idee ausdrücken. Diesem Umstande muß man die Unwissenheit zuschreiben, in welcher wir über Alles geblieben sind, was die ursprünglichen Einwohner Brasiliens anbelangt. Denn ihre Mittel, sich zu verständigen, sind so ungenügend, daß es unmöglich ist, die mindeste Erkundigung von Bedeutung von ihnen einzuziehen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris.

1.

Eine Benefiz-Vorstellung am Gymnase.

Eine Benefizvorstellung in den kleinern Theater, wohin das Gymnase gehört, ist eine jener so häufigen Spekulationen der Theater-Industrie, eine Erfahrung, die man gemacht, ein Vergnügen, das man ausgestanden haben muß. Benefizvorstellung kann bedeuten, daß der Direktor keine Mittel besitzt, um seine Akteurs zu bezahlen, oder aber einen Kunstgriff, um dem Zulaufe des Publikums eine günstige Richtung zu geben; selten nur bezieht der Schauspieler, dessen Namen auf der Anzeige steht, den Vortheil allein, in der Regel muß er ihn mit dem Direktor theilen. Um eine solche Vorstellung für das Publikum recht anziehend zu machen, werden alle beliebten Namen der kleinen Theater auf den Zettel gesetzt, und ihre Mitwirkung versprochen. Dem widersteht die Neugierde der Pariser nicht. Alle die Witzbolde, die Komiker, welche sie an den Variétés, im Vaudeville, im Palais-Royal witzeln gesehen, nun vereinigt und auf einmal zu bewundern, wer könnte sich dieß versagen? Auch versagt man es sich nicht, und wenn eine Theater-Direktion einen Schauspieler besitzt, der nur halbwege beim Publikum beliebt ist, so kann sie nichts Besseres thun, als ein kleines Geschäft in Form eines außerordentlichen Theaterzettels von mehreren Schuh Höhe, Buchstaben so dick und bunt, wie der Anstrich eines Färbershauses, und einer Vorstellung zum Benefiz des Herrn N. N. zu machen. In solchen Fällen werden die Preise der Plätze verdoppelt, die der Logen selbst verdreifacht, so daß man für einen Logenplatz, der sonst im höchsten Anschlage 5 Franken kostet, dann fünfzehn zahlen muß. Die größte Kunst besteht darin, in eine solche Vorstellung zu gelangen, und wenn man zusammenrechnet, was man an Vorbereitungen, an Vorschauspielen und Auftritten erlebt und genießt, ehe man nur einen Platz in dem Parterre erobert, so ist auch der erhöhte Preis für ein charakteristisches Bild des Pariser Treibens nicht zu hoch. Einer solchen außerordentlichen Feierlichkeit habe ich unlängst beigewohnt, sie war zu Ehren eines Komikers am Gymnase und hat seiner und des Direktors Kasse einen frohen Tag bereitet. Das Parterre, das sonst 55 Sols kostet, war auf 3 Fr. 15 Sols erhöht; dieß hielt mich nicht ab, und um ganz sicher zu gehen, nahm ich meine Vorkehrungen schon Tags zuvor, d. h. ich ging eine Stunde früher schlafen, um zwei Stunden früher des andern Morgens aufstehen, um zwei Stunden früher frühstücken, zwei Stunden früher zu Mittag essen und an drei Stunden Schweif halten zu können. Demgemäß war ich um vier Uhr gerüstet, und schritt den Boulevard entlang zu dem ehemaligen Theater de Madame, wo ich bereits Fleißigere, als ich war, fand. Ich muß gestehen, so aufrichtig ich hier den anarchischen Ruf „es lebe die Gleichheit" mache, und mit Recht, wie Sie sogleich sehen werden, so wollte mir doch im ersten Augenblick meiner Ankunft auf dem Streitplatze die Praxis dieser Lehre nicht recht behagen; der Mensch trägt eben doch immer etwas vom aristokratischen Prinzip mit sich. Ich sah so verdächtige Gesichter, graurothe Hüte, die einst schwarz waren, unrasirte Bärte, widerspenstige Ellenbogen gegen einen Rock, dessen letzte Wand gewichen ist, Halsbinden und Wäsche, die einst rein waren, ich sah Tabak kauen und roch, daß der Liqueurfabrikant nicht ferne wohnte. Soll ich es läugnen? ich entfernte mich anfänglich; das noch zweifelhafte Vergnügen des Spiels im Innern schien mir zu theuer erkauft durch diese Vorhölle; ich hatte Unrecht, mich durch so Geringes abschrecken zu lassen; bald gewahrte ich Leute von dem anständigsten Ansehen, einen jungen Handelsreisenden, einen Eleven der polytechnischen Schule und einen bejahrten Herrn sich dem Schweife der habituellen Spekulanten und Platzverkäufer anschließen, gerade da, wo ich zuvor verschmäht hätte, mich hinzustellen. Meine Nachbaren sahen dieß als eine ganz natürliche Sache an, und ich fand mich wohl in ihrer Umgebung, ich sagte mir etwas lauter schon: Es lebe die Gleichheit, hier hilft kein Rang noch Vorzug, wer heute in das Gymnase will, à la queue! Eine solche Queue ist in der That ein merkwürdiges Ding, und manche Scene des Lustspieles wird hier vor der Bühne gespielt, welche das Theater verunstalten würde. Nichts gleicht dem unermüdlichen Industriegeiste und der Raffinerie, welche die Eintrittskartenhändler anwenden, um ihr Geschäft recht ergiebig zu machen. Wehe dem unbewanderten, sich selbst überlassenen Provinzialen oder Fremden, der hier ein Billet kaufen will. Sie erkennen mit geübtem Auge ihren Mann und verhelfen ihm um das Drei- und Vierfache zu einem Billet ins Parterre, womit er nach der Gallerie verwiesen wird, oder sie verkaufen ihm einen geschlossenen Sitz, und wenn er an die Kontrolle kommt, sind sie alle vermiethet; oder er bezahlt einen Platz in der Queue, und wenn er an die Kasse gelangt, werden keine Billets mehr ausgegeben; vergebens sieht er sich nach seinem Handelsmann um, es ist, als ob er nie existirt habe; ist er verschwunden? Mit Nichten, er sucht auf einer andern Seite neue Opfer und selten vergebens. In der Langeweile des Harrens greift der Industrielle zu allerlei Kurzweil, er macht Späße mit den vorübergehenden Frauenzimmern, er zieht ein beschmutztes Kartenspiel aus der Tasche und bietet seinem Nachbar eine Partie an. Ohne unhöflich zu seyn, wird dennoch auf die übrige Gesellschaft keine Rücksicht genommen: ich habe mehrmals erlebt, daß die Austauschungen von Münze und die Darzählung des Geldes auf meinem Hut geschah, da ich zufällig der Kleinere und zwischen zwei Handelsleuten gestanden war. Sie würden das nicht gar zu angenehm finden, auch mir ging es so im Anfang, allein hintendrer tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß ich nur ein Objekt war, an welchem der Maßstab der allgemeinen Gleichheit angepaßt wurde, und da ich in dem nämlichen Augenblicke einen jungen Fant angefahren kommen sah, welcher in der großen Oper gewöhnlich einen der ersten Plätze in den vordern Logen einnimmt, jetzt aber versäumt hatte, im Voraus einen Sitz im Theater de Gymnase zu miethen, da ich wahrnahm, wie er am Bureau der Logenmiethe mit verdrießlichem Gesichte zurückkehrte, allenthalben à la queue gewiesen wurde, und zuletzt zwischen dem plebejeschen Harren und dem Verzicht auf den pikanten Abend zu wählen hatte, hörte ich mich mit vernehmbarer Stimme sagen: „Es lebe die Gleichheit," trotz der langen zwei Stunden und des harten Bodens! Nicht immer sind die angewöhnten Mäckler so brüderlicher Eintracht und freundlichen Verkehrs, als meine obige Andeutung schließen ließe, oft liefern sie eine tragische Scene mit Schimpfreden und Faustschlägen begleitet, zur Ergötzlichkeit des umstehenden Publikums und zur Beschäftigung der allüberall gegenwärtigen Polizei. Dazu bedarf es nur der Ankunft eines Kauflustigen in einem etwas kritischen Momente, so werfen sich alle Spekulanten auf ihn, und einer verdrängt den andern. Meiner Huldigung des Gleichheitsgrundsatzes erstens und einem der so eben angeregten Auftritte der Konkurrenz zweitens danke ich, daß ich von einem ziemlich entfernten Stande auf den ersten Platz, immer am Schweife, versteht sich, vorrückte, und abermals war es wahr: die Letzten werden die Ersten seyn. Die Bibel war unschuldig an der Sache; meine Vorleute zankten sich um einen Engländer, welcher von ihrem Kauderwelsch kaum etwas verstund; von den Worten kam es zur That, man zankte, man raufte, und bläute sich und plötzlich war der Raum vor mir leer. Ziemlich naiverweise blieb ich anfänglich auf meinem Platze stehen, einem Deutschen ziemt es, das Zartgefühl sein am unrechten Orte

anzubringen. Der in der Nähe befindliche Polizeisoldat muß es für etwas Anderes angesehen haben, denn er rief mir mit einem erstaunten Tone zu: Eh bien? Da verstand ich, daß ich auf dem Punkt gewesen, eine Dummheit zu begehen und benützte die dargebotene Gelegenheit einer der Vordersten an der Kasse zu werden. Ist man einmal so weit, so blickt man mit Vergnügen auf die überstandenen Trübsale zurück, und ein wahrer Kunstgenuß im Schauspiele selbst würde den Tag zu einem vollständigen machen. Dieß geschieht aber bei der Art Benefizvorstellungen in der Regel nicht. Eigens, oft sehr übereilt gefertigte Stücke für diesen oder jenen Acteur, Lokalspäße und Anzüglichkeiten, komische Darstellungen, die keine sind und den großen Anzeigen gar nicht entsprechen, lassen den Zuschauer eine gewaltige Differenz zwischen dem Versprochenen und dem Geleisteten wahrnehmen. Man liest auf dem Zettel „das Concert monstre" und denkt sich eine tüchtige groteske Parodie des großen Concertes vom 28 Julius zu sehen, um so mehr, als gerade hierzu die Hülfsvölker des Momus von allen andern Theatern aufgeboten sind. In der Ausführung ist es nichts, als eine momentane Erscheinung eines bunten Faschingzuges mit verstimmten Instrumenten und einer wahren Katzenmusik. Nachdem ich die „außerordentliche Benefizvorstellung" des Herrn Bouffe von Nachmittags vier Uhr bis Morgens zwei ausgehalten hatte, mußte ich mir gestehen, daß der angenehmere Theil der Komödie derjenige war, der vor dem Hause gespielt wurde; vielleicht ist auch meine Eitelkeit an diesem Urtheil schuld, indem ich gewissermaßen hier Mitschauspieler war. Doch darf ich, in Ermanglung des Berührenswerthen auf der Bühne, eine Anekdote nicht übergehen, welche im Parterre erzählt wurde, und die einen interessanten Beitrag zu dem Sittengemälde der Theater bildet, sie mag besonders denen zur Lehre dienen, welche sich einbilden, mittelst eines Regens von Bankscheinen und Brillanten und einer vorausgesetzten Freigebigkeit, die Treue einer Theatergöttin erhalten zu können. Der Sohn eines reichen holländischen Banquiers lebte seit einiger Zeit in vertraulichem Umgange mit Mlle......., einer hübschen und sehr bekannten und gefeierten Actrice an einem der Theater auf den Boulevards; er war selig und stolz auf diesen Sieg, welchen er übrigens theuer genug bezahlte. Ueber die Summen, welche er ihr monatlich gab, wurden so fabelhafte Angaben gemacht, daß ich gar nicht wage, sie zu wiederholen. Eine glänzende Wohnung, reiche Dienerschaft, Alles, was den Luxus des Lebens in Paris bildet, stund ihr außerdem zu Gebote. Eines Tages rühmte der Anbeter sein Glück in Gegenwart eines Freundes, und pochte auf seine Alleinherrschaft; der Freund lächelte und schüttelte ungläubig den Kopf. Wie, Du zweifelst daran? — Ich zweifle nicht bloß, sondern ich will Dir den Beweis liefern, daß der einzige Talisman, welchen Du in der Liebe suchst, in Deinem Golde besteht, und daß dieses in der Hand eines Andern zu gleichem Resultate führt, gib mir einige Banknoten, und ich stehe für ein Rendez-vous mit der Schönen. Der Freund erhielt die Banknoten, er verwendete eine erste von 500 Frs., um durch das Organ jener gefälligen Liebesdienerinnen, welche an jedem Theater zu treffen sind, seine Anträge in günstiger Form beizubringen. Er wurde erhört, die Chronik sagt, daß der Anbeter von der Allgewalt seiner Kassascheine genügend überzeugt wurde, er ging selbst mit zu der verabredeten Zusammenkunft. Als aber die Schauspielerin in ihr Hotel zurückkehren wollte, waren die Thüren verschlossen, die Dienerschaft verabschiedet und aller bisherige Glanz wie durch Zauberkraft verschwunden.

Vermischte Nachrichten.

Der Winnipiseogee-See in New-Hampshire (Nord-Amerika) ist zweiundzwanzig Meilen lang, zwischen drei und acht Meilen breit und einer der schönsten Wasserspiegel in der Welt. Sein tiefes, reines und süßes Wasser erhält seinen Zufluß von Bächen, die aus den ihn umgebenden Gebirgen herabströmen und wimmelt von herrlichen Fischen. Was jedoch seine Schönheit ganz besonders erhöht, sind die vielen auf seiner Fläche zerstreuten Inselchen, wahrscheinlich die Spitzen anderer Berge, deren Riesenmassen bei einer Erderschütterung in frühern Zeiten nur zum Theil von dem Abgrunde verschlungen wurden, der sich öffnete, um die sie jetzt umschwällenden Gewässer aufzunehmen. Dieser See war ein Lieblingssammelplatz der Indianer, die, wenn sie von der Jagd ausruhten, in seinem Wasser fischten und sich so Nahrung und Vergnügen verschafften. Diese Indianer, die sich schon längst nach Canada zurückgezogen haben, scheinen große Liebhaber von ländlicher und malerischer Scenerie gewesen zu seyn. Ihre Dörfer und Ansiedelungen sprechen für diese Behauptung, und sind anders die Uebersetzungen richtig, so waren die Eigennamen, welche sie ihren Lieblingsseen, Flüssen und Sammelplätzen beilegten, höchst ausdrucksvoll, zart und bezeichnend. So bedeutet z. B. Ohio, der schönste der Flüsse; Nabant, der Spaziergang des Verliebten, und der Name des besprochenen See's, das Lächeln des großen Geistes. Er liegt in der nächsten Nachbarschaft der weißen Gebirge, deren Rücken so zu sagen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Ihre Gipfel sollen 5500 Fuß über die umliegenden Thäler und diese Thäler 5500 Fuß über den Meeresspiegel emporragen.

*

Herr Gille in Paris hat eine eben so einfache als ökonomische Vorrichtung erfunden, um Armstühle, Ottomanen und Sophas mit Dampf zu erwärmen oder gleichsam zu heizen. Aus dieser Erfindung erwachsen eine Menge von Vortheilen, unter denen unstreitig der obenan steht, daß man die Luft in einem Zimmer erneuen kann, ohne daß die auf solchen Sophas sitzenden den Nachtheilen einer Erkältung bloßgestellt sind; dann gewähren sie auch noch die Annehmlichkeit, daß man sich vom Kamin oder Ofen entfernt halten kann und der Körper dessen ungeachtet in einer gleichmäßigen Wärme bleibt. Endlich gewähren diese Möbel auch eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial, denn die den Dampf leitende Vorrichtung ist so sinnreich, daß nur sehr wenig Holz oder Kohlen zu deren Unterhaltung hinreichen. Für Kranke besonders dürfte diese Erfindung sehr nutzbar werden.

*

Herr Owen sagte bei einer der letzten Versammlungen der Fabrikanten zu London, daß gegenwärtig 200,000 Arbeiter mit Hülfe von Maschinen eine Masse von Baumwolle spinnen, zu der man vor 40 Jahren wenigstens 20 Millionen Arbeitsleute gebraucht hätte. Er fügte noch bei, daß die Baumwolle, welche gegenwärtig in England mit Maschinen gesponnen werde, ohne Beihülfe derselben mindestens 60 Millionen Arbeiter und daß endlich die ganze Masse von Fabrikaten, die man jetzt mit Hülfe von Maschinen verfertige, wenigstens 400 Millionen Handarbeiter erfordern würde. Die letztere Angabe ist ohne Zweifel etwas übertrieben, allein wie dem auch sey, so ist doch gewiß, daß die Masse von Baumwolle und Geweben, welche in England mit Hülfe von Maschinen gesponnen und verfertigt wird, ungeheuer ist, und für den Bedarf nicht nur von Europa, sondern auch von Amerika und einen Theil Asiens ausreichen würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 356. 22 December 1833.

Patna.

(Fortsetzung.)

Der Boden ist dem Anbau der Erdäpfel, von denen die Eingebornen eine große Menge verkaufen, sehr günstig. Ein Irrthum der englischen Kaufleute muß hier gerügt werden, die unter dem Namen „Reiß von Patna" eine vorzügliche Sorte dieses Artikels verkaufen. Reiß wächst überhaupt auf allen Niederungen und sumpfigen Stellen Bengalens; in andern Theilen von Hindustan wird er weniger gebaut, und er macht keineswegs das Hauptnahrungsmittel der Bewohner von Patna aus, denn diese verspeisen ihren Kari mit Kuchen von Mehl. In der Stadt und in den Gebirgsbezirken ist der Reiß, der Transportkosten wegen, theuer, und deßhalb erscheint er auf der Tafel von Leuten, die nur mäßiges Vermögen besitzen, nur bei feierlichen Gelegenheiten, weil diese ganze Klasse sehr ökonomisch zu leben pflegt.

Auf den Straßen von Patna kann man, da sie für Wagen zu eng sind, nicht wohl anders als zu Pferde oder auf einem Elephanten fortkommen; das einzige Fuhrwerk, das man sieht, ist der Rhent, ein einheimisches, quietschendes und stoßendes Fuhrwerk, in welchem die Damen, hinter dichten Vorhängen verborgen, reisen oder Besuche abstatten. Die schönsten Häuser stehen mit der Vorderseite nach dem Flusse zu; nach der Straße hin haben die meisten derselben nichts Ausgezeichnetes, und man sieht nichts als eine hohe weiße, im obern Stock mit einigen wenigen kleinen Fenstern versehene Mauer, da man hier wahrscheinlich den freien Durchzug der Luft zu Beförderung der Gesundheit und Annehmlichkeit nicht wesentlich hält. Andere Gebäude stehen im Mittelpunkt großer mit Mauern umgebener Höfe, und längs der Hauptstraßen erheben sich an den Eingängen der Paläste der Reichen und Großen, über schmalen viereckigen Vertiefungen, vorspringende Portiken. Die Wohnungen der Mittelklasse haben ein dürftiges Aussehen und einen gewissermaßen chinesischen Charakter; auf eine einen Fuß über die Straße emporragende Bettung gebaut, ist jedes Stockwerk von geringerem Umfang als das unter ihm stehende, und im Erdgeschoß befindet sich eine Veranda.

Der indischen Sitte zufolge begränzen diese Gebäude nicht unmittelbar die Straßen, die während des Tages durch eine große Menschenmasse und von einer Menge von Pferden, Büffeln, Ziegen, Kamelen u. s. w. versperrt sind, sondern sie stehen auf der Mitte der Bettung und lassen ringsherum einen Raum frei, der zuweilen noch über die Veranda hinausreicht und eine Art Markt bildet, wo die Kleinkrämer Waaren von geringem Werth in Körben feil bieten; denn werthvolle Gegenstände werden in Indien niemals zur Schau ausgestellt. Die Läden der Hakims oder Apotheker sind außerordentlich rein und zierlich, und ihre Waaren mit bewundernswerther Ordnung aufgestellt. In einer langen Straße, welche die Stadt durchschneidet, und in geringer Entfernung von einander, erheben leichte, durchbrochene, im zierlichsten mongolischen Style erbaute Kuppeln ihr Haupt in die Luft; sie krönen schöne Moscheen und bilden zugleich den malerischsten Kontrast mit deren massiven Thürmen aus dunkelrothem Granit, ein Baumaterial, dessen man sich in alten Zeiten mit besonderer Vorliebe bedient zu haben scheint. Die Gebäude, die man zur Zeit der ersten Besitznahme von Patna für die Residenten und Civilbeamten der ostindischen Kompagnie errichtet hatte, stehen jetzt verlassen, und ihr Verfall ruft den Engländern schmerzliche Erinnerungen an das traurige Schicksal ihrer Landsleute ins Gedächtniß zurück; unvorsichtig genug vertrauten sie sich blindlings einer feindseligen Bevölkerung, welche die kürzlich erlittene Niederlage nicht verschmerzen konnte.

Fürchtet man Koth und Hitze nicht, so gewährt ein Spaziergang durch Patna, nach Sonnenuntergang, allerdings Unterhaltung. Die Straßen sind dann voller Menschen; die ganze Bevölkerung treibt sich wie ein Ameisenhaufen umher, oder versammelt sich unter den Veranda's, um bei einer Huka sich an der vorüberwogenden Menge zu ergötzen. Die Palkis der Eingebornen, ihre Rhents und Taundjauns bahnen sich mit Gewalt einen Weg durch die Menschenmasse, wobei die Bedienten unbedenklich die Leute über den Haufen werfen, um ihrer Herrschaft Platz zu machen. In Indien kann nichts ohne Lärmen geschehen, und mit dem Getöse der Vorübergehenden und Spaziergänger vermischt sich das wiederholte Geschrei der Tschokeydars und das unaufhörliche Geheul der an den Straßenecken stehenden Fakirs. Alle Läden schimmern von Beleuchtung, und je weiter die Nacht herabsinkt, um so imposanter und feierlicher wird der Anblick, den die großen und düstern Gebäude bieten, von denen einzelne Stellen des tiefblauen mit funkelnden Sternen besäeten Himmels verschleiert werden. Alle geringeren und nicht hohen

Häuser bleiben in Dunkel gehüllt, und man unterscheidet nur vorragende Gegenstände; Patna entwickelt um diese Zeit seine ganze Schönheit und bietet dem Blick eine Reihe von Tempeln und Palästen, Werke der prachtliebenden Mongolen.

Die Europäer kommen nicht leicht nach Patna, wenn die Pflicht sie nicht dahin ruft, und sey es Widerwille oder Gleichgültigkeit, kurz die Anglo-Indier besuchen eine Stadt, die doch in der Nähe ihrer Residenz liegt, nur selten, wenn ihre Neugier nicht durch irgend ein Schauspiel aufgeregt wird. Nur wenige beschäftigen sich damit, die Sitten der Orientalen zu studiren, und sie benehmen sich im Ganzen gegen ein Volk, in dessen Mitte sie leben, mit so vieler Gleichgültigkeit, daß, so geachtet die Regierung auch wegen ihrer Rechtlichkeit und weisen Verordnungen ist, die Militär- und Civilbeamten, ihres Privatbenehmens und persönlichen Charakters halber, dennoch sehr unpopulär sind. Alle ihre Verbindungen mit fremden Nationen haben die Sitten der stolzen und auf alles Ausländische mit Verachtung herabsehenden Engländer noch nicht ändern und abschleifen können. Das gute Beispiel einiger ausgezeichneten Personen, die durch ihre Milde, Leutseligkeit und Rechtschaffenheit sich die Liebe der Einwohner aller Klassen zu erwerben wußten, hat leider auf die Mehrheit ihrer in Indien lebenden Landsleute noch nicht den geringsten Eindruck gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ureinwohner von Brasilien.

(Schluß.)

Das Temperament des Indianers ist wenig entwickelt und anscheinend phlegmatisch. Alle Kräfte der Seele, so wie die feinern Sinnengenüsse sind bei ihm in einem Zustand von Lethargie: unempfindlich gegen die Genüsse des Gaumens, und thierische Nahrung jeder andern vorziehend, ist er im Allgemeinen mäßig, und befriedigt bloß die Bedürfnisse der Natur, ohne auf die Zeit zu achten. Auf der andern Seite aber ist er für starke Getränke leidenschaftlich eingenommen, und überläßt sich denselben mit Ausschweifung. Die Menge Rum oder Branntwein, die ein Indianer trinken kann, ist erstaunenerregend. Von Natur schweigsam, wenn er nicht mit der Jagd beschäftigt ist, schläft oder sitzt er ganze Stunden mit auf die Erde gerichteten Augen. Nichts erweckt seine Aufmerksamkeit, außer der Anblick des Mondes: dieses Gestirn ist für ihn der Urgrund aller Naturphänomene, der Spender des Guten und des Bösen. Nach seinen Veränderungen berechnet er die Zeit. Das Gute geht bei ihm unbemerkt vorüber, das Böse allein kann auf seine unempfindliche Organisation einen Eindruck machen; alle Kräfte seines Geistes sind auf einen Gegenstand, die Selbsterhaltung konzentrirt: unfähig, die Vergangenheit von der Zukunft zu unterscheiden, besitzt er nicht einmal die nöthige Voraussicht, um an den folgenden Tag zu denken; jeder Dankbarkeit, jedem Ehrgeiz, jeder edeln Leidenschaft fremd, stumpf, gleichgültig gegen Alles, außer für die Arbeiten des Kriegs und der Jagd, kalt, indolent in seinen häuslichen Verhältnissen, folgt er nur dem thierischen Instinkt; seine Liebe für seine Lebensgefährtin zeigt sich nur durch Eifersucht, die einzige Leidenschaft, welche, nebst dem Durst nach Rache, seine Seele ihrem gewohnten Zustand von stupider Unempfindlichkeit entreißen kann. Gewohnt, unablässig seine ungeheuren Wälder zu durchstreifen, und im Zustande der rohen Natur lebend, erlangen seine äußern Sinne, durch die Noth geschärft, einen beinahe unglaublichen Grad von Vollkommenheit.

Von allen Waffen wilder Stämme ist der riesenhafte Bogen der Brasilianer ohne Widerspruch die furchtbarste: er ist 7 — 8' lang und aus rothem Holze geschnitzt. Die aus einer Art Rosenholz gemachten Pfeile sind von dreierlei Art und dienen zum Krieg wie zur Jagd. Die Geschicklichkeit, mit der sie diese furchtbare Waffe handhaben, erregt Erstaunen: auch nicht das Kleinste entgeht ihrem sichern Schusse. Die Stämme an dem Ufer des Maranhao und des Rio-Negro bedienen sich auch der Keulen und der Blaserohre, mit denen sie kleine vergiftete Pfeile auf 100 bis 150 Schritte schleudern. Das Gift, in welches diese Pfeile getaucht sind, ist so heftig, daß es augenblicklichen Tod bringt. Indeß kann man das damit getödtete Wild ohne Gefahr essen. Seine Zubereitung ist ein Geheimniß, das nur die Indianer dieser Gegenden kennen. Im östlichen und südlichen Theile Brasiliens kennen die Wilden die vergifteten Waffen nicht.

Die angegebenen Einzelnheiten betreffen namentlich die Eingebornen am Ufer des Maranhao und seiner Zuflüsse. Die einzigen Topapos-Stämme im Süden sind die Coroados, die Puris, und die Botocuden; auch diese ziehen sich je mehr die Civilisation nach Westen vordringt, allmählich tiefer in die innern Gegenden zurück. Der rohe und barbarische Zustand der Gesellschaft bei den Indianern Brasiliens, verglichen mit der vorgerückten Civilisation der Peruaner zur Zeit der Eroberung durch die Spanier ist ein Problem, das zu vielen mehr oder minder scharfsinnigen Theorien Anlaß gab. Man hat bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß Insulaner sich schneller civilisiren als Kontinentalbewohner, weil sie, auf ein beschränktes Gebiet angewiesen, früher genöthigt sind, die Jagd aufzugeben, um sich dem Ackerbau zu widmen. In einem ähnlichen Falle befanden sich die alten Peruaner; durch die hohe Kette der Anden in ihren Thälern eingeschlossen, wurden sie aus Jägern bald zu Ackerbauern. Aber der Eingeborne von Brasilien befand sich nicht in dieser Lage, und darum irrt er immer noch in seinen endlosen Wäldern umher, oder durchzieht die unermeßlichen Pampas seines Landes, wo er den Eroberungen der europäischen Civilisation Trotz bietet. Diese Menschen lieben ihre wilde und unabhängige Lebensart so sehr, daß eine große Anzahl derjenigen, die von den Portugiesen gefangen genommen und in den Künsten Europa's unterrichtet wurden, bei der ersten Gelegenheit entflohen und in ihrem Vaterlande ihre alte Lebensweise wieder aufnahmen. Ein für immer undurchdringliches Dunkel liegt über der frühern Geschichte dieser Indianer. Wie bei allen Völkern des Erdballs, will man auch bei ihnen eine unbestimmte Ueberlieferung von einer allgemeinen Ueberschwemmung gefunden haben. Aber ihr Boden selbst trägt nicht die mindeste Spur, welche den Gelehrten in seinen Nachforschungen leiten könnte. Die einzigen Denkmale dieser Kinder der Natur sind ihre einfachen Hütten, die aus so

leichtem und vergänglichem Material bestehen, daß der Boden, auf dem sie standen, nach fünf oder sechs Monaten nicht die geringste Spur mehr darbietet, daß hier Menschen gehaust haben.

Das Haupt Johannes des Täufers.

Eine spanische Kriminalgeschichte.

Auf der Straße von Barcelona nach Valencia stößt man auf einen vom Meer und einer Gebirgskette eingeschlossenen, unter dem Namen Paß von Balaguer bekannten Engpaß, wo der Weg fast beständig von steilen Felsen beherrscht wird. An einer Stelle, wo er eine starke Krümmung beschreibt, bieten einige ungeheure losgerissene Felsenstücke und mehrere große Felsenspalten sehr geeignete Schlupfwinkel für Verbrecher. Diese Stelle ist unzähliger Mordthaten halber berüchtigt, und sechs nahe beisammen stehende Kreuze verkünden dem Reisenden, daß hier in ungeweihter Erde Christen ruhen, die vom Tode überrascht wurden, ohne mit den heiligen Sterbesakramenten versehen zu werden. Alle diese Mordthaten waren von denselben durch ihre Eigenheit merkwürdigen Umständen begleitet. Das erste Opfer, das in diesem unheimlichen Engpaß fiel, war ein reicher Kaufmann, der im Monat März 1828 von Lerida nach Tortosa reiste. Seine Geschäfte hatten ihn genöthigt sich von der geraden Straße zu entfernen; er ritt ganz allein auf seinem Maulthier, und am Morgen fand ihn ein Bettelmönch am Rand des Weges in seinem Blute liegen. Er war von einer Kugel auf die Stirn, fast mitten zwischen beiden Augen, getroffen; der Mörder hatte sein Geld und seine Juwelen genommen, die übrigen Sachen aber unberührt gelassen. Sein Maulthier weidete ruhig einige Schritte davon und sein Felleisen war nicht fortgeschleppt worden. Nicht ohne Erstaunen bemerkte man in den Armen des Ermordeten ein roh gearbeitetes hölzernes Kreuz; die Gerichte begaben sich selbst an Ort und Stelle, konnten aber kein Anzeichen entdecken, das auf die Spur des Schuldigen geführt hätte. Fünf ähnliche Mordthaten wurden nach und nach an demselben Orte begangen; die Opfer waren stets, ganz eben so wie das erste, durch einen einzigen Schuß auf die Stirne getroffen, der ihnen unfehlbar das Leben rauben mußte, und jedesmal fand man ein hölzernes Kreuz neben ihnen liegen.

Alle diese Verbrechen folgten kurz auf einander; am Tag vor dem Feste des heiligen Hilarius in demselben Jahre (23 Oktober 1828) wurde Don Sebastian Aravedra, der nach Barcelona gekommen war, um Wolle von Segovia zu verkaufen, auf seiner Reise nach Murcia, wohin er gehen wollte, um seine Olivenpflanzungen in Augenschein zu nehmen, auf derselben Straße ermordet. Am Sonntag Quasimodogeniti des Jahres 1829 wurde Don Andras Escoriasa, nachdem er eine Ladung Flinten in Tarragona abgeliefert hatte und dann in Geschäften nach Tortosa reiste, auf derselben Stelle erschlagen. Am 24 Februar 1830 erlag Joannofer, ein Hausirer, der, nachdem er Navarra und einen Theil von Catalonien durchstreift hatte, nach Tortosa gehen wollte, um auf einer Barke den Ebro hinauf zu fahren. Acht Tage vor dem Allerseelenfeste des nämlichen Jahres wurde Antonio Paquito Dirba, ein Jäger und Schwärzer, der noch an demselben Morgen eine Ladung französischen Tabaks in der Gegend von Balaguer hatte einschwärzen helfen, ermordet, ohne sich vertheidigen zu können, denn man fand sein geladenes Gewehr neben ihm. Am 14 Januar 1831 endlich beschloß Nervas-y-Alaves, der in Tortosa die Lieferung einer Partie Süßholzsaft übernehmen wollte, die Reihe der unglücklichen Reisenden, die an diesem verhängnißvollen Orte fielen.

Diese Felsen waren seit jener Zeit verrufen, und wurden nicht allein von den Reisenden, sondern selbst von den Bewohnern der Umgegend gefürchtet. Einige Hirten sagten aus, daß sie, als sie ihre Ziegen nach jener Seite hintrieben, auf den Gräbern der Fremdlinge verwelkte Blumen gefunden hätten, die von unbekannter Hand dort hingelegt worden waren; sie versicherten sogar, am Abend den Schatten einer großen Figur vor den Kreuzen knieen gesehen zu haben, die aber, so oft sie versucht hätten sich zu nähern, plötzlich verschwunden sey; auch wollten sie klägliche Seufzer gehört haben, die aus dem Fuß der Berge zu kommen schienen. Ein heiliger Schauer umwehte diesen Ort, und der mußte sehr verwegen seyn, der es wagte, nach Sonnenuntergang hier vorüber zu gehen.

Nichts wollte sich auffinden lassen, das die Gerechtigkeit auf die Spur des Schuldigen geleitet hätte. Das Gerücht verdächtigte einen gewissen Wenceslas Uriarte, seiner Geburt nach ein Fremder in der Provinz Catalonien. Von seinem frühern Leben war nichts bekannt; man vermuthete nur, daß er vor der Revolution von 1822 Alcayde (Kerkermeister) in irgend einem Inquisitionsgefängniß gewesen sey. Er hatte übrigens im Glaubensheer gedient und sich seit einigen Jahren in der Umgegend von Tortosa niedergelassen. Man wußte nicht, wovon er lebte, und gleichwohl machte er Aufwand. Ungeachtet seiner prunkhaften Frömmigkeit hielt man ihn dennoch für böse und rachsüchtig, und erzählte sich Dinge von ihm, nach denen man ihn der größten Verbrechen fähig halten mußte.

Eines Tages fragte man ihn, warum er, als ein geschickter Schütze, kein Jagdliebhaber sey. „Nein, war die Antwort, um einen Hasen aufzujagen muß man umherlaufen, hat man ihn geschossen, so muß man wieder laufen, um ihn aufzuheben. Da thut man besser einem Menschen aufzulauern; der kommt von selbst, und wenn man ihn tödtet, so hat man keine andere Mühe, als in seinem Zwerchsack herumzuwühlen.“

Ein andermal hatte er sich der nichtigsten Ursache wegen mit Antonio Paquita Dirba erzürnt. Nachdem er diesen auf einer Jagd auf den Alfaques *) begleitet hatte, gingen sie, um sich zu erfrischen, in eine Fischerhütte. Alles, was man ihnen bieten konnte, war ein Salat, und um die Brühe **) desselben seinem Gefährten zu kredenzen, bediente sich Antonio des unförmlichen Löffels, den man ihm gegeben hatte, sehr ungeschickt. Wenzel behauptete, er habe den Löffel verkehrt genommen, und wolle die Brühe mit dem erhabenen und nicht mit dem ausgehöhlten Theil des Löffels auffassen; Antonio dagegen versicherte, der von ihm gebrauchte Theil sey der rechte. Ein heftiger Zank entspann sich hierüber; eine andere Person, die nichts von der Ursache des Streits wußte, und der man denselben Löffel hingelegt hatte, erkannte ihn indeß für einen Spatel, der auf keiner Seite ausgehöhlt war. So unbedeutend übrigens die Veranlassung dieses Zanks war, so trug Uriarte ihn doch seinem Gegner nach, und drei Tage später wurde Antonio im Paß von Balaguer ermordet gefunden.

Während der Fasten des Jahres 1832 hatte eine Schauspielergesellschaft zu Tarragona, die eine berühmte heilige Komödie, die Enthauptung Johannis des Täufers, aufführte, großen Zulauf. Da sie sich in Tortosa denselben Erfolg versprach, so machte sie sich dahin auf den Weg. Das Gepäck wurde von zwei Maulthieren getragen; Fernando Garcia aber, der die Rolle des Johannes spielte, hatte den kostbaren Kopf der bei der Enthauptung des Heiligen ***) die Hauptrolle spielte, und mit beweglichen Augen von Email versehen war, den Maulthieren nicht anvertrauen wollen, und trug ihn deßhalb, um ihn vor jedem Unfall zu schützen, auf seinem eigenen Haupte. Es war schon spät, und da eben ein sehr durchdringender Nebel aus dem Meer aufstieg, so hatte Garcia, der sich auf den sichern Tritt seines Pferdes verließ, Gesicht und Augen mit dem Mantel umhüllt. Er ritt ganz allein und weit hinter seinen Kameraden, als beim Umbiegen um einen Felsen ein Schuß losging und sein Pferd sich bäumte. Garcia fiel herab, und bemühte sich eben sich seines Mantels zu entledigen, als er einen Mann mit einem Karabiner in der Hand auf sich zuschreiten sah; rasch erhob er sich also und zückte seinen Dolch.

Uriarte, denn dieß war der Mann, war nicht wenig betroffen, daß er zum Erstenmal gefehlt habe, und wollte schon fliehen. Als er aber die beiden auf einander gesetzten Köpfe erblickte, als er die Augen des heiligen Johannes sich furchtbar in ihren Kreisen drehen und die blitzenden Augen Garcia's auf sich geheftet sah, glaubte er den Teufel vor sich zu

*) Der Schlamm und Sand, den der Ebro mit sich führt, hat sich längs der Mündung dieses Flusses aufgehäuft und eine Menge kleiner, Alfaques genannten Inseln gebildet. Sie erstrecken sich mehrere Stunden weit in das Meer hinaus und sind durch nur einige Zoll tiefe Wasserpfühle von einander getrennt. Dicht mit Schilf bedeckt dienen sie einer Menge von Wasserwild, besonders Enten und Flamingos, zum Zufluchtsort. Alfaque bedeutet buchstäblich eine Bank.

**) Der Salat wird in Catalonien in kleine Stücke zerschnitten aufgetragen, die mit einer Mischung von Wasser, Essig und Oel angemacht sind, die von den Spaniern Brühe, caldo, genannt wird.

***) Das Märtyrerthum der Heiligen wird bei solchen Schauspielen sehr oft auf der Bühne dargestellt. Um die Enthauptung vorzustellen, wird ein nicht sehr groß gewachsener Schauspieler ausgewählt; auf den Kopf setzt man ihm ein Käppchen, an das mittelst einer Feder ein Haupt von Pappe oder Wachs befestigt wird. Die eigens verfertigte Kleidung reicht bis über die Stirn des Schauspielers, so daß also der falsche Kopf als ein natürlicher erscheint, und folglich auf dem Theater vor den Augen des Publikums abgeschlagen werden kann.

haben und ward von einem panischen Schrecken ergriffen. Er floh, allein seine Alpargatas *) hemmten in dem Gestrüpp seine Schritte; er wollte den Felsen hinanklimmen und hielt sich an einem aus einer Spalte ragenden Strauch; doch dieser entwurzelte sich, und Uriarte stürzte zu den Füßen Garcia's, der ihn verfolgte. — Stammelnd schrie der Bösewicht: noli me tangere Satanas! Vade retro! allein auf das Geschrei Garcia's eilten seine Kameraden herbei. Sie fanden Uriarte auf der Erde liegen, denn der Schreck hatte ihn des Bewußtseyns beraubt. Man trug ihn zu dem Alcade mayor von Balaguer, wo man ihn untersuchte; er trug ein härenes Bußkleid, hatte einen Rosenkranz, ein Gebetbuch und Haare des heiligen Dominikus bei sich. Allein man fand auch einen Dolch, vier gepflasterte Kugeln und in einer Schachtel einige Schüsse englisches Pulver bei ihm; sein Gewehr war noch vom Rauch geschwärzt. Uriarte, auf der That ergriffen, war gezwungen seine Verbrechen einzugestehen. „Wie konntet ihr, fragte der Richter, es wagen, das heilige Zeichen unserer Erlösung neben die Opfer eurer Bosheit zu legen?“ — „Den Körper tödten, war die Antwort, hat nichts zu bedeuten, allein die Seele tödten ist ein abscheuliches Verbrechen! Ich betete an ihren Gräbern und bestreute sie mit Blumen, um sie um einige Tage früher aus dem Fegefeuer zu erlösen. Ich setzte ihnen ein Kreuz, das ich hatte weihen lassen, um, wenn sie sich nicht im Zustande des Heils befanden, den bösen Feind zu verscheuchen; aber ich habe ihn gesehen, da ist er! da ist er!“ schrie Uriarte laut auf, als Garcia mit seinen beiden Köpfen vortrat, um dem Richter zu erklären, wie er dem Tod entronnen sey. „Da ist er! da ist er!“ schrie der Verbrecher noch einmal, und fiel von einem heftigen Nervenkrampf ergriffen bewußtlos zu Boden.

Da Uriarte die niedern Gerichte verwarf, so wurde er auf Requisition des Fiskalprokurators vor den Gerichtshof der alcades del crimen gestellt, und von diesem am 15 Junius 1832 nach der Ordonnanz vom Jahre 1567 zum Strang und der Konfiskation seines Vermögens verurtheilt. Dieser Spruch wurde vom Rath von Castillen bestätigt, allein der König milderte die Strafe aus Rücksicht für die aufrichtige Frömmigkeit des Verbrechers in lebenslänglichen Kerker. Dieß war der letzte Gnadenakt, den Ferdinand VII unterzeichnete.

Die Insel Candia.

Die Bevölkerung dieser Insel, welche durch den neuerlichen Widerstand ihrer Einwohner gegen das monopolistische Regierungssystem Mehemed Ali's wieder die öffentliche Aufmerksamkeit mehr angeregt hat, beträgt jetzt nicht über 90,000 Seelen, wovon wenigstens zwei Drittheile Griechen sind. Candia, Canea und Retimo sind die einzigen Orte, welche die Namen von Städten verdienen, und auch in diesen fällt ein Theil der Gebäude in Trümmer. Die Häfen von Candia und Retimo sind in einem so schlechten Zustande, daß nur Barken einlaufen können. Der Hafen von Canea kann nur noch fünfzehn Schiffe von 230 bis 280 Tonnen und etwa vierzig kleinere von 30 bis 40 Tonnen aufnehmen. Wenn aber, trotz der schönen Versprechungen, die Regierung fortfährt, in der Ausbesserung und der Reinigung dieser Häfen eben so nachlässig zu seyn, wie bisher, so wird Canea bald das Schicksal von Candia und Retimo theilen, und den wenigen noch übrigen Handel aus seinem Hafen verschwinden sehen. Der Hafen von Suda ist der einzige, der sich in gutem Zustande befindet, und für dessen Erhaltung die Natur selbst gesorgt hat. Der Anblick des innern Landes bietet ein eben so niederschlagendes Bild dar. Die Dörfer fallen in Trümmer und das meiste Land bleibt unbebaut. Die Hand der Zerstörung hat ihre schreckliche Spur zurückgelassen und nichts wird hergestellt. Der Mangel an Vertrauen auf die Festigkeit der jetzigen Regierung lähmt Alles. Die Türken und die Griechen, gleichmäßig unzufrieden, scheinen geneigt, gemeinsame Sache zu machen, um das Joch, das sie niederdrückt, abzuschütteln, und ihre Vereinigung ist mehr als hinreichend, um die verhaßte Herrschaft des Pascha's von Aegypten zu stürzen. **)

Nachstehendes ist eine Uebersicht des Handels, wie er auf dieser Insel seit einigen Jahren betrieben wurde: Oel und Seife sind die wichtigsten Ausfuhrartikel. Oel wird jährlich eine halbe bis eine ganze Million Mistachs, und Seife etwa eine Million Zentner erzeugt. Die andern Produkte sind nicht von großem Werthe. Unter den Einfuhrartikeln sind Lebensmittel die wichtigsten. Kleine Schiffe unter türkischer und griechischer Flagge bringen solche von Salonichi, von Bolo, von Konstantinopel und den Küsten Kleinasiens. Der Verbrauch an Lebensmitteln kann auf 5 bis 600,000 Kilo geschätzt werden, wovon zwei Drittheile an Gerste, der Ueberrest an Getreide, Bohnen und Kichererbsen. Die Konsumtion von Kolonialwaaren, als Zucker, Kaffee, Gewürze, Indigo, beträgt nicht über 4 bis 500,000 (türkische) Piaster (80 bis 100,000 Gulden), denn die Bewohner des innern Landes, welche die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachen, konsumiren sehr wenig von diesen Artikeln.

Es ist schon oben bemerkt, daß die Bevölkerung von Candia kaum 90,000 Seelen beträgt. Mehrere Ursachen haben beigetragen, sie bis auf diesen Stand zu verringern. Die erste, und vielleicht die bedeutendste, hängt mit jenem innern Verderben zusammen, das alle Provinzen des Reichs ergriffen hat, in dessen ganzen Umfang die Bevölkerung abnimmt. In Candia aber kamen zu dieser Radikalursache noch der Bürgerkrieg, der mehrere Jahre hindurch diese unglückliche Insel verheerte. Seit vier Jahren hat Mehemed Ali alle einander sich bekämpfenden Parteien vernichtet, und Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt; dennoch aber kehrten nur wenige während der Unruhen ausgewanderte Familien zurück, denn das Zutrauen in den Bestand der Dinge fehlte gänzlich. Die unglückliche Lage des Landvolks wurde auf eine schlaue Weise von einigen Unruhestiftern benützt, und die Gemüther waren schon seit einiger Zeit in hohem Grade gereizt, namentlich wegen der Auferlegung des Kharadsch, der als ein schimpfliches Zeichen der Knechtschaft betrachtet wurde. Nur die Ankündigung der nahen Ankunft Mehemed Ali's hielt die Unzufriedenen im Zaum; aber die Anwesenheit des Vicekönigs hatte, als sie endlich stattfand, weder für ihn noch für das Land einen erfreulichen Erfolg. Er überzeugte sich selbst von der schlechten Stimmung der Bevölkerung gegen seine Regierung, und der kalte Empfang, den die Abgeordneten des Landes erfuhren, zeigte der Bevölkerung, daß sie keine Erleichterung zu gewarten habe, ja daß die eiserne Hand, die auf Aegypten lastet, in Zukunft noch schwerer auf den Candioten lasten würde. Gleich nach der Abreise des Vicekönigs verbreitete sich das Gerücht, daß alle Güter, deren rechtmäßige Eigenthümer abwesend seyen, eingezogen werden würden. Ein Schrei des Unwillens ließ sich hören, und die gesammte Bevölkerung, Türken wie Griechen, setzte sich in Bereitschaft, Mehemed Ali's Monopolsystem mit den Waffen in der Hand zurückzuweisen.

*) Alpargatas, von Binsen geflochtene Schuhe, die fast von allen Bewohnern Cataloniens, Valencia's und Granada's getragen werden.

**) Hiebei ist indeß nicht zu vergessen, daß dieser Artikel aus dem Journal de Smyrne gezogen ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 357. 23 December 1833.

Die Seeräuber im chinesischen Meer.

(Aus dem Spectator of Calcutta.)

Das himmlische Reich hatte trotz der berühmten Weisheit seiner Regierung, trotz der Ordnung und Ruhe, die eine lange Reihe von Jahrhunderten darin geherrscht haben soll, nicht minder von den Unternehmungen der Seeräuber zu leiden, als Staaten, welche auf ein so hohes Alterthum keinen Anspruch machen können. Man könnte sogar behaupten, China sey mehr als irgend ein anderes Land der Schauplatz von Raub und Mord gewesen, denn die nachfolgende aus den sichersten Quellen geschöpfte Erzählung übersteigt beinahe allen Glauben.

Einige elende Fischer und gegen die Tyrannei der Mandarine empörte Abenteurer setzten sich an einem unzugänglichen Punkte der Küste mitten unter schroffen Felsen im Meere von Canton fest, und diese Uferstriche, so wie die Westküste von Cochinchina, waren Zeuge ihrer ersten Erfolge. Eine große Menge kleiner Kauffahrteischiffe fielen bald mit ihren Ladungen in ihre Gewalt. Der glückliche Erfolg ihrer meisten Unternehmungen, die Unterdrückung, in welcher die untern Klassen seufzten, der Verfall der Regierungsgewalt und die Unordnungen der Verwaltung vergrößerten die Anzahl dieser Räuber mit unglaublicher Geschwindigkeit; ihre Kühnheit stieg allmählich, und sie begnügten sich nicht mehr, entfernte und öde Küsten heimzusuchen, sondern zu 30 bis 40 Mann in einem elenden Kanot angehäuft, das ein einziger Windstoß oder Kanonenschuß zertrümmern konnte, wagten sie sich keck an die größten Schiffe, und setzten sich an der Mündung der Hauptflüsse fest. Als in der Folge Dschonken von 10 bis 15 Kanonen in ihre Hände fielen, durchstrichen sie alle Meere um China, und kehrten von ihren Zügen mit reicher Beute zurück. Die als Kriegsschiffe ausgerüsteten Dschonken, deren sie sich bemächtigt hatten, vermehrten die Macht dieses Räuberhaufens unglaublich; ihre Gesellschaft wurde immer zahlreicher, bald bildeten sie eine Seemacht, und standen auf dem Punkte, große Eroberer zu werden: denn sie hatten eine Flotte zu ihrer Verfügung; alle Kauffahrer, die sich aufs Meer hinaus wagten, wurden ihre Beute, und selbst die Kriegsschiffe waren nicht gegen Ueberfälle sicher. Wie die Flibustier Amerika's, machten sie Landungen, plünderten Dörfer, ermordeten und verbrannten Alles, bemächtigten sich großer Städte, nahmen ihnen mit Gewalt alle ihre Schätze, oder nöthigten sie, sich um ungeheure Summen loszukaufen. Vergebens hatte die Regierung versucht, diese Räubereien zu unterdrücken; eine bedeutende, gegen sie gesendete Flotte wurde völlig geschlagen: 28 Dschonken fielen in ihre Gewalt, und der Rest der kaiserlichen Flotte, aus 12 Schiffen bestehend, suchte sein Heil in der Flucht. Diese 28 Kriegsfahrzeuge, die mit allen Vorräthen wohl versehen waren, vermehrten noch die Macht der Piraten. Damals (1809) betrug ihre Anzahl 70,000; sie besaßen 800 Kriegsschiffe und mehr als 1000 kleinere Schiffe jeder Gattung. Diese waren in 6 große Flotten abgetheilt, welche sechs verschiedene Flaggen führten: roth, gelb, grün, blau, schwarz und weiß. Diese „Hornisse des Oceans," wie die chinesischen Geschichtschreiber sie nennen, gehorchten sechs Anführern, von denen der durch seine Tapferkeit und seine Fähigkeiten vor allen ausgezeichnete Tsching-Yih das Oberkommando der vereinigten Flotte erhielt, und so groß waren die Hülfsmittel dieses Räubers, daß derselbe einen politischen Charakter annahm, und laut seine Absicht erklärte, den Thron der Mandschu-Dynastie zu stürzen, und der Familie der alten Kaiser China's die Krone zurückzugeben. Aber dieser kühne Pirate kam bald darauf in einem Sturme um, und seine ehrgeizigen Plane wurden mit ihm im Meere begraben.

Seine Wittwe hatte indeß ein solches Uebergewicht über die Korsaren, daß ihre Gewalt anerkannt wurde, und einer der Unterfeldherren, Namens Pao, der das uneingeschränkte Vertrauen der Gattin Tsching-Yihs besaß, befehligte in ihrem Namen die vereinigten Flotten. Diese Frau hatte bei mehreren kritischen Vorfällen Beweise von Unerschrockenheit, Klugheit und Gewandtheit gegeben, so daß die Korsaren ihr eben so gehorsam als ihrem Gemahl sich bezeigten; auch wurden sie furchtbarer und kecker als je. Tsching-Yihs Wittwe hatte einen Gesetzkodex und Verordnungen abgefaßt, denen alle diese Abenteurer Gehorsam schworen. Nachstehendes ist ein Auszug aus diesem sonderbaren Kodex: „Jedem, der ohne Erlaubniß ans Land steigt und sich eines Ungehorsams schuldig macht, werden in Gegenwart der Flotte die Ohren abgeschnitten; im Wiederbetretungsfalle büßt er es mit dem Tode." Alles, was in die Gewalt der vereinigten Flotten fiel, wurde sorgfältig in die Register eingetragen, und kein Artikel, so gering auch sein Werth seyn mochte, konnte der Gesammtbeute entzogen werden; der Tod war die Strafe eines Jeden, der des Diebstahls über-

führt wurde. So oft ein Schiff genommen wurde, hob Jeder die Hand auf und schwor, daß er nichts entwendet habe. Der nachstehende Artikel dieses Räuberkodex ist nicht minder bemerkenswerth, und macht dem Charakter der Heldin Ehre: „Es ist verboten, gefangene Weiber an Bord zu führen; jeder, der gegen eine Frau Gewalt braucht, oder sie ohne Erlaubniß heirathet, wird mit dem Tode bestraft."

(Fortsetzung folgt.)

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Fortsetzung.)

Sobald der Feldmarschall den traurigen Ausgang des Treffens bei Homs erfuhr, besetzte er den Brückenkopf von Dscheser am Orontes mit einer Truppenabtheilung. Hier empfing er die Flüchtigen mit gefälltem Bajonnette, und ließ den ersten Aufwieglern, welche den Durchzug mit Gewalt erzwingen wollten, den Kopf abschneiden. In solchen Augenblicken zeigte sich Hussein stets als ein außergewöhnlicher Mann. Seine furchtbare Energie war ganz gemacht, der Empörung zu imponiren. Allein wenn er auch einer Niederlage Herr zu werden verstand, so wußte er ihr doch nicht auszuweichen. Vermöge seiner militärischen Unfähigkeit, seinem gänzlichen Mangel an administrativen Kenntnissen sah er nichts Voraus. In kurzer Zeit zehrte er den ganzen Schatz auf und brachte das Land, welches er durchzog, an den Bettelstab; nirgends bezahlte er und rief dadurch den Fluch des Volks auf seinen Regenten herab. Das Hauptheer hatte an dem Treffen bei Homs keinen Theil genommen; es waren noch mehr als 40,000 Mann regelmäßiger Truppen übrig. Allein der Feldmarschall verstand keinen Vortheil hieraus zu ziehen; er ließ eine Armee zu Grunde gehen, welcher Chosrew Pascha eine ziemlich gute Organisation gegeben hatte. Anstatt Vertheidigungsmaßregeln zu treffen, brach er von Antiochia auf, in der Absicht sich mit Gott weiß welchen Truppen zu vereinigen. Als er hierauf in jener Gegend keinen Unterhalt fand, und sich vielleicht erinnerte, daß Alexandrette, wo eben ein Munitionstransport anlangte, ein wichtiger Platz sey, kehrte er in Eilmärschen nach diesem Punkte zurück. Während dieser Bewegung vor- und rückwärts legten die Truppen 80 Stunden zurück, wobei sie ihr sämmtliches Geschütz und Gepäck mit sich schleppten. Der ottomanische Moniteur hat alle diese Fehler mit bemerkenswerther Freiheit an den Tag gestellt.

Sobald Ibrahim alle Besatzungen an sich gezogen und Aushebungen im Gebirge veranstaltet hatte, rückte er vor. Alle Städte auf seinem Marsche unterwarfen sich ihm, auch das Schloß von Aleppo ergab sich. So ungeschickt und unedel sich Hussein benommen hatte, so umsichtig und großmüthig betrug sich Ibrahim. Die große Zahl der Christen begannen unter seinem Schutze das Haupt zu erheben. Zur gänzlichen Besetzung von Syrien blieb nur noch die Bezwingung von Antiochia und Alexandrette übrig. Allein er betrieb diese nur langsam, weil er von Tag zu Tag eine günstige Entscheidung auf Mehemed Ali's Forderungen aus Konstantinopel erwartete. Somit hatte der türkische Feldmarschall volle Zeit, ihm den Zug durch Caramanien zu sperren. Antiochia eignete sich trefflich zur Anlegung eines verschanzten Lagers; allein er nahm keine Rücksicht hierauf und zog seine Vorhut an das Defilee von Beylan zurück. Dieses Defilee wird durch ein enges Thal gebildet, in welchem ein Waldbach fließt; an manchen Stellen ist es so enge, daß kaum ein Kamel sich durchzudrängen vermag; gleichwohl führt hier die große Straße für die Karawane von Mekka durch. Es war nichts leichter, als die Vertheidigung dieses Engpasses. Als jedoch die Aegyptier am 5 August vor demselben erschienen, reichte ein unbedeutendes Gefecht von einigen Stunden hin, sich desselben zu bemächtigen. Mit dem Defilee von Beylan fiel auch Alexandrette nebst unermeßlichen Vorräthen und hundert Kanonen in die Hände des Siegers. Statt sich weiter rückwärts in vortheilhaften Stellungen zu sammeln, dachten die Türken nur auf die Flucht, und schlugen den Weg nach Adana ein. Ibrahim ließ sie durch die Reiterei unter seinem Neffen Abbas Pascha verfolgen; sie überschritt den Dschihur (Pyramus) mittelst einer Furt. Hussein Pascha hatte die prachtvolle Brücke von neun Bogen sprengen lassen, auf welcher man diesen Fluß bei Messis überschreitet, und die alten festen Werke vernachlässigt, welche sich hier befinden.

Die Türken, diesseits des Flusses aufs Neue von den Aegyptiern angegriffen, setzten ihre Flucht über die große Ebene fort, welche nach Adana führt; allein kaum waren sie in dieser Stadt angelangt, als sie von dem Feinde daraus vertrieben wurden, bei welcher Gelegenheit der Feldmarschall beinahe gefangen worden wäre. Von jetzt an gab es keinen andern Anhaltspunkt mehr für sie, als jenseits des Taurus. Der ganze Distrikt von Adana unterwarf sich Ibrahim Pascha, der endlich an der neuen Gränze angelangt war, welche Mehemed Ali seinem Reiche zu geben wünschte. Nichts schien den Marsch der Aegyptier auf Konstantinopel aufhalten zu können; denn jene entmuthigten Haufen, welche sich lärmend um Hussein drängten, verdienten den Namen einer Armee nicht mehr. Die Kurden und anatolischen Bauern ermordeten die regelmäßigen türkischen Soldaten, wo sie derselben habhaft werden konnten, und verkauften ihre Gewehre um einige Piaster. Die Provinzen Oberasiens befanden sich theilweise im Aufstande, und ein einziger Offizier Ibrahims wäre hinreichend gewesen, die vornehmsten Städte der Halbinsel zur Kapitulation zu bringen. Ohne Zweifel gebot ihm seine Klugheit Halt zu machen. Wie volksthümlich auch Mehemed Ali's Sache seyn mochte, so hätte er doch nur als Unterthan in der Hauptstadt erscheinen und die Russen keineswegs abhalten können, zu interveniren. Gelangen ihm endlich seine Plane eines ungemessenen Ehrgeizes, was war die Folge daran? Statt jenes kompakten Staates, der unter seine Herrschaft kommen sollte, und der den Taurus zur Gränze hat, hätte er sich mit einem großen, dem Verfall entgegeneilenden Reiche belästigt gesehen, von dem jeden Tag einige Trümmer abfallen, und das keine menschliche Macht wiederherzustellen vermag. Mehemed Ali schenkte daher Frankreichs Rathschlägen Gehör und suchte seinen Eroberungen durch einen Vertrag das Siegel der Legitimität aufzudrücken.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris.

2.

Marie Tudor, ein neues Drama von Victor Hugo. — Porte Saint Martin.

Ein neues Drama von Victor Hugo veranlaßt jedesmal einen Kriegszustand von mehreren Wochen in dem Theater, vor dem Theater, in der Kritik und in der Literatur. Wer in die ersten Aufführungen eines solchen Stückes geht, braucht nicht zu besorgen, daß es ihm an Unterhaltung fehle, und bestünde der Triumph eines Theaterdichters in dem Ungestüm der Besucher seiner Werke, so könnte der unbedingte Vorrang des Verfassers von Hernani nicht bestritten werden. Bei der ersten Vorstellung von Marie Tudor bot man für eine Loge, welche gewöhnlich 56 Fr. kostet, hundert; sie war nicht zu haben; man verlangte 150! Nichts gleicht hier einer Vorstellung, wie man sie gewöhnt ist, zu sehen. Vor der Kasse schlägt man sich um den Platz; es wird gesungen, geschrieen und gelärmt; in dem Theater herrscht ein unbeschreiblicher Tumult; man zwingt das Orchester, patriotische Lieder zu spielen, und allmählich fällt der Chor einer Masse junger Leute, welche auf allen Plätzen vertheilt sind, ein. Von ruhigem Betrachten, Anhören, von unpartheiischer Würdigung und Beurtheilung ist hier nicht die Sprache; es kommen zwei entgegengesetzte Parteien mit vorher gefaßten Entschlüssen, und gleich beharrlich in ihrem Willen zu pfeifen oder zu klatschen: beides wird mit einer Leidenschaft und einer Wuth ausgeführt, die ihres Gleichen nie gehabt haben. In der zweiten Vorstellung sah ich den Augenblick, wo ein Mann im Parterre von seinen Nachbarn hinausgeworfen werden sollte, weil er von der ältesten Theaterfreiheit Gebrauch machen und pfeifen wollte; er hatte seinen Platz übel gewählt, die Majorität war an diesem Orte gegen ihn, wie überhaupt der Enthusiasmus und der rasende Beifall den Tadel bei weitem überflügelte. Man sagt in dieser Beziehung, daß Victor Hugo mit mehr Taktik zu Werke gehe, als irgend ein anderer Theaterschriftsteller. An den ersten Tagen eines neuen Drama's werden die Schaaren seiner entzückten Parteigänger, meist junge Leute, auf alle Plätze des Theaters, in das Parterre, in die Logen, auf das Amphitheater und bis zu der Galerie hinauf vertheilt. woher es komme, daß in dem Beifall der ersten Tage so viel Einklang und Stärke herrsche, woher es aber auch komme, daß wer in die folgenden Aufführungen gehe, erstaunt sey, von dem Charakter der frühern nichts mehr wahrzunehmen. Stellt sich Victor Hugo durch das angewendete Mittel den dramatischen Autoren geringern Ranges gleich, oder ist es seinerseits nur eine Vorsichtsmaßregel gegen die Plane und feindlichen Absichten einer übelwollenden Gegenpartei? Sind die Verächter Hugo's nur darum so heftig, weil ungeschickte Freunde sein Lob übertreiben und seinen wohlverdienten Ruhm aufs Spiel setzen? Oder erhebt sich die Schaar dieser lärmenden und trotzigen jungen Männer mit ganzem Leibe zum Klatschen und Bravorufen bis zum taub werden, bedecken sie darum mit ihrer ganzen Person den Namen und die Ehre des Verfassers, weil sie wissen, daß sie mit einer Partei zu thun haben, welche es darauf angelegt hat, um jeden Preis den Ruf des Dichters zu untergraben? Ist Hugo wirklich der unnachahmliche, bewundernswürdige, originelle und schöpferische Dichter, der kühne Neuerer, der Schöpfer einer eigenen, dem Fortschritte in glänzender Größe huldigenden Schule? Oder ist er ein divagirender Kopf ohne Plan noch Tiefe, ein Schriftsteller, der die Schönheit der Sprache nur in schwülstigen, mystischen, gezwungenen Phrasen, die Größe der Charaktere und die Tragödie nur in Mord und Brand, in Raub, Vergiftung, Nothzucht und Blutschande findet? Das eine wie das andere wird jeden Tag von ihm behauptet, mit gleicher Beharrlichkeit, mit gleichem Eifer, und es ist wahrlich nicht uninteressant zu sehen, mit welcher Erbitterung die beiden Lager sich bekämpfen, wie das eine die Originalität, die Spontaneität und den schöpferischen Genius seines Schützlings bis zu den Wolken erhebt; während das andere ihn als einen Kompilator, als einen Plagiarius, als einen unnatürlichen Schriftsteller, der mit erborgten Farben sich schminke und nach fremdem Ruhme hasche, bis in den Staub herabzuziehen strebt. Dieser Streit wird noch lange fortdauern, und der Dichter mit Gefühl und Geist mag nützliche Lehren daraus schöpfen. Wir haben hier keine Untersuchung darüber anzustellen, die uns allzu weit führen würde, und eilen zu dem Berichte des neuen Drama's. Sicher, wer so gehaßt und so gepriesen wird, ist weder zu beklagen noch ohne Verdienst, denn nur die Mittelmäßigkeit hat das traurige Privilegium von Niemanden gehaßt zu werden.

Marie Tudor war die Tochter Heinrich VIII von England und Schwester der Königin Elisabeth, welche ihr auf dem englischen Throne nachfolgte. Marie ist in der Geschichte bekannt wegen ihres Bestrebens, die katholische Religion in England wieder emporzubringen, und wegen ihrer Energie, ja Grausamkeit, welche sie in dieses Beginnen setzte; sie war eine frömmelnde fanatisch-religiöse, übrigens kalte Frau von unbescholtenem und keuschem Lebenswandel, die Geschichte weiß von Liebschaften und Ausschweifungen in fleischlichen Genüssen nichts. Lange, ehe das Stück von Hugo zur Aufführung kam, war der Titel und die Person der Hauptrolle bekannt, aber auch nur das, und alle literarischen Blätter hatten im Voraus ihre Kritiken, d. h. ihre Aufsätze über die geschichtlichen Thatsachen, die Nachschlagungen und Kompilationen bereit gelegt, welche sie bei Gelegenheit der Beurtheilung des neuen Drama's zum Besten geben wollten; denn also wird die Theaterkritik getrieben. Für dießmal sahen sich die Voraussetzungen und Erwartungen allerwegen getäuscht; es ist in dem Drama weder von der Heirath Maria's mit Philipp II, noch von den Verfolgungen der Protestanten, noch von den Verhältnissen mit dem französischen Hofe, noch von der Tracht und den Hofsitten jener Zeit, worüber ein Journal schon einen ganzen Artikel geschrieben hat, die Sprache. Herr Victor Hugo hat die Geschichte ruhig gelassen, und an einen historischen Namen ein Werk seiner eigenen Schöpfung, ein wohlkonditionirtes Melodrama geknüpft; er hat die Kritik irre geführt; wenn sie ihm dieß etwa übel genommen, so hat sie sich sattsam an ihm gerächt.

Marie Tudor von der Porte Saint Martin ist eine ächte Königin des Melodrama's, sie liebt und haßt, sie betrügt und wird betrogen, sie grinzt und raset und hat ein eigenes Wörterbuch von Schimpfwörtern, das Ganze gehörig mit abgebrochener Musik begleitet und der kolossalen Stimme der Demoiselle Georges anvertraut. Marie Tudor hat einen Geliebten, der durch ihre Gunst allmächtig ist, über Alles gebietet, die Edelleute und Großen des Hofes nach Laune hinrichten läßt, und je nachdem es ihm gefällt „einen Henkerblock unter dem Bette der Königin hervorzieht.“ (Worte des Dichters.) Dieser Geliebte ist ein Ausbund von Niedrigkeit, Charakterlosigkeit, und alles Vorzuges und jeder Auszeichnung entblößt, er heißt Fabiano Fabiani und ist ein Italiener; das ist ein auf den Melodramenbühnen gräßlich zunehmendes Privilegium der italienischen Nation, den ausschweifenden Königinnen aller Länder und Potentaten Taugenichtse von Liebhabern zu liefern, als ob nicht schon mit den wirklichen der wahren Geschichte genug wäre. Wir hatten den Riccio der Maria Stuart, Monaldeschi der Königin Christine von Schweden von Alexander Dumas, den historischen und melodramischen Bergami, der füglich für zwei zählen kann, so wenig glich er sich, und nun: Fabiano Fabiani, der von Italien nach Spanien, von Spanien nach England gezogen ist, um, man weiß nicht und kann es während des ganzen Stückes nicht errathen, wodurch? die Liebe und Gunst der Tochter Heinrichs VIII zu fesseln. Fabiano Fabiani liebt mehr seinen Vortheil als die Person der Königin, und da diese, ohnehin kränklich, sterben könnte, so sucht er sich auf sonstigem Wege sicher zu stellen. Eine Gelegenheit hiezu bietet sich in der Person der Tochter des unter Heinrich VIII enthaupteten Grafen von Talbot dar, welche wunderbar gerettet wurde, und deren Geheimniß, Geburt und Abkunft Fabiani irgendwie ausgespäht hat, oder doch vermuthet. Jane, so heißt diese Tochter, wurde von einem Silberarbeiter Gilbert als eine Waise aufgenommen und erzogen, und sie steht auf dem Punkte, ihren Pflegvater, der sie nicht weiter kennt und sie liebt, zu heirathen, als Fabiani dazwischen tritt. Es gelingt ihm, die Neigung des jungen Mädchens unter fremdem Namen zu gewinnen und sie zu verführen; durch ihren Namen und die Reichthümer ihrer Familie, die er bereits besitzt, gedenkt er sich nöthigenfalls mittelst einer Heirath auch für die Zukunft ein glänzendes Loos zu verschaffen. Diese Untreue Fabiani's gegen Marie Tudor und deren Rache bilden den Grund des Drama's, welcher durch die fernern wesentlichen Charaktere von Gilbert und Jane belebt werden soll. Der Knoten ist folgendermaßen geschürzt: Beim Beginnen des Stückes, welches Herr Hugo „Drama

in drei Tagen und vier Theilen" nennt, sehen wir die vornehmsten englischen Edelleute am Ufer der Themse stehen und sich gegen Fabiano verschwören. Während sie rathlos klagen, tritt der spanische Gesandte Simon Renard unter sie, und verspricht in kürzester Frist den Günstling von Westminster, wo er noch sey, und dessen Thürme man im Hintergrund sieht, nach dem Thurm von London, der sich ebenfalls zeigt, d. h. von der höchsten Gunst zur tiefsten Ungnade und ins Gefängniß zu bringen. Diese Drohung gegen den verhaßten Fremdling klingt sehr vermessen, und ist durch nichts motivirt, da nur ein späterer Zufall dem Diplomaten, der sich wie ein rother Faden durch das Melodram durchzieht, Gelegenheit zu ihrer Ausführung verschaffte. Diese erste Scene, so wie die folgenden, spielen, was nicht sehr wahrscheinlich und natürlich ist, im Freien und in der Nähe der Wohnung von Gilbert und Jane. Jedem, der Lucrecia Borgia gesehen oder gelesen hat, muß hier der ganz identische Anfang beider Stücke auffallen, hier wie dort Erzählung und Konspiration der Edelleute, dort gegen Lucrecia Borgia, hier gegen Fabiano. In dem Augenblick, wo Gilbert sich aus seinem Hause entfernen will, gibt ihm ein Jude, der wie ein Deus ex machina auftritt, um sogleich wieder zu verschwinden, den Rath, diese Nacht sein Haus nicht zu verlassen, sich in der Nähe zu halten und auf seinen Hülferuf herbeizueilen. Gilbert geht weg, wohin? weiß man nicht, und wenn er wiederkommt, weiß man es eben so wenig; wahrscheinlich geht er die Zeitung lesen! Solche Verlegenheiten bekümmern Victor Hugo wenig. Bald darauf erscheint Fabiano, und der Jude erklärt ihm, daß er seine Absichten und die Geheimnisse der Geburt und des Standes von Jane kenne. Er besitzt die Beweise über Alles, was für Fabiano von der größten Wichtigkeit ist, und will sie an Fabiano verkaufen gegen ein Blankett, welches dieser von der Hand der Königin besitzt, und welches der Jude mit einer Geldsumme ausfüllen will. Fabiano liebt die langen Händel nicht und erdolcht den Juden, um ihm die Papiere zu nehmen, findet diese aber nicht, weil sie der Jude im Augenblick des Todes auf die Straße geworfen hat. Während Fabiano fortläuft, um seinen Schiffer zu holen, der ihm helfen soll, den Leichnam wegzuschaffen, kommt Gilbert und erhält von dem Juden die Papiere und das Geheimniß; der Jude stirbt, seine Rolle ist ausgespielt. Als Fabiano zurückkehrt, sagt ihm Gilbert: Du hast einen Menschen ermordet. Nein, versetzt der Italiener: es ist ein Jude. Diese Redensart, die nichts weniger als neu und originell ist, steht neben einer Masse anderer, welche mich widerlich angeregt haben, als da sind: das Wortspiel von Chateaux en Espagne, die Vergleichung zwischen Alexander und Diogenes: wenn ich nicht Alexander wäre u. s. w.; sie sind übrigens ganz in der Art von Hugo. Da der Jude auf eine höchst wundervolle Art, ja viel zu wundervoll, um eine Spur von Wahrscheinlichkeit darzubieten, in der Nachlassenschaft eines insolventen Schuldners zu Brüssel die Beweise der Geburt von Jane aufgetrieben, sich sodann nach London begeben und da ohne weiteres und immer allein die beiden Leute, welche er finden wollte, unter einer Million Menschen herausgelesen hat, so konnte er nicht weniger thun, als dem Publikum und dem Günstling Fabiano Fabiani diese abenteuerliche Historie zu erzählen; beide sind verwundert darüber, wie begreiflich, und Fabiani ruft aus: Du bist kein Mensch. Du bist mein Gewissen, als Jude verkleidet! Und ich spreche wie Ihr Gewissen, erwidert ihm der Jude. Fabiano zwingt durch Drohungen den Silberarbeiter, ihm zu helfen, den Leichnam wegzuschaffen, und will sodann zu Jane in das Haus von Gilbert gehen. Gilbert erfährt auf diese Weise und aus dem Munde von Fabiano die Untreue und Entehrung von Jane, und bricht in Verwünschungen gegen Fabiano aus; dieser aber, da er sich erkannt und verrathen sieht, entfernt sich, unter Verhöhnung seines Nebenbuhlers. Diese Scene, welche in ihrer natürlichen Anlage Stoff zu der schönsten Bearbeitung enthält, ist ganz verfehlt und ohne allen Schwung. Fabiano erniedrigt seinen ohnehin elenden Charakter durch eine ganz unmotivirte Schändlichkeit, er zeigt dem Bräutigam von Jane deren Einladung auf den Abend, und überläßt sodann die Entehrte ihrem Schicksal, auf die Fortsetzung des Liebeshandels verzichtend. Gilbert geräth außer sich vor Wuth, er droht dem Italiener, ihm mit seinen eigenen Zähnen die Zunge abzureißen und fordert ihn zum Kampfe heraus, und da dieser es annimmt, erinnert er sich kläglicherweise, daß er keine Waffen habe, er droht ihm mit Dolch und Mord und Rache jeglicher Art, und jetzt, in dem Augenblick der größten Leidenschaft, hat er nichts als Worte gegen seinen Todfeind, der allein in der Nacht vor ihm steht — weil dieser ein Schwert an der Seite trägt! Das mag sein bürgerlich seyn, dann aber verschont einen solchen ehrlichen Silberarbeiter mit heroischen und tragischen Rollen der Art, wie man sie hier dem Gilbert zugewiesen. Fabiano ist fort, und nun gäbe Gilbert sein eigenes Leben willig her, um sich zu rächen. „Ist Niemand, der um diesen Preis meine Rache mir zusichern will?" ruft er laut, denn Alles wird an der Londonbrücke sehr laut betrieben. „Ich," antwortet ihm eine Stimme, jene von Simon Renard, dem spanischen Gesandten, welcher hinter einem Busche hervortritt und den Trostlosen beim Wort nimmt. Hier zeigt sich ganz die Sorglosigkeit und der Abgang aller Gewandtheit Hugo's, was die Fügung der zu einem Drama ausgewählten Elemente angeht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 358. 24 December 1833.

Irland.

(Nach Baron d'Haussez.)

1. Politische Lage des Landes.

Irland zählt etwa acht Millionen Einwohner, über welche England nicht sowohl regiert als sie vielmehr gewaltsam niederdrückt. Die katholische Religion mußte lange den Vorwand zu einem Verfahren leihen, welches sieben Achtel dieser Bevölkerung außer dem Gesetze erklärte. Nachdem nun eine menschlichere Gesetzgebung derselben die Theilnahme an den gemeinsamen Rechten einräumte, zeigt sich dort ein Geist der Unruhe und der Aufregung, welcher in Handlungen der Rache auszubrechen droht und das Ausnahmsystem zu rechtfertigen scheint, welches England seit einer Reihe von Jahren mit so großem Erfolg gegen ein Land ausübt, das sich stets nur ungern seinen Gesetzen fügte. Seit dem Jahr 1782, jener unglücklichen Epoche, bis auf unsre Tage hat Irland beständig eine Unzufriedenheit mit seinem Zustande und ein Streben, sich von demselben zu retten, gezeigt, so daß das Gouvernement sich zu verdoppelter Strenge in seinen Maßregeln genöthigt sah. Die Emancipation der Katholiken, weit entfernt diese Aufregung zu besänftigen, hat im Gegentheil den Muth der Ruhestörer gehoben, und jetzt wird die öffentliche Ordnung in jedem Augenblicke durch neue Störungen, unter jedem Vorwande, in jeder Gestalt unterbrochen, und die Folgen davon können sehr bedeutend werden. Diese politische Unzufriedenheit fand eine Hülfsmacht in dem Elende des Volkes und stets zur Unterstützung bereite Kräfte in einer ausgehungerten Menge, welcher jede Veränderung ihres Zustandes als eine Verbesserung erscheint. Man erklärt ihr die Politik unter einer wahren oder erdichteten Analogie mit der Religion; man flößt ihr Muth ein durch das Gefühl ihres Elendes, und so einmal in Aufregung, kettet man sie gegen die Obrigkeit, gegen das Eigenthum, kurz gegen Alles los. Unter den Benennungen von White-Feet, Ribbonmen, erlaubt sich der irländische Jakobinismus Plünderung, Mord und Brand in allen Theilen des Landes. Durch Schwüre, deren Verletzung unmittelbar mit dem Tode geahndet wird, gebunden, überläßt sich dieser Haufen jeder Art von Ausschweifung, ohne durch die Furcht vor der Strenge der Gesetze im Zaume gehalten zu werden, da diese vor der Unmöglichkeit, Zeugen zu finden, welche die Justiz aufklären wollen oder wagen, zurückweichen muß. Diese erste Organisation konnte dem Umwälzungsplane, sobald dieser verwirklicht werden sollte, nicht Genüge leisten; deßhalb wurde eine regelmäßigere, mit einem offenern und gefährlicheren Charakter an ihre Stelle gesetzt. Unter dem Namen von Volunteers hat man in den Städten und auf dem Lande Männer aus den mittleren Klassen der Gesellschaft in Regimenter getheilt.

Man vereinigt, man ermuthigt, man leitet sie, und geschützt durch ihre Anzahl und ihren Eifer, verfolgen die Anstifter ihren Zweck. Dieser besteht in der Auflösung (repeal) der Vereinigung Irlands mit England. Mächtig durch die Annäherung der Klassen, denen sie angehören, mit jenen, woraus sich die White-Feet und Ribbonmen ergänzen, durch die Gemeinschaft des religiösen Glaubens und einer Art politischer Knechtschaft sind sie es nicht weniger durch das Talent der Männer, die an ihrer Spitze stehen. Von Zeit zu Zeit entspinnen sich Kämpfe; Einige bleiben auf dem Schlachtfelde; das Zahlen des Zehnten dient zum Vorwand; einige Wohnungen werden niedergebrannt. Angriffe auf den Hauptstraßen vervollständigen die Rache durch den Mord jener Individuen, gegen die man die Volkswuth zu erregen wußte, und die Unordnung verbreitet sich auf einen andern Punkt. Die Irländer wollen eine vollständige Befreiung: Gleichheit der katholischen Religion mit der anglikanischen; die Ausübung ihrer Rechte in demselben Grade, wie sie die Bürger der beiden andern Königreiche haben; die Rückkehr zu ihrer alten Verfassung, welche ihnen mit einem eigenen Parlamente andere als die englischen Interessen gibt, und die großen Grundeigenthümer zu ihnen zurückführen würde, welche jetzt außerhalb des Landes ihre Reichthümer verschwenden. Sie haben sich Chefs gegeben, die Revolution hat ihr Gouvernement, welche sich durch Akte offenbart, ihre Auflagen, welche offen eingefordert werden, ihre Truppen, welche sich auf allen Punkten zeigen, welche sie bezeichnet, ihre Tribunale, deren Sentenzen auf Brand und Mord lautend, ohne Berufung mit ungestrafter Kühnheit ins Werk gesetzt werden. Um sich in Bewegung zu setzen, wartet die Insurrektionsmaschine bis eine kühne Hand den Drücker der Feder, der Alles noch in der Schwebe hält, fahren läßt; diese Hand, man kennt sie; man kennt eben so gut den Willen, der sie leitet, und die Ursachen, die sie noch zurückhalten.

Die Seeräuber im chinesischen Meere.

(Fortsetzung.)

Damit die Seeräuber niemals durch Hunger bezwungen werden möchten, vernachlässigte Tsching-Yihs Wittwe nichts, um die Bauern in ihr Interesse zu ziehen: Wein, Reiß und alle Vorräthe, welcher Art sie seyn mochten, wurden auf der Stelle bezahlt, und der Tod traf jeden, der einem Bauer etwas nahm, ohne ihn zu bezahlen. Redlichkeit führte bei allem Verkehr den Vorsitz, Gehorsam und Disziplin herrschten an Bord der Schiffe der Union, und die Bauern, von den Räubern gut bezahlt, lieferten ihnen in Ueberfluß Pulver und alle andere nöthige Munition. Unter diesen wohlüberdachten Einrichtungen und unter der Führung einer Frau fuhren diese Abenteurer fort, das stille Meer und alle Küsten China's heimzusuchen, und alle Schiffe, welche sich auf das Meer wagten, wurden alsbald ihre Beute. Mehrere Mandarinen, die eines großen militärischen Rufs genossen, wurden von dem Kaiser gegen sie gesandt, aber vollständig geschlagen, fielen sie selbst in die Gewalt der Piraten. Einmal jedoch griff der Großadmiral Tsuen-Mau-Son sie mit 100 Schiffen an, Feuer ergriff die Segel *) und das Tauwerk der Piraten, und hiedurch erschreckt, flohen sie in Unordnung, was, wie der chinesische Geschichtschreiber, dem diese Nachrichten entnommen sind, sehr naiv bemerkt, bisher noch nie geschehen war. Die Schiffe der vereinigten Flotte wurden deßhalb bei dieser Gelegenheit von den Kanonen des Kaisers übel mitgenommen, eine große Anzahl derselben genommen oder in Grund gebohrt, und mehr als 1000 der Piraten gefangen.

Die Lorbeeren derselben, die in diesem Gefechte einen Stoß erlitten, errangen indeß bald wieder ihren frühern Glanz. Tsuen-Mau-Son, stolz auf seinen Sieg, griff sie in der Bai von Kwang-Tschang abermals an. Die Wittwe Tsching-Yihs theilte ihre Flotte in zwei Abtheilungen, beauftragte ihren unerschrockenen Unterfeldherrn dem Admiral von vorn die Spitze zu bieten, und sobald der Kampf begonnen hatte, fiel sie mit der zweiten Abtheilung der feindlichen Flotte in die Flanke und in den Rücken. Damals, sagt der chinesische Geschichtschreiber, wurden unsere Schiffe von allen Seiten umrungen und gedrängt, unsere Linie war bald durchbrochen, die furchtbarste Unordnung folgte, und die Flotte ward gänzlich geschlagen. Wir verloren 12 Schiffe in dieser unglücklichen Schlacht.

Der Admiral Ting-Kwei, den man nach Tsuen-Mau-Son gegen die Piraten schickte, ließ sich überfallen durch den thätigen und wachsamen Pao, dem die Fischer und die Bauern der Küste als Spione dienten. Der Admiral, der seine Offiziere bei der Annäherung des Feindes erschrocken sah, und außerdem überzeugt war, daß Flucht unmöglich sey, beschwor sie bei Allem, was ihnen heilig war, und durch das Versprechen der größten Belohnungen und höchsten Gunstbezeigungen, tapfer ihre Pflicht zu thun. Ting-Kwei hatte das Glück im Anfange des Gefechts einen der furchtbarsten feindlichen Anführer, der den Beinamen Diamant der Flotte trug, fallen zu sehen. Aber der Tod dieses Anführers entmuthigte keineswegs die Piraten, und als der tapfere Pao herankam, um das Admiralschiff zu entern, gab Ting-Kwei, als er alle Hoffnung verloren sah, sich selbst den Tod. Nun wurde unter den Besiegten ein furchtbares Blutbad angerichtet, und 25 Schiffe fielen in die Gewalt der Piraten.

Nach dieser Niederlage hielt die chinesische Regierung für das einzige ihr noch übrige Mittel, um sich dieser furchtbaren Feinde zu entledigen, daß sie ihnen alle Mittel abschnitt, ihre Kriegsvorräthe zu erneuern, und sie wo möglich aushungerte. In Folge dessen erhielten alle Schiffe, welche im Hafen waren, Befehl, nicht auszulaufen, und die, welche sich auf der See befanden, mußten augenblicklich zurückkehren. Die Offiziere der Regierung gehorchten dießmal, aber die Piraten, voll Zuversicht auf ihre Stärke, griffen nun die Häfen an, und segelten die schiffbaren Ströme hinauf, an deren Ufer sich zahlreiche Dörfer und reiche Städte erhoben. Der Fluß Canton ergießt sich in mehreren Mündungen ins Meer; die Piraten liefen in vier dieser Mündungen ein, und alle Städte, die in der Nähe lagen, wurden geplündert und zerstört. Bisher waren nur die Küsten der Schauplatz ihrer Thaten gewesen, jetzt aber drangen sie in das Innere des Landes, und die Bestürzung erreichte ihren Gipfel, denn Niemand hielt sich mehr vor ihnen sicher.

Inzwischen hatten die Piraten dennoch den Gipfel ihrer Macht erreicht; *) die Küsten und das Innere des Landes standen ihnen gleichmäßig offen, alle Mandarine, die man gegen sie geschickt hatte, waren geschlagen worden, und die Unterthanen des himmlischen Reiches wagten sich nicht mehr aufs Meer hinaus. Aber diese furchtbare Genossenschaft verfiel bald in sich selbst, und der Kaiser wurde gerettet, nicht durch einen über diese Räuber erfochtenen Sieg, sondern durch die innern Uneinigkeiten, die unter ihnen ausbrachen.

Seit die Gunst der Wittwe Tsching-Yihs Pao zum Oberbefehlshaber erhoben hatte, bestand fortwährend ein Keim des Hasses zwischen ihm und einem andern Anführer, Namens O-Po-Tai, und nur die Achtung und die Unterwürfigkeit, die sie für ihre Herrscherin hegten, hielt sie bisher ab, die Waffen gegen

---

*) Man muß nicht vergessen, daß die Segel der Chinesen aus Matten gemacht sind.

*) Die nachfolgende Schilderung der Sitten dieser Räuber von einem Engländer, der eine Zeit lang ihr Gefangener war, beweist, daß trotz der Straflosigkeit, die sie genossen, das Leben dieser Räuber doch äußerst elend war. „Die Räuber haben keinen festen Wohnsitz, sie leben fortwährend an Bord; eine der Seiten des Schiffes ist von dem Kapitän und seinen Frauen bewohnt, deren gewöhnlich fünf oder sechs sind. Man ist in Allem, was die Heirath betrifft, äußerst streng und Niemand darf ein Weib an Bord haben, außer seine rechtmäßige Frau. Jeder Matrose hat ein kleines Kabinet von ungefähr 4 □ Fuß für seine Frau und seine Familie. Bei diesem kleinen Raume, wo mehrere Menschen aufeinander liegen, läßt sich natürlicher Weise vermuthen, daß Alles äußerst schmutzig ist, dieß ist auch in der That der Fall, und auf ihren Schiffen finden sich alle Arten von Ungeziefer. Die Ratten, eine Lieblingsspeise dieser Wilder, sind namentlich in großer Anzahl vorhanden. Uebrigens gibt es sehr wenig Thiere, die sie nicht gern als Nahrung benützen. Während meiner Gefangenschaft lebte ich drei Wochen lang von in Reiß gekochten Raupen. Die Piraten sind dem Spiel sehr ergeben und in ihren freien Augenblicken spielen sie mit Karten und berauschen sich in Opium.“

einander zu kehren. Eines Tages wurde Pao von der kaiserlichen Flotte umringt und gab O-Po-Tai Befehl, ihm schleunigst zu Hülfe zu kommen. Dieser aber rührte sich nicht vom Flecke und widersetzte sich selbst den Befehlen der Herrscherin. Obgleich der tapfere Pao es mit der ganzen Flotte des Kaisers zu thun hatte, gelang es ihm doch, die feindliche Linie zu durchbrechen und er entging so der Gefahr, in die Hände der Feinde zu fallen, als er aber mit O-Po-Tai zusammentraf, konnte er seinen Unwillen nicht zurückhalten und machte diesem die bittersten Vorwürfe.

O-Po-Tai behauptete, er habe keine hinreichende Macht zu seiner Verfügung gehabt, um den ihm ertheilten Befehl zu vollziehen: „Uebrigens, sagte er, habe ich von Pao keine Befehle zu empfangen.“

„Willst du dich also von uns trennen,“ schrie sogleich Pao wüthend.

„Das ist nicht meine Absicht,“ entgegnete O-Po-Tai ruhig.

„Warum trotzest du also den Befehlen der Wittwe Tsching-Yihs und den meinigen? Warum weigerst du dich, mir zu Hülfe zu kommen, wenn ich mit der ganzen feindlichen Flotte im Gefecht bin? Ja, ich habe geschworen, diese Beleidigung zu rächen, ich habe geschworen, dich zu strafen.“

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris.

2.

Marie Tudor, ein neues Drama von Victor Hugo. — Porte Saint Martin.

(Schluß.)

Im zweiten Akte sehen wir Fabiani zu den Füßen der Königin, welche bereits durch Simon Renard von der Untreue des Italieners unterrichtet ist, vor dem schmeichelnden und kirrenden Günstling aber die Maske der Verstellung annimmt. Gilbert und Jane sind gleichfalls im königlichen Palast. Gilbert, der in seinem Entschlusse zu sterben wankend geworden war, weil ihm die Schrift von Jane nicht Ueberzeugung genug von ihrer Untreue gab, kehrt zu der Todesbereitwilligkeit zurück, da er, unbemerkt von der Sprechenden, aus dem Munde von Jane selbst das Geständniß ihrer Unehre vernimmt: nur macht er die Bedingung, daß die Königin Jane als Erbin von Talbot anerkenne und sie mit dem Edelmann verbinde, welchen sie liebt; die Königin verspricht es und Gilbert nennt Fabiani als diesen Edelmann. Auch dieser Zug von Edelmuth Gilberts ist unter der Masse von Effektscenen, die nun auf einander folgen, wie zerdrückt, und läßt den Zuschauer beinahe unergriffen. Die Königin denkt sich wohl, daß Fabiani die verführte Jane verläugnen werde, und für diesen Fall gibt sich Gilbert ganz dem Willen der Königin hin, und verspricht selbst ein Verbrechen, und was mehr ist als ein Verbrechen, eine Niedrigkeit zu begehen.

Die Königin läßt sich von Gilbert seinen Dolch zeigen, und ruft im nämlichen Augenblick die Wache, um ihn zu verhaften, weil er einen Mordanschlag auf ihr Leben versucht habe. Sogleich versammelt sich um die Königin die Schaar der Feinde von Fabiani, und dieser selbst folgt nach. Marie zeigt ihm Jane, die er nicht erkennt; die Königin ergießt sich in eine Fluth von Schimpfworten und der gemeinsten Ausdrücke gegen ihren Geliebten. Von der Litanei von Prädikaten und Verunglimpfungen kann keine Phantasie sich eine Vorstellung machen, man muß es gehört haben, und selbst dann traut man seinen Ohren nicht; nach einem langen Zug von Liebenswürdigkeiten aller Art nennt sie ihn „fils de chausseiier“ (Strumpfwebers Sohn). Es scheint, daß dieß zur Zeit der Regierung von Maria der Katholischen die letzte Stufe von bürgerlicher Beschimpfung war; es kann seyn, allein ich wußte nichts davon. Fabiano, der nicht recht begreifen konnte, wohin dieß Alles führen solle, fragt die Königin, „ob sie ihm irgend ein Verbrechen vorwerfen könne, denn wegen der Verführung eines Mädchens könne er unmöglich das Leben verwirkt haben;“ er will fort. „Du sollst es gleich hören,“ antwortet ihm die Königin; sie läßt den ganzen Hof eintreten, und bezüchtigt Fabiano, daß er Gilbert zu ihrer Ermordung gedungen habe. Gilbert beschwört auf das Evangelium, daß Fabiano ein Mörder ist, daß der Dolch, welchen er zeigt, zum Morde gedient, und daß Fabiano die Geldbörse (welche Gilbert gleichfalls vorzeigt) ihm wegen des Verbrechens gegeben habe. In der That, der Dolch ist der nämliche, mit welchem Fabiani den Juden ermordet, die Börse ist die nämliche, welche er Gilbert für die Wegräumung des Leichnams zurückgelassen hat. Aber der Eid, und das Gefühl, und die Aesthetik, und die Kunst? Diese Dinge können sich wahrlich in einer solchen Kombination nicht zusammenbinden; der Dichter hat die Wirkung seiner Erfindung ganz verfehlt, der Eindruck der fabelhaften Anklage ist schwach, und jener der jesuitischen Mentalreservation im Eide Gilberts ist jammervoll, das ist nicht tragisch, sondern traurig. Damit ist es aber nicht genug; statt hier den Akt zu schließen, der wahrlich des Seltsamen genug hatte, läßt Marie Tudor, stets in Gegenwart des ganzen Hofes, den Scharfrichter in rother Jacke und mit einem ungeheuern Beile auf die Bühne kommen, und spricht in so süßen liebkosenden Worten zu diesem abscheulichen Menschensohne, daß dieser gar nicht weiß, wie er zu der hohen Ehre kommt, und als der angenehme Anfang damit endigt, daß ihm die Königin „diesen Kopf, welcher ihr am nämlichen Morgen noch so theuer war,“ als Geschenk zuwirft, kehrt der Beilkünstler zu seinem National-Phlegma zurück. Natürlich, sagt ein hiesiges Blatt, schenkt einmal einem Metzger eine Hammelskeule! Der oberste Gerichtshof war sogleich bei der Hand, und es versteht sich von selbst, daß beide, Fabiani und Gilbert, zum Tode verurtheilt werden, ich glaubte dieß gar nicht anführen zu müssen. Der dritte Akt ist schleppend; die beiden Verurtheilten sitzen im Gefängniß, die beiden Weiber sind unglücklich, die Königin bereut die Rache gegen Fabiani, die Liebe ist wieder erwacht. „Souvent femme varie,“ dieß ist der zweite Titel des Stückes. Die Königin will Fabiani befreien; im Gefängniß, wohin sie geht, findet sie Jane, und da Renard auf die Hinrichtung von Fabiani dringt, vertraut Marie der Gräfin Talbot, die mit der Grafenkrone auf dem Kopfe ihre geheimen Gänge in den Thurm von London macht, das Mittel der Rettung. Jane läßt sich in Folge dessen den Kerker von Gilbert öffnen, und muntert diesen zur Flucht auf. Gilbert willigt erst dann ein, als Jane ihn ihrer Liebe versichert. Unterdessen naht ein fürchterlicher Aufruhr; das Volk verlangt den Kopf des verhaßten Italieners, und noch ist er nicht gerettet; Simon Renard drängt die Königin, der Sturm kommt näher, und Renard erklärt endlich im Namen der Königin dem versammelten Volke, daß die Hinrichtung Fabiani's zur bestimmten Stunde vollzogen werden solle. Seltsam ist, daß in dieser englischen Geschichte der spanisch-österreichische Gesandte das Fac totum spielte, der nämliche Gesandte, von welchem geschichtlich bekannt ist, daß er an den englischen Hof geschickt wurde, um im Namen Karl V die Hand Maria's für seinen Sohn Philipp II zu begehren, welche Heurath auch wirklich vollzogen wurde.

Marie läßt trotz der Versicherung, welche sie so eben dem Volke gegeben, nicht ab von dem Vorhaben, ihren Günstling zu retten, zu welchem ihre alte Liebe in vollem Maße wieder erwacht ist. Sie droht dem Vorsteher des Thurmes mit dem Tode, wenn Fabiani gerichtet werde, und dieser verspricht, ihn zu retten; Gilbert ist noch nicht über der Themse, er soll an der Stelle von Fabiani zum Richtplatz gehen. Diese Kontraste in dem Charakter von Marie, das unmittelbare Verschwinden alles Hasses, aller Leidenschaft und Wuth, die in so ungezügeltem Maße hervorgebrochen waren, und den Charakter dieses Weibes zu einem Typus von Rachsucht und Zorn gestempelt hatten, sind nicht hinlänglich begründet, und erscheinen daher unnatürlich. Souvent femme varie, allerdings, aber alle Fehler und Gebrechen unserer schwachen Natur sind noch keine Elemente einer Tragödie; wenn hier dem Dichter ein gepriesenes Muster der französischen Tragödie, Racine, vorgeschwebt haben sollte: Hermione bereut ihre blinde Wuth gegen Pyrrhus, und empfängt den allzu dienstfertigen Orestes mit dem poetischen Vorwurfe: Ah! fallait il en croire une amante insensée! aber der Sohn des Achilles, ihr Geliebter, war todt und zwischen ihm und ihr hatte sich die

ewige Nacht der Vernichtung gelagert; vor ihr verschwindet alle Leidenschaft.

Im letzten Akt finden wir die beiden Weiber, die Königin und Jane, auf dem Kirchhofe, über welchen der Verurtheilte, aus dem Gefängnisse kommend, auf seinem Zuge nach dem Richtplatze gehen muß. Nichts ist gespart, um, was man nennt, scenischen Effekt hervorzubringen: der Kirchhof, die Leichensteine, das Helldunkel, eine hohe Wendeltreppe, von welcher herab man den Todesgesang lange zuvor hört, ehe man den Zug selbst sieht. Dieser Zug ist fürchterlich: eine Wache, der Verurtheilte im Büßeranzug, einen schwarzen Schleier über dem Haupte, eine Kerze in der Hand; neben ihm ein Priester, welcher ihn tröstet und mit ihm betet; vor ihm eine Art Explikator des Aufzuges, welcher in Grabestönen und abgemessen feierlich den Namen, das Verbrechen und die Verurtheilung des Unglücklichen erzählt. Hinter ihm der Henker in seinem grellen Anzuge, und sein mächtiges Werkzeug auf der Schulter tragend. Jane glaubt Gilbert gerettet, Marie glaubt Fabiani gerettet, und jede gibt gerne den Geliebten der andern preis; Marie besonders hat in den wegwerfendsten Aeußerungen von Gilbert gesprochen; gleichwohl finden wir sie beide auf dem Kirchhofe, die Königin schwarz gekleidet, in Verzweiflung, und wie eine arme Dirne einem grausamen Schicksale unterliegend. Aus den Aeußerungen Maria's vernimmt Jane, daß Gilbert an der Stelle des Italieners fallen soll; aus den Eröffnungen von Jane schöpft Maria Zweifel, ob nicht dennoch Gilbert gerettet und Fabiani zum Richtplatz geführt worden seyn könnte, sie will nach dem Orte der Hinrichtung schicken, es ist zu spät; der erste der drei verhängnißvollen Kanonenschüsse erschallt; er ist am Schaffotte angelangt; beim zweiten steigt er auf das Gerüste; beim dritten fällt sein Haupt. Diese scenische Eintheilung des Enthauptungsdrama's vernimmt der Zuschauer aus dem Munde der beiden Damen, die bei dem dritten Kanonenschusse in Ohnmacht fallen. Aber wer ist enthauptet? Das war freilich schwer zu errathen. Nach dem Plane Jane's mußte Gilbert gerettet, nach dem Befehle Maria's mußte Fabiano in Sicherheit seyn; nur Ein Ding konnte Zweifel erregen: während der Zug vorbei geht, scheint die Person des Verhüllten dem Späherauge von Simon Renard etwas zu klein, er faßt Verdacht und geht ihm nach, er wird die Zweifel lösen. In der That, bald nach dem dritten Kanonenschuß läßt ein plötzlich verschwindender Vorhang London in Beleuchtung sehen, und Simon Renard führt Gilbert in die Arme von Jane. Was habt Ihr gethan? fragt die Königin den Gesandten. Ich habe das Land und die Königin gerettet, antwortet dieser. War es wirklich Gilbert, welcher in dem Zuge vorüber ging, was man nach der Anlage der Scenen und Entwicklung annehmen muß, so weiß ich nicht, wie Fabiani nachgeholt wurde; über den von Gilbert betretenen Weg ist er nicht gegangen! Bestünde noch ein spanisch-österreichischer Hof und König, so könnte dieser sich jezt über die Karrikatur seines Gesandten beklagen, wie man sagt, daß der schwedische Hof wegen der Oper: Gustav oder der Maskenball, und wegen eines kleinen Vaudeville am Palais-royal dem König von Frankreich Vorstellungen gemacht habe.

Ich möchte nicht, daß der Dichter nach diesem Melodram beurtheilt würde, es steht sehr weit von seinen frühern Leistungen. Der größte Vorwurf, den man ihm machen kann, ist sicherlich der, daß das Herz und der Verstand gleich unbefriedigt bleiben. Für welche der handelnden Personen soll man sich interessiren? Marie ist ein rasendes Thier, welche durch ihre Grausamkeit, Unweiblichkeit und durch ihren Hochmuth zurückschreckt; Fabiani ist ein elender Wicht, welcher auch nicht durch einen Schein von Vorzügen oder Talent die gemeinste Schelmerei loskaufen kann; Jane ist mehr eine Skizze als eine vollendete Rolle, sie ist nicht ein reines unschuldiges Mädchen, denn sie hat sich aus weltlicher Eitelkeit verführen lassen und ihren Bräutigam betrogen, sie hat nicht Wille noch Dauer in ihrem Charakter, und wenn sie im vierten Akt den unglücklichen Gilbert ihrer Liebe versichert, so finden ihre Worte nur Ungläubige. Gilbert ist nicht jung, nicht schön, dieß sagt er uns selbst, er windet sich in jammernder Ohnmacht und Muthlosigkeit, da wo er handeln und sich rächen sollte, da wo die Leidenschaft des Augenblicks ihm jede Ausschweifung verzeihlich gemacht hätte, und wenn er später handelt, so geschieht es als falscher Ankläger, als Meineidiger, in einer Art, die eines Ehrenmannes unwürdig ist. Ich bemerke hier noch nachträglich, daß der Doppelsinn des Eides keine Entschuldigung hat noch gibt, denn die Ermordung eines Juden durch einen Edelmann war kein Verbrechen, die Strafe bestand in vier Sols! Nach Beseitigung dieser vier Hauptrollen bleibt noch Simon Renard, eine Rolle, die historisch viel zu unwahr und zu unwahrscheinlich ist, um einen tiefen Eindruck hervorzubringen. Und dennoch, es fehlt der Handlung nicht an ergreifenden und schönen Auftritten, an tönender, körniger Sprache, wären jene mit mehr Konsequenz gehalten, diese nicht durch Trivialitäten und allzu auffallendes Streben nach Originalität und Seltsamkeit verunstaltet. Glücklicherweise besitzt Hugo so viel Schönes in seinen frühern Werken, und hat als System gegen die frühere gezwängte Kunst so großes Verdienst, daß dieses vorübergehende Theaterstück seinen Ruhm nicht verdunkeln und ihm seine Stellung nicht rauben wird. Aber für einen Fortschritt möge es Niemand ausgeben, Lucrecia Borgia war weit vorzüglicher.

Sicherlich wird Marie Tudor im Lesen günstiger gewürdigt werden, als im Spielen, denn dieß ist bei allen Dramen von Hugo der Fall, und die Schauspieler waren wirklich über die Maßen schlecht.

Literarische Anzeigen.

Anzeige

für Freunde von gediegener Lektüre, Lesebibliotheken und Leihkabinette.

Christoph Columbus

Leben und Reisen.

Von Washington Irving.

Aus dem Englischen übersezt.

8. Preis 2 fl. 24 kr.

Ob in jenen ältesten, jenseits der Geschichte und aller Tradition liegenden Zeiten bereits ein Verkehr zwischen den entgegengesezten Ufern des großen Oceans statt gefunden hat? ob die von Plato erwähnte ägyptische Sage von einer Atlantis wirklich keine Fabel, sondern die Ueberlieferung von irgend einem Lande war? Diese Fragen bleiben wohl immer der Gegenstand ungewisser, blos die Phantasie beschäftigender Betrachtungen. So weit die authentische Geschichte reicht, war nichts von dem Festlande und den Inseln der westlichen Halbkugel, bis zu ihrer Entdekung gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt.

Zufällig mag lange vor Erfindung des Kompasses ein irrendes Boot die Gränzen des alten Kontinents aus dem Gesichte verloren haben, und durch Stürme über die Wüste der Wasser getrieben worden seyn; keines aber ist je zurükgekehrt, um die Geheimnisse des Oceans zu enthüllen; und wenn auch von Zeit zu Zeit irgend ein Merkzeichen von dort zur alten Welt herüber geschwommen ist, und hier den erstaunten Bewohnern Kunde von einem Lande, jenseits ihres wasserbegränzten Horizontes gebracht, so hat doch Niemand vor jenem Zeitpunkte es gewagt ein Segel zu entfalten, und das in Geheimniß und Gefahren umhüllte Land aufzusuchen.

Der Zwek des vorliegenden Werkes ist es, die Thaten und Schiksale des Seefahrers zu erzählen, welcher zuerst den Scharfsinn, um die Geheimnisse dieser gefahrvollen Tiefe zu errathen, und die Kühnheit ihnen zu trozen besaß, und der durch seine Geisteskraft, seine unerschütterliche Beharrlichkeit und seinen Heldenmuth die Enden der Erde mit einander in Verbindung gebracht hat. Die Darstellung seines bewegten Lebens bildet gleichsam die Kette, welche die Geschichte der alten Welt mit jener der neuen verknüpft; sie ist, wie überhaupt die Geschichte jedes großen Mannes, so anziehend und voll Interesse, daß sie mit Recht empfohlen werden kann, indem sie Belehrung mit Unterhaltung verbindet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Auszug

aus den in der zweiten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen in Bezug auf die Beschlüsse der hohen deutschen Bundesversammlung vom 28 Junius 1832 erstatteten Vorträgen. 8. geheftet. Darmstadt, bei C. W. Leske. Preis 8 Gr. oder 36 kr.

Es sind in diese Flugschrift auch die dieser Verhandlung vorausgegangenen offiziellen Aktenstüke aufgenommen worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 359. 25 December 1832.

Patna.

(Fortsetzung.)

Auf dem jenseitigen Ufer des Ganges, zu Hadschipur, wird jährlich eine Messe gehalten, die eine große Menge von Hindus und Europäern derbeizieht. Einige Civilbeamte der Kompagnie sind von Amts wegen verpflichtet, gegenwärtig zu seyn, andre kommen, um sich zu unterhalten. Diese Messe wird nach der großen Hitze, also zu einer sehr günstigen Jahrszeit gehalten, und der Platz ist dann mit den Zelten bedeckt, die jeder mit sich bringt; doch schlagen die Eingebornen und die Europäer sie in einer gewissen Entfernung von einander auf. Bälle in Phantasiekleidung und Gesellschaftstheater machen die hauptsächlichsten Unterhaltungen aus. Diese Maskeraden aus dem Stegreif und diese scenischen Spiele inmitten einer Wüste bieten, ihrer Seltsamkeit halber, ein sehr anziehendes Vergnügen und die Anglo-Indianer entwickeln bei dieser Gelegenheit eine große Lebhaftigkeit des Geistes. Die Messe selbst ist für die meisten der Anwesenden nur Nebensache, da aber ihr Vermögen es ihnen gestattet, so benützen sie die Gelegenheit, sich die kostbaren Erzeugnisse Indiens, als Shawls, goldenes Geschmeide, Perlen, Edelsteine u. s. w. zu verschaffen. Viele der Zelte sind von ausgesuchter Kostbarkeit, und die jener Eingebornen besonders, die sich Nabobs nennen, sind bis zur Verschwendung mit in den seltsamsten Formen geschnittenen Scharlachtüchern ausgeschmückt. Die Zelte der Civilbeamten geben jenen an äußerer Verzierung nichts nach, und von Innen sind sie eben so kostbar als geschmackvoll meublirt. Die Matten oder Setringhis, mit denen man den Boden belegt, werden mit Teppichen bedeckt, und von der Decke hängen kleine krystallene Kronleuchter herab; die Wände sind mit schöner Baumwollenleinwand behangen und auf der Tafel glänzt kostbares Silbergeschirr. Die glücklichen Bewohner dieser leichten Wohnungen leiden an nichts Mangel; ihre Tafel ist eben so mannichfaltig, reichlich und gut besetzt als im Palast von Calcutta, und ihre Zurüstungen bieten am Abend einen höchst malerischen Anblick. Das gesammte Küchenpersonal, Europäer sowohl als Eingeborne, zünden, nach allen Richtungen hin, unzählige Feuer auf; hier sieht man die Dienerschaft der Reichen und Großen mit Turbanen bedeckt, dort andere, fast nackt, mit sonnenverbrannten Gesichtern die, über Kessel und Pfannen geneigt, und von der aufflackernden Flamme beleuchtet, eben so viele Dämonen zu seyn scheinen, die ihre höllische Speise bereiten. Auf der einen Seite erheben sich ungeheure Säulen von flachen Kuchen, die Tschapatties genannt und von den Elephanten, zu deren Nahrung sie bestimmt sind, mit gierigem Auge betrachtet werden; auf der andern bewachen Knechte gewaltige Schüsseln voll Kaaries, die man zum Futter für die Hunde kalt werden läßt. Mehrere Gruppen haben sich auf den Boden gelagert, von denen einige rauchen, andere singen und ihren Tamtam schlagen, während die Damen, mit einer Toilette, um die man sie in London beneiden würde, aus ihren Wagen steigen und in die prachtvoll beleuchteten Zelte gehen.

Das Wetter ist in Indien so beständig, daß man in der auf die große Hitze folgenden Jahreszeit nie besorgen darf, die für die Bequemlichkeit des Lagers getroffenen Vorkehrungen gefährdet zu sehen; ist man aber gezwungen zu einer minder günstigen Zeit unter einem Zelte zu leben, so sieht man sich mehr oder minder drückenden Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Die Offiziere eines Regiments, die eben einen langen Marsch in einer Jahreszeit machen mußten, wo das Thermometer den größten und plötzlichsten Veränderungen unterworfen ist, wollten den Offizieren eines andern Regiments, von dem sie sich trennten, einen Abschiedsschmaus geben. Man machte bei dieser Gelegenheit große Zurüstungen; der Khansamah (Unternehmer des Festes) schaffte große Vorräthe von Leckerbissen aller Art an: Braten, Rindfleisch, Gedämpftes u. s. w., Alles sah herrlich aus und war, wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu geschehen pflegt, im Ueberfluß da. Man versprach dem indischen Gasthalter, der die lange Reihe der für die Tafel seiner Gäste bestimmten Gerichte wohlgefällig betrachtete, den besten Erfolg, als sich urplötzlich, gerade in dem Augenblick, wo aufgetragen werden sollte, ein furchtbarer Orkan erhob, der über die Ebene hinfegte und Schüsseln, Pfannen, Torten u. s. w. unter Sandhaufen begrub. Wer vermöchte wohl die Bestürzung und Verzweiflung des Khansamah und seiner Gehülfen beim Anblick dieser unerwarteten Katastrophe zu schildern! Der Sand drang allenthalben durch, er verschüttete die Kessel, bedeckte die Roste und nichts entging der allgemeinen Zerstörung, als einige elende Stücke Schöpsenfleisch. Solche Unfälle sind zwar, selbst in der schlechtesten Jahreszeit selten, denn bei dem geringsten Anzeichen eines Sturmes bringt die Dienerschaft alle

Vorräthe in Sicherheit; allein während der Regenzeit muß sie sehr oft, mit der dampfenden Schüssel auf dem Kopf, aus der Küche in den Speisesaal bis an die Knie im Wasser waten.

(Fortsetzung folgt.)

Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien.

(Schluß.)

Allein die Pforte, von minder wohlmeinenden Rathgebern verleitet, wollte sich den Bedingungen ihres Pascha's nicht unterwerfen, und zwang daher diesen, sie nach einem fünfmonatlichen Waffenstillstande abermals zu besiegen. Sie setzte Hussein Pascha ab, und berief an seine Stelle den Großwessier Redschid Pascha, denselben, der die Griechen bei Athen besiegt, und die Empörung Scodra Pascha's unterdrückt hatte. Tapfer, aus Kriegsleben gewöhnt und mit einigen politischen Ideen ausgerüstet, war Redschid allerdings seinem Vorgänger überlegen. Gleichwohl war auch er nur ein General nach Art der Türken, ein Bandenführer. Es scheint, daß man hauptsächlich wegen seines Einflusses auf die europäische Türkei das Auge auf ihn warf. Man ertheilte ihm Befehl mit den beträchtlichen Aushebungen in Albanien, Bosnien 2c., über die er verfügen konnte, und mit sechs Infanterie- und Kavallerieregimentern sich nach Konstantinopel zu begeben.

Dem unermüdlichen Chosrew Pascha war es gelungen, eine Armee mit etwa 50,000 Mann regelmäßiger Reservetruppen zu organisiren, die auf den Straßen von der Hauptstadt bis nach Koniah echellonirt stand. Verstärkt durch diejenigen Truppen, welche der Großweisier heranführte, war sie zahlreich genug, um Ibrahim Pascha aufzuhalten, allein den Führern fehlte es eben so sehr an Geschicklichkeit, als den Truppen an Eifer, und der Rath der europäischen Instruktoren ward nicht geachtet, während das ägyptische Heer im Gegentheil ausschließend unter der Leitung fremder Offiziere stand. — Ein einziges Geschütz reicht hin, um den Uebergang über den Tamas zu vertheidigen, der durch einen furchtbaren Engpaß führt, den senkrechte 1200 Fuß hohe Felsen bilden. Gleichwohl traf Ibrahim, als es ihm gefällig war, sich auf dem nördlichen Abhange festzusetzen, nur einige unregelmäßige Truppen an, die er mit leichter Mühe verjagte. Er lagerte sich in der Ebene Erekli, 166 Marschstunden *) von Konstantinopel, und rückte bald darauf gegen Koniah vor.

So lange, bis Redschid Pascha angekommen seyn würde, hatte Reuff Pascha den Oberbefehl über die türkischen Truppen übernommen. Beim Heranmarsche der Aegyptier ließ er die am meisten vorgeschobenen Korps nach Akschehr zurückgehen, und vermied dadurch klugerweise jedes Zusammentreffen mit dem Feinde. Allein der Großwessir traf mit Offensivprojekten ein, deren Eingebungen er im Serail geschöpft hatte. Der Tag von Kontaktsche war bereits vergessen. Anstatt auf den Bergen, auf welchen Akschehr liegt, Stellung zu nehmen und die Wirkung der ungewohnten Strenge der Jahreszeit abzuwarten, setzte er sich schleunigst in Marsch. Die Kälte war sehr stark, die Witterung abscheulich; die Wege waren so sehr mit Schnee bedeckt, daß nur ein kleiner Theil der Munition und der Artillerie zu folgen vermochte, und man sich, wie bei Homs, ohne Lebensmittel dem Feinde gegenüber befand. — In einiger Entfernung von Koniah hatte Redschid Pascha seinen Selictar (Säbelträger) mit einem Korps unregelmäßiger Truppen abgeschickt, mit dem Befehle, über die Berge nach dem Dorfe Sille, anderthalb Stunden von jener Stadt zu marschiren, das durch ein starkes arabisches Detaschement besetzt war. Der Großwessier rückte mit seinen regelmäßigen Truppen durch die Ebene nach demselben Punkte vor. Der Angriff des Dorfes sollte gleichzeitig geschehen. Allein unglücklicherweise erschien der Selictar zu frühe, und entkam nur nach beträchtlichem Verluste von Menschen und seines sämmtlichen Geschützes. Auch dieser Unfall weckte Redschid Pascha's Klugheit nicht; er machte erst Halt, als er sich den Aegyptiern gegenüber befand, die hinter starken Verschanzungen standen. Es war am 29 Redscheb (21 Decbr.) Bei dem schon ziemlich vorgerückten Tage blieb ihm nichts übrig als zu schlagen, sonst hätte er die Nacht ohne Brod, einer empfindlichen Kälte ausgesetzt, zubringen müssen, wodurch seine Truppen für den folgenden Tag paralysirt worden wären. Er eröffnete seine Anstalten durch eine fehlerhafte Disposition, indem er sein Heer in vier Linien formirte, dadurch neutralisirte er einen großen Theil seiner Truppen, und als er endlich die 2te, 3te und 4te Linie in gleiche Höhe mit der ersten rücken zu lassen beschloß, versäumte er die Rekognoscirung des Terrains, um zu erfahren, ob dasselbe die Entwicklung einer so ausgedehnten Fronte gestatte. Die Folge hievon war, daß sein linker Flügel sich nicht entwickeln konnte, und daher in einer Angriffskolonne dem feindlichen Geschütze ausgesetzt blieb, dessen Kugeln furchtbare Verwüstungen in dieser tiefen Masse anrichteten. — Er beging den weiteren Fehler, daß er sein Geschütz in die Intervallen der Linie stellte, so daß seine Kugeln die Aegyptier nicht erreichten, während die Artillerie der letztern, vor der Fronte vertheilt, die Türken im wirksamsten Visirschusse beschoß. Redschid Pascha's Plan ging dahin, mit der theilweise aus Albanesen bestehenden Hauptmasse seines Heeres die feindliche Mitte anzugreifen, während die Reiterei beide Flügel beschäftigen sollte; Ibrahim, der dieses Manöver errathen hatte, ließ auf dem Angriffspunkte der Türken nur so viele Truppen, als er, um dieselben einige Zeit aufzuhalten, für nöthig hielt, und umging seinen Gegner durch die Bergschluchten. Auf den Flanken des türkischen Heeres angelangt, griff er die Reiterei kräftig an, und warf sich sofort auf das Hauptkorps der Türken, das er von zwei Seiten anfiel, und in dessen Gliedern seine Artillerie eine furchtbare Verwüstung anrichtete.

Die Albanesen wichen und zerstreuten sich, ohne daß der Großwessier sie wieder zu sammeln vermochte. Dieser setzte sich in der Verzweiflung an die Spitze seiner Garden, und kämpfte noch lange, obgleich er keinen Sieg mehr hoffen durfte, bis er endlich schwer verwundet in die Hände der Aegyptier fiel. Der Verlust der Türken war ungeheuer. Ein einziges ihrer Regimenter, das erste Infanterieregiment, ließ 3000 Mann auf dem Schlachtfelde.

---

*) Kamelmarschstunden zu wenigstens 5000 Klafter.

Dieser Tag war entscheidend, das zweite Heer des Großherrn war vernichtet, und die Straße nach Konstantinopel stand Ibrahim zum zweiten Male offen. Die russische Intervention und der hierauf erfolgte Vertrag setzte seinen Fortschritten ein Ziel. Von jenem Tage an hat Mehemed Ali seinen Platz unter den Regenten eingenommen, was er einzig und allein der europäischen Taktik verdankt.

Die Minen von Real del Monte in Mexiko.

Die Minen von Real del Monte, so berühmt durch die außerordentliche Ausbeute, die man früher daraus zog, liegen in einer sehr gebirgigen Gegend, und in einer bedeutenden Höhe über dem Flachland von Mexiko. Die Stadt Real del Monte, ungefähr drei Meilen von Omelhan, wo der Socabon del Arcadero seinen Ursprung hat, liegt im westlichen Theile des Thales und ein wenig nordwärts von dem berühmten Veta Vezcania. Zwischen der Stadt und dem Fluß, und eigentlich fast in jeder Richtung, ist die Oberfläche außerordentlich unregelmäßig, kleine Hügel erheben sich, und in der ganzen Umgegend findet man höchst selten nur eine kleine Fläche ebenen Bodens. Der ganze Landstrich ist Porphyr, von verschiedener Schattirung und Farbe; an manchen Orten ist er zersetzt, und da ist es, wo man die ergiebigsten Minen gefunden hat. Es bildete sich im Jahre 1825, trübspekulirenden Andenkens, in England eine Gesellschaft, um diese Minen zu bearbeiten. Das außerordentliche Steigen und Fallen in den Aktien dieser Gesellschaft ist vielleicht einer der ausgezeichnetsten Züge in der Geschichte dieser sonderbaren Periode. Geblendet von dem Geldglanz, der Südamerika umgibt, und von den romanhaften Erzählungen aus den Zeiten der ersten Entdeckung, wurde eine bedeutende Klasse Englands zu dem eiteln Wahn verführt, mit britischem Kapital und mit britischer Kenntniß, auf zauberische Weise diesen amerikanischen Traum des fabelhaften Eldorado zur Wahrheit zu machen. Sobald sie sich in diesen glänzenden Hoffnungen getäuscht sahen, trat panischer Schrecken an die Stelle ihres frühern Vertrauens, und bewirkte in der Handelswelt eine Zerrüttung, dergleichen man seit der berühmten Südseeunternehmung nicht mehr erfahren hatte.

Mitten in dieser allgemeinen Täuschung fanden sich Männer vom Fach, die genau berechnet hatten, was dazu gehöre, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden: diese erschütterte der Stoß nicht, welchen die allgemeine Stimmung hinsichtlich der spanisch-amerikanischen Minen erlitt. Im Gegentheil setzten sie zuversichtlich voraus und stützten sich dabei auf geometrische Beweise, daß nach einer gewissen Zeit die prächtigsten Resultate sich ergeben würden. Nach den neuesten Berichten bestätigt es sich nun, daß eine solche außerordentlich reiche und ausgebreitete Ader entdeckt worden ist, welche einen Zufluß von Reichthum veranlassen wird, der in der Handelsgeschichte Englands seines Gleichen nicht hat.

Da der Landstrich von Real del Monte in Mexiko einer von denen ist, welche in den letzten Jahren großes Interesse erregt haben, so mögen einige genauere Nachrichten über die Bewohner desselben nicht uninteressant seyn. Die Eingebornen in der Stadt und deren nächsten Umgebung betragen 2 bis 3000, und die Zahl der Engländer, die daselbst von der englischen Minengesellschaft angestellt sind, schwankt zwischen 100 und 200. In dem Charakter der Mexikaner ist im Allgemeinen eine außerordentliche Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit vorherrschend. Z. B. ein Mann, der heute wegen der geringsten Beleidigung den Versuch macht, einem das Leben zu nehmen, umarmt ihn morgen mit der größten Herzlichkeit, oder kommt und bittet mit der größten Bescheidenheit, daß man ihm ein paar Dollar leihen möchte. Dienstboten ertragen oft ganz geduldig die beschimpfendste Bestrafung, während andere, dem Aussehen nach ganz demüthig, eine wohlverdiente Strafe mit Mord rächen. Real del Monte mit seiner Umgebung ist berüchtigt durch solche Gräuel. Es geschieht oft ein Mord, wo viele Personen in der Nähe sich befinden, die sich gar nicht darum bekümmern, und wenn ein Fremder, der einen Lärmen hört, bekümmert fragt, was es denn gäbe, antworten die Vorübergehenden oft ganz gleichgültig: „Es wird ein Mord in der Nachbarschaft begangen."

Eifersucht findet selten statt unter den Mexikanern, so lange sie unter sich sind, hingegen Fremde können leicht diese Flamme entzünden. Indessen wird das weibliche Geschlecht oft durch den Einfluß der Priester im Beichtstuhl abgehalten, auf freundschaftlichen Fuß mit Ketzern zu kommen. Doch dauert die Wirkung solcher Ermahnungen oft nur zwei bis drei Tage, und sehr selten länger. Die mexikanischen Schönen, wie das ja auch bei den meisten Andern der Fall ist, befragen bei der Wahl ihrer Liebhaber gewöhnlich nur ihre eigenen Neigungen. Es wird dort ein gewöhnlicher Handel getrieben in cartas-de-amor für solche, die sie selbst nicht zu schreiben verstehen, und schon die Farbe der Oblate, die man bei solchen Gelegenheiten auswählt, wird der Dolmetscher irgend eines Gefühls. Was die Gestalt der mexikanischen Schönen anbelangt, so kann man ihnen kleine niedliche Hände und Füße nicht absprechen; jedoch sind sie so fern von der chinesischen Mode, enge Schuhe zu tragen, um die Form des Fußes noch kleiner zu machen, als er von Natur ist, daß manche durch einen gänzlichen Mangel an diesen Kleidungsstücken ganz plumpe Extremitäten bekommen, die nichts weniger als graziös sind. Am vortheilhaftesten zeigen sie sich zur Zeit, wann sie gerade aus dem Temaskal kommen, welches eine Art von Dampfbad ist. Die röthliche Gluth, die es auf ihren Wangen erzeugt, erhöht durch ihr langes kohlenschwarzes wallendes Haar, gibt ihnen ein äußerst anziehendes Aussehen. Oft flechten sie ihr Haar hinten in einem einzigen Zopf zusammen, nicht als ob sie dieß für eine Zierde hielten, sondern sie fürchten durch Gewalt oder Betrug darum zu kommen. Oft geschieht dieß, weil das Haar großen Werth hat, indem Bilder in den Kirchen damit geziert werden, oft aber auch, weil diejenigen, die eine Untreue begangen haben, dadurch kenntlich gemacht und der Beschimpfung ausgesetzt werden.

Bei allen mexikanischen Kreolen in der Nachbarschaft von Real del Monte ist die Vermischung des spanischen Blutes mit den eingebornen Indianern unverkennbar, besonders, was sich erwarten läßt, bei denen von höherm Rang. Zu gewissen Jahreszeiten kommen manchmal von den Urindianern einige, die Vögel aus den heißern Regionen, welche auf einer Höhe, wie die von Real del Monte, nicht mehr fortkommen, zum Verkauf ausbieten. Dieß sind furchtsame und außerordentlich einfältige Leute. Kaum können sie so viel Spanisch, als sie zu ihrem ärmlichen Handel brauchen. Ihre Kleidung ist ein ganz einfacher Kittel und Beinkleider von Baumwollenzeug mit einem gewöhnlichen Strohhut.

Nicht weit von Real del Monte sind verschiedene zerstreute Ansiedlungen von Leuten, die unter dem allgemeinen Namen Indianer passiren, doch ist die Einmischung von spanischem Blut, so gering sie übrigens seyn mag, unverkennbar. In Vergleich mit der obigen Race machen sie selbst auf die Benennung „gente de razon" Anspruch; obgleich nicht von so reinem Blute wie die Andern, besitzen sie doch weit mehr Lebhaftigkeit. Es ist interessant, sie in ihren Dörfern zu sehen, wo der Hauptversammlungsort gewöhnlich das Haus ist, wo Pulque geschenkt wird.

Der Charakter einer Nation leuchtet oft am deutlichsten aus der Wahl seiner Belustigungen hervor. Der Jahrestag der Uebergabe der Festung Don Juan de Ulloa *) gibt Veranlassung zu großen Ergötzlichkeiten und Festivitäten, und die Mexikaner sind immer froh, wenn sie eine Gelegenheit finden, sich diesen hinzugeben. Hahnen- und Stiergefechte, auch Feuerwerke werden zu Ehren dieses Ereignisses angeordnet.

Die mexikanischen Stiergefechte verdienen kaum eine Beschreibung; sie sind bloß eine Karrikatur der ritterlichen und romantischen Darstellungen dieser Art bei den Spaniern. Die Kämpfenden zeigen eine Zeit lang ihre Reiterkünste, setzen sich dabei aber wenig Gefahr aus, indem die Hörner der Stiere gewöhnlich abgestutzt sind, um Schaden zu verhüten. Der weibliche Theil der Zuschauer findet großes Vergnügen an dem Schauspiel, weil keine Gefahr dabei ist. Beide Geschlechter, was ihnen gerade nicht zu großer Ehre gereicht, finden viel größeres Vergnügen an den Hahnengefechten, wo die armen Thiere mit Sporen bewaffnet sind, länger und breiter als ein gewöhnliches Federmesser, und so scharf als nur immer möglich, so daß der erste Streich in den meisten Fällen den Kampf entscheidet.

Vermischte Nachrichten.

Der Northampton Courier enthält nachstehende Schilderung aus der Feder eines Reisenden, der sich gerade auf dem Dampfboot New-Engl

---

*) Diese Begebenheit ereignete sich am 17 November 1825.

land befand, als dessen Dampfkessel sprangen: „Das Boot verließ New-York um vier Uhr Nachmittags, in Begleitung zweier anderer, von denen das eine nach Providence, das andere nach Norwich in Connecticut bestimmt war, mit ungefähr achtzig Passagieren an Bord, um nach Hartford zu segeln. Die Passagiere schlossen aus der Menge von Zuschauern, die sich am Ufer versammelt hatte, daß ein außergewöhnliches Interesse mit ihrer Abfahrt verknüpft sey und die Folge erwies auch, daß bedeutende Wetten auf die Ankunft und Geschwindigkeit der verschiedenen Boote gemacht worden waren, denn zwischen Hartford und Providence hat in dieser Hinsicht stets eine Art von Rivalität bestanden. Die Boote fuhren einige Stunden um die Wette, wobei jedes die Schnelligkeit seiner Fahrt bis auf eine ungewöhnliche und verwegne Höhe steigerte, bis es endlich dem Boot New-England gelang, einen Vorsprung zu gewinnen, und da es, wie einige sachverständige Passagiere bezeugten, ohne Beihülfe der Strömung 17 Knoten in der Stunde zurücklegte, so befand es sich mit Einbruch der Dunkelheit um einige Meilen vor den übrigen voraus. Die Passagiere begaben sich am Abend zeitig zur Ruhe; die Damen nach ihrer auf der obern Decke in gerader Linie mit den Kesseln befindlichen Kajüte, und die Herren in die übrige unterhalb derselben. Das erste, was der Berichterstatter nach einigen Stunden Schlafes hörte, waren zwei auf einander folgende Explosionen, die hinreichend schienen das Boot zu zerschmettern und die Tiefen des Wassers aufzuwühlen. Es war ein furchtbarer entsetzlicher Augenblick. Unmittelbar auf den gewaltigen Knall wurde ein herzzerreißendes Geschrei und Gewimmer hörbar, das nur zu deutlich verkündete, daß die Kessel gesprungen seyen und Tod und Verwüstung unter den Passagieren verbreitet hatten. Das Boot zitterte und schwankte von dem ungeheuren Schlag und aus dem Getöse, das ganz so klang, als ob das Boot unten aufstoße, schien es, als ob es für einen Augenblick von der Gewalt der Explosion bis auf den Grund des Flusses hinabgeschleudert worden sey. Sobald der Berichterstatter einigermaßen wieder zu sich selbst gekommen war, sprang er von seinem Lager, auf das er sich nicht ganz ausgekleidet geworfen hatte, auf, und fand den noch unzerstörten mit Teppichen belegten Boden der Kajüte mit glimmender Asche aus den Oefen und mit heißem Wasser aus den Kesseln bedeckt. Er tappte in der Dunkelheit und über Trümmer nach der Treppe hin und befand sich bald auf dem obern Deck; doch welch entsetzliches Schauspiel bot sich hier seinen Blicken. Die Nacht war düster und stürmisch und das von einem Dämmerschein beleuchtete Verdeck zeigte eine verwirrt durcheinander liegende Masse von Trümmern. Die Räderhäuser waren zerschmettert, Kessel und Maschinerie in Stücke zerrissen und die Damenkajüte größtentheils zertrümmert! Rundherum lagen mindestens dreißig verbrannte, verstümmelte und abgebrühte Männer, Weiber und Kinder, mit Blut bedeckt und schwarz wie Neger; einige riefen in den herzzerschneidendsten Tönen um Hülfe und andere rangen röchelnd mit dem Tode. Die erschrockenen und bestürzten Passagiere konnten den armen noch lebenden Leidenden nur geringen Beistand leisten. Es war jetzt drei Uhr, und so wie der Tag anbrach, trat der schauderhafte Anblick in seiner ganzen Entsetzlichkeit ans Licht. Das Verdeck war buchstäblich eine Blut- und Schlachtbank; die armen Frauen besonders litten furchtbar. Die ganze Gewalt der Explosion, die Trümmer der Kessel, Dampf und heißes Wasser, Alles schien sich auf die Bewohnerinnen der Damenkajüte entladen zu haben. Mit den Kleidern, deren man sie entledigte, ging Haut und sogar Fleisch weg, und selbst der Versuch, ihre Leiden zu lindern, empörte das Menschengefühl. Einige waren ganz zerschmettert, während andere so verbrannt und verbrüht waren, daß sie unfehlbar sterben mußten. Zwei scheußliche, schwarz aussehende Geschöpfe krümmten sich im Todeskampf auf dem Verdeck; sie waren so entstellt, daß man sie kaum noch für menschliche Wesen erkennen konnte und starben bald darauf. Vier starben noch am Morgen, und vier andere während des Tages. Man schickte allenthalben nach ärztlichem Beistand aus und Alles wurde aufgeboten, um den unglücklichen Opfern eines Dampfbootwettlaufs alle nur mögliche Hülfe zu leisten."

*

Ein englisches Schiff traf kürzlich auf dem Wege nach Schweden auf dem Meere ein Fahrzeug an, das völlig umgestürzt war und dennoch lebende Wesen enthielt. Dieses Schiff führte eine Ladung Holz aus Finnland nach England, als ein Windstoß es umstürzte. Sieben Mann von der Equipage ertranken, vier andere hatten sich in den untersten Schiffsraum geflüchtet. Hier blieben diese Unglücklichen vier Tage und vier Nächte in der größten Dunkelheit, ohne Nahrung und ohne frische Luft. Zufälligerweise fanden sie einen starken eisernen Nagel nebst einem großen Stein, und machten sich an die Arbeit, um den Schiffsboden, der nun ihre Decke geworden war, zu durchbohren. Nach unendlicher Mühe gelang es ihnen, einen Balken von 14" und Bretter von 3½" Dicke zu durchbrechen. Nun steckten sie einen Stab auf, an dem ein Hemd als Nothzeichen befestigt war; dann erweiterten sie das Loch und gingen heraus. Glücklicherweise fuhr das englische Schiff in geringer Entfernung vorüber; sie wurden von demselben bemerkt und aufgenommen.

*

Der Moniteur enthält vergleichende Tabellen der Einfuhr von Kaffee, Baumwolle und Zucker in Frankreich in den drei ersten Vierteljahren von 1832 und 1833. Nachfolgendes ist das Resultat:

Im Jahre 1832 wurde Kaffee eingeführt	14,589,465	Kilogramme
Aus den Entrepots abgegeben zum Verbrauch	7,980,767	—
Im Jahre 1833 wurden eingeführt .	17,444,095	—
Abgegeben zum Verbrauch	7,565,725	—
Im Jahre 1832 wurde an Baumwolle eingeführt	35,580,201	—
Zum Verbrauch abgegeben	27,226,575	—
Im Jahre 1833 wurden eingeführt .	37,159,714	—
Zum Verbrauch abgegeben	29,281,370	—
Im Jahre 1832 wurden an Zucker aus den französischen Kolonien eingeführt .	69,736,792	—
Zum Verbrauch abgegeben	65,838,721	—
Im Jahre 1833 wurden eingeführt . .	69,681,079	—
Zum Verbrauch abgegeben	54,951,750	—
Im Jahre 1832 wurde Zucker eingeführt aus fremden Kolonien	2,805,156	—
Zum Verbrauch abgegeben	115,015	—
Im Jahre 1833 wurden eingeführt . .	4,487,057	—
Zum Verbrauch abgegeben	666,855	—

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 360. 26 December 1833.

Die Seeräuber im chinesischen Meere.

(Schluß.)

O-Po-Tai antwortete zornig auf die Drohungen Pao's, und bald kam es zwischen beiden zum Kampf. Pao, schwächer als sein Gegner, wurde vollständig geschlagen, verlor 16 Schiffe und 500 Gefangene, die ohne Schonung niedergehauen wurden. Dieß war der Todesstoß für diese mächtige Genossenschaft, die beinahe den Thron des Kaisers gestürzt hatte.

O-Po-Tai, der die Rache Pao's und seiner Fürstin scheute, deren vereinigte Macht der Seinigen fünffach überlegen war, suchte seine Soldaten zu gewinnen, indem er ihnen von Amnestievorschlägen der Regierung und von Geschenken sprach, die ihnen versprochen seyen, wenn sie einwilligten, die Waffen niederzulegen. Die Bittschrift, welche diese Räuber an den Kaiser sandten, ist ein ausnehmend merkwürdiges Dokument: „Es ist meine Meinung, sagte O-Po-Tai, daß alle Räuber, die sich der Regierung furchtbar machten, Rechte auf ihre Nachsicht und Verzeihung haben. Liang-Schan, der dreimal die Stadt Canton plünderte, erhielt dennoch Gnade und wurde später Minister des Staats. Wa-Kang, der so lange die Waffen gegen sein Vaterland trug, erhielt gleichfalls Verzeihung, und man hielt ihn nicht für unwürdig, eine der höchsten Stellen der Regierung zu bekleiden. Tschu-nimg gewährte Mang-hu siebenmal Vergebung und Kwang-Kong schenkte viermal Tsao-tsao die Freiheit. Yio-fei ließ die Räuber nicht hinrichten, welche sich unterwarfen. Wir leben in einem äußerst bevölkerten Lande; einige unserer Kameraden haben alle Mittel versucht, um auf eine redliche Weise ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, ohne daß es ihnen gelungen wäre. So wurden sie zum Verbrechen fortgerissen. Einige andere wurden durch Schiffbrüche oder Feuersbrünste zu Grunde gerichtet und fingen an zu plündern, um nicht Hungers zu sterben. Aus Noth wurden die Gesetze des Reichs verletzt, aber jetzt sind wir bereit, in den Schoß der Gesellschaft zurückzukehren, unsere Genossen zu verlassen und uns zu unterwerfen. Die Macht der Regierung kennt keine Gränzen, sie erreicht die fernsten Inseln des Meeres, und jeder von uns fürchtet sich und fleht um die Verzeihung des Kaisers. Unsere Verbrechen verdienen die schrecklichste Strafe, aber wir flehen den allmächtigen Sohn des Himmels an, seine Gnade auf diejenigen auszudehnen, die so schuldig waren, und jetzt nur noch auf seine Gnade und seine Menschlichkeit hoffen."

Die Regierung, deren Schwäche Jedermann kennt, war hocherfreut, ihre Milde zeigen zu können, sie nahm alsbald die Bedingungen, unter denen man ihr Frieden bot, an, oder in der Sprache unseres Geschichtschreibers zu reden, „die Regierung fühlte, daß Gnade der Weg ist, der zum Himmel führt, und daß dieß das beste Mittel ist, um mit Weisheit zu regieren: darum gewährte sie den Piraten Vergebung ihrer Verbrechen." O-Po-Tai ergab mit seiner ganzen Flotte sich auf Gnade und Ungnade, nahm den Namen Heo-bien an, was Glanz der Gelehrsamkeit bedeutet, und wurde zum Range eines kaiserlichen Offiziers befördert.

Die Wittwe Tsching-Yihs und ihr Günstling Pao fuhren indessen fort, die Küsten zu verheeren, und die kaiserlichen Flotten zu schlagen. Man hätte glauben sollen, O-Po-Tai's Abfall hätte sie keineswegs geschwächt, aber Tsching-Yihs Wittwe erfuhr, daß mehrere Anführer die Absicht äußerten, O-Po-Tai's Beispiel nachzuahmen, um gleichfalls Ansprüche auf die Gnadenbezeigungen der Regierung zu haben. Darum faßte sie den Gedanken, selbst Friedensvorschläge zu machen. „Ich bin, sagte sie, zehnmal mächtiger als O-Po-Tai, und wenn ich einwillige, die Waffen niederzulegen, so wird der Kaiser ohne Zweifel gegen mich mit derselben Gnade und mit derselben Freigebigkeit verfahren, wie gegen O-Po-Tai." Die Regierung wurde bald von den Absichten der Wittwe Tsching-Yihs unterrichtet und sandte sogleich einen Arzt Namens Tschou an sie, der, wie der chinesische Geschichtschreiber sagt, seit langer Zeit mit den Piraten in Verbindung gestanden war und unter ihnen keine Gefahr lief. Als Pao den Arzt zu sich kommen sah, glaubte er, derselbe habe irgend ein Verbrechen begangen und komme, um einen Zufluchtsort gegen die Gesetze zu suchen. Aber Tschou beeilte sich Pao zu erklären, daß er und seine Herrin, wenn sie sich unterwerfen wollten, darauf rechnen könnten, noch ehrenvoller behandelt zu werden, als O-Po-Tai, und daß die Regierung geneigt sey, ihnen alle Gunstbezeigungen, die sie nur verlangen würden, zu gewähren.

Der Bericht des chinesischen Geschichtsschreibers ist so merkwürdig, daß er wohl verdient, wörtlich angeführt zu werden.

Als Fei-Hiung-Tschou in die Nähe Pao's kam, sagte er zu ihm: „Freund Pao, weißt du warum ich zu dir gekommen bin?"

Pao. „Du hast irgend ein Verbrechen begangen und du kommst ohne Zweifel, um eine Zufluchtsstätte bei uns zu suchen."

Tschou. „Dem Himmel sey Dank, ich habe mir nichts vorzuwerfen."

Pao. „Dann kommst du, um dich zu erkundigen, ob die umlaufenden Gerüchte über unsere bevorstehende Unterwerfung einigen Grund haben."

Tschou. „Ja, ich komme, um dir zu erklären, daß wenn du mit deiner Herrin einwilligst mit der ganzen Flotte die Waffen niederzulegen, der Kaiser euch die größten Belohnungen angedeihen lassen wird; ihr habt von seiner Gnade und von seiner Großmuth Alles zu erwarten. Eure Macht ist weit größer, als die von O-Po-Tai und da dieser Anführer Regierungsbeamter geworden ist, so könnt ihr auf die höchsten Würden Anspruch machen. Ihr werdet also weise handeln, wenn ihr euch unterwerft. Dieß ist das einzige Mittel eure Ruhe und euer Glück zu sichern und allen euren Anhängern das Leben zu retten."

Bei diesen Worten blieb Tschang-Pao regungslos wie eine Bildsäule stehen, und Fei-Hiong-Tschou fuhr fort: „Ich fordere euch auf, die Sache wohl zu überlegen und nicht bis auf den letzten Augenblick zu warten. Es ist möglich, daß O-Po-Tai seine Streitmacht zu der der Regierung stoßen läßt und euch angreift. Beeilt euch, ehe dieß geschieht, meinem Rathe zu folgen."

Der Arzt zog sich zurück, und Pao wurde, nachdem er lange mit seiner Herrin sich berathen hatte, ermächtigt, den Arzt wieder zu sprechen und mit den Organen der Regierung in Unterhandlung zu treten. Die Flotte der Piraten steuerte sogleich nach der Mündung des Tigerflusses, Ho-mun genannt. Anfangs kamen zwei Mandarinen vom zweiten Rang und brachten der Wittwe Tsching-Yihs die kaiserliche Proklamation, welche allen Piraten Amnestie versprach. Pao empfing die beiden Abgesandten des Kaisers an seiner Tafel, und bewirthete sie mit größter Pracht. Einige Tage später wollte sich der Generalgouverneur der Provinz persönlich unter die Flotte der Korsaren begeben, welche eine Strecke von 10 Li *) an der Mündung des Flusses bedeckte.

Als die Piraten erfuhren, daß der Generalgouverneur sich allein unter sie begebe, schmückten sie ihre Schiffe mit Flaggen, spielten mit allen ihren Instrumenten, feuerten Kanonen zum Zeichen ihrer Freude ab, und zogen ihm mit vollen Segeln entgegen. Die ganze Bevölkerung der Umgegend, welche herbeigeeilt war, um dieser so lange gewünschten glücklichen Versöhnung anzuwohnen, erschrack über diesen Lärmen, über die donnernden Salven und das Geschrei der Matrosen. Der Generalgouverneur selbst gerieth in Unruhe und wollte schon umkehren, als die Wittwe Tsching-Yihs erschien, mit der einen Hand auf ihren Unterfeldherrn Pao gestützt und von drei andern Anführern der Flotte gefolgt. Bald waren sie in der Nähe des Generalgouverneurs, wo sie niederknieten und in der demüthigsten Stellung, indem sie Thränen vergossen und mit ihrer Stirne den Boden schlugen, um Verzeihung ihrer Verbrechen baten. Nach diesem Unterwerfungsakte zogen sie sich zurück mit dem Versprechen, innerhalb dreier Tage die Liste aller ihrer Schiffe zu überliefern.

Aber die plötzliche Erscheinung mehrerer großen portugiesischen Schiffe und einiger Kriegsschiffe der Regierung ließ die Piraten Verrath argwöhnen. Man ging alsbald unter Segel, setzte sich in Vertheidigungsstand und die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Der Muth und die Festigkeit der Wittwe Tsching-Yihs machte diesem Zustande der Dinge ein Ende. „Wenn der Generalgouverneur, sagte diese unerschrockene Frau, sich uns anvertraute, warum sollte nicht ich, eine schwache Frau, zu den Beamten des Kaisers gehen? Wenn dieser Schritt einige Gefahr hat, so fällt diese ganz auf mich. Ich verbiete, daß irgend Jemand mir folge. Mein Entschluß ist gefaßt, ich gehe nach Canton." Pao sagte: „Wenn Tsching-Yihs Wittwe sich den Händen ihrer Feinde überliefert, so müssen wir für ihre Rückkehr eine bestimmte Frist ansetzen. Wenn diese Frist abläuft, ohne daß wir sie zurückkommen sehen, so rücken wir mit unserer ganzen vereinten Macht vor Canton. Das ist meine Meinung, Gefährten, sprecht nun eure Ansicht aus."

Die Piraten, von der Unerschrockenheit ihrer Anführerin, die noch ihre Hingebung vermehrte, betroffen, gaben ihm zur Antwort: „Freund Pao, wir haben deine Meinung vernommen, aber wir glauben, daß es klüger ist, hier Nachrichten abzuwarten, als die Wittwe Tsching-Yihs einem gewissen Tode entgegengehen zu lassen." Man wollte demnach nicht, daß diese heroische Frau die Flotte verlasse. Inzwischen erschienen die beiden Mandarinen, die man bereits so gut aufgenommen hatte, von Neuem. Sie schworen, man habe Unrecht die Regierung der Treulosigkeit zu beschuldigen, und sagten, sie wollen als Geiseln in den Händen der Piraten bleiben, wenn die Wittwe Tsching-Yihs einwillige, den Generalgouverneur zu besuchen, welcher Befehl habe, sie mit den größten Ehrenbezeigungen zu empfangen. „Wohlan denn, rief Tsching-Yihs Wittwe, ich vertraue mich euch völlig an, ich will selbst nach Canton gehen mit einigen meiner Frauen, und ich wünsche, daß ihr selbst mich dahin begleitet."

Man machte sich sogleich auf den Weg und gelangte nach Canton, wo in der That Alles ging, wie die Mandarinen angekündigt hatten. Alle diese Abenteurer kamen nach einander an. Ihre Schiffe wurden, wie sie in den Hafen einliefen, mit allem Nöthigen vollständig versehen, und jeder Räuber erhielt, statt des Antheils an den Reichthümern der Flotte, eine bestimmte Summe Geld. Die meisten nahmen Dienste auf der kaiserlichen Flotte, die übrigen gingen in ihre Heimath, um die durch ihre Räubereien errungenen Reichthümer in Ruhe zu genießen.

Der tapfre Pao trat gleichfalls nach O-Po-Tai's Beispiel in die Dienste der Regierung, und nahm keinen Anstand, gegen einige ehemalige Genossen auszuziehen, die noch immer der Regierung trotzten, die angebotene Amnestie verschmähten, und ihr altes Gewerbe forttrieben. Noch einige blutige Schlachten wurden geliefert, aber der Sieg blieb Pao immer treu. Es gelang ihm, einen furchtbaren Anführer, Namens Schi-Url, gefangen zu nehmen; auch ein anderer Piratenhäuptling, den man mit dem Namen „Geißel des Ostmeers" bezeichnete, fiel in seine

*) Von diesem chinesischen Maße gehen ungefähr acht auf eine geographische Meile.

Gewalt, und endlich vernichtete er diese Hornisse des Oceans völlig.

Seit dieser Zeit ist von diesen Räuberhelden nichts mehr übrig als ihr Name und das Andenken ihrer Thaten und ihrer Grausamkeiten. „Die Schiffe," sagt unser Geschichtschreiber am Schlusse, „durchfurchen jetzt furchtlos den Ocean; Alles ist ruhig auf den Flüssen, wie auf den vier Meeren; das Volk lebt in Freude und im Ueberfluß; das Land hat angefangen ein neues Leben zu beginnen; die Menschen haben ihre Waffen verkauft, Ochsen dagegen eingekauft, und sich aufs Neue den Arbeiten des Ackerbaues hingegeben; wie ehemals sieht man sie ihren Gottheiten Gebete und Opfer darbringen, und der Gouverneur der Provinz, dessen Klugheit die Unterwerfung der Piraten und den Frieden der Meere herbeizuführen wußte, ward in Anbetracht seiner Dienste von dem Sohne des Himmels durch einen besondern Befehl zur Würde eines Großmandarins erhoben und ermächtigt, Hahnenfedern in seiner Mütze zu tragen."

Irland.

(Nach Baron d'Haussez.)

2. Charakter und militärischer Geist der Irländer.

Irlands Bevölkerung gehört zu den unglücklichsten der Erde und ungeachtet ihrer beständigen Aufregung macht sie durchaus keine geeigneten Anstalten ihrem Elende zu entgehen; sie seufzt unter einem harten Joche, aber nicht unverdienterweise, da sie sich einer Obrigkeit entziehen will, die sich milde zeigen würde; die äußere Uebung der Religion liegt ihr sehr am Herzen, ihren wahren Geist aber begreift sie nicht: sie ist zugleich geistreich und einfältig; tapfer und zu niedriger, grausamer Rache geneigt; an Entbehrungen gewöhnt und den Ausschweifungen ergeben; beharrlich in ihren Entschlüssen und leichtsinnig in ihren Planen: leicht zur Arbeit aufgelegt und wieder sehr träge: man kann in Wahrheit von ihr sagen, sie besitze eine gute Eigenschaft als Korrektiv einer schlechten, und ein Laster, um eine Tugend zu verdunkeln. Der Charakter des Irländers ist ein Gemisch von Verschmitztheit und Naivetät: man findet bei ihm die Anlage zum Gascogner und Böotier. Hätten sich die Italiener nicht so sehr beeilt, ihren Harlekin zu schaffen, die Irländer könnten das beste Muster dazu liefern. Ihre lebhaften und keinen Widerspruch duldenden Leidenschaften entflammen leicht und steigern sich bald zur Wuth: daher ihre verzweifelten Entschlüsse, deren Ausführung niemals die Besonnenheit verhindert. In der Politik handeln sie wie im Privatleben. Der Zorn ist der Rathgeber, an den sie sich wenden, Gewalt das Mittel, das sie am liebsten anwenden: daher begehen sie auch viele Fehler, deren erste Folge eine Verschlimmerung des Uebels ist. Durch seine Bizarrerien, durch die Kontraste, aus denen er besteht, kann der irländische Charakter zugleich als Ursache und Wirkung des Zustandes angesehen werden, den wir früher bezeichneten.

Bis jetzt hat sich der irländische Ungestüm bequemt, der Strenge der militärischen Disziplin Folge zu leisten; das Elend treibt in die Reihen der Armee einen Schwarm junger Männer, welche ausgezeichnete Soldaten werden; Irland versieht fast ausschließlich Großbritannien mit Rekruten; man verdankt ihm eine sehr große Anzahl vortrefflicher Offiziere. Die Anlage zur kriegerischen Laufbahn ist einer der vortheilhaftesten Gesichtspunkte, unter dem man die Irländer betrachten kann. In den Reihen der Armee, durch eine Subordination, welche jede Unordnung verbannt, in Schranken gehalten, zeigt sich der Nationalgeist dieses Volkes wahrhaft erhaben und unbedingten Lobes werth.

Die Gefangenen.

Das nordamerikanische Journal Western Monthly Magazine enthält die interessante Geschichte eines gewissen Daniel Boon, der noch vor der amerikanischen Revolution sich in dem nachherigen Kentucky niederließ. Der Sommer von 1778, bald nachdem Boon auf dem südlichen Ufer des Kentucky-Flusses eine Art von befestigtem Blockhaus gebaut hatte, ist der Zeitpunkt einer interessanten Begebenheit.

Es muß wohl von Seite eines Weibes ein kraftvoller Entschluß dazu gehört haben, sich zu jener Zeit in jenes Land zu wagen; aber die Frau und die Töchter Daniel Boons und die seiner unerschrockenen Gefährten brauchten nicht zweimal gemahnt zu werden, um eine ruhige friedliche Heimath gegen eine Wohnung in der Wildniß zu vertauschen, die zu jener Zeit unter dem Namen des „finstern und blutigen Bodens" (dark and bloody ground) bekannt war. An einem schönen Abend, als das ganze umherliegende Land einen höchst malerischen und prachtvollen Anblick darbot, kehrten die Jäger, einer nach dem andern, aus dem Walde heim, und streckten sich nieder unter einem Baume ganz in der Nähe des Blockhauses, wo ihr abgehärteter und waghalsiger Führer oft geruht hatte, ehe die tiefe Stille des Waldes von dem Klange der Axt unterbrochen worden war.*) Die ältern Frauen aus dem Fort setzten sich unter die Jäger und horchten mit wachsendem Interesse auf die Erzählung ihrer mannichfachen Entdeckungen. Unbeobachtet von ihren vorsichtigern Freunden gingen drei von den jüngern Mädchen an das Ufer des Flusses hinab, wo ein rohes, aus einem mächtigen Stamme gebautes Kanot angebunden lag. Sie setzten sich hinein und in einem Augenblick fuhren sie rasch hin über das leicht gekräuselte Wasser. Das Geschrei und Gelächter der Mädchen hallte längs dem Flusse wider, während sie das Ruder mit großer Geschicklichkeit handhabten. Das entgegengesetzte Ufer des Flusses war mit mannichfachen wilden Blumen bedeckt, namentlich hatte ein wilder Rosenstock von ungewöhnlicher Größe sich um den Stamm und die Zweige eines Baumes geschlungen, der über das Ufer hinaus in den Strom hing. Dieß lockte die Mädchen an, sie ruderten hinüber, banden ihr Kanot nachlässig an und sprangen dann mit der Beweglichkeit von Bergnymphen den steilen Abhang hinauf. Sie trennten sich sogleich und jede schlug eine andere Richtung ein, wie die Laune sie nach dieser oder jener Blume laufen ließ. In wenigen Augenblicken aber schlug das Triumphgeschrei eines Wilden gleich dem Schall der Todtenglocke an ihr Ohr und schreckte sie auf aus ihrem Traum kindischer Lust. Miß Boon stand gerade dem Wilden gegenüber; Widerstand war unmöglich, ein Versuch zur Flucht mehr als eitel; sie stieß einen wilden Schrei aus und ward als Gefangene hinweggetragen in den Armen des rothen Kriegers. Bei dem ersten Schrei versuchten die beiden andern Mädchen ihr Kanot zu gewinnen, als sie aber an die Stelle kamen, wo sie es gelassen hatten, sahen sie, daß es langsam der Mitte des Stroms zuschwamm, und dann in rascherm Laufe hinabfuhr. Sie hatten keine Zeit, an ein anderes Auskunftsmittel zu denken, denn nach wenigen Augenblicken theilten sie das Schicksal ihrer unglücklichen Freundin, sie waren Gefangene der Indianer.

Der erste Schrei, den der Indianer ausstieß, hatte die Aufmerksamkeit derer auf der andern Seite des Flusses erregt, und die Unerfahrenern unter den Jägern wollten zu augenblicklicher Verfolgung aufbrechen. Aber Boon that ihrem Ungestüm Einhalt. Er wußte allzu wohl aus Erfahrung, was das Schicksal der unglücklichen Gefangenen seyn würde, wenn

*) Boon war also einer von den Jägern gewesen, deren es noch in Nordamerika viele gibt, welche sich in die Wälder vertiefen und Monate lang oft mit Niemand verkehren, und keine menschliche Wohnung betreten.

er in einen so unbesonnenen Plan einwilligte. Er sah klar voraus, daß das Skalpirmesser sein furchtbares Amt versehen würde bei der ersten Anzeige von Verfolgung, und weislich beschloß er, wo möglich vor den Räubern zu verbergen, daß Er um die That wisse. Willig opferten die übrigen Jäger ihre Meinung auf, sobald sie mit der ihres Führers in Widerspruch stand, niemals verletzten sie eine ihnen vorgeschriebene Regel, noch handelten sie gegen einen von ihm ertheilten Befehl, nicht als ob er ein Tyrann gewesen wäre und eine despotische Herrschaft über sie ausgeübt hätte, sondern weil sie wußten, daß er stets nach dem klügsten Plane handelte, den eine lange Erfahrung und die reifste Beurtheilung ihm an die Hand gab. Die Sonne war bereits hinter den westlichen Hügeln hinabgesunken und er verschob die Verfolgung auf den andern Morgen. Er nahm sein Gewehr, und ging, ohne alle Begleitung, über den Fluß, denn sein Zweck war allein der, sich der Richtung, welche die Indianer eingeschlagen hatten, zu vergewissern. Nichts weiter geschah in dieser Nacht, als daß man sich auf den morgigen Marsch vorbereitete. Kaum graute am folgenden Morgen der Tag, so stand schon Boon und ein halb Dutzend seiner Leute zum Marsche bereit. Sie gingen über den Fluß, fanden die Fährte, verfolgten diese jedoch nur eine kleine Strecke, worauf Boon zu halten befahl, und seine Leute — denn sie hatten sich völlig unter seinen Befehl gestellt — benachrichtete, daß es nicht seine Absicht sey, die Indianer auf dem Fuße zu verfolgen. Er wußte aus langer Erfahrung in den Gewohnheiten der Indianer, daß man ihnen nur dadurch mit einer Aussicht auf guten Erfolg nachsetzen könne, daß man jeden, der, um auszukundschaften, etwas zurück blieb, so hinters Licht führte, daß er die, welche im Besitz der Gefangenen waren, nicht von einer Gefahr benachrichtigen könne. Boon und seine Leute waren aber nicht weit gegangen, als sie schon den Rauch des Feuers entdeckten, um das sich die Indianer in der vorherigen Nacht gelagert hatten. Nun schlugen sie sich rechts, ließen die Fährte links, zogen einige Meilen in der Richtung fort, welche die Indianer einschlagen mußten, gingen dann links, quer durch die Fährte und zogen nun auf der entgegengesetzten Seite in gleicher Art weiter; so setzten sie die Verfolgung fort, indem sie, je nachdem es ihnen passend schien, bald links, bald rechts die Fährte durchkreuzten. Die einzige Schwierigkeit, die sich darbot, lag darin, daß sie über die Anzahl der Wilden in völliger Unwissenheit waren. Hätten sie die Fährte geradefort verfolgen können, so hätte doch wohl irgend etwas sich gefunden, das zur Entdeckung dieses wichtigen Umstandes hätte führen können. So aber blieb ihnen bloß die Hoffnung, auf eine andere Weise Nachricht über diesen Punkt zu erhalten, der für den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung von so großer Wichtigkeit war. Sie blieben nicht lange in Ungewißheit, denn sie näherten sich nun rasch zum Drittenmal der Fährte, entdeckten in geringer Entfernung vorwärts eine kleine klare Quelle und eilten darauf zu. Hier bemerkten sie, daß die Indianer dagewesen waren, und ihre eigentliche Richtung verlassen haben mußten, um zu derselben zu kommen. Dieß war ein für die Verfolger sehr willkommener Umstand, denn Boon erkannte wohl, daß wenn sie Verfolgung befürchtet hätten, sie ihren Weg in gerader Richtung und zwar mit unablässiger Eile fortgesetzt haben würden. Die Verfolger blieben an der Quelle nur so lange, als nöthig war, um durch einen Zug von diesem kühlen und stärkenden Wasser ihren Durst zu stillen. Während sie warteten, bis der letzte Mann getrunken haben würde, entdeckte Boons scharfes Auge an einem Zweige eine weiße Schnur, ungefähr eine Spanne lang, und bei näherer Besichtigung fand sich, daß sie in sechs Knoten gebunden war. Dieß war kein Geheimniß für ihn; lange hatte er erwartet, oder vielmehr gehofft, dieß zu finden, denn mit einem Mal war er nun von jedem Zweifel über die Zahl der Wilden befreit. Er hatte sich zwar schon vorher seine Meinung hierüber gebildet, solche aber nie seinen Gefährten mitgetheilt. Jetzt fand er, daß er sich in seinen Vermuthungen nicht sehr getäuscht hatte, höchstens sieben hatte er zu finden erwartet, und sechs war die wirkliche Zahl.

(Schluß folgt.)

Französische Literatur.

Paris, 3 December.

Das unter dem Titel Voyage de l'Arabie Petrée par Mess. Leon de Laborde et Linant vor drei Jahren angefangene Werk ist jetzt vollendet; es besteht in 12 Lieferungen gr. Folio, und bildet eine Fortsetzung des großen Werkes über Aegypten. Es umfaßt 99 lithographirte Tafeln und 47 Vignetten, meistens mit vieler Eleganz ausgeführt; sie enthalten theils Darstellungen von Monumenten, Hieroglyphen und Alterthümern, theils pittoreske oder topographische Ansichten, so wie einige naturhistorische Gegenstände. Der Herausgeber (Laborde) hat unzweckmäßigerweise einige phantastische Zeichnungen von Scenen aus dem alten Testament beigefügt, welche Mischung leicht Zweifel gegen den Geist der Genauigkeit, der in der Darstellung wirklicher Gegenstände herrschen sollte, einflößen konnte. Die Verfasser besuchten die Ruinen der römischen Stadt Petra, welche schon vor ihnen von Burkhart, Mangles, Irby, Bankes, Strangweis und Anson besucht worden waren, allein keiner dieser Reisenden hatte Zeit und Gelegenheit ausführliche Zeichnungen und Messungen zu machen, wie sie von Laborde und Linant während eines achttägigen Aufenthaltes gemacht wurden. Eben so zeichneten sie die Ruinen zweier andern römischen Städte und die Umgegenden des Bergs Sinai, welche von ihnen entdeckt wurden. Sie durchkreuzten die Thäler des Sinai auf allen Seiten, z. B. das berühmte Thal der Inschriften, von denen sie einige wiedergeben. Sie scheinen jedoch nicht gewußt zu haben, daß ein englischer Missionär einige Jahre vor ihnen alle Inschriften dieses einige Meilen langen Thales abgeschrieben hatte, und daß diese Inschriften in London zur Herausgabe bereit liegen. Es läßt sich jedoch nicht viel von ihnen hoffen; sie bestehen in Namen griechischer und lateinischer christlicher Pilger, aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums; man hatte auf die übertriebenen Sagen der Beduinen hin große Erwartungen von diesen Denkschriften erregt, welche keineswegs befriedigt werden. Das Werk ist leider, wie fast alle neuere französische Reisen, in einem viel zu großen, höchst unbequemen und sehr theuern Format (es kostet 241 fl.) Der Grund davon liegt in der Art, wie das Ministerium seine Subskriptionen auf solche Werke nimmt, und die den Herausgebern ein Interesse gibt ihr Werk in mehr Lieferungen, als ihre Materialien nöthig machen, zu vertheilen. Damit sich die Extreme berühren, so besteht gegenwärtig die ganze französische Literatur, auf die das Ministerium nicht subskribirt, aus Publikationen zu zwei Sous. Man hat darin die Engländer nachgeahmt, und der große Gewinn, den die ersten Unternehmungen dieser Art gegeben haben, hat ihnen eine unbegreifliche Menge von Rivalen erweckt. Man kann nicht mehr ausgehen, ohne neue Journale dieser Art vor den Fenstern der Buden aufgesteckt zu sehen. Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, gemeinnützige Kenntnisse, schöne Künste, und sogar Medicin werden in Numern zu zwei Sous verwandelt; diese bestehen meistens in 8 Seiten kl. Folio mit 4 bis 8 Vignetten und Holzschnitten, deren beste aus Abdrücken der für die englischen Journale gleicher Art geschnittenen bestehen; was hier geschnitten wird, ist noch sehr mittelmäßig, und es fehlt sogar an Holz dazu; der europäische Buchs ist nicht groß und fein genug dazu; der beste kommt aus Kleinasien, wo er über Trapezunt nach Konstantinopel geht, und endlich hier zu ungeheuern Preisen verkauft wird. Bis jetzt sind die meisten dieser populären Journale herzlich schlecht; es ist möglich, daß die Konkurrenz einen günstigen Einfluß auf sie ausübt.

Vermischte Nachrichten.

Das Oxford Journal empfiehlt folgendes Verfahren um das Sauerwerden des Biers zu verhüten: Man senke eine an einem schmalen Zwirnsband befestigte Marmorkugel durch das Spundloch bis fast auf den Boden des Fasses; da diese Kugel reiner kohlensaurer Kalk ist, so wirkt die freie Säure des Biers in dem Maße auf den Marmor ein, als sie sich erzeugt, wird mithin neutralisirt und verhütet so das Umschlagen oder Sauerwerden. Bei dem Versuche, den der Berichterstatter anstellte, war der Marmor stark angefressen, ausgenommen da, wo ihn das Band umschlang; das Bier aber blieb bis zum letzten Tropfen frisch und gut.

In einem neulich erschienenen Werke über die Fischereien findet sich die Angabe, daß in London jährlich 1,954,600 Hummer, 5,076,700 Makrelen, 3,336,407 Fäßchen Häringe, 87,958 Steinbutten u. s. w. verzehrt werden. Die Versorgung des Fischmarkts in London beschäftigt nicht weniger als 5827 Fahrzeuge jeder Größe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 361. 27 December 1833.

Der Ablaß von Gouesnou.

(Eine Volksscene aus der Bretagne.)

Kaum beginnt der Tag zu grauen, so sind auch schon alle Straßen um Gouesnou (Finistère) mit Bauern bedeckt, die mit ihren Weibern, Schwestern und Kindern in die erste Messe gehen. An diesem Tage wandern sie nicht aus Sparsamkeit in bloßen Füßen und tragen ihre Schuhe bis nahe an das Städtchen in der Hand. Die Männer haben das Haupt entweder mit einer griechischen Mütze, oder dem Toc-Kedan, einem Filzhut mit breitem Rande bedeckt. Ein durch eine silberne Schnalle gezogenes Sammetband umschlingt den untern Theil des Hutkopfes, dessen Mitte mit einer dreifarbigen (blau, weiß, roth), mit Silberfäden durchwirkten Plüschschnur umwunden ist. Die Halsbinde zeichnet sich durch ihre gestickten, mit Spitzen besetzten Zipfel aus. Die Brust wird von einer ungeheuern übereinandergehenden Weste von schwarzem Sammet oder blauem Tuch umhüllt, die stets länger als der vordere Theil des Rockes ist und zugeknöpft wird, oben ausgenommen, wo sie offen bleibt, um die Busennadel sehen zu lassen, die einen in der Mitte durchbrochenen, an den Seiten aber mit auf Silberdrath gereihten blauen und rothen Glaskorallen eingefaßten Schmetterling vorstellt. Der schwarze oder blaue Rock ist von verschiedenartigem Schnitt. Die jungen Leute tragen lange anschließende Beinkleider von der Farbe des Rocks; die alten aber ziehen die Bra-gou-bras oder weiten, kurzen kastanienbraunen und unter dem Knie mit einem blauen oder rothen Band gegürteten Hosen vor. Da sie sich keiner Hosenträger bedienen, so sind die Knöpfe des Hosenbundes sichtbar, von denen der mittlere von Kupfer mit einem glänzenden Stein besetzt und mit Filigran-Arbeit eingefaßt ist. Die meist rothen Strümpfe sind stets mit Zwickeln und die Schuhe mit Schnallen versehen.

Die eleganten Bäuerinnen tragen das Haupthaar verhüllt; zuerst legen sie eine mit Spitzen eingefaßte Kopfbinde um, und dann wird, dicht an den Spitzen, um diese desto mehr herauszuheben, ein rothes Band um das Haupt gebunden. Ueber diesen ersten Kopfputz wird eine Art weißes Kinderhäubchen gesetzt, auf dessen beide Seiten eine rothe Rose und auf das Hintertheil der mit einer Sternenkrone umgebene Namen der Bäuerin gestickt ist. Ueber dieses Alles wird endlich eine viereckige Haube von weißem Musselin gesetzt, durch welche alle die Schönheiten, die sie bedeckt, durchschimmern. Der Leib des Kleides ist von derselben Farbe als der Rock, obschon beide besondere Kleidungsstücke sind und nicht aneinander hängen. Der Geschmack der bretagner Bäuerinnen theilt sich zwischen Braun, Schwarz und Weiß; der Rock ist in unzählbare kleine gleichlaufende Falten gelegt, was als eine besondere Schönheit gilt und wird zur Hälfte von einer schwarzseidenen Schürze verdeckt, die von einem Gürtel von violetter Farbe festgehalten wird, dessen eines Ende seitwärts am Schenkel bis unter das Knie herabfällt. Der mit schwarzen Spitzen eingefaßte Latz wird unter der Brust befestigt und bedeckt das niedliche weiße, gestickte Halstuch nur zum Theil. Das werthvollste und zugleich zierlichste Stück dieser Toilette ist ein goldenes Kreuz, das an einem durch ein goldenes Herz von getriebener Arbeit gezogenen Halsband von farbigen Perlen hängt. Jeder Bezirk hat übrigens seine besondern Moden, und diese Mannichfaltigkeit leiht dem Anblick eines bretagner Ablasses einen Reiz mehr.

Die stille Messe ist jetzt gelesen, und nun schickt man sich an in Prozession aus der Kirche und um den Graben von St. Gouesnou, fast drei Stunden, zu gehen; natürlich wird aus dem feierlichen Umgang eine Art von Wettlauf, und man singt die Litaneien so gut es eben gehen will. Ein lärmendes Glockenspiel ertönt; ein von den offenen Thüren und Fenstern des Gotteshauses ausströmender Weihrauchgeruch verbreitet sich über den Kirchhof, in der Kirche selbst geräth Alles in Bewegung, und der Küster wird auf der Schwelle der Halle sichtbar, um die sich ein unermeßlicher Volkshaufe drängt. Zwei Kinder mit weißen baumwollenen Mützen auf dem Kopf und weißen Hemden über ihren Kleidern, eröffnen den Zug; sie haben Fahnen in den Händen, die sie neigen und nach allen Seiten schwenken, um die Menge zu zerstreuen. Ihnen folgen, in zwei Reihen, die sämmtlichen eben so gekleideten Kinder des Kirchspiels, mit kleinen Glocken in den Händen, mit denen sie läuten. Dann kommen die Bannerträger der heiligen Jungfrau und des Heiligen, deren Bilder, auf kleinen seidenen mit goldenen und silbernen Tressen und Franzen besetzten Tüchern, an ihrem obern Theile um einen an beiden Enden mit hohlen Kugeln versehenen Cylinder gewickelt sind, welcher in Gestalt eines Kreuzes an einer langen Stange befestigt ist. Diese Banner gleichen denen durch die sich, zur

Zeit als die Könige von Frankreich, um die Macht der durch die Kreuzzüge ohnehin schon geschwächten Ritter vollends zu unterdrücken, ein Aufgebot nach Kirchspielen ergehen ließen, die einzelnen Gemeinden im Heer von einander unterschieden; diese Truppen wurden von den Geistlichen angeführt, die im Lager blieben, um Beichte zu hören und die Sterbenden einzusegnen. Lange nach dieser Zeit noch sah man bei den Prozessionen nichts als Kreuze; überdieß bezeichnet das Wort Banner seinen Ursprung selbst, denn es stammt von dem alten deutschen Wort „bann," was so viel sagen will, als ein Befehl, wodurch der Herrscher ein Truppenaufgebot anordnet. Werden die stärksten Bauern des Orts durch den Vorzug begünstigt die Banner zu tragen, so machen die übrigen sich den Spaß, Cylinder und Kugeln mit Blei auszufüllen, damit die Träger sie, wenn sie genöthigt sind, sie beim Aus- oder Eintritt in eine Kirche zu neigen, sie fallen lassen mögen. Dieß gibt dann den geschwätzigen Zungen des Kirchspiels auf acht Tage lang Unterhaltung, und es heißt in allen Hütten: Der und der hat das Banner fallen lassen.

Endlich kommen nun bei der Prozession die Kreuze zum Vorschein: das große silberne Kreuz mit Glöckchen, das kleine silberne Kreuz und das kupferne; hierauf, von der Geistlichkeit umgeben, die heilige Jungfrau von acht jungen weiß gekleideten Mädchen getragen, denen acht andere zur Seite gehen, um die erstern abzulösen, wenn sie müde sind. Diese sechzehn Bäuerinnen sind gewöhnlich die Geliebten der Bannerträger. Zu beiden Seiten des Traghimmels befinden sich vier gothische Laternen auf langen Stangen. Voraus gehen ein Zöllner und ein Wirth, welche die Vorsänger machen und die Reliquien des heiligen Gouesnou begleiten. Die Kirche des Orts war im Besitz eines Kopfes und eines Armes von Silber, worin die Gebeine des Heiligen lagen, allein die Revolution bemächtigte sich dieser Kostbarkeiten und hat dem Kirchspiel nichts als einen der Finger des heiligen Mannes gelassen. Vor Zeiten wurden diese Reliquien von zwei großen Herren, in Chorhemden gekleidet und baarhaupt, getragen; Karl von Blois trug sie im Jahr 1341, Johann V 1417, Prinz Peter und Arthur der Connetable von Frankreich im Jahr 1455. Heute befinden sie sich in den bescheidenen Händen zweier Bauern, die sich von den übrigen nur durch ihre Chorhemden, ihre weißen gestickten Mützen und ihre langen gepuderten, mit einem rothen oder grünen Band gebundenen Haare auszeichnen. Am Sonntag vor dem Ablaß versteigert der Küster, auf der obersten Stufe des Kreuzes auf dem Kirchhofe stehend, das Recht die Kreuze, die Banner und die Reliquien zu tragen. Ein Vater hat es sich 300 Franken kosten lassen, um seinem Sohn die Ehre zu erkaufen, den Finger des heiligen Gouesnou tragen zu dürfen. Ein junger Bauer, der mit gesenktem Banner um die Kirche herumgehen kann, gilt für den Herkules des Kirchspiels, und dieser Beweis von Kraft verleiht ein solches Ansehen, daß es keiner wagen wird ihn zu beleidigen.

(Fortsetzung folgt.)

P a t n a.

(Fortsetzung.)

Einer, wenn auch unvollkommenen Beschreibung von Patna würde immer noch etwas fehlen, wenn man einer Digah-Farm genannten und Herrn Havel gehörigen Anstalt von großer Ausdehnung nicht erwähnen wollte, durch welche Handels-, Ackerbau- und Industriegeschäfte nach einem großen, in Indien bis jetzt noch nicht erreichten Maßstab betrieben werden. An den bedeutendern Stationen gibt es eine Klasse von Europäern, die man **Provisioners** nennt, ein Name, der das Geschäft, dem sie sich widmen, genau bezeichnet, und an ihrer Spitze steht Herr Havel. Seine herrliche Meierei ist mit allen Gattungen von Hausthieren versehen, und seine Schweine besonders, Mischlinge von chinesischer und englischer Race, haben großen Ruf und Absatz; denn obschon das Fleisch der wilden Schweine der Dschongeln für vorzüglicher gilt, so haben doch die Christen eine unüberwindliche Abneigung gegen diese Gattung und ihre gezähmte Abart, die von den niedersten Klassen der Eingebornen mit Abfall aus den Schlachthäusern gemästet werden, und kein Europäer würde von einem Schwein essen, dessen Stammbaum und Mast er nicht genau kennt, aus Furcht, auf eines von jenen Thieren zu stoßen, die er, so wie seine mohammedanischen Unterthanen, für unrein hält.

Nichts übertrifft die Zierlichkeit der Magazine des Herrn Havel, in denen eine Menge von Waaren mit der größten Ordnung vertheilt und aufgeschichtet sind. Da findet man Juwelen, Modewaaren, Porzellan, Spiegel, Krystall- und Glaswaaren, Käfige, Vogelhäuser, Sattlerwaaren, Möbeln, ausländische Früchte, Konfituren, Konserven und alle Gattungen von Leckereien. Er verkauft auch Wägen, Pferde, verschiedene Weine, Bier, Liqueure, kurz auf diesem unermeßlichen Lager findet man die verschiedenartigsten Gegenstände. Herr Havel hält ferner Boote, die bis zur Mündung des Hugly hinabfahren, um Mangos und andere schmackhafte Fische zu fangen, die er sorgfältig zubereiten läßt, und dann nach den verschiedenen Gegenden Indiens verkauft. Seine Saucen und Würzen sind ein bedeutender Ausfuhrartikel nach England; seine Schinken, sein Speck und sein getrocknetes Rindfleisch werden selbst von denen geschätzt, die sonst glauben, nichts sey gut, was nicht aus dem Vaterland komme. Die Gärten von Digah, deren Verwaltung geschickten holländischen und chinesischen Gärtnern anvertraut ist, die indische Gehülfen unter sich haben, enthalten die reichsten und prachtvollsten mit einer Unzahl der schönsten europäischen Blumen geschmückten Beete, während die einheimischen Früchte und Blumen, die hier gepflegt werden, an Schönheit und Güte alle Erzeugnisse anderer Gärten übertreffen. Der Aufenthalt zu Dinapur würde neidenswerth seyn, genösse man dort auch kein anderes Vergnügen als den Besuch dieser herrlichen Anstalt. Herr Havel bewohnt ein schönes Haus in der Nähe seiner Meiereigebäude, und einige Klafter weiter hinab liegen die Boote vor Anker, auf denen man den Fluß auf- und abwärts fährt.

Jeder Reisende versieht sich aus dieser berühmten Niederlage, und Alle, die zu Digah anlegen, preisen die Gefälligkeit

des Eigenthümers, der sie mit Allem versieht, was zu ihrer Bequemlichkeit dienen kann. Sie dürfen in den Gärten spazieren gehen, und er leiht sogar denen, die nicht damit versehen sind, Wägen und Palankins. Ihre Tafel wird aus seiner Küche versorgt, und bei ihren Einkäufen läßt er ihnen Körbe mit den der Jahreszeit angemessenen Früchten zugeben. Zwar ist der Preis alles dessen, was man bei ihm kauft, wiewohl es von der besten Qualität ist, außerordentlich hoch, allein es war ihm unmöglich, seine kostspielige Anstalt mit einem mäßigen Gewinn zu unterhalten, denn acht bis neun Monate hindurch hat er mehr als tausend Personen in seinem Dienste, deren Lohn und Unterhalt ihm ungeheure Summen kostet. In einer Zeit, wo die Regierung Aufwand machte und ihre Beamten gut bezahlte, konnte er wohl ein solches Geschäft begründen und gedeihlich fortführen, allein sehr zu bezweifeln ist, ob er unter einem sparsameren System im Stande seyn wird, auch nur seine Kosten zu decken. In einem Lande, wo nur wenige Familien Vermögen genug besitzen, um Luxusausgaben machen zu können, kann der Binnenhandel nicht bedeutend seyn, und es läßt sich vermuthen, daß Digah mit dem Tode seines Eigenthümers, dessen Unternehmungsgeist und Thätigkeit Wunder wirkten, in Verfall gerathen wird.

(Schluß folgt.)

T e x a s.

Das Land Texas, von welchem unlängst die Zeitungen gemeldet hatten, daß es sich von der Republik Mexiko losgerissen und seine Unabhängigkeit proklamirt habe, eine Nachricht, welche durch das neuerliche Schweigen der Journale nicht bestätigt zu werden scheint, hängt mit dem Staat Louisiana und dem Gebiete von Arkansas zusammen. Es ist ein weites, fruchtbares und wohlbewässertes Land, dessen Binnenschifffahrt durch viele größere und kleinere Flüsse erleichtert wird. „Diese Vortheile haben, sagt W a r d in seiner „Beschreibung von Mexiko,“ zum Unglück für das Land, die Vereinigten Staaten von Nordamerika gehörig zu schätzen gewußt. Mehrere Hunderte von Kolonisten, die man mit dem Namen squatters (Kauerer) bezeichnet, und mit Recht die Schanzgräber der Civilisation genannt hat, sind mit ihren Familien über die Gränze gegangen, und haben sich auf dem mexikanischen Gebiete niedergelassen; Andere haben von dem Kongreß von Saltillo Ländereien eingeräumt erhalten, und sich verbindlich gemacht, in einer bestimmten Zahl von Jahren daselbst dauernde Niederlassungen zu gründen. Indem man so unklugerweise die Einwanderung nach einem so großen Maßstab ermuthigte, bewahrte sich die mexikanische Regierung nur ein schwaches Ansehen über die neuen Pflanzer, die sich in Masse in verschiedenen Theilen von Texas angesiedelt haben; denn da sie nur durch eine eingebildete Gränzlinie von ihren am jenseitigen Ufer des Rio-Sabina wohnenden Landsleuten geschieden sind, so wenden sie sich natürlicherweise an diese um Abhülfe in ihren Nöthen, und nicht an eine Regierung, deren Einfluß in diesen entfernten Bezirken sich kaum verspüren läßt. Wenn einmal in der Folgezeit zwischen den beiden Republiken Krieg ausbrechen sollte, so würde Mexiko, wie sich leicht voraussehen läßt, statt sich durch diese numerische Vergrößerung seiner Bevölkerung verstärkt zu haben, an seinen neuen Unterthanen sehr unzuverlässige Verbündete finden. Ihre Gewohnheiten, ihre Gesinnungen sind nothwendig nordamerikanisch und nicht mexikanisch; denn Religion, Sprache und frühere Verbindungen, Alles vereinigt sich zu einem Gegensatze gegen eine bloß dem Namen nach bestehende Anhänglichkeit an eine Regierung, von welcher sie nur wenig zu hoffen, und noch weniger zu fürchten haben. Eine spätere Einverleibung von Texas in die nordamerikanischen Staaten darf daher nicht als ein ganz unwahrscheinliches Ereigniß betrachtet werden, es müßte denn seyn, daß es der mexikanischen Regierung gelänge, dem Strom der Einwanderung Einhalt zu thun, und eine Bevölkerungsmasse von verschiedenem Charakter zwischen die beiden in Texas wohnenden Volkstheile zu schieben, welche ein natürliches Streben haben müssen sich zu einem einzigen Volke zu verschmelzen. Ein Vorschlag zu diesem Zwecke wurde dem Präsidenten 1826 durch John Hunter gemacht, dessen Geschichte vor einigen Jahren bei den Nordamerikanern das lebhafteste Interesse erregte. Die Genauigkeit der von Hunter in seinem Buche über seine Geburt und seine ersten Abenteuer gegebenen Details wurde von den Nordamerikanern in Zweifel gezogen, und ihre periodischen Schriften haben ihn einen Abenteurer genannt, der sich zum Helden eines von ihm erfundenen Romans erhoben, und so die Leichtgläubigkeit des britischen Publikums getäuscht habe. Ich jedoch bin der Meinung, daß sein Verbrechen nur in der Kühnheit bestand, womit er die Rechte eines geplünderten und verfolgten Menschenstammes zurückforderte, welchem er sein Leben weihte, und durch welchen er endlich geopfert wurde. Wer ihn auch nur kurze Zeit kannte, mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß wie auch seine Verbindungen mit den Indianern angefangen haben mochten, er für ihre Sache wahrhaft begeistert war. Wenn er von irgend einem andern Gegenstande sprach, war seine Rede unbeholfen, seine Miene plump und seine Haltung aller Energie und Grazie ermangelnd; kaum aber wurde diese Saite berührt, da belebten sich plötzlich seine Gesichtszüge, sein Ausdruck wurde kräftig und bilderreich, und wenn ihm die Worte fehlten, was ihm bei seiner unvollkommenen Kenntniß des englischen Idioms manchmal begegnete, so verriethen wenigstens Blick und Bewegung dieses Mannes die Wahrheit der Empfindung, welche er auszudrücken bemüht war. Hunter hatte, so viel ich mit Sicherheit ermitteln konnte, als er nach Mexiko kam, den Zweck, die Regierung zu vermögen, einen Theil der unbesetzten Staatsländereien in Cohahuila und Texas einigen zahlreichen Indianerstämmen anzuweisen, welche zusammen 20.000 Krieger stellen konnten, und aus ihren Jagdgebieten an den Ufern des Missouri und Mississippi durch die reißende Ausbreitung der Bevölkerung in den östlichen Staaten der nordamerikanischen Republik verdrängt worden waren. Sich zurückziehend über die weiten Steppen Louisiana's, und Schritt für Schritt von dieser Civilisation verfolgt, vor der sie flohen, flehten diese Indianer Mexiko an, ihnen Ländereien einzuräumen, welche sie ihr Eigenthum nennen könnten, und versprachen, wenn man ihnen die Niederlassung an den südlichen Ufern des Rio Colorado und des Rio Sabina erlauben würde, der Regierung von Mexiko den Eid der Treue zu leisten, sich zur katholischen Religion zu bekennen, sich den Arbeiten des Feldbaues zu unterziehen und die Gränze gegen Angriffe aller Art zu vertheidigen. Diese günstige Gelegenheit, für die Bevölkerung des Landes einen wichtigen Zuwachs zu gewinnen, ging durch jenen Geist der Trägheit verloren, welcher in Spanien und allen ursprünglich von ihm abhängigen Ländern die Quelle so vieler Uebel gewesen ist. Hunter reiste von Mexiko ab, ohne auf seine Anfragen eine bestimmte Antwort erhalten zu haben, und soll, um sich von der Beschuldigung der Treulosigkeit vor der großen Rathsversammlung der Indianer, welche bei seiner Rückkehr gehalten wurde, zu reinigen, diesen gerathen haben, die Gränze zu überschreiten, und sich auf den Ländereien, um deren Einräumung sie vergebens nachgesucht hätten, auf eigene Hand niederzulassen. Dieser Vorschlag wurde von einigen Stämmen gebilligt, von andern aber verworfen; eine wenig beträchtliche Schaar betrat mit Hunter das mexikanische Gebiet, welcher mit einigen nordamerikanischen Kolonisten Texas, unter dem Namen F r e d o n i a, unabhängig erklärte. Don Anastasio Bustamente, mexikanischer Befehlshaber der innern Ostprovinzen, und der Obrist Austin, Chef der von nordamerikanischen Kolonisten an der Mündung des Rio Bravo gegründeten blühenden Niederlassung, widersetzten sich dem Versuche Hunters und seiner Gefährten. Die Indianer waren, bei dem Anblicke so beträchtlicher Streitkräfte, es sehr gern zufrieden, sich auf die Bedingung alsbaldiger Unterwerfung zu ergeben. Man weiß nicht, ob Hunter an Bustamente als Sühnopfer ausgeliefert, oder in einem Scharmützel getödtet wurde; aber gewiß ist es, daß sein Kopf dem mexikanischen General in die Hände fiel, so wie auch der Kopf Fields, eines weißen Mannes, welcher, wie Hunter, sein Leben unter den Indianern zugebracht hatte, und von ihnen als einer ihrer Häuptlinge betrachtet wurde. Da sich dieses Ereigniß kurze Zeit vor meiner Abreise von Mexiko (1827) zugetragen hatte, so war es mir unmöglich darüber weitere Aufschlüsse zu

erhalten, und eben so wenig kenne ich die Veränderungen, welche die kräftigen Maßregeln Bustamente's in Texas hervorgebracht haben mögen. Man darf hoffen, die Regierung werde sich das bereits Vorgegangene zur Warnung dienen lassen, und in Zukunft auf diesen kostbaren Besitz ihr Augenmerk richten; denn obgleich ich gegen die nordamerikanische Republik keine Abneigung hege, vielmehr ein aufrichtiger Bewunderer ihres Gedeihens bin, so muß mir, als Engländer, doch die Bemerkung erlaubt seyn, daß es den Interessen meines Volkes nicht zuträglich seyn kann, ihre Südgränze bis zum Rio Bravo del Norte verrücken zu sehen. Die Nordamerikaner würden in diesem Falle in drei Tagen zur See nach Tampico und Vera Cruz gelangen können, und die Mittel in der Hand haben, willkürlich allen Verkehr zwischen Mexiko und jedwedem europäischen Lande, mit welchem sie eben in Zerwürfniß wären, zu sperren."

Die Gefangenen.

(Schluß.)

Der Tag war bereits sehr im Sinken, und aus der Richtung und Länge ihres Zuges erkannten sie, daß sie nicht mehr weit von den obern „Blue-Licks" entfernt seyn könnten. Es war gleich Anfangs Boons Meinung gewesen, daß die Indianer beabsichtigten, an diesem Punkte über den Lickingsfluß zu setzen und nach ihren Dörfern am Scioto zu ziehen. Konnten sie diese Dörfer mit ihren Gefangenen erreichen, so war beinahe alle Hoffnung auf eine Befreiung derselben verloren; übrigens setzten sie sich einer Blutrache aus, wenn sie bei dem Versuche, den Gefangenen Hülfe zu leisten, unglücklicherweise einen der Räuber tödten sollten.

Welch eine Veränderung ist seit einem halben Jahrhundert nicht nur in Kentucky und Ohio, sondern in dem ganzen Mississippi-Thale vergegangen! Die Rechtsfrage über das Eindringen der Weißen in die Heimath und den Jagdboden der Wilden ist schon früher mannichfach besprochen worden, und welcher Ansicht man darüber auch seyn mag, wir wollen sie hier nicht weiter besprechen.

Boon und seine Gefährten hatten einen passenden Ort zum Nachtlager gefunden, und sie bereiteten, nachdem sie hastig ein spärliches Mahl eingenommen hatten, sich vor der Ruhe zu pflegen. Schildwachen wurden in gehöriger Entfernung ausgestellt, das Feuer hinreichend gedämpft, um Entdeckung zu vermeiden; die, welche nicht auf der Wache standen, hüllten sich in ihre dunkeln Mäntel und suchten auf dem Boden unter den Gebüschen einen Ruheplatz. Es war nahe an Mitternacht. Der Mond stand hoch am Himmel, leichte Wolken zogen darüber hin, ohne ihn ganz verdunkeln zu können, als der scharfe Knall der Büchse eines der ältern Jäger sich hören ließ. In einem Augenblick hatte jeder seinen Hahn gespannt und bereitete sich zum Kampf, doch ohne sich aus seinem Versteck zu rühren. Ein Pfeifen von der Wache, die gefeuert hatte, kündigte an, daß Alles wieder ruhig sey. Nichts störte ferner die Ruhe der Nacht, doch als der Tag graute, war jeder begierig, die Ursache des Allarms während der Nacht zu erfahren. Die Schildwache deutete mit dem Finger auf etwas, das in dem schwachen Morgenlichte ein mächtiger Bär zu seyn schien. Bei näherer Besichtigung jedoch fanden die erfahrenen Jäger zu ihrem großen Erstaunen das wilde Gesicht eines todten Indianers, der sich in ein Bärenfell gewickelt und in dieser Verkleidung die Stellung des Feindes auszukundschaften versucht hatte. Aber ein falscher Schritt verrieth ihn dem geübten Auge James M'Millans, und die unglückliche Bärenhaut ward zum Zweitenmal durchbohrt. Alles war wieder in Bewegung, sobald man nur auf wenige Schritte weit genau sehen konnte. Sie waren noch nicht weit gezogen, als sie entdeckten, daß die Verfolgten eine große Büffelspur, die zu dem obern „Blue-Licks" führte, eingeschlagen hätten. Boon war jetzt mehr als je überzeugt, daß sie keine Ahnung von ihrer Verfolgung hätten. Die Indianer verließen indeß bald wieder die Spur und schlugen sich abermals in die Wälder. Die Weißen folgten vorsichtig ungefähr eine halbe Meile weit der Fährte, und als sie einen steilen Hügel hinanstiegen, entdeckte M'Millan die Indianer in einer Entfernung von etwa 100 Schritten. Zum Glücke hatten sich die gefangenen Mädchen am Fuße einer majestätischen wilden Pappel ungefähr 30 Schritte vom Feuer niedergesetzt, und befanden sich unmittelbar zwischen ihren wilden Räubern und ihren Freunden. Zwei Indianer kochten, die Andern rauchten ihre Pfeifen in der sorglosesten Ruhe. Boon und M'Millan schlugen an, und würden einen Augenblick später gefeuert haben, als einem von der Gesellschaft zufälligerweise sein Gewehr losging. Jetzt war keine Zeit zu verlieren; zwei Indianer hatten bereits ihre Tomahawks aufgerafft und eilten auf die Gefangenen los, um diese zu skalpiren. Boon schoß mit seinem nie fehlenden Gewehre den vordersten in den Unterleib, der, sich krümmend, in einem nahen Rohrgebüsche zusammenstürzte. M'Millan feuerte, aber ein Zweig lenkte seine Kugel ab. Ohne Zögern warf er sich zwischen den Indianer und die Gefangenen. Durch eine glückliche Anstrengung gelang es ihm, dem Wilden seinen Tomahawk zu entreißen, und nun begann ein langer, schrecklicher und zweifelhafter Kampf. So stark er übrigens war, so war doch sein Gegner ihm beinahe völlig gewachsen, und nicht ohne die äußerste Anstrengung gelang es ihm, dem Indianer ein mächtiges Skalpirmesser zu entreißen, das derselbe aus der Scheide gezogen hatte. Keine Hülfe konnte ihm geleistet werden, denn so rasch waren ihre Bewegungen, daß man unmöglich einen Streich auf den Indianer führen konnte, ohne M'Millans Leben zu gefährden. Einen Augenblick lang wurde der Kampf ausgesetzt. Mit unaussprechlicher Wuth blickten sie einander an und begannen dann ihren Todeskampf von Neuem. Ein verhaltener Schmerzenslaut des Indianers verkündigte sein Schicksal, das Messer war ihm ins Herz gedrungen.

Die Gefangenen wurden hierauf ihren Freunden im Blockhaus unverletzt zurückgegeben. Der Erzähler dieser Begebenheit kennt persönlich den Sohn einer derselben, der jetzt ein hohes Richteramt in den Vereinigten Staaten bekleidet.

Vermischte Nachrichten.

Der Almanach Royal führt folgende Vornamen und Titel des Herzogs von Orleans auf: Rosolin Ferdinand Philippe Louis Charles Henri Joseph von Orleans, Herzog von Orleans, Kronprinz, Monseigneur und königliche Hoheit, General der Kavallerie, Großkreuz der Ehrenlegion, Pair von Frankreich ohne Sitz, Ehrenpräsident der statistischen Gesellschaft und Beschützer der Börse.

*

Die Vereinigten Staaten breiten ihre Verbindungen in Asien mehr und mehr aus, und haben kürzlich einen Handelsvertrag mit Cochinchina abgeschlossen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 362. 28 December 1833.

Ueber den englischen Buchhandel.

Früher wurde der englische Buchhandel betrieben, wie jeder andere Handel in der Welt. Der Buchhändler verwendete sein Kapital auf das Drucken von Büchern, die ihm Absatz versprachen, und behielt die Auflage bis sie verkauft war, oder bis er alle Hoffnung verloren hatte, sie zu verkaufen, und sie als Makulatur verbrauchte. Je schneller die Auflage vergriffen war, um so schneller und vortheilhafter sezte er sein Kapital um, aber dieß war dem Verdienst des Buches, dem Glück und dem Geschick des Buchhändlers überlassen, und es waren keine künstlichen Mittel gebräuchlich den Umsaz zu beschleunigen. Wenn ein Buchhändler nicht disponibles Kapital genug hatte, eine Unternehmung allein anzufangen, so verband er sich mit mehreren, und so fanden sich eine Menge, und in einer gewissen Zeit, die meisten Bücher mit einer großen Zahl von Herausgebern auf dem Titel. Aber zur Zeit des Kontinentalkrieges, als Handelsunternehmungen aller Art eine früher unbekannte Ausdehnung erreicht hatten, als Jedermann im Fieber der Spekulation seine Kräfte und Kapitalien überstieg, und jede Unternehmung, die nicht schnellen Gewinn brachte, verlassen wurde, um einer neuen Raum zu machen, fing die Mode der Auktionen an, alle Theile des englischen Handels zu durchgreifen. Man wollte lieber, auch mit Verlust, wieder in den Besiz seines Kapitales treten als es in einem Geschäfte lassen, das sich nur langsam zu realisiren versprach. Die ungeheure Ausbreitung des Kredits erleichterte dabei das Beginnen von Unternehmungen, die die Kräfte der Unternehmer weit überschritten, so daß die Nothwendigkeit der Liquidation, wenn sich der Verkauf hingezogen hatte, zu Auktionen führen mußte, um sich der Masse von Waaren, die man angehäuft hatte, zu entledigen. Aller Handel wurde mehr und mehr Börsenspiel, wo man nicht mehr das Kapital, sondern die Differenzen berechnete, und mit fiktiven Kapitalien spielte. Der Buchhandel entging diesem Fieber nicht, und die Umstände waren besonders günstig dazu. Das Bedürfniß von Büchern war in einer schnellen Proportion gestiegen, der große Reichthum des Landes, und die hohen Preise aller andern Bedürfnisse erlaubten die Preise auf einen bisher unerhörten Grad zu steigern, und die Geseze gegen den Nachdruck sicherten alle Konkurrenz für dasselbe Werk. Die großen Buchhändler fingen an literarische Zeitschriften zu gründen, oder wenigstens Aktien darin zu nehmen, um die Werke, die in ihrem Verlag erschienen, anpreisen lassen zu können, und bei der großen Menge reicher und müßiger Familien, welche jedes Buch, das ihre Neugierde reizte, kaufen konnten, war dieß hinlänglich einen bedeutenden Verkauf zu sichern, ehe der eigentliche Werth des Werkes erkannt wurde. Bücher wurden wie Modeartikel der Neuheit wegen gekauft. Fand sich beim Lesen, daß es werthlose Schreiberei war, so hatte der Buchhändler doch schon meistens genug verkauft, um seine Kosten gedeckt zu haben. Dieser erste Verschluß geschah an reiche Familien, an Lesekabinette und an Leseklubs, mit denen ganz England bedeckt ist. Aber dieß war doch nicht hinreichend, eine große Auflage zu verschließen, die Masse der Leser und Käufer war nicht reich genug, aufs Gerathewohl Bücher zu den hohen Preisen zu kaufen, sie warteten ab, bis das Buch seinen Werth bewährt hatte, und dann, wenn es wirklich gut war, und der Gegenstand eine zahlreiche Klasse interessiren konnte, ließ sich auf einen stetigen und nachhaltigen Verschluß rechnen. Aber oft und vielleicht meistens hatte der Buchhändler keine Zeit diesen abzuwarten, und wünschte eine neue Unternehmung anzufangen, welche ihm größere Vortheile versprach; denn der Gewinn bei diesen theuren Büchern, wenn die Auflage schnell und im ersten Eifer der Mode vergriffen wurde, war so groß, daß der langsame, wenn auch sichere Verkauf des Restes einer Auflage, und um so mehr, wenn er unsicher war, nicht dagegen in Betrachtung kam. Daher kam die Gewohnheit auf, daß der Verleger, wenn der erste Verkauf vorbei war, eine Privatauktion hielt, bei der er den Rest der Auflage an Buchhändler zu Partien von 20 bis 50 Exemplaren verkaufte, sich so aus dem Geschäfte zog, und seine Hände für neue Spekulationen frei hatte. Diese Bücher fielen dadurch in die Klasse der Bücher aus zweiter Hand, second hand books, was keineswegs gebrauchte Exemplare bezeichnet, sondern vollkommen neue, die nur zu einem herabgesezten Preise aufs Neue angekündigt wurden. Diese Operation wurde hauptsächlich mit Büchern vorgenommen, welche auf die allgemeine Lesewelt berechnet waren, Reisen, schöne Literatur, Geschichte u. s. w. Werke, welche für gewisse Professionen bestimmt waren, medizinische, juridische, antiquarische, und eigentliche gelehrte Werke wurden nur selten so losgeschlagen, da man bei ihnen nie auf einen Modeverschluß hatte rechnen können, sondern die Spekulation von Anfang an, auf eine solidere Basis und auf länger dauernden Verkauf berechnet seyn mußte. Durch diese Gewohnheit

bildete sich nun eine eigene Klasse von Buchhändlern, welche zwischen dem Antiquar und dem Verleger standen; sie kauften diese Art von Werken an, gaben eigene Kataloge davon heraus, und spekulirten auf die Chancen, welche ihnen die so an sich gekauften Auflagen gaben. Die Zahl dieser Buchhändler ist sehr groß, und sie haben zum Theil ein sehr bedeutendes Kapital in ihrem Handel stecken, meistens verbinden sie das Geschäft eines Antiquars im Großen damit. Man kann aus der Ausdehnung ihrer Kataloge, welche oft Bände von 3 bis 500 Seiten bilden, und aus der Art der Werke, welche sie enthalten, beurtheilen, welche unglaubliche Ausdehnung diese Art von Buchhandel gewonnen hat. Der neue Preis ist immer sehr bedeutend unter dem ersten, meistens um die Hälfte oder mehr herabgesetzt; findet es zu diesem Preise einen leichten Verkauf, so steigt es wieder, bis es sich oft wieder zum ersten erhebt; verkauft es sich schwer, so fällt es. Ein Beispiel wird das Schicksal eines solchen Werkes, und die Art dieses Buchhandels am besten darthun. Ker Porter's Reisen nach Persien erschienen im Jahr 1820 in zwei Quartbänden, und kosteten 9 Guineen, im Jahr 1825 wurde der Rest der Auflage verkauft, und der erste Preis wurde auf 2½ Guineen herabgesetzt. Das Buch war wirklich gut und interessant, und stieg in folgenden Proportionen: 1826 3 Guineen, 1828 4 Guineen, 1829 5 Guineen, und kostet gegenwärtig etwa 6 Guineen. Aehnliche Beispiele wären leicht und in Menge anzuführen. Die große Zahl der englischen Bücher wird auf diese Art in den Handel gebracht, und wer in London lebt, hält sich leicht dabei auf dem laufenden, erhält die Kataloge ohne Mühe, und kann sich mit verhältnißmäßig geringen Kosten eine Bibliothek sammeln, wenn er die Zeit abwarten will. Aber für fremde Bibliotheken und Bibliothekbesitzer ist es nicht leicht, diese Nachrichten zu erhalten; die Menge der Buchhändler, welche Kataloge dieser Art herausgeben, und der beständige Wechsel der Preise machen es sehr schwer für sie, über den Zustand des Buchhandels und den jezeitigen Preis der Bücher unterrichtet zu werden. Sie sind sehr in Gefahr durch den gewöhnlichen Buchhandel die Publikationspreise zu bezahlen, auch wenn das Buch schon seit Jahren zu niederern verkauft ward. Das beste für sie ist, sich mit einem respektabeln Buchhändler von second hand Büchern in Verbindung zu setzen, sich von ihm Kataloge, wie sie erscheinen, schicken zu lassen, und sich so in den Stand zu setzen, wenigstens im Allgemeinen beurtheilen zu können, wann es Zeit ist ein Werk zu kaufen.

(Schluß folgt.)

I r l a n d.

(Nach Baron d'Haussez.)

3. Religion.

Unter die vornehmsten Ursachen der unglücklichen Lage Irlands muß man die Verschiedenheit der Religion zwischen der Masse der Bevölkerung und einer kleinen Abtheilung derselben rechnen, welche lange durch ein legales, den andern Kultus verirrendes System begünstigt wurde. Auf acht Millionen Bewohner wurden sieben Millionen, welche dem katholischen Glauben anhingen, drei Jahrhunderte lang Verfolgungen jeder Art unterworfen, welche religiöser Fanatismus und Parteigeist erfinden konnte. Der Reichthum, den einige große, dem Glauben ihrer Väter treu gebliebene Familien sich erhalten hatten, konnte allerdings einen hartnäckigen Kampf gegen die Eingriffe der Tyrannei bestehen; aber er entbehrte des Einflusses, den die Theilnahme an der Gunst des Souveräns und an den Geschäften der Regierung gewährt; die Verluste, die er erlitt, ersetzten sich nicht. Diese Aristokratie wurde immer schwächer, und da die Vergütung eines so verjährten Unrechts zögernd und unvollständig kam, konnten sie ihre alte Kraft nicht mehr gewinnen. Das Volk, welches sie nicht im Stande war zu beschützen und zu beglücken, hatte sich daran gewöhnt, sie mit Gleichgültigkeit, selbst mit Neid zu betrachten; es war ihr nur noch darum zugethan, weil religiöse Verfolgung zwischen ihm und ihr eine Gemeinschaft der politischen Lage, gemeinsam erduldete Leiden gemeinsamen Haß gegen eine unterdrückende Regierung bewirkten. Aber jene Bande fortgesetzten Wohlthuns von einer Seite und entsprechender Erkenntlichkeit von der andern, welche in England die großen Eigenthümer und die davon abhängigen Klassen vereinigen, existirten nicht in Irland. Der Zustand von Herabwürdigung und Armuth, in welchem die katholische Geistlichkeit seufzt, hat den Priesterstand Händen überliefert, die nicht im Stande sind, die Würde desselben zu erhalten, viel weniger sie zu erhöhen. Die Priester kommen nur aus den niedrigsten Klassen der Gesellschaft. Zu arm und außer Stande, sich die unerläßliche Bildung zu erwerben, ergänzen sie diesen Mangel nur durch einen blinden Fanatismus, und dieser theilt sich auf höchst gefährliche Weise jenen Klassen mit, deren religiöse Gesinnungen sie, statt sie aufzuklären, nur entflammen. Daher jener Zustand fortwährender Unruhe, jene Geneigtheit zur Unzufriedenheit, jene häufig wiederkehrenden Angriffe gegen eine stets in Furcht schwebende Obrigkeit, welche ihrerseits die zu ihrer Sicherheit erforderliche Vorsicht übertreibt und auf dem Punkte steht, sie in eine wahre Tyrannei umzuwandeln; daher jene Theilung Irlands in zwei politische und zwei religiöse Klassen: die eine sehr zahlreich, arm, unwissend und aufgeregt; die andre schwach an Zahl, stark an Macht und Reichthum, sehr zum Mißbrauche der einen wie des andern sich hinneigend; daher endlich ein Haß, stets bereit, mit dem Charakter der Gewaltthätigkeit hervorzubrechen, die in der Lage der beiden Parteien ihre Ursache hat. Zur Veränderung dieses Zustandes der Dinge mußte die vom Kontinente gewissermaßen gegen England hinströmende Civilisation dieses wegen der Unterjochung Irlands beschämen; sie mußte gegen das Land, wovon sie zuerst ausgegangen waren, um die ganze Welt aufzuregen, jenes Freiheitsgeschrei, jene Deklamationen gegen die Intoleranz zurückwenden, welche die Engländer auf allen Theilen der Erde verbreiteten; sie mußte die politische und religiöse Sklaverei zeigen, die mit einer orientalischen Härte in jenem Lande geübt wurde, welches mit seiner Liebe für jede Freiheit sich am meisten brüstete, aber vor Allem mußte das Volk, für welches die Philosophie und die Humanität ihre Stimme erhob, seine Ketten selbst abschütteln und daraus Waffen zu schmieden drohen. Die Maßregel, die ihm seine so lange verkannten Rechte geben sollte, fand in den Vorurtheilen und selbst in den

Gewohnheiten der herrschenden Nation einen langen und starken Widerstand. Man fürchtete den Gebrauch, den Irland im Augenblicke seiner Freiwerdung von seiner Freiheit machen würde; man fürchtete um so eher diesen Uebergang, als man die Aufregung kannte, welche glühendes Rachegefühl und ein Elend verursachten, das sie zu verzweifelten Entschlüssen treiben würde, und das man auf keine Weise zu erleichtern im Stande war. Sehr gewandte Staatsmänner hielten den bestehenden Zustand aufrecht, um der mit einer Aenderung desselben verknüpften Gefahr zu entgehen; sie übermachten ihren Nachfolgern eine schwierige Aufgabe, an deren Lösung sie sich bis jetzt nicht wagten; indem sie es sicherer und leichter fanden, die Tyrannei fortzusetzen, als Gerechtigkeit zu üben, hielten sie Irland in der Sklaverei fest. Die Regierung war zuletzt genöthigt, die bisher befolgte Linie zu verlassen; allein als sie sich dazu entschloß, stand es nicht mehr bei ihr, die davon unzertrennlichen Nachtheile abzuhalten. Die ihr abgedrungene Konzession betrachtete man als einen Beweis ihrer Schwäche: anstatt Erkenntlichkeit dafür zu finden, rief sie damit Anmaßungen hervor, und im Bunde mit der Philosophie, ihre Sprache entlehnend, brachte der religiöse Geist in die Erörterung politischer Interessen jene Bitterkeit, womit er alle Streitigkeiten, in die er sich mischt, behandelt. Jetzt ist er im Handgemenge, seinen Feind neckend und ihn herausfordernd, um neue und große Konzessionen von ihm zu erhalten, die ihm in offenem Kampfe nicht zu Theil würden; er ruft zu seiner Hülfe andre Leidenschaften, andre Interessen, jede Art von Mißvergnügen und Zwiespalt; Menschen und Thatsachen, Wahrheit und Lüge — Alles muß ihm dienen, und die Verlegenheit der englischen Regierung selbst ist sein Kampfgenosse. Diese nimmt ihre Zuflucht zu Mitteln, welche zu andern Zeiten, unter andern Umständen glückten und die ganz auf einem Ausnahmssystem beruhen. Werden sie auch jetzt glücken, und wie lange? Die Zukunft allein wird uns darüber belehren; denn was sie in ihrem Schoße birgt, kann man bei dem Zustande von Verwirrung, worin sich die Gesellschaft und die Prinzipien befinden, auf denen die Stabilität beruhte, unmöglich voraussagen. Wird nicht von Irland der Sturm ausgehen, dessen fürchterliche Elemente mit so viel Sorgfalt ausgearbeitet und mit so viel Gewalt durch alle Räume geschleudert wurden? England sollte bei dem Getöse, das von diesem Lande herkommt, allerdings diese Furcht hegen. Vergeblich um es zu beschwören, vermeint man es damit abzufinden, daß man einige jener zahlreichen Mißbräuche opfert, die in die Ausübung der Rechte der herrschenden Religion sich eingeschlichen haben und ihm einige Stücke seiner Reichthümer zurückerstattet. Es ist in der Physik noch ein Problem, ob nicht der Blitzableiter den Strahl, gegen den er schützen soll, gerade herbeizieht; nicht anders ist es mit den politischen Konzessionen. Reichlich bezahlt für die Dienste, die sie nicht leisten konnte, erntete die englische Geistlichkeit von Irland die Zehnten, die sie in England verschwendete. Man hat so eben nicht seinen Einfluß, der ohnehin null war, sondern seinen Reichthum geschmälert, der unermeßlich zu einer gerade nicht apostolischen Verwendung diente. Die katholische Geistlichkeit, die bei dieser Reform nichts gewinnen wird, wird dadurch nicht geneigter werden, als sie es in Betreff der Regierung ist. Und wäre es auch wirklich der Fall, sie würde nicht in der Verbesserung ihres Looses das finden, was ihr stets, um Gutes zu bewirken, fehlen wird: eine höhere Stelle in der Gesellschaft und Erziehung. Man kann demnach in den in Betreff der Religion in Irland ergriffenen Maßregeln eine Aufhebung eines verjährten Unrechts, eine fiskalische Maßregel, aber kein Rettungsmittel gegen Gefahren erblicken, welche mit jedem Tage drohender erscheinen.

Bilder aus Paris.

3.

Ein neues Lustspiel von Scribe. Bertrand und Raton.

Nach dem Ernst und der Traurigkeit, der Scherz; nach dem Drama, das Lustspiel, nach Victor Hugo Herr Scribe. Kennen Sie Herrn Scribe? Sicherlich, denn es gehört zu seinen Titeln, daß er in Petersburg und in Rom, in Berlin und in Wien mit gleichem Beifall gespielt wird. Bertrand und Raton ist das einhundert zwei und achtzigste Stück, welches Herr Scribe geschrieben hat; rechnen wir eins in das andere zu 6000 Fr., so sehen wir den Vaudeville-Dichter in der Nähe einer Million prangen, und er ist noch weit vom Schlusse; in diesem Augenblicke werden drei neue Stücke von ihm am Gymnase einstudirt. Herr Scribe hat große Leichtigkeit zu schreiben; in vierzehn Tagen ist eine Komödie von fünf Akten fertig; er zieht sich, wie seine Blätter alsdann sehr klingend melden, auf seinen Landsitz oder sein Schloß im Thale von Montmorency zurück, und wenn er hier in einem süßen Taumel von Behaglichkeit, Reichthum, Glanz und Bequemlichkeit einen Blick auf die politischen Bewegungen der Zeit und die Zuckungen des Volkes wirft, so dünkt es ihm, er habe noch ein Kapital zu seinen bisherigen Werken zu fügen. Er hat nach und nach die Republik, die Kaiserzeit und die Restauration bespielt und verspottet, das Gymnase lebte seit Jahren von den Husaren-Obersten und Marquis und sentimentalen Wittwen des Herrn Scribe, wie weiland die begünstigten Bühnen des großen Theaterdichters Kotzebue. Herr Scribe hatte mit einer letzten Epoche abzurechnen, die Julirevolution, der politische Sinn des Volkes, war noch nicht vor seinen Schranken erschienen. Das Volk politisirt, das Volk raisonnirt, denkt und dehnt seine Blicke über die Quadratschuhe seines Spezereiladens oder seiner Kappenfabrik weg; geschwind ein Vaudeville, um dem bethörten Volke von der Bühne zu insinuiren, daß es, wie der Schuster, hübsch beim Leisten zu bleiben habe, daß nichts verderblicher, und für den Handel und die Industrie, also für das Wohlseyn und das Glück des Bürgersmannes Nachtheiligeres sey, als sich um Politik zu bekümmern. Und Herr Scribe schreibt dießmal aber nicht für das Gymnase oder das Vaudeville, man öffnet ihm die Nationalbühne, das Theater Français wird sein Lustspiel empfangen; wie das Werk, so die Ehre! In dem nämlichen Palais-Royal, wo einst, und wenn ich sage einst, so spreche ich von ganz kurzher, von der ersten Zeit nach der Julirevolution, von der Flitterwoche der großen Woche, wo die Marseillaise auf und unter dem Balkon des neuen Königs zum Tagwerke gehörte und die Händedrücke so verschwenderisch ausgetheilt wurden, als heute die Ehrenkreuze; in diesem nämlichen Palais-Royal wird jetzt das Volk zu einem neuen Feste geladen; es ist abermals handelnde Partei, und wenn es wirklich aufrichtig klatschen sollte, so muß man ihm zugestehen, daß es in Großmuth unerreichbar ist, denn es klatscht über sich selbst. Die alte Geschichte von dem Affen und der Katze, von dem Feuer und den Kastanien, die Fabel von Lafontaine, Bertrand und Raton, haben das Gerippe, das Skelett geliefert; das ächte Fleisch und Leben des Volkes müssen es ausfüllen, ihm Bewegung geben, und Stich und Hieb aushalten; wie im Hauptspiele so im Nachspiele. E sempre bene!

Wir sind in Kopenhagen, zur Zeit wo Christian VII nichts, die junge Königin Mathilde unter dem Einflusse von Struensee, und dieser Alles war. Die Königin Mutter, Marie-Julie, ist unzufrieden, sie will die Günstlingsherrschaft von Struensee vernichten, welcher sie zur Nullität verdammt, und die Regentschaft für sich erlangen; sie intriguirt und konspirirt, doch ohne bedeutenden Anhang. Ein Elender, Namens Koller, ein Obrist, ist ihr Werkzeug, sie möchte gerne Leute von Einfluß, von Namen für sich gewinnen; Bertrand von Ranzau wäre ihr

Mann, er ist geistreich, vornehm, reich, sitzt im Ministerrathe, und ist ein ausgelernter Staatsmann. Aber das ist gerade die Ursache, warum er nicht konspirirt; er hat Titel, Rang und Ehre, und will sie nicht in einer Verschwörung auf das Spiel setzen, er zeigt der verwittweten Königin den Mann, wie sie ihn braucht. Ein Seidenhändler in Kopenhagen, welcher die Lieferungen des Hofes hat, und über Mathilde und Struensee ziemlich respektwidrig spricht, reich und aufgeblasen, wichtigthuend, unbesonnen, eingebildet und beschränkt, wie der Bürger seyn muß, um dem Plane eines Edelmannes zu dienen. Ranzau hört aus dem Munde Burkenstaffs, daß dieser achthundert Arbeiter ernähre, welche nicht dulden würden, daß ihm ein Haar gekrümmt werde; Burkenstaff spricht darum laut und viel und einfältig. Ranzau bestärkt den Seidenhändler in der Idee seiner Wichtigkeit, und bringt es durch eine Intrigue dahin, daß der Minister seine Verhaftung verordnet. Alsbald eine Emeute, der Ladendiener von Burkenstaff durchschreit die Straßen, das Volk versammelt sich, droht und zieht vor den Palast Struensee's. Dieser muß nachgeben. Burkenstaff wird in Freiheit gesetzt; das Volk folgt ihm in seine Wohnung, ruft ihn zu seinem Vorstande aus, und Burkenstaff ist ein gefeierter Mann, der aufrichtig das Wohl des Volkes will; einstweilen mit blanken Dukaten seinen Bemühungen und Wünschen Nachdruck gibt. Diese schönen Dukaten, welche so mühsam in dem Kram verdient und angehäuft wurden, um der Chimäre des allgemeinen Wohles, um der Politik willen verschwenden; die Frau Seidenhändlerin Burkenstaff möchte vergehen! Burkenstaff wieder in Freiheit, das paßt nicht in den Plan von Ranzau, der einen nachhaltigen Aufstand gegen Struensee herbeiführen möchte. Er folgt also dem Volkschef in seine Wohnung und sperrt ihn in seinen Keller ein; das Volk kommt, um ihn zu einer Feierlichkeit abzuholen, findet ihn nicht, und fängt von Neuem den Spektakel an, während unterdessen Ranzau seine Rolle fortspielt, und Burkenstaff in seiner Volksglorie sich und sein Haus, seine Fabrik und seinen Reichthum ruiniren läßt. In der Verwirrung, welche durch die Gährung des Volkes entsteht, erwirkt die Königin Mutter von Christian VII den Befehl zur Verhaftung Struensee's und der Königin Mathilde; Ranzau wird erster Minister, und Burkenstaff, der selbst dieses königliche Dekret vorliest und auf große Anerkennung seiner Dienste zählt, wird zum Hoflieferanten ernannt. Er war es früher schon thatsächlich, und durch das Verschwinden Struensee's und der jungen Königin Mathilde verliert er die Hälfte seiner hohen Kunden; sein ganzes Vermögen ist fort. Das ist das Werk von Scribe, welches ihm nach dem Ausspruch seiner Anhänger einen ersten Platz unter den Lustspieldichtern Frankreichs anweist. Es versteht sich von selbst, daß eine Liebschaft hineinverwebt ist, jene des Sohnes von Burkenstaff zur Tochter des Kriegsministers, in der nämlichen geistreichen Verbindung mit dem Plane des Stückes, wie die Einsperrung Burkenstaffs in seinen eigenen Keller. Burkenstaff hat die Kastanien aus dem Feuer geholt, und Ranzau verzehrt sie. In dieser Aehnlichkeit mit der Fabel von Lafontaine wollten manche eine politische Anspielung gegen die ehemaligen Machthaber Frankreichs, gegen die Minister und frühern Revolutionäre, gegen Louis Philipp selbst erblicken, und die Mauern von Paris, auf welchen zur nämlichen Zeit der Verkauf des Hotels von Laffitte angeschlagen war, diente zur grellen Unterstützung dieser Interpretation. Es ist unglaublich, welche divagirenden Deutungen gemacht wurden. Gute Leute in der That, die Ihr Euch einbildet, man habe Herrn Scribe in das Theater Français eigens dazu kommen lassen, um dessen Eigenthümer und seine Minister zu persifliren. In London wurde vor einiger Zeit ein Stück aufgeführt, in welchem die Nordamerikaner als ein Gesindel von Schneider und Schuhmacher verhöhnt waren; John Bull war außer sich vor Freude, bis ein Yankee von der Gallerie herabrief: Ah, John Bull von einem Gesindel von Schneidern und Schustern gebläut und besiegt! So klatsche auch du gutes Parterre der Rue Richelieu! Herr Scribe hat es doch deutlich genug gemacht, damit sich Niemand täuschen könne. Wollt Ihr wissen, warum man eine Emeute, einen Aufstand, eine Revolution macht? Johann der Ladendiener kann es Euch sagen: er weiß es nicht, man schreit, lärmt, singt, zerschlägt die Fenster, und — für ihn eine Hauptsache — die Boutique wird zugemacht. Aber darin liegt ja gerade das Unglück, daß die Boutique einen Tag verschlossen werden könne, das möge doch ja jeder Bewohner der Straßen Saint-Denis und Saint-Martin und aller übrigen gewerbtreibenden Quartiere bedenken, ehe sie sich um die politische Welt kümmern, die sie nichts angeht. Wollt Ihr wissen, was der Beruf des Bürgers ist? Hört die gute Frau Burkenstaff an, die ich groß in Verdacht habe, aus dem Nachlaß von Iffland in die Pariser Form des Herrn Scribe übergegangen zu seyn: Die Welt des Handelsmanns und Bürgers ist sein Kramladen, sein Interesse ist der Handel und Wandel, sein Ziel ist der Reichthum, und sein Verdienst und seine Tugend sind ein pünktliches Abtragen seiner Steuern und Patente. Das ist der Katechismus der Frau Burkenstaff, und wenn Burkenstaff, welchen ein Blatt sehr ergötzlicherweise Burschenschaft nennt, einen Augenblick diesen vollständigen Wirkungskreis verlassen wollte, um sich in die klippenvolle Bahn der Politik zu werfen, so kehrt er bald, hart gewitzigt, zur bessern Besinnung zurück; dieß spricht er sehr kläglich am Ende des Stückes aus. Sehet eine Scene zwischen der Mutter und ihrem Sohne; dieser will in die Welt, er will das väterliche Haus verlassen, die Mutter ist in Kummer, sie möchte ihn zurückbehalten! Warum fortgehen, geht es uns nicht gut, sind wir nicht wohlhabend, reich, angesehen in unserm Quartiere, fehlt dir etwas? Hier ist der Schlüssel zur Kasse, hole so viel du willst — bleibe in dem Stande deines Vaters und ernähre dich redlich! Diese Moral hat einem kleinen kritischen Blatte Gelegenheit zu einer Ironie gegeben: Wollte Herr Scribe in Werken üben, was er in Worten empfiehlt, so stände er in einem kleinen Kramladen neben der Kirche Saint-Roch in der Straße Saint-Honoré, wo sein Vater einen Seidenladen hält. Es sollte dem reichen Vaudeville-Dichter verdammt schwer werden, hinter den Meßtisch zurückzukehren, zu dem Stande seines Vaters, welcher diesen redlich ernährt!

Glückliches Volk, welches über Alles lacht, nöthigenfalls über sich selbst, lieber als gar nicht. Doch Ihr, die Ihr Euch in den Logen bei der Karrikatur des einfältigen Bürgers so behaglich fühlt und mit glacirten Handschuhen klatscht, traut nicht allzuviel!

Vermischte Nachrichten.

Der Minister Guizot hat ein Rundschreiben an die Präfekten erlassen, um in die in den größern Städten der Departements befindlichen Bibliotheken mehr Ordnung zu bringen, weil sie meistens noch in demselben Zustande sind, wie sie vor vierzig Jahren mehr durch Zufall als nach irgend einem Plane gebildet wurden, indem man damals die in den Klöstern aufgehäuften Bücher ohne alle Sichtung nach den Departementshauptstädten brachte. Das Cirkular schreibt nun den Präfekten vor, entweder einen vollständigen Katalog einzusenden, oder namentlich zu bezeichnen, welche Werke eine Bibliothek doppelt oder dreifach besitzt; an welchen Werken einzelne Bände fehlen, und welche Werke seit 25 Jahren von der Regierung der Bibliothek geliefert wurden. Besonders sollen bemerkt werden: typographische Seltenheiten, Ausgaben des 15ten und 16ten Jahrhunderts, Ausgaben auf Velin, Kupferwerke und dergleichen: Bemerkungen über die Ausgaben und die Hülfsquellen der Bibliothek sollen angehängt werden. Der Zweck des Ministers ist, die Bibliotheken zu vermehren und für die besondern Bedürfnisse des Publikums nützlicher zu machen, zugleich auch im allgemeinen Interesse der Wissenschaft unbekannte Schätze aus dem Staube hervorzuziehen. Als ein Hauptmittel, um die Bibliotheken mehr den besondern Bedürfnissen des Publikums anzupassen, wird ein gegenseitiger Austausch in einem sehr umfassenden Sinne vorgeschlagen. Schließlich verlangt der Minister noch möglichst vollständige Angaben über die Manuskripte, die er in drei Klassen abtheilt, in kirchliche, die meist nur einen Kunstwerth besitzen, in Manuskripte der griechischen und römischen Klassiker, und in solche, die sich auf die französische Geschichte beziehen. Er dringt in die Präfekten, namentlich in dieser Beziehung, sowohl die Bibliotheken als auch die Departemental-Archive durchsuchen zu lassen.

*

Neun Wallfischfahrer von Dundee in Schottland haben ungefähr 2020 Tonnen Thran und 120 Tonnen Fischbein zurückgebracht. Der Werth dieser Fracht ist auf 65.300 Pfd. St. geschätzt; man schlägt den von den englischen Wallfischfahrern in diesem Jahre gewonnenen Thran auf 15.000 Tonnen an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 363. 29 December 1833.

Der Ablaß von Gouesnou.

(Fortsetzung.)

Die beiden Reliquienträger blieben auf der Schwelle der Kirchthür stehen und riefen der Menge zu: souba! souba! (beugt euch!) worauf alle Stadt- und Landleute unter den Reliquien durchgingen. Dann setzte sich die Prozession in Marsch, und schlug die Straße nach Bourg-Blanc ein. Vor der Revolution folgten ihr über 30,000 Menschen. Man lief, man sang mit ungewisser und erstickter Stimme; man ging dreimal um jedes der an den Ecken des Wegs stehenden steinernen Kreuze herum, dann ging man der Wohnung des Herrn Guilhem vorüber, denn das Haus des Deputirten, der sich nie verkaufte, verdient wohl den Segen eines Priesters, und endlich ging man über die Gehäge zu dem Felsen des heiligen Gouesnou, ein unbehauener, abwärts geneigter, gegen einen Graben gelehnter Stein, mit einer durch die Länge der Zeit ausgeriebenen Höhlung, die so ziemlich aussieht als sey sie durch den Rücken eines Menschen eingedrückt. Sankt Gouesnou schlief oft auf diesem Stein und die Bauern kommen am Ablaßtag hierher, um sich darauf zu legen und den Rücken zu reiben, in der Hoffnung, daß sie dann das ganze Jahr über von rheumatischen Schmerzen frei seyn werden.

Neben diesem Stein rieselt eine kleine dem heiligen Gouesnou geweihte Quelle, feunteny ar goarem (Quelle des Ginsterfeldes) genannt. Der Geistliche tauchte einen Feuerbrand von den am Abend vorher angezündeten Freudenfeuern hinein, und dieß nennt man das Feuer des heiligen Gouesnou auslöschen.

Jean, der Küster, stieß hier seine Nachbarin Perine mit dem Ellenbogen in die Seite: „Weißt du auch, fragte er, warum der Geistliche den Brand in die Feunteny ar Goarem taucht?" — „Meiner Treu nein," erwiederte das junge Mädchen. — „So gib wohl Acht, Perine, ich will dir's sagen; jede Quelle hat ihre guten und bösen Geister, und du wirst wohl schon auch gehört haben, wie Vorübergehende von übernatürlichen Ereignissen geweckt wurden, wie sie z. B. mit einer ihnen unbekannten Gesellschaft im Ring tanzen mußten. Nun siehst du, alle diese tanzenden Wesen sind Kobolde und böse Geister, die den ihnen aufstoßenden Menschen ein Leids thun oder sie doch wenigstens in Gräben und Sümpfe irre führen wollen. Diese Geister nennt man paotret ar sabbat (Sabbatskinder), und diese pflegen sich in den Quellen zu wälzen und sie zu verunreinigen oder wohl gar zu vergiften. Ehe unser Geistlicher diese Verrichtung übernahm, tauchte immer der menschenfreundlichste und andächtigste Bauer den Feuerbrand in die Quelle, um das Wasser zu reinigen und die bösen Geister zu vertreiben; gleichsam um sie herauszufordern, trank er einen Schluck und wusch sich dann die Augen, um vom heiligen Gouesnou die Bewahrung seines Gesichts und die Gnade zu erhalten, nur über seine Sünden weinen zu dürfen."

Die Prozession kam jetzt von der Wohnung des Herrn Guilhems zurück und ging nach dem Dorf Kergroas hinab, wo man die Ruinen eines alten Schlosses und die kleine gothische Kapelle sieht, deren halbverfaulter Altar nur an diesem einzigen Tage geschmückt erscheint und unter deren Dach sonst das ganze Jahr hindurch keine Kerzen brennen, kein Weihrauch duftet und keine Lobgesänge erschallen.

Während hier der Priester den Segen spendet, wollen wir auf den Marktplatz des Fleckens zurückkehren, wo die zu spät Gekommenen zuströmen; die Einen absichtlich, wie z. B. die Hafenarbeiter und die Bewohner der Vorstädte und der untern Straßen von Brest, die Andern weil sie ihre Meiereien wegen unaufschieblicher Arbeiten nicht früher verlassen konnten. Diese besuchen zuvörderst die Kirche, wo ein Greis oder ein Kind zu den Füßen des Bildes des heiligen Gouesnou sitzt und unabläßig mit einem Glöckchen läutet, um die Gläubigen zu milden Gaben aufzufordern. Der Christ der sein Schärflein auf dem bereitstehenden Teller legt, hat das Recht die Füße des Heiligen umarmen zu dürfen. Der Bauer geht, so wie er aus der Kirche tritt, zur großen Quelle des heiligen Gouesnou hinab, legt hier ein Stück Geld oder, wenn er arm ist, auch nur eine Stecknadel nieder, stammelt mit leiser Stimme ein Gelübde zum Heiligen, glaubt sich dann bis zur Stunde des Hochamts mit seinem Gott abgefunden zu haben, und geht auf den Platz um zu tanzen.

Hierher kommen auch mehrere Meierknechte, entartete Bretagner, die recht froh sind, sich verspätet zu haben und nebst den Hafenarbeitern die Meinung hegen, es sey klüger zu tanzen als der Prozession zu folgen. Man erkennt sie an ihren fröhlichen Gesichtern, ihren freien Bewegungen und ihrem Jauchzen. Ihre Arme wogen schnell und so abgemessen wie ein Perpendikel durch die Luft; ihr Gang ist rasch und unaufhaltsam. Man glaube ja nicht, daß sie nach einem Marsch von 10 bretagner Meilen (4 pariser)

bei ihrer Ankunft im Flecken ausruhen, nichts weniger; kaum hören sie in der Ferne die Musik erschallen, so fassen sie sich bei den Händen und kommen tanzend auf den Platz. Die bretagnischen Tänze haben den Vorzug, daß sie sich nach dem ihnen vergönnten Raum bequemen; bald tanzt man in der Runde, bald in Krümmungen, dann gruppirt man sich, breitet sich aus, und gruppirt sich wieder. Die Füße sind dabei, tönend zusammengeschlagen, fast immer in der Luft, und die Tänzer blicken schweigend zur Erde, weil die Schnelligkeit ihrer Bewegungen ihnen den Athem zum Sprechen raubt.

Die Prozession nahm, ehe sie wieder in die Kirche zog, ihren Weg um eine kleine Kapelle, wo sich ein im ganzen Kirchspiel sehr heilig gehaltener Druidenstein befindet und ging dann zur großen Quelle. Die Bauern knieten am Rand derselben nieder, und schöpften mit der hohlen Hand Wasser das sie, ein Gebet sprechend und die Statue des heiligen Gonesnon bekreuzend, über ihre Arme herablaufen ließen. Mehrere von ihnen rutschten dann auf den Knien um die Quelle und die Kirche herum.

Doch jetzt schlägt die Stunde des Hochamts; der Geistliche gebietet die Spiele zu unterbrechen, die Wirthe dürfen nicht mehr einschenken, und die Buden werden geschlossen; auch die minder Religiösen entschließen sich in die Messe zu gehen, weil es gerade sonst keinen Zeitvertreib gibt. Die Andächtigen dagegen denken, daß es gar nicht übel sey, an einem Ablaßtage zwei Messen zu hören.

Jetzt ist das Amt zu Ende; Alles strömt aus der Kirche, die Menge zerstreut sich auf dem Kirchhofe, man drängt sich, sucht sich und ladet sich gegenseitig ein, Obst zu essen oder Milch zu trinken. Die Liebhaber nehmen ihre Geliebten am Arm, und nur die jungen Leute armer Familien sehen sich leider genöthigt ihre Galanterie zu bezähmen; doch finden sich hie und da einige, denen die reichere Geliebte einige zwei Sousstücke in die Hand steckt, und sie auffordert etliche Freunde einzuladen.

Der Küster beeilt sich die Kerzen auszulöschen, und nun kommt er ebenfalls auf den Kirchhof, um mit seiner Geliebten den bara mouchen (Brodlaibchen) zu brechen. Kaum ist er sie ansichtig geworden, so wirft er auch schon einen Apfel vor ihre Füße, den Perine aufhebt und sich umsieht von wem der Wurf ausging. Dieß ist so Sitte, um eine Unterredung einzuleiten; Jean, der Küster, geht nun auf sein Mädchen zu und spricht: „Ich grüße dich, mein schönes Kind, und wünsche geneigt und liebevoll gehört zu werden." — „Gern will ich den Bara mouchen mit dir brechen, Jean." — „Ich liebe dich wie eine Wiesenblume und finde dich hübsch wie eine Erbsenblüthe." — „Wenn du auf mich zukommst, Jean, so macht mein Herz Tik-tak. Willst du eine Prise? Schon seit meinem fünfzehnten Jahre habe ich eine Dose, wie alle Mädchen des Kirchspiels, aber ich bediene mich ihrer nur des Sonntags und an hohen Festen um meinem Geliebten eine Prise anbieten zu können." — „Perine, nimm mein Schnupftuch, willst du? und gib mir das deine." — „Ich bins zufrieden."

Sie tauschten nun ihre mit dem Namenszug gezeichneten Schnupftücher aus, dann nahm Jean Perinens beide Hände in die seinigen und sagte, sie fest ansehend: „Ich bin ein armer Verliebter, wenn ich zu Hause seyn werde, werd' ich kein Wort zu sprechen wagen, ich werde ganz leise schlafen gehen. Die ganze Woche werde ich an dich denken; während der Arbeit wird dein Bild mich still und nachdenkend machen. Mein Herz ist befriedigt, wenn ich nur von dir sprechen höre." — „Auch ich bin herzlich froh, wenn ich dich nur sehe; stünd' es bei mir, du solltest reicher seyn." — „Und du eine Prinzessin." — „Wenn es von mir abhinge, so sollten deine Leiden bald zu Ende seyn, aber ich glaube nicht einmal, daß dein Herz für mich seufzet, es ist eine andere, die dir diese Schmerzen macht."

(Schluß folgt.)

P a t n a.

(Schluß.)

Es gibt eine ziemliche Anzahl ähnlicher Anstalten in Indien, allein von weit beschränkterem Umfange; die von Kampur unter andern verdient indeß den Ruf, den sie erworben. Die Weinstöcke, die man hier gepflanzt hat, sind die schönsten auf der ganzen Halbinsel, und man bereitet jetzt einen Wein, der dem Konstantia-Kapwein ziemlich nahe kommt. Die Ausbeute reicht zwar noch nicht hin, um allen Bestellungen entsprechen zu können, allein die Erfahrung hat unwiderleglich dargethan, daß man, wenn man diesen Anbau aufmunterte, einen Wein gewinnen würde, der an Güte und Stärke den besten europäischen Weinen gleichkäme. Man läßt den Weinstock an viereckigen, von Backsteinen aufgemauerten Pfeilen emporranken, die in gewisser Entfernung von einander stehen, und so lange Laubengänge bilden. Diese Pfeiler müssen sehr fest seyn, weil sie sonst den heftigen Orkanen nicht widerstehen könnten. Dieser Vorsicht ungeachtet pflegt es doch oft genug zu geschehen, daß wenn die Trauben schon zur Ernte reif sind, ein plötzlicher Sturmwind den Weinstock von seiner Stütze losreißt, diese umstürzt, und so von einer hoffnungsvollen Ernte nur wenige Trauben übrigbleiben. Zur Zeit der Weinlese herrscht auf den Ebenen von Hindustan eine brennende Hitze, die dem Weinstock sehr zuträglich zu seyn scheint; denn in der Gegend von Agra, wohin er aus Persien von den Mongolen verpflanzt wurde, gedeiht er, obschon der Pflege der unerfahrnen Eingebornen überlassen, dennoch sehr gut. Will man aber diesen Anbau erweitern und verbessern, so ist es unumgänglich nöthig, gute europäische Winzer kommen zu lassen; denn in einem Lande, wo die Natur den Einwohnern fast nichts zu thun übrig läßt, beschränken diese sich darauf, die von ihr hervorgebrachten Erzeugnisse zu genießen, und halten jede Arbeit für gänzlich überflüssig. Würden sie aber gewahr, daß bei sorgfältiger Betreibung des Weinbaues Gewinn zu erlangen wäre, so würden sie nicht säumen, sich damit zu beschäftigen, denn obschon im Ganzen wenig für Neuerungen eingenommen, und sich begnügend nach der Väter Weise zu leben, ermangeln sie doch nie, die von den neuen Herren des Landes eingeführten Verbesserungen nachzuahmen, wenn sie nur ihren Vortheil dabei sehen.

Das Brod, das die Eingebornen genießen, ist weit schlechter als das für die Europäer bestimmte; allein auch der geschick-

teste londoner Bäcker würde einen Hindu in Bereitung von Luxusbrod nicht übertreffen; überhaupt liefern sie die meisten Waaren, welche englische Kaufleute verkaufen, von eben so guter Qualität und fast um den halben Preis.

Das Schlachtvieh ist in Indien durchgehends klein; ein Kalb ist selten größer als ein Lamm in England, und sein Fleisch ist mager und hart. In den englischen Meiereien ist es etwas besser. Würde man mehr Sorgfalt auf die Kultur der Wiesen verwenden, so könnte man, der Dürre ungeachtet, Futter genug für das Schlachtvieh haben, das mehrere Monate hindurch auf die elendeste Weide beschränkt ist, und die Race würde sich mit der Zeit veredeln. Gut wäre es auch, wenn man die Eingebornen in der Geflügelmästung unterweisen wollte; denn obschon ihre Hühnerhöfe von Enten, Truthähnen und Hühnern wimmeln, so muß man hier zu Lande dennoch wegen der Sorglosigkeit der Hausfrauen, die vor jeder häuslichen Arbeit eine Scheu haben, ein herrliches Gericht entbehren, das man ohne Mühe und mit geringen Kosten haben könnte.

Der Pfarrer Merino.

Das Memorial Bordelais theilt abermals einen Artikel über diesen merkwürdigen Mann mit, den wir, da Alles, was diesen Mann betrifft, für die Sittenschilderung Spaniens von so hohem Interesse ist, abermals unverkürzt mittheilen.

„Das Leben Merino's ist so reich an Ereignissen jeder Art, daß ich vierzig Artikel liefern könnte, ohne den Gegenstand zu erschöpfen, ja sogar ohne die Neugierde des Lesers zu ermüden. Ich wäre indeß dennoch nicht darauf zurückgekommen, wenn es mir nicht geschienen hätte, dieser originelle Charakter sey noch nicht unter allen Seiten dargestellt, und wenn ich nicht über dieß von mehrern Personen Einwürfe gehört hätte, welche beweisen, daß sie nicht den geringsten Begriff von den Ereignissen haben, welche sie bestreiten wollen. So habe ich irgendwo gelesen, Merino sey nichts Anderes als ein gemeiner Räuber, welcher morde, wie alle Räuber, und stehle, wie alle Räuber; Merino ein Dieb! Wo sind die Beweise. Ich fordere jeden auf, einen einzigen anzuführen, während viele Andere laut für das Gegentheil sprechen. Ich sah Merino während der Konstitutionsperiode einen royalistischen Bandenchef, Namens Pajillas, denselben, dem Valdes in der Sierra de Lerma den Degen durch den Leib stieß, aufs eifrigste verfolgen. Und warum das? eben darum, weil Pajillas raubte und ruhige Menschen von der konstitutionellen Partei quälte. Merino verfolgte auch den Räuber Latre aus Eclaba bei Camino, der zu derselben Zeit die Provinz Burgos durchzog unter dem Ruf: es lebe die Religion! es lebe der absolute König! der aber keinen andern Zweck hatte, als Alle, die ihm aufstießen, zu plündern. Der Räuber El Usua, aus Lerma gebürtig, und jezt Pfarrer in jener Stadt, fand stets wegen seiner Unthaten den entschiedensten und thätigsten Feind an Merino. Merino endlich ist es auch, der den Guerillero Machon aus Presencio durch 100 Mann aus seiner Truppe verfolgen ließ, mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn auf der Stelle zu erschießen, wo man ihn treffe, Machon raubte. Merino's Leute waren nicht so glücklich, sich dieses Räubers zu bemächtigen, nahmen aber mehrere seiner Raubgesellen gefangen und führten sie vor Merino. Was war ihr Schicksal? Man frage die Einwohner von Tordueles, von Quintanilla-Somuñoz, von Paules, welche sie eines langsamen und schmerzhaften Todes sterben sahen, eines Todes, der den Ansichten und Gewohnheiten Merino's ganz entspricht. Er begann damit, sie mit einem Plakat auf dem Rücken, auf dem mit großen Lettern die Worte geschrieben standen: das ist ein Räuber, er geht zum Tode, durch die Straßen führen zu lassen. An jeder Straßenecke ließ er anhalten, um ihnen 30 bis 40 Stockstreiche von kräftiger Hand aufzählen zu lassen, bis die Unglücklichen endlich an dem Orte anlangten, wo sie hingerichtet werden sollten. Hier wurden sie erschossen, die Kugeln streckten aber meist nur halbe Leichen zu Boden.

Das sind doch wohl Beweise, und der kräftigste zu Gunsten Merino's ist seine große Armuth. Er, der während des Unabhängigkeitskriegs den Franzosen viele Millionen abnahm, der von Ferdinand ungeheure Summen erhielt, er, der als Brigadegeneral und als Kanonikus Ansprüche auf bedeutende Einkünfte hat, kann nicht einmal kleine Schulden bezahlen. Man wird vielleicht behaupten, er verschwende sein Geld auf ungeschickte Weise. Aber nein; seine Kleidung und sein Tisch sind so ärmlich, daß er beides sich mit einigen Maravedis anschaffen könnte. Aber alles Geld, das nach dem Rechte der Eroberung ihm gehört, vertheilt er an seine zahlreichen Banden, den Ueberrest sendet er an seine Verwandten, deren Zahl sehr groß ist, und deren Armuth ohne ihn bemitleidenswerth wäre. Wir haben hier den Eigenschaften Merino's, welche Wohlwollen und Interesse für ihn erwecken können, ihr Recht widerfahren lassen, und jezt müssen wir auch von Thatsachen sprechen, welche einen starken Kontrast bilden. Der Unabhängigkeitskrieg bietet beklagenswerthe Erinnerungen dar, und ich hebe eine einzige aus, die einige Aehnlichkeit mit dem 18 Brumaire Napoleons hat. Zu Barbadillo saß eine von der Centraljunta zu Cadix ermächtigte Junta, deren Mitglieder Merino einen Befehl zusenden wollten; dieser drang an der Spitze seiner Bande in den Sizungssaal, nicht gerade, um die Mitglieder durch die Fenster springen zu lassen, sondern ganz einfach, um sie auf ihren Sizen niederzuschießen. Wenn sie durch die Fenster sprangen, so geschah dieß durch den Instinkt, der dem Menschen sagt, daß es besser ist, möglicherweise einen Arm oder ein Bein zu brechen, als einen gewissen Tod auf den Bänken eines erstürmten Saales abzuwarten.

Wir kommen nun zu mehrern charakteristischen Zügen. Es ist erzählt worden, daß Merino in der Umgegend von Burgos einen Bettler und zwei junge Kinder aus Haß gegen ihren Vater kaltblütig mit eigner Hand ermordet habe. Hierüber darf man nicht erstaunen, denn er hat es seinem besten Freunde, einem gewissen Horna aus Villamanzo, eben so gemacht. Horna war ein Possenreißer, das was man in Frankreich einen Farceur nennt. Wenn Merino in eine Stadt kam, ließ er sich immer von Horna begleiten, der durch Kunststückchen und derbe Späße ihn und die Offiziere seiner Bande zu unterhalten suchte. Eines Abends, wo er dieß lange Zeit gethan hatte, wendet er sich gegen Merino und sagt zu ihm: „Gib mir ein ganz neues Kartenspiel, ich werde sie auf diesen Tisch legen und dann Dir eine nach der andern benennen.“ Laß sehen, sagte Merino erstaunt; man bringt ein neues Spiel Karten, und Alles stellt sich um den Tisch her. Merino auf seinen Säbel gestüzt, betrachtete aufmerksam das Hin- und Herlegen der Karten seines allzu possenhaften Freundes. Nachdem Horna hinlänglich die Karten unter einander gemischt, verlangt er einen Kompaß, ein Lineal und mehrere mathematische Instrumente. Man holt ihm diese Instrumente. Nun fängt Horna an, seinen astrologischen Kram auf dem Tische auszubreiten. Er brauchte ½ Stunden zu seiner Vorbereitung, obgleich Merino, vor Ungeduld stampfend, ihm zwei- oder dreimal zugerufen hatte: „Willst Du zu Ende kommen, Schurke?“ Horna wurde in der That fertig. Er nimmt eine ernste und feierliche Miene an, legt langsam die eine Hand auf den Tisch, ergreift mit der Spize der Finger eine Karte, reicht sie Merino dar, dessen Augen in ihren tiefen Höhlen flammten, und sagt zu ihm: „Betrachte sie wohl.“ Merino betrachtet sie genau. „Gib sie mir wieder.“ Merino gibt sie zurück, Horna dreht die Karte um und nennt sie unter lautem Gelächter. Merino hebt den Säbel und spaltet ihm den Kopf: drei Tage nachher war Horna der Possenreißer zu Revales begraben. Horna hinterließ einen Sohn, den Merino — man muß es ihm zum Ruhme nachsagen — auf jede mögliche Weise unterstüzte, aber den Vater konnte er ihm nicht wieder geben.

Von allen Strafen, welche Merino verhängte, ist nachstehende die mildeste. Der, welcher sie erduldete, wurde später von Ferdinand zum Kanonikus von Castro Geriz ernannt. Im Jahre 1811 schloß sich Don Juan Tapia, damals Pfarrer von Astudillo, an Merino an und wurde Anführer seiner Infanterie, indem Merino sich das Kommando der Kavallerie vorbehielt. Einige dreißig Offiziere, Renovales genannt, verleiteten Tapia zu dem Entschlusse, Merino zu verlassen. Er sezte sich demnach in Marsch gegen Pena Maja, um den Krieg auf eigene Rechnung zu führen. Als Merino diesen Abfall erfuhr, ließ er zwölf Mann zu Pferd steigen und begab sich mit ihnen nach Tordomar, wohin Tapia

sich an der Spitze von 500 Mann zurückgezogen hatte. In dieser Stadt angelangt, steigt er vom Pferde, nimmt seinen Musketon unter den Arm, und geht durch die Straßen unter dem lauten Ruf: „Wo ist Tapia, der Schurke?“ Als er an einem Thore, de la Fuente genannt, vorüber kam, rief ihn ein Posten von Renegrales mit Wer da? an. Ein Schuß aus seinem Musketon, der einen Sergeanten und einen Offizier tödtete und die Uebrigen in die Flucht jagte, war seine ganze Antwort. Auf dem Marktplatze wurde er mit Beifallgeschrei empfangen. Als Tapia dieß sah, hielt er sich für verloren, stieg sogleich zu Pferde und sprengte davon. Aber Merino's Gefährten holten ihn in kurzer Zeit ein. Während dieser Zeit drängten sich alle Behörden und angesehenen Einwohner der Stadt um Merino, und baten ihn, den Pfarrer Tapia zu begnadigen, was er ihnen auch nach langem Bitten endlich zusagte. Da aber Merino sich immer einigermaßen wenigstens rächen muß, so befahl er, daß Tapia auf einem Esel, d. h. auf den Körben, welche in Spanien zur Fortschaffung der Wasserkrüge (aguaderas) dienen, ausgestreckt werde, und in dieser demüthigen und unangenehmen Lage ließ er ihn bis Paules, drei Stunden von da, führen. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein junger Architekt aus Hamburg, Namens Karl Nebel, wird nächstens in Paris ein Werk über die alten Denkmäler Mexiko's herausgeben. Unter vielen andern Rissen findet sich auch der einer alten Festung der Azteken in der Provinz Zacatecas, welche für die Geschichte, die Künste und die Archäologie Mittelamerika's von großer Wichtigkeit seyn soll. Herr Nebel wurde von den Eingebornen selbst in diese Gegend geführt, die sehr wenig bewohnt ist. Die Ruinen liegen auf einem Hügel von mehrern Terrassen und am Fuße von Felsen, die sich in der Mitte des Hügels erheben. Sie nehmen ungefähr 1000 Schritte in der Länge und 3 bis 400 in der Breite ein. Auf der ersten Terrasse stehen zwei Tempel, Teocallis oder Häuser der Götter genannt, jeder mit einer Pyramide und den Wohnungen für die Priester und den Kaziken. Das Haus dieses Letztern liegt auf dem Rücken des Hügels und ist von abgesonderten Wällen umgeben, die sich bis zur andern Seite des Berges ausdehnen, wo man ein kleines Fort und einen viereckigen Thurm sieht, in den sich die Belagerten zurückziehen konnten. Eine dritte Umwallung ist um alle diese Befestigungen und Gebäude herumgezogen, und schließt zu gleicher Zeit die Terrassenflächen und einen Theil der kleinen Stadt ein, deren Ruinen man sieht.

In England ist jetzt nur die Rede von Unternehmungen von Eisenbahnen, Tunneln und Dampfwagen. Die Dividende der Aktionäre des Transports auf Dampfwagen zwischen Liverpool und Manchester beträgt 6%. Dieß muntert zu andern Spekulationen auf. Diese Kompagnie läßt jetzt einen Nebenzweig der großen Eisenbahn bauen, die durch die Grafschaft Chester führt. Zu Dutton am Weaver geht die Straße über eine prächtige Brücke von 18 Bogen, von denen jeder 60' Spannung und eben so viel Höhe hat. Dieß wird die schönste Brücke dieser Art in England seyn. Eine andere Eisenbahn ist in Vorschlag zwischen Newcastle und North-Shields, eine andere zwischen der Stadt Durham und dem Hafen von Sunderland. Man arbeitet thätig an einer Eisenbahn zwischen Stanhope und South-Shields, welche sich an die von Carlisle anschließen wird. Man beabsichtigt auch einen Tunnel, der unter einem Theile von London durchgehen und sich an die Eisenbahn anschließen soll, welcher von dieser Hauptstadt nach Birmingham führen wird.

Herr Derlebot, Glasfabrikant in Anzin, hat eine Art sehr fester und durchsichtiger Dachziegel von Glas erfunden, die besonders bei solchen Gebäuden von Nutzen seyn dürften, wo man das Tageslicht von Oben einfallen lassen will. Herr Bernard, Baumeister in Anzin hat sich, wie es heißt, vorgenommen, diese Erfindung bei Treppen in der Mitte von Gebäuden zu benutzen, wo sich an den Seiten keine Fenster anbringen lassen.

In der Nähe von Loughborough in England besitzt ein Pächter ein seltnes Rad, das vor einiger Zeit in einem Steinbruch gefunden wurde. Nach seinem Bau vermuthet man, daß es zu einem altbritischen Kriegswagen gehörte.

Literarische Anzeigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 364. 30ⁿ December 1833.

Irland.

(Nach Baron d'Haussez.)

4. Eigenthumsverhältnisse.

Die Form, unter welcher das Eigenthum hier erscheint, und die Art und Weise seiner Verwendung sind zwei neue Ursachen der unglücklichen Lage Irlands. Die Ländereien sind in wenig Händen angehäuft, und diese Anhäufung dehnt sich bis zu den Pachtgütern aus, welche zu großen Massen vereinigt sind. Die ganze Klasse der kleinen Pächter ist verschwunden; die Familien, aus denen sie bestanden, sind in die Lage bloßer Arbeiter heruntergekommen, und jeder Art von Entbehrungen, die damit verknüpft ist, ausgesetzt; Entbehrungen, welche durch die Vergleichung mit dem frühern bessern Loose nur unerträglicher werden; mit dem Elende verband sich ein Gefühl des Vorwurfs und des Neides gegen die begünstigteren Klassen. Indem man den Umfang der Ländereien vermehrte, verminderte sich die Händebeschäftigung; viele Getreidefelder wurden in Wiesen umgewandelt. Man führte die Maschinen bei dem Ackerbau ein wie bei der Industrie, und sie brachten mit denselben Vortheilen für die Gesellschaft dieselben Nachtheile für die Einzelnen, deren Arbeit sie vertreten. Die Wirkung davon war in Irland fühlbarer als in England, weil mit wenig Ausnahmen die großen Eigenthümer nicht auf ihren Gütern wohnen, und da sie das Jammergeschrei der Unglücklichen nicht hören, ihre Leiden nicht kennen oder weniger das Bedürfniß, sie zu erleichtern, fühlen. Ihre Bemühungen gehen demnach einzig darauf hin, die Kosten zu vermindern und das Produkt der Kultur ihrer Ländereien zu vermehren, die in ihren Augen kein andres Verdienst haben, als das reine Einkommen, das sie bringen, und von denen sie nicht, wie anderwärts, die Segnungen der Bevölkerung, die sie ernähren, zu ernten wünschen. Indem sich die großen Herren aus dem Lande, worin ihre Besitzungen liegen, entfernen, haben sie nebst dem Einflusse, den sie übten, die Zuneigung ihrer Pächter verloren. Der Empfang, der ihnen zu Theil wird, ist kalt, bisweilen sogar feindselig. Abneigung, Furcht, oft wirkliche Gefahr veranlassen sie, immer seltener zu erscheinen, bis sie endlich ein Land, wo sie sich nicht sicher glauben, gänzlich verlassen. Daher gegenseitiges Mißtrauen und Feindschaft, und nirgends ein Mittel der Versöhnung. Die Abwesenheit der großen Grundeigenthümer führt noch einen andern bedeutenden Nachtheil mit sich, den nämlich, daß das Land dabei Alles verliert, ohne etwas zu gewinnen. Lange sind ungeheure Summen aus Irland nach England geflossen, um hier oder auf dem Kontinente verschwendet zu werden, ohne daß das Land, welches sie hergegeben hatte, etwas davon genoß. Die Quelle ist nun vertrocknet, zum großen Unbehagen der Eigenthümer, zum noch größeren Nachtheile der Bevölkerung, die dem Uebermaße ihres Elendes nur eine Verdopplung ihrer Entbehrungen entgegenzustellen hat. Das Brod, die Hauptnahrung des Armen in bevorzugteren Ländern, ist für ihn in Irland ein Gegenstand des Luxus, auf den seine Dürftigkeit verzichtet; die Kartoffel, ohne allen Zusatz, bildet die einzige Nahrung; glücklich ist die Familie zu preisen, welche sich dieselbe in hinreichender Menge verschaffen kann. Aus diesem schrecklichen Zustande erzeugte sich eine Schwächung der moralischen Kräfte, welche alle geistigen Fähigkeiten vernichtet, und sogar die Empfindung des Unglücks und die Sehnsucht, ihm ein Ziel zu setzen, abstumpft. Der irländische Landmann kennt nur das Gefühl des Hungers; unempfänglich für jedes andere, kümmert ihn weder die Blöße seiner Familie, noch der Schmutz seiner Wohnung, die er mit seinem Vieh theilt, dessen Verkauf er von Zeit zu Zeit einige Goldstücke verdankt, die er sogleich gegen sein Lieblingsgetränk, den Whisky, umtauscht; er arbeitet wenig, weil sowohl die Arbeit selten und schlecht bezahlt ist, und weil gewöhnlich Muthlosigkeit Trägheit erzeugt. Den schon bezeichneten Mängeln in dem Eigenthumssysteme Irlands gesellt sich ein neuer zu: die Unermeßlichkeit der Gemeindegüter, welche in dem bewundernswerthen Gemälde der großbritannischen Agrikultur ein häßlicher Flecken sind. Eine verjährte Gesetzgebung, berechnet für eine Epoche, wo es dem Boden an Bebauern fehlte, bestimmt einen unermeßlichen Umfang von Land dazu, für eine ausgehungerte Bevölkerung, die ihm seine Arbeit zuwenden möchte, unproduktiv zu bleiben; sie spart dieß Land für ein Bedürfniß auf, welches sich schwerlich einstellen wird, begleitet von Umständen, die geeigneter sind, Reklamationen zuzulassen. Umsonst wirft der Unglückliche auf diese herrenlosen Ländereien ein lüsternes Auge; er sieht hier in der Ferne Beschäftigung, Ernten und Mittel der Existenz, und weiß dennoch, daß er niemals diese Vortheile wird genießen können, niemals wird es ihm vergönnt seyn, sein Grabscheit in einen Boden zu stecken, der nach Kultur schmachtet. Alles, was er davon erwarten kann, besteht in einigen Stücken elenden Viehes, dessen Ankauf oft nicht einmal in seinen Kräf-

ten liegt. Neben diesem Vieh, welches durch magere Kost fast ohne Werth bleibt, schmachtet eine ganze Familie im Elende, indessen das für die Weide einer Kuh bestimmte Land hinreichend wäre, alle ihre Bedürfnisse reichlich zu befriedigen. Zu diesen Ursachen der Verarmung fügt noch der Zehnten seine Forderungen in Betreff des Bodens, seine Strenge in Betreff derer, die ihn anbauen. Eingesammelt zum Vortheil von Hirten ohne Schafe, von Priestern ohne Gläubige derselben Konfession, dient er zur Unterhaltung des Luxus einer Geistlichkeit, welche fern lebt und sich nicht darum kümmert, ob es an den Orten, wo die Quelle seines Reichthums fließt, Unglückliche gibt. Diese Unglücklichen bekennen einen andern Glauben; das Gewissen kennt keine Verpflichtung gegen sie. Die Korporationen von London haben vorzüglich in Irland ihre Besitzungen. Eigenthümer ohne Zuneigung, ohne persönliches Interesse, ohne etwas, das sie an den Boden knüpft und Pflichten gegen seine Bewohner erzeugt, ist ihr einziger Zweck, die Einkünfte zu sammeln; ihre ganze Beschäftigung, sie anderwärts zu verzehren: zwei Bedingungen unvermeidlicher Armuth für das Land, das unter einer solchen Verwaltung steht. Um einige schwache Reste der Kapitalien, welche aus so vielen Gründen ins Ausland gehen, wieder zu bekommen, bleibt Irland keine andere Hülfsquelle als die Anwesenheit einer Militärmacht, welche die Regierung dort unterhält. Einige Millionen, für den Sold der Truppen bestimmt, sind das wenige Geld, das dort cirkulirt.

(Schluß folgt.)

Der Ablaß von Gouesnou.

(Schluß.)

Bei diesen Worten schlug Perine die Augen nieder und spielte mit ihrem Schürzenband. Jean näherte seinen Fuß dem der Geliebten, drückte ihn leicht, gab ihr rechts und links leise Schläge oder schrieb mit dem seinigen sinnvolle Zeichen und Buchstaben auf den Boden. — „In welche Messe gehst meine schöne Freundin nächsten Sonntag?“ — „Ich habe die Woche und muß während des Hochamts ganz allein das Haus hüten.“ — „Ich werde kommen sobald ich weiß, daß Niemand mehr bei dir ist, und wieder gehen sobald ich glaube, daß die Andern kommen.“ — „Wenn du mit mir spazieren gehst, so wirst du auf der einen Seite der Straße gehen, und ich auf der andern, damit wir uns ja nicht berühren.“ — „Ja ja, mein Kind, und habe ich dir etwas zu sagen, so schreie ich laut, damit du mich hörst.“ — „Sähe man uns so nahe beisammen, Monsieur Jean, so wär's für immer um unsern guten Ruf geschehen; denn die Leute auf dem Lande nehmen es mit der Jugend gar streng. Es ist da nicht wie in den großen Städten, wo die Verliebten Arm in Arm spazieren gehen; sähe man uns so beisammen, so spräche man nach dem Hochamt auf dem Platz von uns.“ — „Ich werde mich schon verstecken, um dich zu erwarten, und dir deine Schürze mit Kuchen, Aepfeln und kleinen Geschenken füllen, die dir viele Freude machen sollen. Ist dirs recht, so stellen wir jedes einen weißen Apfel auf den Kopf, damit wir uns im Gedränge desto leichter finden.“ — „Und sieht man uns, so scheiden wir, denn man kann sich nicht genug vor den Schmähungen hüten, mit denen die bösen Mäuler ein paar Verliebte belegen.“

Diese Unterhaltung war nur Scherz, Redensarten welche die bretagner Bauern affektiren, denn sie genießen bei ihren Liebschaften der größten Freiheit, und während dieses schüchternen, züchtigen Gesprächs nahm Perine ihrem Jean die Pfeife aus dem Munde, damit dieser ihr nur recht schöne Worte geben möchte, um sie wieder zu haben.

An einem Ablaßtag werden so viele Stunden von religiösen Ceremonien in Anspruch genommen, daß die bretagner Bauern sich, so zu sagen, einbilden müssen, daß sie sich unterhalten. Sie gleichen darin nicht den übrigen französischen Bauern, die nur am Abend solche Feste besuchen, um den langweiligen Feierlichkeiten auszuweichen, sondern sie betrachten die Erfüllung religiöser Obliegenheiten als erste Pflicht. Zwischen dem Gottesdienst ergreift der Greis oder das Kind zu den Füßen des Heiligen das Glöckchen und läßt es ertönen bis zur Vesper. Die Bauern setzen sich unter Zelten zum Essen oder speisen bei ihren Verwandten des Orts, die sich an diesem Tag für verpflichtet achten ihre ganze Familie einzuladen. Kaum haben sie Zeit sich von der Schönheit der Kirche, den Neckereien ihrer guten Freundinnen und den Einkäufen, die sie auf dem Markt am Tage vorher gemacht haben, zu unterhalten; man muß sich sputen mit dem Essen, denn schon läuten die Glocken zur Vesper.

Der Geistliche gibt von den von seiner Heerde beigesteuerten Gaben ein großes Mahl; er hat die Geistlichen der benachbarten Kirchspiele, den Kirchenvorsteher und, wenn er anders in gutem Einverständniß mit ihm lebt, auch den Maire an seiner Tafel. In einem andern Zimmer seiner Pfarrwohnung ist ebenfalls ein Tisch für die Chorknaben, seine carabassen (Magd) und für Jean, den Küster, gedeckt, dem er erlaubt hat sein Mädchen und zwei seiner Kameraden einzuladen. Der arme Jean hat indeß den geringsten Genuß bei allen diesen Festlichkeiten, denn ihm liegt ob die Kirche zu beschicken, die an der Quelle niedergelegten Stecknadeln und Münzen einzusammeln, am Fuß des Kreuzes die Ehrenämter für den Meistbietenden auszurufen und die Glocken zu läuten. Auch kann er nicht einmal mit Muße essen, denn er erzählt während der Mahlzeit mit vollem Munde seinen Gästen die Wunder des heiligen Gouesnou und seinen Tod.

„Ihr würdet, hebt er an, das Maul nicht wenig aufsperren, wenn der Heilige es euch machte wie jenem Weib, die den Arbeitern in der Kirche ihre Käse nicht geben wollte?“ — „Nun, wie denn Jean?“ — „Nachdem das Weib dem Heiligen betheuert hatte, sie habe keine, ging sie nach Hause, um ihren Schrank zu untersuchen; sie sperrt ihn auf und — siehe da, alle ihre Käse sind in Steine verwandelt. Nun trinken wir eins!“ — „Auf deine Gesundheit, Jean!“ — „Auf die des Herrn Pfarrers, der uns zu essen gegeben hat.“

Jetzt schlug es auf der Thurmuhr, Jean setzte sein Glas hin, warf die Serviette weg und ging schnell fort, um zum Letztenmal zur Vesper läuten zu lassen. Kaum war dieß gewissenhaft geschehen, so kam er auch schnaufend wieder zur Tafel zurück, um zu fragen, ob man ihm auch von dem Kuchen aufgehoben habe. Noch Niemand hatte ihn berührt, er dankte für diese Aufmerksam-

keit und fing nun an ihn zu zerschneiden. Um seiner Geliebten ein desto größeres Stück zuschanzen zu können, machte er sich kein Gewissen daraus den Antheil der Chorknaben etwas zu verkürzen.

„Ich wette, fuhr er fort, ihr wißt nicht wie St. Gouesnou gestorben ist. So hört denn zu. Der Heilige ging eines Tages aus, die Kirche zu beschauen, die St. Corbasius in Quimperlé bauen ließ. Als man nun so eins ins andere sprach, kam die Rede auch auf unsre Kirche, die St. Gouesnou gar sehr lobte. Da nun der Baumeister von St. Corbasius ein anderes Werk dem seinen vorziehen hörte, so faßte er einen bittern Haß gegen den heiligen Gouesnou, und als dieser später auf das Gerüst stieg, das man errichtet hatte, um die Kirche auszuschmücken, ließ der Baumeister seinen Hammer auf das Haupt des Heiligen fallen und erschlug ihn.“ —

Nach dem Vespersegen, wenn die Bauern die Reliquien geküßt, ein Gebet gesprochen und die Gräber ihrer Freunde mit Weihwasser besprengt haben, beginnen die Unterhaltungen. Die Straßen, Plätze, Felder und Gräben sind mit Stadt- und Landbewohnern bedeckt, die sich drängen und stoßen, aber Alles in Liebe und Frieden. Man tanzt, trinkt, spielt ein Schaf aus, man stellt einen Wettlauf an, um einen Hahn zu gewinnen, schiebt Kegel mit Kugeln, die ein städtischer Stutzer kaum würde aufheben können, und spielt Lotterie. Dieß ist die Stunde, zu welcher die vornehme Welt sich unter dieses lärmende, erstickende Gewühl mischt, wo die Toilette der Dame zerdrückt und zerrissen wird, wo Offiziere mit Bauern scherzen und sie zum Trinken einladen, und die Marechaussee Püffe und Kopfnüsse erhält, während ganze Züge zur Quelle des heiligen Gouesnou wandeln. Hier reibt der eine seinen Rheumatismus an den Füßen des Heiligen, eine Mutter taucht das Hemd eines Säuglings in die Quelle; ein junges Mädchen netzt einen Ring mit dem Wasser und legt ihn dann auf die Augen ihrer blinden Mutter; ein Greis kniet nieder, fleht zum Heiligen ihn doch seine Kuh wieder finden zu lassen und wirft einen Pfennig auf den Boden der Quelle, und ein anderer zeigt seinem Knaben die Beschädigungen, welche der Teufel dem Bildniß des heiligen Bischofs zugefügt hat.

Auch Jean und Perine haben sich in das fröhliche Getümmel gestürzt; wir finden sie mitten unter den Tänzern. Hier hören wir eine Oboe, da ein Binrou, und weiter weg sehen wir Ringeltänze, zu denen gesungen wird. Die verschiedenen Tänze der bretagner Bauern sind, der Bal, der Contretanz, die halbe Runde und die Gavotte. Bei dem Bal nimmt der Tänzer seine Tänzerin bei beiden Händen und tanzt mit beiden Füßen abwechselnd auf sie zu, während die Tänzerin auf ihrem Platz stehen bleibend mit beiden Füßen zugleich in die Höhe springt; dann führt der Tänzer diese Bewegung aus und die Tänzerin tanzt auf ihn zu. Bei dem Jabadon wird ein Kreis gebildet, aus dem die Tänzer mit ihren Tänzerinnen heraustreten, gegen einander balanciren, die Weiber jedoch in einer der der Männer entgegengesetzten Richtung, und zwar so, daß jeder sich immer wieder mit seiner Tänzerin zusammenfindet. Beim Balanciren legen die Männer ihre Hände unter die übereinandergeschlagenen Arme ihrer Tänzerinnen.

Die halbe Runde wird meist nach dem Gesang getanzt; man ergreift sich gegenseitig bei dem kleinen Finger, schaukelt nach dem Takt mit den Armen, beschreibt durch einen Sprung mit dem einen Fuß einen Halbzirkel und thut mit dem andern denselben Sprung wieder zurück. Die Gavotte ist der eigentliche bretagnische Tanz, der Tanz nach dem Binrou; zuerst wird ein großer Kreis gebildet, dann bricht man ihn ab, ein junger Bursche stellt sich an die Spitze dieser langen Reihe von Tanzenden und führt sie nun nach Belieben bald im Kreis, bald in Schlangenwindungen u. s. w. herum. Dann bildet sich der Kreis aufs Neue und ein andrer Tänzer stellt sich an die Spitze, der seinen Vorgänger in künstlichen Wendungen stets zu übertreffen sucht. Dieser Vortanz ist eine Ehre, die keiner abtritt, und selbst der Angesehenste darf es nicht wagen, sich, einen andern der im Kreis stehenden Bauern übergehend, den Vortritt anzumaßen. Das größte Vergnügen der Tänzer besteht darin, die Füße ihrer Tänzerinnen zu berühren, wobei sie den Zipfel des eingetauschten Schnupftuchs, in dem sich der Namenszug befindet, schwenken. Auch nehmen sie, geheimnißvoll und bescheiden, ihrem Mädchen die Blumen vom Busen und vertauschen sie mit den ihrigen.

Der Tag neigt sich; mehrere junge Mädchen, den Ermahnungen des Pfarrers getreu, verlassen den Ablaß vor Sonnenuntergang, ihre Liebhaber folgen ihnen, begehren Lod euz ar pardoun (ihren Antheil am Ablaß) und spielen Sodellic (das Plündern der Taschen) mit ihnen. Jean hat alle Taschen voll Früchte auf dem Ablaß gekauft, die seine Geliebte ihm raubt. Das Mädchen eröffnet hier stets den Angriff; er setzt sich zur Wehre, Perine verdoppelt ihre Bemühungen und Neckereien. Endlich erwischt er eine ihrer Hände, die er ihr rückwärts dreht und das Mädchen zugleich lachen und schreien macht; sie gleichen in dieser Stellung zwei Ringern. Mit der freigebliebenen Hand versetzt sie ihm Püffe in den Rücken, auf die Brust und Schultern, entwindet ihm die Früchte, die er in der geschlossenen Hand hält, greift ihm in die Taschen und läßt sich dagegen die Aepfel und Nüsse aus den ihrigen nehmen. Bekommt ein Mann bei solchen Kämpfen nicht tüchtige Püffe und werden dem Mädchen die Hände nicht verdreht, daß sie vor Schmerz schreit, so glauben beide sich nicht geliebt.

Man begegnet auch auf den Straßen einsam nach Hause gehenden Bäuerinnen di are'haut (ohne Geld, d. h. ohne Geliebten), und alle jungen Leute haben das Recht von diesen lod euz ar pardoun zu begehren und Sodellic mit ihnen zu spielen. In einiger Entfernung von Perinens Hütte standen die beiden Verliebten still; das Nestelspiel und das Füßeln begann aufs Neue, wobei sie von ihrer Liebe sprachen. Wird der junge Bursche von dem Mädchen heimlich, ohne Bewilligung der Eltern geliebt, so kehrt er um, im Gegentheil aber schreitet er über die Kohlbeete und Düngerhaufen vor der Hütte und spricht bei den Eltern ein, die ihn ihrerseits mit den Resten ihres Mahls bewirthen.

Um 10 Uhr ist auf dem Platz des Fleckens Alles still und die ländliche Wache beginnt ihre Runde, um die Buden schließen zu lassen und die Widerspenstigen aufzugreifen.

Die Fata Morgana in der Bai von Reggio.

Reggio ist eine bedeutende Stadt, welche eine sehr schöne Lage am Faro hat, d. h. an der Italien von der Insel Sicilien scheidenden Straße von Messina, die hier einem majestätischen Flusse gleicht. Ihre Umgebung ist reich an ausgesuchten Erzeugnissen der mannichfaltigsten Art; mehrere Meilen lange Haine von Orangen-, Limonen- und Citronen-Bäumen breiten sich zu beiden Seiten der Stadt aus, die mit dem Rücken an einer großen Gebirgskette lehnt, von der zahllose, den Be-

den erfrischende und befruchtende Bäche herabströmen. Die Küste von Sicilien und eine Menge weißer Dörfer und Gebirge von höchst malerischen Formen schließen diese reizende Ansicht. Das dunkelblaue Meer, das sich in reißender Strömung durch den engen Kanal drängt, reinigt die Luft und erzeugt einen selten ausbleibenden, besonders während des heißen Sommers sehr erquickenden sanften Wind.

„Wissen Sie,“ sagt Brydone in seinen Reisen in Sicilien, in einem Schreiben an einen Freund, „daß in der Nähe dieses Platzes das außerordentlichste Phänomen in der Welt gesehen wird? Die Alten sowohl, als die Zeitgenossen haben häufig beobachtet, daß während der Sonnenhitze, wenn Meer und Luft durch Winde heftig bewegt worden waren, und dann vollkommene Windstille eintrat, gegen Tagesanbruch am Himmel gerade über der Straße eine große Menge der mannichfaltigsten und seltsamsten Gestalten erscheint, von denen einige stille stehen und andere sich mit großer Schnelligkeit hin und her bewegen. Diese Gestalten werden, je mehr der Tag anbricht, immer luftiger, bis sie endlich einige Zeit vor Sonnenaufgang gänzlich verschwinden.“

Dieses Phänomen, von dem der Reisende hier nur eine sehr mangelhafte Beschreibung gibt, wird Fata Morgana genannt, ein nicht unpassender Name, wenn man die magische, zauberhafte Wirkung desselben in Erwägung zieht. Nachdem der Reisende noch bemerkt, daß die Naturforscher des Landes in Verlegenheit seyen, die Ursachen dieser Erscheinung zu erklären, fährt er fort: „Einige glauben, sie einer ungewöhnlichen Refraction oder Reflexion der Lichtstrahlen vom Wasser der Straße zuschreiben zu müssen, das, da es zu dieser Zeit eine Menge von Wirbeln und Strudeln bildete, auch an jedem Medium, von dem die sich im Wasser brechenden Lichtstrahlen zurückgeworfen werden, die verschiedenartigsten Erscheinungen erzeugen müsse.“ Dieser sehr ungenügenden Erklärung stimmt Brydone nicht bei, und versucht deßhalb eine eigene Theorie. Er glaubt nämlich, daß diese Erscheinung ihrer Natur nach einige Aehnlichkeit mit dem Nordlicht habe, und daß sie von elektrischen Ursachen herrühre. „Elektrische Dünste,“ sagt er, „werden in diesem Vaterland der Vulkane in größerer Masse erzeugt, als irgend anderswo. Da die Luft stark mit solchen Dünsten geschwängert, zwischen zwei Gebirgsketten eingeschlossen ist, und von unten auf durch die heftige Strömung und das Wirbeln des Wassers bewegt wird, sollte man da nicht annehmen können, daß sie mannichfaltige Erscheinungen hervorbringen könne?“ Diese Erklärung ist sehr unbestimmt, und Mazzi, Angelucci und andere eingeborne Schriftsteller sind in dieser Hinsicht nicht viel deutlicher. Sie sagen, daß um die Erscheinung hervorzubringen, eine vollkommene Windstille nöthig sey; daß die außergewöhnliche Strömung der Straße aufhören und der Wasserspiegel sich über seine gewöhnliche Höhe erheben müsse: daß dieß ferner zu einer Tageszeit stattfinden müsse, wo alle Gegenstände am Ufer sich in kolossalen Formen im Meer abspiegeln, daß dann der wellenförmig bewegte Meeresspiegel Facetten bilde, die alle jene Bilder in tausend verschiedenen Gestalten zurückwerfen, und sey nun zu jener Zeit die Luft mit elektrischen Dünsten angefüllt, so spiegelten sich auch in ihr jene mannichfaltigen Gegenstände ab.

Eine wissenschaftlichere Erklärung versuchte im Jahre 1775 Antonio Minasi, ein Dominikanermönch, der seinen Lesern erzählt, daß er das Phänomen dreimal zu verschiedenen Zeiten sah, und es so schön gefunden habe, daß er es auch der prachtvollsten theatralischen Vorstellung vorziehe. „Wenn,“ sagt er, „die aufgehende Sonne von dem Punkt aus scheint, wo ihre auf die Bai von Reggio fallenden Strahlen einen Winkel von ungefähr 45° bilden; wenn ferner der Wasserspiegel weder durch den Wind, noch durch die Strömung aufgeregt wird, und der Beschauer auf einer Anhöhe der Stadt, mit dem Rücken nach der Sonne und dem Gesicht nach dem Meer zu steht, so sieht er plötzlich im Wasser, wie in einem katoptrischen Theater, eine Menge der mannichfaltigsten Gegenstände, z. B. zahllose Reihen von Pfeilern, Bögen, regelmäßig gezeichnete Festungen, hohe Thürme, herrliche Paläste mit Balkonen und Fenstern, lange Alleen von Bäumen, schöne Ebenen mit Heerden bedeckt u. s. w., alle in natürlichen Farben und der jedem Gegenstand eigenthümlichen Bewegung, die sämmtlich während der kurzen Zeit, daß die oben erwähnten Ursachen bestehen, in schneller Folge längs dem Meeresspiegel vorüberziehen. Wenn nun, bei den beschriebenen Umständen, die Atmosphäre stark mit Dünsten erfüllt ist, die weder von dem Wind zerstreut, noch von der Sonne verdünnt werden, so sieht man auf diesen Dünsten, die sich gleich einem Vorhang von ungefähr 30 Palmen Höhe längs des Kanals fast bis in das Meer hinab ausdehnen, jene Erscheinungen von der Oberfläche des Wassers nicht nur zurückgeworfen, sondern auch in der Luft erscheinen, wo jedoch die Umrisse nicht so bestimmt heraustreten als im Wasser. Wenn dagegen die Luft mit einem leichten Nebel erfüllt und undurchsichtig, zu gleicher Zeit aber auch thauig und zu Bildung eines Regenbogens geeignet ist, dann erscheinen die Gegenstände nur auf dem Wasserspiegel, und zwar lebhaft blau, roth und grün, und mit den andern prismatischen Farben gefärbt oder gesäumt.“

Wenn dieses letztere, selten vorkommende Phänomen zu sehen ist, so jauchzt ihm das Volk zu, läuft an das Meer hinab, klatscht in die Hände und ruft „Morgana! Morgana! Fata Morgana!“ Der Dominikaner sagt in seiner Erklärung: das Meer in der Straße von Messina gleiche einem großen abwärts geneigten Spiegel; die abwechselnd hin und wieder zurückfließende Strömung dauere jedesmal sechs Stunden, und sey stets von einer entgegengesetzten, längs des Ufers gehenden, ungefähr anderthalb Meilen langen Strömung begleitet, wo sich, besonders zur Zeit des Wechsels der Richtung derselben, durch das Zurückschlagen des Wassers viele Wirbel und andere Unebenheiten bilden, und daß die Fata Morgana gewöhnlich zu dieser Zeit sichtbar werde. Er gibt dann den zu Erzeugung von hohem Wasser bald nach Aufgang der Sonne erforderlichen Stand der Sonne und des Mondes, und die andern zu Bildung dieser schönen Erscheinung nöthigen Umstände an.

Minasi sucht ferner die Fata Morgana aus einer Krümmung des Meeresspiegels und den verschiedenen durch das zurückschlagende Wasser auf ihm sich bildenden Flächen zu erklären. Die Luftspiegelung schreibt er den salzigen und andern in der Luft schwebenden Ausdünstungen zu, allein hier ist seine Erklärung nichts weniger als deutlich und überzeugend. Er behauptet übrigens, was auch einleuchtend ist, daß alle durch die Fata Morgana zur Schau gestellten Bilder von wirklichen, am Ufer befindlichen und nach allen Richtungen hin endlos reflektirten, vergrößerten, durch einander gemischten und vervielfältigten Gegenständen herrühren.

Ein Schriftsteller, der in Nicholsons wissenschaftlichem Journal die Abhandlung des Dominikaners bekannt macht, schließt aus dessen Bericht über diese Erscheinung: daß durch die Gestalt und Lage des Faro von Messina die südliche Strömung, an deren Ende die Fata Morgana sehr wahrscheinlich sich bilden, durch das vorspringende Land dergestalt gedämmt wird, daß eine bedeutende Masse Wasser längs des Ufers wieder zurückfließt; daß wahrscheinlich dieselbe Küste geeignet sey, während der Südwinde die Richtung der niedern Luftströmung auf ähnliche Weise zu ändern, oder daß das Land eine Art Bassin bilde, in welchem die niedere Luft ruhig werde und ihre Bewegung verliere; daß die Morgana verkehrte Bilder unterhalb der wirklichen Gegenstände zeige, und daß diese verkehrten Bilder sowohl zur Seite als auch senkrecht sich vervielfältigen; daß die Luftbilder nicht verkehrt, wohl aber höher als die am Ufer befindlichen wirklichen Gegenstände erscheinen; daß die prismatischen Farbensäume durch die fallenden Dünste erzeugt werden, und nach den Regeln der Refraktion zu erklären sind; daß es wahrscheinlicher sey, daß diese magischen Erscheinungen eher vom ruhigen Meer und einer oder mehreren auf einander liegenden Luftschichten von verschiedener Refraktions- und Reflexionskraft hervorgebracht worden, als, wie der Mönch glaubt, durch eine plötzliche Veränderung des Wasserspiegels, mit deren Gesetzen wir besser bekannt sind, als mit denen in der Atmosphäre, und daß endlich die senkrechten Vervielfältigungen sich aus der Glätte des Wasserspiegels erklären lassen, daß aber die zur Seite von reflektirenden oder refrangirenden Flächen der Dünste herrühren müßten, die sich freilich eben so schwer annehmen lassen, als jene, die man dem Wasser zuschrieb.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß, obschon die Erscheinung aus natürlichen Ursachen erklärt werden kann, dennoch rücksichtlich der Art und Weise, wie einige der Wirkungen hervorgebracht werden, noch Manches dunkel ist. Man darf sich indeß hierüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die Fata Morgana in vollkommenem Zustand, d. h. wenn die Bilder in der Luft und im Wasser erscheinen, nur selten, und dann nur auf sehr kurze Zeit sichtbar ist, und daß die Bewohner des Orts, wo sie zu erscheinen pflegt, in der Naturlehre durchaus nicht bewandert sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 365. 31 December 1833.

Irland.

(Nach Baron d'Haussez.)

4. Eigenthumsverhältnisse.

(Schluß.)

Arme.

Irland ist bevölkert mit Armen, die Wohlhabenheit ist ein Zustand der Ausnahme, der sich auf eine kleine Zahl von Familien erstreckt, im Vergleich zu denjenigen, die in völliger Entbehrung darben. Die einzige Erleichterung, die ein hier viel weiter als in irgend einem Lande gehendes Elend findet, liegt darin, daß dieser Zustand der allgemeine, der der ganzen Nation geworden ist, und daß somit diejenigen, welche leiden, keine ihr Schicksal erschwerende Vergleichung anstellen können. Irland hat nicht wie England eine Armentaxe; die öffentliche Mildthätigkeit übernimmt allein die Sorge, die Bedürfnisse der Nothleidenden nach ihren Kräften zu befriedigen; Entbehrungen thun das Uebrige. Groß, ungeheuer ist ihre Arbeit! die Dinge sind indessen auf einen solchen Punkt gekommen, daß sie unmöglich länger so bleiben können. Das erste Hülfsmittel, an das Philanthropen dachten, bestand in der Einführung eines ähnlichen Systems wie das englische ist; wenn man jedoch die Resultate desselben beurtheilt, so dürfte man nicht sehr geneigt seyn, dieser Meinung zu folgen. Die Armentaxe, troz ihres ungeheuern Betrags, erreicht nur sehr unvollkommen ihren Zweck; die eigentlichste Wirkung derselben ist, die Trägheit zu ermuthigen, von Seite der Armen neue Bedürfnisse zu erschaffen, und bei ihnen eine Sorglosigkeit wegen der Zukunft zu erzeugen, welche nur ungünstig auf ihre moralischen Eigenschaften wirken kann. Mit diesem Gesetze sind Bedingungen verknüpft, die sich mit der Freiheit, deren England sich so gern rühmt, schlecht vertragen; und dabei ist das Loos der Armen vergleichungsweise in diesem Lande weit unglücklicher als anderwärts. In Frankreich besteht kein andres Armengesetz als das ziemlich nachlässig vollzogene Verbot der Bettelei. Man glaubte mit Recht, daß die Religion und Humanität mehr und Besseres vollbringen würden als das Gesetz, weil sie mit mehr Einsicht und Theilnahme zu Werke gingen. Die Form der Beiträge wechselt daher ins Unendliche je nach den Gewohnheiten und den Hülfsquellen der Lokalitäten. Man deckt die Ausgaben durch eine freiwillige Subskription, auf die man um so leichter eingeht, als man seiner Verpflichtung sich in Waaren entledigen kann, und ein Jeder daran Theil nimmt im Verhältniß der Möglichkeit, womit er sein Versprechen erfüllen kann. Wenn in Irland die arme Bevölkerung zahlreich ist, so gibt es dafür auch ungeheure, unbebaute Strecken Landes. Wenn man nun zur Kultur eines jezt werthlosen Bodens die unbeschäftigten Hände verwendete, wenn man ihren Beistand zu Hülfe nähme, um dem Ungenügenden des Arbeitsprodukts nachzuhelfen, so würde viel Elend sich erleichtert fühlen. Würde man in Irland statt die Armentaxe einzuführen, welche, wegen des Mißverhältnisses der Hülfsquellen und der Bedürfnisse, auf zahlreiche und große Hindernisse stoßen würde, von den so eben besprochenen Mitteln Gebrauch machen, so würde der Vortheil dabei um so größer seyn, als man mit einer Menschenklasse zu thun hat, die verhältnißmäßig viel unglücklicher, sowohl durch die Noth wie durch Gewohnheit viel nüchterner wäre als jene von England. Einige Erdäpfel zur Nahrung einer armen irländischen Familie hinzugefügt, würden hinreichend seyn, ihr Loos zu verbessern; der Anbau eines verwahrlosten Stückchen Landes würde sie mit der Arbeit befreunden, und fügte man zu diesen geringen Wohlthaten die Bedingung einer guten Aufführung und die Erfüllung religiöser Pflichten, so würde man den moralischen Zustand dieser so herabgewürdigten Klasse der Gesellschaft wesentlich verbessern.

Auswanderung.

Um dem schrecklichen Loose, das sie in ihrem Vaterlande verfolgt, zu entgehen, wandert eine große Anzahl irländischer Familien aus. Sie vereinigen die schwachen Hülfsmittel, die sie ihrem Elende erpressen können, und bezahlen damit die Kosten ihrer Ueberfahrt nach Amerika. Hier erwarten sie neue Entbehrungen, selbst eine Art von Sklaverei: denn um zu leben, um Ländereien und die Mittel sich dort niederzulassen, zu erhalten, müssen sie ihre Arbeit, die Freiheit von mehreren Jahren verpfänden. Man wird vielleicht der Anstrengung erliegen, aber der Tod wird nicht durch den Hunger herbeigeführt werden; er wird weniger langsam, weniger schrecklich seyn, und eine glücklichere Zukunft als jene bedrohliche im Vaterlande wird den Gliedern der überlebenden Familie vorbehalten bleiben. Auch England erhält seinen guten Theil von dieser Auswanderung; jedes Jahr strömen Tausende von Irländern dahin, um sich unter die ohnehin schon so zahlreichen Arbeitsleute, die seine Verlegenheit ausmachen, zu mischen. Sie bringen

kräftige Arme mit, welche häufig von einer nützlichen Beschäftigung durch die vom unmäßigen Genusse des Gin erhitzten Köpfe abgewendet werden; überall sieht man sie, wo es Arbeit oder Unordnung gibt; sie mischen sich in alle Werkstätten und in alle Streitigkeiten, gleicherweise zur einen wie zur andern aufgelegt, allenthalben unruhig und unbequem. Diese Eigenschaften verhindern häufig, daß sie Beschäftigung finden, wodurch die Ursachen ihres großen Elendes nur vermehrt werden.

Ueber den englischen Buchhandel.

(Schluß.)

Der hohe Preis der englischen Bücher, und das allgemeine Bedürfniß derselben, machen dieß besonders für öffentliche Bibliotheken, welche meistens einige Jahre abwarten können, um den besten Zeitpunkt zu treffen, zu einem Gegenstand von bedeutender Wichtigkeit. Uebrigens geht die Zeit der hohen Bücherpreise in England ihrem Ende entgegen, alle Lebensbedürfnisse fallen in einem solchen Maße, daß die bisherigen Preise der Bücher in keinem Verhältnisse mehr dazu stehen, die Zahl der Leser nimmt zu, und die Reichthümer der großen Familien nehmen ab; diese neuen Verhältnisse haben schon angefangen ihre Wirkung zu äußern, und sie zeigt sich in der Menge wohlfeiler Bücher, die auf einen großen Verschluß berechnet sind. Doch geht die Reform langsamer von Statten als in andern Handelszweigen, die Gewohnheit der Verkäufer und Käufer hielt die alten Preise noch in vielen Fällen aufrecht, aber die Basis ist erschüttert, und es ist vorauszusehen, daß ein eben so heftiges Fieber für wohlfeile Ausgaben erfolgen wird, als das für theure gewesen war. Es gibt jedoch zwei Gründe, welche sich dieser Tendenz entgegensetzen, der eine liegt in den Steuern auf Papier und Anzeigen, der andere in dem unverhältnißmäßigen Rabbat, der dem Detailbuchhändler gegeben wird. Die Auflage auf Papier beträgt drei Pence per Pfund, d. h. etwa 25 Prozent, was für die Kosten des ganzen Drucks etwa 10 Prozent beträgt; die Steuer auf Anzeigen betrug früher 3½ Schilling für jede Anzeige, und die Kosten für Avertissements eines Bandes beliefen sich auf 30 bis 40 Pf. für jedes Werk. Gegenwärtig sind sie auf die Hälfte herabgesetzt, was jedoch noch immer eine höchst drückende und schlecht berechnete Auflage ist. Die zweite und weit bedeutendere Ursache des hohen Preises der Bücher liegt in dem unverhältnißmäßigen Rabbat, den der Verleger dem Detailbuchhändler gibt. In England schickt der Verleger nicht wie in Deutschland Exemplare des Werkes zur Einsicht an den Detailhändler, sondern einige Tage vor der Erscheinung läßt er eine Notiz cirkuliren, und die Detailbuchhändler bestimmen die Zahl der Exemplare, die sie nehmen wollen. Exemplare, welche die Detailbuchhändler nach der Erscheinung nehmen, werden ihnen etwas höher berechnet; es ist vielleicht am leichtesten durch ein Beispiel das System klar zu machen. Babbage in seinem Werk über Oekonomie der Maschinen hat die Kosten seines Werks und die Art, wie sich der vom Käufer bezahlte Preis vertheilt, angegeben; das Buch ist ein Duodezband von 392 Seiten und wurde zu 3000 Exemplaren abgezogen.

Druckkosten per Exemplar	1 Sch.	5 Pence
Auflage	0 —	4 —
Cartonniren	0 —	6 —
Gesammtkosten	2 —	3 —
Subskriptionspreis für Buchhändler	4 —	2 —
Buchhändlerpreis später	4 —	6 —
Verkaufspreis	6 —	0 —

Dieser Rabbat ist für Detailbuchhändler in London, die keine Transportkosten haben, und deren Operationen wenig Kapital erfordern, viel zu hoch, und es fanden sich daher bald eine große Menge unter ihnen, welche anfingen sich mit geringerem Gewinn zu begnügen, und ihren Kunden 20 Prozent Rabbat gaben; dagegen lehnten sich die Verleger auf, und 12 der größten Buchhandlungen bildeten eine Verbindung, in der sie sich anheischig machten mit keinem Detailbuchhändler, der seinen Kunden mehr als 10 Prozent Rabbat gebe, Geschäfte zu machen. Sie haben nach und nach 2400 Buchhändler gezwungen, diese Bedingungen zu unterschreiben, einige, welche nicht unterschreiben wollten, wurden exkommunicirt und ruinirt. Man sollte glauben, daß die Verleger eher ein Interesse hätten, daß der Detailbuchhändler so wohlfeil als möglich verkaufe; aber da sie selbst Detailhandlungen von großer Ausdehnung besitzen, so fanden sie bald, daß das Publikum diese verließ, um bei den wohlfeileren Handlungen zu kaufen, daher ihr Eifer und Interesse, diese monströse Verbindung gegen das Publikum aufrecht zu halten. Dieses System geht jedoch seinem Ende eben so schnell als das der hohen Preise entgegen. In einem Lande, wo Kapitalien in solchem Ueberfluß zu haben sind, ist es unmöglich, daß ein besonderer Handelszweig lange durch ein Monopolsystem einen Profit sichern kann, der den gewöhnlichen Handelsgewinn übersteigt, und das Zuströmen neuer Kapitalien in einen solchen Handelszweig zwingt bald die Monopolisten ihre Preise herabzusetzen. Es ist daher vorauszusehen, daß die Preise der englischen Bücher fortfahren werden zu fallen, und bei der Vollkommenheit der mechanischen Prozesse ist nicht unwahrscheinlich, daß sie in einiger Zeit eben so wohlfeil oder wohlfeiler als Bücher auf dem Kontinent seyn werden.

Die Musik der Ashantees.*)

Die rohe Musik der Ashantees läßt sich freilich nicht nach den gewöhnlichen Regeln der Kunst beurtheilen, indeß sind ihre Weisen dennoch lebhaft und angenehm. Ihre Instrumente, einzeln gehört, geben zwar eben keine melodischen Töne von sich, allein mehrere zusammen bringen dennoch zuweilen eine überraschende Wirkung hervor. Ihre Flöte besteht aus einem langen, hohlen, nur mit drei Löchern versehenen Schilfrohr. Der Ton ist stets schwach, allein wenn mehrere Musiker dieses Instrument zu gleicher Zeit blasen, so wissen sie die Töne auf eine angenehme Weise zu moduliren; man hört oft Terzen, aber nur selten Quarten. Die Neger dieses Landes geben vor, mittelst ihrer Flöten eine ganze Unterredung führen zu können, und Jemand, der sich in Accra aufgehalten hatte, versicherte mich, solche Unterredungen gehört und auch die Erklärung derselben erhalten zu haben.

Der Sanko besonders ist es, auf dem sie die Mannichfaltigkeit ihrer musikalischen Talente entwickeln, und die Ashantees stehen in dem Ruf, dieses Instrument mit größerer Fertigkeit als alle ihre Nachbarn

*) Aus dem Bericht über eine Reise in das Land der Ashantees, unternommen in dem Jahre 1817, auf Kosten der englisch-afrikanischen Kompagnie von Herrn Bowdich.

zu spielen. Der Sanko besteht aus einem schmalen, hohlen, mit Alligator- oder Antilopen-Haut überzogenen Stück Holz. An dem einen Ende desselben erhebt sich ein Steg, von dem acht Saiten auslaufen, die sich auf einem langen Hals am andern Ende vereinigen, der mit tiefen Einschnitten versehen ist, in welche sie die Saiten eindrücken und wieder loslassen, je nachdem sie hohe oder tiefe Töne hervorbringen wollen. Die höchste Saite entspricht unserm Ut oder C unterhalb der Linie des Sol- oder G-Schlüssels; die tiefste Saite gibt die untere Oktave davon an. Die übrigen Saiten sind zuweilen nach der Tonleiter, oft aber auch nach halben oder gemischten Tönen gestimmt, denn die Ashantee's sind noch nicht ausgebildet genug, um den Akkord nach festen Regeln zu bestimmen, und es ist oft der Zufall allein, von dem sie sich leiten lassen.

Sehr oft versuchte ich es, sie zu überzeugen, daß sie heute nicht aus demselben Tone spielten, aus dem sie gestern gespielt hätten, aber ihre Antwort war stets: „Ich schlage ja die nämliche Saite an, also muß es doch wohl derselbe Ton seyn.“ Die Saiten werden aus den zarten Sprossen eines Enta genannten, in ihren Wäldern sehr häufig wachsenden Baumes verfertigt. Auf diesem Instrumente werden immer nur sehr rasche Weisen gespielt, und es ist fast unmöglich auch den geschicktesten Spieler dazu zu bringen, daß er ein langsameres Tempo halte. So schnell dieses auch immer seyn mag, so wird es doch immer auf eine Weise gehalten, die um so bewundernswerther ist, als jede ihrer Weisen mit Verzierungen überladen ist. Sie besitzen eine eigene Geschicklichkeit, die Schwingung der Saiten mit dem Finger aufzuhalten, was eine sehr angenehme Wirkung auf das Gehör macht.

Das Horn bringt unter allen ihren Instrumenten den stärksten Ton hervor. Es ist meist sehr groß, aus dem Fangzahn eines Elephanten verfertigt, und da es wie eine Flöte abgetheilt ist, so macht es eine kriegerische und imposante Wirkung. Die höheren Anführer haben für ihre Hörner eigene Weisen, denen kurze Phrasen angepaßt sind, welche die Ashantees so gut kennen, daß der erste, dem man begegnet, sie auf Befragen sogleich wiederholt, wenn auch die Hörner weit entfernt sind. Diese Worte sind gewöhnlich eben so charakteristisch, als die Weise, welche sie begleiten, und besonders in Schlachten von Nutzen. Die Trompeter des Königs begeben sich jeden Abend auf den Marktplatz, wo sie eine höchst originelle Weise spielen, deren Sinn ist: „Der König Sai dankt allen Häuptlingen und seinem ganzen Volke für heute.“

Der Bentua ist ein gekrümmter Stab in Form eines Bogens, an welchem quer durch ein Stück dünnes und gespaltetes Schilf angebracht und an dem einen Ende befestigt ist, welches derjenige, der das Instrument spielt, zwischen den Lippen hält und mit einem kleinen Stabe schlägt, während er mit einem größern von Zeit zu Zeit das andere Ende berührt. Man spielt auf diesem Instrument nur muntere Weisen, und die verschiedenen Töne werden durch die Lippen hervorgebracht. Die Bewohner von Mosie, Malloua, Bornu und andern Ländern im Innern haben eine Art gearbeiteter Geige, deren Kasten aus einer Kalebasse besteht, deren oberer Theil mit einem an zwei Stellen durchstochenen Fell bespannt ist, um dem Ton Durchgang zu verschaffen. Die Saiten, oder vielmehr die Saite, ist aus Kuhhaaren verfertigt, und eben so dick als die des Bogens, dessen sie sich bedienen, und der so ziemlich einem Geigenbogen gleicht. Wenn sie dieses Instrument spielen, so machen sie Grimassen gleich einem italienischen Buffo, und singen gewöhnlich dazu.

Der Umputhua ist ein an dem einen Ende offenes Instrument; über zwei flache Stege laufen fünf gekrümmte, sehr dünne und glatte Stäbchen, welche stark mit dem Daumen geschlagen werden. Die Ashantees haben auch ein dem Dudelsack ähnliches Instrument, dessen Ton jedoch kaum hörbar ist. Ihre übrigen Musikinstrumente verdienen kaum diesen Namen; es sind dieß Trommeln, Gongons, Kastagnetten, ja sogar alte kupferne Pfannen.

Die Trommeln werden aus hohlen Baumstämmen verfertigt, und oft mit vieler Kunst ausgearbeitet; sie sind fast immer an dem einen Ende offen und von verschiedener Größe. Jene, welche mit gemeinem Fell, das heißt mit jedem andern, außer dem Fell eines Leoparden bespannt sind, werden mit gekrümmten Stäben geschlagen. Die größere trägt ein Mann auf dem Kopf, und hinter ihm gehen einer oder mehrere, welche die Trommel schlagen. Die kleinsten werden um den Hals gehängt oder auf den Boden gestellt. Im letztern Falle schlägt man sie mit den Fingern, worin die Neger sehr geübt sind. Um die mit Leopardenfell bespannten zu schlagen, bedient man sich nur zweier Finger, mit denen man das Instrument wie ein Tambourin behandelt, doch ist der Ton viel stärker.

Die Gongons bestehen aus hohlem Eisen und werden mit Stäben von demselben Metalle geschlagen. Die Kastagnetten sind ebenfalls von Eisen. Sie haben auch Kürbisse, denen sie den Stiel als Handhebe lassen, und in welche sie Steine und Muscheln thun. Die Grimassen, mit denen sie das Instrument in Bewegung setzen, sind belustigender als der Ton desselben.

Der Gesang ist meist nur eine Art Recitativ, und die einzige Musikübung, an der die Frauen Theil nehmen. Sie bilden Chöre, und beim Begräbniß einer Frau stimmen sie den Todtengesang an. Die Pirognenführer haben ihre eigenen Weisen, die dem Kirchengesang ähneln; sie überlassen sich aber stets der Eingebung des Augenblicks, und es würde schwer seyn, ihren Gesang zu behalten.

Die Musik der Einwohner von Embungna steht weit unter der der Ashantees. Der Enchambie, das einzige Instrument, das sie besitzen, gleicht der Mandoline, hat aber nur fünf aus den Fasern der Bambuswurzel bereitete Saiten. Der Hals besteht aus fünf Bambusstücken, an welche die Saiten befestigt sind, die sich, da man sie nach Belieben anspannen oder nachlassen kann, leicht stimmen lassen, obschon die Stimmung nicht lange hält. Man spielt dieses Instrument mit beiden Händen; sein Ton ist sanft, aber schwach. An mondhellen Abenden werden unter seiner Begleitung lange Geschichten in recitirendem Tone abgesungen. Eine der gewöhnlichsten dieser Art besingt die Kunstgriffe, welche die Sonne anwendete, um vor dem von ihrem gemeinschaftlichen Vater ihr ganz gleich geschaffenen Mond den Vorzug zu erhalten.

Der Pfarrer Merino.

(Schluß.)

Ich übergehe eine Menge Thatsachen, aus denen allen die unauslöschliche Rachsucht Merino's hervorgeht, um einen Zug zu erzählen, der alle andern Handlungen im Leben dieses seltsamen Menschen Lügen zu strafen scheint. Dieser Vorfall kann so wenig, wie irgend ein anderer, den ich berichtete, in Zweifel gezogen werden. Zwanzigmal hatte ich die Beweise davon in der Hand, und so außerordentlich die Sache scheint, so ist sie doch ganz unwidersprechlich wahr. Wer hat nicht von dem tapfern und unsterblichen Empecinado gehört. Wie seltsam! Niemand zeigte sich so geneigt, ihn zu retten, trotz der Verschiedenheit ihrer Meinungen, als Merino, dieser in seinem Hasse unversöhnliche, in seiner Rache schreckliche Mensch. Hätte er über 1000 Mann verfügen können, so lebte Empecinado wahrscheinlich noch. Nachstehendes ist der Brief, den Merino an einen Kanonikus von Valladolid, desselben Namens, und an einen der Richter der Sala del crimen in derselben Stadt, Namens Romero, schrieb. Wir bedauern, denjenigen nicht mittheilen zu können, den er an Generalkapitän O'Donnel richtete: das wäre noch ein sehr merkwürdiges Dokument.

Mein Herr!

Ich glaubte, der königliche Gerichtshof zu Valladolid und sein Präsident der Generalkapitän O'Donnel hätten, um sich Gehorsam zu verschaffen, nur die Allmacht der Gesetze nothwendig, ich sehe jetzt, daß ich mich getäuscht habe. Ist es möglich, daß der Sohn des Generals O'Donnel an der Spitze von 2000 Mann und sechs Kanonen nicht den Muth hatte, sich Roa's, seines Corregidors Valdenebro und Empecinado's selbst zu bemächtigen? *)

Und das sind Soldaten! Sind sie die verkappten Mitschuldigen des Todes, den man einem unglücklichen General bereitet, dessen sie sich entledigen wollen, um ihre Wuth zu sättigen? Was sind die Verbrechen dieses Generals? Wenn er deren begangen hat, so hat Niemand das Recht, sich darüber zu beklagen, als ich. Er war mein Verfolger, aber ich erinnere mich, daß er früher mein Freund war. Er hat die Waffen

---

*) Empecinado war Gefangener zu Roa und der königliche Gerichtshof von Valladolid wollte die Sache vor seine Gerichtsbarkeit ziehen; dann wäre er gerettet gewesen. Allein der Corregidor Valdenebro wollte in seine Versetzung nicht willigen, und so war Empecinado verloren.

gegen mich ergriffen, aber ich weiß, daß es der König ihm befohlen hatte. Dieser Meinungskrieg ist jetzt zwischen uns zu Ende. Hätte ich ihn mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, so würde ich ihn haben erschießen lassen. Sobald er aber den Paß des Königs erhalten hat, um sicher in seine Heimath zurückzukehren, so ist die Art, wie man ihn behandelt, eine Abscheulichkeit; sie ist eine Feigheit von Seite des königlichen Gerichtshofes, der nicht den Muth hat, ihn den Händen eines Corregidors, des verächtlichsten Menschen, zu entreißen. Wie! Valdenebro ist der Richter Empecinado's! Valdenebro, der die edelsten Häupter Castiliens an Joseph verkaufte! Valdenebro, den Empecinado im Jahre 1810 gefangen nahm und ihm edelmüthig das Leben schenkte. Der Elende! Mit dem Schaffot will er diesen Edelmuth belohnen!

Mein Herr! Sie sind vielleicht über meine Sprache erstaunt; Sie fragen sich, wie Merino so leicht verzeihen kann; nein, mein Herr, ich verzeihe niemals. Mein Haß beherrscht mich despotisch; ich muß mich um jeden Preis an meinen Feinden rächen. Aber wissen Sie, wer meine Feinde sind? Wissen Sie es? .... Ich kenne ihrer etwa dreißig. Es sind die Verräther an ihrem Vaterlande. Dieser Valdenebro und alle seine Genossen, die uns verrathen haben, die sich zur elenden Rolle von Spionen gegen ihre Landsleute erniedrigten, und doch wieder zur Gewalt gelangt sind! Das sind meine Feinde, und Empecinado ist nicht unter ihnen. Und warum sollte ich unthätig bleiben, wenn ich das Schicksal Spaniens den Feigen anvertraut sehe, die uns verkauft haben? Nein, die Regierung des Königs muß einen andern Weg einschlagen und sich auf andere Arme verlassen, oder ich ergreife wieder die Waffen. In dieser Absicht schreibe ich heute noch an den Generalkapitän O'Donnel. Ich verlange von ihm überdieß die Ermächtigung, den Prozeß Empecinado's von dem jetzigen Gerichte zurück zu verlangen, und wenn er mir es gestattet, so wird es mir Freude machen, mit diesem unverschämten Valdenebro zu thun zu haben. Machen Sie meinen Brief bekannt. Ich fürchte Niemand; im Gegentheil, man soll wissen, daß so lange ich lebe, die elenden Helfershelfer Josephs nur Demüthigung und Verderben zu gewarten haben. So lange sie am Ruder sind, werde ich mein Land aufregen.

Merino.

Nach drei Tagen wurde dieser Brief öffentlich bekannt gemacht, so wie der, den er an den Obergeneral O'Donnel schrieb. Bald berief der König Merino zu sich, um ihm Erklärung abzuverlangen. Merino, der sich mit Niemand, selbst nicht mit dem König genirte, ließ acht Tage auf sich warten. Man muß nämlich wissen, daß Merino sich niemals der Diligence oder irgend einer Postchaise bedient. Er reist wie ein wahrer Räuber. Ein gutes Pferd, gute Pistolen, ein guter Musketon, ein guter Säbel und ein Bedienter, das ist Alles. Als er endlich nach Madrid kam, quartirte er sich in der Straße del Calvario Nr. 58 ein. Am folgenden Tage ging er nach dem Palast und verlangte den König zu sprechen. Nach einigen Augenblicken kam ein Bedienter, um ihm zu sagen, er möchte sich an den Minister wenden. Merino schäumte vor Wuth; indessen ging er doch zum Minister, der ihn glücklicherweise sehr rücksichtsvoll empfing, und ihm in gemäßigten Ausdrücken bemerklich machte, wie unangenehm dem König die Art gewesen sey, womit er sich in der Sache Empecinado's aussprach. Merino antwortete bloß: „Führen Sie mich zum König." Als er bei Ferdinand erschien, begnügte sich dieser ihm zu bemerken: „Merino, man hat mir gesagt, Du wollest Dich meiner Regierung widersetzen." Damals gab Merino nachstehende Antwort, die nachher sehr oft von dem Günstling des Königs Meras wiederholt wurde: „Sire, die Jahrbücher zweier Epochen beweisen meine Hingebung für Eure Majestät, aber ich werde die Waffen wieder ergreifen, um ihre Feinde zu vernichten." — „Und wer sind meine Feinde?" fragte der König. „Die Meinigen, Sire, die Josephinos; wenn diese am Ruder bleiben, so lassen Sie mich hängen, oder ich empöre mich." Der König machte ihm ein Zeichen, sich zu entfernen, und wandte ihm den Rücken zu. Zu Hause angelangt, fand Merino den Befehl vor, als Gefangener in Madrid zu bleiben. Er blieb vier Monate daselbst, ritt jeden Tag aus mit vier seiner Gefährten, Alle gekleidet wie Räuber, und zog über den Platz del Oriente vor dem Palaste des Königs vorüber, gleichsam um ihm zu verstehen zu geben, daß er im Begriff stehe, sein Versprechen zu erfüllen.

Vermischte Nachrichten.

Kürzlich wurde zu Autun (Augustodunum) in der Altstadt zufälligerweise eine für die Archäologen wichtige Entdeckung gemacht. In einem Garten außerhalb der Mauern fand man auf einem ziemlich gut erhaltenen Mosaik ein gravirtes Medaillon von Agath, auf dem ein mit Lorbeeren umgebener Kopf ist. Einige glauben Tibers, Andere der Nero's; das erste ist jedoch wahrscheinlicher. Der Kopf ist im schönsten Style und ausnehmend fein gearbeitet; die Politur des Steins ist so, daß man glauben sollte, er sey eben aus den Händen des Künstlers hervorgegangen. Dieser Stein von ovaler Form ist grün, mit weißen und schwarzen Adern, und hat 16''' Höhe und 1'' Breite. Der Umriß beweist, daß er zu dem berühmten Ringe Tibers gehörte, den die Alterthumsforscher bisher vergeblich suchten.

*

In einer der letzten Sitzungen der geographischen Gesellschaft in London stattete Lieutenant Burnes mündlich einen umständlichen Bericht über die Reise ab, welche er mit Dr. Gerard über Dehli, Lahur, das Pendschab, durch Pischaur und Cabul über den Hindukosch nach Balkh, Samarkand und Bokhara unternommen hatte. Seinen Rückweg nahm er über die große Wüste von Khorassan nach Astrabad, von da über Tehran, Ispahan und Schiras nach Buschehr am persischen Meerbusen, wo er sich nach Bombay einschiffte. Die Reise wurde unter der Sanktion, und wie es scheint auf Kosten der ostindischen Kompagnie unternommen, weßhalb man glaubte, die Details der Reise würden geheim gehalten werden; indeß hat das Asiatic-Journal schon Bruchstücke daraus mitgetheilt (siehe Ausland 1833. 1201 und 1206), und Lieutenant Burnes selbst drückte vor der geographischen Gesellschaft seine Hoffnung aus, daß die Direktoren ihm die Bekanntmachung seiner Reise gestatten würden. Es ist bemerkenswerth, daß Lieutenant Burnes dem Zuge Alexanders folgte; auch besitzt er mehrere griechische und baktrische Münzen, die er auf seiner Reise sammelte.

*

Vor etwa 20 Jahren kam ein schon bejahrter Grieche, Namens Demetrius Galanos, in Benares an, wo er sich dem Studium der Sanskritliteratur widmen wollte. Er war einer der wenigen Europäer, die je im Innern der Stadt gewohnt haben. Man hielt ihn Anfangs für einen politischen Agenten, aber die Behörde überzeugte sich bald, daß sein angeblicher Zweck der wirkliche seines Aufenthaltes sey. Er widmete sich seinen Studien mit unausgesetztem Eifer, und machte mit Hülfe der Braminen trotz seines vorgerückten Alters bedeutende Fortschritte. Er übersetzte eine große Menge von Werken aus dem Sanskrit ins Griechische, ohne aber je etwas drucken zu lassen, wozu er freilich auch in Indien wenig Gelegenheit gefunden hätte. Niemand wußte, was seine weitern Plane gewesen wären, da er sich wenig in europäischer Gesellschaft zeigte. Er ist den 4 Mai 1833 in Benares in seinem 74 Jahre gestorben, und läßt eine große Menge von Handschriften, welche hoffentlich in einer europäischen Bibliothek niedergelegt werden werden, damit sie einen Herausgeber finden können. (Aus einem Privatschreiben aus Calcutta.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. le Bret.

Beilage: Alphabetisches Verzeichniß vom Monat Julius bis December 1833.